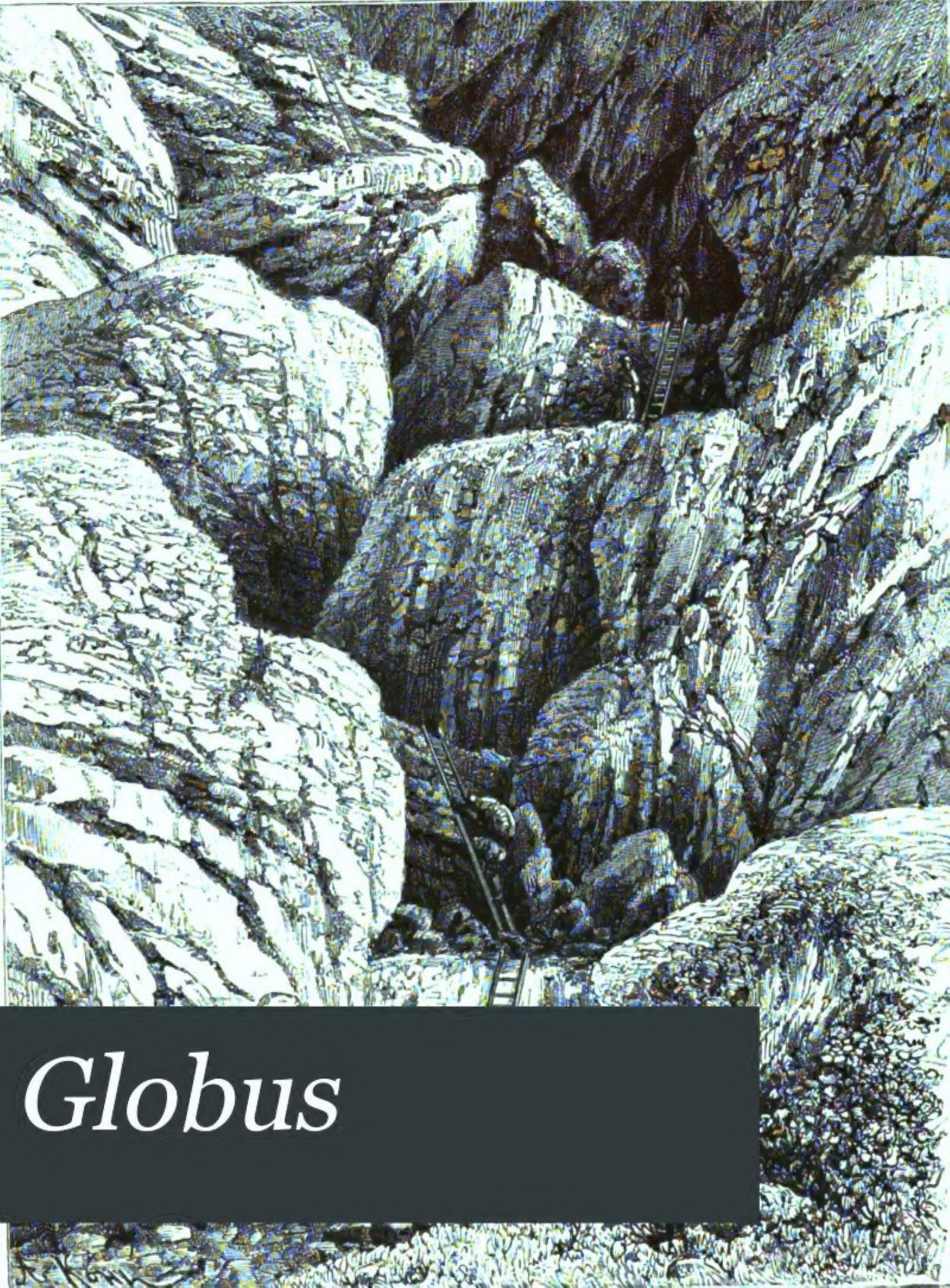
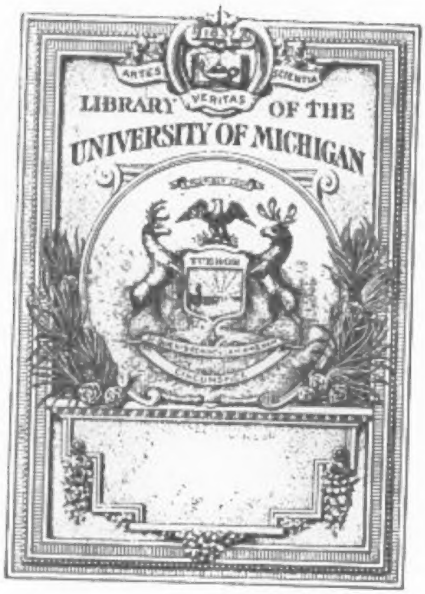


Globus



Digitized by Google

G
1
'G8

381-8.3

Digitized by Google

Globus.

XLII. Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Zweiundvierzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1882.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Das Tätowiren bei Europäern 125. Das neugeborene Kind in den Anschauungen des slavischen Volkes 348. 360. Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa 364.

Deutschland. Rückgang des polnischen Großgrundbesitzes in Posen 95. Die Anthropologenversammlung in Frankfurt a. M. 172. Das ostdeutsche Haus 249. Förderung der wissenschaftlichen Landeskunde von Deutschland 254. Neumann's Geographisches Lexikon des Deutschen Reiches 254. Orographie des Wettersteingebirges und der Mieminger Kette 272. Das Verhältniß der Konfessionen 383.

Oesterreich-Ungarn. Physikalisch-statistischer Atlas von Österreich-Ungarn 95. Umlauft's „Die österreichisch-ungarische Monarchie" 206. Die Arbeiten des Militär-geographischen Instituts 319. Der Zeidner-Berg in Siebenbürgen. Von Dr. Paul Lehmann 378.

Niederlande. Der vierte Band der Nordlandfahrten 333.

Belgien. Mecheln 6. 22. Flämische und wallonische Schädel 250.

Skandinavien. Luftspiegelungen 112. Tromholt's Nordlicht-Beobachtungen 158. Rabot's Erforschung des Svartisen 159. Die ältesten Norweger 250.

Großbritannien. Anzahl der Quäker 112. Meereskanal nach Manchester geplant 285. Bevölkerung und Besuch der Insel Man 383.

Frankreich. Auswanderung 13. Weinernten 30. Sardinenfang 112. Französisches Urtheil über deutsche Prähistoriker 224. Neue Dampferlinie nach Australien 352.

Italien. Volkszählung in Rom 14. Analphabete 175. Prähistorisches aus Rom 333.

Griechenland. Die Meteora 1. Eisenbahnbau 30. Die neue Grenze gegen die Türkei und Nationalitätsverhältnisse in Thessalien 272.

Europäische Türkei. Neue volkswirthschaftliche Studien über Konstantinopel und das anliegende Gebiet 383.

Rußland. Hebung der finländischen Küsten 14. 112. Vertheilung des Grundbesitzes im Gouvernement Ufa 14. Salz- und Fischproduktion im Gouvernement Astrachan 30. Steinkohlen-Industrie in Polen 30. Die Juden in Rußland 95. Die Staatsforsten 96. Telegraphennetz 112. Statistisches aus dem Gouvernement Sjedlez 112. Hydrographische Aufnahme des Onega-Sees 128. Der Salzberg Arzagar 128. Ausgrabungen 143. Das alte Bulgarenland 143. Schifffahrtskanal von Kronstadt nach St. Petersburg 175. Der Swir-Kanal 190. Bewässerung im Gouvernement Astrachan 206. Verunstaltung des Schädels 250. Schulen mit finischer Unterrichtssprache 304. Kanalisirung des Polesje 333. Kanal zwischen dem Onega-See und dem Weißen Meere 383.

Asien.

Russisches Asien. Sibirien. Aufhebung des westsibirischen Generalgouvernements 14. 30. Stejneger nach Kamtschatka 31. Jahrmarkt von Kurgan 112. Die Anninskischen Mineralquellen 144. Melville's Heimkehr 175. Handelsverbindung mit der Nordküste Sibiriens 190. 207. Die Zähne der Eingeborenen in Nord-Sibirien 190. Eisenlager bei Witimsk 239. F. Müller's „Unter Tungusen und Jakuten" 254. Statistik der Arginskischen Burjaten 285. Die Nächstenliebe der Jakuten 285. Die Kaufleute von Kolymsk 319. Jürgens' Lenafahrt 334. Seltenheit des Bleis 334. Trunksucht 350. Eine Reise durch Kamtschatka 365. Wilhelm Joest's Reise durch Sibirien 366.

Mittelasiatische Gebiete. Die projektirte Eisenbahn von Orenburg zum Aralsee 14. Auswanderung aus Kuldscha 48. Der Kreis Issyk-kul 96. Gedroitz über das Amu-Darja-Delta 175. Die eingewanderten Solonen und Torgouten 207. Neu-Margelan 239. Tod des Dunganenfürsten Bijanchu 350. Lessar's Reisen 367.

Kaukasischer Militärbezirk. Naphta im transkaspischen Gebiete 48. Petroleum auf der Insel Tscheleken 48. Komarow in Swanetien 96. Samurzakan und Abchasien. Nach Madame Carla Serena 177. 193. 209. 225. 241. Der zakaspische Oblast 190. Kupferminen in Kachetien 239. Ruinen von Riß 239. Eisenbahn nach Baku 285. Verfall des Gebietes von Kars 366.

Türkisches Asien. Die Meteora 17. 33. Ein Ritt durch Itsch-ili 93. 108. Das pontische Gebirge 96. Jozefowitsch' Reise 96. Der Dianatempel zu Ephesus 159. Einwanderung der Juden in Palästina 206. Prof. Hirschfeld's Reise im nordwestlichen Kleinasien 239. 319. Das heutige Syrien. Nach Lortet 257. 273. 289. 305. 321. Humann's Reise nach Angora 285. Puchstein's Reise nach dem Nimrud-Dagh 285. Haußknecht's Routen im Orient 285.

Arabien. Eine Pilgerfahrt nach Nedschd. Nach Lady Anne Blunt 81. 97. 113. 129. 145. 161. Erweiterung des britischen Gebietes in Südarabien 319. Die Juden in Südarabien 334.

Iran. Fischfang im Persischen Meerbusen 176. Angebliche Fortschritte 222. Nachtigallen 240. Das Schaktu-Thal und die Mahsud in Waziristan 254. Gasteiger Chan's Reise nach Persisch-Beludschistan 349.

Türkische Chanate. Post in Buchara 176. Regel's neue Reise nach Darwaz 207. Lessar's Reisen 1882 367.

Britisch-Indien. Die indischen Aufnahmen im Jahre 1880 bis 1881 60. Die Hindudorfgemeinschaft 250. Erdbeben-Beobachtung 319. Schriftstellerei in Assam 319. Aus- und Einfuhr von Britisch-Birma 334. Dr. Riebeck's Reisen 334. Colombo als Hafen 350.

Hinterindien. Garanger nach Ober-Birma 14. Septans' Reise gescheitert 31. Rückkehr Miklucho-Maclay's 31. Gautier bei den Mois 207. Brahmanenthum im Buddhismus. Von A. Bastian 230. Birmanische Typengießerei in Rangun 240. Deloncle's Reise nach dem Isthmus von Kra 286. Karl Bock's Reise in Siam 319. Reis nach Cochinchina 320.

China mit Vasallenstaaten. Tele-

402264

Digitized by Google

graphenbau 31. Zauber und Zauberjungen bei den Chinesen. Von E. Metzger 110. 119. Colquhoun's und Wahab's Reise durch das südliche China 190. 254. Anthropologische Messungen in Kuldscha 239. Die Sosnowski'sche Reise durch China 337. 353. 369. Der Handel in Tschugutschak 384. Aufnahme von Kuldscha 384.

Korea. Handelsvertrag mit den Vereinigten Staaten 175.

Japan. Japans wirthschaftliche Verhältnisse 48. Die Münze in Osaka 190. Oeffentliche Bibliotheken 320. Wolkenbildung am Fuji-jama 384.

Andere Inseln. Französische Reisende auf Sumatra 14. Tabakkultur auf den Philippinen 14. Dajakische Sitten und religiöse Gebräuche. Von F. Grabowski 25. 44. Die Ersteigung des Vulkans Apo auf Mindanao durch Dr. A. Schadenberg und Dr. O. Koch. Von F. Blumentritt 55. Gedebus und Sintren. Von E. Metzger 57. Der Hafen Telek-Semawe in Atjeh 96. Aufhebung der Frohndienste auf Java 96. Zauber und Zauberjungen bei den Chinesen. Von E. Metzger 110. 119. Tawi-tawi spanisch 175. Reisebriefe aus dem südlichen Borneo. Von F. Grabowski 199. 214. Die Bagobos. Von F. Blumentritt 219. Deli auf Sumatra. Ein Beitrag zur Kultivationsfrage. Von E. Metzger 246. 269. 280. Zeitungen in Manila 255. Karl Bock über die Dajaks 286. Vorfälle im Sulu-Archipel. Von F. Blumentritt 298. Witti's Ermordung auf Borneo 320. Räuberei auf Sumatra 320. Porcellan-Liebhaberei der Dajaken 334. Sakit Latah. Von E. Metzger 381.

Afrika.

Società Africana d'Italia 255. Beiträge zur afrikanischen Völkerkunde. Von John Baron Müller 317. 330. Steigen der Elfenbeinpreise 351.

Marokko. de Amici's Marokko 351. Besetzung von Santa Cruz de Mar Pequeña durch Spanien 367. Defournoux' Reise 367.

Algerien. Census 286.

Tunesien. Ausgrabungen in el-Djchem 14. Defournoux' Reise 367.

Türkisches Nordafrika. Unruhen in der Cyrenaika 64.

Sudan. Flegel in Adamaua 351.

Aegyptisches Reich. Die heutige Bevölkerung der Insel Meroe. Von C. Berghoff 136. Aberglaube im Sudan. Von C. Berghoff 157. Debes' Karte von Unter-Aegypten 191. Die französische Kolonie Obock 191. Keller über den Farbensinn der Nubier 207. John von Müller's Reise 208. Italienische Faktorei in Harrar 208. Beiträge zur afrikanischen Völkerkunde. Von John Baron Müller 317. 330. Ermordung von Professor Palmer und Kapitän Gill 335. Der Aufstand im Sudan 351. Schuver am Blauen Nil 367.

Abessinien. Vergrößerung des abessinischen Reiches 191. Graf Antonelli nach Abessinien 240. Antinori's Tod 351.

Ostafrika. Projektirte englische Expedition nach den Schneebergen 191. 351. Der Irati kein Schneeberg 191. Die deutsche Ostafrikanische Expedition 286. Zustände in Uganda 286. Portugiesische Expedition in das Innere der Provinz Mozambique 287. Dr. Fischer's Reiseprojekt 320. Anbau von Mohn am Zambesi 351.

Seengebiet. Aufnahme des Ostufers des Njassa-Sees 176. Giraud nach dem Bangweolo-See 191. Ein schielendes Volk 249. Neuer großer See im Westen des Albert Njanza 367.

Inneres. Junker's Reise am Uelle 14. 335. Von der Pogge-Wißmann'schen Expedition. Briefe von Dr. Paul Pogge 167. Der Uelle und Schari identisch 335. Stanley auf dem Quango 351. Pogge und Wißmann erreichen den Lualaba 368.

Süden. Frank Oates' Reisen 15. Die Makalaka und Maschona 64. Die Jagd im Matabele-Lande 96. Goldfunde in Transvaal 255.

Westen. de Brazza's Rückkehr 15. 368. Stanley's Arbeiten am untern Congo 15. Burton's Reise nach der Goldküste 15. Congo- und Central-Afrikanische Kompagnie 255. Stanley's Rückkehr 255. Dampferverbindung mit Portugal 256. Rogozinski's Expedition aufgegeben 287. Projektirte französische Expedition nach Futa-Djalon 287. Stanley am untern Congo 315. 351. Bayol und Borgnis-Desbordes nach dem obern Senegal 320. Flegel's Reise nach Adamaua 335. 351. Butikofer in Liberia 368. Französische Besitzergreifung am Stanley-Pol 368. Angriff auf die Stanley'sche Station 368.

Inseln. Die Capverdischen Inseln von Prof. Richard Greeff 9. 39. 71. Im Lande der Voilakertra auf Madagaskar. Von J. Audebert 295. 312. 328. 343. Die Angolares-Neger der Insel São Thomé. Von Prof. Richard Greeff 362. 376.

Australien.

Von der Nordküste Australiens. Von H. Greffrath 12. Verbreitung der Trunkenheit 144. Kohlenstation für die Dampfer nach Großbritannien 144. Telegraphenwesen 144. Schäferkönige 223. Neue Dampferlinien von Frankreich nach Australien 352.

Südaustralien. Statistisches 31. Jones' Reise 64. Zinnlager im Northern Territory 159. Große Eisenbahnprojekte 208. Prof. Ralph Tate's Reise im Northern Territory. Von H. Greffrath 237. Zinnlager 256.

Victoria. Die Chinesen in Victoria. Von H. Greffrath 62. Spuren von Vulkanismus 223. Statistisches 240. Städtebevölkerung 256.

Neusüdwales. Schiffbarmachung des Darling 159.

Queensland. Kaffeebau 336.

Westaustralien. Die Besiedelung des Kimberley-Distrikts 223. Forschungsreise unter Pentecost 352.

Tasmanien. Riesenbäume 223.

Inseln des Stillen Oceans.

Hoffmann über die Korallenriffe 16. Miklucho-Maclay's Reisen 304.

Europäische Kolonien. Die Sprache der Fidschi-Insulaner 256.

Polynesien. Die Bevölkerung der Samoa-Inseln 16.

Nordamerika.

Britisch-Nordamerika. Census von Canada 176. Die Canadische Pacific-Bahn 256. Zeitungen in Manitoba 287. Deutsche meteorologische Stationen in Labrador 352. Errichtung von vier neuen Provinzen 352.

Vereinigte Staaten. Leadville in Colorado 49. 65. Streifzüge in Süd-Californien. Von Th. Kirchhoff 121. 141. 151. 170. 186. 216. 234. Rückkehr des Dr. Aurel Krause aus Alaska 191. Das Alter der Küchenreste in Alaska 191. Fortschritte des Mormonenthums 192. Verbreitung der Juden 287. Die amerikanischen Südstaaten in den Jahren 1870 bis 1880 302.

Mexiko. Einführung des französischen Weinbaues 176. Der Grenzstreit mit Guatemala beigelegt 176.

Centralamerikanische Staaten. Livingston Freihafen 176. Kabel zwischen San Juan del Sur und Panama 192. Eisenbahn-Eröffnungen 288. Der Vulkan von Chiriqui 288.

Südamerika.

Crevaux' Glaubwürdigkeit 16. Zur Charakteristik der gesitteten amerikanischen Ureingeborenen. Von K. Lamp 28. Kiepert's Generalkarte von Südamerika 192.

Colombia. Perlenfischerei in der Bai von Panama 64. Eisenbahn im Staate

Digitized by Google

Cauca 288. Kohlenfelder im Staate Magdalena 288. Erdbeben in Panama 336. Zöller über den Panama-Kanal 368.
Venezuela. Anmaßung des Präsidenten 31. Neueintheilung der Republik. Telegraphenbau. Census 80.
Guayana. Indianische Töpferei 250.
Brasilien. H. Lange's Buch über Südbrasilien 31. Landwirthschaftliche Schulen 192.
Bolivia. Crevaux' Ermordung 32. 336. Die Indianer des Gran Chaco. Von A. Amerlan 183. 201. Expeditionen gegen die Indianer des Gran Chaco 192. 288. Silberminen 288. Guierre nach dem Pilcomayo 336.
Argentina. Alfalfa-Ausfuhr 32. Neue Gesammtkarte der Republik 32. Zuckerproduktion und Weinbau 192. Fontana's Expedition nach dem Pilcomayo 192. 368. Bove's Expedition nach dem Feuerlande 384.
Chile. Steinmann und Güßfeldt nach den chilenischen Anden 192.

Polargebiete.

Die russische Nowaja-Zemlja-Expedition 32. 336. Geologische Aufnahmen in Spitzbergen 32. 256. 288. Nachforschungen nach der „Eira" 32. 128. 176. Fuß' astronomische Beobachtungen auf Nowaja Zemlja 96. 336. Die österreichische Expedition nach Jan Mayen 128. Der Walfischfahrer „Eclipse" 128. Hovgaard's Expedition auf der „Dijmphna" 159. 288. Die niederländische Expedition 159. 256. Letzte Nachrichten von der Jeannette-Mannschaft 159. Die internationalen Circumpolarstationen 160. Rettung der Eira-Mannschaft 176. Die schwedische Polarexpedition 192. Die Besatzung des „Rodgers" 223. Bove's antarktische Expedition 223. 384. Die Nordfahrt der „Kara" 256. Eisverhältnisse im Karischen Meere 256. 288. Die Fahrt des „Neptune" 288. Deutsche Polarstationen 336. Die deutsche Südpolar-Expedition auf Süd-Georgien 365.

Oceane.

Tiefsee-Forschungen des „Travailleur" im Atlantischen Oceane 32. 223. Telegraphiren auf hoher See 223. Merkwürdige Fluth bei den Scilly-Inseln 223. Karte der Sturmwege im nördlichen Atlantischen Oceane 224. Nichtexistenz der Insel Phönix 352.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Anthropologisches. Die Anthropologenversammlung in Frankfurt a. M. 172. Anthropologische und ethnographische Miscellen. Von R. Andree 249. Schwanzmenschen 249. Anthropologie der Juden 333.
Ethnologisches. Das Brot im Volksaberglauben. Von C. Haberland 76. 88. 104. Das Tätowiren bei Europäern 125. Wie nennen sich Völker? Von Rudolf Kleinpaul 153. 203. Die Folk Lore Society 224. Ueber die Verstümmelung der Vorderzähne bei den Naturvölkern. Von F. Birgham 251. 264. Das Salz im Volksglauben. Von C. Haberland 265. 281.
Vermischtes. Einfluß topographischer Bedingungen auf Durchschnittswintertemperaturen 224. Ein Porträt des Columbus 224. Die neue Katakombenforschung 346.

Vom Büchertische.

Frank Oates, Matabele Land and the Victoria Falls 15.
H. Lange, Südbrasilien 32.
Hirt's Geographische Bildertafeln, Theil II, 32.
Liebscher, Japans landwirthschaftliche und allgemein-wirthschaftliche Verhältnisse 48.
Nordenskiöld, Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega 80.
Chavanne, Physikalisch-statistischer Handatlas von Oesterreich-Ungarn 95.
von Haardt, Wandkarte der Alpen 95.
von der Brüggen, Rußland und die Juden 95.
Kleinpaul's Italienischer Sprachführer 190.
Umlauft, Die Oesterreichisch-ungarische Monarchie 206.
Hartleben's Illustrirte Führer 206.
Thomson, Expedition nach den Seen von Central-Afrika 208.
Aus Persien 222.
F. Müller, Unter Tungusen und Jakuten 254.
A. Waltenberger, Orographie des Wettersteingebirges 272.
Europäische Wanderbilder 285.
Karl Bock, Unter den Kannibalen auf Borneo 286.
de Amicis' Marokko 351.
von Hellwald's Naturgeschichte des Menschen 352.
Florence Dixie, Bei den Patagoniern 368.
H. Zöller, Der Panama-Kanal 368.

Biographisches, Personalien.

Todesfälle: Crevaux 32. Wahab 286. F. Witti 320. Palmer, Gill und Charrington 335. Antinori 351.

Aitchison 351. Antonelli 240. Bayol 320. Karl Bock 319. Böhm 286. Sir H. G. Booth 128. 256. Bove 223. 384. de Brazza 15. 367. Buchner 96. Burton 15. Butikofer 367. Clauß 365. Colquhoun 190. 254. Crevaux 16. 32. Defournoux 367. Deloncle 285. Fischer 320. Flegel 335. 351. Fontana 367. Fuß 96. 336. Garanger 14. Gautier 207. Gedroitz 175. Geny 14. Gessi 367. Giese 336. Gilder 159. Gill 64. Giraud 191. Güßfeldt 192. Guierre 336. Guillemard 365. Harmand 285. Haußknecht 285. Hirschfeld 239. 319. Hoffmann 16. Hovgaard 159. Humann 285. Jones 64. Jozefowitsch 96. Jürgens 334. Junker 14. 335. Iwanowski 143. Kaiser 286. Keller 207. Kettlewell 365. Koch 352. Komarow 96. Krause 191. Langer 334. Lessar 367. Lupton 367. Mamoli 64. Matteucci 367. Melville 175. Miklucho-Maclay 31. 304. de Mortillet 224. John von Müller 208. F. Müller 254. O'Neill 191. Paul Reis 320. Oates 15. Pechuel-Lösche 367. Pentecost 352. Petrow 191. Pogge 367. Puchstein 285. Rabot 159. Regel 207. Reichard 286. Riebeck 334. Rogozinski 287. von Schulz 14. Schuver 367. Seelstrang 32. Seemann 336. Septans 31. Sibiriakow 190. Soleillet 191. Stanley 15. 255. 315. 351. Stebnitzki 96. Steinmann 192. Stejneger 31. James Stewart 176. J. Thomson 191. 351. Tromholt 158. de Bésine Larue 14. Wahab 190. 254. Wißmann 367. Woeikof 224. Wood 159. Sir Allen Young 32. 128.

Mitarbeiter, soweit sie sich genannt haben.

Amerlan 183. 201.
R. Andree 249.
Audebert 295. 312. 328. 343.
A. Bastian 230.
C. Berghoff 136. 157.
F. Birgham 251. 264.
Blumentritt 55. 219. 298.
F. Grabowski 25. 44. 199. 214.
R. Greeff 9. 39. 71. 362. 376.
H. Greffrath 12. 62. 237.
C. Haberland 76. 88. 104. 265. 281.
Th. Kirchhoff 121. 141. 151. 170. 186. 216. 234.
R. Kleinpaul 153. 203.
K. Lamp 28.
P. Lehmann 378.
E. Metzger 57. 110. 119. 246. 269. 280. 381.
John Baron Müller 317. 330.
Paul Pogge 167.

Illustrationen.

Europa.

Griechenland.

Trikkala 2.
Die Meteora in Thessalien 3.
Auffahrt im Korbe 4.
Aufstieg mittels Leitern zum Kloster H. Barlaam 5.

Belgien.

Die Dyle in Mecheln 6.
Das Standbild Margarethens von Oesterreich und die Tuchhallen in Mecheln 7.
Die Romualdskirche und der Große Platz in Mecheln 8.
Alte Häuser in Mecheln 22.
Inneres der Liebfrauenkirche von Mecheln 23.

Digitized by Google

Das Brüsseler Thor oder die Oberste Poort von Mecheln 24.

Asien.

Transkaukasien.

Der Ingur 177.
Pfosten des englisch-indischen Telegraphen bei Otzarte 178.
Scheunen (Magasa) in Saberia 179.
Eine Wohnung in Samurzakan 180.
Wohnung des adligen Samurzakanioten Junker Lakerbey 181.
Die Schule in Okum 182.
Der Bazar in Okum 182.
Gericht in Okum 194.
Der Begräbnißplatz der Familie Lakerbey unweit Okum 194.
Ansicht von Eschketi 195.
Haus des Starschina in Eschketi 196.
Diener in Samurzakan 196.
Die Kirche von Bedia 197.
Fresken in der Kirche von Bedia 198.
Familie des Tschapar im Dorfe Bedia 210.
Ruinen des alten Palastes des Abu in Otschemtschiri 211.
Glockenthurm der Kirche von Ilori 212.
Der Priester mit den Schätzen der Kirche von Ilori 213.
Haus des Priesters von Ilori 213.
Eine nach Georgien zurückkehrende armenische Familie 226.
Sonntag im Hause des Priesters von Mokwa 227.
Die Ikonostasis in der Kirche von Mokwa 228.
Frühstück bei dem Popen von Kvitauli 229.
Inneres der Kirche von Kvitauli mit dem Grabe der Fürstin Kessaria Scherwachidze 230.
Suchum-Kale im Jahre 1876 242.
Ufer des Kelasur bei Suchum-Kale 243.
Das Haus des Abu in Lichni 244.
Kirche von Pitzunda 245.

Kleinasien.

Kloster bei Altyntasch im Murad-Dagh 18.
Kloster bei Alschehr im Sultan-Dagh 19.
Verfallenes Kloster im Gebirge Dipoiras am See Beischehr 20.
Ein durch Erdbeben zerstörtes Kloster bei Angora 21.
Aeußere Treppe an einem Felsen bei Ulu-burlu 34.
Kloster auf einer Insel in einem See bei Arkut-Chan 35.
Verlassenes Kloster im Salzsee 36.
Eingang des unterirdischen Weges zu einem Kloster im Kodscha-Dagh 37.
Kloster bei Kermes 38.

Mesopotamien.

Mohammedanischer Einsiedler in Mesopotamien 38.

Palästina. (Lortet's Reise.)

Das Kloster Mar Saba 258.
Zizyphus spina Christi 259.
Caccabis Heyii 260.
Aduan-Beduinen 261.
Ibex Sinaiticus 262.
Wadi es-Schukif 263.
Die Wüste über Ain Dschidi (Engeddi) 274.
Masada, von Westen gesehen 275.
Ghawârineh-Beduinenfrauen 276.
Das nördliche Ende des Todten Meeres 278.
Die Terrassen des Jordanthales 279.
Tell Dschedschûl, das alte Gilgal 290.
Der Thurm in er-Riha 290.
Das heutige Jericho 291.
Die Quelle Ain-Sultân 292.
Reste der Wasserleitung bei Ain-Sultân und der Berg Karantel 292.
Der Apostelbrunnen 293.
Bettler in Dscheba 294.
Jerîn und das Gilboa-Gebirge 306.
Das Schloß von Jerîn 306.
Kreuzfahrerkirche in Sefürîje 307.
Tiberias 308.
Jüdin und Kinder von Tiberias 309.
Der See von Tiberias von Tell Hûm aus 310.
Die Quelle Ain et-Tin mit Papyrusstauden 311.
Ruinen der Brücke von es-Semak 322.
Die Höhlen von Arbela (Irbid) 323.
Einer der Thürme von Arbela (Irbid) 324.
Magdala 325.
Sahleh und seine Schwester Tsaâh, Ghawârineh-Araber 326.
Distelfeld oberhalb Ain et-Tin 327.

Arabien. (Blunt's Reise.)

Mezârib 82.
Ruinen von Bozra 82.
Citadelle von Salchad 83.
Sandsturm am Wadi-er-Radschel 84.
Häuser in der Oase Kâf 85.
Rast am Brunnen 86.
Schloß Marîd 87.
Oase von Dschôf 87.
Festes Schloß von Dschôf 98.
Schwerttanz in Dschôf 99.
Meskaleh 100.
Alte Citadelle von Meskaleh 101.
Dschohar, Statthalter des Dschôfdistriktes 102.
Ein Fuldsch 103.
Die Felsen Aalem 114.
Die Berge von Dschobba 115.
Oase Dschobba 115.
Dorf Igneh am Fuße des Dschebel Schammar 116.
Blick auf Dschebel Schammar 116.
Schloß des Emirs von Haïl 117.
Wohnung der Reisenden in Haïl 118.
Oeffentliche Gerichtssitzung im Hofe des Schlosses von Haïl 130.
Zahme Gazellen im Garten des Schlosses von Haïl 131.
Dscheridspiel vor den Thoren von Haïl 132.
Ein Abend bei dem Emir 133.
Wilde Palmen im Thale von Agde 134.
Ithelbaum in der Ebene von Haïl 146.
Zug der persischen Pilger 147.
Die Sebcha von Taybetism 149.
Brunnen der Zobeydeh 150.
Wadi Roseh 162.
Das Lager der persischen Pilger 163.
Ein Akabah oder Aufstieg 163.
Der See Redschef und Ansicht von Meschhed Ali 164.
Die Pilger vor den Mauern von Meschhed Ali 165.
Terrasse der britischen Residentur in Bagdad 166.

Hinterindien.

Portal aus Bat Ek in Kambodia 232.

China. (Sosnowski's Reise.)

Poststation und Reisewagen in der mongolischen Steppe 338.
Fahrt über den Ure-Gol 339.
Der Kutuchta der Mongolen 340.
Blick auf die chinesische Mauer durch das Thor Guan-gou 341.
Mittlere Mauer in Peking 342.
Fan-jan, chinesischer Privatgelehrter 342.
Ländliche Garküche am Pei-ho 354.
Nachtasyl in Schanghai 354.
Hafenthor und Quai des chinesischen Theiles von Schanghai 355.
Wu-tschang-fu vom Thurme Huan-ho-lou gesehen 356.
Han-thou 357.
Vereinshaus (Hui-guan) der Kaufleute aus der Provinz Tzien-si 358.
Garten des Tzien-si-hui-guan 359.
Chinesischer Palankin 370.
Oeffentlicher Gerichtshof in Wu-tschang-fu 370.
Eskorte eines Mandarinen 371.
Chinesische Kriegsbarke vor Tan-guan 372.
Flößen des Bambusrohres 373.
Nudelbereitung 374.
Goldwäschereien am Han-kiang 375.

Borneo.

Dajaken vom Stamme der Olo Ot oder Ot Danom 200.
Dajakische Fischereigeräthe und Jagdwaffen 215.

Afrika.

Aegyptisches Reich.

Mann vom Stamme der Schaikie 137.
Frau vom Stamme der Ga'aliin 137.

Türkisches Nordafrika.

Theil der Katakomben zu Kyrene 347.
Arkosolium 347.

Nordamerika.

Vereinigte Staaten.

Denver 50.
Schlucht im Felsengebirge 51.
Der South Park 52.
Leadville von Süden gesehen 53.
Durchschnitte durch die Grube Iron Mine 67.
Little Pittsburgh 67.
Straße in Leadville 68.
Ein Bergwerk in Leadville 69.
La Plata 70.

Karten, Pläne u. s. w.

Umgebung von Leadville 66.
Windrosen für die Capverdische Insel S. Thiago in den Jahren 1878 und 1879 72.

Berichtigung.

Seite 30, Spalte 1, Zeile 12 v. u. lies „Larissa“ statt „Laurion und“.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Die Meteora.

(Nach dem Französischen des M. de Drée.)

I.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen des Reisenden.)

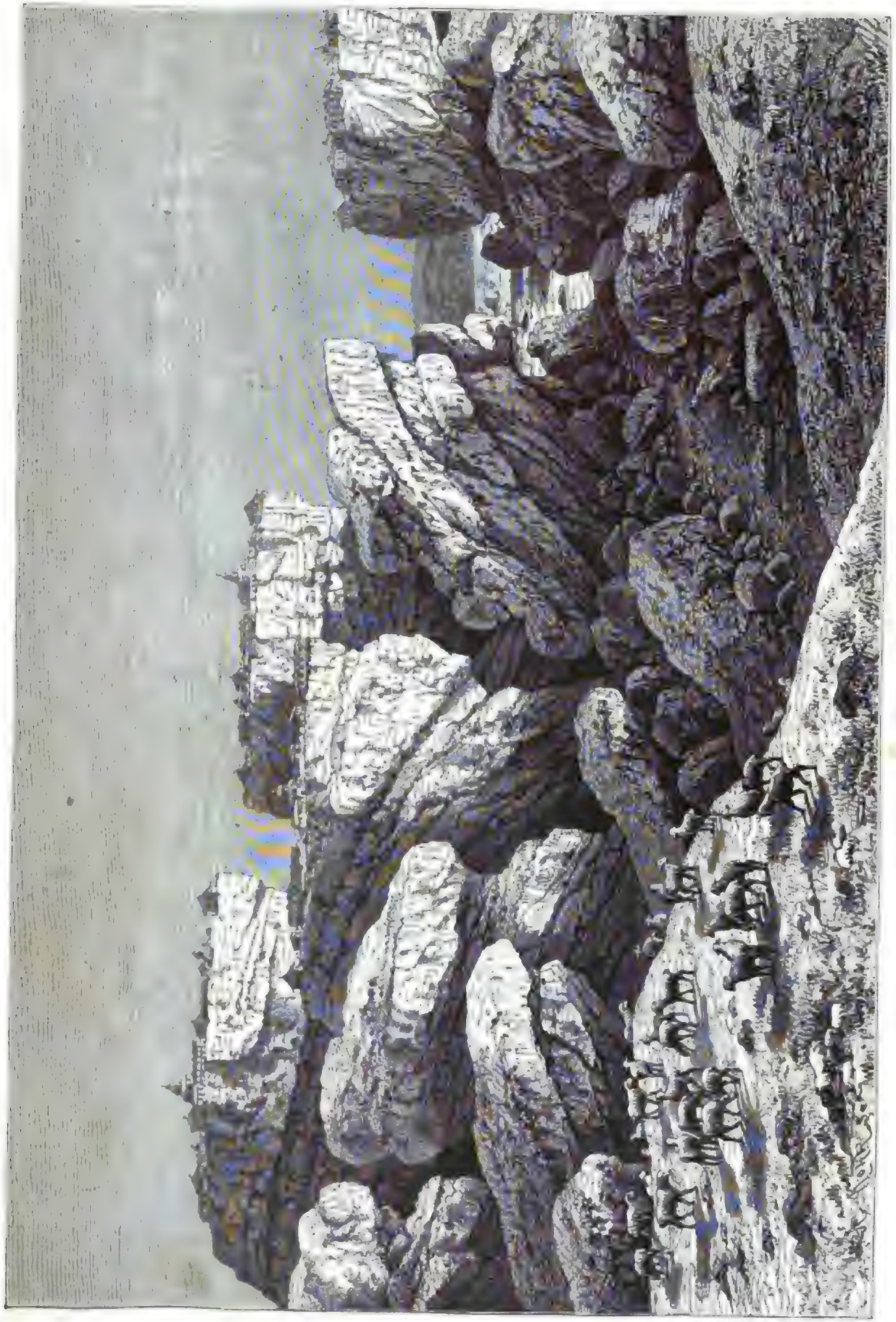
Weit weniger bekannt als die griechischen Klöster des Berges Athos ist eine Reihe anderer, die gleichfalls auf Bergeshöhen liegen, arm und fast verlassen, aber ebenso interessant, wenigstens hinsichtlich ihres Ursprungs und ihrer Geschichte, deren hauptsächlichste den Namen „Meteora“ führen. Solche finden sich am obern Salamvrias (Peneios) nordwestlich von der kleinen thessalischen Stadt Trikkala, welcher M. de Drée in den sechsziger Jahren — genau giebt er die Zeit nicht an — einen Besuch abstattete. Die schon bei Homer erwähnte Stadt Trikka, deren Namen erst bei Anna Komnena im 12. Jahrhundert zu Trikkala erweitert erscheint, soll im vorigen Jahrhundert noch etwa 25 000 Einwohner gezählt haben, wurde aber 1770 zur Strafe dafür, daß sie mit den Russen im Einverständniß gestanden, von den Türken verwüstet und hat ihre frühere Bedeutung nicht wieder erlangen können. Ihre Häuser bedecken den südöstlichen Abhang eines Hügels, der ein auf altgriechischen Fundamenten erbautes Kastell trägt, und dehnen sich, von grünenden Gärten durchsetzt, nach Südosten bis auf das rechte, südliche Ufer des Flusses Trikkalino, des antiken Lethaios, aus. Prächtig ist die Aussicht, welche man von der Höhe der Burg über das breite, fruchtbare Thal des Salamvrias und seiner Zuflüsse bis hinüber zu den Abhängen und Gipfeln der Pindoskette genießt. In archäologischer Hinsicht bietet die Stadt nur spärliche, unbedeutende Trümmer, und ihre griechischen Kirchen sind ebenso uninteressant wie ihre Moscheen; nur in dem Hause des Bischofs haben sich einige Reste byzantinischer Kunst, darunter eine bemerkenswerthe Gallerie, erhalten. Drée bekam dieselben zu sehen, als er dem Bischofe einen Besuch abstattete, um von ihm ein Empfehlungsschreiben an den Igumen der Felsenklöster zu erhalten; denn diejenigen, welche er bereits von dem Bischofe von Larissa besaß, waren ihm als nicht genügend bezeichnet worden.

Von einem Dolmetscher, seinem griechischen Diener und zwei Führern, die man ihm als Schutz gegen Räuber aufgenöthigt hatte, begleitet, brach der Reisende nach der kleinen Stadt Kalabaka, dem Aiginion des Alterthums, auf. Anfangs führt der Weg gemächlich im Thale des Peneios aufwärts und wird erst schwieriger, wo die Berge der Landschaft Chassia von Norden und das Kotsiaka-Gebirge von Süden an den Fluß herantreten. Zum Ersatz dafür ist die Landschaft um so schöner. Nach drei Stunden war Kalabaka am untern Ende der nach der Stadt benannten Peneios-Schlucht erreicht. Vor allem zieht den Blick ein wahrer Wald von Felsen bis zu 300 m Höhe auf sich, welche auf die unregelmäßigste Weise durch einander geworfen sind und die verschiedensten Formen aufweisen: manche ragen als riesige Säulen senkrecht in die Luft auf, andere sind gewaltige oben überhangende Felsblöcke, die jeden Augenblick umzufallen drohen, wieder andere haben die Gestalt einer Pyramide oder eines kolossalen Menhir, und alle werden durch sonderbare Schluchten und Spalten von einander getrennt. Auf den Gipfeln derselben aber haben griechische

Mönche ihre Klöſter erbaut, die heute zum größten Theil ſchon vollſtändig in Ruinen liegen; es waren Zufluchtsſtätten für ſolche, die der Welt überdrüſſig waren und ein gottbeſchauliches Leben führen wollten, wenn auch bei vielen ihrer Inſaſſen das weltlichere Motiv entſcheidend geweſen ſein mag, daß ſie dort oben vor Feinden und Räubern Schutz fanden, welche jene Gegend ſtets unſicher gemacht haben und die Mönche bis auf den heutigen Tag zu allen erdenklichen Vorſichtsmaßregeln veranlaſſen.

Der Name Meteora kommt vom griechiſchen Eigenſchaftswort μετέωρος, welches „hoch, erhaben“ bedeutet; die einen beziehen das einfach auf die natürliche Lage der Klöſter, die anderen auf den erhabenen, der Welt abgewandten Sinn ihrer Inſaſſen. Ueber ihren Urſprung berichtet ein Dokument, welches Léon Heuzey, der um die Geſchichte Makedoniens und Theſſaliens ſo verdiente franzöſiſche Forſcher, in einem der Meteoren aufgefunden und 1864 in der Revue archéologique bekannt gemacht hat. Daſſelbe datirt aus der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts und ſucht den Nachweis zu führen, daß die „Thebais“ (die Meteoren-Klöſter) urſprünglich dem Biſchofe von Stagi — dies war der byzantiniſche Name von Kalabaka, der in der Form Stagus bei den Griechen noch heute gebräuchlich iſt — untergeben geweſen iſt. Ihm zufolge beſtanden die Bewohner der Felſen von Kalabaka anfangs aus Einſiedlern, welche gruppenweiſe ſich Vorſteher ſetzten, die nur den Titel „Vater“ führten. Nilos war es, welcher im Jahre 1367 die erſten vier Kapellen erbaute und zuerſt Igumen des damaligen Hauptkloſters Dupiani genannt wird. Allmälig wuchſen dann die Einſiedeleien zu großen Klöſtern heran, und der Vorſteher eines jeden derſelben ſtrebte nach dem Titel Igumen, wodurch lebhafte Streitigkeiten mit den Biſchöfen in Stagi unten entſtanden. Das Entſtehungsjahr des ſpeciell ſo genannten Kloſters Meteoron — man muß ſtets zwiſchen dieſem und der Geſammtheit der Klöſter, zwiſchen dem Meteoron und den Meteoren, unterſcheiden — iſt uns ziemlich genau bekannt. Um 1356 flüchteten zwei Mönche, deren Kloſter auf dem Athos durch Seeräuber zerſtört worden war, nach Stagi und wohnten zuerſt auf dem Dupiani benachbarten Felſen, welcher den Namen Stylos (die Säule) führt. Aber der eine von ihnen, Kyr Gregorios, fand die Ausſicht zwar ſehr ſchön, aber das Klima zu rauh und zog ſich deshalb nach Konſtantinopel zurück, während der unerſchrockene Kyr Athanaſios vom Biſchofe von Stagi die Erlaubniß erbat, den ſogenannten „großen Felſen“ erſteigen zu dürfen. Er fand oben eine Ebene, die viel größer war als diejenige der anderen Felſen, und errichtete eine kleine Kirche, aus welcher allmälig das Kloſter Meteoron entſtanden iſt. Zu den Schülern dieſes Athanaſios, deſſen Bildniß auf einem Wandgemälde von 1484 erhalten iſt, gehört auch ein König, Joaſaph mit Namen, ein Neffe des Stephan Duſchan und Sohn des Symeon Ureſi, welcher ſich mit einem ſerbiſchen Heere in der Burg von Trikkala feſtgeſetzt und Theſſalien zu ſeinem Reiche gemacht hatte. Später wurde er der Herrſchaft überdrüſſig und zog ſich in das Kloſter Meteoron zurück, wo er ſchon früher eine Kapelle,

Trikkala.



Die Meteora in Theſſalien.

die noch heute der großen Kirche dort als Apsis dient, hatte erbauen lassen.

Es kamen dann böse Zeiten für die Klöster, deren Insassen unter einander haderten und selbst zu den Waffen griffen. Im Kloster Hypapanti setzte sich ein gewisser Michael Muchturus, Vater zweier Kinder, fest und lebte dort wie in einer Burg an vierzig Jahre; das Kloster Pantokrator hatte lange Zeit als Bewohner nur den Thodoris den Narren, der die Weinberge des verlassenen Heiligthumes für sich ausbeutete und sogar eine Frau bei sich hatte, während doch jener Athanasios in seinem Testamente verordnet hatte, daß kein Weib die bestimmte Grenze überschreiten und daß man keiner, und wenn sie Hungers sterben sollte, von der Nahrung der Mönche geben dürfe. Ja, im Kloster Kallistratos hausten eine Zeit lang Zigeuner. Ein neuer Aufschwung trat unter der Regierung Soliman's des Prächtigen ein, als der H. Bessarion den Metropolitansitz zu Larissa inne hatte; aber auf die Dauer konnte alles Eifern der Vorgesetzten nichts ausrichten gegen die Hauptursache des Verfalles, gegen das Sinken des Glaubens.

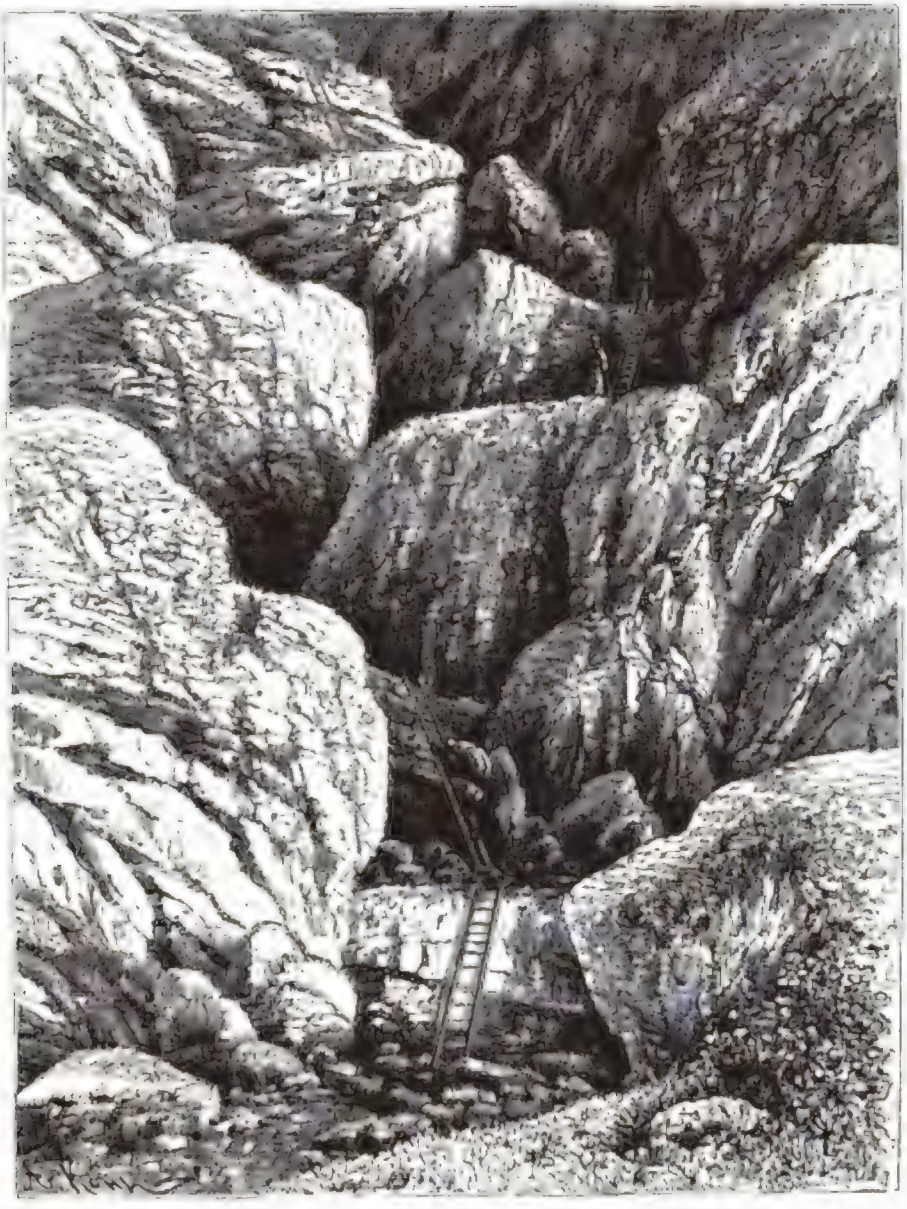
Von den 24 oder 25 einstigen Klöstern sind heute nur noch sieben vorhanden, worunter nur drei einen Besuch lohnen, nämlich Meteoron, H. Barlaam und H. Stephanos. Sie beherbergen auch noch die meisten Mönche, deren Gesammtzahl in allen sieben sich damals (bei Drée's Anwesenheit) auf etwa hundert belief. Der Felsen, auf welchem Meteoron liegt, steigt senkrecht zu einer bedeutenden Höhe an (die Ebene südlich von Kalabaka liegt 410 m hoch, die östlichen Klöster 700 m, die westlichen 770 m, die nördlichen 754 m). Gewöhnlich meldet man seine Ankunft durch Rufen, Schreien oder Blasen, worauf an einem Seile ein Mönch herabgelassen wird, um das Empfehlungsschreiben des Ankömmlings zu holen und es seinem Vorgesetzten zu überbringen. Erst wenn dasselbe in Ordnung befunden worden ist, wird dem Fremden gestattet, die Fahrt im Korbe durch die Luft anzutreten. Als de Drée am Fuße des Felsens anlangte, fand er dort einen Mönch und zwei Männer beschäftigt, Lebensmittel in den Aufziehkorb zu packen; sein im Kloster bekannter Dolmetscher konnte deshalb sofort mit hinauffahren. Trotzdem verstrich nahezu eine halbe Stunde, ehe die Erlaubniß zum Besuche anlangte und der Reisende die keineswegs angenehme Luftfahrt, welche etwa 4 bis 5 Minuten dauerte, antreten konnte. Mit einem großen Haken wurde oben der Korb an eine Plateforme herangezogen, und einer Ohnmacht nahe betrat Drée wieder festen Boden und konnte sich durch ein Gläschen Raki stärken, ehe er zum Igumen, einem liebenswürdigen und unterrichteten Manne von etwa 65 Jahren, geführt wurde. Cigarretten und Kaffee wurden gereicht und dann die Empfehlungsbriefe gelesen, von denen derjenige des Konstantinopeler Patriarchen besondern Eindruck machte; auf das Bereitwilligste ertheilte der Abt die Erlaubniß, das Kloster in allen Einzelheiten zu besichtigen. Bemerkenswerth ist eigentlich nur das Refektorium, ein gewaltiger Saal aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, dessen Wölbung auf mächtigen Pfeilern ruht. Die Bibliothek soll noch immer sehr reich an Büchern und Manuskripten, darunter die Werke der Heiligen Basilios und Chrysostomos, sein; aber schwerlich hat sie für die Insassen des Klosters große Anziehungskraft. Studien und Wissenschaft sind für dieselben unbekannte Dinge. In der großen Kirche sind gut erhaltene Wandmalereien und die schon erwähnte 1388 erbaute Kapelle des Königs Joasaph von Interesse.

Auffahrt im Korbe.

Nach dreistündigem Aufenthalte im Kloster nahm Drée freundlichen Abschied vom Igumen, trat die verhaßte Rückfahrt nach unten an und suchte sich in Kalabaka ein Nachtlager, welches überaus dürftig ausfiel. Auf den Besuch von H. Barlaam und H. Stephanos verzichtete er, da er genug über dieselben in Erfahrung gebracht hatte, um einzusehen, daß sie an Interesse hinter Meteoron zurückstehen. Um ersteres zu erreichen, müssen sich Fremde gleichfalls den Aufzug an einem Seile gefallen lassen, während sich die Mönche selbst, und ausschließlich nur diese, eines zwischen den Felsen versteckten Pfades bedienen; stellenweise müssen sie aber zu Leitern ihre Zuflucht nehmen, welche sie kluger Weise hinter sich in die Höhe ziehen. Die Aussicht von oben soll sehr schön sein, ist aber genau dieselbe, wie von Meteoron aus,

von wo Drée nach Weſten hin das prachtvolle Panorama der Pindoskette, nach Oſten zu das reiche Thal des Salamvrias hatte bewundern können. Refektorium, Bibliothek und die zahlreichen Zellen beweiſen, daß H. Barlaam einſt viele Bewohner barg; damals zählte es deren kaum noch ein Dutzend.

Um das einſt berühmte H. Stephanos zu erreichen, muß man ebenfalls zu Seil und Korb ſeine Zuflucht nehmen, und nur die Mönche haben es ſich auch hier bequemer zu machen gewußt. Denn ſtatt auf Felſenpfaden und Leitern den eigenen erſteigen ſie auf bequemerm Wege den ihm benachbarten Berg, deſſen eines Plateau ſo dicht neben dem das Kloſter tragenden Gipfel liegt, daß ſie von dort aus auf einer kleinen raſch aufzuziehenden Brücke leicht ihr Ziel erreichen. Das von 12 bis 15 Mönchen bewohnte Kloſter beſitzt als einzige Sehenswürdigkeit eine ſehr große Kirche; ausnahmsweiſe



Aufſtieg mittels Leitern zum Kloſter H. Barlaam.

unterſteht es weder dem Patriarchen noch irgend einem Biſchofe, und die Regel iſt dort viel weniger ſtreng als anderswo. Das iſt wahrſcheinlich auch der Grund, weshalb es ſich einer größern Zahl von Inſaſſen erfreut. de Drée benutzte den folgenden Tag dazu, eines der vier kleineren Klöſter zu beſichtigen. Der Weg führte zwiſchen den Felſen durch ſchauerliche Schluchten hin, in denen der Schatten oft ſo dunkel war wie die Nacht, während an einzelnen Stellen grell und blendend das volle Tageslicht bis in die Tiefe herabreichte. Zuletzt langte man vor einem höchſt maleriſchen Felſen an, welcher ein Kloſter des H. Nikolas Kophinas trägt. Der Aufſtieg zu demſelben iſt verhältnißmäßig leicht, wenn auch immer noch uneben genug; denn oft unterbrechen den Pfad rohe Stufen, theils von der Natur gebildet, theils von Menſchenhand etwas zurecht gemacht. In einer gewiſſen Höhe ließ man dem Reiſenden eine 5 bis 6 m lange Leiter herab, mittels deren er ein Plateau erklomm. Dann paſſirte er nach einander einen kurzen

Tunnel, einen Ziegenweg, noch eine Leiter und zuletzt einige Stufen zurück und befand sich vor dem Kloster. Durch eine lange hölzerne Gallerie, welche noch einige Reste von Malereien aufzuweisen hatte, gelangte Drée zu dem Igumen, welcher von vier Mönchen, seinen gesammten Untergebenen, umringt war. Sie saßen im Schatten eines Felsblockes auf Matten, tranken Kaffee, rauchten, kurz hielten Kef, was wohl stets ihre Hauptbeschäftigung ist. Der Abt ließ dem Gaste Kaffee und Tschibuk reichen und dann die Reste seines Klosters zeigen, wobei er wegen der Armuth und des Verfalles desselben um Entschuldigung bat. Und das Elend war in der That dort groß. Von der Kirche war nur noch eine leidlich im Stande gehaltene Kapelle übrig. Von tiefem Mitleide ergriffen, legte Drée eine Spende an der Thür derselben nieder und entfernte sich. Heutigen Tages ist von dem Kloster vielleicht nur noch ein Haufen Ruinen übrig. Auf dem Rückweg passirte man diejenigen eines gänzlich verlassenen Klosters, versuchte aber vergeblich, zu denselben emporzuklettern: überall vereitelten senkrechte Felsenwände das Unternehmen.

Nach Trikkala zurückgekehrt, setzte Drée seine Reise fort, deren nächstes Ziel die beiden schönen Thäler des Aspropotamo und Arta waren.

Mecheln.

(Nach dem Französischen des C. Lemonnier.)

I.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Wenn man auf der Linie Brüssel-Antwerpen die kleine alte Stadt Vilvorde passirt hat, führt die Bahn noch mehrere Meilen weit durch eine lachende, anmuthige Landschaft, die mit ihren großen, von langen Baumreihen durch-

Die Dyle in Mecheln.

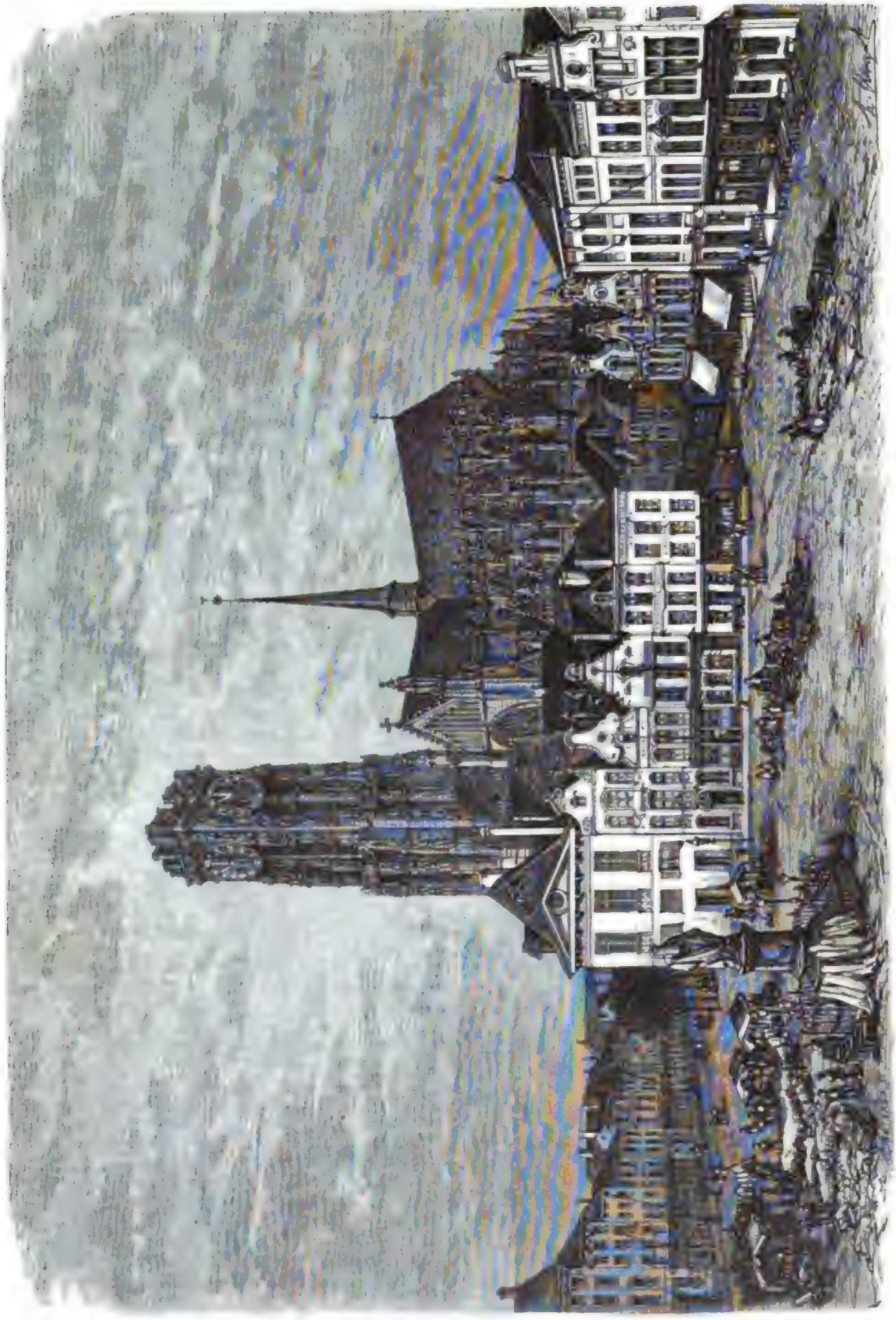
schnittenen Wiesenflächen, mit ihren zahlreichen Dörfern, mit dem eigenartig feuchten Schmelz ihres Grüns wie eine Fortsetzung des Gartens von Brabant erscheint. Das eigentliche Antwerpener Land und seine wechselnde Folge von ausgedehnten öden Sandstrecken und gut kultivirten fruchtbaren Aeckern beginnt erst jenseits Mecheln sich zu zeigen, der an der Dyle belegenen „geistlichen Hauptstadt Belgiens“. Schon lange bevor man, den Löwener Kanal überschreitend, diese Stadt erreicht, sieht man ihr gewaltiges Wahrzeichen, den Thurm von St. Romuald, sich gegen den Himmel abzeichnen, von einer Menge anderer Thürme und hoch emporragender spitzer Dächer umgeben, die neben seiner massiven, eckigen Gestalt zierlich und unbedeutend erscheinen. Auf dem Bahnhof von Mecheln, wo die Linien Ostende-Lüttich, Brüssel-Antwerpen und Mecheln-St. Nicolas sich kreuzen, wo großartige Eisenbahnwerkstätten sich befinden, herrscht ein lebhafter, unaufhörlicher Verkehr, ein reges Treiben; aber nur wenige Schritte in die Stadt hinein genügen, um uns wie in eine andere Welt zu versetzen. Trotz ihrer 40 500 Einwohner, trotz der, wenn auch nicht großartigen, so doch immerhin blühenden und mannigfachen Industrie der Stadt liegt die Mehrzahl ihrer Straßen und Plätze wie ausgestorben, wie in einer andauernden Sonntagsruhe da. Das laute Zufallen einer Hausthür erweckt in gar vielen dieser schläfrig stillen, von keinem Wagenverkehr belebten Häuserreihen ein lang anhaltendes

Digitized by Google

Echo. Die Dyle, die in zahlreichen, von nicht weniger als 35 Brücken überſpannten Armen die Stadt durchfließt, trägt freilich fortwährend eine große Anzahl von Fahrzeugen aller Art; allein auch dieſe vermögen das Bild der allgemeinen Ruhe und Verſchlafenheit kaum zu beleben. Die Deutlichkeit, mit der man die taktmäßigen Ruderſchläge der Bootsführer und das kreiſchende Geräuſch der an die Quaimauern geſtemmten Uferſtangen der größeren Kähne vernimmt, iſt an und für ſich ſchon charakteriſtiſch. Ebbe und Flut machen ſich in dem kleinen Fluſſe ungemein bemerkbar; bald ſind die unzähligen ſchmalen und breiten Waſſeradern, welche die Stadt durchziehen, bis zum Rande gefüllt, und in ihrer träge dahinfließenden Flut erkennt man unſchwer das trübe, ſchlammige Scheldewaſſer; bald wieder ſind die Pfeiler und das Mauer- oder Holzwerk faſt bis zum Grunde ſichtbar, und die breiten, flachen Wellen des niedrigen Waſſers ſchlagen mit dumpfklatſchendem Tone langſam an die mit gelblichem Schlamme bedeckten Ufer. Nicht mit Unrecht hat man den Hauptgrund für die auf jeden Fremden faſt bedrückend wirkende Stille der Stadt in dem Vorwiegen des geiſtlichen Elementes geſucht. Seitdem Papſt Paul IV. im Jahre 1559 die Romualdskirche von Mecheln zur erzbiſchöflichen Metropolitankirche erhob, trat die Bedeutung des ehemals mächtigen bürgerlichen Elementes mehr und mehr in den Schatten. Mecheln theilte darin das Geſchick Löwens; mit noch mancher andern Stadt Belgiens aber theilt es heute das unvermeidlich traurige Ausſehen der „Stadt, die einſt beſſere Tage geſehen hat“. Die Tage des höchſten Glanzes lagen für Mecheln aber in der Zeit, wo Margarethe von Oeſterreich, die Tochter Maximilians I. und der Maria von Burgund, die nachmalige Erzieherin Karls V., hier als Statthalterin Hof hielt und die Stadt zu einem Mittelpunkt der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften machte. Selber gern als Dichterin und Philoſophin ſich hervorthuend, verſammelte ſie hier eine Schar von berühmten Männern um ſich, unter

Das Standbild Margarethens von Oeſterreich und die Tuchhallen in Mecheln.

denen wir Namen wie Erasmus, Cornelius Agrippa, Jean Lemaire und Jean Second, Mabuſe, van Oley u. v. a. finden. Wahre Wunderdinge von Turnieren, Tanz- und Schäferſpielen, von „allerhand zierlich anmuthigem Zeitvertreibe des Geiſtes und Körpers“ werden aus dem Leben des damaligen Hofhaltes von Mecheln berichtet. Der erſte Erzbiſchof der Stadt war der berüchtigte Kardinal Granvella, der nachmalige Miniſter Magarethens von Parma. Der für ihn erbaute erzbiſchöfliche Palaſt liegt, von großen Gärten umgeben, unweit der beiden Hauptkirchen, der Romualds- und der St. Johanniskirche. Den Mittelpunkt der Stadt bildet der maleriſche Große Platz, der, auf drei Seiten von Gebäuden umgeben, auf der vierten ſich an den Platz der Romualdskathedrale anſchließt. Ein im Jahre 1849 errichtetes Standbild der Margaretha von Oeſterreich ziert heute den Großen Platz, auf dem ſich mit den hier abgehaltenen Märkten auch der Hauptverkehr der Stadt konzentrirt. Die in weißem Marmor ausgeführte koloſſale Figur der Statthalterin hebt ſich ungemein wirkungsvoll von dem Hintergrunde der alten Tuchhallen ab, einem ſtattlichen Gebäude mit zierlichen Erkerthürmchen und ſchönen Giebeln, mit reichem Portal und tiefen Bogenfenſtern, das nur leider ſeine Unvollendung ebenſowenig verbergen kann, wie die in dem zuſammengewürfelten Styl zu Tage tretende allmälige Entſtehung ſeiner einzelnen Theile. Im Jahre 1340 begonnen, blieb es lange Zeit unvollendet liegen, wurde dann als Fragment nothdürftig zum Gebrauche hergerichtet, und erſt gegen Ende des 16. Jahrhunderts mit dem Oberbau verſehen; heute dient es als Hauptwache der Stadt. Unter den Häuſern, welche den Markt umgeben, verſchwinden leider die ſchönen, alten Giebelbauten immer mehr und mehr, um nüchtern-modernen Gebäuden Platz zu machen; doch ſind immerhin noch genug davon vorhanden, um uns nach ihnen eine Vorſtellung von dem ſchönen Bilde machen zu können, das die Kathedrale mit ihrer Umgebung im Mittelalter dargeboten haben muß. Da iſt vor allen anderen das ſogenannte Schepenhuis, das Schöffenhaus, zu nennen, in welchem im Jahre 1473 der Große Rath tagte, und das heute die Kunſt- und hiſtoriſchen Sammlungen der Stadt beherbergt. Zwiſchen dem Großen Platz und der Kathedrale erhebt ſich das Stadthaus, das, ſeinerzeit als Prachtbau berühmt, durch eine gründliche Reſtauration im vorigen Jahrhundert leider viel von ſeiner Eigenthümlichkeit eingebüßt hat. Was die Romualdskirche ſelber anbetrifft,



Die Romualdskirche und der Große Platz in Mecheln.

Digitized by Google

ſo wird ſie mit Recht zu den ſchönſten gothiſchen Baſiliken gezählt, die wir überhaupt beſitzen. In Kreuzform angelegt, wirkt ſie durch ihre großartigen Verhältniſſe kaum minder, als durch die unbeſchreiblich feine Gliederung ihres äußern architektoniſchen Schmuckes. Es gehört ein förmliches Studium dazu, um ſich in dem Gewirr der Erker, Säulen und Säulchen, der Baldachine, Spitzen und Niſchen zurechtzufinden, welche die hohen Spitzbogenfenſter überragen und den Thurm umgeben. Dieſer letztere, der urſprünglich für eine Höhe von 140 m beſtimmt war, iſt unvollendet und nur 90 m hoch; die Größe ſeiner vergoldeten Zifferblätter, die einen Durchmeſſer von über 13 m haben, gehört ebenſo zu den Berühmtheiten Mechelns, wie das in der That herrliche Glockenſpiel. Im 12. Jahrhundert begonnen, wurde der Bau der gewaltigen Kirche um die Mitte des 14. beendet; ein großer Brand, der ſie bald nach ihrer Vollendung in Aſche legte, machte einen theilweiſen Neubau nöthig. Die Koſten zu demſelben wurden aus den Gaben der Pilger beſtritten, die beſonders reichlich einfloſſen, als Papſt Nikolaus V., dem die Förderung des Baues beſonders am Herzen lag, für die Wallfahrer zu den Reliquien des heiligen Romuald einen großen Ablaß ausſchrieb. Das Innere der Kathedrale birgt eine Menge herrlicher Kunſtſchätze, darunter ein berühmtes Altarblatt von van Dyck, Chriſtus am Kreuz; ſowie 25 der flandriſchen Schule des 14. Jahrhunderts entſtammende Bilder aus dem Leben des heiligen Romualdus. Auch die anderen Kirchen der Stadt ſind in dieſer Beziehung reich bedacht, ſo namentlich die Liebfrauen- und die Johanneskirche; doch wird, und auch mit Recht, das Intereſſe der meiſten Reiſenden mehr durch die alten Häuſer von Mecheln in Anſpruch genommen werden, als gerade durch dieſe Kunſtſchätze. Neben zahlreichen Straßen, deren ausſchließlich moderne Gebäude mit den franzöſiſchen Inſchriften und Namen über ihren Läden ihre Entſtehung unter dem neuen Regime nicht verleugnen können, neben gar vielen anderen, deren kahle nur hin und wieder von kleinen vorhangloſen Fenſtern durchbrochene Mauern ſie als Hintergebäude der zahlreichen Klöſter und geiſtlichen Schulen Mechelns erkennen laſſen, beſitzt die Stadt auch eine Menge alter Gaſſen, deren herrliche Giebelbauten zu dem Sehenswertheſten auf dieſem Gebiete der Architektur gehören.

Die Capverdiſchen Inſeln.

Von Prof. **Richard Greeff.**

I.

Nach einem faſt zweimonatlichen, naturwiſſenſchaftlichen Unterſuchungen gewidmeten, Aufenthalte an der portugieſiſchen Küſte ſchiffte ich mich zur Fortſetzung meiner Studien am 5. November 1879 im Hafen von Liſſabon auf dem der „Empreza luſitana“ gehörigen Poſtdampfer „China“ zur Reiſe nach der Guinea-Inſel São Thomé ein. Gegen drei Uhr Nachmittags lichtete das große Schiff die Anker und dampfte langſam zum Hafen und zum Tejo hinaus. Noch einmal entfaltete ſich vor meinen Blicken die ſtolze glänzende Hügelſtadt mit den unvergleichlich ſchönen Ufern ihres Stromes. Bald lag Belem mit ſeiner herrlichen Kloſterkirche und der auf der Höhe thronenden Ajuda hinter uns, bewundernd ruht das Auge noch auf der kühn in den Strom vorſpringenden alten prächtigen Malteſerburg, dem Torre da Belem, und ſchweift dann hinauf an dem wellenförmig ſich erhebenden Ufer bis zu dem blauen, zackigen Gebirgskamm, von deſſen Höhe die Pena de Cintra mit ihren Thürmen und Zinnen ſtrahlend ins Land ſchaut. Unwillkürlich wendet ſich bei dem ſchönen Schauſpiel der Blick zurück in jene Zeit, als von den Ufern dieſes ſtolzen Stromes die halbe Welt beherrſcht wurde, als unter hochherzigen Fürſten von hier die kühnen Seefahrer auszogen und ganz Weſtafrika entdeckten und in Beſitz nahmen, als Bartolomeus Dias das Kap der guten Hoffnung umſchiffte, Vasco da Gama den Seeweg nach Oſtindien und Cabral Braſilien auffand, als Camões, die Thaten ſeines Volkes verherrlichend, ſeine unſterblichen Luſiaden ſang und das ganze geiſtige und materielle Leben Portugals zur höchſten Blüthe ſich entfaltete.

Doch bald liegen auch dieſe glänzenden Bilder mit ihren ſchönen Erinnerungen hinter uns, immer mehr treten die ſchimmernden Paläſte, Kirchen und Häuſermaſſen der Tejo-Ufer zurück und mit raſcheren Schlägen eilt das Schiff, nachdem es aus den Feſſeln des beengenden Stromes befreit iſt, der Mündung und dem Meere zu. Links erſcheint ſchon auf einem ſandigen Vorſprung der Küſte der ſchlanke Leuchtthurm Torre do Bugio und zur Rechten das den Eingang zum Tejo und zum Hafen von Liſſabon bewachende Fort Julião; endlich löſen ſich die letzten Verbindungen mit dem Lande, die Zollbeamten und der Lootſe verlaſſen das Schiff und jenſeits Cascaes, nachdem die den Tejo gegen das offene Meer abſperrende Barre durchſchnitten iſt, taucht die „China“ tief in die majeſtätiſch anrollenden breiten Wogen des Oceans ein, nun nach Süden ſich wendend und ihrem erſten Ziele, der Inſel Madeira, zuſteuernd.

Am frühen Morgen des 8. November fuhren wir in die Madeira-Gruppe ein, zuerſt an dem öden Felſeneilande Porto ſanto entlang und dann in die vielgeprieſene Bucht von Funchal. Ein kurzer Beſuch in der Stadt und ihrer nächſten Umgebung gab mir Gelegenheit meine Erinnerungen an die liebliche Inſel von einem früheren, auf einer Reiſe nach den Canariſchen Inſeln mir hier gewährten Aufenthalte zu erneuern. Ueberraſchend war mir auch jetzt der große Unterſchied des Klimas und der Vegetation ſelbſt gegen die nahe und ſoeben verlaſſene portugieſiſche Küſte. Während dort in der letzten Zeit der Herbſt mit heftigen Regen und ſtürmiſchen Winden Einzug gehalten hatte, empfing mich hier wiederum feuchtwarme Frühlingsluft und Sonnenſchein mit friſchem Grün und neuen Blumen.

Auch ein für die Beſucher des ſchönen Eilandes ſehr erfreulicher Fortſchritt machte ſich mir bei der Ab- und Anfahrt bemerklich, nämlich die Herſtellung eines beſonderen Landungsplatzes. In früherer Zeit mußte die Landung auf dem mit Baſaltgeröll bedeckten ſehr abſchüſſigen Strande vor Funchal bewerkſtelligt werden. Ein paar Ochſen wurden vor das Boot geſpannt und dieſes unter Hülfe einer bis an die Bruſt im Waſſer watenden Schar halbnackter

Fiſcher mit Geſchrei ans Land gezogen. Das Getöſe erreichte ſeinen Höhepunkt in dem Augenblicke, wenn eine breite, das Boot hebende und treibende Welle ans Land rollte, die bei ſtarkem Seegange dann freilich nicht immer nur gegen, ſondern zuweilen auch ſpritzend über das Boot und ſeine Inſaſſen ſchlug. Jetzt hat man gegen die Pontinha, einen aus der Bucht aufragenden und mit einem kleinen Fort gekrönten Felſen, einen Molo und Landungsquai gebaut, an den die Boote bei bewegter See mit mäßiger Bequemlichkeit anfahren können.

Bald nach Mittag an demſelben Tage dampfte die „China“ wieder zur Rhede von Funchal hinaus, ihrer zweiten Station, den Inſeln des grünen Vorgebirges, uns zuführend. Bei der Ausfahrt von Madeira ward uns die ſeltene Gunſt des Himmels zu Theil, die herrliche Inſel, deren hoher Gebirgsrücken meiſt in Wolken gehüllt iſt, von der weißſchimmernden und in dem weiten grünen Abhang aufſtrahlenden Stadt bis in die höchſten Gipfel hinauf unverſchleiert und in ſchönſter Beleuchtung vor uns ausgebreitet zu ſehen, ein Anblick, deſſen Zauber, ſo oft er ſich dem Auge bieten mag, ſtets empfunden und unvergeßlich ſein wird.

Die Meerfahrt von Madeira nach den Capverden iſt vielleicht eine der ſchönſten der Erde, beſonders wenn man jenſeits der Canaren in den friſchen, köſtlichen Paſſat einfährt und mit ihm nach Südweſten geht. Spielend rauſchen die mit dem Himmel im herrlichſten Blau wetteifernden Wellen an den Planken des Schiffes vorüber, und wenn man nicht, über die weite Waſſerfläche hinblickend, durch die tief wallenden Athemzüge des Oceans an den Gewaltigen erinnert würde, könnte man glauben auf einem großen blauen Binnenſee zu fahren. Auch an mancherlei intereſſanten und unterhaltenden Erſcheinungen fehlt es dem aufmerkſamen Auge nicht. Bald tauchen Delphine aus den Fluthen und treiben ihr ſeltſames Spiel an der Oberfläche, oft den Schiffen ſo nahe, daß man ſie harpuniren könnte, bald ſpringt ein Schwarm fliegender Fiſche auf und ſtreicht mit den ausgeſpreizten Bruſtfloſſen und ſchillernd im Sonnenglanze eine Strecke über die Wellen und, merkwürdigerweiſe, faſt immer gegen den Wind. Hier und dort fliegen Seevögel in ſicherm, langſamem Fluge über die Fläche hin, tauchen plötzlich ein um Beute zu erhaſchen oder wiegen ſich eine Zeit lang ſchwimmend über die auf- und niedergehenden Wogen hin. Auch Landvögel, auf der Wanderung begriffen, vielleicht vom Wege abgelenkt und verſchlagen, kommen aufs Schiff, um eine Weile Gaſtrecht zu genießen. Lange beobachtete ich an einem Tage einen ſolchen einſamen Luftſegler, eine kleine Mauerſchwalbe, die mehrere Stunden unſerm Schiffe folgte und ſich zeitweiſe auf demſelben niederließ, um auszuruhen. Später war ſie wieder verſchwunden.

Dem aufmerkſamen Beobachter und Kenner entgehen auch die kleineren an der Oberfläche ſchwimmenden Meerthiere nicht, jene zarten pelagiſchen Gebilde, die unter dem Namen der Siphonophoren oder Schwimmpolypen bekannt ſind. Namentlich ſah ich einigemale große Seeblaſen (Phyſalien), die gerade in dieſem Theile des Atlantiſchen Oceans beſonders häufig vorzukommen ſcheinen, mit dem nach oben gerichteten alizarinblauen Kamm ganz nahe am Schiffe vorbeiſchwimmen.

Am 13. November waren wir, als ich früh Morgens an Deck des Schiffes kam, bereits im Archipel der Capverden und liefen an der Süd-Oſtſeite der am meiſten nach Nordweſten gelegenen Inſel Santo Antão (S. Antonio) entlang. Vor mir lag ein hoher zackiger Gebirgsrücken, in ſeiner äußern Form eine auffallende Aehnlichkeit mit Madeira zur Schau tragend, an deſſen ſteilen felſigen Abſtürzen ins Meer die Brandung weiß aufſchäumte und der bis in die höchſten Gipfel hinauf faſt überall mit einem niedrigen Grün bekleidet war. Baumwuchs war wenig zu erblicken, bloß an einigen Thaleinſchnitten ſchien die Vegetation reicher zu ſein. An einem dieſer nach dem Meere zu ſich öffnenden und hier in eine kleine lichte Strandfläche ausgehenden Thäler lagen einige weiße Häuſer. Von dieſem Orte, dem Porto dos Carvoeiros, erhebt ſich ein ſchmaler Pfad, der — ein merkwürdiger Anblick — über den ganzen Gebirgsrücken an den ſteilen oft ſenkrechten Felswänden entlang ſich fortwindet und auf dem graugrünen Grunde weithin verfolgt werden kann. Er ſtellt den einzigen Verbindungsweg von dieſer Seite der Inſel zu den anderen dar.

Die Inſel S. Antão beſteht in der That faſt nur aus dem vor uns aus dem Meere auftauchenden, mächtigen vulkaniſchen, aus Baſalt und baſaltiſcher Lava gebildeten, Gebirgsrücken, deſſen gipfelreicher bis über 2000 m aufſteigender Kamm von Weſten nach Oſten gerichtet iſt. Nach Süden, wie wir nun bei der Weiterfahrt ſehen, ſenkt ſich derſelbe allmälig zu einem wellenförmigen kahlen Vorlande, aus dem einige niedrige graubraune Kegel aufragen.

S. Antão iſt nach S. Thiago (S. Jago) die größte Inſel des Archipels und trotz der ſchroffen und anſcheinend ſteilen Südoſtküſte eine der fruchtbarſten. Doch liegen die mit Kulturen und zum Theil mit reicher Tropenvegetation erfüllten Thäler hauptſächlich auf der Oſt-, Nord- und Weſtſeite, vornehmlich bei Ribeira grande, der Hauptſtadt der Inſel, und Ribeira do Paúl an der Oſtſeite, ſowie Ribeira da Garça, da Altomira und da Cruz an der Nordſeite, dem Thale von Tarrafal an der Südweſt- und Ribeira das Patas an der Südſeite.

Die Haupterzeugniſſe in dieſen von Gebirgsbächen durchſtrömten und zum Theil auch mit künſtlichen Bewäſſerungsanlagen verſehenen Diſtrikten ſind Kaffee, Zucker, Mais, Tabak, Gemüſe, Bananen, Apfelſinen u. ſ. w. Doch hat der Kaffee, der ſich durch eine vorzügliche Qualität, namentlich ein ſehr feines Aroma auszeichnet, faſt allein für den Export eine größere und jährlich wachſende Bedeutung. Im Jahre 1879/80 betrug nach dem amtlichen Berichte des Gouverneurs der Capverden an die portugieſiſche Regierung der Kaffeeexport der Inſel S. Antão 177 251 kg, einen Geſammtwerth von ungefähr 45 000 Milreis (1 Milr. = ca. 4 M. 50 Pf.) darſtellend, gegen 128 624 kg im Jahre 1872. Andererſeits ſcheint die Zuckerrohrkultur abgenommen zu haben, ſo daß im Jahre 1879/80 der Zuckerexport ſich auf nur 15 371 kg belief, wobei freilich zu berückſichtigen iſt, daß die Produktion und Ausfuhr von Branntewein, der aus dem Zuckerrohr dort gewonnen wird, beträchtlich zugenommen hat und im Jahre 1879/80: 89 936 Liter in einem Geſammtwerthe von 6253 Milr. betrug.

In früherer Zeit brachte der Inſel und manchen anderen des capverdiſchen Archipels ſowie ferner auch den Canaren ꝛc. ein eigenthümliches Produkt reichen Ertrag, das nun aber durch die fortſchreitende europäiſche Induſtrie längſt überflügelt und faſt werthlos geworden iſt, nämlich die „Urzella“, Orſeille (Rocella tinctoria), eine an Felſen, vornehmlich an den Strandfelſen, wachſende Farbflechte, die zur Darſtellung eines ſchönen blauen und röthlich-blauen Farbſtoffes diente und von den Eingeborenen in ausgedehntem Maße, oft unter Mühen und Gefahren, an den ſteilen Felswänden eingeſammelt wurde. Im Jahre 1841 repräſentirte die „Urzella“, die damals Monopol der portugieſiſchen Regierung war und in jenem Jahre den Höhepunkt

ihrer kommerziellen Bedeutung erlangte, jährlich für den Archipel einen Gesammtwerth von 90 000 Milreis, während derselbe heute auf circa 2500 Milr. gesunken ist, und im Besondern für S. Antão auf circa 127 Milr. Auch die Indigo-Kultur wurde eine Zeit lang, von Engländern eingeführt, auf S. Antão und einigen anderen Inseln versucht, aber, zum Theil wohl wegen der Lässigkeit, mit der dieser neue Kulturzweig betrieben wurde, ohne erheblichen Erfolg und ist nun völlig aufgegeben. Einen nicht unwichtigen Zweig für den Wohlstand der Insel bildet noch die in den wasserreichen Distrikten von Ribeira grande und do Paúl mit Sorgfalt betriebene Viehzucht. Im Jahre 1880 betrug der Gesammt-Marktwerth des Bestandes an Rindern, Pferden, Eseln und Mauleseln in den genannten Distrikten 46 000 Milr.

Von Interesse mag noch sein zu erwähnen, daß der Gesammtwerth der im Jahre 1879/80 aus S. Antão ausgeführten Produkte bei einem Flächeninhalte der Insel von circa 600 qkm und circa 18 000 Einwohnern sich auf 52 840 Milreis belief, wovon, wie oben erwähnt, allein 45 000 Milr. auf den Kaffee-Export kommen. Ein besonderer Vortheil in Rücksicht auf die Verwerthung ihrer Produkte erwächst der Insel S. Antão noch aus der unmittelbaren Nachbarschaft der sterilen, aber stark konsumirenden Insel S. Vincente, mit der ein lebhafter Verkehr unterhalten wird.

Inzwischen ist bei der Weiterfahrt eine neue, von S. Antão nach Südosten gelegene, hohe Felseninsel, die schon früher in Sicht gekommen war, in ihrer vollen Ausdehnung hervorgetreten, die Insel S. Vincente, auf deren Hafen, den Porto grande, wir nun, von S. Antão uns abwendend, zusteuern. Gerade vor seinem Eingang taucht ein hoher, spitzer Felskegel, der Ilheo dos Passaros (Vogelinsel), von Seevögeln umschwärmt und an seinem Fuße mit dichter Algenvegetation bedeckt, einsam aus den Fluthen. Nachdem dieser umschifft ist, empfängt uns eine schöne blaue Meeresbucht, belebt von großen und kleinen Schiffen. Im Grunde derselben liegt dicht zusammengedrängt ein Städtchen mit frischweißen Häusern und einigen größeren Gebäuden, die Cidade do Mindello, und links von dieser auf einem ins Meer vorspringenden Hügel ein Stadt und Hafen beherrschendes kleines Fort, von dessen Zinnen auf hoher Stange die portugiesische Flagge weht. Der kleine linke Flügel der Bucht zeigt ein zerklüftetes felsiges Ufer, während der weite rechte Bogen von einem breiten, blinkenden Sandstrande umfaßt ist.

Hinter der Stadt dehnt sich eine weite sandig-steinige Thalmulde aus. Dann aber steigt plötzlich rundum ein hohes und malerisch schönes Felsengebirge gen Himmel, dessen kühne, phantastische Formen, scharfe Graten und Spitzen das staunende Auge gefangen halten. Wohin man sich suchend wendet an diesem merkwürdigen Gestade, in den tiefen Spalten und Schluchten und an den Höhen scheint Alles kahler, öder Fels und Steingeröll zu sein, von dem nur hier und dort graugrüne Flecken hervorschimmern.

Gegen 9 Uhr Morgens ertönt der bei der Anfahrt unseres Dampfers übliche Kanonenschuß und hallt rollend an den zerklüfteten Felswänden des Eilandes wieder, der Anker fällt rasselnd in den Grund und wir sind im Porto grande de São Vincente, dem berühmten Hafen der Capverdischen Inseln, dem besten des Archipels und einem der besten an der ganzen Westküste Afrikas, der in den letzten Decennien als atlantische Kohlen- und nun auch Telegraphenstation eine große und stets wachsende Bedeutung erlangt hat.

Wie uns eine Umschau alsbald erkennen läßt, verdankt der Hafen von S. Vincente, dieses Kleinod der Capverden, seine geschützte Lage hauptsächlich jenem hohen Felsenmantel, der ihn nach innen von Nord über Ost und Süd nach West umschließt und somit auch dem Nordostpassat entgegensteht, und andererseits der Insel S. Antão, gegen die er sich nach Nord-Nordwesten öffnet und die sich wie eine Riesenmauer vor ihn und ganz Vincente hinzieht. Während an der dem Passat ausgesetzten Nordnordost- und Ostseite der Insel die Brandung haushoch gegen die Felsen anstürmt, liegt das Wasser in der blauen Bucht des Porto grande ruhig oder ist nur von leichten, kräuselnden Wellen bewegt.

Mit großem Interesse benutzte ich den mir gebotenen kurzen Aufenthalt zu einem Besuche des in mancher Beziehung merkwürdigen Eilandes, mußte aber bei der Anfahrt ans Land die Erfahrung machen, daß, so sicher der Hafen für größere Schiffe ist, er doch nicht dieselbe Rücksicht kleineren Booten gewährt. Durch die tiefen Spalten und über die niedrigeren Felskämme des wildzerrissenen Felsenmantels blies nämlich der Passat, Strand, Stadt und inneren Theil des Hafens überbrückend, so heftig in die Bucht und über ihre Fläche nach außen hin, daß ich, vorn im Boote sitzend, von den scharf aufgeworfenen kurzen Wellen mehrmals überspritzt und völlig durchnäßt wurde.

Bei der Landung tritt uns alsbald als eine der auffallendsten Erscheinungen, die vorwiegend schwarze Bevölkerung, entgegen, die uns zu gleicher Zeit daran erinnert, daß wir uns auf einem dem großen dunkeln Erdtheil benachbarten und von ihm beherrschten Gebiete befinden. Die Neger von S. Vincente stellen im Allgemeinen einen kräftigen, hochgewachsenen und muskulösen Menschenschlag dar, selten, wie auch auf den übrigen Inseln, ganz schwarz, meist von hellbrauner oder kaffeebrauner Hautfarbe in verschiedenen Nüancen, offenbar das Resultat langjähriger Vermischungen mit Europäern. Auch die Frauen, die ich sah, waren meistens groß und schlank und doch von kräftigen Formen.

Auf dem Strande fortschreitend kommen wir zuerst an mächtige Kohlenmagazine, die mit allen modernen Apparaten zum Transport, zur Hebung, Ein- und Ausladung u. s. w. versehen sind und von denen aus ein ununterbrochener lebhafter Verkehr, durch große und kleine Boote, selbst Dampfbarkassen mit den draußen im Hafen liegenden Schiffen behufs Verladungen von Kohlen und Waaren unterhalten wird. Ganz in der Nähe dieser Magazine zur Linken liegt die große Alfandega (Zollhaus) und einige der Konsulatsgebäude und hinter ihnen und nach rechts die kleine Stadt, die zum allergrößten Theil aus ganz neuen, frischweißen und einstöckigen Häusern besteht. Aber auch größere Gebäude finden sich unter ihnen und meistens an hervorragenden Plätzen, wie der „Palast" des Gouverneurs, das ansehnliche Municipal-Gebäude, die Kaserne, die kleine Kirche und andere. Selbst ein kleiner öffentlicher Markt ist vorhanden mit gedeckten Hallen zum Verkauf von Fleisch, Fisch und Gemüsen und mit einer hübschen Wassercisterne in der Mitte. Alles macht den Eindruck einer neuen und im frischen Fortschritt begriffenen Kolonie. Hinter dem Städtchen, dessen Außenseiten von der in ärmlichen Hütten wohnenden Neger- und Arbeiterbevölkerung eingenommen wird, dehnt sich eine breite sandig-steinige Mulde aus, die landeinwärts zu dem weiten Kranz des wilden Felsengebirges aufsteigt, der die Insel durchzieht und dem Hafen, wie wir oben sahen, Schutz gegen Nord und Ost verleiht. Ich war überrascht auf meinen Wanderungen hier doch weit mehr Pflanzenwuchs, namentlich frischen niedrigen Krautwuchses zu finden, als ich bei dem ersten Anblick der Insel von außen erwartet hatte. Freilich war gerade jetzt die Regenzeit, die in die Monate August, September und Oktober, hauptsächlich

in die beiden letzteren fällt, eben beendet. An einigen Stellen erheben ſich in dieſer Thalebene auch einige höhere Pflanzengruppen von graugrüner Farbe, die auf den kahlen Flächen ſcharf hervortreten, vornehmlich Tamarindengebüſche (Tamarix gallica), hohe, den Capverden eigenthümliche Lavendeln (Lavandula rotundifolia) mit violetten Blüthen und andere. Bald nach Eintritt der Regenzeit ſoll hier und in den Bergen, insbeſondere an dem den meiſten Pflanzenwuchs producirenden, circa 800 m hohen Monte verde, dem höchſten Berge der Inſel, reichliches friſches Gras und Kraut hervorſprießen, das dann hier weidenden Ziegen genügende Nahrung bietet, das aber ſpäter unter der ſengenden Sonne und den ſtetigen austrocknenden Paſſatwinden bald wieder verdorrt, zumal der Regen im Allgemeinen ſehr ſpärlich fällt und zuweilen faſt ganz ausbleibt. Im Innern der Inſel befinden ſich auch in beſonders günſtigen Lagen, Oaſen gleich, einige kleine Pflanzungen, auf denen, mühſam und unſicher, Mais, türkiſche Bohnen, einige Kürbis- und Kohlarten, Bataten, Mandioca, ſogar Feigen, Bananen und Apfelſinen in geringen Quantitäten gezogen werden. Alles das ändert indeſſen nichts an dem allgemeinen Vegetationscharakter der Inſel S. Vincente, der vollkommen der einer Wüſte iſt.

Daß unter dieſen Umſtänden auch die Thierwelt auf dieſer Inſel nur eine äußerſt arme ſein kann, iſt wohl ſelbſtverſtändlich. Außer den hier, wie auf faſt allen Inſeln und überſeeiſchen Plätzen der Erde, die mit Schiffen im Verkehr ſind, eingeſchleppten Ratten und Mäuſen, findet ſich kein einziges wildlebendes Säugethier auf S. Vincente. Doch iſt der Beſtand an nutzbaren Hausſäugethieren im Verhältniß zu dem ſterilen Boden ein auffallend großer, insbeſondere an Ziegen, die in halbverwilderten Herden in den Bergen weidend umherziehen, während der Regenzeit reichliche Nahrung finden, aber in der langen trockenen und heißen Zeit, die oft bis in die erſtere hinein, dieſe verkürzend, anhält, darbend von dem verdorrten Graſe leben und zuweilen, trotz der in dieſer Richtung erworbenen unglaublichen Zähigkeit verhungern und verdurſten müſſen. Bei der Dürftigkeit der Vegetation und dem Mangel an Waſſer ſind natürlich, mit Ausnahme der am Strande und hier von den Erzeugniſſen des Meeres lebenden Seevögel, nur ſehr wenige wildlebende Landvögel auf der Inſel heimiſch, die bloß zeitweilig auf ihren Wanderungen als Gäſte ſich hier niederlaſſen und dann auch wohl, wie die Wachteln, Gegenſtand der Jagd bilden. Günſtigere Exiſtenzbedingungen finden im Allgemeinen die Reptilien auf dem trockenen Boden, von denen einige Eidechſenarten hier vorkommen, während Schlangen völlig fehlen, ſelbſtverſtändlich ebenfalls Amphibien. Auch die Gliederfüßler, insbeſondere die Inſekten, ſind verhältnißmäßig ſpärlich vertreten, und von Landgehäuſeſchnecken ſind bisher zehn verſchiedene Arten gefunden worden, von denen eine kleine ſehr zierliche, friſchweiße Form (Papa acarus) überaus häufig dort vorzukommen ſcheint, da ſie, zu großen Schnüren perlartig aufgereiht, als Schmuckgegenſtand vielfach von den Negern zum Verkauf angeboten wird. Möglich freilich, daß dieſelben auch von anderen Inſeln nach S. Vincente, als der den meiſten Fremdenverkehr bietenden Inſel, gebracht werden.

In hohem Grade befriedigt von meinen kleinen Streifzügen und reich beladen mit den am Wege geſammelten Objekten kehrte ich in die Stadt zurück und fand nun noch Gelegenheit zu einer genauern Umſchau in der Stadt und dem Hafen, die mir noch manche intereſſante Beobachtungen boten und die auf Schritt und Tritt beredtes Zeugniß ablegen von der eigenthümlichen und raſchen Entwickelung und der nunmehrigen Bedeutung der kleinen atlantiſchen Kolonie. Und wie eigenthümlich die Entwickelung dieſer Kolonie geweſen iſt, die früher die geringſte aller war und deren Bewohner, oft unter unſäglichen Leiden, ein kümmerliches Daſein friſteten, und wie groß nun plötzlich ihre Bedeutung für den ganzen capverdiſchen Archipel geworden iſt, möge uns ein kurzer Rückblick auf die Geſchichte des merkwürdigen kleinen Eilandes zeigen.

Von der Nordküſte Auſtraliens.

Von **H. Greffrath.**

Wir entnehmen aus dem Reiſeberichte eines Engländers, welcher im März dieſes Jahres den Oſten der Nordküſte von Auſtralien beſuchte, folgende Mittheilungen über die wichtigeren unter den dortigen Inſeln.

Der Mittelpunkt und Hauptort der in der Torresſtraße betriebenen Perlmuſchel- und Trepangfiſcherei iſt das an der äußerſten Nordküſte der Kolonie Queensland in 10° 33′ ſüdl. Br. und 142° 10′ öſtl. L. Gr. gelegene Thursday Island. Es wird in der Entfernung von ein bis zwei engliſchen Meilen von den kleinen Inſeln Prince of Wales, Horn, Hamond, Friday, Wednesday und Goode im Kreiſe umſchloſſen. Das dortige Klima iſt geſund, die Temperatur ſteigt ſelten über 25° R. Vor wenigen Jahren wurde die auf der Inſel Somerſet (30 Miles ſüdöſtlich davon gelegen) befindliche Regierungsanſiedelung, wie es heißt, nach Thursday Island verlegt, weil dieſe Inſel für Schiffe, welche den innern Kanal des Barrier Reef der Torresſtraße paſſiren wollen, bequemer liegt und weil ſie einen guten, gegen Sturmesgefahr ſichern Hafen bietet. Die öffentlichen Gebäude, ſämmtlich an der öſtlichen Küſte, beſtehen aus einem Gerichtshofe, einem Gefängniß, einem Magazin, aus Polizeibaracken und einer Wohnung des Polizeimeiſters Mr. Cheſter. Auch an zwei ſogenannten Hôtels fehlt es nicht, welche mit den Fiſchern, die ſich in der Regenzeit immer gern auf und bei der Inſel aufhalten, glänzende Geſchäfte in Spirituoſen machen. Es kommt vor, daß in einem Tage 200 Pf. St. darin umgeſetzt werden; die wilde Wirthſchaft läßt ſich denken! Die engliſche Regierung beabſichtigt, auf Thursday Island eine Kohlenſtation anzulegen und auf dem Big Hill daſelbſt eine Batterie, welche im Stande iſt, in Zeiten der Kriegsgefahr den Eingang der innern Paſſage des Barrier Reef zu beherrſchen. Der vorgenannte Mr. Cheſter, bemerkt unſer Gewährsmann, iſt der König der Torresſtraße; Todesſtrafe ausgenommen, herrſcht er abſolut. Er iſt dabei eine „walking encyclopaedia“ über alle ſein Territorium angehende Angelegenheiten, und wenn man bei ihm anfragt, ſtellt er ſtets den ganzen Schatz ſeines Wiſſens bereitwilligſt zur Verfügung. Gegen Ende vorigen Jahres beſuchte der deutſche Natur-

forſcher Dr. Otto Finſch Thursday Island. Er ſammelte Schädel der Eingeborenen und legte ein Herbarium aus der dortigen Pflanzenwelt an, und ſetzte dann ſeine Reiſe nach Neu-Guinea fort (vgl. Globus Bd. 41, S. 287).

Im März dieſes Jahres waren in der Torresſtraße 102 Fahrzeuge mit der Perlmuſchelfiſcherei und 31 mit dem Fange des Trepang (bêche de mer, sea slug, sea cucumber) beſchäftigt, und das dazu verwandte Perſonal beſtand aus 50 Weißen und 800 Farbigen. Für den erforderlichen Gewerbeſchein (licence) wurden jährlich ungefähr 400 Pf. St. vereinnahmt. Der Export des Jahres 1881 ergab 392 Tonnen Muſcheln und 90 Tonnen Trepang, im durchſchnittlichen Werthe von reſp. 130 und 90 Pf. St. per Tonne.

Die Trepangfiſcherei findet meiſtens im Oſten der Torresſtraße ſtatt. Sie wirft geringern Gewinn ab, weil die Mühe dabei größer iſt, und weil, wenn die Zubereitung nicht ſehr vorſichtig geleitet wird, das Ganze leicht unbrauchbar wird. Die ſchwarze, wie eine Gurke geformte Holothurie hängt an den Riffen, und an dieſe fahren die Fiſcher zur Zeit der halben Ebbe ihre Boote, welche dann bei voller Ebbe faſt auf dem Grunde zu liegen kommen. Das Einſammeln geht nun raſch vor ſich und iſt mit eintretender Fluth zu Ende. Der Fang wird darauf an die betreffende Station, wie ſie jede der Fiſchereigeſellſchaften auf einer der vielen kleinen Inſeln beſitzt, abgeliefert, hier gereinigt, halb abgekocht und in einer Art Räucherkammern getrocknet. Gerade das Trocknen verlangt große Vorſicht. Es kommen dabei drei verſchiedene Temperaturgrade in Anwendung, und die geringſte Abweichung davon verdirbt Alles. Wenn der Trepang als Handelsartikel fertig iſt, ſieht er aus wie Sohlleder oder dicke Baumrinde und geht meiſtens nach China, wo man daraus eine dort ſehr geſchätzte Suppe bereitet, welche ſelbſt von Fremden nicht verachtet wird.

Eine ſehr traurige Erſcheinung, bemerkt unſer Reiſender, iſt die durch die Fiſcher unter den ſchwarzen Frauen an der Küſte des Kontinents und auf den Inſeln veranlaßte Proſtitution. Es entſtehen dadurch nur zur häufig Konflikte, wobei dann die Eingeborenen, welche nur ihr gutes Recht vertheidigen, wie die Hunde niedergeſchoſſen werden. „Christian Governments and Christian men take little account of the shooting of the natives“ (für chriſtliche Regierungen und chriſtliche Männer iſt das Niederſchießen der Eingeborenen von wenig Belang), heißt es in dem Reiſeberichte. Man nennt es „black crow shooting“ (Rabenſchießen), und ſpricht ganz vergnügt davon, wie der Jäger von ſeinem Jagdvergnügen. Man ſucht ein Lager der Eingeborenen auf und da wird dann darauf losgeknallt, und die, welche ſo hingemordet werden, ſind an dem vermeintlichen Unrechte, welches irgend wo irgend ein Schwarzer, indem er ſeine Frau gegen Proſtitution vertheidigte, begangen haben ſoll, meiſt eben ſo unſchuldig wie Queen Victoria. So unſer Gewährsmann, der ein Engländer iſt.

Das ebenfalls noch zu Queensland gehörige Booby Island, ehemals unter dem Namen „the Torres Strait Post office“ bekannt, iſt jetzt unbewohnt. Es befand ſich dort früher ein Briefkaſten, und vorbeifahrende Schiffe pflegten Briefe hineinzuſtecken und ſolche, welche etwa für die von ihnen zu berührenden Häfen beſtimmt waren, zur Beförderung herauszunehmen. Auch war es Gebrauch, daß Schiffe dort Vorräthe für verunglückte, dorthin verſchlagene Seeleute lagerten. Als es ſich aber dann herausſtellte, daß dieſe Vorräthe von den Eingeborenen anderer Inſeln und ſelbſt von gewiſſenloſen Europäern geraubt wurden, ging die ganze Einrichtung wieder ein.

Port Eſſington wird durch eine tiefe, am Eingange 7 Miles breite Bucht im Norden der Coburg Peninſula gebildet, zu deren Seiten ſich niedriges und flaches Land ausbreitet. Die Einfahrt in den Hafen iſt wegen des davor liegenden Orontes-Riffes, ſogenannt nach einem Schiffe, welches dort ſcheiterte, ſchwierig und gefahrvoll. Im Jahre 1831 ließ die engliſche Regierung durch Sir Gordon Bremer in Port Eſſington eine militäriſche Station anlegen und den Hafen als Zufluchtsort für Schiffe erklären. Aber ſchon nach 19 Jahren ging die Station wieder ein, und es erinnern jetzt nur noch Ruinen, ſowie ein mächtiger Tamarindenbaum, der als Wunder der Inſel gilt, an jene Zeit. Auch trifft man noch zahlreiche Buffalos, welche von jener militäriſchen Anſiedelung herſtammen und verwildert ſind. Ein Spekulant verſuchte vor etlichen Jahren dieſelben zuſammen zu treiben und zu zähmen, und das Fleiſch dann nach Port Darwin zu verkaufen, hatte aber damit wenig Erfolg. Eine Anzahl von Kapitaliſten will jetzt einen neuen Verſuch dieſer Art machen. Eine vor nicht langer Zeit auf Coburg Peninſula unternommene Rindviehzucht hat bisher ebenfalls nur geringe Erfolge erzielt.

Melville Island, 75 Miles lang und 38 Miles breit, iſt durch die 14 Miles weite Clarenceſtraße vom auſtraliſchen Kontinent getrennt. Die Inſel iſt ſehr fruchtbar und beſitzt mehrere gute Häfen. Die zahlreichen Eingeborenen ſind wild und blutdürſtig wie die Milliarden der dortigen Moskitos. Aus dieſem Grunde haben ſeit dem Jahre 1840, wo die in Fort Dundas am King Cove unter militäriſcher Aufſicht gegründete Anſiedelung von Sträflingen nach ſechszehnjährigem Beſtehen und vielen Kämpfen mit den Eingeborenen wieder einging, nur wenig Weiße gewagt, die Inſel zu betreten. Das Land iſt meiſtens niedrig und bis an die Küſte hin dicht bewaldet. Hier und dort ſtößt man auf mächtige Felſen, die höchſte Erhebung beträgt 320 Fuß. Die Inſel beſitzt zwei oder drei Flüſſe, von denen der eine auf einer kurzen Strecke ſchiffbar iſt.

Bathurſt Island, durch die eine engliſche Meile breite Apsleyſtraße von Melville Island getrennt, hat einen Umfang von ungefähr 30 Miles und beſitzt einen großen Hafen, in welchem eine ganze Flotte Schutz finden kann. An den mehr offenen Stellen der Inſel wachſen die Sagopalme, Fächerpalme, Pandanus, Eukalypten u. ſ. w., wie überhaupt die Inſel große Fruchtbarkeit anzeigt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Auswanderung aus Frankreich iſt an ſich wenig erheblich und geht in neuerer Zeit immer raſcher zurück; denn es verließen die Heimath 1872: 9214 Perſonen, 1873: 7141, 1874: 6755, 1875: 4464, 1876: 2867, 1877: 3666, und auch dieſe Auswanderung wird zum größten Theil nur durch die unwirthliche Natur weniger Departements hervorgerufen,

wo Mangel an Erwerb die Bewohner zur Auswanderung zwingt.

— Als Resultat der am 31. December 1881 vorgenommenen Volkszählung in Rom sammt Vorstädten und dem sogenannten Agro Romano ergab sich eine Gesammtbevölkerung von 304 402 Seelen, wovon 170 110 dem männlichen und 134 292 dem weiblichen Geschlechte angehören. Seit 1871 ist das eine Bevölkerungszunahme von 55 803 Seelen. Auffällig ist das große Ueberwiegen der männlichen Bevölkerung und die geringe Differenz, welche seit 1871 stattgefunden hat. Damals bestand das Verhältniß von 118 männlichen zu 100 weiblichen Individuen, und das hat sich nun zu dem Verhältnisse von 115 zu 100 gebessert. (Registrande Bd. XII.)

— Im Jahre 1881 wurden nördlich, westlich und südlich der Stadt Abo in Finland 1567 Quadratwerst aufgenommen. Ein Vergleich der neuen Aufnahme mit älteren Karten zeigt, daß die Inseln der Gegend um Abo an der stetigen Hebung theilnehmen, welche an der Festlandsküste von Finland schon lange beobachtet ist; denn Inseln, die vor 30 Jahren noch durch Meeresarme von der Küste getrennt waren, gehören jetzt ganz zum festen Lande.

— In der Sitzung der Sektion für Statistik der Russischen Geographischen Gesellschaft vom 16. (28.) April d. J. gab Herr Erschow eine kurze Uebersicht über die Vertheilung des Grundbesitzes im Gouvernement Ufa, das bekanntlich wegen Verschleuderung dortiger Domänen in letzter Zeit vielfach genannt wurde. An anbaufähigem Lande sind nach officiellen Angaben im Gouvernement vorhanden 10 316 341 Desjatinen (à 1,09 Hektar), an nicht anbaufähigem 478 578 Desjatinen. Von der ganzen anbaufähigen Fläche sind Staatseigenthum noch 372 876 Desjatinen, es gehören Landgemeinden 6 706 088 Desjatinen, Großgrundbesitzern 2 678 211 Desjatinen, Bergwerken 459 155 Desjatinen, dem Domänendepartement 83 761 Desjatinen, Städten 13 125 Desjatinen und Klöstern 8121 Desjatinen. Mit Wald bedeckt sind 5 337 309 Desjatinen Landes. Der Viehstand des Gouvernements beträgt: 571 565 Pferde, 358 707 Stück Rindvieh, 851 657 Schafe, 201 970 Ziegen, 222 Kameele und 111 785 Schweine. Am reichsten an Pferden und Rindvieh ist der Kreis Birsk, an Schafen der Kreis Menzelinsk.

Asien.

— Der russische Regierungsanzeiger vom 2. Juni publicirt einen kaiserlichen Ukas, durch welchen das westsibirische Generalgouvernement aufgehoben und die Bildung eines Steppengouvernements, welches die Gebiete von Akmolinsk, Semipalatinsk und Semiretschensk umfaßt, angeordnet wird.

— Die Société Académique Indo-Chinoise hat kürzlich zwei ihrer Mitglieder, die Ingenieure Henri de Véfine Larue und Maurice Geny, beauftragt, die im Jahre 1879 den Herren Wallon, Guillaume und Courret übertragene Aufgabe zu lösen, deren Ausführung durch die am 30. März 1880 auf Sumatra erfolgte Ermordung der beiden ersteren so unglücklich unterbrochen wurde. Die Reisenden sollen von der Westküste Sumatras aus den See Putschut-Laut erreichen, denselben und seine Anwohner erforschen, dann nach der Ostküste gehen und weiter die siamesischen Provinzen der Halbinsel Malakka besuchen. — Eine andere Mission soll M. Georges Garanger, der bereits von Marseille abgereist ist, in Ober-Birma erfüllen. Neben wissenschaftlichen Zwecken wird er Daten über Ackerbau, Handel und Gewerbe in Birma, Naturprodukte und Manufakturen sammeln, durch welche die französischen Exporteure lernen sollen, sich dem Geschmacke und den Wünschen der Eingeborenen anzupassen und sich dort einen Markt zu erwerben. (Wird England, das die Mündungen des Irawadi in seiner Gewalt hat, und dem dieser Strom selbst eben von Birma zu freier Befahrung eröffnet worden ist, sich dort französische Mitbewerber gefallen lassen?)

— Manufaktur, Verkauf und inländischer Konsum des Tabaks auf den Philippinen sind vom 1. Januar 1882, Anbau und Kultur desselben vom 1. Juli 1882 ab völlig frei gegeben. Damit werden die Bewohner, welche sich mit dem Tabaksbau beschäftigen, aus einer Art Hörigkeit befreit, die ihnen von der Regie durch die Bestimmungen über Tabaksanbau und -Handel auferlegt war.

— In der Sitzung der Russ. Geogr. Gesellschaft vom 13. (25.) April hielt der Ingenieur von Schulz, Mitglied der Orenburger Sektion der Gesellschaft, einen Vortrag über die im Jahre 1880 vom General Struve veranstaltete Expedition zur Aufsuchung der vortheilhaftesten Trace für die in Aussicht genommene Eisenbahn von Orenburg bis zum Aralsee. Der Vortragende, welcher an der Spitze dieser Expedition gestanden hatte, fand, daß der ganze Weg von Orenburg bis Karatugai am Syr darja in der als vortheilhafteste gewählten Richtung einer Strecke von 720 Werst, durch ebene Steppengegend führt, die nur auf der kurzen Strecke durch die Muhodshar-Berge ihren Charakter etwas ändert. Diese Berge aus krystallinischem Gestein bestehend, sind reich an Süßwasserquellen, aus denen zahlreiche Flüsse ihren Ursprung nehmen, die aber bei der Armuth des Landes an atmosphärischen Niederschlägen nicht besonders wasserreich sind. Nur die südlichste Strecke des Weges durch die Sandwüste Kara-kum trägt einen eigenartigen Charakter.

Von Orenburg ging die Expedition zum Flusse Ilek und dann im Thale desselben zum Fort Aktjube, wo die bis 40° R. gesteigerte Hitze zu längerm Verweilen nöthigte. Das Fort liegt unweit des Zusammenflusses des Teresbutak, der Jaksha und des Dshamankargal. Diese drei Flüßchen schlängeln sich durch felsige Erhebungen, welche ersichtlich der permischen oder Tertiärformation angehören. Die dort sich findenden Kalksteine, Gyps, rother Sandstein und Konglomerat sind zu Bauten sowie namentlich das letztere zur Anschüttung des Bahndammes gut geeignet. Jenseit Aktjube erhebt sich mit doppeltem Kamme der Berg Airjuk und südlich der Dshaksitau und Dshamantau. In diesem Gebirgskamme wird Eisenerz und Magneteisen angetroffen. In der Nomadensteppe hinter den Muhodshar Bergen findet sich eine ganze Reihe ausgetrockneter Seen und Wasserleitungsgräben.

Die Untersuchung am Norduser des Aralsee zeigte, daß die Anlage eines Hafens am zweckmäßigsten in der Schigebas-Bai erfolgt; der Perowski-Busen hat nur ganz seichtes Wasser und ist mit Schlamm gefüllt, im Tschernyschow-Busen aber wäre eine Hafenanlage nur mittels Dammbauten möglich. Am 22. August a. St. kehrte die Expedition vom Aralsee zurück, dessen Spiegel, dem gleichzeitig mit den anderen Untersuchungen ausgeführten Nivellement zufolge, 175 engl. Fuß tiefer liegt als der Nivellementspunkt am Eisenbahnstationsgebäude zu Orenburg. Vom See ab steigt das Gelände stetig an und bildet nun eine Sandsteppe, die durch eine scharf ausgeprägte Linie von dem bisherigen Lehmboden abgegrenzt ist. Der größte Theil der Sandwellen ist mit Pflanzen bedeckt, deren Wurzeln sich zu einem förmlichen Netze verzweigen. Der Sand selbst ist der gewöhnliche quarzhaltige Flugsand, der hier und da auch kalkhaltige Stücke von mehr oder weniger cylindrischer Form enthält. Die Expedition kehrte anfangs Oktober nach Orenburg, das sie im Mai verlassen hatte, zurück.

Afrika.

— Von Susa in Tunesien haben die Franzosen eine kleine Kolonne nach el-Dschem, dem antiken Thysdrus, abgesendet (dessen mächtiges römisches Amphitheater auf S. 99 des 29. Bandes des „Globus“ abgebildet ist) und lassen dort regelrechte Ausgrabungen veranstalten. Es wurden schon sehr schöne Ruinen, Statuen und Münzen gefunden.

— Von Dr. Junker veröffentlichte die St. Petersburger Zeitung vom 10. (22.) April zwei Briefe vom November und December 1881, aus denen sich ergiebt, daß frühere

Schreiben Europa nicht erreicht haben; denn er setzt den Verlauf seiner Reisen als bekannt voraus und spielt auf dieselben nur an. Zu Beginn des Jahres 1881 schickte er seinen Begleiter Bohndorf nach Nordwesten zum Fürsten Sassa, verabschiedete sich von seinem Gastfreunde, dem Njamnjam-Häuptlinge Ndorumа (5° nördl. Br., 27½° östl. L. Gr.), und zog südwärts durch das Land der Amadi, welche am Nordufer des durch Schweinfurth bekannt gewordenen Uëlle sitzen. Er überschritt diesen Fluß, um den Fürsten Bakangai zu erreichen, wurde aber von den Abarambo ausgeplündert und mehrere Monate lang festgehalten, bis es ihm mit Hilfe von Sassa's Leuten gelang, wieder auf das nördliche Ufer des Uëlle zu gelangen. Dort wartete er bei den Amadi bis zum August vergeblich auf eine Gelegenheit, wieder nach Süden vorzudringen, und begab sich dann nach der ägyptischen festen Station, welche zwei Tagereisen östlich von den Amadi, im östlichen Gebiete der Abarambo und auf dem südlichen Ufer des Uëlle, errichtet worden ist. Der zweite Brief vom 26. December meldet, daß die Abarambo für ihren Ueberfall gezüchtigt wurden, und daß der Reisende im Begriffe stand, zu Bakangai zu reisen. „Ein Diener, den ich zu Bakangai geschickt hatte, kam gestern mit guten Nachrichten zurück und brachte mir als Geschenk des Fürsten einen Schimpanse und drei Elephantenzähne. Bakangai schickt außerdem Leute, die mich in sein Land führen sollen." Junker hoffte Ende Februar 1882 von dort wieder im Monbuttu-Lande einzutreffen; indessen schrieb Emin-Bey (Dr. Schnitzler), welcher Junker's Briefe übermittelte, daß er selbst bei Bakangai mit jenem zusammentreffen, und in seiner Gesellschaft weiter nach Südwesten vordringen wollte, so daß vielleicht die Reise eine weit größere Ausdehnung erlangen und zu wichtigen Resultaten führen wird.

— Ein vielversprechender Reisender, ein gewandter Beobachter der Natur und ein offener ehrlicher Charakter ging der Afrikaforschung verloren, als am 5. Februar 1875, noch nicht 35 Jahre alt, Frank Oates nördlich von der armseligen Niederlassung Tati im Lande der Makalaka dem Fieber erlag. Der „Globus" zeigte damals nur kurz seinen Tod an (Bd. 28, S. 14 und Bd. 29, S. 49); erst jetzt aber ist es möglich den Werth des Mannes zu ermessen, nachdem seine hinterlassenen Tagebücher, geographischen Aufnahmen und Sammlungen in England bearbeitet und herausgegeben worden sind. Ein Bruder des Verstorbenen, Mr. C. G. Oates, hat sich in dem Buche „Matabele Lands and the Victoria Falls" (London 1881) dieser nicht sehr dankbaren Mühe unterzogen — es ist immer ein mißliches Ding, Tagebücher eines andern zu verarbeiten und eine Reise zu beschreiben, welche man nicht selber gemacht hat. Die Pietät der Familie gegen den Verstorbenen zeigt sich darin in dem besten Lichte: die Sammlungen wurden hervorragenden Fachmännern übergeben, und was sich darunter Neues fand, wurde von diesen in den wissenschaftlichen Anhängen beschrieben, zum Theil unter Beigabe vorzüglicher farbiger Abbildungen, so die Buschmann-Skelete von G. Rolleston, die Vögel von R. Bowdler Sharpe, die Schlangen von A. Günther, die Insekten von J. O. Westwood, die Pflanzen von D. Oliver. Ein neuer Vogel, eine Schlange, zwei Pflanzen tragen von nun an den Namen Oates'. Auch sonst ist das Buch reichlich mit Farbendrucktafeln und schönen Holzschnitten ausgestattet, welche die zum Theil wenig anziehenden Landschaften des durchzogenen Gebietes, Thiere, ethnographische Gegenstände ꝛc. meist nach Zeichnungen von W. E. Oates, der seinen Bruder anfangs begleitete, darstellen. Unter denselben verdient die farbige Abbildung des westlichen Endes der Victoriafälle Hervorhebung; Franz Oates ist der einzige, welcher dieselben zur Zeit des Hochwassers besuchte, weshalb es doppelt zu bedauern ist, daß sein Tagebuch darüber nur die wenigen Worte vom Neujahrstage 1875 enthält: „Nach dem Frühstücke besuchte ich die Fälle — ein unvergeßlicher Tag." Wenige Wochen darauf mußte er sein Wagniß, das Naturwunder gerade zu dieser Jahreszeit zu schauen, mit dem Leben bezahlen, und damit wurden auch seine größeren Pläne, welche auf die Länder im Norden des Zambesi und den Bangweolo-See gerichtet waren, zu Grabe getragen. Seine naturhistorischen Sammlungen und seine Kartenskizzen (es sind außer einer Uebersichtskarte deren drei dem Buche beigegeben) legen Zeugniß dafür ab, daß er auch größeren Aufgaben gewachsen wäre. Wir werden in den nächsten Nummern einige kurze Auszüge aus dem Buche mittheilen.

— Am 2. Juni ist Savorgnan de Brazza nach Paris zurückgekehrt, nachdem er 2½ Jahr im äquatorialen Afrika verweilt, dort drei französische Stationen, darunter die am weitesten landeinwärts gelegene von allen bisher existirenden, errichtet, zweimal das Gebiet zwischen dem oberen Ogowe und dem mittleren Congo gekreuzt und dort sogar einen Weg hergestellt hat. Zuletzt hat er das noch unbekannte Gebiet zwischen dem Ogowe und Landana (an der Loangoküste) durchzogen.

— Der Rührigkeit Stanley's ist es gelungen, die Verbindung von Isangila und Manjanga am Congo ganz zu Wasser zu vermitteln. Den Dienst zwischen beiden Punkten besorgt der Stromdampfer „Royal", welcher nur 1 m Tiefgang hat. Bei tiefem Wasserstande ist indeß die Schiffahrt unmöglich; auch muß für gewöhnlich schon der Dampfer bei den Stromschnellen mittels eines Taues weitergezogen werden. Auf der ganzen Route ist der Fluß mit Felsen durchsetzt, wodurch die Fahrt sehr gefährlich wird. Oberhalb Manjanga verhindern die Katarakte von Ntombo Makata auf eine Strecke von 11 km die Schiffahrt vollständig; doch kann darüber hinaus auf einer Länge von 20 km ein Dampfer wieder in Thätigkeit treten. — Die Stationen der „Association internationale" am Congo sind bis jetzt Vivi, Isangila und Manjanga. Eine neue Niederlassung wird in Boma errichtet werden; außerdem hat Stanley noch eine Station zwischen Manjanga und Stanley-Pool in Aussicht genommen.

— Ende Mai stattete Kapitän R. F. Burton vor der Londoner Society of Arts Bericht über seine Reise nach der Goldküste ab. Als er am 25. Januar d. J. in Axim landete, hatte er den von vielen getheilten Zweifel, ob die Minen und Diggings auch rentiren würden — vollständig beruhigt ist er zurückgekehrt. Von den vier Hindernissen, welche als die schlimmsten galten — Einspruch Seitens der Aschanti, die Kosten für den Transport von Maschinen und für geschickte Arbeit in einem wilden Lande, Mangel an Arbeitern und das Klima — sind nach seiner Ueberzeugung zwei nur Trugbilder und die anderen beiden lassen sich leicht überwinden. Jenes Land ist in der That von erstaunlichem Goldreichthume, dem nichts in Californien oder Brasilien gleichkommt. Die eingeborenen Weiber haben aus dem Sande der Meeresküste Gold ausgewaschen; nach Regengüssen sieht man in den Straßen Axims Goldflitter glitzern und Gold ist enthalten in dem gelben Thon, mit welchem die Flechtwände der Hütten und Häuser beklebt sind. Durch Waschen wurden ½ bis 4 Unzen per Tonne erzielt. Während des letzten Jahrhunderts hat dieser Theil der Westküste Afrikas jährlich für 3 bis 3½ Millionen Pf. St. Gold in Gestalt von Staub, Körnern und Barren ausgeführt; in Folge der Abschaffung der Sklaverei und der Freilassung der Leibeigenen ist dieser Ertrag im letzten Jahrzehnte auf 126 000 Pf. St. gesunken. Durch Maschinen läßt sich aber dieser Ausfall mehr als ersetzen, und England braucht nur zuzugreifen, um seine in letzter Zeit von 25 Mill. Pf. St. auf 18 Mill. Pf. St. gesunkene jährliche Goldzufuhr wieder voll zu erhalten. (Auch Professor Gümbel in München, welchem Proben des goldführenden Gesteins vorgelegen haben, spricht sich dahin aus, daß es kaum ein Land geben dürfte, „welches eine so nachhaltige Gewinnung in Aussicht stellt, wie diese Binnenländer der Goldküste".)

Inseln des Stillen Oceans.

— Am 7. Mai sprach in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde Korvettenkapitän Hoffmann über „Wahrnehmungen an einigen Korallenriffen in der Südsee“ und kam dabei zu folgendem Schlusse. „Ich glaube — sagte er —, daß wir noch weit entfernt sind, diese wunderbaren Bauten vollständig zu erklären. Man wird es aufgeben müssen aus einheitlichem Gesichtspunkte so außerordentlich mannigfaltige Erscheinungen zu deuten. Man wird, wie auf allen anderen Forschungsgebieten, sich zu systematischen Beobachtungen wenden müssen. Dazu ist bis jetzt kaum ein Anfang gemacht. Kaum irgendwo ist es möglich, mit Sicherheit Veränderungen nachzuweisen, die sich im Laufe der Jahre ergeben haben, da nirgends die Grundlagen für solche Beobachtungen geschaffen sind. Die Tiefen außerhalb und innerhalb der Lagunen sind nur ganz oberflächlich an wenigen Stellen untersucht. Der geologischen und chemischen Untersuchung ist hier noch ein offenes Feld gelassen. Mit dem Fortschreiten der geographischen Kenntniß der Südsee, mit der Erforschung der Tiefenverhältnisse und der Grundbeschaffenheit der Oceane wird sich erst eine hinlängliche Grundlage schaffen lassen für eine genügende Erklärung der Entstehung und Fortbildung der Korallenriffe. Zusammen mit vielen anderen Problemen der Physik der Erde weist auch das vorliegende darauf hin, daß früher oder später als dringliche Aufgabe der Geographie die systematische Meeresforschung speciell der Südsee auf die Tagesordnung treten muß.“

— Im Vereine für Erdkunde zu Halle sprach am 10. Mai d. J. Dr. von den Steinen über die Samoa-Inseln und namentlich über deren Bevölkerung, wie er dieselbe bei mehrmonatlichem Aufenthalt auch auf der seltener besuchten, am weitesten gen Ost gelegenen Untergruppe der Manua-Eilande kennen gelernt hat. Für größere Plantagenanlagen sind die letzteren zu klein, Savaii und Tutuila zu sehr gebirgig, nur Upolu dafür gut geeignet wegen seines breitern ebenen Küstensaumes. Das Volk ist polynesisch streng in drei Stände geschieden: zwischen dem gemeinen Stande und der Häuptlingsaristokratie steht noch eine Art Gelehrtenkaste, deren Mitglieder die nationalen Traditionen zu bewahren haben und in den Volksversammlungen die Sprecher stellen, während dabei die Häuptlinge schweigen. Das geschlechtliche Leben vor der Verheirathung ist ungebunden, strengerer Sitte unterstellt das eheliche, die Scheidung jedoch leicht. Die unverheiratheten Burschen jeder Ansiedelung erwählen sich einen Führer, „Manaïa“, d. h. der Schöne, genannt, ebenso die Mädchen eine Führerin, die „Taupo“, die bei Tanz und Spiel an ihrer Spitze steht, gleich dem „Manaïa“ sogar eine Art von ständiger Gefolgschaft um sich schart und allein im Stamme verpflichtet ist, während ihrer Führerschaft eine Jungfrau zu bleiben. Auf Manua hat noch bis 1876 die Würde des priesterlichen Königthums, des „Tui Manua“, bestanden; merkwürdige Schöpfungssagen und historisirende Legenden, welche Dr. von den Steinen auf Manua sammelte, deuten darauf, daß von diesen östlichsten Samoa-Inseln erst die Besiedelung Savaiis, dann Upolus und Tutuilas erfolgt ist.

Südamerika.

— Berichtigung. Wir müssen leider einige Irrthümer in der Bezeichnung von Illustrationen des 40. Bandes des „Globus“ berichtigen, welche indessen nicht durch unsere Schuld entstanden sind. Uns machte darauf Herr Albert Frisch in Berlin, früher in Rio de Janeiro, aufmerksam, welcher seinerzeit 14 Monate lang am obern Amazonenstrome gereist ist und damals die photographischen Originale der in Rede stehenden Bilder angefertigt hat. Wie Herr Crevaux dazu kam, dieselben mit falschen Bezeichnungen zu veröffentlichen, ist uns nicht klar; korrekt kann man solches Verfahren schwerlich nennen. So stellt das Bild auf S. 290 nicht den Amazonenstrom bei Tabatinga und die Abfahrt von Kautschuksammlern dar, sondern den Rio Negro bei Manaos und bolivianische Indianer, wie solche in ganzen Trupps alljährlich in den Monaten Januar bis Mai in Manaos und weiter stromab, namentlich in Serpa, der Mündung des Madeira gegenüber, anzutreffen sind. Dieselben kommen als Ruderer auf den großen Handelsbooten den Rio Madeira herunter und gehen gewöhnlich mit demselben Herrn, der sie in Bolivia gemiethet hat, wieder dorthin zurück. Kautschuksammler wird man wohl nie in solcher großen Anzahl zusammentreffen, weil deren stets wenige genügen, um selbst ein großes mit Kautschukbäumen bestandenes Areal auszubeuten. Die auf S. 293 abgebildete Hütte gehört nicht den Orejones-Indianern am Iça, sondern Tecunas, welche etwa 10 spanische Leguas unterhalb Tabatinga die Ufer eines Sees bewohnen. Die beiden an Baumstämmen hängenden Schädel im Vordergrunde des Bildes sind in der Originalphotographie harmlose Körbe. Möglich ist es ja immerhin, daß auch die Orejones solche Hütten bauen, zumal Crevaux wiederholt darauf hinweist, daß jene Gebiete vom Iça bis nach Guayana von körperlich und sprachlich unter einander nahe verwandten Stämmen bewohnt werden.

Der „Mestize Fortunato in Yura-Yaco mit seiner Familie“ (a. a. O. S. 309) ist in Wahrheit ein Caixana-Indianer vom Rio Tonantins. Die Flecken sind nicht eine Folge des carató oder Schwindflechten, sondern mit urucu-Farbe aufgemalt; daß dies der Fall war, war um so leichter zu erkennen, als die Caixana außerordentlich hellfarbig, aber nichtsdestoweniger reiner Race sind. Zur Zeit von Herrn Frisch's Reise waren sie sehr wenig zahlreich, und da damals unter ihnen, wie am ganzen Amazonenstrome, die Pocken wütheten, so wird sicherlich von ihnen nur noch ein kleiner Rest am Leben sein.

Die Carijonas- und Coreguajes-Indianer in Nr. 21 desselben Bandes lernte Herr Frisch unter dem Namen Amaûas und Miranhas kennen und fertigte die Photographien von ihnen an, welche bei der Ausführung der Bilder zur Vorlage gedient haben. Doch hält er es für möglich, daß die Amaûas auch Carijonas genannt werden; gewiß ist, daß sie Anthropophagen sind und die Quellgegend eines der Zuflüsse des Yapura bewohnen.

Jedenfalls ergiebt sich aus dem oben Gesagten die betrübende Thatsache, daß M. Jules Crevaux bei der Veröffentlichung anthropologischer Typen nicht mit derjenigen Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe zu Werke geht, welche man von ihm als einem Manne der Wissenschaft, einem Arzte und Beauftragten der französischen Regierung zu erwarten berechtigt ist. Wie weit soll man nun seinen sonstigen Mittheilungen und seinen Kartenaufnahmen trauen?

Inhalt: Die Meteora I. (Mit vier Abbildungen.) — Mecheln I. (Mit drei Abbildungen.) — Prof. Richard Greeff: Die Capverdischen Inseln I. — H. Greffrath: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Südamerika. (Schluß der Redaction 4. Juni 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger. — 2. Prospect: Bibliothek Geographischer Handbücher. Herausgegeben von Professor Dr. Friedrich Ratzel. Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Die Meteora.

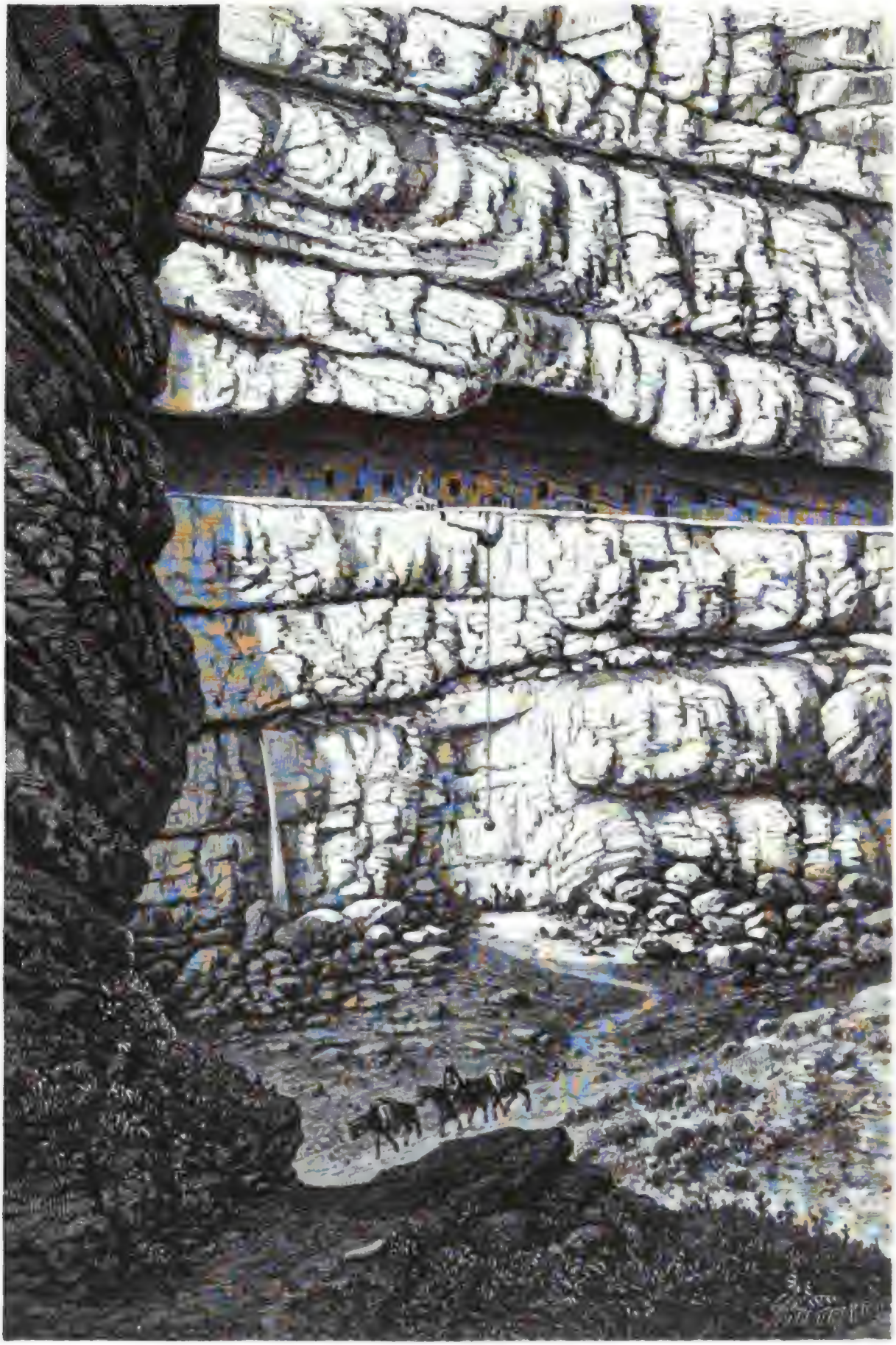
(Nach dem Französischen des M. de Drée.)

II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen des Reisenden.)

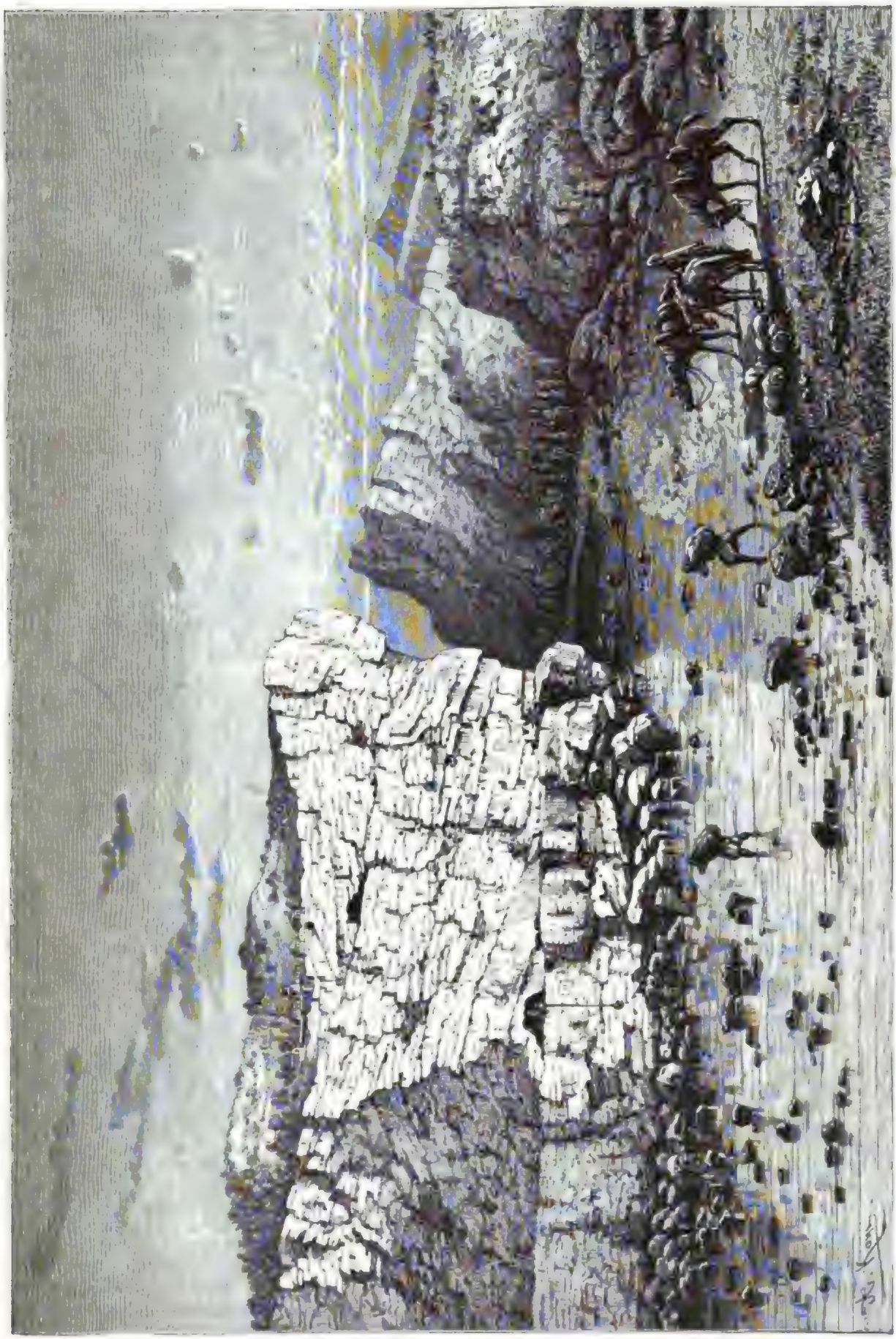
Im nächsten Jahre bereiste de Drée die asiatische Türkei und fand auch dort eine Anzahl griechischer Klöster, welche man wegen ihrer Lage wohl gleichfalls als Meteoren bezeichnen kann; allein die Wichtigkeit und das Interesse, welches sie haben, reicht noch nicht einmal an das der Klöster vom Athos und bei Trikkala heran. Drée glaubt, daß sie niemals viel Ruf gehabt haben, und daß sie vielleicht selbst der geistlichen Autorität des Konstantinopeler Patriarchats nicht bekannt sind. Im Ganzen sieht man in diesen kleinen asiatischen Klöstern keine Spur vergangenen Glanzes; ihre Mönche leben nur von Almosen, die sie von weither zusammenbetteln, und ertragen, ärmlich gekleidet, schlecht genährt, mit orientalischer Gelassenheit ihr Elend. Weder die Ueberlieferung noch Reisende berichten von ihnen. Ihr Aeußeres, wenn überhaupt ein solches vorhanden ist, ist mehr als bescheiden, und man kann in den Gebirgen Kappadokiens, Lykaoniens, Phrygiens u. s. w. dicht bei ihnen vorbeireiten, ohne ihr Vorhandensein auch nur zu ahnen; de Drée hat sie meistens ganz zufällig aufgefunden.

Er hatte beschlossen, Kleinasien von Brussa bis zum Golfe von Alexandrette zu durchreisen und dann die Landschaft Kozan (nördlich von Sis in Kilikien) zu besuchen, deren Beys sich gegen die Pforte aufgelehnt und faktische Unabhängigkeit erlangt hatten. Begleitet war er von einem Konstantinopeler Diener, Jussef mit Namen, der nicht besser war als alle seines Gleichen, aber wegen seiner Sprachkenntnisse — er beherrschte das Griechische, Türkische, Arabische, Armenische, Kurdische und Persische — sich als höchst nützlich erwies. Die Reise ging von Brussa zunächst nach Kjutahia, wo Drée von seinen griechischen Wirthen in Erfahrung brachte, daß an dem Wege nach Afium Karahissar, am Abhange des Murad-Dagh (den, nebenbei gesagt, noch kein wissenschaftlicher Reisender besucht oder wenigstens beschrieben hat) unweit Altyntasch ein sehr malerisch gelegenes Kloster sich befinde. Das Gebirge selbst soll sehr schön und anziehend sein, aber dermaßen voll Räuber und Landstreicher stecken, daß Drée auf eingehendere Erforschung verzichtete. Bei Altyntasch verließ er die große Straße und bog rechts ab auf einen Seitenweg, der so schmal und schwierig war, daß oft nicht zwei Pferde neben einander zu gehen vermochten. Nach 4 bis 5 Kilometer beständigen Ansteigens erreichte man eine beiderseits von hohen Felswänden eingeschlossene malerische Schlucht, welche sich ab und zu erweiterte und an solchen Stellen eine reiche, von Quellen genährte Vegetation aufwies. Zuletzt mündete ein Seitenweg ein, und dort befand sich auch das gesuchte Kloster. Ein gewaltiger Felsen aus geschichtetem Gestein, den man von Weitem für ein kyklopisches Gemäuer hätte halten können, erhob sich dort. In einer Höhe von 20 bis 30 Meter über seinem Fuße waren mehrere Schichten in einer Länge von nahe an 100 Meter wahrscheinlich durch die langsame Wirkung des Wassers herausgelöst



Kloſter bei Altyntaſch im Murad-Dagh (Kleinaſien).

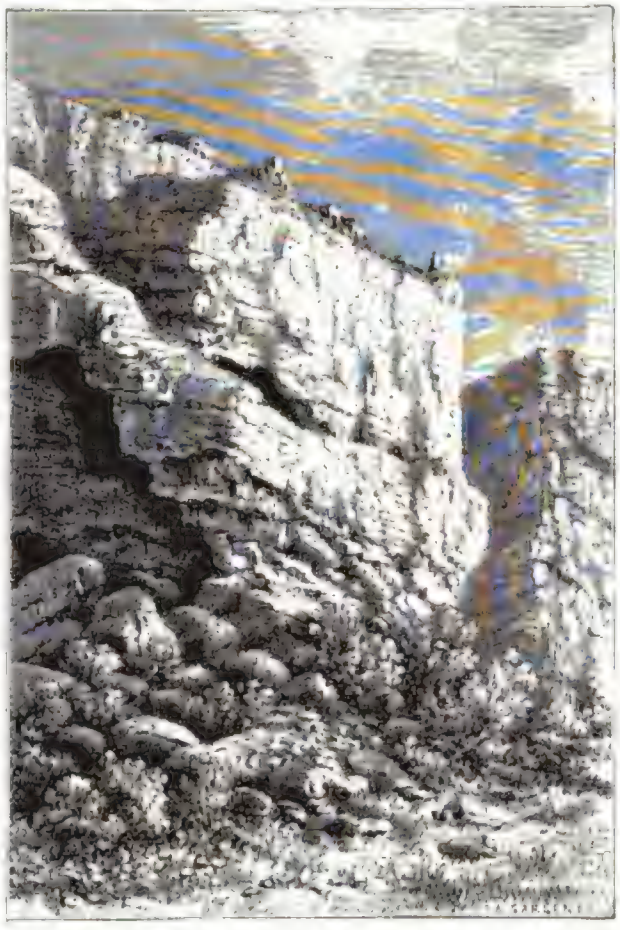
Digitized by Google



Kloſter bei Aſchehr in Sultan-Dagh (Kleinaſien).

Digitized by Google

worden und herabgeſtürzt. Dieſe Kluft hatten ſich arme Mönche zum Schlupfwinkel erkoren, den man nur mittels des herkömmlichen Seiles und Korbes erreichen konnte. Bei Drée's Ankunft plauderte am Fuße des Felſens ein Mönch mit einem Bauer. Nur mit Mühe ließ ſich erſterer überreden, die Empfehlungsbriefe oben abzugeben, und überbrachte dann auch nach einer halben Stunde die gewünſchte Erlaubniß zu einem Beſuche des Kloſters. Da der Korb nur für einen Menſchen Raum bot, ließ der Reiſende zuerſt ſeinen Diener Juſſef hinaufziehen, vertraute ſeine Pferde dem Bauern an und fuhr dann ſelbſt in die Höhe. Nachdem er auf einer kleinen Höhlung unterhalb der Kluft gelandet, ſtieg er zu letzterer auf etwa zwanzig Stufen hinauf und erreichte einen kleinen hölzernen Portikus, den ein Glockenthurm von höchſtens 2 Meter Höhe überragte. Ein dicker Mönch mit luſtigem Geſichte ſtellte ſich als Superior vor, nahm Empfehlungsſchreiben und Firman in Empfang, verneigte ſich lächelnd und übernahm die Führung durch ſein kleines Reich. Das Ganze iſt nicht ohne Originalität. Die Felskluft iſt etwa 80 Meter lang und nur 12 bis 15 Meter breit, in der Mitte ihrer Erſtreckung 8 bis 10 Meter hoch und nimmt nach beiden Seiten hin ab. Es befinden ſich da einige leichte Holzbauten, und außerdem hat man die natürlichen Höhlungen und Vertiefungen der Felswand benutzt, um einige größere Räume herzuſtellen. In der Mitte führt ein hölzernes Portal, auf welchem ein Kreuz thront, in eine Kapelle, welche aus dem Felſen ausgehöhlt iſt und wie die anderen Gemächer ihr Licht durch fenſterartige Oeffnungen in der Felswand empfängt. Das Leben der vier oder fünf Inſaſſen, welche ſich hierher zurückgezogen hatten, um fern von der Welt ihr Daſein in Frieden hinzubringen, war ebenſo dürftig, wie das ihrer Brüder in den theſſaliſchen Meteoren. Einige religiöſe Bücher waren zwar vorhanden, ſonſt aber nichts, was die geringſte Neigung der Bewohner zu Studien verrathen hätte. Dafür trieben ſie Gärtnerei; einige Stellen waren mit mühſam herbeigeſchleppter Erde bedeckt worden, und dort zogen ſie Gemüſe und ſelbſt einige Blumen, was ihrer Felshöhe immerhin einen heitern Anſtrich verlieh. War der Superior ſchon über den unerwarteten Beſuch, den erſten ſeit langer Zeit, erſtaunt und erfreut geweſen, ſo wuchs ſeine Dankbarkeit noch, als ihm Drée eine Gabe hinterließ, wenn ſie auch beſcheiden war.



Verfallenes Kloſter im Gebirge Dipoïras am See Beiſchehr (Karamanien).

Ueber die große Stadt Aſium Karahiſſar, welche den erſten Beſtandtheil ihres Namens dem dort gebauten Opium (Aſium), den zweiten einem hohen ſchwarzen Felſen mit der Ruine einer byzantiniſchen Burg verdankt, ſetzte er ſeine Reiſe oſtwärts durch ein breites ſumpfiges Thal nach dem See Akſchehr und der gleichnamigen Stadt fort, vor deren Mauern im Jahre 1403 der Sultan Bajazet, Tamerlan's Gefangener, am Schlagfluſſe ſtarb. Auch in der Nähe dieſer Stadt befindet ſich ein griechiſches Kloſter, wie Juſſef durch vieles Umherfragen in Erfahrung brachte.

Daſſelbe liegt auf einem 60 Meter hohen, faſt ſenkrecht abfallenden Felſen, an deſſen Fuße ein Fluß entlang ſtrömt. Damals als Drée hinkam, war Niedrigwaſſer, ſo daß man ohne tiefer als bis zu den Knien einzutauchen, watend oder von Felsblock zu Felsblock ſpringend an den Felſen gelangen konnte. Während des Hochwaſſers aber muß das Kloſter von jeder Verbindung mit der Außenwelt abgeſchnitten ſein. Das Plateau oben auf dem Felſen iſt mit Erde bedeckt und ſcheint einen ziemlich reichen Pflanzenwuchs zu tragen, ſo daß der Aufenthalt dort weniger traurig erſcheint, als ſonſt in den Meteoren. Von oben ſteigt man zuerſt auf einer freiliegenden Treppe längs der Felswand hinab, bis zu einer natürlichen Terraſſe, und betritt dort einen ſteilen unterirdiſchen Gang, welcher auf eine zweite, ziemlich große Terraſſe mündet, welche noch etwa 15 Meter hoch über dem Waſſerſpiegel liegt. Dieſe letzten 15 Meter müſſen mit Hilfe des Seiles und Korbes zurückgelegt werden.

Einige Zeit darauf lernte Drée die Ruinen eines andern Kloſters kennen und zeichnete ſie ab, welche auf dem Gipfel eines hohen Felſens an den Abhängen des Dipoïras-Gebirges liegen; die Waſſer des großen Sees Beiſchehr (weſtlich von Konia) beſpülen ſeinen Fuß. Seinen Reſten nach zu ſchließen, muß dieſes Kloſter einſt eine gewiſſe Bedeutung gehabt haben. Wahrſcheinlich iſt der Einſturz des Felſens in Folge der Wirkung des Waſſers der Hauptgrund geweſen, daß es von ſeinen Bewohnern verlaſſen wurde.

Drée's weitere Reiſe durch Kleinaſien, deren Hauptſtationen Konia, Karaman und Adana waren, übergehen wir; er wurde durch Umſtände gezwungen, von letzterer Stadt aus nach Konſtantinopel zurückzukehren. Bald brach er von dort wieder auf, fuhr mit dem Dampfſchiffe nach Sinope, lebte dort einige Tage auf dem Landſitze eines ihm bekannten armeniſchen Kaufmannes Haſſun und trat dann mit demſelben eine Reiſe über Amaſia nach Angora an. Beide waren gut auf Pferden des Armeniers beritten und

mit allem verſehen, um den Ritt ſo angenehm wie möglich zu machen. Der Weg führte anfangs an der Küſte des Schwarzen Meeres entlang und wandte ſich dann landeinwärts in die Berge. Am Kyzyl-Irmak (Halys) angelangt, fanden ſie denſelben zwar von großer Breite, aber ſo wenig tief, daß ſie ihn durchfuhrten konnten. Ueber Wezirköprü und Merſiwan erreichte man in einigen Tagen Amaſia, wo man bei einem Freunde Haſſun's einkehrte. Nachdem dieſer ſeine Geſchäfte abgewickelt, ſchlug man den Weg nach Angora ein, d. h. ſtatt der bisherigen ſüdöſtlichen verfolgte man nun eine beinahe weſtliche Richtung. Viel Mühe koſtete es, den beträchtlich angeſchwollenen Delidſche-Irmak zu durchfuhrten; mitten im Fluſſe verloren ihre Pferde den Boden unter den Füßen und wurden durch die reißende Strömung ein gutes Stück mit hinabgeführt, ehe ſie wieder Grund gewannen. Völlig durchnäßt erreichten ſie

Ein durch Erdbeben zerſtörtes Kloſter bei Angora.

das jenſeitige Ufer; aber die heiße Sonne trocknete ſie bald. Am nächſten Tage erreichte man den Kyzyl-Irmak, der ruhig und in nicht allzu großer Breite dahinfloß, und noch am ſelben Nachmittage Angora, wo Drée erfuhr, daß ſich unweit des letzten von ihnen paſſirten Fluſſes Ruinen eines Kloſters befänden, und zwar auf einem gewaltigen, über das Thal überhängenden Felſen. Genauere Nachrichten über dieſes „Meteoron“ ſelbſt oder über ſeine Geſchichte waren in Angora nicht zu erlangen; nur erzählte man, daß der größte Theil der Baulichkeiten durch einen Felsſturz vernichtet worden ſei. Drée ließ ſogleich die Pferde ſatteln und fand auch an der bezeichneten Stelle den Felsberg auf. Derſelbe bildet das eine Ende einer kleinen Hügelkette. Deutlich ließen ſich noch die Wirkungen des Felsſturzes erkennen, welcher das Kloſter zerſtört und vielleicht die Mönche unter ſeinen Trümmern begraben hatte. Senkrecht fällt der noch ſtehende Theil des Felſens ab, ſo daß die Reſte der Gebäude, welche ihn krönten, in der Luft zu ſchweben ſcheinen.

Nachdem Drée die intereſſante Oertlichkeit abgezeichnet

hatte, kehrte er auf demſelben Wege nach Angora zurück. Allmälig aber wurde ihm dort die Zeit lang, und mit Freuden ergriff er die Gelegenheit, ſich einer Karawane aus Siwas anzuſchließen, welche nach Südweſten zog, und ſo die großen Steppen im Innern Kleinaſiens zu durchkreuzen. Zunächſt ging ihr Marſch in gerader Richtung nach Siwrihiſſar; von dort wollte er wiederum nach Afiun Karahiſſar gehen, von wo ihm ſein gutes Glück weiterhelfen ſollte. Die Karawane beſtand außer ihm und ſeinem Juſſef aus ſieben Berittenen, etwa vierzig mit allerhand Kaufmannsgütern beladenen Kameelen und fünfzehn ledigen Pferden aus Perſien und Kurdiſtan, welche ihr Eigenthümer, ein armeniſcher Roßtäuſcher, über Smyrna nach Konſtantinopel zu ſchaffen und dort mit großem Nutzen zu verkaufen gedachte.

Hinter Angora führt der Weg zwiſchen Hügeln hin durch ein fruchtbares Land mit anmuthigen Thälern, welche namentlich in der Nähe der Stadt gut angebaut ſind. Je weiter man kommt, deſto niedriger werden die Hügel, und etwa halbwegs nach Siwrihiſſar befindet man ſich auf einer faſt vollſtändigen Ebene, welche dem fleißigen Anbauer reichlich lohnen würde, aber nur ſehr wenig Bewohner hat. Ehe man Siwrihiſſar erreicht, iſt der Sakaria, der alte Sangarius, der ſich nach einem Laufe von 500 km unweit des Bosporus in das Schwarze Meer ergießt, zu überſchreiten; an jener Stelle iſt ſein Bett ſehr breit und die Fuhrt leicht paſſirbar, auch wenn der Fluß mehr Waſſer mit ſich führt, als zu jener Zeit. Es iſt das eine große Annehmlichkeit, wenn man mit Kameelen reiſt, da dieſe nicht gern in tieferes Waſſer gehen. Siwrihiſſar hat etwa 2000 Häuſer, deren Bewohner nur vom Ertrage ihrer Felder leben, welchen ſie aber auch gänzlich verbrauchen. Denn an Ausfuhr iſt bei den ſchlechten Verbindungswegen nicht zu denken; dieſe ſind eines der hauptſächlichſten Hinderniſſe für die Entwickelung des Landes. Der Ort iſt zumeiſt aus den Ruinen der nahen altphrygiſchen Tempelſtadt Peſſinus, wo die Göttermutter verehrt wurde, erbaut. Texier fand 1813 dieſelben im Südoſten der jetzigen Stadt auf. Meiſt am Sakaria entlang, der im Emir Dagh entſpringt, zogen ſie von Siwrihiſſar aufwärts und ſtiegen dann hinüber in das ſumpfige Thal von Karahiſſar, wo Tröe bei einem Griechen abſtieg, von welchem er mehr zu erfahren hoffte, als von einem der trägen Anhänger des Islam.

Mecheln.

(Nach dem Franzöſiſchen des C. Lemonnier.)

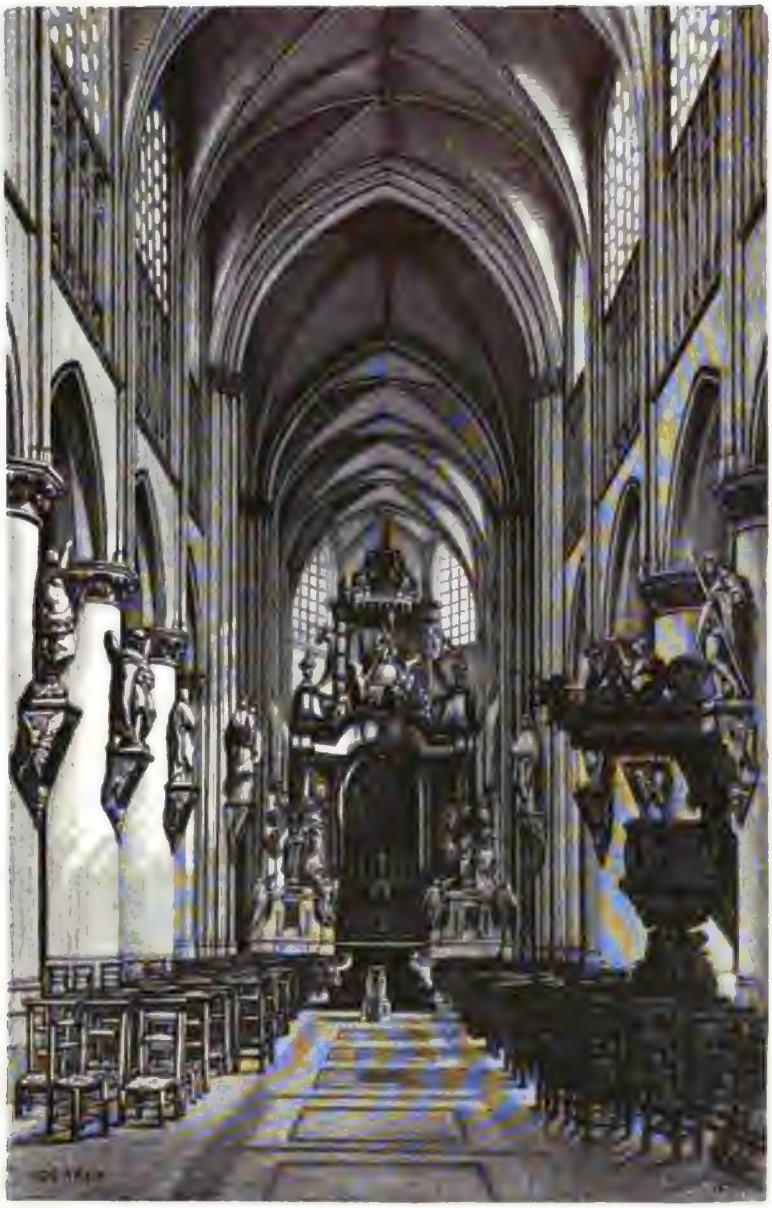
II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Unter den zahlreichen Ueberreſten der alterthümlichen Privatarchitektur Mechelns, denen wir in den engen gewundenen Gaſſen und an den Quais der innern Stadt begegnen, befinden ſich freilich gar viele Häuſer, an denen

Alte Häuſer von Mecheln. (In der Mitte der „Duyvelsgevel".)

wir beim erſten Anblicke weniger die Kunſt früherer Jahrhunderte bewundern, als das naiv-pietätvolle Beſtreben der Neuzeit, die alten, dem Untergange ſichtlich verfallenen Gebäude künſtlich für den Gebrauch zu erhalten. Die Art, in welcher namentlich die in weiten Spalten auseinanderklaffenden, wurmzerfreſſenen und ſtellenweiſe grünbemoosten Holzfaçaden durch beliebig übergenagelte Bretter und Balken geflickt und zuſammengehalten ſind, findet an ſtädtiſchen Wohnhäuſern Nordeuropas wohl ſo leicht nicht ihresgleichen. Und doch ermangeln auch dieſe ohne jede Rückſicht auf ihre architektoniſchen Formen konſervirten und reſtaurirten Ruinen mit den weit vorſpringenden Stockwerken und den zackigen Giebeln nicht eines gewiſſen maleriſchen Reizes, vornehmlich im Frühjahr, wenn die morſchen Dächer ſich durch das aus allen Fugen luſtig emporwuchernde Gras und Unkraut in kleine hängende Gärten verwandeln, deren



Inneres der Liebfrauenkirche von Mecheln.

friſches Grün einen wirkungsvollen Kontraſt zu dem Verfall des Ganzen bildet.

Ueberall, wo eine derartige Nachhilfe noch nicht nöthig geweſen iſt, überraſchen uns die alten Privathäuſer der Stadt durch ihre mannigfaltigen Formen und ihre reichen, zum großen Theil barocken Verzierungen. Eine Gruppe von drei Häuſern am Quai **aux avoines** iſt vor allen anderen bemerkenswerth. Die Mitte nimmt der ſogenannte **Duyvelsgevel** ein, deſſen in Holz und Stein ausgeführte Façade drei Reihen hoher, aus kleinen, quadratiſchen bleigefaßten Scheiben beſtehender Fenſter zeigt. Weit vorſpringende Querbalken trennen die einzelnen Stockwerke des ſchöngegliederten Baues von einander; ſie ruhen zum Theil auf kleinen Säulen, zum Theil auch auf karyatidenartigen Figuren, unter denen namentlich drei über der Thür befindliche groteske Satyrgeſtalten durch lebendige Bewegung und treffliche Ausführung hervorragen. Rechts von dem Duyvelsgevel erhebt ſich ein hübſcher Arkadenbau,

Digitized by Google

der aber leider durch einen in ſeiner Schmuckloſigkeit nüchternen ſpitzen Giebel verunziert wird. Fein ausgeführte Blumenguirlanden und Arabesken krönen die pfeilergetragenen Bogen des zierlichen Gebäudes. Die grellbemalten Reliefgruppen über den hohen Fenſtern, Darſtellungen des Sündenfalls und der Vertreibung aus dem Paradieſe, wurden lange Zeit zu den hervorragendſten Merkwürdigkeiten Mechelns gerechnet; und in der That verdienten ſie durch die Kühnheit ihrer Zeichnung dieſen Ruf auch mehr, als das ſpätere Wunder der Stadt, der berühmte ſteinerne Oelberg. Zum Glück iſt dieſes letztere Produkt eines dunklen Künſtlers, das ſeinerzeit zum Ziele ſo mancher Wallfahrt gemacht worden iſt, heute ſo gut wie vergeſſen, und die lebensgroßen, buntbemalten Steinfiguren Chriſti und der zwölf Jünger, die, ſteif und unförmig, theils ſtehend, theils auf einem künſtlichen Felſen ruhend, einen umgitterten Raum in der Ecke einer dunklen, feuchten Gaſſe einnehmen, haben ihre Rolle in dem religiöſen Leben des belgiſchen Volkes ausgeſpielt. — Das Haus zur linken Seite des Duyvelsgevels, das der Volksmund nach dem Gegenſtande ſeines Skulpturenſchmuckes als Haus des verlorenen Sohnes bezeichnet, gilt wegen ſeines ſeltſam geformten und reich verzierten Giebels für eine Perle mittelalterlicher Baukunſt. Ungleich großartiger aber und prächtiger noch iſt das im weſtlichen Theile der Stadt am Quai au Sol belegene alte Haus der ehemals mächtigen Fiſchergilde von Mecheln, das den reichſten italieniſchen Renaiſſanceſtyl aufweiſt. Nach dem über der Eingangspforte angebrachten Wahrzeichen, einem koloſſalen vergoldeten Lachs, führt das Haus noch heute den Namen des „grooten Zalm“. Von der frühern Bedeutung des Fiſchereibetriebes in Mecheln giebt übrigens nicht nur dieſes ſtattliche Gildehaus Zeugniß: der berühmteſte Kunſtſchatz der Liebfrauenkirche, Rubens' wunderbarer Fiſchzug, wurde im Jahre 1618 von dem Künſtler im Auftrage der Fiſchergilde für den Preis von 1000 Gulden gemalt und dadurch dem ſchönen im 16. Jahrhundert aufgeführten ſpätgothiſchen Bau der Hauptſchmuck gegeben. In der nämlichen Kirche befinden ſich auch die von der Schiffergilde der Stadt etwa um dieſelbe Zeit geſtifteten Kirchen- und Beichtſtühle, Meiſterwerke der Holzſchnitzerei, die an Reichthum der Kompoſition und an Feinheit der Ausführung kaum von den drei berühmteſten Kanzeln Mechelns, der der großen Kathedrale, der Liebfrauen- und der Johanneskirche, übertroffen werden. Nach heutigen Begriffen erſcheint die Wahl der Motive in jenem Werke freilich etwas ſeltſam für Ort und Zweck ſeiner Beſtimmung: zwiſchen modernen und antiken Attributen der Schifffahrt finden wir ganze Scharen von Tritonen und Sirenen, von dem den Dreizack ſchwingenden Neptun angeführt. Es entſtand damals ein förmlicher Wettſtreit unter den Bürgern und Zünften von Mecheln in dem Beſtreben, die Kirchen der Stadt auszuſchmücken; ein Wettſtreit, der namentlich im folgenden Jahrhundert darauf ausging, die Pracht der Antwerpener Kirchen zu übertreffen. Daß auch die Einwohner des heutigen Mecheln es an kirchlichem Sinne nicht fehlen laſſen, das zeigt der ungemein rege Kirchenbeſuch, der Sonntags nicht nur die ungeheuren Räume der großen Kathedrale, ſondern auch die zahlreichen anderen Gotteshäuſer bis an die äußeren Pforten füllt, und nach jeder Meſſe die ſonſt ſo todten Straßen und Plätze für eine kurze Zeit belebt. Ein Blick auf dieſe Menge genügt aber, um uns erkennen zu laſſen, daß die geiſtige und körperliche Regſamkeit, welche jene alten Bürger Mechelns groß gemacht und ihnen die Mittel zu ſo reichen Stiftungen gewährt hat, dem heutigen Geſchlechte gänzlich verloren gegangen iſt. Unverhältnißmäßig groß iſt die Anzahl von Individuen beiderlei Geſchlechts, deren ſchlaffes, bleiches Ausſehen von verkümmerter, bedrückter Exiſtenz, von traurig, ſchlechtbezahlter Einzelarbeit und abſterbender, weil unzeitgemäßer Kleininduſtrie erzählt. So iſt die Spitzenfabrikation der Stadt, welche eine Zeitlang einen Weltruf hatte, ſeit vielen Jahren ſchon durch die Konkurrenz anderer belgiſcher Städte weit überholt worden, ohne daß auch nur ein Verſuch gemacht worden wäre, durch großartigen Betrieb dagegen anzukämpfen. Dieſer Induſtriezweig wurde einfach als zu wenig lohnend aufgegeben, und nur noch ganz vereinzelt ſoll er heute von alten Frauen der ärmſten Volksklaſſe und von einigen Bewohnerinnen des Beginenhofes betrieben werden.

Das Brüſſeler Thor oder die Overſte Poort von Mecheln.

Von den alten, aus dem 14. Jahrhundert ſtammenden Befeſtigungen Mechelns iſt außer den zu Promenaden umgeſchaffenen Wällen nur noch ein einziges Thor an der Weſtſeite der Stadt erhalten. Es iſt die ſogenannte Overſte Poort oder das Brüſſeler Thor, ein ſtarker von zwei ungeheuren runden Thürmen flankirter Bau, ſchwer und unſchön in ſeinen maſſigen Formen, aber eine ungemein intereſſante Probe des mittelalterlichen Feſtungsbaues und ein Stolz der heutigen frommen und friedfertigen Stadt.

Digitized by Google

Dajakiſche Sitten und religiöſe Gebräuche.

Aus Briefen von **F. Grabowski.**

I.

Bandjermaſſing, 31. Januar 1881.

Endlich habe ich meinen vorläufigen Beſtimmungsort erreicht. Am 24. Januar ſandte ich den letzten Brief von Soerabaja und am 26. dampfte ich zwiſchen der Inſel Madoera und dem Feſtland von Java hindurch in die Sunda-See hinein. Sie ſchüttelte unſern kleinen „Miniſter Franſen v. d. Putte“ ſo, daß ihm die Rippen oft knarrten, und er nicht ohne Mühe am 27. Mittags das Inſelchen Baweau anlaufen konnte, um von hoher Rhede aus 200 Mekkagänger ans Land zu ſetzen. Hier ſind unter den vielen Arabern und Malaien der Aſſiſtent-Reſident und ſeine zwei Schreiber die einzigen anſäſſigen Europäer. Das Inſelchen iſt ſehr gebirgig. Am 29. legten wir uns zum Abwarten der Fluth vor die Sandbank, welche die Einfahrt in die 2300 Fuß breite Mündung des Barito-Stromes während der Ebbe hindert, und mit dem Anbruch des Tages begrüßte ich in deutlicher Sehweite das erſehnte Land, die Küſte von Borneo; im Oſten erheben ſich die Berge von Tanah Laut, während das übrige Geſtade weit hinein niedrig und mit dichtem bis in die See reichendem Walde bedeckt war. Mittags paſſirten wir die Barre und gelangten an ſchön und undurchdringlich beſtandenen Ufern und einigen einſamen auf Pfählen ſtehenden Dajakenhütten vorüber nach zwei Biegungen erſt in weſtlicher, dann öſtlicher Richtung in ein Becken, das den Charakter eines großen Landſees zur Schau trägt und an der Inſel Kagit vorbei bis zur Schans van Tuyl, einer frühern holländiſchen Befeſtigung, bei der wir in den Fluß von Martapoera oder Bandjermaſſing — von den Eingeborenen Kajoe Tangi genannt — nach N.-O. einfuhren, um am Nachmittage hier anzukommen, wo ſchon auf dem Fluſſe durch die kleinen Tembangans und größeren Prauen und Segelſchiffe ein lebendiges Leben herrſcht und ein reger Fruchthandel zumeiſt von banjareſiſchen Frauen, kenntlich an ihren 4 Fuß im Durchmeſſer großen Hüten aus Nipa-Blättern, betrieben wird. Im chineſiſchen Viertel war noch außerdem große Lebendigkeit, da gerade Sylveſter — ko-niën — gefeiert wurde, worauf das vierzehntägige Neujahrsfeſt — niën ts'ch njiët — folgt, und habe ich natürlich die Gelegenheit wahrgenommen, um mich nach glücklich erledigter Inſtallation bei einigen vornehmen Chineſen über dieſe feuerwerkreichen, licht-, lärm- und tafelluſtigen Vergnügungen durch eigene Theilnahme zu unterrichten.

Bandjermaſſing ſchätzt man — aber vielleicht etwas zu hoch — auf 33 000 Einwohner, von denen 500 und zwar incluſive der 350 Mann ſtarken Beſatzung Europäer, circa 3000 Chineſen, wenige Araber und der Reſt Inländer ſind. Demgemäß iſt auch der Anblick der Straßen bunt genug. Da ſieht man neben den genannten Nationalitäten Banjareſen, Javanen mit ihren farbenreichen, zuweilen mit Goldfäden geſtickten Gewändern, Bugineſen, deren Frauen an einem rechts bis zur Hüfte offenen Sarong kenntlich ſind, und hieſige Dajaken in einer Tracht, welche der javaniſchen oder malaiiſchen ähnlich iſt. Die Dajaken aus dem Innern, welche nur ſelten und dann auch nur von benachbarten Stämmen hier zu erblicken ſind, tragen den tjawat oder cva um die Hüfte und eine offene Jacke, welche die Tatuirung ſehen läßt. Ich ſelbſt habe mich der Situation anbequemt und mich mit einer weiten und ſehr bunten Hoſe (tjelana), welche oben nur durch ein Band feſtgehalten und auch in der Nacht nicht abgelegt wird, einer weißen chineſiſchen Jacke (kabaija) und geflochtenen Pantoffeln (tjenelas) an den bloßen Füßen bekleidet.

Eigenthümlich iſt die Art der Namengebung bei den Inländern; heißt z. B. der Mann Djalan, ſeine Frau Budha und ihr älteſtes Kind Linda, ſo laſſen ſie von der Geburt deſſelben an ihre bisherigen Namen fallen und nennen ſich Bapalinda oder Palinda und Indoelinda, d. h. Vater und Mutter der Linda. Jedes Kind hält es für ſündhaft, den Namen ſeines Vaters auszuſprechen, und bleibt, nach demſelben gefragt, entweder ſtumm, oder erſucht einen andern Anweſenden, darüber Auskunft zu geben. Baden, Rauchen und vor allem Spielen ſind die Hauptleidenſchaften der hieſigen Eingeborenen, letzteres in dem Grade, daß mancher Dajake zu dieſem Zwecke ſeine Frau an einen Chineſen, meiſtens auf drei Monate, verkauft, wofür er gewöhnlich 50 Gulden erhält, und kann ſie, die im Eheverhältniß ſeine vollſtändige Sklavin iſt, erſt nach dieſer Friſt eine Scheidung herbeiführen. Ein harmloſeres Spiel iſt „Dako“, zu welchem ein großer Klotz mit achtzehn kleinen und zwei großen Löchern und 162 Muſcheln oder Steinchen gehören. Es iſt ganz anziehend und muß mit einiger Aufmerkſamkeit geſpielt werden. Wer nicht raucht, kaut deſto eifriger Sirih, beſtehend aus einem kugligen Konglomerat von Kalk, Sirihblättern und den Früchten der Pinang-Palme, welche Ingredienzien oft in geſchmackvollen Döschen von Silber oder anderm Metall mitgeführt werden. Dieſer Genuß, welcher verhängnißvoll für die Zähne iſt, färbt dieſe ſowie die Lippen, Gaumen und den Speichel blutroth. Die Leidenſchaften nehmen bei dieſen Menſchen, häufig durch Eiferſucht angeſtachelt, eine gefährliche Höhe an, welche nicht ſelten mit Mord in den Straßen der Stadt endet. Der betreffende erregte Eingeborene ſtürmt dann wie wahnſinnig mit gezückter Klinge durch die Menge und ſticht nach dem erſten begegnenden Menſchen. Natürlich wird er dadurch ſelber zu einem Objekt der Verfolgung und iſt dem ſofortigen ſtraſloſen Niederſtoßen durch jeden ausgeſetzt, und während die Wehrloſen in die Häuſer eilen, alarmiren die Gardoes in ihren Wachthäuſern durch zwei kurze Schläge auf das Tongtong, ein an einem Strick hängendes, ausgehöhltes Stück Baumſtamm, ihre Mannſchaften und ſuchen des Verbrechers habhaft zu werden. Ein ſolcher Vorgang heißt amok und iſt leider gar nicht ſelten. Wird der Verfolgte lebend gefangen, ſo iſt er bis zu ſeinem Tode ein ranteian, oder orang peranté, d. h. Kettengänger, und arbeitet mit einem zur Vereinigung vieler Gleichartiger durch ein Seil dienenden, um den Hals geſchmiedeten Ring an den öffentlichen Straßenbauten unter der Peitſche des mandoer, welcher freilich ſelbſt nur ein ranteian iſt, der wegen guter Führung dieſen Poſten erhalten hat. Fragt man einen dieſer Kettengänger nach ſeinem Vergehen, ſo erhält man gewöhnlich zur Antwort: Memboenok sa-orang sadja — ich habe nur einen Menſchen getödtet.

Die Sprache der hieſigen Dajaken, das Poeloepetakiſche,

iſt melodiſch. Weiter ins Land werden die Dialekte ſehr zahlreich und es ſcheinen dort ganz neue Idiome aufzutreten, ſo daß ſich Dajaken aus verſchiedenen Diſtrikten oft nicht verſtändigen können. Auch iſt das geiſtige Leben der Dajaken, welche von hier bis ungefähr an die Kulturgrenze unter dem Einfluß der holländiſchen Forts leben, nicht gering. Hier einige Proben. Zunächſt ein „dindang“.

Padi muda djangan dilurut,
Djaka dilurut rusak batangnja,
Hati muda djangan diturut,
Djaka diturut rusak badanja.

Nicht über die junge Saat geſtreift,
Wenn drübergeſtreift, verdirbt ihr Stengel.
Dem jungen Herzen, nicht ihm gefolgt,
Wenn ihm gefolgt, verdirbt der Leib.

Ferner einige lelüi: Handuä basila sindä bulat, en koam? — Zweimal geſpalten, einmal rund, was dein Sagen? — (der Mond). Papan pandak pangumang lewu, en koam? — Kurze Planke, ſtets durchgehend das Dorf, was dein Sagen? (Fußſohlen). Kakidjak anake, lalantong indoe — Stets ſpringend ihr Kind, ſtill liegend ſeine Mutter — (Reisſtampfblock und Stampfſtock). Inedjep halit — Mit dem Schwert gehauen heil (Waſſer). Tanding ſind Gleichniſſe oder Sprichwörter, z. B. Kindjap pilus babuntat mariam. Oft eine Nadel hat zum Schwanz eine Kanone (kleine Urſachen, große Wirkungen). Nachſtehend auch eine Fabel:

Eine blinde Ziege und ein lahmer Blandal, Zwerghirſch (dieſer ſpielt in ihren Erzählungen die Rolle des Fuchſes), waren übereingekommen, mit einander auf die Weide zu gehen, was ſie in der Weiſe ausführten, daß der lahme Blandal ſich auf den Rücken der blinden Ziege ſetzte und dieſer nun ſagte, ob ſie rechts oder links gehen und wo ſie ſtill ſtehen ſolle, um einen guten Weideplatz zu genießen. Der Bär und der Tiger (?), die auch in Freundſchaft mit einander lebten, beſchloſſen der Ziege und dem Hirſch aufzulauern. Kurze Zeit darauf traf denn auch der Bär zuerſt auf die beiden und wollte ſie freſſen. Aber der ſchlaue Hirſch ſprach: Friß uns nicht; wir ſuchen dich, weil wir deine Freunde ſind, um dir etwas Wichtiges zu erzählen: der Tiger ſpäht nach dir, um dich zu zerreißen. Der Bär glaubte ihm und beſchloß ob dieſes Freundſchaftbruches dem Tiger aufzulauern. Mit dieſem machte es der Hirſch gerade ſo und als nun die beiden verfeindeten Thiere ſich anſchickten mit einander zu kämpfen, erſahen ſie aus ihren gegenſeitigen Vorwürfen, daß ſie betrogen waren und ſchworen dem Blandal gemeinſchaftliche Rache. Der Hirſch war gerade mit der Ziege in der Nähe, hörte den Beſchluß und trieb ſeine Gefährtin zur eiligſten Flucht vor der Gefahr an. Indem ſie dieſem Rathe Folge gab, lief ſie ſo heftig gegen einen Baum, daß ſie durch dieſe Erſchütterung ihre Sehkraft und der abgeworfene Hirſch durch den Sturz die Gelenkigkeit ſeiner Beine wieder erhielt, wodurch es beiden ermöglicht wurde, dem Verderben zu entrinnen. Die bedenkliche Moral dieſer Fabel über den Nutzen der Lüge und Gewaltthätigkeit kehrt in den meiſten dajakiſchen Erzählungen dieſer Art wieder.

Kwala Kapocas.

Die Gebräuche, Sagen, religiöſen Vorſtellungen und das Ritual der Dajaken iſt zum Theil ſinnreich und durchaus nicht ſo einfach, daß man ihre Kulturſtufe als eine der niedrigſten bezeichnen könnte. Auch ihre Geſchicklichkeit und Erfindungsgabe bei der Einrichtung ihrer Lebensbedingungen iſt nicht gering und ihre körperliche Gewandtheit ſehr groß. Hier einige Proben ihrer Sitten und Ueberzeugungen. Will der Dajake ſich ein Reisfeld anlegen, ſo ſucht er zunächſt nach einem geeigneten Boden, wobei er acht giebt, ob die Bäume deſſelben hartes oder weiches Holz haben, ſchlägt daſſelbe im günſtigen Falle um und pflanzt zwiſchen den Baumſtümpfen ſeinen Reis. Nach drei oder vier Jahren wird das Feld verlaſſen und ein anderes geſucht, um erſt nach 15 oder 20 Jahren wieder als ertragsfähig zu gelten. Dann iſt das Holz groß und das Land von Neuem fruchtbar geworden. Iſt ein ſeinen natürlichen Eigenſchaften nach vortheilhaft ſcheinendes Terrain gefunden, ſo werden 10 bis 15 Quadratfuß Wald gelichtet; ein Zeichen für jeden andern, daß dieſes Land einen Eigenthümer hat, der ſich beeilt, die Gottheiten Djata, Dewa oder Sangiang nach ihrem Willen hinſichtlich ſeines Vorhabens zu befragen. Er ſchneidet von einem jungen Stamme ein Stück, welches der Länge ſeines Körpers, ſeines Armes und dreier Fingerbreiten entſpricht, theilt dieſes möglichſt gleich und giebt einer der gewonnenen Hälften durch Schnitzen ein Geſicht, welches unter gewiſſen Anrufungen auf die Erde gelegt wird. Scheint nun bei dem Nachmeſſen dieſer Hälfte an den vorhergenannten Maßen ſeines Körpers der Stab kürzer geworden zu ſein, ſo iſt das erſte Zeichen für die Gunſt der Gottheit ſeinem Vorhaben gewonnen. Die weitere Entſcheidung bringt ein Traum, um den der Dajake in dieſem Falle vor dem Einſchlafen bittet. Auch hier ſind natürlich die Zeichen wiederum zahlreich. Das Bild eines reichen Fiſchfanges iſt günſtig, bringt aber der Traum Krebſe oder ſaure Früchte, ſo wird von dem Terrain Abſtand genommen. Ja dieſes geſchieht in Folge unheimlicher Warnungen ſogar mit bereits bebauten Feldern. Das Auftauchen eines Krokodiles bei dem Beſuch des Herrn, ja das Auffinden eines todten Krebſes wird hier unter Umſtänden als entſcheidend betrachtet.

Bevor der Reis gepflanzt wird, ſucht der Dajake durch Opfer von Hühnern den Sangiang zu bewegen, ihm von Radja Tontang matanandan, der im Fluß Njara Mangkai njako hinter der Stadt des Hatalla (identiſch mit „Gott“) wohnt, die gana (Seele) für den Reis zu holen. Iſt die Seele angekommen, ſo wird der mit einem Ei gemengte Saatreis und zwar nur an einem Montag ausgeſäet. Iſt der Reis 8 bis 10 Zoll lang, ſo wird er ausgezogen und mittels eines Töndong, eines Stabes aus Tabalien-(Eiſen-)Holz verpflanzt. Nach einem Monat wird er dann zum letzten Mal gezogen und definitiv verpflanzt, doch ſo, daß die ganze Beſtellung an einem Montag endet. Am folgenden Tage wird dem Bruder des Sangiang, dem Rangai, ein Opfer an Eßwaaren gebracht, welches in einem Körbchen an einem in die Mitte des Reisfeldes geſteckten Stabe aufgehängt wird. Desgleichen findet Djata ein ähnliches Opfer an einem überhängenden Zweige des Flußufers. Finden ſich nun nach ein oder zwei Monaten verdorbene Halme oder unfruchtbare Aehren, ſo werden ſie ausgezogen und an dem Stock im Felde ſowie am Flußufer befeſtigt, damit ſich Djata durch perſönlichen Augenſchein von der Schlechtigkeit des Reisertrages überzeugt und dadurch bewogen fühlt, wenigſtens einen reichen Fiſchfang zu geben.

Den erſten Reis, den der Dajake erntet, wagt er zunächſt nicht für ſich zu verwenden. Er gehört dem Beil (bliong) und dem Meſſer (pisau), die den Wald gefällt, dem Schleifſtein und allen Werkzeugen, welche beim Pflanzen gebraucht wurden. Dieſelben werden in eine Reihe gelegt und zum Eſſen genöthigt. Man ſtreut den zuerſt reif gewordenen Reis auf die Geräthſchaften, läßt ihn eine halbe Stunde lang darauf liegen, damit ſie gemächlich eſſen können, holt ihn dann aber wieder fort, um ihn ſchließlich doch zur eigenen Speiſe zu verwenden. Dieſen und ähnlichen zum Theil ſehr umſtändlichen Riten liegt die Ueberzeugung

des Dajaken zu Grunde, daß auch faſt jedes lebloſe Ding eine Seele, „gana“, hat. Jede gana hat aber wiederum einen König, der immer ein „Dämon“ iſt, und da auf dieſe Weiſe nach dajakiſchen Begriffen die ganze Welt unter der Macht von Dämonen ſteht, ſo iſt das Bemühen, dieſelben in Gunſt zu erhalten, erklärlich.

Die Ernte dauert zwei Monate, weil ſtets nur die reifen Aehren geſchnitten werden. Dieſelben werden auf beſonderen Geſtellen getrocknet, mit den Füßen geſtampft, und dann die Körner von allen Beimengungen durch den Wind befreit, indem man ſie von einer hohen Bühne herabſchüttet. Die letzten geernteten Aehren werden zu einem Bündel vereinigt in einer Ecke des Hauſes aufbewahrt. Sie dienen der gana des neu zu pflanzenden Reiſes als tahasong (Athem).

Die Reiskultur der Dajaken befindet ſich mithin noch in den urſprünglichſten Formen und wenn, wie in den letzten vier Jahren, die Ernte völlig mißräth, d. h. durch Ratten und Inſekten vertilgt wird, ſo herrſcht große Noth. Bei der Zähigkeit des dajakiſchen Charakters iſt keine Ausſicht, daß die intelligentere Art der Javanen, den Reis zu bauen, in naher Zeit Eingang findet, zumal das holländiſche Gouvernement ſich dahin zielender Einwirkungen enthält. Während des Reisbaues wohnen die Dajaken in kleinen Häuschen (passah). Außerdem ſtehen in gewiſſen Entfernungen am Felde Hütten (podok oder auch goeboeg), von denen aus zur Verſcheuchung der Reisvögel (boeroeng pipit) mit Hülfe einer Leine (rottan) Wedel von Nipa oder Kokos und Grasbüſchel, die ſich in aufrechter oder umgekehrter Stellung an langen Stangen befinden, in Bewegung geſetzt werden.

Beabſichtigt der Dajake ein Haus zu bauen, ſo geſchieht das nie auf einer Stelle, an der nachweislich bereits ein anderes geſtanden hat; ein ſolcher Ort iſt pali (unrein). Auf dem Platz, welcher den Wünſchen des Erbauers entſprechend erſcheint, wird ein Loch von cira 1 Fuß Tiefe mit den Worten gegraben: „O Djata, o Sangiang, wir wollen hier ein Haus bauen, gieb uns ein Zeichen, ob wir damit Glück haben und nicht krank werden. Iſt der Boden fett und wohlriechend, ſo ſoll uns das ein Zeichen zum Bauen ſein; ſtinkt er aber, dann bauen wir nicht.“ Danach wird die Erde berochen. Doch es wäre wunderbar, wenn dem Dajaken dieſes eine Zeichen genügte. Zunächſt muß er wieder träumen. Kommt in ſeinem Traum Regen oder Wind vor, ſo wäre Krankheit oder Streit in dem neuen Hauſe zu erwarten. Glaubt er aber im Schlaf einen Berg oder einen hohen äſteloſen Baum zu beſteigen, ſo iſt der Erbauer überzeugt, reich und glücklich zu werden. Iſt das Haus fertig, ſo wagt der Dajake nicht, es ſofort zu bewohnen; es muß erſt durch Blut gereinigt werden. Es findet eine Beſprengung des Gebäudes mit Opferblut ſtatt, doch giebt keiner über die Bedeutung der Ceremonie gefragt eine andere Antwort als „tawa“, d. i. ich weiß es nicht. Die Dajaken haben auch eine Art Taufe, wenn ich es ſo nennen darf. Das Neugeborene darf nicht früher das Haus verlaſſen, bevor in einem Garantong (kupfernes Muſikinſtrument) Waſſer mit Blut eines jungen Hühnchens gemiſcht und das Kind damit beſprengt iſt. Nachdem darauf durch Laub eine Verbindung vom Hauſe bis zum Fluß hergeſtellt und der Anlegeplatz bekränzt iſt, wird das Kind dorthin getragen, ins Waſſer getaucht und dem Waſſergott Djata zur beſondern Gunſt empfohlen.

Schon in der früheſten Jugend wird die Verlobung der Kinder von den Eltern geſchloſſen; ja es iſt vorgekommen, daß noch ungeborene Kinder bereits verlobt wurden. Die Eltern im Verbande mit ſämmtlichen Blutsverwandten bringen die Sache in Ordnung und dann ſind die Kinder gebunden. Oft ſehen ſich die Verlobten nicht vor der Hochzeit. Es iſt dann unter anderm auch vorgekommen, daß der Bräutigam, als er am zweiten Hochzeitstage ſeine Braut anſchauen durfte, ſich in Folge des angenehmen Eindruckes ſchleunigſt aus dem Staube machte. Doch wird ihm das Ausſehen der Braut, vielleicht aber mitunter unzuverläſſig, vorher beſchrieben. Der erſte Schritt zur Verlobung geht von der Mutter des jungen Mannes aus. Von mehreren Frauen begleitet begiebt ſie ſich in das Haus ihrer zukünftigen Schwiegertochter, wo ſie mit der Mutter derſelben und den Tanten ſpricht. Findet ſie geneigtes Gehör, ſo wird nach einigen Tagen die Frage durch drei oder vier Männer wiederholt. Dann beginnen die Unterhandlungen über die Geſchenke, welche der Bräutigam geben muß und bei deren Feſtſetzung alle Blutsverwandten, welche nach dajakiſchem hadat (Geſetz) ein Recht auf ſolche Berückſichtigung geltend machen können, d. h. außer den Eltern alle Onkel, Tanten, Schweſtern, Brüder u. ſ. f., zu bedenken ſind. Oft ſcheitert eine geplante Verbindung an der Unzufriedenheit eines entfernten Verwandten mit dem ihm angebotenen Antheil. Iſt alles in Ordnung, ſo wird als Hochzeitsmonat immer der September oder Oktober, jedenfalls aber ein Zeitpunkt nach der Ernte feſtgeſetzt. Die Hochzeit findet im Hauſe der Braut ſtatt, da nach dajakiſcher Sitte der Mann ſeiner Frau folgt und in dem Anweſen derſelben zu wohnen hat. Der Bräutigam wird an dem Tage, an welchem er das elterliche Haus verläßt, „manjaki“ (mit Blut gereinigt), und ein Feſt zu ſeinen Ehren gegeben. Die Mutter verwendet das Blut einer Henne oder eines jungen Ferkels, um ihm Füße, Knie, Bruſt, Hände, Ellenbogen und Stirn zu beſtreichen. Darauf wird gegeſſen und getrunken und ſchließlich begiebt ſich der Bräutigam, von vielen Freunden begleitet, nach dem Hauſe der Braut. Hier empfängt man die Gäſte ziemlich kühl, nöthigt ſie zum Sitzen und fragt endlich, warum ſie eigentlich gekommen wären. Der vorher beſtimmte Wortführer ſetzt nun in größtmöglicher Breite den Grund auseinander, worauf der Wortführer der andern Partei, als ob nicht ſchon alles abgemacht wäre, antwortet, davon könne nur die Rede ſein, wenn der Frager genug mitgebracht hätte. Darauf geht es an ein beiderſeitiges Feilſchen, bis man ſich bei den urſprünglichen Feſtſetzungen einigt. Der Bräutigam ſpricht dabei kein Wort und die Braut iſt ganz unſichtbar. Die beiden Wortführer, wozu immer Leute gewählt werden, die beſonders bilderreich ſprechen können, machen die Sache allein ab. Sodann wird eine Akte gemacht, in der die vom Bräutigam zu zahlende Summe (100 bis 400 Gulden) genannt iſt. Später werden 500 Duite oder 4 Gulden 16 Kreuzer unter die Gäſte vertheilt. Dieſes Geld wird tärâs kasaksi, „Pfahl des Zeugniſſes“, genannt und verpflichtet die Empfangenden, zu jeder Zeit Zeuge des geſchloſſenen Kontraktes ſein und insbeſondere bei Eheſcheidungen dafür einſtehen zu wollen, daß der ſchuldige Theil die gelobte Summe bezahlt. Darauf wird bis ſpät in die Nacht hinein gegeſſen und getrunken. Bevor man auseinander geht, wird der Vater des Bräutigams und alle, die mit ihm gekommen waren, mit Oel geſalbt. Sobald ſie das Haus verlaſſen haben, brechen ſie die Treppe hinter ſich ab. Der Bräutigam wird nun bewacht, doch kann er ſich in einem Winkel zur Ruhe legen. Der nächſte Tag bringt die eigentliche Hochzeit. Schon früh werden Schweine und Hühner oder bei einem großen derartigen Feſt ein bandangan (Büffel) geſchlachtet. Die blian (Prieſterinnen des ſchlechteſten Wandels), ſieben an der Zahl, erſcheinen, von allen Seiten kom-

men geladene und ungeladene Gäſte, es wird geſchoſſen und überhaupt ſoviel Lärm als möglich gemacht. Iſt das Feſteſſen fertig, ſo werden Braut und Bräutigam auf Garantongs (kupferne Trommeln) neben einander geſetzt und können nun, wenn ſie den Muth dazu haben, ſich in die Augen ſchauen. Die Blians bringen Opferblut und beſpengen beide damit, werfen ihnen Reis auf die Köpfe, wobei ſie Segenswünſche doch ohne jede Andacht ausſprechen. Dann folgt wiederum großer Schmaus, worauf der Bräutigam die Hunde füttern muß. Die Gäſte bleiben die ganze Nacht zuſammen. Das junge Ehepaar zieht ſich zurück und kommt in den nächſten ſieben Tagen, die pali ſind, nicht zum Vorſchein. Dann wird den Eltern des Mannes ein Beſuch gemacht, wo beide ſofort mit Opferblut gereinigt werden und die junge Frau neue Kleider von der Schwiegermutter erhält. Damit endigt das Hochzeitsfeſt und die Frau hat dann — zu gehorchen.

Eine unerlaubte Heirath wird tulah, d. h. Blutſchande, genannt und findet ſtatt: Wenn Jemand ſeine Enkelin oder Urenkelin heirathet; 2. wenn eine Frau den Bruder ihres Vaters oder ein Mann die Schweſter ſeines Vaters oder ſeiner Mutter heirathet; 3. wenn ein Mädchen mit ihrem Stiefvater in Verkehr tritt; 4. wenn ein Mann ſeine Nichte oder deren Tochter oder eine Frau ihren Neffen oder deſſen Sohn heirathet; 5. wenn Jemand die Schweſter von der Frau ſeines Oheims heirathet; 6. wenn ein Wittwer die Schweſter ſeines Schwiegervaters heirathet.

Hat eine ſolche Heirath ſtattgefunden, ſo tritt die ganze lewu (Dorf) als Ankläger auf, weil dadurch die geſammte Gegend verunreinigt iſt. Früher wurden ſolche Perſonen meiſt getödtet, indem ſie an einen mit Steinen gefüllten Korb gebunden und ertränkt wurden. Da dieſes Verfahren unter holländiſchem Gouvernement nicht mehr ausführbar iſt, ohne Strafen nach ſich zu ziehen, ſo begnügt man ſich damit, das Land durch das Blut eines Schweines oder Büffels zu reinigen. Die Häuptlinge begeben ſich zu dem Paar; dort werden die Opferthiere geſchlachtet und mit dem Blute die Reisfelder und das Dorf beſprengt. Etwas wird auch in der Richtung der Sonne geſchleudert, damit ſie ihren Zorn fahren laſſe. Das Fleiſch wird dann durch die Verheiratheten des Ortes gegeſſen, doch iſt ſein Genuß den Unverheiratheten ſtreng unterſagt, damit ſie ſpäter nicht auch tulah werden. Für die beiden Schuldigen wird alsdann ein beſonderes Eſſen bereitet, das beſte, was man haben kann; aber es wird in einem ſchon gebrauchten Schweinetrog hingeſetzt. Wenn die Schuldigen an den Trog gekommen ſind, ſetzen ſie ihre Wanderung, der Mann aufwärts, die Frau abwärts, in entgegengeſetzter Richtung fort. Sind beide ungefähr hundert Schritte vom Trog entfernt, ſo ruft Jemand ririririh, ririririh! die hier gebräuchliche Lockung für die Schweine, und klopft auf den Trog, worauf ſie zurückkommen und aus dem Trog eſſen müſſen. Was ſie damit eingeſtehen, iſt klar; aber von nun an darf es Niemand mehr wagen, ſie der Blutſchande zu beſchuldigen, das Land iſt gereinigt, und beide können als rechtmäßige Eheleute mit einander leben. Auf dieſe Ceremonie folgt eine zweite, die aber nur die Familie betrifft und auch im Hauſe vorgenommen wird, nämlich das tambalik djela (das Umdrehen der Zunge), d. h. die Zunge z. B. des Schwiegervaters muß umgedreht werden. Denn während er früher Neffe, Nichte oder Enkel ſagte, hat er jetzt die Bezeichnung Schwiegerſohn und Schwiegertochter zu gebrauchen. Dies Umdrehen geſchieht dadurch, daß der Mann jedem Familienglied drei Gulden giebt. Das hilft; das dreht die Zunge auch hier ſehr ſchnell. Merkwürdig iſt es, daß die Dajaken verſichern, unter dem Hauſe, in welchem ein Paar tulah wohnen, entſtehe eine tambon tulah, d. h. die Erde hebt ſich in Form von zwei dicken langen Schlangen auf, die den Mann und die Frau vorſtellen. Dieſes tambon tulah verſchwindet aber, wenn die beſchriebene Reinigung vollzogen iſt.

Zur Charakteriſtik der geſitteten amerikaniſchen Ureingeborenen.

Von **Karl Lamp.**

Wäre es möglich, das Weſen einer Race mit einem Worte zu bezeichnen und würde die Aufgabe geſtellt, dem der Ureingeborenen Amerikas in dieſer Weiſe einen Namen zu geben, ſo müßte man es „Starrheit“ nennen. Jahrhunderte lang haben die Eingeborenen Yucatans und der Hochebene von Mexico, Peru, Bolivia unter der Herrſchaft der Spanier geſtanden. Die Spanier ſind während dieſer Zeit dorthin in ſo großer Zahl ausgewandert, daß ſie ihre heimathliche Halbinſel, wie bekannt, mehr als zur Hälfte entvölkerten, und wenn die Auswanderer ſich auch auf einen ſehr großen Raum vertheilten, ſo muß doch auf jedes der genannten Länder ein anſehnlicher Bruchtheil gekommen ſein. Und was noch mehr als die Zahl ins Gewicht fällt: die Spanier haben, gleich den Portugieſen, ein beſonderes Geſchick, auf die Menſchen der Tropen einzuwirken. Dafür erfüllen ſie zunächſt ſchon die unumgängliche Vorbedingung, daß ſie das Klima verhältnißmäßig ſehr gut ertragen; der Sonnenbrand, der gebirgige Boden, die trockene Luft ihrer faſt afrikaniſch gearteten Heimath, ſodann die Blutmiſchung, die ſie mit Afrikanern während der mohammedaniſchen Herrſchaft eingegangen ſind, mögen dazu mitwirken, daß ihnen dies ſo leicht wird. Ferner halten die Spanier den Dunkelfarbigen gegenüber ſich nicht ſo vornehm zurück, wie es die Engländer und Niederländer in Indien thun. Vielmehr wollen ſie ihr natürliches Uebergewicht über ſie als ein höchſt perſönliches genießen; ſchon ihre lebhafte Sinnlichkeit treibt ſie dazu, ſich, ſo zu ſagen, gemein zu machen. Dies ſind ſie übrigens auch im guten Sinne: ſo gut wie ein Altſpanier weiß nicht leicht ein anderer Fremder, nicht einmal ein Kreole, mit dem Indier umzugehen, und beſſer als mancher ſpaniſche Geiſtliche wird Niemand ſie behandeln.

Trotz der ſtarken Befähigung der Spanier zur Einwirkung auf die Indier haben dieſe ſich nur wenig ſeit der Zeit vor der Eroberung geändert. Ihr ſprödes Weſen iſt entweder bis zur Vernichtung gebrochen worden oder hat ſich in ſeiner alten Form ſo ziemlich erhalten; ein Anſchmiegen kennt es nicht. Es wäre freilich Uebertreibung, wollte man ſagen, daß gar keine Aenderung ſtattgefunden hat, daß, wenn die obere Schicht der Herrſchenden durch einen Ausbruch der unten liegenden Maſſe auf die Seite geſchoben würde, die Dinge genau auf denſelben Standpunkt zurückkehren

würden, auf dem ſie vor der Eroberung waren. Das möchte für das engliſche und niederländiſche Indien gelten; im ſpaniſchen Amerika könnte davon nicht die Rede ſein. Unleugbar haben die Indier manches von den Spaniern angenommen, darunter einiges, wofür ſie dieſen Dank ſchulden. Vor Allem gehören ſie, Dank den Spaniern, wenigſtens der Form nach, was das Ausſchlaggebende iſt, der chriſtlichen Welt an. Aber wie alles andere, was ihnen von den Spaniern gekommen iſt, haben ſie auch den katholiſchen Kultus ſich zu eigen gemacht und halten ihn jetzt als ein Eigenes — ſo haben ſich die Rollen vertauſcht — zähe gegen die Nachkommen der Spanier feſt, die zum Theil ſeitdem von Europa her ein anderes Dogma, das des Rationalismus und der franzöſiſchen Revolution, in ſich aufgenommen haben. Sie ſprechen noch ihre alten, freilich mit vielen ſpaniſchen Wörtern gemiſchten Sprachen, die ſogar der Fremde an vielen Stellen, wie in Yucatan und in der Sierra von Peru, zu lernen ſich entſchließen muß. Sie bauen ihre Wohnungen, wie es nicht anders ſein kann, mit den Materialien, die der Boden hergiebt, und auf dieſelbe Art, wie ihre Altvorderen. Das Mobiliar ihrer Wohnungen, wenn von einem ſolchen überhaupt die Rede ſein kann, hat ſich nur etwa um ein Heiligenbild vermehrt; dem Indier und ſelbſt dem Meſtizen, auch wenn er gut geſtellt iſt, dünkt es viel bequemer, auf dem Boden zu hocken, wenn er ſich gehen laſſen kann, als auf einem Stuhl zu ſitzen; die thönernen Geräthſchaften ſind von althergebrachter Form und Verzierung. Ebenſowenig hat ſich die Nahrung der Indier geändert; ſie machen ſehr ſelten Gebrauch von dem Fleiſch des Schlachtviehes, das die Spanier eingeführt haben, eſſen vielmehr nach wie vor ihren Mais, den ſie auf dieſelbe Weiſe wie ihre Vorfahren beſtellen und zubereiten, eine Weiſe, die neben vielem anderen, was den Ackerbau angeht, die Spanier von ihnen angenommen haben. In ihrer ganzen Kleidung findet ſich in der Regel kein Stück, das nicht ſie ſelbſt oder Stammesverwandte anderer Gegenden angefertigt haben. Sieht man ſie mit ihren Hühnern, Eiern, Holzkohlen, thönernen und hölzernen Geräthſchaften auf dem Rücken im Gänſemarſch zum Markte traben, dann kommt Einem unwillkürlich der Eindruck, daß ihre Vorfahren vor 400 Jahren ſchwerlich viel anders ausgeſehen haben. Es giebt indiſche Familien, die ganz nach ihrer Weiſe leben, ſelbſt in der Stadt Mexico, und die in der Nähe derſelben auf der das Thal umſchließenden Höhe wohnenden bieten keinen andern Anblick; ſie ſind in keiner Weiſe durch die ſpaniſche ſtädtiſche Civiliſation beleckt. Haben ſie in der Stadt ihre Waaren verkauft, dann lagern ſie ſich auf den öffentlichen Plätzen, in den Portalen, ihre Maistortillas und Bohnen zu verzehren. Neben ihnen, faſt über ſie hinweg, ſchreiten hochelegante Damen, ſtutzerhafte Herren; alle Pracht einer unter den Tropen gelegenen und daher doppelt üppigen Großſtadt entfaltet ſich vor ihnen. Es läßt ſie ganz und gar gleichgiltig, ſie haben dafür gar kein Auge, ſchlagen es nicht einmal auf; in ihren Geſichtern zeigt ſich nicht Neid noch Neugier, ſondern der gewöhnliche Ausdruck der Starrheit. Sie kehren in ihre Dörfer ebenſo zurück, wie ſie gegangen ſind. Für den Spott, den ſie häufig genug zu erdulden haben, zeigen ſie, wenn er nicht allzuarg wird, nur geringe Empfindung; dafür ſind ſie viel zu feſt befangen in dem Vorſtellungskreiſe ihrer heimathlichen Scholle. Und man ſchelte ſie nicht Barbaren, weil ſie ſo harte Köpfe haben. Sie ſind ehrlich, zuverläſſig, gebunden durch die Sitte, das einzige Material, auf das ſich feſt bauen ließe. Und werden ſie durch irgend ein Verhängniß losgeriſſen von ihrer Sippſchaft, von ihrer Scholle, dann verlieren ſie allen Halt und verfallen gleich den Miſchlingen der Stadt — die des platten Landes nähern ſich in ihrer Art den Indiern — einer vollſtändigen Verlumpung, aus der es eine Erhebung nicht mehr giebt, während ſie auch der Civiliſation damit nur inſoweit einen Dienſt erweiſen, als ſie Abnehmer ihrer Kattune werden.

Eine Regierung, die etwas Dauerndes zu ſchaffen vorhätte, müßte hierauf vor Allem Rückſicht nehmen. Sie brauchte für das geordnete Zuſammenleben der Menſchen nicht neue Formen einzuführen; ſie würde vielmehr nur dann ihre Aufgabe erfüllen können, wenn ſie die alten kräftigte und zur Grundlage des Ganzen machte. Sie müßte, ſo weit es mit dem Intereſſe der Geſammtheit verträglich iſt, die Indier in ihren Dorfgemeinden nach ihrer Weiſe leben laſſen; eines Geſetzes, wie das war, wodurch der ruſſiſche Zar Boris Godunow jedem ſeiner Unterthanen eine feſte Heimath anwies, die er nur mit einem Paß verlaſſen konnte, bedürfte es bei dieſen wenig wanderluſtigen Menſchen nicht. Wohl aber wären ſie kräftig zu ſchützen nach oben und außen gegen ein Kapital und eine Intelligenz, die feſſellos nur auf Ausbeutung der Unentwickelten gerichtet ſind. Dazu bedürfte es einer gewiſſen Abſchließung und, um dieſe aufrecht, ſowie jene Elemente niederzuhalten, eines Heeres, das Einem Willen gehorchte.

Nach ähnlichen Grundſätzen regierten die Jeſuiten in Paraguay und dadurch iſt das Volksthum dieſes kleinen Landes das geordnetſte, in ſich einigſte, eigenartigſte und, ſo ſchwach es an ſich urſprünglich war, widerſtandsfähigſte in ganz Südamerika geworden. Daß es in letzter Zeit einen großen Rückſchlag erlitten hat, führt ein Berichterſtatter der „Kölniſchen Zeitung“, der kürzlich dort als Wegweiſer des Handels, ſo zu ſagen, reiſte und als ſolcher gewiß keine Sympathie für Abſchließung an ſich hat, eben darauf zurück, daß es dieſe zu früh aufgegeben habe. In der That kann ein unentwickeltes Volksthum nur auf dieſe Weiſe ſich der Civiliſation, die ſchon ſo viele geknickte Volksexiſtenzen auf dem Gewiſſen hat, erwehren und zugleich, indem es durch den Schutz ſtärker wird, das von ihr, was ihm zuſagt, allmälig in ſich aufnehmen.

Aehnlich war das Syſtem der peruaniſchen Incas. Ein Ausland gab es für ſie eigentlich überhaupt nicht; denn rings um das befriedete Gebiet wohnten Wilde. Innerhalb deſſelben aber war alles aufs Beſte geregelt. Alle hatten ihren Platz, den ſie ein- für allemal beibehalten mußten, der ihnen aber auch geſichert und, weil ſie beides wußten und zugleich geduldig von Natur waren, lieb war. Dies wollte, wie Pedro Cieza de Leon in ſeiner Crónica del Perú bemerkt, ſchon die Natur des Landes, welche die Menſchen zwingt, in den Thälern ſich zuſammenzudrängen, die ſie rings von dem rauhen wüſten Hochgebirge umgeben ſehen, in dem ſie umzukommen fürchten müſſen. Das Charakteriſtiſche der Regierungsweiſe der Incas iſt nun eben dies, daß ſie allen Verkehr zwiſchen den iſolirten Gemeinden in ihrer Hand vereinigten, ihn verſtaatlichten. Es war ein ausgebildeter Staatsſocialismus, wenn nicht für alle, ſo jedenfalls für unentwickelte Völker der gedeihlichſte und natürlichſte Zuſtand. Ganz aus der Natur hervorgegangen war er übrigens in Peru keineswegs, wie denn die Dinge ſich überhaupt nicht von ſelbſt, ohne Anſtoß, entwickeln. Dazu war das Staatsgebäude viel zu ſymmetriſch und die bewußte Vorſorge der Incas hatte einen weſentlichen Antheil an ſeiner Aufführung, wenn ſie auch die Grundlagen vorfanden. Eine ſolche Vorſorge iſt übrigens, ſcheint mir, nur unter den amerikaniſchen Eingeborenen, nicht unter einer andern wenig entwickelten Race, z. B. nicht unter den Negern, denkbar.

Es iſt, denke ich, im Allgemeinen gefährlich, die verſchiedenen Racen gleichſam als Einzelweſen zu betrachten und

ſie demgemäß zu vergleichen. Die Summe deſſen, was ſie alle mit einander gemein haben, iſt viel größer, als die Differenz. In jeder finden ſich die verſchiedenen Temperamente, mag auch in der einen das eine mehr hervortreten als bei der andern, mag auch im Ganzen das Blut der einen ſchneller fließen als das der andern. Eine Vergleichung ſollte ſich mehr an die feſten Formen des Zuſammenlebens halten, wie ſie bei den verſchiedenen Völkern ſich einerſeits durch die Natur des Landes, andererſeits durch die Geſchichte, in der einer der wichtigſten Faktoren der Grad und die Art der Einwirkung von außen iſt, verſchieden geſtaltet haben. Doch wird dieſe Regel nicht ſchlechthin gelten und, wenn man eine Ausnahme zugeben will, ſo mag am erſten die Verſchiedenartigkeit der Neger und der amerikaniſchen Eingeborenen eine ſein, die wohl größer iſt, als eine ſolche zwiſchen anderen Racen.

Eine Dynaſtie, die an ſtaatsbildender Kraft den Incas gewachſen wäre, wird es nicht unter den Negern geben. Von Staatsbildung kann bei ihnen überhaupt kaum die Rede ſein. Es herrſcht in den Negerreichen die Willkür, die Laune des Herrn; er erhebt aus dem Staub zu den höchſten Würden, wen er will, an einem Tage, um ihn am nächſten wieder hinunterzuſtoßen. Daher ein ewiger Wechſel und doch ſo wenig Entwickelung aus eigener Kraft. An Auffaſſungsgabe fehlt es ja den Negern durchaus nicht, und andererſeits ſind die Indier keine beſonders begabte Race. Aber ſie haben alles, was ihnen eigen iſt, aus ſich ſelbſt. Die Neger dagegen, die in manchem, z. B. in der Bearbeitung der Metalle, weiter vorgeſchritten waren, als die Indier, haben das Meiſte von Fremden überkommen. Die frühere Abgeſchloſſenheit der Indier, die ſtets geübte Berührung der Neger mit höher ſtehenden Racen, wie Arabern und Europäern, iſt hierfür ein naheliegender Grund; ein tieferer iſt die im Charakter begründete ſich ſelbſt genügende, gleichſam vornehme Starrheit der Indier, die überaus große Empfänglichkeit der Neger. Wie ſehr haſchen dieſe nach dem Neuen, wie leicht wechſeln ihre Stimmungen! Sie ſind faſt wie die Affen in ihrer Nachahmungsſucht und gleichen den Kindern z. B. darin, daß ſie, wie es ſcheint, nur für die greifbare Gegenwart Sinn haben. Dagegen erzwingt ſich das geſetzte gleichmäßige Weſen der Indier eine gewiſſe Achtung und die feſten, gleichmäßig höflichen Formen in ihrem Verkehr müſſen uns als Zeichen einer uralten Geſittung erſcheinen, ja muthen uns mitunter faſt als etwas Greiſenhaftes an.

Mit der Zeit werden jedenfalls die europäiſchen Nationen ein völliges Uebergewicht über die Neger gewinnen. Es wird alsdann eine große Maſſe tropiſcher Nahrungs- und Genußmittel für den europäiſchen Markt in Afrika erzeugt werden. Dagegen werden die Neger leidlich gute Abnehmer der Erzeugniſſe der Induſtrieländer ſein. Der civiliſirten Welt müſſen ſie alſo brauchbar erſcheinen. Aber ſie werden ſchwerlich je in ihr einen vollbürtigen Platz einnehmen, ſondern wahrſcheinlich immer nur ihre Zerrbilder ſein, wie es ſich in Haiti zeigt. Das zutreffende Bild eines Negers der Zukunft iſt ungefähr, ſcheint mir, das eines Menſchen, der die abgelegten Kleider der Europäer trägt. Würde hingegen den Indiern eine Regierung nach ihrem Sinne zu Theil, ſo könnten ſie dazu gelangen, eine eigenartige, wenn auch beſcheidene Rolle unter den Völkern der Erde zu ſpielen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In Frankreich war die Weinernte des Jahres 1875 mit 78 Millionen Hektoliter die reichſte im Laufe dieſes Jahrhunderts, ſank dann im folgenden Jahre auf 44 Millionen und ging 1879 und 1880 bis zum Ertrage der ſchlechteſten Ernten zurück (reſp. 25 und 29 Millionen). 1881 fiel ſie beſſer aus, als man anfänglich vermuthete und ergab 34 Millionen Hektoliter. Zum Vergleiche diene, daß nach den von Giovani Boſchiero 1873 angeſtellten Unterſuchungen die Weinkreſcenz in Italien auf circa 33, in Spanien auf 30, Oeſterreich-Ungarn auf 18, Rußland auf 16 und Portugal auf 3 Millionen Hektoliter geſchätzt wird.

— Am 6. Juni fand in der griechiſchen Kammer die dritte Leſung des Geſetzes ſtatt, durch welches die Verträge über den Bau von Eiſenbahnen zwiſchen Athen und Patras mit Abzweigung nach Nauplia, zwiſchen Athen und Laurion und in Theſſalien ratificirt werden.

— Die Steinkohlen-Induſtrie entwickelt ſich im Königreiche Polen von Tag zu Tag. Im Jahre 1880 wurden 77½ Millionen Pud (à ⅛ Centner) Kohlen gefördert, d. h. um faſt 12 Millionen Pud mehr als im Vorjahre. Im Ganzen giebt es in Polen 30 Kohlenwerke, die 4857 Arbeiter beſchäftigen; die Zahl der thätigen Maſchinen beträgt 60.

— An Salz und Fiſchen wurden im Jahre 1880 im Gouvernement Aſtrachan nach Mittheilung des ſtatiſtiſchen Comitée dieſes Gouvernements gewonnen: a) an Salz von den Salzſeen, welche eine Fläche von 900 Quadratwerſt bedecken, und aus dem Steinſalzlager auf dem tſchaptſchatſchinskiſchen Höhenzuge zuſammen 14 486 421 Pud; aus dem Vorjahre war ein Beſtand verblieben von 11 042 269 Pud. Von dieſen insgeſammt 25 528 693 Pud wurden aus dem Gouvernement ausgeführt 11 627 286 Pud, koſtenfrei an Kazaken des Terek- und Kuban-Oblaſt abgegeben 560 043 Pud, auf den heimiſchen Verbrauch kamen 2 835 878 Pud, der Verluſt beim Eintrocknen betrug 25 401 Pud, zuſammen wurden verbraucht 15 018 611 Pud und in das Jahr 1881 übernommen 10 180 082 Pud Salz. Die Geſammteinnahme des Jahres betrug 1 278 998 Rubel 74 Kopeken. b) an Fiſchen wurden 1880 aus Aſtrachan und den nahe dabei liegenden Häfen ausgeführt 14 008 352 Pud im Werthe von 21 937 162 Rubel. Einſchließlich des im Winter in gefrorenem Zuſtande zu Lande Verfrachteten erreicht der Werth der Fiſchereiprodukte 30 Mill. Rubel. Berechtigungsſcheine zu Fiſcherei und Seehundsfang waren ausgegeben 7945, wofür die Staatseinnahme 217 850 Rubel 40 Kopeken betrug.

Aſien.

— Außer der bereits S. 14 mitgetheilten Aufhebung des Generalgouvernements Weſtſibirien und Errichtung des Steppengeneralgouvernements, die unterm 18. (30.) Mai d. J. officiell angeordnet ſind, iſt betreffs der militäriſchen Landeseintheilung durch kaiſerl. Prikaz vom 25. Mai (6. Juni) 1882 befohlen worden, daß an Stelle des jetzigen weſtſibiriſchen Militärbezirks aus den drei Oblaſts (Akmolinsk, Semipalatinsk und Semirjetſchensk) des Steppengeneralgouvernements und den beiden Gouvernements Tobolsk und Tomsk ein neuer Militärbezirk Omsk ge-

bildet wird. Der Name Weſtſibirien verſchwindet damit ganz aus der Reihe der officiellen Benennungen ruſſiſcher Gebietstheile.

— Im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten iſt am 22. März d. J. Herr Stejneger aus Chriſtiania nach Kamtſchatka abgegangen, um dort eine meteorologiſche Station erſter Klaſſe und auf der Beringinſel und in Petropawlowsk ſolche zweiter oder dritter Klaſſe einzurichten, über die dortigen Fiſchereien zu berichten und naturwiſſenſchaftliche Sammlungen, namentlich von der ausgeſtorbenen Rhytina, von Phoca leonina, Otaria ursina u. ſ. w., zu machen.

— Der Telegraphenbau macht in China Fortſchritte. Erſt wenige Monate iſt die Linie Schanghai-Tientſin im Betrieb, und jetzt ſoll Kanton durch eine Landleitung mit Hongkong verbunden werden. Die Unternehmer ſind ausſchließlich chineſiſche Kaufleute in Kanton. Merkwürdig iſt, daß die Linie vorläufig in Kaulun an der Grenze des britiſchen Territoriums endigen ſoll, weil die britiſchen Behörden nur einer britiſchen Geſellſchaft die Legung eines Kabels durch den Hafen von Hongkong (zur Verbindung dieſer Stadt mit Kaulun auf dem zu China gehörigen Feſtlande) geſtatten wollen.

— Der Gouverneur von Franzöſiſch-Cochinchina meldet am 17. April, daß Lieutenant Septans (ſ. „Globus" XLI, S. 225) und ſein Gefährte Gauroy ihre Reiſe im Innern von Hinterindien nicht haben zu Ende führen können. 120 km von Quinhon entfernt wurden ſie von den Laos feſtgehalten und mußten, nachdem ſie ihr ganzes Gepäck verbrannt, in Eilmärſchen nach Kambodja zurückkehren. Es ſcheinen auch hier in Aſien, wie in Afrika, die Sklavenhändler zu ſein, welche ſich dem Eindringen von Europäern widerſetzen. Frankreich hofft jedoch, von ſeiner Kolonie aus dieſem ſchändlichen Treiben wenigſtens Abbruch zu thun, wenn nicht es ganz zu unterdrücken.

— Einer Mittheilung des „Golos" aus Singapur zufolge befand ſich Miklucho-Maclay am 10. April daſelbſt auf ſeiner Heimreiſe. Seine Sammlungen bleiben jedoch in Auſtralien, wohin er bald wieder zurückkehren will. Sein Geſundheitszuſtand iſt in Folge von Fieber und Neuralgie ſchlecht, und obwohl er erſt 37 Jahre alt iſt, ſieht er wie ein alter Mann aus. Seine zwölfjährigen Reiſen und die damit verknüpften Entbehrungen haben ſeine Kraft gebrochen, und es ſteht zu fürchten, daß die Verarbeitung ſeiner Reſultate dadurch ſehr verzögert werden wird.

Auſtralien.

— Die Kolonie Süd-Auſtralien (vergl. „Globus" XXXII, S. 104 und 207) iſt mit ihren 42 501 deutſchen Quadratmeilen 6,73 Mal ſo groß wie das jetzige Preußen. Der ſüdliche Theil mit 17 875 Quadratmeilen — davon waren am 30. Juni 1881 reichlich $^2/_3$ meiſt werthloſes Wüſtenland, unbeſeſſen und unbeſetzt — heißt Süd-Auſtralien im engern Sinne und bildet die eigentliche Kolonie. Die geſammte Bevölkerung zählte nach dem revidirten Cenſus vom 3. April 1881 erſt 286 211 oder 6,73 auf der Quadratmeile, und am 1. Juli 1881, nach amtlicher Berechnung 288 537. Die freie Einwanderung aus Europa auf Koſten des Staates iſt zwar gegen früher bedeutend beſchränkt worden, aber das Parlament hatte für das Finanzjahr 1880/81 immer doch noch 15 000 Pf. St. dazu bewilligt. Hauptſächlich war es dabei auf Dienſtmädchen abgeſehen, an welchen es, ungeachtet des hohen Lohnes von 10 bis 12 Sch. pro Woche[1]) bei völlig freier Station, in allen auſtraliſchen Kolonien ſehr mangelt. Im Uebrigen iſt der Arbeitermarkt in allen Branchen überreichlich beſetzt.

Die Revenue des Jahres 1880/81, von Juli zu Juli gerechnet, ſchloß mit einer Einnahme von 2 010 681 Pf. St., gegen 1 831 164 Pf. St. im Vorjahre oder mit 7 Pf. St. pro Kopf. Die Ausgaben dagegen ſtellten ſich auf 1 979 425 Pf. St., gegen 1 853 112 Pf. St., oder auf 6 Pf. St. 17 Sch. pro Kopf. Die öffentliche Schuld war am 30. Juni 1881 auf 11 196 400 Pf. St. oder 38 Pf. St. 16 Sch. pro Kopf geſtiegen, zu deren jährlicher Verzinſung 452 000 Pf. St. erforderlich waren. Davon war der größere Theil auf den Bau von Eiſenbahnen verwendet worden. Eine weitere Anleihe ſtand bevor. Unter Kultur befanden ſich 2 574 489 Acres (ein Acre = 40,46 Ar.). Süd-Auſtralien iſt eine vorzugsweiſe ackerbautreibende Kolonie und behauptet in dieſer Beziehung den erſten Rang unter allen auſtraliſchen Kolonien. An Getreide wird hauptſächlich Weizen gebaut, und waren damit im letzten Jahre 1 733 542 Acres beſtanden. Der durchſchnittliche Ertrag von nur 4,96 Buſhels vom Acre bezahlt aber die Farmer keineswegs. Es war ein großer Fehler der Regierung, daß jene Gegenden, welche ſich jenſeit der Höhe des Spencer Golf ausbreiten, gewöhnlich „the Far North" genannt, wo die jährliche Regenmenge höchſtens acht bis zehn Zoll beträgt und Waſſermangel allgemein iſt, als Agrikulturdiſtrikt erklärt wurden. Es kommt bei der häufigen Dürre vor, daß die eingeſtreute Saat nicht einmal zum Keimen gelangt. Man hätte die Squatter mit ihren Viehherden ruhig dort belaſſen ſollen.

Der Export des Jahres 1880 bewerthete 5 574 505 Pf. St., gegen 4 762 727 Pf. St. im Vorjahre oder 19 Pf. St. $9^1/_2$ Sch. pro Kopf der Bevölkerung. Man darf aber dabei nicht außer Acht laſſen, daß in dieſem Anſatze auch der Reexport von importirten Waaren (im Jahre 1880 744 928 Pf. St.) eingeſchloſſen iſt. Der Import dagegen hatte einen Werth von 5 581 497 Pf. St., gegen 5 014 150 Pf. St. im Vorjahre oder 19,105 pro Kopf. Es liefen im Jahre 1880 insgeſammt 1045 Schiffe mit 580 085 Tonnen ein und 1111 Schiffe mit 610 819 Tonnen aus.

Der Bau von Eiſenbahnen ſchreitet raſch vorwärts. Am 1. Juli 1881 waren $765^3/_4$ Miles (166 deutſche Meilen) in Betrieb und 221 in Bau begriffen. In dem Finanzjahre 1881/82 ſollen 764 000 Pf. St. auf Eiſenbahnen verwendet werden. Dem jetzt tagenden Parlamente ſind wieder Vorlagen über eine Reihe neu zu bauender Bahnen unterbreitet worden. Namentlich ſoll auch die Nordbahn, welche jetzt 200 Miles über die Spitze von Spencer Golf hinaus bis zu den ſogenannten „Government Gums" fertig iſt, weiter ins Innere des Kontinents fortgeſetzt werden. Die Telegraphenlänge belief ſich auf 4754, die der Drähte auf 6904 Miles.

Der Viehbeſtand der Kolonie ſtellte ſich nach der Zählung vom 3. April 1881 auf 157 915 Pferde, 307 177 Rinder, 6 463 897 Schafe und 131 011 Schweine.

Südamerika.

— Durch Dekret vom 16. März 1882 verbietet der „Iluſtre Americano" Guzman Blanco, Präſident von Venezuela, als Hochverrath (!) die Einführung und den Verkauf eines kleinen bei Hachette in Paris erſchienenen Atlas von E. Cortambert, weil — in demſelben Britiſch-Guayana bis an den Orinoko reicht, alſo angeblich venezolaniſches Gebiet umſchließt. Als ob überhaupt die Grenzen der ſogenannten Republik Venezuela irgendwo, von der Meeresküſte abgeſehen, feſtſtänden! Und als ob England ſeine Anſprüche auf die Strecke bis zur Orinoko-Mündung, ſpeciell bis zum Rio Amacura, dem armſeligen Venezuela gegenüber nicht durchſetzen könnte, wenn es wollte!

— Das Beſte und Ausführlichſte, was jetzt über die ſüdbraſilianiſchen Provinzen Sao Pedro do Rio Grande do Sul und Santa Catharina exiſtirt, iſt das eben erſchienene

[1]) Die Angelegenheit kam auch im September 1881 im Parlamente wieder zur Sprache. Es wurde einſtimmig votirt, daß der Generalagent der Kolonie in London ſo viel Mädchen wie möglich frei nach Süd-Auſtralien befördern laſſen ſolle. Die Lage der Hausfrauen in der Kolonie wurde bei dem großen Mangel an Dienſtmädchen als eine verzweifelte geſchildert. Die Ungleichheit der Geſchlechter in Auſtralien — das weibliche iſt in beträchtlicher Minorität — trägt wohl die Hauptſchuld daran.

Buch von Dr. Henry Lange: „Südbrasilien“ (Berlin 1882, VII und 166 S., 3 Karten und 11 Abbildungen in Holzschnitt und Lichtdruck). Es ist eine systematische Beschreibung der beiden Provinzen, deren Hauptwerth in zahlreichen, anderswo nicht zu erlangenden Daten der topographischen Abschnitte liegt, welche dem Verfasser in Folge seiner langjährigen Verbindung mit jenen Hauptsitzen der Deutschen in Südamerika zu Gebote standen. Für den Auswanderer wird sich das Buch von besonderm Nutzen erweisen; freilich mag ein solcher zuerst beherzigen, was ein so gründlicher Kenner Südamerikas, wie Dr. W. Reiß, jüngst (Verh. der Ges. f. Erdk. zu Berlin 1882, S. 268) über die deutschen Kolonien im südlichen Brasilien geschrieben hat. Es sind „wesentlich die schlimmen Elemente, welche das Leben in der Kolonie loben, während arbeitsame Familien, welche es zu einer gewissen Wohlhabenheit gebracht haben, bittere Klagen über die allmälig über sie hereinbrechende Verwilderung führen. Die tief liegende, durch nichts auszugleichende Ursache dieser wohl zu beherzigenden Thatsache . . . liegt in der Verschiedenartigkeit der Charaktere und des Kulturzustandes der hier zusammentreffenden Nationalitäten. Der Deutsche wird in Brasilien stets ein Fremder bleiben, mit Mißtrauen, vielleicht gar mit Haß und Verachtung betrachtet werden, und die ihm angeborenen Anschauungen des 19. Jahrhunderts werden in stetem Widerspruch stehen mit den Bestrebungen der dem Gedankenkreise der Conquistadoren noch nicht ganz entwachsenen Bevölkerung, welche das Land und somit auch die neuen Kolonien beherrscht“.

— Die Oesterreichische Brig „Vice“ hat kürzlich den Hafen von Buenos Ayres mit 3000, für London bestimmter Ballen getrockneter Alfalfa (Luzerne) verlassen. Wegen des großen Raumes, welchen dieses Viehfutter einnimmt, war bisher dessen Export unmöglich; seitdem aber der Schotte Francis Jonager dasselbe mittels Pressen derart komprimirt, daß ein Kubikfuß davon 35 bis 45 Pfund wiegt, sind die Exportbedingungen viel günstiger. Glückt der Versuch, so gewinnt Argentinien damit ein neues Ausfuhrprodukt, von welchem es fast unbeschränkte Mengen zu liefern im Stande ist.

— Professor Arthur Seelstrang von der Universität Cordoba hat von dem Geographischen Institute in Buenos Ayres den Auftrag erhalten, eine Gesammtkarte der Argentinischen Republik zu bearbeiten. Bereits haben sich mehrere Provinzgouverneure bereit erklärt, Material und Informationen dazu zu liefern.

— Dr. Crevaux ist nach einem Telegramm aus Rio de Janeiro mit seinen 4 europäischen und 14 südamerikanischen Begleitern am Rio Pilcomayo von den Tobas-Indianern erschlagen worden.

Polargebiete.

— Ein Theil der russischen Nowaja-Zemlja-Expedition und zwar der Arzt Dr. Griniwetzki und Herr Nik. Kriwoschei von der Universität Petersburg als Naturkundiger nebst drei Matrosen der fünften Flotten-Equipage sind am 22. Mai (3. Juni) zu Schiff, auf dem Dampfer Tschischow von Petersburg nach Archangelsk abgereist. Der Führer der Expedition, Lieutenant Andrejew, mit seinem Gehülfen ist auf dem Landwege ebendahin abgegangen. Von Archangelsk aus gedenkt die Expedition Mitte Juni a. St. auf Nowaja Zemlja einzutreffen und im December 1883 nach Petersburg zurückzukehren.

— Die Stockholmer Geologische Gesellschaft wird im kommenden Sommer einen Theil der Insel Spitzbergen durch ihre beiden Mitglieder Dr. Nathorst und Baron de Geer geologisch aufnehmen lassen. Dieselben traten am 1. Juni von Drontheim aus ihre Reise auf dem Walfänger „Bjona“ an.

— Am 23. Juni hat die „Hope“ unter Befehl von Sir Allen Joung und mit einer Besatzung von 4 Officieren und 32 Mann die Themse verlassen, um nach dem Polarfahrer Leigh Smith und seinem wahrscheinlich bei Franz-Josef-Land befindlichen Schiffe „Eira“ Nachforschungen anzustellen. Einer der Officiere und 8 von der Mannschaft haben bereits Bekanntschaft mit der Eisschifffahrt gemacht, letztere unter Joung's Befehlen; 8 andere haben schon auf derselben „Hope“ sich am Walfischfange betheiligt. Die „Hope“ faßt 450 Registertonnen, ist durchweg gegen das Eis verstärkt worden und führt Proviant für 40 Mann auf 2 Jahre und für die 25 Mann der „Eira“ Proviant auf 1 Jahr. Für den Fall, daß sie im Eise sitzen bleibt und verlassen werden muß, ist sie mit 6 Eisbooten, Zelten, Schlitten, Kochapparaten und kondensirten Lebensmitteln versehen. Doch hat Sir Allen Joung die Instruktion, möglichst das Eindringen in das Eis zu vermeiden, da die Strömungen bei Franz-Josef-Land nach Nordwesten gehen und in Folge dessen bei etwaigem Einfrieren auch das Leben der Hope-Bemannung gefährdet würde. Auch Sir Henry Gore Booth in seiner Yacht „Kara“ betheiligt sich an der Aufsuchung von Leigh Smith; am 20. Juni war derselbe schon in Tromsö angekommen.

Oceane.

— Der französische Unterrichtsminister hat wiederum eine Kommission ernannt, welche die Tiefsee-Untersuchungen im Atlantischen Oceane durch den „Travailleur“ im Juli und August d. J. leiten soll. In Aussicht genommen sind die Meerestheile längs der Küsten von Spanien, Portugal und Marokko. Die Mitglieder des Ausschusses sind Milne-Edwards, L. Vaillant, E. Perrier, Marion, Folin und P. Fischer.

Vermischtes.

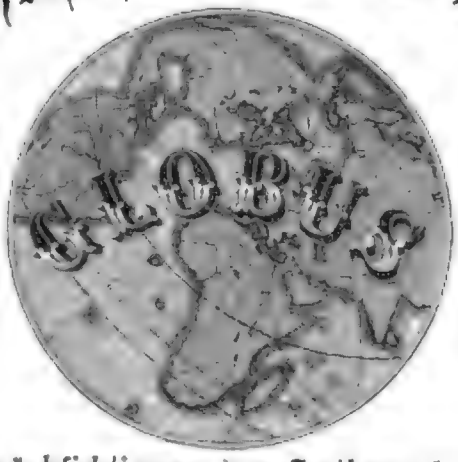
— Von Ferdinand Hirt's Geographischen Bildertafeln (s. „Globus“ XL, S. 48) ist eben der zweite Theil (Preis 4,40 M.) erschienen, welcher auf 28 Tafeln 172 typische Landschaften aus sämmtlichen fünf Erdtheilen enthält. Dieselben sind für die außereuropäischen Gebiete nach drei Hauptgruppen gegliedert, welche resp. Küstenbildungen, Relieflandschaften und Vegetationsbilder umfassen. Die Auswahl der Landschaften ist wohl durchdacht; man wird wohl manches vermissen, sich dabei aber immer daran erinnern müssen, daß rein äußere Gründe ein Zuviel verbieten. Die technische Ausführung der Holzschnitte ist meist vorzüglich; Bedenken über die Zuverlässigkeit der Originale werden kaum hier und da sich regen. Ein kurzer Begleittext zu den Tafeln ist in Vorbereitung. Dieselben werden hoffentlich nach Kräften dazu beitragen, den geographischen Unterricht anschaulicher und lebendiger zu gestalten.

Inhalt: Die Meteora II. (Mit vier Abbildungen.) — Mecheln II. (Mit drei Abbildungen.) (Schluß.) — F. Grabowski: Dajakische Sitten und religiöse Gebräuche I. — Karl Lamp: Zur Charakteristik der gesitteten amerikanischen Ureingeborenen. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Australien. — Südamerika. — Polargebiete. — Oceane. — Vermischtes. (Schluß der Redaction 20. Juni 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger Nr. 2. — 2. Prospect: Adrian Balbi's allgemeine Erdbeschreibung. Verlag von A. Hartleben in Wien.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLII. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Die Meteora.

(Nach dem Französischen des M. de Drée.)

III.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen des Reisenden.)

Der Grieche, dessen Gastfreundschaft Drée in Karahissar genoß, theilte ihm bald mit, daß keine Aussicht vorhanden sei, daß bald eine Karawane nach Osten aufbrechen würde; auch sei die Stadt kein gewöhnlicher Durchgangspunkt für solche. Das Beste wäre, wenn er nicht lange Zeit warten wolle, nach Isparta (genau südlich von Karahissar) zu gehen; dort wohne einer seiner Freunde, der oft Reisen mache, und dem er sich anschließen könnte. Drée beschloß diesem Rathe zu folgen und wurde darin nur noch mehr bestärkt, als er eines Abends seinem Wirthe von seinen Reisen erzählte, ihm seine Skizzen, darunter diejenigen von den Meteoren, zeigte und dabei die Mittheilung erhielt, daß sich in der Nähe von Isparta etwas Aehnliches finde. Am folgenden Tage verließ er Karahissar, mit einem Briefe seines Wirthes an dessen Freund in Isparta versehen.

Der Weg dorthin bietet wenig Malerisches; er führt durch Berge, wo es schwer hält, eine erträgliche Unterkunft zu finden. Einmal mußte sich der Reisende mit dem Schuppen begnügen, in welchem die Pferde untergebracht waren, und sich fast unter die Füße des seinigen legen. Aber schließlich erreichte er doch heil und gesund sein Ziel, Isparta am Oberlaufe des pamphylischen Ak-su (Kestros), und wurde von dem Manne, an den er gewiesen worden, gut empfangen.

Isparta liegt auf dem direkten Wege für den, welcher zu Lande von Smyrna nach Cypern reist, sei es, daß er in Adalia oder erst in Mersin in Kilikien die unumgängliche Seefahrt antreten will. Aber nach Osten hin hat es noch weniger Verkehr, als selbst Karahissar; den Gedanken, sich einer Gesellschaft anzuschließen, mußte Drée völlig aufgeben. Sein Wirth hatte indessen vor, bald in Geschäften nach Kaisarieh zu reisen, und nun handelte es sich für ihn nur darum, seine Zeit in Isparta möglichst gut auszufüllen. Das Kloster, von welchem er in Karahissar gehört hatte, sollte in einer Entfernung von 7 bis 8 Kilometer am Abhange des Dauras-Dagh (südlich der Stadt) und unweit des kleinen Flusses Alesoa liegen. In Gesellschaft eines jungen Griechen machte sich Drée zu Fuße auf den Weg. Der Fluß macht nämlich unterhalb (südlich) von Isparta einen Bogen, so daß es viel näher war, die für Pferde unpassirbaren Bergpfade einzuschlagen, als die gewöhnliche Straße. Der Weg wurde bald sehr schwierig und führte durch höchst malerische Schluchten; beiderseits stiegen die Berge meist in Gestalt steil abfallender Felsen zu großer Höhe auf, mitunter aber waren sie auch mit einer dichten und üppigen Vegetation bedeckt. An Quellen und Bächen klaren Wassers war kein Mangel. Nachdem sie dem Pfade, der bald über nacktes Geröll, bald über Gras und Moos dahinführte, eine Weile gefolgt, standen sie plötzlich nach einer scharfen Biegung vor einer riesigen Felswand von sonderbarem Aussehen. Dieselbe bestand aus sehr regelmäßigen Schichten, welche in Zwischenräumen von 8 bis 10 Meter breite Gesimse bildeten, welche sich fast in der ganzen Länge der Wand hinzogen. Auffallend war der

reiche Pflanzenwuchs, welcher den ganzen Felſen bedeckte; aus jeder Spalte wuchs eine Pflanze, ein Strauch oder ein Baum heraus, und auf allen Abſätzen faſt bis zum Gipfel des Felſens hinauf gediehen luſtig wahre Dickichte. Sonſt aber war auf eine geringe Entfernung nichts Außergewöhnliches wahrzunehmen. Um ſo mehr war der Reiſende erſtaunt, als bei ſeiner Annäherung zwei Mönche aus einer großen Höhlung hervortraten, welche ſich am Fuße des Felſens befand und durch die üppige Vegetation vollſtändig verdeckt wurde. Es war das der Eingang zu einem unterirdiſchen Wege, welcher unter Benutzung der zahlreichen Spalten und Höhlungen im Geſtein durch Menſchenhand leichthin und ohne große Koſten hergeſtellt worden war; derſelbe führte zum erſten Felsabſatze hinauf und mündete dort in einer großen Oeffnung. Von einem der Mönche dazu eingeladen, ſtieg Drée mit ſeinem Diener hinauf. Die Stufen ſind ſehr ungleich und zum Theil ſehr hoch, ſo daß das Hinaufklettern ziemlich unbequem iſt. Licht empfängt die Paſſage zur Genüge durch natürliche Spalten, welche ſich ab und zu finden; aber dennoch iſt man froh, wenn man wieder ins Freie tritt. Dort muß man ſich etwa 10 Meter hoch am Seile hinaufziehen laſſen, und dann folgt ein ſteiler Fußpfad, ſchwierig und für nicht ſchwindelfreie Perſonen ſelbſt gefährlich zu begehen, welcher zu dem auf dem Gipfel befindlichen Kloſter führt. Dort wurde Drée durch den einzigen, noch oben befindlichen Mönch, zugleich den Vorſteher, empfangen; aber das Elend und der Verfall war ſo groß, daß er kaum das Wort zu ergreifen wagte. Das ganze Kloſter beſtand aus zwei kleinen Gebäuden, deren eines vollſtändig in Trümmern lag; das andere war eine kleine Kapelle, ſo einfach, wie ſie vielleicht die erſten Chriſten zur Zeit ihrer Verfolgung errichteten. Die armen Leute hatten ihr Möglichſtes gethan, das Heiligthum zu ſchmücken; es waren einige rohe Bilder und eine beſcheidene Täfelung vorhanden, welche letztere vielleicht ein im Tiſchlern etwas bewanderter Mönch hergeſtellt hatte. Und zwiſchen dieſe Armuth hatte ſich ein wirkliches Gemälde, ein Triptychon von anſcheinend ſehr hohem Alter, verirrt. Ueber ſeine Entſtehung oder Herkunft aber war nicht das Geringſte zu erfahren; ſo groß war die Unwiſſenheit und Unbekümmertheit der Leute, daß ſie ſich nie um ſeinen Urſprung oder Werth gekümmert hatten. Auch war es ſchon zu ſehr durch die Zeit geſchwärzt und hing zu hoch, als daß Drée ſeine Güte hätte beurtheilen können.

So arm aber das Klöſterchen war, ſo wurde der Fremde doch nicht entlaſſen, ehe er nicht Kaffee getrunken und einige Cigaretten geraucht hatte, wofür er ſeinen Dank in Geſtalt einiger Silbermünzen abſtattete. Da der Tag noch nicht weit vorgerückt war, kehrte er auf einem andern Wege nach Isparta zurück, und zwar längs des Fluſſes Aleſoa, was ohne große Anſtrengungen möglich war und ihm den Genuß einer ganzen Reihenfolge ſchöner Landſchaften gewährte. Bald iſt der Fluß zwiſchen hohen Felſen von den mannichfaltigſten Formen eingeſchloſſen, bald ſtrömt ſein klares Waſſer ruhig zwiſchen flacheren Ufern dahin, die mit üppiger Vegetation bedeckt ſind. Die nächſten Tage verwandte er zu einem Beſuche des großen Sees Ejerdir (nordöſtlich von Isparta), deſſen Schönheiten ihm ſein Wirth in Karahiſſar gerühmt hatte und der in der That ſolches Lob verdient: an ſeinen Ufern könnte man ſich in die Schweiz verſetzt glauben. Mit Papier, Bleiſtift und kluger Weiſe auch mit einer Flinte verſehen durchſtreifte Drée die herrliche Gegend. Entzückend iſt namentlich die Lage der Stadt Ejerdir am Südende des Sees, deren Häuſerzahl nicht über 600 beträgt. Eines Tages folgte Drée dem öſtlichen Ufer bis zu dem großen Flecken Koïran; den Rückweg nach Ejerdir machte er auf dem noch maleriſchern weſtlichen, in deſſen Mitte nördlich von dem Orte Barla ein Ausläufer des Dauras-Dagh als Vorgebirge ſcharf in die Gewäſſer vorſpringt. Sein Gipfel gewährt eine herrliche Ausſchau: zur Rechten überblickt man die ganze ſüdliche Hälfte des Sees und dahinter die Hochgipfel des Dauras-Dagh, an deſſen Fuße Isparta liegt, zur Linken die Nordhälfte, welche grüne Hügel von großer Lieblichkeit einfaſſen. Ein anderer Ausflug hatte Uluburlu, nördlich von Isparta in ſchöner Umgebung gelegen, zum Ziele; auch dort fand ſich eines der armſeligen Klöſter, deren Beſuch trotz aller ihrer Einförmigkeit für den Reiſen-

Aeußere Treppe an einem Felſen bei Uluburlu.

Digitized by Google

Kloſter auf einer Inſel in einem See bei Arkat-Chan.

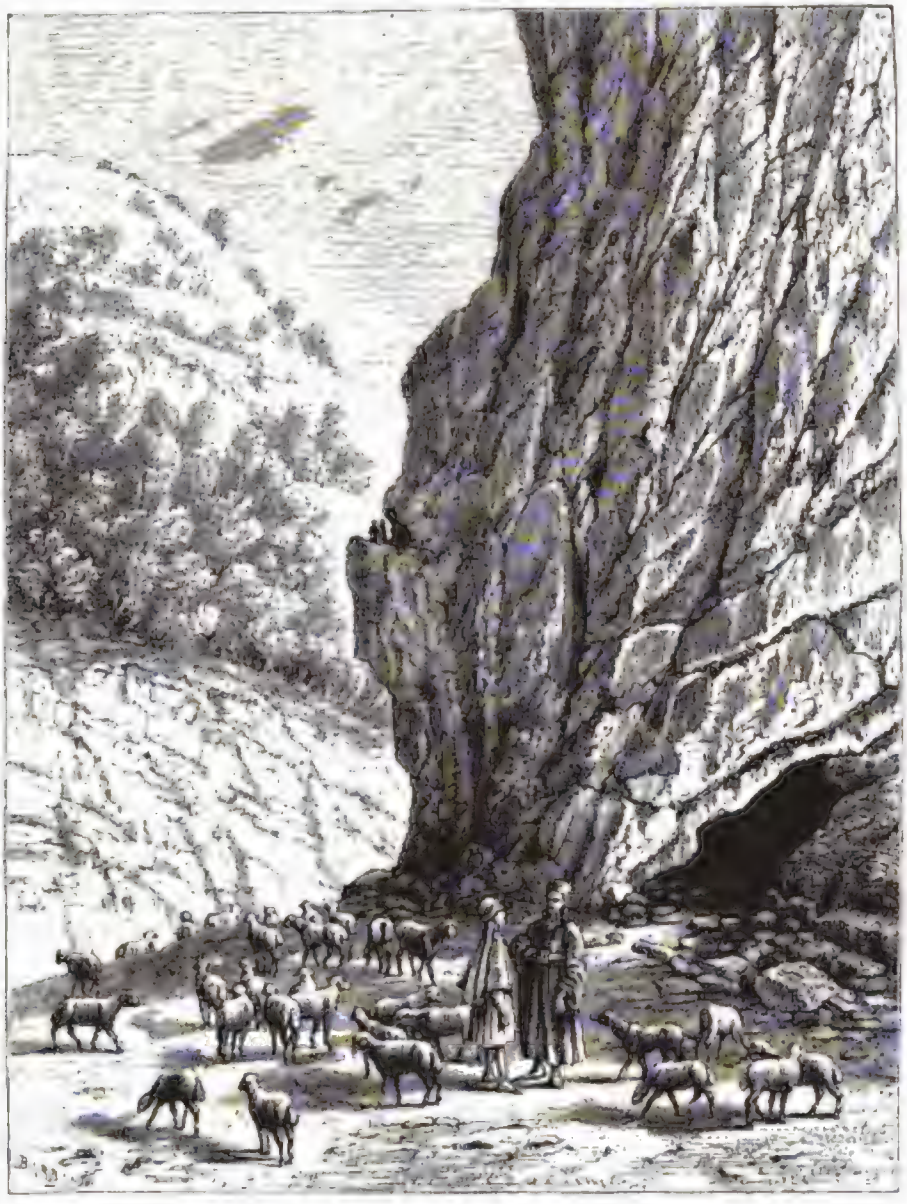
Digitized by Google

Verlassenes Kloster im Salzsee.

Digitized by Google

den ſo große Anziehungskraft beſaß. Der Zugang zu demſelben iſt leicht: kein Seil, kein Korb, nur eine Treppe, deren roh in den Fels gehauene Stufen unter Benutzung aller Höhlungen und Spalten im Zickzack nach oben führt, bald unter freiem Himmel, bald unter einem Felsblock dahin. Das ärmliche Kloſter, wenn es dieſen Namen überhaupt verdient, gleicht demjenigen im Dauras-Dagh, nur daß es kein Triptychon beſitzt.

Bei ſeiner Rückkehr nach Isparta empfing ihn ſein Wirth mit der angenehmen Nachricht, daß er zwei Tage ſpäter nach Kaiſarieh reiſen werde. Raſch ſchloſſen ſich andere Einwohner der Stadt an, ſo daß die Karawane zuletzt aus zehn Reitern, ebenſovielen Laſtpferden und etwa 20 mit Waaren beladenen Kameelen beſtand. Der Weg ging über Ejerdir, dann am öſtlichen Ufer des Sees bis zum Nordende des Dipoiras-Gebirges und nun nach Nord-



Eingang des unterirdiſchen Weges zu einem Kloſter in Kodſcha-Dagh (unweit des Salzſees).

oſten über den Sultan-Dagh nach Arkut-Chan (öſtlich des oben erwähnten Akſchehr). In der Nähe dieſer ganz kleinen Stadt befindet ſich ein See, deſſen Namen Drée nicht in Erfahrung bringen konnte, und an demſelben ein gleichfalls nicht bedeutendes Meteoron. Daſſelbe liegt an ſeinem einen Ende auf einem etwa 25 m hohen, rings von Waſſer umgebenen Felſen, ſo daß ſeine Inſaſſen nur mittels Booten mit dem feſten Lande verkehren können. Zu jener Jahreszeit waren mindeſtens 200 m Waſſer zwiſchen dem Ufer und dem Fuße des Felſens; eine Herde Büffel wurde gerade von ihren Hirten in den See getrieben, um zu ſaufen und zu baden. Die Lage des Kloſters iſt keine rauhe, unfreundliche; zahlreiche Bäume umgeben ſeine Gebäude und die Mönche konnten gewiß durch Gartenbau einen Theil ihres Unterhaltes erwerben.

Unter den verſchiedenen Straßen, welche von Arkut-Chan nach Kaiſarieh führen und ſämmtlich die große Steppe des innern Kleinaſien kreuzen, ſchlug die Karawane natürlich die nächſte über Akſeraj und Newſchehr ein, welche im Süden der ſumpfigen Ufer des großen Salzſees,

des Tuz Tschöllü (d. i. Salzwüſte), wie ihn die Türken nennen, hinführt. Letztern und namentlich ſein Oſtufer beim Kodſcha-Gebirge zu beſuchen war Drée's Wunſch und ſein Gaſtfreund widerſprach dem nicht, daß er ſich in Ak-

Kloſter bei Kermes.

Mohammedaniſcher Einſiedler in Meſopotamien.

ſeraj auf einige Tage von der Karawane trennte; nur wollte er ihn nicht allein gehen laſſen und gab ihm einen ſeiner Diener mit. In Kaiſarieh wollten ſie wieder zuſammentreffen. So ritt er denn ein Stück des Weges,

den er gekommen war, wieder zurück, paſſirte ein ſumpfiges Gebiet und erreichte nach zwei anſtrengenden Tagemärſchen ein Dorf an dem kleinen See Murad-ſu, welcher nur noch wenige Kilometer von dem Großen Salzſee entfernt iſt. Nach einer elend verbrachten Nacht ritt er am nächſten Morgen trotz den Anzeichen eines nahenden Ungewitters zu demſelben hinüber; kaum hatte er aber das Ufer erreicht, ſo brach auch der Sturm los. Der Himmel verfinſterte ſich, mächtige ſchwarze Wolken jagte der Sturm vor ſich her und Blitz folgte auf Blitz, während das vom Winde aufgewühlte Waſſer des Sees, ſchwarz wie der Himmel, mit Getöſe gegen die Felſen anſchlug. Gegenüber der Stelle, wo ſich Drée befand, erhob ſich ein gewaltiger Felſen von mehreren hundert Meter Höhe aus dem See, und auf ſeiner Oberfläche zeigten ſich Ruinen, die einem längſt verlaſſenen Kloſter angehören. Ringsum iſt der Felſen ſchon angefreſſen und zerſetzt, und Wind und Waſſer werden ihn eines Tages zum Einſturz bringen.

Eine Art Waſſerhoſe durchnäßte den Reiſenden zuletzt bis auf die Haut, bezeichnete aber auch das Ende des Unwetters, und die wieder hervortretende Sonne wurde von den fröſtelnden Menſchen und Pferden mit Freude begrüßt.

Eine Reiſe rings um den ganzen See mußte ſich Drée leider verſagen; er kehrte nach Akſeraj zurück und ſchlug von dort den direkten Weg zwiſchen dem Oſtufer des Salzſees und dem Kodſcha-Dagh ein, der ihn nach einem ſtarken Tagemarſche zu einem noch bewohnten Kloſter in dem Gebirge brachte. Dort fand er am Fuße einer hohen, faſt ſenkrechten Felswand einen Mönch im Geſpräche mit einem Schäfer. Dicht dabei befand ſich eine tiefe Höhle im Geſtein, der Anfang eines unterirdiſchen Ganges, welcher an der entgegengeſetzten Seite des Felſens münden und dort unter freiem Himmel weiter aufwärts führen ſoll. Die Einwohner des Kloſters belaufen ſich nur auf drei Mönche, die eine jämmerliche Exiſtenz führen; ſo theilte ihm der eine, welchen er angetroffen, mit. Das Kloſter ſelbſt hat der Reiſende offenbar nicht beſucht.

Ueber Akſeraj erreichte er Kaiſarieh, wo er ſich einer andern, nach Südoſten ziehenden Karawane bis nach Hadſchin (im Gebiete der unabhängigen Aſſcharen am Binbogha-Dagh) anſchloß. Von dort beſuchte er ein Kloſter bei Kermes, einem großen Flecken etwa 15 km von Hadſchin entfernt. Daſſelbe iſt wie gewöhnlich auf einem großen klippenartigen Felſen in einer ſehr bergigen Gegend erbaut und anſcheinend nur mittels des Seiles zugänglich. Vielleicht giebt es auch noch andere Wege zu demſelben, welche die vier oder fünf armen Mönche an Fremde zu verrathen ſich ſcheuen, obwohl nicht recht abzuſehen iſt, was ſelbſt Räuber bei ihnen holen können.

Das war das letzte Meteoron, welches Drée auf ſeiner Reiſe traf; etwas Aehnliches jedoch bekam er noch weiter im Oſten zu Geſicht, und zwar auf dem Wege nach Moſul ſüdlich von Diarbekir. Es war ein mohammedaniſcher Einſiedler, ein Hadſchi von großer Heiligkeit und bedeutendem Rufe, der wie ein Säulenheiliger auf einem unzugänglichen Felsblocke hauſte. Derſelbe iſt oben breiter als unten an ſeinem Fuße; nahe dem Gipfel ſitzt in einer Höhlung, die ihm als Wohnung dient, der gottesfürchtige Mann. Vorüberziehende Muslim ſollen niemals verſäumen, dort Halt zu machen, dem Hadſchi ihre Verehrung zu bezeugen und Gaben am Fuße des Felſens niederzulegen. Ohne Zweifel ſteigt der Heilige zur Nachtzeit herab um ſie zu holen, und zwar vielleicht durch irgend einen unterirdiſchen Gang.

Die Capverdiſchen Inſeln.

Von Prof. **Richard Greeff.**

II.

S. Vincente ward wahrſcheinlich ſchon vor 1465 gleichzeitig mit der benachbarten Inſel S. Nicolau von den Portugieſen entdeckt und in Beſitz genommen; denn in dem genannten Jahre wurden, alten Urkunden zufolge, beide Inſeln dem Herzoge von Vizeu durch König Affonſo V. als Schenkung verliehen. Beide waren bei ihrer Entdeckung unbewohnt; aber während S. Nicolau alsbald koloniſirt ward und ſich im 16. Jahrhundert bereits einer anſehnlichen, hauptſächlich Viehzucht treibenden Bevölkerung erfreute, blieb S. Vincente als ein wüſtes, völlig unbenutzbares Gebiet mehr als drei Jahrhunderte hindurch unbeachtet. Im Jahre 1781 erließ die portugieſiſche Regierung den erſten Befehl zur Koloniſation von S. Vincente, der aber erſt 1795 dadurch zur Ausführung gebracht werden konnte, daß die Inſel als Schenkung einem reichen Eigenthümer der capverdiſchen Inſel Fogo, João Carlos da Fonſeca, unter dem Titel eines Oberkommandanten verliehen wurde. Durch die Regierung ausgerüſtet mit allen Bedürfniſſen zur Koloniſation, mit Lebensmitteln für zwei Jahre verſehen und befreit von allen Abgaben ſiedelte Fonſeca mit ſeinen Sklaven, nebſt zwanzig auf anderen Inſeln aufgehobenen Negerpaaren, nach S. Vincente über, aber mit traurigem Erfolg. Nach ununterbochenen Kämpfen mit Hunger und Noth aller Art auf dem harten ſterilen Boden ſtarb er in Dürftigkeit und hatte 1819 eine in elenden Hütten lebende, arme Hirtenbevölkerung von 120 Seelen hinterlaſſen. Im Jahre 1832 war die Zahl der Bewohner durch fortgeſetzte Unterſtützungen Seitens der Regierung auf 300 angewachſen, die indeſſen zum größten Theil einer den ganzen Archipel von 1831 bis 1833 heimſuchenden ſchrecklichen Dürre und Hungersnoth zum Opfer fielen. Unter dieſen Umſtänden wurde S. Vincente als ſelbſtändige Kolonie wieder aufgehoben und der Nachbarinſel Antão untergeordnet, durch deren Verwaltung und Unterſtützung die Zahl der Bewohner im Jahre 1844 wiederum auf 400, meiſtens freilich in großer Dürftigkeit lebende Ziegenhirten und Fiſcher, geſtiegen war.

Bereits im Jahre 1838 war von der „Engliſch-weſtindiſchen Geſellſchaft“, in Erkenntniß des vorzüglichen Hafens und der Lage S. Vincentes mitten auf dem Seewege zwiſchen Europa und Südamerika ein Kohlenlager, aber vorübergehend, errichtet worden. Im Jahre 1850 folgte die „Royal Mail“ mit einem zweiten und ſtändigen Kohlenlager für ihre braſiliſchen Poſtdampfer. Und ſo groß war die Wirkung der auf einmal hierdurch erſchloſſenen Bedeutung von S. Vincente in Liſſabon, daß

die kleine, bisher gering geachtete Felſeninſel nun durch königliches Dekret vom 3. September 1850 zur Hauptinſel des Archipels mit dem Sitz der Provinzialregierung erhoben werden ſollte, ein Befehl freilich, der, wahrſcheinlich an dem Widerſtande der übrigen Inſeln, insbeſondere von S. Thiago, ſcheiternd, nicht zur Ausführung kam, und vorläufig nur zur alsbaldigen Erbauung einer größern Alfandega und im Jahre 1852 zur Löſung der bisher beſtandenen Abhängigkeit von S. Antão und zur Einſetzung eines beſondern Verwaltungsrathes auf S. Vincente führte.

Nachdem im Jahre 1851 ein drittes, freilich ſpäter wieder aufgehobenes Kohlenlager der engliſchen Geſellſchaft „Patent Fuel“ auf der Inſel entſtanden war, etablirte 1853 ein engliſches Haus, Wisger und Miller (ſpäter Miller und Nephew), hier große Kohlenmagazine, mit welchen 1860 auch dasjenige der „Patent Fuel“ verſchmolzen wurde. Im Jahre 1875 folgte endlich noch ein anderes engliſches Haus mit der Etablirung von Kohlenlagern, das durch nunmehrige wohlthätige Konkurrenz niedrige Kohlenpreiſe ſchuf und hierdurch den Dampfſchiffverkehr im Hafen außerordentlich ſteigerte.

Noch einmal traf in dieſer Zeit des Aufſchwunges die Inſel eine ſchwere Heimſuchung durch eine im Jahre 1856 durch Schiffe eingeſchleppte Cholera-Epidemie, die, von einer abermaligen Hungersnoth begleitet, einen großen Theil der Bevölkerung hinwegraffte, unter den Ueberlebenden Furcht und Schrecken ſäete und zur Flucht antrieb. Von Neuem ſchien die Inſel in eine Wüſte verwandelt. Doch ſchon nach zwei Jahren hatte ſie ſich durch die Macht des in dem einzigen Hafen einmal entwickelten Schiffs- und Handelsverkehrs auch von dieſem Schlage wieder erholt und hat von dieſer Zeit ab ſtetig an Anſehen und kommerzieller Bedeutung zugenommen. Im Jahre 1857 wurde auf S. Vincente vor allen anderen afrikaniſchen Kolonien Portugals durch königliches Dekret zuerſt die Sklaverei aufgehoben und 1873, ebenfalls durch beſonderes Dekret, dieſe Inſel von dem traurigen Attribut einer Verbrecherkolonie befreit, einer Bürde, die für alle anderen afrikaniſchen Kolonien noch beſtehen blieb und leider noch auf ihnen laſtet. Ein neuer Vortheil ward endlich im Jahre 1874 der Inſel dadurch zu Theil, daß die „Braſilian Submarine Telegraph Company“ hier eine atlantiſche Telegraphenſtation für die Europa mit Braſilien über Liſſabon, Madeira, S. Vincente und Pernambuco verbindende Linie errichtete. Nach allem dieſem kann es nicht überraſchen, daß im Hafen von S. Vincente im Jahre 1879 nicht weniger als 1205 Schiffe der verſchiedenſten Art und Flagge einliefen, unter dieſen faſt alle die großen zwiſchen Europa und Südamerika, Weſt- und Südafrika, Auſtralien u. ſ. w. verkehrenden Poſtdampfer, und daß im Jahre 1879/80 123 021 Tonnen Kohlen in einem Geſammtwerthe von 436 839 Milreis nach S. Vincente importirt wurden, während der Geſammtimport aller Handelsartikel in dieſem Jahre ſich auf 575 807 Milreis belief. Und wie verhältnißmäßig bedeutend die durch dieſe Zahlen ſich darſtellende Handelsbewegung für S. Vincente und für die ganze Provinz der Capverdiſchen Inſeln iſt, erhellt daraus, daß in demſelben Jahre der Werth des Geſammt-Importes nach allen übrigen Inſeln des Archipels 296 085 Milreis betrug, eine Summe, die mit dem Exportwerthe eigener Produkte (mit Einſchluß von S. Vincente) ungefähr gleichen Schritt hält. Auf S. Vincente fällt hiervon nur für ca. 4000 Milreis, wovon indeſſen ein vielleicht nicht unbeträchtlicher Theil auf Rechnung des Rückexportes von S. Antão und anderen Inſeln entſtammenden Produkten zu ſetzen iſt, da die zum Export kommenden eigenen Produkte der Inſel minimal ſind und ſich in Wahrheit vielleicht nur auf eine Quantität von Ziegenfellen beſchränken.

In gleichem Maße mit dieſem neuen Aufſchwung hat auch die Bevölkerung der Inſel und ihr Wohlſtand zugenommen. Die Hafenſtadt Mindello, die im Jahre 1838 unter dieſem Namen als ein kleines Strandörtchen gegründet worden war, konnte nun erſt zur wirklichen „Cidade“ ausgebaut werden, mit ihr neue öffentliche Gebäude, eine Kirche, Schule, in welcher im Jahre 1879/80 219 Kinder unterrichtet wurden, ferner neue Hafenanlagen, unter welchen ſich die weit in die Bucht vorgebaute Landungsbrücke beſonders bemerklich macht und denen vielleicht bald ein Leuchtthurm auf dem Ilheo dos Paſſaros folgen wird. Faſt alle bedeutenderen Seehandel treibenden Staaten von Europa, Nord- und Südamerika haben nun eine Konſularvertretung auf S. Vincente, und während die Bevölkerung der Inſel im Jahre 1870 1915 Seelen betrug, war ſie 1879 auf 3717 angewachſen, beſtehend aus 3497 eingeborenen Negern und Mulatten von S. Vincente, den übrigen Inſeln und der benachbarten Küſte, 106 Portugieſen der Capverden und Portugals und 114 Fremden, unter welchen letzteren allein 86 Engländer, die natürlich die Haupthandelsbewegung in Händen halten.

Möge die kleine Felſeninſel, die nach mancherlei Prüfungen und Kämpfen mit Noth und Elend in vergangener Zeit nun einer beſſern und, wie es ſcheint, geſicherten Zukunft entgegengeht und der außer ihrer kommerziellen Bedeutung vielleicht auch noch ein Antheil an dem civiliſatoriſchen Werke Weſtafrikas verliehen iſt, auf der bisherigen Bahn fortſchreiten! Ob es auch gelingen wird, dem ſtarren Boden und dem heißen trockenen Klima dauernde Kulturerfolge abzuringen, muß die Zukunft lehren. Große Hoffnungen ſetzt man neuerdings auf die Einführung der „Purgueira“, einer Kulturpflanze (Jatropha Curcas), deren Samen behufs Oelgewinnung in den Handel kommt, und die auf einigen anderen Inſeln des Archipels, insbeſondere auf S. Thago, Fogo, Brava, reichen, auf S. Thago ſogar von allen Kulturen den reichſten Gewinn bringt. Immerhin bleibt, wie mir ſcheint, vorläufig eine für die fortſchreitende Entwickelung ohne Zweifel ſegensreiche Anlage noch in hohem Grade wünſchenswerth, deren Ausführung auch ſchon von der Regierung ins Auge gefaßt iſt, nämlich die Herſtellung einer den Bedürfniſſen entſprechenden Waſſerleitung aus dem Gebirge, da die in der Stadt mehrfach vorhandenen Brunnen und Ciſternen hierzu nicht ausreichen, und zum Theil auch ſchlechtes, als Trinkwaſſer ungeeignetes Waſſer führen. Unter den wenigen Quellen, die die Inſel beſitzt, ſcheinen diejenigen in den ca. 12 km von der Stadt entfernten Diſtrikten von Madeiral und Madeiralzinho die reichſten, das ganze Jahr hindurch am meiſten ausdauernden und diejenigen zu ſein, die das beſte Waſſer führen. Die Anlage einer Waſſerleitung von dort nach der Stadt Mindello würde wohl ohne Zweifel nur mit bedeutenden Koſten auszuführen ſein, aber ſie würde ein Unterpfand bieten für das fernere Gedeihen der jungen Kolonie und einen ſichern Schutz gegen nochmalige Wiederkehr der ſchrecklichen Dürre mit ihrem Waſſer- und Nahrungsmangel, die früher mehrmals die Inſel verheerend heimſuchten.

Am Nachmittage dampften wir wieder aus der ſchönen Bucht des Porto grande hinaus und konnten nun noch, an der Weſtſeite der Inſel entlang fahrend und dann um die Südweſtſpitze herum nach Süden der Inſel S. Thiago zuſteuernd, einige Stunden die prächtigen und kühnen Gebirgsformen von S. Vincente, die ſich während der Fahrt immer reicher entfalteten, bewundern. Aus einem der dem

Meere zugewandten Felſenkämme tritt, ähnlich wie z. B. an dem Lurleifelſen am Rhein und an anderen Orten, das nach oben gerichtete rieſige Profil eines menſchlichen Geſichtes in ernſtem, geiſterhaftem Ausdrucke hervor. Die Schiffer nennen es das „Nelſon-Geſicht“, die Portugieſen auch kurz „Cara“ (Geſicht).

Ohne Zweifel bietet die Inſel, insbeſondere von dieſer Weſt- und Südweſtſeite aus betrachtet, ein hohes, landſchaftliches Intereſſe und erinnert zuweilen an viel geprieſene Gebirgszüge Europas, wie die Dolomiten Südtyrols. Auch dieſe ſind zunächſt nur durch ihre in abenteuerlichen Zacken und Zinnen hochaufragenden Felsgebirge Gegenſtand der Bewunderung, während die ihren Fuß bekleidende, oft dürftige Vegetation landſchaftlich weniger Bedeutung hat und hier gewiß durch das die Inſel umgürtende herrliche blaue Meer und einen faſt ſtets heitern Himmel erſetzt wird. Freilich fehlt hier der den röthlichen Kalkfelſen Tyrols eigene Zauber der Beleuchtung. Ernſt, kalt und ſcharf treten die Spitzen und Grate der wildzerriſſenen Baſaltfelſen S. Vincentes in die klare Luft, wenn nicht zeitweiſe die tropiſche Sonne, wie nun gegen Abend, ihnen Glanz verleiht. Immerhin erſcheint es als ein einſeitiger Standpunkt, die originelle und in mancher Beziehung intereſſante und von der See aus landſchaftlich großartige Felſeninſel bloß nach ihrer Vegetationsarmuth zu beurtheilen und, wie das gewöhnlich geſchieht, als öde und langweilig darzuſtellen.

Südöſtlich von der Inſel S. Vincente und an dieſe noch näher als S. Antão liegt Santa Luzia, eine kleine, zur Linken nun vor uns auftauchende, völlig kahle Felſeninſel, deren Kultivirung man einigemale, aber ohne dauernden Erfolg, verſucht hat. Im Anfange dieſes Jahrhunderts hatte ſich hier ein Grundbeſitzer der benachbarten Inſel S. Nicolau, Julio José Dias, mit ſeiner Familie niedergelaſſen und durch Maulthierzucht einigen Wohlſtand erlangt. Durch die ſchreckliche Hungersnoth von 1831 auf 1833 aber ward faſt die ganze Kolonie wieder vernichtet. In ſpäterer Zeit ſcheinen die Erben der Familie Dias, von der Regierung hierzu gedrängt, die Verſuche der Kultivirung erneuert zu haben, aber ebenfalls vergeblich, und nun iſt das Eiland wegen Waſſermangels ganz verlaſſen.

Nach Santa Luzia erſcheinen in derſelben Richtung nach Südoſten noch zwei kleine unbewohnte Felſeneilande, Branco und Razo, Heimſtätten zahlreicher Seevögel, früher auch behufs Einſammlung der „Urzella“ von S. Nicolau aus beſucht, und dann erblicken wir und wiederum in ſüdöſtlicher Richtung S. Nicolau ſelbſt, während zu gleicher Zeit vor uns in weiter Ferne wie ein Nebelſtreifen die hohe Inſel Fogo bei ſinkender Nacht noch in Sicht kommt.

Am folgenden Tage bei Morgengrauen hatten wir bereits die Inſel S. Thiago (S. Jago) erreicht und fuhren ganz nahe an deren Südweſtſeite entlang, zur Rechten die Inſel Fogo mit ihrem mächtigen Pic, dem höchſten Berge der Capverdiſchen Inſeln. Faſt gleichmäßig und iſolirt, als ob die ganze Inſel nur aus ihm beſtehe, ſteigt dieſer Kegel, dem der Vulkan gewiſſermaßen an der Stirn geſchrieben ſteht, bis über 2000 m Höhe auf und iſt an der Spitze plötzlich abgeſchnitten und hier tief eingeſunken, ſo daß man unwillkürlich die Vorſtellung eines dort oben ſich befindlichen großen Kraters erlangt. Fogo iſt mit S. Thiago und S. Antão eine der produktivſten Inſeln des Archipels, auf welcher Kaffee, Mais, Früchte und Gemüſe, vor Allem aber auch „Purgueira“ kultivirt und mit beſonderm Erfolge Rinderzucht betrieben wird. Der Export dieſer Inſel belief ſich in den letzten Jahren auf 15 000 bis 16 000 Milreis und in gleicher Höhe ſteht ungefähr der Werth des Importes.

Die Inſel S. Thiago, an deren Küſte wir nun bis zu ihrer Hauptſtadt Praia entlang laufen, zeigt landſchaftlich einen ähnlichen Charakter wie S. Antão und die übrigen Inſeln, hochgebirgig mit breiten und wellenförmigen Terraſſen, die vom Strande ſich erhebend tiefe Mulden und Thäler zwiſchen ſich faſſen und oben in hohe zackige Grate und Gipfel übergehen. Der auffallendſte und höchſte dieſer Gipfel, an dem der Blick immer wieder haftet und der auf allen Seiten ſichtbar wird, iſt das kühn geſchwungene an 1400 m hohe Horn des Pico da Antonia, das aus einem das Centrum der Inſel einnehmenden gewaltigen und vielfach zerklüfteten Gebirgsſtock aufragt.

Bei der Wendung des Schiffes von der Südweſt- zur Südſeite öffnet ſich nach dem Meere zu ein liebliches Thal, erfüllt mit reicher Vegetation. Wir fahren der Küſte ſo nahe, daß man die Kokospalmen über den Strand ſich neigen ſieht. Von den grünen Wänden des Thales ſchimmern einige weiße Häuſer hervor und rechts auf einer Anhöhe am Meere ſteht träumeriſch eine große, halbverfallene, doppelthürmige Kirche und daneben hohe Mauern und palaſtartige Ruinen. Das iſt die frühere Hauptſtadt der Inſel und des ganzen Archipels, die Cidade da Ribeira grande mit der im 17. Jahrhundert erbauten großen Kathedrale, dem biſchöflichen Palaſt, Konvent u. ſ. w. Alles das iſt nun, nachdem, den Bedürfniſſen einer neuen Zeit entſprechend, die Hauptſtadt nach der hafenbeſitzenden Praia verlegt worden iſt, verfallen. Die einſt ſtolze Cidade iſt zu einem Negerdorf herabgeſunken, das freilich an maleriſchem Reiz noch einen hohen Rang behauptet.

An dieſer Süd- und Südweſtküſte wird ſeit einigen Jahren durch eine italieniſche und franzöſiſche Geſellſchaft mit Erfolg Korallenfiſcherei betrieben. Der Inſel iſt dadurch eine neue Erwerbsquelle erſchloſſen und andererſeits hat die Kenntniß des Verbreitungsbezirkes der rothen Koralle, die früher allein im Mittelmeere und zwar hauptſächlich an der tuneſiſchen, algeriſchen und ſicilianiſchen Küſte gefiſcht wurde, eine höchſt intereſſante Erweiterung erfahren, ſo daß zu hoffen ſteht, daß dieſes werthvolle Meeresprodukt ſich auch noch an anderen Theilen des Atlantiſchen Oceans finden werde. Im Jahre 1879/80 wurden an der Küſte von S. Thiago nach dem amtlichen Berichte 2914 kg Korallen im Geſammtwerthe von 17 000 Milreis gefiſcht und exportirt. Wenn man erwägt, daß die algeriſche und tuneſiſche Küſte, woſelbſt die Korallenfiſcherei ſeit Jahrhunderten einen wichtigen Induſtrie- und Handelszweig bildet und mit bedeutendem Aufwand von Mitteln und Kräften betrieben wird, jährlich ungefähr 30 000 kg Korallen liefert, ſo iſt das oben erwähnte in den letzten Jahren an der Küſte von S. Thiago erlangte Reſultat gewiß ein beachtenswerthes. Ich zweifle auch nicht, daß bei einer größern methodiſchen Ausbeutung noch mehr wird erreicht werden können. Sicher ſtellt auch die Capverdiſche Koralle dieſelbe Art dar, wie die des Mittelmeeres und wird ſich auch wohl, namentlich bei weiterer Erfahrung und größerm Betriebe, als dieſer in der Qualität nicht nachſtehend erweiſen. In Praia erhielt ich eine Anzahl der dort gefiſchten Korallenzweige und konnte mehrere prüfen. Die meiſten derſelben waren mehr oder minder dunkelroth, wie das auch bei denen des Mittelmeeres der Fall iſt, andere indeſſen zeigten ein helleres, zartes Roth, das an das Roſaroth der beſonders geſchätzten Korallen des Mittelmeeres erinnerte. Faſt alle Zweige waren ziemlich kräftig mit einer im Allgemeinen ſchönen, gleichmäßigen Ausbreitung.

Hinter Ribeira grande flacht ſich die Südküſte allmä-

lig ab und geht gegen die ins Meer vorſpringende felſige Ponta da Temerosa, die Südoſtſpitze, die von dieſer Seite den Hafen von Praia umfaßt, in ein wellenförmiges Uferland über. Nachdem dieſe Spitze umſchifft iſt, fahren wir in den ſchönen Hafen von S. Thiago, den Porto da Cidade da Praia, ein. Derſelbe liegt im Grunde einer nach Süden weit offenen Bucht, die von zwei Vorgebirgen, einem weſtlichen mit der Ponta da Temerosa, die wir eben umfahren haben, und der öſtlichen mit der Ponta das Bicudas gebildet wird. Links taucht aus dem Hafen ein Klippeneiland mit Leuchtthurm und Kohlenmagazinen auf, ähnlich dem Felskegel im Hafen von S. Vincente und auch wie dieſer die Vogelinſel (Ilheo dos Passaros) genannt. Rechts erhebt ſich auf dem hier breiten und inſelartig hervortretenden Strande ein prächtiger Wald von Kokospalmen und hoch oben auf einer gleich hinter dem Strande ſteil aufſteigenden Felswand, die dann in ein kahles Plateau übergeht, liegt die freundliche Hauptſtadt von S. Thiago, die Cidade da Praia, hart bis an den mit Feſtungsmauern, Thürmen und einigen Geſchützen umgebenen Rand des Plateaus gerückt und ſchon von fern mit ihren weiß, gelb und roth getünchten Häuſern hervorglänzend.

Auch weiter nach rechts gegen den Ausgang der Bucht und über die Ponta das Bicudas hinaus fällt das Ufer von anſehnlicher Höhe ſteil ins Meer ab und bietet hier einen eigenthümlichen Anblick, der das Auge des in den Hafen Aus- und Einfahrenden auf ſich zieht und feſſelt. Die faſt ſenkrechte Felswand, die eine Höhe von 15 bis 20 m hat, zeigt nämlich oben eine Schicht ſchwarzen Geſteins, dann folgt nach unten eine hellgelbe und auf dieſe wiederum eine, in die zerklüfteten Strandklippen und das Meer eintretende, dunkele Schicht. Die helle Mittelſchicht zieht ſich wie ein langes weißes Band mitten zwiſchen den beiden ſchwarzen Schichten hin und iſt nur zuweilen dadurch unterbrochen, daß die ſchwarzen Schichten, ſie durchdringend, ſich vereinigen. Dieſes auffallende, in geologiſcher Hinſicht höchſt intereſſante Geſteinsprofil, auf das ſchon frühere Naturforſcher, namentlich Darwin auf ſeiner Reiſe um die Erde, ihr Augenmerk richteten, legt ein beredtes Zeugniß ab für die dereinſtige, vielleicht nicht allzuweit zurückliegende vulkaniſche Thätigkeit der Inſel, ſowie ferner für ihre allmälige Erhebung aus dem Meere. Die beiden ſchwarzen Schichten der Felswand beſtehen nämlich, wie eine genaue Prüfung erkennen läßt, aus baſaltiſcher Lava, offenbar Lavaſtrömen entſtammend, die dereinſt aus den Vulkanen der Inſel hervorbrachen und ins Meer ſich ergoſſen. Der helle, von ihnen eingefaßte Mittelſtreifen aber iſt nicht vulkaniſch, ſondern eine Kalkſchicht, die eine große Anzahl organiſcher Ueberreſte von Mollusken-, Seeigelformen ꝛc. enthält, die zum Theil noch heute Bewohner des Capverdiſchen Meeres ſind. Man kann nun aus dieſem merkwürdigen Profile mit einiger Sicherheit ſchließen, daß die untere ſchwarze Schicht einem ältern Lavaſtrom ihren Urſprung verdankt, der auf den Grund des Meeres abgefloſſen war, daß dann auf dieſem ſich im Laufe der Zeit die zweite, die Kalkſchicht, aus dem Meere abgelagert habe, dann aber dieſelbe wiederum von einem zweiten ins Meer ſich ergießenden Lavaſtrom — der jetzigen obern Baſaltſchicht — bedeckt worden ſei und nun durch eine Erhebung des ganzen Bodens alle drei allmälig aus dem Meere aufgetaucht und bis zu ihrer jetzigen Höhe von ca. 15 m über dem Niveau des Waſſers geſtiegen ſeien. An der Bai von Tarrafal im Norden der Inſel ſoll ſich ein ganz ähnliches Geſteinsprofil an den Strandfelſen finden und ohne Zweifel würde ſich, abgeſehen von dem geologiſchen Intereſſe, das dieſe Formationen bieten, durch eine genaue vergleichende Unterſuchung der in jenen Kalkſchichten enthaltenen organiſchen Thierreſte mit den jetzt an den Küſten der Capverdiſchen Inſeln noch lebenden Arten auch in anderen Richtungen ein reiches Feld intereſſanter Studien eröffnen [1]).

Der bis zum folgenden Tage dauernde Aufenthalt unſerer „China“ im Hafen von Praia gab mir willkommene Gelegenheit zu einem Beſuche der Inſel, den ich auf meiner Rückreiſe durch ein mir hier gewährtes noch längeres Verweilen vervollſtändigen konnte.

Der Hafen von Praia liegt bei weitem nicht ſo geſchützt als der von S. Vincente, die Bucht iſt meiſtens mehr oder minder bewegt, ſo daß zuweilen bei ſtarkem Seegang die Schiffe ohne Gefahr nicht einlaufen können und auch die Landung dann mit den größten Schwierigkeiten verbunden iſt. Namentlich ſoll dieſes in der Regenzeit, während der Monate Auguſt, September, Oktober, in welchen bei Voll- und Neumond bisweilen ſtarke Springfluthen eintreten, häufiger vorkommen. Durch die Anlage eines vor dem Andrang der Wellen geſchützten Landungsquais im Grunde des Hafens hat man neuerdings dieſem Uebelſtande in etwas abzuhelfen geſucht.

Von dem Hafen leitet ein ſchöner, mit Mauerbrüſtung verſehener Weg an der ſteilen Felswand zur Stadt empor, die beim Eintritt mit ihren breiten, geraden und gut gepflaſterten Straßen, den ſchmucken, meiſtens freilich niedrigen und einſtöckigen Häuſern und dem großen, mit Bäumen bepflanzten Platz in der Mitte einen ſehr freundlichen und für den Wohlſtand der Bewohner günſtigen Eindruck macht, wie man ihn bei ſüdeuropäiſchen Städten von dieſem Umfang ſehr ſelten erhält.

Als Hauptſtadt und Sitz des „Governo geral da Provincia de Cabo verde“ beſitzt Praia auch mehrere anſehnliche öffentliche Gebäude, den Palaſt des General-Gouverneurs, die Municipalgebäude [2]), das große Hospital, die Militärkaſerne, die neue, ſchöne Alfondega unten am Strande u. a. Eine der bemerkenswertheſten öffentlichen Anlagen iſt aber jedenfalls die neue Waſſerleitung vor der Stadt, mit Recht der Stolz Praias. Wenn man einer der von dem großen Hauptplatze der Stadt ausgehenden und landeinwärts führenden Straßen folgt, werden die anfangs hübſchen und reinlichen Häuſer immer unanſehnlicher und gehen ſchließlich in niedrige Hütten über, die die Flanken und die nächſte Umgebung des Städtchens einnehmen und der ärmeren Neger- und Mulattenbevölkerung zur Wohnung dienen. Außerhalb der Stadt ſieht man vor dem eine Strecke landeinwärts ſich ausdehnenden tafelförmigen Plateau, deſſen äußere Ränder, wie wir ſahen, nach dem Meere in hohen Felswänden abfallen, und auf dem Praia ſelbſt liegt. Aus der Mitte dieſer kahlen Fläche ragt, wie eine Oaſe in der Wüſte, von kleinen Gärten mit prächtigem tropiſchen Strauchwerk und Blumen umgeben, ein ſtattliches, thurmartiges Gebäude hervor: „O deposito de Agoa de Montagarro“, die vorzüglich konſtruirte, große Waſſercisterne, welcher von der einige Stunden entfernten und mit Praia in faſt gleicher Höhe gelegenen Quelle von Montagarro reichliches und, wie ich mich ſelbſt überzeugte, vortreffliches

[1]) Auch auf den Canariſchen Inſeln, auf Madeira, insbeſondere an den Strandfelſen von Porto ſanto, ſowie auf den Azoren ſind ähnliche Formationen wie auf S. Thiago konſtatirt, ſo daß man hiernach für dieſe ſämmtlichen atlantiſchen Inſelgruppen eine in jüngeren Erdepochen erfolgte, vielleicht noch andauernde allmälige, ſekulare Erhebung aus dem Meere annehmen darf.

[2]) Dieſelben wurden im Jahre 1880 durch eine Feuersbrunſt zum großen Theil zerſtört.

Trinkwaſſer zugeführt wird. Dieſe für das Eiland großartige und koſtſpielige, aber wahrhaft ſegensreiche Anlage bietet auch den wirkſamſten Schutz gegen die in früherer Zeit durch ſchlechtes Trinkwaſſer häufig erzeugten Krankheiten und gegen die ſchrecklichen Folgen anhaltender Dürre, die auch Praia, wie S. Vincente und die übrigen Inſeln des Archipels, einigemale heimſuchte, und der bei gleichzeitiger Hungersnoth dann, wie z. B. in den für die Geſchichte S. Thiagos traurigen Jahren von 1770 bis 1773 und 1831 bis 1833, mehr als die Hälfte der Bewohner unter unſäglichen Leiden zum Opfer fiel.

An dieſer Ciſterne, aus welcher von einem hier wohnenden Aufſeher das Trinkwaſſer gegen eine geringe Abgabe verabreicht wird, herrſcht namentlich Morgens und Abends buntes Leben und iſt reiche Gelegenheit geboten zu intereſſanten Beobachtungen über die Bevölkerung. Die ſchwarze Race iſt natürlich auch in S. Thiago der Zahl nach die bei weitem überwiegende, aber nicht die ſchwarze Farbe. Man ſieht auch hier wie in S. Vincente alle möglichen Nüancen der Hautfarbe von dem Mulatten- bis zum reinen Negerſchwarz, das letztere indeſſen, wie mir namentlich auf den kleinen Märkten der Stadt, den vorzüglichen Sammelplätzen der Landbevölkerung, entgegentrat, viel häufiger als in S. Vincente. Doch ſcheint, insbeſondere in Praia ſelbſt, die leichtbraune oder etwas dunklere, ſogenannte kaffeebraune, Farbe unter der Negerbevölkerung die vorherrſchende zu ſein.

Von jenem Plateau, auf welchem die Ciſterne liegt, hat man eine prächtige Ausſicht auf die Inſel. Man blickt über ein anfangs weites, wellenförmiges und dann zu hohen Gipfeln aufſteigendes Gebirgsland, aus welchem im Centrum der Inſel das kühne Horn des Pico da Antonia hervorragt. Aber auch hier wie in S. Vincente ſieht man wieder auf kahle, graubraune Stein- und Sandflächen von offenbar wüſtenähnlichem Charakter, faſt an jene Inſel erinnernd und wiederum wenig zu den Vorſtellungen ſtimmend, die man ſich im Allgemeinen daheim von den Inſeln des grünen Vorgebirges zu machen pflegt. Und doch iſt S. Thiago neben S. Antão und Fogo eine der fruchtbarſten und ertragfähigſten von den Inſeln des Archipels, aber faſt jede reichere und friſche Vegetation iſt auf die durch Waſſer belebten Thaleinſenkungen des Gebirges, insbeſondere auf die nach dem Meere auslaufenden Flußthäler beſchränkt, die ſich dem Auge des über das kahle, wüſte Land Hinblickenden entziehen. Ein ſolches mit ſchönen Gärten und einem herrlichen Kokospalmenhain erfülltes Thal, das ich bald nach meiner Ankunft durchwanderte, liegt in der unmittelbaren Nähe der Stadt in der nördlichen Abdachung des Plateaus.

Zwiſchen den beiden von dem oben erwähnten großen Platze landeinwärts führenden und parallel neben einander laufenden Hauptſtraßen liegen auch die hübſchen kleinen Marktplätze von Praia, zu denen meine Schritte ſich alsbald und immer wieder hinlenkten, denn gerade die Märkte geben immer ein getreues Bild von Land und Leuten, insbeſondere von der Ertragsfähigkeit und der Kultur des Bodens. Aber auch zu mannigfachen intereſſanten Beobachtungen über die Bevölkerung, über ihren Typus, Charakter, Sitten, Kleidung ꝛc. bieten ſie faſt immer reiche Gelegenheit. Das Haupterzeugniß der Inſel S. Thiago iſt, wie uns ſchon eine Umſchau auf dem Markte erkennen läßt, die „Purgueira“, die ſchon früher erwähnte zu den Euphorbiaceen und ſpeciell zu den Crotoneen gehörige baumähnliche, 2 bis 3 m Höhe erreichende Staude der Jatropha curcas, aus deren Samen ein ausgezeichnetes Brennöl gewonnen wird und das auch als ein in ſeiner Wirkung dem Ricinusöl verwandtes Abführmittel dient. Außerdem liefert die Pflanze auch den hauptſächlichen Bedarf an Brennholz. Ueber die hohe Bedeutung der „Purgueira“ für S. Thiago, die wie keine zweite Pflanze ſich für Boden und Klima zu eignen ſcheint und gegenwärtig faſt den Wohlſtand der Inſel bedingt, giebt uns wohl die beſte Vorſtellung ein Blick in den amtlichen Bericht über ihre wirthſchaftlichen Leiſtungen. Der Geſammtwerth der aus S. Thiago ausgeführten eigenen Produkte belief ſich im Jahre 1879/80 auf 185612 Milreis[1]), von welchen allein auf den Export des Purgueira-Samens 128041 Milreis in einer Quantität von 4789920 kg fallen, wobei der Werth des für die Inſel ſehr ſchätzbaren Brennholzes außer Rechnung kommt. Die Purgueira iſt außerdem die einzige Pflanze von Bedeutung, deren Kultur in den höheren Regionen der Gebirgsinſel bis zu 800 bis 1000 m Höhe in allen Einſenkungen und Mulden, denen zur Regenzeit noch reichlich Waſſer zufließt, mit Erfolg betrieben werden kann. Auch auf einigen anderen Inſeln des Archipels, wie Fogo, Brava, Nicolau, iſt die Purgueira-Kultur neuerdings eingeführt und man ſcheint große Hoffnungen auf die weitere Ausbreitung derſelben für die Zukunft der ganzen Inſelgruppe zu ſetzen. Abgeſehen von S. Thiago beläuft ſich der Export des Purgueira-Samens von den übrigen Inſeln bis jetzt freilich nur auf 16000 Milreis.

Auf die „Purgueira“-Kultur folgt in Rückſicht auf die Bedeutung für den Export ein Erwerbszweig, deſſen Ertrag freilich nur zum geringen Theile den Inſulanern zufließt, nämlich die früher ſchon erwähnte von franzöſiſchen und italieniſchen Unternehmern hier betriebene Korallenfiſcherei mit 17000 Milreis. Hieran ſchließt ſich die Kaffeekultur mit einem jetzigen Export von ungefähr 58000 kg im Werthe von 15000 bis 16000 Milreis. Der Kaffee von S. Thiago gehört neben dem von S. Antão, die allen anderen Inſeln in der Produktion desſelben voranſteht, zu den beſten Kaffeeſorten Weſtafrikas und zeichnet ſich namentlich durch ein ſehr feines Aroma aus, ſo daß er in dieſer Beziehung vielleicht den Kaffee der Inſel S. Thomé übertrifft, der ihm aber wiederum an kräftigem Geſchmack voranſteht. Die Kaffeekultur iſt indeſſen auf S. Thiago, ſowie auf den übrigen im Allgemeinen waſſerarmen Inſeln des Archipels eine unſichere und auf die durch natürliche und künſtliche Bewäſſerung günſtig gelegenen Thäler beſchränkt.

Von den übrigen Erzeugniſſen der Inſel, die für den Handel nach außen von geringerer Bedeutung ſind, geben ebenfalls die Märkte von Praia ein anſchauliches Bild. Hügel von Apfelſinen und Bananen lagen hier aufgethürmt. Die erſteren ſollen zu den beſten der Erde gehören und laſſen in der That an Saftfülle, Süßigkeit und Wohlgeſchmack nichts zu wünſchen übrig, ſogar friſch vom Baume gepflückt in noch grüner Schale. Daneben finden ſich auch Kürbis- und Melonen-Arten, Bataten, türkiſche Erbſen, Bohnen, vor Allem auch Mais, Mandioca, „Mancarra“ (Erdnuß, Arhachis hypogaea), Wachs, Kokosnüſſe und andere Tropenfrüchte.

Auch die „Urzella“ wird auf S. Thiago noch in anſehnlicher Quantität geſammelt und repräſentirt einen jährlichen Exportwerth von ca. 1600 Milreis. Stets auch trifft man zahlreiches Geflügel auf dem Markte. Selten ſah ich größere prächtige Truthühner als hier, deren Zucht auf der Inſel mit beſonderer Sorgfalt und in ausgedehntem Maße betrieben wird, ſo daß die Truthühner von

[1]) Die Inſel S. Thiago hat einen Flächeninhalt von beinahe 967 □km und ungefähr 32000 Einwohner, unter dieſen vielleicht 1000 Weiße. Die Geſammtſeelenzahl der Capverdiſchen Inſeln iſt ungefähr 80000.

S. Thiago eine gewiſſe Berühmtheit erlangt haben. Von Intereſſe war mir auch, Perlhühner hier zu finden, die in den Bergen, ebenſo wie auch auf einigen anderen Inſeln des Archipels, wie namentlich Maio, ähnlich wie unſere Rebhühner, wild leben und Gegenſtand der Jagd bilden. Auch ein paar Affen, von denen eine grünlich-graue, zu den Meerkatzen gehörige, auch in Weſtafrika verbreitete Art (Cercopithecus sabaeus) auf der Inſel vorkommt, waren zum Verkauf ausgeſtellt, der einzige Affe und (mit Ausnahme von Ratten, Mäuſen und Fledermäuſen) das einzige wildlebende Säugethier der Capverden, das zudem auf S. Thiago beſchränkt iſt.

Einen Hauptfaktor für den Wohlſtand der Inſel S. Thiago bildet ihre Viehzucht, die zu gleicher Zeit ein Zeugniß ablegt von der verhältnißmäßig reichen Vegetation in einigen Diſtrikten. Im Jahre 1880 ſtellte der geſammte Viehſtand der Inſel einen Marktwerth von ca. 279000 Milreis dar[1]). Den erſten Rang nimmt die Rinderzucht ein, hierauf folgt die der für den Verkehr und Transport auf dem gebirgigen Terrain wichtigen Pferde, Eſel und Mauleſel und dann die der Schweine, Ziegen und Schafe. Auch für den Handel nach außen hat die Viehzucht von S. Thiago einige Bedeutung, da im Jahre 1879/80 allein an Thierhäuten für mehr als 12000 Milreis exportirt wurden.

[1]) Nach S. Thiago findet ſich die größte und beſte Viehzucht auf der nordöſtlich gelegenen im Uebrigen wenig producirenden Inſel Boa Viſta. Der Viehbeſtand repräſentirt hier einen Werth von 112000 bis 113000 Milreis. Dann folgt S. Nicolau und Fogo. Der Marktwerth des geſammten Viehbeſtandes auf dem Archipel der Capverden betrug im Jahre 1880 nach amtlichen Berichten 711000 Milreis.

Dajakiſche Sitten und religiöſe Gebräuche.

Aus Briefen von **F. Grabowski.**

II.

Bandjermaſſing, 31. Januar 1881.

Nach dajakiſchen Begriffen hält ſich die Seele eines Verſtorbenen ſo lange in der Nähe des Hauſes auf, in dem er bei Lebzeiten gewohnt hat, bis für ihn das weiter unten beſchriebene tiwa (Todtenfeſt) gefeiert worden iſt. Wenn jemand geſtorben iſt, ſo wird dieſes den Geiſtern unter dem Himmel durch drei Schüſſe, meiſt aus kleinen Meſſingkanonen, angezeigt. Der Leichnam wird ſchön gekleidet, d. h. man zieht ihm alle ſeine Kleider an, oder deckt ihn damit zu und ſtellt alle Geräthſchaften, die er im Leben gebraucht hat, um ihn her. Dann wird er mit Reis beſtreut und auf jedes Auge ein Geldſtück gelegt. Freunde und Verwandte heben eine Todtenklage an, wobei die Tugenden des Verſtorbenen gerühmt werden und oft auf die Götter energiſch geſcholten wird. Die Nachbarn fertigen inzwiſchen den Sarg an, der jetzt nur noch bisweilen aus einem dicken Baumſtamm beſteht, meiſtens aber aus Brettern angefertigt wird. In der folgenden Nacht wird auf drei kupfernen Trommeln Trauermuſik gemacht, indem in der ganzen Zeit abwechſelnd auf jede Trommel je ein Schlag geführt wird. Kurz vor dem Begräbniß wird die Leiche in den Sarg gelegt, wieder drei Schüſſe gelöſt und nach einem beſtimmten Takt auf die Trommeln geſchlagen. Iſt der Sarg geſchloſſen, ſo wird er nach der Familienbegräbnißſtelle gebracht, wo er auf ein drei Fuß hohes Holzgeſtell geſetzt und mit einer Matte von Blättern (kadjang) bedeckt wird. Das Haus wird ſofort nach dem Verlaſſen der Leiche mit Waſſer beſprengt. An dem Begräbnißplatz bleibt der Sarg ſtehen, bis das tiwa gefeiert wird, was oft erſt nach 25 bis 30 Jahren geſchieht, denn, da es mit großen Koſten verknüpft iſt, die das Vermögen einer Familie überſteigen, ſo wartet man, bis ſo viele Leichen da ſind, daß alle Betheiligten zuſammen den Aufwand tragen können, und feiert dann das oft 14 Tage lang dauernde Feſt mit großen Gelagen, bei denen die Blians, beſonders die älteſte derſelben, Upo genannt, eine Hauptrolle ſpielen und die Geſänge der Sangiangs unter Trommelbegleitung und Geſtikulationen herſagen müſſen. Da die Seele nach dajakiſchen Begriffen vor dieſer Feier nicht zur Ruhe kommt, ſo bittet jeder Sterbende die Angehörigen um Beſchleunigung derſelben. Eine neue Ehe darf weder von Wittwer noch Wittwe eingegangen werden, bevor nicht der dahingeſchiedene Gatte des tiwa theilhaftig geworden iſt.

Einige Wochen vor dem Hauptfeſt wird ein vorbereitendes Feſt begangen, das ſchon einige Tage dauert. Es gilt nämlich, im Hauſe des Gaſtgebers die Muſikinſtrumente aufzuhängen, Gandangs, hohe Trommeln mit einem Ziegenfell oder Schlangenhaut beſpannt, und Garantongs von 6 bis 60 Gulden Werth. Dabei wird manches Schwein verzehrt und kräftig Arak getrunken.

Einige alte Männer bringen die Inſtrumente erſt vor die Thür, ſchwingen ſie dreimal ſtromaufwärts und ſtromabwärts, indem ſie ſagen: „Schnell verſchwinde die Geſchichte des guten Namens des Mannes, der dieſes Feſt giebt. Ich habe ihr den Weg zur Sonne gewieſen, ſie iſt verſchwunden. Ebenſo möge das Unglück untergehen.“ Dann wird auf den Inſtrumenten Tag und Nacht geſpielt, um die böſen Geiſter zu vertreiben und der Seele des Verſtorbenen mitzutheilen, daß ihm Erlöſung nahe iſt. Gleichzeitig werden die nöthigen Vorkehrungen getroffen, eine Feſtwohnung gebaut, Reis geſtampft, Holz gehackt, Flaggenſtöcke geholt und aufgeſtellt und Büffel gekauft. Wenn dieſe Thiere in die Nähe des betreffenden Hauſes kommen, werden ſie mit Muſik und Tanz empfangen und zu ihrer Ehre ein Feſt gefeiert, denn ſie werden zum Opfer für die Seelen gebraucht. Früher wurden hier — und noch jetzt geſchieht das weiter im Innern — Menſchen bei dieſer Gelegenheit geopfert, die den Seelen als Sklaven in der Seelenſtadt dienen ſollten. Jetzt iſt man hier mit Figuren aus Holz zufrieden, da das Gouvernement jenes Verfahren nicht zuläßt, und mit dem Tödten der Büffel an einem Pfahl, der in ein Menſchenhaupt endigt. Doch werden die Schädel früher geſchlachteter Menſchen, die ſorgfältig in den Familien aufbewahrt werden und für keinen Preis zu haben ſind, bei dem Todtenfeſte hervorgeholt und dadurch geehrt, daß man um ſie her tanzt.

Iſt nun alles vorbereitet, ſo beginnt der erſte eigentliche

Feſttag damit, daß man die Gebeine der betreffenden Todten ins Haus bringt, wobei kräftig geſchoſſen wird, um die böſen Geiſter zu vertreiben. Dann werden die Särge verziert mit allem, was im Hauſe des Gaſtherrn von Werth iſt. Beſonders Geld wird angeklebt. Iſt in dem Sarge ein Mann, ſo wird am Kopf- oder Fußende eine von Holz gemachte Schlange („naga“) angemacht, von der man erzählt, daß ihr Original, wenn es ſich auf der Oberfläche des Waſſers zeige, durch ſeine Spiegelung einen Regenbogen erzeuge. Bewegt es ſich, ſo bebt die Erde, welche es trägt. Liegt eine Frau im Sarge, ſo wird ein hölzerner Vogel, „sangkowai“ genannt, feſtgemacht. Von dieſem Augenblick an muß der Wittwer oder die Wittwe Tag und Nacht am Sarge ſitzen und weinen. Die Wittwe mit einem weißen Strick, der Wittwer mit einem weißen Tuch um den Kopf. Dies nennt man „sambalajong“. Dabei werden die Trommeln ohne Aufhören geſchlagen, um die böſen Geiſter fern zu halten. Nach drei Tagen werden alle Frauen aus der Umgegend eingeladen, um Reis in Puſokblätter (junge Triebe von Nipa) zu ſammeln, was takopat heißt und den Zweck hat, für die Seelen Nahrung zuſammen zu bringen. Die Hauptſache iſt aber das Eſſen und Trinken der lebenden Feſtgenoſſen. Nach der erſten Mahlzeit ſtellt eine Frau Speiſen für die Seelen hin und ſagt: „Ich habe für Euch hier Peteng Puſok (gagawar, d. i. geſammelter Reis). Damit breche ich allen Widerſtand, alles, was unrein iſt, alle böſen Geiſter, alle böſen Träume und mache ein Ende allem Weinen.“ Dann werden ſieben zuſammengerollte Päckchen Reis für die Geſtorbenen und ſieben für die böſen Geiſter gegeben (Reis iſt ein Zaubermittel, um reich zu werden). Darauf erſcheint der Zauberer. Er ruft den Tempan Tilam und ſeine Sklaven Telo und Hamparang und einen weiblichen Geiſt, „Baliang Babilem“. Dieſe Gottheiten der Luft müſſen die Seelen durch Feuer nach einem ſeligen Ort bringen. Gleichzeitig rufen ſieben Blians die Sangiang (Götter der Luft) an, um Tempan Tilam bei ſeiner Arbeit zu unterſtützen. Dieſe Blians und der Zauberer ſchreien Tag und Nacht, bis ſie vollſtändig heiſer ſind. Dafür erhalten die ſieben Blians 116 Gulden, der Zauberer für jede Seele 2 Gulden nebſt einer Matte, einem bliong (Beil), einem pisau (Art Meſſer), einer Taſſe und einem Teller.

Am folgenden Tage werden die Gebeine aus den Särgen herausgenommen und in den sandong durch die Blians hineingelegt (sandong iſt ein auf Pfählen ruhendes, mit Puppen verziertes Häuschen, in dem die Knochen definitiv bleiben). Bei dieſer Handlung iſt Eſſen, Trinken und Tanzen die Hauptſache. Soviel Gäſte als möglich werden eingeladen, wohl 500 bis 700, und jeder ißt und trinkt ſoviel, als er irgend bekommen kann. Dann folgt ein Ruhetag zum Schlafen beſtimmt und ſchließlich der größte Schmaus, zu welchem 3 bis 6 Büffel und eben ſo viel Schweine und Hühner geſchlachtet werden. Je größer dabei die Anzahl der Gäſte iſt, deſto größer auch die Ehre, die man dem Verſtorbenen anthut. An dieſem Tage legen Wittwen und Wittwer die Trauerkleider ab und dürfen ſich baden. Verzehrt wird an dieſem Tage ungemein viel. Können die Gäſte trotzdem nicht alles aufeſſen, ſo ſtellt ſich der Gaſtgeber in ihre Mitte und ſagt: „Iſt es Euch nicht möglich geweſen, meine Büffel, Schweine, Hühner und meinen Reis zu eſſen, dann habt Ihr verloren und ich bin ſtark.“ Dabei trinkt er auf ſeine Geſundheit. Haben dagegen die Gäſte alles aufgegeſſen, dann ſagen ſie: „Wir haben alles gegeſſen; wäre mehr dageweſen, ſo hätten wir das auch noch gegeſſen. Du biſt ſchwach und wir ſind ſtark; Du haſt verloren und wir gewonnen,“ und dann ſchließen ſie mit Jubel über ihre Leiſtung. Am nächſten Tage wird ein Schwein an den Füßen gebunden und durch die Umſtehenden todt getreten. Die Urſache dieſes Gebrauches habe ich nicht erfahren können. Dann werden auch die Büffelköpfe gekocht, deren Ohren der Zauberer als Ruder für die Verſtorbenen erhält. Zuletzt wird jeder Feſttheilnehmer menjaki. Viele ſtürzen ſich bei einem ſolchen tiwa in Schulden, aus denen ſie nicht wieder herauskommen.

Beſonders häufig findet bei ihren religiöſen Gebräuchen das Saki-Opfer ſtatt. Es liefert das Blut, wenn jemand menjaki, gereinigt, werden ſoll. Dieſes geſchieht z. B. bei Kindern durch ihre Eltern um Krankheit und Unheil fern zu halten, bis zum zehnten oder zwölften Jahre. Braut und Bräutigam werden an ihrem Hochzeitstage injaki, d. h. mit Blut beſtrichen. Auch ſtreitende Parteien, die zur Verſöhnung geneigt ſind, ſowie Kranke erfahren dieſe Behandlung, desgleichen Kinder, welche geſtraft ſind (was ſehr ſelten ſtattfindet, dann aber in außerordentlich heftigem Grade), damit die Seele derſelben nicht durch Betrübniß Schaden leide. Auch auf heilige Gefäße, Häuſer, Reisfelder, Staubgold und Zaubermittel, die man in ſeinem Hauſe bewahrt, erſtreckt ſich das menjaki. Benutzt wird das Blut von Schweinen, Büffeln oder Hühnern; ſehr arme Leute nehmen Eidotter.

Drei oder vier Perſonen, von denen gewöhnlich die eine ein Zauberer und eine zweite eine Zauberin iſt, ſind zum menjaki erforderlich. Das Beſtreichen wird mit in das Blut getauchten Geldſtücken oder einem Stück Eiſen ausgeführt und zwar zunächſt auf der linken Fußſohle mit den Worten: „Alle böſen Dinge, Krankheit, Unglück, Armuth, mögen vertrieben ſein;“ dann auf der rechten Fußſohle: „auf daß Du fruchtbaren Boden behalten mögeſt;“ dann auf den Schenkeln: „damit für Euch alle sial (d. i. Krankheitsurſachen) und alle peres (Krankheiten) ſterben;“ darauf die Knie: „damit Du Blanga und Harimaung (heilige Töpfe im Werthe von 1000 bis 2000 Gulden) bekommen mögeſt;“ demnächſt die linke Hand: „damit alles, was Uebel für Dich iſt, verſchwinden möge;“ die rechte Hand mit der Ermahnung: „Ziehe zu uns heran Blanga und Harimaung.“ Sodann werden beide Pulſe beſtrichen mit dem Zuſatz: „Stoßt alle Unglücksfälle und Krankheiten von Euch;“ darauf die Magengrube, indem geſagt wird: „Mögeſt Du viel Reichthum und Glück bekommen;“ die Schultern von vorn: „damit Ihr alle böſen Dinge, die unter dem Himmel ſind, vertilgt;“ beide Schultern von hinten: „damit Ihr alle Unglücksurſachen, Krankheiten und Hinterhalte vertilgt;“ die Stirn: „damit Du allein berühmt, reich und angeſehen ſein mögeſt;“ zuletzt der Kopf: „damit alles, was ſchlecht iſt, an Dir vorübergehe, möge es nun viel oder wenig auf ſich haben.“ Nun wird dem Beſtrichenen Reis auf den Kopf geſtreut mit den Worten: „So zahlreich wie dieſe Körner mögen Deine Kinder und Reichthümer ſein,“ und Waſſer mit dem Wunſch aufs Haupt gegoſſen: „So lange ſei Dein Athem, als Du bitteſt; gleich der Kühle des Waſſers ſei die Kühle Deines Athems.“ Sodann nimmt jemand Erde und beſtreicht damit die Fußſohlen und die Magengrube und ſpricht: „So groß als die Erde ſei Dein Reichthum. Die Erde kann nicht kleiner, noch alt werden; möge Dein Reichthum ſpäter auch nie abnehmen.“ Schließlich bindet man dem Beſtrichenen eine Perlenſchnur um den Puls, durch welche alle ausgeſprochenen Wünſche feſtgebunden werden. Sie bleibt ſieben Tage am Gelenk. Fällt ſie früher ab, ſo iſt das Opfer kraftlos. Das Fleiſch der Opferthiere wird gekocht und mit beſonderer Gier gegeſſen.

Leidet der Dajake an Kopfſchmerz mit Brechneigung, ſo leitet er dieſe Krankheit von pudjin-liau her, d. h. ein Dämon hat ihm geflucht. Dagegen hilft keine Medicin, ſondern nur der tukang hantok, der Zauberdoktor. Dieſer drückt ſein Knie gegen den Rücken des auf der Erde ſitzenden Patienten, wickelt eine Strähne vom Haare des Kranken um ſeine Finger und fragt: „Welcher Todte hat Dir geflucht?“ Nun fängt der Kranke an, unter den kürzlich Verſtorbenen zu rathen, und auf jeden Namen antwortet der Zauberer im Sinne des Verſtorbenen: „Joh ah a no (einen gewiſſen nennt er); Du biſt ſo froh geweſen und haſt mit Deinen Freunden geſcherzt und gelacht. Ich bin todt; lebte ich noch, dann könnte ich auch ſcherzen. Ich habe Dir geflucht, weil Du nicht auf mich hören wollteſt und davon haſt Du Schmerz und dreht ſich alles vor Deinen Augen.“ Und nach einer Pauſe: „Hätte ein anderer Todter Dir geflucht, ſo würdeſt Du wie ein Krokodil ſchlagen und Dich winden, wie biegſames Holz.“ Dann läßt er den Haarknoten los. Hört man in dem Moment einen Klang, ſo hat der Verſtorbene geſprochen. Dann bindet der Zauberer die Haare des Kranken zwei- oder dreimal zuſammen und löſt ſie wieder auf, indem er ſpricht: „Ebenſo ſchnell, wie ich dieſe Haare binde und löſe, weiche die Krankheit von dem Leidenden,“ berührt mit einem Teller dreimal den Kopf des Kranken unter den Worten: „Möge die Krankheit weichen.“ Schließlich nimmt er aus einer Pfanne etwas Reis und macht auf die Bruſt des Kranken ein Kreuz und auf ſeinen Rücken ein Dreieck, worauf er ſein Honorar erhält. Hört man in obigem Falle keinen Klang, ſo wird die Procedur bis zum Eintreten deſſelben bei anderen Namen wiederholt. Der Dajake tödtet gewöhnlich kein Krokodil, weil er dieſelben als Sklaven des Djata betrachtet, den er ſich ſelbſt in dieſer Geſtalt denkt, ſo daß er beim Anblick eines recht großen Exemplares ausruft: tō Djata toto (das iſt wahrlich Djata). Hat ein Krokodil aber jemand gebiſſen oder getödtet, ſo erlaubt und fordert das Gebot der Rache die Vergeltung. In ſolchem Falle wird der Panga reran (Krokodilzauberer) gerufen und erſucht, auf ein Krokodil Jagd zu machen. Während dieſer Beſchäftigung darf er zu niemand kommen, ſelbſt nicht vor die Fenſter eines Hauſes, nicht kochen noch andere Tagesgebräuche beobachten, weil er unrein iſt. Zunächſt wird für ihn am Flußufer ein Häuschen gebaut, in welchem er auf drei Stücke Bambu allerlei Figuren und unter dieſen auch ein Krokodil zeichnet. Dieſe Bambuſtücke werden mit den Kleidern des Getödteten verbrannt. Die Hitze läßt den Bambu zerſpringen. Wird dabei von dem Riß eine Pfote des gezeichneten Krokodiles getroffen, ſo wird die Jagd mühſam werden; wird aber ſein Leib zerriſſen, ſo geht alles nach Wunſch. Die Prau (Kahn), welche zum Fang benutzt wird, muß gelb und roth gefärbt ſein, und werden in ihrer Mitte Lanzen mit den Spitzen nach oben aufgeſtellt. Dann wirft der Zauberer das Loos, um zu entſcheiden, ob Schweine-, Hunde-, Affen- oder Hirſchfleiſch als Lockſpeiſe verwendet werden ſoll. Dieſes Fleiſch bindet der Zauberer an große Stöcke oder Angeln aus Eiſen und ruft: „Ihr Krokodile, die ihr ſtromaufwärts ſeid, kommt herunter“ (dabei hebt er die Lockſpeiſe in die Höhe), „und ihr, die ihr ſtromabwärts ſeid, kommt herauf; denn ich will euch allen gute Speiſen geben, ſo ſüß als Zucker und ſo fett wie Kokosnuß. Ich will euch ein zierliches und ſchönes Halsband geben. Wenn ihr es bekommen habt, bewahrt es in eurem Halſe und Leibe, denn dieſe Speiſe iſt ſehr pahuni“ (d. h. man ſündigt, wenn man ſie nicht gebraucht). Hat ein Krokodil angebiſſen, ſo ruft er: „Wähle dir einen Platz, wo du liegen willſt; denn viele Menſchen ſind gekommen, um dich zu ſehen. Sie ſind gekommen mit Freuden und Jauchzen und geben dir kilatbaho, tampar dada, galang kana, d. h. Meſſer, Lanzen und ein Leichenkleid.“ Iſt das Krokodil ein weibliches Thier, ſo nennt er es Poetir, iſt es ein männliches Raden, d. i. Prinz und Prinzeſſin. Der Beſchwörer muß ſo lange thätig ſein, bis er ein Krokodil gefangen hat. Dann iſt ihm das Gelingen ein Zeichen von Djata, und es muß, um dieſen Gott des Waſſers nicht zu erzürnen, den Krokodilen eine Katze geopfert werden. Die Köpfe der erlegten Thiere werden auf Geſtellen am Flußufer befeſtigt.

Nachſtehend auch einige religiöſe Vorſtellungen und Sagen der Dajaken. Die Sangiang (Götter der Luft) ſind gute, behülfliche Weſen und leben in einem Nebelſee irgendwo im Himmel, im Sangiangland, durch welches 160 Flüſſe gehen. Das Leben daſelbſt ſtimmt mit dem irdiſchen überein, nur iſt dort alles viel ſchöner und herrlicher. Dort reifen Früchte, die das Leben verlängern, grüne Bäume, die das Herz rein machen. Die Blätter anderer Pflanzen liefern die ſchönſten Gewänder. Die Blüthen ſind goldene Ringe und die Früchte Achatſteine. Der Saft von dieſem Garing-Baum iſt herrliches Lebenselixir. Urſprünglich lebten die Sangiang unter den Menſchen; doch hatten dieſe tödtende Waffen, welche jene nicht beſaßen. Daher ging Subuaja, der Stammvater der Sangiang, mit den Seinen nach der lowu, Sangiang. Dieſer Subuaja hatte einen Sohn und zwei Enkel, Panjarawan Katingan und Pampula hawan. Beide wurden Stammväter von zwei Sangianggeſchlechtern. Der erſte iſt der Stifter eines Reiches im Sangianglande am Fluß Barirai, der Bruder der eines andern am Djalai-Fluß. Jeder von ihnen hatte ſieben Söhne und ſieben Töchter, woraus noch andere Geſchlechter entſtanden; doch verehrt der Dajake vornehmlich nur die beiden erſten. Zu ihnen geht ſeine Bitte um Hilfe, wenn von einer andern Gottheit etwas verlangt wird, um als Vermittler aufzutreten. Hat z. B. der König des Unglücks jemand krank gemacht, ſo bittet man ihn durch die Sangiang, ihn wieder geneſen zu laſſen. Will man vom König des Glückes (Radja untang) etwas erbitten, ſo müſſen die Sangiang die Bitte überbringen und den Radja untang herbeirufen. Das Glück kommt nie von den Sangiang ſelbſt, ſondern von Radja untang, von Djata, von Pampahilep und anderen. Aber die Sangiang ſchützen vor Unglück. Geht jemand auf Reiſen, ſo befiehlt er ſich dem Sangiang an und gelobt ihm ein Opfer für die glückliche Heimkehr. Unglück bringen die Sangiang nur über den, der ein ſolches Gelübde nicht erfüllt. Die zwei älteſten und zwei jüngſten Söhne der obengenannten Stammväter ſind bei den Dajaken die beliebteſten Sangiang. Sie heißen Radja ngalang, Thupang Kanaräan, Radja dahang und Tempan Tilam. Es ſteht jedem frei, ſich gerade an den zu wenden, welchen er am meiſten verehrt. Gewöhnlich bleibt der Dajake bei dem Sangiang, der in ſeiner Familie ſeit vielen Jahren angerufen wird, wenn ſich derſelbe nicht ohnmächtig erweiſt. Hat aber ein anderer plötzlich den Ruf bekommen, gern und ſchnell zu helfen, ſo wendet man ſich zu dem neuen. In vielen Fällen richtet ſich das Gebet an alle, doch zumeiſt an Tempan Tilam, der auch die Verſtorbenen durchs Feuer leitet. In hohem Anſehen ſtehen auch die Sangiang: der große Sangomang, Sakenok und Papaloi.

Daneben wirken überall die Dämonen und böſen Geiſter. So fand ich bei den Dajaken Ba-ſipir, einen Stockheiden, auf einer Jagd am Soengei Bariri, einem Nebenfluß des Poeloepetak, über der Thür ein Salantoetoep aus

verſchiedenen eigenartig gewachſenen Hölzern beſtehend, um den feindlichen Mächten den Weg zu verſperren. Und nicht weit von ſeiner Wohnung hatte er ſich ein Pangantoho (Opferhäuschen) errichtet, worin er den böſen Geiſtern opfert, damit ſie ihm feindlich geſinnte Menſchen aus dem Wege ſchaffen möchten. Von den vielen Mythen über die hauptſächlichſten Sangiang erwähne ich die nachfolgenden. Ueber Tempan Tilam. Er iſt ein unzeitig Geborener und ſeine Mutter warf ihn ins Waſſer. Er wurde ans Land getrieben am Fuße des Langkongberges, wo ſich gerade Puſan baluto, ein weiblicher Sangiang, badete. Sie nahm ihn auf, erweckte ihn zum Leben und nannte ihn Kampang balan panarusan langit, d. h. die goldene Scheide des Schwertes, welches dahintrieb unter dem Himmel. Als der Findling groß geworden war, kam ſeine Nichte Tempan Tiawan zu ihm, die eben vor einem mächtigen Sangiang, Manjamäi, der ſie heirathen wollte, jedoch von ihr verſchmäht wurde, flüchtete. Er kam der Verfolgten zu Hilfe und überwand den Gegner. Tempan Tiawan bot ſich ihm nun zur Frau an, forderte aber, er ſolle mit ihr in ihre Heimath zurückkehren. Bei dieſer Gelegenheit entdeckte ihm ſeine Pflegemutter, wer er wäre. Er ging mit und wurde als der Ueberwinder des Manjamäi mit großer Freude aufgenommen. Der mächtige Tilam unterwirft ſich ihm und wird ſein Sklave, und deshalb nimmt er den Namen Tempan Tilam an. Er heirathet Tempan Tiawan, und an demſelben Tage heirathen ſeine ſechs Brüder ihre ſechs Schweſtern, und ihre ſieben Brüder ſeine ſieben Schweſtern. So iſt er der angeſehenſte Sangiang geblieben.

Ueber Sangomang: Das Weſentliche dieſer ausführlichen Sage iſt folgendes. Der Held iſt ſehr ſchläfriger Natur und äußerſt arbeitsſcheu. Auf ſeinen Wunſch verſucht ſeine Mutter für ihn 1000 ringgit zu leihen. Sie begiebt ſich daher zu Maha Radja, der ihr aber ihre Bitte, nachdem er ſie gaſtfrei aufgenommen hat, ebenſo abſchlägt, wie alle ſeine Töchter bis auf die jüngſte Prinzeſſin: dieſe erweiſt ſich dem Wunſche Sangomangs gefällig, und er gelobt, als er das Geld empfängt, dieſe Gutthat nicht unvergolten zu laſſen. Nachdem er drei Tage und drei Nächte geſchlafen hat, entſchließt er ſich über See zu fahren. Dieſes Vorhaben kommt nach ſieben Tagen zur Ausführung auf einem Schiff des Sambarati, deſſen Verdeck er zu einem ſiebentägigen Schlafe verwendet. Als er erwacht, iſt das Schiff gelandet, und er erſteht am Landungsplatze für ſeine 1000 ringgit einen Hund, eine Katze und zwei Schlangen, mit denen er ſich wiederum an Bord begiebt — um zu ſchlafen. Nach anfänglich glücklicher Fahrt tritt Windſtille ein und Sangomang erwacht bei Nacht, worauf er mit ſeinen Schlangen zu ſpielen anfängt. Dazu ſingt er: „O, wie ſchön ſind meine Schlangen, ſie ſind ſchmackhaft zu eſſen. Ihr Fleiſch iſt für mich, die Köpfe bekommt der Hund, die Schwänze erhält die Katze.“ Dieſen Geſang hört endlich Djata und ihn jammert ſeiner Kinder. Zunächſt ſchickt er dienende Geiſter nach oben, um für die Schlangen Geld und Edelſteine zu bieten, da aber Sangomang hierauf nicht eingeht, ſo ſteigt er zuletzt ſelber aus den Fluthen und erwirbt die Schlangen gegen ſeinen Zauberring. Die erſte Wirkung deſſelben iſt, daß Sangomangs mit ihm berührte Zunge jede Speiſe herbeiwünſchen kann, wovon der Beſitzer ausgiebig Gebrauch macht. Heimgekehrt erregt er, da er den Beſitz des Ringes verſchweigt, durch den Einkauf der beiden Thiere die Betrübniß ſeiner Mutter und den Zorn des Mata Radja, welcher in ſeinem Grimme die jüngſte Tochter, welche Sangomang zu dieſer Verſchwendung verholfen hatte, verſtößt. Sie findet bei Sangomang und ſeiner Mutter Aufnahme, mit der ſie zufrieden iſt; doch muß ſie erſterm die niedrigſten Dienſte thun. Gelegentlich bemerkt ſie neben dem ſchlafenden Gebieter den Ring und bringt ihn, da er auf ihren Finger nicht paßt, zum Goldſchmied, welcher ſeinen wahren Werth erkennend ſich fort und in einen von einer Dornenhecke und von Finſterniß umgebenen, nach dajakiſchen Begriffen glänzenden Hausſtand hineinwünſcht. Bei Sangomang und den Seinen kehrt großer Kummer ein. Er weiſſagt ihnen den Hungertod und unterbricht jetzt ſeine gewohnte Beſchäftigung des Schlafens auch mit Weinen. Endlich entſchließen ſich Hund und Katze ihrem Herrn zu helfen. Sie erkunden zunächſt durch das Umſinken eines auf die Spitze geſtellten Kürbis die Richtung, in der ſie zu ſuchen haben. Dann begeben ſie ſich auf die Reiſe, dringen durch die Dornen, durchſchwimmen, die Katze vom Hunde getragen, einen See und gelangen im Dunkel vor dem Hauſe des Goldſchmieds an, in welchem eine glänzende Stelle ihnen den Ort bezeichnet, an dem der Ring liegt. Mit Hilfe des Königs der Ratten gelingt es, denſelben zu ſtehlen. Doch läßt ihn bei der Rückkehr die Katze aus Schreck vor einem großen, nach ihr ſchnappenden Fiſch ins Waſſer fallen, wo ihn der Fiſch ſofort verſchlingt. Dieſer fällt aber einem Raubvogel, der Raubvogel der Katze und der Ring dem Hunde zur Beute. Nach der Rückkehr der treuen Thiere wünſcht und erhält Sangomang durch den Ring für ſich, die Prinzeſſin und ſeine Mutter Schönheit, ſowie Häuſer mit goldenen Thüren, gläſernen Mauern und kupfernen Dächern. Dieſe Wunderſtadt umgiebt Muſik und erfüllt Jauchzen, ſo daß Maha Radja am Morgen veranlaßt wird, die Herrlichkeit zu beſuchen. Dabei erſchrickt er ſo ſehr über alles Wunderbare, daß er erſt in einen Teich mit wohlriechendem und dann in einen zweiten mit rothem Oel fällt. Doch Sangomang giebt ihm neue Kleider, heirathet die Tochter des Beſchämten, wird König und lebt fortan in großem Glück und Ueberfluß.

Ueber Sakanak. Er iſt zunächſt ein armer, bei ſeiner Mutter lebender Fiſcher, welcher aus Verdruß über den Regen und ſchlechten Erwerb folgende Worte mit Kohle an die Thür des Königs ſchreibt: Manok bangka, patak salaka kiaklian, danda wajang sangiang, dahang njako, karis kilas (Huhn, Silber, Seele des Vogels, Nadel, Schwert des Donners, Dolch des Blitzes). Er wird durch eine Probe als der Urheber dieſer Schrift ermittelt und von dem erzürnten König gezwungen, die von ihm ſelbſt nicht gekannten Gegenſtände aufzuſuchen. Auf ſeiner Irrfahrt tödtet er ein übernatürliches Weſen in Schlangengeſtalt und tritt, durch einen Dewa (Mitglied einer beſtimmten Geiſterſorte) in Geſtalt einer großen Heuſchrecke mit Rath und That unterſtützt, als Erbe deſſelben auf, wodurch er die geſuchten Zaubermittel, unter anderen auch ein Gold ſprechendes Huhn, einen Dolch, bei deſſen Entblößung es blitzt, und ein Schwert, deſſen Zücken Donner und die Verjüngung der Anweſenden erzeugt, erwirbt. Da er allein die Kunſt verſteht, von ſeinem Beſitz Gebrauch zu machen, erwählt der König den Heimgekehrten zum Schwiegerſohn, welcher durch ſeine geheimnißvolle Macht zu großem Anſehen gelangt.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Wie der „Kawkaz“ mittheilt, geben im transkaspischen Gebiete die Bohrungsarbeiten zur Versorgung der transkaspischen Eisenbahn mit Naptha nur langsam vorwärts, weil die gewöhnlichen Arbeiter fehlen und die Werkstätten 90 Werst entfernt sind. Es arbeiten dort Soldaten des Eisenbahnbataillons. Das Vorhandensein von Naphta im Bohrloch, welches eine Tiefe von 18 Saschen (à 2,143 m) erreicht hatte, ist festgestellt; in einer kleinen Destilliranstalt ist auch schon Kerozin daraus gewonnen. Die Destilliranstalt hat einen Kessel von 100 Pud Gehalt. Aus je 4 Pud Naphta wird 1 Pud Kerozin gewonnen.

Der Oberkommandirende Fürst Dondukow-Korsakow, der die Arbeiten am 6. Mai u. St. besichtigte, gab seine Zustimmung zur Anlage von noch 2 bis 3 Bohrlöchern, um das ölhaltige Terrain an dem Naphtaberge (Neftjanaja gora) genauer kennen zu lernen.

— Auf der Insel Tscheleken ist der „Kaspija“ zufolge in einer Tiefe von 50 Saschen (106,7 m) eine reiche Petroleumquelle angebohrt worden.

— Der „Turkest. Ztg.“ zufolge ist die Zahl der Auswanderer aus dem Kuldsha-Gebiete, welche in den russischen Unterthanenverband übertreten, größer als die im Herbst 1881 angemeldete Zahl von Familien erwarten ließ. Die Zahl der Uebertretenden wird am Tscharyn und an anderen Stellen faktisch festgestellt durch diejenigen Beamten der Verwaltung von Semirjetschensk, die zum Empfange der Einwanderer kommandirt sind. Das Verhör der Kuldsha-Kirghizen beim Uebertritt erfolgt durch chinesische und russische Beamte gemeinschaftlich.

— „Japans landwirthschaftliche und allgemeinwirthschaftliche Verhältnisse“ von Dr. G. Liebscher (Jena, G. Fischer, 1882) ist ein vortreffliches Buch, das mehr bietet, als der Titel besagt, und dem Ethnographen manche sehr interessante Aufschlüsse gewährt, die er anderswo vergeblich sucht. Während eines achtmonatlichen Aufenthaltes in Japan wurde dem Verfasser deutlich, daß sich die japanische Landwirthschaft keineswegs auf so hoher Stufe befinde, als gewöhnlich angenommen wird, vielmehr höchst gedankenlos betrieben wird. Auf eine Schilderung landwirthschaftlicher Details verzichtet er; der Gang seiner Deduktion ist folgender: Kap. 1 und 2 Klima und Bodenbeschaffenheit in ihren Beziehungen zur Bodenproduktion; Kap. 3 behandelt die socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse vor 1868 und zeigt, wie die Eigenthümlichkeiten der japanischen Landwirthschaft, soweit sie nicht durch natürliche Verhältnisse sich erklären, als Resultat der wirthschaftlichen Zustände aufzufassen sind. In Kap. 4 wird die Umwälzung seit 1868 behandelt und nachgewiesen, daß das frühere Streben der Landwirthschaft, lediglich den Rohertrag der Felder zu steigern ohne jede Rücksicht auf den Reinertrag, jetzt durch einige der staatlichen Veränderungen unhaltbar geworden ist, daß aber das Bestehen mancher anderer Zustände aus früherer Zeit den Fortschritt der Landwirthschaft noch so gut wie unmöglich macht. Das 5. und letzte Kap. betrachtet den Export und Import Japans und zeigt einerseits die Fortschritte auf, welche die moderne Kultur während der letzten Zeit in Japan gemacht hat, andererseits die Mängel, an welchen die japanische Produktion leidet. Zugleich sollen diese Angaben den deutschen Exporteuren und Producenten ein Mittel zur Beurtheilung der ausländischen Bedürfnisse der Japaner abgeben. Hier wird u. a. bewiesen, wie gewaltig meist der Metallreichthum Japans überschätzt wird (S. 140), wie die fremden Kaufleute und Rathgeber der japanischen Regierung fast ausnahmslos nur auf ihren Vortheil bedacht waren (S. 146), daß sich für Rechnung der Regierung schwerlich eine große Rübenzuckerindustrie wird schaffen lassen (S. 152), daß aber die Hebung der Baumwollenkultur und der Anbau von Oelfrüchten sehr viel verspricht (S. 161), ja eine totale Aenderung der Finanzlage des Staates zum Bessern hervorrufen kann (S. 167). „Zur Evidenz — schließt das beachtenswerthe Buch, das jedem, der sich für Japan interessirt, vielfache Aufklärung und Anregung bietet — geht aus den Zahlen unserer Tabellen (über Export und Import) hervor, wie schnell und bedeutend die Bedürfnisse der Japaner nach den Erzeugnissen europäischer Kultur gewachsen sind, und daß die Versuche, durch eigene Produktion die letzteren selbst zu beschaffen auf manchen Gebieten von bestem Erfolge gekrönt waren. Es zeigte sich aber auch, daß diese Fortschritte nicht auf denjenigen Gebieten zu suchen sind, wo sie von den tonangebenden Kreisen durch Aufwendung ungeheurer Geldsummen bisher angestrebt wurden und wo man sie zur Zeit sowohl in Japan als auch bei uns meistens zu sehen meint, nämlich in der Schaffung einer Großindustrie nach amerikanisch-europäischem Muster. Alle Bestrebungen, moderne Fabriken, Bergwerke und Farmen zu schaffen, haben vielmehr bis jetzt nur Mißerfolge aufzuweisen, da die ganzen Verhältnisse Japans noch nicht die Existenzbedingungen für dieselben enthalten. Die unleugbar vorhandenen wirthschaftlichen Fortschritte treten uns dagegen überall dort entgegen, wo an die Japaner ein Bedürfniß herantrat, welches durch die Arbeit der niederen Volksklassen gedeckt werden mußte. Wir sahen daher z. B. ohne alle fremde oder obrigkeitliche Unterstützung ein so schnelles Emporblühen neuer Handwerke, wie man es kaum für möglich halten sollte. Es berechtigt uns dies zu der Erwartung, daß den gleichen Fortschritt auch die jetzt noch zurückgebliebenen Erwerbszweige, namentlich die Landwirthschaft, zeigen werden, sobald die Regierung die Hindernisse beseitigt, welche der Entwickelung derselben noch im Wege stehen, sobald also namentlich eine bessere Vertheilung der Steuerlast und brauchbare Landstraßen geschaffen sind. Endlich sind wir berechtigt, an die Entwickelung des deutschen Exportverkehres nach Japan die besten Hoffnungen zu knüpfen, denn jeder Fortschritt der modernen Kultur und die naturgemäße Entwickelung seiner Produktivität muß die Kaufkraft des japanischen Volkes, sowie seinen Bedarf an unseren Erzeugnissen und damit unsern Exporthandel vergrößern.“ Zu bemerken ist noch, daß fünf statistische Karten beigegeben sind, welche die Verbreitungsbezirke einiger Kulturpflanzen und die Ertragsfähigkeit der Reisfelder in den verschiedenen Landestheilen darstellen.

Inhalt: Die Meteora III. (Mit sechs Abbildungen.) (Schluß.) — Prof. Richard Greeff: Die Capverdischen Inseln II. — F. Grabowski: Dajakische Sitten und religiöse Gebräuche II. — Aus allen Erdtheilen: — Asien. (Schluß der Redaction 18. Juni 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLII. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Leadville in Colorado.

I.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Im Jahre 1878 unternahm der Ingenieur Edouard de Laveleye eine Reise nach den Vereinigten Staaten, hauptsächlich um die kürzlich entdeckten Mineralreichthümer und die zu ihrer Ausbeutung in Anwendung gebrachten metallurgischen Processe kennen zu lernen. In New York rieth man ihm dringend zu einem Besuche der Silberminen von Colorado, und da ihm dies zugleich die Gelegenheit bot, eine jener Ortschaften, welche vielleicht dereinst mit den heutigen Hauptstädten Amerikas wetteifern werden, in ihrer Kindheit kennen zu lernen, so entschloß er sich bei der schon vorgerückten Jahreszeit rasch und fuhr nach Denver, der Hauptstadt des Staates Colorado. Dieselbe, heute einer der blühendsten Orte, wurde 1858 gegründet; ein Jahr später war das schöne Geschlecht erst durch drei Frauen vertreten, und erst im März 1859 wurde dort der erste Mensch geboren. 1878 zählte es 25 000 Einwohner und war der Kreuzungspunkt mehrerer Eisenbahnen. Es besitzt mehr Banken, Schulen und Zeitungen, als manche europäische Residenz; überall trifft man auf Pferdebahnen, und die Luft durchkreuzt nach allen Richtungen ein Netz von Telegraphen- und Telephondrähten. Sicherlich ist der Komfort nur in wenigen unserer großen Städte so vortrefflich organisirt, als in Denver, dieser in einer Wüste verlorenen Stadt, deren Holzhäuser und stellenweise noch ungepflasterten Straßen ihren jungen Ursprung verrathen.

Auf den ersten Blick fühlt man sich in eine neue Welt versetzt: Wäschereien mit chinesischen Aufschriften, Bergwerksarbeiter in Anzügen aus starker brauner Leinewand, zahlreiche berittene Trapper, den Karabiner umgehängt und den Revolver im Gürtel, geben der Stadt ihr ganz besonderes Aussehen, das sich durch die Mischung wilden und civilisirten Lebens charakterisirt. Die Unterhaltung dreht sich nur um Bergwerke und Erze: so viel Unzen Silber, so viel Procent Blei, Zink oder Zinn auf die Tonne. Man wechselt mit dem ersten besten keine zehn Worte, ohne daß es sich um gekaufte oder verkaufte Aktien und Antheilscheine von Bergwerken handelt. Laveleye hätte binnen zwei Tagen an 50 Bergwerken kaufen können, die alle ihm angeblich Millionen gebracht hätten. Ja, ein geschickter Industrieller bot ihm umsonst die Konzession eines Erzlagers, das 60 Proc. Blei und 100 Unzen Silber auf die Tonne erhielt, ein Vermögen für europäische Verhältnisse; freilich stellte er als Bedingung den Bau einer Straße von der Grube zur Eisenbahn. Wie dem aber auch sei, so viel erscheint Laveleye sicher, daß Jedermann, der eine gehörige Dosis guten Willens und Lust besitzt, mehrere Jahre lang angestrengt zu arbeiten, noch heutigen Tags in den Weststaaten rasch sein Glück machen kann. Woher es kommt, daß so wenige Menschen dieses Ziel erreichen? Einfach, weil fast alle den sichern, aber längern Weg verschmähen und den direkten, aber gefährlichen vorziehen. Jeder sagt sich: „Mein Nachbar hat eine „Bonanza“ gefunden und ist in wenigen Tagen reich geworden. Warum soll ich Jahre warten?“ Aber Bonanzas finden sich nicht alle Tage, und diejenigen, welchen sie das Glück zuspielte, verschleuderten sie meistens in der Einbildung, daß der Zufall ihnen

immer neue Schätze in den Schoß werfen würde. Comſtock, der Entdecker jener berühmten Ader, die ſeinen Namen trägt und die ſchon über eine Milliarde abgeworfen hat, nahm ſich im Elend ſelbſt das Leben.

Mit allen nöthigen Auskünften verſehen, reiſte Laveleye auf der Fairplayroute nach Leadville, anfangs auf der Eiſenbahn. Dieſelbe folgt zunächſt einem Waſſerlaufe, der ruhig die leicht gewellte Ebene durchſtrömt, auf welcher Denver liegt. In der Ferne erheben ſich die Zacken der Felſengebirge, alle, ſelbſt die höchſten nicht ausgenommen, ohne Schnee. Die Amerikaner nennen Colorado die „amerikaniſche Schweiz“ und ſtellen in ihrem Lokalpatriotismus die Felſengebirge über die Alpen. Aber erſteren fehlt, was die Alpen ſo unvergleichlich großartig macht, der Schnee und die Gletſcher. Nirgends ſieht man ſo ſtrahlende, in makelloſem Weiß funkelnde Spitzen, wie die Jungfrau, das Silberhorn oder den Monte Roſa [1]).

Raſch erreicht die Bahn das Gebirge und dringt an einem der dort entſpringenden Flüſſe aufwärts in deſſen Inneres ein. Sofort ändert ſich auch das Ausſehen und der Charakter der Landſchaft: in wenigen Minuten wird man aus der gewellten Ebene in eine tiefe enge Felsſchlucht verſetzt, wo der abenteuernde Geiſt des Pionniers und die Geſchicklichkeit des Ingenieurs alle Kräfte haben daran ſetzen müſſen, um den für die Bahn erforderlichen Platz zu finden. Senkrecht fallen die Felſen in den Fluß ab, deſſen ſcharfe Biegungen und zahlreiche Mäanderwindungen jeden Augenblick neue Bilder darbieten. Mitunter ſcheinen die Wände beiderſeits gleichſam durch einen Schwerthieb von einander getrennt, wie den Rolands zu Ronceval. Der Zug rollt im Grunde des Thales auf einer Bahn dahin, welche zur einen Hälfte dem lebenden Geſtein abgewonnen wurde, zur andern auf Gitterpfahlwerk über dem Waſſer ſchwebt. Die dadurch frei gelegten Schichten, meta-

Denver.

morphiſcher Natur, erſcheinen wie geglüht; ſie zeigen buntſcheckige Färbung, perlgrau mit rothen Streifen durchſetzt, oder mit goldgelben Flecken gemuſtert. Weiterhin ſteigt ein Berg wie eine rieſige mit Fichten bedeckte Pyramide an, prächtig heben ſich die dunkeln Nadeln derſelben vom blauen Himmel ab. Mitten aus dem Grün ragen Felszinnen auf, mittelalterlichen Burgtrümmern ähnlich, und Spitzen, auf denen bizarr geformte Steinblöcke liegen. Dann wieder fährt man mehrere Kilometer weit bei Abhängen vorbei, wo das Feuer gewüthet hat und nur noch einzelne verkohlte Stämme und Stümpfe traurig zum Himmel emporweiſen. Was am Boden liegt, iſt ſchon von Moos und Farrn überwachſen. Ab und zu erweitert ſich auch das Thal und bietet Raum für ein kleines Weizen- oder Maisfeld; an ſolchen Stellen ſtrömt auch der Fluß klar und ruhig zwiſchen Erlengebüſch hin. Von Zeit zu Zeit hält der Zug an einer Sägemühle, oder einer Hütte von Holzhauern; dort kreuzt er ſich mit anderen, welche das geſchlagene Holz in die Ebene hinabführen. Charakteriſtiſch iſt, daß an allen Halteſtellen an

[1]) „Von Denver aus geſehen erſcheinen die Felſengebirge wie ein mächtiger Wall, deſſen Gleichförmigkeit nur wenige vorſpringende Gipfel unterbrechen, der ſchroffe Long's-Peak im Norden und Pike's-Peak mit ſeiner breiten Kuppe im Süden. Der Grundton des Gebirges iſt braun, jener der Steppe im Vordergrunde gelb und das Geſammtbild in Folge deſſen von einer Eintönigkeit, welcher nur die gewaltigen Dimenſionen einen gewiſſen Stolz verleihen. Mit einer unſerer reich gegliederten und durch farbenreichen Vordergrund gehobenen Alpenanſichten kann das Bild ſich in keiner Weiſe meſſen. Was ſchöne Natur anbetrifft, bin ich zwar ein Feind aller Vergleiche, allein hier wird der Beſchauer förmlich zu Vergleichen gedrängt durch die namenloſen Lobhudeleien, welche der Amerikaner aus Nationaleitelkeit dem vielgerühmten Gebirgsblick von Denver angedeihen läßt. Großartig und ſchön zugleich zeigen ſich die Felſengebirge erſt, wenn man ihr Inneres betritt.“ Freiherr Max von Thielmann. Vier Wege durch Amerika S. 78 (vergl. „Globus“ XLI, S. 177).

Schlucht im Felsengebirge.

Digitized by Google

Leute, deren Kleidung deutlich ihren niedern Stand verräth, Zeitungen vertheilt werden; bei jeder Hütte, wo mitten in der Wüſte eine Bretſchneiderfamilie hauſt, wirft der Zugführer einem Kinde, welches durch den Pfiff der Lokomotive benachrichtigt wurde, ein Bündel von allerlei Druckſachen zu. Das iſt die Folge des allgemein verbreiteten Schulunterrichtes, welcher es dem in der Einöde lebenden Pionnier möglich macht, den Ereigniſſen ſeiner Heimath und der ganzen Welt zu folgen.

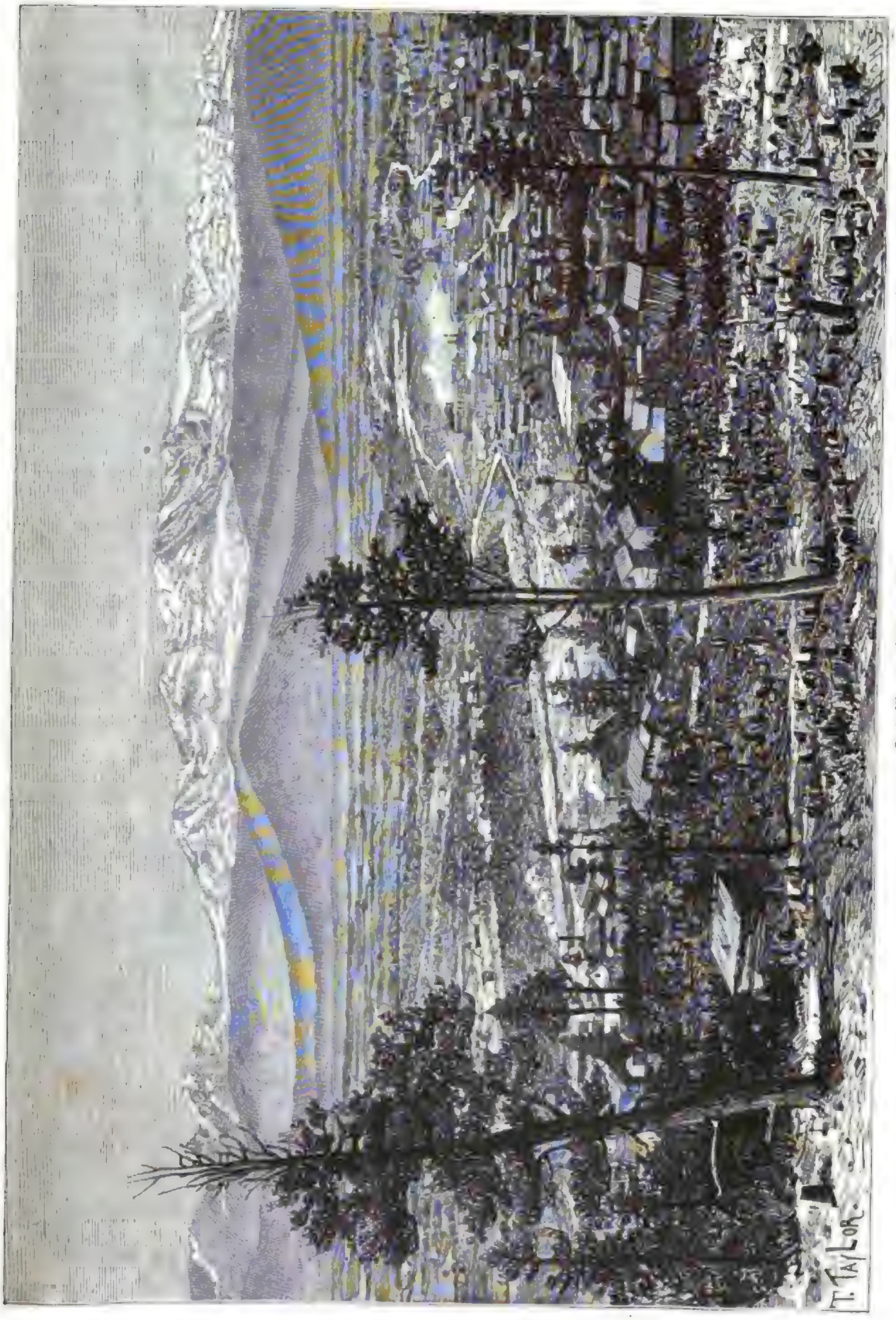
Oft ſind die Krümmungen des Fluſſes ſo ſcharf, und die Kurven der Bahn ſo jäh, daß die Lokomotive langſamer fahren muß, um nicht zu entgleiſen. Doch kommt dergleichen oft vor, und niemand erſchreckt dabei; alles ſteigt aus; vor die Räder des entgleiſten Wagens wird ein Geräth in Geſtalt einer geneigten Ebene geſtellt, auf welches derſelbe, von der Lokomotive gezogen, hinaufrollt und wieder in die Schienen gelangt.

Die Bahn erreichte damals anderthalb Tage Wagenfahrt vor Leadville ihren „Terminus“, ein kleines proviſoriſches Dorf, wo zumeiſt Arbeiter hauſten, die an dem Bau einer Seitenlinie beſchäftigt waren. An Stelle der Lokomotive trat die „stage coach“, ein alter vorſintfluthlicher Kaſten, der hoch in ſtarken Riemen von rohem Leder hing und je nach der Beſchaffenheit des Weges von vier bis ſechs Pferden gezogen wurde. Der Weg aber war nur ein breiter Pfad im Walde, der alle Hinderniſſe direkt kreuzte. Bald geht es aufwärts auf ſcharfe Bergrücken hinauf, bald herab im tollſten Jagen in eine Thalſchlucht, deren Gewäſſer auf einer Brücke aus kaum behauenen Baumſtämmen überſchritten werden muß. Zuweilen geht es über Stellen dahin, wo die Stümpfe der umgehauenen Bäume noch einen Fuß über dem Erdboden aufragen; dann wieder einen ſo ſteilen Abhang hinab, daß der Wagen eine höchſt bedenkliche Neigung nach vorn annimmt. Den erſten Pferdewechſel benutzten Laveleye's Reiſegenoſſen, den Whisky der Station zu koſten, bis ein kräftiges „Hallooh, Cap!“ zum Wiedereinſteigen aufforderte. Namentlich in den Weſtſtaaten wird der erſte Beſte, deſſen Namen man nicht kennt, wenn er nicht offenbar ein Hand-

Der South Park.

werker oder ein Geiſtlicher iſt, mit „Cap“ (d. i. Kapitän) angeredet — obwohl kein Volk weniger zum Militarismus neigt, als die Bewohner der Vereinigten Staaten. Als Laveleye in Chicago vergeſſen hatte, ſich im Gaſthofe als Ingenieur zu bezeichnen, paradirte er am nächſten Tage als „Oberſt“ de Laveleye in der Fremdenliſte. In Colorado iſt jeder Bergwerksbeſitzer General und jeder Werkführer Kapitän. In Denver war Laveleye wohl zehn Generälen vorgeſtellt worden, von denen gewiß kein einziger jemals, ſelbſt nicht während des Seceſſionskrieges, dem Heere angehört hatte. Man erzählt ſich in dieſer Hinſicht folgende Anekdote. Ein Mann plauderte mit dem Beſitzer eines Kaffeehauſes und wurde von demſelben gefragt, welchen Grad er im Heere der Konföderirten eingenommen. „Ich war gemeiner Soldat,“ lautete die Antwort. „Gemeiner Soldat!“ rief der Wirth, „wahrhaftig, Sie ſind der erſte Gemeine, den ich ſehe. Ich muß Ihnen eine gute Flaſche poniren wegen der Seltenheit.“ Während der drei Wochen, welche Laveleye in Colorado zubrachte, iſt er ſtets Kapitän oder General geweſen.

Noch vor Anbruch der Nacht ſollten die ſchlimmſten Stellen des Weges überwunden und der Anfang des South Park erreicht ſein; als aber die Dämmerung begann, war letzterer noch eine Stunde Weges entfernt. Die „Parks“, deren es drei wichtige in dieſer Gegend giebt, der South Park, Middle Park und North Park, ſind eine charakteriſtiſche Erſcheinung in dieſem Theile der Rocky Mountains. „Man verſteht hierunter in den Felſengebirgen ein von höheren Bergzügen eingeſchloſſenes Gebiet, welches in ſich jedoch keineswegs eben zu ſein pflegt, ſondern vielmehr in allen Richtungen von niedrigeren Quer- und Nebenketten durchſchnitten wird. Die Grenzen dieſer Parks nach oben bilden die waſſerſcheidenden Gebirgszüge, nach unten laſſen ſie ſich nicht genau beſtimmen, da die ganze Bezeichnung im Munde der wenigen Anſiedler eine ſehr wandelbare iſt“ (v. Thielmann, a. a. O. S. 85). Der South Park begreift nicht weniger als 5000 qkm, mißt 100 km in der Länge und 50 in der Breite. Er iſt von dichtem Graſe bedeckt und arm an Wild, da die Indianer, welche dort den ganzen Sommer zubringen, faſt das ganze Thierleben ausgerottet haben. Im Middle Park iſt noch mehr vorhanden, namentlich im weſtlichen Theile deſſelben, und der



Leadville von Süden gesehen.

Digitized by Google

ſchwerer zugängliche North Park iſt reich an Wapiti und Blacktailhirſchen und beherbergt auch Bären, Vielfraß, Puma und Wildſchafe.

Hätte die Kutſche während der Dämmerung die letzte Schlucht paſſirt und den Park erreicht, ſo wäre man auch in völliger Dunkelheit noch raſch vorwärts gekommen. So aber verließ der Kutſcher, welcher der Flaſche zu viel zugeſprochen hatte, erſt nach Sonnenuntergang die letzte Station; bei einem mächtigen Lagerfeuer, um welches ein Trupp Fuhrleute lagerte, ſcheuten die Pferde, am Wagen zerbrach etwas, mußte nothdürftig geflickt werden und erſt gegen 9 Uhr wurde der South Park erreicht, wo die Thiere ruhig dahintraben konnten. Um 2 Uhr Nachts langte man in Fairplay an, einem frühern Lager von Goldgräbern mitten im South Park. Damals war dort eine kleine Stadt entſtanden; jetzt lebten da kaum 200 bis 300 Menſchen. In goldhaltigen Gebieten findet man überall Ruinen von ſolchen Städten, welche es nicht über einige Jahre Lebensdauer gebracht haben.

Am nächſten Morgen ging die Fahrt über den 12 500 Fuß hohen Hamilton-Paß hinüber in das Thal des obern Arkanſas, an deſſen einem Zufluſſe Leadville liegt. Obwohl der Paß nicht bedeutend hinter der „Jungfrau“ an Höhe zurück bleibt, finden ſich doch nahe ſeiner höchſten Erhebung noch Bäume. Die Schneegrenze liegt hier überall viel höher, als in der Schweiz, wahrſcheinlich in Folge der großen Trockenheit der Luft. Die Vegetation ſteigt bis 11600 Fuß an; Leadville, 10230 Fuß hoch, liegt in einem Fichtenwalde und die Parks, wo treffliches Gras wächſt, und ſelbſt Getreide gebaut wird, haben eine mittlere Höhe von 9500 Fuß. In der Schweiz dagegen reicht der Schnee bis gegen 7000 Fuß hinab.

Den letzten, ſehr rauhen Abſtieg legte Laveleye zu Fuß zurück; den Genuß ſich die Beine zu vertreten begriffen ſeine Reiſegefährten, meiſt Bergwerksarbeiter, nicht, und ſie fragten ihn, ob er etwa Fußgänger von Profeſſion ſei. Unterwegs überholte man eine Schar Ochſen und Maulthiere, welche Lebensmittel und Geräthe nach Leadville ſchafften. Solche Karawanen brauchen bis dahin nicht weniger als ſechs Tage von der nächſten Eiſenbahnſtation, und mindeſtens ebenſo viel, um mit Erz beladen letztere zu erreichen, zuſammen alſo 13 bis 14 Tage. Wie reich müſſen die Minen ſein, um ſolche Koſten zu tragen! Doch ſind ſchon zwei oder drei Bahnen im Bau, die ſich anfangs einen heftigen Tarifkrieg machen werden; in zwei bis drei Jahren werden die Aktionäre der neuen Bahnen abwechſelnd ruinirt und ſteinreich werden [1]). Einſtweilen aber trifft man noch auf Schritt und Tritt auf Gerippe und Leichen gefallener Laſtthiere. Auf der letzten Station ſtiegen zwei Mädchen in die Poſtkutſche, ein ſeltenes Ereigniß in dieſer Gegend, wo ſich das weibliche zum männlichen Geſchlechte wie 1 : 500 verhält. Dann hinab ins Thal des Arkanſas und daſſelbe drei Stunden lang aufwärts bis Leadville, wo der California Gulch in den Hauptfluß endet.

Wie bei allen Bergwerksorten verkündigt ſich die Nähe von Leadville durch die völlige Abweſenheit von Bäumen. Ein ganzer Wald iſt verbraucht worden, um die junge Stadt aufzubauen, und ſo weit das Auge reicht, ſieht man Baumſtümpfe, welche zwei bis drei Fuß über dem Boden abgehauen worden ſind. Nur das niedrige Gebüſch blieb verſchont und verbirgt die neuen Häuſer dem Auge. Zuerſt erblickt man Hütten aus Zweigen und Lehm; dort hauſen die zuletzt Angekommenen, die ruinirten Bergwerksarbeiter und ſonſtigen Unglücklichen. Dann folgen mehrere „corrals“, große Vierecke, welche auf zwei Seiten von Palliſaden aus Tannenſtämmen, hinten durch Ställe und vorn durch Schuppen für die Menſchen umgrenzt ſind; drinnen ſtehen Wagen und irren Zugthiere umher. Das Ganze erinnert an Mexiko und Südamerika.

Endlich iſt die Stadt ſelbſt erreicht; in der Hauptſache beſteht ſie (oder beſſer beſtand ſie im Jahre 1878 [1]) nur aus einer breiten, etwa 1000 m langen Straße aus Holzhäuſern, meiſt mit Veranden, welche den Bürgerſteig überragen und zu beiden Seiten eine Art gedeckten Ganges bilden, der gegen Regen und Sonne ſchützt. Von den Balkonen hängen Schilder aller Art in ſchreienden Farben und mit rieſigen Lettern herab und machen ſich einander die Aufmerkſamkeit des Publikums ſtreitig. Es iſt die amerikaniſche Reklame in ihrer ganzen Gewaltſamkeit, in Verbindung mit jenem ſonderbaren geſellſchaftlichen Zuſtande, wo aus der primitiven Barbarei ſchon Elemente der vorgeſchrittenſten Civiliſation ſich hervorheben. In ſcharfem Galoppe hält der Kutſcher ſeinen Einzug in die Stadt; aber ſchon im Vorüberfliegen bemerkte Laveleye einen Laden voller nouveautés, eine Zeitungsredaktion, zwei Gaſthöfe und eine Anzahl „bars“, deren mehrere ſich als Konzertkaffeehäuſer ankündigten, eine Species, welche ſich über die ganze Welt zu verbreiten anfängt. Das Gaſthaus, wo der Reiſende abſtieg, wies eine ſonderbare Miſchung von gewöhnlichſten Gebrauchsgegenſtänden und von europäiſchem Luxus auf. Keine Teppiche, die man ſonſt in Amerika überall findet; als Waſchtiſch ein roher Holztiſch, Decken von grober Wolle, aber ein prachtvolles Bett aus polirtem Nußbaumholz und ein Kleiderſchrank mit Spiegel, der im Aſtor House in New York hätte paradiren können. Derſelbe Zuſtand unten im Speiſeſaale, wo nur Bergleute als Gäſte zu finden waren und ihre ſtereotypen Geſpräche über Gruben und Erze führten; rohe Holzwände, kein Tiſchtuch, dreibeinige Seſſel, gewöhnliches Geſchirr neben geſchliffenen Kryſtallgläſern und höchſt eleganten Meſſern mit Elfenbeingriffen.

[1]) Jetzt iſt Leadville mit Denver durch eine den South Park kreuzende ſchmalſpurige Bahn verbunden, ſ. Sartorius von Waltershauſen „Eine junge Stadt in dem Felſengebirge Colorados.“ Allgemeine Zeitung, 10. April 1882, Beilage.

[1]) Jetzt zählt ſie mit den ſie umgebenden Anſiedelungen nach Sartorius von Waltershauſen a. a. O. etwa 20 000 Einwohner, zwei Haupt- und eine Anzahl Querſtraßen, mehrere große Hotels, ein geräumiges Poſtgebäude, eine City hall u. ſ. w.

Die Erſteigung des Vulkans Apo auf Mindanao durch Dr. A. Schadenberg und Dr. O. Koch.

[Nach dem „Diario de Manila“ [1]).]

Von Prof. **F. Blumentritt.**

Den erſten Verſuch den Vulkan Apo zu erſteigen unternahm der Gouverneur des Diſtrikts Davao, Don Joſé Oyanguren, im J. 1859. Er rüſtete einen förmlichen Heereszug aus, denn ihn begleiteten zwei Offiziere, 20 Soldaten, 30 deportirte Catalanen und 13 Bagobos, es hatten ſich ihm auch zwei Private (Spanier?) angeſchloſſen. Die Expedition brach von Davao auf und ſtieg das Thal des Rio Tagulaya oder Sibulan bergan. Oyanguren ſah ſich bald genöthigt von ſeinem Vorhaben abzuſtehen und nach Davao zurückzukehren, zwanzig von den Mitgliedern der Expedition erlagen den Mühſeligkeiten des Marſches, ſie ſtarben wenige Tage nach der Heimkehr.

Nach einem Zeitraume von 11 Jahren erneuerte der Commodore der im Golfe von Davao ſtationirten Kriegsſchiffe, Hr. Real, den Verſuch, aber ebenſo vergeblich, wie ſein Vorgänger. Erſt dem franzöſiſchen Reiſenden Dr. Montano und dem Diſtriktsgouverneur Rajal gelang das Unternehmen. Rajal knüpfte mit den am Fuße des Vulkanes wohnenden Bagobos Unterhandlungen an, um ſich ihrer Unterſtützung und der Stellung von Führern und Laſtträgern zu ſichern. Der Bericht über dieſe Expedition iſt bereits von Dr. Montano veröffentlicht worden (Bulletin de la Soc. de Géogr. 1881, Juin, p. 552 seq., vgl. Globus XL, S. 144), es genügt daher zu erwähnen, daß es dem Dr. Montano und dem Herrn Martinez gelang, im Oktober 1880 die nordöſtliche Spitze des Berges zu erſteigen, deſſen Höhe mit 3130 m angegeben wurde.

Die deutſchen Doktoren A. Schadenberg und O. Koch, welche ſeit Spätherbſt 1881 in Davao verweilen, unternahmen am 20. Februar l. J. den zweiten Verſuch, den Vulkan zu erſteigen. Sie brachen von dem Dorfe Sibulan auf, welches nordnordöſtlich vom Vulkane liegt. Sieben Bagobos begleiteten ſie als Laſtträger, welche auf dem Marſche ſich durch Geſang ermunterten. Man überſchritt hierauf den Rio Baracatan auf einer Bambu-Brücke. In dem Dorfe Vitil wurde Halt gemacht, um ein Individuum näher zu unterſuchen, welches als Hermaphrodit gilt; es war wie ein Weib gekleidet, ſeine Stimme war grob, die Bagobos nannten es Capitan (Häuptling). Man wandte ſich dann gegen Weſten und durchwatete den Rio Balangan, einen Nebenfluß des ſchon erwähnten Tagulaya oder Sibulan. Von da an begannen dem Weitermarſche ſich große Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Zum Glücke war, als man um 2 Uhr an den Tagulaya ſelbſt gelangte, noch die Brücke vorhanden, welche im Jahre 1880 von Rajal über den Fluß geſchlagen worden war. Nach kurzer Raſt brachen Schadenberg und Koch in weſtlicher Richtung auf und erſtiegen auf dieſem Wege einen koniſch geformten Berg von 2000 (ſpaniſchen?) Fuß Höhe. Beim Herabſtiege trafen ſie den Rio Balacio; dieſer fließt von Süden nach Norden und ergießt ſich weiter unten in den Tagulaya. Die im Bette des Balacio liegenden großen Felsblöcke ermöglichten einen leichten Uebergang. Nach Erſteigung einer niedrigen Waſſerſcheide kamen die Reiſenden um $4^1/_2$ Uhr zu einem zweiten Nebenfluß des Tagulaya, dem Rio Berurin, ſeine Richtung iſt von Südoſt gegen Nordweſt. Seine Tiefe ermöglichte den Uebergang nur durch Schwimmen, was trotz der reißenden Strömung glücklich ablief. Man befand ſich nunmehr am Fuße des Vulkans, deſſen Abhänge zu erſteigen waren. Ein dichter Nebel verſchleierte die Landſchaft und durchnäßte die Kleider der Bergſteiger. Man marſchirte jetzt parallel dem Tagulaya und zwar ſo, daß der Fluß, der in der Tiefe ſchnell dahinfloß, zur rechten Hand blieb. Um 5 Uhr 45 Min. war der Tagemarſch zu Ende, man machte im Bagobo-Dorfe Tagodeia Halt. Dieſes liegt circa 1000 m hoch, hundert Fuß tiefer fließt der Tagulaya, der hier Sibuan heißt, vorbei. Die Bagobos räumten den Reiſenden das geräumigſte der zwölf Häuſer ein, welche die Niederlaſſung bilden, und bewirtheten ſie mit Álac (Reisbranntwein) und anderen Erfriſchungen. Die Bagobos drängten ſich um die Weißen, wohnten ihrem frugalen Nachteſſen bei und umſchwärmten ſie mit ihrer gutmüthigen Zudringlichkeit, bis ſie von den der Nachtruhe bedürftigen Reiſenden freundſchaftlich hinausgewieſen wurden. Die Nacht war bitterkalt und windig.

Um 5 Uhr 30 Min. Morgens erhoben ſich die deutſchen Reiſenden und nahmen ein Bad in dem ſehr kalten Waſſer des Tagulaya, der Himmel war heiter, die Temperatur kühl (13° C. um 6 Uhr Morgens). Um 9 Uhr wurde aufgebrochen und zwar in nordweſtlicher Richtung, der Tagulaya floß dreihundert Meter tiefer mit reißender Schnelligkeit. Die durch drei Bagobos von Tagodeia verſtärkte Expedition gelangte um 10 Uhr zur letzten Hütte, welche zum Dorfe Tagodeia gehörte. Von hier aus genoſſen ſie eine herrliche Ausſicht auf die Oſtküſte des Buſens von Davao und die in demſelben liegende Inſel Samal und Talicut, ſowie auf Davao ſelbſt. Dieſe Hütte liegt 1150 m über dem Meeresſpiegel.

$2^1/_2$ Stunden ging der Weg durch dichten Urwald, in welchem man auf Bäume von 100 Fuß Höhe und auf Farnkräuter bis zu 30 Fuß Höhe oder Länge ſtieß. Um 1 Uhr langte die Expedition an den Ufern des Uaig-mainit an, der Name des Fluſſes, der hier 1320 m hoch liegt, bedeutet in der Bagobo-Sprache „Warmes Waſſer“; an der Stelle, wo Schadenberg und Koch ſich befanden, war das Waſſer nur lauwarm, im Oberlaufe aber ſollte nach den Angaben der Bagobos die Waſſerwärme eine intenſivere ſein. Man findet hier eine Varietät des Kampherbaumes, beim weitern Aufſtieg begann aber die Vegetation einen andern Charakter anzunehmen: die hohen Bäume fehlten, ebenſo begannen die Laurineen, die man noch an den Ufern des Uaig-mainit getroffen hatte, zu verſchwinden, dagegen zeigten ſich Farnkräuter in großer Fülle, ſowie Exemplare von Abies-Species und einzelne Species von Dracaena.

[1]) Cartas de Davao. El volcan Apo segun los naturalistas alemanes Alex Schadenberg y Otto Koch (im XXXIV. Jahrgang Nr. 88 und 89).

Alles triefte von Näſſe und wies an Bäumen und Steinen die Spuren der Regenzeit auf, Stämme und Geſtein waren alle mit Moos bedeckt. Man drang dann in einen förmlichen Wald von Farnkräutern ein. Um 3 Uhr erreichten die Reiſenden den Rio Siriban, einen Nebenfluß des Tagulaya. Der Lauf des Fluſſes iſt durch das Terrain ſo verdeckt, daß man ihn erſt auffand, als man in die unmittelbare Nähe deſſelben kam. Im Bette des Siriban lagen große Stücke Schwefel, Lavablöcke und andere Auswurfsſtoffe des Vulkans. Eine Zeitlang maſchirte die Expedition im leeren Flußbette, doch bald ſtieß man auf fließendes Waſſer, das aber ſeines Gehaltes an Schwefelſäure und Schwefelwaſſerſtoff wegen nicht zu trinken war. Die Vegetation an den Ufern des Siriban war gänzlich erſtorben, das Moos an den Steinen hatte eine ſchwefelgelbe Farbe angenommen.

Um 4 Uhr gelangten die Reiſenden wieder zu einem ſchönen Ausſichtspunkte; vor ihnen präſentirte ſich der Apo mit ſeinen zahlreichen Solfataren, denen Dampfwolken entſtiegen. Auch der gänzlich veränderte Charakter der Vegetation feſſelte die Aufmerkſamkeit der deutſchen Forſcher. Die Farnkräuter waren verſchwunden, dagegen zeigten ſich Rhododendren, die mitunter 20 Fuß hoch waren, und zahlreiche, verſchiedenen Species angehörige Myrtaceen, die eine Höhe bis zu 50 Fuß erreichten. Alles ſtand in Blüthe. Nicht weit vom rechten Ufer des Siriban in einer Höhe von 2060 m über dem Meeresſpiegel wurde das Nachtlager aufgeſchlagen. Die Nacht war ſo bitterkalt [1]), daß von Schlaf wenig zu reden war. Trotz der nordiſchen Morgenfriſche nahm Herr Schadenberg ein Bad im Siriban. Man nahm dann mit den mitgeſchleppten Apparaten den Apo auf. Um 9 Uhr wurde der Weitermarſch angetreten, ein Bagobo blieb aber im Lager zurück, um die durchnäßten Gepäckſtücke zu trocknen. In ſüdlicher Richtung marſchirte man durch einen Wald von blühenden Rhododendren und Myrtaceen, in dem man viel Honig wilder Bienen antraf, eine willkommene Erquickung. Später wurde der Marſch ſehr beſchwerlich; man mußte mit dem Bolo (Waldmeſſer) ſich den Weg durch das dichte Geſtrüpp bahnen. Die Myrtaceen wurden ſpärlicher, dagegen Wachholder ſehr häufig. Man ſtieß einigemal auf Höhlen, in denen ſüßes Waſſer vorhanden war. Dann kam aber ein Gewirr von abgeſtorbenen Farnkräutern und Rhododendren; über einen Kilometer zog ſich der Marſch über dieſes Chaos dahin, man mußte förmlich wie ein Seiltänzer auftreten, Dr. Schadenberg that einmal einen Fehltritt und verſank bis zu den Schultern in Moder. Endlich änderte man die bisher ſüdliche Marſchrichtung und ging gerade aus auf die Bergſpitze zu. Bald wies die Vegetation ein ganz europäiſches Bild auf, keine Rhododendren waren mehr zu erblicken, dagegen nur Wachholder und Vaccinien, darunter erreichte eine (mit ſchwarzen Beeren) eine Höhe von 4 Fuß! Mooſe und Flechten waren häufig. Man befand ſich auf 2420 m Seehöhe.

Um 1 Uhr gelangten Schadenberg und Koch zur erſten Solfatare, die in einer Seehöhe von 2700 m [1]) lag und zwar in einer mächtigen Erdſpalte. Man ſah von hier aus, wie die Berglehne zahlreiche Solfataren aufzuweiſen hatte, ſchweflige Dämpfe wirbelten in die Höhe und der Boden, auf dem die Reiſenden ſtanden, fühlte ſich warm an. An einigen Stellen ſah man Pfützen, in denen klares Waſſer brodelte. Auf dieſer Höhe ſtand ein Erinnerungszeichen der Expedition von 1880, ein Stein mit der Inſchrift „Apo. Unica expedicion Rajal. 1880.“ Der Aufſtieg ging nun leicht und ohne Mühſal von ſtatten, ſo daß man um 1 Uhr 45 Min. bereits die 3150 m hohe nordöſtlichſte Spitze des dreigipfligen Vulkan erreicht hatte. Während Dr. Koch mit photographiſchen Aufnahmen ſich beſchäftigte, erſtieg Dr. Schadenberg den höchſten (ſüdweſtlichen) Gipfel des Apo, deſſen Seehöhe er mittels der Barometermeſſung auf 3300 m beſtimmte. Die Ausſicht war lohnend: ſüdöſtlich von dem Pico, auf welchem Schadenberg ſtand, lag im großen Krater des Vulkans etwa 400 Fuß tiefer ein See mit ziemlicher Waſſermenge, zur Linken des Sees erhob ſich eine natürliche Pyramide von durch den Schwefel gebleichten Felsblöcken, rechts ſtieg die dritte bis jetzt noch unerſtiegene Gipfelſpitze in die Höhe. Der ehemalige Krater iſt im Nordweſten von den drei erwähnten Picos abgeſchloſſen, gegen Südoſten zu aber offen und ohne Wald. Die beſchriebene Felspyramide liegt ſo ziemlich in der Mitte. Schadenberg konnte genau Davao und die im gleichnamigen Golfe gelegenen Inſeln Samal und Talicut unterſcheiden, ebenſo die im Oſten des Golfes gelegenen Landmaſſen. Im Süden ſah Schadenberg das Meer und den erloſchenen Vulkan Matutum, gegen Weſten konnte er ſehr deutlich die großen Seen Buloan und Liguaſin wahrnehmen. Auf dieſer Seite des Apo zeigten zahlreiche aufſteigende Dampfwolken die Exiſtenz von Solfataren an. Der Stand der Sonne hinderte in der Gegend von Cottabató etwas deutlich zu unterſcheiden, dagegen erblickte Dr. Schadenberg in nordnordweſtlicher Richtung am Abhange des Apo einen zweiten See, der aber kleiner als der Kraterſee erſchien und auch viel tiefer lag. Der Horizont wurde im Nordweſten und Norden durch den Monte Parac und dichtbewaldete Berge abgeſchloſſen. Heidelbeerſpecies und Wachholder bildeten die Vegetation. Der Himmel war nur ſchwach bewölkt, eine glückliche Ausnahme von der Regel, denn der Apo iſt gewöhnlich in Wolken gehüllt, auch ſind Regengüſſe häufig. Dr. Schadenberg grub an der höchſten Spitze eine Flaſche, welche einen von der Erſteigung berichtenden Zettel enthielt, bis zum Halſe in den Erdboden und kehrte dann zu Dr. Koch zurück.

Um 3 Uhr 30 Min. begann der Abſtieg und zwar auf einem andern Wege, als man gekommen. Bei einer Solfatare fand Dr. Schadenberg ein circa 10 Pfund ſchweres Stück Schwefel, aus ſchönen Kryſtallen zuſammengeſetzt. Die Bagobos, welche den Vulkan für den Wohnſitz eines böſen Dämons halten, weigerten ſich, das Stück zu tragen, ſo mußte ſich denn Dr. Schadenberg entſchließen, ſich ſelbſt damit zu ſchleppen. Der Boden war ſehr heiß; ſtieß man mit dem Meſſer in die Erde, ſo fuhren Schwefeldämpfe hervor. Der Weg wurde immer mühſeliger; oft glitten die Reiſenden aus oder mußten eine Strecke ſteilen Abhangs herunterkriechen, ſo daß die Kleider zerfetzt wurden und die Haut Kratzwunden erhielt. Gegen Abend langten ſie glücklich in dem Lager an, wo ſie den einen Bagobo zurückgelaſſen hatten. Der Abend war heiter und ſchön, das Thermometer zeigte um 8 Uhr Abends 10° C. Am andern

[1]) Temperaturmeſſungen am 21. Februar:

5 Uhr	40	Minuten	Nachmittags .	15,6°	C.
7 „	30	„	„ .	9,2°	„
8 „	—	„	Abends . .	7,4°	„

Temperaturmeſſungen am 22. Februar.

3 Uhr	—	Minuten	Morgens . .	4,2°	C.
5 „	30	„	„ . .	3,7°	„
5 „	45	„	„ . .	2,4°	„
6 „	—	„	„ . .	3,1°	„
7 „	30	„	„ . .	8,7°	„
9 „	—	„	„ . .	12,7°	„

[1]) Die Expedition von 1880 ermittelte die Seehöhe der erſten Solfatare auf 2400 m.

Morgen, den 23. Februar, um 6 Uhr waren 12,5° C. Wärme und der Himmel ganz klar. Dr. Koch photographirte die Umgegend des Nachtlagers. Mit leeren Mägen brach man auf und langte nach schweren Mühen um 9 Uhr Abends in Sibulan, dem Ausgangspunkte der Expedition, an. Bemerkenswerth ist, daß man am Rio Siriban weite Strecken mit abgestorbener Vegetation fand, in denen sich einzelne Myrtaceen- und Rhododendren-Inseln erhoben.

Der Erfolg dieser Expedition ermuthigte die deutschen Forscher zu einer zweiten Ersteigung. Sie verließen am 16. März Tagodeia um 8 Uhr 45 Min. Morgens und erreichten um 1 Uhr 45 Min. ihr altes Nachtlager am Rio Siriban, die neuerliche Höhenmessung ergab nun 2040 m. Dichter Nebel verschleierte die ganze Landschaft und der Regen floß in Strömen bis 5 Uhr. Das Thermometer zeigte um 6 Uhr Abends 13,8° C. und zwei Stunden später 12,5° C. Die Nacht war heiter. Die Temperatur der Luft wies am 17. um 5 Uhr 45 Min. Morgens 10° C. auf. Die Temperatur des (mitgebrachten?) süßen Wassers betrug um 6 Uhr Morgens 12,5° C. und jene des Flußwassers des Siriban zur selben Zeit 15° C.

Bei bewölktem Himmel brachen Schadenberg und Koch um 8 Uhr Morgens auf und erreichten die erste Solfatare um 10 Uhr 45 Min. Ihre Seehöhe wurde jetzt auf 2680 m bemessen. Sie stiegen zur selben herab um Schwefelproben zu holen und die Quelle des Rio Siriban sich anzusehen. Die Temperatur des Quellwassers betrug 31,2° C.; schweflige Gase stiegen in Blasen empor. Man stieg nun weiter, aber der Regen hatte sich wieder eingestellt und der Nebel war so dicht geworden, daß man kaum auf zehn Schritte weit sehen konnte. Trotzdem gelang es den von Dr. Schadenberg am 22. Februar erstiegenen Pico, dessen Höhe zu 3280 m bestimmt wurde, zu erklimmen. Eine zweite Flasche wurde hier eingegraben; sie enthielt einen Zettel mit den Namen der Bergsteiger und dem Datum der Ersteigung. Das Wetter war abscheulich, Wind und Regen wiesen eine große Heftigkeit auf, die Temperatur war sehr frisch: 5° C. Der Abstieg wurde am westlichen Hange vorgenommen, man stieß hier auf drei Krater, welche früher Seen gebildet haben müssen, fand auch am Grunde derselben etwas Wasser und Schlammboden. Der erste Krater war ringförmig mit einem Durchmesser von 40 m Länge, die beiden anderen besaßen eine oblonge Form, bei beiden letzteren betrug der längere Durchmesser (von Ost gegen West gerichtet) circa 100 m, der kürzere (von Nord gegen Süd gezogene) 20 m. Die beiden oblongen Krater waren nur durch eine wenige Meter hohe Wand von einander getrennt, die Reisenden schätzten die Seehöhe der beiden Kraterbodenflächen auf 3220 m. Schadenberg und Koch wollten dann den See erreichen, den der erstere vom höchsten Pico des Apo aus am 22. Februar erblickt hatte, aber der dichte Nebel sowie der heftige Regen zwangen sie von diesem Vorhaben abzustehen. Aus gleichen Gründen unterblieb die Besteigung des dritten und niedrigsten (westsüdwestlichen) Gipfel des Apo. Koch und Schadenberg sprechen die Ansicht aus, daß man auf den Höhen des Apo an vielen Tagen Eis (am frühen Morgen) antreffen könnte und daß Schneefälle nicht selten eintreten dürften.

Beim Abstiege stießen die deutschen Forscher dicht unter dem höchsten Gipfel auf zwei neue Solfataren und 100 m tiefer sahen sie aus einem Loche geruchlose Wasserdämpfe aufsteigen. Um 6 Uhr langten sie nach beschwerlichem Marsche bei ihrem alten Lagerplatze am Rio Siriban an, wo sie die Nacht zubrachten, doch wurde ihr Schlaf durch das Bellen der verwilderten Hunde gestört, welche an den Abhängen des Apo sehr zahlreich sind und eine solche Verwegenheit aufweisen, daß sie selbst die Bagobos angreifen, wenn diese im Walde nach Honig suchen oder auf dem Jagdpfade streifen. Am 18. März zeigte das Thermometer 13° C. um 6 Uhr Morgens. Der Abstieg erfolgte auf dem alten Wege, um 12 Uhr war die Gesellschaft schon in Tagodeia und um 4 Uhr 30 Min. hatten sie den Ort Sibulan, wo Schadenberg und Koch damals ihren Aufenthalt genommen hatten, erreicht.

Gedebus und Sintren.

Von **E. Metzger.**

Vor etwa zwanzig Jahren befand ich mich in einer damals noch ziemlich wenig besuchten Gegend der Preanger Regentschaften auf Java, mit den Vorarbeiten für die Anlage einer Eisenbahn beschäftigt (die endlich im März dieses Jahres eröffnet ist). Um ganz in der Nähe meiner Arbeit zu sein, hatte ich mein Lager in einem kleinen Dorfe aufgeschlagen, welches so ziemlich im Mittelpunkt der mir zugewiesenen Strecke gelegen war. Mehr als eine Meile von mir entfernt wohnten zwei Gutsbesitzer, mit denen ich gute Nachbarschaft hielt; gleichwohl sahen wir einander nur gelegentlich, denn über Tag hatte jeder von uns seine eigene Arbeit, die wohl einmal eine zufällige Begegnung herbeiführte, aber doch nur selten Gelegenheit zu längerm Verweilen gab, und Abends waren wir zu müde, um noch aufs Pferd zu steigen, Besuche zu machen und in tiefer Nacht auf ziemlich schwierigen Bergwegen nach Hause zurückzukehren. Unter diesen Umständen war es mir sehr lieb, daß der Häuptling des Distrikts — Wedhono oder Wedana ist sein Titel (was „Stirn“ bedeutet) —, der auch in meiner Nähe wohnte und der sehr viel Vergnügen an meinem Umgang zu finden schien, mich häufig Abends besuchte und manchmal bis spät in die Nacht bei mir verweilte. Ich gebrauchte eben den Ausdruck „Häuptling“. Damit dieses Wort nicht die Erinnerung an irgend welchen Mohikaner oder Irokesen erweckt, will ich, obwohl es dem Gegenstand, mit dem sich diese Zeilen beschäftigen, vollkommen fremd ist, dem weniger mit Java bekannten Leser anzudeuten suchen, in welcher Art er sich einen solchen Häuptling eigentlich vorzustellen hat.

In der Zeit, von der ich spreche, waren die meisten derselben von altem Blute oder behaupteten wenigstens es zu sein. Mit wenigen Ausnahmen führten sie einen Geburtstitel und waren, wenn auch nicht sehr unterrichtete, doch meist sehr scharfsinnige Männer. Wenn man berücksichtigt, daß die eigentlichen Volkssprachen von Java (sundanesisch, javanisch und maduresisch) je drei mehr oder weniger verschiedene Ausdrucksweisen (niedrige, mittlere und hohe Sprache) besitzen, die neben- und durcheinander gebraucht werden je nach der Stellung der Personen, welche mit einander sprechen oder über die gesprochen wird — eine

Schwierigkeit, von welcher ſich ſelbſt der keine Vorſtellung machen kann, der ſich mit dem Gebrauch von tu, voi und lei im Italieniſchen recht vertraut gemacht hat, da in den Landesſprachen Javas für viele Ausdrücke in jeder der drei Klaſſen beſondere Wörter beſtehen —, daß außerdem jeder eingeborene Häuptling oder Beamte die malaiſche Sprache, das Mittel für den gewöhnlichen Verkehr, kennen muß, daß viele derſelben Holländiſch wenigſtens einigermaßen verſtehen, ſo wird man gern zugeben, daß wenn auch in jenen Tagen ihre formelle Bildung, zu deren Erwerbung die Gelegenheit manchmal fehlte, oft viel zu wünſchen übrig ließ, doch der Geiſt ſchon durch die Erwerbung der nöthigen Sprachkenntniſſe — und die Etikette für den Gebrauch der hohen, mittlern und niedern Sprache iſt ſehr ſtreng — ziemlich viel „Hirngymnaſtik“ geübt hatte, mehr vielleicht, als ſehr viele Europäer, welche mit ſolchen Leuten in Berührung kommen, anzunehmen geneigt ſind. Gewöhnlich ſchickten die eingeborenen Beamten mittlern Ranges, welche eine Ehre darin ſuchten, ihren Sprößlingen einen einigermaßen europäiſchen Schliff zu geben, ihre Söhne im Alter von 8 bis 12 Jahren, auch wohl früher und ſpäter, in das Haus eines Europäers, am liebſten eines Beamten, mit dem ſie auf gutem Fuß ſtanden. Der Junge wuchs da auf einigermaßen gleichem Fuße mit den Kindern des Hauſes auf, lernte wohl mit ihnen, beſuchte auch manchmal eine Schule; wurde er älter, ſo verrichtete er allerlei Dienſtleiſtungen; dafür aber ſah er, wie es in einem europäiſchen Haushalt zuging und lernte ſich an den Umgang mit Europäern gewöhnen. Später trat er womöglich als Schreiber bei einem Beamten ein, gewann ſo einen Einblick in die Verwaltung, kam, wenn er ſich Freunde erworben hatte, in eine Stellung als Beamter und rückte je nach Umſtänden weiter vor. Eine ſolche Erziehung hatte denn auch mein Nachbar genoſſen und er hatte eine große Vorliebe für alles Europäiſche und einen ungeheuren Wiſſensdurſt, der manchmal ſelbſt unbequem werden konnte, aus der Zeit ſeines Aufenthalts in einem europäiſchen Hauſe mitgebracht. Nachdem wir erſt einmal mit einander etwas vertraut geworden waren, brachte er, wie geſagt, viele Stunden bei mir zu und quälte mich mit allerlei Fragen, wogegen ich ihm dies mit Zinſen heimzahlte und viel von ihm über Land und Leute lernte.

Meine Wohnung war nicht ſehr anlockend; ich hatte mir ein gewöhnliches Wohnhaus eines Eingeborenen — es hatte übrigens Holzwände, ein Luxus, den man ziemlich oft in den Preanger Regentſchaften findet — etwas ausbeſſern laſſen; farbige Leinwand bildete die Decke, damit mir nicht etwa eines Abends ein Gekko (Platydactylus guttatus), deren eine Anzahl im Dachſtuhl hauſte, auf den Kopf fiel; ebenſo waren die Seitenwände mit ähnlichen Tüchern geſchmückt und durch Vorhänge zu beiden Seiten des Eingangs zwei Zimmer hergeſtellt worden, welchen ich verſucht hatte durch wenige, größtentheils aus Bambu verfertigte Möbel ein etwas häusliches Anſehen zu geben. Der Mittelraum war eigentlich ein Durchgang zwiſchen der Küche und der offenen Veranda; letztere diente — bei gutem Wetter wenigſtens — zu jeglicher häuslichen und wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung. Da wurde gegeſſen und gezeichnet, ſtudirt und Toilette gemacht, wenn nicht etwa in der Weſtmouſſon der Wind den ſtrömenden Regen hinein peitſchte. Der Flur, der ſich, wie es im weſtlichen Java allgemein üblich iſt, einige Fuß über den Erdboden erhob, beſtand aus Bambu; nämlich zunächſt aus einigen mit Zwiſchenräumen liegenden ganzen Bambus, welche die Stelle der Balken vertraten, darüber ein Flechtwerk aus geſpaltenem Bambu anſtatt der Bretter. Daß es bei einer ſolchen Zuſammenſetzung des Gebäudes einiger Uebung bedurfte um Tiſche und Stühle ſo aufzuſtellen, daß ſie auf den durchlaufenden Bambus ruhten, iſt leicht erſichtlich, und dies war nothwendig, wenn man vermeiden wollte plötzlich ein Stuhlbein durch den geflochtenen Flur hinſchießen oder den gedeckten Tiſch in ſtürmiſches Schwanken gerathen zu ſehen. In dieſem Raum nun ſaßen wir eines Abends; unſer einfaches Eſſen war eben abgelaufen und das Gefolge des Wedana that ſich mit meinen Leuten an den Reſten des Mahls gütlich; da kam der Tjamat (ein Häuptling, der unter dem Wedana ſteht), der in meinem Dorfe wohnte, ließ ſich vor der Veranda auf einer für dieſen Zweck da bereit liegenden Matte nieder, brachte die zuſammengelegten Hände zum Gruß an die Stirn und rauchte, in der Erwartung, daß der Wedana, der ſich noch mit mir unterhielt, ihn anreden würde, ſeine Cigarette weiter [1]).

Nachdem ich eine kurze Pauſe im Geſpräch hatte eintreten laſſen und der Wedana auf die Gegenwart ſeines Untergebenen aufmerkſam geworden war, entſpann ſich zwiſchen beiden eine kurze Unterhaltung, von der ich — ich befand mich erſt ſeit wenigen Monaten in den Sundadiſtrikten — kein Wort verſtand. Dann fragte mich der Wedana: „Wünſcht der Herr das Gedebusſpiel zu ſehen?“ Natürlich ging es mir ebenſo, wie es wohl dem größten Theil meiner Leſer gehen dürfte; ich wußte nicht, was das war. Nach einigen Mißverſtändniſſen wurde mir die Sache deutlich gemacht und will ich die erhaltene Belehrung in den folgenden Worten zuſammenfaſſen: „Die „Gedebus“ ſind fromme Diener des Propheten, die durch Reinigung, Faſten und Gebet, namentlich aber durch das Gebet eines frommen Mannes gar wunderbare Eigenſchaften erlangen. Kein Eiſen verwundet ſie, kein Feuer brennt ſie, kein Strick iſt im Stande ſie zu binden. Sie zeigen ihre Kunſt nur um den Ruhm Allahs und ſeiner Propheten zu erhöhen und zu dieſem Zweck wandern ſie umher, um die Herzen der Gläubigen zu ſtärken und die Ungläubigen zum Glauben zu erwecken, nehmen aber keine Bezahlung an.“ Die Truppe, welche uns eine Vorſtellung geben wollte, lebte ganz in meiner Nähe als eine Art religiöſer Gemeinſchaft; ſoweit der Wedana wußte, gab es nur wenige derſelben und zwar nur in den Sundalanden; ich ſelbſt habe ſie weder vorher noch nachher wieder in gleicher Form angetroffen und auch nur einige wenige Notizen über ſie gefunden, die ich weiter unten mittheilen will; zunächſt gehe ich zu der Beſchreibung des merkwürdigen Schauſpiels über, welches mir geboten wurde, nachdem ich die Erlaubniß zur Aufführung deſſelben gegeben hatte.

Einer nach dem andern traten einige Leute in der gewöhnlichen Tracht der Eingeborenen der Sundaländer ein, einige von ihnen trugen allerlei Geräthſchaften in der Hand; ihnen folgte ein älterer Mann, der das Zeichen eines Hadji (Mekkapilgers), ein in der Art der Türken um den Kopf geſchlungenes Kopftuch [2]), trug; in der Hand hatte er zwei kupferne Gefäße. Er trat beſcheiden auf uns zu, begrüßte uns und erbat die Erlaubniß mit ſeinen Genoſſen einige Uebungen in meinem Hauſe vornehmen zu dürfen. Nachdem dies alles abgemacht war, erſuchte ich ihn mit ſeinen Gefährten Platz zu nehmen. Er ließ ſich an einer Seite der Veranda nieder, auf einer Matte, die ich hatte hinlegen laſſen; er erbat ſich etwas gekochten Reis

[1]) Ich erwähne abſichtlich dieſe den Sundaneſen eigenthümliche Gewohnheit in Gegenwart von Höherſtehenden und ſelbſt im Geſpräch mit ihnen unaufgefordert weiter zu rauchen.

[2]) Alle männlichen Eingeborenen von Java tragen es immer, aber in ſehr verſchiedener Art, nur Hadjis in der Form eines Turban.

und reines Waſſer aus dem Fluß, womit er die mitgebrachten Gefäße füllte; den Reis ſtellte er etwas links, das Waſſer gerade vor ſich hin. Rechtwinklig zu ihm, an der andern Wand der Veranda, den Zuſchauern gegenüber, ſaßen drei ſeiner Begleiter, jeder mit der Kendang (einer Art Trommel) vor ſich; ihm gegenüber die drei Perſonen, welche beſtimmt waren ihre Kunſt zu zeigen, alle mit geſenktem Kopf ohne ſich viel umzuſehen. Bei ihrem Eintreten hatten ſie uns ſchweigend gegrüßt. Zwei ihrer einfachen Lampen hatten ſie, obwohl der Raum gut erleuchtet war, zu beiden Seiten der Muſikanten aufgeſtellt. Als die Leute Platz genommen hatten, ließ ich ihnen Kaffee und Backwerk anbieten; nur der Hadji nahm dies an, für ſeine Begleiter aber wies er jede Erfriſchung ab. Vor den Künſtlern lagen ihre Apparate, ziemlich lange Stilette mit ſtarkem Griff und rundem Stichblatt; ich bat um die Erlaubniß dieſelben beſehen zu dürfen, die auch bereitwilligſt gegeben wurde. Da der Wedana mir mittlerweile erzählt hatte, was ſie mit dieſen Stiletten ausführen würden, prüfte ich dieſelben genau, konnte aber keine verborgene Feder (ſiehe unten) daran finden, die Klingen waren rund etwa von der Dicke eines Gänſekiels mit ſehr langer, ſcharfer Spitze, alſo mehr Pfriemen. Nachdem ich Platz genommen, bat der Hadji um die Erlaubniß anfangen zu dürfen, die ich ihm, da ich neugierig geworden war, gern ertheilte.

Die Trommelſchläger fingen an ihre Inſtrumente zu bearbeiten und begleiteten dieſe weniger ſchöne als geräuſchvolle Muſik mit eintönigem wilden Geſang; der Hadji fing an zu beten; ein altes Exemplar des Koran lag aufgeſchlagen vor ihm. Dies dauerte einige Minuten; immer ſchneller floſſen die Worte von ſeinen Lippen, immer ſchneller bog ſich ſein Oberkörper vorn über und erhob ſich wieder, dann fing er an bei jeder Verbeugung mit trockenen Lippen gegen das Waſſer zu ſpucken [1]). Plötzlich hielt er inne, dann rief er dreimal den Namen Allahs, dann den Namen des Propheten, des Scheik Abdul Kader Djilani, des Scheik Mahomed el Djanad Djeni und einiger anderer (die ich mir natürlich erſt ſpäter habe nennen laſſen). Nun erhoben ſich die drei Leute, denen die Hauptrolle zugedacht war, jeder ein Stilett in der Hand. Wieder fingen die Trommeln an zu lärmen, die Trommelſchläger erhoben ein wüſtes Geſchrei, die drei handelnden Perſonen miſchten ihre Stimmen in die der anderen und fingen an im Takt rund zu gehen; der Hadji betete wieder, wieder floſſen die Worte ſchneller und ſchneller von ſeinen Lippen, Schweiß perlte auf ſeiner Stirn, er ſchien in Todesangſt. Auch der Takt der Muſik war beſchleunigt, endlich raſend wild. Die Schnellheit der Tänzer (ſo will ich ſie der Kürze wegen nennen) hielt damit gleichen Schritt; plötzlich, wie auf ein gegebenes Zeichen, erhoben ſie die Stilette und ſetzten ſie zwiſchen Schlüſſelblatt und Hals und ſchienen mit aller Gewalt auf dieſelben zu drücken, ohne daß ſie ſich im geringſten verletzt hätten, dann erhoben ſie die Waffen aufs Neue und brachten ſie mit einer andern Stelle ihres Körpers in Berührung mit demſelben Erfolg. — Jetzt wurde das Gebet und die Muſik langſamer, die Tänzer nahmen ihre Plätze ein. — Ich muß bekennen, bis dahin hatte mir die Sache nur ſehr mäßig imponirt; ich war darauf vorbereitet die Waffen, wenigſtens ſcheinbar, in den Körper eindringen zu ſehen und hatte dann, trotzdem ich die Klingen geprüft hatte, noch an einen Betrug gedacht, der aber mit Rückſicht auf die ſcharfen Spitzen doch wohl auch ſeine gefährliche Seite gehabt haben würde. So aber hatte ich deutlich geſehen, daß, obwohl die Haut durch die Spitze eingedrückt wurde, die Klinge nicht einzudringen ſchien, und ich konnte in dem Schauſpiel nichts anderes ſehen, als eine mit ſtaunenswerther Sicherheit ausgeführte, ſehr gefährliche Uebung, bei der ſie den Weg des Stoßes genau berechnet hatten, um im entſcheidenden Augenblick einzuhalten, worauf auch die ſcheinbar große Kraft, mit welcher die Stöße geführt wurden, hinzuweiſen ſcheint. Ich erbat mir nun die Erlaubniß die Tänzer genau betrachten und die Stilette nochmals unterſuchen zu dürfen. An den Perſonen, welche die Kunſtſtücke gemacht hatten, war auch nicht die kleinſte Wunde zu bemerken, die Spitzen waren ganz ſcharf und feſt; ein Austauſch konnte nicht ſtattgefunden haben, da die Tänzer nur Beinkleider und Kopftuch trugen und die Oberkleider an der Wand aufgehängt hatten. Nun ſetzte ich mich wieder zum Wedana und bat ihn den Hadji heran zu rufen. Ich ſprach ihm meine Bewunderung über die Geſchicklichkeit ſeiner „Söhne“ aus; doch er betrachtete mich mit einem mitleidigen Lächeln und ſagte: „O Herr, Du kennſt die Kraft des Gebetes noch nicht; wenn Du erlaubſt, werde ich Dir andere Proben zeigen.“ Die Erlaubniß wurde gegeben, die eben abgeſpielte Scene wiederholte ſich, nur gingen die Tänzer bei ihrem Umgang beinahe auf derſelben Linie, der mittelſte ſchwang ſein Stilett hoch über ſeinem Kopf, die beiden anderen umfaßten ſeine Hüfte. Das Tempo der Muſik war noch raſender als das erſte Mal, der alte Hadji weinte beinahe, ſeine Worte waren durch Schluchzen unterbrochen, plötzlich mit einem Ruck hielten die Tänzer ſtill; die beiden rechts und links warfen ſich zur Erde und beteten, der dritte ſtand einen Augenblick wie erſtarrt, dann aber ſtieß er ſich das Stilett beinahe bis zum Heft in die Wange, ſo daß die Spitze an der andern Seite weit heraus kam. Dann faßten ihn die beiden anderen an den Schultern und führten ihn zu mir, wo er auf die Knie fiel. „Prüfe, Herr!“ ſagte der Hadji.

Es war ein ſchauerlicher Anblick, dieſes verzerrte, aufgeregte braune Geſicht mit weit aufgeriſſenen Augen und weit aufgeſperrtem Munde, in dem man die Klinge deutlich zwiſchen den Zähnen ſah, ſo nahe vor mir; trotzdem wollte ich meinen Augen nicht trauen und fühlte mit beiden Händen den Verlauf der Klinge; daſſelbe that der Wedana. Während wir unſere blutigen Finger abwiſchten, rief der Hadji: „Komm her, mein Sohn.“ Dieſer kam, kniete nieder, der heilige Mann murmelte Gebete, dann ergriff er die Waffe und zog ſie heraus, benetzte die Stelle von außen und im Innern des Mundes mit ſeinem geweihten Waſſer und ſchickte ihn zu mir zurück, um ſich nochmals unterſuchen zu laſſen; keine Wunde war mehr zu fühlen, die Feuchtigkeit, die an meinen Fingern blieb, war nicht mehr gefärbt. Wieder fing der Lärm an; der zweite Tänzer wurde wieder in die Mitte genommen; die beiden, welche zur Seite gingen, ſchwangen jeder ein Stilett in der Hand; nach einigen Umgängen ließen ſie den dritten los und hielten die Spitzen der Stilette in die Lampen und murmelten eine Beſchwörung. Dieſelbe Steigerung wie vorher; der dritte Tänzer warf ſich nieder und betete; wie auf ein gegebenes Zeichen ſtießen ſich die beiden anderen die erhitzten Klingen durch beide Wangen, daß es ziſchte. Wieder näherten ſie ſich mir um mich die Sache näher unterſuchen zu laſſen; ich fühlte ſehr vorſichtig wegen der Wärme des Eiſens, und der blutige Speichel klebte an meinem Finger. Dann folgte wieder Niederknien vor dem

[1]) Ich weiß nicht, wie ich dieſe bei verſchiedenen Beſchwörungen und der Heilung von Schlangenbiſſen vorkommende Handlung anders nennen ſoll; die Lippen bewegen ſich zum Spucken, man hört den Ton, die vorgehaltene Hand aber bleibt trocken, obwohl man, wenn der Hauch behaarte Körpertheile trifft, ein Gefühl von Feuchtigkeit hat.

Hadji und Heilung wie vorher und zum Schluß zweite Unterſuchung durch den Wedana und mich; wir konnten keine Blutſpur, keine Narbe mehr finden.

Jetzt kam eine neue Aufführung; die Muſik ſchwieg, einer der Muſikanten ging einen ſchweren Feldſtein holen; der Hadji und die Tänzer beteten; dann erhoben ſich zwei der letzteren. Der eine ſtellte ſich mit vorgebeugtem Oberkörper, die Hände auf die Knie geſtützt, auf; der andere erhob den Stein mit Anſtrengung, wiegte ihn in den Händen und ſchleuderte ihn gegen den Rücken ſeines Genoſſen. Dieſer blieb unbeweglich, ohne zu zucken. Ich veränderte meinen Platz, um den Vorgang genau von der Seite betrachten zu können; keine Bewegung war zu bemerken, der Stein kam im richtigen Bogen und fiel nieder, anſcheinend ohne den Geworfenen zu berühren. Ich muß geſtehen, daß mich dieſe Probe der Kunſt der „Gedebus“ am meiſten überraſcht hat, weil es mir ganz unerklärlich iſt, wie der Mann unter der Wucht des Steines (ganz abgeſehen vom Schmerz) ſo unbeweglich bleiben konnte, und daß der Anprall kein ſtärkeres Geräuſch verurſachte. Ich will mich an keinen Erklärungsverſuch wagen; ein Engländer, der lange in Britiſch-Indien gelebt hat, und mit dem ich dieſe und ähnliche Vorgänge beſprochen habe, meinte die Erklärung darin finden zu müſſen, daß der Hadji alle Zuſchauer in hypnotiſchen Zuſtand verſetzt und ſie dann habe ſehen laſſen, was er wollte. Dieſe allerdings ſehr einfache Erklärung würde zu entſetzlichen Konſequenzen führen.

Es iſt dies das einzige Mal, daß ich die „Gedebus“ geſehen habe. In dem Werke Veth's (Java III, 254) ſind ſie erwähnt und iſt dort van Hoevell citirt, der in ſeinen Reiſen über Java von ihnen ſpricht. Ich habe mir dies Buch nicht verſchaffen können und weiß nicht, wie er die Sache auffaßt; Veth ſchreibt: „ohne, vermuthlich weil die Spitze durch eine unſichtbare Feder nach innen ging, eine Beſchädigung davon zu tragen.“ Kigg, den Veth auch citirt, ſagt in ſeinem ſundaneſiſch-engliſchen Wörterbuche, S. 124 und 125: Gedebus, games in which are exhibited feats of address with various sharp weapons, as stabbing the body with krisses or knives etc. but which are merely clever sleights of hand. The games are mostly practised by men who pretend to be great proficient in the knowledge of the Mahomedan religion and thereby to have attained their skill.

Beide Anſichten ſcheinen mir zur Erklärung des vorliegenden Falles nicht ausreichend, wenigſtens ſcheint bei dem zweiten und dritten Fall Heilung im ekſtatiſchen Zuſtand — oder Traumzuſtand bei den Zuſchauern — angenommen werden zu müſſen.

Gewiß iſt der „Gedebus“ ein Erzeugniß des Islam, obwohl die Lampen und die regelmäßigen, im Takt ſtattfindenden Umgänge an den Hindudienſt erinnern. Dagegen findet ſich eine andere auffallende Erſcheinung im malaiſchen Archipel, die man auch auf Java oft genug ſehen kann, welche dem Hindudienſt verwandt iſt; es iſt dies der Sintren. Ein kleines Kind, Knabe oder Mädchen, wird, manchmal gebunden, unter einen Korb geſetzt; die Muſik ſpielt, der Chor ſingt, der Zauberer beſchwört die Seele des Kindes den Körper zu verlaſſen, um Platz zu machen für eine Dewa, welche den Frommen in ſichtbarer Geſtalt zu erſcheinen wünſcht. Wenn dann der Korb aufgenommen wird, erſcheint das Kind ſeiner Bande ledig, mit verwildertem Aeußern und ganz verändertem Geſicht. Es tanzt einige Zeit und wenn der Geiſt den Körper verlaſſen hat, fällt der „Sintren“ (Berauſchte) regungslos zur Erde; nach ſeinem Erwachen weiß er ſich nichts mehr zu erinnern. Ich muß bekennen, daß ich hierbei immer an ein reines Gaukelſpiel gedacht habe, obwohl andere Europäer auch hier eine Ekſtaſe annehmen wollen (z. B. van Eck, Ind. Gids 1881, I, S. 184). Ich habe keine Urſache, die Möglichkeit derſelben zu beſtreiten und will nur meine Gründe für das Ebengeſagte kurz anführen: In den Sundadiſtrikten iſt es ein gewöhnliches Sprichwort: Wo der Sintren iſt, iſt auch Zauberei (Taſchenſpielerei). Das Losmachen von den Stricken habe ich zu häufig als ganz gewöhnliches Taſchenſpielerſtückchen, das noch viel weiter, ſelbſt bis zur ſcheinbaren Ermordung des unter dem Korbe verſteckten Kindes, getrieben wurde, geſehen, wobei ſich ein klägliches, immer ſchwächer werdendes Geſchrei hören ließ, welches die Zuſchauer mit Entſetzen erfüllte, bis der Korb aufgenommen wurde und das Kind feſſellos daſtand. Hierbei dürfte allerdings ein Kris, deſſen Klinge beim Stoß zurückſprang, eine Rolle geſpielt haben; denn bei dieſem Kunſtſtücke habe ich die Waffe wohl hundertmal deutlich in den Korb eindringen ſehen. Das Losmachen der Stricke iſt ja jetzt ſeit der Zeit der Brüder Davenport in Deutſchland bekannt, und es wird Niemand überraſchen, der indiſche Gaukler geſehen hat.

Uebrigens haben alle eingeborenen Häuptlinge, mit denen ich auf ſo vertraulichem Fuße ſtand um ſolche Sachen offen zu beſprechen, mit ziemlicher Zurückhaltung und Scheu über die „Gedebus“ geſprochen, während ſie über „Sintren“ die Schultern zuckten und durchblicken ließen, daß letzteres Betrügerei ſei; hierbei kann aber ſehr wohl der Umſtand mitgewirkt haben, daß „Gedebus“, wie ſchon erwähnt, ſein Entſtehen dem Islam, „Sintren“ das ſeinige der vorislamitiſchen Zeit verdankt, und meine Freunde vielleicht Anſtoß genommen haben, über eine Sache, welche mit ihrem Gottesdienſt in ſo enger Beziehung ſteht, ganz offen zu ſprechen und ſie dem „Sintren“ gegenüber nicht von ſolchen Rückſichten geleitet wurden.

Doch, wie geſagt, will ich der Anſicht eines Beobachters, wie Herr van Eck, durchaus nicht entgegentreten, um ſo mehr, da er das „Sintren“ auf Bali, wo der Hindugottesdienſt noch blüht, geſehen hat, während ſich meine Erfahrung auf das mittlere und weſtliche Java beſchränkt, wo vielleicht Taſchenſpieler ein nachgemachtes „Sintren“ vorführten.

Die indiſchen Aufnahmen im Jahre 1880 bis 1881.

Das Juniheft der Proceedings of the R. Geographical Society bringt eine intereſſante Zuſammenſtellung ſämmtlicher während des Jahres 1880/81 in Britiſch-Indien ausgeführten Aufnahmearbeiten, die das großartige Werk des Indian Survey in erfreulichſter Weiſe gefördert haben. In der That iſt durch die in dieſer Vermeſſungskampagne beendete Triangulirung des öſtlichen Sindh die letzte noch vorhandene Lücke in dem über das ungeheure Gebiet des indiſchen Reiches gelegten Hauptdreiecksnetze geſchloſſen worden. Daneben hat man in den Kollektoraten von Bombay, in My-

sore, Centralindien und Radschputana, in Assam und Britisch-Birma die umfassendsten Detailaufnahmen fortgesetzt und somit ein reiches Material gesammelt, das jetzt in den Bureaux von Calcutta, dem Hauptquartier des Indian Survey, zusammengestellt und verarbeitet wird. In diesen Bureaux, in denen, wie bei den Vermessungen selber, viele auf britisch-indischen Hochschulen ausgebildete gelehrte Eingeborene thätig sind, soll, dem Berichte zufolge, augenblicklich mit demselben rastlosen, unermüdlichen Eifer gearbeitet werden, der die Thätigkeit des „Land-and-Marine-Survey-Departements" ja auch im Großen charakterisirt und die in der That bedeutenden Leistungen dieses Instituts erklärlich macht.

Die Triangulirung von Tenasserim, dem südlichen Theile von Britisch-Birma, die sich an die Vermessung des Gebietes von Bangkok schloß, mußte leider früher als beabsichtigt unterbrochen werden, da ein Anfangs Januar eintretender, dichter atmosphärischer Nebel, der das schmale Küstenland andauernd bis zum Oktober, dem Beginne der kalten Jahreszeit, bedeckt, bald die Beobachtungen unmöglich machte. In dem hügeligen, mit dichtem Walde bestandenen Lande stießen die Arbeiten ohnedies schon auf große Schwierigkeiten; namentlich hielt es schwer, ein zur Messung einer Basis nur einigermaßen geeignetes Terrain ausfindig zu machen. Nach mancherlei vergeblichen Exkursionen durch das waldige Hügelland mußte man sich schließlich für einen schmalen, etwa drei Miles langen Streifen alluvialen Boden im Gebiete der Stadt Mergui entscheiden. Hier maß man, bevor man an die Aufnahme des Mergui-Archipels ging, die Verifikationsbasis für die im Laufe des nächsten Jahres zu beendigende „östliche Grenzreihe", die zu einem andern Vermessungsgebiete, als dem des eigentlichen Indiens gehört.

Die Arbeiten im Mergui-Archipel, dessen an einigen Stellen dicht zusammengedrängtes Inselgewirr die größte Geduld, Vorsicht und Aufmerksamkeit der Schiffer erfordert, brachten die Mitglieder der hier beschäftigten Survey-Abtheilung in mehrfache Berührung mit den Selungs, den Hauptbewohnern dieser Inselgruppen, einem kleinen Stamme seltsam scheuer, wilder Geschöpfe, die keine festen Wohnungen besitzen. Im Archipel sieht man nicht selten ganze Flotten ihrer Boote, doch ergreifen sie bei dem Anblick von Fremden stets die Flucht. Sie leben fast ausschließlich in ihren Booten, und nur während der Regenzeit machen sie sich am Lande rohe Wohnungen auf Bäumen und Pfählen.

Mit großen durch verschiedene Ursachen hervorgerufenen Schwierigkeiten hatte die in Sylhet (östlich des untern Brahmaputra) arbeitende Abtheilung zu kämpfen; das hier vermessene Land besteht aus Hügeln, Wald und Sumpf, freier Boden oder Lichtung ist nur wenig vorhanden; die Flüsse, Seen und Ströme schwellen während der Regenzeit unverhältnißmäßig stark an. Der Hakaluki Howhar z. B., den man im Winter zu Fuß passiren kann, nimmt während der Regenzeit die Ausdehnung eines 20 Miles langen und 9 Miles breiten Sees an, in dem alljährlich mehrere Menschen umkommen und der von eingeborenen Beamten jener Gegend als „ein wildes, stürmisches Meer" beschrieben wird. Ein nicht geringes Hinderniß für den ungestörten Fortgang der Ver v ssungen bestand auch in der Schwierigkeit, sich zunächst Kulis, dann aber auch den nothwendigen Proviant zu beschaffen. Mehr als einmal wußten einige angesehene und einflußreiche Personen die Reishändler in den Bazars dahin zu bringen, daß sie sich hartnäckig weigerten, selbst für den höchsten Preis den Leuten der Expedition etwas von ihrer Waare abzulassen; mehr als einmal gelang es auch, sie zu Unruhen und Gewaltthätigkeiten gegen die Fremden aufzureizen. Zum Glück fand der Hauptanstifter aller dieser Belästigungen, ein großer Grundbesitzer der Gegend, sich gerade um diese Zeit veranlaßt, einem alten Haß gegen einen seiner Nachbarn dadurch Ausdruck zu geben, daß er in das Haus desselben einbrach und ihn und seine Familie fast zu Tode mißhandelte; die Landespolizei nahm ihn in sichern Gewahrsam, und die geodätische Expedition, Major W. F. Badgley und seine Offiziere, wurden etwas weniger belästigt.

Die Aufnahme von Mysore wurde schon im Jahre 1875 begonnen, durch die große Hungersnoth aber für lange Zeit gänzlich unterbrochen. Während des Jahres 1880/81 arbeitete man hier sowohl bei der Triangulation als auch bei der Detailaufnahme ausschließlich unter schwierigen Bedingungen, in theils wilden und schroffen, theils sumpfigen und mit Gestrüpp überwucherten Gegenden. Major Strahan, der Chef dieser Abtheilung, hält die bis jetzt noch gültige Schätzung des Flächeninhalts von Mysore (27 000 □ Miles) für viel zu niedrig gegriffen; er schätzt die wirkliche Größe des Landes auf 30 500 □ Miles, von denen etwa noch 17 800 zu vermessen sind. Der Südrand des früher schon triangulirten Landes wird von den Bababuden-Bergen gebildet, deren Abhänge von einer dichten Masse meist aus Bambu bestehender, undurchdringlicher Dschungels bedeckt ist, in denen wilde Elephanten und Bisons hausen. Auch der größte Theil des jetzt vermessenen Landes bot ähnliche schwer zu besiegende Hindernisse dar. Die Wälder, die sich in einer ununterbrochenen Linie von über 100 Miles Länge längs der Ghats hinziehen, sind fast gänzlich unerforscht. Die Eingeborenen wagen sich nur äußerst ungern hinein, theils aus Aberglauben, theils auch aus Furcht vor Fieber und wilden Thieren. Es hält hier ungemein schwer, sich Nahrungsmittel zu verschaffen; denn die wenigen überhaupt vorhandenen Niederlassungen liegen weit auseinander, und die Kommunikation wird durch wilde und schroffe Berge, die an mehreren Stellen sich zu einer Höhe von mehr denn 6000 Fuß über dem Meere erheben, noch bedeutend erschwert. Die wenigen von Wald oder Gestrüpp freien Stellen, die man hin und wieder antrifft, sind gewöhnlich kleine nasse Felder, tief unten in den Thälern, von wo aus man keinen hervorragenden Punkt für die Vermessung erblicken kann, und wo nichts anderes übrig bleibt, als die langweilige Anwendung der Meßkette. Die Träger der Kette müssen dabei oft genug bis zu den Knien im tiefen Schlamme waten. Es giebt jedoch auch einige vorzügliche Wege durch die Ghats, und so lange man glücklich genug ist, sein Lager immer neben einem derselben aufschlagen zu können, kann man sich nichts Genußreicheres wünschen, als in dieser Gegend zu reisen, wo man auf allen Seiten von einer Landschaft umgeben ist, die an Schönheit vielleicht kaum ihresgleichen in der Welt hat.

Die Triangulirungsarbeiten in Katsch (Cutch) erstreckten sich zuerst über einen Theil des „Großen Runn" und das weitausgedehnte, unter den Namen „Bani" bekannte Grasland, sowie auch über die niedrige, schönbewaldete Ebene, die sich im Süden und Südwesten der Stadt Lathpat ausbreitet; danach kam ein dicht bewaldetes, von tiefen Schluchten zerrissenes Hügelland an die Reihe, und endlich das freie, gut angebaute Land an der Meeresküste. Das „Runn" wird als ein einzig in seiner Art dastehender Landstrich geschildert. Während der trockenen Jahreszeit ist es eine sandige Wüste, ohne eine Spur von Vegetation, nur hier und da von gefährlichen Sümpfen und ausgedehnten Salzstrecken unterbrochen, während des Südwestmonsuns aber ein ungeheures, flaches Binnenmeer. Bei heißem Wetter wehen die Winde wie ein höllischer Gluthauch über das Runn hinweg, und gewaltige Staubwolken machen

jedes Vordringen über das todte Gebiet zu einer Unmöglichkeit; der Weg iſt auf ſeiner ganzen Länge durch die Knochen von Kameelen und Rindern bezeichnet, die hier in Folge von Erſchöpfung und Durſt oder bei heftigen Gewitterſtürmen und Regengüſſen umgekommen ſind; bei einem derartigen Unwetter, das im April 1881 ſtattfand, als das letzte Ende eines Cyklon über das Runn hinwegzog, kamen über tauſend Stück Rindvieh um. Eine ſeltſame Erſcheinung im Runn iſt das Salz, das in einer zwei bis zwölf Zoll ſtarken Schicht den Boden auf einer Strecke von mehreren Miles Ausdehnung bedeckt; es beſteht aus ſehr harten, ſchneeweißen Kryſtallen und iſt von ſcharfem, brennendem Geſchmack. Selten ſchön zeigt ſich die Luftſpiegelung über dem Runn; ſie vergrößert die Gegenſtände hier in ſo erſtaunlichem Maße, daß beiſpielsweiſe ein Waſſerkrug in der Entfernung einer engliſchen Meile wie ein zehn bis funfzehn Fuß hoher Baum erſcheint, und ein wilder Eſel die Größe eines Elephanten annimmt.

Auch jenſeit der Sindh-Grenze wurden in Beludſchiſtan, Seweſtan und im Marri-Gebiete Aufnahmen gemacht. In den heißen Monaten Juni, Juli und Auguſt hält es hier ungemein ſchwer, genaue Beobachtungen anzuſtellen und ſchnell zu arbeiten, da die Luft während des größten Theils der Zeit dick und undurchſichtig iſt. Das früher bedeutende Seweſtan hat ſich durch immer weiteres Vordringen der Marri und der Beludſchenſtämme allmälig ſo beträchtlich verkleinert, daß Sibi, die Hauptſtadt der alten Provinz, nach der dieſe letztere ja auch benannt wurde, jetzt ganz iſolirt und von den Ueberreſten ihres alten Gebietes vollſtändig getrennt liegt. Das heutige Seweſtan kann man geographiſch ungefähr als das Gebiet des Nari und ſeiner Nebenflüſſe bezeichnen. Es iſt im Weſentlichen ein von wilden, zerklüfteten Gebirgszügen durchſetzter Landſtrich. Von ſehr verſchiedener Höhe, ſteigen die Berge an mehreren Stellen bis zu 10 000 Fuß über dem Meeresſpiegel an.

In der Nähe der Ebene tritt meiſt Sandſtein zu Tage, weiter hinauf zeigen ſich Kalkſteinformationen. Die einzelnen Höhenzüge laufen in vorzugsweiſe oſt-weſtlicher Richtung. Einer der hervorragendſten und merkwürdigſten Punkte des Landes iſt der Zarghun, der höchſte Berg des ſüdlichen Afghaniſtan, deſſen Gipfel ſich 11 730 Fuß (engl.) über dem Meeresſpiegel erhebt. Er beſteht gänzlich aus einem Konglomerat von feſt verkitteten, abgerundeten und vom Waſſer abgeſchliffenen Geröllen. Der obere Theil des Berges zeigt eine allmälige, ſanfte Abdachung, iſt aber durch gewaltige Spalten und furchtbare Abgründe zerklüftet und zerriſſen. Major Beavan, der hier die Aufnahme leitete, ſagt von dem Zarghun und ſeiner Umgebung, „daß die Schrecken des Ortes jeder Beſchreibung ſpotten, und daß man ſich noch am erſten nach Doré's Illuſtrationen zur Dante'ſchen „Hölle“ eine Vorſtellung davon machen könne.“

In den Dera-, Ismail-, Khan- und Bannu-Diſtrikten war eine mauzawar oder Dörferaufnahme-Sektion des Survey-Departements thätig; Kataſteraufnahmen fanden in Mirzapur, Dſchaunpur, Ghazinpur und Ballia in den Nordweſtprovinzen, ſowie in den Hanthawaddy-, Baſſein- und Tharawaddy-Diſtrikten von Britiſch-Birma ſtatt.

Die dabei beſchäftigten eingeborenen Birmanen zeigten ſich ebenſo brauchbar und tüchtig, wie die hindoſtaniſchen Beamten des Survey Office; Major Sandeman, der mit ihnen gearbeitet hat, glaubt, daß gerade die Birmanen vorzügliche Feldmeſſer abgeben würden. Die Aufnahmen im Tharawaddy-Diſtrikte gaben Gelegenheit zu intereſſanten Bemerkungen über die Kareni, die einen kleinen Theil dieſes Gebietes bewohnen. Mr. Talbot giebt an, daß ihre Niederlaſſungen ſich meiſt in der Nähe der Wälder befinden, denen ſie ihre Ländereien durch eigene angeſtrengte Arbeit abgewinnen. In Bezug auf Fleiß, Tüchtigkeit und Zuverläſſigkeit ſollen ſie den Birmanen weit überlegen ſein. Die meiſten Kareni, mit denen er in Berührung kam, waren Chriſten, und zwar gehörten ſie ausſchließlich dem anabaptiſtiſchen Bekenntniſſe an. Mr. Talbot, der dem Einfluß dieſer reinen einfachen Lehre alle die guten Charaktereigenſchaften zuſchreibt, durch welche die Kareni vor den Birmanen ſich auszeichnen, erzählt, daß jedes größere Karenidorf eine eigene Kirche beſitzt, die an den Wochentagen als Schullokal benutzt wird. Sämmtliche Mitglieder der Gemeinde, Jung und Alt, verſammeln ſich Sonntags zu den Gottesdienſten und am Schluſſe jedes Tages zu einem gemeinſchaftlichen Abendgeſange. Der Gottesdienſt, der von einem der älteren Gemeindemitglieder geleitet wird, beſteht im gemeinſamen Herſagen von Gebeten und Abſingen von geiſtlichen Liedern, die aus dem Engliſchen in die Karenisſprache überſetzt ſind. Auch auf die „weltliche“, die Schulbildung, wird ein nicht geringer Werth gelegt; kurz, die Kareni ſtehen nach Talbot's Meinung auf einer viel höhern Stufe als die Mehrzahl ähnlicher Gemeinden im Oberen Indien. Nicht wenig überraſchte es ihn anfangs, wenn er Abends durch ein Karenidorf kam, von allen Seiten die Melodien engliſcher Volkslieder zu vernehmen, die namentlich von den Frauen bei der Arbeit geſungen wurden, und unter denen das alte „Auld Lang Syne“ vorzugsweiſe beliebt ſchien.

Die Chineſen in Victoria.

Die Einwanderung der Chineſen in die auſtraliſche Kolonie Victoria begann im Jahre 1853 nach Entdeckung der Goldfelder. Nach dem im nächſten Jahre aufgenommenen Cenſus war ihre Zahl bei einer Geſammtbevölkerung von 336 798 ſchon auf 2000 geſtiegen, und viele Schiffe mit zahlreichen Paſſagieren wurden noch aus China erwartet. Eine ſo ſchnelle Vermehrung fing an zu beunruhigen, und das Parlament votirte eine Chineſenbill, welche am 12. Juni 1855 Geſetzeskraft erhielt. Nach derſelben durften die in einen Hafen von Victoria einlaufenden Schiffe auf je zehn Tonnen ihres Gehaltes nur einen Chineſen landen, welcher überdies eine Kopfſteuer von 200 Mark zu erlegen hatte. Aber dies Geſetz wurde dadurch illuſoriſch, daß die Chineſen in einem Hafen Südauſtraliens landeten und dann über Land nach Victoria wanderten. So ward es möglich, daß ihre Zahl trotz der Bill ſich nach dem Cenſus vom 29. März 1857 mit 410 766 Seelen auf 25 370 und am Schluſſe des Jahres 1859, wo die

geſammte Bevölkerung der Kolonie auf 530 262 geſtiegen war, ſogar auf 42 000 vermehrt hatte. Damit war der Höhepunkt erreicht.

Im Juni 1860 wurden in der Kolonie Neu-Süd-Wales die ſehr reichen, jetzt aber nur noch wenig bearbeiteten Lambing Flat oder Burrangong Alluvialgoldfelder (34° 25′ ſüdl. Br. und 148° 18′ öſtl. L. Gr., 394 km ſüdweſtlich von Sydney) entdeckt. Auf dieſe Nachricht hin verließen gegen 11 000 Chineſen die Kolonie Victoria, und als dann am 7. April 1861 eine neue Volkszählung mit dem Reſultate von 540 322 Seelen ſtattfand, war die chineſiſche Bevölkerung wieder auf 24 732 geſunken.

Man hatte ſich mittlerweile überzeugt, daß die obige Bill, ſo lange ſie nicht auch in den angrenzenden Kolonien Geltung hatte, ihren Zweck verfehlen mußte; auch fing man in den Kreiſen der Regierung und des Parlaments an zu begreifen, daß dieſelbe gegen das internationale Völkerrecht gröblich verſtoße und den ſich ihrer freien Inſtitutionen rühmenden Kolonien keineswegs zur Ehre gereiche. Kurz, die Bill wurde, nachdem ſie in letzter Zeit kaum noch Anwendung gefunden hatte, am 7. Mai 1866 auf Parlamentsbeſchluß aufgehoben.

Wie der Cenſus vom 2. April 1871 auswies, hatte die Beſeitigung der Bill keine vermehrte Chineſeneinwanderung in Victoria zur Folge gehabt. Die Bevölkerung war freilich auf 731 528 geſtiegen, die Zahl der Chineſen aber auf 17 935 (davon 17 899 Männer und 36 Weiber) gefallen. Und einen abermaligen beträchtlichen Rückgang ergab die letzte Zählung vom 3. April 1881, nach welcher die Chineſen unter einer Bevölkerung von 862 346 nur noch 12 132 (11 871 Männer und 261 Weiber) ſtark waren.

Das Betragen der Chineſen wird von allen auſtraliſchen Behörden als muſtergiltig anerkannt. Es ſind ruhige, harmloſe Menſchen, welche ſich den Geſetzen und Anordnungen willig fügen. Sie ſind fleißig und zuverläſſig, und wenn auch dem Opiumrauchen zugethan, ſo vermeiden ſie dagegen den Genuß aller Spirituoſen, der Quelle viel größerer Uebel.

Und dennoch haßt man in Auſtralien die Chineſen und behandelt ſie grauſam. Man iſt dort über die Verfolgung der ruſſiſchen Juden empört und ſammelt für ſie, übt aber gleichzeitig dieſelbe Barbarei gegen die Chineſen aus. Man haßt ſie, weil ſie auf den Diggings eben ſo gut Gold finden wie die Europäer; man haßt ſie, weil ſie bei ihrer mäßigen Lebensweiſe und ihrem ausdauernden Fleiße billiger arbeiten; man haßt ſie, weil ſie ihren Verdienſt lieber zurücklegen als verpraſſen. Der auſtraliſche Pöbel, nach moderner Sprachweiſe Larrikins genannt, leiſtet in ſeiner ſcheußlichen Behandlung und Verfolgung der Chineſen das denkbar Gemeinſte, und wenn auch die beſſeren Klaſſen unter den Koloniſten ſich zu derartigen Ausbrüchen roher Gewalt nicht hergeben, ſo hegen ſie doch im Allgemeinen einen ähnlichen Haß oder wenigſtens eine tiefe Verachtung gegen die Race der Mongolen.

So erklärt es ſich, daß jene Chineſenbill vom Jahre 1855 von Neuem und zwar dies Mal in faſt allen auſtraliſchen Kolonien Giltigkeit erlangen konnte. Nachdem Queensland vorangegangen, folgten im vorigen Jahre der Reihe nach Neu-Seeland, Südauſtralien, Neu-Süd-Wales und Victoria. Tasmanien ſchloß ſich aus, und in Weſtauſtralien, wo man gern Chineſen hätte, giebt es keine. Die Bill iſt aber dahin verſchärft, daß auf je hundert Tonnen eines einlaufenden Schiffes nur ein Chineſe gelandet werden darf und daß die Kopfſteuer von 200 Mark ſich immer erneuert, ſobald derſelbe Chineſe eine andere Kolonie betritt oder nach kurzer Abweſenheit zurückkehrt, und in Fällen der Uebertretung auf 400 Mark ſteigt. Ein in dem Städtchen Echuca am Murray (Victoria) ſeit 13 Jahren anſäſſiger und chriſtlich verheiratheter Chineſe kam im Mai dieſes Jahres von einer Geſchäftsreiſe nach Südauſtralien zurück und hatte bei ſeiner Heimkehr die Polltaxe von 200 Mark zu zahlen!

Aber noch mancherlei anderen Chikanen ſind die Chineſen ausgeſetzt. Sie finden bei öffentlichen Arbeiten keine Verwendung; es iſt ihnen der Verkauf von Früchten u. ſ. w. auf den Eiſenbahnſtationen unterſagt; in Queensland — und in Südauſtralien verlangt man für das Northern Territory jetzt daſſelbe — dürfen ſie auf keinem Goldfelde erſcheinen, welches von einem Europäer entdeckt wurde, aber nicht umgekehrt, und haben für den Erlaubnißſchein (licence) nach Gold zu ſuchen 3 Pf. St. und für den Betrieb irgend eines andern Gewerbes auf den Diggings 10 Pf. St. per Jahr zu entrichten, während Europäer nur reſp. 10 Sch. und 4 Pf. St. zahlen u. ſ. w.

Und ſind denn die Chineſen wirklich ſo zahlreich in Auſtralien, daß ſie durch ihre billigeren Leiſtungen die Europäer in ihren Exiſtenzmitteln, wie man behaupten will, weſentlich beeinträchtigen? Wir müſſen das verneinen. Nach dem Cenſus vom 3. April 1881 belief ſich die Bevölkerung der auſtraliſchen Kolonien auf 2 751 164. Die Chineſen zählten in Victoria 12 132, in Queensland 11 229, in Neu-Süd-Wales 7500, in Neu-Seeland 4941, in Südauſtralien und dem dazu gehörigen Northern Territory 2734 und in Tasmanien 844 — mithin insgeſammt 39 380 oder 14 auf je Tauſend der Bevölkerung. Erwägt man nun noch, daß der größere Theil der Chineſen auf den Diggings (im Jahre 1880 in Victoria 8486) mit Goldſuchen beſchäftigt iſt, wo ſie meiſtens das von Europäern ſchon früher bearbeitete und dann verlaſſene Alluvium von Neuem durchſuchen, ſo begreift man nicht, woher die gefährliche Konkurrenz kommen ſoll.

Aehnlich wie unter den Eingeborenen Auſtraliens iſt auch unter den dortigen Chineſen Schwindſucht ſehr verbreitet. Im Jahre 1880 ſtarben in Victoria 134 Chineſen oder 11,05 vom Tauſend, und unter dieſen 25 oder 19 Procent in Folge jener Krankheit. Auch Selbſtmord kommt unter ihnen häufiger vor als bei anderen Nationen. Im Jahre 1880 verheiratheten ſich in Victoria 13 und in den letzten 15 Jahren insgeſammt 254, und zwar, ſieben Fälle ausgenommen, mit Mädchen anderer Nationen. Es waren unter ihnen 150 geborene Auſtralierinnen, 50 Engländerinnen, 24 Irländerinnen, 15 Schottinnen u. ſ. w. Auch zwei deutſche Mädchen hatten einen Ehebund mit Chineſen geſchloſſen. In den meiſten Fällen wurden die Ehen von Geiſtlichen chriſtlicher Konfeſſionen eingeſegnet, und nur ein kleiner Theil blieb bei der Civilehe ſtehen.

A. Greffrath.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Mamoli, Delegirter der Mailänder Gesellschaft zur Erforschung Afrikas und Verwalter der Station zu Derna (Kyrmaika), ist während einer Reise auf Befehl des Kaimakams von Derna verhaftet und vom Volke insultirt worden. Die Station scheint darauf geräumt worden zu sein. Ebenso haben die türkischen Behörden vor Kurzem den englischen Ingenieurhauptmann Gill drei Tagereisen von Benghazi anhalten und dorthin zurückbringen lassen. Die Erlaubniß, seine Reise fortzusetzen, ist ihm verweigert worden. Es sind das zwei neue Beweise dafür, wie erregt die Stimmung der Bevölkerung von Türkisch-Afrika gegen die Europäer ist, seitdem die Franzosen Tunis besetzt haben.

— Die Matabele zwischen Zambesi und Limpopo — sagt Frank Oates in seinem Reisewerke, S. 152 (s. oben S. 15) — halten zwei andere Völker, die Makalaka und Maschona, in Knechtschaft, welche weit erfinderischer und in den Künsten erfahrener sind, als ihre Unterdrücker, da sie schon seit Menschenaltern Bergwerke betreiben, Metalle bearbeiten und Stoffe weben. Doch sind sie noch nicht alle unterworfen; sondern Lobengula, der Matabelekönig, sendet beständig Kriegertrupps aus, welche jenen das Vieh wegnehmen, die alten Leute tödten und die Kinder in die Sklaverei schleppen. Letztere wachsen dann in den Familien der Matabele auf, werden bei Erlangung des heirathsfähigen Alters frei und in die Nation aufgenommen, wodurch Lobengula's Volk und Macht beständig zunimmt. Die Sklaven nennen diejenigen unter ihren Besiegern, denen sie zugetheilt worden, „Vater", und müssen für dieselben arbeiten, werden aber mehr wie angenommene Kinder behandelt. Viele von den Unterjochten treten jedoch auch nicht in die Nation der Matabele ein, sondern dürfen unter einem Matabele-Häuptling für sich weiter leben.

Australien.

Mr. J. W. Jones, der Vice-Generalfeldmesser der Kolonie Südaustralien, kehrte Ende April dieses Jahres von einer Reise zurück, welche er im Auftrage seiner Regierung von Hergott Springs, der Endstation der Nordbahn in 30° südl. Br. und 137° 51′ östl. L. Gr., in nordöstlicher Richtung bis zur Grenze von Queensland auf Kameelen unternommen hatte. Die Gegend, welche man zunächst passirte, war eine sehr traurige; es fehlten Wasser, Graswuchs und Bäume, von letzteren sah man nur einige schlechte Exemplare der unter dem Namen Boxgum bekannten Eukalyptenart. Erst als man den Cooper erreicht hatte, trat eine Veränderung zum Bessern ein, wenigstens fand man die Richtungen, welche der Lauf des Wassers in den Fluthzeiten nimmt, mit Boxgums besäumt. Der Lake Kilalpaninna am Cooper (28° 30′ südl. Br. und 138° 50′ östl. L. Gr.) war durch die vorjährigen Fluthen zu einer großen Wassermasse angewachsen, welche aber anfing salzig zu werden. Von Kilalpaninna aus ging die Reise nordwärts über eine sehr traurige, wasserlose Gegend, wo steinichte Ebenen mit rothem Sandstein abwechselten. Jenseit Cowarie und Berlino kam man auf Ebenen, welche den Fluthen ausgesetzt sind, und wo zahlreiche Wasserlöcher existirten, deren Inhalt jedoch salzig war. Reihen von Boxgums zeigten sich, und auch der Graswuchs wurde ein besserer. Damit war man an den unteren Lauf des Diamantina Creek gelangt, häufig unrichtiger Weise Warburton, auch wohl Salt Creek genannt, dessen ganzes Thal ausgezeichnetes Weideland enthält. Man verfolgte dasselbe bis in die nordöstliche Ecke, welche sich von Südaustralien in das Gebiet von Queensland hineinzieht, und fand viele tiefe und sehr tiefe Wasserlöcher von zum Theil beträchtlichem Umfange, in denen sich das Fluthwasser angesammelt und vollständig frisch und genießbar erhalten hatte. Diese ganze Nordostecke von Südaustralien, bemerkt Mr. Jones, hat ziemlich gleiches Niveau mit dem Meeresspiegel und bildet eine große Ebene, welche nach der bisherigen Beobachtung alle vier oder fünf Jahre von den aus Queensland heranströmenden Fluthen überschwemmt wird. Die letzte Fluth fand im März 1881 statt. Das Wasser wird theils in den tiefen Wasserlöchern aufgefangen und festgehalten, theils — und das gilt von dem größern Theile — breitet es sich auf den flachen Bodensenkungen der Ebene aus, stagnirt und verdunstet bald, theils sickert es in Sandboden und wird brack. Bei gewöhnlichen Fluthen bringen die Wasser meist nur gegen 65 km vor, dagegen bei starken, wie die vorjährige war, erreichen sie Lake Eyre im Westen.

Mr. Jones besuchte dann noch die im vorigen Jahre in der nordwestlichen Ecke der Kolonie Queensland entdeckten Mount Browne- oder, wie die Regierung sie benannte, Albert-Goldfelder. Sie liegen im Grey Range in 29° 30′ südl. Br. und 141° 30′ östl. L. Gr. Es wird dort Gold im Alluvium (bisher im Werthe von 845 000 Mark) und in Quarz gefunden. Die Quarzriffe sollen an Gold sehr reich sein, doch waren die zu deren Bearbeitung nöthigen Dampfmaschinen u. s. w. noch nicht angelangt. Einen sehr großen Uebelstand bildete der Wassermangel. Da die dortige Gegend in weitem Umkreise nicht unter Kultur ist, weil sie nicht kulturfähig ist, so mußten die Lebensmittel und anderen Bedürfnisse aus großer Entfernung — meistens von Wilcannia, einem blühenden Städtchen am Darling-Flusse in 31° 30′ südl. Br. und 143° 30′ östl. L. Gr., aber auch aus Südaustralien auf Kameelen — durch die Wildniß herbeigeschafft werden. Daß in Folge dessen große Theuerung herrschte, ist selbstverständlich.

Südamerika.

— Der Senat der vereinigten Staaten von Columbia hat im April einen Gesetzesvorschlag sanktionirt, wonach die Einsammlung von Perlmutter vermittelst Maschinen in der Bai von Panama untersagt wird. Er bezweckt die Perlenfischerei, die von Jahr zu Jahr geringere Ausbeute gab, vor gänzlichem Ruin zu bewahren, da sich die Perlmuschel immer seltener vorfand.

Inhalt: Leadville in Colorado I. (Mit vier Abbildungen.) — F. Blumentritt: Die Ersteigung des Vulkans Apo auf Mindanao durch Dr. A. Schadenberg und Dr. O. Koch. — E. Metzger: Gedebus und Sintren. — Die indischen Aufnahmen im Jahre 1880 bis 1881. — Die Chinesen in Victoria. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Australien. — Südamerika. (Schluß der Redaction 30. Juni 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger Nr. 4. — 2. Prospect: Handbuch der Hygiene und der Gewerbekrankheiten. Medicinischer Verlag von F. C. W. Vogel in Leipzig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Leadville in Colorado.

II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Leadvilles Geschichte beginnt im Jahre 1878. Der Bach, welcher den Ort durchströmt, der California Gulch, enthielt Gold in seinem Alluvium, was nach Californien wandernde Bergleute im Jahre 1860 von Indianern in Erfahrung brachten. Rasch strömten 10 000, 20 000 und noch mehr Leute zusammen und sollen über 15 Millionen (Dollars?) an edlem Metalle gewonnen haben. Dann aber war der Vorrath erschöpft, ebenso rasch, wie sie gekommen, verlief sich die Menge wieder, um anderwärts ihr Glück zu versuchen, und die junge Stadt Oro-City (ihre Stelle ist auf dem Plane S. 66 angegeben) sank wieder in das Nichts. Nur zwei Pioniere, Stevens und Wood, hielten aus und suchten zwei volle Jahre lang im Bachbette nach neuen Lagern; in ihrer Einöde verloren und gezwungen, die nöthigen Lebensmittel mehrere Tagereisen weit herbei zu holen, geriethen sie öfter als einmal in die Gefahr Hungers zu sterben. Beim Bearbeiten des goldhaltigen Sandes aber fanden sie oft Gerölllstücke, welche ihnen durch ihre Schwere auffielen. Man hatte dieselben früher als „schwere Porphyre" bezeichnet, aber als nutzlos fortgeworfen. Stevens und Wood beschlossen endlich, dieselben analysiren zu lassen; es waren allerdings Porphyre, aber schwer mit Metall durchsetzt, ein außergewöhnlich reiches silberhaltiges Bleierz.

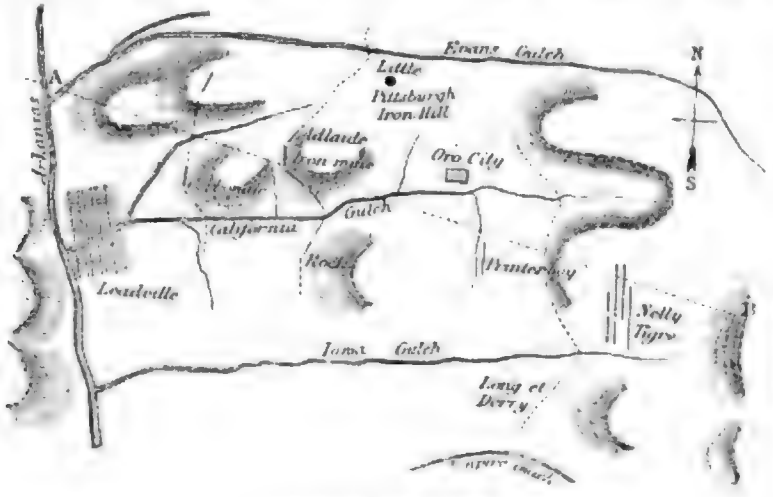
Ohne von ihrer Entdeckung etwas zu verrathen, suchten sie nach dem „Auslaufen" der Erzader, und als sie dasselbe gefunden hatten, kauften sie eine Koncession und begannen im Frühling 1876 mit deren Ausbeutung. Bald verbreitete sich das Gerücht von ihrem wunderbaren Funde, und von allen Seiten strömten wiederum die Bergleute nach der neuen „Bleistadt". Im Oktober 1878, 18 Monate nach Vollendung der ersten Behausung, zählte Leadville eine Bevölkerung von mehr als 10 000 Einwohnern, 6 Gasthöfe, 2 Kirchen, 2 Zeitungen, 2 Theater, eines für Lustspiele, das andere für Operetten, und Kaffeehäuser und Trinkstuben ohne Zahl. In der Bleiproduktion trat eine vollständige Revolution ein, deren Folgen überall, wo man dieses Material ausbeutete, sich fühlbar machten.

Leadville verdankt seinen Reichthum der ganz eigenthümlichen geologischen Bildung des Bodens und der merkwürdigen Anordnung der von Stevens und Wood gefundenen silberhaltigen Ader. Dieselbe hatte eine Neigung von etwa 16 Grad. Die neuen Ankömmlinge, welche höher am Bergesabhange hinauf zu arbeiten anfingen, glaubten, sie müßten mindestens 500 Fuß tief graben, um sie zu erreichen; aber aller Erwartung zuwider trafen sie dieselbe schon 10 Meter unter der Erdoberfläche, nachdem sie kaum 100 Dollars Ausgaben gehabt hatten. Durch solchen unverhofften Erfolg ermuthigt, gruben andere noch höher nach, und es wiederholte sich dasselbe Spiel. Endlich arbeiteten wieder andere unterhalb des ersten Zutagetretens der Ader und stießen auch dort gegen alle Regel auf sie. Das ganze Thal schien also aus Erz zu bestehen, welches im Durchschnitte 60 Procent Blei und 50 Unzen Silber auf die Tonne enthielt. Es war eine Quelle des Reichthums gefunden, die Schwindel erregen konnte.

Ein Terraindurchſchnitt genügt um die Erklärung dieſer Erſcheinung zu geben. In einer um circa 16 Grad geneigten Spalte hat ein mit mineraliſchen Beſtandtheilen erfülltes Waſſer das Erz abgeſetzt; ſpäter erfolgte dann eine Hebung, welche das Terrain dislocirte und demſelben die Form einer Treppe gab, deren Stufen aus dem in Stücke gebrochenen ſilberhaltigen Gange beſtehen. Die Vertiefungen zwiſchen den Stufen füllten ſich allmälig mit herabgeſchwemmtem Grunde und Boden und zuletzt bedeckte die Vegetation das Ganze mit ihrem grünen Mantel. Bis zu Laveleye's Beſuch (1878) hatte man die Ader in fünf verſchiedenen Niveaus gefunden, und demgemäß gab es fünf Stockwerke von Gruben über einander. Wäre die Ader nicht gebrochen geweſen, ſo hätten ſich in Leadville einige ſocher rieſigen Vermögen erwerben laſſen, wie in der Comſtock-Lode; ſo aber ſind in Leadville die Glückslooſe zahlreicher, aber weniger anſehnlich ausgefallen.

So hatte ein einfacher Handwerker das Glück gehabt, die zweite Stufe des Erzganges zu entdecken und hatte ſeinen Antheil an der Konceſſion Little Pittsburgh für 250 000 Dollars verkauft. Ein anderer, ein Chemiker zehnten Ranges, ernährte ſich damit, die gefundenen Erze oberflächlich zu prüfen. Ein Bergmann, welcher die für die Analyſe geforderten zehn Dollars nicht beſaß, trat ihm ſtatt derſelben ein Viertel ſeiner Konceſſion ab, deſſen Werth ſich ſchließlich auf 20 000 Dollars herausſtellte. Dieſe brachte der Chemiker in Paris durch und machte ſich dann in der Hoffnung auf einen noch günſtigern Glückswurf wieder an die Arbeit.

Als oberſter Herr herrſcht hier die Spekulation. Der Arme kann morgen reich ſein, ſei es, daß er eine Ader findet, ſei es, daß der Werth der Grube, an welcher er einen Antheil gekauft hat, rapide ſteigt. Denn hier ſpielt jeder, wenn er auch fleißig arbeitet. Während des ganzen Abends herrſcht überall die größte Erregung. An der Bar des Gaſthofes ein ſtetes Gehen und Kommen und draußen auf den bedeckten Bürgerſteigen drängt ſich die Menge; ein Wagen, von welchem mißtönende Blechmuſik ertönt, fährt bei Fackelſchein und von einer dichten Menſchenmaſſe gefolgt durch die Straße und macht Reklame für die abend-



Umgebung von Leadville.

liche Theatervorſtellung. Endlich wird es ſtill und Alles ſchläft, um bei Tagesgrauen ſeine fieberhafte Thätigkeit wieder aufzunehmen.

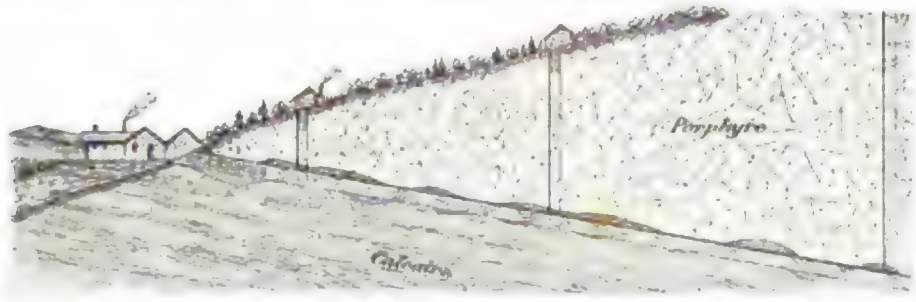
Am nächſten Tage begann Laveleye ſeine Wanderung mit einer Muſterung der Straßen, welche ſich, wie üblich, in rechten Winkeln ſchneiden. Noch ſtoßen die Häuſer keineswegs an einander; namentlich an der äußern Peripherie des Ortes zeigen ſich noch weite unbebaute Plätze, die mit Felsblöcken, Geſtrüpp und umgeſchlagenen Baumſtämmen bedeckt ſind. Aber überall ſind bereits die Straßen mit ihren hölzernen Bürgerſteigen auf beiden Seiten ausgeſteckt: Niemand ſcheint daran zu zweifeln, daß ſie bald voller Häuſer ſtehen werden. Läden und Kaufhallen finden ſich vornehmlich in der Hauptſtraße, und dort tritt auch die Miſchung vorgeſchrittener Civiliſation und primitiver Wildheit mit allen ihren Gegenſätzen am ſchärfſten hervor. Da ſieht man ein Magazin, deſſen Schaufenſter mit den neueſten, eben aus New York gekommenen Moden gefüllt iſt; Halbſtiefel mit Hacken à la Louis XV., Pariſer Hüte, Nähmaſchinen, tauſenderlei Phantaſieartikel aus Nickel, Silber, Gold und Juchten zu fabelhaften Preiſen; aber der glückliche Miner ſieht nicht ſo genau darauf hin. Daneben liegen Bergmannskleider aus grober Leinwand, große Gummiſchuhe, Aexte und Hacken, Pulver und Kugeln. Weiterhin ein Eßwaarenladen, wo ſogenannte feine Weine und Leckereien nicht fehlen; das Schaufenſter füllt eine künſtlich aufgebaute Mauer von Konſervebüchſen, welche in dieſen abgelegenen Gegenden eine Hauptrolle ſpielen; da findet man allerhand Früchte, Reine-Claudes, Kirſchen, Ananas, Sardinen, Hummern, Gänſeleberpaſteten, und an der Thür den noch blutenden Leichnam eines braunen Bären, den zwei Jäger, die Helden des Tages, geſtern erlegt und zur Stadt gebracht haben. Die noch ungepflaſterten Straßen ſind vor den Häuſern mit zahlreichen alten Käſten und Schachteln, näher dem Walde noch mit großen Steinen bedeckt. Des Abends werden nur Kerzen gebrannt; denn ein mit Petroleum beladener Wagenzug wird erſt erwartet: augenblicklich beſitzt Leadville nicht einen Tropfen Oel, und bleiben die Wagen noch zwei Tage aus, ſo müſſen ſich ſeine Einwohner mit Sonnenuntergang zu Bette legen.

Sodann beſuchte Laveleye einige Anſtalten, wo das Erz verarbeitet wird. Gewöhnlich war ſein Empfang ein ſehr guter und höflicher, wie z. B. in dem Etabliſſement La Plata; anderwärts antwortete man ihm aber: „Sie ſind Ingenieur, ſagen Sie — dann müßten Sie ja die Behandlung des Erzes kennen, und es iſt alſo unnöthig, ſie Ihnen zu erklären. Wenn Sie ſie aber nicht kennen iſt es ebenſo unnütz; denn alsdann würden Sie doch nichts von meinen Auseinanderſetzungen verſtehen."

Mit Eifer beſuchte Laveleye dann die Gruben ſilberhal-

tigen Bleies, welche ja das Hauptziel ſeiner Reiſe waren; doch theilt er über dieſe techniſche Seite nur Weniges mit.

Um die Ausbeutungsſtellen zu erreichen, muß man den hinter Leadville ſich ausdehnenden Tannenwald durchſchreiten; ein Pfad windet ſich durch denſelben hindurch und endet plötzlich auf einer Lichtung. Viele Bäume ſind dort nieder-



Durchſchnitt durch die Grube Iron Mine.

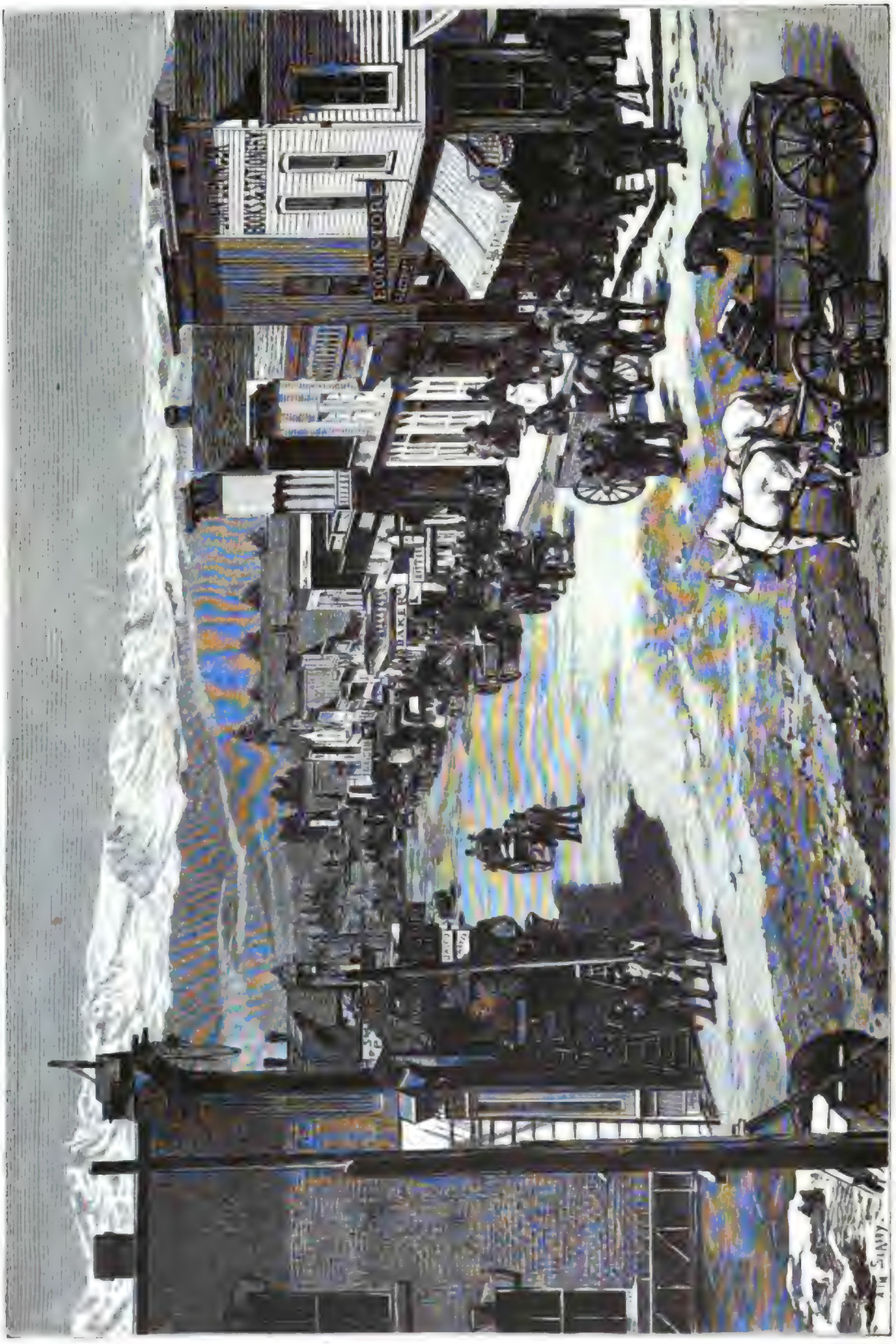
geſchlagen und liegen zumeiſt noch auf dem Boden umher. Auf dem freien Platze ſtehen einige hölzerne Häuschen, ein Schuppen zum Aufſpeichern des Erzes und eine hölzerne Welle, welche durch ein Maulthier in Bewegung geſetzt

Durchſchnitt längs der Linie A B im obenſtehenden Plane.

wird und das in der Tiefe gewonnene Geſtein zu Tage fördert. Daraus beſteht der geſammte Apparat einer Grube, die vielleicht Millionen abwirft. Das größte Intereſſe gewährt die „Iron Mine“, welche zuerſt entdeckt wurde und

Little Pittsburgh.

als Typus hingeſtellt werden kann. Der Direktor, natürlich ein „General“, empfing den Franzoſen mit großer Freundlichkeit und lud ihn ein, bei ihm zu eſſen und zu wohnen, was jener dankbar annahm. Man ſchläft hier noch auf harter Unterlage, aber in einer Mahagonibettſtelle; man ißt von hölzernen Tellern, aber dafür auch Gänſeleberpaſteten und eingemachte Ananas. Am Eſſen nahmen die Steiger und zwei „Captains“ Theil, aus deren Geſpräch



Straße in Leadville.

ſich einige intereſſante Thatſachen ergaben. Augenblicklich gerade ſtockte der Betrieb zum Theil wegen „Uſurpatoren“; ſo heißen Bergleute, welche behaupten, daß das in Leadville ſich findende Erz in Flötzen und nicht in Adern vorkomme. In letzterm Falle iſt jede Konceſſion auf der Oberfläche auf 100 Fuß in der Länge und 30 Fuß in der Breite beſchränkt, kann aber nach der Tiefe beliebig weit ausgebeutet werden, während in erſterm Falle der Eigenthümer die Grenzen der Konceſſion an der Oberfläche nicht überſchreiten darf. Die Uſurpatoren haben ſich demgemäß 100 Fuß tief unter der Stelle, wo die Iron Mine zu Tage tritt, feſtgeſetzt, die Ader in dieſer Tiefe getroffen und beuten dieſelbe aus. Ein Proceß iſt zwar in Denver anhängig gemacht; aber mittlerweile können die Beſitzer der Iron Mine ihre Schächte weiter treiben, ohne auf die Uſurpatoren zu ſtoßen und mit denſelben einen unterirdiſchen

Ein Bergwerk in Leadville.

Kampf mittels Flinten und Revolvern zu beſtehen. Da ſie alle Ausſicht haben zu gewinnen, ſo warten ſie lieber ab, müſſen aber einſtweilen es ſich gefallen laſſen, daß man ihnen ihr koſtbares Erz vor der Naſe wegholt. Sie beſchäftigten damals 60 Arbeiter, die täglich 12 Mark nach unſerm Gelde verdienten. Es iſt das der von den Arbeitern ſelbſt feſtgeſetzte Preis, unter welchem niemand ſeine Arme anbieten darf. Wer es dennoch verſuchte, würde gezwungen werden, die Gegend ſofort zu verlaſſen, oder durch eine Kugel an ſeine Pflichten unſanft erinnert werden. An den Endſtationen der in der Richtung auf Leadville führenden Bahnen befinden ſich Agenten, welche die den Zügen entſteigenden Arbeiter über die Bedingungen, die ſie den Arbeitgebern zu ſtellen haben, unterrichten.

Das Erz ſelbſt enthält mitunter bis 600 Unzen Silber auf die Tonne und 30 bis 60 Procent Blei. Es iſt das allerdings ein ausnahmsweiſe reicher Gehalt; aber man findet dort ſchon für gewöhnlich ſo viel Blei, daß deſſen

Preis gegenwärtig außerordentlich niedrig ſteht. In Leadville koſtete zur Zeit von Laveleye's Anweſenheit die Tonne nur 80 Mark, während ſie unlängſt das Vier- bis Fünffache gegolten hatte. Die Menſchen können ſich alſo jetzt einander ſehr viel billiger todtſchießen.

Von ſeinem Cicerone begleitet, beſuchte Laveleye erſt deſſen Mine und dann ein paar andere, zu denen ihm jener den Zutritt vermittelte. Die Arbeiten waren damals noch faſt durchweg nicht tief in die Erde eingedrungen, und das war auch bei der Iron Mine der Fall. Ein gut ausgezimmerter Gang, worin ein großer Mann bequem ſich bewegen kann, führt mit unmerklicher Senkung etwa 100 m in die Erde hinein. Zum Fördern des Erzes werden auf Schienen laufende und von Maulthieren gezogene Wägelchen benutzt. Nach rechts und links zweigen ſich Gänge ab, welche das auszubeutende Revier in lange ſchmale Streifen theilen, welche an zwei oder drei Stellen zugleich in Angriff genommen werden. Die Arbeit iſt ſehr leicht, da das ſehr poröſe und zerreibliche Geſtein an den reicheren Stellen ſich faſt in Form von Staub, an den ärmeren in Blöcken von einigen Pfunden Gewicht loslöſt. Die einzige Gefahr droht von Einſtürzen, gegen welche man ſich durch Auszimmern der Gänge ſchützt. Sehr eigenthümlich iſt das Ausſehen des Erzes; die reichen Partien beſtehen aus einem bläulichen Sande, der den Bergleuten als „blue sands“ wohl bekannt iſt, einem Gemiſche von kohlenſaurem und chlorhaltigem Blei, welches bis 600 Unzen Silber auf die Tonne enthält. Doch kommt ein ſolcher Gehalt nur ganz ausnahmsweiſe vor. Eine Grube iſt um ſo werthvoller, je mehr blue sands ſie enthält.

Darunter liegt eine Kruſte von Eiſenperoxyd, die mit kohlenſaurem Blei durchſetzt iſt, und noch tiefer Kalk, taubes Geſtein, das das Erz umſchließt. Ueber der eigentlichen Ader liegt Porphyr, der im Kontakt mit dem Erze in einen feſten, undurchläſſigen Thon verwandelt iſt; derſelbe ſchützt zwar die Gruben gegen das Durchſickern von Waſſer, hat aber geringe Konſiſtenz und neigt zu Einſtürzen. Dieſer Thon iſt durch die Salze der Metalle auf die verſchiedenſte Weiſe gefärbt und weiſt alle Töne von Braun und Gelb, von Terra di Siena bis zum Maisgelb neben und durch einander auf; einzelne Stellen ſind durch Kupfer prachtvoll blau gefärbt. Dieſer zerſetzte Porphyr verkündet die Nähe der abbauwürdigen Ader; mehr als ein von jahrelangen Arbeiten und Entbehrungen gebräunter Bergmann iſt vor Freuden hoch aufgeſprungen, als er die erſte Schaufel voll jener blauen Erde heraushob.

La Plata.

Unter anderen beſuchte Laveleye von Leadville aus eine Grube ſilberhaltigen Bleies, die Moose Mine, eine der größten Merkwürdigkeiten der Gegend und vielleicht das höchſtgelegene Bergwerk auf Erden. Sie liegt 13 500 Fuß hoch auf einem Gipfel der Rocky Mountains; in Europa würde der ewige Schnee Arbeiten in ſolcher Höhe unmöglich machen. Die einzige Gefahr droht dort vom Winde, der mitunter ſtark genug iſt, um die zum Erztransporte verwendeten Eſel und Maulthiere in die Schluchten neben dem Wege zu ſtürzen. Etwa 50 Bergleute leben in jener Einöde auf dem kahlen, ſturmgepeitſchten Gipfel, in Wohnungen, die zur Hälfte in Felſen ausgehöhlt ſind. Höchſtens zwei oder drei Mal monatlich ſteigen ſie in die Ebene hinab. Im Winter ſind alle Verbindungen oft mehrere Tage lang durch heftige Orkane unterbrochen, welche rieſige Felsblöcke von den Abhängen des Berges loslöſen und jeden, der ihnen zu trotzen wagte, unfehlbar in ihrem raſenden Wirbel davon führen würden.

Die Grube ſelbſt iſt dadurch merkwürdig, daß der in den Schachten wehende kalte Luftſtrom jede Feuchtigkeit ſofort in Eis verwandelt, und die Wände deshalb mit einer dicken Eisſchicht überzogen ſind. Eiszapfen finden ſich nicht, ſondern eine zahlloſe Menge kleiner Eisblättchen, die ſich nach allen Richtungen hin kreuzen, bald fein und zierlich wie die Flügel eines Schmetterlings, bald die Aederchen des feinſten Blattes nachahmend; ein zauberhafter Anblick! Nimmt man ein ſolches reizendes Gebilde in die Hand, ſo ſchmilzt es ſofort und es bleibt nichts als ein Tröpfchen reinen, funkelnden Waſſers.

Die Arbeiter erhalten hier oben täglich einen Lohn von 11⅞ Mark und bezahlen 3⅛ Mark Penſion. Sie luden Laveleye freundlich zu ihrem Mittagsmahle ein, das nichts zu wünſchen übrig ließ. Es gab Suppe mit gedämpften Auſtern, geſchmortes Rindfleiſch, Hammelbraten, dreierlei Gemüſe, als Nachtiſch ein vorzügliches Blanc-manger und einen Kabinetspudding, dazu Thee und Kaffee nach Belieben, aber keinen Schnaps. Denn der in Amerika weit verbreitete Kampf gegen den Alkohol wirkt bis in dieſe Höhe fort.

Leadvilles Zukunft iſt noch ungewiß. Niemand vermag zu ſagen, ob es daſſelbe Schickſal wie ſeine Vorgängerin Oro-City haben und vom Erdboden wieder verſchwinden wird, oder ob die Erzlager ſo bedeutend ſind, daß ſich in Folge deſſen eine dauernde Stadt dort bilden wird. Wie reich und werthvoll das Lager iſt, beweiſt der Umſtand, daß im Jahre 1880 von Leadville außer dem Blei für 60 100 612 Mark Silber ausgeführt wurde, und daß trotzdem zwei Gruben ſich erſchöpften, eine andere ausbrannte und Arbeitseinſtellungen von oft langer Dauer dazwiſchen

kamen. Faſt ſicher iſt es, daß binnen kurzer Zeit Leadville an die Stelle von Comſtock-Lode, deſſen Ertrag reißend abnimmt, treten wird. Colorado wird wahrſcheinlich Nevada überholen und der erſte unter allen metallproducirenden Staaten der Union werden. Die Vollendung der Eiſenbahnen wird die Thätigkeit erhöhen, da alle Materialien und Lebensmittel bedeutend im Preiſe ſinken werden; allein je vollkommener die Mittel zum Ausbeuten werden, um ſo raſcher wird auch die Ader erſchöpft ſein. Die Amerikaner bearbeiten ihre Gruben ſo energiſch, daß ſie bald alles, was darinnen ſteckt, herausgeholt haben. Sollten die Adern nichts mehr hergeben, ſo verſchwände Leadville von der Erde; denn kein Menſch würde noch länger in jenem abgelegenen Winkel der Felſengebirge in mehr als 10 000 Fuß Höhe ausharren. Erſt wenn die wachſende Bevölkerung definitiv die Umgegend in Beſitz genommen und die „Parks“ beſiedelt hätte, würde es wieder Einwohner bekommen. Die Generation, welche die „Königin des Bleies“ hat entſtehen ſehen, wird vielleicht auch ihren Tod noch erleben.

Die Capverdiſchen Inſeln.

Von Prof. **Richard Greeff**.

III.

Neben den vielen neuen und mir in hohem Grade intereſſanten Erſcheinungen auf S. Thiago nahmen noch meine beſondere Aufmerkſamkeit das naturhiſtoriſche Muſeum in Praia und vor Allem die ſeit einiger Zeit hier errichtete meteorologiſche Station in Anſpruch. Das Erſtere iſt das Unternehmen eines ſtrebſamen und gebildeten Kaufmannes von Praia, der, unterſtützt von dem gleichgeſinnten Theil ſeiner Mitbürger, mit großem Eifer und Geſchick die naturhiſtoriſch merkwürdigen Gegenſtände ſeiner heimathlichen Inſeln geſammelt und in einem beſondern Hauſe aufgeſtellt hat. Sehr reichhaltig iſt namentlich die mineralogiſche und geologiſche Sammlung, auch die meiſten der der Inſel eigenthümlichen Pflanzen ſind, zum Theil in Gläſern mit konſervirenden Flüſſigkeiten, aufgeſtellt und ſo vorzüglich in Form und Farbe erhalten, als ob ſie lebend ſeien. Durch die ſeit einigen Jahren, wie früher bemerkt, an der Küſte von S. Thiago betriebene Korallenfiſcherei iſt der Sammlung auch ein ziemlich reiches Material an Seethieren des Meeresgrundes, Korallen, Seeigeln, Seeſternen, Mollusken, Würmern ꝛc., zugefloſſen; nicht minder vollſtändig ſind die im Meere von S. Thiago vorkommenden Fiſche und Krebſe vertreten, und endlich auch findet ſich eine hübſche Sammlung über die an Formen nicht ſehr zahlreiche, aber in mancher Beziehung intereſſante Landfauna der Inſel, kurz das kleine Muſeum von Praia ſtellt, zumal es auch eine Anzahl von ethnographiſchen Gegenſtänden, den Inſeln ſowie der gegenüberliegenden Küſte von Afrika entſtammend, enthält, einen wahren Schatz dar, der dem ſtrebſamen Sinn der Bewohner zur Ehre gereicht und ein ausgezeichnetes Material zu genaueren naturwiſſenſchaftlichen Studien über die Inſel S. Thiago und die Capverden überhaupt bieten würde.

Nicht geringere Anerkennung und Beachtung verdient die für die Kenntniß des Klimas der Capverdiſchen Inſeln und der tropiſchen Nordoſtpaſſatregion Weſtafrikas höchſt werthvolle meteorologiſche Station von S. Thiago. Schon ſeit mehreren Jahren wurden durch den in Praia ſtationirten Militärarzt I. Klaſſe, Herrn Jacinto Auguſto Medina, den Vorſteher des großen und vortrefflich eingerichteten und geleiteten Hospitales von Praia, meteorologiſche Beobachtungen angeſtellt. Die hierfür früher beſtimmten Räume in dem Hospitale ſelbſt waren aber nicht ausreichend und wenig günſtig gelegen. Seit dem Jahre 1879 hat nun der Gouverneur der Inſel die Einrichtung einer offiziellen meteorologiſchen Station mit einem beſondern Obſervatorium in einem am Eingange zu den Militärkaſernen gelegenen Thurme angeordnet und dieſelbe wiederum Herrn Medina, dem ſachkundigen und bewährten bisherigen Leiter derſelben, anvertraut. Herr Medina hatte die große Freundlichkeit, mich in dem das Obſervatorium enthaltenden Thurme, der frei über die übrigen Gebäude hervorragt und von deſſen Höhe man eine weite, herrliche Ausſicht über Meer, Stadt und Inſel genießt, ſelbſt umherzuführen und mir ſeine Beobachtungen und Inſtrumente zu erläutern, ja, mir einen genauen Einblick in die von ihm geführten Witterungstabellen zu geſtatten. Ich gewann hierdurch die Ueberzeugung, daß die meteorologiſche Station von Praia nicht bloß in Bezug auf die Lage des Obſervatoriums, die Einrichtung und das Inſtrumentarium deſſelben ꝛc. allen Anforderungen entſpricht, ſondern daß vor Allem auch die Beobachtungen, in Rückſicht auf die Sorgfalt und Treue, mit der ſie ununterbrochen geführt worden ſind, die höchſte Anerkennung verdienen, und ſomit eine ſichere Baſis bieten zur Beurtheilung des ſehr merkwürdigen Klimas der Capverdiſchen Inſeln. Es ward damals ſchon in mir der lebhafte Wunſch rege, dieſe intereſſanten Tabellen nach ihrer Veröffentlichung zur weitern Mittheilung benutzen zu können. Jetzt ſind die vollſtändigen Beobachtungsreihen aus den Jahren 1878 und 1879 in dem von dem Gouverneur der Capverdiſchen Inſeln an die portugieſiſche Regierung erſtatteten amtlichen Berichte mit aufgenommen. Durch befreundete Vermittelung iſt mir ein Exemplar dieſer werthvollen Berichte überſandt worden, aus denen die folgenden Witterungstabellen, die in beſonderem Maße geeignet ſind, das Klima der Capverden zu illuſtriren, entnommen ſind.

Aus den beiden nachſtehenden Tabellen über die Windrichtungen in Praia während der Jahre 1878 und 1879 erkennen wir nach einiger Prüfung alsbald eine ſehr merkwürdige und für das Klima der Capverden bedeutſame Thatſache, nämlich die faſt ſouveräne Herrſchaft des Nordoſtpaſſates auf dieſen Inſeln, entweder in ſeiner Hauptrichtung als reiner Nordoſt oder in ſeinen Abweichungen bis nach Nord und Oſt. Im Jahre 1878 wehte der Wind aus dieſen Richtungen, nämlich aus NO, ONO, O und andererſeits NNO, N an 271, im Jahre 1879 an 278 Tagen, allein aus NO 1878 an 123, 1879 an 134 Tagen. Hiergegen treten, zumal wenn wir noch die 39 windſtillen Tage des Jahres 1878 und 13 von 1879 berückſichtigen, die ſüdlichen und weſtlichen Winde als faſt völlig bedeutungsloſe

Windrichtung in Cidade da Praia auf der Capverdiſchen Inſel S. Thiago in den Jahren 1878 und 1879 nach Beobachtungen von Jacinto Auguſto Medina in Praia.

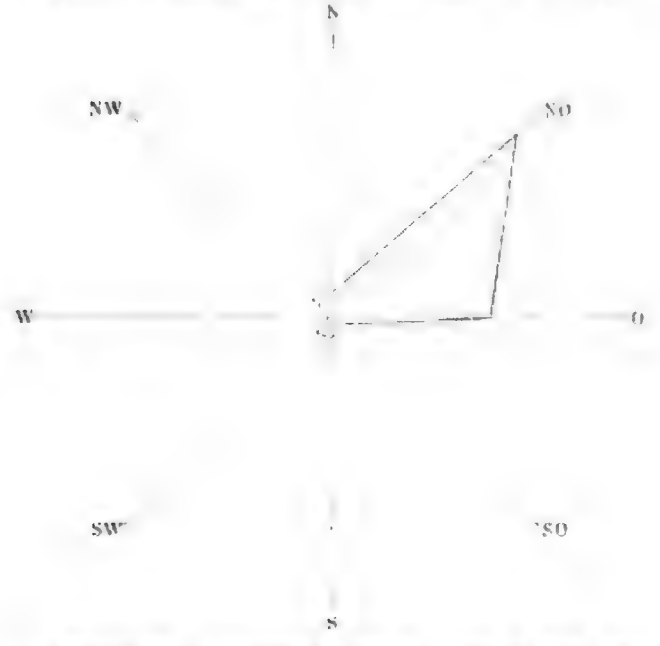
Windrichtung im Jahre 1878.

	N.	N.N.O.	N.O.	O.N.O.	O.	O.S.O.	S.O.	S.	S.W.	W.S.W.	W.	W.N.W.	N.W.	N.N.W.	Windſtille
Januar . . .	1	1	11	1	16	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Februar . . .	1	1	—	1	21	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—
März	1	—	16	2	9	—	—	1	—	—	—	—	—	—	2
April	2	—	16	2	2	1	—	1	1	—	1	—	1	—	3
Mai	2	4	13	6	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	4
Juni	5	1	10	6	3	1	—	—	2	—	—	—	—	—	2
Juli	1	—	14	3	—	—	—	1	1	—	—	—	2	—	9
Auguſt . . .	—	2	10	1	2	1	—	4	2	—	—	—	4	—	5
September . .	—	1	8	7	3	1	2	1	2	—	—	—	—	1	2
Oktober . . .	—	2	2	13	4	1	1	—	1	—	—	—	2	—	5
November . .	—	—	13	6	5	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
December . .	—	—	10	1	5	1	—	—	1	5	—	—	—	—	6
	13	12	123	49	71	6	3	10	10	5	1	—	9	1	39

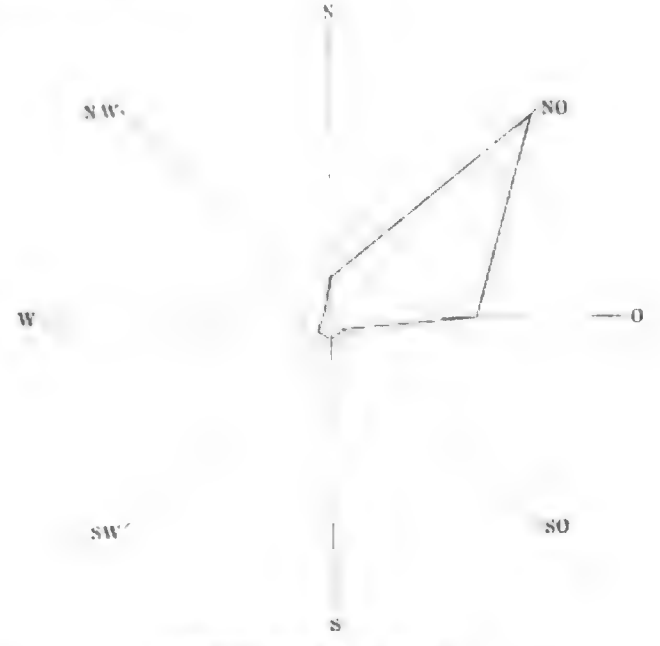
Windrichtung im Jahre 1879.

	N.	N.N.O.	N.O.	O.N.O.	O.	O.S.O.	S.O.	S.	S.W.	S.S.W.	W.S.W.	W.	W.N.W.	N.W.	N.N.W.	Windſtille
Januar . . .	2	1	3	3	18	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—
Februar . . .	—	—	8	4	15	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—
März	—	—	21	—	2	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—
April	1	6	16	2	3	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—
Mai	1	11	12	2	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—
Juni	2	—	15	3	2	—	—	1	1	—	—	—	—	1	—	1
Juli	5	2	9	2	1	—	1	2	1	—	—	—	—	—	—	7
Auguſt . . .	3	—	10	—	1	2	3	1	1	2	—	1	—	1	—	—
September . .	1	3	10	3	—	—	1	3	2	—	2	2	—	1	—	1
Oktober . . .	4	3	13	5	1	2	1	—	—	—	2	1	—	—	—	—
November . .	—	—	8	2	11	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	3
December . .	—	2	6	2	15	—	1	3	—	—	—	—	—	—	—	1
	19	28	131	28	69	5	8	10	9	2	4	1	—	4	1	13

klimatiſche Faktoren in den Hintergrund. Die im Folgenden nach dieſen Tabellen dargeſtellten Windroſen werden uns am beſten und in der That in überraſchender Weiſe dieſes merkwürdige Verhältniß veranſchaulichen, das nicht bloß die Hauptwindrichtungen für die Jahre 1878 und 1879 darſtellt, ſondern als ein muſtergiltiges der Capverden angeſehen werden kann, denn wie man ſich durch Vergleich mit den in früheren Jahren von Herrn Medina in Praia angeſtellten Beobachtungen überzeugen kann, iſt dieſe Herrſchaft der nordöſtlichen Winde reſp. des Nordoſtpaſſates mit ſehr geringen Abweichungen, die meiſtens noch zu Gunſten des letztern eintreten, Jahr für Jahr vorhanden. Da die Capverdiſchen Inſeln aber mitten in der Nordoſtpaſſat-Region des Atlantiſchen Oceans, von den Einflüſſen des Feſtlandes wenig berührt, liegen, ſo können dieſe Windkarten gewiſſermaßen als die typiſchen dieſer Region angeſehen werden.



Windroſe für die Capverdiſche Inſel S. Thiago im Jahre 1878.



Windroſe für das Jahr 1879.

Nicht minder intereſſant ſind die von Herrn Medina gewonnenen anderen meteorologiſchen Beobachtungsreſultate insbeſondere über die Temperatur und den Luftdruck.

Die Lufttemperatur der Capverden wird im Weſentlichen beſtimmt durch die inſulare Lage mitten im Meere und innerhalb der Tropenzone (zwiſchen 14° 25′ und 17° 13′ nördl. Br.). Der letztern verdanken die Inſeln ihre hohe Temperatur und der erſtern, wie uns ein Blick auf die beiden vorſtehenden Tabellen erkennen läßt, die geradezu ſtaunenswerthe Gleichmäßigkeit derſelben. Die mittlere Lufttemperatur von zwei Jahren, nämlich von 1878 und 1879, beträgt 25,03° C., das mittlere Maximum in dieſem Zeitraume 27,02° und das Minimum 23,16° und ſomit die mittlere Differenz nur 3,86°.

Temperatur in Cidade da Praia auf der Capverdiſchen Inſel S. Thiago in den Jahren 1878 und 1879 nach Beobachtungen von Jacinto Auguſto Medina in Praia.

Temperatur im Jahre 1878.

Zeitraum	Nach Celſius								
	Mittel				Abſolutes Maximum	Abſolutes Minimum	Aeußerſte Differenz	Datum des Maximum	Datum des Minimum
	Mittel	Mittleres Maximum	Mittleres Minimum	Mittlere Differenz				Tag	Tag
Januar	21,64	23,52	19,79	3,73	26,2	18,9	7,3	22	9
Februar	22,72	25,04	20,33	4,71	28,3	18,1	10,2	24	3
März	24,02	26,60	21,52	5,08	29,5	19,3	10,2	29	23
April	25,76	28,40	23,12	5,28	31,0	21,2	9,8	12	18
Mai	24,96	27,37	22,59	4,78	30,0	21,2	8,8	24	5
Juni	26,14	28,51	23,71	4,80	31,0	22,6	8,4	24	1
Juli	26,36	28,32	24,36	3,96	30,1	22,8	7,3	18	5
Auguſt	27,10	29,07	25,14	3,93	31,2	22,8	8,4	20	4
September	27,19	28,85	25,58	3,27	30,3	24,7	5,6	14	29
Oktober	25,72	27,32	24,16	3,16	29,3	22,9	6,4	1	19
November	25,91	27,97	23,90	4,07	29,6	22,0	7,6	14	13
December	25,05	27,03	23,11	3,92	29,0	21,0	8,0	4	4
	25,28	27,35	23,11	4,24	31,2	18,1	13,1	20. Aug.	3. Febr.

Temperatur im Jahre 1879.

Januar	22,92	24,64	21,21	3,43	26,0	19,8	6,2	1	1
Februar	23,28	25,12	21,50	3,62	27,8	20,0	7,8	12	6
März	22,28	24,09	20,52	3,57	26,0	19,7	6,3	30	7
April	22,89	25,00	20,82	4,18	30,4	19,7	10,7	28	7
Mai	24,84	27,06	22,65	4,41	29,3	21,8	7,5	15	2 u. 19
Juni	25,36	27,74	23,03	4,61	29,3	22,0	7,3	5	12
Juli	25,94	27,63	24,31	3,32	29,0	23,0	6,0	16	9
Auguſt	26,20	27,54	24,92	2,62	29,0	24,0	5,0	3	6
September	26,48	27,80	25,22	2,58	29,0	24,1	4,9	22	2
Oktober	26,65	28,26	25,05	3,21	29,3	24,1	5,2	16	15
November	25,96	27,49	24,49	3,00	29,0	22,6	6,4	8	22
December	24,83	26,26	23,45	2,81	28,1	20,5	7,6	10	30
	24,81	26,69	23,21	3,48	30,4	19,7	10,7	28. April	7. März 7. April

Hiermit im Zuſammenhang, ja, hierdurch zum Theil bedingt erſcheint auch der Luftdruck durch die hohe Temperatur und die dadurch erzeugte beſtändige Ausdehnung der Luft ein im Allgemeinen niedriger und wiederum von einer überraſchenden Gleichmäßigkeit, wie uns aus den beiden Tabellen auf folgender Seite entgegentritt.

Von dieſen bemerkenswerthen meteorologiſchen Erſcheinungen werden wir nun aber noch zu der Betrachtung einer anderen Frage von wiſſenſchaftlicher Bedeutung und auch von allgemeinem Intereſſe geführt, die lange Zeit Naturforſcher und Seefahrer beſchäftigt hat und noch beſchäftigt, nämlich die Frage nach der Herkunft der im Atlantiſchen Ocean innerhalb des Bereiches des Nordoſtpaſſates namentlich an der weſtafrikaniſchen Küſte auf der Höhe der Capverden und ſüdlich von dieſen bis ungefähr 9° nördl. Br. häufig beobachteten ſogenannten Staubregen oder Staubfälle, die bekanntlich darin beſtehen, daß zu gewiſſen Zeiten aus der von Staub erfüllten und durch ihn häufig getrübten Atmoſphäre ein feiner Staubregen auf Meer und Schiffe ſich niederſenkt. Einer unſerer verdienteſten Naturforſcher, dem wir manche epochemachende Förderung unſerer Kenntniſſe der kleinſten Lebensformen verdanken, Ehrenberg, hatte ſeit einer langen Reihe von Jahren auch dieſem Phänomen, hauptſächlich behufs Erforſchung der mit dem „Meteorſtaube“ fortgeführten Organismen, ſeine Aufmerkſamkeit zugewandt und war durch ſeine Unterſuchungen zu der merkwürdigen Anſicht gelangt, daß das den Staubregen darſtellende Material nicht direkt durch den Nordoſtpaſſat getragen und über den Atlantiſchen Ocean weiter geführt werde, alſo nicht aus dem nordöſtlich und öſtlich gelegenen Afrika, ſondern von anderen Theilen der Erde ſtamme und durch die verſchiedenen Paſſatſtröme auch dem weſtafrikaniſchen Meere zugeweht werde, namentlich aber auch aus der dem Strom des Nordoſtpaſſates entgegengeſetzten Richtung aus Südweſten und Weſten, alſo aus Amerika durch den Antipaſſat dorthin komme, zumal er auch in Proben von Staubfällen auf dem Atlantiſchen Ocean, ſpecifiſch ſüdamerikaniſche Organismen, die wenigſtens mit ſolchen, welche er in Erdproben aus Guiana gefunden hatte, übereinſtimmten, aber keine afrikaniſchen Formen nachweiſen konnte. Zur Begründung dieſer ſeiner Anſicht nahm er nun an, daß der Staub von der amerikaniſchen Küſte aus hoch in die Luft geführt werde und in den oberen Luftſchichten, in eine feine Staubzone ſich ausbreitend, durch den über dem Nordoſtpaſſat wehenden Antipaſſat weiter getragen werde, ſich aber zeitweiſe in ſchweren Wolken nach

Luftdruck in Cidade da Praia auf der Capverdischen Insel S. Thiago in den Jahren 1878 und 1879 nach Beobachtungen von Jacinto Augusto Medina in Praia.

Luftdruck im Jahre 1878.

Zeitraum	In Millimetern								
	Mittel				Absolutes Maximum	Absolutes Minimum	Aeußerste Differenz	Datum des Maximum Tag	Datum des Minimum Tag
	Mittel	Mittleres Maximum	Mittleres Minimum	Mittlere Differenz					
Januar	760,34	761,16	759,53	1,63	763,65	757,95	5,70	24	21
Februar	763,34	761,00	759,64	1,36	762,90	757,79	5,11	27	24
März	759,19	759,79	758,49	1,30	762,73	756,58	6,15	18	26
April	758,06	758,63	757,51	1,12	760,15	755,95	4,20	18	13
Mai	759,55	759,98	759,18	0,80	761,97	757,28	4,69	29	1
Juni	759,30	759,52	759,08	0,44	761,88	757,07	4,81	18	24
Juli	758,70	759,23	758,27	0,96	762,76	755,76	7,00	23	10
August	758,53	759,08	757,96	1,12	760,86	755,31	5,55	19	21
September	758,03	758,62	757,44	1,18	760,37	756,27	4,10	16	30
Oktober	757,34	757,93	756,73	1,20	759,79	754,09	5,70	15	10
November	758,49	759,17	757,82	1,35	760,08	756,42	3,66	9	4
December	757,86	758,50	757,23	1,27	760,34	754,34	6,00	25	7
	758,81	759,38	758,24	1,14	761,45	756,24	5,22	24. Jan.	15. Okt.

Luftdruck im Jahre 1879.

Januar	759,19	759,90	758,49	1,41	761,84	756,78	5,06	7	29
Februar	759,05	759,67	758,43	1,24	761,34	756,78	4,56	6	19
März	759,87	760,61	759,06	1,55	762,42	757,04	5,38	20	14
April	758,90	759,45	758,37	1,08	761,04	755,79	5,25	15	29
Mai	758,69	759,28	758,12	1,16	762,12	756,43	5,69	3	4
Juni	759,49	760,11	758,94	1,17	761,52	756,45	5,07	25	13
Juli	757,92	758,37	757,49	0,88	761,42	755,06	6,36	7	16
August	758,12	758,61	757,62	0,99	760,32	755,02	5,30	24	16
September	758,75	759,48	758,01	1,47	760,92	756,57	4,35	26	13
Oktober	758,70	759,43	757,97	1,46	761,03	756,22	4,81	28	10
November	757,71	758,41	757,02	1,39	760,50	754,03	6,47	12	23
December	757,52	758,28	756,76	1,52	761,56	753,48	8,08	31	15
	758,66	759,30	758,02	1,28	761,33	755,80	5,53	20. März	15. Dec.

unten senke und dann in den Nordostpassat gelange, um entweder aus ihm als Staubregen zur Erde zu fallen oder durch ihn wieder nach Westen, also nach seiner Ursprungsstelle, nach Amerika, zurückgeführt zu werden. Ein solches Niedersinken des Staubes aus den oberen Luftschichten finde namentlich an der Westküste von Afrika statt, in demjenigen Theile des Atlantischen Oceans, der seit Langem unter dem Namen des „Dunkelmeers" bekannt sei, weil hier die Fischer früherer Jahrhunderte die Luft zuweilen trübe und undurchsichtig fanden und daran den Glauben knüpften, daß noch weiter nach Süden eine allmälige Verfinsterung von Luft und Meer eintrete, die die Schifffahrt unmöglich mache. Dieses westafrikanische „Dunkelmeer", in welchem in der That am häufigsten die Staubfälle auf dem Atlantischen Ocean beobachtet wurden, entspricht, und das erscheint in hohem Grade bemerkenswerth, ungefähr der Ausdehnung der westafrikanischen Nordostpassat-Region.

Bei der Beurtheilung dieser Hypothese Ehrenberg's von dem Vorhandensein einer feinen, allseitigen und durchsichtigen Staubzone in den oberen Luftregionen und ferner der wiederholten ausdrücklichen Erklärung, daß der aus dieser Staubzone innerhalb des Dunkelmeers herabfallende Staubregen keineswegs aus Afrika und insbesondere nicht aus der Sahara stamme, drängt sich uns zunächst die Frage auf: Wodurch kann die Anwesenheit jener Ehrenberg'schen Staubzone bewiesen werden, und wie lassen sich aus ihr die häufigen Staubfälle in der Nordostpassatregion resp. im Dunkelmeere erklären? In einer sehr gründlichen und klaren Untersuchung dieser Frage hat bereits vor einigen Jahren G. Hellmann nachgewiesen[1]), daß die Annahme einer permanenten durchsichtigen Staubzone in den höheren Luftschichten mit den thatsächlichen Erfahrungen nicht in Einklang zu bringen sei, und daß sie namentlich auch in keiner Weise die Häufigkeit der Staubfälle im Dunkelmeer erkläre. Und in der That, warum sollten gerade hier, also in derjenigen Region des Atlantischen Oceans, die nach Ehrenberg von der Heimath des Staubes am entferntesten liegt, die Staubfälle am häufigsten vorkommen können und um so häufiger und mit um so gröberm Materiale niederfallen, je näher der westafrikanischen Küste? Sollte man nicht im Gegentheil anzunehmen berechtigt sein, daß z. B. an der Ostküste von Südamerika, woselbst sich nach Ehrenberg die Staubwolken, die später im Dunkelmeer niederfallen, zum

[1]) Ueber die auf dem Atlantischen Ocean in der Höhe der Capverdischen Inseln häufig vorkommenden Staubfälle. Monatsberichte d. Königl. preuß. Akad. d. Wissensch. zu Berlin 1878, S. 364.

großen Theile erheben, oder an anderen Theilen der atlantischen Küsten, ebenfalls häufige, ja noch häufigere Staubfälle vorkommen als an der Westküste Afrikas? Aber gerade das Gegentheil entspricht den thatsächlichen Beobachtungsresultaten. Je weiter nach Westen vom Dunkelmeere, also von der westafrikanischen Küste entfernt, desto seltener werden die Staubfälle, ihr Staub feiner und schließlich hören sie gegen die amerikanische Küste hin ganz auf. Die Gründe, die Ehrenberg anführt für das häufige Sinken des Staubes im Dunkelmeere, nämlich die heiße Atmosphäre in den oberen Luftschichten, scheinen zur Erklärung nicht genügend, zumal diese Gründe wohl dieselbe Gültigkeit auch für andere äquatoriale Regionen des Atlantischen Oceans beanspruchen können, in welchen keine Staubfälle vorkommen. Werfen wir nun aber noch einmal einen Blick auf unsere Tabellen über die Windrichtungen auf den Capverdischen Inseln und die ihnen entsprechenden Windrosen und sehen, mit welcher Stetigkeit und Energie der Nordostpassat mit seinen Abweichungen nach Nord und Ost, also die direkt von dem nahen Afrika kommenden Winde im Dunkelmeere herrschend sind, so drängt sich uns schon von selbst als die einfachste und natürlichste Lösung dieser Frage auf, daß wie dieses Hellmann in bestimmter Weise und in Uebereinstimmung mit anderen namhaften Naturforschern ausgesprochen und nachzuweisen gesucht hat, in Afrika und zwar hauptsächlich auf den Sandflächen der Sahara und in der Küstenregion der fast alleinige Ursprung der Staubregen des Dunkelmeeres zu suchen sei. An der Hand dieser Annahme erklären sich fast alle Erscheinungen des Meteorstaubes im Dunkelmeere leicht und ungezwungen, während dieselben der Ehrenberg'schen Hypothese einer von anderen Theilen der Erde zugeführten feinen Staubzone in den höheren Luftschichten sich gar nicht oder nur widerwillig und mit Hilfe neuer Hypothesen fügen.

Eine Hauptstütze, ja vielleicht die erste Veranlassung zur Aufstellung seiner Hypothese waren für Ehrenberg die Befunde der ihm zugekommenen Proben aus Staubfällen im Dunkelmeere. Sowohl die meistens röthliche Farbe des Staubes als das ihn bildende Material schienen ihm nicht für einen Ursprung desselben aus Afrika resp. aus der Sahara, sondern mit Bestimmtheit aus anderen Theilen der Erde zu sprechen. Was den erstern Punkt, nämlich die Farbe, betrifft, so hat schon G. Hellmann in der erwähnten Abhandlung darauf aufmerksam gemacht, daß Ehrenberg seine Beobachtungen eines Theiles der Libyschen Wüste auf die in mancher Beziehung sehr verschiedene westliche Sahara überträgt, daß in dieser letztern häufig eine röthliche Färbung der Oberfläche konstatirt sei und daß vor Allem der Staub, er möge herkommen, woher er wolle, auf seinen weiten Wegen durch die Atmosphäre verschiedenen, chemisch und mechanisch auf ihn einwirkenden Einflüssen und somit auch mannigfachen Veränderungen seiner Farbe ausgesetzt sein könne. Hierzu tritt noch die Erwägung, daß diejenigen Staubfälle, die in der Nähe der im Dunkelmeere gelegenen Inselgruppen (Capverden, Canaren) oder auf diesen selbst beobachtet wurden, auch terrestrische Bestandtheile der zum Theil mit röthlichem und mannigfach gefärbtem vulkanischen Aschenstaub bedeckten Inseln selbst enthalten konnten, wie dieses wohl nicht unwahrscheinlich ist für die an und auf den Capverden und den Canaren beobachteten Staubfälle und die diesen entstammenden und von Ehrenberg untersuchten Staubproben.

Was den zweiten Einwand Ehrenberg's gegen die Herkunft des „Passatstaubes" aus Afrika betrifft, so gründete sich derselbe auf die mikroskopische Untersuchung der Staubproben, in denen er zwar sehr verschiedene und auf verschiedenen Erdtheilen vorkommende Organismen fand, aber keine eigentlichen afrikanischen „Charakterformen", andererseits aber, wie schon früher erwähnt, solche, die mit Organismen übereinstimmten, die er in Erdproben aus Südamerika, insbesondere aus Guiana, nachgewiesen hatte. Außerdem machte er geltend, daß auf den weiten wasserlosen Sandflächen der Sahara wenig organisches Leben entwickelt sei, während dem Passatstaube des Dunkelmeeres stets zahlreiche und mannigfaltige organische Formen beigemengt seien. Bei aller Anerkennung der Verdienste Ehrenberg's um die Erforschung mikroskopischer Organismen und namentlich seiner hohen Autorität auf dem Gebiete der systematischen Kunde der kleinsten Lebensformen glaube ich doch mit Zuversicht aussprechen zu dürfen, daß es heute noch unmöglich ist, ein sicheres Urtheil über die besondere geographische Verbreitung dieser Formen über unsere Erde zu fällen, und z. B. diese Formen für afrikanische, jene als amerikanische, europäische, asiatische u. s. w. zu erklären. In den großen Arbeiten Ehrenberg's, wie sie sich uns in seiner Mikrogeologie, sowie auch in den für die vorliegenden Fragen über den „Passatstaub" gesammelten Materialien darstellen, sind vielleicht reiche Fundgruben für spätere Forschungen auf dem Gebiete der geographischen Verbreitung mikroskopischer Organismen, insbesondere der Diatomeen und beschalten Rhizopoden, über unsere Erde gegeben, aus ihnen aber jetzt schon bestimmte Schlüsse in dieser Richtung ziehen zu wollen, halte ich für unzulässig, wenn man sich nicht großen Irrthümern aussetzen will. Die Untersuchungen Ehrenberg's betreffen doch immer nur einzelne kleine Erd- oder Staubproben aus verschiedenen Theilen der Erde, aber was bedeuten die Befunde in denselben gegen die unendliche Fülle jener mikroskopischen Organismen, die unsere Erde in allen Höhen und Tiefen, im Trocknen und Feuchten, Warmen und Kalten bevölkern? Diejenigen organischen Formen, die sich heute in einer oder auch in hundert verschiedenen Erdproben aus Afrika finden und die man vielleicht für afrikanische Charakterformen glaubt ansehen zu müssen, können morgen in denselben Formverhältnissen und derselben Häufigkeit in Proben aus Amerika oder Asien u. s. w. und umgekehrt auftreten. In neuerer Zeit ist von einem amerikanischen Naturforscher ein ausgezeichnetes auf gründlicher Detailforschung beruhendes und reich ausgestattetes Werk über die Süßwasser-Rhizopoden Nordamerikas[1]) veröffentlicht worden, in dem wir zu unserer Ueberraschung mit völliger Sicherheit fast alle diejenigen Formen dieser interessanten Organismengruppe, die wir bisher als europäische kennen gelernt hatten, wiederfinden, und ich glaube zuversichtlich, daß bei einer noch eingehendern vergleichenden Untersuchung sich eine nahezu vollkommene Uebereinstimmung der europäischen und nordamerikanischen Arten ergeben würde. In der That leitet uns schon die Betrachtung der nicht zu bezweifelnden Thatsache, daß durch Passatwinde und überhaupt durch starke und konstante Luftströmungen niedere Organismen oder deren Keime von dem Orte ihrer Entstehung weit über Land und Meer fortgeführt und so ausgebreitet werden können, naturgemäß zu der Annahme, daß jene niederen Organismen keine Formenregionen bilden, wie wir sie für höher organisirte Wesen als Faunen- und Vegetationsgebiete mit größerer oder geringerer Schärfe abgrenzen können, daß vielmehr einem großen, vielleicht dem größten Theile derselben eine überaus weite Verbreitung über unsere Erde zukommt, ja daß sehr viele Kosmopoliten sind, die überall da auftreten, wo unter

[1]) Joseph Leidy, Freshwater Rhizopods of North America. Washington, 1879.

im Allgemeinen ähnlichen Bedingungen organisches Leben möglich ist. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch für diese Organismen dereinst große zusammengehörige Formengebiete erkannt werden, deren Grenzen aber wohl sicher nicht durch Länder, Erdtheile und Meere, sondern vielleicht lediglich durch veränderte klimatische Einflüsse beherrscht werden.

Ebenso wenig können wir als Grund gegen die Annahme, daß der Passatstaub des Dunkelmeeres aus der Sahara stamme, den Einwand Ehrenberg's anerkennen, daß die weiten Flächen der wasserlosen Wüste wenig organisches Leben ermöglichen und namentlich nicht die zahlreichen Süßwasserformen erzeugen können, die in dem Passatstaube des Dunkelmeeres enthalten seien. Der im Sommer von der Sahara kommende starke und stetige Landwind, der „Harmattan", weht nicht nur über wasserlose Wüsten, sondern, namentlich gegen die Küste hin, über Gebiete mit reichem Pflanzen- und Thierleben, vornehmlich an dem Theile der Küste des Dunkelmeeres, an welchem bisher die meisten Staubfälle beobachtet worden sind.

Genug, wenn wir auch den bedeutenden, durch eine lange Reihe von Jahren fortgesetzten Forschungen Ehrenberg's über den Passatstaub, namentlich den mit eisernem Fleiße von ihm gesammelten Materialien, die vielleicht kommenden Geschlechtern noch als reiche Quelle weiterer Untersuchung dienen werden, unsere Bewunderung zollen müssen, so können wir doch seiner Ansicht über die Entstehung des „Passatstaubes" nicht zustimmen, vielmehr scheint die natürlichste Erklärung für den Ursprung desselben und der Staubfälle in der Nordostpassatregion des Atlantischen Oceans resp. im sogenannten Dunkelmeere in der Annahme zu liegen, daß dieser Staub und die von ihm getragenen Organismen aus der westlichen Sahara und den Küstengebieten Westafrikas stammen und durch den „Harmattan" dem Nordostpassat zugeführt werden.

Das Brot im Volksglauben.

Von C. Haberland.

I.

Im deutschen Aberglauben erscheint das Brot, die Gabe Gottes schlechthin, als symbolischer Inbegriff der Nahrung überhaupt, und als solcher vereinigt es in sich auch alle Kräfte derselben; die belebende, die Unkraft des Körpers scheuchende, die auch geistig auf den Menschen erhebend einwirkende Natur der Nahrung erscheint gewissermaßen kondensirt, und daher tritt es sowohl als Heilmittel wie auch als Mittel, gewisse böse Einflüsse namentlich zauberischer Natur abzuwenden und andererseits bestimmte wohlthätige Einflüsse auszuüben, im Aberglauben des deutschen wie auch der anderen europäischen Völker vielfach auf.

Die heilige Kraft des Brotes äußert sich nun zunächst darin, daß dieses gleich anderen heiligen Gegenständen der Hexe, bei deren Zusammenkünften es daher auch verpönt ist [1]), oder dem Zauberkundigen die Kraft zum Schaden nimmt und den schon geschehenen Zauber selbst wirkungslos macht. Der Tiroler Senne reicht, wenn ihn jemand um Schmalz bittet, und er die Absicht vermuthet, daß es um ihn in der Schmalzbereitung zu hindern benutzt werden soll, ihm dasselbe auf einem Stück Brot, und jede Macht den Zauber auszuüben ist damit vernichtet [2]). Aus demselben Grunde läßt man in der Gegend von Schwerin, wenn der Hochzeitszug aus der Kirche zurückgekehrt ist, niemanden ins Haus, welcher nicht vorher einen angebotenen Bissen Schwarzbrot und einen Schluck Wasser genossen hat [3]). Hat man Brot im Sack bei sich, dann ist man sicher vor den Tücken der alten Weiber, welche einem begegnen, sogar die Hunde sollen Kinder nicht anbellen, wenn sie Brot mit sich nehmen [4]); auch das wilde Heer vermag demjenigen nicht zu schaden, welcher ein Stück Brot bei sich hat [5]). Brot, Hund und Feuerstahl oder Messer erscheinen mehrfach in dieser Zusammenstellung in den Sagen als böse Geister und Gespenster hindernd, dem Träger ein Leid zuzufügen; schon der bloße Ruf: „Zum Teufel, drei Brote habe ich bei mir!" befreit in einer Aargauer Sage einen Mann von einer ihn zu einem Hexenplatze ziehenden unheimlichen Gewalt [6]). Daher ist es auch erklärlich, wie dies eine andere Aargauer Sage erzählt, daß das erste Verlangen eines von wilden Geistern wahnsinnig gejagten alten Mannes, als er wieder zu den Seinen kommt, Brot zu essen war, um die Teufelswirkung aufzuheben [7]). Durch einfaches Vergraben eines Stückchen Brotes wird sogar eine bei Tegerfelden in der Schweiz liegende, von den Hexen zum Tanzen benutzte Wiese, welche daher kein Gras mehr tragen wollte, von dem dortigen Nachtwächter, welcher sie gepachtet hatte, wieder fruchtbar gemacht [8]).

Trägt man beim Schatzgraben Brot bei sich, dann können die bösen Geister nicht schaden [9]); ferner hilft es in diesem Falle das Verschwinden des Schatzes zu verhindern, wenn man schnell ein Stückchen davon auf denselben wirft [10]). Vielleicht hatte auch das Legen einiger Brotkrumen nebst Dill und Dost auf den Teller, auf welchem das Geld für die Bräute in Lerbach gesammelt wurde [11]), einen verwandten Zweck. — Brosamen auf die Wannen und das Laub des ihre Schätze bei der Ruine Königstein bei Aarau sonnenden Burgjungfräuleins geworfen, läßt diese Wannen und Laub zu Gold für den glücklichen Finder werden [12]). In einer andern Aargauer Sage will ein Knabe dem Hunde, welcher zwei von einer Jungfrau ausgeschüttete Bohnenhaufen bewacht, einen Bissen von seinem Brote zur Beruhigung ins Maul werfen, das Brot trifft aber zufällig den einen Haufen, und die dadurch ihrer Erlösung näher gebrachte Jungfrau schenkt den Eltern die beiden Bohnenhaufen, welche sich in Gold und Silber verwandeln [13]).

Dreht man, wenn eine Hexe in der Stube ist, das Brot im Tischkasten herum, dann kann sie nicht wieder zur Stube hinaus [14]), und jedenfalls hält dieses Hexenschutzes wegen auch der Böhme darauf, daß stets des Nachts ein Brot im Hause ist [15]), wie gleichfalls die deutsche Vorschrift, sogleich beim Tischdecken ein Brot aufzulegen [16]), wohl hierin ihren Grund hat. Der Schweizer legt gern ein Stückchen Brot, Meisterwurz und etwas geweihtes Wachs als Gespensterschutz unter die Thürschwelle [17]); in einer Graubündner Sage erscheint selbst ein Verkleben des Schlüssel-

loches mit weichem Brote, um einer gefangen gehaltenen Hexe die Macht zu nehmen [19]). Dagegen vermag eine Hexe wieder, den Gegenzauber, wodurch sie verbrüht oder anderweit körperlich geschädigt wird, nach böhmischem Glauben zu vernichten, wenn es ihr gelingt, ein Brot von der betreffenden Person zu leihen; gelingt es ihr nicht, muß sie elend zu Grunde gehen [19]).

Spukgestalten, denen natürlich ein gewöhnlicher Schuß nichts anhaben kann, tödtet oder vertreibt wenigstens ein Schuß mit Brotkrumen oder Brot [20]), und ebenso kann man Hexen, welche sich in Thiere verwandelt haben, dadurch zwingen, sich in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, welcher Glaube in Ostfriesland und Graubünden vorkommt [21]). Hat der Masure jemanden im Verdacht ein Werwolf zu sein, so nimmt er heimlich eine Brotkruste in den Mund und umgeht dreimal den betreffenden Menschen, welcher sich alsdann in seiner Wolfsgestalt zeigen muß [22]). In einer schlesischen Sage wird eine Natter durch ein ihr in den Rachen geworfenes Kügelchen, bereitet aus dem Weißen von drei frischgebackenen Broten und mit einer Zauberflüssigkeit bestrichen, zum Bersten gebracht [23]).

Im Waffenzauber spielt gleichfalls das Brot oder das ihm gleichwerthige Getreidekorn seine Rolle. Pulverisirte Weizenkörner wurden im dreißigjährigen Kriege den Zauberkugeln beigemischt, welche stets Blut haben mußten, und jede Festigkeit, welche durch Zauber bewirkt war, öffneten [24]), und ganz ebenso war der mythische Räuberhauptmann Doboz der Karpathen nur durch eine Glaskugel, in welcher sieben Weizenkörner waren, über deren jedes sowie über die Kugel selbst je zwölf Messen gelesen waren, zu tödten [25]). Nothschwerter, denen auch durch Zauber hiebfeste Gegner nicht widerstehen konnten, erhielt man damals durch kreuzweises Bestreichen der Schärfe mit Roggenbrot, welches in der Osternacht gesäuert und gebacken war [26]). Der böhmische Aberglaube macht noch jetzt kugelfest durch Genießen von Brot, welches man in das eigene Blut getaucht hat [27]). Ladet man drei Stückchen Brot mit in das Gewehr, dann kann der Schuß, wie man dies in Schwaben und Oesterreich glaubt, nicht gebannt werden [28]). Auch um sich aus dem Gefängnisse zu erlösen, dient das Brot, und zwar das nüchterne Essen einer mit magischer Formel beschriebenen Brotrinde nach älterer französischer Anschauung [29]).

Um die Leiche eines Ertrunkenen zu finden, wendet man gleichfalls die heilige Kraft des Brotes an. Schreibt man den Namen des Verunglückten auf ein solches, wie es in der Wetterau gebräuchlich ist, oder schneidet man, wie man es in Böhmen und der Bretagne thut, ein Loch in die untere Seite, worin man eine geweihte Wachskerze steckt, und läßt es dann schwimmen, so bleibt es an der Stelle, wo die Leiche liegt, und wohin der Finger Gottes es führt, unbedingt stehen; auch in der Oberpfalz findet sich dieser Glaube, daß ein hineingeworfenes Brot über der Leiche stehen bleibt [30]). In England füllt man zu gleichem Zwecke das Brot mit Quecksilber oder steckt ein brennendes Licht hinein [31]). In Zusammenhang mit diesem Brauche, den Leichnam durch das hineingeworfene Brot zu finden, scheint das Brotopfer zu stehen, welches man zu Himmelfahrt oder Johanni, den beiden Tagen, wo so viele deutsche Flüsse ihr Opfer in Gestalt eines Menschenlebens fordern, an einigen Orten zu bringen pflegt. Der Neckar bei Mittelstadt, ebenso die Enz bei Vaihingen verlangen zu Himmelfahrt als Opfer einen Laib Brot, ein Schaf und einen Menschen; zu Rotenburg bekommt der Neckar am Johannistage nur einen Laib Brot, nimmt aber, wenn das Opfer unterlassen wird, erzürnt einen Menschen [32]). In Warschau vertraut man der Weichsel an diesem Tage eine mit einem Kranz von Rosen und brennenden Lichtern geschmückte Scheibe an, welche ein Brot und die kleine Figur des Heiligen mit seinem Lamme trägt, und nimmt aus der Dauer des Schwimmens derselben den Ausfall der Ernte ab [33]).

Der Schaden, welcher Kindern durch das sogenannte „Beschreien“ zugefügt wird, findet sein bestes Gegenmittel gleichfalls im Brote: neun Stückchen davon mit ebenso viel Kohlen in Wasser gethan, und dieses dem Kinde zu trinken gegeben, wie es böhmischer Brauch, oder drei Stückchen Brot sofort schneiden und dem Kinde Nachts unter den Rücken legen, das Messer aber im Brote stecken lassen, wie es im Lechrain Sitte ist, beugen jedem daraus folgenden Uebel vor; das Messer wird man im letztern Falle am andern Morgen aber ganz mit Rost überzogen finden [34]). In Mittelfranken legt man als Drutenschutz in das Kopfkissen der Kindbetterin ein Gebetbuch, zu Häupten aber einen Laib Brot, in einzelnen Gegenden Englands dem schlafenden Kinde eine Kruste heiligen Brotes unter das Kissen, in Dänemark Salz, Brot, Stahl, Knoblauch in die Wiege des Neugeborenen oder über die Thür des Zimmers, in Norwegen ein Stückchen Flachbrot unter das Wickelband an die Brust, denn das Brot ist „Gotteslohn“ und scheucht die Unterirdischen fort, in Esthland zur Taufe Brot, Geld und Stinkasant oder Knoblauch [35]). Der Masure wickelt mit dem Pathengelde gern auch einige Brotkrumen ein, damit der Täufling dereinst nicht Mangel leide; in Siebenbürgen bekommt hingegen der Pathe ein Säckchen mit Brosamen, um stets an seine Schutzpflicht dem Kinde gegenüber erinnert zu sein [36]).

Auch sonst als Heilmittel namentlich als begleitendes, wie man z. B. sympathetische Formeln bei Fieber gern auf Brot schreibt und sie so genießt [37]), oder als den Krankheitsstoff auf andere Thiere, z. B. auf Hunde, oder auf das Wasser übertragendes (auch bei dem alten englischen Brauche des sogenannten „Sündenessens“ bei der Leichenfeier diente das Brot, welches ein Armer bekam, als Uebertragsmittel der Sünden des Todten auf den Empfänger [38]) erscheint das Brot vielfach in der deutschen Volksmedizin; nach talmudischer Ansicht nimmt ein klein Stückchen Brot und ein Schluck Wein sogar alle die 63 Krankheiten der Galle fort [39]). Schimmliges Brot ist gut gegen Bauchweh und Fieber, solches, welches über Wurzeln getragen, gegen das Zahnweh; gegen dieses hilft auch das Beißen in eine mitgenommene Semmel während des Abendmahles [40]). Beim Entwöhnen stößt man in der Wetterau das Kind so, daß es auf ein Weißbrot fällt, damit es leicht zahnt [41]). Kranke kleine Kinder zieht der Esthe dreimal durch ein in der Mitte ausgeschnittenes Brot, welches danach ein Hund zu fressen erhält; in Masuren ist ein gleiches Durchziehen der Kinder durch einen Roggenfladen gegen die englische Krankheit in Gebrauch [42]).

Sehr erprobt ist auch die Kraft des Brotes in Reinigung des Wassers, wenn dieses verunreinigt oder vergiftet ist, sei es nun durch Hexen oder Natureinflüsse, namentlich durch Sonnenfinsternisse, oder wie in Böhmen dadurch, daß eine Wöchnerin allein um den Brunnen gegangen ist [43]). In diesem letztern Falle wirft man drei Brotrinden hinein, um die Verunreinigung zu verhindern, in Schwaben entgiftet man allgemein das Wasser durch Brot; in der Oberpfalz wirft man gleichfalls Brosamen in ungesundes Wasser, um ihm die böse Kraft zu nehmen [44]). Auch dem böhmischen Glauben, daß wenn eine Schwangere zur Trauung fährt, sie den Pferden ein Stück Brot aus der Schürze zu fressen geben muß, wenn diese überhaupt vom Flecke

kommen sollen[45]), wird die obige Auffassung der Schwangern als einer Unreinen zu Grunde liegen.

Eine große Rolle spielt ferner die wunderwirkende Kraft des Brotes in der Löschung von Schadenfeuern; vergangene Jahrhunderte haben uns vielerlei derartige Fälle überliefert und noch jetzt hängt das Landvolk in vielen Gegenden des Vaterlandes mit zähem Glauben an dieser alten Anschauung. Bei einem Kirchbrande im Jahre 1620 in der Bretagne hatte man bereits alle Hilfsmittel erschöpft, um des Feuers Herr zu werden, als man endlich ein Brot, in dem eine Hostie steckte, nebst mit Weihwasser gemischter Muttermilch hineinwarf; da zeigte sich sofort ein Teufel im Feuer, verschwand und das Feuer erlosch[46]). In Bayern war im vorigen Jahrhunderte ein Jude weit und breit als Feuerlöscher berühmt, und auch seine Kunst bestand im Hineinwerfen von Brot unter Hersagung eines hebräischen Spruches, welcher natürlich sein Geheimniß war[47]). Noch jetzt wendet man in Oberfranken bei Feuersbrünsten einen erstgebackenen (am Neujahrstag gebackenen) Laib an, welcher beim Backen drei Fingereindrücke unter Nennung der drei höchsten Namen erhalten hat; auch die an diesem Tage aus Brotteig oder Weizenmehl für die Kinder gebackenen „Hündlein" und ander Gethier haben die gleiche Kraft[48]). In der Schweiz schützt man das Haus vor Feuersgefahr, indem man in die vier Winkel desselben von dem am Agathentage geweihten Brote, in dessen Weihformel seine feuerschützende Kraft auch besonders hervorgehoben wird, und welches bereits Geiler von Kaisersberg zu diesem Zwecke empfiehlt, ein Stückchen legt[49]); an diesem Tage geweihtes Mehl zum Fenster hinauswerfen, wird in Solothurn auch als ein sicherer Gewitterschutz betrachtet[50]). Der Oberpfälzer Glaube verlangt als Feuerschutz drei Mal geweihtes Brot[51]), der österreichische Schlesier einfach ein Brot, welches bei einem Backen als erstes in den Ofen geschoben ist[52]). Natürlich muß man auch bei einem etwaigen Brande für das im Hause befindliche Brot selbst sorgen; in Böhmen soll man beim Brande zuerst nach seinem Brote fragen, dann entstehe keine Verwirrung während desselben; läßt man aber das Brot auf dem Tische verbrennen, so kann man nach schlesischem Glauben sicher sein, daß es dort bald wieder brennen wird[53]).

Bei Hagel stellt man in Oberfranken ein Brotkörbchen ins Freie, damit er nicht alles verwüste, in Böhmen bei nahendem Gewitter einen Backtrog mit einem Brote, welches man in vier Theile schneidet und darin das Messer stecken läßt; wohin dieses zeigt, dahin zieht sich alsdann das Gewitter[54]). In Tirol legt man, wenn man vermuthet, daß das Ungewitter von einer Hexe herrührt, zwei Brotläden kreuzweise auf den Weg, um es enden zu lassen[55]). In der Oberpfalz schneiden die Juden, denen man dort ebenso wie den Zigeunern derlei geheimes Wissen zuschreibt, einen Laib Brot aus einander, kleben die Stücke wieder zusammen und schieben dann mit geheimen Worten das Brot rücklings in den Ofen, um auf diese Weise das Gewitter zu vertheilen[56]).

Dem Backtrog schreibt man überhaupt eine große Kraft auf den Wind zu[57]). Bei starkem Winde legt man in Böhmen den Backtrog in das Wohnhaus, damit die im Winde daherstürmende Melusina dem Hause nichts schade, nur darf nie Charfreitags Teig darin gemacht sein, da er seine Kraft dadurch verliert; beim Brande eines Nachbarhauses hat man nur nöthig ein Brotfaß oder eine Brotschüssel hinauszusetzen und die Oeffnung vom Brande wegzudrehen, um den Wind vom eigenen Hause abzuwenden, welchem Zwecke eine ebensogestellte Wagendeichsel gleichfalls entspricht; man wirft auch wohl einen Laib Brot in gleicher Absicht ins Feuer, doch muß der Werfende dann schleunig davon laufen[58]). Die Oberlausitz, ebenso die Oberpfalz kennt den gleichen Brauch: man setzt ein Backfaß, wenn Feuersgefahr vom Nachbarhause droht, auf die Windseite des brennenden Hauses, dreht es dreimal herum und wendet so die gefährliche Windrichtung, in der Oberlausitz pflegt man auch noch ein frisches Brot in den Backtrog hineinzuwerfen[59]). Die Masurin gebraucht ein ähnliches Mittel, um drohenden Hagelwolken eine andere Richtung zu geben; sie nimmt den Brotschieber, dreht ihn an der Dachleiter dreimal um und legt ihn neben dieselbe an die Erde[60]). Der siebenbürgische Rumäne wendet das Nachbarfeuer durch kreiselartiges Herumdrehen eines mit einem eisernen Messer durchstochenen Brotlaibes von sich[61]).

Es ist übrigens schwierig zu entscheiden, ob wir es bei der Anwendung des Brotes bei Schadenfeuern mit einer besondern Kraft desselben dem dämonisch gedachten Feuer gegenüber zu thun haben, wofür die Anwendung des Brotes gegen andern Zauber, sowie die hinzukommende katholische Weihe, das Beifügen der Hostie spricht, oder ob das Hineinwerfen des Brotes als eine Art Opfer dem gefräßigen Elemente dargebracht aufzufassen ist, für welche Deutung die Anwendung bei Unwetter und Hagel, das Füttern des Sturmwindes und ähnliche Bräuche eintreten würden; auch bei Sonnenfinsternissen wirft man in der Pfalz Brosamen als Opfer ins Feuer[62]).

Dem Werfen von Brot ins Feuer ähnelt der Brauch, dazu Teller zu benutzen, welchen die gleiche feuerlöschende Kraft in älteren Zeiten, namentlich wenn das Werfen durch Fürsten oder die Obrigkeit geschah, aber gleichfalls auch noch jetzt zugeschrieben wird. Ein merkwürdiges sächsisches Edikt vom Jahre 1742 verordnet, daß in jeder Stadt und jedem Dorfe hölzerne Teller, von denen schon gegessen, mit gewissen Zeichen Freitags bei abnehmendem Monde zwischen 11 und 12 Uhr Mittags beschrieben und aufbewahrt werden sollten, um bei entstehenden Bränden ins Feuer geworfen zu werden[63]). Der Spruch, welchen ein solcher Teller tragen muß, ist nach den noch jetzt in Bayern vielfach verbreiteten „Geheimnissen des Albertus Magnus":

S a t o r
A r e p o
T e n e t
O p e r a
R o t a s

mit welchem jede Seite beschrieben sein muß, damit das Feuer geduldig erlösche[64]); in der Oberpfalz sind es der mit geweihter Kreide geschriebene Name Jesus oder andere Worte, welche wie häufig im Aberglauben gänzlich des Sinnes ermangeln[65]). Auch bei schweren Geburten soll man einen hölzernen Teller beschreiben, ihn abwaschen und das Wasser dann der Kreisenden zu trinken geben[66]). In mehreren Ortschaften am Donauufer hatte man früher hölzerne Scheiben in den St. Georgskirchen, welche die Kraft besaßen, in die Donau geworfen an den Ort zu schwimmen, wo sich der Leichnam eines Ertrunkenen befand, und dort still zu stehen[67]); die nordamerikanischen Indianer schreiben die gleiche Eigenschaft einem Stück Cedernholz zu[68]). Der Anwendung des Brotes zu gleichem Zwecke gedachten wir schon.

So kräftig nun aber das Brot gegen allerlei Zauber und dergleichen ist, bedarf es dennoch selbst eines Schutzes, um nicht von den Zwergen, welche ihm gern nachstellen, entwendet zu werden. Diesen Schutz verleiht am sichersten

der Kümmel, welcher der gesammten Zwergsippe, namentlich auch den Moosleuten und Holzweibchen, da sie ihm nicht nahen kann, tief verhaßt ist, und welcher daher auch vielfach in Deutschland angewendet wird; selbst zur Auswanderung sind Zwerge durch das Einbacken von Kümmel ins Brot veranlaßt worden, allerdings nicht immer zum Segen des betreffenden Haushaltes[69]). Im Aargau tritt für den Kümmel der Anis ein; das damit bestreute und geweihte Agathenbrot ist kräftig gegen die Zwerge[70]), wobei bemerkt werden mag, daß schon die Römer Anis auf die untere Brotrinde streuten[71]). Auch das Pipen des Brotes, die Bezeichnung desselben durch die Fingerspitze namentlich mit einem Kreuze oder durch den Eindruck des Hausschlüssels, verhindert die Zwerge und Waldleute davon zu nehmen[72]).

Gefundenes Brot soll man nicht essen, weil es vorher behext sein und daher bösen Einfluß auf den Essenden ausüben könnte[73]); nur nach böhmischem und Tiroler Glauben ist es gestattet, gefundenes Brot aufzuheben, denn darüber gerade haben der Teufel und seine Genossen, haben die Hexen keine Macht[74]), welcher Glaube, daß der Teufel überhaupt über Brot keine Gewalt hat, auch im übrigen Deutschland wiederkehrt[75]). Gestohlenes Brot oder Käse zu essen wird mit Schlucken gestraft[76]).

---

[1]) F. J. Vonbun. Beiträge zur deutschen Mythologie; gesammelt in Churrhätien. Chur 1862, S. 93. W. Hertz. Deutsche Sage im Elsaß. Stuttgart 1871, S. 58. [2]) J. W. Wolf und W. Mannhardt. Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Göttingen 1853/59, Bd. 1, S. 236. [3]) K. Bartsch. Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg. Wien 1879/80, Bd. 2, S. 65. [4]) Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern. München 1860 und folgende, Bd. 2, S. 305. (Oberpfalz.) [5]) E. Meier. Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. Stuttgart 1852, S. 138. Baumgarten. Aus der volksmäßigen Ueberlieferung der Heimath. Linz 1864, S. 42. [6]) E. L. Rochholz. Schweizersagen aus dem Aargau. Aarau 1856, Bd. 1, S. 385, 146. [7]) Rochholz 1, 373. [8]) Rochholz 2, 169. [9]) J. Grimm. Deutsche Mythologie. Göttingen 1835. Anhang. Aberglaube Nr. 218. [10]) Brüder Grimm. Deutsche Sagen. Berlin 1865, Bd. 1, S. 257. Rochholz 1, 240. [11]) H. Pröhle. Harzbilder. Leipzig 1855, S. 10. [12]) Rochholz 1, 143. [13]) Rochholz 1, 227. [14]) G. Lammert. Volksmedicin und medicinischer Aberglaube in Bayern. Würzburg 1869, S. 83. Bavaria 3, 935. D. Jecklin. Volksthümliches aus Graubünden. Zürich 1874, Bd. 2, S. 181 (nach Lütolf). [15]) J. B. Grohmann. Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren. Prag und Leipzig 1864, Nr. 736. [16]) Grimm Nr. 16. [17]) Jecklin 2, 173 (nach Lütolf). [18]) Jecklin 2, 144. [19]) Grohmann Nr. 975. [20]) L. Strackerjan. Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. Oldenburg 1867, Bd. 1, S. 385 (Saterland). Montanus. Die Vorzeit, Sagen und Geschichten der Länder Cleve-Mark, Jülich-Berg und Westfalen. Elberfeld 1870/71, Bd. 1, S. 231. [21]) A. Wuttke. Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Hamburg 1860, §. 184. Jecklin 2, 144. [22]) M. Toeppen. Aberglaube aus Masuren. Danzig 1867, S. 32. [23]) A. Peter. Volksthümliches aus Oesterreich-Schlesien. 2. Abtheilung: Sage und Märchen, Brauch und Volksaberglaube. Troppau 1867, S. 4. [24]) G. Freytag. Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Bd. 2 (Leipzig 1859), S. 74. [25]) J. B. Grohmann. Sagen aus Böhmen. Prag 1863, S. 12. [26]) Freytag 2, 73. [27]) Grohmann Nr. 1427. [28]) Meier 250. Baumgarten 18. [29]) F. Liebrecht. Des Gervasius von Tilbury Otia imperialis. Hannover 1856. Anhang: Französischer Aberglaube aus Thiers. Traité des Superstitions Nr. 418. [30]) J. W. Wolf. Beiträge zur deutschen Mythologie. Göttingen und Leipzig 1852. Bd. 1: Aberglaube S. 205 und folgende. Nr. 430 und Anmerkung. Grohmann Nr. 319. Bavaria 2, 305. [31]) F. Liebrecht. Zur Volkskunde. Heilbronn 1879, S. 344/5. [32]) Meier 400/1, 129. [33]) E. Cortet. Essai sur les fêtes religieuses et les traditions populaires qui s'y rattachent. Paris 1867, p. 223. [34]) Grohmann Nr. 1129. K. v. Leoprechting. Aus dem Lechrain. München 1855, S. 18. [35]) Bavaria 3, 935. J Brand. Popular antiquities of Great Brittain. Edited by W. Carew Hazlitt. London 1870, vol. 2, p. 151, 143. Liebrecht 320. J. W. Boecler. Der Esthen abergläubische Gebräuche, Weisen und Gewohnheiten. Herausgegeben von F. R. Kreutzwald. St. Petersburg 1854, S. 19. [36]) Toeppen 81. W. Schmidt. Das Jahr und seine Tage in Meinung und Brauch der Romänen Siebenbürgens. Hermannstadt 1866, S. 26. [37]) Wuttke §. 269. Bartsch 2, 397. [38]) Brand 2, 198. [39]) J. Buxtorf. Erneuerte jüdische Synagog oder Jüden-Schul. Frankfurt und Leipzig 1729, S. 264. [40]) Grohmann Nr. 738, 1194. J. A. E. Köhler. Volksbrauch, Aberglauben, Sagen und andere Ueberlieferungen im Voigtlande. Leipzig 1867, S. 412. [41]) Wuttke §. 129. [42]) Boecler 59. Toeppen 52. [43]) In Böhmen werden die Flüsse in der Zeit zwischen Laurentius und Georg (oder Johannes dem Täufer) überhaupt für giftig gehalten, weshalb auch das Baden alsdann verboten ist. Grohmann Nr. 324/6. Dieser Glaube und Brauch findet sich in Norwegen für die Zeit der Hundstage wieder. Liebrecht 337. [44]) Grohmann Nr. 857. Lammert 46. Bavaria 2, 305. Dieser Brauch, Wasser vor dem Genusse erst unschädlich zu machen, findet sich auch anderwärts. Die Eskimo lassen, wenn sie zu einer neuen Quelle kommen, zuerst den Angekok davon trinken, um das Wasser von einem schädlichen Geiste zu befreien (E. B. Tylor. Anfänge der Kultur, deutsche Ausgabe, Leipzig 1873, Bd. 2, S. 211); der Bulgare schüttet von jedem Eimer erst etwas fort, um etwa darauf schwimmende Elementargeister zu entfernen. (Ebendaselbst 2, 215.) Das alte Testament bietet uns das Beispiel einer Quellengiftung durch Salz in der Erzählung von dem Wunder des Elisa, welcher eine Quelle, deren Wasser Abortus der Frauen hervorbrachte, durch Hineinschütten von Salz zu einer gesunden machte (2 Könige 2, 19 ff.); die Quelle in der Nähe von Jericho wird noch gezeigt und soll salzig schmeckendes Wasser haben. (H. E. G. Paulus. Sammlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient. Jena 1792/1801, Bd. 6, S. 287.) [45]) Grohmann Nr. 905. [46]) Wolf-Mannhardt 4, 86. [47]) Wolf-Mannhardt 2, 102. [48]) Bavaria 3, 340. Fr. Panzer. Beitrag zur deutschen Mythologie. München 1848/55, Bd. 2, S. 303/4. [49]) Rochholz 1, 338. Vonbun 29. Aug. Stoeber. Aus der Emeis von Geiler von Kaisersberg. Basel 1875, S. 60. [50]) Wolf-Mannhardt 4, 179. [51]) Wuttke §. 300. [52]) Peter 259. [53]) Grohmann Nr. 272. Wuttke §. 49. [54]) Panzer 1, 265. Bavaria 3, 340. Grohmann Nr. 234. [55]) Wolf-Mannhardt 2, 421. [56]) Bavaria 2, 211. [57]) Geiler von Kaisersberg (a. a. O. 19) erwähnt der Benutzung des Backtroges auch beim Hexenfahren durch die Luft. [58]) Grohmann Nr. 14, 269, 270, 271, 258. [59]) Wuttke §. 301. K. Haupt. Sagenbuch der Lausitz. Leipzig 1862/3, Bd. 2, S. 46. [60]) Toeppen 43. [61]) Schmidt 16. [62]) Wuttke §. 236. [63]) F. Rork. Die Sitten und Gebräuche der Deutschen und ihrer Nachbarvölker. Stuttgart 1849. [64]) Albertus Magnus egyptische Geheimnisse für Menschen und Vieh. Reading v. J. Bd. 1, S. 53. [65]) Wuttke §. 300. [66]) Albertus Magnus 2, 44. [67]) Liebrecht 345 (nach der Zimmerischen Chronik). [68]) Ebendaselbst. [69]) Grohmann. Sagen 174. Wolf-Mannhardt 4, 213. (Oberlausitz). Grimm. Mythologie 520 (Voigtland). A. Kuhn. Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen. Leipzig 1859, Bd. 1, S. 307. A. Kuhn und W. Schwartz. Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1848, S. 224. Simrock. Handbuch der deutschen Mythologie. Bonn 1874, S. 439. [70]) Rochholz 1, 338. Wolf-Mannhardt 4, 213. [71]) Plinius. Naturgeschichte 20, 72. [72]) Rochholz 1, 338. [73]) A. Birlinger. Aus Schwaben. Wiesbaden 1874, Bd. 1, S. 410. Wuttke §. 188. [74]) Grohmann Nr. 720. J. N. v. Alpenburg. Mythen und Sagen Tirols. Zürich 1857, S. 264. [75]) Brüder Grimm. Kinder- und Hausmärchen. Göttingen 1856 (dritte Auflage), Bd. 3, S. 187. [76]) Grimm Nr. 188.

Aus allen Erdtheilen.

Südamerika.

— In der Botschaft, welche der Präsident der Republik Venezuela am 6. März d. J. dem Nationalkongreß vorlegte, ist von allgemeinem Interesse, was er über die nach langem Kampfe endlich durchgeführte „Reform der Republik" mittheilt. Darnach sind aus den 20 alten Theilen derselben nun 8 Staaten geworden, nämlich: Guzman Blanco mit der Hauptstadt Caracas, welcher als „Föderaldistrikt" unter einem besondern Gouverneur steht; Carabobo (mit Valencia), Lara, Falcon Zulia (mit Maracaibo), Zamora, los Andes, Bermudez (mit Barcelona) und Bolivar (mit Ciudad Bolivar). Die Legislative ist aus den Deputirten derselben und Senatoren zusammengesetzt „und aus den freiesten (?) Wahlen hervorgegangen, die je ein republikanisches Volk gehabt hat". Der Kongreß hat die Mitglieder des Obersten Gerichtshofes der Föderation und die Bevollmächtigten der einzelnen Staaten für den concejo federal (Föderalrath) zu ernennen. Der letztere bestimmt dann aus seiner Mitte denjenigen, der die Initiative in der Verwaltung ausübt, d. h. den Präsidenten der Republik.

Neben den wieder in Sektionen eingetheilten Staaten sind außer den schon seit dem Septennium (1873 bis 1880) bestehenden Territorien la Goajira und Colon noch die vier neuen Territorien geschaffen: Orinoco, Amazonas, Yuruari und el Cauca, aus denen sich nach und nach Sektionen oder Staaten entwickeln sollen. Verwaltet werden sie durch unmittelbar von der Centralregierung ernannte Beamte.

Nach derselben Botschaft hat Caracas jetzt telegraphische Verbindung mit dem Centrum und dem Westen der Republik. Der Tarif ist herabgesetzt und der Gebrauch des Telegraphen nun ein so häufiger, daß seine Einkünfte seine Kosten decken werden. Die Verbindung mit dem Telegraphen Neu Columbiens ist eröffnet und Bogotá dadurch auf Minuten nahe gerückt. Die Leitung geht von Caracas aus über Valencia, Nirgua und San Felipe und berührt dann folgende Ortschaften: Barquisimeto, Tocuyo, Trujillo, Quibor, Carache, Valera, Timóhes, Mérida, Cabudare, Tovar, la Grita, San Cristóbal, San Antonio del Táchira, von wo sie auf columbisches Gebiet hinübergeht. — Im Bau begriffen ist die Telegraphenlinie nach Osten von Caracas bis Guiria am Golf von Paria, mit einem Seitenzweig nach Soledad am linken Ufer des Orinoco, Ciudad Bolivar gegenüber, und nach Maturin; später wird dann ein unterseeisches Kabel nach Trinidad hinübergelegt werden und so Venezuela mit der ganzen Welt in telegraphische Verbindung gesetzt werden. Auch nach Süden bis Ayure und Barinas hofft man Seitenlinien legen zu können. — Der Präsident fügt hinzu, daß er zu der Sekte derer gehöre, welche der Ansicht seien, daß, da Post und Telegraph dem öffentlichen Dienst gehören, die Unterstützung der allgemeinen Interessen es verlange, „die Correspondenz in jeder beliebigen Form von jeder Kontribution zu befreien" (!) und empfiehlt das Studium dieser Frage den Deputirten.

Die Exekution hat, da die neue Verfassung verlangt, daß die Ueberschüsse der in den föderalen Zollämtern aufgehäuften Einkünfte an die einzelnen Staaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung vertheilt werden, eine neue Zählung im April des Jahres 1881 anstellen lassen, obwohl die verfassungsmäßigen zehn Jahre nach der letzten Zählung von 1873 noch nicht verflossen waren. Sie ergab im Ganzen eine Bevölkerung von 2 075 245 Seelen, worunter 34 916 Ausländer, gegen 1 784 194 Einwohner nach der ersten Zählung vor acht Jahren, also einen Zuwachs von 291 051 Seelen in 2704 Tagen oder 2,18 Proc. im Jahre und im Ganzen in den acht Jahren von 16,31 Proc.; 4548 Einw. mehr, als man 1873 berechnet, da man auf die Einwanderung nicht gerechnet hatte.

Am 13. März ist der bisherige Präsident General Guzman Blanco von dem concejo federal einstimmig wieder gewählt worden. Sogleich erhoben sich, durch Agenten der in Trinidad lebenden Verbannten aufgestachelt, an verschiedenen Orten der Republik Banden von Aufständischen, besonders im Staate Carabobo, zu deren Verfolgung der Präsident Truppen ausgesandt hat; in Barquisimeto ist ein Revolutionskomité entdeckt und das Haupt desselben, Escovar, mit seinen Komplicen verhaftet und den Gerichten überliefert worden. Mit Rücksicht auf die drohende Gefahr sind am 16. April wieder, wie früher, dem Präsidenten vom Congreß außerordentliche Vollmachten „zur Wiederherstellung der Ordnung und Aufrechterhaltung der Ruhe Venezuelas" übertragen worden.

Polargebiet.

— Das bedeutendste und interessanteste Reisewerk der Neuzeit, „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega" von A. E. Freiherrn von Nordenskiöld (Leipzig, F. A. Brockhaus), ist mit der soeben erschienenen 22. Lieferung ans Ende des zweiten Bandes und damit zum völligen Abschluß gelangt. Von fast demselben Umfang wie der erste Band, bietet der zweite Band einen noch größern Reichthum an Illustrationen; er enthält das in Stahl gestochene Porträt des Kapitäns der Vega, Louis Palander, 294 Abbildungen in Holzschnitt und 9 Karten, darunter eine im Maßstab von 1 : 4 000 000 ausgeführte, die Nordküste der alten Welt von Norwegen bis zur Berings-Straße darstellende Karte, welche die Fahrt der Vega mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit verfolgen läßt und ein durch die neuen Aufnahmen vielfach ergänztes und berechtigtes, höchst anschauliches Bild von der geographischen Formation jener nördlichsten Länder und Meere der Erde gewährt. Somit liegt uns der Bericht über Verlauf und Erfolg der epochemachenden Reise in würdigster Fassung und Ausstattung vollständig vor.

Unmittelbar an dasselbe wird sich, laut Anzeige der Verlagshandlung, ein ebenfalls von Nordenskiöld selbst herausgegebenes Werk anschließen, das unter dem Titel: „Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Vega-Expedition, von Mitgliedern der Expedition und anderen Forschern bearbeitet", über die heimgebrachten reichen Sammlungen und werthvollen Beobachtungen eingehende Mittheilungen macht. Auch dieses zwei Bände umfassende Werk wird den meisten Lesern des erzählenden Reiseberichts hochwillkommen sein.

Inhalt: Leadville in Colorado II. (Mit einer Karte und sechs Abbildungen.) (Schluß.) — Prof. Richard Greeff: Die Capverdischen Inseln III. (Schluß.) — C. Haberland: Das Brot im Volksglauben I. — Aus allen Erdtheilen: Südamerika. — Polargebiet. (Schluß der Redaction 1. Juli 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Eine Pilgerfahrt nach Nedschd[1]).

(Nach dem Englischen der Lady Anne Blunt.)

I.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen der Reisenden.)

„Für alle Diejenigen," heißt es in der Vorrede des interessanten Buches, das wir nachstehend im Auszuge mittheilen, „für alle Diejenigen, welche den Bericht über unsere vorjährigen Abenteuer im Euphratthale[2]) gelesen haben, bedarf es wohl kaum einer Erklärung, weshalb wir diese neue Reise unternommen, noch auch, weshalb wir sie als eine „Pilgerfahrt" bezeichnet haben. Denn einerseits bildet ja die Reise nach Nedschd nur die natürliche, folgerichtige Ergänzung der Reise durch Mesopotamien und die syrische Wüste, andererseits aber erscheint gerade Nedschd durch das romantische Interesse, das sich an seinen Namen knüpft, einer gewissermaßen frommen Sehnsucht nicht unwerth; einer Sehnsucht, wie sie eben die Pilgerfahrten zu den großen religiösen Heiligthümern veranlaßt. In der Phantasie der nördlichen Beduinenstämme ist Nedschd ein Land der Romantik, die Wiege ihres Volkes, die Heimath aller jener Vorstellungen von höchster Ritterlichkeit, die noch heute ihr Ideal sind. Für die Anazeh und Schammar besonders, die erst vor wenigen Generationen nach dem Norden gekommen sind, ist die Tradition ihrer alten Heimath fast noch eine Erinnerung; aber auch für die Araber der früheren Invasionen, unter ihnen die Bewohner der Städte Bozra, Palmyra (Tadmor) und Dehr, sowie die Tai-Beduinen, die einstigen Beherrscher von Dschebel Schammar, hat Nedschd einen größern Reiz, eine höhere Bedeutung, als sogar Hedschas. Was Palästina für die Juden, was England für seine amerikanischen und australischen Colonisten, das ist Nedschd für alle diese Araber; freilich mit dem Unterschiede, daß sie von dem Lande ihrer treuen Verehrung gründlicher getrennt sind, als jene; denn die weite Wüstenstrecke, welche die Bewohner Nordarabiens und Syriens von Nedschd scheidet, ist bei weitem unwirthlicher, als irgend ein Meer. So findet man denn im Norden auch nur höchst selten einmal einen Araber, der das große Nefûd passirt hätte.

„Auch für uns, die wir wohl unwillkürlich manches von der in der Wüste heimischen Anschauungs- und Denkweise in uns aufgenommen hatten, trug Nedschd schon lange die romantische Färbung eines heiligen Landes; und als es fest stand, daß wir Dschebel Schammar besuchen würden, den Hauptsitz des beduinischen Lebens, da erschien uns unser Unternehmen in der That fast wie ein frommes Werk. Und die Umstände, unter denen wir dasselbe ausführten, waren, trotz einiger kleinen Enttäuschungen, über die wir weiter unten zu berichten haben werden, kaum weniger romantisch, als die ganze Idee der Reise selbst."

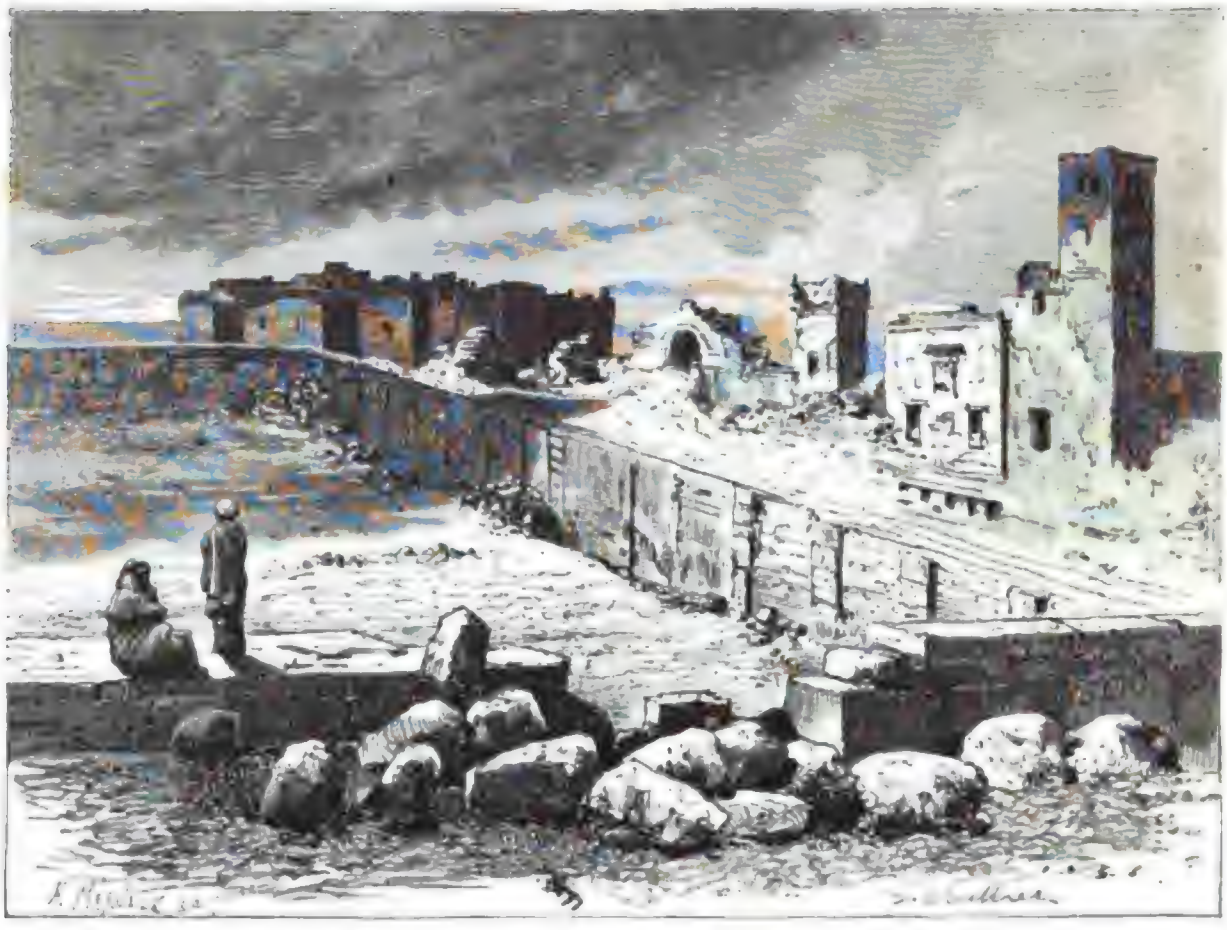
Am 13. December 1878 traten Mr. Wilfrid und Lady Anne Blunt von Damaskus aus die ebenso beschwerliche wie gefahrvolle Reise an. Während eines vorhergegangenen mehrwöchentlichen Aufenthaltes in dieser Stadt

[1]) A Pilgrimage to Nejd, the cradle of the Arab Race. 2 vol. London, Murray, 1881.

[2]) The Bedouin tribes of the Euphrates. By Lady Anne Blunt. 2 vol. London, Murray, 1880.

hatten ſie die letzten Vorbereitungen zu dem großen Unternehmen getroffen, die nöthigen Leute engagirt, Pferde und Kameele, Mundvorräthe, zweckentſprechende Kleidung, ſowie die landesüblichen Geſchenke für die Scheichs der zu paſſi-

Mezârib.



Ruinen von Bozra.

renden Gegenden gekauft. Die beiden Hauptſtützen ihres aus ſechs Mann beſtehenden Begleitperſonals waren ſchon alte Bekannte von der Euphratreiſe her; der eine von ihnen, der chriſtliche Koch Hanna, ein gutmüthiger aber fei-

ger Burſche, hatte ſich unaufgefordert jetzt wieder in Damaskus eingeſtellt und ſeine Dienſte angeboten; der andere, der junge Mohammed Ibn Arûk, der Sohn des Scheichs von Tadmor, war in Folge einer frühern Verabredung und, wenigſtens in ſeinen eigenen Augen, als Hauptperſon des ganzen Unternehmens gekommen. Mit dieſem ungemein intelligenten jungen Araber, der ihm auf ſeiner Euphratreiſe in der That unſchätzbare Dienſte geleiſtet, hatte Mr. Blunt bei dem damaligen Aufenthalte in Tadmor nach gut arabiſcher Sitte Brüderſchaft geſchloſſen und ihm, da dies mit ſeinen eigenen Plänen in erwünſchter Weiſe übereinſtimmte, zugleich ſeine Begleitung und ſeinen Schutz für eine Reiſe nach Nedſchd zugeſagt, die Mohammed im nächſtfolgenden Jahre in wichtigen Familienangelegenheiten unternehmen ſollte. Jetzt war nun die Zeit zur Ausführung dieſer Reiſe gekommen, bei der es ſich um nichts Geringeres handelte, als um das Aufſuchen der in Nedſchd etwa noch vorhandenen Mitglieder der alten Familie der Ibn Arûk und um die Wahl einer Gattin aus dieſem edlen Geſchlechte; denn verſchiedene Mißheirathen ſeiner in Tadmor anſäſſigen Vorfahren machten dem ehrgeizigen jungen Scheichſohne die Verbindung mit einer vornehmen Familie ſeiner jetzigen Heimath unmöglich. Was man an Anhaltspunkten für die Auffindung der „Verwandtſchaft“ beſaß, war allerdings wenig; der Vorfahr der Ibn Arûks von Tadmor war, einer ſichern Tradition zufolge, um die Mitte des 18. Jahrhunderts erſt aus Nedſchd gekommen, um ſich, wie damals viele Scheichs, der neuen Ordnung der Dinge unter der wahhabitiſchen Herrſchaft zu entziehen. Zwei ſeiner Brüder, mit ihm die letzten der Ibn Arûk, hatten ihn begleitet, ſich aber in Folge eines Streites ſchon in Dſchôf von ihm getrennt. Ueber ſie und ihre etwaigen Nachkommen hatte man ſeitdem in Tadmor nie etwas Beſtimmtes erfahren; doch erzählte der heutige alte Scheich mit Vorliebe die freilich romantiſch klingende, unter den obwaltenden Verhältniſſen aber immerhin nicht unmögliche Geſchichte, daß im Anfange dieſes Jahrhunderts, als es ſich darum gehandelt hatte, die Ermordung ſeines Vaters zu rächen, plötzlich ein Ibn Arûk aus dem Süden in Tadmor erſchienen ſei, der den Racheakt vollzogen habe, um gleich darauf ſpurlos, wie er gekommen war, wieder zu verſchwinden.

Citadelle von Salchad.

Waren die engliſchen Reiſenden nun auch von der Wahrſcheinlichkeit und Wichtigkeit der Auffindung weniger überzeugt, als ihr junger Begleiter, ſo konnte ihren Abſichten doch nichts erwünſchter ſein, als dieſer an die Zeiten Iſaaks und Jakobs erinnernde Scheinzweck für ihre Reiſe. Freilich brachte der Umſtand, daß Mohammed ſich jetzt weniger als Diener, denn als Bruder und Freund des „Beg“ betrachtete, manches Läſtige mit ſich; aber alle gelegentlichen Unannehmlichkeiten wurden durch die Vortheile dieſer Einrichtung ihrer Reiſe vollkommen aufgewogen. War es den drei einzigen Europäern, die in neuerer Zeit Dſchebel Schammar beſucht haben, Wallin, Guarmani und Palgrave, nur als Muslimen verkleidet und unter ſteter Lebensgefahr möglich geweſen, das Land zu durchreiſen, ſo konnte das Ehepaar Blunt, wenn auch offenbar „ungläubige Franken“, infolge der Blutsverbrüderung mit ihrem arabiſchen Begleiter doch überall wenigſtens auf dieſelbe Sicherheit rechnen, wie dieſer ſelber. Sie konnten, was ihren Vorgängern nicht möglich geweſen wäre, unbehindert Barometer und Kompaß benutzen, Landſchaftsaufnahmen machen, genaue Erkundigungen über örtliche Verhältniſſe einziehen u. ſ. w. Daß unter dieſen günſtigeren Umſtänden die Reſultate ihrer Reiſe, namentlich in Bezug auf geographiſche Beſtimmungen, auch bedeutender ſein mußten als die jener früheren, liegt auf der Hand.

Auf der großen Pilgerſtraße, die von Damaskus nach Mekka führt, wurden die drei erſten Tagereiſen bis zur Stadt Mezârib zurückgelegt. Die Landſchaft zu beiden Seiten des Weges bot wenig Bemerkenswerthes dar: kahle, abgeerntete Felder, auf denen jetzt infolge der troſtloſen Dürre, von der ganz Syrien während des Herbſtes 1878 heimgeſucht war, auch keine Spur von Grün ſich zeigte. Im Weſten erhoben ſich am Horizont die ſyriſchen Hügel, im Oſten die zerklüfteten Höhen des Hauràn, deſſen ehemals vulkaniſche Natur ſich in den unzähligen kleineren und größeren glänzendſchwarzen Geſteinſtückchen erkennen ließ, mit denen die ganze Straße und ein großer Theil des kultivirten Landes wie beſäet war. Sämmtliche Dörfer der Gegend ſind aus dieſem ſelben Material gebaut und haben deshalb, zumal da ſie jeder Umgebung von Bäumen ermangeln, ein düſteres, unfreundliches Ausſehen. Für gewöhnlich gilt die ganze weitere Umgegend von Damaskus als beſonders reich; in dieſem Jahre geſellte ſich aber zu der weithin fühlbaren Kalamität des gänzlichen Regenmangels noch die zweite einer großen Viehſeuche.

Mezârib, das man am Nachmittag des dritten Tages erreichte, bot einen verhältnißmäßig freundlichen Anblick dar. Es liegt inmitten eines kleinen Sees; ein ſchmaler Steindamm verbindet es mit dem Lande. Auf dem zum Theil begraſten, mit ungeheuren Blöcken beſäeten Ufer erhebt ſich die anſehnliche Ruine eines alten Schloſſes oder Chans. Mezârib verdankt ſeine Hauptbedeutung einem großen Markte, der hier zur Zeit der Heimkehr der Mekkapilger alljährlich abgehalten wird. Auch jetzt war die weite Ebene jenſeit des Sees, auf der die Reiſenden ihr Lager aufſchlugen, mit langen Reihen weißer, meiſt türkiſcher Zelte bedeckt, zwiſchen denen ſich eine bunte, tobende Menge drängte. Bis ſpät in die Nacht hinein ſtrömten immer neue Scharen mit großen Zügen von Pferden, Kameelen und Eſeln herbei, und der Lärm wurde bald faſt unerträglich, namentlich wenn, was mehrmals geſchah, einige glücklich erwiſchte Diebe durch einen Akt raſcher Volksjuſtiz mit einem unfreiwilligen Bade im See beſtraft wurden. Sehr wider ihren Willen mußten die Reiſenden mehrere Tage in dieſer ebenſo unruhigen wie bald unſaubern Umgebung verweilen. Verſchiedene Verabredungen wegen eines Beduinengeleites durch

das Haurângebiet zerſchlugen ſich immer wieder; die ritterlichen Söhne der Wüſte zeigten ſich in mehreren Fällen höchſt unritterlich wortbrüchig und in unverſchämteſter Weiſe auf ihren Vortheil bedacht; man war ſchließlich froh, von dem mächtigen Scheich der Uelled Ali, Mohammed Duchi, einige Empfehlungsbriefe an die Oberhäupter verſchiedener Wüſtenſtämme zu erhalten, mit denen man ſich dann zunächſt ohne Geleit und ohne beſondern Führer auf den Weg machte. Von der Pilgerſtraße abbiegend, folgte man einem nach S. S. O. führenden Wege, der, augenblicklich von nach Mezârib ziehenden Leuten belebt, den ganzen Tag über zwiſchen trefflich beſtellten Feldern entlang führte, deren reicher, dunkelrother Boden nur den Regen erwartete. In den zahlreichen Dörfern, die man paſſirte, lag das gefallene Vieh unverſcharrt auf dem Boden; Lady Blunt zählte an einer Stelle allein 70 Stück Kühe und Ochſen; ein großer Verluſt, da jedes Stück Rindvieh dort einen durchſchnittlichen Werth von etwa 200 M. hat. Mehr noch, als über dieſe Heimſuchung, bei der ſie ſich mit dem gewöhnlichen „min Allah“ (von Gott) tröſteten, klagten die Dorfbewohner über die Dürre. Die meiſten dieſer Ortſchaften ſind mit ihrem Waſſerbedarf allein auf den Regen angewieſen, jetzt waren die großen, in den Fels gehöhlten Reſervoirs ſeit lange vollſtändig trocken, und die Leute mußten das Trinkwaſſer oft meilenweit aus dem Gebirge holen, bei einer Temperatur, die trotz des December um die Mit-

Sandſturm am Wadi-er-Radſchel.

tagsſtunde auf 86° F. ſtieg. Die Nacht verbrachte man in dem Haurândorfe Ghizeh, deſſen Scheich den Reiſenden gaſtlichſte Aufnahme gewährte und ihnen zugleich brauchbarere Fingerzeige für ihre weitere Reiſe gab, als ſie ſie bisher erhalten hatten. Infolge derſelben ging es am nächſten Tage in ſüdöſtlicher Richtung weiter, über Bozra, die letzte Stadt des Haurân, hinaus in das Gebiet der freien, die türkiſche Oberherrſchaft nicht anerkennenden Beduinen. Die Stadt Bozra ſelber, deren wohlerhaltene, augenſcheinlich der Römerzeit angehörige Ruinen eine gewiſſe Berühmtheit haben, befindet ſich erſt ſeit 15 oder 20 Jahren in den Händen der Türken, die in einem halbverfallenen, alten ſaraceniſchen Feſtungsgebäude eine kleine Garniſon halten. Vor der Stadt befinden ſich einige ziemlich waſſerreiche Quellen, und unweit derſelben ein leider verfallenes, großes gemauertes Reſervoir, das indeſſen mit einem geringen Aufwande von Mühe und Koſten wieder nutzbar und für die ganze Gegend zum Segen gemacht werden könnte: eine Möglichkeit, die unter türkiſchem Regiment freilich nie vorkommen wird.

Am folgenden Tage, dem 20. December, folgte man der faſt genau nach Oſten führenden alten römiſchen Straße, die man vorher ſchon mehrmals gekreuzt hatte, und die hier bergauf und bergab über ziemlich hügeliges Terrain ging. Fern am Horizont auf einem Gipfel des Haurân zeigte ſich Salchad, das Ziel, das man zunächſt erreichen wollte. Von Räubern, vor denen die Reiſenden gewarnt worden waren, zeigte ſich nichts; in der That begegnete man während des ganzen Tages keinem lebenden Weſen; zwei Dörfer, die am Wege lagen, waren längſt verlaſſen und eigentlich nur noch Trümmerhaufen. Dafür bot der Weg

an und für ſich eine mehr als wünſchenswerthe Abwechslung; von dem Pflaſter der alten Straße fehlten zahlloſe Steine, die Mehrzahl der übriggebliebenen hatte ihre Lage verändert; ſo glich der ſtundenlange Ritt einem unaufhörlichen Stolpern über grobes Steingeröll; erſt als man ſich gegen Abend den Bergen näherte, auf denen man jetzt die Citadelle von Salchad deutlich erkannte, wurde es etwas beſſer. Auch die Landſchaft ringsum nahm einen andern Charakter an. Statt der kahlen ſteinigen Hügel zeigte ſich zunächſt eine weite Ebene, auf der gewaltige Felsblöcke verſtreut und übereinandergehäuft lagen; dazwiſchen trat der reiche dunkelrothe Boden hervor, der an einigen Stellen kultivirt zu ſein ſchien. Auf den Abhängen der Haurânberge zeigten ſich hin und wieder Spuren eines augenſcheinlich vor Kurzem erſt gefallenen Regens: kleine, friſchbegraſte Stellen, auf denen jetzt einige Ziegen weideten. Der Weg, auf dem man zu der auf dem Gipfel eines kegelförmigen Hügels belegenen Citadelle hinaufgelangt, ſpottet jeder Beſchreibung; immer wieder glitten die Thiere zwiſchen dem Steingeröll aus, und immer wieder ſah ſich Mohammed veranlaßt, ſeine Verzweiflung darüber durch das Gelübde zu unterbrechen, für ein glückliches Hinaufkommen an demſelben Abend noch ein Schaf zu ſchlachten. Ueber dieſe heidniſch klingende Anwandlung befragt, erzählte er, daß dies Geloben eines Schafes, wenn man ſich in irgend einer Noth befinde, eine „alte Sitte der Beduinen“ ſei. Werde man glücklich erlöſt, ſo

Häuſer in der Oaſe Käf.

ſchlachte man das Schaf und verzehre es mit ſeinen Freunden. Von irgend einem religiöſen Hintergedanken an die frühere heilige Opferung hat ſich augenſcheinlich dabei nichts erhalten, die Form allein iſt in den Gebrauch übergegangen. Die kleine Feſtung Salchad hat mit der von Aleppo die größte Aehnlichkeit; der obere Theil des Berges iſt künſtlich erhöht und gleichmäßig gemacht; ein von hohen, faſt vollſtändig erhaltenen Mauern umzogener Graben umgiebt das Ganze. Am Abhange des Berges unterhalb der Citadelle liegt die kleine maleriſche Stadt Salchad, ein richtiges Felſenneſt, deſſen aus ſchwarzem vulkaniſchen Geſtein erbaute Häuſer zum Theil ein hohes Alter verrathen. Ein großer, viereckiger Thurm erhebt ſich in ihrer Mitte. Jetzt iſt der kleine Ort von einer Kolonie von Druſen bewohnt, die nach den Unruhen des Jahres 1860 aus dem Libanon hierher verwieſen worden ſind.

Der einflußreiche Druſenſcheich Huſſein el-Atraſch, den die Reiſenden hier anzutreffen gedacht hatten, lebte ſeit einiger Zeit in der kleinen, etwa drei Stunden entfernten Stadt Melach, und man mußte ſich trotz aller Ermüdung entſchließen, noch an dem nämlichen Abend den Weg fortzuſetzen. Zum Glück ging es jetzt bergab; die Waſſerſcheide des Dſchebel Haurân war paſſirt und der ſchmale gewundene Pfad führte über ein ſanft abfallendes Terrain, das meilenweit von niedrigen Mauern durchſchnitten und eingetheilt war. Dieſe kleinen aus roh zuſammengeſetzten Feldſteinen gebildeten Mauern gaben der Landſchaft einen faſt europäiſchen Charakter, um ſo mehr, als innerhalb derſelben ſich an vielen Stellen gutbeſtellte kleine Felder, Weingärten und Feigenbäume zeigten. Bei einbrechender Dunkelheit erreichte man Melach, eine andere mittelalterliche, ehemals feſte Stadt, wie Salchad ein Ueberreſt aus der vortamerlaniſchen Zeit,

Digitized by Google

bei fast ganz kreisförmiger und ca. vollständiger Kuppe. Der Fuß, wie der Hals ist kurz, der Leib von der Seite stark zusammengedrückt. Die Farbe ist ein dunkles Grün, mit einer in Flecken und Punkten stehenden Zeichnung von dunklerer Farbe. Die Schuppen sind sehr klein. Die Seite ist von der gebogenen Seitenlinie durchzogen, welche in der Mitte des Leibes steht. Die Afterflosse ist sehr lang, ihre Strahlen sind ungetheilt, während beim Haus-Hecht in ihrer Mitte Theilung eintritt. Die Rückenflosse steht weit hinten, ihre Strahlen sind getheilt. Die Bauchflossen sind klein, stark roth, aber von dunkler Farbe. Brustflossen sind ebenfalls klein, aber dunkel. Die Schwanzflosse ist stark ausgeschnitten, ihre Strahlen sind getheilt. Auch sie ist dunkel gefärbt. Die Augen sind sehr klein. Die Kiemenhaut ist dunkelroth und besteht aus 6 Strahlen. Die Zähne sind sehr klein, aber spitz. Die Zunge ist breit, kurz und stumpf. Der Magen ist sehr groß, der Darm kurz. Die Schwimmblase ist groß, einfach und dünnhäutig. Die Leber ist groß, dunkelroth und ohne Gallenblase. Die Milz ist klein, dunkelroth und rundlich. Die Nieren sind dunkelroth und lang. Die Harnblase ist groß. Die Geschlechtstheile sind sehr klein. Der Rogen ist dunkelroth und besteht aus kleinen Körnern. Die Milch ist weiß und besteht aus kleinen Körnern.

Der Hecht ist in Europa, in Asien und in Nord-Amerika einheimisch. Er bewohnt die tiefen Gewässer, besonders die Seen, wo er sich gern in der Nähe des Ufers aufhält, wo auch seine Nahrung, die Fische, sich befinden. Er ist ein sehr gefräßiger Raubfisch, der sich nicht nur von Fischen, sondern auch von Fröschen, Wasserratten, Wasservögeln, ja selbst von seinesgleichen nährt. Er laicht im Frühjahre, wenn das Wasser eine Temperatur von 6 bis 8 Grad Reaumur hat, und zwar in Gesellschaft mehrerer Männchen, welche dann ihren Laich besamen. Das Weibchen legt seine Eier an Wasserpflanzen, wo sie in 3 bis 4 Wochen ausgebrütet werden. Die Jungen wachsen sehr schnell heran, und erreichen in 3 Jahren eine Länge von 1 Fuß. Sie werden dann schon geschlechtsreif. Der Hecht wird sehr groß, bis 30 Jahre alt, und erreicht eine Länge von 20 Fuß und darüber. Sein Fleisch gilt für sehr gesund, ist aber, wenn es nicht frisch ist, schwer verdaulich. Der Rogen ist giftig. Der Hecht ist ein sehr gefräßiger Fisch, der selbst seine Artgenossen verschlingt. Er ist ein sehr gefräßiger Fisch, der selbst seine Artgenossen verschlingt. Er ist ein sehr gefräßiger Fisch, der selbst seine Artgenossen verschlingt. Er ist ein sehr gefräßiger Fisch, der selbst seine Artgenossen verschlingt.

Hai im Hinterhalt.

Gefährlich werden Menschen nicht blos wilde Thiere, sondern auch die Haie. Es sind fast Meer-Fische, welche sich in allen Meeren finden. Sie sind sehr groß, bis 30 Fuß lang, und haben ein Maul, das 3 Fuß lang ist. Ihre Zähne sind sehr groß und scharf. Ihre Augen sind klein. Die Haie, die man in den gemäßigten Meeren findet, sind nicht so gefährlich, als die in den heißen Meeren. Sie sind sehr gefräßig, und verschlingen alles, was ihnen vorkommt, selbst ihre eigenen Jungen. Sie sind sehr schnell, und können sehr weit schwimmen. Sie sind sehr gefräßig, und verschlingen alles, was ihnen vorkommt, selbst ihre eigenen Jungen. Sie sind sehr schnell, und können sehr weit schwimmen. Sie sind sehr gefräßig, und verschlingen alles, was ihnen vorkommt, selbst ihre eigenen Jungen.

Sees, deſſen felſige Ufer an einigen Stellen ſchroff emporragten. In der Tiefe deſſelben am Rande eines subka oder kleinen Salzbeckens lag die wegen ihres Salzreichthumes berühmte Oaſe Käf: etwa 70 bis 80 Palmenbäume und einige Tamarisken. Dazwiſchen 16 kleine, quadratiſche Häuſer von einer nur ſieben Fuß hohen Zinnenmauer umgeben. Das Ganze auffallend klein und wie für Kinder beſtimmt, dabei aber in einem überraſchenden Zuſtande gu-

Schloß Marid.

ter Erhaltung; nirgends fehlte ein Stein am Mauerwerke, nirgends klaffte eine Thür oder ein Fenſterladen; in den kleinen Gärten an den Häuſern wuchſen Feigenbäume und Weinſtöcke. Der Scheich von Käf gab den Reiſenden in ſeinem Hauſe ein Nachtquartier, und hier verſammelte ſich bald die ganze Einwohnerſchaft, um die erſten in Käf anweſenden Franken anzuſtaunen. Die Männer, obgleich augenſcheinlich, Dank ihrem Salzhandel, eine wenig krie-

Oaſe von Dſchöf.

geriſche Schar, erſchienen ſämmtlich mit Schwertern bewaffnet, die ſie geſchultert trugen oder mit beiden Händen am Griffe gepackt vor ſich hinhielten.

Zwei bis drei Stunden öſtlich von Käf liegt eine Zwillingsoaſe, Itheri, auf derſelben Höhe über dem Meere wie Käf. Das Wadi Sirhân iſt hier ungefähr 12 Miles breit; die ganze Formation des Bodens und der Ränder macht den Eindruck, als habe man hier das Becken eines

Digitized by Google

dem Todten Meere gleich geweſenen Sees vor ſich. Zahlreiche Brunnen und kleine Salzmulden finden ſich an noch mehreren Stellen der ungeheuren Depreſſion. Während des Aufenthaltes in Itheri brachte ein von dem Scheich von Käf vorausgeſandter Bote die erwünſchte Nachricht, daß der Weg nach Dſchöf frei ſei, und ſo begab man ſich ohne Verzug auf die Reiſe. Ein Scherari-Beduine erbot ſich als Führer; denn da die Leute von Käf und Itheri nur mit dem Norden im Verkehr ſtehen, iſt von einer Straße oder einem erkennbaren Pfade nach Süden nicht die Rede, und ohne einen mit der Lage der Brunnen vertrauten Führer auch eine Reiſe in jener Richtung nicht möglich. Es waren ſchwere Tage, die jetzt folgten. Scharfer Oſtwind, und demzufolge Mißſtimmung unter den Leuten; der Weg über die zerklüfteten Ränder des Wadi, die ſich 2250 Fuß über dem Meere und etwa 300 Fuß über die Thalſohle erheben, war für Menſchen und Thiere gleich beſchwerlich. Mit Ausnahme einiger Ghadabäume (einer Tamariskenart) in den Felsſchluchten war von Vegetation nichts zu ſehen; hin und wieder zeigten ſich einige Gazellen, auf die ſtets vergebens Jagd gemacht wurde. Auf einem der Harra-Ebene ähnlichen Plateau, das wie dieſe auch mit ungeheuren vulkaniſchen Blöcken beſäet war, fand man zum erſten Male Scharen von Heuſchrecken, die von den Leuten geſammelt und begierig verzehrt wurden. Zwei Tage lang ging es über dieſe Ebene, in deren Weſten ſich eine wildzerklüftete Gebirgskette hinzog, die von den Arabern El Mizmeh genannt wurde. Ein kleiner, mitten in dieſer ſteinigen Wildniß belegener tiefer Brunnen, daneben einige Palmen, das war die einzige Abwechſelung und erfreuliche Ueberraſchung in dieſen Tagen. Endlich, am vierten Januar, verließ man die unwirthliche Gegend des Wadi Sirhân. Runde Sandſteinhügel zeigten ſich; allmälig anſteigend erreichte man den höchſten Punkt des Weges, einen kleinen Gipfel von 2660 Fuß Höhe. Unterhalb eines Tell, deſſen Formation an einige Theile der Sinaïhalbinſel erinnerte, wurde das Lager aufgeſchlagen. Am folgenden Tage ging es über zahlloſe Hügel, aber immer merklich bergab; ſcheinbar endlos zogen ſie ſich in chaotiſchem Gewirr in die Ferne hinein. In ihrer Mitte zeigte ſich, wie ein gewaltiger dunkler Fleck auf dem gelben, eintönigen Sandſtein, ein altes feſtes Gebäude, das Schloß Marid, eine düſtere, halbverfallene Felſenfeſtung. Eine breite natürliche Straße führt von hier aus zwiſchen den Hügeln entlang; ſie endet nach mehreren Meilen plötzlich am Rande einer beckenartigen weiten Depreſſion, in der eine große Palmenoaſe, die Oaſe von Dſchöf, liegt.

Das Brot im Volksglauben.

Von **C. Haberland.**

II.

Die heilige Kraft des Brotes läßt es erwünſcht erſcheinen, daß bei Errichtung des neuen Haushaltes, beim Schluß der Ehe, beim Einzug der jungen Frau in ihre neue Heimath das Brot gegenwärtig ſei, übele Einflüſſe abzuwehren, Glück und Segen für den neuen Lebensabſchnitt zu verheißen und zu verbürgen. Allgemein deutſch iſt der Glaube, daß die Braut ein Brot, auch wohl noch andere Nahrungsmittel, in die neue Wirthſchaft mitbringen oder aber es darin bereits vorfinden muß, damit die Nahrung für die Zukunft nicht fehle. In Böhmen geht man mit Brot und einem heiligen Bilde voraus in die neue Wohnung, damit der Segen Gottes einziehe, und muß bei der Rückkehr von der Trauung das junge Paar ſofort ein Stück Brot eſſen, um künftigem Mangel vorzubeugen[77]); in Syrmien geht die Mutter des Bräutigams der Braut mit einem Laib Brot und einem Teller voll Getreide oder Reis entgegen[78]); in Maſuren eilen die Platzmeiſter dem Brautheimzuge voraus und bringen der Braut aus dem Hauſe ein in ein Tiſchtuch gewickeltes Brot als Unterpfand dafür, daß ſie in ihrem Leben ſtets Brot haben wird[79]). Meiſt geſchieht indeß die Anwendung des Brotes beim Einzug ins Haus ſowie beim Hochzeitsmahle in Verbindung mit dem Salze, worüber ſpäter gehandelt werden ſoll.

Bei den Hochzeiten der Eſthen muß der Bräutigamsknecht von einem ganzen Laibe oben ein ganz kleines Stückchen abſchneiden, Butter darauf thun und es der Braut in den Mund ſtecken, damit dereinſt ihre Kinder einen kleinen und zarten Mund bekommen, wie überhaupt die Eſthinnen, namentlich die ſchwangeren, aus dieſem Grunde darauf achten, daß das erſte Stück der von ihnen angeſchnittenen Brote hübſch klein gerathe; in einigen Theilen Eſthlands ſorgt man gleichzeitig auch für das Nichtausgehen des Branntweines mit, indem man in das beſonders gebackene Hochzeitsbrötchen, welches während der Feſtlichkeit Tag und Nacht auf dem Tiſche bleibt, eine Oeffnung ſchneidet und darein von Zeit zu Zeit von dieſem edlen Stoffe gießt[80]).

Wird in Oberfranken ein neues Haus bezogen, ſo läßt man vorher einen Laib Brot oder auch wohl ein Buch auf den Tiſch legen, um dadurch geſchützt zu ſein[81]); in Venedig bringt man vorher Brot, Salz, Oel, Holz und etwas Aſche hinein[82]). In Norddeutſchland wird Brot zuerſt deshalb dahin geſchafft, daß man auch immer dort ſein Brot habe[83]), oder auch Brot und Salz[84]), in Maſuren Brot, Tiſch und Geld[85]).

Im Trauungsceremoniel ſelbſt erſcheint das Brot in der griechiſchen Kirche: der Biſchof zerbricht ein ſolches, reicht einige Stücke dem Paare und wirft die übrigen unter das Volk; wer eines der Stücke in der gewöhnlich dabei entſtehenden Balgerei erlangt, dem bringt es gleichfalls Glück, er verheirathet ſich noch im Laufe des Jahres[86]). Dieſes Haſchen nach den ausgeworfenen Brotſtücken erſcheint in der Dauphiné und Normandie wieder; hier wirft die junge Frau ſofort nach dem Einzuge in das Haus aus einem Korb, welchen ihr die Schwiegermutter überreicht, vom Balkon aus Brotrinden unter die unten ſtehenden Hochzeitsgäſte; das junge Mädchen, welches die erſte erhaſcht, heirathet noch im ſelben Jahre[87]). Auch in der Bretagne theilt der Prieſter, nachdem er über ein weißes Brot mit dem Meſſer das Zeichen des Kreuzes gemacht hat, ein davon abgeſchnittenes Stück unter die beiden Gatten[88]).

Große Wichtigkeit legt man ferner der Aufbewahrung

des ersten Brotabschnittes beim Hochzeitsmahl seitens des jungen Paares bei. In Böhmen werden die beiden ersten Brotschnitte oder auch nur der der Braut sorgfältig aufgehoben, sie schützen vor Mangel und schimmeln nie, es sei denn, daß der Besitzer stürbe[89]); in der Oberpfalz und Schlesien zeigt das Schimmlichwerden der aufgehobenen Stückchen nur an, daß der betreffende Ehegatte zuerst sterben wird[90]). Auch in Unterfranken ist die Braut ängstlich darauf bedacht, ein Krümchen Brot vom Hochzeitsmahl aufzuheben, damit es nicht im Hause ausgehe[91]). Im Saalfeldschen schützt das aufgehobene Stück Hochzeitsbrot gleichfalls vor Brotmangel und, wie es scheint, auch vor dem Tod der Ehehälften, denn wenn diese lebenssatt geworden, essen sie dies Stückchen in einer Suppe gekocht, um so selbst diesen magischen Schutz aufzuheben[92]). In der Tübinger Gegend und im Schwarzwald reicht man der Braut oder dem Bräutigam, wenn sie zu ihrer Hochzeit einladen, in jedem Hause ein Brot, von dem der Betreffende ein Stückchen abschneidet und mitnimmt, daraus wird dann die erste Morgensuppe für das junge Paar bereitet; in manchen Dörfern geschieht dieses Einsammeln der Brotstücke auch erst nach der Hochzeit[93]). In England bewahrte man früher sorgfältig auch vom Kindbettkuchen (groaning cake) ein Stück[94]), ebenso hebt in Frankreich wohl noch eine oder die andere Mutter ein Stück von dem Dreikönigsabendkuchen als Bürgschaft für das Wohlsein ihres Kindes in ihrem Schranke auf[95]).

Wie bei der Hochzeit spielt das Brot auch schon im vorhergehenden Liebesroman, wenigstens in Bayern, als symbolisches Zeichen seine Rolle; in der Oberpfalz bricht bei der Kirchweih der Bursche seiner Angebeteten Semmeln vor und darf, wenn diese beim Aufstehen die Brocken einsteckt, die nähere Bekanntschaft mit ihr einleiten, und ebenso gilt in Niederbayern das Anbrechen des Brotes und das heimliche Legen der Stücke auf den Schoß der Geliebten als eine deutliche Liebeserklärung[96]).

Bei der Mahlzeit selbst ist die Gegenwart des Brotes stets erwünscht; man soll nach deutscher Vorschrift sogleich beim Decken das Brot auf den Tisch legen, jedenfalls in seiner schützenden Eigenschaft, wofür man indeß mit gleicher Wirkung auch nur den einen Zipfel des Tischtuchs umzuschlagen braucht[97]). Bei der jüdischen Mahlzeit muß stets ein ganzer Laib Brot und Salz auf dem Tische sein; der Hausvater thut beim Beginn derselben einen Schnitt in das Brot, deckt beide Hände darüber, wie man es auslegt in Erinnerung der zehn Gebote, spricht die Danksagung und bricht dann ein Stück ab, welches er ins Salz stößt und sofort ohne dazwischen zu sprechen in den Mund steckt. Nächstdem legt er jedem ein Stück Brot hin, darf es ihm aber nicht in die Hand oder in den Mund geben[98]). Von dem so gesegneten Brote muß stets ein Stück auf dem Tische liegen bleiben, damit etwas darauf sei, worauf der Segen ruhe; doch darf kein ganzer Laib darauf gelassen werden, damit es nicht den Anschein gewinnt, als ob man Abgötterei triebe[99]). Aehnlicher Anschauung huldigen die Bergnestorianer, welche die Brocken des letzten Mahles immer wieder beim folgenden mit hereinbringen, um den Segen zu bewahren, welchen der Priester bei einem frühern Mahle gesprochen hat, dann aber auch in Erinnerung des Wortes, welches Jesus gesprochen: „Sammelt die übrigen Brocken, damit nichts umkomme“[100]). Die Maroniten belegen den Rand des ihnen als Tischtuch dienenden Leders ganz mit Brot, wenn auch nur zwei oder drei Personen an der Mahlzeit theilnehmen[101]).

Der böhmische und oberpfälzische Aberglaube verlangt, daß man nie in einem Hause die Nacht ohne Brot bleiben soll, nur darf es nach Oberpfälzer Ansicht nicht auf dem Tisch liegen bleiben, da man dann vor den armen Seelen keine Ruhe hat[102]). Auch vor dem Antlitz Jehovas sollte nach jüdischem Gesetz eine Lage von 12 Broten aus Weizenmehl, getheilt in zwei Schichten von je 6, zugerichtet an jedem Ruhetage beständig sein; die altgewordenen Brote fielen nachher den Priestern zu[103]).

Dem Besuchenden schneidet man in Schwaben fast überall ein Brot und giebt ihm wohl auch noch ein Stück mit auf den Weg[104]), wie ebenso auch der auf Reisen Gehende ein Stück vom Hausbrote mitnimmt und es in der Tasche bei sich trägt, damit es ihn vor Heimweh bewahre und vor bösem Zauber und Anfall der Hunde schütze[105]). Gleichfalls ist es bei den Czechen Sitte, daß Wirth oder Wirthin dem Eintretenden sofort Brot und ein Messer mit den Worten bringen: „Schneidet herum, daß es gerathe!“[106]); bei den Deutschböhmen schneidet die junge Frau in den ersten acht Tagen ihrer Ehe jedem, welcher zu ihr kommt, selbst ein Stückchen ab und bittet ihn es zu essen, damit Glück in der Ehe herrsche[107]). Neben dem Ausdruck der Gastfreundschaft scheint hiernach das Theilen des Brotes auch noch eine abergläubische Wirkung auf das Glück des wirthlichen Hauses zu haben.

Wie für das Wohl der neuen Wirthschaft sorgt das Brot auch, wenn Nachkommenschaft sich einstellt, für deren Wohl. In Böhmen muß bereits die Braut drei Brotstückchen unter ihr Bett legen, damit ihr späteres Kind gut zahnt; dem Neugeborenen muß ein Stück in den Mund gesteckt werden, damit es nicht genäschig werde und immer zu essen habe; ein Laib muß unter seine Wiege gelegt werden, damit es keine Noth leide[108]). Der Brauch, der Braut Kuchenstücke auf den Leib zu stoßen, welcher sich vereinzelt in Deutschland findet[109]), bezieht sich wohl auf die künftige Fruchtbarkeit im ehelichen Leben. In der Normandie legt die Wöchnerin bei der Aussegnung ein kleines Brot auf den Altar, welches vom Geistlichen mit gesegnet wird; hiervon erhalten Taufzeugen, Verwandte und Freunde jeder ein Stück, eines aber wird für das Kind als seine beste Medicin für spätere Leiden aufbewahrt[110]). Stottert ein Kind oder ist es gar stumm, so kann man es durch das Auseinanderbrechen zweier zusammengebackenen Brote hinter seinem Rücken unter den Worten

Liebes Brot brich,
Liebes Kind sprich!

sicher von seinem Gebrechen heilen[111]).

Ferner ist die Anwendung des Brotes in der Viehzucht und beim Ackerbau mannigfaltig. Es dient zunächst das Vieh, besonders auch den Hund, anzugewöhnen, zu welchem Zwecke man ihm ein Stück zu fressen giebt, nachdem man es einige Zeit in Böhmen unter der Ferse, im übrigen Deutschland unter der Achsel getragen, so daß es vom Schweiße durchdrungen ist, was am schnellsten durch ein rasches Laufen erreicht wird[112]); in der Wetterau fügt man diesem Brotstücke auch wohl noch einige Achselhaare hinzu und benutzt es als Mittel, die Säue gedeihen zu machen[113]). Erhält der Hund das Markzeichen des Brotes, dann können ihm die Diebe das Bellen nicht benehmen[114]). Ueberhaupt giebt man vielfach in Deutschland gekauftem Vieh gern ein Stück Brot, in Mecklenburg sind drei Happen vorgeschrieben, zum Angewöhnen[115]); in der Oberpfalz läßt man sich vom Verkäufer ein Stück Brot mitgeben, welches, wenn es schimmelt, anzeigt, daß man mit dem Vieh kein Glück haben wird und es daher baldmöglichst wieder losschlagen soll[116]).

Hühner gewöhnt man in der Wetterau durch ein aus

Brot und einem Stückchen Spüllumpen verfertigte Pille an[117]); in Schwaben verbeißt man ihnen Brot, wenn sie zum ersten Mal aus dem Stall gelassen werden, überhaupt giebt man auch hier gekauftem Vieh etwas vom Hausherrn gekauftes Brot zu essen, daß es sich angewöhne und kein Heimweh bekomme[118]).

In Schwaben erhält auch die Kuh, deren Kalb man verkauft hat, Brot mit etwas Weihsalz und einem Haar des Kalbes, damit sie dasselbe schnell vergißt[119]); im Salzburgischen liebt man es, dem Vieh zu seinem Wohlbefinden ein Stück Brot zu geben, welches man einem Bettler, der ins Haus kommt, geschenkt, und von demselben um Gottes Willen und gegen eine Vergütung von drei Kreuzern zurückgeschenkt erhalten hat[120]); im Westfälischen läßt man stellenweise die Kühe beim Maitagaustrieb, dem ersten, eine Brotkruste fressen[121]). Das am Hubertustage (3. November) geweihte Brot wird in der Campine (Belgien) nicht nur von allen Familiengliedern gegessen, sondern auch allen Haus- und Hofthieren zu fressen gegeben, um die Hundswuth von Vieh und Menschen fern zu halten[122]).

Wenn die jungen Bienen ausschwärmen wollen, kehrt man in der Rheinpfalz und in Schwaben schnell einen Laib Brot auf die Oberseite und pfeift dazu, wodurch sie zum Bleiben genöthigt werden[123]). Aehnlich legt man in Mecklenburg, wenn ein Huhn oder sonstiges Thier abhanden gekommen ist, ein Brot verkehrt auf den Tisch und stellt einen Besen auf den Kopf, dann muß sich das Thier von selbst wieder einfinden; ist es von Anderen eingeschlossen, so hat es nicht eher wieder Ruhe, als bis es freigelassen ist[124]).

Nun die Anwendung beim Ackerbau! Nach französischem Brauche muß der Bauer vor der Bearbeitung eines Stück Landes dreimal um den Pflug gehen und dabei in der Hand Brot, Hafer und ein Licht halten[125]); nach böhmischem unter den erstausfahrenden Pflug oder auf den Acker ein Stück Brot nebst einem Ei legen, damit die Frucht gut gerathe[126]). In der Oberpfalz stellt man beim ersten Ackern eine Schüssel mit Mehl, Brot und einem Ei zwischen Gespann und Pflug und läßt diesen darüber gehen; bleibt die Schüssel, welche nachher die Armen bekommen, dabei ganz, so darf man auf eine gute Ernte rechnen[127]); im Wittgensteinischen legte die Hausfrau beim ersten Fahren des Pfluges ein Brot auf die Mitte des Pfluges und schnitt dasselbe in zwei gleiche Stücke durch, welche der Ackermann und die Zugthiere zu gleichen Theilen erhielten, und wodurch dem Acker Segen verliehen werden sollte[128]). Die Griechen segnen am Tage Mariä Himmelfahrt ihre Felder, indem sie einen kleinen Ast inmitten derselben pflanzen und daran drei Brote, Harz, Wachs und Erdbeerkraut, welche Dinge vorher vom Priester gesegnet worden, hängen[129]). In Mittelfranken steckt man nach dem Dreschen des Getreides in die erste Garbe ein geweihtes Brot und verbrennt sie dann in dem Ofen, um sich vor dem Bilmesschneider zu schützen[130]). Brot, welches am Antoniustag gesegnet, ist auf das Flachsfeld gelegt nach westfälischem Glauben dem Gedeihen desselben dienlich[131]).

Der großen Wichtigkeit des Brotes entspricht auch die Heilighaltung, welche der Volksglaube für dasselbe verlangt. Er fordert sie ja allerdings für die Speise überhaupt, aber doch lange nicht so streng wie für das Brot als das Hauptnahrungsmittel und den Vertreter der Nahrung überhaupt. Selbst wo die Kartoffel diese Stellung einnimmt und das Brot zurücktritt, wird sie dennoch nirgends so respektvoll wie dieses behandelt, wenn auch wie z. B. im Westrich der Volkswitz sich gern mit ihr beschäftigt und durch schmeichelhafte Vergleiche seine Lieblingsnahrung feiert[132]), und der Oberpfälzer, wenn seine „Herdäpfel" blühen wie die „Nägelistock", in Aussicht auf die gute Ernte in diesen Preis einstimmt[133]), oder im irischen Märchen ein schöner lachend rother Erdapfel geschildert wird, wie er geraucht habe gleich einem Rosse, das in kalter Nacht stark getrabt habe[134]).

Kein Brotkrümchen darf verachtet werden, fällt zufällig ein solches hin, muß man es sorgfältig wieder aufnehmen, sonst muß man es später suchen, daß einem die Augen bluten. So sagt der Volksmund in Niederösterreich, Oesterreichisch-Schlesien, so auch in Böhmen[135]), wo er noch viele andere böse Folgen aufzuzählen weiß. Da sammelt Satan die verachteten Brosamen und wehe, wenn sie am Schluß des Lebens mehr wiegen als der Sünder selbst, seine Seele gehört dann ihm; dieser Glaube findet sich genau ebenso bei den Russen wieder[136]), bei den Tirolern wirft der Teufel den aus solchen Brosamen gebackenen Laib in die Wagschale zu den Sünden[137]); tritt jemand darauf, so wird ihm das linke Ohr taub, auch weinen dann die armen Seelen; fährt ein Fuhrmann darüber, dann schreit das Brot so laut, daß man taub wird; fällt ein Krümchen in das Butterfaß, dann geräth die Butter nicht. Die Brosamen gehören in das Feuer, wodurch auch noch den armen Seelen Kühlung wird, und wohin auch alles irgend ungenießbar gewordene Brot gehört, letzteres wirft man am liebsten in den Backofen. Fällt ein Stück Brot hin, so muß man es, ehe man weiter isset, um Verzeihung bittend küssen[138]); dieses ist auch Tiroler Brauch[139]). Wer Brot auf dem Boden liegen läßt und darauf tritt, der wird, wie man in der Wetterau glaubt, noch Hunger leiden[140]).

In Venedig herrscht der gleiche Brauch wie in Böhmen, man darf gleichfalls unbrauchbar gewordenes Brot nur ins Feuer werfen, wenn man nicht später mit dem Mund suchen will, was man mit der Hand weggeworfen hat[141]); nach mecklenburgischem Glauben steht nach dem Tode der Mund demjenigen auf, welcher auf dem Kirchwege essend Brotkrumen, die nach dem Tode auch wieder aufgesammelt werden müssen, fallen läßt[142]). In der Gegend von Luhe (Oberpfalz) kommen die Brosamen mit den übrigen Speiseresten in den Ofen als ein Opfer für die Waldweiblein, im Unterinnthal für die armen Seelen; im Fichtelgebirge wirft man, wenn der Ofen bläst, Brosamen und Mehl hinein, in Oesterreichisch-Schlesien ein Stück Brot, weil dann darin eine arme Seele leidet[143]). In der Innsbrucker Gegend weist man die Kinder an, die Brosamen für die Armen zu sparen und keinen Muthwillen damit zu treiben, damit es ihnen nicht wie der Frau Hütt ergehe[144]). In der Oberpfalz gestattet man neben dem Werfen der Brosamen in den Ofen, damit die armen Seelen etwas haben, auch ihre Mischung unter das Futter[145]); in Böhmen trägt man am Christabend die Brosamen des Abendmahles im Tischtuch zusammengepreßt in die Scheuer und streut sie aus mit den Worten: „Mäuschen, esset diese Brocken und laßt das Getreide in Ruhe!"[146]).

Dem Tiroler Glauben gemäß wirft der Teufel die liegen gelassenen Brosamen späterhin dem Betreffenden in der Hölle glühend ins Gesicht oder giebt sie ihm als Brotlaib geformt glühend zu essen; er schlägt sie ihm auch wohl in einen Sack aufgesammelt auf dem Todtenbette um die Ohren[147]). Nach dem Talmud ist ein besonderer Engel dazu bestimmt, auf diejenigen zu achten, welche Brot auf die Erde fallen lassen, daß man darauf tritt, damit sie ihrer Strafe nicht entgehen, weshalb es denn auch, um diese Profanation des Brotes zu verhindern, eine ältere Sitte der Juden war, die Brosamen sofort nach Beendigung des Essens zusammenzukehren. Eine jüdische Legende erzählt

zur Illuſtrirung dieſer Vorſchrift, wie einſt ein Frommer auf grünem Graſe ohne Tiſchtuch gegeſſen und es ihm daher nachher nicht möglich geweſen wäre, die Broſamen zuſammenzuſuchen; da habe er denn ſchnell entſchloſſen das Gras, um der Sünde zu entgehen, ausgeſtochen, es ins Waſſer geworfen und ſo die Fiſche dieſes Geſchäft beſorgen laſſen [148]). Der Muſelmann ſammelt nach dem Mahle gleichfalls alle Brotbrocken, da es eine heilige Gottesgabe iſt, und hebt, wenn er ein Stückchen auf dem Boden findet, es ſorgſam auf, indem er dabei die es haltende Hand küßt [149]). Auch im alten Mexiko war es ſtrenge Vorſchrift, verſchüttete Maiskörner ſorgfältig aufzunehmen, damit der Mais ſich nicht bei der Gottheit über Mißachtung beklagen könnte [150]); die Allgäuer Sage berichtet von der Jungfrau Maria, daß ſie dort einſt ſich dreimal gebückt habe, um eine Bohne, da ſie dieſe Frucht als Nahrungsmittel hochgeſchätzt habe, aufzuheben [151]).

Jede andere Mißachtung des Brotes iſt gleichfalls ſtreng verpönt. Mit dem Brote zu ſpielen gilt in ganz Deutſchland als eine ſchwere Sünde, namentlich muß man aber vermeiden, in daſſelbe zu ſtechen oder aus Spielerei hineinzuſchneiden. Man ſticht nach böhmiſchem Glauben dann nämlich in Jeſus oder ſchneidet Gott die Ferſe ab, was nach Oberpfälzer Anſicht auch geſchieht, wenn man das Brot zu weit nach hinten abſchneidet, oder beunruhigt den eigenen Urgroßvater im Grabe; auch ſtraft wohl Zahnweh den Sünder [152]). Auf Uſedom ſagt man gleichfalls, daß man den lieben Gott, in Solothurn, daß man Jeſus damit ins Herz ſtäche; der Tiroler und Schwabe glaubt, daß dann Blut aus dem gemißhandelten Laibe rinne [153]). Auch darf man in der Oberpfalz nicht das Meſſer im Brote ſtecken laſſen, da es den armen Seelen wehthut [154]). Vor dem Stemmen des Ellenbogens auf das Brot warnt bereits Jeſus Sirach in ſeiner Weisheit [155]).

Kindlich-ſinnig iſt die gleichfalls in Böhmen vorkommende Vorſchrift, daß man das Brot Nachts einwickeln ſoll, weil es auch ſeine Nachtruhe haben will [156]) — wenn man verreiſt, muß im Voigtlande das Brot vom Tiſche genommen und in den Schrank gelegt werden [157]) —, und der Tiroler Glaube, daß die in der Chriſtnacht geſäeten Broſamen gleich einem andern Samen aufgehen [158]). Auf die bloße Erde darf man nie das Brot legen, wenn man nicht befürchten will, wahnſinnig zu werden [159]).

Die Anſicht unſeres Volkes von der Mißachtung der gottgegebenen Nahrung und der höhnenden Behandlung derſelben ſeitens des Reichthums, welcher ſich in ſeinem Uebermuthe nicht laſſen kann, ſpiegeln uns eine Reihe deutſcher Sagen wieder, welche die Strafen des Himmels für dieſe Vergehen ſchildern. Sie ſind in allen Theilen des Vaterlandes heimiſch, vorzüglich aber in den deutſchen Alpengegenden, namentlich in Tirol, wo ſie vielfach als Urſprungsſagen für die öden unfruchtbaren Stellen eintreten. Da waren verſchiedene Almen ſo fruchtbar und brachten ihren Beſitzern ſolche Mengen an Milch, Butter und Käſe und dadurch ſolchen Reichthum, welcher indeß in vielen Sagen auch Folge des Reichthums der Berge an edelem Metalle iſt, daß die reichgewordenen Sennen in ihrem Uebermuth und Stolze nicht mehr wußten, wie ſie denſelben an den Tag legen ſollten und dies zuletzt dadurch thaten, daß ſie ſich höhniſch an der Gottesgabe vergriffen. Sie belegten dann die Wege mit Käſe, bauten Stiegen aus Käſe und Butter und reinigten ſie mit Milch, verkleiſterten die Spalten ihrer Alpenhütten mit Butter — in Vineta verſtopfte man, ehe die See es verſchlang, die Löcher in den Wänden mit Brot —, machten ſich Kegel daraus und aus Käſe die Kugeln dazu, wozu in anderen Gegenden, z. B. in den rheiniſchen, auch wohl Weizenbrote benutzt werden, fütterten die Schweine mit Weißbrot und wieſen die Armen ab, reinigten ihre ſchmutzigen Kinder mit der Krume des Weißbrotes, Tiſch und Bänke aber mit Schwarzbrot, nährten das Feuer zur Bereitung der Speiſen mit Butter, ſchloſſen aus Hochmuth ſelbſt am Tage Thür und Läden, weil ſie Gottes Licht nicht brauchten und ihre Stuben ſelbſt erleuchten könnten — bis endlich das Strafgericht eintritt, das Dorf verſinkt, und jetzt nur eine Schneefläche, ein Gletſcher, ein Felſenfeld, ein See die Stätte frühern Segens der Natur bezeichnet [160]).

Ordentlich erfinderiſch in höhnender Mißachtung der Gottesgabe waren auch die übermüthigen, ſpäter verſchütteten Bergknappen, von denen gleichfalls die Tiroler Sage erzählt, welche am Hute runde Brotſchnitte ſtatt der Gemsbärte, Bratwürſte ſtatt der Federn und an den Schuhen Faſtnachtsküchelchen als Roſetten trugen [161]), oder der Ritter vom Kindelesberg und die Bewohner von Almerich bei Müſen, von denen man ſich in Weſtfalen erzählt, daß ſie die Räder der Wagen und Pflüge aus Brotteig hätten machen laſſen [162]). Ein anderer Ritter, welcher noch als wilder Jäger in Böhmen herumraſt, ließ ſeinen Hunden, damit ſie ſich nicht die Füße zerſtächen, Brotrinden unter dieſelben binden [163]). Eine weitere böhmiſche und lauſitziſche Sage erzählt von einem gegen Gott erbitterten Ritter, daß er einen Einſiedler gefragt habe, was die größte aller Sünden ſei, und als dieſer ihm geantwortet, es ſei das Legen von Brot in die Schuhe, weil man dann die edelſte Gottesgabe mit Füßen träte, dieſes auch gethan habe, weshalb er jetzt noch als Banadietrich zur Strafe umjagen muß [164]). Im Lande ob der Enns glaubt man, daß wer neun Tage lang nicht an Gott denkt, nicht betet, nicht mit Weihwaſſer ſich beſprengt und ſich dann am neunten Tage auf einen Laib Brot ſetzt, dem Teufel gehöre [165]).

Das Reinigen der Kinder mit Weißbrotkrume, weil dieſe weicher ſei als Schwämme, begegnet uns nicht nur in Tiroler Sagen, welche es namentlich auch der bekannten Frau Hütt vorwerfen [166]), und in denen ebenfalls das Reinigen von Tiſch und Bank mit Schwarzbrot vorkommt [167]), ſondern auch in anderen Theilen von Deutſchland, ſo z. B. in Danzig, wo man noch einen Stein zeigt, an den ſich folgende Begebenheit knüpft. Bei einer Hungersnoth reinigte einſt eine Frau ihr geliebtes Kind, welches ſich unrein gemacht hatte, in der Eile, da ihr nichts anderes zur Hand war, mit Krume der Semmel, dieſe aber verwandelt ſich unbemerkt in einen Stein und die Frau wiſcht ihrem armen Kinde damit Haut und Fleiſch weg, wodurch daſſelbe dann ſtirbt, die Frau ſelbſt aber wahnſinnig wird [168]). Bei Giſthorn im Hannöverſchen deckt der Weſendorfer See ein Schloß, deſſen Herrin ihre Kinder den verunreinigten Steiß mit Brot gereinigt hatte, in der Altmark der Gohlitzſee ein Dorf, deſſen Bauern ſich deſſelben Unfugs ſchuldig gemacht haben [169]). Der Volksglaube in der Montagne noire ſtraft noch jetzt das Reinigen von Teller oder Schüſſel mit Brotrinde durch Regen am Hochzeitstage [170]).

In Böhmen erzählt man von einer Mutter, welcher die Schühlein ihres todten Kindchens nicht gut genug waren, und die ihm daher aus weißeſtem Mehl gebackene anlegte, und auch von einem Burgfräulein, in Oeſterreichiſch-Schleſien von einer Müllersfrau, welche ausgehöhlte Semmeln ſtatt der Schuhe benutzte und deren Schloß daher verſinkt, ferner noch von einer Mutter, welche ihre Kinder in Raben verwünſchte, weil ſie das Brot weggegeſſen, woraus ſie ihrer Gebieterin weiche Schuhe hatte bereiten ſollen [171]). In Oeſterreichiſch-Schleſien ſind es Fuhrleute, welche das Brot

unwürdig behandeln und es als Unterlagen und Pflaster für die Räder beim Hineingerathen in einen Sumpf oder schlechten Weg oder ausgehöhlt als Hemmschuh anstatt des vergessenen beim Herabfahren von einer Anhöhe benutzen [172]). In der märkischen Sage mußte das Brot einer Edelfrau als Brücke über einen Graben dienen (nach einer andern Version überschreitet eine Bettlerfrau ihn auf einer Schnitte Brot) [173]); auch in holsteinischen Sagen kommt der Mißbrauch des Brotes als einer Brücke vor [174]).

Das Bestreuen eines unterirdischen Ganges mit Brotkrumen tritt in der böhmischen, das Streuen der Fußböden mit Weizenmehl in einer Sage von der Wesermündung und in der vom Balksee in Niedersachsen auf [175]); das Hinabrollenlassen von Weizenbroten und Werfen danach unter dem Rufe: „Herrgottchen lauf, sonst kriegt dich der Teufel!“ wird in Westfalen von übermüthigen Bergleuten, ein ähnliches Herabrollenlassen von Käse und Brot aber mit umgekehrtem Rufe von einem Kuhknaben in der Nähe von Gramzow erzählt [176]); der Uebermuth der Kaufherrin von Stavoren, welche eine Weizenladung als zu unedele Waare in das Meer werfen ließ, bildet in verschiedenen Versionen das beliebte Thema von Traditionen der deutschen Nordseeküste [177]), und so treten ähnliche Erzählungen noch vielfach in allen Gauen Deutschlands auf.

Auch direkte Mißhandlung des Brotes erscheint in verschiedenen Sagen; da sind Pferde- oder Kuhjungen, welche mit ihrem Schwarzbrot nicht zufrieden oder mißmuthig darüber sind, daß sie keine Butter dazu haben, es mit Füßen treten und peitschen, bis das Blut aus ihm herausfließt, und ein Blitz sie in die Tiefe schmettert, eine Verwandlung in Stein oder die Verurtheilung zu einem Herumirren bis zum jüngsten Tage erfolgt [178]), oder sieben Brüder, welche Käse und Brot bis aufs Blut peitschen oder beides unanständig benetzen und dafür gleichfalls in Stein verwandelt werden [179]).

Alle diese Frevler trifft ein strenges Gericht, nur eine christliche Legende macht eine Ausnahme; sie weiß, daß ein in Ermangelung eines Steines einem Bettler im Aerger an den Kopf geworfenes Brot von Christus als Almosen aufgefaßt und dem Jähzornigen als gutes Werk zugeschrieben worden ist [180]).

Andere Sagen wieder erzählen, wie das in schweren Zeiten Nothdürftigen gegenüber verleugnete Brot zu Stein wurde; wie einem Bäcker in Dortmund, welcher sich die Hungersnoth durch Kornaufkauf zu nutze machte, sein ganzes Gebäck sich in Stein verwandelte und einem angeschnittenen Brote Blut entfloß, oder das einem Heiligen geschenkte Brot, von dem man noch ein Stück abbrechen will, in der Hand ein Stein wird, welcher die Merkmale der sündigen Finger als kleine Höhlungen zeigt [181]). Solche und ähnliche Sagensteine bewahren noch verschiedene Kirchen, die Peterskirche in Leiden, die Hauptkirche in Landshut, die Klosterkirche in Oliva bei Danzig, die Ulrichskapelle zu Neckarhausen und andere auf [182]). In einen Stein verwandelte sich auch das Brot, welches der mildherzige Thorwart des geizigen Erzbischofs Gerold von Freisingen den Armen bringen will, als er dasselbe seinem Herrn vorzeigen soll [183]). Eine Edelfrau, welche einer mit Feuersteinen hausirenden Bettlerfrau noch einen solchen spottend anstatt des erbetenen Stücklein Brotes giebt, wird in ein Schwein verwandelt und geht noch jetzt als solches um [184]).

---

[77]) Grohmann Nr. 731, 917. [78]) Baron Rajacsich. Das Leben, die Sitten und Gebräuche der im Kaiserthum Oesterreich lebenden Südslaven. Wien 1873, S. 159. [79]) Toeppen 86. [80]) Boecler 40, 44, 41. [81]) Bavaria 3, 342. [82]) J. und D. v. Düringsfeld. Ethnographische Kuriositäten. Leipzig 1879, Bd. 2, S. 117. [83]) Kuhn-Schwartz 445. [84]) Bartsch 2, 129. [85]) Toeppen 91. [86]) „Globus“ 3, 228. [87]) „Ausland“ 1853, S. 1146. [88]) Th. de la Villemarqué. Volkslieder aus der Bretagne. Uebersetzt von Keller und Seckendorff. Tübingen 1841, S. 255. Anmerkung. [89]) Grohmann Nr. 923, 924. [90]) Bavaria 2, 284. Peter 227. [91]) Bavaria 4 a., 252. [92]) Grimm Nr. 513. [93]) Meier 482, 477. [94]) Brand 2, 142. [95]) Coriet 147. [96]) Bavaria 2, 317. 1, 998. [97]) Grimm Nr. 16. [98]) Buxtorf 279/80, 283. [99]) Buxtorf 296/8. [100]) Bajeler. Missionsmagazin 1847, Heft 1, S. 153/6. [101]) Paulus 2, 216. [102]) Grohmann Nr. 736. Bavaria 2, 305. [103]) 3 Mos. 24, 9. 1 Sam. 21, 6. [104]) Birlinger 2, 379. [105]) E. L. Rochholz. Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. Berlin 1867, Bd. 1, S. 308. [106]) Grohmann Nr. 1080. [107]) Grohmann Nr. 932. [108]) Grohmann Nr. 931, 773, 774. [109]) Grimm Nr. 426. [110]) „Ausland“ 1859, S. 1174. [111]) Peter 212. [112]) Grohmann Nr. 346. Köhler 429. Wolf Nr. 220. Alpenburg 380. J. v. Zingerle. Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. Innsbruck 1871, Nr. 798. Ein ebenso präparirtes Stück Semmel Christnacht unter das Kopfkissen gelegt zeigt, wenn Morgens etwas davon abgenagt ist, an, daß man den Geliebten im kommenden Jahre heirathen wird. Praetorius bei Grimm. Sagen 1, 152. [113]) Wolf Nr. 227. Aehnlich zwingt auch nach esthnischem Glauben ein Körperhaar in Brot dem gewünschten Geliebten beigebracht diesen zur Gegenliebe. Boecler 27. [114]) A. Kuhn. Märkische Sagen und Märchen. Berlin 1843, S. 381. [115]) Panzer 1, 257. Bartsch 2, 144. [116]) Bavaria 2, 300. [117]) Wolf Nr. 230. [118]) Meier 514, 498. [119]) Birlinger 1, 403. [120]) Alpenburg 350. [121]) Kuhn. Westfalen 2, 157. [122]) Düringsfeld 2, 127. [123]) Bavaria 4 b., 378. Meier 514. [124]) Bartsch 2, 334. [125]) Thiers Nr. 97. [126]) Grohmann Nr. 1056/7. [127]) Bavaria 2, 297. [128]) Kuhn. Westfalen 2, 153. [129]) Liebrecht 184. [130]) Bavaria 3, 937. [131]) Kuhn. Westfalen 2, 111. [132]) Bavaria 4 b. 416. [133]) Bavaria 2, 294. [134]) Brüder Grimm. Irische Elfenmärchen. Leipzig 1826, S. 24. [135]) Wolf-Mannhardt 4, 147. Peter 257. Grohmann Nr. 716. [136]) Ralston bei Liebrecht 400. [137]) Zingerle Nr. 300. [138]) Grohmann Nr. 715, 719, 717, 718, 1015, 717, 1392, 727, 714. [139]) Zingerle Nr. 289. [140]) Wolf Nr. 197. [141]) Düringsfeld 2, 118. [142]) Bartsch 2, 136. [143]) Bavaria 2, 238. Zingerle Nr. 301. Bavaria 3, 340. Peter 259. [144]) Grimm. Sagen 1, 277. [145]) Bavaria 2, 305. [146]) J. V. Grohmann. Apollo Smintheus und die Bedeutung der Mäuse in der Mythologie der Indogermanen. Prag 1852, S. 27. [147]) Zingerle Nr. 297, 298, 299. [148]) Buxtorf 287, 299, 288. [149]) C. V. Klunzinger. Bilder aus Oberägypten, der Wüste und dem Rothen Meere. Stuttgart 1878, S. 61. [150]) Th. Waitz. Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1859 ff., Bd. 4, S. 165. [151]) Bavaria. Bd. 2, S. 789. [152]) Grohmann Nr. 737, 739, 740, 741. Bavaria 2, 305. [153]) Ed. Duller. Das deutsche Volk. Leipzig 1847, S. 121. Wolf-Mannhardt 4, 4. [154]) Bavaria 2, 305. [155]) Kap. 41, V. 23. [156]) Grohmann Nr. 735. [157]) Köhler 429. [158]) Wolf-Mannhardt 2, 422. [159]) Zingerle Nr. 303 [160]) Wolf-Mannhardt 1, 448. 2, 30. 58. 57. 346. 348. 350. 4, 204. Alpenburg 122, 230, 232. Montanus 1, 102. Grimm. Sagen 1, 130. Bavaria 2, 789. H. Herzog. Schweizersagen. Aarau 1871, S. 26/7, 172, 175, 195/6. [161]) Alpenburg 191. [162]) Montanus 1, 218. Grimm. Sagen 1, 278. Kuhn. Westfalen 1, 168/9. [163]) Grohmann. Sagen S. 78. [164]) Grohmann. Sagen 76. Wolf-Mannhardt 3, 112. [165]) Baumgarten 27. [166]) Alpenburg 122, 238, 240. Grimm. Sagen 1, 277. [167]) Alpenburg 122. [168]) Tettau und Temme. Die Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens Berlin 1837, S. 208/9. [169]) Kuhn. Westfalen 1, 287. Kuhn. Mark S. 81. [170]) Wolf-Mannhardt 2, 418. [171]) Grimm. Sagen 1, 279, 281. Peter 88. Grimm. Märchen 3, 344. [172]) Peter 61/2, 87. [173]) Kuhn-Schwartz 109. [174]) Kuhn-Schwartz 482. Anmerkung. [175]) Grohmann. Sagen 90. Strackerjan 1, 40. Kuhn. Westfalen 1, 289. [176]) Montanus 1, 162/3. Kuhn. Westfalen 1, 154. Kuhn-Schwartz 54. [177]) Grimm. Sagen 1, 283. Kuhn-Schwartz 303. Strackerjan 1, 44. [178]) Grimm. Sagen 1, 250. Kuhn. Westfalen 1, 308 (vom Harz). [179]) J. D. H. Temme. Die Volkssagen der Altmark. Berlin 1839, S. 100. Kuhn. Mark 248. [180]) W. E. Hartpole Lecky. Sittengeschichte Europas. Deutsche Ausgabe. Leipzig u. Heidelberg 1870/1. Bd. 2, S. 172. Anmerkung. [181]) Grimm. Sagen 1, 286/8. [182]) Grimm. Sagen 1, 286/8. [183]) Rochholz. Sagen 2, 282. [184]) Rochholz. Sagen 2, 136 (aus Koburg).

Ein Ritt durch Itſch-ili.

I.

Denjenigen, welche die Literatur über Kleinaſien kennen, oder das Land ſelbſt bereiſt haben, iſt es keine unbekannte Thatſache, daß es wenige Gebiete im Umkreiſe des Mittelmeeres giebt, welche ſich an landſchaftlicher Schönheit und Pracht mit dem Süden jener Halbinſel zu meſſen vermögen. Aber wie gering iſt die Zahl derer, welche von Kleinaſien mehr als etwa die Umgegend Smyrnas, die Ruinen von Epheſus und die aſiatiſche Seite des Bosporus geſehen, tiefer in das Innere eingedrungen ſind! Jahre und Jahrzehnte vergehen, ehe der Fuß eines Europäers einmal wieder die abgeſchiedenen Thäler im Süden Kleinaſiens betritt, ehe ein glücklicher Reiſender über dieſelben berichtet und unſere Kenntniß des herrlichen Landes um ein Geringes fördert. Der „Globus“ hat im vorigen Bande (ſ. S. 279 und 328) bereits Einiges aus dem Buche der Mrs. Scott-Stevenſon mitgetheilt; wir ſchließen heute dieſe kurzen Auszüge mit der Schilderung des Rittes, welcher ſie von dem verhältnißmäßig troſtloſen Hochlande durch die „paradieſiſche“ Waldwildniß des ſüdlichen Taurusabfalles an die der Inſel Cypern gegenüber gelegene Küſte Kleinaſiens brachte.

Von der bekannten Stadt Karaman (ſüdöſtlich von Koniah) führte ihr Weg ziemlich genau in ſüdlicher Richtung an einem ſchmalen, aber tiefen, mit Bäumen und Blumen eingefaßten Bache aufwärts über eine Folge flacher Kalk- und Kreideberge, welche nur hier und da einige verkrüppelte Wacholder, Dornbüſche, kleine Fichten und Cypreſſen trugen. Zwei Stunden Reitens brachten ſie nach dem Maidan, einer kleinen länglichen Hochebene, deren fruchtbarer Boden alljährlich reiche Getreideernten liefert. Zwei engliſche Meilen jenſeits derſelben biegt der Pfad plötzlich rechts um und führt einen ſteilen Abhang hinunter in das reizende Thal von Lalâh; damit war die Waſſerſcheide zwiſchen dem innern trockenen Hochlande und dem wald- und waſſerreichen, gebirgigen Küſtenlande überſchritten. Zahlloſe kleine Bäche, deren Waſſer im Sonnenſcheine glitzerte, ſtürzten in ſchäumenden Kaskaden von den Höhen herab. Ochſen pflügten den Boden auf, Kühe graſten friedlich umher und des Ziegenhirten Pfeife oder das Blöken ſeiner Herde weckten die Echos ringsum zu lieblicher Muſik, während Vögel, Bienen und Inſekten von Blume zu Blume flatterten. Es war ein entzückender Gegenſatz zu den grauen Felſen, zwiſchen welchen die Reiſenden kurz vorher auf dem innern Plateau entlang gezogen waren; Kleinaſien iſt eben ein Land der Gegenſätze, zu deſſen größten Reizen dieſer jähe und ſtets unerwartete Wechſel der Scenerie gehört. Durch das Thal reitend ſahen ſie an dem einen Ende deſſelben eine Schlucht, in welcher das Dorf Laläh hoch oben auf den abſchüſſigen Hängen der Kalkfelſen lag. Der freie Raum vor den Häuſern deſſelben war ſo ſchmal, daß kein Pferd darauf ſtehen konnte; irgend ein zwingender Grund für die Wahl eines ſolchen Platzes aber war nicht erſichtlich. Unter dem überhangenden Berggipfel befinden ſich zahlreiche Höhlen, welche theils als Wohnungen für Menſchen, theils als Ziegenſtälle dienen. Prächtig hoben ſich die hellen, ſcharlachenen und blauen Gewänder der Frauen, welche zwiſchen den Viehherden einhergingen, von den tiefrothen und gelben Felsklippen ab.

Bis hierhin hatten die Reiſenden 4½ Stunden Reitens gebraucht. Da die vor ihnen liegende Gegend faſt menſchenleer war und darum Gefahr von Räubern zu befürchten war, ſo holten die ihnen beigegebenen Zaptiehs (Polizeiſoldaten) fünf von den Dorfbewohnern herbei, welche den Befehl erhielten, etwa 100 Ellen vor den Reiſenden herzugehen und die Felſen und Gebüſche zu durchſuchen. Es mag zwar als Härte erſcheinen, die Leute zu ſolchem Zwecke von ihrer Arbeit wegzureißen, doch muß man bedenken, daß das Räuberunweſen nie aufhören wird, ſo lange die Bauern ſich nicht weigern, den Wegelagerern Unterkunft und Hilfe zu gewähren, und nicht anfangen, die Regierung in ihren Maßregeln zu unterſtützen, und daß es darum nur recht und billig iſt, wenn ſie gezwungen werden, Reiſende über Strecken zu eskortiren, welche in Folge ihrer eigenen Nachläſſigkeit — wenn nicht durch Schlimmeres — unſicher gemacht werden. Doch fand man nichts, als einen einzigen Schäfer; Bergkette nach Bergkette ſtieg ringsum auf, aber weder Bewohner noch Häuſer zeigten ſich. Prächtige Raſenplätze gediehen in den Schluchten, und alle paar hundert Schritte weit ſprudelten Quellen aus dem Felſen hervor, viele davon mit Steintrögen für die vorbeiziehenden Pferde und Kameele verſehen. Von Blumen waren nur Tulpen zu ſehen, dieſe aber bedeckten ſtellenweiſe den Boden in ſolcher Maſſe, daß es wie ein Meer rother und gelber Flammen ausſah. Um Mittag machten ſie an der „Butterquelle“ (Jagli-bunar) eine kurze Raſt und ſetzten dann bald ihren Marſch an einem geſchwätzigen, über moosbewachſene Steine plätſchernden Bache abwärts fort, da die Führer erklärten, ſie hätten erſt den vierten Theil ihrer beabſichtigten Tagereiſe hinter ſich. Wald und Weide, von Schluchten und Thälern durchſetzt, bedeckte jetzt den Boden; namentlich die Weide iſt prachtvoll und Hunderte von ſchwarzen Jürükenzelten waren zwiſchen den Felſen aufgeſchlagen. Dieſe Leute ziehen offenbar die Bergabhänge der Ebene vor; ihre Kameele, Pferde, Büffel, Schafe und Ziegen waren alle in vortrefflichem Stande.

Unterhalb der Mühle von Kalaköiſi überſchritt man den Fluß, erreichte ein größeres Lager, wo man ſich an Milch und Buttermilch erfriſchte, und brauchte dann nahezu eine volle Stunde, um einen ſteilen Abhang zu erklimmen; oben angelangt, zitterten die Pferde, obwohl ihre Reiter abgeſtiegen waren, vor Anſtrengung an allen Gliedern.

Allerlei Arten von Schlingpflanzen bedeckten den Boden, Veilchen und reizende Mooſe füllten die Spalten; ab und zu unterbrachen zauberiſche Lichtungen das dichte Grün der Eichen und Fichten und wie Mauern und Zinnen ragten die grauen Felſen darüber empor, die höheren unter ihnen von Höhlen durchlöchert. Der Pfad war ſo rauh, daß die Reiſenden trotz ihrer Ermüdung abſtiegen und die Pferde durch Oeffnungen in den Felſen, ſo ſchmal, daß ſie kaum hindurchſchreiten konnten, oder über gefallene Baumſtämme oder über Abhänge ſo ſteil wie Bodentreppen am Zügel führen mußten. Gelegentlich öffneten ſich rechts und links Durchblicke auf die welligen Umriſſe des eben paſſirten Gebirges oder der gegenüberliegenden Felsklippen, die ſo phantaſtiſch geſtaltet waren, daß man nur bei ſcharfem Hin-

ſchauen gewahr wurde, daß es nicht wirkliche Thürme und Schlöſſer waren. In den dicht bewaldeten Schluchten zu beiden Seiten verrieth öfters ein Waſſerfall von mehr als gewöhnlicher Bedeutung ſeine Anweſenheit nur durch ſein dumpfes Rauſchen oder ſein Sprühwaſſer, das über die Gipfel der Bäume aufſtieg. Ab und zu ſah man auch den aufſteigenden Rauch eines einzelnen Jürükenzeltes oder eine Ziege auf einem Felſen, wie ſie ſich über den Abgrund reckte, um einen beſonders leckern Büſchel Gras zu erreichen.

Als der Abend anbrach, befanden ſich die Reiſenden am Anfange eines dichten Eichenwaldes, der weder Unterholz noch Felſen beſaß, nur die knorrigen, flechtenbewachſenen Stämme, deren mächtige Auswüchſe von ihrem hohen Alter zeugten. Länger als eine Stunde ritten ſie durch des ſchweigenden dunkeln Urwaldes ungeſtörte Einſamkeit; daß ſie ſich menſchlichen Behauſungen näherten, zeigte indeſſen die ſchreckliche Verwüſtung, welche, je weiter man kam, um ſo ſchlimmer wurde. Tauſende der alten prächtigen Stämme waren muthwillig durch Feuer zerſtört und hatten im Sturze andere mit ſich zu Boden geriſſen, Fichten, Tannen, Cypreſſen und Eichen — das Wachsthum von Jahrhunderten verfaulte auf dem Boden. Um 7 Uhr wurde endlich ein Jürükenlager erreicht, deſſen Einwohner verſicherten, Ybunti, ihr Ziel, ſei nur noch eine Stunde entfernt; ſo ging es denn mit neuer Hoffnung weiter, trotzdem man ſeit 5½ Uhr Morgens im Sattel war und während der ganzen Zeit nur dreißig Minuten geraſtet hatte. Nach einer halben Stunde befanden ſie ſich auf dem Gipfel eines Berges und ſahen im hellen Mondſcheine unter ſich das Thal und die ſilbernen Windungen des Kalykadnus (Gök-ſu). Das Thal ſelbſt iſt etwa funfzehn engliſche Meilen breit und von ſo hohen Bergketten umgeben, daß die Berge, welche die in der Mitte liegende Ebene durchziehen, dagegen wie Zwerge erſcheinen. Längs ihrer Nordſeite fallen mächtige Abhänge von ſchwindelnder Höhe ab und die mächtigen rothen Kalkfelſen bilden ſo phantaſtiſche Maſſen, daß die Reiſenden ſie in der That wiederholt für Burgen anſahen. In der Tiefe aber dehnte ſich fünf engliſche Meilen weit der finſtere Wald von Ketrán aus, ſo dunkel, daß er ſelbſt im hellſten Sonnenlichte wie ein großer Flecken Indigo ausſieht. Dahinter aber leuchteten Feuer, und einzelne hellere Flecken konnten vielleicht Dörfer ſein, darunter etwa das lang erſehnte Ybunti. So ſtiegen ſie denn muthig hinab in den Wald; aber der Weg war ſo ſchlüpferig, daß ſie abſaßen, den Thieren die Zäume am Halſe befeſtigten und ſie ſich ſelbſt den Weg ſuchen ließen. Stellenweiſe waren die Baumäſte etwas lichter, ſo daß ſie den Weg nicht gänzlich verloren; mitunter auch erleuchtete ein praſſelndes Feuer den Wald Hunderte von Ellen weit und zwang ſie zu weiten Umwegen. Solche Brände waren oft großartig; das Knattern und Praſſeln brachte das Blut der Reiſenden zum Erſtarren und trieb die Pferde zu wilder Flucht. An einzelnen Plätzen mußte das Feuer ſchon Tage lang gewüthet haben; alles Erreichbare war ſchon verzehrt und nun erloſch es in ſich ſelbſt; an anderen bewies ein einzelner in Flammen ſtehender Baum, daß der Frevel erſt vor Kurzem geſchehen war.

In ſtets wachſender Ermüdung, gedankenlos und ohne ein Wort zu ſprechen, wanderten ſie weiter und weiter; einer nach dem andern waren ihre Begleiter erſchöpft zurückgeblieben und nur noch der Dolmetſcher und ein Zaptieh hielten bis zuletzt aus. Um Mitternacht hörte der Wald auf und ſie befanden ſich zwiſchen Felsgipfeln von mehreren hundert Fuß Höhe; endlich erblickten ſie die Feuer wieder, welche ſie von oben geſehen hatten, und eine weitere Stunde brachte ſie in deren Nähe. Aufs äußerſte ermattet, warf ſich die Dame zu Boden, während ihr Gemahl durch Piſtolenſchüſſe die Bewohner des Dorfes herbeirief, das ſie erſt um 2 Uhr des Nachts betraten. Dort ſtellte es ſich am nächſten Morgen heraus, daß ſie ſich gar nicht an ihrem Ziel Ybunti, ſondern in dem eine Stunde vorher gelegenen Gengelli befanden, und daß die Entfernung, welche ſie zurückgelegt hatten, ſelbſt mit guten Pferden in der That nicht unter 18 Stunden zu durchmeſſen ſei. Der Kaimakam von Karaman, welcher ihnen die erforderliche Zeit auf 12 Stunden angegeben hatte, konnte von dem Wege nicht die geringſte Kenntniß haben.

Am folgenden Vormittage ritt das Scott-Stevenſon'ſche Ehepaar in zwei Stunden von Gengelli nach Mût. Dieſer Theil des Kalykadnus-Thales iſt gut mit Getreide, Mais, Baumwolle, Melonen, Gurken und Kürbiſſen bebaut. Dazwiſchen liegen niedrige Hügel von vulkaniſcher Aſche und Tuffſand, die mit jungen Fichten beſtanden ſind; an den Bachrändern wachſen Chriſtdorn, Judasbaum und andere Dornſträucher, ab und zu auch ein Fliederbuſch. Zahlloſe Obſtbäume, Eichen, Buchen u. ſ. w. zeugten für die wunderbare Fruchtbarkeit des Bodens — eine Folge der Berieſelung und zugleich einer faſt tropiſchen Sonnengluth. Etwa halbwegs zwiſchen beiden Orten führt eine ſteinerne Brücke über den Fluß, und unmittelbar oberhalb derſelben ſtürzt ſich ein reißender Waſſerfall in einem Satze über eine Felswand. Im Thale liegen zahlreiche kleine Weiler, die zu dieſer Jahreszeit (Mitte Mai) indeſſen meiſt menſchenleer ſtanden, da ihre Bewohner ſchon die Jailas oder Sommerlager bezogen hatten. Ein ſolches verlaſſenes Dorf bietet einen höchſt melancholiſchen Anblick dar: loſe hängen die offenen Thüren in ihren Angeln, aus den Eſſen ſteigt kein Rauch empor und weder Hund noch Katze verleiht den Häuſern einen Anſchein von Wohnlichkeit. Nur einige Fledermäuſe, und hier und da eine kleine braune Eule fliegt auf, wenn ſich Menſchen nähern.

Noch ein kurzer Anſtieg, und das Schloß von Mût mit ſeinem einzelnen Hauptthurme und den baſtionirten Mauern lag vor ihnen. Ein Fluß theilt den Ort in zwei Hälften; mit Ausnahme einer geraden Straße, welche einige Läden enthält, iſt er ſehr zerſtreut gebaut. Unterhalb der Burg entſpringt im Schatten zweier mächtiger Birnbäume eine herrliche Quelle eiskalten Waſſers und ergießt ſich in ein circa 3 Fuß tiefes Becken; ringsum iſt der Boden gepflaſtert und ſcheint ſeit Alters her der Lieblingsplatz der Bevölkerung in den Abendſtunden zu ſein. Die Kühle des Waſſers muß ihnen in der erſchlaffenden Hitze des Sommers eine unausſprechliche Wohlthat ſein, wie es auch dem engliſchen Ehepaare großes Vergnügen gewährte, Geſicht und Hände in dem natürlichen Becken zu waſchen. In der Nähe liegen viele alte Säulenſtumpfe und behauene Steine umher.

Dicht über der Quelle erhebt ſich die Burg, verfallen bis auf die äußeren Ringmauern und polygonalen Thürme. Der alte Hauptthurm iſt kreisrund, drei Stockwerke hoch und beherrſcht den Eingang zur Stadt von Norden her. Auf der entgegengeſetzten Seite ſtürzt der Felſen ſteil ab und wird unten vom Fluſſe beſpült. Gegenüber dem Eingange liegt die Moſchee des Karaman Oglu, ein kleines Gebäude mit zwei pyramidenförmigen Mauſoleen zu beiden Seiten, unter denen die beiden Söhne Karaman's begraben ſein ſollen. Im Süden und Südweſten der Stadt bezeichnen zahlreiche Trümmer die Lage des antiken Claudiopolis. Mrs. Scott-Stevenſon behauptet, nie ſo viele Säulen auf einem Fleck zuſammen geſehen zu haben, wie hier; zahlreiche liegen auf dem Boden, wie ſie hingefallen ſind, ebenſo große Maſſen behauener Steine und feiner Marmorpfeiler. Eine Säulenreihe führte einſt von der Stadt nach der Ne-

kropolis, wo noch ein großer weißer Marmorsarkophag und unweit davon der Deckel dazu sich findet. Der Styl aller dieser Trümmer ist streng dorisch, ohne die geringste Spur von einer Skulptur oder Inschrift.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Verlust an Grund und Boden, welchen der polnische Großgrundbesitz in der Provinz Posen im Jahre 1881 erlitten hat, ist größer gewesen, als in irgend einem der früheren Jahre: dem „Kuryer Poznanski" zufolge gingen neun Güter von zusammen 16 438 Morgen aus deutschem Besitze in polnischen über, dagegen aus polnischem in deutschen 29 Güter von zusammen 89 580 Morgen, was für den polnischen Besitz einen Verlust von 73 142 Morgen ergiebt. Dieses Vorrücken des Deutschthums im Osten ist zwar ein langsames, anscheinend aber auch ein sicheres. (Vergl. hierzu „Globus" Bd. XXXVIII, S. 191 und Bd. XLI, S. 95.)

— Ein ähnliches Unternehmen, wie der 1878 erschienene Andree-Peschel'sche Atlas, tritt jetzt in unserm Nachbarreiche ans Licht: es ist ein von Dr. J. Chavanne herausgegebener „Physikalisch-Statistischer Handatlas von Oesterreich-Ungarn" (Wien, E. Hölzel), dessen erste Lieferung (Preis 7 Mark) uns vorliegt. Das Format und der Maßstab (1 : 2 500 000) ist größer als bei seinem deutschen Vorgänger (1 : 3 000 000), die technische Ausführung sauber, deutlich und ansprechend. Ausgegeben sind bis jetzt eine Regenkarte von Carl von Sonklar, eine geologische von Franz Toula, Bosnien mit umfassend, und eine über den höhern und niedern Unterricht von Franz von Le Monnier. Jede Karte ist von erklärendem Texte begleitet. Außer den Genannten betheiligen sich noch V. von Haardt und Prof. Dr. Kerner von Marilaun an der dankenswerthen Publikation.

— Aus E. Hölzel's Verlag (Wien 1882) liegt uns eine „Wandkarte der Alpen" in 1 : 600 000 in sechs Blatt mit erläuterndem Textheste vor, welche unter Leitung von Vincenz von Haardt bearbeitet worden ist. Es ist eine stattliche, saubere Karte von bestechendem Aeußern, prachtvoll lithographirt und schön in vier Farben gedruckt. Das einzige, was an ihr auszusetzen ist, ist der nicht geringe Preis (30 Mark), und der Umstand, daß es dem immerhin mit Fleiß und Liebe behandelten Terrain an dem gehörigen Ausdrucke, wie ihn der Charakter der Wandkarte bedingt, fehlt.

— Rußland und die Juden ist der Titel einer 100 Seiten umfassenden Broschüre des Freiherrn von der Brüggen, welche bei Veit u. Comp. in Leipzig soeben erschienen ist. Da es sich hier um eine brennende Tagesfrage handelt, welche vom ethnographischen wie kulturhistorischen Standpunkte ebensowohl als vom ethischen und socialen beurtheilt sein will, so ist es mit Rücksicht auf die beiden ersten Gesichtspunkte geboten, auch hier Notiz von der Schrift zu nehmen. Freilich ist es schwer in dem vorliegenden Falle ganz objektiv zu bleiben; hören wir in einem großen Theile der europäischen Presse „Humanität" und „Toleranz" betonen, so mag dem gegenüber daran erinnert werden, daß wo Rauch zu sehen, auch Feuer vorhanden sein muß. Dieses Feuer, die Ursache der beklagenswerthen Ausschreitungen gegen die Juden in Rußland, zeigt uns der Verfasser, der irgendwo in Westrußland als Gutsbesitzer wohnt und die Dinge an der Quelle studirt hat. Wir erfahren, daß die Juden in Rußland gesetzlich nur in 15 westlichen Gouvernements wohnen dürfen, daß sie aber sich ungesetzlich längs der Bahnen weiter nach Osten zogen, von wo aus nun im Namen des Gesetzes ihre Rückverweisung nach Westen erfolgt. Der gemeine Russe ist nach von der Brüggen in vielen Stücken dem Juden gegenüber inferior zu nennen und letzterer bringt ihn durch Branntwein und Wucher in seine Hände, das ist notorisch. „Man mag von der Freiheit nun halten, was jedem beliebt; man mag das freie Spiel der Kräfte für sehr schön ausgeben; man mag mit Karl Emil Franzos sagen, jedes Volk habe die Juden, die es verdient und mit ihm sich dabei sehr wenig denken: man wird den Mann doch für wenig gescheit erklären müssen, der nun einmal nichts besitzt als einen Stall voll Truthühner, aber auf die Versicherung eines Nachbars hin, daß dessen Fuchs gezähmt und obdachlos sei, denselben zu seinen Truthühnern sperrt. Wie die Puter dann eines schönen Morgens kalt gemacht waren, da sagt zu ihm der Nachbar: ja, Freund, warum waren die Thiere in Deinem Stalle auch Puter und nicht Füchse wie meiner! Das ist so ungefähr die Logik, welche die schöne Phrase von den verdienten Juden erfunden hat und das ist auch ungefähr das Verhältniß zwischen dem russischen Bauer und dem „Juden."

Von der Brüggen kennzeichnet die „deutschen Juden in ihrer Heimath", d. h. er führt uns zu den Talmudjuden in Polen-Litauen, wo sie unverhüllt, unverfälscht auftreten, ausgestattet mit manchen guten Eigenschaften, aber Sklaven des Talmudglaubens und die Decomposition des Landvolks fördernd. Jene Juden charakterisirt unser Verfasser und er scheint uns in dem, was man „Wissenschaft des Judenthums" nennt, wohl bewandert. Diese Wissenschaft steht bekanntlich isolirt da, sie ist so sehr auf sich beschränkt, daß irgend ein Konner mit der Wissenschaft im Allgemeinen nicht vorhanden ist. Verlautet nach außen für Uneingeweihte etwas über den Talmud, so erhält man ein Zerrbild, wie Professor Rohling in Prag es gab, oder eine geistreiche, einseitige Schönfärberei, wie der verstorbene berühmte Orientalist Deutsch sie in Umlauf setzte. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Unser Autor wünscht, „daß das starre Judenthum dieser östlichen Länder mit Vorsicht, auf dem Wege freisinniger Behandlung gebrochen, daß hier das Nest zerstört würde, darin jener nationale Charakter immer und immer wieder groß gezogen wird, welcher nun einmal den nationalen Sitten und Forderungen der heutigen Kulturvölker widerstreitet. Ich wünsche, daß das auf freisinnigem Wege friedlicher Verschmelzung gelinge." Aber gerade der Verschmelzung haben die Juden zu allen Zeiten und bei allen Völkern, selbst wo sie vollständig gleichgestellt waren und sind, sich am energischsten entgegengestellt und man braucht hier nur auf die Urtheile jüdischer Koryphäen wie Zunz, Jost, Graetz zu verweisen, um zu zeigen, daß obiges eben nur frommer Wunsch des Autors bleiben wird. Der Verfasser hebt mit Recht (S. 78) bei den Juden das Gesetz der Vererbung hervor, dieses aber ist der beste Hort Israels, um das Volk nicht in der Zerstreuung zum Bestandtheil anderer Völker werden zu lassen. „Ein Volk steht auf, das andere verschwindet, aber Israel bleibt ewig" (Midrasch zu Psalm 36).

Wichtig erscheint uns, was von der Brüggen (S. 18, 99) von der Einwanderung der polnischen Juden in Deutschland berichtet. Sie erfolgt eben scharenweise und das Ableugnen sowie die statistischen Kunststücke, mit denen man von deutsch-jüdischer Seite sie ableugnen wollte, werden den Thatsachen gegenüber bankerott. Von der Brüggen ruft in dieser Beziehung der deutschen Regierung ein videant consules! zu.

R. A.

— Am 1. Januar 1880 standen dem Russ. Reg.-Anzeiger zufolge unter der Staatsforstverwaltung 12 362 Domänen mit einer Gesammtfläche von 123 191 288 Desjätinen, ferner in den Kreisen Mezen und Kem des Gouvernements Archangel 26 964 328 Desjätinen Tundren. Von der vorgenannten Gesammtfläche sind 98 642 606½ Desjätinen oder 80,7 Proc. eigentlicher Waldboden, die übrigen 19,3 Proc. sind theils Ackerland der Forstbeamten u. s. w., theils Unland. Auf jede Quadratwerst des europäischen Rußland (ohne Finland, die Weichsel-Gouvernements und das Land der Kasaken vom Don, von Orenburg und vom Ural) kamen 31,3 Desjätinen des Staatsforststandes und 25 Desjätinen eigentlichen Waldbodens; auf jeden Kopf der Bevölkerung 1,5 Desjätinen, auf den Kopf der männlichen Bevölkerung je 3,1 Desjätinen Waldboden. Das Personal der Forstverwaltung am 1. Januar 1880 betrug nur 1138 Köpfe.

Asien.

— Wie die Zeitung „Sibir" mittheilt, bietet im ganzen Oblast Semirjetschensk der Kreis Issyk-Kul, rings um den gleichnamigen See gelegen, den besten Platz zur Ansiedelung von Einwanderern. Gutes Höhenklima, Reichthum an Gebirgswassern, fruchtbarer Boden, Ueberfluß an Fischen, Wild und Geflügel jeder Art haben auch schon Ansiedler aus Westsibirien wie aus den europäischen Gouvernements Perm, Wjatka, Penza, Kaluga und Astrachan dorthin gezogen, und ist z. B. das Dorf Tjun, welches i. J. 1870 nur 12 Gehöfte zählte, jetzt auf deren 100 angewachsen. Die Ansiedler, die außer Ackerbau und Fischfang auch Bienenzucht treiben, sind auf zehn Jahre von allen Abgaben befreit und bezahlen dem Staate nur das Holz mit 50 Kopeken für das Fällen der Bäume. An Eingeborenen zählt man im Kreise an 15 000 Kibitken, deren jede dem Staate eine Abgabe von 5 Rubel 35 Kopeken zahlt. Außer Tjun sind noch einige russische Dörfer im Entstehen.

— In der Sitzung der kaukas. geogr. Gesellschaft zu Tiflis am 6. (18.) April verlas unter anderm General Stebnitzki einen Bericht „über den Pontischen (Lazistanischen) Gebirgskamm". Pontischer Kamm wird die hohe Gebirgskette genannt, die etwa 400 Werst lang am Süduser des Schwarzen Meeres vom Mündungsgebiet des Jeschil-Irmak, unweit der Städte Samsun und Nikfar bis nahe zur Mündung des Tschorock sich hinzieht. Diese Kette hat nicht nur in klimatischer und geographischer Beziehung eine hohe Bedeutung; sie bietet auch in ethnographischer Beziehung nicht geringes Interesse, da an ihr Vertreter der verschiedensten Völkerschaften sich gruppiren. Der Berichterstatter gab einen kritischen Ueberblick über die bis jetzt in der Literatur vorhandenen Nachrichten über dies Gebirge, welche theilweise einer genauen Prüfung nicht Stand halten, ergänzt durch die Resultate seiner eigenen Wahrnehmungen und Untersuchungen.

In derselben Sitzung hielt Herr T. P. Jozefowitsch einen Vortrag über seine jüngste Reise in das Gebiet, welches sich von Bajazet bis Mosul erstreckt. Dieses Gebiet, welches streng genommen weder in geographischer noch in ethnographischer Beziehung eine Einheit bildet, hat doch den Charakterzug gemeinsam, daß seine Bewohner, in steten Verkehrsbeziehungen unter einander, von der übrigen Welt fast ganz abgesondert sind. Der Referent gab auch ein Verzeichniß der bewohnten Orte des Gebietes mit Angabe des ethnographischen Bestandes der Bevölkerung. Ein dritter Vortrag des Herrn A. W. Komarow über seine Reise nach Swanetien beschäftigte sich wesentlich mit den Sitten und Gebräuchen der in wenig zugänglicher Gegend wohnenden Swanen, widerlegte die Ansicht von dem jüdischen Ursprunge der lachamulischen Gemeinden und gab zum Schluß eine Uebersicht der Wegeverbindungen zwischen Swanetien und den benachbarten Landschaften.

— Eine officielle Kommission, welche Telek-Semawe oder Samoi, den einzigen geschützten Hafen an der Ostküste von Atjeh, untersucht hat, berichtete günstig über denselben: es sollen dort Kohlendepots und eine Ansiedelung gegründet werden, und man erwartet, daß dieser Hafen in Zukunft ein wichtiger kommercieller Mittelpunkt werden wird, besonders für den Pfefferhandel. Im eigentlichen Atjeh wird eifrig an Herstellung von Straßen und anderen Verbesserungen gearbeitet. (Registrande Bd. XII.)

— Die Frohndienste, welche die Eingeborenen Javas ihren Häuptlingen bisher erweisen mußten, sind durch Beschluß der niederländischen Kammern auf Antrag der Regierung abgeschafft worden. (Registrande Bd. XII.)

Afrika.

— Der Matabele-König hat nach Frank Oates (Matabele Lands and the Victoria Falls p. 223, s. o. S. 15) kein Verlangen nach allzu vielen Weißen, die sein Land zu besuchen kommen, doch sieht er einige zu Handelszwecken gern bei sich. Die Boeren, welche nur der Felle wegen Jagd machen und das Fleisch liegen lassen, kann er nicht leiden, während er gegen Oates, der die Jagd vernünftig betrieb und ihn durch Geschenke bei guter Laune erhielt, freundlich war. Gegen Leute, welche des Wildprets halber Jagd machen, hat er nichts einzuwenden; sieht er aber mal Schalen von Straußeneiern auf dem Frühstückstische liegen, so wird er böse und fragt, wie man auf Federn rechnen könne, wenn man die Eier verzehrte. Ebenso haßt er das Erlegen von weiblichen und jungen Elephanten, deren Stoßzähne kaum des Mitnehmens werth sind. Die Boeren aber schießen, wohin sie kommen, Alles, Großes und Kleines, nieder nach dem Grundsatze, daß alles Fisch ist, was in das Netz geht.

— Der Afrikareisende Dr. Max Buchner und der Sekretär der Berliner Afrikanischen Gesellschaft, Dr. Anuecke, sind mit der Stettiner Maschinenbauaktiengesellschaft „Vulcan" in Unterhandlung getreten wegen des Baues einer in 150 Theile zu zerlegenden Dampfbarkasse, jeder Theil im Gewichte von 60 bis 75 Pfund (mit Ausnahme des Kessels, welcher von vier Leuten getragen werden soll). Diese Barkasse hat die Bestimmung, den Gelehrten der in Afrika stationirten Sektion der Afrikanischen Gesellschaft zur Erforschung des Congo zu dienen.

Polargebiete.

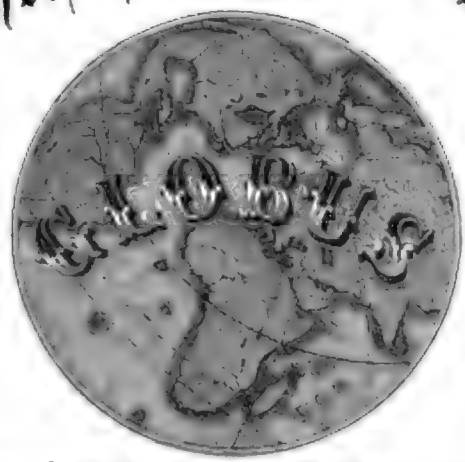
— Ende Juni ist der Astronom Fuß aus Kronstadt nach Archangelsk abgereist, um zunächst dort einige Beobachtungen anzustellen, dann nach Nowaja Zemlja weiter zu gehen und durch Chronometerbeobachtungen die astronomische Lage des von der Polarexpedition gewählten Stationspunktes im Verhältniß zu Archangelsk genau zu bestimmen.

Inhalt: Eine Pilgerfahrt nach Nedschd I. (Mit acht Abbildungen.) — C. Haberland: Das Brot im Volksglauben II. — Ein Ritt durch Itschili I. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Polargebiete. (Schluß der Redaction 15. Juli.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLII. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Eine Pilgerfahrt nach Nedschd.

(Nach dem Englischen der Lady Anne Blunt.)

II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen der Reisenden.)

Das ringsum von hohen Sandsteinbergen umschlossene Becken, in welchem sich die Oase Dschôf befindet, ist keineswegs, wie die Reisenden zuerst vermutheten, eine isolirte Depression in dem großen Plateau El Hamâd, sondern gehört ebenso wie die 20 englische Meilen weiter nach Osten gelegene Oase Meskakeh noch zu der ungeheuren Thalsenke des Wadi Sirhân, die hier in östlicher Richtung ausläuft. Auch dieser von ansehnlichen Höhenzügen durchsetzte Theil des alten Meerbeckens ist von fast ununterbrochenen Felsrändern umgeben; der Eindruck größerer Tiefe, den er macht, beruht lediglich auf einer durch das coupirte Terrain hervorgerufenen Täuschung. Die tiefsten Punkte der Ebene, die sich hier zwischen den Höhenzügen ausbreitet, haben genau dieselbe absolute Höhe (1800 bis 1900 Fuß engl.) wie die tiefsten Stellen in dem von N. W. nach S. O. laufenden Haupttheile des Wadi. Bis auf die Oasen zeigt sich auch hier wie dort vorherrschend der todte weiße Sand und Kiesboden, der nur zuweilen von einer kleinen Stelle härtern, thonigen Grundes unterbrochen wird, auf der das Regenwasser sich sammelt, und wo nach der Verdunstung desselben eine dünne Salzschicht erscheint. Die Stadt Dschôf selber besteht aus etwa 600 Häusern, kleinen würfelförmigen Lehmbauten, die nicht in Straßen geordnet, sondern in regellosen Gruppen, zum Theil von Palmengärten umgeben, durcheinander stehen; gewundene, von niedrigen Lehmmauern eingefaßte Gassen ziehen sich dazwischen hindurch. Einige von den Häusern zeichnen sich durch ein thurmartig aufgesetztes oberes Stockwerk aus, und auch die etwa 10 Fuß hohe Lehmmauer, welche die ganze Stadt umgiebt, ist in gewissen Abständen mit Thürmen versehen. Das hervorragendste Gebäude der Stadt außer dem aus dem Mittelalter stammenden Schlosse Marîd, dem einzigen Steinbau, ist das neue „kasr“ dicht vor der Stadt. Die kleine, auf einem Hügel stehende Festung mit ihren starken, 40 Fuß hohen Lehmmauern und den zinnengekrönten gewaltigen Eckthürmen, mit ihren Schießscharten und den beiden alten Zwölfpfündern dient der aus sechs Mann bestehenden Garnison und dem Statthalter des Emirs von Dschebel Schammar zum Aufenthalt. Vor etwa 20 Jahren von dem Vorgänger des heutigen Emirs erobert und ebenso wie Kâf, Itheri und Meskakeh dem Schammarreiche hinzugefügt, hatte Dschôf sich mehrmals gegen die neue Herrschaft empört. Nach der Unterdrückung des letzten dieser Aufstände ließ der Emir das feste Schloß als eine Art Zwingburg errichten und zugleich einen andauernden Belagerungszustand über die Stadt verhängen, der jedoch, durch sechs Mann Besatzung auf eine Einwohnerschaft von 4000 bis 5000 Seelen ausgeübt, begreiflicherweise nicht sehr drückend ist. Weit empfindlicher und von nachhaltigerer Wirkung war die Bestrafung der Stadt durch das Niederschlagen einer großen Menge ihrer Palmen; der Schaden, der dem Wohlstande von Dschôf dadurch zugefügt wurde, soll heute, nach zwölf Jahren, noch nicht wieder verwunden sein. Denn die Tat-

als wie Tiefe! Aber alle war bei Brennberg noch in Bewegung begriffen. Es war, als ob die Erde noch nicht zur Ruhe gekommen wäre.

Ein ähnliches Beispiel bietet uns der Steinbruch Mayer am Berge bei Hafner-Singerl und Wolfs Schacht. Wolfs Schacht ist unser Hauptgegenstand. Dieser Schacht ist 60 Meter tief und hat 3 Sohlen. Die Sohle, welche 60 Meter tief ist, ist ganz unter Wasser. Die Sohle, welche 30 Meter tief ist, ist ganz trocken und ist der Hauptgegenstand unserer Arbeit. Die Sohle, welche 15 Meter tief ist, ist auch trocken, aber nicht so trocken wie die 30 Meter tiefe Sohle. Wir haben also in dem Schachte 3 Sohlen. Wir haben auch 3 Schichten. Die oberste Schichte ist Lehm, die zweite Schichte ist Schotter, und die dritte Schichte ist Sand. Diese Schichten sind nicht gleich stark. Die Lehmschichte ist 15 Meter stark, die Schotterschichte ist 30 Meter stark, und die Sandschichte ist 15 Meter stark. Diese Schichten sind nicht gleich stark. Die Lehmschichte ist 15 Meter stark, die Schotterschichte ist 30 Meter stark, und die Sandschichte ist 15 Meter stark. Diese Schichten sind nicht gleich stark. Die Lehmschichte ist 15 Meter stark, die Schotterschichte ist 30 Meter stark, und die Sandschichte ist 15 Meter stark.

Igel über der Tiefe.

Die oberste Schichte ist Lehm, die zweite Schichte ist Schotter, und die dritte Schichte ist Sand. Diese Schichten sind nicht gleich stark. Die Lehmschichte ist 15 Meter stark, die Schotterschichte ist 30 Meter stark, und die Sandschichte ist 15 Meter stark. Diese Schichten sind nicht gleich stark. Die Lehmschichte ist 15 Meter stark, die Schotterschichte ist 30 Meter stark, und die Sandschichte ist 15 Meter stark.

Die Schichten sind nicht gleich stark. Die Lehmschichte ist 15 Meter stark, die Schotterschichte ist 30 Meter stark, und die Sandschichte ist 15 Meter stark. Diese Schichten sind nicht gleich stark. Die Lehmschichte ist 15 Meter stark, die Schotterschichte ist 30 Meter stark, und die Sandschichte ist 15 Meter stark.

Die Schichten sind nicht gleich stark. Die Lehmschichte ist 15 Meter stark, die Schotterschichte ist 30 Meter stark, und die Sandschichte ist 15 Meter stark. Diese Schichten sind nicht gleich stark. Die Lehmschichte ist 15 Meter stark, die Schotterschichte ist 30 Meter stark, und die Sandschichte ist 15 Meter stark.

Digitized by Google

Digitized by Google

Mittelste Schlüssel in der Hand des Geblasen, der Bass in Hand des Blasenden. In vielfältiger Weise hat Künstlerlaune diese Idee variirt, bald in ernster Haltung der Gruppirung und der Züge, bald mit der Absicht, komische Wirkungen zu erzielen. Ein Beispiel der letzteren Art bietet unser Bild, das wir einer Zeichnung von Thomas Theodor Heine entnehmen. Auch Hermann Hendrich hat sich mit dem Motive beschäftigt und in origineller Weise. Doch Beispiele und Gegenbeispiele sollen hier nicht angeführt werden. Es ist ja auch nicht nöthig, dass wir uns über die Bedeutung des Bildes den Kopf zerbrechen

gelegten gefährlichen Klippen umgehen darf, die unvermeidlich sind, wenn man sich nicht auf die Fahrt nach Helgoland einlassen will. Ich habe mich auf dem Wege dorthin mit Kapitän Hansen, dem Führer des Dampfers, unterhalten, der, wie ich erfahren, seit 1867 die Fahrt nach Helgoland ausführt, und zwar 250 Fahrten jährlich, also in 20 Jahren 5000 Fahrten gemacht hat. Die Fahrten dieses gewissenhaften Seemannes, der mir einen sehr guten Eindruck machte, sind ohne Ausnahme von einem Erfolge gekrönt gewesen, und wenn man bedenkt, daß in dieser Zeit 100 000 Personen befördert worden sind, so ist es in seiner Thätigkeit gewiß eine Seltenheit, daß er nicht einmal Gelegenheit gehabt hat, seine Geschicklichkeit und Umsicht zu zeigen, sondern stets glücklich vorübergekommen ist, obgleich Nebel, in dem man oft 24 Stunden lang fahren muß, ihm nicht selten in den Weg getreten ist. Ich möchte daher auch jedem Reisenden, der sich nach Helgoland begeben will, den Rat geben, sich

Die Klippen von Helgoland.

auf dem Schiffe dieses Kapitäns und dieser Gesellschaft zu befinden, und ich bin überzeugt, daß er sich nicht getäuscht finden wird. Ich habe mich auf dem Dampfer selbst überzeugt, daß die Einrichtungen desselben sehr gute sind und daß die Behörde, die Dieser unter ständiger Aufsicht hält, sich nicht vergebens bemüht hat, ihn zu einem guten zu machen. Auch über die Preise der Fahrt, die Verpflegung und Bedienung an Bord habe ich mich erkundigt und gefunden, daß sie durchaus gerechtfertigt waren, ja Niemand wird sich beklagen können, daß er für sein Geld nicht gute Waare erhalten hat. Ich selbst habe mich während der Fahrt mit Mittagessen und Abendessen begnügt, und es war mir ein Vergnügen, mich an einem Tische mit Damen und Herren zu befinden, die sich durch Bildung und Lebensart auszeichneten. Ich habe mich auch über den Preis dieses Essens erkundigt, und da dieser Preis 1 Mark 50 Pfennige betrug, so scheint mir dieser Preis

gerade hinlänglich zu sein, um den gastlichen Herd, wenn man sich an ihm niederläßt, nicht zu belasten. Ich habe mich auch über die Preise der Getränke erkundigt und gefunden, daß sie nicht höher sind, als sie in Hamburg selbst sind. Da nun das Klima, das Helgoland hat, ein sehr gesundes ist, so kann ich nur jedem Reisenden, der sich nach Helgoland begeben will, den Rat geben, sich auf dem Dampfer des Kapitän Hansen einzuschiffen.

Ich habe mich während meines Aufenthaltes in Helgoland sehr gern nach den Seebädern an der Ostsee, die ich kenne, zurückgesehnt, und ich habe mich gefragt, ob es nicht möglich wäre, daß auch diese Seebäder, wie Helgoland, mit Dampfern besucht würden, die von Hamburg, Bremen, Kiel, Lübeck, Stettin, Danzig, Königsberg und Memel abgingen. Ich habe mich auch über diese Frage mit Kapitän Hansen unterhalten, und er hat mir versichert, daß er sich mit dem Gedanken trage, einen Dampfer zu bauen, der nur 6 Fuß tief gehe, und mit diesem Dampfer die Ostseebäder zu besuchen. Ich habe mich auch über diese Frage mit Kapitän Hansen unterhalten, und er hat mir versichert, daß er sich mit dem Gedanken trage, einen Dampfer zu bauen, der nur 6 Fuß tief gehe, und mit diesem Dampfer die Ostseebäder zu besuchen. Ich habe mich auch über diese Frage mit Kapitän Hansen unterhalten, und er hat mir versichert, daß er sich mit dem Gedanken trage, einen Dampfer zu bauen, der nur 6 Fuß tief gehe, und mit diesem Dampfer die Ostseebäder zu besuchen.

ich den Gott, in wen er von dem Jesus gläubig geworden ist, und ich werde ihn anbeten. Da sprach Jesus zu ihm: Du hast ihn gesehen, und der ist es, der mit dir redet. Und er sprach: Herr, ich glaube. Und er fiel vor ihm nieder. Und Jesus sprach: Ich bin zu dem Gericht gekommen in diese Welt, auf daß, die da nicht sehen, sehend werden, und die da sehen, blind werden. Und etliche der Pharisäer, die bei ihm waren, hörten solches und sprachen zu ihm: Sind wir denn auch blind? Jesus sprach zu ihnen: Wenn ihr blind wäret, so hättet ihr keine Sünde; nun aber ihr sprechet: Wir sind sehend, darum bleibet eure Sünde.

Jesus, Nikodemus und Schriftgelehrte.

Als es weihnachtete. Es war schlimm. Jesus, der Sohn Gottes, der Heiland der Welt, der Erlöser der Menschen, kommt, um zu richten, nicht, um zu retten. Und das Weihnachtsfest ist wieder da, das Fest der Liebe, das Fest der Barmherzigkeit, das Fest der Gnade, das Fest der Rettung, das Fest der Seligkeit, und der Heiland kommt, um zu richten. Und das Weihnachtsfest ist wieder da, das Fest, das die Christenheit mit Jubel begrüßt, das Fest, das die Christenheit mit Freuden feiert, das Fest, das die Christenheit mit Dankbarkeit begeht, das Fest, das die Christenheit mit Liebe begeht, das Fest, das die Christenheit mit Seligkeit begeht, das Fest, das die Christenheit mit Gnade begeht, das Fest, das die Christenheit mit Barmherzigkeit begeht, das Fest, das die Christenheit mit Rettung begeht, das Fest, das die Christenheit mit Erlösung begeht, das Fest, das die Christenheit mit Heiland begeht, das Fest, das die Christenheit mit Jesus begeht, das Fest, das die Christenheit mit Gott begeht, das Fest, das die Christenheit mit Ewigkeit begeht, das Fest, das die Christenheit mit Himmel begeht, das Fest, das die Christenheit mit Hölle begeht, das Fest, das die Christenheit mit Teufel begeht, das Fest, das die Christenheit mit Verdammnis begeht, das Fest, das die Christenheit mit Gericht begeht, das Fest, das die Christenheit mit Richter

Original from

auf dem man in zehn Tagen etwa 200 engl. Meilen zurücklegt und in der ganzen Zeit nur zwei Brunnen passirt. Der letzte Tag des Aufenthaltes in Meskakeh, an dem der Morgen ausnahmsweise nicht neblig gewesen war, brachte einen heftigen langanhaltenden Gewitterregen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr Lady Blunt von mehreren Einwohnern — und Mohammed bestätigte die Angabe derselben —, daß die Gefahr des Blitzschlages hier vollkommen unbekannt sei. Keiner wollte von dieser Gefahr auch nur sprechen gehört haben.

Am Morgen des 12. Januar verließ man die Stadt, um in fast genau südlicher Richtung den Weg nach der großen Wüste einzuschlagen. Nachdem man mehrere Meilen über einförmige, todte Sanddünen zurückgelegt hatte, kam man an ein Dorf, das letzte, das man für viele Tage sehen sollte. Es waren etwa 70 bis 80 Häuser, ein felsiger Hügel mit einer Festungsruine auf der einen, ein Hain von Palmen und Ithelbäumen auf der andern Seite, wo sich der Brunnen befand. Von dem Südrande des weiten Beckens von Meskakeh, den man bald darauf erklomm, gelangte man auf eine ausgedehnte Hochebene (2220 Fuß über dem Meere), deren grobkörniger dunkelgefärbter Sand mit kleinen runden Kieseln dicht überstreut war. Nach einigen Stunden des Marsches über dieselbe zeigte sich am südlichen Horizont, und weit nach Osten und Westen herumgehend, ein dunkelrother Streifen: es war die Nefûd. Näher kommend gewahrte man bald, daß der seltsam braunroth gefärbte Sand der großen Fläche in hohen Wellen wie ein vom Sturme wild aufgeregtes Meer dalag. Um mit frischen Kräften die Erforschung des interessanten Gebietes zu beginnen, schlug man das Lager für die Nacht hier am Rande desselben auf. Was man bei der Wanderung des folgenden Tages schon von der Nefûd kennen lernte, war denn in der That auch im höchsten Maße überraschend und allen Berichten früherer Reisenden durchaus widersprechend. Palgrave, der unter denselben immer für den zuverlässigsten gilt und der gerade die Nefûd als eine Art Hölle schildert, hat sie freilich im Sommer durchreist; rechnet man aber auch von seiner Beschreibung alle die großen Veränderungen ab, die hier durch den Wechsel der Jahreszeiten bedingt sind, so erscheint es doch unbegreiflich, wie die in die Augen springenden, unveränderlichen charakteristischen Eigenschaften der großen Wüste seinem Blicke entgehen konnten. Da ist zunächst die merkwürdige Farbe, ein glänzendes Roth, das Morgens, wenn es vom Thau feucht ist, oft richtig purpurroth erscheint. Der Sand ist grobkörnig, doch vollkommen rein von jeder fremden Beimischung; überall sowohl in Bezug auf Farbe als Textur durchaus gleichmäßig. Daß er vollkommen unfruchtbar sein soll, beruht auf einer irrigen Annahme; die Nefûd zeigte sich jetzt als ein so reiches Weideland, wie es die Reisenden auf dem ganzen Wüstenwege von Damaskus bis hierher nicht gesehen hatten. Allenthalben standen dichte Ghadabüsche, sowie ein jetzt blätterloser Strauch, das sogenannte „yerta“, das mit seinen verschlungenen, faserigen Aesten an den Weinstock erinnert und auch, nach einer beduinischen Sage, ein von dem Propheten verwandelter Weinstock sein soll. Unter verschiedenen Weidekräutern für die Kameele fanden die Reisenden hier auch zum ersten Male das sogenannte adr reich vertreten, das unschätzbare Wüstenfutter, das jedes damit ernährte Thier, und die Schafe namentlich, wochenlang ohne Wasser auskommen lassen soll. Leider giebt Lady Blunt auch von diesem „Wunderkraute“ der arabischen Phantasie keinerlei Beschreibung. Der jetzt noch vorhandene reichliche Graswuchs und der Ueberfluß an Brennholz, den die Ghada- und Yertabüsche lieferten, ließen die Angaben des landeskundigen Führers glaublich erscheinen, nach denen das Innere der großen Wüste trotz seines gänzlichen Mangels an Brunnen während der Frühjahrsmonate reich bevölkert ist. Die Beduinen, die dann sämmtlich frischmilchende Kameelstuten haben, können das Wasser entbehren und lassen ihre Herden wochenlang auf den reichen durch den Winterregen hervorgerufenen Grasflächen weiden. Die Ränder der Nefûd sind das ganze Jahr hindurch von einer dichten Nomadenbevölkerung bewohnt, und vielleicht geht Mr. Blunt nicht fehl, wenn er in dem bisher ungeahnten Vorhandensein dieses reichen Weidelandes die Lösung für das Geheimniß der großartigen Pferdezucht in Centralarabien erblickt.

Die seltsamste Erscheinung in der Nefûd sind aber die sogenannten Fuldschs, die eigenthümlichen Sandhügel und Thäler, die den Reisenden zuerst den Eindruck gänzlicher Regellosigkeit und chaotischen Gewirrs machten. Nach einigen Stunden des Marsches jedoch, wo man sich ringsum immer wieder von denselben, wenn auch in verschiedenem Maßstabe auftretenden Formationen umgeben sah, wurde man sich klar darüber, daß man es hier keineswegs mit einer zufälligen, wenn auch bis jetzt unerklärlichen Erscheinung zu thun hatte. Der ganze Boden der Nefûd zeigt nämlich eigenthümliche Vertiefungen, die bald größer, bald kleiner, bald tiefer, bald flacher, aber immer in der nämlichen Form, wie Eindrücke eines kolossalen Pferdehufes, in langen Reihen von Osten nach Westen darüber hingehen. Die tiefste, die Mr. Blunt gemessen hat, zeigte vom obern Rande bis zum Grunde einen Abstand von 70 Metern, doch giebt es auch solche von nur wenigen Fuß Tiefe. Uebereinstimmend ist eben bei ihnen allen nur die Form, die Richtung und der Umstand, daß am westlichen obern Rande einer jeden ein höherer oder niedrigerer Sandhügel sich erhebt, der in seiner endlosen Wiederholung die Nefûd wie ein mit überstürzenden Wellen bedecktes Meer erscheinen läßt. Die Annahme, daß die Fuldschs, wie etwa andere Sanddünen, ihre Entstehung einem vorherrschenden Winde verdanken, wird durch die dichte Vegetation widerlegt, welche die Hügel ebenso wie die Vertiefungen bedeckt, sowie durch die Aussagen der Beduinen, nach denen seit Menschenaltern sich an der Oberfläche der Nefûd nichts geändert hat.

Das Brot im Volksglauben.

Von **C. Haberland.**

III.

Entsprechend der hohen Bedeutung des Brotes knüpft sich an dasselbe auch manche Vorschrift hinsichtlich seiner Behandlung.

Die erste und zwar durch ganz Deutschland gehende ist die, das Brot nicht mit der Oberrinde auf den Tisch zu legen, sondern so wie es im Ofen gelegen hat, oder, wie es

der Rheinpfälzer ausdrückt, mit der „Madelekruste“ nach unten, der „Bubenkruste“ nach oben. Andernfalls wird man nicht satt (Mecklenburg), ist kein Segen dabei (Böhmen, Tirol), es tritt wohl selbst als Folge ein Unglück ein (Rheingegend), das Unglück tritt ins Haus (Oesterreichisch-Schlesien und Mecklenburg), der Segen geht hinaus (Mecklenburg), oder hat selbst der Teufel, für den auch die bösen Leute eintreten, Gewalt über die Betreffenden (Voigtland, Wetterau); es leiden die armen Seelen (Böhmen), oder derjenige, der es versehen, muß späterhin in der Hölle so lange auf dem Bauche liegen (Rheinpfalz). Noch ein anderer Mecklenburger Grund für die Vorschrift ist der Satz, daß keiner auf dem Rücken liegend sein Brot verdienen könne[185]).

Ist das Brot angeschnitten, dann darf es nicht mit der angeschnittenen Seite nach außen liegen oder nach der Thür weisen, denn dann geht das Glück aus dem Hause und die Noth kommt herein[186]). Unangeschnitten soll man es nicht in die Tischlade legen, denn das deutet auf Geiz und nimmt dem Brote den Segen[187]), wie auch der geizig wird, welcher den Anschnitt des Brotes allein ißt[188]); nach schwäbischer Ansicht läuft ihm im letztern Falle das Vieh nicht, so daß er es beständig treiben muß[189]). Unangeschnitten Brot soll man in Schwaben überhaupt nicht auf den Tisch legen[190]), wobei vielleicht der Schutz, den ihm der Schnitt mit dem Messer verleiht, in Betracht kommt. Auch ist die Gier beim Brotessen verpönt; nimmt man das Vorbrot, ehe es recht gar ist, aus dem Ofen, so blutet es, wie man in Bayern sagt, beim Anschnitt[191]). Nach oberdeutschem Aberglauben ist es verboten, Brot mit einem Messer in die Milch oder Milchsuppe zu schneiden, man muß es einbrocken, wenn man nicht den Kühen die Milchergiebigkeit nehmen will[192]).

Verleiht man Brot, so muß man in der Mark wie gleichfalls in Masuren vorher ein Stückchen abschneiden, in Schlesien das Brot selbst einwickeln, damit man den Segen nicht mit fortgiebt[193]). Dieses Fortgeben des Segens geschieht nach Voigtländer und Mecklenburger Glauben auch, wenn man den ersten Abschnitt, den Knust von einem Brote, aus dem Hause giebt[194]) (gut ist es hingegen, dem Hunde etwas von der ersten Scheibe zu geben[195]), schneidet man aber ein klein Stückchen kreuzweis aus ihm heraus und hat dieses im Mund, wenn man ihn weggiebt, dann werden dadurch wenigstens in Mecklenburg die bösen Folgen aufgehoben[196]). Frischgebackenes Brot giebt man hier gleichfalls nicht gern aus dem Hause, weil mit ihm der Segen aus diesem fortgeht[197]). In Siebenbürgen darf man den Anschnitt nicht zum Fenster hinauswerfen, weil sonst der Empfänger ein trauriges Ende nehmen würde[198]). Im Gegensatze zu diesem Nichtfortgeben des Anschnittes werfen gerade die Esthen vom angeschnittenen Brote das erste Stückchen gern weg[199]), das alte heidnische Mahlzeitsopfer in zäher Erhaltung. Auch das letzte Stück Brot darf im Voigtlande nie aus dem Hause ins Freie getragen werden, sonst wird das Glück mit fortgetragen[200]); das Haus darf eben nie ohne den Schutz des Brotes sein. Vom vorgesetzten Brote soll man als Gast nach bayerischer Vorschrift nichts übrig lassen, da man sonst Zahnweh bekommt[201]); in Erlangen muß man, um dieses zu vermeiden, wenigstens den Rest mitnehmen[202]).

Beim Anschneiden selbst macht man mit dem Messer auf der untern oder anderwärts auf der obern Seite des Brotes ein Kreuz, vielfach auch wohl drei solche, damit es nicht behext werde, besser gedeihe, mehr sättige und länger reiche[203]). In Niederösterreich sagt man, daß andernfalls das erste Stück dem Teufel gehöre, in Mecklenburg, daß man alsdann Mitesser, d. h. Diebe, bekommen würde, oder auch, daß die Frau das Regiment im Hause erhielte[204]); nach siebenbürgischem Glauben ist Unfruchtbarkeit die Folge der Verletzung dieser Vorschrift[205]). In einzelnen Gegenden der Oberpfalz legt man auch den Anschnitt quer über den Laib, um so ein Kreuz zu bilden[206]). Zuweit nach hinten darf man den Brotlaib nicht abschneiden, wenn man nicht unserm Herrgott die Fersen abschneiden will[207]).

Fährt das Messer beim Schneiden aus dem Brote, dann hat man keinen Hunger[208]), schneidet man ein Stück zuviel ab, so hat man einen hungrigen Freund in der Ferne[209]), was auch der Fall ist, wenn man einen Teller zuviel aufsetzt[210]). Wem beim Brotschneiden eine Kerbe entsteht, der hat vorher eine Lüge gesagt[211]); zerbricht beim Anschneiden ein Stück, so hat der Empfänger nicht gebetet, wie gleichfalls auch, wenn das Stück schief geräth[212]). Bricht jemand unversehens ein rundes Loch durch ein Flachbrot, dann wird nach norwegischem Glauben bald einer im Hause sterben[213]). Wer das Brot nicht gleich schneidet, wird nie reich werden: „Schneide das Brot gleich, dann wirst Du reich,“ sagt man in Reichenbach mit Bezug hierauf[214]). Hängenbleiben von Brot am Messer sagt eine Theuerung voraus[215]). Brautleute schneiden nicht gern Brot und Butter an, wenn sie beisammen sind, weil sie dann Zank fürchten[216]).

Auch Rückschlüsse auf den Charakter giebt in Böhmen das Brot. Wer gern Brot ordnet, auf dessen rechtschaffenen und friedenstiftenden Sinn kann man bauen; wer gern Brotrinde ißt, den wird das Glück nie verlassen. Bei der Hochzeit muß die Braut mit stumpfem Messer ein Stück Brot schneiden und dieses dann hinter sich werfen; geräth das Stück groß, wird sie freigebig werden, wenn aber klein, geizig; ist die braune Rinde an ihm größer, dann ist ihr erstes Kind ein Knabe, wenn aber die weiße, ein Mädchen[217]). Hierzu ist der bereits angeführte Rheinpfälzer Ausdruck „Buben- und Madelekruste“ zu halten.

Auch anderwärts wendet man sich mit Schicksalsfragen an das Brot. In Dänemark geht man beim ersten Neumond des Jahres mit einem Brot, einem Messer und einem Schilling ins Freie und schlägt im Mondlicht ein Psalmenbuch auf, um aus dem Inhalt des aufgeschlagenen Psalms das eigene Schicksal für das begonnene Jahr zu entnehmen[218]). Der Inselesthe schneidet bei Antritt einer Reise ein Brot in der Mitte soweit durch, daß der innere Theil nicht vom Messer berühret wird, und bricht es dann von einander ab, um, wenn sich die Erhöhung auf der obern Seite befindet, auf eine günstige Reise, im andern Falle aber auf Ungunst während derselben zu schließen[219]).

In Aegypten legt man in der freudigen Nacht vor dem Dammdurchstich rohen Brotteig auf das Dach und nimmt, wenn derselbe schön aufgeht, daraus eine sichere Vorbedeutung ab für den günstigen Lauf der Ueberschwemmung und das Glück der Familie[220]); auch die Dekretsammlung des Burchard von Worms aus dem elften Jahrhundert hat unter den Bußfragen an die Beichtkinder bereits die, ob dieselben in der Neujahrsnacht Brot hätten backen lassen, um aus dem Aufgehen des Teiges ihr Glück zu erkennen[221]).

Wer viel schimmliges Brot ißt, kann nach einem vielfach in Deutschland vorkommenden Glauben auf ein hohes Alter rechnen[222]); im Unterinnthal verspricht man ihm eine schöne Singstimme, in Schwaben schöne weiße Zähne[223]). Im Voigtlande bekommen Kinder davon helle Augen, in Mecklenburg bedeutet Schimmel am Brot überhaupt Segen für das Haus[224]). Die rumänischen Siebenbürgen glauben, daß derjenige, welcher viel verschimmeltes Brot ißt, die Gabe erlangt, vergrabenes Geld brennen zu sehen und es zu finden[225]).

Beim Brotbacken iſt natürlich auch vielerlei zu beobachten und ängſtlich iſt man faſt überall für die ſtrenge Befolgung der betreffenden Vorſchriften beſorgt, denn nicht allein durch mangelhaften Ausfall rächen ſich Verletzungen derſelben, ſondern ſelbſt auf das ſonſtige Gedeihen der Wirthſchaft und das Schickſal der Hausgenoſſen erſtrecken ſie ihre böſen Folgen.

Der böhmiſche Brauch fordert, daß man beim Backen von neuem Korne etwas altes Brot ins Feuer werfe, überhaupt aber bei jedem Backen entweder drei Erbſen oder ein Strumpfband, damit das Brot nicht verbrenne und verderbe; natürlich muß der Teig auch noch bekreuzt und Segen auf ihn herab gefleht werden. Von dem Teig darf man nichts über Feld tragen, denn das Brot gedeiht alsdann in demſelben Brotfaſſe nicht mehr, ferner darf man die ungebackenen Brote nicht zählen, weil ſonſt der Teig ſchlecht gährt; auch in der Oberpfalz darf man das Brot im Ofen nicht zählen, wenn es gedeihen ſoll, nach erzgebirgiſchem Glauben iſt das Zählen aber gerade ſehr praktiſch, denn ſeitdem dies ſich eingeführt hat, können die Holzweiblein kein Brot mehr davon wegnehmen[226]).

Ohne Fürtuch darf in der Oberpfalz die Bäuerin nicht kneten, ſonſt wird das Brot offen; ferner ſoll ſie ſich nicht auf den Backtrog ſetzen, da das Brot dadurch ſpindig wird, was auch eintritt, wenn man, während das Brot im Ofen iſt, Kuchen anſchneidet[227]). Ueber den Einſchieber darf nicht getreten werden, weil ſonſt das Brot nicht aufgeht; hebt man ihn dagegen recht hoch, ſo geht das Brot tüchtig auf[228]). Schöner glattgemachter Teig verſchafft in Mecklenburg dem Mädchen einen ſchmucken Mann[229]). Beim Backen ſelbſt darf man den Teig nicht loben, weil ſonſt das Gebäck nicht geräth; auch darf der gekaufte Hefen nicht auf den Tiſch gelegt werden, der Teig geht ſonſt nicht auf[230]). Der Tiroler giebt gern etwas geweihtes Salz zum Teig, damit das Brot beſſer ergebe[231]). Das Probebrot darf man in Mecklenburg nur ſo anſchneiden, daß das Meſſer nicht ganz hindurch geht, ſondern die Scheibe zuletzt abgebrochen werden kann; wird ſie ganz abgeſchnitten, dann backt das noch im Ofen befindliche Brot ab. Letzteres geſchieht auch, wenn man, während Brot darin liegt, in den Backofen bläſt[232]).

In der Rheinpfalz wirft die Hausfrau, unbewußt alten Opferideen huldigend, beim Backen eine Handvoll Mehl oder etwas Teig in den Ofen, damit kein böſer Geiſt ins Haus dringe, drückt beim Einmachen mit der rechten Hand drei Kreuze ein, was auch in Oeſterreichiſch-Schleſien Sitte iſt, und backt ſtets von dem Teig einen kleinen Laib für Hausarme mit, denn würde ſie dieſes unterlaſſen, ſo ſchwände aller Segen aus dem Hauſe[233]). In Schwaben muß ſtellenweiſe, ſo oft gebacken wird, dem erſten Bettler ein ganzer Laib gegeben werden, wenn nicht das übrige Brot verſchwinden ſoll[234]).

Auch nach jüdiſchem Brauche wirft die Hausfrau beim Backen zum Oſterfeſte einen Kuchen ins Feuer[235]), ebenſo in Böhmen beim Backen von Brot aus neuem Korne ein Stück davon und zwar hier damit im Hauſe kein Brand entſtehe[236]). In der Oberpfalz muß man bei jeder Backſchüſſel drei Händlein voll Erde auf die Kohlen werfen, damit das Brot im Ofen wächſt, auch dem Ofen das Backen ſelbſt anzeigen, indem man dreimal auf den Sauerteig mit der flachen Hand klopft und dabei ſpricht: „Backofen, richte dich!“[237]). Vom Opfern eines Kuchens beim Backen an den Hauskobold iſt in der Schweizer, eines Brotes an den Puke, den zutragenden Drachen, in der lettiſchen Sage die Rede[238]). Auf die Opferidee weiſt auch der Brauch der ſiebenbürgiſchen Rumänen hin, friſch gebackenes Brot ſorgſam zu bedecken, damit der Dunſt für Gott aufgefangen werde[239]).

Die oben erwähnten drei Kreuze oder auch nur eines werden in der Altmark und in Mecklenburg mit der Schüſſel oder dem Einſchieber von der Magd vor dem Ofen unter folgenden Sprüchen gemacht[240]):

Dat Brot is in'n Aben,
Unſer Herrgott is bäben,
Wenn't keen Brot will warden,
Lät't luter Stuten warden. (Altmark.)

Dat Brot is in'n Aben,
De leiw Gott is unnen und baben,
All dei dorvon ſten,
Ward de leiw Gott nich vergeten. (Mecklenburg.)

Springt ein Brot im Backofen mitten entzwei, ſo betrachtet es der Schleſier als eine Todesvorbedeutung — in Norddeutſchland findet ſich der gleiche Glaube —, der Oberpfälzer aber unterſcheidet zwiſchen den Riſſen auf der obern und untern Fläche und deutet nur erſtere auf Tod in Familie oder Freundſchaft, letztere aber auf eine Hochzeit. Iſt aus dem Brote etwas Krauſes herausgetrieben, dann entſteht nach märkiſcher Anſchauung Zwieſpalt zwiſchen dem Hausherrn und der Hausfrau, wenn man nicht ſchleunig drei Stückchen davon rücklings in den Backofen wirft[241]). Findet ſich im Brote ein hohler Raum, ſo ſagt man in der Provinz Sachſen: „da hat der Bäcker ſeine Frau hindurch gejagt“[242]), in Tirol: „da iſt die Bäckerſeele drinnen“[243]). Kommen beim Herausholen der Glut noch nicht ganz verkohlte Brände mit heraus, ſo deutet dies in Mecklenburg auf Gäſte, welche das Brot mit verzehren helfen werden[244]).

Das ſogenannte Strich- oder Löſchwaſſer, mit welchem das Brot vor dem Backen beſtrichen wird, benutzt man, da auf daſſelbe die Kraft des Brotes übergegangen iſt, mehrfach. Im Frankenwalde beſtreicht man damit die Warzen, um ſie zu vertreiben, zu welchem Zwecke es aber geſtohlen ſein muß, in Süddeutſchland giebt man es dem Vieh zum Trinken oder wäſcht es damit, namentlich wenn ein Viehſterben herrſcht, damit ihm nichts zuſtößt[245]); indeß kann man damit auch böſen Zauber üben und das Vieh verdorren und ſterben laſſen, wenn man es in des Teufels Namen vor die Stallthür gießt[246]). In Maſuren bekommen die Schweine das Waſſer, womit man beim Backen das Brot geglättet hat, damit ſie ebenfalls glatt werden[247]).

Am Gründonnerstag darf in der Mark und in Mecklenburg kein Brot gebacken werden, da es ſonſt im ganzen Jahr keinen Regen geben würde, die Wolken ziehen dem betreffenden Dorfe vorbei; auch hat man alsdann im Sommer viel mit Schimmel am Brote zu thun. Faſtnacht dagegen muß im Mecklenburgiſchen unbedingt auf dem Herde Kuchen gebacken werden, wenn nicht die Hexen darauf niſten ſollen. In Frankreich war es vom Aberglauben unterſagt, in der Zeit zwiſchen den zwei Weihnachten, d. h. bis zur Beſchneidung, zu backen, ſonſt traf Unglück das Haus — nach norddeutſchem Glauben wird das Brot dann ſchimmlig —, ebenſo während der Rogationen oder der Segenerflehungen für die Feldfrüchte, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, daß einer der Bewohner des Hauſes ſtürbe[248]).

Wird Karfreitag in einem Backtroge Teig angemacht, ſo verliert der Backtrog die Kraft des Wind- und Feuerwendens, welche ihm der Böhme ſonſt zuſchreibt[249]). Ein Spruch zweier Waldfräulein, welcher in der Oberpfalz ebenſo wie in Oberfranken bekannt iſt, warnt überhaupt vor dem Brotbacken am Freitag, wenn man Glück haben will[250]); in Schwaben erhält man beim Freitagsbacken ſtets einen Laib zu wenig[251]). Dagegen backt man in Dorſetſhire gerade am Karfreitage, um einen Laib in den Kamin hängen

zu können, wodurch das im Hause während des Jahres gebackene Brot verhindert wird, beim Backen klebrig zu werden; auch gelten in manchen anderen Gegenden Englands noch die Karfreitagsbrote als sicherstes Mittel gegen Diarrhoe, in Flandern drei an diesem Tage gebackene Brote in das Korn gesteckt als ein solches gegen den Wurmfraß [252]). Das in der Osternacht gesäuerte und gebackene Brot galt früher als ein Mittel, dem Schwerte eine Kraft auch gegen hiebfeste Gegner zu verleihen [253]).

Eine große Wichtigkeit legt man in den meisten Gegenden Deutschlands und auch in anderen Ländern dem zum Weihnachtsfeste gebackenen Brote bei. Das am Christabend gebackene Brot ist der höchsten Tugenden voll. Es verdirbt nach französischem Glauben nicht und wenn man es auch zehn Jahre aufbewahren wollte, es ist ein beliebtes Mittel für die Kühe, namentlich zur Abtreibung der Nachgeburt, und bewahrt überhaupt alles Vieh ebenso wie auch den Menschen vor mancherlei Krankheiten. Auch bewahrte man von diesem Brote, „pain de Calende“ [254]) genannt, ein Stückchen, worauf man drei oder vier Kreuze mit einem Messer gemacht hatte, als Heilmittel gegen verschiedene Leiden auf, während man den Rest am Dreikönigstage in der Familie austheilte. Der Serbe in Syrmien legt ein Viertel des Weihnachtskuchens auf den Sturzbalken des Hauses [255]), und im Banat hebt er auch für die Abwesenden ein Stückchen vom Weihnachtsbrot als ihren Antheil auf, damit sie nicht um dieses heilige Gebäck kommen; ein jeder Anwesende aber nimmt ein Stückchen davon, nachdem es auf einem Teller mit Wein begossen worden, in den Mund, schlürft den Wein ein und legt das Stück Brot selbst wieder auf den Teller, damit es später die Hausthiere, deren Zeichnungen sich auch auf diesen Kuchen befinden, fressen sollen [256]). Der Esthe läßt davon — in einigen Gegenden wird ein besonders Festbrötchen Kolli-kak oder Jõulo-kak zu diesem Zwecke gebacken — bis Fastnacht oder bis zum ersten Weideaustrieb stehen und vertheilt es dann an Mensch und Vieh des Haushaltes als Schutz gegen Krankheit und bösen Zauber [257]). Der Deutsche betrachtet stellenweise gleichfalls die an den drei Christabenden abgefallenen Brosamen als heilkräftig, namentlich für diejenigen, denen es „geteuscht“ hat [258]). In Siebenbürgen ist es eine rumänische Sitte, daß junge Mädchen in der Sylvesternacht mit einem Bissen vom Weihnachtskuchen im Munde den Mist besteigen und aus dem dort gehörten Hundebellen die Gegend abnehmen, aus welcher der Freier im künftigen Jahr erscheinen wird [259]). Im Württembergischen kann man am Christtage in der Kirche die Hexen erkennen, wenn man durch das Loch eines Löffels sieht, den man ungesehen an den drei Knöpfli-Tagen, den drei Donnerstagen vor Weihnacht, in den Knöpfliteig gesteckt und wieder herausgezogen hat, so daß an ihm Teig von allen drei Tagen hängt [260]).

Im Mecklenburgischen spielt das Neujahrsbrot eine große Rolle in der Viehzucht; von den Teigresten des Neujahrsgebäckes wird ein besonderes Brot — in der Gegend von Ludwigslust drei, ein kleines ovales, ein dreieckiges und ein Rest mit kleinen Kugeln (Eiern) — gebacken und davon sämmtlichem Vieh ein Stückchen gefüttert zu seinem Gedeihen im neuen Jahre; auch steckt man wohl beim Kirchgange an diesem Tage ein Stück Brot zu gleichem Zwecke in die Tasche [261]). Der Masure backt gleichfalls Sylvester kleine Brötchen und giebt sie in der Neujahrsnacht dem Vieh zu seinem Gedeihen zu fressen, oder er backt sogenannte Neujahrspuppen, um sie zu künftigem Gebrauch bei Viehkrankheiten, beim Kalben, Lammen und dergleichen aufzubewahren [262]).

Im Norden backte man in alten Zeiten den Weihnachtskuchen bei Nacht auf freiem Felde [263]), jedenfalls in der Absicht, daß ihn der Thau dieser Nacht treffen sollte. Diesem Thau schreibt auch unser jetziger Volksglaube noch besondere Kraft zu, denn ein Stück Brot, welches man in dieser Nacht auf die Fensterbank legt, so daß es von ihm genäßt wird, schimmelt das ganze Jahr nicht [264]); in Böhmen behauptet man das Nichtschimmeln für die vom Ehepaar von der Hochzeit aufgehobenen ersten Brotschnitte, im Westfälischen für das am Antoniustage (17. Januar) gesegnete Brot, in Venedig für die am heiligen Weihnachtsabend auf dem Tisch übrig gebliebenen Brotstückchen, welche man in eine Schachtel verpackt aufhebt [265]). Gefährlich dagegen ist, wie man im Lechrain glaubt, die Zeit um Johanni, denn da schimmelt

---

185) Panzer 2, 295. Wolf-Mannhardt 1, 243. 4, 413. Grohmann Nr. 731, 1387. Wuttke §. 206. Bavaria 4 b 414. Wolf Nr. 193, 194. Peter 248. Köhler 425. Bartsch 135. Zingerle Nr. 287, 288. 186) Wuttke §. 206. Bartsch 2, 136. Strackerjan 1, 48. Köhler 425. Mündliche Mittheilung aus Stendal. 187) Rochholz. Glaube. 2, 118. 188) Panzer 1, 267. Bavaria 2, 305. 189) Meier 498. 190) Meier 498. 191) Rochholz. Glaube. 1, 50. 192) Meier 498. „Globus“ 32, 93. 193) Wuttke §. 212. Toeppen 96. 194) Koehler 426. Bartsch 2, 135. 195) Bartsch 2, 135. 196) Bartsch 2, 135. 197) Bartsch 2, 135. 198) Schmidt 19. 199) Böcler 129. 200) Köhler 425. 201) Panzer 1, 258. 202) Duller 310. 203) Allgemein in Deutschland. 204) Wolf-Mannhardt 4, 118. Barth 135,6. 205) Schmidt 19. 206) Bavaria 2, 305. 207) Bavaria 2, 305. 208) Koehler 395 (Reichenbach). 209) Wolf Nr. 196 (Wetterau). 210) Wuttke §. 48. 211) Koehler 395 (Reichenbach). 212) Panzer 1, 266. Grohmann Nr. 1601. 213) Liebrecht 314. 214) Wolf Nr. 195 (Wetterau). Köhler 434. 215) Panzer 1, 266. 216) Köhler 438 (Zwickau). 217) Grohmann Nr. 728, 732, 923/4. 218) Düringsfeld 1, 105. 219) J. V. Holzmayer. Ösiliana. Dorpat 1872, S. 76. 220) Georg Ebers. Durch Gosen zum Sinai. Leipzig 1872, S. 476. 221) J. Fehr. Der Aberglaube und die katholische Kirche des Mittelalters. Stuttgart 1857, S. 124. 222) Bavaria 2, 320. Lammert 97. Grimm Nr. 272. Wolf Nr. 198. Bartsch 2, 136. 223) Zingerle Nr. 296. Meier 508. 224) Koehler 433. Bartsch 135. 225) Schmidt 10. 226) Grohmann Nr. 721, 722, 725, 726, 765. Bavaria 2, 304. Zählt man beim Kochen oder Essen die Kartoffeln, dann schlagen sie nicht an (Lammert 42), zählt man die Dampfnudeln beim Einlegen in die Pfanne, dann werden es lauter Werfsteine (Birlinger 1, 412). Auch beim Essen soll man nichts zählen, weil alsdann kein Segen Gottes dabei ist (Zingerle 283). 227) Bavaria 2, 304. 228) Bartsch 2, 134. 229) Ebendaselbst. 230) Peter 248. 231) Zingerle Nr. 292. 232) Bartsch 2, 135,6. 233) Bavaria 4 b, 414. Peter 248. 234) Meier 77. 235) Buxtorf 449. 236) Grohmann Nr. 256. 237) Bavaria 2, 304. 238) Herzog 250. Toeppen 15. 239) Schmidt 19. 240) Kuhn. Mark 382. Bartsch 2, 134. 241) Wuttke §. 50. Kuhn-Schwartz 436. Bartsch 2, 124. Bavaria 2, 305. Kuhn. Mark 381. 242) Mündliche Mittheilung. 243) Zingerle Nr. 491. 244) Bartsch 2, 134. 245) Lammert 187. Albertus Magnus 1, 11, 3, 30. 246) Wolf-Mannhardt 3, 320 (17. Jahrhundert). 247) Toeppen 99. 248) Kuhn. Mark 387. Bartsch 2, 256, 255. Thiers Nr. 127, 163. Kuhn-Schwartz 412. 249) Grohmann Nr. 14. 250) Bavaria 2, 238, 3, 30. 251) Meier 391. 252) Brand 1, 87, 88, 85. 253) Freytag 2, 73. 254) Thiers Nr. 106, 153, 160. 255) Rajacsich 127. 256) Rajacsich 121, 119. 257) Holzmeyer 55. Boecler 57. 258) Grimm Nr. 446. 259) Schmidt 4. In Masuren steigt man mit der Mulde, worin der Neujahrsteig geknetet ist, auf dem Kopfe in der Sylvesternacht rückwärts die Dachleiter hinauf und blickt in den Schornstein, um alle diejenigen zu erblicken, welche im nächsten Jahre sterben werden. Toeppen 67. 260) Meier 466. Mone bei Jecklin 2, 180. 261) Bartsch 2, 241. 262) Toeppen 67. 263) Liebrecht. Gervasius 56. 264) Strackerjan 2, 27. Im Prätigäu legt man noch, wohl in Erinnerung alter Opfersitte, Brot für den heiligen Nicolaus vor die Fenster. Vonbun 77. 265) Grohmann Nr. 923/4. Kuhn. Westfalen 2, 111. Düringsfeld 2, 121. Obst, welches man zu den Füßen des Thasischen Herkules niederlegte, sollte sich gleichfalls das ganze Jahr frisch erhalten. Fr. Creuzer, Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen. Leipzig und Darmstadt, 1839 ff., Bd. 2, S. 60. 266) Leoprechting 184. 267) Kuhn-Schwartz 412.

das Brot in Folge des Blühens des Hollers, weshalb man es um dieſe Zeit in Mehlſäcken aufhängen muß [266]). Auch ſchimmelt daſſelbe nach norddeutſchem Glauben, wenn man in den Zwölften Miſt austrägt [267]).

Ein Ritt durch Itſch-ili.

II.

Jenſeit Mût, wo ſie die Gaſtfreundſchaft des Kaimakam genoſſen hatten, ritten ſie anfangs über Sandberge, und zwar meiſtens einer hinter dem andern, da der Regen den Sand zu beiden Seiten in tiefere Schluchten ausgewaſchen hatte. Die Brücke über den Gök-ſu oder Kalykadnus war vor ſieben Jahren fortgeriſſen und natürlich ſeitdem nicht erneuert worden; ſie mußten alſo zwei engliſche Meilen am Strome entlang reiten durch Tamariskengebüſch und Reis- und Maisfelder und bei vielen Jürükenlagern mit großen Herden vorbei, bis ſie die Fährſtelle erreichten, wo ein großes, flaches, von zwei Männern gerudertes Boot ſie überſetzte. Der Strom, an dieſer Stelle etwa 250 Ellen breit, ſchnellſtrömend und chokolatfarbig (wegen der Schneeſchmelze im Gebirge), ähnelt dem Pyramus im öſtlichen Kilikien ſehr. Am ſüdlichen Ufer führte der Weg dann oſtwärts durch bewäſſerte Getreidefelder hin; Oleander ſäumten, wie überall in der Levante, die Ufer ein, in den Rohrblüthen rauſchte der Wind, blaue Häher, ſmaragdene Bienenfänger und Wiedehopfe wiegten ſich in der Luft und Nachtigallen und Droſſeln flogen aus jedem Buſche auf. Dann wendet ſich der Weg nach Süden in die Berge und führt durch einen Wald von Buchen, Platanen, Ulmen, Sykomoren, Eichen und Pappeln mit prächtigem Unterholze blühender Sträuche, und je weiter man kam, um ſo üppiger und verſchiedenartiger wurden letztere. Bis nach Zena folgte man einem Gießbache aufwärts, der einmal auf einer ſpitzen, einbogigen Brücke überſchritten werden mußte; dieſelbe war ſo ſteil wie eine Mauer und erinnerte in der That an jene Brücke, die, dem Meſſer eines Bartſcheerers gleichend, von allen guten Mohammedanern überſchritten werden muß, ehe ſie in das Paradies gelangen. Und auch die Umgebung dieſer Brücke war ein Paradies; Worte können den Reiz der Landſchaft nicht ausdrücken. Von Becken zu Becken, jedes von Moos und Farrnkräutern eingefaßt, ſtürzte ſich der Fluß in einer Reihe von Kaskaden herab; blühende Sträucher wuchſen an ſeinen Ufern und erfüllten die Luft mit würzigem Dufte. Größere Bäume ſtreckten ihre Aeſte darüber aus und verbreiteten tiefen Schatten; Epheu, Clematis, Süßklee und Paſſionsblume rankten ſich an den Stämmen empor und wilder Wein bildete Gehänge von Baum zu Baum. Nirgends kann es eine lieblichere Waldlandſchaft geben; kein Maler, kein Dichter kann in ſeinen Träumen die Einſamkeit entzückender geſtalten.

Schon waren ſie 6½ Stunden von Mût aus unterwegs; der Mond war aufgegangen und ferne Lichter zeigten die Lage des lang geſtreckten Dorfes Zena an, wo ſie an Hadſchi Ibrahim Aga empfohlen waren. Zwei Häuſer im Orte gehörten demſelben; aber jedesmal, wenn ſie nach ihm fragten, wies man ſie weiter thalaufwärts. Schließlich erreichten ſie ein großes Feuer von Fichtenholz, um welches eine Anzahl Männer ſaß; durch hohen Wuchs und langen Bart zeichnete ſich unter ihnen ſofort der Aga aus. Auf einige Kiſſen gelehnt, rauchte er ſeine Pfeife. Zu ſeinem Lagerplatze hatte er ein von Hecken umgebenes Plateau über der Stadt erwählt, das durch Bäche beiderſeits von den benachbarten Bergwieſen völlig getrennt war. Der Zaptieh überreichte den Empfehlungsbrief, den einer aus der Geſellſchaft laut vorlas; dann erhoben ſich alle und begrüßten die Fremden, während einige der jüngeren Leute das Feuer anſchürten und brennende Scheiter empor hielten. Die Engländer baten den Aga, ſie in ſein Haus zu geleiten; er aber zeigte auf ſeine Kiſſen, Pfeifen und Kaffeetaſſen und ſagte, das ſei ſein Haus, welches er alljährlich im Sommer in gleicher Weiſe beziehe, während nur die Frauen unten im Dorfe blieben. Anfangs wollte es ihnen nicht recht behagen, unter freiem Himmel auf bloßer Erde zu ſchlafen. Aber die Nachtluft war ſo mild, der Mond ſchien ſo hell und die ganze Lage war ſo neu und anziehend, daß ſie ſich bald darein fanden und dem einfachen Abendeſſen alle Ehre anthaten.

Der Aga hatte zwei Frauen, deren jede ihr Haus für ſich und ihre Kinder beſaß; die eine wohnte in der untern Hälfte des Dorfes und hatte die Aufſicht über die Hühner und das Großvieh, die andere lebte weiter oben und ſorgte für die Schafe und Ziegen. Außerdem hatte er eine Anzahl Schäfer, die mit ihren Familien in patriarchaliſcher Weiſe unter ſeinem Dache wohnten. Im Dorfe befindet ſich kein Kaimakam, ſondern alle betrachten den Aga als ihr Haupt, und Verbrechen ſind unbekannt.

Nach dem Abendeſſen wurde mehr Holz in das Feuer gelegt, daß daſſelbe die fernſten Ecken der natürlichen Einfriedigung erhellte, und dann ſtreckte man ſich zum Schlafen aus. Aus allen Büſchen tönte das Lied der Nachtigallen; dunkele Wolken zogen abwechſelnd mit hellen vorüber, Sternbilder ſtiegen auf und ſenkten ſich, langſam erhob ſich der Mond über den Wipfeln der Tannen, und Veilchen, Jasmin, Oleander, Roſen und Geisblatt erfüllten die Luft mit Wohlgerüchen, während der rauſchende Bach die Reiſenden in den Schlaf lullte. Geſtärkt und voller Glückſeligkeit erwachte Mrs. Scott-Stevenſon, als das Morgenroth durch die dunkelen Aeſte der Tannen leuchtete. Noch war Niemand munter, als die Schäferhunde. An dem von Vergißmeinnicht eingefaßten Bachufer ging ſie hin, bis ſie ein tiefes Becken fand, in das ein kleiner Waſſerfall ſich ergoß. Darüber bildeten Geisblatt und Weinrebe, von Eiche zu Eiche ſich ſchlängelnd, eine Laube, das lauſchigſte Ankleidezimmer, das ſie ſich wünſchen konnte. Kein Land auf Erden kommt an vollendeter Schönheit dieſem Theile des Taurus gleich; nicht mit Worten läßt ſich die herrliche Färbung der Landſchaft, die umfaſſende Ausſicht, die Großartigkeit des Waldes, der liebliche Geſang der Vögel und vor allem die ſo belebende, ſo kräftige, reine und doch ſo milde Luft beſchreiben. Alle Gluth und Farbe des Südens iſt hier mit der köſtlichen Friſche des Nordens vereint. Im Vordergrunde zeigten ſich die Waldberge, durch welche ſie am vorhergehenden Tage geritten waren, dahinter das Thal des Kalykadnus, dann die phantaſtiſchen Hügel und Thäler bei Mût und noch weiter hin die bewaldeten Berge des

nördlichen Taurus, Kamm hinter Kamm aufſteigend und zuletzt im röthlichen Dufte der Ferne verſchwindend. Vorn aber lagen im Grunde die Hütten von Zena, ſo angeordnet wie die Sitzreihen eines altgriechiſchen Theaters. Kein Wunder, daß der alte Aga ſolch ein angenehmes, gutes Geſicht hat. Lebt er doch in einem irdiſchen Paradieſe, im ſchönſten Garten der Natur, fern von den Quälereien und Plagen der Welt; unter ſeinen Herden führt er ein wahrhaft ideales Daſein, das jedem als Traum oder Dichtung erſcheinen muß, der in dem jagenden, drängenden, ewig unzufriedenen Treiben der Großſtädte ſich aufreibt. Nur mit Widerſtreben riſſen ſich die Engländer los von dem lieblichſten Fleckchen Erde, das ſie je betreten.

Der Weg nach der Küſte führte zuerſt durch Tannen- und Eichenwald; er war ſchwierig genug und mühſelig für die Pferde, aber anmuthig über die Maßen. Ueberall ertönte der Geſang der Turteltaube, der Droſſel, der Lerche und Amſel und die Sonne ſchien ſo warm und luſtig durch das zarte Grün der jungen Tannen. Selbſt in dieſen wenig betretenen Wäldern waren viele Quellen mit Bogen überbaut und mit hölzernen Trögen verſehen, ein Beweis für die ſprüchwörtliche Liebe der Türken zu den Thieren, durch welche ſie ſich ſo ſehr von den Arabern unterſcheiden. Man kam bei verſchiedenen Zigeunerlagern vorbei, deren jedes eine kleine Ziegenherde beſaß. Die dort häufigen verkohlten Stämme ſcheinen zu beweiſen, daß dieſe unſteten Wanderer zum großen Theil an der Waldverwüſtung Schuld haben.

Noch entzückender wurde die Landſchaft, als man die Höhen erreichte und durch die Senkungen zwiſchen den Gipfeln hinritt. Farne wucherten in den Felsſpalten, Epheu umſpannte die grauen Steinblöcke, Akelei und Geisblatt hingen von den Aeſten herab und prächtig hob ſich das junge Grün der Eichen von dem dunkelen Nadelholze ab. Der Erdboden glich einem bunten Teppiche, ſo dicht ſtanden da große, rothe Tulpen, Päonien, Schwertlilien, malvenfarbige Herbſtroſen, Jasmin, Roſen und wer weiß, was ſonſt noch. Sie mochten gar nicht glauben, daß das wilde Blumen ſeien, wenn ſie an die dürftigen kleinen Blüthen der engliſchen Wälder dachten. Einzelne Theile Schottlands ſind lieblich, ſehr lieblich, die ſilberſtämmigen Birken und Farnkräuter an den Hochlandſeen ſind weithin berühmt. Aber dort fehlen die Blumen; man wird des ewigen Heidekrautes, der Glockenblumen und der paar Fingerhüte überdrüſſig und ſehnt ſich nach größerer Mannichfaltigkeit. Das findet ſich hier im Taurus, der dieſelben grauen Felſen, die Mooſe, Farne und die prächtigen alten Eichen beſitzt, wie das Hochland, obendrein aber als reizendſten Schmuck dieſe unendliche Blüthenpracht. Unter anderen wuchs auf den Lichtungen in Menge eine Diſtelart, von den Eingeborenen „Kenger“ genannt, deren jede etwa ein Dutzend kleiner Beeren trägt, welche geröſtet und geſtampft ein erträgliches Surrogat für Kaffee abgeben ſollen.

Dieſe Bergkette fällt plötzlich ſteil ab zu einer kleinen, baumloſen, kalkigen Ebene mit wenigen Häuſern. Als dann die Reiſenden den gegenüberliegenden Höhenzug erſtiegen hatten, erblickten ſie unter ſich das Thal von Anaï-Bazar, der Jaila (Sommerdorf) von Bozaghatſch, welches aus dieſer Höhe geſehen einem Dickichte von Tannen, Eichen und herrlichen Wallnußbäumen glich. Der aromatiſche Duft der letzteren war überaus ſtreng, als ſie das Dorf ſelbſt erreichten. Jedes Haus hatte ſeinen eigenen Garten und ſeine Baumgruppe, und das ganze Dorf war von einem Wallnußhaine umgeben. Alles ſtand in voller Ueppigkeit, denn Waſſer war in Fülle vorhanden. Der dortige Konak (Amtsgebäude) iſt ein ſteinernes Haus mit hölzerner Verandah; in einem Raume darunter befanden ſich die Gefangenen. Der Kaimakam hatte die Reiſenden ſchon längſt erwartet, da er bereits vor drei Monaten von dem Vali der Provinz auf dieſen Beſuch telegraphiſch vorbereitet worden war; er bewirthete ſie, entſchuldigte ſich aber wegen des Eſſens, da ſie eben erſt die Sommerfriſche bezogen hätten und der Bazar noch nicht geöffnet ſei.

Dieſem alljährlichen Umzuge ſehen die Leute mit dem größten Entzücken entgegen. Die Weiber fangen ſchon lange vorher an ihre Kleider zu waſchen, die Teppiche zu klopfen, die Kiſſen von Neuem zu ſtopfen, das Kochgeſchirr zu flicken und das Bettzeug herzurichten; der Aufbruch in die Jaila iſt für ſie das große Ereigniß des Jahres. Selbſt Hunde und Katzen ergreift die allgemeine Aufregung, und die Kinder ſind wie im ſiebenten Himmel. Während die Engländer frühſtückten, rief der Muezzin zum Gebete. Da war es denn höchſt ſonderbar zu ſehen, daß ſämmtliche Gefangenen freigelaſſen wurden, um daran theilnehmen zu können. In einem Haufen ſtürzten ſie davon, aber nur zum nächſten Bache, um Hände, Füße und Geſicht zu waſchen. Das Gotteshaus war nur ein niedriges verfallenes Gebäude, von einem rieſigen Wallnußbaume überſchattet; die Ceremonie war ſehr einfach, aber auch ſehr maleriſch und ganz in Uebereinſtimmung mit der wilden Umgebung.

Der letzte Theil des Rittes hinab nach Kilindria an der Küſte des Mittelmeeres iſt höchſt anmuthig, faſt ſo wie oberhalb Zena. Man merkt, daß man tiefer und ſüdlicher kommt. Auf den Lichtungen zeigten ſich Myrten, auch Deutzien und Ciſtus; daneben aber ſtand als unverkennbares Kind des Nordens der Eichenwald. Zahlreich waren die Fährten vom wilden Schweine; oft lag ein abgebrochener Hauer, oder der Stachel eines Stachelſchweins, der hier bis 3 Fuß lang wird, am Boden. Letzteres gilt bei den Griechen für einen größern Leckerbiſſen, als das Wildſchwein. Mitten im Walde kam man zuweilen auf Lichtungen, wo Weizen oder Gerſte ſtand, und dort waren auch die Wildſchweine am häufigſten; dieſelben ſind dort ſo zahlreich, daß ſie oft die Hälfte dieſer kleinen Ernten verwüſten.

Von den Höhen über Anaï-Bazar hatte man zum erſten Male das Mittelmeer erblickt und am fernen Horizonte eine wellige blaue Linie, die Küſte von Cypern. Aber noch war ſo manche Meile zurückzulegen, ehe der letzte Höhenzug überſtiegen war. In dieſen Gebirgen täuſcht man ſich leicht über die Entfernung. Es herrſchen runde Kuppen vor und es hat den Anſchein, als wäre die eine Kette ſo hoch wie die andere, ſo daß, wenn man ſich auf der Höhe einer ſolchen befindet, man ringsum nur eine endloſe Waldfläche und hier und da einen bis in den Grund des Thales hinabreichenden Abhang erblickt. Die Enge der Schluchten macht jedoch den Abſtieg oft ſehr ſteil und die Reiſe dadurch länger, als es nach der bloßen Luftlinie erſcheint. Die Landſchaft war indeſſen ſo ſchön, daß ſie unverdroſſen weiter ritten und ſich von Herzen an den tiefen Thälern mit ihren ſchäumenden Bächen, den engen Spalten, den grauen und braunen Felsblöcken und den noch ſtillen Wäldern mit ihren alten Eichen und dem blüthenreichen Unterholze erfreuten. Bozaghatſch, welches ſie paſſirten, iſt ein großes, auf einem Kalkſteinplateau gelegenes Dorf, aber zu dieſer Jahreszeit nur von den ärmſten ſeiner Inſaſſen bewohnt, denen ein Beſuch der Jaila ſtets nur ein ſchöner Traum bleibt. Dieſe armen Leute ſammelten ſich um die Engländer und fragten, ob in Koniah ſchon die neue Konſkription begonnen hätte und welche Looſe gezogen wären; ſie hatten ein lebhaftes Intereſſe daran, denn viele der jungen Männer waren ſchon ge-

rüſtet in die Berge zu fliehen, ſobald ſie das Loos getroffen hätte.

Zwei Meilen jenſeits des Dorfes führt eine gute ſteinerne Brücke über einen Bach von größeren Dimenſionen als gewöhnlich und zu einem ſo ſteilen Anſtiege, daß die Reiſenden zu Fuß gehen mußten. Zürkenlager und nomadiſche Hirten waren häufig, aber Bauern und Dörfer gab es auf dieſer Strecke nicht. Der letzte Abſtieg iſt ſehr lang und vielfach gewunden. Am Rande einer tiefen Schlucht entlang erreichten ſie den Anfang einer antiken Waſſerleitung, der ſie 7 engliſche Meilen weit folgten, und zuletzt bei tiefer Nacht die kleine Stadt Kilindria, aus deren geſchütztem Hafen den ganzen Sommer über kleine Fahrzeuge viel Holz von den nahen Bergen ausführen.

Von dort ſegelten ſie einige Tage ſpäter nach Cypern hinüber.

Zauber und Zauberjungen bei den Chineſen.

Von **E. Metzger.**

I.

Man hört, namentlich in Deutſchland, den Holländern ſehr häufig den Vorwurf machen, daß ſie im Verhältniß zu ihren Mitteln ſehr wenig Intereſſe für die Unterſuchung ihrer Kolonien gezeigt haben, und das, was geſchehen iſt, zum großen Theil durch geborene Ausländer gethan wurde. Es iſt hier die Stelle nicht, auf dieſen Vorwurf näher einzugehen, doch möchte ich mir erlauben auf das aufmerkſam zu machen, was Rein darüber ſagt (Japan I, 390). Er macht die meiner Anſicht nach ſehr richtige Bemerkung, daß jedenfalls es die Holländer ſind (reſp. die holländiſche Regierung), welche den in ihren Dienſten ſtehenden Ausländern, die wiſſenſchaftliche Forſchungen zu ihrer Lebensaufgabe machten, dazu die Gelegenheit gegeben haben. Rein erwähnt in Bezug auf Japan die Namen: Kaempfer, Thunberg, von Siebold, und wenn die Träger dieſer Namen Großes für die Wiſſenſchaft geleiſtet haben, ſo muß doch auch hervorgehoben werden, daß die niederländiſche Regierung ſie kräftig dabei unterſtützt hat.

Außerdem aber ſind holländiſche Arbeiten, namentlich die, welche in holländiſcher Sprache veröffentlicht wurden, im Allgemeinen nur wenig außerhalb Holland bekannt, ein Umſtand, den man doch gewiß nicht den Niederländern zur Laſt legen kann. So z. B. iſt Alles, was durch holländiſche Forſchungen über Chineſen bekannt geworden iſt, beinahe nur in Fachkreiſen verbreitet. Gewiß war es ein rein praktiſches Intereſſe, welches die holländiſche Regierung dazu brachte, junge Leute auf ihre Koſten in China zu Dolmetſchern der chineſiſchen Sprache ausbilden zu laſſen; man bedurfte ihrer, um es möglich zu machen, ſich mit den zahlreichen Chineſen in den oſtindiſchen Beſitzungen zu verſtändigen, ihre Buchführung und ihre Korreſpondenz kennen zu lernen, ſich mit ihren Sitten und Gewohnheiten näher bekannt zu machen und demgemäß das Verhalten der indiſchen Regierung denſelben gegenüber in manchen Fällen zu regeln; trotzdem aber haben dieſe Studien noch ganz andere Früchte getragen, nicht bloß für die Sprachwiſſenſchaft im engern Sinn, ſondern beſonders für die Ethnographie; und wenn es auch hauptſächlich das Verdienſt der einzelnen Forſcher iſt, die ſich ſelbſt ein weiteres Ziel geſetzt haben, ſo darf man doch nicht vergeſſen, daß die Regierung es war, welche den erſten Anſtoß gegeben hat. Unter dieſen Forſchern nenne ich zuerſt den Leidener Profeſſor G. Schlegel.

Die „Uranographie chinoise“ dieſes Gelehrten iſt, wie eine Kritik es ausdrückt, ein Rieſenwerk, die Frucht eines unermüdlichen Fleißes, welcher ſich zur Aufgabe geſtellt hat, nachzuweiſen, daß die chineſiſche Aſtronomie die urſprüngliche iſt und daß Morgenländer und Abendländer von ihr entlehnt haben; hiermit iſt er herrſchenden Anſichten entgegengetreten und einer ziemlich ablehnenden Kritik begegnet. J. Bertrand und Dr. Günther, erſterer im „Journal des Savans“ 1875, letzterer in der Vierteljahrsſchrift der aſtronomiſchen Geſellſchaft von 1877, können ſich mit den Ausführungen Schlegel's nicht vereinigen, wenn auch namentlich letzterer mit den oben angeführten Worten der fleißigen Arbeit ſeine Achtung ausdrückt. Auch trotz einer im Jahre 1880 erſchienenen Beantwortung dieſer Beurtheilungen, die, wie es ſcheint, beſonders in eigentlich ſinologiſchen Kreiſen ſehr günſtig aufgenommen wurde und trotzdem namentlich Alex. Wylie an dem hohen Alter mancher der chineſiſchen Werke feſthält, verwirft auch Profeſſor Cantor in ſeinen „Vorleſungen über die Geſchichte der Mathematik“ die Anſicht von einem vieltauſendjährigen Beſtehen chineſiſcher Mathematik und Aſtronomie. Ich übergehe andere Arbeiten Schlegel's, wovon z. B. die Ueberſetzung eines Textbuchs der Hui (geheimen Geſellſchaften der Chineſen) Aufſehen gemacht hat, um ein anderes Werk zu erwähnen, welches, wiewohl auf anderm Gebiete, ein ähnliches Ziel wie die Uranographie chinoise verfolgt. Es iſt dies „Jaarlijksche Feesten en Gebruiken van de Emoy-Chinezen“, verfaßt von J. J. M. de Groot, Dolmetſcher für die chineſiſche Sprache zu Pontianak. Dieſes intereſſante Buch wird durch das „Batav. genootschap van kunsten en westenschappen“ herausgegeben und ſeine erſte Hälfte erſchien im vorigen Jahr. Der Verfaſſer giebt jedoch keine einfache Beſchreibung der „Feſte und Gebräuche“, wie der Titel dies erwarten läßt, ſondern, indem er die Sitten und Gebräuche anderer Länder fortwährend mit denjenigen der Chineſen vergleicht und den innern Zuſammenhang nachzuweiſen ſucht, hat er eine Arbeit geliefert, die alle Beachtung verdient. Er beſchäftigt ſich ſpeciell mit den Emoy-Chineſen, weil dieſe den größten Theil der chineſiſchen Bevölkerung von Niederländiſch Indien geliefert haben. Ich habe dieſe Einleitung weiter ausgeführt, weil es mir angenehm iſt, auf dieſes Buch aufmerkſam machen zu können, dann aber um den Grund anzugeben, weshalb ich im Folgenden mich ganz an daſſelbe anſchließen werde.

Zu allen Zeiten und bei allen Nationen hat es Menſchen gegeben, welche ſich in verſchiedener Weiſe körperlich gemartert haben, ſei es zur Buße, ſei es um ſich ein Verdienſt zu erwerben. Bei den Feſten des Bachus hielten die Prieſter Schlangen in den Händen und ließen dieſelben ihren glatten Leib um ihren Körper ringeln; in Phrygien, in Aſſyrien, im alten Griechenland brachten ſich die Prieſter ſchwere Wunden bei, und auch die Bibel (1. B. Könige

XVIII, V. 28) erwähnt, daß sich die Priester Baals „ritzten mit Messern und Pfriemen nach ihrer Weise, bis daß ihr Blut danach ging“, wie es in der deutschen Uebersetzung heißt. Auch bei den Mexikanern sieht man dieselbe Erscheinung, sie marterten und verstümmelten sich und glaubten um diesen Preis die Gunst der Götter zu erwerben. Nicht weniger hat das Christenthum seine Märtyrer und die Qualen, welche die Geißelbrüder des Mittelalters sich auflegten, hat Fürsten und Priester genöthigt, Maßregeln zu nehmen, um ihre weitere Ausbreitung zu verhüten, und doch nahm noch im Jahre 1574 König Heinrich III. mit seinem ganzen Hofstaat an einem solchen Zuge Theil, wobei das Gefolge in drei verschiedene, nach den Farben unterschiedene Abtheilungen zerfiel, die weißen Geißelbrüder des Königs, die schwarzen der Königin Mutter, die blauen des Kardinals von Armagnac. Wenn auch weniger geräuschvoll, spielt auch wohl jetzt noch die Geißel in dem Kämmerlein manches Büßenden eine Rolle und „sie betäuben ihren Leib und zähmen ihn“ (1. Cor. IX, 27). Als eine freiwillige Buße und wenn es ohne Aufsehen zu erregen in festem Glauben geschieht mag es immerhin seinen Werth haben. Auf den ersten Blick könnte es daher gar nicht auffallen, daß bei den Chinesen etwas Aehnliches besteht, wenn man aber dies Volk und seine religiösen Ansichten etwas näher kennt, so wird man nachdenklich. Im Ganzen ist nämlich ihre Religion sehr materialistisch; sie stellen sich mit den Göttern auf einen guten Fuß, weil sie dieselben nöthig haben, und werden sehr aufgebracht, wenn dieselben ihre Wünsche nicht erfüllen, ja in diesem Falle gehen sie mit ihnen in einer ebenso wenig ehrfurchtsvollen Weise um, wie die ist, in welcher die Neger ihre Fetische behandeln. Der Gedanke, sich selbst zu quälen und zu martern, um die Gunst der Götter zu erwerben, scheint wenig chinesisch zu sein. Doch ehe ich hierauf weiter eingehe, will ich zusammenfassen, was über die „Zauberjungen“ bei de Groot mitgetheilt ist. Es sind dies die, wenn ich mir den Ausdruck erlauben darf, Geißelbrüder der Chinesen; dieselben ergänzen sich aus der Klasse der „Barfüßler“, welche, wie es scheint, die Repräsentanten der „göttlichen Soldaten“ sind. Unter dem Volk ist nämlich die Ansicht verbreitet, daß die Götter bei jeder Feier, welche zu ihrer Ehre veranstaltet wird, übernatürliche Helfer abschicken, um ihren Verehrern beizustehen und sie in ihren Anordnungen zu unterstützen. Dieselben heißen koan-tsiong oder Befehlshaber, und haben wieder Legionen von Soldaten, die „himmlischen oder göttlichen Soldaten“, zu ihrer Verfügung, deren sichtbare Repräsentanten die „Barfüßler“ sind, welche also bei passender Gelegenheit durch ihre Gebete und Beschwörungen die Aufmerksamkeit des Gottes erregen und ihn zur Absendung der himmlischen Soldaten bewegen sollen. Sie entstammen größtentheils den unteren Volksklassen und stehen durchaus in keinem besondern Ansehen; aus ihnen gehen, wie erwähnt, die „Zauberjungen“, kurzweg „Jungen“, hervor. Bei einem großen Fest zu Ehren des Gottes Beschirmer des Lebens, welchem de Groot zu Emoy beiwohnte, hatte er Gelegenheit, dieselben zu sehen. Am frühen Morgen war auf dem Vorplatz des Tempels ein Feuer angezündet, während Priester, Zauberjungen und Barfüßler im Tempel bereit standen; die Götzenbilder wurden herumgetragen und das Gefolge stellte sich zu beiden Seiten des Feuers auf; Beschwörungen und Gebete, unterbrochen von dem Klingeln mit Metallringen, wurden plötzlich übertönt vom Schlagen der Trommeln und des Gongs und von den Tönen der Musik, dann trat ein Priester vor, welcher Salz und Reis ins Feuer warf und dasselbe hierdurch reinigte. Der Zweck dieser Reinigung ist, die bösen Geister zu verjagen. Nun stachen die „Zauberjungen“ sich kurze Messer durch die Wangen und den Oberarm; halb nackt und mit aufgelöstem Haar stürzten sie sich in das Feuer und die Anderen folgten. Ich übergehe die interessante Vergleichung mit ähnlichen Vorgängen bei anderen Völkern, als nicht hierhergehörig, um weitere Mittheilungen über die „Zauberjungen“ zu machen. Ebenso wie die Barfüßler kann man sie als Verkörperungen der Himmelssoldaten betrachten; bei dem Zuge glaubt das Volk, daß ihr Körper denselben als Wohnung dient und sie scheinen dies beweisen zu wollen, indem sie sich freiwillig allerlei Martern unterwerfen, welche die Macht des Gottes ihnen zu ertragen Kraft giebt, und sie thun dies, wie es scheint, durchaus nicht um sich der Gottheit gegenüber ein Verdienst zu erwerben, sondern aus reiner Berechnung gegen einen festen Tarif; der Grundgedanke scheint der zu sein: ich vermiethe meinen Körper für eine gewisse Zeit an einen der himmlischen Soldaten, der von ihm Besitz nimmt, der Gott macht mich schmerzlos, da ich aber nachher noch an meinen Wunden leiden muß, werde ich hierfür entschädigt. Es sind dies daher meistentheils Leute, welche aus ihrer Gegenwart bei den Festen einen Beruf machen und sich hierdurch einen ziemlich guten Lohn erwerben; sie erhalten einen halben Dollar, etwa zwei Mark also, für jedes Messer, welches sie sich in den Körper stechen, andere Qualen werden verhältnißmäßig bezahlt; manche Tempel besitzen auch ein festangestelltes Korps von Zauberjungen.

Während der Zug den Vorhof des Tempels verließ und seinen Weg durch die Stadt antrat, brachten sie sich wiederholt Verletzungen mit Messern und Pfriemen bei, andere ließen große Schlangen sich um ihren Hals wickeln, andere schlugen sich mit einem Schwerte oder an einem Strick hängenden hölzernen mit scharfen eisernen Nägeln beschlagenen Kugeln über den Rücken; die Barfüßler, welche ihnen folgen, suchen allerdings mit ihren schwarzen Fahnen diese Schläge aufzufangen, doch treffen ihrer noch genug, um den Rücken der Zauberjungen zu zerfleischen und ihr Blut in Strömen zur Erde fließen zu machen. Welche Bedeutung dies hat, habe ich nicht ersehen können; die Zauberjungen suchen sich diesem Schutz zu entziehen, vielleicht, daß es nur ein Wetteifer der Geschicklichkeit ist. Andere wurden auf Bahren getragen, in denen eiserne Nägel mit nach oben gekehrten Spitzen eingeschlagen waren, andere saßen auf Stühlen, deren Rücken und Sitz aus Messern gebildet war [1]). Wieder andere schnitten sich die Stirn auf, so daß ihr Blut ihnen über das Gesicht lief, oder saßen mit geschwärzten Gesichtern zu Pferde, um die bösartigen Gespenster aus der Nachbarschaft zu vertreiben. Wieder andere hatten sich die Zunge durchstochen, spuckten das Blut auf ein Stück Papier, welches sie einem der Umstehenden reichten, die sich herbeidrängten, um sich eines solchen Amulets zu bemächtigen und es als Schutz gegen böse Geister an die Hausthür zu heften.

Auch im Bilde waren Martern vorgestellt; so trug man einen langen Thronhimmel, der in der Gestalt eines ungeheuren Skorpions aus flachen Stücken Holz verfertigt war; letztere waren durch Scharniere verbunden; auch die Füße

[1]) Ein solcher Stuhl ist im Museum des „Batav. Genootschap van Kunsten en wetenschappen“ zu sehen. Er wurde durch die Polizei in der Abtheilung Montrado (Westküste von Borneo) konfiszirt. Drei Messer oder Schwerter bilden den Rücken, drei den Sitz, drei die Fußbank, eins an jeder Seite die Armlehne und alle wenden ihre Schneide dem Sitzenden zu. Eiserne Ringe sind an beiden Seiten angebracht und dienen um die Tragstöcke durchzustechen. Auch andere Marterwerkzeuge, ein kurzes Schwert, womit die Zauberer sich Wunden beibringen, eine silberne Nadel, die sie sich in Ohren oder Wangen stechen, ein Thonball, der mit Rottan überzogen ist, aus welchem Nagelspitzen hervortreten, sind dort zu sehen.

ſowie der Kopf waren angedeutet. Wie zum Hohn der Europäer hatte ſich ein Mann ſo eigenthümlich maskirt, daß er eine Xanthippe vorſtellte, welche auf dem Rücken ihres Mannes ritt und ihn von Zeit zu Zeit mit tüchtigen Ohrfeigen bediente; der Oberkörper des Mannes und die Beine der Frau waren ſo täuſchend nachgemacht, daß die Verkleidung nur bei ſehr aufmerkſamer Betrachtung entdeckt werden konnte; das Ganze ſollte eine Perſiflage der höhern Stellung ſein, deren die Frauen ſich bei den Europäern erfreuen.

Im Tempel ſelbſt werden noch zwei weitere Feierlichkeiten, doch beinahe nie beide bei derſelben Gelegenheit vorgenommen: die Meſſerleiter tsio-to-thui und die Meſſerbrücke kee-to-kio.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die häufige Beobachtung der Luftſpiegelung in Süd- und Mittelſchweden iſt höchſt merkwürdig. Eine der ſchönſten derartigen Erſcheinungen zeigte ſich im Mai dieſes Jahres über dem Orſa-See in Dalekarlien (61° nördl. Br.): es ſchien als ob eine Anzahl großer und kleiner Dampfer, aus deren Schornſteinen man ſehr deutlich den Rauch aufſteigen ſehen konnte, auf dem See lag; ſpäter wurde daraus ein herrliches Landſchaftsbild, in dem die Schiffe in mehr oder weniger bewaldete Inſeln übergingen, die ſich endlich dann in Nebel verflüchtigten. Das ganze Schauſpiel dauerte von 4 bis 7 Uhr Nachmittags.

— Nach einem tabellariſchen Nachweiſe belief ſich die Zahl der Mitglieder und Anhänger der Quäkergeſellſchaft in Großbritannien im Herbſte 1881 in runder Summe auf 20 000, während vor 16 Jahren dieſelben bloß 17 000 zählten. Seit dieſer Zeit hat ſich trotz der Verminderung durch Auswanderung ihre Zahl ſtetig vermehrt, namentlich in den Städten. (Regiſtrande Bd. XII.)

— Die nachſtehenden Mittheilungen über den Sardinenfang baſiren auf Aeußerungen des Fachblattes „Le Commerce français“, den anerkannten Sardinesberichten (H.) Paris, ſowie den jüngſten Mittheilungen der Fabrikanten Philippe und Canaud in Nantes, Pellier Frères, Le Maus und Rödel fils in Bordeaux. Am 15. und 16. Juni war der Fang allerdings ein normal guter, es wurden 1 bis 2 Millionen Fiſche gefangen, aber nur kleine Fiſche, 18 bis 22 per ¼ Doſe, die nur als ganz untergeordnete Qualität benutzt werden können. Der Fang dieſer beiden Tage reichte alſo hin, um circa 1000 Kiſten zu fabriciren. In Frankreich werden aber in Durchſchnittsjahren circa 200 000 Kiſten fabricirt und zwar haben die meiſten Fabrikanten in der Regel am 1. Juli die Hälfte ihres Bedarfs gedeckt. In dieſem Jahre aber war am 1. Juli noch nicht der fünfzigſte Theil der früheren Jahre fabricirt. Der Fang dauert noch 2, im günſtigſten Fall noch 2½ Monat, wenn wir aber auf ein gutes Durchſchnittsjahr kommen ſollen, ſo müßten während dieſer Zeit täglich 2 bis 3 Millionen Fiſche von mittlerer Größe 8 bis 10 per ¼ Doſe gefangen werden. Die Wahrſcheinlichkeit hierfür liegt aber fern, denn der Fang, ausgenommen die erwähnten beiden Tage, iſt äußerſt gering, manche Tage ſogar Null. Bisher zahlte man nur für die beſſeren Marken hohe Preiſe, in den letzten Wochen ſtiegen die Preiſe aber ſelbſt für die unbekannteſten Export-Marken ganz bedeutend.

— Der Geometer der finniſchen Regierung, Herr Rodas, berichtet, daß er am 25. Juni d. J. die Höhe eines Loches ſorgfältig gemeſſen hat, welches authentiſchen Berichten zufolge am 25. Juni 1755 zwei Zoll über dem Meeresſpiegel an der Küſte von Oeſterbotten gebohrt worden iſt. Er conſtatirte, daß jener Theil der Küſte in dieſen 127 Jahren um 6 Fuß 4 Zoll, d. h. um mehr als einen halben Zoll jährlich geſtiegen iſt.

— An das ruſſiſche Telegraphennetz wurden 1880 angeſchloſſen 62 Kreisſtädte und 12 andere Orte durch 3762 Werſt neu gelegter Linien. Am 1. Jan. 1881 beſaß

	Linie		Leitung	Stationen
der Staatstelegraph	81 098	Werſt	150 954¾	1157
Eiſenbahntelegraphen	3 352¼	„	42 517	1466
Engliſch-indiſche Linie	3 407	„	7 290	53
Alands-Kabel	92¾	„	92¾	
Sonſtige Privattelegraph.	372¼	„	610	53
Militär-Polizeitelegraph	368¼	„	368¼	109
Zuſammen	88 690½	Werſt	201 832¾	2838

— Die kürzlich erſchienene „Pamjatnaja knischka“ für das Gouvernement Siedlez (Polen) bringt folgende ſtatiſtiſche Angaben für das Jahr 1880: Etwa die Hälfte der Bodenfläche des Gouvernements iſt Ackerland, und ein Fünftheil iſt mit Wald bedeckt. Von den 606 328 Einwohnern waren 145 678 griechiſch-katholiſch, 362 803 katholiſch, 94 567 moſaiſch, 7729 lutheriſch ꝛc., dem Stande nach zählte man 10 373 Adlige, 784 Geiſtliche, 12 052 entlaſſene oder beurlaubte Soldaten, 3106 Ehrenbürger und Kaufleute, 88 357 Kleinbürger, 19 314 Koloniſten, 2487 Fremde ꝛc. An Wohngebäuden gab es in den Städten: 776 ſteinerne, 3659 hölzerne, in den Dörfern aber 950 ſteinerne und 60 713 hölzerne.

Aſien.

— Ueber den letzten Jahrmarkt von Kurgan theilt die „Sibiriſche Zeitung“ mit, daß von den im Geſammtwerthe von 969 500 Rubel zugeführten Waaren nur für 397 659 Rubel verkauft worden ſind. Die Eigenthümlichkeit des Marktes beſtand, der genannten Zeitung zufolge, aber darin, daß die zugeführten Landesprodukte faſt ohne Reſt verkauft wurden, und daß bei Federn, Daunen, Borſten, Haaren, Flachs und Hanf die Nachfrage ſogar das Angebot überwog, während von den zugeführten Manufaktur- und anderen Waaren noch nicht der dritte Theil verkauft wurde.

Inhalt: Eine Pilgerfahrt nach Nedſchd II. (Mit ſechs Abbildungen.) — C. Haberland: Das Brot im Volksglauben III. (Schluß.) — Ein Ritt durch Itſch-ili II. (Schluß.) — E. Metzger: Zauber und Zauberjungen bei den Chineſen I. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Aſien. (Schluß der Redaction 22. Juli 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Eine Pilgerfahrt nach Nedschd.

(Nach dem Englischen der Lady Anne Blunt.)

III.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen der Reisenden.)

Am 14. Januar, dem zweiten Tage ihrer Wanderung durch die große rothe Sandwüste, erreichte die Karawane der Reisenden die Brunnen von Schakik, die, vier an der Zahl, in einem langen, tief in die Nefûd einschneidenden Thale belegen sind. Die Sohle dieses Thals war durchaus frei von Sand und zeigte, ebenso wie auch der Grund der tiefsten Fuldschs, den harten, festen Kiesboden der nördlichen Hochebene, der Hamâd: ein neuer Beweis für Blunt's Annahme, daß diese Ebene sich ohne Unterbrechung nach Süden hin unter der Wüste fortsetzt und von der letztern nur „wie von einer ungeheuren Sandwehe überschüttet ist". Die mehrere Miles von einander entfernten Brunnen von Schakik haben alle die gleiche und sehr bedeutende Tiefe von 225 Fuß; sie sind mit großen Hausteinen ausgemauert und augenscheinlich sehr alt. Die Steine der Einfassungen zeigen schon überall tiefe durch die auf- und abgehenden Seile allmälig eingeriebene Rinnen. Auf dem Marsche des ganzen vorhergehenden Tages war man außer einem mit mehreren Kameelen daherziehenden Roalabeduinen keinem menschlichen Wesen begegnet; heute kündigte sich die Nähe der Brunnen durch mehrfache Begegnungen mit Roala, Howeisin und anderen Beduinenhaufen an, von denen einige ihre Lager am Grunde großer Fuldschs aufgeschlagen hatten. Charakteristisch bei derartigen Begegnungen ist die Kampf- resp. Fluchtbereitschaft, in die sich beide Parteien setzen, sobald sie sich von fern erblicken, und in der sie verharren, bis sie beim Näherkommen einander als ungefährlich erkennen. Man ist eben in steter Erwartung eines ghazû (razzia) oder räuberischen Ueberfalles, der nicht nur den Hauptsport, sondern in gar vielen Fällen auch den Hauptnahrungszweig einzelner Beduinenstämme bildet; freilich darf ein solcher Ueberfall nur gegen Mitglieder feindlicher oder augenblicklich befehdeter Stämme ausgeführt werden. Hatten die Reisenden bei jedem Zusammentreffen dieser Art Gelegenheit, die Aufmerksamkeit und den scharfen Blick ihrer arabischen Begleiter zu bewundern, welche die Stammesangehörigkeit der ihnen Begegnenden nach scheinbar geringfügigen Kennzeichen stets mit der größten Sicherheit erkannten und zu bestimmen wußten, so imponirte ihnen mehr noch die Beobachtungsgabe und der scharfe Ortssinn des alten, von Meskakeh mitgenommenen Führers, der zwischen der unübersehbaren Menge und der verwirrenden Gleichmäßigkeit der Fuldschs und Hügel seinen Weg genau erkannte. Was für Zeichen in den zerrissenen Sandmauern es waren, nach denen der Alte sich richtete, war unerfindlich; von einer etwaigen Kursbestimmung nach dem Stande der Sonne war aber bei ihm ebensowenig die Rede, wie bei der Mehrzahl der heutigen Araber. Auf seinem alten, abgemagerten Kameele sitzend, das ebenso wie er selber kaum noch im Stande schien, die Beschwerden der Reise zu überdauern, ritt er vor dem Zuge her, immer eifrig um sich spähend, meist vollkommen schweigsam und nur mit der ausgestreckten Hand die einzuschlagende Richtung anzeigend. Von Zeit zu Zeit wurde er jedoch red-

Ufer und auf der Oberfläche. Ein der Art sehr ähnlicher, aber größerer Laubfrosch, der Knoblauchfrosch (Pelobates fuscus), ist in Nord- und Mitteldeutschland verbreitet. Er ist ebenfalls ein Nachtier, das sich bei Tage in Erdlöchern verbirgt und nur bei Regenwetter hervorkommt. Seine Stimme ist ein dumpfes Knurren, das sich wie „Knoblauch“ anhört, daher sein Name. Die Kreuzkröte (Bufo calamita) ist ebenfalls ein Nachtier, das sich bei Tage in Erdlöchern verbirgt und nur bei Regenwetter hervorkommt. Sie ist etwas kleiner als die gemeine Kröte, hat eine gelbe Linie auf dem Rücken und ist durch ihre Stimme leicht kenntlich. Sie ist ein Bewohner der Sandgegenden. Auf den Inseln des Mittelmeeres wohnt eine Kreuzkröte mit grünen Flecken, die Wechselkröte (Bufo viridis). Sie

ist noch ein kleines Kirchlein, mit dem Alter in der — die Kunde, wo es ist hier wo Ihnen Schönheit Ruhe bietet im Glück und wo der Jüngste Tag, wo Ihnen Ihnen Ihnen Ihnen Ihnen Ihnen Ihnen Ihnen Ihnen Ihnen

Ein Haus am Strande.

Ostseebad, das in so großer Nähe von Berlin liegt, ist — Sommer hat man einige weitere Erholungsorte, welche Ihnen, besten die Wohnungen vorgenommen Ruhe — Ihnen — Ihnen, welcher Ihnen Ihnen Ihnen Ihnen Ihnen Ihnen Ihnen

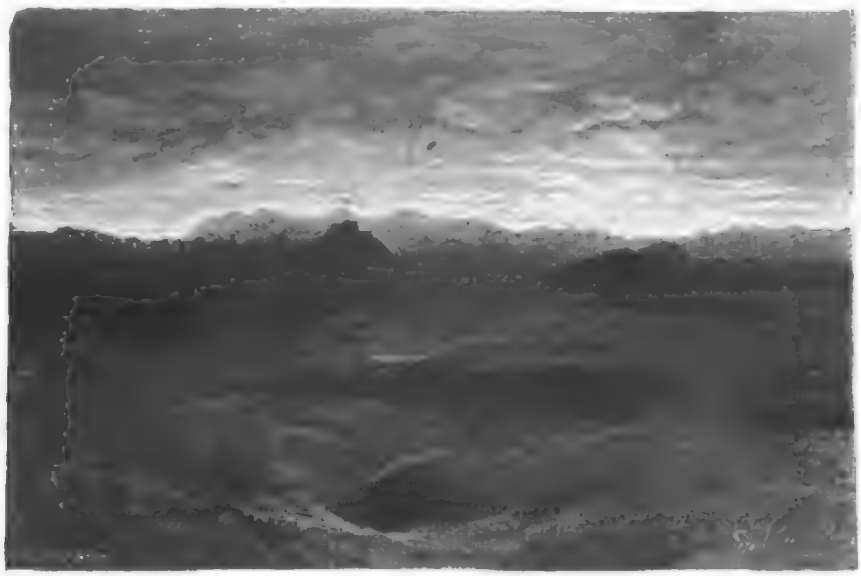
Am Strande.

Ihnen Ihnen Ihnen Ihnen Ihnen Ihnen Ihnen Ihnen Ihnen Ihnen

aus demſelben dunklen, ſtellenweiſe ſchwarz verwitterten Sandſtein der Hamâd, der ohne Zweifel das Material zu den ungeheuren Sandanhäufungen der rothen Wüſte geliefert hat. Sie ſind auch keineswegs kompakte Felsmaſſen, ſondern gleichen eher ungeheuren Steinhaufen. Der größere, der ſogenannte „Scheich der Nefûd“, erhebt ſich ungefähr 300 Fuß, der kleinere nur 100 Fuß über das Niveau der umgebenden Wüſte. Auf der Spitze des klei-

Dorf Igneh am Fuße des Dſchebel Schammar.

nern zeigte das Barometer eine abſolute Höhe von 3220 Fuß an. An einem augenſcheinlich künſtlich aufgeſetzten Steinhaufen, den Blunt hier oben vorfand, entdeckte er die Ueberreſte einer alten Inſchrift, deren wenige Lettern mit denen der Inſchrift vom Sinaï oder dem Wadi Mokattib übereinſtimmten. Eine Umſchau von dieſem Punkte ließ die reihenförmige Anordnung der Fuldſchs deutlich erkennen und zugleich auch, daß dieſelben in der nähern Umgebung



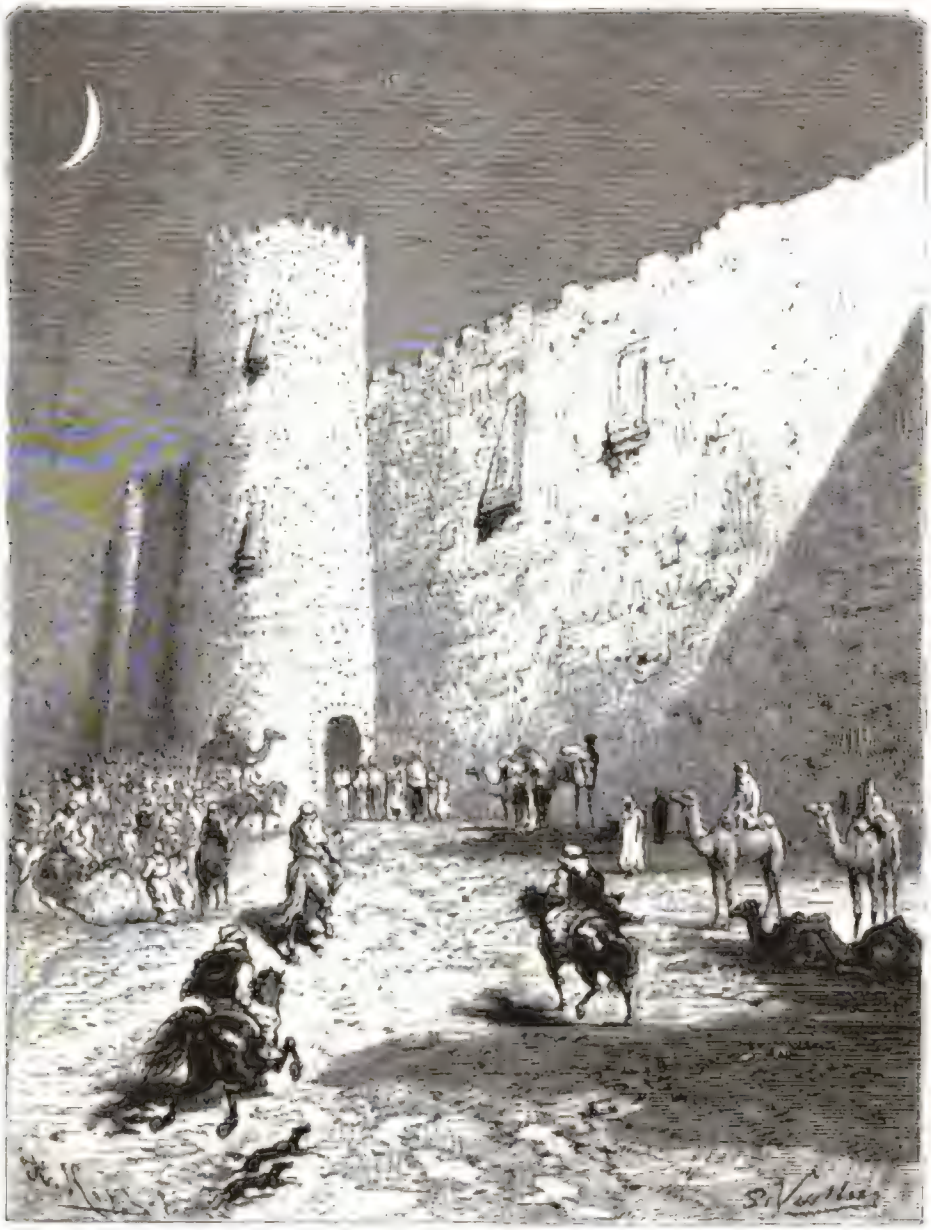
Blick auf Dſchebel Schammar.

der Felſen (einige Miles weit nach Norden und nach Süden) in größeren Zwiſchenräumen von einander lagen. Die Felſen von Aalem gelten gemeinhin für den Mittelpunkt der Nefûd, die ſich von hier aus etwa 200 Miles weit nach Oſten und nach Weſten und 70 bis 80 Miles nordwärts und ſüdwärts erſtrecken ſoll.“

Der nächſte Tag (17. Januar), der mit ſcharfem Froſt begann, wurde im weitern Verlaufe drückend heiß. Der Sand trocknete unter der brennenden Sonne wieder vollſtändig aus, und die ſchon ermatteten Kameele kamen nur äußerſt langſam vorwärts; um ſie zu ſchonen mußten ſämmtliche Leute zu Fuß nebenher gehen. Sehr auffallend und

Digitized by Google

vollkommen unerklärlich, da ſich weder im Niveau noch in den Beſtandtheilen des Bodens etwas geändert, war die vollſtändig veränderte Vegetation, ſeitdem man Aalem verlaſſen hatte. Die Ghadabüſche ſchienen plötzlich vollſtändig verſchwunden zu ſein; an ihrer Stelle trat die bisher ſeltene Yerta jetzt ungemein häufig auf: ein unangenehmer Tauſch, da das Holz der letztern bei weitem nicht den Werth der Ghada als Brennholz erreicht. Bei der Verkohlung giebt Ghadaholz ein Produkt, das es an Feinheit mit der beſten Zeichenkohle aufnimmt. Viel mehr als zuvor zeigte ſich jetzt auch das ſogenannte nassî, ein als Kameelfutter gern verwendetes Gras, und das hamar, eine „bläulich-weiße, ſtachlichte Pflanze“, die von den Pferden gern gefreſſen wird; das adr, das Lady Blunt hier als einen „Buſch(?) mit ſteifen grünen Blättern und bräunlich gelben Blüthen“ erwähnt, kommt auch noch ſüdlich von Aalem ſehr häufig vor.



Schloß des Emirs von Haïl.

Am Nachmittag des 17. erreichte man endlich eine Stelle, von wo aus man die am ſüdlichen Horizont auftauchenden Berge von Dſchobba erblicken konnte; das Barometer zeigte hier eine Höhe von 3040 Fuß an. Da man von demſelben Punkte nach Norden hin auch noch die Felſen von Aalem wahrnahm, wurde hier ein längerer Aufenthalt zur Orts- und Routenbeſtimmung gemacht. Die beiden nächſten Tage, in denen das ſchon einmal erblickte Ziel wieder in unerreichbare Ferne zu entſchwinden ſchien, waren für Menſchen und Thiere der Karawane gleich ſchwer. Der Sand ſchien immer tiefer zu werden, die Kameele, von denen einige vor übergroßem Durſt nicht mehr freſſen mochten, konnten kaum ſich ſelber, geſchweige denn die Laſten tragen; nur ein ungewöhnlich ſtarkes und großes Thier hielt aus, und ihm wurde allmälig ein Theil der Laſten nach dem andern aufgebürdet. Am 19. Januar legte man nur eine Mile in der Stunde zurück; die Leute, die bis hierher verhältnißmäßig guten Muth gezeigt hatten, wurden ernſt und ſchweig-

ben. Ich schätze diesen Kampf auf ungefähr 10 Minuten, dann gab der jüngere Bruder, weniger stark und mit Verlust mehrerer Schuppen, nach und suchte sich durch schnelle Flucht Rettung zu bringen. Er hatte aber seinen Gegner unterschätzt, denn dieser war ihm in kurzer Zeit auf den Fersen und in kurzer Entfernung hinter ihm. Als der jüngere Bruder sah, daß er seinem Gegner nicht entfliehen konnte, wendete er sich plötzlich um und versuchte durch Beißen und Stoßen mit dem Kopf sich Luft zu machen, aber der ältere Bruder war ihm zu stark und zu gewandt, er umschlang ihn mit seinem Körper, drückte ihn zu Boden und begann seine Arbeit.

Kämpfende Klapperschlangen. (Nach einer Photographie.)

Schlangen der Wüstenregion. (Nach einer Photographie.)

Schade. Ich ließ den armen, besiegten Bruder in seine Freiheit, denn ich hatte Mitleid mit ihm, und ich wollte ihn nicht noch mehr quälen. Ich ließ ihn laufen, und er lief, was er laufen konnte. Zog es und zog den gewaltigen Körper seines Bruders hinter sich her, als ob dieser nur ein Spielzeug wäre. Ich ließ ihn ungefähr 100 Meter laufen, dann ging ich ihm nach, faßte ihn beim Schwanze, zog ihn einigemal herum, daß er ganz betäubt war, und schlug ihn dann mit einem Stocke tot. Während dieser ganzen Arbeit, welche mir ziemlich schwer wurde, hatte der ältere Bruder sich nicht gerührt, sondern ruhig zugesehen, wie sein jüngerer Bruder getötet wurde. Als ich mit meiner Arbeit fertig war, ging er ruhig seines Weges, nahm Abschied von seinem Bruder und kroch dann in sein Loch. Ich habe noch oft Gelegenheit gehabt, diese Schlangen zu beobachten, aber nie wieder habe ich einen Kampf zwischen ihnen gesehen.

Ein anderer Kampf, den ich zwischen einer Klapperschlange und einer Schlange, welche Pituophis Catenifer genannt wird, beobachtete, war folgender: Ich hatte eine Klapperschlange, welche ich in einem Käfig hielt, und eine Pituophis Catenifer, welche ich in einem andern Käfig hielt, in meinem Zimmer. Ich hatte beide Käfige nebeneinander gestellt, und ich wollte sehen, was geschehen würde, wenn ich die beiden Käfige öffnete. Ich öffnete die Käfige, und die Klapperschlange kroch heraus, ringelte sich und machte sich zum Kampfe bereit. Die Pituophis Catenifer kroch heraus, ringelte sich auch und machte sich zum Kampfe bereit. Beide Schlangen waren ungefähr gleich groß und gleich stark. Sie kämpften ungefähr 15 Minuten, dann gab die Pituophis Catenifer nach und suchte durch Flucht sich zu retten. Die Klapperschlange folgte ihr, und als sie sie eingeholt hatte, biß sie sie tot. Sie ließ sie dann liegen, ohne sie zu fressen.

Ich habe noch viele Kämpfe zwischen Klapperschlangen und Schlangen beobachtet, welche ich hier nicht alle beschreiben will, da sie sich alle ähnlich sind. Ich will nur noch einen Kampf beschreiben, welcher mir besonders auffiel, weil er so lange dauerte.

Ich hatte eine Klapperschlange, welche ich auf einer Farm in Arizona gefangen hatte, und eine Schlange, welche ich in Kalifornien gefangen hatte, in meinem Zimmer. Ich hatte sie in einem Käfig, und ich wollte sehen, was geschehen würde, wenn ich sie in einen Käfig mit der Klapperschlange setzte. Ich setzte sie hinein, und sie begann sofort den Kampf. Sie kämpften ungefähr 20 Minuten, dann gab die Schlange nach und suchte durch Flucht sich zu retten. Die Klapperschlange folgte ihr, und als sie sie eingeholt hatte, biß sie sie tot. Sie ließ sie dann liegen, ohne sie zu fressen.

Ich habe noch viele Kämpfe zwischen Klapperschlangen und Schlangen beobachtet, welche ich hier nicht alle beschreiben will, da sie sich alle ähnlich sind. Ich will nur noch einen Kampf beschreiben, welcher mir besonders auffiel, weil er so lange dauerte.

Ich hatte eine Klapperschlange, welche ich auf einer Farm in Arizona gefangen hatte, und eine Schlange, welche ich in Kalifornien gefangen hatte, in meinem Zimmer. Ich hatte sie in einem Käfig, und ich wollte sehen, was geschehen würde, wenn ich sie in einen Käfig mit der Klapperschlange setzte. Ich setzte sie hinein, und sie begann sofort den Kampf. Sie kämpften ungefähr 20 Minuten, dann gab die Schlange nach und suchte durch Flucht sich zu retten. Die Klapperschlange folgte ihr, und als sie sie eingeholt hatte, biß sie sie tot. Sie ließ sie dann liegen, ohne sie zu fressen.

Digitized by Google

21. die Wanderung wieder angetreten. Die Nefûd mit ihren Fuldſchs und Sandhügeln zeigte ſich hier unverändert, der ſtellenweis reiche Graswuchs friſch und grün. Am erſten Tage traf man wieder auf zahlreiche Antilopen- und auch mehrere unverkennbare Wolfsſpuren. Von Vögeln wurde ein Buſſard und ein grauer Würger geſehen. Als einen Vorboten der Civiliſation, der man ſich wieder näherte, begrüßte man einen Schäfer, der ſich mit ſeiner aus 40 Schafen beſtehenden Herde auf dem Wege nach Haïl befand. Dort ſollte, wie er ſagte, in den nächſten Tagen der Zug der von Mekka zurückkehrenden perſiſchen Pilger eintreffen; ihnen wollte er ſeine Thiere verkaufen. Die Schafe von Nedſchd haben mehr Aehnlichkeit mit Ziegen, als mit unſerm Schaf. Es ſind ſchlanke, hochbeinige Thiere, mit langem, ſeidenartigem Haar anſtatt der Wolle; langen, hängenden Ohren und glattem Geſicht. Körper und Füße ſind ſchwarz; der Kopf weiß, jedoch mit ſchwarzen Flecken um die Augen und ſchwarzer Naſe.

Am Nachmittag des 22. Januar hatte man von einem hohen Sandhügel aus zuerſt einen ſchönen Blick auf die Kette des Dſchebel Schammar, die ſich mit ſeltſam geſtalteten, an die Sierra Guadarama erinnernden Gipfeln weithin nach Oſten und Weſten erſtreckte. Am folgenden Tage, Vormittags, erreichte man Igneh, ein kleines, am Fuße der Berge gelegenes Dorf, das außer ſeinen Palmengärten eine Umgebung von größeren, gut bewäſſerten und nicht ummauerten Gerſtenfeldern aufzuweiſen hat, die ihm einen ebenſo ſeltenen wie freundlichen Anſtrich von „Ländlichkeit“ geben. Unmittelbar hinter Igneh kommt man auf harten Boden; es iſt nicht mehr der Sandſtein von Dſchôf und Dſchobba, ſondern ſein zerbröckelter Granit, der ihn bedeckt. Allenthalben auf der Ebene zeigen ſich einzelne Blöcke rothen Granits, hin und wieder auch Gruppen kleiner rundlicher Felsſtücke, zwiſchen denen Grün emporwuchert. Die Vegetation hat ſich vollſtändig verändert; von den Pflanzen der Nefûd iſt hier nichts zu ſehen, anſtatt ihrer erkannte Lady Blunt verſchiedene Sträucher einiger ihr vom Sinaï her bekannter Arten; auch kleine Akazien der von den Pilgern „Feuriger Buſch“ genannten Art, ſowie auch ein dickblättriges, dicht am Boden ſich ausbreitendes Gewächs, das von den Arabern „gheyseh“ genannt und als beſonders heilſam für die Augen hoch geſchätzt wird. Das Gebirge, das aus dieſer ſchmalen Ebene allmälig anſteigt, iſt von einer unglaublichen Schönheit. Im Vordergrunde ſteigen einzelne Gipfel inſelartig empor; ſchroffe Abhänge und weit vorſpringende Teils geben ihnen ein phantaſtiſches Ausſehen; weiter hinten zieht ſich die blaue Bergkette, die nur ſelten von einem ſchluchtartigen Thale unterbrochen zu ſein ſcheint und ſich faſt ebenſo abrupt wie der Sinaï ohne eigentliche Vorberge oder vorgelagertes Hügelland aus der Ebene erhebt. Das Lager der Reiſenden befand ſich auf dieſer Ebene in einer Höhe von 3870 Fuß über dem Meere.

Nachdem man am 23. den Führer nach Haïl vorangeſandt und durch ihn die Erlaubniß des Emirs zum Betreten der Stadt erlangt hatte, machte man ſich in der Frühe des nächſten Morgens auf den Weg. Die Stadt liegt am öſtlichen, nicht am ſüdlichen Abhange des Gebirges, wie die Reiſenden vermuthet hatten. So führte der Weg nicht hinüber, ſondern längs der Berge auf der Ebene hin. Zwei anſehnliche Dörfer, El Akeyt und El Uta, wurden paſſirt; endlich, nachdem man einen niedrigen nach Weſten ziehenden Hügelrücken überſchritten hatte, ſah man Haïl vor ſich liegen: eine große, durch die vielen zwiſchen den Häuſern liegenden Palmengärten aber wenig impoſante Stadt, von einer etwa zwölf Fuß hohen Mauer umgeben. Einen großartigen Eindruck macht nur das gewaltige Schloß, das an der Nordſeite der Stadt ſich erhebt, ein koloſſaler Bau mit ſtarken, 50 bis 60 Fuß hohen Mauern und runden Thürmen. Am Thore der Stadt von einem Beamten des Emirs und einer militäriſchen Wache empfangen, wurden die Reiſenden ſogleich nach dem zu ihrer Aufnahme beſtimmten Hauſe geleitet. Den erſten Eindruck, den ſie von den Straßen von Haïl empfing, ſchildert Lady Blunt als den einer „unbehaglichen, gewiſſermaßen unnatürlichen Sauberkeit und Ordnung“. Es ſah aus, als könnte zwiſchen dieſen glänzend weißen Mauern auf dem reingefegten Boden der Straßen nie das rege Leben und Treiben einer großen Stadt ſich entfalten oder entfaltet haben.

Das Haus, das zum Empfange der Reiſenden hergerichtet war, lag nahe bei dem Schloſſe. Es war, wie die Mehrzahl der arabiſchen Wohnhäuſer, ein Doppelhaus, deſſen eine aus der Kawah und zwei kleinen Zimmern beſtehende Abtheilung für die Männer beſtimmt iſt, während die andere, die einen kleinen Hof, eine offene Halle und hinter derſelben zwei Kammern zu enthalten pflegt, gewöhnlich als Harem benutzt wird. Eine beſondere Annehmlichkeit bei dieſem Hauſe war, daß es gegen die Straße durch eine hohe Mauer mit einer verſchließbaren Thür geſchützt war, ſowie, daß auch die inneren Räume ſämmtlich mit eigenthümlichen hölzernen Schlöſſern und ebenſolchen Schlüſſeln verwahrt werden konnten.

Zauber und Zauberjungen bei den Chineſen.

Von **E. Metzger.**

II.

Die Meſſerleiter iſt manchmal mehr als ſechs Meter hoch; ſie wird aus zwei ſenkrechten Bambus gebildet, zwiſchen denen, nach Art der Sproſſen, Meſſer mit der Schneide nach oben eingeſetzt ſind. Häufig iſt auf jedes Meſſer ein Amulet von Papier aufgeklebt, welches den Zauberjungen beſchützen ſoll, möglicherweiſe aber keinen andern Zweck hat, als zu verbergen, daß die Klinge ſtumpf iſt. Die Zauberer, welche die Leiter beſteigen ſollen, müſſen, wie dies bei jedem Fall von einiger Bedeutung nöthig, ſich erſt durch Gebet und Faſten reinigen, ehe ſie zu ihrem Dienſte zugelaſſen werden. Sie ſondern ſich in einem für dieſe Vorbereitung beſtimmten Häuschen ab und bleiben drei Tage ohne alle Speiſe und ohne andern Trunk als Waſſer oder Thee in demſelben. Sie murmeln dort ihre Gebete und Beſchwörungen und verlaſſen ihren Aufenthaltsort erſt, wenn der Feſttag angebrochen iſt. In dieſem Zuſtand müſſen ſie ſich auf die Leiter begeben.

Sie ſind von oben bis unten mit Amuleten behangen

und erſteigen die Leiter an einer Seite, um an der andern hinunter zu ſteigen. Während dies vor ſich geht, ertönt die aufregende Muſik der Gongs und der Trommeln und die Künſtler werfen Zauberpapiere mit geheimnißvollen Schriftzügen und Amulete unter das Volk. Jeder, dem es gelingt, ein ſolches Zeichen zu erwerben, fühlt ſich ſehr glücklich, da man glaubt, daß der Beſitz eines ſolchen dieſelbe Kraft verleiht, welche dem Zauberer eigen iſt und die vom Volk überſchätzt wird.

Die Meſſerbrücke iſt eine horizontal liegende Meſſerleiter, bei der die Klingen ſo eingeſetzt ſind, daß die Schärfe nach oben gekehrt iſt. Trotzdem die Quälereien, welche die Zauberjungen ſich auflegen, wohl geeignet ſind, die Aufmerkſamkeit zu erregen, ſchenkt ihnen das Volk im Allgemeinen keine beſondere Beachtung; es iſt eben nur zu häufig in der Gelegenheit, dies Schauſpiel zu ſehen, wieder ein Beweis für die praktiſche Richtung, da man, wie erwähnt, ſich Mühe giebt, der Amulete, von denen man ſich Vortheil verſpricht, mächtig zu werden; den Perſonen aber, die durch ihre Leiden den Amuleten die wunderthätige Kraft verleihen, ſchenkt man keine Beachtung, wie denn überhaupt der Chineſe im Allgemeinen die äußeren Zeichen ſeiner Religion mit vollſtändiger Gleichgültigkeit betrachtet.

Wie ſchon erwähnt, werden die „Jungen“ für ihre Produktionen bezahlt, trotzdem glaube ich entſchieden, daß ſie doch ſich in einem ekſtatiſchen Zuſtande befinden, weil ſie, welches auch der Grund ſein mag, weshalb ſie ſich zu dieſen Aufführungen hergeben, ſei es auch nur die reine Sucht nach Gewinn, doch immerhin in der Meinung verkehren, daß wirklich ihr Körper beſtimmt iſt, den Geiſtern zur fleiſchlichen Hülle zu dienen, und in dieſer Weiſe ein Zuſtand in ihnen erzeugt wird, den die Prieſter benutzen, um die Maſſe des Volks glauben zu machen, daß man es wirklich mit übernatürlichen Geſchöpfen zu thun hat, welche ſich der körperlichen Form bedienen, um dem Zug des Götzen, für Alle ſichtbar, folgen zu können. Der Glanz der Proceſſion wird vermehrt, das Intereſſe des Volks erregt und lebendig erhalten, weil ſich jetzt Fleiſch gewordene Götter in der Geſtalt von Zauberjungen in derſelben bewegen, und — hier zeigt ſich wieder die praktiſche Seite der Chineſen — ſie geben ja Amulete her und können ſich dem gewöhnlichen Menſchen auch in anderer Weiſe nützlich machen. Natürlich wird dann dieſes Schneiden und Quälen und alle die Martern, denen die Zauberjungen ſich unterwerfen, benutzt, um das Volk glauben zu machen, daß der in den Körper des Zauberers gefahrene Gott demſelben nicht nur hilft, daß er keine Schmerzen empfindet, ſondern auch alle nachtheiligen Folgen ſeiner Verwundungen von ihm fern hält, ſo daß ihre Wunden mit überraſchender Schnelligkeit heilen. Zu dieſem Zweck bedecken die Zauberer dieſelben mit einem Amulet von Papier, auf welchem geheimnißvolle Zeichen geſchrieben ſind, trinken Waſſer und anderes Getränk, in welches ſie die Aſche von ſolchen Amuleten gemengt haben, verſchmähen jedoch, wie de Groot hinzuſetzt, höchſt wahrſcheinlich die mehr praktiſchen Salben auch nicht. Es iſt meiner Anſicht nach ſehr zu bedauern, daß er keine Gelegenheit gehabt zu haben ſcheint, ſich Sicherheit zu verſchaffen, ob ſie die gewöhnlichen Heilmittel ganz verſchmähen.

In Niederländiſch-Indien ſieht man dieſe Sachen nur in ſehr kleinem Maßſtab und ſelten; wie es ſcheint, werden die Zauberer an der Ausübung ihrer Kunſtſtücke verhindert, wie man aus der oben erwähnten Konfiskation verſchiedener Marterwerkzeuge ſchließen kann, oder ſie betreiben dieſelben ganz im Geheimen. Wenn auch, wie ich ſchon einmal in einem andern in dieſem Blatt erſchienenen Aufſatz erwähnte [1]), die niederländiſch-indiſche Regierung allen Religionen gegenüber recht tolerant iſt, ſo liebt ſie doch keine Erſcheinungen, welche ſich über das Gewöhnliche erheben und mit dem eigentlichen Gottesdienſt nichts zu thun haben; man betrachtet deshalb alle Propheten, Seher, Viſionäre, unverwundbare Menſchen und Auferſtandenen als für die Ruhe der Gemüther ſehr gefährliche Menſchen; wirklich haben ſie auch bei allen Unruhen, ſei es, daß dieſelben von Eingeborenen oder von Chineſen ausgingen, eine ſehr große Rolle geſpielt.

Was übrigens gewöhnlich als „Zauber“ von den Chineſen gegen Bezahlung gezeigt wird, beſchränkt ſich großentheils auf allgemein bekannte Taſchenſpielerſtücke, wobei auch das (wirkliche) Herunterſtoßen einer ſcharfen Waffe mit ſehr langer Klinge durch den Mund bis in den Magen (habe ich wohl behaupten hören und der Länge der Waffe nach ſollte ich die Behauptung für richtig halten) und das Zermalmen von Glas durch Kauen eine große Rolle ſpielen. Bei allen dieſen Kunſtſtücken wird übrigens wohl weder durch Chineſen noch durch Eingeborene an übernatürlichen Einfluß geglaubt.

Dagegen glaubt das Volk an die Kraft der Zauberer in anderer Beziehung, oder wenigſtens an die ihnen innewohnende Kraft der Götter. So kommt es vor, daß man in Krankheiten, in welchen die Patienten von den Aerzten aufgegeben ſind, die Hülfe des Gottes anruft. Es kommt dann zunächſt darauf an, ſeine Erlaubniß zu erhalten, ſein Bild aus dem Tempel zu dem Kranken zu bringen; unter Gebet und Opfern wartet man auf ſeine Zuſtimmung zu dem Zuge. Man wirft Würfel; fallen ſie ungünſtig, ſo wird neuer Weihrauch entzündet, werden neue Opfer gebracht und hiermit fortgefahren, bis ein glücklicher Wurf folgt. Sein Bild wird nun ohne beſondere Feierlichkeit zu dem Kranken getragen, ein „Zauberjunge“ mit ſeinem Meſſer und ſeinem Schwert folgt, ſticht ſich das Meſſer durch die Wangen und zerfleiſcht ſich den Rücken mit ſeinem Schwerte; in dieſem Zuſtand der Ekſtaſe giebt er allerlei Aufklärung über die Art der Krankheit und die Heilmittel, die dagegen angewandt werden ſollen. Manchmal wird auch der Gott ſelbſt gefragt; das Ende einer der Stangen, mittels welcher die Sänfte, in der er ſich befindet, getragen wird, wird auf einen Tiſch gelegt und nun bringt der Gott, wenn er günſtig geſtimmt iſt, die Sänfte incl. Träger in eine ſolche Bewegung, daß der Name der Krankheit in geheimnißvollen Zeichen auf dem Tiſch aufgezeichnet wird. Natürlich weiß man, wenn man einmal den Namen kennt, auch welche Arzneimittel angewendet werden müſſen. Wenn der Götze ſich unwillig zeigt, ſeinen Beiſtand in dieſer Weiſe zu leihen, ſo zieht die ganze Geſellſchaft wieder ab und der Gott leitet die Schritte der Träger ſeines Bildes vor irgend ein Haus, wo man Heilmittel findet. Ein ſolcher Zug geht mit einer gewiſſen Feierlichkeit vor ſich; ein Verwandter des Kranken mit ſeinem ſchönſten Hut auf dem Kopf begleitet denſelben unter den Schlägen eines Gongs, ein Junge mit einer ſchwarzen Fahne neben ihm, auf der Sänfte des Gottes brennen Lichter, an der Lehne ſeines Stuhls ſind fünf Fähnchen von verſchiedener Farbe, roth, blau, weiß, ſchwarz, gelb, angebracht. Wenn der Apotheker die Träger nach ihrem Verlangen fragt, bekommt er keine Antwort — ſie wiſſen es ja ſelber nicht — und er muß ſich an den Gott ſelbſt wenden. Zu dieſem Zweck nennt der Verwandte den Namen der Krankheit, der Apotheker ſtellt nach und nach alle Mittel, die ihm einfallen, auf den Tiſch; hat er das richtige

[1]) „Globus“ 17, S. 219.

getroffen, ſo drückt der Gott den Stuhl ein wenig voraus, wenn das dargebotene Arzneimittel nicht das richtige iſt, drängt er die Träger zurück; dies dauert zuweilen ziemlich lange und manchmal nimmt man auch verſchiedene Mittel mit. Wird der Kranke beſſer, ſo empfängt der Gott eine reichliche Belohnung an Goldpapier, Weihrauch u. ſ. w.; ſtirbt er, ſo macht niemand ihm und den Trägern einen Vorwurf.

Wenn man den Beſuch des Gottes in Geſtalt ſeines Bildes vermeiden will, ruft man die Hilfe von zwei Zauberjungen an. Dieſe martern ſich am Krankenbett, um ſich in die richtige Stimmung zu bringen, dann faſſen beide einen in der Mitte zuſammengebogenen Pfirſich- oder Weidenzweig, jeder an einem Ende, und laufen damit durch die Straßen, wie von einer höhern Macht getrieben, hin und her. Endlich kehren ſie an das Krankenbett zurück, wo unterdeſſen ein Tiſch, deſſen Platte mit feinem Sande oder ähnlichen Stoffen beſtreut iſt, bereit geſtellt wurde. Nun wird das gebogene Ende dem Sande genähert und fängt da an allerlei merkwürdige Zeichen niederzuſchreiben, aus denen durch die Eingeweihten der Name der Krankheit und der Medicin entziffert wird. Doch iſt es auch genügend, wenn nur an einem Ende des Zweiges ſich ein Zauberer befindet, und das andere in profaner Hand ruht.

Uebrigens giebt es auch eine Art von weiblichen Medien, die namentlich durch das ſchönere Geſchlecht in Thätigkeit geſetzt werden, um ſich mit verſtorbenen Verwandten zu unterhalten. Sobald dieſe „Puppentante“ gerufen wird, um Hilfe zu leiſten, wird zunächſt den Göttern geopfert, dann überzeugt man ſich, ob kein Mann in der Nähe iſt, weiter aber müſſen alle klaſſiſchen Werke, namentlich die „große Lehre des Confucius“ (die allem Zauber gefährlich zu ſein ſcheinen), aus dem Zimmer entfernt werden. Die „Puppentante“ ſetzt ſich nieder, fällt ſcheinbar in Krämpfe, während der Schweiß über ihre Stirn ſtrömt, dann wandert die Seele in die Unterwelt. Nach einigen Augenblicken ſcheint der Körper wieder lebendig zu werden, ſie ſpricht abgebrochen über den Todten, wird auch wohl über ihn befragt, und antwortet, wenn ihr dies möglich iſt. Wenn dies nicht der Fall iſt oder wenn die Sache lange genug gedauert hat, ſcheint ſie plötzlich zu erwachen, empfängt ihre Bezahlung und giebt an einem andern Ort eine weitere Vorſtellung. Dieſelbe Scene wird noch auf eine andere Weiſe aufgeführt, wobei eine Puppe das Medium bildet, doch gehört dies mehr zur ſchwarzen Magie. Im Allgemeinen jedoch werden alle dieſe Sachen durch die gebildeten Chineſen mit Verachtung behandelt; die Zauberer werden nicht einmal einer der vier Klaſſen zugezählt.

Streifzüge in Süd-Californien.

Von **Theodor Kirchhoff.**

I.

Südwärts nach Santa Barbara.

Dem Reiſenden, welcher das ſüdliche Californien beſuchen will, ſtehen von San Francisco zwei Routen dorthin offen: die eine mit der Central- und Südpacificbahn durch das San Joaquinthal und die Mohavewüſte auf der mittlern Längenachſe des Staates direkt nach Los Angeles (482 Miles); die andere, näher an der Küſte, mit dem weſtlichen Zweige der Südpacificbahn durch das Santa-Clara- und das Salinasthal nach Soledad, von dort mit der Stagekutſche nach San Luis Obispo, und weiter über Santa Barbara und San Buena Ventura — entweder in Poſtkutſchen zu Lande, oder in Küſtendampfern von Hafen zu Hafen — ebenfalls nach Los Angeles, dem Handelsemporium jenes blühenden Gebiets. Ich lade den Leſer ein, mich auf einer Reiſe auf letzterer bei Weitem intereſſantern, der ſogenannten Küſtenroute nach dem Süden des Goldſtaats, zu begleiten, welche ich zu wiederholten Malen und zwar zuletzt im Sommer 1881 zurücklegte.

Die Eiſenbahnfahrt von San Francisco direkt ſüdwärts nach Soledad (143 Miles) gewährt dem Reiſenden ein treffliches Bild von den reichen californiſchen Ackerbaudiſtrikten. Bis nach der „Gartenſtadt“ San José führt die Bahn in einer Länge von 50 Miles durch das ſchöne Santa-Clara-Thal bei einer Reihe von blühenden Landſtädtchen und prächtigen Villen der Millionäre San Franciscos vorbei, durch eine mit parkähnlichem Baumwuchs geſchmückte Ebene, die im Weſten vom Küſtengebirge, im Oſten von den ſüdlichen Ausläufern der Mount-Diablo-Range, wo der Mount Hamilton bis 4440 Fuß Höhe aufragt, begrenzt wird [1]). Der rege Eiſenbahnverkehr zwiſchen San Francisco und San José (12 567 Einwohner [2]), welche Plätze durch zwei Schienenwege — je einer an jeder Seite der großen Bai — mit einander verbunden ſind, ſpricht deutlich genug für die hohe Kulturentwickelung dieſes Theiles von Californien.

Von San José zweigt ſich gen Weſten eine 30 Miles lange engſpurige Eiſenbahn nach Santa Cruz (3898 Einwohner) ab, dem Hauptorte an der Bai von Monterey, welche Stadt mit ihren am weißen Strande ausgebreiteten Badehäuſern und dem freundlich ländlichen Aeußern eine Lieblingsſommerfriſche der San Franciscoer geworden iſt. Dieſe Bahn führt über das romantiſche Küſtengebirge durch eine der ſchönſten Hochwaldungen Californiens. Die mehrere hundert Fuß aufſtrebenden gewaltigen Rothtannen (red woods) erregen dort die Bewunderung jedes Reiſenden; der Blick in die waldumſchloſſenen Thäler, die blumenreiche Vegetation, der bereits ſüdliche Farbenſchmelz des Landſchaftsbildes, die Ausſicht von der Höhe auf das zwiſchen grünen Hügeln maleriſch eingeniſtete Santa Cruz und den weiten blinkenden Spiegel des Stillen Oceans bilden zuſammengenommen eine Reihe von unvergeßlichen Bildern.

Bei einer Fahrt mit der Eiſenbahn verliert man aber

[1]) Siehe Globus XXIX, Nr. 9 und 10: „Das Santa-Clara-Thal.“

[2]) Alle Bevölkerungsangaben ſind dem V.-St.-Cenſus von 1880 entnommen.

leider den Anblick mancher Sehenswürdigkeit, und man gewinnt z. B. bei dem raschen Vorübereilen nur einen unbestimmten Eindruck von der Größe der Rothtannen. Das „Hotel de Redwood“ imponirte mir vor sechs Jahren bedeutend. Damals existirte die Eisenbahn noch nicht, und ich sprach bei einer Stagefahrt durchs Gebirge in diesem originellen Gasthause vor. Dasselbe ist in eine gewaltige Rothtanne hineingebaut worden: unten das Schänkzimmer, oben die Schlafkabinen — drei Stockwerke — im Baum!

Der die Bai von Monterey umschließende Landstrich ist eine Zierde von Californien. Obstgärten, reiche Farmen, Weinberge, Villen, Seebäder und Vergnügungsorte reihen sich dort aneinander. Ein hohes Vorgebirge schützt Santa Cruz vor den Nordwinden und giebt diesem Platze eine so angenehme gleichmäßige Temperatur, als befände man sich hundert Meilen weiter südlich. Die prächtigen Thäler des nahen Küstengebirges bieten dem Besucher dieses californischen Nizza eine solche Fülle von schönen Ausflugspunkten, daß ihm die Wahl oft schwer fallen wird, wohin er sich begeben soll. Der Blick vom Strande über die grünen Ufergelände und die 28 Miles breite Bai hinüber nach Monterey, wo eine langgestreckte malerische Bergkette das Panorama im Süden begrenzt, ist herrlich. Der Fremde meint hier ein altes Kulturland, anstatt erst vor einem kurzen Menschenalter besiedeltes Gebiet vor Augen zu haben.

Die Hauptbahn führt von San José südwärts über Gilroy (1621 Einwohner) nach Watsonville (1799 Einwohner), dem Centrum des fruchtbaren Pajaro- (sprich: Pächärō) Thales, von wo sich eine andere engspurige Bahn, am Ufer der Montereybai hinlaufend, nach Santa Cruz abzweigt. Bald darauf treten wir in das Salinasthal ein, welches von der Eisenbahn seiner ganzen Länge nach südwärts bis nach Soledad durchzogen wird. Während im Santa-Clara-Thal die Zucht von halbtropischen Früchten — Mandeln, Feigen ꝛc. — und der Anbau von feinen Obstarten, die in Masse nach den östlichen Staaten exportirt werden, den Haupterwerbszweig der rührigen Bevölkerung bilden, sind das Pajaro- und das Salinasthal wahre Weizenkammern geworden. Es ist eine Freude, diese unermeßlichen, wohlkultivirten Getreidefelder vor den Augen vorbeifliegen zu sehen, wenn man auf der Eisenbahn jene reichen Thäler durcheilt. Die californischen Landstädte gewähren einen überaus behäbigen Anblick. Schmucke Geschäftshäuser, ansehnliche Hotels, freundliche Privatwohnungen und eine mehr städtisch als ländlich sich ausnehmende Bevölkerung überzeugen den Fremden auf den ersten Blick, daß hier der Wohlstand, der große Träger der Kultur, eine Heimstätte gefunden hat.

In dem kurzen Zeitraume eines Menschenalters hat die Energie der anglo-germanischen Neuankömmlinge die Hilfsquellen dieses Landes rapide entwickelt. Die Ueberbleibsel der mehr als hundert Jahre ihnen vorangegangenen spanisch-mexikanischen Herrschaft nehmen sich heute wie Ruinen aus, die bald ganz vom Erdboden verschwinden müssen. Im Spiel und leichtsinnigen Leben entäußerten sich die früheren Besitzer des Landes unglaublich schnell ihrer irdischen Güter, und jetzt sind sie die verachtete Race geworden. Vom Werthe des Geldes hatten diese „Greasers“ und Hidalgos nie eine Ahnung. Stellte sich Ebbe in ihren Taschen ein, so borgten sie von den Amerikanern zu lächerlich hohem Zinsfuß, was sie gerade gebrauchten, verpfändeten und verloren einen Theil ihres Grundbesitzes nach dem andern, und wurden schließlich von ihren Gläubigern aus Haus und Hof gejagt und auf die Straße gesetzt. Jetzt sind sie die Parias der Gesellschaft geworden, und da sie zum Arbeiten zu stolz und zu träge sind, so wird es ihnen unmöglich sich wieder emporzuraffen, und sie verschwinden allmälig von der Weltbühne. Niemand wird dies bedauern. In Amerika gilt das Sprüchwort: „Jeder sorge für sich selber, und der Teufel hole den Letzten!“ (Everybody for himself and the Devil catches the hindmost.) Die spanisch-mexikanische Bevölkerung in Californien hat der Teufel bereits beim Kragen gepackt; und schwerlich wird er sie wieder loslassen — zum Segen der Kultur! —

Acht Miles nördlich von Salinas City zweigt sich bei Castroville wieder eine engspurige Bahn ab, die nach Monterey (1400 Einwohner) führt, wo die Millionäre der Central- und Südpacificbahn ein prachtvolles Hotel und eine Seebadeanstalt in großem Stil einrichten ließen, womit den anderen Seebädern an der Montereybai bei Aptos und Santa Cruz in den letzten Jahren eine unliebsame Konkurrenz gemacht wurde. Jene Eisenbahnkönige scheinen entschlossen zu sein, das alte ganz heruntergekommene Monterey — die ehemalige Hauptstadt Californiens, wo am 7. Juli 1846 der Anschluß dieses Gebiets an die Union zuerst proklamirt wurde — zu neuem Glanze emporzubringen. Die Eisenbahnverwaltung läßt täglich Kurierzüge von San Francisco nach Monterey zu halbem Fahrpreis laufen, und es geschieht in Monterey alles Mögliche, um den Reichen der großen Goldstadt den Aufenthalt dort angenehm zu machen. Die Bequemlichkeiten der Seebäder sind vorzüglich. Das Aufbauen einer größern Stadt in der Nähe des alten Monterey scheint aber trotz aller Mühe der Eisenbahnmillionäre noch ziemlich problematisch zu sein. Das prächtige Hotel del Monte in Monterey steht allerdings da und der Strand mit dem weichen weißen Sande und der hereinschwellenden Brandung bietet den denkbar besten Badegrund, — aber die Geschäftsstraßen, Boulevards, Theater und andere Zeichen einer werdenden Großstadt existiren bis jetzt dort nur in der Phantasie.

Der Hauptort im Salinasthale ist Salinas City (118 Miles von San Francisco), ein blühendes Landstädtchen von 1500 Einwohnern. Am dortigen Eisenbahndepot sind riesige Waarenspeicher erbaut worden, in denen der Weizen des Thales lagert, ehe er auf der Eisenbahn nach San Francisco befördert wird. Im Salinasthal sind gegen 130 000 Acker unter Kultur gebracht worden. Die meistens mit Weizen und Gerste bepflanzten Getreidefelder erstrecken sich von Salinas City bis nach Soledad in einer ununterbrochenen Reihenfolge dreißig Meilen weit. Eine fatale Zugabe in den Weizenfeldern ist der dort häufig vorkommende wilde Senf, welcher dieselben im Frühjahr oft arg überwuchert. Die mit hellgelben Blüthen geschmückten mannshohen Büsche sehen allerdings recht hübsch aus; aber dem Farmer sind dieselben ein Dorn im Auge und er bemüht sich, doch stets vergeblich, dieselben auszuroden. In neuerer Zeit hat man den Samen des wilden Senfs zu verwerthen versucht. Er wird von eigens dazu konstruirten Maschinen eingeheimst, in Mühlen zu einem recht guten „Mustard“ verarbeitet, und findet als solcher einen profitablen Markt. Das Bestellen und Abernten der Getreidefelder geschieht hier, wie überall in Californien, durch Maschinen der neuesten Konstruktion, welche vom Osten eingeführt werden. Ohne dieselben würde es bei der verhältnißmäßig geringen disponiblen Arbeitskraft in diesem Lande ganz unmöglich sein, die ungeheuren Ernten zu bewältigen. In der Nähe von Salinas City befindet sich die größte „Butterranch“ im Staate. Von 1500 Kühen erzielt man dort jährlich etwa 150 000 Pfund Butter. An Stelle des Butterns mit der Hand,

wie es „zu Großmutters Zeit“ üblich war, iſt hier das Buttern mit Dampfkraft getreten, und auch die Temperatur in den Milchhäuſern wird durch Dampfheizung regulirt.

Von Soledad, dem nur aus wenigen Lagerhäuſern und „Stores“ beſtehenden ſüdlichen Endpunkt der weſtlichen Diviſion der Südpacificbahn, ſetzte ich am Abende des 21. Juni meine Reiſe nach Süden in der Stagekutſche fort. Mein nächſter Beſtimmungsort war San Luis Obispo, 110 Miles von Soledad entfernt. Nachdem wir das obere Salinasthal durchkreuzt hatten, gelangten wir zunächſt in das Thal des San Antonio. Schafherden weideten hier auf dem mit ſpärlichem Graswuchs beſtandenen Boden und die Gegend wurde immer öder und ſteriler, je weiter wir kamen.

Während der Nacht drehte ſich die nur ſelten ſtockende Unterhaltung unter den Mitreiſenden meiſtens um Straßenräuber, welche die Stages auf dieſer Route mitunter anhalten, um die mit Geld und Werthſachen gefüllten Expreßkiſten in Obhut zu nehmen. Auf den Stagelinien, die von den Minenlagern nach der Eiſenbahn führen, ſind ſolche Unterbrechungen des Reiſeprogramms nichts Seltenes, da die Wegelagerer dort meiſtens auf gute Beute rechnen können und in den menſchenleeren Wildniſſen leicht entkommen. In einem Landſtriche wie der, durch welchen wir reiſten, wo der Telegraph einen Ueberfall ſofort bekannt macht und die Diener des Geſetzes wie Bluthunde an die Ferſen der Uebelthäter hetzt, hätte ich an eine ſolche Gefahr nicht gedacht, die, wie ich jetzt erfuhr, jeden Augenblick an uns herantreten konnte.

Der Kutſcher pflegt bei einem Ueberfall auf das erſte Kommando eines oder mehrerer ihn mit einer Doppelflinte aufs Korn nehmenden Straßen-„Agenten“ ſchleunigſt anzuhalten, die unter ſeinem Sitz ſtehende Expreßkiſte herauszulangen und dieſe auf die Straße zu werfen. Dann wird einer der Räuber ihm ein peremptoriſches „go on!“ zurufen, worauf jener mit der Peitſche auf die Gäule einhaut und raſch weiterfährt. Keinem Kutſcher wird es einfallen, ſein Leben für eine noch ſo werthvolle Expreßkiſte in die Schanze zu ſchlagen, weshalb die Expreßgeſellſchaft mitunter wohlbewaffnete Schutzwachen mitſchickt, erprobte Männer, welche das ihnen anvertraute Eigenthum muthig vertheidigen. Die Räuber, welche dies wiſſen, überfallen daher ſelten ſolche von Agenten der Geſellſchaft beſchützte Stages.

Nur ausnahmsweiſe werden die Reiſenden von den Straßenräubern beläſtigt. Frauen ſind vor geborenen amerikaniſchen Wegelagerern vollſtändig ſicher. Nur die Mexikaner machen hierin eine unrühmliche Ausnahme. Dieſelben ziehen die Reiſenden beiderlei Geſchlechts meiſtens bis aufs Hemd aus und nehmen ihnen Alles fort. Sogar die Koffer und Mantelſäcke werden von ihnen erbrochen, wogegen ein auf Anſtand und Kaſte haltender amerikaniſcher Straßenräuber ſich nie an ſolchem Privateigenthum vergreift. Das Reiſen in Arizona und an der mexikaniſchen Grenze iſt deshalb weit gefährlicher, als nördlich von Los Angeles, weil die mexikaniſchen Wegelagerer nur ſelten die nördlicher gelegenen Kulturgebiete betreten, wo ſie ſich nicht heimiſch fühlen. Als Regel kann man annehmen, daß der amerikaniſche Räuber es nur auf die Expreßkiſten abgeſehen hat, wogegen der Mexikaner ſo ziemlich Alles nimmt, was er bekommen kann. Sind die Expreßkiſten leer, ſo kommt es allerdings mitunter vor, daß auch ein amerikaniſcher Räuber die Herren auszuſteigen bittet und ihre Uhren und Baarſchaften mit Beſchlag belegt. Dabei iſt es jedoch Uſus, jedem Paſſagier fünf Dollars Kleingeld zurückzuerſtatten, damit er ſich im nächſten Städtchen Logis und Eſſen verſchaffen und nach Hauſe telegraphiren kann, daß ihm ſofort ein neuer Baarvorrath geſchickt werde.

Ein mitfahrender in Rindvieh handelnder jüdiſcher Kaufmann, der eine anſehnliche Rolle Papiergeld und einen ſchweren Goldſack bei ſich führte, war während unſerer Nachtreiſe ziemlich nervös und namentlich um ſeinen Goldſack beſorgt, den er nirgends im Wagen ſicher verbergen konnte. Das Papiergeld vertraute er einer mitreiſenden Dame an, welche daſſelbe in ihr Mieder ſteckte, wo es gut aufgehoben war. Kein Straßenräuber hätte es gewagt, dieſe Dame zu beläſtigen, indem er ſich dadurch der Verachtung aller ſeiner Genoſſen Preis gegeben haben würde. Die dichten Gebüſche (Chapparels), welche oft ganz nahe an der Fahrſtraße lagen, wurden von uns ſtets mit Mißtrauen beobachtet, da ſie die denkbar trefflichſten Schlupfwinkel für Wegelagerer boten. Es paſſirte uns übrigens während dieſer Nachtfahrt kein nennenswerthes Abenteuer. Der Rindviehhändler athmete aber erſt wieder auf, als wir am nächſten Morgen die Anſiedelung San Miguel — 82 Miles von Soledad — erreichten, da die Gefahr eines Ueberfalls hier ſo ziemlich überſtanden war.

In der Nähe von San Miguel paſſirten wir die Ruinen der gleichnamigen „Miſſion“. Die an hundert Jahre alten in Schutt ſinkenden Adobe-Mauern, die von dem längſt eingeſtürzten Dache zerſtreut umher liegenden Ziegel u. ſ. w. boten ein Bild des Verfalls, wie mir Aehnliches noch nicht in Amerika vor Augen gekommen war. Kein Menſch bekümmerte ſich um dieſe ſeit faſt einem Menſchenalter ganz verlaſſene Ruinenſtätte. Man ſcheint es der Sonne, dem Wind und Wetter überlaſſen zu haben, die Ueberbleibſel jener von den alten Padres aufgeführten Bauten vom Erdboden verſchwinden zu machen; und es hat allerdings den Anſchein, daß dieſelben in kurzer Zeit keine Spur ihres Daſeins, als höchſtens einige Schutthaufen, zurücklaſſen werden.

Die californiſchen „Miſſionen“, theils ziemlich gut erhalten, theils in Ruinen ſinkend, findet man in der Nähe der meiſten bedeutenderen Städte des Staates, von San Francisco bis nach dem äußerſten Süden. Die katholiſchen Padres, welche die erſten civiliſirten Niederlaſſungen von Californien gründeten, verſtanden es, die beſten Plätze für die Anlage dieſer Miſſionen auszuwählen. Die neuen Anſiedler pflegten ſich in der Nähe der Miſſionen niederzulaſſen, welche ſo die erſten Centren der Kultur wurden, wie z. B. die von San Francisco, Monterey, San Luis Obispo, Santa Barbara, San Buena Ventura, Los Angeles und San Diego. Außer dieſen liegen eine Menge Miſſionen, namentlich im ſüdlichen Californien, im Innern des Staates, die jedoch faſt ſämmtlich nach und nach verlaſſen wurden und in Verfall gerathen ſind. Die von einer Veranda umgebenen Gebäude wurden aus Adobes aufgeführt und mit rothen Dachpfannen gedeckt. Die Kirche erhob ſich ein Stockwerk höher als die ſich ihr anſchließenden einſtöckigen Gebäude, und das Ganze wurde von einer mit Ziegeln gekrönten Mauer eingeſchloſſen; Gartenbau, Weinbau und Viehzucht waren die Lieblingsbeſchäftigung der alten Padres, welche ſich durch Gaſtfreundſchaft auszeichneten und das Leben von der gemüthlichen Seite zu nehmen verſtanden.

Nach einer Fahrt von 6 Miles gelangten wir in einen offenen Eichenwald, und bald darauf erblickten wir die Gebäude der in Californien berühmt gewordenen „Paſo Robles-Hot Springs“ vor uns, wo wir unſer Frühmahl in dem geräumigen Speiſeſalon des Gaſthauſes einnahmen. Die ſchwefelhaltigen „El Paſo de Robles“-(Paß durch den Eichenwald) Heilquellen werden viel von Kranken beſucht, namentlich von ſolchen, die an chroniſchen rheumati-

schen Beschwerden leiden. Es befinden sich dort die vorzüglichsten natürlichen Schlammbäder in Amerika, mit einem Hitzegrad von 110° F., nebst einer Menge von heißen und kalten Mineralquellen. Für die Bequemlichkeit der Kranken ist, was Baden, Essen und Logis anbetrifft, ganz gut gesorgt. Im Uebrigen ist fast gar nichts zur Verschönerung des Ortes geschehen, und die in der primitiven Eichenlichtung zerstreut umher stehenden Gebäude nehmen sich so prosaisch wie nur denkbar aus. Nichts erheitert hier die Kranken. Es giebt im Paso Robles weder Musik noch Theater, keine hübschen Spaziergänge, keinen Park, keinen Kursaal ꝛc. Trotzdem verdient der Platz seinen Ruf als vorzügliche Heilanstalt in vollem Maße, und es ist die Zahl derjenigen, welche hier Heilung fanden, nachdem sie dieselbe an vielen anderen Gesundbrunnen vergebens gesucht, eine recht erkleckliche zu nennen. Von einem Vergnügungsorte im Sinne deutscher Heilbäder ist hier aber gar nicht die Rede. Das Etablissement sieht fast wie ein Lazareth aus, und der Anblick der vielen auf Krücken herumhinkenden oder müde umherschleichenden Kranken und Rekonvalescenten genügt, um einem Gesunden alle Lebenslust zu verleiden. Ich gab meine Absicht, hier einen Ruhetag zu machen, schleunigst wieder auf, sobald ich dies entdeckte, ließ zum Aerger des Wirthes meinen bereits abgeladenen Koffer sofort wieder auf die Stage setzen und reiste noch am selbigen Tage nach San Luis Obispo weiter.

Die Reise von Paso Robles nach der 30 Miles von dort entfernten bedeutenden Ortschaft San Luis Obispo führte mich zunächst durch das fruchtbare Thal Santa Margueritа, wo wieder einmal hübsche Farmen und Ansiedelungen das Auge erfreuten. Dann überstiegen wir die sich quer vorbauende St.-Lucia-Range, gelangten jenseits dieser Bergkette in das Thal von San Luis Obispo und erreichten bald darauf die ansehnliche Stadt gleichen Namens.

San Luis Obispo (2234 Einwohner) ist in raschem Aufblühen begriffen und scheint die allgemeine Geschäftsstagnation der letzten vier Jahre, welche namentlich das südliche Californien betroffen hat, so ziemlich überwunden zu haben. Es fanden hier gerade große Landverkäufe statt und der Ort war voll von Mexikanern und Mischlingen, deren Hauptbeschäftigung sich in einem Pferderennen konzentrirte. Diese ehemaligen Herren des Landes hatten sich mit dem letzten Flitterstaat, der ihnen übrig geblieben war, ausstaffirt, sprengten auf ihren mit silberbeschlagenen Sätteln und mit Ledertroddeln gedeckten Ponies wie Kunstreiter die Straßen auf und ab, und nahmen sich mit ihren schirmartigen Sombreros, den großen Radsporen, dem halb spanischen Anzuge und dem welterobernden Blick höchst imposant aus. Beim Pferderennen spielten sie selbstverständlich die erste Rolle und ließen es sich nicht nehmen, ihre letzten disponiblen Dollars dort in Wetten anzulegen oder zu vertrinken.

San Luis Obispo ist das natürliche Centrum eines an landwirthschaftlichen Ressourcen reichen Distrikts, dessen Hauptprodukte in Wolle und Weizen bestehen. Der Platz ist die einzige bedeutendere Ortschaft zwischen Salinas City und Santa Barbara auf einer Strecke von 250 engl. Meilen, und bildet ein Gemisch aus den Stilen der alten mexikanischen Städte und neuerer amerikanischer Bauten. Adobe-Wohnungen, eine alte Kathedrale, die Gebäude einer „Mission" stehen zwischen Häusern neuern Stils. Viele „eingeborene Californier" (native Californians), d. h. die Nachkommen des alten spanisch-mexikanischen Volkselements, leben in der Nachbarschaft des Ortes, und man kann die Eigenthümlichkeiten dieser Race hier vielleicht besser als irgend sonstwo in Californien studiren.

Durch eine Eisenbahn ist San Luis Obispo mit dem 9 Miles entfernten Port Harford verbunden, wo die Küstendampfer, welche von San Francisco nach San Diego fahren, regelmäßig anlegen. Ich machte einen Ausflug nach jenem Hafenorte und war erstaunt über die kolossale Menge von landwirthschaftlichen Maschinen neuester Konstruktion und die Massen von Kaufmannsgütern aller Art, welche der dort gerade am Quai liegende Dampfer „Orizaba" auslud. Es war dies der deutlichste Beweis von den großen natürlichen Hilfsquellen jenes Gebietes, da alle diese Maschinen und Waaren doch im Innern des Landes eine profitable Verwendung finden mußten. Der Hafen von Port Harford ist ziemlich offen und gegen Stürme keineswegs so geschützt, wie es wohl wünschenswerth ist. Mehrere im offenen Fahrwasser liegende Klippen nehmen sich höchst gefährlich aus und sind, namentlich bei den hier häufig vorkommenden dichten Nebeln, eine recht unangenehme Zugabe dieses Hafens.

Am Abend des 23. Juni trat ich meine Weiterreise nach Santa Barbara (110 Miles von San Luis Obispo) mit der Stage auf dem Landwege an. Bald lagen die Berge von San Luis Obispo, unter denen die „Zwillingsschwestern" (twin sisters) mit ihren grünen hochgewölbten Kuppen besonders malerisch ins Auge fielen, hinter uns, und wir gelangten in eine Sandebene, welche wir langsam durchkreuzten. Sieben Miles breit war diese Sandfläche, die sich 14 Miles vom Meere ins Land erstreckt. Hier und da wuchsen einige verkrüppelte Eichen und niedriges Salbeigebüsch, sonst nahm sich diese Sandfläche genau so aus, als ob sich das Meer erst vor Kurzem von hier zurückgezogen hätte. Dichte Nebel wallten von dem nur vier Miles entfernten Oceane herüber, welcher uns mit donnernder Brandung einen Gruß durch die stille Nacht herüberrief.

Jenseits der Sandebene gelangten wir in das fruchtbare Santa-Maria-Thal und passirten das freundliche Städtchen Guadalupe, welches gegen 350 Einwohner zählt. Auch hier bemerkte ich die Ruinen einer alten Mission. 15 Miles von San Luis Obispo erreichten wir das Thal des Arroyo Grande (big Creek), durch welches wir den größten Theil der Nacht hinfuhren.

Froh war ich, als die Sonne emporstieg. Bald saß ich wieder auf meinem Lieblingsplatze auf dem Kutscherbock, wo ich mit Hilfe einer echten Habana und meiner Kognakflasche schnell eine intime Bekanntschaft mit dem Rosselenker anknüpfte, der die Zügel eines muthigen Sechsgespannes ergriff. In einer Stagefahrt hinter sechs weitausgreifenden Trabern — californischen Rossen —, Schöneres giebt es nicht in der Welt! liegt tausendmal mehr Poesie, als in einer Eisenbahnfahrt, und man möchte die kommende Generation bemitleiden, daß ihr eine solche Reiseromantik ein Buch mit sieben verschlossenen Siegeln bleiben muß. Ein californischer Rosselenker beherrscht seine sechs wilden Renner mit einer bewundernswerthen Kunst. Das Gewirr der Zügel hält er so sicher in der Hand, als wäre es eine Spielerei; mit dem rechten Fuß manipulirt er fast fortwährend die Bremse und läßt die Räder bei abschüssigen Stellen gleiten statt hinrollen; um die Bergvorsprünge und an Abhängen wirbelt er den Wagen herum, daß es eine Lust ist, den im Galopp vorspringenden Leitpferden zuzuschauen, die so gut wie ihr Führer zu wissen scheinen, daß das geringste Stocken an solchen Stellen das Gefährt unfehlbar zu Sturz bringen muß; er redet die Pferde zutraulich beim Namen an, und die klugen Thiere verstehen augenscheinlich seine noch so leise gesprochenen Worte.

Und welch eine herrliche Gegend, von welcher die grauen Nebel sich schnell verzogen, breitete sich hier um uns aus! Die mit langem Moos behängten Eichen standen parkähn-

lich maleriſch auf den grünen ſchwellenden Hügeln; Hunderte von Erdeichhörnchen ſprangen rechts und links am Wege auf, jagten ſich in luſtigen Kapriolen oder flüchteten ſich in ein ſicheres Verſteck; Rinder- und Schafherden weideten auf den grünen Plänen und an den Bergabhängen; vor uns thürmten ſich die dunkelblauen Küſtengebirge empor, die langgeſtreckte Kette der Santa-Ynez-Range, an deren weſtlichem Fuße Santa Barbara liegt.

Jetzt kreuzen wir das Bett des niedrigen Santa Ynez, der ſich im Winter in einen brauſenden Gebirgsſtrom verwandelt, und vor uns liegen die waldbedeckten Abhänge des St.-Markus-Berges.

Der Santa Ynez ſtrömt in weſtlicher Richtung am nördlichen Fuße des gleichnamigen Gebirgszuges hin und ergießt ſich einige Meilen ſüdlich von Point Puriſſima in den Stillen Ocean. An ſeinem untern Laufe liegt in einem reichen Alluvialthale die Temperenz-Kolonie Lompoc, wo ſich ungefähr 1400 Anſiedler niedergelaſſen haben, die dem Genuſſe jedweden Getränks, das berauſchender als Thee iſt, bei ihrer ewigen Seligkeit abſchwuren. In dem an 300 Einwohner zählenden Städtchen Lompoc wagte es nur einmal ein Deutſcher, einen Trinkſalon zu etabliren. Er wurde jedoch prompt verjagt und ſein Haus in die Luft geſprengt. Seitdem kann man in Lompoc weder einen Schoppen Bier, noch ein Glas Wein, noch einen ſonſtigen Magenſtärker für Geld oder gute Worte erwerben. Die Kolonie wurde im Jahre 1874 gegründet und das Land in derſelben zu hohen Preiſen auf dem Auktionswege an Anſiedler verkauft, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß der Verkauf oder Genuß von Bier, Wein und Schnaps dort auf ewige Zeiten unterſagt ſei. Daß ſich nur wenige Deutſche unter dieſen Waſſerſimpeln niedergelaſſen haben, wird wohl Niemanden Wunder nehmen!

Auf gewundenem Wege fuhren wir langſam den St.-Markus-Berg hinan, zuerſt durch ein langes Cañon, dann durch prächtigen Hochwald. Auf dem Gipfel, 3200 Fuß über dem Meeresſpiegel, überraſchte mich eines der großartigſten Landſchaftsbilder in Californien. Zwiſchen ungeheuren Felsblöcken hielt unſer Geſpann eine geraume Weile auf dem Kamm des Gebirges. Unter uns lag das liebliche Thal von Santa Barbara, Wälder und Felder und freundliche Heimſtätten in wechſelndem Farbenſchimmer, gegen Norden die anmuthige Landſchaft La Patera, im Süden die fruchtbare Fläche der Carpenteria, und in dieſem Rahmen die Stadt, eingeniſtet zwiſchen grünen Bäumen: dahinter der Hafen mit einem lang hinausgebauten Quai, das von der Brandung weiß umſäumte Ufer und das unendliche weite blinkende Meer, und 20 Miles vom Lande entfernt die drei langgeſtreckten Santa-Cruz-Inſeln. Zu beiden Seiten von unſerm erhabenen Standpunkte dehnte ſich das Küſtengebirge — der Wall des Oceans! — in mächtiger Größe aus, und über das unermeßliche Land- und Meerbild, mit ſeinen reichen Farbentönen, wölbte ſich ein azurklarer Himmel, von deſſen Höhe die goldene Sonne ihre Strahlengluth über das großartige Gemälde herabſandte.

Die Fahrt zu Thal war ſtellenweiſe etwas gefährlich. An der Seite eines gewaltigen Abhangs führte die Landſtraße über 75 breite Steinſtufen herab, welche je anderthalb Zoll tief in den nackten Fels geſchlagen worden waren, um den Hufen der Pferde dort einen Halt zu geben. Ehe wir dieſe unangenehme Stelle paſſirten, wurden die Räder des Wagens ſämmtlich mit ſtarken Ketten feſtgeſchloſſen, und dann ging's Schritt vor Schritt, ſozuſagen ſprungweiſe, in die Tiefe. Der Kutſcher erzählte mir bei dieſer intereſſanten Paſſage, daß hier im vorigen Winter die Leitpferde ſeines Geſpannes 300 Fuß herabgeſtürzt ſeien und den Hals gebrochen hätten. Glücklicherweiſe wären bei dem „Accident" die Stränge geriſſen, ſonſt hätten die Stage und Inſaſſen und er und die anderen vier Gäule ohne Zweifel dieſen Saltomortale mitmachen müſſen.

Jetzt ging's im luſtigen Trab auf gewundenem Wege bergab, und bald war das Thal erreicht. Bei Weinbergen und ſchmucken Farmen jagten wir vorbei, an idylliſchen Wohnungen, die ſich mit ihren bunten Blumengärten zwiſchen mächtigen Trauerweiden verſteckten, und hier hielten wir vor der langen Façade des prächtigen Arlington-Hotels, das etwas außerhalb der Stadt liegt, und übergaben uns der Pflege des freundlichen Wirthes, des „Colonel" Holliſter, des Beſitzers von halb Santa Barbara, der in Californien den Ruf eines vollendeten Gentleman beſitzt. 220 Miles waren wir durch Berg und Thal kutſchirt, ſeit wir vor 48 Stunden Soledad verlaſſen hatten.

Das Tätowiren bei Europäern.

R. A. Heinrich Wuttke hat in ſeinem Werke „Die Entſtehung der Schrift" (Leipzig 1872) auch dem Tätowiren einen großen Abſchnitt gewidmet und mit vielem Fleiße dort zuſammengetragen, was wir über dieſe merkwürdige Sitte bei den Naturvölkern wiſſen; aber ſeine ganze Darſtellung krankt an der vorgefaßten Anſicht, daß im Tätowiren der Urſprung der Schrift zu ſuchen ſei. Ueber den gegenwärtigen Stand der Frage nach dem Urſprunge der ſeltſamen Sitte werden wir am beſten belehrt durch eine kleine Abhandlung von W. Krauſe „Vom Tätowiren" im erſten und einzigen Hefte der Mittheilungen des Göttinger anthropologiſchen Vereins (1874). Daß aber auch in Europa, zumal in Frankreich, Italien, England, das Tätowiren ſehr verbreitet iſt, erfahren wir aus einer neuen Schrift des Dr. Lacaſſagne[1]), aus der wir hier einige intereſſante Auszüge geben wollen, die allerdings manchen, der die niederen Volksklaſſen nicht kennt, überraſchen dürften.

In den Großſtädten und Seehäfen Frankreichs findet man Leute, die Tätowiren als Profeſſion treiben. Ihr gewöhnliches Verfahren beſteht darin, daß ſie mit Hilfe einer oder mehrerer feiner Nadeln, die an einem Holzgriffe befeſtigt ſind, auf die ſtraffgeſpannte Haut Bilder durchpauſen, die auf Oelpapier entworfen ſind. Die Sammlung derſelben bieten ſie den Liebhabern zur Auswahl an. Doch zeichnen die Geſchickten unter ihnen auch nach eigner Erfindung das verlangte Bild mit der Feder auf die Haut. Dann ſtechen ſie die in färbende Flüſſigkeit getauchten Nadeln in ſchiefer Richtung bis zur Tiefe eines halben Millimeters in die Haut ein, indem ſie immer den Linien der Zeichnung folgen. Manche machen nur einen einzigen Stich, andere ſtechen ein zweites Mal, um deutlichere Konturen zu erhalten, immer in ſchiefer Richtung, aber nur bis zur Tiefe eines Millimeters. Dann wird die Haut gewaſchen, ent-

[1]) Les tatouages. Etude anthropologique et médico-légale par le Dr. Lacassagne. Avec planches. Paris, J. B. Baillère et fils, 1881.

weder mit Waſſer, oder mit Speichel, oder auch mit Urin, angeblich um der der Operation folgenden Entzündung vorzubeugen.

Im Jahre 1871 ſcheint in New-York ein Mann gleich fertige Platten beſeſſen zu haben, auf welchen Nadeln ſo befeſtigt waren, daß ſie ein Bild gaben. Man brauchte dieſe nur an die zu tätowirende Stelle anzudrücken, und die ganze Operation war in einem Zeitraum von einer Minute gemacht, während ſie bei dem gewöhnlichen Verfahren 15 bis 25 Minuten beanſprucht.

Die am häufigſten gebrauchten Farben ſind Tuſche, geſtoßene Holzkohle, Zinnober und blaue Tinte, ſeltener Indigo.

Die dichte Menge der Nadelſtiche bewirkt einen entzündlichen Zuſtand der Haut, begleitet von Jucken und Bildung von Schorf, welcher 5 oder 6 Tage, bis er abfällt, die Zeichnung verdeckt. Dann aber zeigt ſie ſich in ihrer ganzen Reinheit, und nach Verlauf eines Monats hat ſie ſich endgültig feſtgeſetzt, ſo daß ſie nie wieder vergeht, wenn ſich auch meiſt im Laufe der Jahre merkliche Veränderungen einſtellen. Aber die Sache läuft nicht immer ſo glatt ab, denn Autoren wie Rayer, Parent-Duchatelet, Caſper, Tardieu haben ſchwere Erkrankungen im Gefolge der Tätowirung verzeichnet und ſelbſt Todesfälle eintreten ſehen.

Dr. Berchon kennt 18 Fälle ſchweren Entzündungsfiebers, 8 Fälle, wo Brand eintrat, 4, wo eine Amputation nöthig wurde, und 4, die den Tod zur Folge hatten. Einmal beobachtete er die Entwickelung einer Adergeſchwulſt. Hutin, Rollet, Robert ferner führen Beiſpiele an, daß dem Tätowirten, ohne daß er es ahnte, Syphilis eingeimpft wurde, indem der giftige Speichel des veneriſchen Tätowirers in die Nadelſtiche gebracht und durch die Lymphgefäße unter der Haut aufgeſaugt wurde.

Der Laune, ſich mehr oder weniger ſeltſame Sinnbilder oder Sprüche in die Haut graviren zu laſſen, folgt begreiflicherweiſe manchmal der lebhafte Wunſch, ſich eines Males zu entledigen, das ſeinen Träger leicht irgendwie kompromittiren kann. Dieſen Wunſch rechtfertigen eine Menge Umſtände, die man ſich wohl denken kann, und die Mittel ihn zu erfüllen ſtammen aus den älteſten Zeiten. Schon Aëtius, Paulus Aeginenſis und Avicenna erwähnen dieſelben.

Alte oder neue Tätowirungen wieder verſchwinden zu machen, wendet man folgende Mittel an: die Zeichnung wird mit einer in Salzſäure oder noch beſſer Salpeterſäure getauchten Nadel wieder aufgeſtochen, oder aber es werden leichte Einſchnitte über der Zeichnung in die Haut gemacht und dieſe mit Salpeterſäure beſtrichen. Die dadurch entſtehenden Narben laſſen die frühere Exiſtenz von Tätowirungen nur ſehr ſchwer erkennen. Die Araber greifen im gleichen Falle zu einem Pflaſter von ungelöſchtem Kalk und ſchwarzer Seife; dieſe Miſchung hinterläßt eine Narbe wie von einem Zugpflaſter.

In einem Falle, welchen Lacaſſagne erwähnt, hat folgendes Verfahren den beſten Erfolg gehabt. Es beſteht darin, „die Zeichnung mit Sauerkleeſalz, welches in leicht mit Kochſalz verſetztem Waſſer aufgelöſt iſt, wiedernachzuſtechen.“ Die Löſung muß dabei ganz dick ſein. Dieſe Operation macht den betreffenden Theil der Haut leicht anſchwellen; es bildet ſich Schorf und wenn dieſer abfällt, iſt die Tätowirung verſchwunden (vorausgeſetzt, daß die Operation gut ausgeführt wurde) und läßt nur kleine weißliche Narben zurück, welche mit der Zeit ebenfalls vergehen.

Zum Zwecke der Reproduktion der zahlreichen Tätowirungen, welche ihm vor die Augen kamen, hat Lacaſſagne ein ebenſo einfaches wie ſinnreiches Verfahren angewendet. Es iſt von wirklichem Intereſſe, daſſelbe weiter bekannt zu machen, denn es muß jedenfalls für wiſſenſchaftliche Beobachtungen eine Baſis von unanfechtbarer Gleichartigkeit liefern.

Dies Verfahren iſt folgendes. „Durchſichtige Leinwand wird auf den betreffenden Körpertheil gelegt; die Zeichnung ſcheint ſehr deutlich durch und man kann mit einem gewöhnlichen Bleiſtifte leicht ihren Umriſſen folgen. So hat man eine mathematiſch genaue Wiedergabe des Bildes, welches ſichtbar wird, wenn man die Leinwand auf ein Blatt weißen Papieres legt. Man fährt jetzt mit blauer oder rother Tinte über die Linien hin, je nachdem die Tätowirung die eine oder die andere Färbung zeigt. Iſt dies geſchehen, ſo wird die Leinwand auf eine Pappe geleimt, deren Größe ſich nach der der Tätowirung richtet. Auf die Rückſeite der Pappe ſchreibt man folgende Bemerkungen, durch welche die Beobachtung vollſtändig wird: 1. Laufende Nummer. 2. Name und Vorname des Tätowirten. 3. Geburtsort. 4. Beſchäftigung und Kenntniſſe. 5. Datum und Alter der Tätowirungen. 6. Dabei angewendetes Verfahren. 7. Anzahl der Sitzungen. 8. Dauer derſelben. 9. Notizen über den Tätowirer. 10. Beſchreibungen der Tätowirungen. 11. Ihr Sitz. 12. Ihre Lage. 13. In der Färbung eingetretene Veränderungen. 14. Ob nach der Operation Entzündung eingetreten iſt? 15. Wie lange hat die Tätowirung gebraucht, um ganz feſt zu werden? 16. Welches iſt der gegenwärtige Zuſtand der Tätowirung? 17. Iſt ſie verlöſcht? 18. Iſt ſie abſichtlich ausgetilgt? 19. Iſt ſie abgeändert? 20 Sittlichkeit des Tätowirten.“

Sind dieſe Angaben immer dieſelben, ſo kann man die Beobachtungen unter einander vergleichen und beſtimmte Reſultate daraus ziehen.

Lacaſſagne hat die Erfahrung gemacht, daß die direkte Anwendung der Photographie kein befriedigendes Reſultat giebt. Die verunglückten Verſuche, welche er mit einem geſchickten Photographen Lyons in dieſem Sinne angeſtellt hat, haben ihm erlaubt, ſich hierüber ein entſcheidendes Urtheil zu bilden. Hat man dagegen die Bilder erſt auf der Pappe, ſo liefert die Photographie ſehr ſchöne Reſultate.

Was das Weſen der Tätowirungen betrifft, ſo hat Lacaſſagne ein Verzeichniß von 1333 derſelben angefertigt, die er theils in den Militärzuchthäuſern, theils in den afrikaniſchen Bataillonen geſammelt hat; dieſe Truppen ſind bekanntlich aus Leuten zuſammengeſetzt, welche wegen Fahnenflucht, Diebſtahls oder Unterſchlagung verurtheilt ſind oder eine unverbeſſerliche Unbotmäßigkeit gezeigt haben. Unter den 1333 Tätowirungen zählt Lacaſſagne 91 patriotiſche und militäriſche Sinnbilder; 98 beziehen ſich auf den Stand des Tätowirten, 111 ſind Inſchriften aller Art, 149 militäriſche, 260 ſinnbildliche, 280 ſind erotiſch, 344 frei erfunden oder hiſtoriſcher Art.

Und welche Triebfeder, welche Einflüſſe ſind es, denen dieſe Leute nachgeben, wenn ſie auf den ſonderbaren Einfall kommen, ſich die Haut mit großſprecheriſchen oder abgedroſchenen Sprüchen, mit Figuren, bisweilen obſcöner Art, bedecken zu laſſen, die noch dazu meiſt jedem Kunſtſinne Hohn ſprechen? Dieſe Frage iſt nicht ohne Intereſſe; die Unterſuchungen in dieſer Richtung lüften den Schleier über der wirklich pſychologiſchen Seite des Gegenſtandes. Die von Lacaſſagne geſammelten Beiſpiele ſind Dank ihrer Genauigkeit und Vielfältigkeit wohl geeignet, die Löſung der Frage ganz beſonders zu erleichtern.

In Frankreich und ſeinen Beſitzungen beginnt man ſchon in der Kindheit, im Alter von 6 und 7 Jahren, ſich tätowiren zu laſſen; allgemeiner wird dieſe Verkehrtheit im 16. und 18. Jahre. Darin verräth ſich der Einfluß einer Sitte der Werkſtätten. Kindiſches Weſen im Bunde mit Un-

wissenheit thut viel für die Verbreitung der Unsitte. Von 378 Individuen, welche diese Thorheit begangen hatten, erklärten zwar nur 79, nicht lesen zu können; aber die Bildung der 299 anderen war, wenigstens bei der großen Mehrheit, ganz elementar. Wenn sich ein Zwanzigstel über das niedrigste Niveau erhob, so ist es viel.

Das Soldatenleben scheint nur einen vernünftigen Einfluß in dieser Beziehung zu haben. Nicht ebenso ist es mit dem Seemannsleben und besonders dem Aufenthalt im Gefängnisse. Hier scheint der Müssiggang einen vorwiegenden Einfluß auszuüben. Man läßt sich tätowiren aus Langweile, oder indem man den anderen nachahmt, nur um die Zeit todtzuschlagen; und wenn man einmal damit begonnen hat, so giebt es kein Aufhalten mehr. Daher bietet keine Menschenklasse ein so weites Feld für Beobachtungen dieser Art wie die der Verbrecher.

Es giebt hier Leute (Lacassagne kennt ganz besonders merkwürdige Beispiele), deren Körperoberfläche in eine wahre Bildergalerie verwandelt ist. Die gleiche Neigung theilen die Prostituirten mit den Verbrechern.

Arbeiten von Lombroso thun dar, daß auf die Verbreitung des Tätowirens auch der Aberglaube und daneben die politische Gesinnung nicht ohne Einfluß sind, besonders in Italien. Hier ist die Sitte unter den Namen Marconzito, Segno, Devozione bekannt, und besonders die Bauern, die Hirten und die piemontesischen Soldaten sind ihr ergeben.

Am Heiligthume von Loretto finden sich marcatori, die ein frommes Geschäft aus dem Tätowiren machen und für die Summe von 60 bis 80 Centimes das Bild des heiligen Sakraments, eines Krucifixes, eines Schutzheiligen in die Haut stechen.

Lombroso hat eine Gesammtsumme von 6782 Tätowirten verglichen, von denen 3886 Soldaten und 2896 Verbrecher, Prostituirte oder verurtheilte Soldaten waren. Er hat bei manchen, die stark im Verdacht standen, Mitglieder der Camorra zu sein, Zeichen gefunden, deren Verständniß ihm fehlte und deren Erklärung ihm ohne Ausnahme verweigert wurde.

Alles in allem sind in Italien nächst den militärischen Sinnbildern die religiösen am zahlreichsten.

Im Allgemeinen jedoch hat dies Land nicht das Monopol für den Aberglauben. Nach der Erzählung verschiedener Reisender, wie z. B. Ernst Godart, werden die Pilger, wie sie jedes Jahr nach Jerusalem kommen, mit einer manchmal unverschämten Zudringlichkeit von den frommen Industriellen daselbst genöthigt, sich irgend ein Erinnerungszeichen an ihren Besuch des heiligen Ortes einstechen zu lassen. Und merkwürdigerweise verstehen nur wenige dem Drängen Widerstand zu leisten.

Was den Sitz der Tätowirungen betrifft, so wechselt derselbe je nach der Laune der Liebhaber; jedoch bemerkt Lacassagne, daß er sie nie auf der äußern Fläche des Dickbeins beobachtet hat. Am gewöhnlichsten befinden sie sich auf der innern Seite des Vorderarmes; hier sind die auf die Beschäftigung bezüglichen Sinnbilder im Ueberflusse vorhanden. Die Gegend des Nabels, das Gesäß und das männliche Glied haben das Privilegium für schlüpfrige Gegenstände; die Brust und das Gesicht tragen sentimentale Kundgebungen des Zornes und Hasses, der Liebe oder der Verzagtheit.

Lacassagne erinnert sich an eine beträchtliche Zahl von Beispielen. Wir wollen nur im Vorbeigehen einige davon aufführen. Auf den Armen finden sich Bilder von Werkzeugen, wie sie der Beschäftigung des betreffenden Individuums eigenthümlich sind, ein Kompaß, ein Hammer, ein Ambos; oder auch ein Reiter, ein Infanterist, ferner Anker, gekreuzte Flintenläufe mit der Devise: „Mein Arm gehört meinen Freunden;“ u. s. w. Auf der Brust ist zu sehen ein Wilder mit dem Banner der Vereinigten Staaten von Nordamerika, ein Dolch in einer Wunde steckend, geflammte Herzen, der Name der Geliebten; auf dem Bauche Personennamen und bei den Prostituirten, bei europäischen ebenso wie bei arabischen, wenn sie noch jung sind, Männernamen, wenn sie im Alter schon vorgeschrittener sind, Frauennamen; auf dem männlichen Gliede ein Pfeil, ein Frauenkopf und anderes; auf jedem Hinterbacken ein Auge, ein preußischer Soldat und ein Zuave die Bayonette kreuzend und darüber die Inschrift: On n'entre pas.

Einer, der auf der ganzen Oberfläche seines Körpers tätowirt war, trug so eine vollständige Generalsuniform auf dem Leibe. Als Fieschi wegen Fälschung verurtheilt wurde und in Folge dessen seines Ranges als Ritter der Ehrenlegion verlustig ging, ließ er sich einen Orden der Ehrenlegion auf die linke Brust tätowiren.

Die Gedanken, die vermittelst der Tätowirung niedergeschrieben sind und deren Sitz oft genug die Stirn ist, verrathen gewöhnlich eine kindische Eitelkeit oder bestialische Rohheit; da findet man: „Mag kommen, was da will.“ — „Das Zuchthaus wartet mein.“ — „Wehe den Besiegten.“ — „Auf Leben und Tod.“ Andere Gedanken sind in Rebusform eingekleidet; wieder andere sind ein Aufschrei des Hasses, wie „Schmach und Schande über die falschen Freunde.“ — „Tod den französischen Offizieren.“ Noch andere, wie die folgenden, verrathen das Gefühl der gänzlichen Muthlosigkeit und Verzweiflung: „Verlassen und allein, denn meine Freunde sind todt.“ — „Märtyrer der Freiheit.“ — „Die Vergangenheit hat mich betrogen, die Gegenwart macht mich unglücklich, die Zukunft flößt mir Furcht ein.“

Vom Standpunkte der gerichtlichen Medicin aus betrachtet, auf den wir jedoch nicht weiter eingehen wollen, können die Tätowirungen geheime Gedanken und Leidenschaften, überhaupt die herrschende Sinnesrichtung verrathen. Besonders die auf die Beschäftigung sich beziehenden Bilder sind werthvolle Merkmale, wo es sich darum handelt, die Identität der Person festzustellen.

Diejenigen Zeichen, welche die Verbrecher tragen, sind charakteristisch durch ihre Zahl, ihren Sitz, und, wenn man sich so ausdrücken darf, durch die mystische Sprache, welche sie reden, sei sie obscön oder gehässig.

Endlich verdient noch eine Bemerkung von Lombroso, welche Lacassagne bestätigt, wiedergegeben zu werden. Die ganz einzig dastehende Menge von Tätowirungen, wie man sie bei Verbrechern findet, ist ein Zeichen der Abstumpfung der Hautempfindlichkeit, die sie mit den Wilden gemein haben und die sie auf der socialen Stufenleiter dem Naturmenschen nahe bringt.

Das Gebiet der Tätowirungen bei Naturvölkern hat Lacassagne leicht berührt; wir folgen ihm hier nicht weiter, da hier bei Wuttke u. a. Besseres vorliegt. Wir haben uns an den Grundgedanken seines Werkes, der diesem das Siegel einer unleugbaren Originalität aufdrückt, gehalten. In Uebereinstimmung mit Lacassagne stimmen wir mit seiner Schlußfolgerung überein,

> „daß bei der eingeborenen Bevölkerung des Occidents in unserer Zeit die Tätowirung eine nur bei Ungebildeten in Gunst stehende Sitte ist, und daß dieser äußerliche Ausdruck des Denkens ein Zeugniß ist für die Herrschaft der von keinem Gegengewicht niedergehaltenen Naturtriebe eines in seiner Entwickelung nur wenig fortgeschrittenen Charakters.“

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber die hydrographiſche Aufnahme des Onega-Sees ſchreibt der ruſſ. „Reg.-Anz.“: Der Onega-See hat in den letzten Jahren eine mehr und mehr zunehmende induſtrielle Wichtigkeit bekommen; an ſeinen Ufern ſind viele neue Sägemühlen entſtanden, bei Schungi ſind Steinkohlen entdeckt worden und die Poſtſtraße von Powjenetz nach dem Weißen Meere wurde ausgebaut. Alles dies trug zur Belebung der Dampfſchifffahrt auf dem See bei und erhöhte die Nothwendigkeit einer genauern hydrographiſchen Unterſuchung deſſelben. Dieſe begann im Jahre 1874 im ſüdlichen Theile des Sees; 1875 wurden am weſtlichen Ufer die Bucht von Petrozawodsk, am Oſtufer der Zugang zum Fluſſe Wodla unterſucht, deſſen Mündung einen guten Hafen bildet; daneben fanden einige aſtronomiſche Ortsbeſtimmungen ſtatt. Die Aufnahmen des Jahres 1876, an beiden Ufern nach Süden zu fortgeſetzt und mit einer Reihe von Lothungslinien quer durch den See geführt, brachten die Arbeiten der beiden Vorjahre in Verbindung. Im Jahre 1877 folgte die Unterſuchung im nördlichen Theile des Sees im Diſtrikt von Schungi, wo die Kohlenlager entdeckt waren. Endlich von 1878 bis 1881 wurden die rückſtändigen Arbeiten am Weſtufer des Sees und die Vermeſſung des zwiſchen den Arbeiten an dem weſtlichen und öſtlichen Ufer liegenden Seetheiles ausgeführt, im Jahre 1882 endlich wird der Reſt der Nordhälfte des Sees vermeſſen.

Eine andere für Erleichterung der Schifffahrt im Marienſyſtem wichtige Arbeit iſt die 1881 begonnene Anlage eines Kanals zur Umgehung des Matko-Sees, welcher neun Schleuſen und die Zuleitung von Waſſer in den letztgenannten See entbehrlich machte. Dieſer lebhaft geförderte Bau des 10 Werſt langen Kanals wird auf die Beſchleunigung der Schiffsbewegung wie auf die Herabminderung der Frachten für die Fahrt auf dem Marienſyſtem von vortheilhafteſtem Einfluß ſein.

— Bei Beſprechung des Salzreichthums Rußlands erwähnt der ruſſ. „Reg.-Anz.“, daß ſich in dem Berge Arzagar, Kreis Enotajewsk, Gouv. Aſtrachan, eine ungewöhnlich ſtarke Schicht Steinſalz befindet, das ſich durch faſt abſolute Reinheit des Chlornatriums auszeichnet, bis jetzt aber noch gar nicht ausgebeutet wird. Nur für lokalen Gebrauch werden dort jährlich an 100 000 Pud Salz gewonnen.

Polargebiete.

— Der Kriegsdampfer „Pola“, welcher die öſterreichiſche meteorologiſche Polarexpedition nach Jan Mayen bringen ſollte (verg. „Globus“ Bd. XLI, S. 213, 288) iſt, nach vergeblichem Verſuche auf jener Inſel zu landen, nach Tromſö zurückgekehrt. In 14 Tagen, wo, wie man hofft, das Eis beſſern Zugang geſtattet, ſoll der Verſuch wiederholt werden. Graf Wilczek iſt ſelbſt an Bord der „Pola“, einem Schiff von 90 Pferdekräften und 900 Tonnen. Die Mannſchaft beſteht aus 16 Offizieren und 70 Mann.

— Am 22. Juni iſt Sir Allen Young mit der „Hope“ von Gravesend aus in See gegangen, um der vermißten „Eira“ Hilfe zu bringen (vergl. „Globus“ Bd. XLI, S. 352). Die Mannſchaft beſteht aus vier Offizieren und 32 Mann, von denen der größte Theil ſchon in arktiſchen Gewäſſern gedient hat. Die „Hope“ iſt ein Dampfſchiff von 450 Tons, ſie hat Lebensmittel für 40 Mann auf zwei Jahre und außerdem für die 25 Mann ſtarke Beſatzung der „Eira“ auf ein Jahr an Bord und iſt mit ſechs Eisboten, Zelten, Schlitten, Kochapparaten u. ſ. w. ausgerüſtet. In den Inſtruktionen, welche das Expeditionskomité dem Führer derſelben ertheilt hat, wird als wahrſcheinlich angenommen, daß die „Eira“ Franz-Joſef-Land erreicht, aber weiter weſtwärts an der Küſte dieſes Landes überwintert habe, doch könne ſie auch zum Verbringen des Winters im treibenden Eiſe genöthigt geweſen ſein. Der von der „Hope“ einzuſchlagende Kurs müſſe ſich nach deſſen in der Barentsſee vorzufindenden Eisverhältniſſen richten. Für den Fall aber, daß ſich die Beſatzung der „Eira“ auf Nowaia Semlja zurückziehe, ſollen in der Karma-kulibai und auf der Admiralitätshalbinſel daſelbſt Proviantdepots errichtet werden, ebenſo Cairns auf dem Trocknen Vorgebirge (Sſukoi Noß) der Admiralitätshalbinſel und weiter nördlich an Punkten, welche heimkehrende Mannſchaften wahrſcheinlich beſuchen würden; in dieſen Cairns ſind Nachrichten über die angelegten Depots zu hinterlegen. Nachdem dies geſchehen, ſoll die „Hope“ am Rande des Eiſes entlang kreuzen, auch nördlich in der Richtung auf Franz-Joſef-Land vorzudringen ſuchen, falls ſchiffbares Waſſer ſich zeigt, dabei aber jedes Riſiko, vom Eiſe beſetzt zu werden, ſorgfältig vermeiden. Von einem Beſuche Spitzbergens wird abgeſehen, weil Kapitän Palander, welcher die ſchwediſche meteorologiſche Station nach der Moſſelbai bringt, nach der „Eira“ auszugucken verſprach. Auch ſind die ruſſiſchen und norwegiſchen Nordfahrer unterrichtet und erſucht worden, ſich möglichſt nach der „Eira“ oder ihrer Mannſchaft umzuſehen.

Sir Henry Gore Booth, der am 27. Mai mit Grant in der Jacht „Kara“ ausgefahren iſt, um gleichfalls Leigh Smith zu ſuchen, telegraphirte am 20. Juni ſeine Ankunft in Tromſö. (Petermann's Mittheilungen.)

— Der Walfiſchfahrer „Eclipſe“, von Peterhead, Capt. Gray, iſt von Nordgrönland in Lerwick, Shetland, mit 208 Walfiſchen, 500 alten Seehunden, deren Ertrag auf 250 Tonnen Oel geſchätzt wird, alſo der weitaus größten Beute, die ſeit vielen Jahren in Grönland gemacht worden, angekommen. Capt. Gray berichtet mildes Wetter mit Nordoſt- und Oſtwinden; über 200 Meilen Eis waren in der Nähe von Jan Meyen während der Monate Mai und Juni verſchwunden.

Inhalt: Eine Pilgerfahrt nach Nedſchd III. (Mit ſieben Abbildungen.) — E. Meyger: Zauber und Zauberjungen bei den Chineſen II. (Schluß.) — Theodor Kirchhoff: Streifzüge in Süd-Californien I. — Das Tätowiren bei Europäern. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Polargebiete. (Schluß der Redaction 30. Juli.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Eine Pilgerfahrt nach Nedschd.

(Nach dem Englischen der Lady Anne Blunt.)

IV.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen der Reisenden.)

Gleich bei dem ersten feierlichen Empfange in der Kawah des Schlosses wurde es den Reisenden klar, daß sie sich von den Zuständen im Schammarreiche eine zu geringe Vorstellung gemacht hatten. Wie eine Verkörperung orientalischer Pracht erschien ihnen die glänzende Versammlung in dem großen, säulengetragenen Saale: der Emir mit seinem Vetter und steten Begleiter Hamûd auf einem erhöhten Platze sitzend, das Gefolge im Kreise umher stehend, Alle in den kostbarsten seidenen Gewändern und mit Waffen versehen, deren kunstvoll in Gold und Silber gearbeitete Scheiden und Griffe auf das Reichste mit Edelsteinen verziert waren. Die Ueberreichung der unerläßlichen Geschenke war unter diesen Umständen eine peinliche Aufgabe. Denn die Kleidungsstücke, die man auf dem Bazar von Damaskus ausgesucht und als das non plus ultra von Pracht für den Scheich der Schammar betrachtet hatte, sahen hier ärmlich aus und entsprachen kaum der Kleidung eines seiner Diener; ein großes Teleskop, ein Revolver und eine Wincheſterbüchse, die Blunt noch hinzufügte, alles Gegenstände, die das Herz jedes Roala- oder Aneze-Scheichs entzückt haben würden, machten hier auch kein Glück mehr: sie waren dem Emir nicht nur bekannt, sondern, wie die Reisenden später selbst sahen, schon längst in seinem Besitze vorhanden. Mit echt arabischer Höflichkeit äußerte er trotzdem seine Bewunderung, sah pflichtschuldigst längere Zeit durch das Teleskop nach der gegenüberliegenden Mauer, erwiderte Blunt's Anrede mit den freundlichsten Versicherungen seines Wohlwollens und ging dann sogleich zu dem Thema über, mit dessen ausführlicher Erörterung er sie von nun an täglich stundenlang ermüdete: zu den persönlichen und Stammesverhältnissen sämmtlicher ihnen bekannter Beduinenscheichs im Norden, zu ihren Bündnissen und Fehden u. s. w. Sein lebhaftes Interesse für den Gegenstand, die genaue Kenntniß der inneren Angelegenheiten weit entfernter Stämme ließen unschwer erkennen, daß er bei allen hierauf bezüglichen Fragen von persönlichen Motiven geleitet wurde und sich mit geheimen Absichten einer Machtvergrößerung nach Norden hin trug[1]). Waren die Schärfe und Klarheit des Urtheils und das überlegene politische Verständniß, die sich in seinen Reden offenbarten, einerseits in der That bewundernswerth, so zeigte er andererseits eine so kindische Eitelkeit und lächerliche Eifersucht, die durch die Erwähnung jedes Vorzuges bei einem andern Scheich auf das Empfindlichste beleidigt wurde, daß die Reisenden bald alle ihre Aufmerksamkeit zusammennehmen mußten, um ihn

[1]) Wie richtig diese Voraussetzung der Reisenden war, bewies Mohammed Ibn Raschid im April 1880, wo er mit einer Armee von 5000 Mann durch das Wadi Sirhân, über die Harra bis nach dem Haurân zog, alle Beduinenstämme auf seinem Wege erst besiegte und dann zu Verbündeten machte und erst 20 Meilen vor Damaskus anhielt. Es ist kaum zu bezweifeln, daß er in dem ja immerhin möglichen Falle eines Zusammensturzes des türkischen Reiches den Versuch machen wird, das ganze Land östlich vom Jordan unter seine Herrschaft zu bringen.

Cholera-Procession in der St. Stephan's-Gasse.

Digitized by Google

nicht durch ein unbedachtes Wort der Anerkennung für die Verdienſte oder auch nur das Glück eines Andern immer wieder zu reizen. So waren ſie herzlich froh, als er die Audienz für beendigt erklärte und ſie, nachdem noch eine gemeinſame, aus Datteln, Brot und Butter beſtehende Mahlzeit eingenommen war, aufforderte, ihn in den großen Palaſthof zu begleiten und dort dem medschlis beizuwohnen, der öffentlichen Gerichtsſitzung, die er täglich hier abzuhalten pflegte. Der Anblick, der ſich den Reiſenden hier darbot, war in der That impoſant. Auf dem großen, etwa 100 m langen und halb ſo breiten Hofraume ſaßen in doppelter Reihe, ein großes Quadrat bildend, die Leibgarden des Emirs, 800 bis 1000 Mann, die in einer Art Uniform, dunkelbraunen Mänteln und rothen oder blauen Turbanen, dazu großen Schwertern mit ſilbernem Griffe, äußerſt ſtattlich ausſahen. Die hintere Reihe ſaß auf einer bankartigen Erhöhung, die Vorderen kauerten auf dem Boden. Für den Emir befand ſich ein erhöhter Sitz an der Hauptwand, auf dem er mit Hamûd Platz nahm. Mubarek, ſein weißer Lieblingsſklave und zugleich einer der reichſten und angeſehenſten Leute von Haïl, ſtellte ſich dicht hinter ihm auf. Sein Amt war es, über die perſönliche Sicherheit des nicht ohne Grund ſtets für ſein Leben fürchtenden, mißtrauiſchen Herrſchers zu wachen. Die Gefahr, die Mohammed Ibn Raſchid beſtändig über ſich ſchweben ſah und die ſeinem Weſen das Unruhige, Unberechenbare gab, war übrigens keineswegs „officieller“ Natur; denn er ſtand beim Volke allgemein im höchſten Anſehen. Es handelte ſich einfach um die ja immerhin mögliche Vergeltung der zahlreichen Verwandtenmorde, durch die dieſer jetzt „tugendhafteſte“ aller muslimiſchen Herrſcher ſich zur Regierung verholfen hatte. Der Verlauf der Gerichtsſitzung zeichnete ſich durch eine für europäiſche Begriffe beneidenswerthe Schnelligkeit des Verfahrens aus. In Zeit von einer halben Stunde wurden nicht weniger als zehn Angelegenheiten vorgenommen und erledigt. Was an Bittſchriften überreicht wurde, das las Hamûd ſogleich vor, und meiſt ſetzte der Emir ohne weitere Diskuſſion ſein Siegel darunter. Ein Streit zwiſchen zwei Einwohnern der Stadt gab Veranlaſſung zu einigen Hin- und Herreden, war aber auch in noch nicht fünf Minuten endgültig entſchieden. Am ſummariſchſten wurde mit mehreren Pilgern des am vorhergehenden Tage eingetroffenen perſiſchen Hadſch verfahren, die ſich über ungerechte Beſteuerung durch die Leute des Emirs beklagten. Sie wurden einfach abgewieſen und dann, ebenſo wie die ziemlich zahlreich verſammelte Zuſchauermenge, unter der ſich noch viele der fremden Pilger befanden, durch die Soldaten vom Hofe entfernt.

Die Stadt Haïl, deren Lage Blunt um etwa 60 Miles weiter nach Süden angiebt, als ſie auf unſeren bisherigen Karten verzeichnet iſt, bietet an und für ſich wenig Bemerkenswerthes dar: kleine weiße Häuſer und große Palmengärten, auf dem Bazar wohl einiges an gutgearbeiteten Waffen, aber nichts, was auf Originalität Anſpruch gemacht hätte. Die Reiſenden empfanden es daher als keine große Entbehrung, als ſie ſich nach wenigen Tagen ſchon durch den freilich zurückgehaltenen, immerhin aber merkbaren Widerwillen der Einwohner genöthigt ſahen, ihre Wanderungen durch die Stadt einzuſtellen. Täglich mehrmals nach dem Palaſte beſchieden und von zwei Soldaten der Leibwache dorthin geleitet, fanden ſie ſich durch die Bereitwilligkeit des Emirs, ihnen die „Wunder“ des Kair zu zeigen, faſt immer für die Langeweile der unvermeidlichen politiſchen Geſpräche entſchädigt. Am zweiten Tage ſchon erbot er ſich, ſie in ſeine bisher noch von keinem Fremden betretenen Gärten zu führen. Durch ein Labyrinth ſchmaler gewundener Gänge, über verſchiedene kleine Höfe gelangte man in den Hauptgarten, einen von hohen Mauern umſchloſſenen Palmenhain, an deſſen Pforte eine Schar von ſchwarzen und weißen Sklaven den Emir erwarteten. Zahlreiche Gazellen, die hier frei zwiſchen den Bäumen umherliefen, kamen den Eintretenden entgegen, um ſich von ihnen mit Datteln füttern zu laſſen. Es waren zwei verſchiedene Arten, eine dunkelere und eine hellere (wahrſcheinlich die gazelle des bois und die gazelle des plaines, welche die Franzoſen in Algier unterſcheiden) hier vertreten; beide ſollen die Gefangenſchaft gut vertragen und ſich reichlich vermehren. Eben ſo zahm wie ſie waren auch zwei große Steinböcke, die ihre ungeheuren Köpfe mit ſichtlichem Wohlbehagen von dem Emir ſtreicheln ließen. Was das Intereſſe der Reiſenden aber am meiſten in Anſpruch nahm, das waren drei der ſogenannten wilden Kühe (bakar wahhasch) aus der Nefûd, die ſie hier zum erſtenmal zu Geſicht bekamen. Mit einem Fetthöcker auf den Schultern wie die Zebus, haben dieſe weißen Antilopen in der That die größte Aehnlichkeit mit dem Rinde. Augenſcheinlich ſagte ihnen die Gefangenſchaft aber durchaus nicht zu. Wenn auch in gutem Futterzuſtande, waren ſie doch alle drei mit Anſchwellungen an den Füßen und Knieen behaftet und dabei ſo wüthend, daß die im Garten arbeitenden Sklaven ſich nicht mit Unrecht vor ihren

Zahme Gazellen im Garten des Schloſſes von Haïl.

Die Kaiserin Eugenie und ihre Damen.

hat. Ich sagte, jawohl, dann könne ich gehen. Darauf sagte der wütige Hahn, er wolle mir gehörig schimpfen, wenn ich nicht sofort gehe. Ich sagte, ich gehe nicht, ich habe Hunger. Darauf sagte der Hahn, er wolle mir Hunger machen, wenn ich nicht sofort gehe. Ich sagte, ich gehe nicht. Da sagte der Hahn, er wolle mir Beine machen. Ich sagte, ich gehe nicht. Da sagte der Hahn, er wolle mir Beine machen, wenn ich nicht sofort gehe

Wildeſte unter der wilden Schar. Er jauchzte und ſchrie, verfolgte und ließ ſich verfolgen, ſtürzte ſich in den dichteſten Haufen, ſprengte in tollem Jubel hin und her, „gerade als ob er noch nie eine Sorge empfunden und noch nie ein Verbrechen begangen hätte“. Daß er in dieſem ſeinem wahren Charakter als echter Beduine und „Sohn der Wüſte“ auch die Herzen der ruhigen Stadtaraber für ſich zu gewinnen wußte, das ſah man an der Zuſchauermenge, die ſich hier vor den Thoren von Haïl eingefunden hatte und mit allen Zeichen der Begeiſterung das Spiel verfolgte. Verſtand er es doch auch in anderer Beziehung durch die Entfaltung der populären Tugenden der Gaſtfreiheit und Freigebigkeit ſich weit und breit beliebt zu machen. Der bedeutende Reichthum, über den er verfügte, erlaubte es ihm, jeden Fremden, der nach Haïl kommt, ſowie alle Armen der Stadt als ſeine Gäſte zu bewirthen. So wurden außer dem an und für ſich ungemein zahlreichen Haushalte des Emirs täglich noch 200 bis 300 Fremde und Arme im Schloſſe geſpeiſt; und wenn man kurz vor Sonnenuntergang in den großen Hof kam, fand man hier regelmäßig eine große hungerige Menge verſammelt. 40 Schafe oder 7 Kameele wurden täglich im Schloſſe geſchlachtet. Kein Fremder wurde unbeſchenkt entlaſſen; die Aermeren wurden gänzlich eingekleidet, die Reicheren erhielten ein einzelnes koſtbares Kleidungsſtück oder ein Kameel. Jeden Abend nach Sonnenuntergang, wenn er in ſeinem Harem geſpeiſt hatte, empfing der Emir ſeine eigenen Gäſte, angeſehene Einwohner der Stadt, etwa anweſende Fremde u. ſ. w. Mubarek und Hamûd durften

Wilde Palmen im Thale von Agde.

nie fehlen, auch Mr. Blunt und ſeine Gattin mußten regelmäßig erſcheinen. Kaffee, der über dem im Herdloche am Boden brennenden Feuer erſt geröſtet und dann bereitet wurde, ſehr ſüßer Thee und Datteln bildeten die ſtehende Bewirthung, die Kämpfe der Roala die ſtehende Unterhaltung — manchmal freilich hatte auch der Emir ſeinen Gäſten eine oder die andere neu erſtandene Koſtbarkeit zu zeigen. So lernte Lady Blunt hier am Hofe zu Haïl zuerſt ein Spielzeug kennen, von dem ſie als von etwas Neuem ſchon in Europa gehört, das ſie aber dort noch nicht zu Geſicht bekommen hatte. Es war das ſeinerzeit beliebte Telephon einfachſter Konſtruktion, die beiden mit einer Schnur verbundenen und mit Pergament überſpannten Blechcylinder, mit dem hier zwei Sklaven zur Beluſtigung der Gäſte operiren mußten. Daß ſie dabei einander mit lauter, weithin hörbarer Stimme ihre Fragen und Antworten zuriefen, ſchien Allen die Abſicht bei dem Experimente zu ſein.

Von der ſtreng wahhabitiſchen Richtung, die in Haïl herrſchen ſollte, trat am Hofe des Emirs nichts beſonders Auffälliges hervor: höchſtens, daß man ſich des Rauchens als einer Sünde enthielt, und daß die Gebete häufiger und mit größter Pünktlichkeit abgehalten wurden, und dies zwar nicht nur von den Männern, ſondern, wie Lady Blunt bei ihren Beſuchen im Harem des Oeftern ſah, auch von den Frauen. Der Emir, ebenſo wie Hamûd, hielt ſich an die vom Propheten noch geſtattete Vierzahl von Frauen; die beiden Hauptgattinnen genießen das Privilegium, immer in Haïl bleiben zu dürfen, während die beiden anderen den Gatten auf dem alljährlichen Sommerzuge in die Nefûd

Digitized by Google

und auf kriegeriſchen Expeditionen begleiten müſſen. Was Lady Blunt von dem Haremsleben in Haïl ſah, unterſchied ſich nicht weſentlich von den Zuſtänden, die ſie von ihren Aufenthalten in Syrien her kannte. Ueberraſchend war ihr die Pracht, die ſie auch hier vorfand, und namentlich die zahlreichen europäiſchen Fabrikate, die ihren Weg durch die Wüſte gefunden hatten: eiſerne Bettſtellen, große Spiegel in Goldrahmen, Lehnſtühle und ähnliche Dinge. Die großen goldenen Naſenringe, die tellerförmigen goldenen Kopfſchmucke, die mit Kohle umränderten Augen und die karmingefärbten Lippen der in ſackförmigen Gewändern von Goldbrokat ſteckenden Schönen nahmen ſich neben jenem hierher verſchneiten nüchternen Hausrath doppelt phantaſtiſch aus. Was die Naſenringe anbetrifft, ſo werden ſie in Nedſchd beſonders groß getragen, nie unter einem Durchmeſſer von 1½ bis 2 Zoll. Je höher der Rang der Frau, deſto größer iſt auch der Ring. An einer von dem Kopfſchmuck ausgehenden goldenen Kette befeſtigt, wird der Ring beim Eſſen aus der Naſe gehakt und hängt dann auf die Schulter herab. Aber auch ohne dieſe Veranlaſſung bildet das Aus- und Wiedereinhängen des Ringes eine halb unbewußte, fortwährende Lieblingsbeſchäftigung der müßigen Hände und einen widerwärtigen Anblick für jeden Fremden; denn das durch den Naſenflügel gehende Loch iſt meiſt äußerſt ungeſchickt gebohrt, viel zu groß und oft tief eingeriſſen.

Während der letzten Tage ihres Verweilens in Haïl trat durch die kindiſche Thorheit ihres Begleiters Mohammed, der ſich plötzlich den Leuten des Emirs gegenüber für den Herrn der Expedition und das Ehepaar Blunt für ſeine Untergebenen ausgab, ein ärgerliches Mißverſtändniß zwiſchen die Reiſenden und den Herrſcher. Die Zeichen der Ungnade, die mit einer geringern Quantität und einer bedeutend herabgegangenen Qualität der vom Schloſſe gelieferten Nahrungsmittel begannen, hatten ſich ſchon in drohender Weiſe gemehrt und mancherlei ernſthafte Befürchtungen in den Reiſenden wachgerufen, als es zum Glück noch in der zwölften Stunde durch die Vermittelung Mubareks gelang, den Emir von dem wahren Sachverhalt zu überzeugen und alles wieder ins Reine zu bringen. In dem Bemühen, den Zwiſchenfall vergeſſen zu machen und den Fremden einen Beweis ſeines wiedergekehrten Vertrauens zu geben, ertheilte Mohammed Ibn Raſchid ihnen am nämlichen Tage noch aus freien Stücken die Erlaubniß, die mehrere Meilen von der Stadt mitten im Gebirge belegene Feſtung Agde zu beſuchen. Es war dies eine hohe Vergünſtigung; denn bis jetzt hatte noch nie ein Fremder je das Gebiet der Feſtung betreten dürfen. So mußten denn auch Mr. und Lady Blunt ihr Ehrenwort geben, nie und Niemandem etwas Näheres über die Lage des feſten Platzes zu verrathen, der ſeit undenklichen Zeiten ſchon im Privatbeſitze der Ibn Raſchid ſein ſoll und in der aufſteigenden neuern Geſchichte des Geſchlechtes eine wichtige Rolle geſpielt hat. Ueber die Richtung, in welcher Agde von Haïl aus liegt, giebt Lady Blunt demgemäß nichts an, doch ſchildert ſie den Ort als ein durch die günſtigſte natürliche Lage faſt uneinnehmbares Felſenneſt, das durch ringsum aufgeführte rohe Befeſtigungswerke noch verſtärkt worden iſt. Durch ein enges, vielfach gewundenes Thal, deſſen Granitwände abrupt aus dem Sande emporſteigen, führt der Weg aus der Ebene hinauf. An einer Stelle der Thalwand zeigt ſich hier eine merkwürdige alte Inſchrift in arabiſchen Lettern, die von Mr. Blunt kopirt und ſpäterhin durch Herrn Sabundſchi, einen gelehrten Araber, folgendermaßen gedeutet worden iſt:

„Dies (iſt) die Ruine von Sanherib (s Gebäude).“ Wenn Kopie und Deutung richtig ſind, ſo würden hier zwei Räthſel vorliegen: einmal, weshalb und wann ſollte Sanherib einen Wüſtenzug nach Nedſchd gemacht haben? und zweitens (was noch bedenklicher iſt): weshalb ſollte die Inſchrift in arabiſchen Lettern, anſtatt in Keilſchrift verfaßt worden ſein?

Hinter der Feſtung, die am engſten Theile des Thales liegt, erweitert ſich daſſelbe zu einem großen Halbrund, in das drei kleinere Wadis einmünden. Die herrlichſten Dattelpalmen wachſen hier wild, ohne jede Pflege und ohne andere Bewäſſerung, als die ihnen „min Allah“, von Gott, kommt, wie die Araber ſagen. Die ſtattlichen Bäume bilden einen ſchönen Kontraſt zu den ringsum aufſteigenden nackten, ſchroffen Felſen des dunkelrothen Granits. Ein kleines Schammardorf liegt am Grunde des Thalkeſſels unter den Palmen; die Bewohner nahmen die Reiſenden und ihre beiden zu der Leibwache des Emirs gehörenden Begleiter freundlich auf, führten ſie durch die Feſtung, nach den nahen Brunnen und zu den weiter abgelegenen ſtarken Befeſtigungswerken, welche die Zugänge der kleinen Seitenthäler ſchützen. Die überreiche Bewirthung von Kaffee und Datteln wurde durch mannigfache Erzählungen über die Geſchichte der entſcheidenden Kämpfe gewürzt, deren Mittelpunkt Agde gebildet hat. Hier hatte der Vater des heutigen Emir, der kräftige Abdallah Ibn Raſchid, die Scharen der Ibn Ali vernichtet und dadurch das Scheichat von Dſchebel Schammar für ſich und die Seinen gewonnen; hier hatte vor noch nicht zehn Jahren das letzte Gefecht ſtattgefunden, durch welches die Unabhängigkeit des Schammarreiches von der Oberhoheit der Imâme von Riad, der Ibn Saûds, endgültig beſtätigt wurde.

Von dieſem Ausfluge zurückgekehrt, begannen die Reiſenden ſich nunmehr ernſtlich mit den Vorbereitungen zu ihrer Weiterreiſe zu beſchäftigen. Die Erfahrungen der letzten Tage hatten ihnen den Aufenthalt in Haïl verleidet und ihnen jedes Gefühl von Sicherheit genommen. Ihre urſprüngliche Abſicht, noch nach Riad zu gehen, hatte den Beifall des Emirs nicht gefunden, ſo konnte nicht mehr die Rede davon ſein. Sie mußten ſich wohl oder übel dazu entſchließen, mit dem Pilgerzuge, der in den nächſten Tagen Haïl verlaſſen ſollte, nach Meſchhed Ali zu gehen, wo die von Mekka zurückkehrenden Schiiten die heiligen Gräber Ali's und Huſſein's zu beſuchen pflegen. Die große Pilgerſtraße vom Euphrat nach Mekka war auf dem Theile bis Nedſchd noch nie von einem Europäer begangen worden, ſo konnte man auf dieſem Wege manches Neue und manche Berichtigung für die Karten dieſes weiten Gebietes finden. Werden auch die perſiſchen Pilger im Allgemeinen von den Arabern, denen ſie hohen Tribut und Wegegeld für das Paſſiren ihres Gebietes und den Schutz auf demſelben bezahlen müſſen, mit größter Verachtung behandelt, und betrachteten namentlich der Emir und die Einwohner von Haïl die jährlich zweimal eintreffenden Pilgerzüge als Haupteinnahmequelle und rückſichtslos zu plündernde Beute, ſo wurden in einzelnen Fällen auch Ausnahmen gemacht. Die vornehmſte Perſönlichkeit unter den jetzt anweſenden Hadſchji war Ali Koli Khan, ein jüngerer Sohn des mächtigen Khan der Bakhtiari, der mit einem glänzenden und überaus zahlreichen Gefolge und mit allem nur denkbaren orientaliſchen Reiſekomfort die Wallfahrt nach Mekka gemacht hatte. Um ſeines Vaters Willen wurde er von dem Emir mit den größten Ehren aufgenommen, was freilich nicht verhinderte, daß der junge Perſer ſeinerſeits in vertraulichen Unterredungen mit Mr. Blunt, der ihn mehrmals in ſeinem koſtbaren Zelte beſuchen mußte, ſeinem Entſetzen über „die Rohheit und den niedern Standpunkt des arabiſchen Volkes“ Luft machte. Daß er unter dieſen

Barbaren in der Perſon des engliſchen Reiſenden einen ihm einigermaßen würdigen Gefährten fand, erfreute ihn augenſcheinlich ungemein, und ſo wurde nicht nur die gemeinſchaftliche Fortſetzung der augenblicklichen Reiſe verabredet, ſondern auch ein ſpäterer Beſuch Blunt's bei dem Bakti-arikhan, dem Oberhaupte des mächtigſten Stammes im weſtlichen Perſien. Dieſer letztern Verabredung kamen die engliſchen Reiſenden in der That noch in demſelben Frühjahr nach.

Die heutige Bevölkerung der Inſel Meroe.

Von **C. Berghoff**, Inſpektor der Unterdrückung des Sklavenhandels in Faſchoda am Weißen Nil.

Die heterogenen Miſchungen in der Zuſammenſetzung der Bevölkerung Südnubiens inſofern es ſich um die Uferbewohner des oberſten Endes vom ungetheilten Nil handelt, haben ſchon manchen Völkerkundigen zu allerhand gewagten Hypotheſen verleitet. Es muß daher als ein Wagniß erſcheinen, wenn wir im Nachfolgenden die kurze Charakteriſtik eines Bruchtheils dieſer Bevölkerung, der Bewohner des Landes zwiſchen Albara und Nil, zu geben verſuchen. Das Lückenhafte der Darſtellung mag in dem Beſtreben Entſchuldigung finden, nur ſelbſt Wahrgenommenes dem Leſer zu bieten.

Die Nilufer zwiſchen Berber und Chartum und noch eine gute Strecke weit oberhalb dieſer Stadt haben faſt ausſchließlich die Ga'aliin inne. Nur in der Gegend von Schendi finden ſich Kolonien des ſtromabwärts auf die letzteren als Uferbewohner folgenden Schaikie. Dieſe als irreguläre Reiterei ſchon damals im Dienſte der Aegypter ſtehenden Schaikie von Schendi haben erſt nach der Ermordung Ismael Paſchas 1822 und der darauf folgenden Vertreibung oder theilweiſen Vernichtung der früher hauptſächlich aus Ga'aliin gebildeten Einwohnerſchaft jener Stadt und Umgebung den Platz als Entgelt für ihre Soldforderungen angewieſen bekommen.

Die Exiſtenzmittel der Uferbewohner aller dieſer Gegenden beſchränken ſich auf Erzeugniſſe des Ackerbaues. Viehzucht wird nur nebenſächlich betrieben. Hier, nahe an der Grenze des Verbreitungsbezirkes der tropiſchen Sommerregen, genügen die letzteren indeß nicht alle Jahre zu ausreichender Durchfeuchtung des Erdreichs und zur Sicherung einer ergiebigen Durraherute. Die Einwohner ſind daher vorzüglich auf künſtliche Bewäſſerung ihrer Felder vermittelſt der von Ochſen gedrehten Schöpfräder, Saqie, angewieſen. Dieſe ſchwerfälligen Maſchinen gewahrt man denn auch dicht neben einander in einer nur durch ungünſtige Bodenverhältniſſe unterbrochenen Kette an beiden Niluſern von Berber bis Chartum.

Man baut in erſter Linie Durrah (Sorghum vulgare), dann Mais*[1]), Weizen* und Baumwolle* an, ferner Bohnen einheimiſcher Art (Dolichos Lubia und Lablab vulgaro), Zwiebeln, Weka (Hibiscus esculentus), Molochia (Corchorus olitorius), Rettige*, Knoblauch*, Waſſermelonen*, Coriander, kleinen rothen Pfeffer (Capsicum conicum), Bauerntabak u. ſ. w. Bei Schendi giebt es einige Gärten, in denen außerdem noch Gurken, Melonen, Kürbiſſe, Tomaten, Bedingan (Solanum melongena) und Citronen zu finden ſind.

Pflug und Egge ſind unbekannt, man kennt nur zwei Univerſalackerwerkzeuge, eine ſchwere unförmige Hacke — Torich —, und ein etwa 35 Centimeter langes, nach innen gebogenes und mit Zähnen gleich einer Säge verſehenes Meſſer — Haſchâſche —[1]). Wenn ein Feld beſtellt werden ſoll, ſo wird mittelſt der Hacke der Boden in gewiſſen Abſtänden aufgeſcharrt, d. h. ein 5 bis 8 Centimeter tiefes Loch gegraben, wo hinein man die Samenkörner, 4 bis 5 an der Zahl, legt; mit der Hand oder dem Fuße wird dann die herausgeſcharrte Erde wieder darüber gedeckt. Nehmen wir nun an, daß dieſe einfache Operation des Ausſäens im Oktober, nach Zurücktreten der Nilgewäſſer — die aber hier auf dem hochgelegenen Lande nur einen ſchmalen Streifen bewäſſern —, vorgenommen wurde, ſo beſtanden die Samenkörner aus der weißen Varietät der Durrah (Kukó), Baumwolle (Kutn), Mais (Escher-rif), welch letztere Frucht, obwohl erſt neuerdings eingeführt, ihres ſchnellen Wachsthums und reichen Ertrags halber ſehr geſchätzt iſt. Dieſe Ausſaat reift alsdann in drei Monaten, alſo im December. Man ſchneidet jetzt mit der oben beſchriebenen Haſchâſche, die außerdem zum Jäten des Unkrautes dient, die körnertragenden Büſchel oder Aehren (Qanqar) ab, welche auf einem reinen Platze, völlig getrocknet, von den Kühen ausgetreten werden. Das Getreide wird endlich durch Würfeln in Körben vom Staube und der Spreu gereinigt und bis zum Gebrauche oder Verkaufe in Gruben, die an trockenen hohen vor der Nilfeuchtigkeit geſchützten Stellen gegraben und nach ihrer Füllung mit Erde bedeckt werden, aufbewahrt.

Das Feld wird gereinigt, womöglich mit Maróq (alte Schutterde aus Ruinen und dergleichen) gedüngt und wieder weiße Durrah, Gerſte, Weizen, Tabak und Lubia geſäet. Nun bedarf es mehr als bei der erſten Ausſaat unausgeſetzter Bewäſſerung, Tag und Nacht hört man in dieſer Zeit die Saqie kreiſchen. Ebenſo werden jetzt, bei dem niedrigſten Waſſerſtande des Nils, deſſen Schlamm und Sandinſeln mit der gelben Varietät der Durrah-Muqqod, Waſſermelonen, und Kanún, eine kleine Kürbißart von geringem Werth, angebaut.

Mitte und Ende März reift dieſe zweite Ernte; die der Nilinſeln etwas ſpäter. Dann kommt die heiße Zeit (Sef). Der Fluß beginnt, nachdem er ſeinen tiefſten Stand erreicht hat, langſam zu ſteigen. Nur wenige Saqien ſind während dieſer Zeit in Bewegung, und gepflanzt werden: Zwiebeln, Weka, Coriander, Molochia, Knoblauch ꝛc. Die Büſche des Capsicum conicum haben das ganze Jahr hindurch Blüthen, reife und unreife Früchte, auch die Ausſaat der Molochia, Zwiebel und der Weka hat keine beſtimmte Zeit.

Mittlerweile haben ſich die tropiſchen Sommerregen, — Charif — (Juni, Juli, Auguſt), eingeſtellt und die ackerbauende Bevölkerung zieht zum größten Theil hinauf in die

---

[1]) Die mit einem Stern bezeichneten Getreide- und Nutzpflanzen ſind erſt ſeit dem Eindringen der Aegypter bekannt, oder werden ſeit jener Epoche in größerm Maßſtabe angebaut.

[1]) In Aegypten „Mingal“ genannt.

Ellenbogen und Hand (Abb. 10 und Abb. 11). — Die Kleider — die äußeren wohlen, die bis auf die Füße reichen, und die inneren, die nur bis zu den Knien gehen — sind mit Edelsteinen und Perlen besetzt.

Die Kleidung des Zaren Michail ist ähnlich wie die des Zaren Alexei Michailowitsch. Auch Michail trägt einen Kaftan, der bis auf die Füße reicht, und darüber einen Mantel, der nur bis zu den Knien geht. Auch Michail trägt Stiefel, die mit Edelsteinen und Perlen besetzt sind. Auch Michail trägt eine Mütze, die mit Edelsteinen und Perlen besetzt ist. Auch Michail trägt einen Reichsapfel und ein Reichsszepter, ausgestattet mit Edelsteinen und Perlen. Auch Michail trägt eine Reichskrone, ausgestattet mit Edelsteinen und Perlen.

Die Kleidung des Zaren Michail ist jedoch nicht identisch mit der Kleidung des Zaren Alexei Michailowitsch. Die Kleidung des Zaren Michail ist nicht identisch mit der Kleidung des Zaren Alexei Michailowitsch, weil die Kleidung des Zaren Michail nicht identisch ist mit der Kleidung des Zaren Alexei Michailowitsch.

Abb. 10. Zar Michail. Nach Photographie von Scherer, Nabholz & Co.

Abb. 11. Zar Michail. Nach Photographie von Scherer, Nabholz & Co.

Die Kleidung des Zaren Michail ist nicht identisch mit der Kleidung des Zaren Alexei Michailowitsch, weil die Kleidung des Zaren Michail nicht identisch ist mit der Kleidung des Zaren Alexei Michailowitsch.

Die Kleidung des Zaren Michail ist nicht identisch mit der Kleidung des Zaren Alexei Michailowitsch, weil die Kleidung des Zaren Michail nicht identisch ist mit der Kleidung des Zaren Alexei Michailowitsch.

Die Kleidung des Zaren Michail ist nicht identisch mit der Kleidung des Zaren Alexei Michailowitsch, weil die Kleidung des Zaren Michail nicht identisch ist mit der Kleidung des Zaren Alexei Michailowitsch.

Die Kleidung des Zaren Michail ist nicht identisch mit der Kleidung des Zaren Alexei Michailowitsch, weil die Kleidung des Zaren Michail nicht identisch ist mit der Kleidung des Zaren Alexei Michailowitsch.

Die Kleidung des Zaren Michail ist nicht identisch mit der Kleidung des Zaren Alexei Michailowitsch, weil die Kleidung des Zaren Michail nicht identisch ist mit der Kleidung des Zaren Alexei Michailowitsch.

Die Kleidung des Zaren Michail ist nicht identisch mit der Kleidung des Zaren Alexei Michailowitsch, weil die Kleidung des Zaren Michail nicht identisch ist mit der Kleidung des Zaren Alexei Michailowitsch.

Die Kleidung des Zaren Michail ist nicht identisch mit der Kleidung des Zaren Alexei Michailowitsch, weil die Kleidung des Zaren Michail nicht identisch ist mit der Kleidung des Zaren Alexei Michailowitsch.

und Füßen, mit Gliedmaßen, die zur schweren Arbeit untauglich sind.

Offenbar sind die Südnubier ursprünglich eine von Viehzucht lebende Nomadenrace, die sich erst nach später erfolgter, größerer Verdichtung der Bevölkerungsmasse nothwendigerweise dem Ackerbau zuwandte. Durch Kriege und Raubzüge mögen sie schon damals im Besitze von Negersklaven gewesen sein, und diese waren möglicherweise ihre ersten Lehrer in der Kunst, die Zeugungskraft der Erde auszunutzen. Erst der spätern nähern Berührung mit den Aegyptern sind gewisse Verbesserungen in ihrer Agrikultur, als z. B. Anwendung der Schöpfräder, Einführung von Weizen und anderen nördlichen Nutzpflanzen ꝛc. zuzuschreiben, die aber bis heutzutage noch nicht viel höher als bis zum Zusammenfluß der beiden Nilarme vorgedrungen sind. Im großen Ganzen aber wird der Boden in Südnubien immer noch in nicht viel rationellerer, übrigens äußerst ähnlicher Weise bestellt wie in den heidnischen Negerländern. Es giebt kein bezeichnenderes Beispiel für den Rückstand des Ackerbaues in diesem fruchtbaren Lande als die Thatsache, daß der Pflug noch ungebräuchlich ist.

Die Städtebewohner sind der Mehrzahl nach Handelsleute, sogenannte Gellâbe oder Taschasche, die mit einem Kapital von oft nicht mehr als 15 bis 25 Thalern unermüdlich auf ihren Eseln den geringen Waarenvorrath von Dorf zu Dorf, von Markt zu Markt schleppen. Man sieht diese eifrigen Schacherer auf allen Straßen von Assuan bis Dallabat, von Kassala bis Darfur; sie führen hauptsächlich englische Baumwollenzeuge, als Madapulan, Shirting, farbigen Zitz, Mousseline, ferner wohlriechende Essenzen und Sandelholz aus Indien, Seife, Gewürze, Schreibpapier u. s. w. Die Gewerbthätigkeit der Städte ist schwach

entwickelt, es giebt Schmiede, Zimmerleute, Gerber und sehr geschickte Lederarbeiter, welche besonders geschmackvoll verzierte Kameel- und Pferdesättel, Reisesäcke, Schwert- und Messerscheiden anzufertigen verstehen.

In den weiten Steppen und Bergthälern fern vom Flusse, die fast überall mit einer Vegetation von immergrünen Akazien und zahlreichen im Winter vertrocknenden Grasarten bedeckt sind, hausen die Nomaden, die sich selbst „'Arab", Plur. „'Arban", nennen. Zahllos ist ihr Reichthum an Ziegen, Schafen und Kameelen, weniger trifft man bei ihnen die Kuh und das Pferd; denn der Araber wohnt weit vom Wasser, um die wenigen Brunnen herum ist die Weide gar bald abgenutzt und nur alle 3 bis 4 Tage kann das Vieh zur Tränke kommen. Leicht bewegliche Mattenzelte sind seine Wohnung, Milch ist der Hauptbestandtheil seiner Nahrung, in süßem und häufiger noch in sauerm Zustande wird sie mit Durrahbrei genossen. Käsebereitung ist unbekannt.

Die Araber stehen direkt unter der patriarchalischen Herrschaft der Ferik-Schechs, Abtheilungs- oder Hordenhäuptlinge, welche wiederum von einem Großhäuptlinge — Schech el Qabile — abhängen, der seinerseits von der Regierung anerkannt und für die Steuermasse seines Stammes verantwortlich ist. Die Steuern der Araber ruhen auf ihren Herden, ein Kameel z. B. zahlt jährlich $2^1/_2$ Piaster, eine Ziege weniger u. s. w. Diese Art von Abgaben, welche die betreffenden Stammeshäuptlinge unter sich abschätzen und auf ihre Stammesmitglieder vertheilen, heißt Dirscheh; für etwa während des Charif angelegte Durrahfelder zahlen sie keine Steuer.

Die Handelsbeziehungen, welche die Nomaden mit den Städtern unterhalten, sind der einfachsten Art, sie bringen

Schlachtvieh, Häute, Matten, flüssige Butter, Natron und Salz, das sie durch Auslaugen gewisser Erden gewinnen, zu Markte. Sie verkaufen diese ihre Produkte entweder für blanke Thaler [1]), wenn das Ende des Steuerjahres vor der Thür ist, oder vertauschen sie gegen Damûr, den inländischen groben Baumwollstoff, Durrah, Tabak, Eisenwaaren, als Lanzenspitzen, Messerklingen und Sohlinger Schwerter.

Während des Charif bekommt man keinen Nomaden zu Gesicht, dann halten sie sich in den entlegenen, im Winter wasserlosen Gegenden auf, wo die Feuchtigkeit einen reichen Graswuchs erweckt hat und das Vieh genügend Wasser in den Regenpfützen findet. Zur trockenen Jahreszeit findet man ihre Zelte eine halbe oder gar eine volle Tagereise vom Nil, sie tränken dann ihre Schaf- und Ziegenherden, weil kein grünes frisches Futter mehr existirt, nur jeden zweiten Tag.

Die Stämme, welche die Insel Meroe bewohnen, sind von der Mündung des Atbara an bis zur Breite von Chartum ungefähr die: Elliab, Musalemab, Fatenieh, weiter nach Süden zu in der Nähe von Ben Naqâ die Hassanieh, Butanah, und der zahlreiche und weit nach Osten ausgedehnte Stamm der Schukerieh.

In Betreff der physischen Erscheinung existirt kein bedeutender Unterschied zwischen Ga'aliîn, Schaikie und Nomaden. Die Hautfarbe der Südnubier reinen Stammes, soweit man von den am häufigsten vorkommenden mehr oder minder dunkleren Schattirungen, die auf Vermischung mit Negerblut hinweisen, absieht, ist das matte Braun unpolirten Mahagoniholzes. Bemerkbar ist der lichtere Teint des weiblichen Geschlechtes wohlhabender Familien, welche ihre Raceneinheit mehr bewahrt haben. Die Männer sind in der Regel dunkler vom Sonnenbrand und Wind, dem sie mehr ausgesetzt sind. Den reinsten Racentypus repräsentiren die Nomaden, eine mittelgroße, hagere, feingebaute Gestalt, kleine Hände und Füße, zierliche Gelenke; nach unserer Augenschätzung ist die Schädelform vorwiegend dolichocephalisch mit ziemlich entwickeltem Hinterhaupt und kaum bemerkbarer Prognathie. Das Haar ist stark gekräuselt, allzuüppiger Bartwuchs selten und die Leibhaare sind äußerst spärlich. Die Zahnbildung ist die schönste, die sich wünschen läßt.

Durch Heirathen unter einander, Vermischung mit den Dongolanern und mehr noch durch den Jahrhunderte langen Import von Galla- und Negersklavinnen haben die ansässigen Ga'aliîn und Schaikie ihre ursprüngliche Raceneinheit sehr eingebüßt; besonders sind es die Städtebewohner, welche am meisten mit Negerblut versetzt sind. Dazu noch die Nachkommen der Tausende und Abertausende von ägyptischen und türkischen Soldaten, welche die Eroberungszüge Mehemed Ali's auf den nubischen Boden warfen. Der Orientale hat eine große Neigung zu einem geordneten Familienleben, Kinderreichthum ist ihm ein Stolz — die mohammedanische Religion erleichtert, wie bekannt, in jeder Hinsicht die Ehe — und endlich hat selbst der gemeine Soldat der ägyptischen Armee das Recht sich zu verehelichen; doch konnte er natürlich nicht Weiber aus Aegypten und der Türkei mit nach dem Sudân bringen und war gezwungen, mit den nubischen und Negermädchen vorlieb zu nehmen.

So findet man in den Städten eine Menge Mischlinge, deren Hautfarbe in mehr oder minder dunkelen Schattirungen spielt und deren Physiognomien und Schädelbildungen eine seltsame Mannigfaltigkeit an den Tag legen. Da sind Kreuzungen zwischen Tscherkessen und Galla, Albanesen und Negern, Aegyptern und Nubiern und anderen, die alle aufs Beste gedeihen und ebenfalls wieder zahlreiche Nachkommenschaft produciren. Am meisten finden sich diese Leute im Dienste der Regierung als irreguläre Soldaten (Basch-Bozuk), als Schreiber und Beamte. Die Mehrzahl der Würdenträger im ägyptischen Sudan sind heutzutage solche Mischlinge oder reine Nubier. Die beiden Stämme der Ga'aliîn und Schaikie unterscheiden sich von einander nur durch die drei parallelen Wangenincisionen, welche bei den ersteren senkrecht, bei den letzteren horizontal verlaufen [1]). Sie sprechen beide die arabische Sprache und zwar einen oft sehr verdorbenen Dialekt, der aber dem des Hedschas näher steht als dem Aegyptens. Sie behaupten gemeinschaftlicher Abkunft zu sein und glauben ihre Voreltern seien vor etwa tausend Jahren von Hedschas eingewandert. Trotzdem mit den charakteristischen Zügen der semitischen Race ausgestattete Köpfe unter ihnen gar nicht selten sind, glauben wir doch, daß die Hauptmasse dieser Völker Nachkommen jener Aethiopier sind, von denen uns Herodot und Strabo erzählen.

Eine arabische Einwanderung kann nicht geleugnet werden, doch war sie wohl verhältnißmäßig spärlich und die Mehrzahl der Eingeborenen Südnubiens ist nicht durch das Schwert, sondern durch die Drohungen und das begeisterte Wirken weniger Sendboten zum Islam bekehrt worden.

Wir wissen zwar, daß die Völker dieser Gegenden damals Christen waren, die dogmatischen Spaltungen aber hatten das Christenthum jener Zeit überall geschwächt, so daß der sinnlichen Gemüthern besonders ansprechende Islam auch hier einzig in der Geschichte der Religionen dastehende Erfolge und blitzschnelle Verbreitung finden konnte.

Ich füge hier noch einige authentische Nachrichten über die arabische Einwanderung nach Nubien und dem Sudan bei, die ich einem schriftkundigen Araber, dem in Mekka geborenen und erzogenen Scherif Mohamed el 'Aida, derzeit zu Sennar wohnhaft, verdanke. Die ersten Araber kamen im Jahre 31 der Hedschra von Aegypten, Gesandte des Emir 'Omar ibn el Hattab, 24 Mann stark, um die Völker des Sudans zur Annahme des Islams und zur Unterwerfung aufzufordern. Einige Völker und Stämme nahmen die neue Religion sofort an und unterwarfen sich, andere verweigerten die Unterwerfung [2]). Nach ungefähr 20 Jahren schickte der Emir 'Omar eine zweite Truppe von 72 Mann, Krieger der Stämme: Ançar, Beni Machsum, Beni Chosa und andere, geführt von einem Sohne des Scherif Ghanim eines Nachkommen des Abbas, Onkels des Propheten, nach Nubien. Dieselben unterwarfen sich die Gegend von Dâmer bis Dongola längs des Nils, islamirten die Eingeborenen und machten ihren Anführer zum Melk des Landes. Die Ga'aliîn halten sich für die Nachkommen dieser Leute, es giebt unter ihnen einige, die ihren Stammbaum auf Ghanim zurückführen können und die also das Recht haben, sich Scherif zu nennen.

Nachdem sind noch drei Schurafa (Plur. von Scherif) in

[1]) Die Marktpreise von Damer, Schendi u. sind folgende: 1 Stier oder starke Kuh = 8 bis 12 Thaler Megidi, 1 Lastkamel = 15 bis 25 Megidi, 1 mittelmäßiger Reitkeil = 20 bis 25 Thaler, 1 Schlachthammel = 2 bis 3 Megidi, 1 Ardeb ordinäre Durrah = 4 Megidi, 1 Ardeb Weizen = 6 Megidi, Flüssige Butter 4½ Rotl = 1 Megidi. Salz, ordinäres, = 6 Kilogramm 1 Megidi. Damurstoff, hinreichend zu einem Gewand, Tob, = 1 bis 1½ Megidi.

[1]) Die drei senkrechten Wangeneinschnitte haben die Ga'aliîn mit den Bewohnern der heiligen Stadt Mekka gemein; auf den äthiopischen Denkmälern und Skulpturen sind dieselben nicht zu bemerken, es ist also nicht unwahrscheinlich, daß sie erst mit den Aposteln des Islams aus Arabien gekommen sind.

[2]) Näheres in dem Buche des arabischen Historikers Schech Gelâl es Siuti, 1190 d. Hedschra Husn el-m'hadserh fi achbar maçr el Qâhireh, p. 68.

den Sudan eingewandert; einer von ihnen setzte sich am Atbara fest, der zweite ging nach Süden in das Land zwischen Dinder und Rahad, Woled Hindi ist sein Name [1]), der dritte zog nach Darfur.

Anno 673 d. Hedschra, zur Zeit des Großscherif Hassan el Bedri, kamen noch 300 Mann von Hedschas nach dem Ostsudan, die den Weg über das Rothe Meer nahmen. Sie waren ebenfalls aus Angehörigen verschiedener Stämme zusammengesetzt und ihr Zweck war die Verbreitung des Islams [2]).

Der zahlreichste Stamm der Sudanaraber, die Schukerieh, behaupten von Schukr, einem der Söhne des Ghanim, abzustammen, dies soll aber nach der Meinung aller stammbaumkundigen Araber sehr zweifelhaft sein.

Wir besitzen die Abschrift des Stammbaumes eines unserer Ga'aliinbekannten, der nach diesem Schriftstücke von einem gewissen Cherqâu, genannt Ga'al, abstammt, welcher vor 21 Generationen aus Arabien einwanderte. Recht bezeichnend für den religiösen Charakter der Südnubier ist die Thatsache, daß man in fast jedem größern Dorfe die Kuppel eines Heiligengrabes, aber nirgends eine Moschee, ein Gotteshaus, antrifft. Dem Wundermanne, dem religiösen Gaukler wird nach seinem Tode ein Denkmal gesetzt, neben dem ein von sich selbst auserwählter Nachfolger (Chalifa) das Werk seines Vorgängers, die Dummheit und den Aberglauben des Volkes auszunutzen und auf seine Unkosten ein faules, thätigkeitsloses Leben zu führen, fortsetzt.

Unzählig sind die Heiligen des Sudans, der höchste Schwur ist bei ihrem Namen. In einer Gefahr oder Nothlage ruft der Nubier nicht die Hilfe Gottes, sondern die des Seidna Hogeli, Sid el Hassan, Schech Kabaschi u. s. f. an. Ein Stück Papier von der Hand eines solchen mit Gottes Gnade begabten Mannes dient als Amulet, in Ledersäckchen eingenäht wird es zum Schutze gegen alle bösen Mächte getragen, oder dient als Heilmittel bei gefährlichen Krankheiten und wird theuer genug bezahlt.

Schamanistischer Aberglaube überwuchert im Allgemeinen die Religion.

Die Sitten und Gebräuche der südnubischen Völker gehören unzweifelhaft zu den merkwürdigsten und seltsamsten. Erwähnen wir zuerst die Excision und Infibulation des weiblichen Geschlechtes, dessen barbarische Einzelheiten zu schildern uns der Anstand verbietet; weiter die absurde Sitte der Extraktion der Eckzähne, die bei den kleinen Kindern hier zuerst erscheinen. Viel ist schon darüber berichtet worden, aber ein nicht minder barbarischer Brauch, den ich noch nirgend geschildert fand, ist der, die jungen Mädchen vor der Verheirathung künstlich zu mästen, welcher bei den ansässigen Ackerbau und Handel treibenden Südnubiern sehr verbreitet ist; denn Fettleibigkeit und Körperfülle gehört hier zu den ersten Schönheitsbedingungen des Weibes. Vierzig Tage vor der Hochzeit wird das Mädchen zu folgendem Regime gezwungen: früh Morgens mit Tagesanbruch salbt man ihr den Körper über und über mit Fett ein, dann muß sie einen Brei aus circa 1 Kilogramm Durrahmehl mit Wasser, ohne Salz und Würze gekocht, zu sich nehmen, *sie muß*, denn neben ihr steht die hierin unerbittliche Mutter oder sonstige Verwandte, der das Heirathsprojekt am Herzen liegt, mit dem Stocke oder Kurbatsch aus Hippopotamushaut, und wehe ihr, wenn sie die Schüssel nicht auf den Grund leert. Selbst wenn sie die Uebermasse der faden, widrigen Nahrung erbricht, wird sie nicht dispensirt, es wird von Neuem gebracht und muß hinuntergeschluckt werden.

Nachmittags bekommt sie ebenfalls Durrahbrei (Luqma) mit etwas gekochtem Fleisch, dessen Brühe die Sauce bildet. Abends dieselbe Quantität und Qualität Brei wie am Morgen und endlich in der Nacht noch eine große Kürbisschale fetter Ziegenmilch. Dabei unabläßige äußerliche Fetteinreibungen. Bei dieser Behandlung gewinnt der Körper des Mädchens fast sichtbar an Rundung und wenn die 40 Tage verflossen sind gleicht er beinahe, um einen sudanesischen Vergleich zu gebrauchen, an Masse dem Nilpferde; doch entzückt das ihren Zukünftigen und erweckt den Neid ihrer magerern Mitschwestern.

Die Fettleibigkeit ist eben Mode und was thut und leidet die Evastochter nicht alles der Mode willen, in Afrika sowohl als in unserm civilisirten Erdtheile? Nur ist der Unterschied, daß die Mode Europas alljährlich gleich dem Vogel Phönix abstirbt, um aus ihrer Asche verjüngt zu erstehen, während sie sich uns hier als eine tausendjährige Ueberlieferung offenbart, als ein feststehendes ehernes Gesetz, das sich stets gleichbleibt und keine Abweichungen und Neuerungen erlaubt. Nach der Vorstellung der Nubier hat schon die Königin von Saba den weisen Salomo durch ihre fettglänzende von wohlriechenden Oelen triefende braune Haut, durch die üppig schwellenden halbentblößten Glieder, die antimongeschwärzten Augenlider und die reizend blaugefärbte Unterlippe berückt; sollte also, denkt die Nubierin, dieses Rüstzeug weiblicher Reize jetzt unwirksam geworden sein?

Man heirathet hier sehr jung, Ehepaare im 15. bis 17. Lebensjahre sind keine Seltenheit; dagegen würde es sehr schwer halten, einen alten Junggesellen oder eine alte Jungfrau unter den Südnubiern zu finden, denn der cheloſe Stand ist eine Schande wie in Aegypten. Polygamie, obwohl erlaubt, ist selten.

Obgleich etwas mißtrauisch gegen Fremde, besonders weißer Hautfarbe, sind die Leute doch gastfrei und dienstfertig; in jedem größern Dorfe giebt es eine bestimmte Hütte, „Halwa“ genannt, in welcher der ermüdete Reisende das Recht hat sich ohne Weiteres niederzulassen, und es besteht die Sitte, daß die einzelnen Familien tageweise der Reihe nach die Gäste zu verpflegen haben; gewöhnlich kommt der betreffende Familienvater, dem ein Negermädchen die gewaltige dampfende Holzschüssel nachträgt und nimmt das Mahl gemeinschaftlich mit dem Fremden ein. Tagsüber dient die „Halwa“ als Schulgebäude, in dem irgend ein armer Faqi die männliche Jugend des Dorfes Koränverse herplärren und Buchstaben kritzeln lehrt.

Hat man aber keine Lust sich dieser oft schmutzigen, von den wandernden Händlern und Bettelderwischen überfüllten Hütte anzuvertrauen, so sucht man sich das bestaussehende Gehöft aus, ladet seine Thiere dort ab und macht es sich bequem; es wird das die Bewohner zwar überraschen, aber es giebt für sie keine größere Unhöflichkeit als die, einen Gast abzuweisen.

---

[1]) Die Schuraſa von Mekka besitzen Aufzeichnungen über alle arabischen Auswanderungen und besonders über das Verbleiben eines jeden einzelnen Scherif und seiner Nachkommen, die sehr genau sind. Das Dorf Woled el Hindi, zwischen Dinder und Rahad, besuchte ich bei meiner Reise von Qadaref nach Sennar 1881; ich sah dort auch einen der Nachkommen des eingewanderten Scherif.

[2]) Nähern Aufschluß über diese und die vorhergehenden Auswanderungen giebt das Buch „el Sameraqandi“, das zugleich einen Generalstammbaum und wichtige historische Noten enthält. Zu haben in der Druckerei von Bulaq.

Streifzüge in Süd-Californien.

Von **Theodor Kirchhoff.**

II.

Santa Barbara.

Santa Barbara genießt weit über die Grenzen Californiens hinaus den beneidenswerthen Ruf eines von der Natur mit herrlicher Scenerie und einem das ganze Jahr über gleichmäßigen milden Klima geſegneten Platzes. Niemand, der Californien beſucht, um die vielſeitigen Schönheiten dieſes Landes kennen zu lernen, wird verfehlen einen Abſtecher nach Santa Barbara zu machen. Wer, entfernt vom aufregenden Leben in einer Großſtadt, einige Monate in ländlicher Ruhe zu verbringen wünſcht, wo er dennoch die Annehmlichkeiten eines ſtädtiſchen Verkehrs nicht ganz entbehren muß, wird hier das Ideal einer Sommerfriſche finden. Der Ort (3469 Einw.) iſt groß genug, um manche Erheiterung zu bieten, ohne welche ein Kulturmenſch heutzutage nicht gut zu exiſtiren vermag; der regelmäßige Dampferverkehr mit einer Weltſtadt wie San Francisco giebt dem Fremden das angenehme Bewußtſein, daß er hier nicht außerhalb der Sphäre der neuern Civiliſation lebt; das Klima läßt abſolut nichts zu wünſchen übrig, und in dem großſtädtiſch angelegten Arlington-Hotel findet man den Komfort der beſten amerikaniſchen Gaſthäuſer. Nur wenige Schritte ſind nöthig, um den, der ein offenes Auge für idylliſche Naturreize hat, in eine ländliche Umgebung zu bringen, wie ſie anmuthiger nicht gedacht werden kann.

Die californiſche Küſte, welche von Norden her eine ſüdöſtliche Richtung beibehält, nimmt weſtlich von Santa Barbara bei Point Concepcion auf einer Strecke von 65 engl. Meilen eine Wendung direkt nach Oſten bis nach Point Rincon. Die bis 3500 Fuß aufſteigende Santa-Ynez-Range, welche landeinwärts von der Sierra Madre und dem San-Rafael-Gebirge überragt wird, deckt den ſchmalen Küſtenſtrich vor den Nordwinden. 20 bis 30 Miles von der Küſte und dieſer parallel liegen die Inſeln Anacapa, Santa Roſa, Santa Cruz und San Miguel, welche mit Bergen von 2500 Fuß Höhe gekrönt ſind (der Devilspeak auf Santa Cruz erreicht eine Höhe von 2700 Fuß über dem Meere), und gewähren dem ſogenannten „Santa Barbara Channel“ Schutz vor den Südweſtwinden und den Strömungen des Oceans, während das Kap Concepcion eine Barriere gegen die Seenebel bildet, welche ſich nur ſelten ſüdwärts von ſeiner Felſenmauer bewegen. Wer, vom Norden kommend, zur See an der californiſchen Küſte entlang fährt, wird bis zum Kap Concepcion genug von ſchwerem Seegang und dichten Nebelbänken zu erzählen wiſſen; ſobald aber das Kap Concepcion im Rücken liegt, ändert ſich das Ausſehen des Meeres plötzlich, als führe man in einen ſtillen Landſee hinein: — und an dieſem vor Winden und Nebeln, vor Kälte und plötzlichem Witterungswechſel geſchützten Küſtenſtriche liegt Santa Barbara in ſeiner idylliſchen Schönheit.

Im Jahre 1542 (7. bis 10. Oktober) befuhr der portugieſiſche Seefahrer Juan Rodriguez de Cabrillo in drei Schiffen unter ſpaniſcher Flagge als der erſte Weiße dieſe Gewäſſer. Seine Angabe von dem noch heute vor dieſer Küſte in dichten Maſſen ſchwimmenden Seetang, welcher einen natürlichen Schutz des Hafens von Santa Barbara bildet, einer im Meere aufſprudelnden Oelquelle, die heute noch zu ſehen iſt, und ſeine Beſchreibung einer von zahlreichen Indianern bewohnten Inſelreihe und des von indianiſchen Dörfern dichtbeſetzten Feſtlandes laſſen keinen Zweifel aufkommen, daß jener Seefahrer der Entdecker dieſes Heſperidenlandes war.

Daß die prähiſtoriſche Indianerbevölkerung dieſer Inſelgruppe eine ſehr dichte geweſen ſein muß, beweiſen die in neuerer Zeit, namentlich auf Santa Cruz, in übergroßer Menge aufgefundenen indianiſchen Alterthümer, welche eine der Hauptzierden des Smithſonian Inſtitute in Waſhington bilden. Neben maſſenhaft ausgegrabenen Skeleten der Ureinwohner, ihren Geräthſchaften, Waffen und Schmuckſachen, fand man auf jenen Inſeln zahlreiche Glas- und Meſſingwaaren, welche durch Tauſchhandel mit den Spaniern dorthin gekommen ſein müſſen. Im Jahre 1606 wurden von dem ſpaniſchen Kapitän Biscoino eine Anzahl Schweine und Rinder auf Santa Cruz ausgeſetzt, welche dort verwilderten und ſich im Laufe der Zeit ſtark vermehrten.

Die indianiſchen Namen der Hauptinſeln waren für San Miguel „Ciquimuynu“ (von Cabrillo „Isla de Poſeſion“ genannt); für Santa Roſa „Nicalque“ und für Santa Cruz „Limu“. Das größte auf dem Feſtlande liegende indianiſche Dorf hieß „Xucu“ und wurde von Cabrillo „Pueblo de Canoas“ (die Stadt der vielen Boote) getauft. Cabrillo ſtarb auf ſeiner Rückreiſe, am 3. Januar 1543, in Folge eines Sturzes auf der Inſel San Miguel, wo er begraben wurde. Trotz der eifrigſten Nachforſchungen iſt man leider nicht im Stande geweſen, das Grab dieſes berühmten Seefahrers wieder aufzufinden.

Im Jahre 1782 gründeten ſpaniſche Prieſter eine „Miſſion“ bei Santa Barbara, um die Eingeborenen jener Gegend zum katholiſchen Glauben zu bekehren; dreißig Jahre ſpäter betrug die Zahl der zum Chriſtenthum bekehrten Indianer und der ſpaniſch-mexikaniſchen Bewohner etwa tauſend Köpfe. Das Zuſtrömen der Amerikaner begann im Jahre 1846, als Fremont am 25. December d. J. mit einem Bataillon von 425 Mann und mehreren Geſchützen die damals für unpaſſirbar gehaltene Santa-Ynez-Range überſchritt und Santa Barbara im Namen der Vereinigten Staaten beſetzte. Die Indianer ſind ſeitdem faſt von dort verſchwunden und die „alten Californier“ (die ſpaniſch-mexikaniſche Race) kämpfen nur noch hoffnungslos um ihre Fortdauer.

Die von der Natur ſo begünſtigte Lage des Küſtenſtriches von Santa Barbara, welcher ſowohl von der Land- als von der Seeſeite gegen Stürme und plötzlichen Witterungswechſel geſchützt iſt, hat jene Gegend ſeit ihrer Beſiedelung durch die Angloamerikaner zu einem bevorzugten Aufenthaltsorte zahlreicher Fremden gemacht, welche hier theils zum Vergnügen wohnen, theils in der balſamiſchen Luft und in den angenehm warmen Wellen des Oceans Heilung und Stärkung für einen geſchwächten Körper ſuchen. Für

Lungenkranke giebt es nirgends in Amerika ein wohlthätigeres Klima, als das von Santa Barbara.

Die Umgebungen des Ortes sind herrlich. Es ist eine Freude, in einem leichten Gefährt Spazierfahrten zu machen und die reizenden Heimstätten zu betrachten, welche in der Landschaft zwischen dem Meere und dem 8 bis 11 Miles von demselben entfernten Küstengebirge zerstreut liegen. Anpflanzungen von peruanischen Pfefferbäumen, Eukalypten und Maulbeerbäumen gewahrt man häufig, womit die Ansiedler den ursprünglich spärlichen Baumwuchs zu befördern sich bestreben. Fast jeder Bewohner dieses Landstrichs bemüht sich, seinem Heim durch halbtropische Gewächse und Blumenzucht ein heiteres Aeußeres zu geben.

Wohl die schönste dieser Heimstätten ist die des Herrn Hollister bei Glen Anne, welche in einem geschützten Thale am Fuße der Santa-Ynez-Range in nordwestlicher Richtung von Santa Barbara liegt. Die Haine von Orangen-, Citronen-, Limonen-, Oliven- und Mandelbäumen und die Obstgärten voll von Aepfel-, Birn-, Aprikosen-, Kirschen-, Pfirsich- und Pflaumenbäumen, welche auf dem 3600 Acker großen Besitzthum des „Colonel“ liegen, sind alle im vortrefflichsten Zustand. Seine Anpflanzung von 25 000 Mandelbäumen auf 250 Acker Land ist die größte ihrer Art in den Vereinigten Staaten. Auf seinen Ländereien stehen 40 000 Fruchtbäume, deren Ertrag oft fast an das Unglaubliche grenzt. Auf einem Acker wurden z. B. im vorigen Jahre 60 000 Citronen eingeheimst. Auch ein Weinberg mit 5000 Rebstöcken befindet sich auf dieser „Ranch“, welche man als eine Musterfarm im großen Stil bezeichnen kann. In der Nähe der reizenden Villa liegt auf 13 Ackern des reichsten Bodens ein prächtiger Orangenhain, der von Monterey-Cypressen und hohen Eukalyptusbäumen umgeben ist.

Die Besitzthümer im County Santa Barbara sind meistens alte mexikanische „Grants“, die je zwischen einer und elf Leguas (1 Legua = 4438 Acker) variiren. Während der letzten dreißig Jahre sind fast alle diese „Grants“ in die Hände der Amerikaner übergegangen, denen dafür Eigenthumsurkunden (patents) von der Regierung der Vereinigten Staaten ausgestellt wurden. Zu den größten dieser „Grants“ gehören z. B. „Los dos Pueblos“, 15 500 Acker; „Nuestra Señora del Refugio“, 26 529 Acker; „La Espada“, 15 000 Acker; „San Julian“, 48 000 Acker; „Lompoc“, 42 085 Acker; „Santa Rosa“, 16 300 Acker; „San Carlos de Jonata“, 26 634 Acker; „Los Pinos“, (gehört der katholischen Kirche), 35 573 Acker; „Los Alamos“, 48 803 Acker; „Todos Santos y San Antonio“, 20,772 Acker; „Punta de Laguna“, 26 648 Acker; „Sisquoc“, 35 485 Acker; „Jesus Maria“, 42 184 Acker und „Los Prietos y Najalayegua 48 728 Acker, — welche alle von ihren gegenwärtigen Eigenthümern sozusagen „für ein Butterbrot“ erworben wurden. Die mexikanische Regierung verlieh diese „Grants“ ursprünglich für kein anderes Aequivalent als das der faktischen Besitznahme. Vor 1846 hatten jene Ländereien in großen Komplexen einen Werth von etwa einem Cent pro Acker, und im Jahre 1864 konnte man noch die besten Ranches für 10 bis 25 Cents pro Acker kaufen.

Diese großen „Grants“, wie ähnliche und noch größere über ganz Californien zerstreut liegen, sind ein Fluch für das Land geworden. Anstatt Neuankömmlingen kleinere Strecken zu mäßigen Preisen für Farmen zu verkaufen, halten die Besitzer an ihrem meistens unkultivirten Eigenthum fest, lassen in den Thälern große Bodenkomplexe fast nur durch Maschinenarbeit mit Weizen bestellen und geben dem kleinen Mann keine Gelegenheit, selbständig zu werden. Nur durch gleichmäßige Taxen auf alle Ländereien (das unkultivirte Land wurde von jeher in Californien lächerlich gering besteuert) ist es möglich, jene Großgrundbesitzer zum Verkauf eines Theils ihrer brachliegenden Ländereien zu zwingen, und die Mittel scheint man denn auch endlich in Anwendung bringen zu wollen. Gegenwärtig sind im County Santa Barbara, welches einen Flächenraum von 2 Millionen Acker besitzt, wovon der vierte Theil kulturfähig ist, etwa 50 000 Acker Land bebaut worden: also ungefähr ein Zehntheil des kulturfähigen Bodens. In früheren Jahren war die Schafzucht der Haupterwerbszweig der Ansiedler und man traf Schafherden von 60 000 bis 70 000 Stück an. Während der letzten zehn Jahre ist der Obstbau hier der Hauptindustriezweig geworden. Unter den Produkten des Jahres 1880 figuriren 714 700 Pfund Wolle; 125 000 Pfund Butter; 256 000 Pfund Honig; 214 937 Bushel Gerste; 198 293 Bushel Weizen ꝛc. ꝛc. — Die gegenwärtige Bevölkerung des Countys beträgt etwa 10 000 Seelen.

Die Stadt Santa Barbara besteht im Wesentlichen aus einer ungewöhnlich breiten anderthalb Miles langen schnurgeraden Hauptstraße, die sich vom Strande bis an die erste Hügelreihe landeinwärts erstreckt. Eine Pferdebahn, die bis nach dem Arlington-Hotel führt, erleichtert den Verkehr durch die ganze Länge dieser Straße. Am Hafen ist ein 2000 Fuß langer Holzquai ins Wasser hinaus gebaut worden, an dessen Ende eine Tiefe von 26 Fuß ist, wo die größten Dampfer sicher anlegen können. Die Seebäder sind etwas sehr primitiv eingerichtet. Ein paar Badeschuppen, in denen man Toilette machen kann, und ein langes vom Ufer an Pfählen in die Bai hinausreichendes Seil, woran die Nichtschwimmer einen Halt finden können, ist Alles, was der Badelustige hier zu seinem Komfort finden kann. Der Wärmegrad des Meerwassers beträgt im Winter durchschnittlich 60°, im Sommer 64° Fahrenheit. Das Mixtum Kompositum von modernen Bauten und alten mit Ziegelpfannen gedeckten Adobehäusern fällt in Santa Barbara, wie in jeder südcalifornischen Stadt, dem Fremden sofort ins Auge. Das Leben ist dort für eine amerikanische Stadt außerordentlich still und gemüthlich — ähnlich, wie in einer deutschen Kleinstadt. Man sieht in Santa Barbara mehr Leute, die gar nichts zu thun haben, herumspazieren, als ich an irgend einem andern Platze von derselben Größe in Amerika je wahrgenommen habe.

Für den Fremdenverkehr bietet das vortreffliche Arlington-Hotel den Mittelpunkt. Die Aussicht von der breiten Veranda auf die schöngeformte, lange Linie der nur etwa acht Miles entfernten, an 3500 Fuß steil emporsteigenden Santa-Ynez-Range mit der vorliegenden idyllischen Landschaft ist bezaubernd schön. Wenn die Sonne im Meere versinkt und sich jene Bergreihe in ein violettes Kolorit hüllt, die milde Luft einen umfächelt, der Springbrunnen vor dem Hotel seine perlende Fluth auf- und abströmen läßt und Niemand da ist, der von Geschäften, Minenwerthen, Mordthaten, Gaunereien, Politik und sonstigen Tagesneuigkeiten zu einem redet, so kann man dort eine Stunde auf das Angenehmste verbringen.

Eine der herrlichsten Aussichten in das Thal von Santa Barbara genießt man von der Felsenhöhe der 1450 Fuß über dem Meere liegenden „Hot Springs“. Durch eine mit knorrigen Eichen bestandene steil ansteigende wilde Schlucht gelangt man auf die Höhe, wo zwanzig heiße Quellen, die einen Wärmegrad von 60 bis 120 Grad Fahrenheit besitzen, aus dem nackten Gestein emporsprudeln. Für Gäste und Invaliden ist dort eine Badeanstalt

errichtet worden, und ſollen die ſchwefelhaltigen Thermen eine bedeutende Heilkraft beſitzen. Ein an der ſteilen Berglehne entlang führender Pfad bringt den Beſucher nach einer Terraſſe, wo die grünen Thäler von Santa Barbara, Montecito und Carpinteria wie auf einer Landkarte einem zu Füßen liegen, und das Meer und die bergige Inſelreihe das Panorama großartig abſchließt. Mir wurde geſagt, daß die Ausſicht von jener Felſenterraſſe faſt identiſch mit einer in der Nähe von Honolulu ſei.

Ein anderes intereſſantes Ausflugsobjekt iſt ein Spaziergang nach der „Miſſion“, deren 340 Fuß über dem Meere auf einem Hügel ſtehenden weißen Mauern eine weithin ins Auge fallende Landmarke bilden. Der anſehnliche Gebäudekomplex mit ſeinem abgeſtumpften Doppelthurme wurde im Jahre 1786 unter der Leitung der Benediktinermönche von Indianern erbaut und iſt noch in ziemlich gutem Zuſtande. In der Kirche blicken die alten wohlerhaltenen Heiligen den Beſucher heute noch aus ihren Niſchen recht vertraulich an. Der Hochaltar, die Bilder der Jungfrau Maria ꝛc. haben ihren Farbenglanz bewahrt, und eine Brigade von wohlgenährten Mönchen mit 60 Schülern bewohnen das alterthümliche Gebäude, leben, ohne arbeiten zu müſſen, von den Einkünften der Kirche und beten für das Seelenwohl der Gottloſen in Santa Barbara. Die Fenſter ſind mit Holzgittern verſetzt und haben ein gefängnißartiges Ausſehen, große Flieſen bedecken den Eſtrich, und eine aus rieſigen Ziegelſteinen erbaute Waſſerleitung giebt Kunde von dem rationellen Unternehmungsgeiſte jener alten Mönche. Das Ganze macht den Eindruck, als ob man aus Amerika urplötzlich nach einem erzkatholiſchen Lande verſetzt ſei. Was wohl die Erbauer dieſes Monuments der „alten Zeit“ für Augen machen würden, ſäßen ſie, wie ich es vor ſieben Jahren das erſte Mal that, auf einer Bank unter der Veranda dieſer Miſſion und blickten nach Santa Barbara und dem Hafen hinaus, wo damals gerade ein Dampfer einlief? — Es möchte ihnen wohl etwas kraus im Kopfe geworden ſein, ſähen ſie die Veränderung, welche die Angloamerikaner ſeitdem in dieſem Lande zu Wege gebracht haben! —

Weltberühmt iſt der Rieſenweinſtock von Santa Barbara geworden. Bei meinem erſten Beſuche in Santa Barbara hatte ich den glücklichen Gedanken, dieſen Weinſtock, der vier Miles in öſtlicher Richtung von der Stadt lag, und von dem ich Wunderdinge gehört hatte, auch einmal in Augenſchein zu nehmen. Heute wäre dies nicht möglich, da derſelbe nicht mehr exiſtirt. Der Rieſenweinſtock war damals bereits nicht mehr lebensfähig und wurde im nächſten Jahre mit Stumpf und Stiel ausgegraben und nach der Centennial-Ausſtellung nach Philadelphia geſandt, um den aus aller Welt dorthin zuſammenſtrömenden Fremden dies californiſche Wunder ad oculos vorzuſtellen. Der Rieſenweinſtock hatte einen mannesdicken Stamm (6½ Fuß im Umfang) und zwanzig große Aeſte, die ſich, acht Fuß über dem Boden, wie die Krone eines Baumes verzweigten, und bedeckte mit ſeinem Laubwerk und dem Spalier eine Fläche von 10 000 Quadratfuß. Der größte Aſt hatte einen Umfang von 27 Zoll und war ſo groß wie der berühmte Weinſtock im Hamilton Court in England, der für den größten in Europa gilt. Als jener noch in voller Kraft daſtand, producirte er bis zu 10 000 Pfund rother Trauben und zehn Faß Wein im Jahr. Sein Alter ſchätzte man auf 60 Jahre. Sein frühzeitiges Abſterben hatte er einem über ſeinen Wurzeln erbauten und von ihm beſchatteten Tanzſaal zu verdanken, der ihm ſeit einer Reihe von Jahren Luft, Licht und Feuchtigkeit entzog.

Eine antike, ſehr korpulente Spanierin, die in einem Holzhäuschen nebenan wohnte, das ſich durch Schmutz und urſprüngliche Einfachheit auszeichnete, hatte dazumal mit ihren zwei recht hübſchen Töchtern — junge Spanierinnen ſind meiſtens hübſch, was man von den älteren eben nicht behaupten kann — die Aufſicht über den Rieſenweinſtock und nahm jedem Fremden, der ihn zu ſehen wünſchte, einen Obolus von 25 Cents für das Aufſchließen des Gitterthores an der ihn umſchließenden Fenz ab: — ein in dieſem freien Lande ganz ungerechtfertigtes Verfahren. Die Mutter dieſer Donna, auf deren Eigenthum der Rieſenweinſtock wuchs, hieß Maria Marcelina Felix de Dominguez. Sie ſtarb im Jahre 1865 im Alter von 107 Jahren. In amerikaniſchen Balladen wird dieſe Matrone in glänzenden Verſen als diejenige verherrlicht, welche den Rieſenweinſtock pflanzte. Einen Sprößling des Rieſenweinſtocks, der wahrſcheinlich heute ſchon der größte in der Welt iſt und dem alten in wenigen Jahren an Größe gleichzukommen verſpricht, kann man umſonſt ſehen.

Das Ausgraben des Rieſenweinſtocks und ſein Transport nach Philadelphia wirbelte dazumal, namentlich in Deutſchland, viel Staub auf und wurde dort, ſelbſt von angeſehenen Blättern, als eine „amerikaniſche Barbarei“ bezeichnet. Einen faſt abgeſtorbenen Rieſenweinſtock als Beweis von der Produktionskraft des californiſchen Bodens nach einer Weltausſtellung zu transportiren, iſt gewiß ein eigenthümlicher Vandalismus; und was die „Geldgier“ anbetrifft, welche die „Ausländer“ den Santa Barbaraern damals ſo ingrimmig in die Zähne ſchleuderten, ſo will ich zur Ehrenrettung dieſer biederen Menſchen darauf nur erwidern, daß der bereits genannte Herr Holliſter — wie dieſer mir ſelbſt mittheilte — 850 Dollars für Transportkoſten des Rieſenweinſtocks nach Philadelphia aus ſeiner eigenen Taſche bezahlte, und nie einen Cent weder für den Weinſtock noch für Ausſtellungsgebühren verlangt oder erhalten hat.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der Sitzung der Ruſſ. Geſellſchaft für Archäologie vom 6. Juni n. St. verlas unter anderen Herr Iwanowski einen Bericht über die von ihm 1881 geleiteten Aufgrabungen von Grabhügeln im Gebiete der ſogenannten Wotskaja pjatina, des Alt-Nowgoroder Landes. Die Ausgrabungen ſind jetzt bis zur Weſtgrenze des Gebietes, dem Fluſſe Luga, geführt und dabei in zwölf Gruppen bei verſchiedenen Dörfern der Kreiſe Peterhof und Jamburg im Ganzen 517 Grabhügel aufgedeckt worden.

In derſelben Sitzung wurden auf Grund einer Broſchüre von E. T. Solowjew: „Die kleinen Städte im ſüdöſtlichen Theile des Kreiſes Tetjuſchi“ Mittheilungen gemacht über die Orte (gorodiſchtſche) Tſchirki-Bebkäjewsk, Deuſchewsk und Mordowsko-Karatajewsk, ſowie über die Ruinen

und Grabhügel dieses von den Zuflüssen der Wolga und Kama reich bewässerten Gebietes, der alten Landschaft Bulgarien.

Asien.

— Die Quellen der Anninskischen Mineralwasser liegen in den Vorbergen des tatarischen Küstengebirges, 140 Werst von Nikolajewsk am Amur aufwärts. Sie entspringen in einem Kessel, der nach allen Seiten, den Süden ausgenommen, durch steil abfallende Berge gegen Winde geschützt ist. Diese Quellen waren, einer Mittheilung im russischen „Reg.-Anz." zufolge, den eingeborenen Giljaken wohlbekannt unter dem Namen Chablja, sie hielten dieselben aber sorgfältig geheim, weil sie eine abergläubische Verehrung für dieselben hegten. Nachdem Rußland die beiden Ufer des Amur in Besitz genommen, suchten die Ansiedler, die von Chabarowka bis Nikolajewsk am Flusse wohnten, neben ihrer landwirthschaftlichen Beschäftigung, die ihnen keine auskömmliche Existenz bot, noch andern Erwerb in der Umgegend. Sie gingen in die Wildniß auf Goldsuche, andere in die giljakischen Dörfer, um mit Lebensbedürfnissen Handel zu treiben, wie mit Thee, Getreide, Zwieback, Zucker, dann mit Kleidungsstücken, Schuhwerk und anderen Waaren in Zobel-, Fuchs-, Waschbär-, Bärenfellen und dergl. Im Jahre 1863 hörte einer dieser Bauern, Iwanow, zufällig von den heißen Quellen, überzeugte sich von ihrem Vorhandensein, und machte von seiner Entdeckung den Aerzten Mittheilung. Im Mai 1866 wurde mit der Anlage einer Krankenstation begonnen. Die Quellen, die sich namentlich gegen Skorbut und dessen Folgen, ferner gegen chronische Rheumatismen und Bleichsucht wirksam bewiesen haben, sind augenblicklich einem Herrn Bachalowitsch in Pacht gegeben.

Australien.

— Australien ist ein durstiges Land. Der durch die Hitze ausgedörrte Boden sehnt sich nach nasser Erfrischung, und auch der Mensch fühlt dort in stärkerm Maße dasselbe Bedürfniß und übernimmt sich dabei nur zu oft. Trunkenheit ist in den australischen Kolonien außerordentlich verbreitet, aber in keiner Kolonie so sehr wie in Neu-Süd-Wales, wo jährlich durchschnittlich 25 Personen von je Tausend der Bevölkerung an öffentlichen Orten wegen Trunkenheit arretirt werden. In den übrigen Kolonien stellt sich der Satz erheblich niedriger, aber immer noch hoch genug: in Süd-Australien auf 16, in Queensland auf 15,3, in Neu-Seeland auf 15, in Tasmanien auf 13,5 und in Victoria auf 13,1. Die Katholiken lieferten nach Verhältniß ihrer Zahl, wegen der ihnen meist angehörenden Irländer, das größte Kontingent.

— Der wichtige Handelsverkehr zwischen den australischen Kolonien und Großbritannien wird jetzt immer mehr durch Dampfschiffe, unter Benutzung des Suez-Kanals, vermittelt. Dabei hat sich aber das Fehlen einer Kohlenstation auf der langen Meeresstrecke zwischen Aden und King George's Sound, an der Südküste von West-Australien — wenigstens in gerader Linie mit Umgehung des östlich gelegenen Point de Galle, Ceylon — als ein großer Uebelstand erwiesen. Man ist gezwungen, eine Kohlenmenge von ungefähr 2000 Tonnen für diese Strecke mitzunehmen, und damit geht ein beträchtlicher Schiffsraum für Kargo verloren. In Folge dessen hat sich England jetzt den Chagos-Archipel, welcher, auf ungefährem halben Wege zwischen Aden und King George's Sound, in 7° 29′ südl. Br. und 72° 25′ östl. L. Gr. liegt, angeeignet. Es ist die größere, 21 km lange Insel Diego Gracia in dieser Gruppe, welche dazu bestimmt ist, in Zukunft als Kohlenstation für Dampfer und Kriegsschiffe zu dienen. Der Hafen mit lehmigem und sandigem Grunde ist groß genug, um eine ganze Flotte aufzunehmen, gewährt Sicherheit gegen Stürme und läßt sich in Kriegszeiten gegen feindliche Angriffe leicht vertheidigen. Die Einfahrt in den Hafen ist eine doppelte. Die eine, und zwar nordwestliche, ist 1,6 km breit und 11 bis 22 m tief, die andere, engere läuft zwischen zwei kleineren Inseln hindurch und hat eine Tiefe von 1½ bis 7½ m. Außerhalb des Hafens sinkt das Meer auf 130 bis 360 m.

— Die telegraphische Verbindung zwischen Australien und den übrigen Kontinenten datirt vom 22. Oktober 1872. Anfangs war es ein einziger Kabel, welcher von Port Darwin, an der Nordküste von Australien in 12° 27′ 45″ südl. Br. und 130° 50′ 45″ östl. L. Gr., über Banjoewangi, Singapore, Madras, Aden, Alexandrien u. s. w. nach Europa führte. In Folge öfterer Störungen wurde aber dann im Januar 1880 noch ein zweiter Kabel zwischen Port Darwin über Java nach Penang in Betrieb gesetzt. Bei dem sich von Jahr zu Jahr steigernden Handelsverkehr zwischen Australien und namentlich Europa nimmt auch der Kabeldepeschenverkehr einen immer größern Umfang an. Die im Jahre 1881 eingelaufenen Depeschen summirten auf 17 721 gegen 14 812, und die versandten auf 16 621 gegen 12 767 im Jahre 1880. Dieselben vertheilten sich auf die einzelnen Kolonien wie folgt:

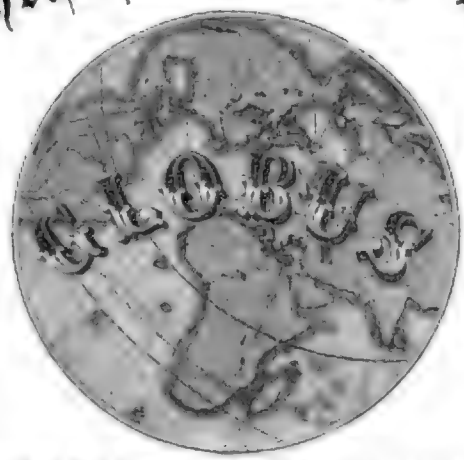
Kolonie:	Kabeldepeschen				Total	
	eingelaufen		abgesandt		Zahl	Werth
	Zahl	Werth	Zahl	Werth		
Victoria	6 525	41 010 Pf. St.	5 643	41 201 Pf. St.	12 168	82 211 Pf. St.
Neu-Süd-Wales	4 345	23 693 „	4 822	30 112 „	9 167	53 805 „
Neu-Seeland	2 567	15 122 „	2 555	15 468 „	5 122	30 590 „
Süd-Australien	3 028	17 832 „	2 361	12 484 „	5 569	30 316 „
Queensland	603	3 347 „	863	4 553 „	1 466	7 900 „
Tasmanien	241	863 „	183	855 „	424	1 718 „
West-Australien	232	782 „	194	920 „	426	1 702 „
Total . . .	17 721	102 649 Pf. St.	16 621	105 593 Pf. St.	34 342	208 242 Pf. St.

Inhalt: Eine Pilgerfahrt nach Nedschd IV. (Mit fünf Abbildungen.) — C. Berghoff: Die heutige Bevölkerung der Insel Meroe. (Mit drei Abbildungen.) — Theodor Kirchhoff: Streifzüge in Süd-Californien II. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Australien. (Schluß der Redaction 6. August 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLII. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Eine Pilgerfahrt nach Nedschd.

(Nach dem Englischen der Lady Anne Blunt.)

V.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen der Reisenden.)

Aus demselben Thore, durch welches die Karawane der Reisenden vor zehn Tagen in die Stadt Haïl eingezogen war, ging es um die Mittagszeit des 21. Februar wieder hinaus; diesmal in östlicher Richtung durch ein etwa drei Miles langes schluchtartiges Thal, das von den Palmengärten der Stadt ganz ausgefüllt war. Der größte Theil des persischen Pilgerzuges hatte Haïl schon am Morgen verlassen, und als die Reisenden jetzt aus dem Palmenthale hinaus auf die Ebene traten und unter einem mächtigen Ithelbaume eine kurze Rast und Umschau hielten, bot sich ihnen der überraschendste Anblick. Inmitten der weiten, am westlichen Horizont von der seltsam geformten Gipfelreihe des Dschebel Adscha begrenzten Ebene zeigte sich eine täuschende Luftspiegelung, eine lange blaue Wasserfläche, durch welche die Kameele des Pilgerzuges in schier endloser Folge hindurch wateten; die Täuschung wurde durch die klaren Spiegelbilder in der scheinbaren Wasserfläche eine durchaus vollkommene; die bunten Farben an der Aufzäumung und den Lasten der Kameele glänzten aus der vermeintlichen Tiefe mit einer Intensivität herauf, wie dies vielleicht eben nur hier, in der unvergleichlich klaren und durchsichtigen Luft der Ebene von Dschebel Schammar möglich war. Nach Lady Blunt können nämlich weder die Hochregionen der Alpen, noch auch die Polargegenden in Bezug auf Klarheit und Reinheit der Luft einen Vergleich aushalten mit der Gegend um Haïl, diesem fast 700 km vom Meere entfernten, 3500 Fuß über dem Meeresspiegel erhabenen Centrum der Wüste. Der leuchtende Glanz, der hier über Alles ausgegossen ist, verklärt die an und für sich eintönige Landschaft zu einem Bilde von eigenartiger Schönheit; auch jetzt hoben sich die im Vordergrunde über die Ebene verstreuten Gruppen der alten, knorrigen und zum Theil gekappten Ithelbäume in malerischer Wirkung von dem rothen feinen Granitgeröll des Bodens ab. Die alten Bäume, deren niedrige Stämme meist einen Umfang von 30 bis 40 Fuß haben, stehen fast alle auf kleinen Hügeln; sie zeigen ohne Zweifel die frühere Lage der Stadt Haïl an, die erst in verhältnißmäßig neuer Zeit von dieser Seite der Oase nach ihrem jetzigen Platze verlegt worden sein soll. — Schon lange vor Sonnenuntergang, nach einem Marsche von kaum 10 Miles, schlugen die Pilger, und mit ihnen auch die Karawanen Blunt's, das Nachtlager in einem kleinen Thale auf, in dessen Mitte das berak, die rothgrüne Fahne, die dem Pilgerzuge vorgetragen wird, aufgepflanzt wurde. Man wollte dem in Haïl noch zurückgebliebenen, oder vielmehr von dem Emir wegen einer Geldangelegenheit zurückgehaltenen Theile des Hadsch, bei dem sich auch Ali Koli Chan und seine sämmtlichen Begleiter befanden, Zeit lassen, den Vorangegangenen nachzukommen. Leider aber brachte sowohl der nächste als auch die folgenden Tage anstatt der Erwarteten nur immer neue Verzögerungen. Immer wieder gab der Emir el Hadsch, der den Pilgerzug überwachende und leitende Beamte Mohammed's Ibn Raschid, das Signal zu einem Halt

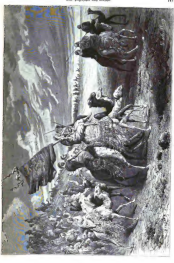
Ein alter Baum, von Gestalten, deren Leben verschwunden ist, von Blättern und Früchten, die nur noch Schemen sind, bevölkert. Es ist der Baum der Erkenntniß, der Baum des Todes. Es wachsen am Tage der Auferstehung Früchte auf ihm, die Jeden, der sie genießt, zum Leben erwecken. Aber Keiner von Ihnen hat Lust, sie zu pflücken. Sie sind gleichgültig gegen Alles, was ihnen Leben bringen könnte. Sie sind Todte, Todte, Todte.

Nathan in der Wüste am Berg.

Auch hier ist etwas von verwandter Tendenz wie Nathan's Gleichnis zu finden. Aber die gänzliche Abwesenheit jeglichen Lebens, die Nathan's Gleichnis so ergreifend macht, und jegliches Thierleben ausschließt, kann in der Natur hier keine Berechtigung finden; denn auch abgestorbene Bäume sind Wohnungen für Thiere, und wenn auch Nathan's Gleichnis, wie schon bemerkt, eine Ausnahme-Erscheinung war, so ist gewiß eine gesetzmäßige Verbindung zwischen Thier- und Pflanzenleben vorhanden, und diese Verbindung muß auch in der Thierfabel ihren Ausdruck finden. Ich will nicht behaupten, daß Nathan's Gleichnis ein Muster einer guten Fabel sei, aber ich glaube, daß Herder Recht hatte, wenn er sagte, daß Nathan's Gleichnis eine Fabel sei, und daß Lessing sie Fabel nannte, weil sie Fabel sein sollte. Ich will nicht behaupten, daß Herder's Gleichnis eine Fabel sei, aber ich glaube, daß Herder Recht hatte, wenn er sagte, daß Herder's Gleichnis eine Fabel sei, und daß Herder sie Fabel nannte, weil sie Fabel sein sollte.

Ich will nicht behaupten, daß Nathan's Gleichnis eine Fabel sei, aber ich glaube, daß Herder Recht hatte, wenn er sagte, daß Nathan's Gleichnis eine Fabel sei, und daß Lessing sie Fabel nannte, weil sie Fabel sein sollte. Ich will nicht behaupten, daß Herder's Gleichnis eine Fabel sei, aber ich glaube, daß Herder Recht hatte, wenn er sagte, daß Herder's Gleichnis eine Fabel sei, und daß Herder sie Fabel nannte, weil sie Fabel sein sollte.

Digitized by Google



Ja, er ist ein Tiger.

marke. Während der Pilgerzug am 4. Februar einen vollſtändigen Raſttag hielt, unternahm Blunt einen weiten Rekognoſcirungsritt in nördlicher Richtung nach einem anſehnlichen Hügelzuge, der ihm einen für ſeine Aufnahme des Landes günſtigen Ueberblick zu verſprechen ſchien. Weite Sandebenen, die mit niedrigen Reihen gelber Sandſteinhügel abwechſelten, nirgends eine Spur von Vegetation oder ein lebendes Weſen: das war die Landſchaft, die er durchritt. Von einem Gipfel des Höhenzuges aus ſah er die Nefûd, die ſich wie ein ungeheures rothes Meer nach Norden hin ausdehnte.

Am Morgen des 5. Februar wurde der Befehl zum Aufbruch gegeben. Das Lager ſollte nach dem 10 Miles entfernten Wadi Hanaſſer (Thal des kleinen Fingers) verlegt werden. Etwa auf der Hälfte des Weges, der über eine kahle Sandſteinebene führte, kam man an einen hohen, ſteil aus der Ebene emporragenden Hügel, das Tell es Saylineh. Eine an der ſenkrecht abfallenden Seite deſſelben befindliche Inſchrift und verſchiedene rohe Zeichnungen von Kameelen, Straußen und Steinböcken, ſowie auch von mit Lanzen bewaffneten Reitern, feſſelten hier die Aufmerkſamkeit der Reiſenden. Die Bilder unterſchieden ſich nur durch größern Maßſtab und etwas ſorgfältigere Ausführung von den primitiven Darſtellungen, die Lady Blunt ſchon an den Felſen der Sandſteinregion von Dſchôf gefunden und kopirt hatte. Die tief eingegrabenen und ſehr gleichmäßigen Schriftzeichen wurden ſpäter von dem durch ſeine Ausgrabungen des alten Babylon bekannten Mr. Raſſam für altphöniſiſch erklärt und auf reiſende Kaufleute des alten Handelsvolkes zurückgeführt. Lady Blunt kann ſich dieſer immerhin nicht unwahrſcheinlichen Erklärung nicht anſchließen. Inſchrift und Bilder am Tell es Saylineh ſind unverkennbar gleichzeitig und zuſammengehörig, und die gewiſſermaßen konventionelle Darſtellung der hier einheimiſchen Thiere ſcheint ihr auch auf einheimiſche Urheber zu deuten. — Nachdem ſie eine genaue Kopie des intereſſanten Fundes genommen hatten, beſtiegen die Reiſenden das Tell, um hier den langſam nachfolgenden Hadſch abzuwarten, der einer ungeheuren Schlange gleich über die wellige Ebene daher kam und jetzt, dicht am Fuße des Tell vorüberziehend, einen ſeltſam bunten, faſt märchenhaften Anblick gewährte. Ueber eine Stunde dauerte das Vorbeiziehen der mindeſtens drei Miles langen Proceſſion mit ihren 4000 Kameelen — und doch war dies nur die Hälfte des eigentlichen Hadſch! Den Vortrab bildete ein Haufen Derwiſche, wildausſehende, ſchmutzige Geſellen, die im ſchnellſten Laufſchritt, ohne nach rechts oder links zu ſehen, voraneilten. Ihnen folgte die Schar der Gläubigen, die aus beſonderer Frömmigkeit die ganze Pilgerfahrt zu Fuß machten; meiſt gut gekleidete Leute, von denen viele während des Gehens in großen Pergamentrollen laſen. Die meiſten von ihnen trugen Lederflaſchen in den Händen, die das Waſſer zu den häufigen, durch ihre Gelübde gebotenen Waſchungen enthielten. Von Zeit zu Zeit ſtanden ſie ſtill und vollzogen dieſelben, durchaus unbekümmert um das zahlreiche Publikum; ſehr oft ſtimmten ſie auch gemeinſame Gebete und ohrenzerreißende Geſänge an. Im Gegenſatz zu den Derwiſchen, die, ſobald ſie nur einige Worte Arabiſch verſtanden, ſich umgänglich zeigten und gern auf Unterhaltungen mit den Reiſenden eingingen, trugen dieſe Frommen par excellence einen fanatiſchen Haß gegen die Franken zur Schau, der ohne die ſtrenge Ueberwachung durch den Emir el Hadſch leicht unangenehme Dimenſionen angenommen haben würde. Von der Erwiderung eines Grußes war bei ihnen nicht die Rede, und faſt ergötzlich war der Anblick des paniſchen Schreckens, der ſie alle ergriff, wenn nur einer von Blunt's Hunden in ihre Nähe kam. In wildeſter Flucht ſtoben ſie dann auseinander, um nicht durch eine zufällige Berührung verunreinigt zu werden. Alle dieſe und ähnliche Vorurtheile der frommen Schiiten ſind den Arabern durchaus unverſtändlich, und ſo kam es denn zwiſchen dieſen gläubigſten Pilgern und ihren beduiniſchen Begleitern am häufigſten zu Reibereien aller Art. — Eine gute Strecke hinter den zu Fuß gehenden Vorläufern des Zuges kommen erſt die Reiter; zuerſt ein glänzender Trupp von Dienern Ibn Raſchid's, alle auf herrlich aufgezäumten Dromedaren edelſter Race, ſogenannten naamiyeh, deren ſanfter, gleichmäßiger Gang einen ungeſtörten Schlaf im Sattel erlauben ſoll. Die Gazellenaugen, das ſeidenglänzende Fell und die anmuthigen Bewegungen der herrlichen Thiere ſind nach Lady Blunt von unbeſchreiblicher Schönheit. Einer dieſer Dromedarreiter trägt das Berak, die glänzendrothe, grünumränderte ſeidene Fahne Ibn Raſchid's: neben ihm ritt gewöhnlich der Emir el Hadſch, ein ſchwarzer Sklave Ibn Raſchid's, auch hoch zu Dromedar, obgleich ein Diener für etwa vorkommende Fälle beſtändig ein Pferd hinter ihm her führen mußte. Von der Maſſe der Pilger, die nun folgte, ſaßen oft zwei auf einem Kameele, oft thronte auch nur einer hoch über den großen Kiſten und Packen mit Hausrath und Vorräthen aller Art, die zu beiden Seiten des Thieres hinabhingen. Die Vornehmeren und auch die meiſten Frauen reiſten in ſogenannten mahmals oder großen Körben, die geräumig genug ſind, um ſich darin ausſtrecken zu können, und von denen jedes Kameel zwei tragen kann. Ein Diener führt das Thier, mehrere andere gehen daneben; oft trägt einer von ihnen das Nargileh, aus dem der im Korbe Sitzende durch einen langen Schlauch raucht. Die koſtſpieligſte Beförderungsart ſind die tahtawerans, große Sänften, zu deren Transport zwei Thiere nothwendig ſind; von dieſen mit größtem Luxus, mit ſeidenen Vorhängen und koſtbaren Teppichen ausgeſtatteten Sänften waren drei oder vier in dem Zuge vorhanden. Auffallend war auch hier wieder die geringe Anzahl von Pferden; es mochten ſich im Ganzen etwa ſieben oder acht bei dem Hadſch befinden. Sämmtliche Kameele gehörten den begleitenden Arabern, Schammar-, Sherarât-, Howeyſim- und anderen Beduinen. Die Beſitzer der Thiere laſſen ihr Eigenthum nie aus den Augen; ſie gehen zu Fuß hinter den Reitern und Laſtthieren einher und befinden ſich wegen der „übermäßigen Anſtrengungen", die ihren Kameelen zugemuthet werden, in fortwährendem kleinen Kriege mit den Pilgern. Da aber jeder laute oder in Thätlichkeiten übergehende Ausbruch dieſes Krieges von den neben dem Zuge reitenden Soldaten Ibn Raſchid's ſogleich kräftig unterdrückt zu werden pflegt, begnügen die Araber ſich meiſt damit, ihrem Zorne in lauten Verhöhnungen und derben Späßen Luft zu machen. Und die perſiſchen Kameelreiter geben dazu reichlichen Anlaß. Keiner von ihnen entſchließt ſich je, anders als rittlings auf dem Kameele zu ſitzen; und die unglückliche Figur, die ſie dabei bilden, die Ungeſchicklichkeit im Regieren des Thieres, die eigenthümliche Fiſtelſtimme und die Ausdrücke, in denen ſie ihm zuſprechen, und die „kein arabiſches Kameel je verſtehen kann", das alles giebt unerſchöpflichen Stoff für die Bosheit der Eskorte.

Das Wadi Hanaſſer, das man gegen Abend erreichte, iſt ein weites Thal mit mehreren waſſerreichen Brunnen und einem großen Striche guten Weidelandes. Aus dem hohen Kraute des als treffliche Kameelweide beſonders geſchätzten „rimth" jagten Blunt's Hunde eine Menge von Haſen auf, und während rings um die Brunnen das Pilgerlager aufgeſchlagen wurde, aus dem bald die abendlichen

Ein Skigebiet mit Köpfen.

Schwund der Wiesbeide schädlich, gänzlich verderblich. Aber alle diese Gefahren vermögen den Hasen nicht zu vertilgen.

Ein wenig Vorsorgnisse, die ihr ihm und den Seinen zuwendet, und er wird sich bald wieder vermehren. Ihr könnt ihn auf dem Acker hegen, wie ihr's thut. Ihr könnt ihn auf Wiesen und Weiden hegen, wie ihr's thut. Ihr könnt ihn in Wäldern hegen, wie ihr's thut. Ihr könnt ihn in Gärten hegen, wie ihr's thut. Ihr könnt ihn in Häusern hegen, wie ihr's thut. Ihr könnt ihn in Städten hegen, wie ihr's thut. Ihr könnt ihn in Höfen hegen, wie ihr's thut. Ihr könnt ihn in Ställen hegen, wie ihr's thut. Ihr könnt ihn in Scheunen hegen, wie ihr's thut. Ihr könnt ihn in Kellern hegen, wie ihr's thut. Ihr könnt ihn in Kammern hegen, wie ihr's thut. Ihr könnt ihn in Betten hegen, wie ihr's thut. Ihr könnt ihn in Wiegen hegen, wie ihr's thut. Ihr könnt ihn in Särgen hegen, wie ihr's thut. Ihr könnt ihn in Gräbern hegen, wie ihr's thut. Ihr könnt ihn in Himmel und Hölle hegen, wie ihr's thut. Ihr könnt ihn überall hegen, wie ihr's thut. Ihr könnt ihn nirgends hegen, wie ihr's thut. Ihr könnt ihn hegen, wie ihr's thut. Ihr könnt ihn nicht

dem Thau und der Kälte noch ſtarr ſind. In Waſſer abgekocht und, nach Entfernung der langen Sprungbeine, an den Flügeln genommen, in Salz getaucht und gegeſſen, ſind ſie nach Lady Blunt eine der wohlſchmeckendſten Speiſen, die unter den hors d'oeuvres eines Pariſer Reſtaurant gar wohl ihren Platz behaupten würde. Ihr Geſchmack erinnert weniger an Fleiſch oder Fiſche, als vielmehr an vegetabiliſche Koſt. Das Unheil, was ſie mit ihrer Verheerung alles Gewachſenen anrichten, machen ſie wenigſtens in dieſen Gegenden durch den Nutzen, den ſie bringen, wieder gut. Nach den Erzählungen des jungen Schammar ſollen ganze Beduinenſtämme in der Nefûd um dieſe Zeit des Jahres nur von Heuſchrecken und Kameelmilch leben. Daneben giebt es kein Thier, das nicht Jagd auf ſie machte und das ſie nicht augenſcheinlich gern fräße. Pferden und Kameelen werden ſie als beſonders geſund unter das Futter gemiſcht; die Hunde ſchnappten während des Laufens den ganzen Tag über nach ihnen und verzehrten ſo viele ſie nur bekommen konnten. In dem Magen der erlegten Hyäne fand Blunt außer Gazellenfleiſch eine Menge Heuſchrecken; ſämmtliche Wüſtenvögel von dem Raben und Habicht bis hinab zur Wüſtenlerche waren in beſtändiger Jagd auf das in ungeſchicktem Fluge gleich Maikäfern umherſchwirrende Wild.

Am 10. Februar paſſirte man die Brunnen von Schanbeh, die, 40 an der Zahl, an einer unwirthlichen Stelle des alten Hadſchweges liegen, der früher weit öſtlich von Hail direkt nach Bereydeh in Kaſim führte. Das nächſte Nachtlager wurde wieder in der Nefûd aufgeſchlagen, durch die es jetzt einige Tage lang nordwärts ging, um die berühmten Brunnen der Zobeydeh zu erreichen. Wie gute alte Bekannte begrüßten die Reiſenden die Fuldſchs und die Flora der Nefûd, die ſich freilich hier weniger großartig zeigt, als mehr nach der Mitte zu. Der Sand und mithin die Fuldſchs ſind bedeutend weniger tief, als dort. Breite Streifen nackten Felsbodens treten zwiſchen den Sandhügeln zu Tage: es iſt hier am öſtlichen, wie auf der andern Seite am weſtlichen Rande der großen Wüſte nicht die ununterbrochene, ſondern nur die „intermittirende" Nefûd. Nach mehreren, ziemlich angeſtrengten Tagemärſchen kam man gegen Mittag des 13. Februar an dem erſten der großen Waſſerbehälter an, die von Zobeydeh, der Gemahlin Harun al Raſchid's, im Beginn des neunten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung für die Mekkapilger gebaut worden ſind. Das ungeheure, aus maſſivem Cement beſtehende Reſervoir mit ſeinen 6 Fuß ſtarken Mauern bildet ein Rechteck von 50 Fuß Breite auf 80 Fuß Länge. Merkwürdigerweiſe iſt es nicht im Thale, ſondern auf einem Hügel angelegt, zu dem Stufen hinaufführen. Breite Stufen führen auch in das Innere des Reſervoirs hinab, das heute leider durch einen großen Spalt im Mauerwerk ſeinen ganzen Inhalt ausfließen läßt, und nur in der Mitte noch eine kleine Lache ſchlammigen Waſſers zeigt. Am folgenden Tage kam man noch an mehreren ähnlichen und in beſſerm Zuſtande befindlichen Waſſerbehältern vorbei; und dieſe Nähe des Waſſers zeigte ſich allenthalben an der Belebtheit der Gegend. Immer wieder begegnete man Beduinenhaufen der verſchiedenſten Stämme, die über den unerwarteten Anblick der Franken oft durchaus nicht erfreut ſchienen. Der Weg, auf dem man entlang zog, war hier von einer doppelten Reihe roh aufgeſetzter großer Steine eingefaßt. Da die ganze Ebene hier mit eben ſolchen Steinen überſäet iſt, ſo liegt die Vermuthung nahe, daß man ſie hier nur aus dem Wege geräumt hat, um denſelben eben paſſirbar zu machen. Der Sage nach ſind es aber die Ueberreſte hoher Mauern, die Zobeydeh bauen und, um die Pilger gegen die Sonne zu ſchützen, mit großen Tüchern überſpannen ließ. Von den großartigen Khans, die ſich neben den Brunnen befunden haben ſollen, und von der herrlichen Verpflegung, welche die Pilger in denſelben erhielten, werden noch heute unter den Beduinen wunderbare Märchen erzählt.

Streifzüge in Süd-Californien.

Von **Theodor Kirchhoff.**

III.

Von Santa Barbara über San Buena Ventura nach Los Angeles.

Früh Morgens am 25. Juni, als der Tag noch nicht graute, nahm ich Abſchied von Santa Barbara, um mit der Stagekutſche nach San Buena Ventura (30 Miles) weiter zu fahren. Zunächſt durchkreuzten wir die fruchtbare Carpinteria mit ihren zwiſchen dem Meere und dem Küſtengebirge liegenden grünen Hügeln und wohlbeſtellten Farmen, welche Landſchaft ich ſchon vom Gipfel des St.-Marcus-Berges betrachtet hatte, und die in der Nähe nichts von ihrer Anmuth verlor. Ich bemerkte während dieſer Fahrt verſchiedene Trupps von Männern und Frauen, welche über die Dünen nach dem Meere wanderten. Auf meine Frage an den Kutſcher, weshalb jene Leute ſchon vor Sonnenaufgang nach dem Ocean pilgerten, belehrte er mich, daß dieſelben ſpaniſcher Abkunft ſeien und heute, am Tage Johannis, ganz in der Frühe nach dem Meere gingen, um dort ein Bad zu nehmen und die im letzten Jahre begangenen Sünden abzuwaſchen.

Allmälig näherten ſich die Berge dem Strande und traten zuletzt ſo dicht an denſelben heran, daß wir auf einer Strecke von vier Miles auf dem vom Meere überſpülten Ufer uns einen Weg ſuchen mußten, wo die letzten Ausläufer der herein ſchwellenden Brandung unter den Rädern hinrollten, — eine recht intereſſante Fahrt, die aber ſtellenweiſe, wenn eine impertinente Welle ſich bemühte, in den Kutſchenſchlag zu gucken, etwas ungemüthlich wurde. Selbſt als wir wieder trockenen Boden erreicht hatten, blieben uns die Berge noch geraume Zeit linker Hand ganz nahe zur Seite.

Dieſer ganze Küſtenſtrich zeigt zahlreiche Spuren alter vulkaniſcher Thätigkeit. Auf dem Ufer lagen an mehreren Stellen große hellgelbe Lavablöcke und Bimsſtein. Ob dieſe aus dem Meere dorthin gelangt waren, oder aus einem dem nahen Gebirge liegenden Vulkane herrührten, darüber konnte ich nichts Genaues erfahren. Der Roſſelenker machte mich auf einen in einer Höhe von etwa 25 Fuß über dem Strande in den Berg gebohrten Tunnel aufmerkſam und forderte

mich auf, denſelben zu inſpiciren. Mit einiger Mühe erreichte ich die Mündung des Tunnels, begab mich aber nicht in denſelben hinein, da mir eine bedeutende Hitze und ein ſtarker Petroleumgeruch daraus entgegenſtrömten. Der Tunnel war, wie ich erfuhr, ſiebzig Fuß tief in den Berg getrieben worden, als man ihn wegen der ſich bei jedem Fuß, den man weiter bohrte, ſtark vermehrenden Hitze wieder verlaſſen mußte. Aus einer dieſem Tunnel gegenüberliegenden Sandbank, die jeden Tag von der Fluth unter Waſſer geſetzt wird, ſprudelt eine ſtarke Süßwaſſerquelle hervor, an der die vorbeipaſſirenden Reiſenden und Fuhrleute ihre Pferde und Zugochſen zu tränken pflegen.

Die Gegend behielt bis nach San Buena Ventura ihr ſteriles Gepräge. Die Vegetation beſtand aus Dickichten von Kaktus und Salbeibüſchen, in welche Verſtecke ſich die zahlreichen Haſen, welche dort auch vor den ihnen nachſtellenden Wildkatzen vollkommen ſicher ſind, bei unſerm Herannahen flüchteten. Zwei Wildkatzen, die faſt ſo groß wie Panther waren, wanderten eine Strecke weit neben uns oben auf den Felſen entlang und ließen ſich durch unſer Lärmen und Hurrahrufen durchaus nicht in ihrem Morgenſpaziergange ſtören. Sogenannte „road runners“, eine Art langbeiniger Trappen, ſprangen öfters vor uns auf und rannten mit einer fabelhaften Schnelligkeit halbmeilenweit vor den galoppirenden Pferden her, ohne nur einen Verſuch zum Fliegen zu machen, bis ſie ſich ſchließlich ſeitwärts in die Büſche ſchlugen. Gegen Mittag erreichten wir San Buena Ventura, wo ich bis zum nächſten Tage verweilte.

San Buena Ventura (1370 Einwohner), hier zu Lande meiſtens kurzweg Ventura genannt, iſt der Regierungsſitz von Ventura County. Als Hafenplatz hat der Ort keine Bedeutung, da die offene Bucht nur geringen Schutz gegen Stürme gewährt. Dagegen iſt San Buena Ventura das natürliche Centrum einer Anzahl von fruchtbaren Thälern und erfreut ſich eines anſehnlichen Binnenhandels. Die Stadt hat eine ſelbſt für Südcalifornien außergewöhnliche Menge alter Adobehäuſer an der Hauptſtraße aufzuweiſen, wo auch die alterthümlichen Miſſionsgebäude liegen. Die zahlreich in der Umgebung des Ortes angepflanzten peruaniſchen Pfefferbäume und Eukalypten, mit dazwiſchen ſtehenden Cypreſſen und Orangenbäumen, geben der Landſchaft ein recht heiteres Ausſehen, welche landſchaftlichen Reize man jedoch nicht eher bemerkt, als bis man eine dicht hinter der Stadt liegende Kette von kahlen Hügeln überſchritten hat.

Von einem nördlich von San Buena Ventura liegenden Hügel genießt man eine überraſchend ſchöne Rundſchau. Gegen Südoſten blickt man von dort in das breite grüne Santa-Clara-Thal, hinter welchem, in der Richtung nach Los Angeles, das Guadalasca-Gebirge aufragt. Weſtwärts blinkt der Ocean und die offene Bai vom ſchroffen Point Magu bis nach dem Leuchtthurm bei Hueneme (ſprich Wähnama) herüber. Gegen Norden erſtreckt ſich zwiſchen Obſtgärten und Bäumen die Ventura-Avenue durch ein liebliches Thal bis nach den mit Eichen gekrönten Hügeln von Djai. Dahinter thürmen ſich Berglinien über Berglinien in den blauen Aether empor, bis die Gipfel der Santa-Ynez-Range hier das großartige Panorama abſchließen.

Das Djaithal, 12 Miles nördlich von San Buena Ventura, zwiſchen dem Venturafluß und dem San Antonio Creek tauſend Fuß über der See gelegen, iſt eines der ſchönſten in Südcalifornien. Es macht mit den über daſſelbe zerſtreut wachſenden immergrünen Lebenseichen den Eindruck, als befände man ſich hier in einem weiten engliſchen Park. Aber der Zauber der das Djaithal einſchließenden Gebirge mit ihrem wechſelnden Farbendufte und der ſüdcaliforniſche Himmel mit ſeiner milden Luft fehlen in Altengland, und die verſchönernde Hand einer tauſendjährigen Kultur kann dort nicht dieſen Schmuck erſetzen, womit die gütige Natur jenes ſchöne Thal in Ventura ausgezeichnet hat. Ueppige Getreidefelder, in denen die Eichen weit genug von einander entfernt ſtehen, um das Sonnenlicht nicht vom Boden auszuſchließen, dunkelgrüne Orangenhaine mit ihrer goldenen Frucht, Obſtgärten, grüne Weiden, auf denen Herden von Schafen und wohlgenährten Rindern es ſich gütlich thun, klare Gebirgsbäche und die freundlichen Heimſtätten der Bewohner bilden zuſammen ein überaus anmuthiges Bild. Der Hauptort im Djaithale iſt Nordhoff, ein Landſtädtchen, deſſen Umgebungen ein kleines Paradies genannt zu werden verdienen.

Das County Ventura enthält mehr kulturfähiges Land, als die meiſten der ſüdcaliforniſchen Counties aufzuweiſen haben. Die Hauptthäler ſind das öſtlich von der Stadt gelegene Santa-Clara-Thal, mit einem Flächenraum von 25 Quadratmiles; das Santa-Paula-Thal im Nordoſten, 15 Miles lang und 4 Miles breit; das bereits genannte nördlich von Ventura liegende Djaithal, 8 Miles lang und 7 Miles breit, und die Simi Plains, 35 Miles öſtlich von der Stadt mit einem Areal von 96 000 Ackern, auf denen meiſtens Schafzucht getrieben wird. Die Scenerie in den Cañons, welche die verſchiedenen Thäler mit einander verbinden, iſt im höchſten Grade pittoresk.

Die landwirthſchaftliche Entwickelung von Ventura County iſt durch die ſich dort in einzelnen Händen befindenden großen Landkomplexe nicht minder beeinträchtigt worden, wie die von Santa Barbara County. Im letzten Jahre wurden jedoch mehrere von den großen Ranches von ihren Beſitzern in kleinere Farmen abgetheilt und zum Verkaufe ausgeboten. Die Simi- und Las-Poſas-Ranches, welche zuſammen ein Areal von 125 000 Ackern enthalten, das Djai Rancho mit 48 000 und das Colonia Rancho mit ebenfalls 48 000 Acker Land wurden parcellirt, wodurch gewiß eine zahlreiche Einwanderung dorthin gezogen werden wird. Da die für Südcalifornien ſo wichtige Berieſelung in Ventura County leichter als ſonſtwo in dieſen Gebieten auszuführen iſt, ſo läßt ſich aus dieſer Vertheilung des Großgrundbeſitzes eine glänzende Zukunft für die genannten Diſtrikte prophezeien. Der Santa-Clara- und der Venturafluß ſind das ganze Jahr über voll Waſſer und können auf das Vortheilhafteſte zu Irrigationszwecken verwendet werden. In ihrer Nähe iſt die Vegetation, vom Gebirge bis an das Meer, außerordentlich üppig. Die nördlichen Abhänge der Hügel ſind mit Wäldern von Lebenseichen bedeckt, die ſüdlichen dagegen ſind meiſtens kahl oder zeigen nur einen Teppich von Gräſern und Blumen. Waſſer und Bäume, die zwei wichtigſten Erforderniſſe der Kultur im Süden, ſind in Ventura County überall leicht zu erlangen. In den Thälern reift das Getreide bei mäßig ſtarkem Regenfall; wo aber das fließende Waſſer hinkommt, entſteht ſofort eine förmliche Wildniß von Blumen, Büſchen und Sträuchern der mannigfaltigſten Art.

In Ventura County, welches ein Areal von 1 296 000 Ackern hat, ſind gegenwärtig etwa 150 000 Acker Land unter Kultur. Auf den nicht bebauten Strecken graſen zahlreiche Herden von Schafen und Rindern. Die letztjährige Schafſchur erzielte 125 000 Dollars. Einer der Hauptinduſtriezweige in Ventura County iſt die Bienenzucht. Die Ranches der Bienenzüchter liegen meiſtens an den Vorbergen der Thäler Djai, Santa Clara, Comejo Las Poſas, Simi und Tapo. Man berechnet die Zahl der Bienenhäuſer im County auf 7000. Die Honigernte des letzten Jahres betrug über 1 Million Pfund und realiſirte 84 000

Dollars. An vielen Orten im County hat man Petroleum gefunden, deſſen Ausbeute aber noch in der Kindheit ſteht. Ich erwähnte ſchon früher, daß an mehreren Stellen an der Küſte von Südcalifornien Petroleum auf dem Meere ſchwimmt, ein deutlicher Beweis davon, daß hier mächtige Ablagerungen des Erdöls exiſtiren müſſen. Die Oelregion erſtreckt ſich, ſoweit dieſelbe erforſcht wurde, 50 Miles vom Meere landeinwärts, bei einer Breite von 15 bis 25 Miles. Unter den Agrikulturprodukten von Ventura County ſind beſonders Orangen, Zitronen, Oliven, Roſinen, Wallnüſſe, Mandeln, Kanarienvogelſamen, Flachs und die verſchiedenen Getreidearten zu nennen. Das Klima iſt ein fortwährender Sommer. Die Temperatur variirt im ganzen Jahre ſelten über zehn Grade Fahrenheit. Die Bevölkerung des County beträgt etwa 5000 Seelen.

Was den Küſtencounties San Luis Obispo, Santa Barbara und Ventura gegenwärtig mehr als alles Andere Noth thut, iſt eine Eiſenbahnverbindung mit San Francisco, worauf dieſelben bis jetzt vergeblich gewartet haben. Die verſchiedenen Projekte, welche ſich entweder auf eine Fortſetzung der Bahnlinie von Soledad ſüdwärts baſiren, oder Zweiglinien zu dem Hauptſtamm der Südpacificbahn herſtellen wollen, ſtehen bis jetzt nur auf dem Papier. Die letzte Hoffnung iſt die Atlantic- und Pacificbahn, welche ihren Weg nach San Francisco vielleicht durch die Küſtencounties nehmen wird. Die endgültige Entſcheidung iſt immer noch nicht gegeben worden, und es bleibt den Bewohnern der Küſtencounties nichts weiter übrig als die Hoffnung, daß die Herren Millionäre, welche die Südpacific- und die Atlantic- und Pacific-Bahnen kontrolliren, ein Einſehen haben und die Verbindung der Küſtengebiete mit dem großen Bahnnetze Californiens als nutzbringend für ſich betrachten werden.

Ehe ich von San Buena Ventura ſchied, nahm ich die inmitten der Stadt liegenden Miſſionsgebäude in Augenſchein. Die San-Buena-Ventura-Miſſion wurde am 31. März 1782 vom Vater Juniperio Serra, dem erſten Präſidenten aller californiſchen Miſſionen, ſelbſt gegründet. Das alterthümliche Gebäude, mit dem Glockenthurm und langen Anbau aus Adobewohnungen, die mit ſpaniſchen Dachziegeln gedeckt ſind, wurde zur Zeit meines Beſuchs renovirt. Die Kirche iſt ein langes Oblong, mit Orgel und Heiligenbildern darin, deſſen gekalkte Wände und Decke ſich in einem ziemlich verwahrloſten Zuſtande befanden. Der Glockenthurm, an welchem eine Unmaſſe von Schwalbenneſtern kleben, hat ein blau und weiß geſtreiftes Kuppeldach von ſonderbar fremdländiſchem Ausſehen. Der lange Adobe-Anbau neben der Kirche iſt von einer Anzahl Advokaten eingenommen worden, welche dort ihre Bureaus haben, und wo früher die Jeſuiten mit dem Teufel um die Indianerſeelen fochten, hauſt jetzt das gottloſe Volk der Rechtsgelehrten und verdreht die Geſetze von Ventura. Die Nebengebäude umſchließen einen weiten Hof und Blumengarten, voll von herrlichen Roſenbüſchen. In der Kirche ſah ich nur einen ſich ziemlich weltlich ausnehmenden Prieſter, der ſich ſogar, wie ich hörte, ein Ehegeſpons zugelegt hat. Derſelbe führte mich mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit durch das Gebäude und nannte mir die Namen der vielen diſtinguirten Heiligen, deren Bilder die Wände ſchmücken.

Am 26. Juni nahm ich Abſchied von San Buena Ventura und fuhr in der Stage über Santa Paula nach der an der Southern-Pacific-Eiſenbahn liegenden Station Newhall (50 Miles), um von dort Los Angeles zu erreichen. Eine intereſſante Abwechſelung während der ſonſt recht monotonen Fahrt bildeten die vielen feſtlich gekleideten Kirchengänger — es war ein Sonntag —, denen wir auf der Landſtraße begegneten. Die Menge von Briefen, welche der Kutſcher jeden Augenblick von ſolchen Spaziergängern auf den Bock heraufgereicht erhielt, um als freiwilliger Poſtbote die Korreſpondenzen nach Newhall mitzunehmen, war erſtaunlich. Hin und wieder bemerkte ich hübſche Anpflanzungen von peruaniſchen Pfefferbäumen, Eukalypten, Mandelbäumen und Akazien; ſonſt war die Landſchaft einförmig und wurde öder, je weiter wir kamen. Die Eiſenbahnſtation Newhall liegt auf der Nordſeite der nackten San-Fernando-Range, welche ſich rechtwinklig vor die Linie der Südpacificbahn baut und von dieſer durch einen anderthalb Miles langen Tunnel durchbrochen wird, um in das fruchtbare Thal von Los Angeles zu gelangen.

Seit die Eiſenbahn eröffnet wurde, nimmt der Paſſagierverkehr von San Buena Ventura nach Los Angeles meiſtens die Route über Newhall. Weit intereſſanter iſt die jetzt wenig frequentirte direktere Straße durch das Santa-Clara-Thal und das an 5000 Fuß hohe Santa-Suſanna-Gebirge nach Los Angeles, welche ich bei meiner erſten Reiſe einſchlug. Sobald das Santa-Clara-Thal hinter Einem liegt, tritt man dort in eine Reihe von Thalmulden und Schluchten, wo kleine Haine von Kaktus wachſen. Durch ein wildes Cañon gelangt man in einen Gebirgspaß, der an Rauheit des Weges Alles übertrifft, was ich noch in dieſem Lande geſehen habe. Die Ausſicht von der Paßhöhe in den Suſanna-Bergen auf die 30 Miles weite von Gebirgen umſäumte Ebene, in welcher Los Angeles liegt, iſt äußerſt pittoresk. Der Abſtieg von 2000 Fuß in das Thal über wüſtes Felsgeröll und auf ſchrecklich abſchüſſigem Wege iſt eine Stagefahrt, die Jeder, der ſie mitgemacht hat, ſo leicht nicht wieder vergeſſen wird.

Wie nennen ſich Völker?

Von **Rudolf Kleinpaul.**

I.

Nachdem der Kölner Dom und damit eins der großartigſten Denkmäler der Architektur vollendet worden iſt, hat ſich die öffentliche Aufmerkſamkeit naturgemäß auf die wichtigſten Bauwerke der Erde und auf das Verhältniß gelenkt, in welchem ſie zu der kühnen Schöpfung unſeres Volkes ſtehen. Man hat die alten und neuen Wunder der Welt auf Tafeln zuſammengeſtellt und wie die Hauptberggipfel unſeres Planeten in ſchematiſchen Profilen unter einander verglichen und gemeſſen. Und wenn ſich aus der Vergleichung ergiebt, daß der Kölner Dom das höchſte Bauwerk auf der ganzen Welt iſt, daß ſeine beiden Thürme mit ihrer Höhe von 156 m die römiſche Peterskirche und die ägyptiſchen Pyramiden überragen — welchen Deutſchen ſollte es nicht mit Stolz erfüllen? Ob auch das Erhabene nicht im Raume wohnt, man kann ſich doch nicht enthalten, in dieſen beiden Thurmſpitzen einen Ausdruck der Kraft, des Muthes und der weltgebietenden Stellung des deutſchen Stammes zu ſehen.

Falls man nun bloß die gegenwärtigen, noch aufrechtſtehenden Gebäude vergleicht, ſo nehmen die Thürme des Kölner Domes allerdings die erſte Stelle ein, aber nicht, wenn man die Bauten aller Zeiten, auch die untergegangenen, in Betracht zieht. In grauer Vorzeit, ja am frühen Morgen der Geſchichte haben die entſtehenden Völker einen Thurm gebaut, der in der That noch höher geweſen iſt: das war der Thurm zu Babel. Derſelbe gehört durchaus nicht der Sage an, er hat wirklich exiſtirt und ſeine Ruine ſteht noch. Unter dem Namen „Burg des Nimrod“ (Birs-Nimrud) erinnert ein mächtiges Fundament auf der babyloniſchen Ebene an den Thurm der Bibel, deſſen Spitze bis an den Himmel reichte. Zunächſt allerdings an den großen, von Nebukadnezar erbauten Belustempel, den Herodot beſchrieben hat; aber es ſcheint außer Zweifel geſtellt zu ſein, daß ſich dieſer Belustempel auf der Stelle des alten Sprachenthurms erhob, welcher letztere wahrſcheinlich errichtet worden war, um auf der grenzenloſen Ebene einen Wegweiſer und ein Signal zu haben; einem ähnlichen Zwecke dienten ja urſprünglich auch die chriſtlichen Glockenthürme. Die Höhe des babyloniſchen Thurmes wird auf 180 m (bisweilen ſogar auf 192 m) angegeben; er wäre ſomit noch 24 m höher als die Thürme des Kölner Doms geweſen.

Es iſt bekannt, daß die Geneſis an dieſen Thurm die Scheidung der Völker und die Verwirrung der Sprachen anknüpft: das iſt freilich eine Sage. Die Veranlaſſung zu ihr hat wie ſo oft eine falſche, ſchon den Aſſyrern angehörige Etymologie gegeben. Babel oder Babil bedeutet eigentlich Gottesthor; aber daſſelbe Babel könnte eine nach den Regeln der aſſyriſchen Sprache vollſtändig gerechtfertigte Form des Zeitwortes balal, verwirren und ſoviel wie Verwirrung ſein. Dieſes „Verwirren“ hörte man alſo aus Babel heraus und erfand den Mythus von der göttlichen Sprachverwirrung, welcher um ſo leichter Glauben fand, als in Babylon, dem reichen und beſuchten Emporium, eine Menge der verſchiedenſten Völker zuſammentrafen und daher die Verſchiedenheit der Zungen beſonders grell hervortrat.

Indeſſen, wenn wir auch dieſen Glauben nicht theilen, ſo wollen wir die babyloniſche Verwirrung doch einmal als einen Ausdruck sans consequence für die unleugbare Thatſache der Zerſplitterung der Völker und Sprachen und den Thurm zu Babel als Sinnbild und Wahrzeichen einer noch ungetrennten Menſchheit gelten laſſen. Es heißt, daß alle Welt einerlei Zunge und Sprache hatte. Bis dahin gab es überhaupt noch gar keine Völker, es gab nur Menſchen, die nicht unter einander, ſondern nur zu der übrigen Schöpfung im Gegenſatze ſtanden. Sie hatten daher auch noch keinerlei Volksnamen, ſondern wenn ſie von ſich ſprachen, ſo ſprachen ſie von Menſchen oder Leuten.

Man darf nun behaupten, daß dies der Standpunkt aller einzelnen Völker geweſen iſt und daß jede Nation ihren Thurm zu Babel hat, ſo lange ſie noch keine andere kennt und ſich in der Welt allein glaubt.

Dann, wenn dieſelbe Nation andere Nationen kennen lernt und ſie ſieht, daß es auch noch andere *Menſchen* giebt, ſtellt ſich das Bedürfniß näherer Beſtimmung heraus. Die Stammesgenoſſen werden ſich als weiße, andere als ſchwarze Menſchen bezeichnen. Auf dieſe Weiſe entſtehen die Völkernamen.

Aber während das die eine Nation thut, thut es auch die andere, ſo daß bei zwei Völkern zwei Paare von Namen, bei drei Völkern je drei Völkernamen entſtehen und ſo fort. Dieſe Zahlen reduciren ſich, weil die Namen unter einander ausgetauſcht und gegenſeitig adoptirt werden, doch kommt es häufig genug vor, daß mehrere Völkernamen neben einander exiſtiren, vor allem der Name, den ſich ein Volk ſelbſt gegeben hat, und der Name, den es von ſeinen Nachbarn empfangen hat. Wir müſſen hier zunächſt dem Einwurf begegnen, als ob ſich die Völker überhaupt ſelber gar keine Namen gäben.

Jakob Grimm ſagt, für die Völkernamen gelte als Regel: kein Volk lege ſich ſeinen Namen ſelber bei, ſondern er werde ihm von anderen beigelegt. Wie das neugeborene Kind einen Namen durch ſeine Eltern und Freunde erhalte, ſo ſei es auch für die Erklärung der Volksnamen wichtig, anzunehmen, daß ſie durch benachbarte Völker gegeben wurden. Das Bedürfniß, einen Dritten zu benennen, ſei jederzeit ſtärker als das, ſich ſelbſt zu nennen.

Dieſe Regel beſtätigt ſich durchaus nicht. Im Gegentheil, nichts gewöhnlicher als daß ein Volk ſeinen eigenen Namen führt, neben welchem nur bei Fremden ein fremder Name nebenher läuft. *Wir die Manoas*, Ore Manoas, nennt ſich ein Indianerſtamm am Amazonenſtrom. Die Türken nennen ſich ſelbſt Osmanlü, die Griechen Hellenen, die Hottentotten Koi-Koin, die Zigeuner Rom, die Eskimos Kerali, die Samojeden Chaſowa, die Finnen Suomalaiſet; den europäiſchen Namen Finnen, der mit fenn, d. i. Torfmoor, zuſammenhängt, haben ſie von den deutſchen Nachbarn erhalten. Der einheimiſche Name der Eſthen iſt Talloposg, Sohn der Erde, oder Maamees, Mann des Landes, während ſie von den Ruſſen Fremdlinge (Tſchuchni, Tſchuchonzi), von den Letten, ihren ſüdlichen Nachbarn, Vertriebene (Iggauni), von den Finnländern Grenzländer (Wirolaiſet) genannt werden. Die Lappen halten dieſen Namen ſogar für ſchimpflich und nennen ſich ſelbſt Same oder Samelad, daher Lappland auch Sameland genannt wird.

Der Rumäne ſelbſt nennt ſich Ruminu, in der Schriftſprache Romanu; ſeine ſlaviſchen Nachbarn dagegen gaben ihm den früher mehr gebräuchlichen Namen Vlach. Nur bei kleinen und unterdrückten Völkern kommt mitunter der populäre Name in Vergeſſenheit und an ſeiner Stelle der fremde in Gebrauch. Bei großen Völkern dagegen zeigt es ſich gerade, daß ſie ihren Namen ſelbſt machen und ihren Nachbarn gewiſſermaßen vorſchreiben. Wir haben unſer Franzoſe aus franzöſiſch François, unſer Engländer aus engliſch England, unſer Italiener aus italieniſch Italiano entlehnt, während wir früher Welſche ſagten, nicht etwa umgekehrt. Es iſt dies gerade ſo wie mit den geographiſchen Namen, die wir bei großen und mächtigen Nachbarländern im Ganzen und Großen in der urſprünglichen Form belaſſen, bei kleinen und abhängigen Staaten nach unſerer Willkür ändern.

Am beweiſendſten für dieſe Selbſttaufe der Völker ſind eben jene Namen, die ſie ſich in ihrer Naivetät, ehe ſie überhaupt mit anderen in Berührung kamen, und ſozuſagen auf dem Thurm zu Babel gegeben haben. Sie dürften nach Grimm gar nicht exiſtiren.

Und doch exiſtiren ſie. Wenn ſich die Samojeden, wie wir oben ſahen, Chaſowa nennen, ſo ſetzen ſie ſich, als ob ſie noch im Paradieſe lebten, nur etwa den Fiſchen oder Renthieren entgegen, denn Chaſowa bedeutet Männer. Oder wenn ſich die Kaffern Abantu, d. i. Leute, nennen, ſo wollen ſie ſich von den Affen unterſcheiden. Die Thiere ſind auch gewiſſermaßen Völker und im weiten Reiche der Natur iſt „Menſchen“ ſelbſt ein Völkername; man ſpricht ja ſogar von Rebhühner- und Bienenvölkern. Aber im engern Sinne wendet man das Wort Völker auf Arten und Unterarten des Begriffes der Menſchen an, und von einer ſolchen Eintheilung haben jene primitiven Nationen noch gar keine Idee, während ſchon die Hottentotten darüber hinausgehen, da ſie ſich als Koi-koi-n, d. i. als Menſchen der Menſchen, als Menſchen *κατ' ἐξοχήν* betrachten.

Die Bezeichnung Rom, der altindiſche Name einer unreinen Kaſte, dann ſoviel wie Menſch, Mann, iſt den Zigeunern aller Länder bekannt. Rom heißt Mann, Rommi Frau, Románo iſt dazu das Adjektivum. Der Geſammtname der Zigeuner Romanitſchave bedeutet buchſtäblich Menſchenkinder, Menſchenvolk.

Ja, unſer eigener herrlicher Volksname, der Name der Deutſchen, weiſt augenſcheinlich auf eine Stufe hin, wo man andere Menſchen und andere Völker noch gar nicht gelten ließ: er entſpricht auf das Genaueſte dem Namen Abantu, der nichts weiter als Menſchen oder Volk ſchlechthin bedeutet. Wir ſind die diet, will ſagen das Volk, der Deutſche iſt einer, der zum Volke gehört, gleichſam völkiſch iſt (ahd. diutisc, latiniſirt theotiscus, gebildet wie das lateiniſche popularis). Wie läßt ſich denken', daß uns ein anderes Volk dieſen nationalen Titel gegeben habe? Und der Gründer der deutſchen Sprach- und Alterthumswiſſenſchaft ſtellt als Regel auf, daß ſich kein Volk ſeinen Namen ſelbſt beilege!

II.

Der Thurm zu Babel wurde gleich nach der Sündfluth aufgeführt und die Sprachverwirrung betraf die Geſchlechter der drei Söhne Noah's: Sem, Ham und Japhet. Sie waren die Stammväter der ſemitiſchen, afrikaniſchen und indogermaniſchen Völker, welche ſich nach ihnen bis auf den heutigen Tag Semiten, Hamiten und Japhetiten nennen. Das älteſte und einfachſte Merkmal, durch welches der allgemeine Begriff der Menſchen näher beſtimmt wird, ſcheint alſo die Herkunft von einem angeblichen Stammvater zu ſein; und in der That beruhen auf ihm auch viele andere geläufige Völkernamen.

Eben unter den Japhetiten wird 1. Moſ. 10, 3 ein gewiſſer Thogarma erwähnt; deſſen Sohn hieß Haik, d. i. Vater oder Herr, und der wird als Stammvater von den Armeniern betrachtet, deren Land nach der Sündfluth zum zweiten Mal die Wiege des Menſchengeſchlechtes ward. Nach Haik nennen ſie ſich ſelbſt Haikh und Armenien Hai(k)aſtan; den Namen Armenier leiten die einheimiſchen Geſchichtsſchreiber von Haik's Sohn Armenak oder einem andern Nachkommen deſſelben Namens, Aram, ab; die Griechen und Römer führten ihn auf den Theſſalier Armenios, einen Gefährten des Jaſon bei der Argonautenfahrt, zurück. Bekanntlich heißt auch der Cheruskerfürſt bei den Römern Arminius und bei den Griechen Armenios, und ſo iſt denn die bekannte Burſchenſchaft der Arminen durchaus den Armeniern zu vergleichen, obgleich der Cherusker und der Argonaut ſchwerlich etwas mit einander zu thun haben; der Name Arminius iſt von Tacitus nach einem unbekannten deutſchen Worte gebildet und wird im Neuhochdeutſchen fälſchlich durch Hermann wiedergegeben: der jetzt ſehr gebräuchliche, aber erſt ſeit dem ſechsten Jahrhundert ſprachlich mögliche Eigenname konnte nur aus Unkenntniß der Geſchichte der deutſchen Sprachlaute ſeit Klopſtock auf den Cheruskerfürſten übertragen werden.

Aber dergleichen ethnographiſche Patronymica bilden ſich auch in jüngeren Perioden. Ein Hellen hat zu dem Namen der Hellenen, ein Lakedaimon zu dem der Lakedämonier, ein Arkas zu dem der Arkadier, ein Phokos zu dem der Phoker Veranlaſſung gegeben. Beſonders deutlich wird dieſer Vorgang an dem Namen der Juden. Dieſer fremde Eigenname kam zunächſt im lateiniſchen Gewande (Judaeus) zu uns und bürgerte ſich unter Einfluß des alten deutſchen Betonungsgeſetzes, das den Hochton auf die Stammſilbe legt, als Judeo und Judo im Althochdeutſchen ein; von der erſtern Form geht das mittelhochdeutſche Jüde aus, das mundartlich noch heute neben Jude dauert. Das lateiniſche Judaeus geht zunächſt auf griechiſch *Ἰουδαῖος* zurück, deſſen Femininum, *Ἰουδαία*, das jüdiſche Land bezeichnet; dieſes wiederum auf hebräiſch Jehûdi; die Juden nennen ſich eben ſelber Jehûdim. Dies nun thun ſie ſeit dem babyloniſchen Exil, weil die meiſten Zurückkehrenden Bürger des ehemaligen Königreiches Juda waren; vorher galt für die ganze Nation mehr die von dem dritten Stammvater Jakob oder Israel entlehnte Benennung Israeliten. Das Königreich Juda endlich wurde von dem Stamm Juda bewohnt, deſſen Ahnherr der Sohn des hebräiſchen Erzvaters Jakob von der Lea, Jehûdâh der Geprieſene, war. Der Name der Juden trifft demnach merkwürdig mit dem der Mohammedaner zuſammen: Mohammed bedeutet ebenfalls der Geprieſene. Doch iſt der letztere, den übrigens nur wir den Moslemin beizulegen belieben, wie der der Chriſten nur ein religiöſes, nicht ein nationales Unterſcheidungszeichen.

Sehr ungeſchickt verwenden wir Chriſt, was eigentlich ſo viel wie Chriſtus iſt, im Neuhochdeutſchen für den Bekenner des Chriſtenthums, während alle übrigen Völker Chriſtus und christianus ſauber ſondern, z. B. die Franzoſen Chriſt und chrétien. Urſprünglich hat es auch nicht ſo gehießen, ſondern der Chriſten, im Plural regelrecht die Chriſten, wie der Wagen, die Wagen. Dieſer Plural verleitete aber zur irrthümlichen Annahme eines ſchwachen Nominativs, der Chriſte, indem man glaubte, es ginge etwa wie Falke, Falken; und dieſes Chriſte ward dann in Chriſt, wie Falke in Falk abgeſtumpft. So klingt nun unſer „ich bin ein Chriſt“ dem Buchſtaben nach wie „sum Christus“, was wohl mit der Grund geweſen iſt für den Meſſias die lateiniſche Form beizubehalten; doch ſteht in Kirchenliedern oft das gekürzte Chriſt, Jeſu Chriſt, und regelmäßig in der Verbindung: der heilige Chriſt, das Chriſtkindchen.

III.

Neben unſeren leiblichen Eltern haben wir auch eine große, göttliche Mutter, das iſt die Mutter Erde; und neben dem perſönlichen Stammvater kennen die Nationen auch einen unperſönlichen Erzeuger, in deſſen Schoß ſie ruhen, das iſt der Boden des Vaterlands. Sie ſind Vaterlandsſöhne, Landeskinder, Autochthonen und Aborigines, und nach dem Vaterlande nennen ſie ſich, ſei es nun, daß ſie als ein ſolches die Erde überhaupt, ein beſtimmtes Land oder eine einzelne Stadt betrachten.

Erdenſöhne oder wie die Eſthen Tallopoëg, nennen ſie ſich, ſo lange ſie allein auf Erden zu wohnen glauben; dieſer Begriff iſt ſynonym mit „Menſchen“ und „Menſchenvolk“. Sobald ſie merken, daß es auch noch andere Länder und andere Menſchen giebt, fangen ſie an zu ſpecificiren. Wenn z. B. die Finnen ihr Land Suomi, d. i. Sumpfland, und ſich danach Suomalaiſet, Sumpfvolk, tituliren, ſo iſt das gegenüber den oben angeführten eſthniſchen Namen ſchon ein Fortſchritt. Der Unterricht auf den Gymnaſien dreht ſich um die alten Griechen und Römer. Römer? Freilich, aus den Städten Rom', Athen, Sparta erblühte das ganze Volk, indem der Name der Bewohner der Hauptſtadt in einem ſehr weiten Sinne wohl auch auf die Bewohner des ganzen, von hier aus beherrſchten Reiches übertragen ward; gewöhnlich freilich mochte man wohl von einem „imperium Romanum“ und einem „civis Romanus“ reden, aber nie wird ein Sicilianer oder ein Grieche geradezu geſagt haben, er ſei ein Römer. Gerade bei den Griechen ſcheint es allerdings ſo, denn wirklich nennen ſich die Griechen ſeit den byzantiniſchen Zeiten allgemein *Ῥωμαῖοι*, daher ſie noch jetzt im ganzen Oriente, bei den Arabern wie bei den Türken, Rumi heißen; ja nicht bloß Griechenland ſelbſt wird Rum genannt, ſondern auch der Name des

Peloponnes, Morea, durch Metatheſis aus Ῥωμαία und Rumelien, worunter man bald das alte Thracien, bald das ganze griechiſche Feſtland, bald nur das eigentliche Griechenland jenſeits des Iſthmos verſteht, aus Rom-elien erklärt. Altgriechenland nennen die Türken Junan, was offenbar mit Jonien zuſammenhängt. Es iſt dies um ſo auffälliger, als ganz Griechenland bei der Theilung des römiſchen Reiches als Theil der Diöceſe Makedonien bei dem öſtlichen Reiche blieb, und Griechenland doch niemals auf den Rang einer romaniſchen Nation und der lateiniſchen Race Anſpruch erhoben hat. Dennoch wird das orientaliſche rûmi mit den letzteren Bezeichnungen auf eine Stufe zu ſtellen ſein, die ja auch nur durch die Sprache veranlaßt worden ſind.

Als Väter der Völker gelten auch große Ströme. Der Name der Bulgaren oder Bolgaren iſt augenſcheinlich von der Wolga abzuleiten, an deren Ufern dieſes ugriſche oder finniſche Volk urſprünglich wohnte, und von welchen aus es nach Süden und nach Weſten vordrang. Der Zuſammenhang zwiſchen „Wolga“ und „Bolgaren“ würde uns viel mehr einleuchten, wenn wir nicht beide Namen in der Schrift geſchieden und das ruſſiſche und neugriechiſche B, welches beſtändig den Werth eines W hat, das eine Mal mit B wiedergegeben hätten. Ebenſo darf man wohl den Namen „Hindu“ direkt auf den Flußnamen Indus zurückführen; jedenfalls hängt mit dem letztern der Name Indien (perſ. Hind) und damit „Inder“ und „Indier“ zuſammen. Auf Spaniſch heißt es Indiano, und weil die ſpaniſchen Eroberer ſich bei der Entdeckung der neuen Welt in Indien zu befinden glaubten, ſo bezeichneten ſie auch die Eingeborenen Nordamerikas als Indianer. Dieſelben haben bekanntlich mit der indiſchen Race nichts gemein, ſie werden vielmehr zu den Mongolen gerechnet und ſollen über die Inſeln der Beringſtraße von Aſien nach Amerika gewandert ſein; andere Gelehrte halten ſie für eine ſelbſtändige, die amerikaniſche, Race.

IV.

Aber haben denn die Völker ſelber ſo wenig Charakteriſtiſches, daß ſie ihre Namen beſtändig von einem vorangegangenen Grunde ihrer Exiſtenz, von Vater und Vaterland entlehnen? Beſitzen ſie an ſich keine hervorſtechenden Eigenſchaften, durch die ſie ſich unter einander unterſcheiden? Natürlich beſitzen ſie deren am Leibe und an der Seele, in Gewohnheiten und Trachten, äußerlich und innerlich; und ſie ſind die Hauptquelle der Völkernamen. Hier werden wir allerdings vielen begegnen, die ſich die Völker nicht ſelber beigelegt, ſondern die ſie höchſtens adoptirt haben; und zwar iſt das Kriterium ſehr einfach. Je ſchmeichelhafter und ehrenvoller die hervorgehobenen Eigenſchaften ſind, um ſo eher wird man glauben können, daß ſich die Völker ſelbſt ſo nannten; je abnormer und unvortheilhafter ſie ſind, um ſo eher wird man die ſcharfe Zunge von Fremden und Nachbarn zu hören meinen; freilich ſind die Anſichten der Völker über das, was abnorm heißt, oft verſchieden, und wer weiß, ob nicht ein indianiſcher „Blackfoot“ die ſchwarzen Füße für das Normale hält. Die eigenen und die fremden Namen fließen gewöhnlich in einander. Fangen wir jetzt mit den zunächſt hervorſtechenden Eigenſchaften, den Merkmalen des Körpers, an, ſo finden wir, daß die Völkernamen hergenommen ſind von

a. der Hautfarbe.

Ein Hauptunterſcheidungsmerkmal iſt von jeher die Hautfarbe geweſen, nach welcher wir Weiße und Farbige, Rothhäute und Schwarze einander gegenüberſtellen. Dieſes „Schwarze“ finden wir in unzähligen Sprachen wieder. Maurus hieß bei den Römern der ſchwarzbraune Ureinwohner Nordafrikas; das Wort iſt jedenfalls mit gr. ἀμαυρός, dunkel, ngr. μαῦρος, ſchwarz, identiſch, ging dann im Italieniſchen in morus über und daraus entſtand unſer Mohr und das ſp. moreno; erſt ſpäter, im 18. Jahrhundert, nahmen wir das Wort Neger auf, welches augenſcheinlich auf fr. négre, ſp. it. negro, und ſomit auf lat. niger, ſchwarz, zurückzuführen iſt. Aber die Araber ſelbſt haben wieder ihr Neger- und Mohrenland, das beled es-sudân, von uns gewöhnlich einfach Sudân genannt, aber nichts weiter als das Land der Schwarzen (ar. soda, dunkelſchwarz). Nach dieſen ſchwarzen Einwohnern nennen wir ganz Afrika den ſchwarzen oder dunkeln Erdtheil. Was die Rothhäute betrifft, ſo tritt die rothbraune Färbung nur bei einigen Indianerſtämmen beſonders ſtark hervor, nach denen man dann die Indianer insgeſammt benannt hat.

In Spanien ſagt man „ser de la sangre azul“, wenn man von hochadeligen Perſonen ſpricht. Es iſt dies eine Ariſtokratie der Haut, wie in den amerikaniſchen Colonien. Diejenigen Familien nämlich, welche ſich von der Vermiſchung mit dem Blute der dunklen Mauren rein erhielten, bewahrten auch die Bläue ihrer Adern. Dies iſt die gewöhnliche Erklärung; dennoch glaube ich, daß es, gleich anderen bekannten Redensarten, ironiſch gemeint iſt, nämlich als ob die Adeligen etwas anderes hätten als die gewöhnlichen Menſchen, während ſie es doch nicht haben. Nach Littré iſt sangre azul vielmehr in Südamerika der Name für Miſchlinge, die aus der Kreuzung zwiſchen Negern und Europäern hervorgegangen ſind, daher er Lamartine tadelt, wenn er sang bleu metaphoriſch als phlegmatiſches Temperament auffaßt und „le sang rouge du franc au sang bleu du Germain“ vergleicht; das kann aber ſchwerlich richtig ſein. Kei-khous, ein Stamm der Hottentotten, der ſich den königlichen nennt, bedeutet das „rothe Volk“. Ja, wahrſcheinlich gehört ſogar der Name der Briten [1]) hierher. Es wird zwar auch von einem walliſiſchen Stammhelden Bryt oder Brydein, wahrſcheinlicher indeſſen von walliſ. brith = bunt abgeleitet, weil die keltiſchen Ureinwohner ihre nackten Körper zu bemalen oder zu tätowiren pflegten, weswegen die Bewohner von Schottland bei den Römern Picti, d. h. Bemalte, hießen [2]).

b. dem Haupt- und Barthaar.

Während „langhaarig“ (comatus) und „hauptumlockt“ (καφηκομόωντες) nur ſtehende und gleichſam ſchmückende Beiwörter der transalpinen Gallier und der Achäer im Gegenſatz zu den nur am Hinterkopfe behaarten Abanten oder zu den kurz geſchorenen Schotten, den ſpäter ſogenannten Round-heads oder Rundköpfen, geblieben ſind, ſo haben ſie ſich dagegen bei den Frieſen und den Papua zu eigenen ethnographiſchen Begriffen emporgeſchwungen. Die letzteren, auch Negritos oder Auſtralneger genannt, welche büſchelförmig wachſende, ſchwarze, dichte und krauſe Haare haben und auf die Geſtaltung derſelben vorzügliche Pflege verwenden, heißen mit einem malayiſchen Wort papuwah,

[1]) Welcher zugleich mit dem der Bretons, der Einwohner der franzöſiſchen Bretagne, identiſch iſt. Hier, in dem „Meerland“ (Armorica vom kelt. ar moer, am Meer) der Alten, wanderten nach 500 viele der von den Angelſachſen verdrängten Briten ein, und ſo entſtand der Name Britannia cismarina oder minor im Gegenſatz zu dem überſeeiſchen Inſelland, dem Großbritannien (engl. Great-Britain, fr. Grande Bretagne). Der Name „bretaniſche Inſeln“ findet ſich überhaupt zuerſt bei Ariſtoteles.

[2]) Nach anderen hat der Name Picten (auch Peghten) mit lat. pingere nichts gemein, iſt vielmehr, wie der der Pictones oder Pictavi, der altgalliſchen Bewohner des heutigen, nach ihnen benannten Poitou, ein urſprünglich keltiſcher.

kraushaarig; die erſteren wenigſtens nicht unwahrſcheinlich gleichfalls gelockt und kraus, mit jenem deutſchen Worte, welches dem franzöſiſchen friser und friseur, kräuſeln, Kräusler, und etwa auch unſerm Frieſel, gleichſam einer Kräuſelung der Haut, zu Grunde liegt. Ebenſo hat man für die Kleinruſſen den Spitznamen Kacholl (Zopf) erfunden. Ein Pendant zu ihnen bilden die Langbärtigen, wie ſich gewiſſe Völker bald nur in ihrer Bartperiode, bald überhaupt benennen.

Griechen und Römer nannten ihre Vorfahren die Bärtigen, Barbati oder Intonſi, weil dieſe den Bart lang wachſen ließen, während zur Zeit des Auguſt das Raſiren des Bartes allgemeine Sitte geworden war; nein, auch der Name Langobarden oder Barden wird von der eigenen Volksſage mit einer ſchönen und uralten, in der Vorrede zu König Rothari's Geſetzen (im Juli 668) zuerſt aufgezeichneten Dichtung auf ihre langen Bärte bezogen. Die Arimaspen, ein ſkythiſches Volk, ſind nach Herodot „Einäugige“. Der Name beruht auf der Gewohnheit mit einem Auge zu zielen, wenn man den Bogen ſpannt.

c. einzelnen Abnormitäten.

Unter den Indianern begegnen wir, wie es ſcheint, recht vielen. Da giebt es die Hundsrippenindianer, die Krähenindianer, die Zungenindianer (Lenguas), welche die Unterlippe durchbohren, und die zum Stamme der Algonkin gehörenden Schwarzfüße oder Blackfeet; mit den letzteren können ſich die Patagonier oder Plattfüße vergleichen. Patagon oder paton heißt im Spaniſchen ein breiter, plumper Fuß (von pata = fr. patte, Tatze, Pfote) und dieſen Namen gab Magelhaens den Bewohnern des Südhorns Amerikas, vielleicht nicht gerade ſpeciell der ungeſchickten Füße wegen; ſp. patan heißt Bauernlümmel überhaupt, und der Körper der Patagonier iſt allerdings plump, der Kopf ſehr groß, Hände und Füße aber ſind klein.

Die Italiener zeichnen ſich den nördlichen Völkern gegenüber im Allgemeinen durch edlere Naſen aus. Kein Wunder, wenn die Deutſchen in Rom ihrer ſtumpfen und breitgedrückten Naſen wegen frògie, gleichſam Schnauzen, heißen, und wenn Alfieri die Franzoſen nur als Halbnaſen (seminasi) gelten laſſen wollte.

Bekanntlich heißen die engliſchen Quäker, die ſich ſelber „friends“ nennen, „Zitterer“ (to quake = zittern) und dies wird bald darauf zurückgeführt, daß ihr Stifter am Schluß einer Rede vor dem Richter ſprach: „Zittert vor dem Worte des Herrn!“, bald darauf, daß ihre vom Geiſt ergriffenen Prediger wirklich zittern, indem ſie in Konvulſionen gerathen und in Ekſtaſe ſind. Aehnlich die Sekte der Jumpers oder Springer (ſo heißen in England auch die Einbrecher) und die der Lollharden, eigentlich Lollarden, d. i der Leiſeſinger (niederd. lollen), einer religiöſen Genoſſenſchaft zum Begräbniß der Todten.

Aberglaube im Sudân.

Von **Karl Berghoff** in Faſchoda.

Schon in Aegypten iſt der Glaube an Zauberer und Bezauberung ſehr verbreitet; je weiter man aber nach Süden vordringt und je dunkler die Hautfarbe der Uferbewohner des heiligen Nils wird, in demſelben Maße auch nimmt ihr Aberglaube eine ſchwärzere, mehr afrikaniſche Färbung an. Der nordiſche Geſpenſterſpuk verſchwindet zwar faſt ganz in dem realiſtiſch geſinnten Süden; während aber die Macht des Zauberers im Deltagebiete nicht über den böſen Blick (el-'aïn, d. h. das Auge), Liebeszauber und dergleichen hinausreicht, begnügt ſich der des Sudan nicht mehr mit ſo beſcheidenem Erfolge, nein, zum wüſten Schrecken aller mit überreicher Phantaſie begabten Nubier und Neger verwandelt er ſich nächtlicherweile in ein Raubthier, in welcher Geſtalt er ſein unſchuldiges Opfer mit Haut und Haaren vertilgt.

Marafil wird im arabiſch ſprechenden Sudan die dort am häufigſten vorkommende gefleckte Hyäne genannt; die nächtliche Lebensweiſe, das Ausſehen, die grauſige Stimme dieſes Thieres, die aus einem tiefen Geheul in, an das Lachen eines Wahnſinnigen erinnernde Töne umſchlägt, ſind wohl die Urſachen, daß es im afrikaniſchen Aberglauben eine ſo bedeutende Rolle ſpielt. Die Hyäne iſt kein Thier, ſie iſt ein durch finſtere Zauberkünſte in Thiergeſtalt verwandelter Böſewicht, behauptet der Volksglaube in Sennar und im ganzen öſtlichen Sudan. Niemals iſt der Marafil im Sonnenſcheine — vor dem kein Zaubermittel Macht behält — geſehen worden; aber kaum iſt dieſes Gotteslicht im Weſten untergegangen, ſo ſchallt auch von allen Seiten der heiſere Zuruf der ſich zu nächtlichen Orgien verſammelnden Ungethüme. Hexen d. h. Weiber, die ihren Lebenszweck verfehlt und im Alter rothe Augen und eine heiſere Stimme bekommen haben, ſind es vornehmlich, die vermittels Hyänenzähnen, geheimnißvollen Wurzeln und Zauberformeln die Geſtalt dieſer ekeln Beſtie annehmen; als Zweck der Verwandlung wird eine unheimliche Begierde nach Menſchenfleiſch und Stillung der Rachſucht bezeichnet. Kann man ſich eine ſchauerlichere Rache denken als die, die den todten Feind noch aus dem Grabe herausſcharrt und auffrißt?

Wird eine ſolche Hyäne getödtet, ſo ſtirbt ſie als Thier; iſt ſie nur verwundet und gelingt es ihr den Platz zu erreichen, wo ſich die Verwandlung vom Menſchen in das Thier vollzog — einen Ameiſenhaufen —, ſo nimmt ſie wieder Menſchengeſtalt an; die Wunde jedoch bleibt und man hat ſo nach Verfolgung der Blutſpur oft den Zauberer erkannt. Im Allgemeinen ſcheuen ſich die abergläubiſchen Menſchen auf eine Hyäne zu ſchießen, aus Furcht einen Mord zu begehen.

In der Gegend von Sennar ſcheint das Zauber- und Hexenweſen überhaupt ſehr ausgebreitet und vervollkommnet zu ſein; denn einem Theil dieſer ehrenwerthen Genoſſenſchaft iſt es ſogar gelungen, die Gewäſſer des blauen Nils zum Schauplatz ſeiner Unthaten zu machen, von wo aus ſie in Krokodile verwandelt die Menſchen angreifen und verſchlingen. Sie haben ein Oberhaupt, „Bunni“ genannt, das ſich aber nur ein Mal alljährlich auf einer Sandinſel gegenüber Sennar zeigt; es iſt ein altes Krokodilsmännchen von mehr als 5 Meter Leibeslänge. Dieſe Krokodilszauberer unterſcheiden ſich äußerlich nicht von den Amphibien, deren Geſtalt ſie angenommen haben; man glaubt aber, daß diejenigen, welche bei Sonnenaufgang ſich aus dem Waſſer erheben und den Kopf dem aufgehenden Tagesgeſtirn zukehren, verwandelte Menſchen ſeien. Andere wieder tödten auf langſamerem

Wege; sie fressen nämlich auf mystische unerklärliche Weise ihren Opfern die Eingeweide aus, daß dieselben nach und nach einem sichern Tode entgegen siechen [1]).

In Qallabat an der Grenze von Habesch sollen einzelne von den dort angesiedelten Takarir, die aus ihrer Heimath Darfur Kenntniß geheimer Wissenschaft mitgebracht, in der Zauberei bereits so weit gekommen sein, sich außer in Hyänen auch in Löwen verwandeln zu können.

Sehr bezeichnend dafür, wie tief der Aberglaube in allen Schichten der sudanesischen Bevölkerung wurzelt, ist die Thatsache, daß auf der Hokimdärieh (Statthalterei) zu Chartum, zur Zeit des Gouverneurs Musa Pascha im Jahre 1863, eine Burma (runder Thonkrug), gefüllt mit geheimnißvollen Wurzeln, vorhanden war, vor den die der Zauberei bezichtigten Personen geführt wurden. Waren sie unschuldig, so konnten sie sich festen Schrittes dem Thonkruge nähern; standen sie jedoch wirklich mit der bösen Macht in Beziehungen, dann zitterten sie beim Anblicke des Gefäßes, konnten keinen Schritt vorwärts thun und bekannten freiwillig ihre Schandthaten, ohne daß man sie auszufragen brauchte.

Wenden wir uns nach dem benachbarten christlichen Abessinien (Amhara), so erfahren wir, daß dort ähnlicher wüster Spuk sein Wesen treibt. Es ist der „Budda", der sein Opfer am hellen Tage, auf der Straße oder dem Markte unter irgend einem Vorwande anredet und dadurch bezaubert, daß es bald in Fieber verfällt und, in nächtlichem Delirium von unwiderstehlicher Gewalt angezogen, den Zauberer aufsucht, der sich seiner Person bemächtigt und sie in seinem Hause oder an einem entlegenen Orte abschlachtet, um seine kannibalische Gier nach Menschenfleisch zu befriedigen. Heilkräftige Wurzeln und Baumblätter aber, die rechtzeitig in die Nasenlöcher des Kranken gestopft werden, und gewisse Kapitel des Evangeliums an seinem Lager gelesen, brechen den Zauber. Im Jahre 1879 wurden dort auf Befehl des Königs Johannes mehrere angeblich überwiesene Zauberer ihres Besitzthums beraubt und, um sie fernerhin unschädlich zu machen, mit glühenden Eisen auf der Stirn gezeichnet.

Ueberall, beim Aegypter, Nubier, Abessinier, bei den Negervölkern des weißen Nil, im fernen Bornu und Haussa, steht felsenfest und unerschütterlich der Glaube an den bösen Blick. Er vermag z. B. Kühe und Pferde krank zu machen, Gewehre zu verhexen, daß sie stets fehlschießen, er ist die Ursache der Fehlgeburten u. s. w. Nach der Volksmeinung ist es hauptsächlich der Neider, dessen Auge solche verhängnißvolle Eigenschaften hat. Wer ein hübsches Kind, ein gutes Pferd oder Kameel besitzt, sucht es sowenig wie möglich den Blicken der Menschen auszusetzen und behängt es außerdem mit allen möglichen Amuleten; als solche gelten z. B. eine kleine glänzende Silberplatte oder ein durchlöcherter Mariatheresienthaler, Eckzähne des Wildschweines, Stückchen holziger Wurzeln, doch als am wirkungsvollsten Lederbeutelchen von mannigfaltiger Form, die mit heiligen Sprüchen beschriebene Papiere enthalten. Um die reifende Durrahsaat vor dem verderbenden Einflusse des bösen Auges zu bewahren, errichtet der Landmann in Taka auf seinem Felde eine Stange, die den gebleichten Schädel eines Ochsen trägt.

Das Wahrsagen und Zeichendeuten ist überall in Afrika heimisch; die im östlichen Sudân am meisten verbreitete Manier ist das sogenannte Sandschlagen (dharb-er-ramle), die Kunst aus gewissen unwillkürlich mit den Fingerspitzen in lockern Sand geschlagenen Eindrücken und Zeichen die Geheimnisse der Zukunft herauslesen und ferne Ereignisse sehen zu können. Als im Rufe der größten Geschicklichkeit und Sicherheit darin stehend werden die Baqqara-Araber und besonders die schwarzen Fur genannt. In Kordofan und Darfur tritt niemand eine Reise an oder unternimmt irgend etwas Wichtiges, ohne vorher über den günstigen oder ungünstigen Ausgang den Sandschläger zu Rathe zu ziehen.

Ueber das Sandschlagen erzählte mir ein befreundeter Araber, der lange Zeit in Darfur reiste, ein hübsches Geschichtchen: Der türkische Gouverneur einer Provinz hörte einmal von einem alten Manne, dem nachgerühmt wurde, in diesem Fache Erstaunliches zu leisten, und sandte nach ihm, um ihn vor sich kommen zu lassen. Er wollte ihn auf eine Probe stellen.

Als die Boten sich entfernt hatten, ließ er zwei Hasen unter eine Tabaqa (ein kegelförmiger geräumiger Deckel aus buntem Grasgeflecht, der zum Zudecken der Speisen gebraucht wird) neben sich setzen.

Die ausgeschickten Leute trafen den Alten nicht zu Hause; sein Neffe aber, der noch ein Knabe, trotzdem schon einen Ruf in der Wahrsagekunst hatte, erbot sich an dessen Stelle zum Gouverneur zu gehen, und wurde vor denselben gebracht. Der Gouverneur musterte ihn mit ungläubigen Blicken und sagte: „Mein Sohn, wenn Du wahrsagen kannst, offenbare mir, was sich dort unter jener Tabaqa befindet!" Der junge Mann schüttete den Sand, den er im Zipfel seines Gewandes mitgebracht hatte, zu Boden, kauerte nieder, machte seine Operationen und antwortete nach einigen Minuten: „Dort drunter ist Wolle gleich der Wolle neugeborener Kameele, Ohren gleich den Ohren der Esel; wenn mein Onkel hier wäre, würde er sagen, es seien Hasen darunter." Der Gouverneur erstaunte über diese Worte und beschenkte den Knaben reichlich.

[1]) So wurde z. B. noch im Jahre 1878 in Fazogl ein altes Weib, das beschuldigt war, einem Soldaten auf diese Weise den Tod verursacht zu haben, öffentlich hingerichtet; der arabische Militärarzt, dem ich diese Mittheilung verdanke, hatte die Obduktion der Leiche des Soldaten vorgenommen, und behauptet, die Eingeweide zerfressen und zerrissen gefunden zu haben.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In einer Zuschrift an die „Nature" theilt Herr Sophus Tromholt in Bergen (Norwegen) mit, daß er im Herbst bei der norwegischen Regierung die Gründung eines Instituts zur Beobachtung und Erforschung des Nordlichts und der anderen Phänomene des Erdmagnetismus in Drontheim beantragen wird, da kein Land Europas, vielleicht der Welt, zu derartigen Beobachtungen so geeignet sei wie Norwegen, welches bei einer Ausdehnung von circa 2000 Kilometer näher am Norden und somit am Herde der magnetischen Störungen liege als irgend ein anderes Land.

Seit 1878 habe er bereits aus eigener Initiative und mit Privatmitteln eine Korrespondenz ins Leben gerufen und dadurch schon im April 1829 ein Material von 839 Beobachtungen, die von 154 Nordlichtern an 132, hauptsächlich norwegischen Stationen angestellt worden waren, zur Verfügung gehabt. Jetzt sei nicht nur Schweden und Dänemark, sondern auch Finland, Grönland, Island und England in das Beobachtungsnetz gezogen, und die Resultate seien: 1879/80 1600 Beobachtungen von 249 Nordlichtern an 357 Stationen, 1880/81 5200 Beobachtungen von 300 Nordlichtern an 675 Stationen und 1881/82 im selben Verhältniß gestiegen. Ein ebenso großes Material haben die Supplementarbeobachtungen (an circa 50 telegraphischen Stationen) aller Störungen der Drähte, mit genauer Notirung der Zeit, der Stärke, der Richtung ꝛc. ergeben, aus denen hervorgeht, daß fast kein Tag in Norwegen ohne irgend eine Störung vergangen ist. Den nächsten Winter will Tromholt in Kautokeino in Finmarken zubringen, um dort, im Verein mit der 100 Kilometer weiter nach Norden zu gelegenen norwegischen Polarstation Bosekop, besonders Beobachtungen in Betreff der Parallaxe des Nordlichts anzustellen. Aber es ist klar, daß eine derartige Organisation die Kräfte eines einzelnen Mannes übersteigt, und daß die für so wichtige Untersuchungen unerläßliche Genauigkeit und Vollständigkeit nur durch ein Staatsinstitut zu erreichen ist; es ist daher sehr zu hoffen, daß die dahin gehenden Bestrebungen des Herrn Tromholt Erfolg haben möchten.

— Herr Charles Rabot ist vom französischen Unterrichtsministerium mit einer wissenschaftlichen Mission nach dem nördlichen Norwegen betraut worden, die hauptsächlich die Erforschung des Svartisen zum Ziel hat, jenes größten der nordischen Gletscher, welcher sich in einer Länge von circa 60 Kilometer hart an der Küste von Norwegen vom Polarkreise bis zu 67° n. Br. hinzieht und fast noch ganz unbekannt ist.

Asien.

— Ein im Mansion-House stattgefundenes Meeting, welchem der Lord Mayor präsidirte und verschiedene der bedeutendsten Gelehrten Englands beiwohnten, hat einstimmig beschlossen, ein unter dem Patronat des Herzogs von Albany stehendes Komite zur Beförderung von Ausgrabungen im Diana-Tempel zu Ephesus durch private Mittel zu unterstützen. Schon 1869 hatte Mr. J. T. Wood nach sechsjährigem Suchen in einer Tiefe von 20 Fuß Trümmer des Tempels gefunden und war so glücklich, unter der Aegide der Trustees des British Museum und mit einer Staatsunterstützung von 12 000 Pf. St. seine Arbeiten bis 1874 fortsetzen zu können. Von jenem Jahre an aber wurde er, der kaum an der Schwelle seiner Entdeckungen stand, zur Unthätigkeit verdammt, da die Regierung ihm die bis dahin gewährten Fonds entzog und sie zu den wichtigen Ausgrabungen in Babylon und Ninive verwandte. Möchte nun dem rüstigen Forscher beschieden sein, das große Werk durch Privatmittel zu vollenden. (The Mail.)

Australien.

— Es hat sich in Neu-Süd-Wales eine Kompagnie mit einem Kapital von vier Millionen Mark gebildet, welche den Darling-Fluß von Wilcannia ab bis Wentworth permanent schiffbar machen will, was jetzt nur in der Regensaison der Fall ist. Wilcannia ist ein blühendes Städtchen mit 1000 Seelen am rechten Ufer des Darling in 31° 30′ südl. Br. und 143° 30′ östl. L. Gr. Wentworth, in 34° 8′ südl. Br. und 142° östl. L. Gr. und mit 700 Seelen, liegt an der Mündung des Darling in den Murray und sollen hier die interkolonialen Eisenbahnen, deren Bau Victoria und Süd-Australien projektiren, zusammentreffen.

— Die Ende vorigen Jahres im Northern Territory entdeckten reichen Zinnlager am Mount Wells und Bamboo oder Snadden's Creek, in ungefähr 13° 30′ südl. Br. und 131° 45′ östl. L. Gr., sollen jetzt in Arbeit genommen werden. Die Pächter eines beträchtlichen Areals haben für diesen Zweck achtzig Chinesen engagirt. Das rohe Erz soll nach Port Darwin und von da nach Sydney, vielleicht auch nach England geschafft werden. Um dem öftern Wassermangel am Mount Wells abzuhelfen, will man von dort aus eine leichte Eisenbahn nach dem 2½ km entfernten Mc-Kinlay-Flusse bauen, damit die Arbeiten zu keiner Zeit eingestellt zu werden brauchen.

Polargebiete.

— Am 18. Juli hat die „Dijmphna", ein eisfestes Schiff von 150 Tons und, bei vollem Dampf, 6 Knoten, unter Lieutenant Hovgaard Kopenhagen verlassen, um eine neue Expedition nach Franz-Josef-Land zu bringen. Dieselbe besteht, außer dem Kommandeur, aus den Lieutenants Olsen und Parde von der dänischen und de Rensis von der italienischen Marine, Dr. Barch als Arzt und Botaniker, Dr. Holm als Zoologen, dem Ingenieur Litonius und einer Mannschaft von 15 Mann, worunter ein Theilnehmer der „Vega"-Expedition. Lieutenant Hovgaard will zuerst nach Kap Tscheljuskin fahren und von dort nächsten Frühling in Schlitten nordwärts nach Franz-Josef-Land vordringen. Seine Absicht ist, zu untersuchen, ob Franz-Josef-Land wirklich bis in die Nähe von Kap Tscheljuskin reicht, ob der Strom und das Eis derart sind, daß sie dort eine Basis für fernere Untersuchungen ohne allzugroße Gefahr zulassen, und ob die Ostküste von Franz-Josef-Land sich an jener Seite nach Norden zu erstreckt. Die Expedition soll in der Nähe von Kap Tscheljuskin oder, wenn man bis dahin gelangt, an der Südküste von Franz-Josef-Land überwintern. Glückt alles, so hofft man in 16 Monaten wieder in der Heimath zu sein.

— Am 6. Juli hat die niederländische Expedition, welche bestimmt ist, eine der Polarbeobachtungsstationen, und zwar die bei Dickson's Hafen an der Jenisei-mündung, zu besetzen, Amsterdam, zunächst zur Fahrt nach Drontheim und Hammerfest, verlassen. Das Schiff der Expedition ist der schwedische Dampfer „Varna" von 250 Reg.-Tons, Capitän Knudson. Chef der Expedition ist der von den Barentsreisen her bekannte Dr. Snellen vom meteorologischen Institut in Utrecht; ihm zur Seite steht Herr Larnie, Lieutenant in der niederländischen Kriegsmarine; ferner nehmen Theil Dr. Kremer als Arzt, Ruys als Naturforscher und Ekama als Physiker; im Uebrigen besteht das Personal aus drei Leuten von der Kriegsmarine, einem Zimmermann (aus Norwegen) und einem Maschinisten. Eine Dampfbarkasse zu Exkursionen auf dem Fluß und in dessen Mündungsgebiet wird mitgenommen. Das sehr bequem eingerichtete Ueberwinterungshaus sowie kleinere Gebäude für die Observationen sind in Norwegen hergestellt worden. Von Hammerfest aus macht, der „Weser-Zeitung" zufolge, die „Varna" die Fahrt gemeinschaftlich mit dem in diesem Monat von Bremen nach dem Jenisei gehenden Dampfer „Louise" des Baron v. Knoop. Die „Varna" ist auf zwei Jahre verproviantirt. Die Fahrt nach dem Jenisei macht ein niederländischer Kaufmann, Herr Rust, mit, der sich über die sibirischen Handelsverhältnisse orientiren will.

— Die neuesten Details über die Auffindung der Reste der unglücklichen „Jeannette"-Expedition giebt eine Depesche des „New-York-Herald"-Korrespondenten W. H. Gilder, der im „Rodgers" mitgefahren und nach dessen Brande durch Nordostsibirien gedrungen war (s. „Globus" Bd. XLI, S. 320, 352, 384). Sie lautet:

„Lena-Delta, 12. (24). April 1882.

„Melville fand de Long's und seiner Genossen Körper am 23. März; sie lagen an zwei Stellen, 500 und 1000 Yards vom Wrack des Lichterschiffes. Zuerst ausgegangen vom Provisionsdepot, um Rinderman's Route von Usterdan nach Matvey zu verfolgen, nachher zurück von Matvey nach

Ufertag, nach dem Wrack suchend. Das Wrack gefunden und, dem Ufer folgend, eine gezogene Büchse gefunden, die an vier von Schnee überwehten Pfählen hing; Eingeborene wurden zum Graben auf jeder Seite der Pfähle angestellt, die bald auf zwei Körper unter 8 Fuß Schnee kamen. Während die Eingeborenen nach Osten zu gruben, ging Melville am Ufer entlang 20 Fuß über dem Fluß, um einen Ort zu finden, von wo er die Gegend aufnehmen könnte. Dabei sah er einen Feldkessel und Feuerreste ungefähr 1000 Yards vom Zeltlager und, sich nähernd, strauchelte er beinahe über de Long's Hand, die aus dem Schnee heraussah, 30 Fuß vom Ufer. Hier, unter beinahe fußhohem Schnee, fand er de Long's und Ambler's Leichen 3 Fuß auseinander und Ah Lorn zu ihren Füßen liegend, alle besonders bedeckt mit Zeltresten und Stücken wollener Decke; alle anderen, außer Alery, wurden am Lagerplatz gefunden. Lee und Knack dicht bei in einer Uferspalte gegen Westen. Zwei Kisten mit Medicinkasten und einer Flagge am Stock wurden bei dem Zelt gefunden. Keiner der Todten hatte Stiefel, die Füße waren mit Lumpen bedeckt. In aller Taschen waren Reste von verbranntem Lederzeug, das sie gegessen hatten; alle Hände waren mehr oder weniger verbrannt und sahen aus, als ob sie sterbend ins Feuer gekrochen wären. Boyd lag über dem Feuer, seine Kleidung war bis auf die Haut durchgebrannt, diese aber nicht. Collins' Gesicht war mit Zeug bedeckt. Alle Leichen wurden auf die Spitze eines 300 Fuß hohen Hügels getragen, circa 40 Werst südwestlich vom Auffindungsort, und beerdigt in einem Mausoleum aus Wrackholz, in Form einer Pyramide, 22 Fuß lang, 7 Fuß hoch, überragt von einem 22 Fuß hohen, einen Quadratfuß starken Kreuz aus Treibholz, welches in einer Entfernung von 20 Werst sichtbar ist. Das Mausoleum wurde mit Steinen bedeckt und soll im Frühjahr mit Rasen belegt werden; auf das Kreuz wurden von der Auffindungsexpedition die Namen der Todten eingegraben. Nach Vollendung des Grabes trennte sich die Mannschaft, um das Delta nach Chipp's und seiner Genossen Spuren zu durchforschen: Melville ging nach N.-W. und W. bis zum Olenek, Ninderman nahm die Mitte und Bartlett zog nach N.-O. Ninderman und Bartlett haben nichs gefunden, Melville noch nicht zurück; die Suche soll bis zu Borchova-Kap und -Bai fortgesetzt werden. Man hofft, zeitig genug fertig zu werden, um Jakutsk und Verchojansk vor Aufbruch der Flüsse zu erreichen; wo nicht, so muß man am Fuße der Hügel und Berge mit den Eingeborenen zurückkehren bis das Wasser fällt, da das ganze Delta im Frühling vier Fuß tief unter Wasser steht, obgleich jetzt das Ufer stellenweis 20 Fuß hoch über dem Flußspiegel ist; sonst würde man die Todten da begraben haben, wo man sie fand. Briefe mit Karte und Zeichnungen mit der Post."

— Der 1. August war der Termin für den Beginn der internationalen magnetischen und meteorologischen Circumpolarbeobachtungen, die während einer Dauer von 13 Monaten von circa 150 Gelehrten fast aller europäischen Nationen auf 16 Stationen — 14 arktischen und 2 antarktischen — angestellt werden sollen. Nach Beendigung der Kampagne sollen sich sämmtliche Theilnehmer in London versammeln um dort, nach mannigfachen Leiden und ernsten Gefahren, die Resultate ihrer Wahrnehmungen zu erörtern. Folgende Uebersicht wird die Vertheilung der Stationen veranschaulichen:

Station	Breite	Länge v. Gr.	Besetzt von
1. Jan Mayen	70° 58′ N.	8° 35′ W.	Oesterreich
2. Spitzbergen, Mossel-Bai	79° 53′ „	16° O.	Schweden
3. Lappland, Bossekop bei Alten	69° 56′ „	23° „	Norwegen
4. Lappland, Sodankyla	67° 24′ „	26° 36′ „	Finland
5. Nowaja Semlja, Karmakuli-Bai	72° 30′ „	53° „	Rußland
6. Dicksonhafen	73° 30′ „	82° „	Holland
7. Lena-Mündung	73° „	124° 40′ „	Rußland
8. Point Barrow, Ooglaamie	71° 18′ „	156° 24′ W.	Ver. Staaten
9. Gr. Sklaven-See, Fort Rae	62° 30′ „	115° 40′ „	England-Canada
10. Cumberland-Sund	66° 30′ „	66° „	Deutschland
11. Lady-Franklin-Bai, Fort Conger	81° 20′ „	61° 58′ „	Ver. Staaten
12. Grönland, Godhavn	64° 10′ „	51° 45′ „	Dänemark
13. Cap Horn, Hermite-Insel	55° 45′ S.	67° 30′ „	Frankreich
14. Süd-Georgien	54° „	37° „	Deutschland

Inhalt: Eine Pilgerfahrt nach Nedschd V. (Mit vier Abbildungen.) — Theodor Kirchhoff: Streifzüge in Süd-Californien III. — Rudolf Kleinpaul: Wie nennen sich Völker? — Karl Berghoff: Aberglauben im Sudân. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Australien. — Polargebiete. (Schluß der Redaction 12. August 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 11.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Eine Pilgerfahrt nach Nedſchd.

(Nach dem Engliſchen der Lady Anne Blunt.)

VI.

(Sämmtliche Abbildungen nach Skizzen der Reiſenden.)

Als unſere Reiſegeſellſchaft am Abend des 14. Februar in einer verfallenen Ciſterne ihr Lager aufgeſchlagen hatte, ſah ſie plötzlich ſechs mit Lanzen bewaffnete Männer auf Dromedaren von Norden her gerade auf ſich zureiten. Während man noch überlegte, ob man es mit ehrlichen Leuten oder mit Räubern zu thun habe, waren ſie herangekommen, ſattelten ihre Thiere ab und rüſteten alles zum Bivuak her. Dann näherten ſie ſich den Zelten der Engländer und wurden von Mohammed Ibn Arûk zum Niederſitzen und Kaffeetrinken aufgefordert. Später erklärten ſie auf Befragen, ſie wären vom Stamme der Ketherin und von ihrem Scheich nach Haïl geſandt, um einen daſelbſt zum Beſuche ſich aufhaltenden Verwandten deſſelben aufzufinden und in die Zelte des Scheichs einzuladen; vielleicht könnten Mohammed und die Diener ihnen Auskunft geben; der Geſuchte heiße Mohammed Ibn Arûk. Und wie heiße ihr Scheich? Muttlak Ibn Arûk! Ein wahrer Theaterkoup! Mohammed's Verwandtſchaft, die Nachkommen jenes dritten der drei Brüder, welche im 18. Jahrhundert zuſammen Nedſchd verlaſſen und ſich in Dſchôf von einander getrennt hatten, waren durch einen glücklichen Zufall gefunden worden! Alle Gedanken an Basra, Meſchhed Ali und die Hadſchkarawane traten nun in den Hintergrund vor dem Plane, die neuen Verwandten aufzuſuchen. Einer der Ketherin brach ſofort nach dem etwa eine Tagereiſe entfernten Lager Muttlak's auf, um die erwünſchte Nachricht von der Auffindung Mohammed's zu überbringen, und die ganze übrige Geſellſchaft beſchloß, ihm am nächſten Morgen auf dem Fuße zu folgen. Doch brach am folgenden Tag ein ſo heftiges Gewitter los, daß man nur einen kurzen Marſch machen konnte und ſchon um ½11 Uhr Vormittags bei den großen, Waſſer haltenden Ciſternen des Wadi Roſeh lagerte. Dieſes Thal führt ſeinen Namen nach einer Pflanze, welche in Menge dort wächſt und als Futter für Kameele und Pferde in hohem Anſehen ſteht. Zwei jener künſtlichen Teiche befanden ſich ganz in der Nähe des Lagers, der eine von runder, der andere von viereckiger Geſtalt, beide mit prachtvoll klarem und gutem Waſſer gefüllt; der größere maß 64 zu 37 Ellen und war etwa 12 Fuß tief. Die ſteinernen Umfaſſungsmauern waren urſprünglich innen hohl und dann mit Mörtel ausgefüllt, der ſo hart wie Granit geworden war und an der Oberfläche eine feine Politur zeigte. Unweit davon lag ein verfallener Chan und ein gewaltiger, tiefer Brunnen, deſſen Mündung zehn Fuß weit war, alles Werke der Zobeydeh, der Gemahlin Harun er-Raſchid's, welche auf der Heimreiſe von Mekka beinahe dem Waſſermangel erlegen wäre.

Am 16. Februar zog man noch etwa 10 bis 12 engl. Miles den Wadi Roſeh abwärts, in welchem wirklich nach dem letzten Gewitter Waſſer gefloſſen war und noch hier und da Waſſertümpel ſich fanden, darunter auch ein großer Sumpf voll Enten, Störche und Schnepfen, das erſte oberirdiſche Waſſer, welches die Reiſenden ſeit faſt zwei

Monaten, ſeit dem Wadi er-Radſchel, zu Geſicht bekamen. Auch prächtiges, mehrere Zoll hohes Gras wuchs dort, an dem ſich die hungerigen Pferde gütlich thun konnten. Plötzlich zeigten ſich auf einem Hügel zur Rechten etwa 30 Beduinreiter, deren Erſcheinen für Jeden das Signal zur ſofortigen Bewaffnung war. Aber einer ſonderte ſich von dem Trupp ab, ritt heran und grüßte mit laut erhobener Stimme; es war Hazzam, jener eine Ketherin, welcher geſtern als Bote voran geritten war. Wenige Minuten ſpäter war Scheich Muttlak ſelbſt zur Stelle, und nun begann das Küſſen und Umarmen zwiſchen den Verwandten, von welchem Mr. Blunt auch ſein Theil abbekam. Muttlak war ein prächtiger alter Mann, ſehr ruhig und beſcheiden, und dabei von großer Würde, mit einem Geſichte, in welchem große Gutmüthigkeit und dabei Vornehmheit zum Ausdrucke kam; er gefiel den Engländern ſofort weit mehr, als Mohammed's Verwandte in Dſchöf, hatte auch ſein Beduinenthum völlig bewahrt vor jeder Miſchung mit Fellahin. Den Fremden brachte er drei Schafe zum Geſchenk, erwies ſich überhaupt voller Aufmerkſamkeit gegen dieſelben und voller Dankbarkeit für die kleinen Geſchenke, welche dieſelben ihm wie jedem andern Scheiche machten.

Das Lager blieb im Wadi Roſeh, weil dort die beſte Weide weit und breit war, während das Blunt'ſche Ehepaar am 17. Februar den dreiſtündigen Ritt zu Muttlak's Zelten, ſeinen „Häuſern von Haar", unternahm, um dort ſeine Gaſtfreundſchaft zu genießen. Die Ketherin ſtanden wie alle Stämme in Nedſchd früher unter Ibn Saud; ſie ſind ein Zweig der Beni Chalid und dieſe wiederum eine Unterabtheilung der alten und edlen Beni Laam, deren Hauptmaſſe noch zwiſchen Aared und Katif zu finden iſt, während ein Theil vor mehreren Jahrhunderten ſich jenſeits des Tigris an der perſiſchen Grenze niedergelaſſen hat. Die Ketherin ſind jetzt gering an Zahl und herabgekommen in ihren Verhältniſſen; ſie können im Falle der Noth, wenn ſie fechten müſſen, nur noch hundert Pferde ſtellen, rühmen ſich jedoch noch dieſes Umſtandes. Nichts beweiſt beſſer als dies die geringe Anzahl von Pferden, welche die Stämme von Nedſchd beſitzen.

Wadi Roſeh.

Bei aller Dürftigkeit aber war der Empfang ein herzlicher. Es war für die Fremden ein eigenes Gaſtzelt aufgeſchlagen worden; alle angeſehenen Leute des Stammes verſammelten ſich und ein Mahl von Tummin, friſcher Butter und Kameelmilch (ein Lamm wird ſtets nur zum Abendeſſen geſchlachtet) wurde aufgetragen. Unter den Pferden, denen die Blunt's wie immer ihre Hauptaufmerkſamkeit zuwendeten, zeichnete ſich nur eines durch beſondere Schönheit aus; es war aber auch der Stolz des Stammes, welcher die edle Abkunft deſſelben lange Zeit hatte geheim halten müſſen, damit nicht die Wahabiten es ihm mit Gewalt wegnähmen. Ibn Saud war im Stande geweſen, einem Stamme den Krieg zu erklären, nur um einen Grund zur Wegnahme edler Pferde zu haben; der jetzige Herrſcher Ibn Raſchid dagegen ſucht durch Anbieten von Geld ſeine Zwecke zu erreichen.

Von den beſten Wünſchen der guten Leute begleitet, kehrten die Engländer Abends in ihr Lager zurück; Scheich Muttlak hatte ihnen ſogar ſeine Begleitung bis Meſchhed in Ausſicht geſtellt. Als ſie die Höhen, welche den Wadi Roſeh überragen, erreichten, ſahen ſie fern im Süden Rauch aufſteigen — es war die Hadſch-Karawane, welche ſie, jetzt auf das Doppelte ihres frühern Umfangs angewachſen, am folgenden Tage einholte. Bald darauf erſchien auch Muttlak, mit einem Diener zuſammen auf einem alten ſchwarzen Dromedare reitend und mit nichts als einem Stocke bewaffnet. Sein Stamm und, was in ſolchen Fällen noch wichtiger iſt, die Frauen ſeiner Familie hatten eingewilligt, daß er nach Meſchhed Ali ritte und mit den Scheichs der Anazeh wegen einer Ueberſiedelung der Ketherin nach Norden unterhandelte. Denn in dem Gebiete derſelben waren die Herbſtregen ausgeblieben, und ſie beſaßen nun weder Getreide noch ſelbſt Datteln; wären nicht die Heuſchrecken geweſen, ſie hätten verhungern müſſen. Solche Wanderungen ganzer Stämme müſſen unter den Beduinen Arabiens zu allen Zeiten ſtattgefunden haben, indem ſie der Futtermangel beſtändig aus Innerarabien nach den reicheren Steppen Syriens und Meſopotamiens treibt. Auf ſolche Weiſe ſind die Taï aus Nedſchd ausgezogen und die Schammar und Anazeh in ihre jetzigen Sitze im Hamad und Dſchezireh eingewandert.

Digitized by Google

Am 19. Februar wurde der Leichnam des Königs nach seinem Wunsch, ohne Prunk, still und einfach, Nachts bei hellem Fackelschein, von einer ganzen Schaar alter Soldaten getragen, in die Gruft der Garnisonkirche, wo schon Friedrich Wilhelm I. ruhte.

Der Sarg im weißen Saal.

Alte Wache am Opernhaus.

Am folgenden Morgen aber um Schlag 7 Uhr wurde vom Thurm der Garnisonkirche und vom Wall herab und vor der großen Schaarwache vor Königs weißer gespielt. Die Wache, die gestern vor Königs gestanden hatte, schaute in aller Frühe nach

Fig. 1. Der Strand von Sorrent. Nach einer Photographie.

Digitized by Google

Wochen mit Lebensmitteln verſehen waren. Der Neger Ambar, welcher als Emir el-Hadſch fungirte, hatte den Halt befohlen, um aus ſeinen Schutzbefohlenen etwas zur Füllung ſeiner Taſchen herauszupreſſen; er verlangte von jedem Kopfe zwei Medſchidiehs (8 Mark), was die niedliche Geſammtſumme von 16 000 Mark ausmachte. An Widerrede Seitens der unglücklichen Perſer war nicht zu denken, denn ohne Ambar's Befehl hätte ſich kein Kameel und kein Beduine von der Stelle gerührt. Die Blunt's waren als Gäſte ſeines Fürſten natürlich von jeder Abgabe befreit.

Dieſe Verſäumniß ſchien Ambar am nächſten Tage wieder einholen zu wollen, indem er ununterbrochen marſchiren und über 30 engl. Meilen zurücklegen ließ. Der Weg führte über welligen Boden und durch ein eingeſenktes Gebiet, welches von Felsrändern, ähnlich wie Dſchöf, umgeben iſt, den Wadi el-Batn (Thal des Magens), in welchem ein Fuchs und mehrere Haſen aufgejagt wurden. Erſt am Morgen des 22. wurde das Ende des Wadi erreicht, und man hatte nun etwa 200 bis 300 Fuß hinaufzuſteigen. Beſonders der letzte „Akabah“ oder Aufſtieg war ſehr ſteil, und da derſelbe nur an einer einzigen Stelle zu erklimmen war, ſo mußte die Karawane, ſtatt wie gewöhnlich in breiter Front, im Gänſemarſche hinaufſteigen, was viel Verwirrung erzeugte. Mehr als ein Kameel konnte, durch Hunger und Anſtrengung ermüdet, den Akabah nicht mehr überwinden und mußte ſeinem Schickſale überlaſſen werden.

Die Pilger vor den Mauern von Meſchhed Ali.

Oben angelangt, hatte man eine vollkommene, mit feinen Kieſeln bedeckte Ebene, Mahamiyeh genannt, vor ſich, über welche man den ganzen Tag hinzog. Ihre Höhe wurde zu 1460 Fuß ermittelt, und ſie gilt als neutraler Boden zwiſchen den Schammar und Anazeh. Um Mittag traf man auf einen großen Teich voll Regenwaſſer, wo die Kameele getränkt und die Schläuche gefüllt wurden; nicht minder angenehm war es, daß das vorjährige Gras auf der neutralen Ebene nicht abgeweidet war und, wenn auch in trockenem Zuſtande, den Thieren zu Gute kam. Am 23. paſſirte man wieder Hügel mit den Scherab-Brunnen und zog dann den ſtellenweiſe zu einer Schlucht ſich verengenden Wadi Schebekkeh hinab, legte am 24. Februar 27 engl. Miles und am 25. deren 30 zurück. Die abgehungerten Kameele des Hadſch vermochten kaum noch ſolche Märſche zu leiſten; aber die Pilger, denen es an Nahrung zu fehlen begann, drängten rückſichtslos vorwärts. Dazu wehte ein kalter Nordwind, der die Luft mit Sand erfüllte und die Beſitzer der ſchönen Vollblut-Dromedare mit Verzweiflung; denn letztere konnten die in ſo ſpäter Jahreszeit ganz ungewöhnliche Kälte nicht vertragen, und es waren zwiſchen 60 und 70 Stück derſelben gefallen. Doch ſchon mehrten ſich die Anzeichen, daß man ſich dem Euphrat näherte: am 25. zeigten ſich einige Akazien, die erſten Bäume ſeit Haïl, und Ginſterbüſche mit ſüß duftenden Blüthen; am 26. kam Kaſr Ruheym und ein Dorf von Fellahin in Sicht und man lagerte an einem fließenden Waſſer. Die Fellahin brachten zwar auf Eſeln und Pferden Lebensmittel zum Verkaufe, aber noch nicht den zwanzigſten Theil von dem, was die Karawane bedurfte. Daß man ſich wieder im türkiſchen Reiche befand, zeigte der hier laut werdende Ruf „Haltet den Dieb!“, welchen die Reiſenden zum erſten Male

ein Wunder von Elfenbeinarbeit schuf. Nachdem Dr. Wilhelm Weber die Versammlung, welche gute Beschlüsse gefaßt hatte, geschlossen, wurde noch ein Besuch des Berliner Rathauses und seiner prächtigen Räume gemacht. Dann ging es nach dem Lehrter Bahnhof, wo uns der städtische Beamte gute Reise wünschte. Ein Extrazug brachte uns nach Spandau, wo wir unsere Fahrgenossen, Herrn Oberbürgermeister Koeltze und Gemahlin, Herrn Stadtrat Dr. Reicke und Gemahlin, sowie Herrn Stadtrat Dr. Weber begrüßten. Hier wurden wir von Herrn Oberbürgermeister Koeltze und Gemahlin, Herrn Stadtrat Dr. Reicke und Gemahlin, Herrn Stadtrat Dr. Weber und Gemahlin, Herrn Stadtrat Dr. Meyer und Gemahlin, Herrn Stadtrat Dr. Hoffmann und Gemahlin, Herrn Stadtrat Dr. Borchardt und Gemahlin, Herrn Stadtrat Dr. Schwartzkopff und Gemahlin, Herrn Stadtrat Dr. Schmidt und Gemahlin, Herrn Stadtrat Dr. Wilhelm Weber und Gemahlin, Herrn Stadtrat Dr. Wilhelm Weber, Herrn Stadtrat Dr. Reicke, Herrn Stadtrat Dr. Meyer, Herrn Stadtrat Dr. Hoffmann, Herrn Stadtrat Dr. Borchardt, Herrn Stadtrat Dr. Schwartzkopff, Herrn Stadtrat Dr. Schmidt und

ihre Abneigung gegen die türkische Herrschaft zur Genüge unterrichtet.

Ihre Mittel, sowohl an Geld wie an Kraft, und ihre Geduld waren nahezu zu Ende; so beeilten sie sich denn, über Kerbela nach Bagdad zu reisen. Diese Reise nahm noch sieben Tage in Anspruch. Am 6. März erreichten sie bei strömendem Regen die lang ersehnte Stadt, wurden in der gastlichen Residenz des britischen Vertreters freundlich empfangen und konnten sich nach drei Monaten zum ersten Male wieder des Luxus eines Bettes erfreuen.

Von der Pogge-Wißmann'schen Expedition.

Brief von Dr. **Paul Pogge** [1]).

Residenz des Kalamba Mukenge, den 27. November 1881.

Ich beehre mich, dem geehrten Vorstande mitzutheilen, daß wir in Kasselange angekommen sind. Die Reise durch Kioko bot einige Schwierigkeiten, da die dortigen Eingeborenen, welche gleichsam ein Monopol in Kasselange beanspruchen, uns ungern reisen lassen wollten, um, wie sie sagten, sich die Handelspreise nicht verderben zu lassen. In Hongolo (Schütt's Tschikapa-Passage) hieß es, der Mona Kissenge (östlich zwischen Luaschimo und Tschikapa wohnend) habe Abgesandte geschickt, um uns den Weg versperren zu lassen. In der That erschienen am andern Tage drei Kaquatas und gaben an, vom Kissenge geschickt zu sein, um Geschenke für ihn einzuheimsen oder unsere Weiterreise zu inhibiren. Wie sich indessen bald herausstellte, waren die Kaquatas nur zufällig geschickt, um in Hongolo oder Umgegend Sklaven zu verkaufen, und benutzten nun die günstige Gelegenheit, um einige Geschenke für den Kissenge oder für sich zu erpressen. Da wir übrigens große Unannehmlichkeiten durch diese Leute hätten haben können, so wurden sie mit einigen wenigen Sachen abgefunden. Der Häuptling Hongolo erbot sich inzwischen, uns für den Preis von drei Fässern Pulver und einigen Stück Kaliko bis zum Kassai zu führen. Auf das besondere Anrathen unseres Dolmetschers Biserra engagirten wir denn auch einen Verwandten des Hongolo, den Camba Guschi (auch Manila genannt), und letzterer hat uns mit einem Gefolge von 30 bewaffneten Kiokos bis hierher begleitet. Wir haben unterwegs allerdings manchen kleinen Strauß mit diesem alten verschmitzten Neger ausfechten müssen, einem Blutsauger erster Größe, der keine Gelegenheit unbenutzt läßt, um einige Yards zu erwischen; aber ich bin doch überzeugt, daß wir im Allgemeinen Nutzen von ihm gehabt haben.

Der Häuptling Kitari, ungefähr zehn Tagereisen nördlich von Hongolo wohnend, verbot uns geradezu den Durchgang durch sein Land und drohte mit Krieg. Nachdem wir ihm aber hatten sagen lassen, daß wir einen Krieg mit ihm aufnehmen würden, wenn er uns Hindernisse auf dem Wege bereitete, ließ er auch mit sich reden und gewährte uns freie Passage gegen Bezahlung von fünf Stück Kaliko à 18 Yards. Am andern Tage aber brachte er uns selbst die üblichen Geschenke an Proviant und theilte uns mit, daß er auch den Wunsch hätte, nach Kasselange zu gehen und uns demnächst folgen würde.

In Lunda, wo wir ernstlichere Unannehmlichkeiten durch den Mona Kahungulo erwarteten, ging die Reise ohne jegliche Störung vor sich. Die Gina Bansa, ein weiblicher Häuptling und Unterthan des Kahungulo, deren Dorf wir passirten, ließ uns sagen: wir glaubten wohl, daß ihre Macht nur klein sei und nähmen deshalb den Weg durch ihr Land, weil der andere Weiße (Schütt) beim Kiloata hätte umkehren müssen. Wir irrten uns aber; ihre Macht sei ebenso groß, wie die des Kiloata; aber sie wolle uns passiren lassen, wenn wir gut bezahlten. Das ganze Geschäft wurde denn auch in einem Tage mit verhältnißmäßig wenig Geschenken abgeschlossen.

Am 2. Oktober, nach 44 Marschtagen, erreichten wir den Kassai bei Kikassa in Pende und passirten schon am nächsten Tage mittels acht Kanoes den circa 300 bis 350 m breiten und sehr tiefen Fluß. Am Ostufer machte uns der Tusselange-Häuptling Kingenge, welcher dort mit einer Kioko-Karawane handelte, einen Besuch, und bat uns inständigst, nicht zum großen Häuptling, dem Kalamba Mukenge, seinem Nachbar und frühern Lehnsherrn, sondern zu ihm zu gehen. Er würde uns sofort nach dem See Mucamba bringen. Da der Mann einen guten Eindruck machte, so kamen wir schließlich mit ihm überein, daß Wißmann mit ihm und ich zum Mukenge gehen würde. Wißmann und ich haben uns am 23., einige Tagereisen vor unserm Ziele, getrennt. Wißmann nahm, von einem kleinen Gefolge und dem Kingenge begleitet, eine südlichere Route, während ich mit der Karawane eine nördlichere Richtung einschlug und am 30. Oktober, nach 62 Marschtagen, hier ankam.

Mukenge, der mich mit vieler Freude empfing, erklärte mir noch an demselben Tage, daß er gehört habe, sein abtrünniger Vasall Kingenge wolle uns nach dem See bringen. Das Land gehöre aber ihm, er sei der ältere, mächtigere und legitime Häuptling (Kalamba) und er wolle uns selbst, wann wir wollten, nach dem Mucamba bringen, oder wohin wir sonst wollten. Ich habe denn auch sofort mit ihm abgeschlossen, uns nach dem See und von dort nach dem Lualaba zu begleiten. Wir wollten anfänglich nur mit Tusselanges reisen, da wir erwarteten, daß unsere Träger nicht weiter gehen würden; inzwischen haben sich aber einige dreißig gemeldet, welche bereit sind, für zwei Stück Zeug à 8 Yards baar und sechs Stück à 8 Yards, in Malange zu bezahlen, uns zu begleiten, und habe ich diese Leute denn auch engagirt, so daß wir unsere Waaren durch unsere eigenen Träger können befördern lassen. Für vier Stück à 8 Yards baar und vier Stück in Malange erboten sich schließlich sämmtliche Träger zu reisen; aber das hätte uns zu viel Fazenda gekostet.

[1]) Uns gütigst von der Redaktion der „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" mitgetheilt, wo derselbe in Bd. [illegible], Heft 3 erscheinen wird. Der Ort, von wo der Brief datirt ist, liegt etwa unter 6° südlicher Breite, wohin ihn schon Schütt's Erkundigungen versetzten, im Lande der Tusselange, welche auf Schütt's Karte „Tuchilangue", von Buchner „Tuschilange" genannt werden. Dr. Pogge war der erste, welcher 1876 diesem Namen seinen ungefähren Platz auf der Karte anwies; seine Nachfolger, Schütt und Buchner, vermochten nicht bis dorthin vorzudringen; er selber erst hat das Glück gehabt, das Land selbst zu erreichen. Ein weiterer schöner Erfolg der Afrikanischen Gesellschaft, der rührigsten unter allen, welche ein gleiches Ziel verfolgen!

Unsere Absicht ist nun, den ungefähr zehn Tagereisen N.-O. von hier entfernten Mucamba zu besuchen und von dort Nyangwe (am obern Congo, bekannt aus den Reisewerken Livingstone's, Stanley's und Cameron's) zu erreichen. Wir werden den See nördlich umgehen; vom See führt der Weg östlich circa sechs Tagereisen zum Häuptling des Mobondi-Stammes, dem Kaschesche; von Kaschesche circa zwei Tagereisen bis zum Lubilasch-Flusse, und vom Lubilasch zwei Tagereisen zum großen Mobondihäuptling Fumo-Kole. Weiter reichen unsere Erkundigungen nicht. Wir befinden uns ungefähr auf 6° südl. Br. und zwischen 22° und 22½° östl. L. Gr. Nach Wißmann's astronomischer Observation liegt Kingenge 6° 10′ südl. Br. Mukenge liegt circa 3 deutsche Meilen N.-W. von Kingenge. Sollte uns die Reise gelingen, so werde ich mit der Karawane nach hier zurückkehren, während Wißmann versuchen wird, von Nyangwe aus Zanzibar zu erreichen. Nach meiner Rechnung bleibt hier in Mukenge soviel Fazenda unter der Obhut des Dolmetschers Germano, daß ich nach meiner Rückkehr bis December 1882 hier werde bleiben und dann die Rückreise nach Malange noch werde bestreiten können. Ich rechne für die Reise von hier nach dem Lualaba und zurück sechs Monate und für den hiesigen Aufenthalt nach der Rückkehr auch sechs Monate. Trifft inzwischen die Saturnino'sche Karawane mit etwas Fazenda für mich ein, so kann ich eventuell hier so lange warten, bis eine neue Expedition kommt, oder bis meine Mittel erschöpft sind. Bekomme ich aber bis December 1882 keine Nachricht von der Küste, so muß ich annehmen, daß Saturnino sein Reiseprojekt aufgegeben hat, und daß die Gesellschaft keine neue Expedition vor meiner Rückkehr ausrüstet.

Ich gebe dem Lande des Mukenge den Vorzug zur Anlage einer Station vor dem des Matiamvo. Der Reisende wird auf keine Weise in seinem Vorhaben gestört. Mukenge sowie seine Unterthanen überbieten sich förmlich, dem fremden Gaste Freundschaft (lubuko) zu erweisen. Nach den Gesetzen der Mukenge soll jeder Unterthan dem Fremdling Lebensmittel aus lubuko (d. h. gratis) bringen, indessen scheint mir diese Verordnung nicht strikte befolgt zu werden, ich habe wenigstens die meisten Lebensmittel noch immer, allerdings sehr billig, gegen Baar erstehen müssen. Die Tusselange sind übrigens tüchtige Ackerbauer; überall befinden sich große, üppige Maniok-, Mais-, Hirse-, Erdnuß- und Bohnenfelder. Die Bohne ist klein und hat keinen angenehmen Geschmack, macondo in Malange genannt. Ebenfalls bauen die Tusselange etwas Tabak und als leidenschaftliche Hanfraucher viel Hanf. Ihr Land, eine wellig koupirte Ebene zwischen dem Kassai und Lulua, ist auch überall fruchtbar und reich bewässert. Manche Gegend möchte ich als echter Flachländer bergig nennen, so tief liegen die Mulden mit ihren tief eingefurchten Bächen, welche die ebenen Plateaus von einander scheiden. In der Gegend vom Kassai bis zur Hälfte des Weges ungefähr hierher prävalirt der Urwald vor der Kampine. Es sind hohe und dichte Waldbestände, welche meilenlange und breite Strecken Landes bedecken und kleinere mit niedrigem Grase und mit wenig Büschen und Bäumen bewachsene Kampinen gleichsam umschließen. Die Kampinenstellen, welche, namentlich von der Ferne aus gesehen, einem deutschen Rasenplatze gleichen, benutzen die Eingeborenen dort zur Anlage ihrer Dörfer und Pflanzungen. Solche große, zusammenhängende Urwaldkomplexe wachsen hauptsächlich auf den ebenen Rücken der Plateaus; die Abhänge derselben haben viele Quellstellen mit Urwalddschungeln und die Bäche sind meistens mit Wald umsäumt. Schweinfurth'sche schmale Galleriewälder, die sich wie eine Mauer an den Bächen entlang ziehen, und wie ich sie auf der Reise zwischen dem Lulua- und Luisa-Flusse sah, kommen hier eigentlich überall nicht vor, dazu sind die Einschnitte der Bäche zu tief und zu breit. Es sind hier mehr bewaldete Schluchten. In den Betten der Bäche findet sich häufig röthlicher Sandstein. Granit und Sandstein findet sich in den Bächen hier in Mukenge und an den Ufern des Lulua, den ich bereits (1½ deutsche Meilen genau östlich von hier) besuchte. Auf der zweiten Hälfte des Weges vom Kassai hierher und in dieser Gegend findet sich mehr Kampine mit Schluchten und Bachwäldern, als große zusammenhängende Waldstrecken. Das Gras der Kampine hier ist auch höher. In jener Gegend, wo nur kurzes Gras wächst, benutzen die Eingeborenen Palmenblätter zur Bedeckung ihrer Wohnungen, hier Kampinengras. Ausgedehnte Moore oder Sümpfe fehlen ganz und gar; der röthliche, sehr sandige Lehm reicht, mehr oder weniger fest, überall bis an den Rand der Gewässer.

Die Fauna scheint mir trotz des günstigen Terrains sehr arm. An jagdbarem Wilde findet sich hauptsächlich, außer dem Hippopotamus in den Flüssen, nur der Büffel (die kleine Art, nicht Bos caffer) und das Warzenschwein. Größere Raubthiere kommen sehr selten vor, dagegen sah ich unterwegs viele mir unbekannte Bälge kleiner Katzen, Marder ꝛc. Vögel giebt es ebenfalls wenig; am häufigsten sieht und hört man einen grauen Papagei.

Die Flora der Kampine bietet mir, dem Laien, wenig Abwechselung, es scheinen mir die meisten Gräser und Blumen alte Bekannte; dagegen ist die Waldvegetation ohne Zweifel ungleich üppiger und reicher als an der Küste, oder in Lunda; namentlich sind es beeren- und fruchttragende Bäume und Büsche, die in großer Anzahl wachsen. An nutzbringenden Palmen giebt es hauptsächlich vier Arten, die Oelpalme, die Mabonda-, die Mapanda- und die Bourdão-Palme. Die ersten drei Arten gleichen sich einander sehr. Aus den Fasern der jungen Blätter der Mabonda werden überall in Kasselange sehr schöne zeugähnliche Stoffe gewebt. Alle vier Arten geben Wein. Sie wachsen wild in den Wäldern, sind aber mit Ausnahme der Bourdão und der Mapanda auch vielfach in der Kampine angepflanzt.

Das Klima ist entschieden wärmer als in Mussumba, der Residenz des Matiamvo, aber gesund. Ich wohne hier bereits seit einem Monat in einem ganz kleinen Orte, eng zusammengedrängt mit mindestens 100 Menschen, einschließlich Weiber und Kinder, und noch ist nicht der geringste Krankheitsfall vorgekommen. Auch die Weide für Rindvieh ist gut; unsere Ochsen befinden sich in vorzüglichem Zustand. Die Handelsartikel, welche die Tusselange feil bieten, sind hauptsächlich Sklaven und Kautschuk. Als Sklaven werden vorzugsweise Weiber verkauft, wie denn die Frau hier überhaupt im wahren Sinne des Wortes die reine Sklavin ihres Mannes ist. Kautschuk, den sie ebenso wie die Kioko präpariren (sie trocknen den gewonnenen Saft in der Sonne und kochen ihn nicht auf), giebt es viel und billig zu kaufen. Die Träger haben oftmals für etwa drei Fingerhüte voll Pulver 3 bis 5 Pfund Kautschuk erstanden. Der reguläre Preis einer ausgewachsenen Sklavin ist ein Stück Kaliko, à 18 Yards, oder ein Faß Pulver (4 Pfd.), oder eine Muskete. Elfenbein ist selten. Der Hauptelfenbeinmarkt dieser Gegend ist in Kabao, etwa acht Tagereisen N.-N.-W. von hier am Lulua gelegen, im Lande der Tukettes. Der bekannte Reisende und Händler Silva Porto aus Bihé hat ziemlich zu gleicher Zeit mit uns die Reise nach Kabao gemacht; er ist am östlichen Ufer des Kassai entlang gegangen, da er unterwegs, zwischen dem Tschikapa und dem Luaschimo, Differenzen und Krieg mit den Kiokos hatte. Hier weilt seit etwa einer Woche ein schwar-

zer Empregado von Silva Porto mit circa 20 bis 30 Trägern.

Die Grenzen der Kaſſelange ſind mir noch unbekannt. Mukenge behauptet, ſein Reich erſtrecke ſich öſtlich bis zum See, dann beginnen die Tukettes. Im Kaſſelange-Lande herrſchen viele große unabhängige Häuptlinge, wie der Kalamba Mukenge, Kingenge u. ſ. w., denen die kleineren Häuptlinge, ähnlich wie in Lunda, tributär ſind. Die einzelnen Dörfer, oder mehrere Dörfer zuſammen, bilden gleichſam eine Familie, die Inſaſſen betrachten ſich alle als gleichſam mit einander verwandt und ſtehen ſich in Freud und Leid einander bei. Kommt man in ein Dorf und fragt nach dem Namen deſſelben, ſo heißt es einfach z. B. Bena Katschia, d. h.: „Es ſind Katſchialeute," oder Bacua Calombue, d. h.: „Sie gehören zu den Calembues," oder „Sie gehören zu der Familie Calembue." Bena und bacua ſind ſynonym. Die Einwohner der Reſidenz des Mukenge gehören zu den Bena Katſchia. Die Stadt mag etwa 1000 Einwohner zählen, welche in kleinen, viereckigen, an europäiſche Bauart erinnernden Hütten mit Pultdach wohnen. Die Stadt liegt zwiſchen den Quellen zweier kleinen Bäche, welche nordöſtlich in den Lulua gehen und ſchönes kühles Trinkwaſſer liefern. Eine kleine Unbequemlichkeit bieten momentan die Geſetze des Mukenge dem Reiſenden. Er hat ſeinen Unterthanen hier nämlich verboten, Ziegen und Hühner zu halten und Bananen und Ananas zu ziehen und in Folge deſſen koſtet es oft Mühe, die nöthigen Vorräthe zu beſorgen. Der Häuptling hat mir indeſſen verſprochen, dieſes Geſetz abzuſchaffen und dafür zu ſorgen, daß nach meiner Rückkehr reichlich Ziegen, Bananen u. ſ. w. vorhanden ſind. Das einzig Bedenkliche bei Anlage einer Station in Mukenge iſt das Fehlen einer Waſſerſtraße, die es erlaubt, von hier aus per Boot den unbekannten Norden zu exploriren. Der Lulua bei Bacua Mulumba Catue, wo ich ihn beſuchte, iſt allerdings ſehr breit (etwa 250 bis 300 m), ſcheint aber nicht ſehr tief zu ſein, wenigſtens befinden ſich nördlich und ſüdlich von dieſer Stelle Stromſchnellen mitten im Strom. Etwas nördlich von Mulumba und nordöſtlich von hier macht der Fluß dann einen mächtigen Bogen nach N.-N.-W. reſp. N.-W.

Am 29. November, alſo übermorgen, werde ich von hier aufbrechen. Ich wollte ſchon am 28. reiſen, indeſſen bat mich der Häuptling, ihm noch einen Tag Friſt zu geben, um eine kleine Fetiſchhütte zu vollenden, die dazu beſtimmt iſt, eine Meſſingkette darin aufzuhängen, welche er von mir als Geſchenk erhielt, und um demnächſt eine Spieldoſe darin aufzubewahren, welche ich ihm als Preis für den Fall des Gelingens der Reiſe nach dem Lualaba in Ausſicht geſtellt habe. Vor der Doſe hat der alte Herr großen Reſpekt. Mein Dolmetſcher Biſerra hat ihm eingeredet, ihre Töne ſeien die Stimme des Fidi-Muculo, des Gottes der Kaſſelange, und in Folge deſſen lauſcht er nun mit Andacht den Tönen der Uhr. Kürzlich ließ ich ihm vorſpielen; als aber die Uhr immer langſamer und langſamer zu ſpielen begann, weil ſie kein Oel hatte, und ich endlich kühn entſchloſſen den Deckel klappte, ſprang er auf und hielt entrüſtet eine lange Rede an die ſich um uns drängende Menge: daß die Uhr heute nicht ordentlich ſpielen wolle, daran ſei der Lärm Schuld, den ſie machten, denn die Stimme des Fidi-Muculo wolle reſpektirt ſein.

Zuerſt hatte der Häuptling die Abſicht, ſeine 40 bis 50 Weiber mit auf die Reiſe zu nehmen. Ich habe ihm aber ſagen laſſen, daß ich nicht mit Weibern reiſe; er dürfe höchſtens 2 bis 4 mit ſich nehmen, außerdem dürfe ſein männliches Gefolge nicht über 40 bis 50 Köpfe zählen und er ließ mir wieder ſagen, bis zum See würde er wohl ein größeres Gefolge haben, da ihm die Verpflegung nichts koſte — im eigenen Lande wird geraubt —, nachher würde er den größern Theil nach Hauſe ſchicken. Ich bin neugierig, mit welcher Bande er übermorgen antreten wird. Heute giebt Mukenge ein großes Volks- oder vielmehr Abſchiedsfeſt. Am Nachmittage war auf dem Marktplatze großes Tanzfeſt mit Hirſebierbewirthung von Seiten des Mukenge. Meinen Trägern ſchenkte er nicht weniger als 15 große Kalabaſſen dieſes Getränks. Die Träger ſind denn auch ſehr reiſeluſtig und augenblicklich erſchallt das ganze Lager von ihren Reiſegeſängen. Morgen folgt die Fortſetzung des Feſtes; ich habe Mukenge einen Schafbock leihen müſſen, den ich am andern Ufer des Lulua von meinen Leuten habe kaufen laſſen, von deſſen Fleiſch er morgen öffentlich eſſen will, damit er und ſeine Begleitung auf der Reiſe Fleiſch von Hausthieren eſſen können. Es iſt ſchade, daß die Tuſſelange in dieſen Gegenden viel von ihren eigenen originellen Sitten durch den Verkehr mit den Kiokos und Bangelas eingebüßt haben, deren Sitten ſie gleichſam recipirt haben. So z. B. tätowirt die jüngere Generation den Körper wenig oder faſt gar nicht, während die älteren Leute faſt alle den ganzen Körper mit den ſchönſten Tätowirungen geſchmückt haben. Geſicht, Hals, Bruſt, Bauch, Rücken und Beine bis an die Aenkel, alles iſt mit hübſchen Arabesken oder mit regelmäßigen mathematiſchen Figuren bedeckt. Selbſt auf einem Körpertheile, den wir Europäer für gewöhnlich unſeren Nebenmenſchen nicht gern zeigen, erblickt man oft zwei regelrechte ſechseckige Sterne, ſchöne ſchwungvolle Arabesken und dergleichen mehr. Wie geſagt aber, die Tätowirungen haben aufgehört; Kinder bis zum 12. Jahre etwa ſieht man ſicher nicht mehr tätowirt, wenigſtens nicht in den Kaſſelange-Diſtrikten, die wir durchreiſt haben.

Ich hoffe nun, daß wir ſo glücklich ſein werden, den Lualaba zu erreichen, den Weg zwiſchen Mukenge und Njangwe zu öffnen, und ſo die angeſtrebte Verbindung von Weſten aus mit den öſtlichen Stationen herzuſtellen. Ob die Reiſe gelingen wird, können wir mit Sicherheit natürlich nicht wiſſen, aber wenn wir nicht wagen, können wir auch nicht gewinnen. Wir haben augenblicklich noch Fazenda genug, denn wir kommen nach meiner Rechnung mit 105 Stück Riscado à 18 Ellen, mit etwa 400 Pfund Perlen und Kauris, 6 Fäſſern Pulver, etwas rothem Flanell und etwas feinem Kattun gut aus. Wenn ich nach $1^1/_2$ oder 2 Jahren an die Küſte zurückkehre, werde ich, alles in allem hoch gerechnet, etwa 15 000 M. nöthig haben. Ich paſſire übermorgen ſüdöſtlich von hier bei Bacua-Diaja, wo eine gute Fähre für die Ochſen ſein ſoll, den Lulua und treffe dann übermorgen in Bacua-Carimba mit Wißmann zuſammen. Hoffentlich treten keine Verzögerungen der Reiſe ein. Dieſen Brief ſollen die Träger mit nach Malange nehmen, welche beabſichtigen mit Camba Guſchi über Hongolo wieder nach Hauſe zu gehen [1]).

Die Waſſerfälle des Kaſſai beim Dorfe des Häuptlings Maiu-Munene, etwa eine Tagereiſe ſüdlich von Kikaſſa, haben wir nicht beſucht, um uns nicht noch ferneren Unannehmlichkeiten auszuſetzen. Wenn ich geſund bleibe, gehe ich jedenfalls über Maiu.

Reiſenden rathe ich nach hier hauptſächlich Perlen und Pulver mitzunehmen. Fazenda ſteht nicht im richtigen Werthverhältniſſe zu dem erſten Artikel, da die Tuſſelange ſelbſt zu viel Zeug weben.

[1]) Der am 28. 7. in Berlin eingetroffene Brief trägt die Poſtſtempel Correio de Malange 29. 5. 82 und Correio de Loanda 15. 6. 82.

Streifzüge in Süd-Californien.

Von **Theodor Kirchhoff.**

IV.

(Erste Hälfte.)

Ein Beſuch in San Diego.

San Diego iſt eine Stadt, welche ſeit langen Jahren eigentlich nur von der Hoffnung auf eine glänzende Zukunft gelebt hat. Im Beſitze eines vorzüglichen Hafens, des einzigen von praktiſcher Bedeutung für die Schifffahrt an der langgeſtreckten Küſte zwiſchen der Bai von San Francisco und Acapulco in Mexico, blieb der Platz trotzdem vom Weltverkehr faſt iſolirt. Die zwiſchen Panama und San Francisco fahrenden großen Dampfſchiffe liefen freilich einige Male in den letzten Jahren bei San Diego an; als ſie aber dort weder für den Paſſagier- noch für den Waarenverkehr eine nennenswerthe Verwendung fanden, ließen ſie den Ort wieder abſeits liegen. Die Küſtendampfer der ſüdcaliforniſchen Linie fahren jetzt jeden fünften Tag von San Francisco bis nach San Diego und verbinden daſſelbe mit der großen civiliſirten Außenwelt. Der Landverkehr beſchränkt ſich auf eine primitive Stagelinie mit dem Städtchen Santa Ana auf der Route nach Los Angeles.

Dieſer Zuſtand der Dinge wurde für die hoffnungsvollen San Diegoer um ſo unerträglicher, weil bereits vor zwanzig Jahren große Eiſenbahnkorporationen ihren Hafen als weſtlichen Endpunkt proklamirt hatten, welcher der californiſchen Handelsmetropole am Goldenen Thor Konkurrenz machen ſollte. Zuerſt war es die vor dem großen Bürgerkriege von dem bekannten „Pfadfinder“ Fremont ins Leben gerufene „Memphis-El-Paſo- und Pacific“-Eiſenbahn, welche mit einem kläglichen Fiasko zu Grabe ging, nachdem ihre Leiter zum Schluß noch eine erkleckliche Anzahl von Millionen in Paris mobil gemacht hatten und auf unerklärliche Weiſe verſchwinden ließen. Als Erbe des Fremont'ſchen Unternehmens erſchien nach dem Kriege die „Texas- und Pacific“-Eiſenbahn auf der Bildfläche und verſprach für San Diego Wunder zu leiſten. Im Staate Texas wurde anfangs recht rüſtig an der Bahnlinie gearbeitet und der Schienenweg bis nach Fort Worth an die Grenze der großen weſtlichen Prärie geführt, welche ſich von dort bis an den Rio Grande bis nach El Paſo ausdehnt. Die Stadt San Diego machte der Geſellſchaft eine anſehnliche Landſchenkung, mit der Bedingung, daß auch dort der Eiſenbahnbau ſofort beginnen ſollte. Die Landſchenkung wurde gnädig acceptirt, man baute einige Meilen Erddämme und nivellirte ein Bischen in der Richtung nach Fort Yuma — dann trat wieder Todtenſtille in San Diego ein.

Die nächſte Eiſenbahnkorporation, welche San Diego beglücken wollte, war die „Atlantic- und Pacific“- (auch die Bahn des 35. Breitengrades genannt), die ihre Linie von Saint Louis quer über den Kontinent dorthin bauen wollte und auch noch San Francisco als zweiten weſtlichen Terminus in ihr Programm aufnahm. Ob jene Geſellſchaft, welche ſich wie alle ihre Vorgänger großartige Landſchenkungen von den Vereinigten Staaten zu verſchaffen wußte, je einen Spaten unter ihrer Flagge in den nordamerikaniſchen Kontinent ſtecken ließ, vermag ich nicht zu ſagen. Vor einigen Jahren erſchien eine Delegation jener Korporation in San Francisco, um von der reichen Goldſtadt die Kleinigkeit von zwanzig Millionen Dollars als Subſidie zu borgen. Aber die auf die St. Louiſer Herren beſonders mißtrauiſchen San Franciscoer wollten nicht mit dem gewünſchten Geld herausrücken, — und ſo verlief ſchließlich das ganze Projekt wieder im Sande.

Jetzt iſt endlich die „Atchiſon-Topeka- und Santa-Fé“-Eiſenbahn als Retterin von San Diego erſchienen, und diesmal heißt es: Ernſt gemacht! — Jene von Boſtoner Kapitaliſten kontrollirte und über koloſſale Geldmittel gebietende Geſellſchaft beſchloß ihr Eiſenbahnnetz, welches bereits vom Miſſouri über Kanſas und Colorado bis nach Neu-Mexico reichte, bis an den Stillen Ocean auszudehnen und namentlich der bekannten „Central-Pacific“ und der von dieſer kontrollirten „Southern-Pacific“ Konkurrenz zu machen. Die Atchiſon-Topeka- und Santa-Fé-Geſellſchaft verſchaffte ſich die Gerechtſame der ſelig entſchlafenen „Atlantic und Pacific“, um ſich das freie Wegerecht nach dem Stillen Meer zu ſichern, und dann begann zunächſt der großartige Wettlauf mit der fabelhaft ſchnell durch die ganze Breite von Arizona oſtwärts vordringenden Southern-Pacific, um möglichſt viel Terrain zu erobern, ehe die Verbindung dieſer beiden Linien ſtattfände.

Californien hatte am 18. Februar 1881 den großen Vortheil einer zweiten den ganzen Kontinent überſpannenden Eiſenbahnlinie zu verzeichnen, als die Atchiſonbahn mit der Southern Pacific bei der nagelneuen Stadt Deming [1]) im ſüdweſtlichen Neu-Mexico Fühlung nahm. Diesmal wurde kein hiſtoriſcher goldener Nagel, wie einſt am 10. Mai 1869 bei Promontory am Nordende des großen Salzſees in Utah, in die letzte verbindende Eiſenbahnſchiene eingeſchlagen, und wie über Nacht kamen die prächtigen neuen Waggons, mit den Namen „Atchiſon, Topeka und Santa Fé“ und „Southern Pacific of Arizona“ geſchmückt, in die Bahnhöfe Californiens hereingerollt. Ohne die herkömmlichen Subſidien aus der vollen Taſche von Onkel Sam war das große Werk vollendet worden; denn auch die ſüdliche Pacificbahn wird ganz aus den Privatmitteln der Krösuſſe von der Central-Pacific gebaut. Die Atchiſon-, Topeka- und Santa-Fé-Eiſenbahn wird jetzt als Californiens größter Freund angeſehen, da ſie dem verhaßten Monopol der Central Pacific den Krieg erklärt hat. Wie lange dieſer Krieg der gigantiſchen Rivalen dauern wird, läßt ſich natürlich nicht vorausſagen. Ein Kompromiß wird wahrſcheinlich über kurz oder lang die Folge ſein, denn die Menſchenliebe iſt bekanntlich die ſchwache Seite aller Millionäre. Es wäre ein halbes Wunder, wenn die Boſtoner

[1]) Die Entfernung von Kanſas City (16 Miles von Atchiſon) nach Deming beträgt 1149, die von Deming nach San Francisco 1197 engl. Meilen; alſo von Kanſas City am Miſſouriſluß nach San Francisco auf der ſüdlichen Route 2346 Miles. El Paſo liegt 89 Miles von Deming; die Entfernung von San Francisco nach El Paſo mit der Southern-Pacific-Eiſenbahn beträgt alſo 1286 engl. Meilen.

Aktionäre der Atchison-Topeka- und Santa-Fé-Eisenbahn hierin eine Ausnahme bildeten und mehr für das Wohlergehen der californischen Farmer und Kaufleute als für ihre eigene Tasche sorgen wollten.

Die südliche Pacificbahn hat bereits El Paso passirt und ihr Heer von Eisenbahnarbeitern marschirt jetzt quer durch Texas direkt auf Galveston los. Es liegt im Plan der Leiter dieses großartigen Unternehmens, den Weizenhandel Californiens über ihre Linie nach dem Golf zu dirigiren und die Agrikulturprodukte dieser Küste ebenso schnell nach Europa zu schaffen, als die Mississippistaaten die ihrigen über New Orleans dorthin befördern können. Die früher erwähnte Texas- und Pacific-Eisenbahn hat sich auch wieder ermannt, seit sie unter die Kontrolle des bekannten New Yorker Millionärs Jay Gould gelangt ist, der jene Bahn jetzt rasch nach El Paso weiter bauen läßt. An jenem Punkte wird sowohl seine Linie als die Southern-Pacific- und die Atchison-Topeka- und Santa-Fé-Bahn mit dem Hauptstamm des großartig projektirten mexicanischen Eisenbahnnetzes in Verbindung treten — der von der Atchisongesellschaft zu bauenden „Mexicanischen Centralbahn" (von El Paso nach der Stadt Mexico, mit der transkontinentalen Verbindung Tampico-San Blas — 1513 engl. Meilen). Sicherlich hat Gould auch die von San Diego an seine Gesellschaft gemachte Landschenkung nicht vergessen und wird eines schönen Tages dort über Fort Yuma (am Colorado, 190 Miles von San Diego) mit seinem Arbeiterheere eintreffen. Sein Todfeind ist gegenwärtig die Southern Pacific, welche ihre Linie sans façon durch den Land-„Grant" der Texas und Pacific gelegt hat, und mit der er jetzt einen Krieg aufs Messer führt, um ihr den Weiterbau durch Texas zu verbieten, zur Freude der Advokaten Amerikas, welche bei diesem Kampfe zwischen dem 20- bis 30fachen Millionär Crocker von der Central und Southern Pacific und seinem nicht minder gut situirten Millionärkollegen Gould von der Texas und Pacific gewiß manchen ehrlichen Dollar verdienen werden.

Mittlerweile baut die Atchison-, Topeka- und Santa-Fé-Eisenbahngesellschaft ihre Linien mit gewohnter Energie weiter von Ost nach West. Mit einem Zweige strebt sie in südwestlicher Richtung dem Hafen Guaymas in Mexico am Golf von Californien zu; den andern baut sie von Albuquerque in Neu-Mexico direkt westwärts nach den „Needles" am Colorado — 35 Miles unterhalb Camp Mojave — und durch den Cajon- (sprich Kahuhn-) Paß unter dem Namen „Atlantic- und Pacific"- und „Southern-California"-Bahn nach San Diego, und zwar mit der festausgesprochenen Absicht, ihren Hauptbahnkörper auf einer noch nicht bestimmten Route bis nach San Francisco, der Southern Pacific zum Trotz, auszudehnen. Auch bei San Diego hat die Atchisongesellschaft ihre Bahnarbeiten bereits ernsthaft in Angriff genommen und ist entschlossen, die westlichste etwa 100 Miles lange Strecke von dort bis nach San Bernardino (Cajon-Paß) schon bis zu Anfang des nächsten Jahres zu vollenden.

Nachdem ich in Obigem den Leser in gedrängten Umrissen mit den alten und neuen gewaltigen Eisenbahnprojekten und -Bauten, bei welchen San Diego eine so hervorragende Rolle zu spielen bestimmt scheint, bekannt gemacht habe, wird derselbe es begreiflich finden, daß ich bei einer jüngst im südlichen Californien von mir unternommenen längern Reise jene plötzlich aus ihrer langjährigen Lethargie erwachte Hafenstadt mit in das Programm meiner Beobachtungen zu ziehen beschloß und die Anstrengungen einer zweiundzwanzigstündigen Stagefahrt durch eine trostlose Wüstenei nicht scheute, um die zukünftige Großstadt und Rivalin San Franciscos nach eigenem Anschauen kennen zu lernen.

Am Abend des 1. Juli nahm ich in dem kleinen Landstädtchen Santa Ana, dem Endpunkte der von Los Angeles dorthin führenden 34 Miles langen Eisenbahn, meinen Platz in einem nach San Diego fahrenden sogenannten „Schmutzwagen" (mud wagon), eine liebe Erinnerung an meine im Jahre 1867 über die großen westlichen Ebenen und die Felsengebirge von Kansas nach Idaho unternommenen Stagereise von 1500 Meilen[1]). Die Entfernung von Santa Ana nach San Diego beträgt etwa hundert englische Meilen, welche Strecke der keineswegs wie eine Kourierpost fahrende „Schmutzwagen" wie gesagt in 22 Stunden zurückzulegen pflegt. Der Stage-Agent und Wirth des Santa-Ana-Hotels war von einer in diesen Gegenden seltenen Unliebenswürdigkeit und schien es darauf abgesehen zu haben, mir die Reise durch allerlei Plackereien mit meinem Gepäck von vornherein zu verleiden. Die Mahlzeit, welche man mir im Santa-Ana-Hotel auftischte, konnte absolut nicht schlechter sein. Als alter Californier, der etwas auf den kulinarischen Ruf des Goldlands hält, ärgerte ich mich ganz besonders über die mir hier vorgesetzten Schüsseln von verdächtig aussehendem Fisch, Fleisch und Gemüse, mit dem steinharten warmen Brot als Zugabe, welches letzteres in der Form von Granaten gebacken war.

Endlich war der „Schmutzwagen", ein mit einem Leinwanddache bedecktes Gefährt, welches augenscheinlich schon manchen Sturm erlebt hatte, reisefertig. Der finster dreinblickende Kutscher nahm seinen Platz ein und ergriff die Zügel zweier verkümmerter Mustangs, ich klemmte mich mit einem Hidalgo und einem Yankee auf den Hintersitz, während ein Chimborasso von Postsäcken den Vordersitz im Coupé belegt hatte. Wenn ich behaupten wollte, daß diese Fahrt im „mud wagon" nach San Diego mir sonderlich behagte, so müßte ich entschieden die Unwahrheit sagen, obgleich meine beiden Reisegefährten recht nette Leute waren. Der Hidalgo war ein amerikanisirter Mexikaner, dessen Vorfahren aus Castilien stammten und der jetzt, nachdem er ein bedeutendes Vermögen auf gentile Weise unter die Leute gebracht, sich in San Diego niedergelassen hatte, um beim Aufschwunge der werdenden Großstadt seine Finanzen wieder in die Höhe zu bringen. Der Yankee war ein Minenbesitzer in San Rafael in Untercalifornien, dessen Geschäftsinteresse gleichfalls in San Diego lag, — ein weitgereister und umgänglicher Mann. Von beiden erfuhr ich manche interessante Aufschlüsse über San Diego, die sie mir ohne Rückhalt mittheilten. Offenbar hatten sie keine Ahnung von meiner literarischen Kapacität, sonst würden sie sich wahrscheinlich nicht so im Gespräch haben gehen lassen und hätten sich auch schwerlich mir gegenüber so viel über den Größenwahnsinn von San Diego und dessen problematische Ressourcen lustig gemacht, da ihnen doch daran gelegen sein mußte, daß nichts Schlechtes über jenen Platz von einem durch das Land streichenden Zeitungsstribenten in die Welt hinausposaunt würde.

Die öde Gegend, durch welche wir fuhren, sah beim blassen Mondlicht doppelt trostlos aus, und selbst der große Komet schien wehmüthig auf dieses gottverlassene Land herabzublicken. Sand, Kaktusse, spärlich wachsende vergilbte Grasbüschel, Salbeibüsche und braune nackte Hügel bildeten die Staffage der Landschaftsscenerie, in welche nur selten ein bescheidenes Städtchen eine kleine Abwechselung zum Bessern brachte. Nach schlaflos durchwachter, ungemüthlich

[1]) Siehe meine „Reisebilder und Skizzen aus Amerika" I. Band.

kalter Nacht begrüßten wir freudig die neue und warme Sonne, welche hinter uns ein überaus prächtiges Gebirgspanorama beleuchtete. Oft warfen wir einen bewundernden Blick zurück nach dem rieſigen Bogen der blauen Berge, welche ſich von der mächtigen Cucamungo Range in wechſelnden Formen bis weit nach Mexico hinüber ausdehnten. Eine Bodenerhebung entzog uns leider bald jenes großartige Bild, und dann war und blieb die Gegend vor und bis nach San Diego dieſelbe troſtloſe Wüſtenei. Daß dieſer Zukunftsmetropole ein ſo trauriges Hinterland beſchieden iſt, ſchien mir ein böſes Omen für ihren Aufſchwung zu ſein. Aber es wurden ja in anderen ſonſt ebenſo öden Diſtrikten Südcaliforniens durch Bewäſſerung paradieſiſche Landſchaften geſchaffen, und wer konnte wiſſen, wie die Gegend zwiſchen Santa Ana und San Diego in 100 Jahren ausſehen würde, und ob ſie nicht, vielleicht durch arteſiſche Brunnen, auch noch in ein irdiſches Paradies verwandelt werden könnte? Dies war eine prophetiſche Aeußerung des Caſtilianers, für deren Zutreffen ich mir keine Garantie zu geben erlauben möchte; ich will aber doch ſagen, daß mich eine ſolche Umwandlung dieſes Hinterlandes von San Diego zum Beſſern ſehr wundern würde, falls ich nach einem hundertjährigen Schläfchen wieder erwachen und alsdann vielleicht in einem Palaſtwaggon per Dampf ſtatt in einem beſcheidenen „Schmutzwagen“ mit zwei elenden Kleppern von Santa Ana City nach der großen Metropole San Diego kutſchiren ſollte.

Als wir am Vormittage die kleine Ortſchaft St. Luis Rey paſſirten, erhielten wir am Telegraphenbureau die erſte Nachricht von dem Mordanfall auf den Präſidenten Garfield, welche Schreckensthat faſt um dieſelbe Stunde (die Zeitdifferenz zwiſchen Waſhington und St. Luis Rey beträgt etwa drei Stunden) mehr als dreitauſend Meilen von hier ſtattgefunden hatte. Fürwahr, wir leben in einer Zeit, wo Entfernungen nur noch Zahlen ſind! Hier in dieſer ſüdcaliforniſchen Einöde jene entſetzliche That, welche die ganze civiliſirte Welt mit einem Schrei des Abſcheus erfüllte, faſt um dieſelbe Stunde, zu der ſie geſchah, zu vernehmen, macht einen Eindruck, der ſich ſchwer in Worte faſſen läßt. Die Reiſe nach San Diego hatte jetzt alles Intereſſe für uns verloren. Da wir vor dem Endziel unſerer Stagefahrt keine Telegraphenſtation mehr zu paſſiren hatten, ſo konnten wir unſerer Phantaſie über die Urſache der unerhörten That ungehindert die Zügel ſchießen laſſen. Wir redeten natürlich jeden, der uns begegnete und von St. Diego kam, an, um Näheres zu erfahren, aber umſonſt; Niemand wußte etwas von dem Attentat. Die meiſten ſchüttelten ſogar ungläubig den Kopf über unſere Nachricht, die ſich denn auch nicht eher beſtätigte, bis wir gegen Abend St. Diego erreichten.

Nachmittags zeigte ſich uns zuerſt das indigofarbene Meer in kleinen Flächen, die ſich in dem gelben Rahmen der Wüſtenei recht ſeltſam ausnahmen. Dann erſchien der weite blaue Spiegel von „Falſe Bay“, einem Meereseinſchnitt, der ſich zur Ebbezeit vom Waſſer faſt entleert. Bald darauf überſchritten wir das Bett des zu dieſer Jahreszeit faſt ganz ausgetrockneten San-Diego-Fluſſes. Ein chineſiſcher Boß, der 600 Zopfträger an der Atchiſon-, Topeka- und Santa-Fé-Eiſenbahn kommandirte, geſellte ſich zu uns und nahm widerwillig Platz auf einem mit Kupfernägeln beſchlagenen Poſtſack.

Der Damm der Eiſenbahn begleitete uns fortan, und öfters begegneten wir Weißen, welche als Ingenieure oder Aufſeher die Erdarbeiten leiteten. Froh begrüßten wir endlich die ziemlich demoraliſirten Häuſer von „old town“ von San Diego. Bereits im Jahre 1769 wurde daſſelbe von den Franciscaner-Mönchen im „Pueblo de San Diego“ gegründet und zeigt noch heute zahlreiche Spuren der alten Adobe-Wohnungen, die ſich wie Ruinen einer längſt vergeſſenen Zeit zwiſchen die Bauten des modernen Amerika drängen; ein Schauſpiel, welches dem Reiſenden in faſt jeder ſüdcaliforniſchen Stadt entgegentritt. Es iſt überhaupt ſehr intereſſant, den Scharfblick jener alten Mönche in der Anlage ihrer „Miſſionen“ heute noch in den verſchiedenſten Gegenden Californiens zu verfolgen. Dieſe Bauten wurden unfehlbar jedesmal dort errichtet, wo die Natur für das Gründen künftiger Städte gleichſam einen Fingerzeig gegeben hatte.

Bald nachdem wir Alt-San-Diego verlaſſen hatten, gelangten wir an das Ufer der San-Diego-Bai, wo ſich in doppelter Linie hier die verlaſſenen Erdarbeiten der Texas- und Pacific-, dort die neuen der Atchiſon-, Topeka- und Santa Fé-Eiſenbahn hinzogen. Auf meine Frage an meinen mexikaniſchen Reiſebegleiter, weshalb die Atchiſon-Geſellſchaft nicht einfach den verlaſſenen Bahndamm der Texas und Pacific oktroyirte, meinte der Señor verſchmitzt, daß ein ſolches Unternehmen denn doch wohl etwas gewagt ſei, da der Millionär Gould zweifelsohne davon hören müßte und jedenfalls den Boſton-„Leuten“ eine hübſche Rechnung dafür machen würde. Gegen Abend erreichte ich, müde, beſtäubt und wie zerſchlagen von der zweiundzwanzigſtündigen Fahrt, das vorzügliche „Horton Houſe“ in Neu-San-Diego. Der Beſitzer des Hotels, ein liebenswürdiger Deutſcher, C. P. Gerichten, war erfreut mich zu begrüßen und machte es mir in ſeinen Räumen bald ſo bequem, wie ich es nur wünſchen konnte.

Die Anthropologenverſammlung in Frankfurt a. M.

R. A. Die 13. Verſammlung der Deutſchen Anthropologiſchen Geſellſchaft fand im Auguſt dieſes Jahres zu Frankfurt a. M. ſtatt und war ſehr zahlreich beſucht. Die Organiſation dieſer Geſellſchaft, welche den Lokalvereinen völlig freien Spielraum läßt, bewährt ſich vortrefflich, da ein Generalſekretär, jetzt Profeſſor J. Ranke in München, und ein Schatzmeiſter (Weismann in München) für den nöthigen Zuſammenhang Sorge tragen. Das Rückgrat des ganzen Vereins iſt aber Virchow, der, ſtets am Platze, überall ſachlich eingreift und mit der Univerſalität ſeines Wiſſens den Verſammlungen das Gepräge ſeiner Individualität aufdrückt. Auch aus fernen Landen waren neben deutſchen Koryphäen Vertreter der Anthropologie und Urgeſchichte erſchienen, ſo der liebenswürdige, mit deutſcher Sprache und deutſcher Wiſſenſchaft völlig vertraute Norweger Ingwald Undſet, dem wir das ſchöne Werk über das erſte Auftreten des Eiſens in Nordeuropa verdanken; Dr. Groß aus der Schweiz, der Pfahlbautenkenner; Prof. von Török aus Budapeſt; Fräulein von Torma aus Broos in Siebenbürgen, die unermüdliche Ausgräberin; der Tſcheche mit deutſchem

Namen: Wankel aus Mähren, der Erforscher der Byčiškala-Höhle.

Der Grundzug der Versammlung war ein mehr oder minder antidarwinistischer. Jetzt im Todesjahre des großen Briten, nachdem wenige Monate erst vergangen, seit er in der Westminsterabtei beigesetzt wurde, erhoben bedeutende Forscher Widerspruch gegen seine Lehre von der Abstammung des Menschen, und es war vor allem der Frankfurter Lucae, der hier in der Eröffnungsrede, die er als Präsident hielt, seinem antidarwinistischen Glaubensbekenntniß in scharfer Pointirung freien Lauf ließ. Auch Virchow, dessen Standpunkt seit seiner Münchener Rede bekannt ist, trat mit der ihm eigenen Reserve an die große Frage heran. Es fehlt uns, so führte er aus, noch an den wesentlichen Anhaltspunkten, um die Abstammung des Menschen besprechen und bestimmen zu können. „Noch nie hat," sagte er, „Jemand einen solchen werdenden Menschen gefunden, sondern immer war er schon fertig. Alles, was wir bis jetzt kennen, auch die ältesten Funde, die gemacht worden sind, waren schon fertige Menschen. Der Rohanthropos ist noch immer erst zu suchen; wer ihn finden will, muß vielleicht einen weiten Weg machen. Also, praktisch hat diese Frage uns gar nicht beschäftigt; wir waren nie in der Lage, ihr unmittelbar nahe zu treten.

Dagegen haben wir eine andere Frage, die Darwin auch nur ganz oberflächlich gestreift hat und die viel mehr uns Alle interessirt und beschäftigt. Das ist die Frage der Entwickelung, nachdem nun der Mensch da war und sich die verschiedenen einzelnen Branchen aus einander legten, als also aus Noah's Kasten die verschiedenen Zweige sich sonderten, oder wie man sich das sonst vorstellen will, als die Racen entstanden und innerhalb der Racen wieder Unterracen, soustypes, wie die Franzosen sagen, bis zu den einzelnen kleineren Stämmen hin.

Es würde viel praktischer für die Anthropologie sein, wenn man sich nicht so sehr mit dem Stammbaume des Menschen, bevor er Mensch wurde, beschäftigte. Es ist ein sehr schöner Stammbaum, aber bei der Zweifelhaftigkeit dieser Vorfahren vielleicht ein mehr als unschuldiges Vergnügen. Dagegen wäre es recht praktisch und interessant, zu wissen, wie hat sich die Sache im Einzelnen gestaltet und wo kommen die einzelnen lebenden Racen, die einzelnen Völker her, wie hängen sie unter einander zusammen, wie ist die Sache zu erklären? Daran würde sich am meisten praktisch erweisen, ob es richtig ist, was Darwin gewissermaßen stillschweigend voraussetzt, nämlich, daß in der That der Mensch zu beurtheilen ist nach den Erfahrungen der Zoologie. Denn genau genommen, wenn Sie Darwin's Buch lesen, so werden Sie sehen, er sagt mehr, da ich bewiesen habe, daß innerhalb der Thierreiche der Transformismus Geltung hat, so muß er auch für den Menschen Geltung haben, denn der Mensch ist ein Thier."

Auch der vortreffliche Anthropolog Professor Kollmann aus Basel streifte in seinem Vortrage über den Unterschied von Race und Nation das Darwin'sche Gebiet. Die Leser des „Globus" kennen (Bd. XL, S. 171) seine Darstellung der fünf europäischen Menschenracen. Neben seinen fünf Haupttypen kennt er nur Mischungen, aber keine Neubildungen. Virchow kündigte ihm den Streit an, denn er sei mehr noch Darwinist als Kollmann, er glaube an die Veränderungen des Menschen, müsse aber anerkennen, daß es schwer sei, den Nachweis zu führen, daß irgend eine Zeit existirt habe, wo besondere Formen vorhanden waren, die nachträglich nicht mehr gesehen wurden. Die Entwickelungstheorie Darwin's, welche dieser aus der jetzigen Entwickelung der Hausthiere hergeleitet habe, müsse auch auf den Menschen übertragen werden können, er (Virchow) theile die Meinung, daß eine Transformirung auch in der Gegenwart möglich sein könne. Die besten Darwin'schen Beweismittel seien aus dem Leben solcher Thiere genommen, welche abgeschlossen auf Inseln lebten, und so verweise er denn auf die Inseln der Südsee, wo man nach der Transformirung des Menschen forschen solle.

Das ist ein Wechsel auf die Zukunft, dessen Einlösung wir nicht so bald erwarten dürfen, wenn wir auch an dem Princip, daß der Mensch wie die Thiere dem Transformismus unterliegen, nicht rütteln wollen. Kollmann seinerseits behauptete — und er hat wohl recht —, daß die Darwin'sche Züchtung beim Menschen seit der Diluvialzeit nicht mehr stattfinde, und daß seit jener Zeit der homo sapiens mit denselben Formen auftrete wie heute; es müßte also vor die Glacialepoche jene Zeit verlegt werden, wo aus niederen Formen sich höhere entwickelt hätten. Mit der Glacialzeit finden wir die durch beständige Schädeltypen charakterisirten Racen in Europa; alle Völker, auch wir Deutschen, seien aber heute Mischracen, der Charakter, die Originalität einer Nation würden durch das Ueberwiegen der einen oder andern Race innerhalb derselben bestimmt. Was uns aber hebe und bessere, das sei der Gebrauch des Gehirns, das Denken; der Einfluß des socialen Lebens und der Arbeit ständen höher als Raceneinheit.

Um alles, was somatische Verhältnisse betrifft, hier gleich zu erledigen, führen wir den Vortrag Ranke's an, der aus der reichen Fülle seiner Beobachtungen über Schädel und deren Kapacität die Mittheilung machte, daß das Gehirn der Stadtbevölkerung in der Regel größer sei, als das der Landbevölkerung, und daß also das Gehirn in Folge größerer Thätigkeit auch größere Entwickelung zeige. Da endlich die Karten über die Vertheilung der Blonden und Braunen in Deutschland gedruckt der Versammlung vorlagen, so vermochte Ranke, darauf hindeutend, zu erklären, daß nur scheinbar von einer blonden und braunen Race geredet werden könne. Aber genauere Betrachtung zeige, daß die Blondheit oder Brünettheit nur somatische Kennzeichen seien, und daß bei Vermischung der Racen diese Zeichen nur in höherm oder geringerm Grade sich vererben, während besonders die Schädelmessung und Vergleichung den Nachweis liefern, daß die Hauptkennzeichen der Race erhalten bleiben, wofür der Vortragende Beweise aus seinen im bayerischen Heere gemachten Untersuchungen beibrachte.

Eine besondere Frage, die wiederholt auf dem Kongresse erörtert wurde, ist auch jene der Platyknemie. Es handelt sich hierbei um die Säbelscheidenform des Schienbeins. Die Tibia ist in diesem Falle plattgedrückt, zuweilen kommt es sogar vor, daß die Seiten eingedrückt und vertieft sind, also daß der mittlere Theil dünner ist als die hervortretenden Kanten. Broca hat wohl zuerst auf den anthropologischen Werth dieser Deformirung der Tibia hingewiesen; Virchow beobachtete Platyknemie zuerst an den Beinen eines Negrito von den Philippinen und „war entsetzt über diesen Grad von Verunstaltung". Diese platyknemischen Schienbeine kommen bei sehr alten Bevölkerungen vor; in der Steinzeit z. B. bei Höhlenbewohnern, und neuerdings hat sie Virchow wieder in der Südsee nachgewiesen, daher hat man schließen wollen, daß hier eine niedere Form, so etwas Pithekoides vorliege, wie denn Broca in der That Platyknemie bei den Affen finden wollte, was jedoch nicht der Fall ist. Aber auch bei jüngeren Funden (wie im Kaukasus) sind platyknemische Tibien von Virchow nachgewiesen worden. Nach ihm ist die Platyknemie kein Zeichen einer niedern Race, sondern eine Eigenschaft, die sich bei jeder

Race entwickelt, die in einem ſtarken und einſeitigen Maße gewiſſe Muskelaktionen ausführt.

Gehen wir zu den prähiſtoriſchen Mittheilungen über, welche in reichem Maße den Mitgliedern der Verſammlung zu Theil wurden, ſo iſt zunächſt der Bericht Schliemann's über ſeine neuen Ausgrabungen in Troja zu erwähnen. Es handelt ſich hier im Weſentlichen um Ergänzungen und Berichtigungen zu ſeinen früheren Arbeiten. Der unermüdliche Forſcher war diesmal von zwei Architekten unterſtützt, auf deren Urtheil er ungemein viel Werth legt und mit deren Hilfe er zu einer etwas andern Anſicht über die verſchiedenen „Städte“ und Brandſtätten von Hiſſarlik gelangte. Auch zahlreiche Einzelfunde von Geräthen, Waffen ꝛc., die jetzt dem Berliner Muſeum überwieſen ſind, hatte Schliemann mitgebracht. Ohne uns den Beweis dafür zu liefern erklärte er ein kleines, außerordentlich primitives Idol mit „Eulenkopf“ für eine Kopie des berühmten Palladiums. Hiſſarlik war nur eine Akropolis; öſtlich, ſüdlich und weſtlich von derſelben dehnte ſich aber — das zeigen die diesjährigen Ausgrabungen — eine große Stadt aus, die der Homeriſchen Ilios entſpricht. Von beſonderm Intereſſe war auch Schliemann's Ausgrabung von vier ſogenannten trojaniſchen Heldengräbern. Die dem Achill und Petroklus von der Tradition zugeſchriebenen am Fuße des Vorgebirges von Sigeum müſſen um viele Jahrhunderte jünger ſein, als der trojaniſche Krieg. Am gegenüberliegenden Geſtade des Helleſpontes, neben der Trümmerſtätte von Eläus, grub Schliemann dann im Kara Agatſch Tepe, welcher 10 Meter hoch iſt und 126 Meter(!) Durchmeſſer hat. Dieſer Tumulus gilt als jener des Proteſilaos. Hier hinderte unſern Forſcher der Militärgouverneur der Dardanellen an der Vollendung der Arbeit, doch wurde eine reiche Sammlung von Topfwaaren und Steingeräthen zuſammengebracht. Auch die Ruinen am Bali Dagh nahm der Unermüdliche noch einmal vor und fand ſeine Anſicht beſtätigt, daß ſie verhältnißmäßig jung ſeien und mit Hiſſarlik nicht konkurriren können, die Bauſtelle des alten Homeriſchen Troja geweſen zu ſein.

Von hohem Intereſſe war der Bericht des Herrn Dr. Groß aus Neuville (in der Schweiz) über ſeine neuen Pfahlbautenfunde von Auvernier am Neuenburger und Finelz am Bieler See. Er hat uns hier eine Kupferperiode, die der Bronzezeit voranging, nachgewieſen, eine Periode, die jener entſpricht, in welcher z. B. die nordamerikaniſchen Indianer ſich befanden, als die Europäer zu ihnen kamen. Zinn war noch nicht importirt um Bronze herzuſtellen. Die Kupferinduſtrie, welche ſehr ſchöne, gut entwickelte Dolche, Meißel, Nadeln, Amulete lieferte, war in der Schweiz bodenſtändig, wie die zahlreichen mit jenen Gegenſtänden zugleich gefundenen Gußformen beweiſen. Ein gleichfalls dabei entdeckter orthognater und dolichocephaler Schädel iſt nach Virchow's Urtheil inſofern von Bedeutung, als er für die ſchon früher gekannte aber beſtrittene Anſicht, daß in vorrömiſcher Zeit in der Schweiz eine langköpfige Menſchenrace lebte, einen neuen Beweis liefert.

Eine Eiſeninduſtrieſtadt der Römer in der Pfalz, heute Eiſenberg, Rufiana bei Ptolemäus, wurde in ſehr erfreulicher Weiſe von K. Mehlis geſchildert. Noch ſind die Grundmauern und Schlackenhalden, die Eiſenluppen und alten Gräber vorhanden und nach langer Pauſe beſtehen dort jetzt wieder neue Eiſenwerke. „Neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Die Eröffnung eines reiche Beute liefernden „Fürſtengrabes“ bei Pullach unſern München ſchilderte Herr Naue, während Virchow die große Beute vorlegte (wenigſtens in Photographien), welche er im verfloſſenen Jahre in den Grabhügeln des Oſſetenlandes gemacht hatte. Er zeigte, wie im Kaukaſus ſich ehedem verſchiedene Kultureinflüſſe kreuzten, worauf die Funde von Kaurimuſcheln und Bernſtein (Indien und Oſtſee) in den Gräbern hinweiſen. Bemerkenswerth iſt die Formvollendung der Geräthe und Kunſtgegenſtände aus Bronze. Bekanntlich hat man die blonden, blauäugigen Oſſeten mit den Germanen in Verbindung bringen wollen, irgend welche Thatſachen, die auf einen ſolchen Zuſammenhang Licht werfen können, gehen aber aus Virchow's Ausgrabungen nicht hervor, und er warnt in ſeiner bekannten vorſichtigen Weiſe vor voreiligen Schlüſſen.

Ein Ausflug, den die Geſellſchaft mit einem Extrazuge nach Bodenheim zwiſchen Mainz und Worms machte, in die Weinhügel, welche dort über der Nibelungenlandſchaft emporſteigen, führte zur Ausgrabung von vierzehn fränkiſchen Reihengräbern. Da wurden die alten kräftigen Franken, meiſt Männer mit ſchönen Langköpfen, an das Tageslicht gefördert nach etwa tauſendjährigem Schlafe, und ihre Grabbeigaben, Lanzenſpitzen, Becher von braunem Glas mit weißen Verzierungen, Münzen ſpätrömiſcher Zeit, Ringe, Perlen wanderten von Hand zu Hand.

Auf das anatomiſch-phyſiologiſche Gebiet führte ein Vortrag von Dr. Fleſch aus Würzburg. Er demonſtrirte ein Mikrocephalen-Gehirn, deſſen Windungen eine Anordnung zeigten, wie man ſie ſonſt nicht wieder findet und das auch ſonſt abnorme Verhältniſſe zeigte. Fleſch machte ferner darauf aufmerkſam, daß die Mikrocephalie nicht einſeitig auf die Mutter zurückzuführen ſei, ſondern daß auch von Seiten des Vaters eine Uebertragung der erblichen Dispoſition ſtattfinden könne, und erwähnt einen Fall, wo die Vatersſchweſter des Mikrocephalen ebenfalls kretiniſtiſch-mikrocephal war. Ein während des Embryonallebens ſich entwickelnder Krankheitsproceß bildet den Ausgangspunkt der Anomalie, die mit gewiſſen Veränderungen in der Struktur des Gehirns Hand in Hand geht.

Ethnographiſche Mittheilungen fehlten auf dieſer Zuſammenkunft und es wäre zu wünſchen, daß dieſelben, ähnlich wie bei den Kongreſſen franzöſiſcher und engliſcher Anthropologen, in Zukunft mehr Berückſichtigung finden. Allgemeiner Natur waren noch zwei Vorträge. Herr Dr. Neubürger aus Frankfurt rekapitulirte in ſchöner Form die Anſichten ſeines berühmten Landsmannes Lazarus Geiger über das Verhältniß von Sprachforſchung und Anthropologie. Der Vortrag konnte, da der Redner das bewilligte Zeitmaß überſchritt, nicht zu Ende geführt werden, bot übrigens nichts Neues. In dem gedruckt vorliegenden Berichte meint Dr. Neubürger, die neueren Unterſuchungen über den Farbenſinn der Naturvölker hätten die Geiger'ſchen Anſichten von der allmäligen Entwickelung des Farbenſinns beſtätigt: es iſt aber gerade das Gegentheil der Fall geweſen, alle dieſe Unterſuchungen haben ergeben, daß die Naturvölker ſehr wohl die verſchiedenen Farben zu unterſcheiden vermögen und daß nur Armuth der Sprache ſie oft mehrere Farben mit demſelben Worte bezeichnen läßt.

Schließlich war ein Vortrag von Dr. von Rau über die verſchiedenen Arten des Pfluges und deſſen allmälige Entwickelung kulturhiſtoriſch von Intereſſe, zumal der Redner dabei auf prähiſtoriſche Verhältniſſe einging. Eine ſehr ſchöne Modellſammlung führte die fünf von Rau unterſchiedenen Pflugarten vor.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Am 17. (29.) Juni d. J. ist der Schifffahrtskanal von Kronstadt nach Petersburg von einem Schiffe mit 14 Fuß Tiefgang zum ersten Male probeweise in seiner ganzen Ausdehnung befahren worden. Der Kanal hat eine obere Breite von 100 Sashen (213 Meter), eine Bodenbreite von 40 Sashen (85 Meter) und 16 Fuß Tiefe im Minimum auf seiner ganzen Länge, so daß die meisten Kronstadt besuchenden Handelsschiffe nunmehr direkt nach Petersburg fahren und ihre Waaren dort vom Schiffe aus auf die Eisenbahn verladen können.

— Aus dem italienischen Census vom 31. Dezember 1881 ist ersichtlich, daß in 23 von 24 Provinzialhauptstädten die Zahl der Analphabeten seit 1871 bedeutend gesunken ist. In zehn Jahren haben z. B. in Udine die des Schreibens und Lesens Kundigen um 9, in Como um 6,50 Procent zugenommen. Brescia macht eine wunderbare Ausnahme: 1871 betrug die Zahl der Analphabeten 2899, 1881 aber 3120 Personen! Daten, welche diese auffallende Thatsache erklären könnten, fehlen leider. Das Gesammtresultat ist, daß in den 24 Städten etwas mehr als 50 Proz. der Einwohner lesen und schreiben können.

Asien.

— Bei den zahlreichen und sich widersprechenden Hypothesen über die frühere geologische Geschichte des Amu-Darja-Deltas kann, ohne eine gründliche geologische Durchforschung der Flußablagerungen in der großen Aral-Depression, ein befriedigendes Resultat nicht zu Stande kommen. Ein erster Schritt nach dieser Richtung ist durch die große Amu-Darja-Expedition gemacht worden; jetzt veröffentlicht der Geologe Gedroitz in den „Iswestja“ der K. Russ. Geogr. Ges. eine werthvolle Abhandlung über die Resultate seiner Nachforschungen auf demselben Gebiete. Ein Jahr ist freilich zu kurz für eine eingehende Untersuchung eines so weiten Feldes; die Abhandlung bietet daher, so werthvoll auch die Beobachtungen über die verschiedenen Alluvialablagerungen in der Araldepression, über die Bewegung der Sanddünen in der Steppe ꝛc. sind, mehr schätzbare Mittheilungen als fertige Resultate und Theorien. Ein Ergebniß jedoch ist höchst bemerkenswerth. Gedroitz stellt in Abrede, daß der Uzboi ein Arm des Amudarja war, wie die ersten Erforscher dieses alten Flußbettes behaupteten; vielmehr vermuthet er, daß es (vor dem 10. Jahrhundert) eine Zeit gab, wo der Amu das Kaspische Meer erreichte, aber durch ein anderes Flußbett, südlich von der Sary-Kamysch-Depression, wo er das „Amu-Alluvium“ hinterließ, welches man in den unteren Theilen des Uzboi findet, nicht aber in den oberen. Der Uzboi wäre nur ein vorübergehender und unregelmäßiger Ausfluß des Aralsees in das Kaspische Meer, und viel mehr eine Reihe von Salzseen und Teichen als ein wirklicher Fluß. Sein Name Uz-boi oder Uz-Boju („an Teichen entlang“) scheint diese Vermuthung zu bestätigen. Die geologische Forschung würde auf diese Weise unsere festgestellten Theorien über die frühere Gestalt der Aralo-Kaspischen Niederung wieder in Frage ziehen.

— Am 25. Juli haben Ingenieur Melville und die zwei Matrosen Noros und Nindermann, die einzigen Ueberlebenden von De Long's Abtheilung, ferner Lieutenant Berry von dem verbrannten Schiffe „Rodgers“ und die Korrespondenten Jackson und Larsen von Tomsk aus die Rückreise in ihre Heimath angetreten und sind am 18. August in St. Petersburg eingetroffen. Der Korrespondent Gilder begiebt sich dagegen von Irkutsk nach der Lena-Mündung zurück, um im Winter längs dem Meeresufer die von Melville begonnenen Forschungen fortzusetzen.

— Endlich ist Korea dem Beispiele Chinas und Japans gefolgt und hat den auswärtigen „Barbaren“ vorsichtig einige Thore geöffnet. Seit undenklichen Zeiten hat sich dies Land abgeschlossen gehalten und theilt mit Tibet die Ehre, zu den am wenigsten gekannten Ländern der Welt zu gehören. Nun aber hat Kommodore Schufeldt von der Marine der Vereinigten Staaten den ersten Handelsvertrag mit dieser isolirten Nation geschlossen, laut welchem die Vereinigten Staaten in Söul, der Hauptstadt Koreas, durch einen dort wohnenden Minister, einen Generalkonsul und durch Konsuln in allen Freihäfen, wo sie von Nöthen sein werden, vertreten werden sollen; nur in diesen — es sind vorläufig drei: Gensan, Fusan und Renschan — dürfen sich Amerikaner niederlassen und Handel treiben. Ausländischer Opium darf in keinen Vertragshafen eingeführt, die Reisausfuhr, falls Korea es wünscht, verboten werden. Von den drei Häfen hat Fusan die beste Bai, die den Schiffen vortrefflichen Schutz gewährt und bequeme Binnenverbindungen bietet. Der Vertrag ist mit dem König von Korea abgeschlossen, da dieser zwar unter Oberhoheit des Kaisers von China steht, aber in Wirklichkeit selbständiger Beherrscher der Halbinsel ist[1]). Dürfen nun zwar, nach dem Wortlaut des Vertrags, Reisende immer noch nicht das Innere betreten, so ist doch zu hoffen, daß allmälig unsere Unwissenheit über dies interessante Land aufgeklärt wird. Seine Größe beträgt 5300 Quadratmeilen, seine Einwohnerzahl wird verschieden auf 9 bis 15 Millionen Seelen geschätzt. Elisée Reclus vergleicht in seiner „Géographie Universelle“ die Halbinsel mit Italien. Beide Länder durchzieht eine Seitenthäler bildende Bergkette der Länge nach; wie in den Apenninen befinden sich auch hier die sanftesten Abhänge und fruchtbarsten Thäler im Westen, während der Osten steiler und unfruchtbarer ist. Auch Korea hat im Nordwesten einen Gebirgsriegel, der das Land vor Einfällen schützt, ohne die ganze Nordgrenze zu bedecken. Der Boden liefert sämmtliche Getreide-, Gemüse- und Obstarten, die Gebirge sollen viele kostbare Mineralien, hauptsächlich aber reiche Kohlenlager enthalten, und zweifellos ist das Land, unter geeigneter Leitung und mit passenden Maschinen, der reichsten Entwickelung fähig. Möchte nur der unvermeidliche Europäisirungsproceß nicht eher vollendet sein, als wir genaue Nachrichten über Sitten und Gewohnheiten, Sprache und Ethnologie der Koreaner erhalten haben.

— Am 29. Januar d. J. ist laut einer Bekanntmachung des Generalkapitäns der Philippinen eine Abtheilung spanischer Truppen auf dem Fronton, im Nordosten der zu der Tavi-Tavi-Gruppe im Sulu-Archipel gehörenden Insel Bongao, stationirt, und die spanische Flagge als Zeichen der Besitzergreifung dieser Inseln auf jenem Vorgebirge aufgepflanzt worden.

— Die indische Regierung, Abtheilung des Aeußern, veröffentlicht eine Arbeit des Lieutenants Mac Ivor über den Fischfang im Persischen Meerbusen. Nächst den von Tauchern zu Tage geförderten Perlen bilden die Fische

[1]) Diese Selbständigkeit scheint doch etwas unsicher zu sein; aus St. Petersburg wird z. B. vom 16. August gemeldet: „Nachdem die Bevölkerung von Korea neuerdings Feindseligkeiten gegen die dortige japanische Mission begangen, hat die Regierung von Korea den Beistand der chinesischen Regierung gegen die Unruhestifter angerufen.“

den wichtigsten Handelsartikel in diesem Golfe: 337 Arten derselben werden gezählt. Die Barken, welche die arabischen und persischen Fischer benutzen, sind ungeheuer unter einander verschieden und gehen von der „Beggerah", die 20 Menschen faßt, bis herab zur „Hoorah", die nur aus einigen Dattelholzstöcken zusammengefügt ist und höchstens für zwei Mann Raum gewährt, aber die Seefahrt noch aushält, wenn alle anderen Fahrzeuge versagen. Neben acht verschiedenen Arten von Netzen werden auch Angel und Harpune gebraucht, mit letzterer sogar Schildkröten gefangen. Das Totalergebniß des Fischfangs beträgt circa 160000 Tonnen jährlich, die Gesammtsumme der im Golf von Oman beschäftigten Fischer wird auf circa 30000 und die der Barken auf 6600 geschätzt.

— In den Khanaten Mittel-Asiens war das Postwesen bisher gänzlich unbekannt. Wie nun indische Blätter melden, hat der junge Chan von Bochara, Turani Bey, angeregt von der gedeihlichen Entwickelung, welche das von den Oesterreichern in Persien eingeführte Postwesen daselbst nimmt, in seinem Lande jetzt ebenfalls einen kleinen Postdienst hergestellt, der zwar noch ganz primitiver Art ist, aber mit der Zeit schon gehörig organisirt werden wird. Zweimal im Monate geht jetzt von der Residenzstadt Bochara ein Kourier nach Samarkand und ein anderer nach Balch in Afghanistan ab, welche Briefe der Regierung und von Privatpersonen zur Weiterbeförderung übernehmen. In Samarkand findet dann der Anschluß an die russische und in Balch an die afghanisch-indische Post statt. Für die Beförderung der Briefe in Bochara muß vorher eine Gebühr entrichtet werden und an den beiden Endstationen werden die Briefe dann frankirt. Briefe von Deutschland nach Bochara können in etwa sechszig Tagen ihr Ziel erreichen.

Afrika.

— Wie der Sekretär der Livingstonia Mission berichtet, ist Mr. James Stewart in dem Missionsboot „Herga" nach dem Ostufer des Njassasees abgesegelt, um dasselbe kartographisch aufzunehmen. Diese Arbeit wird unsere Kenntniß von dem Umriß dieses wunderbaren bergumgürteten Binnensees in wünschenswerther Weise vervollständigen.

Nordamerika.

— Der Census der britischen Kolonie Canada im Jahre 1881 ergab, nach letzter Revision, eine Bevölkerung von 4324810, wovon 2188854 dem männlichen und 2135956 dem weiblichen Geschlechte angehörten. Es waren 1380084 verheirathet, 160330 Wittwen und Wittwer und 2784396 unverheirathet. Den Nationen nach zählten Franzosen 1298929, Irländer 957403, Engländer 881301, Schotten 699863, Nordamerikaner 77753, Deutsche 25328 u. s. w. Dem Bekenntnisse nach waren Katholiken 1791982, Methodisten 742981, Presbyterianer 676155, englische Kirche 574818, Baptisten 225236, Lutheraner 46850, Mennoniten 21234 u. s. w.

— Der General Carlos Pacheco beabsichtigt, in Mexico den französischen Weinbau einzuführen und hat zu diesem Zweck mehrere Agenten nach Bordeaux geschickt, um in dem Bordelais 50000 Reben zu Rothwein und 12000 zu Weißwein aufzukaufen und nach Mexico zu senden.

— Nach einer Bekanntmachung des Konsuls der Republik Guatemala in Liverpool ist Livingston auf die Dauer von zehn Jahren, vom 1. Januar 1883 an gerechnet, zu einem Freihafen erklärt worden (vergl. „Globus" XLI, S. 159).

— Der Grenzstreit zwischen Mexico und Guatemala wegen der Küstenlandschaft Soconusco, über welchen K. Lamp auf S. 329 des vorigen Bandes berichtete, ist gütlich beigelegt worden. Am 11. August unterzeichneten die Bevollmächtigten der beiden Republiken eine Konvention, welcher zufolge Präsident Arthur den Streit entscheiden soll, Guatemala seine Ansprüche auf Soconusco zu Gunsten Mexicos aufgiebt und die neue Grenzlinie durch Kommissäre der beiden Staaten festgestellt werden soll. So meldet der „New York Herald".

Polargebiete.

— Die Besatzung der „Eira" ist glücklich gerettet; die „Times" erhielten folgendes Telegramm von Mr. Leigh Smith vom 19. August aus Peterhead (Schottland): „Der Walfischfänger-Dampfer „Hope" von 500 Tons, von dem Eira-Unterstützungs-Comité gemiethet, unter Befehl von Sir Allen Young, C. B., mit den Lieutenants Swire, J. Casement, G. G. Bairnsfather und dem Arzt J. Price, alle von der königl. Marine, ist vor Peterhead angelangt und bringt den Mr. B. Leigh Smith, die Offiziere und die Mannschaft des vermißten Nordpolarschiffes „Eira" heim, welche alle die „Hope" am 3. August in Matotschkin Schar, Nowaja Zemlja, aufgenommen hat, nachdem sie ihr Schiff in Franz-Josef-Land verloren hatten und in ihren Booten durch das Eis nach besagter Meerenge zurückgekehrt waren. Die „Hope" wird, nachdem sie den Auftrag, dessentwegen sie ausgeschickt worden war, erfüllt hat, sofort in Aberdeen abgetakelt werden. — Am 13. Juli 1881 dampfte die „Eira" nordwärts durch Packeis. Am 23. Juli bekam sie Franz-Josef-Land in Sicht und fuhr auf Kap Ludlow[1]) zu. Gegen Norden lag dickes Packeis. Am 2. August fuhren sie den Nightingale Sound hinauf, dann nach dem Eira-Hafen (beides südöstlich von Kap Ludlow) und errichteten ein Vorrathshaus. Am 16. August brachen sie nach Osten auf, um nach der „Jeannette" zu suchen, konnten aber Barents Hook (Südostspitze der zu Franz-Josef-Land gehörigen Northbrook-Insel) nicht passiren.

Am 21. August wurde das Schiff zwischen Landeis und dem Pack eine Mile östlich von Kap Flora (Südwestspitze der Northbrook-Insel) zerdrückt und sank, ehe noch viele Vorräthe gerettet werden konnten. Sie bauten auf Kap Flora eine Hütte von Rasen und Steinen, bedeckten sie mit Segeln und überwinterten darin, ohne daß sich Anzeichen von Skorbut einstellten. 29 Walrosse und 36 Bären wurden erlegt und verzehrt. Am 21. Juni 1882 brachen sie in zwei Wal- und zwei Walroßbooten auf, segelten 80 Miles südwärts, ohne Eis zu sehen, und erreichten Matotschkin Schar, Nowaja Zemlja, am 2. August, wo sie am 3. August vom Dampfer „Hope" aufgenommen wurden."

Vergleicht man obiges Telegramm mit der Karte von Leigh Smith's Entdeckungen in Franz-Josef-Land vom Jahre 1880 (s. Proceedings R. Geogr. Soc. 1881 March), so ergiebt sich, daß es der „Eira" auf dieser ihrer letzten Fahrt nicht vergönnt gewesen ist, irgend welche namhaften geographischen Entdeckungen zu machen; sie hat sich auf demselben Gebiete bewegt wie vor zwei Jahren und ist auch dort zu Grunde gegangen. Die wissenschaftlichen Ergebnisse sind nach Leigh Smith's eigenen Worten leider gleich Null.

[1]) In 80½ Grad nördl. Br. im Alexandra-Land, der 1880 von Leigh Smith erforschten Westhälfte von Franz-Josef-Land.

Inhalt: Eine Pilgerfahrt nach Nedschd VI. (Mit sechs Abbildungen.) (Schluß.) — Dr. Paul Pogge: Von der Pogge-Wißmann'schen Expedition. — Theodor Kirchhoff: Streifzüge in Süd-Californien IV. (Erste Hälfte.) — Die Anthropologenversammlung in Frankfurt a. M. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion 21. August 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLII. № 12.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Samurzakan und Abchaſien.

(Nach dem Franzöſiſchen der Madame Carla Serena.)

I.

(Sämmtliche Abbildungen, wenn nicht anders bezeichnet, nach Photographien der Madame Carla Serena.)

Madame Carla Serena hat Abchaſien am ſüdweſtlichen Abhange des Kaukaſus zweimal beſucht, zum erſten Male im Jahre 1876 während dreier Monate, dann 1881 auf drei Wochen. Der letztere Beſuch hatte lediglich den Zweck,

Der Jugur.

die zur Illuſtrirung ihrer Reiſebeſchreibung nöthigen Photographien anzufertigen; denn bei den kaukaſiſchen Photographen war nichts dergleichen vorhanden. Ein waghalſiges Unternehmen, beſonders für eine einzelne Frau und

in der herbſtlichen Jahreszeit! Aber es gelang ihr, in der Zeit vom 16. Oktober 1881 bis zum 12. December die Reiſe von Wien nach Tiflis und zurück zu machen und trotz den kurzen Tagen in Abchaſien eine Reihe intereſſanter Bilder aufzunehmen. Die nachfolgende Schilderung der Reiſe bezieht ſich zum größten Theile auf das Jahr 1876.

In Tiflis rieth man ihr auf das Entſchiedenſte von ihrem Vorhaben ab; als ſie aber darauf beſtand, fehlte es ihr nicht an der nöthigen Unterſtützung der Behörden. Ueber Novo-Senaki und Zugdidi (vergl. „Globus“ XLI, S. 1 und 20) erreichte ſie unter ſtrömendem Regen den Ingur, welcher Mingrelien von Samurzakan trennt. Beide Landſchaften waren oft im Kriege mit einander; denn mehr als einmal ſuchten die Herrſcher der einen oder der anderen ihr Gebiet auf Koſten des Nachbars zu erweitern. Samurzakan bildete früher einen Theil von Abchaſien, wo die Familie der Scherwachidze regierte; ein Prinz dieſes Stammes, Murzakan, machte ſich dann in dem von ihm verwalteten und ſpäter nach ihm benannten Lande beim Tode ſeines Vaters unabhängig und hatte ſechs Nachfolger, deren letzter, Manutſchar, 1812 von einem ſeiner Sklaven getödtet wurde. Aus ſeiner Ehe mit einer Tochter Dadian's von Mingrelien hinterließ er zwei Söhne; Dadian aber verſtand es, ſich durch Liſt und Gewalt ſeiner Enkel zu entledigen und die Herrſchaft über Samurzakan unter ruſſiſchem Protektorate an ſich zu reißen. Dagegen erhob ſich Michael Scherwachidze von Abchaſien oder Hamud Bey — die Fürſten aus dieſer Familie führten gleichzeitig einen chriſtlichen und einen mohammedaniſchen Namen —, Rußland miſchte ſich jedoch in dieſen Streit, nahm 1836 den größten Theil von Samurzakan für ſich und ließ Mingrelien nur ſieben Dörfer und Abchaſien den Streifen zwiſchen den Flüſſen Galisga und Ochuri. Bis 1867 behielt Samurzakan ſeinen eigenen Statthalter; dann wurde es mit Abchaſien vereint.

Abchaſien ſteht in adminiſtrativer Hinſicht noch nicht auf gleicher Stufe mit anderen kaukaſiſchen Provinzen, beſitzt noch keinen Gerichtshof und Civilbehörden, ſondern unterſteht der Militärverwaltung. Außerdem iſt der alte Grenzſtreit zwiſchen Samurzakan und Mingrelien noch immer nicht erledigt, ſo daß erſt vor Kurzem noch eine Kommiſſion aus Beamten von Kutais und Abchaſien zur Feſtſtellung der Grenze eingeſetzt wurde. Auch der Ingur ſelbſt trägt mit ſeinem ungeſtümen, oft wechſelndem Laufe dazu bei, die Löſung der Frage zu erſchweren; bald reißt er hier ein Stück Flachlandes fort, bald ſchwemmt er dort etwas an oder bildet Inſeln, deren Zugehörigkeit zu Streitigkeiten Anlaß giebt.

Auf ſeinem ſüdöſtlichen mingreliſchen Ufer liegen die Ruinen der Feſtung Ruchi, ihr gegenüber diejenigen von Otzartze; beide ſcheinen noch jetzt feindliche Blicke zu wechſeln. Großartiger iſt, was die Neuzeit zu friedlicheren Zwecken dort auf beiden Ufern errichtet hat: die rieſigen Pfähle, welche den engliſch-indiſchen Telegraphendraht, der London mit Calcutta verbindet, tragen. Derjenige auf dem ſamurzakaniſchen Ufer, obwohl der kleinere, mißt nicht weniger als 70 Fuß in der Länge; mit äußerſter Sorgfalt ſind beide gegen die Ueberſchwemmungen des unzuverläſſigen Ingur geſchützt. Aus der Ferne geſehen gleichen die beiden mächtigen Pfähle mit ihrem Takelwerk von Drähten den Maſten eines großen Schiffes. Längs der ganzen Linie ſind ſtellenweiſe Wachſtationen errichtet, um zufällige Beſchädigungen auszubeſſern; man zählt deren von Kertſch am Schwarzen Meere bis zur perſiſchen Grenze zwanzig, auf welchen der Dienſt um 7 Uhr Morgens beginnt und um 10 Uhr Abends endet. Die Stationen im Kaukaſus und namentlich an der Küſte des Schwarzen Meeres haben keinen Nachtdienſt, da es bei etwa eintretender Störung der Linie doch unmöglich wäre, in der Dunkelheit auf den faſt unpaſſirbaren Wegen die ſchadhafte Stelle zu erreichen. Die Aufgabe der Beamten beſteht darin, ſtündlich die Bewegungen der Nadel des Galvanoſkops zu beobachten; die Stellung derſelben giebt an, ob die Leitung geſtört iſt und ob eine Zwiſchenſtation den Schaden ausbeſſern muß. Aus dieſen täglichen Beobachtungen wird ein Journal zuſammengeſtellt und monatlich dem Centralbureau in Tiflis eingeſchickt.

Pfoſten des engliſch-indiſchen Telegraphen bei Otzartze.

Die Vegetation um Otzartze iſt, wie überall in dortiger Gegend, üppig; überall ein Teppich wilder Blumen, Obſtbäume, Weinreben, welche ſich bis in die Gipfel hundertjähriger Bäume emporranken, Eichen, Linden, Nuß- und Kaſtanienbäume. Unten rollt, in mehrere Arme getheilt, der reißende Ingur ſeine Wellen dahin, und wenn er bei Hochwaſſer die rieſigen Felsblöcke aus dem Gebirge daher wälzt, ſo tönt das Brauſen ſeiner Fluthen wie ein Seeſturm. Dies Brauſen iſt der Schrecken des Uferbewohners, welcher das Rauſchen ſeines ungeſtümen Nachbars genau kennt und ſich nie über das Herannahen eines Unheils täuſcht. Die Bergwelt, aus welcher der wilde Strom hervorbricht, ſteht zu ihm in voller Harmonie: im Hintergrunde erhebt ſich die von ewigem Schnee bedeckte Kette,

welche Samurzakan und Suanethien im Norden begrenzt, und dieſſeit derſelben liegt der Gebirgsſtock Abſta Saberia (die Weide von Saberia), welche im Sommer dem Vieh reichliches Futter gewährt. Neben dem Fort Otzartze liegt eine ehemalige Stanitze ruſſiſcher Kozaken, ſowie eine von lokalen Milizen gehaltene Poſtſtation, welche für den Bedarf der Regierung Pferde ſtellen muß. Pro Pferd und Werſt erhalten ſie fünf Kopeken und außer der Nahrung monatlich 10 Rubel Sold, dürfen auch allein unter den Kaukaſiern, welche ſtets mit Säbeln, Piſtolen, Revolvern und Kinghals bis zu den Zähnen bewaffnet ſind, eine Flinte tragen. Jede ſolche Station beſteht aus zwei Lehmhütten, die eine für die Milizen, die andere angeblich für die Pferde, welche letzteren in Wahrheit jedoch Tag und Nacht auf den Feldern oder im Walde zubringen. Der Reiſende thut deshalb gut, ſeine Ankunft vorher anzuzeigen, wenn er raſch befördert ſein will. Die meiſten dieſer Milizen gehören dem Adel an, und ſelbſt einheimiſche Prinzen drängen ſich zu dieſem Dienſte, bei welchem es wenig zu thun giebt, und der durch die ſoldatiſche Tracht anlockt. Uebrigens hat dieſe Truppe auch die Straßen zu bewachen, deren Sicherheit in den letzten Jahren ſich ungemein gehoben hat.

In Otzartze wohnt außer acht Milizen auch noch der Beſitzer des „Duchan“ mit ſeiner Familie. Der Duchan iſt gleichzeitig Gaſthaus, Reſtaurant, Weinſchank und Verkaufslokal für Lebensmittel, deren Anblick indeſſen ſchon genügt, jeden Hunger zu vertreiben; ſo ſchmutzig iſt das Innere des Hauſes, in welchem Hunde, Katzen, Hühner, Enten und Schweine in gemüthlicher Eintracht mit den Menſchen ſich herumtrieben. Geht man von Otzartze nordwärts in der Richtung auf den Bezirk und das Dorf Saberia, ſo ändert ſich die Landſchaft ſofort; ſie bleibt flach, aber wird lachender und iſt mehr angebaut, namentlich mit Mais, aus deſſen Mehl die Suppe bereitet wird, welche für Arm und Reich das Hauptgericht bildet. Getreidefelder ſind ſehr viel ſeltener; denn nur bei großen Feſtlichkeiten, wie Hochzeits- oder Leichenſchmäuſen, kommt Brot auf den Tiſch; in Abchaſien aber kommt Getreide überhaupt nicht mehr fort.

Scheunen (Magaſa) in Saberia.

Auch der Anbau von Mais iſt dort erſt in letzter Zeit allgemeiner geworden; früher bauten ihn nur die großen Herren, an welche ſich die Aermeren wenden mußten, wenn ſie einen Gaſt zu bewirthen hatten. Dafür verzehrte man um ſo mehr Fleiſch und Wein.

Das Dorf Saberia, neben welchem die Trümmer einer alten Befeſtigung liegen, bietet einen überaus freundlichen Anblick. Bei ihrer erſten Reiſe hatte Madame Serena ſich dort nur wenige Stunden aufgehalten; 1881 verweilte ſie länger. Gaſtfreundſchaft gewährte ihr beidemal der angeſehenſte Mann, der Fürſt Surab Tchkotwa; er führte ſie durch ſeine weit ausgedehnten Maisfelder und zeigte ihr ſeine „Magaſa“, worin die Ernte aufbewahrt wird. Dieſe Scheunen ruhen auf Pfählen, um ihren Inhalt vor Feuchtigkeit zu bewahren; man bedarf einer Leiter, um zu denſelben zu gelangen, und alltäglich entnimmt dort der Koch die für die Suppe nöthige Menge.

Jenſeit Saberia beginnen Waldberge, welche ſtellenweiſe an die Umgebung von Maria-Zell in Steiermark erinnern. Eichen, Linden, Platanen und Nußbäume bilden dort einen prächtigen hochſtämmigen Wald, in welchem ohne Unterlaß der Geſang der Nachtigallen und Grasmücken ertönt, die kein Flintengeknalle in ihrer Ruhe ſtört. Den Vögeln ſowohl als auch dem übrigen zahlreich vorhandenen Wilde ſtellt der Menſch hier nicht nach; denn außer den Milizen darf ja Niemand eine Flinte führen, und die Falkenjagd kommt auch mehr und mehr ab. Zudem trägt der Eingeborene, der ſich an ſeinem Mais genügen läßt, kein Verlangen nach Wildpret.

Die Dörfer in Samurzakan ſind nicht zuſammengebaut, ſondern liegen wie in Mingrelien, Imerethien und Gurien zerſtreut und die einzelnen Häuſer ſind von Maisfeldern umgeben. Doch beſtehen ſie nicht aus Holz, wie in jenen Landſchaften, ſondern meiſt aus Flechtwerk. Erſt der letzte Herrſcher des Landes ließ ein Dorf, Akwoski, aus Holz errichten, und ſeitdem führt jedes derartige Haus dieſen Namen. Ein ſolches beſteht aus vier im Viereck ausgeführten Wänden und trägt ein ſchräges Dach aus Brettern und an der Sonne getrockneten Blättern; Fenſter beſitzt es nicht, nur eine niedrige Thür läßt das Licht eindringen. Ein Loch im Dache dient zur Lüftung und als Rauchfang. Die Stelle des Herdes vertritt ein Stein, über welchem an

Eine Hütung in Cannstatt. (Nach einer Photographie von Brandseph.)

image
not
available

dings eine Straße, aber nach ſeiner Villa bei Suchum-kale. Doch ſteht dem Lande eine beſſere Zukunft bevor; 1876 ging man an die Vertheilung des Grundes und Bodens, welcher ſeit der Mitte des 15. Jahrhunderts, als die per-

Die Schule in Okum.

Der Bazar in Okum.

ſiſche Familie des Scherwachidze zur Herrſchaft gelangte, ausſchließlich Eigenthum derſelben geweſen war; alle anderen hatten kein Recht auf das Land, welches ſie im Schweiße ihres Angeſichtes beackerten. Als die Ruſſen 1864 Abcha-

image
not
available

Unmöglichkeit machen. Nur einem Manne, dem Franziskaner-Mönch Pater Joaquin Remedi, der gegenwärtig im Städtchen Cafayate in der argentiniſchen Provinz Salta als Pfarrer lebt, iſt es gelungen, während eines Zeitraumes von vierzehn Jahren, und zwar von 1859 bis 1873, als Miſſionär unter dieſen Wilden zu leben, während dieſer Zeit einen großen Theil des Gran Chaco mit ihnen zu durchſtreifen und intereſſante Studien, Beobachtungen und Aufzeichnungen über ihre Lebensweiſe und Sprache zu machen. Bald nach ſeiner Rückkehr wurde der Pater in eine der am Rio Bermejo errichteten Miſſionsſtationen verſetzt, die durch die große Ueberſchwemmung dieſes Fluſſes im Jahre 1875 ſämmtlich zerſtört wurden, wobei leider auch die ſo werthvollen Manuſkripte des Miſſionärs, welche die Reſultate vierzehnjähriger Studien und Beobachtungen enthielten, verloren gingen. Ein für die Wiſſenſchaft kaum zu erſetzender Verluſt!

Nachſtehende Angaben ſind nun nach den Mittheilungen des Pater Remedi aufgezeichnet, der noch immer zaudert, ſeine Erfahrungen zu veröffentlichen, da eine Ordensregel jedem Franziskaner verbietet, irgend etwas zu publiciren, was nicht vorher der Cenſur ſeiner Oberen unterworfen wurde.

Remedi ſchätzt die Geſammtzahl der im Gran Chaco lebenden Indianer auf 100 000 in viele Stämme getheilte Seelen, von denen faſt jeder Stamm ſeine eigene Sprache hat. Nur die Chiriguanos ſprechen, wenn auch vielfach korrumpirt, das in der Republik Paraguay und in der argentiniſchen Provinz Corrientes gebräuchliche Guarani. Die bedeutendſten der die theilweiſe bewaldeten, größtentheils waſſerreichen Ebenen des Gran Chaco durchziehenden Tribus ſind: Chiriguanos, Matacos, Tobas, Guaycurús, Chunupis, Abipones, Mocovis und Betelos. Außer dieſen wohnen noch im Nord-Nord-Oſten des weiten Landes Stämme, die Remedi weder kennen lernte noch deren Namen er erfahren konnte.

Würde man zwiſchen den wilden Bewohnern des Gran Chaco und den die weiten baumloſen Ebenen im Süden der Provinzen Buenos-Aires, Santa-Fé, Córdoba, San-Luis und Mendoza unſicher machenden Pampas-Indianern einen Vergleich anſtellen, ſo würde dieſer zum großen Nachtheil der erſteren ausfallen. Die Chaco-Indianer beſitzen weder die Körperkraft noch den ungebändigten Sinn, gepaart mit dem überſchäumenden Muth der Indianer des Südens. Während der kräftige, ſchlanke Pampas-Indianer auf ſeinem caballo de tiro (Renner) mit der Lanze in der Fauſt über die grasbewachſene, ſonſt aber kahle Ebene dahinjagt, ſein Adlerblick den von allen Terrainhinderniſſen freien Horizont im Moment überſchaut, indeß er vor Begierde brennt, ſich mit einem ihm begegnenden Feinde, Mann an Mann, zu meſſen, ſchleicht die bedeutend kleinere, feigere Rothhaut des Gran Chaco mit Pfeil und Bogen in den ſumpfigen Wäldern, die jeden Umblick verhindern, überall ſorgſam Deckung nehmend, umher, um irgend einen Schlupfwinkel zu erſpähen, von wo aus ſie, gefahrlos für das eigene Leben, dem erſpähten ahnungsloſen Opfer den tödtlichen Pfeil in den Körper ſchnellen kann. Mit einem Wort: der rothe ungezügelte Sohn der Pampas iſt bis zur Raſerei tapfer, tollkühn und verwegen, dabei blutgierig, räuberiſch und verlogen. Der Indianer des Gran Chaco beſitzt die letzteren ſchlechten Eigenſchaften in noch ausgeprägterem Maße, ohne die erſtgenannten beſſeren ſein eigen zu nennen, an deren Stelle bei ihm Feigheit, Verrath, oder in gegebenen Fällen auch winſelnde Demuth, deren ſich ein Pampas-Indianer nie ſchuldig machen wird, treten.

Doch genug von den ſeeliſchen Eigenſchaften des Chaco-Indianers; beobachten wir ihn jetzt bei ſeinem Thun und Treiben, in ſeinen Sitten und Gewohnheiten. Die Beſchäftigung dieſer Rothhaut beſchränkt ſich außer dem Kriege, der permanent zwiſchen den verſchiedenen Stämmen herrſcht, auf Jagd, Fiſchfang und Anfertigung der hierzu nöthigen Waffen und Geräthſchaften, die aus Bogen, Pfeilen, Lanze, Harpune, Meſſer und Netzen beſtehen. Die geſammte übrige Arbeit hat das Weib zu verrichten. Außer der Wartung der Kinder hat das arme geplagte Geſchöpf die Hütte herzuſtellen, Holz und Waſſer zu holen, die Mahlzeit zu bereiten, Wolle und Baumwolle zu ſpinnen und zu färben, wozu es die Farbſtoffe im Walde ſuchen muß; ferner hat die Frau Decken zu weben, Zwirn aus den getrockneten Eingeweiden erlegter Thiere mittels Kauen im Munde herzuſtellen, Faſern von dem „chaguar“ zu ſuchen und ſo zu präpariren, daß ihr Tyrann dieſelben zu Netzen verarbeiten kann; ferner hat ſie patacas (Mantelſäcke) anzufertigen, irdene Töpfe aus Thon zu formen und zu brennen, die Früchte der Algarroba zu ſuchen, um aus ihnen das bierähnliche, berauſchende Getränk, Aloja genannt, zu bereiten, von dem der Ehemann ſo lange trinkt, bis er beſinnungslos am Boden liegt; — kurz, die Frau iſt die Sklavin ihres dabei eiferſüchtigen Gatten, der ihr nie erlaubt, ſich ohne Aufſicht, und ſei es auch nur die eines fremden Kindes, vom Lagerplatze zu entfernen.

Was die Hütte (choza) betrifft, welche das Weib jedes Indianers dieſer nomadiſirenden Stämme herzuſtellen hat, ſo iſt dieſelbe im höchſten Grade primitiv. Sie iſt eigentlich nur eine Art Laube, die in wenigen Stunden fix und fertig errichtet iſt. Neben einem dicht belaubten Strauch werden Baumzweige derartig in den Erdboden geſtoßen, daß das Ganze einen Kreis bildet, worauf die Spitzen der Zweige mittels eines Hautſtreifens zu einem Büſchel derartig zuſammengebunden werden, daß das Ganze wie eine rieſige Käſeglocke ausſieht und die Hütte oder, richtiger geſagt, die Laube iſt fertig. Der Boden derſelben wird mit Gras und Schilf bedeckt, wie auch der untere Theil der kreisrunden Wand damit ausſtaffirt wird. Der ſo hergeſtellte Pavillon ſteht nun dem Herrn und Gemahl zur Verfügung.

Bei Männern und Weibern beſteht die einzige Kleidung aus einer um die Hüften geſchlagenen und dort mit einem ledernen Strick zuſammengehaltenen Decke, welche nicht ganz bis zu den Knien reicht, während der Oberkörper entblößt getragen wird. Die Kinder beiderlei Geſchlechts gehen bis zur Zeit der Reife völlig nackt. Die Weiber ſchneiden ſich das Haupthaar mit einem Meſſer ab, während die Männer es über der Stirn und zu beiden Seiten der Schläfe niemals kürzen.

Die Chiriguanos, welche ſich vor allen übrigen Tribus durch die ſolidere Bauart ihrer Hütten vortheilhaft auszeichnen, durchbohren die Unterlippe, in welcher ſie die „tembeta“, einen aus Muſchel oder Knochen roh gearbeiteten Knopf, tragen, während die Tobas die Läppchen beider Ohren durchlöchern und in die ſo entſtandene Oeffnung ein cylinderförmiges, einen Centimeter im Durchſchnitt haltendes Hölzchen ſtecken. Während die Männer der Tobas nur bei feierlichen Gelegenheiten das Geſicht mit Farbe beſchmieren, tätowiren die Weiber dieſes Stammes ihren ganzen Körper auf unvertilgbare Weiſe mit den wunderbarſten Arabesken. Dieſer Gebrauch herrſcht auch bei den meiſten übrigen Stämmen. Im Ganzen ſind alle dieſe Wilden ungemein abgehärtet und trotzen den wildeſten Wettern mit Leichtigkeit. Des Nachts ſchlafen ſie in freier Luft ohne jede Unterlage auf dem harten Erdboden und nur bei großer Kälte, oder heftigem Gewitterregen ſuchen ſie das Innere ihrer chozas auf.

Wie alle Indianer, ſind auch ſie dem Genuß ſtarken Tabaks und ſpirituöſer Getränke leidenſchaftlich ergeben, und kennen kein größeres Vergnügen, als ſich bis zur Beſinnungsloſigkeit zu berauſchen. Im Uebrigen ſind ſie genügſam. Haben ſie für den Augenblick zu eſſen, ſo ſind ſie zufrieden. Stets nur denken ſie an den heutigen Tag, aber nie an den kommenden.

Die ſchwachen und wenigen Barthaare, womit die Natur die Männer bedacht hat, rupfen dieſe ſich mit ihren Fingernägeln aus und tragen Wange, Kinn und Lippen kahl.

Von beſonderen Eigenthümlichkeiten darf wohl die bei ihnen herrſchende Sitte erwähnt werden, daß die verheiratheten Perſonen kein Schaffleiſch eſſen, weil ſie des feſten Glaubens ſind, daß die zu erwartenden Kinder dann ſtumpfnaſig geboren werden. Trotzdem die Vielweiberei geſtattet iſt, wird hiervon doch nur in ſehr beſchränktem Maße Gebrauch gemacht, indem der größte Theil der Männer nur eine Frau, der übrige Theil aber, mit Ausnahme der Kaziken und Capitanejos, die deren mehrere haben, nie mehr wie zwei Frauen beſitzt.

Sind dieſe Indianer auf der Reiſe, oder legen ſie, wie ein Theil der Matacos, einen Weg von achtzig bis hundert Leguas zurück, um zur Zeit der Zuckerrohrernte auf den Feldern der Zuckereteblissements der Provinz Salta in Arbeit zu treten, ſo trägt der Mann, der häufig ſogar beritten iſt, nur Lanze, Harpune, Bogen, Pfeile und Netze; während das arme Weib die ganze Bagage, beſtehend aus Töpfen, Decken, Fellen und Proviant, ſchleppend, dabei noch ein Kind auf der Schulter und ein anderes auf dem Arme tragend, demüthig hinter ihrem Herrn und Gebieter herkeucht.

Ihre Kinder lieben die Chaco-Indianer ungemein; ſie laſſen ſie in voller Freiheit und Ungebundenheit aufwachſen, ohne ſie jemals zu beſtrafen. Im Allgemeinen beſitzen die Kinder ein gutes Gedächtniß und Faſſungsvermögen, ſo daß ſie mit Leichtigkeit das lernen, was man ihnen lehrt.

Wird ein Knabe mannbar, ſo veranſtalten die Eltern deſſelben ein Feſt, das acht Tage und länger währt, wobei der „pimpin“ (eine Art Tambourin) geſchlagen und alle Gäſte in einem permanenten Zuſtand vollkommenſter Trunkenheit, mittels Aloja, erhalten werden. Während dieſer ganzen Zeit ſitzen die elf bis dreizehn Jahre alten Mädchen (mit elf Jahren werden dieſe hier ſchon heirathsfähig) mit Decken und Fellen verhüllt in den verſchiedenen chozas des Tribus, ohne ſich hervorwagen zu dürfen. Es geſchieht dies, um den zum Jüngling herangewachſenen Knaben auf die Hütten, in denen ſich heirathsfähige Mädchen befinden, aufmerkſam zu machen, da ein ſtrenges Geſetz befiehlt, daß jeder mannbar gewordene Knabe ſich ſofort zu verheirathen habe. Anfänglich mag ein ſolches Geſetz ſonderbar erſcheinen, aber man wird zugeben müſſen, daß es wohl geeignet iſt, den Stamm vor gewiſſen verheerenden anſteckenden Krankheiten, die häufig genug den Untergang anderer wilder Völker zur Folge haben, zu bewahren. Die Heirath findet ohne jede Ceremonie ſtatt. Der Jüngling verlangt von den Eltern des Mädchens dieſe zur Frau. Stimmen jene zu, was faſt ſtets der Fall, da ſonſt Todfeindſchaft entſtehen würde, ſo iſt die Ehe geſchloſſen, und die junge Frau begiebt ſich ſofort mit ihrem Gemahl zu deſſen choza, um dort unverzüglich für ihren Gebieter zu arbeiten. Eheſcheidungen finden, ſobald keine Kinder vorhanden ſind, häufig unter ihnen ſtatt; d. h. der Mann verſtößt einfach ſein Weib und nimmt ein anderes. Iſt jedoch das erſte Kind geboren, ſo gehören die Eheſcheidungen zu den Ausnahmen.

Bei leichteren Krankheiten kurirt jeder Indianer auf eigene Fauſt; für ſchwere Krankheiten ſind Aerzte von Profeſſion, die zugleich Zauberer ſind, vorhanden. Die Kuren, welche dieſe anwenden, ſind jedoch ſo extravaganter Natur, daß ſie ſchwerlich die Approbation eines deutſchen Medicinalrathes erhalten dürften. Aeußere Verletzungen, Wunden, Eiterbeulen und dergleichen heilen dieſe Jünger des Aeskulap dadurch, daß ſie aus den Fingern ihrer beiden Hände eine Röhre bilden, durch welche ſie den Athem, unter ſchaurigem Gebrumm, eine halbe Stunde lang auf die Wunde blaſen, worauf der Patient, in Decken gewickelt, einer Schwitzkur unterworfen wird. Innere Krankheiten, wie Fieber, Lungen-, Unterleibsentzündung u. a. m., werden auf dieſelbe Weiſe, nur mit dem Unterſchiede behandelt, daß das Anblaſen, Anhauchen, Brummen und Grunzen länger dauert und lebhafter betrieben wird. Nach Beendigung dieſer Procedur zieht der Zauberer dem Kranken eine Raupe, eine Spinne, einen Dorn, einen Holzſplitter und dergleichen mehr aus dem leidenden Körpertheil, zeigt dieſe Gegenſtände den Umſtehenden und ſpricht mit feierlicher Stimme: „Mit Recht leidet der Arme! Seht, alle dieſe vom böſen Geiſt ihm in den Körper geſteckten Dinge waren es, welche ihm die Stiche und Schmerzen verurſachten!“ Die Kinder der Wildniß zweifeln keinen Augenblick an der Wahrheit dieſer Rede, da unter ihnen felſenfeſter Glaube an Spiritismus und Geheimmittel herrſcht. Wird der Kranke nicht beſſer, ſo hat er noch mehr ſolche Sachen im Körper, weshalb dieſe ebenfalls unter erneuten verdoppelten Beſchwörungen und Anſtrengungen entfernt werden müſſen. Stirbt trotzdem der Patient, ſo fehlt es dem Zauberer nicht an Ausreden, deren hauptſächlichſte iſt, daß man ihn nicht frühzeitig genug gerufen habe.

Bei chroniſchen Krankheiten, ſpeciell bei der Schwindſucht, iſt der Leidende von einem Feinde behext, den der Zauberer namhaft macht, und welcher, im Fall der Kranke ſtirbt, von den Anverwandten und Freunden deſſelben getödtet wird.

Treten peſtartige Krankheiten, z. B. die Pocken, die ungeheure Verheerungen unter den Indianern anrichten, bei einem der Stämme auf, ſo ruft der Oberzauberer durch die ſchrillen Töne einer Knochenpfeife alle Aerzte zuſammen und führt ſie nach einem freien Felde, wo er ſie in Linie aufſtellt. Alle befinden ſich im höchſten Putz; die Geſichter roth oder ſchwarz beſchmiert, Federn auf dem Haupt und in den Händen hohle, mit Steinen und Muſcheln halb angefüllte Kalabaſſen haltend. Der Oberzauberer, welcher auf dem rechten Flügel ſteht, hat einen Stock und eine Büchſe, angefüllt mit Rindenpulver vom Cebil, in der Hand; er fährt fort ſeiner Knochenpfeife die gellendſten Töne zu entlocken, wobei er unverwandt in die Luft blickt, während die übrigen Zauberer dumpfe Beſchwörungen murmeln. Endlich ſagt jener in einer Art Verzückung: er ſehe wie die Peſt in der Luft langſam davonziehe, worauf er, unter allgemeinem Schweigen, mit ſeinem gen Himmel gerichteten Stock allerlei kabbaliſtiſche Zeichen und Figuren beſchreibt, eine Priſe pulveriſirter Cebilrinde in die Naſe ſtopft, einige Minuten nachdenkt und dann erklärt, die Peſt wäre jetzt von dem Stamme gewichen und habe ihren Weg zu den Chriſten oder irgend einem feindlichen Stamme, den er nennt, hin eingeſchlagen. Hiermit iſt die feierliche Handlung beendet. Weichen die Pocken trotzdem nicht von dem Stamm, ſo entflieht dieſer, unter Zurücklaſſung der Kranken, in die dichteſten Wälder, wobei die Nachzügler mit Baumzweigen die Spuren am Boden hinter ſich verwiſchen, damit die Peſt den Weg verliere und dem Stamm nicht folgen könne.

Mit Ausnahme der Chiriguanos, welche ihre Todten

in große irdene Gefäße setzen und dann in den bei Lebzeiten zuletzt von ihnen bewohnten Hütten beerdigen, bringen die übrigen Horden die Leichen der Verstorbenen zu irgend einer sumpfigen Stelle im Walde, wo sie dieselben mit Laub, Zweigen und Erde bedecken und daneben ein irdenes Gefäß mit Wasser stellen. Die nächsten Verwandten trauern nun so lange, bis alles Wasser in diesem Gefäß verdunstet ist, was in der Regel nach vier bis fünf Wochen geschehen ist. Die Trauer besteht darin, daß täglich bei Sonnenaufgang ein einstündiges Klagegeheul erhoben wird und während der Trauerzeit keine Fische gegessen werden dürfen. Die Wittwe des Verstorbenen ist zu einer mehrmonatlichen Trauer verpflichtet, während welcher Zeit sie stets das Gesicht mit einem Stück Zeug verhüllt halten muß.

Streifzüge in Süd-Californien.

Von **Theodor Kirchhoff.**

IV.

(Zweite Hälfte.)

Ein Besuch in San Diego.

Die gegenwärtig etwa 3000 Einwohner zählende Stadt San Diego — gewöhnlich „Stadt der glänzenden Zukunft" (City of magnificent prospects) genannt —, deren Gründung als Hafenplatz eigentlich erst vom Jahre 1867 datirt, besitzt außer ihrem vorzüglichen Hafen und der Aussicht, der westliche Endpunkt von einer oder zwei südlichen Ueberlandbahnen zu werden, noch einen großen natürlichen Vorzug, welchen kein neidischer Rivale, kein noch so wetterwendisches Geschick ihr zu rauben vermag. Es ist dies das wunderschöne Klima, welches in keiner Stadt auf dem weiten nordamerikanischen Kontinente das ganze Jahr hindurch so vorzüglich als hier ist.

Wenn während der letzten anderthalb Decennien ein Fremder in diese fast am Ende des Unionsgebiets liegende Stadt (sie liegt nur 15 engl. Meilen von der mexikanischen Grenze entfernt) verschlagen wurde, so drehte sich seine Unterhaltung mit den biederen San Diegoern nächst der unvermeidlichen Erörterung über die glänzende Zukunft ihrer Stadt sicherlich tagaus tagein um drei Themata: den Hafen, die Eisenbahn und das Klima. Beim Frühstück redete man über den Hafen, beim Lunch über die Eisenbahn, beim Diner über das Klima. Am nächsten Morgen begann die Unterhaltung dann wieder mit dem unübertrefflichen Klima, beim Lunch kam der Hafen an die Reihe und beim Diner die Eisenbahn und so fort in der Reihenfolge. Ich erwähne den dritten Kardinalpunkt, das Klima, schon jetzt, weil ohne dasselbe, so gut wie ohne den Hafen und die Eisenbahn, San Diego nicht das wäre, was es ist.

Das Klima trägt augenscheinlich die Schuld daran, den Charakter der Bewohner von San Diego so prägnant ausgebildet zu haben. Keine andere Stadt der Welt könnte 15 Jahre lang bloß von getäuschten Hoffnungen leben, wenn nicht wie hier ein stets blauer Himmel auf sie herabschiene und eine wonnig milde und doch erfrischende Seeluft ewig über dieselbe hinsäuselte und alles Arg aus dem Herzen ihrer Bewohner verscheuchte. Man braucht nur einen Spaziergang durch die geräumigen Straßen dieser Zukunftsmetropole zu machen, und man wird über die Gemüthlichkeit ihrer Bürger erstaunen. In jeder andern Stadt Amerikas würden die Einwohner bei der Aussicht, daß die Tauben bereits gebraten sind, die ihnen nächstdem in den Mund fliegen sollen, aus Rand und Band gerathen. Hier nimmt man die Sache von der sich verwirklichenden glänzenden Zukunft als selbstverständlich mit großer Gemüthsruhe entgegen, und Niemand echauffirt sich als die Landspekulanten, welche den Fremden Grundstücke und „corner lots" (Eckbauplätze) zu verkaufen trachten. Daß es in San Diego mehr Landspekulanten als thätige Geschäftsleute und mehr Advokaten als Doktoren der Medizin giebt, hat dem Ruf dieser Stadt bis jetzt noch nicht geschadet; wenn die Vermehrung jener Menschenspecies aber einen so steigen Fortgang als bisher nimmt, so möchte die alte Gemüthlichkeit doch bald ein Ende nehmen!

Die Bevölkerung von San Diego ist eine recht gemischte, und namentlich das spanisch-mexikanische Volkselement ist unter derselben ziemlich stark vertreten. Die Gestalten der unverfälschten „Greaser" beleben die Hafenstraßen, und die Wirthschaft in den dort liegenden zahlreichen Kneipen ist für eine amerikanische Stadt recht ausländisch zu nennen. Mandolinengeklimper schallt zu jeder Zeit aus den Trinkstuben hervor, schwarzbraune Señoritas lungern auf dem Trottoir und stolze Mexikaner ergehen sich in süßem Nichtsthun und freuen sich über das Geschrei der kleinen grünen Papageien, welche auf den Querbalken unter der Veranda auf und ab spazieren. Diese Bevölkerung, ebenso wie die Chinesen, welche hier wie überall an der pacifischen Küste das Waschmonopol haben, wird San Diego nicht groß machen; um dies einzusehen, dazu braucht man nicht ein Prophet zu sein! Im feinern Stadttheile dagegen tritt das amerikanische Element in seine Rechte. In der Hauptgeschäftsstraße, der fünften Straße, befinden sich manche ansehnliche Bauten, große Waarenlager sind in den „Stores" zum Verkauf ausgestellt und es zeigt sich dort ein ganz respektabler Verkehr. In den eleganten Räumen des „Horton House" sieht man außer zahlreichen Fremden viele Offiziere von dem hier garnisonirenden Grenzposten der Vereinigten-Staaten-Armee. Es herrscht dort ein so kavaliermäßiger Gesellschaftston, als befände man sich in einer größern Stadt Amerikas.

Wir wollen jetzt die Stadt und ihre Umgebung etwas genauer betrachten. Bei einem Spaziergange durch dieselbe wird jedem Fremden sofort der Mangel von Bäumen auffallen, zumal die Sterilität der umliegenden Gegend, welche nirgends durch kompakte Bauten vor dem Auge verdeckt wird, überall offen zu Tage tritt. Die Gebäude stehen, mit alleiniger Ausnahme an der fünften Straße, sehr zerstreut, gleichsam dorfähnlich da, und zwischen ihnen drängt sich aller Orten der dürre, vergilbte Boden hervor, was ein sehr unerquickliches Bild giebt. In einer Stadt, die an der Grenze der Tropen liegt, erwartet man Palmen oder ähn-

liche Gewächse zu sehen. Außer zwei durchaus nicht schönen Bäumen dieser Species, die ich in der Altstadt gewahrte, muß ich leider die gänzliche Abwesenheit jener herrlichen Tropengewächse in San Diego bezeugen, dieselben müßten sich denn irgendwo versteckt halten, wo ein Fremder sie nicht leicht finden kann. Der geringe Baumwuchs beschränkt sich auf einige sogenannte „pepper trees“ (Schinus Molle, ursprünglich in Chili einheimisch), die man aber überall in Californien antrifft. Die Plaza vor meinem Quartier, dem Horton House, war so kahl wie eine Tenne. Bei einer Stadt von 100 000 und mehr Einwohnern würde dies weniger auffällig sein, da der Verkehr von Menschen und Fuhrwerken die Einförmigkeit aufhöbe. Aber ein Landstädtchen, was San Diego doch bis jetzt nur gewesen ist, mit einer fast stets menschenleeren großen Plaza, ohne einen Halm oder Strauch und Baum darauf, war mir noch nicht vorgekommen. Das blaue Gewässer der Bai inmitten der sie ringsum einschließenden fast vegetationslosen Ufergelände sieht so aus, als ob die Natur es beim Erschaffen des schönen Wasserspiegels hätte bewenden lassen wollen und den Menschen die Ausschmückung des Rahmens dazu überließe, ein Amt, welches von diesen bis jetzt leider nur kümmerlich verwaltet worden ist.

Dieser Mangel an Vegetation hat seine Ursache in der Abwesenheit von fließendem Wasser. Wo der Boden hinreichend bewässert werden kann, springt auch hier wie fast überall in Südcalifornien sofort eine üppige Vegetation hervor. Ein Beispiel davon sind die östlich von National City liegenden kleinen Thäler La Nacion, Otay, Chollas, Sweetwater und Paradise mit ihren blühenden Orangen- und Citronenhainen. Möglicherweise wird man durch die Anlage von artesischen Brunnen mit der Zeit einen genügenden Wasservorrath herbeischaffen können, um auch der Stadt San Diego und ihrer Umgebung ihr steriles Aeußere zu nehmen; bis jetzt haben die Versuche damit aber noch kein besonders günstiges Resultat gehabt, denn der einzige etwa 300 Fuß tiefe artesische Brunnen liefert nur ein geringes Wasserquantum.

Die Anlage der Stadt an einer sich sanft gegen den Hafen abdachenden Höhe ist sonst, namentlich in Betreff einer vollkommenen Drainirung, eine recht glückliche zu nennen. Man kann auch die Vorsicht der jetzigen Stadtväter nur loben, welche bei Zeiten für den nöthigen Raum zu einer Metropole sorgten. San Francisco, welches bei seiner Anlage auf höchstens 30 000 Einwohner berechnet war, und wo man später, als sich die Stadt mit Riesenschritten vergrößerte, ganze Straßen erweitern und umbauen mußte, scheint den San Diegoern in dieser Beziehung als ein warnendes Beispiel vorgeschwebt zu haben. Sie nahmen sich vor, ihrer Stadt, ehe dieselbe durch Häuser eingeengt würde, den nöthigen „Ellenbogenraum“ zu sichern und die Lage der Hauptboulevards von vornherein zu präcisiren. In Folge dessen ist San Diego, welches aus Alt-, Mittel- und Neu-San-Diego und einem halben Dutzend sogenannter „Additions“ besteht, auf einem Raum von zehn englischen Quadratmeilen „ausgelegt“ worden. Daß dabei ein Park von etwa 1½ Quadratmeilen Flächenraum innerhalb der Stadtgrenzen reservirt wurde, zeugt von einer anerkennenswerthen Rücksicht auf die Gesundheit der Einwohnerschaft dieser zukünftigen Großstadt.

Der Leser möge nicht glauben, daß ich mir mit diesen Bemerkungen einen schlechten Scherz auf die San Diegoer erlaubt habe. Im Gegentheil, ich glaube kaum, daß ein Bewohner dieser Zukunftsmetropole, dem diese Zeilen vielleicht zu Gesicht kommen möchten, meine Worte so auslegen wird. Leider hat aber San Diego bereits einen Rivalen in der Nähe, der seinen Großstadtgelüsten möglicherweise einen argen Strich durch die Rechnung machen könnte; es ist dies die von der Atchison-, Topeka- und Santafé-Eisenbahngesellschaft nur vier Miles von San Diego am obern Ende der Bai gegründete nagelneue Stadt National City, wo die genannte Gesellschaft auf ihrem eigenen Grund und Boden bereits ansehnliche Maschinenwerkstätten und Hafenanlagen errichten läßt. National City ist der Dorn im Fleisch von San Diego. Da die Atchison-Gesellschaft bei National City, dem von ihr bestimmten Terminus, einen großen Landkomplex besitzt, so ist sie im Stande — was den Raum anbetrifft —, ihre Stadt in noch größeren Dimensionen als San Diego „auszulegen“. Der für Bahnhofsbauten, Weichen, Hafenanlagen ꝛc. bestimmte Flächenraum ist größer, als ihn irgend eine Eisenbahn in Amerika besitzt; und sollte National City dementsprechend aufgebaut werden, so würde San Diego in Vergleich zu demselben bald die Rolle einer Vorstadt einnehmen müssen. An Platz fehlt es jedenfalls nicht für eine oder zwei Riesenstädte an der San-Diego-Bai, vor denen sich San Francisco verkriechen müßte!

Was sind nun die Gründe, auf welche sich die Großstadtgelüste von San Diego basiren? — Zunächst ist es der Hafen, der allerdings vortrefflich ist, obgleich er sowohl der Bai von San Francisco als dem Puget Sund bedeutend nachsteht. Die Länge der Bai von San Diego beträgt etwa 14 englische Meilen, mit einer abwechselnden Breite von circa einer Meile vor Neu-San-Diego und 2½ Miles vor National City und unterhalb San Diego. Die Bai ist den größten Seeschiffen zugänglich und bildet einen sichern Ankergrund. Vor Stürmen ist sie so vollständig geschützt, daß ein kleines Boot selbst beim heftigsten Winde ungefährdet von Ufer zu Ufer fahren kann. Dagegen verflacht sie sich so allmälig, daß z. B. der vor San Diego liegende Pfeilerquai 2260 Fuß lang ist, um an seinem Ende einen Ankergrund von 22 Fuß Tiefe zu erreichen. Da das Wasser sich zur Zeit der Ebbe ziemlich weit zurückzieht und das Ufer bloßlegt, so wäre eine ganze Reihe solcher Hafenbauten für einen größern Schifffahrtsverkehr unumgänglich nothwendig. Bei National City ist das Fahrwasser allerdings geräumiger, aber gewaltige Quais müßten auch hier erbaut werden, um der Schifffahrt einer großen Handelsstadt genügenden Platz zum Anlanden zu verschaffen. Die Bai von San Diego wird durch eine schmale niedrige Landzunge gebildet, welche dieselbe vom Meere trennt. Ich möchte diese Bai mit einer der Lagunen vergleichen, wie sie sich an der atlantischen Küste der Südstaaten und am Mexikanischen Golf vorfinden.

Die für den Welthandel so vorzügliche Lage der Bai von San Diego wird von Enthusiasten folgendermaßen bezeichnet: — „Sie liegt Mexico, Centralamerika und der Westküste von Südamerika 500 Miles näher als die Bai von San Francisco; Australien, Neu-Seeland und die Südseeinseln sind ihr 300 engl. Meilen, China und Japan 100 Meilen näher, als die Entfernung von San Francisco dorthin beträgt. Die Distanz von San Diego nach Newyork und den atlantischen Häfen der Union ist 500 engl. Meilen kürzer, als von San Francisco dorthin, und die Eisenbahnlinien, welche, von San Diego ausgehend, den nordamerikanischen Kontinent überspannen werden, sind in Folge des günstigern Terrains und klimatischer Verhältnisse weit leichter und weniger kostspielig zu befahren, als die Central und Union Pacific mit ihren Schneedächern und schwierigen Gebirgspässen: — ergo wird und muß San Diego den ostasiatischen, australischen und südamerikanischen Handel dem Emporkömmling San Francisco naturgemäß wieder entreißen. Daß die über viele Millio-

nen gebietende Atchison-, Topeka- und Santafé-Eisenbahngesellschaft sofort nach der Vollendung ihrer Linie Dampferverbindungen mit Ostasien und Australien von San Diego aus herstellen wird, versteht sich von selbst."

Zugegeben nun, daß der Hafen von San Diego allen Anforderungen entspricht und eine südliche Transkontinentalbahn binnen Jahresfrist dort ihren westlichen Endpunkt haben wird, so sind doch noch andere Faktoren nothwendig, um San Diego zu einer großen Handelsstadt zu machen; und da fallen folgende Naturfehler, die San Diegos Aussichten arg beeinflussen müssen, in erster Linie dem unparteiischen Beschauer ins Auge.

San Diego besitzt vor Allem kein Hinterland, das einer höhern Kultur nutzbar gemacht werden könnte. Einige unbedeutende, des Anbaues fähige Thäler abgerechnet, muß das gegen hundert Miles entfernte County von San Bernardino als das nächste Kulturgebiet angesehen werden, welches San Diego tributpflichtig sein wird. Die Bahnlinie östlich von San Bernardino bis nach Neu-Mexico auf der Linie der Atlantic und Pacific läuft, mit Ausnahme der Gegend bei Prescott im nördlichen Arizona, durch eine Wüstenei. Ob sich dort reiche Minendistrikte, wie im südlichen Arizona, entwickeln werden, kann nur die Zukunft lehren. Jenes Territorium ist allerdings in raschem Aufschwung begriffen; aber San Diego kann nie dessen Handel allein kontrolliren, der sich bereits zwischen Chicago und San Francisco theilt. Die Strecke nach Fort Yuma auf der Linie der Texas- und Pacific-Eisenbahn ist ebenfalls eine traurige Wüste. Der Regenfall ist in allen jenen Gebieten durchaus ungenügend, um Cerealien zur Reife zu bringen, und eine künstliche Bewässerung ist nur an wenigen bevorzugten Stellen möglich.

Dagegen kann San Diego darauf rechnen, der natürliche Absatzmarkt von etwa der Hälfte des produktenreichen Countys von Los Angeles zu werden. Allerdings erwartet jene Zukunftsmetropole des südlichen Californiens durch eine Eisenbahn nach Santa Ana dereinst in direkte Verbindung mit Los Angeles zu treten und damit der Seehafen dieser blühenden Binnenstadt zu werden. Los Angeles besitzt aber in San Pedro (Wilmington) einen nähern, allerdings künstlichen Hafen, mit dem es bereits eine Schienenverbindung hat; und es wird alles daransetzen, um jenen Hafen zu verbessern und nicht von San Diego abhängig zu werden, denn es leidet gerade so wie San Diego an Großstadtgelüsten und spekulirt sogar darauf, bald die Hauptstadt eines neuen aus dem südlichen Californien und einem Theil von Arizona zu bildenden Staates zu werden.

Die mit großen Geldmitteln versehenen Eisenbahngesellschaften, welche San Diego als westlichen Terminus auserkoren haben, werden natürlich versuchen, einen Theil des australischen und ostasiatischen Handels dorthin zu leiten. Im besten Falle wird dies aber nur ein Transithandel werden, denn der Lokalhandel von San Diego muß noch auf Jahre hinaus höchst unbedeutend bleiben. Große Subsidien mögen solche Dampferlinien veranlassen, einige ihrer Schiffe auch nach San Diego zu senden, um Waaren auf einer kürzern Route als über San Francisco nach den atlantischen Handelsstädten zu befördern. Ohne Subsidien wird dies sicherlich nicht der Fall sein; denn der Vortheil einer um etliche hundert Miles nähern Seereise ist kein Aequivalent für den bedeutenden Lokalhandel, den ein großes und reiches Handelscentrum wie San Francisco solchen Dampfschiffslinien bietet. Ein Transithandel allein hat noch nie eine große Handelsstadt ins Leben gerufen; und es wäre ein Wunder zu nennen, wenn San Diego in dieser Beziehung in der Welt eine Ausnahme machen sollte.

Nach meinem Dafürhalten hat San Diego gute Aussicht, in den nächsten zehn Jahren ein kleiner blühender Hafenort von etwa 10 000 bis 15 000 Einwohnern zu werden. Mit der Entwickelung der Distrikte Los Angeles und San Bernardino und dem Emporblühen des Territoriums Arizona wird es Schritt halten, und wenn östliche Kapitalisten daselbst Importgeschäfte gründen sollten, so kann der Platz sogar ein ganz respektables Handelscentrum für jene Gebiete und das angrenzende Mexico werden. Für Untercalifornien ist San Diego bereits jetzt der Stapelplatz, von wo die dortigen Minendistrikte ihren Bedarf an Lebensmitteln, Maschinen ꝛc. beziehen. Da in jenem Lande fast gar nichts producirt wird, was zum Lebensunterhalte dient, und seine Mineralschätze bedeutend sind, so würde sich bei einer vernünftigen Finanzwirthschaft der mexikanischen Regierung bald ein ansehnlicher Handel mit San Diego zu gegenseitigem Nutzen herausbilden. So lange aber der Eingangszoll z. B. auf amerikanisches „bacon" (Speck) 12½ Cents pro Pfund beträgt, d. h. mehr als das Rohmaterial in Californien kostet, und das Faß Mehl in dem nur hundert Miles von San Diego gelegenen Minendistrikte San Rafael 22 Dollars kostet, ist an ein Emporblühen jenes Landes nicht zu denken.

Sollte sich Untercalifornien schneller, als es jetzt den Anschein hat, entwickeln, so würde die am jenseitigen Ufer des Golfes liegende Hafenstadt Guaymas für den Handel jenes Landes jedoch bald ein ebenbürtiger Rivale von San Diego werden, dessen Konkurrenz diese Stadt so wie so zu fürchten hat. Die Atchison-, Topeka- und Santafé-Eisenbahngesellschaft, welche den Bau der von der amerikanischen Grenze über Arispe und Hermosillo nach Guaymas laufenden 284 engl. Meilen langen „Sonora-Eisenbahn" übernommen hat, wird binnen Kurzem Guaymas faktisch zu einem ihrer Terminalhäfen machen; und auch die Southern Pacific hat den Plan gefaßt, eine Zweigbahn von Fort Yuma nach Point Isabel am Golf zu bauen, von wo die Verbindung mit Guaymas leicht herzustellen ist. Die Aussichten von San Diego, Handelsmetropole von Südcalifornien, Sonora, Arizona und Untercalifornien zu werden, sind also immerhin noch etwas umwölkt, denn selbst wenn in San Francisco das Gras wieder in den Straßen wachsen sollte, könnte Guaymas der „Stadt der glänzenden Zukunft" den Rang ablaufen und so gut wie diese den australischen und ostasiatischen Handel an sich ziehen.

Wir wollen uns jetzt mit dem schönsten Erbtheil San Diegos etwas näher beschäftigen, mit seinem prachtvollen Klima, von welchem bereits Agassiz sagte, es sei das eigentliche Großkapital dieser Stadt. Eine kurze Schilderung ihrer klimatischen Vorzüge wird dies sofort verdeutlichen. Die mittlere Temperatur für die Frühjahrsmonate beträgt dort 60, für den Sommer 68, für den Herbst 63 und für den Winter 54 Grade Fahrenheit; — oder um genauer zu sein: die Durchschnittstemperatur für jeden Monat im Jahre um fünf Minuten vor zwei Uhr Nachmittags, der heißesten Tageszeit, beträgt nach der Angabe des „United States Signal Service" für die Station San Diego: im Januar 64 Grad Fahrenheit; im Februar 59; im März 62; im April 65; im Mai 65; im Juni 67; im Juli 74; im August 74; im September 70; im Oktober 68; im November 66 und im December 60 Grade Fahrenheit. Die Nächte sind im ganzen Jahre angenehm kühl und erfrischend, ohne je kalt zu werden.

Es ist dies eine so gleichförmige gemäßigte Temperatur das ganze Jahr hindurch, und zwar an der Grenze der tropischen Zone, außerhalb des Bereichs der strengen Winter nördlicher Breiten, wie kein zweiter Kurort in Amerika

sie aufzuweisen vermag. Florida, welches seit Wiederherstellung des Friedens alljährlich viele Tausende aus den Nordstaaten im Winter nach seinem milden Klima zieht, ist zur Sommerszeit unangenehm heiß und mit San Diego als Sanitarium gar nicht zu vergleichen. Das Klima Südcaliforniens hat in dieser Beziehung in Amerika nirgends seines Gleichen. Mitunter wird es freilich von Nebeln heimgesucht; aber in San Diego sind auch diese eine Seltenheit und dessen Lage am Meere ist daher auch dort eine bevorzugte. Dabei ist die Atmosphäre trocken und gesund. Der Regenfall beträgt in San Diego durchschnittlich 10 Zoll im Jahre. Der geringste, den man verzeichnet hat, betrug $2^3/_4$, der höchste 17 Zoll im Jahre. Beide letztgenannten Fälle waren aber eine Ausnahme von der Regel. Dem Pflanzenwuchs ist nun allerdings ein so geringer atmosphärischer Niederschlag nicht gedeihlich; um so gesunder dagegen ist das Klima von San Diego für den Menschen. Hier giebt es keine Extreme im Klima und keinen plötzlichen Temperaturwechsel, und man trägt dieselben Kleider im Winter wie im Sommer. Die Abende sind geradezu himmlisch zu nennen. Wer unter diesem sonnigen Himmel und bei den milden und doch so erfrischenden Seewinden nicht gesundet, dem wird dies schwerlich sonstwo in der Welt gelingen! Das nahe Meer bietet für Invalide den bestmöglichen Badegrund, da das Wasser stets fast dieselbe Temperatur wie die Luft zeigt.

Schon seit Jahren wird San Diego in Folge dieser seiner vorzüglichen Eigenschaften als Sanitarium namentlich von Brustkranken besucht, die hier Linderung fanden, nachdem sie dieselbe in Florida, Madeira und in anderen Heilplätzen vergebens gesucht hatten. Für den Fremden ist die Langeweile jetzt das schlimmste Uebel, das ihm in San Diego zu Theil werden kann. Vergnügungsplätze existiren dort noch nicht; kein Kurgarten, keine Musik, kein Theater oder dergleichen — und tagaus tagein von nichts zu reden als vom Hafen, der Eisenbahn, dem Klima und der glänzenden Zukunft der Stadt ist fast genug, um mit der Zeit einen Gesunden krank zu machen. Alles dies wird sich aber allmälig ändern; und sobald Fremde diesen Platz auf einer Eisenbahn leicht erreichen können, wird derselbe zweifelsohne das Nizza und Mentone von Amerika werden.

Ehe ich von San Diego schied, machte ich seinem Rivalen National City noch einen flüchtigen Besuch, womit ich den 4. Juli, den Tag der Unabhängigkeitserklärung dieser Union, feierte. Auf einem mit vier Mustangs bespannten Stellwagen gelangte ich durch eine Sandwüste nach der nur vier Miles entfernten Zukunftsmetropole. Ein berühmter Landspekulant Namens Kimball, ein Yankee vom reinsten Wasser, saß mit im Wagen und ließ zu meiner Ergötzung seiner Zunge freien Lauf. Er renommirte damit, daß er der Vertraute der Atchison-, Topeka- und Santafé-Eisenbahngesellschaft sei, die ihm mit 32 Millionen Dollars im Rücken stände, und daß er unter der Garantie der Bostoner Kapitalisten die Kontrolle über alle Landverkäufe der National City habe. Gegen den dicken 20fachen Millionär Crocker in San Francisco, den Präsidenten der Southern Pacific, der ihm neulich gesagt hätte, es dürfe keine andere Gesellschaft als die von ihm kontrollirte Eisenbahnen in Californien bauen, habe er seine Meinung ganz unverholen dahin ausgesprochen, daß seine Leute gerade so viel Geld und noch mehr hätten als jener, und sich den Teufel um seine Erlaubniß scheerten, eine Eisenbahn nach San Diego zu bauen. Die Atchison-Gesellschaft besitze 59 engl. Quadratmeilen Land hinter National City und würde die Kaktuswüste dort bald in ein blühendes Paradies verwandeln; und was den Hafen anbelange, so wäre der bei National City der beste in der ganzen Welt. Er habe bereits einen Quai gebaut, an dem sieben große Dampfschiffe anlegen könnten und wo außerdem noch hinreichend Platz für einen der riesigen chinesischen Postdampfer sei, die ohne Frage schon in nächster Zeit nach der Bai von San Diego anstatt nach San Francisco fahren würden.

Im Laufe der Unterhaltung erzählte er mir, daß Hunderttausende in Newyork, Philadelphia, Boston, Brooklyn und Chicago bereits die Koffer packten, um nach National City zu ziehen, und daß es den Anschein habe, der ganze Osten wolle hierher kommen. Er, Kimball junior, hätte an seinen Bruder in Boston telegraphirt, ja keine Bauplätze mehr in National City zu verkaufen, da dieselben täglich riesig im Preis stiegen und er gern einige der am besten gelegenen für Museen, Theater, Hotels, Bahnhöfe ꝛc. reserviren möchte. Mir erbot er sich jedoch noch ein paar „corner lots“ abzulassen, bloß um mir den Beweis zu liefern, daß er kein selbstsüchtiger Mann sei. Diese Proposition lehnte ich nach Besichtigung von National City dankbar ab. Die Stammbevölkerung von 500 Chinesen imponirte mir nicht, und die 15 Hotels, oder vielmehr Holzbaracken, enthusiasmirten mich noch weniger. Mit einem Wort, diese Zukunftsmetropole — von den neidischen San Diegoern höhnischer Weise Kimballtown genannt — machte mich um San Francisco nicht besorgt. Als der Kutscher bei der Heimkehr um jedes der auf der öden Ebene allein dastehende Hotel mit dem Geschrei: „San Diego!“ — „San Diego!“ — herumfuhr, um Passagiere hervorzulocken, ohne daß eine Menschenseele zum Vorschein kam, beruhigte ich mich über die funfzig Schiffe, welche nach Kimball's Aussage nächstens in den noch leeren Hafen einlaufen würden, und ärgerte mich sogar darüber, daß die chinesischen Postdampfer vorläufig noch ihre Fracht von Kulis in San Francisco statt in San Diego und National City abladen werden.

Am Abend des 5. Juli schiffte ich mich auf dem Dampfer „Orizaba“ in San Diego ein, um nach San Francisco zurückzukehren. Linker Hand begleitete uns bis zum Ausgange des Hafens die niedrige, von allem Baumwuchs oder irgend welchen Zeichen der Kultur entblößte „Peninsula of San Diego“, welche die Bai vom offenen Meere trennt, rechter Hand lag der sich sanft emporhebende Uferhang, an welchem San Diego seine Häuser malerisch hingestreut hatte, während vor uns eine lange Bergfaçade, die in einem mit einem Leuchtthurm gekrönten Vorgebirge (Ballart Point) schroff ins Meer hinauslief, das Panorama abschloß. Als wir zwischen der niedrigen Landzunge und dem steilen Vorgebirge ins Meer hinausfuhren, überraschte mich die seltsame Gestaltung eines langen schmalen Erddamms, der sich, wie von Menschenhänden angelegt, halbwegs vom Festlande in die Mündung der Bai hinauserstreckte. Ob eine frühere längst vergessene Generation dieses seltsame Bollwerk erbaut hatte, oder ob es von der Natur so geschaffen wurde, läßt sich schwer entscheiden; sicherlich könnte man keinen Wellenbrecher trefflicher als diesen konstruiren! Vom Meere aus betrachtet nahm sich San Diego auf dem hohen Ufer gerade so aus, als ob es direkt an der See läge, da die dazwischen liegende niedrige Landzunge dem Auge nicht lange sichtbar blieb. Im Südwesten lagen die bergigen Coronada-Inseln, weiterhin die langgestreckten Gebirgszüge in Untercalifornien, worunter der etwa 50 engl. Meilen entfernte „table mountain“ in scharfen Umrissen hervortrat. Bald lag das Vorgebirge am Hafeneingange hinter uns, San Diego entschwand unserm Blick, und lustig dampfte der „Orizaba“ gen Norden dem 500 Miles entlegenen Goldenen Thore entgegen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Als ein sehr nützliches Büchlein erscheint uns Dr. R. Kleinpaul's „Italienischer Sprachführer" (Leipzig, Bibliographisches Institut), voll praktischer Winke, geschickt angeordnet (alphabetisch; doch so, daß man z. B. unter „Speisekarte" fast sieben Spalten voll Namen von Gerichten findet, und daß auf jedes Stichwort die bezüglichen Redensarten folgen) und vorzüglich die Sprache des lebendigen Reiseverkehrs behandelnd. Des Verfassers langjähriger Aufenthalt in Italien bürgt für die Genauigkeit des Gebotenen.

— Nach einer Bekanntmachung des russischen Ministeriums der Kommunikationen ist der neu angelegte Swir-Kanal zwischen den Flüssen Sjas und Kuiwasar auf der 16 Werst langen Strecke von Woronowki bis zum Sjas dem Verkehr übergeben worden, darf aber während der Schifffahrtsperiode 1882 nur von solchen Schiffen befahren werden, die von Dampfern geschleppt werden.

Asien.

— Trotz dem Verluste seines Schiffes „Oscar Dickson" (s. „Globus" XLI, S. 203) hat Herr Sibiriakow beschlossen, einen weitern Versuch zur Eröffnung einer Handelsverbindung mit dem Jenisei zu machen, und zu diesem Zwecke seinen Vertreter in Gothenburg, Kapitän Appelberg, beauftragt, den Dampfer „Nordenskjöld" möglichst rasch zu beladen und nach dem Jenisei abgehen zu lassen. Das zumeist mit englischen Waaren beladene Schiff wird in Kureika überwintern und im nächsten Jahre mit einer Ladung sibirischer Produkte zurückkehren; Befehlshaber ist Kapitän Johannesen, welcher auf der Vega-Expedition die „Lena" kommandirte. Außerdem wird die „Diana" mit Waaren von Tromsö nach dem Samojedendorfe am Jugor Schar gehen, von wo die Ladung auf Renthieren nach Obdorsk geschafft werden soll.

— Der bekannte Korrespondent des „New York Herald", W. H. Gilder, ist entzückt über die Schönheit der Zähne bei den Eingeborenen Nordsibiriens. Er sah 60- und 70jährige Greise mit vollen Reihen kleiner, perlenweißer, glatter und gesunder Zähne. Zahnschmerz und Hohlsein der Zähne sind dort unbekannt. Ein Arzt von Jakutsk schreibe diesen Vorzug den Gewohnheiten, der Nahrungsweise und einer von Kindheit an auf die Pflege der Zähne verwendeten Sorgfalt zu. Niemals genießen die Eingeborenen Zucker, in welcher Form es auch sei, aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht in seinen Besitz gelangen können. Ferner trinken sie täglich, Sommer und Winter, große Mengen saurer Milch, welche antiskorbutisch wirkt; und endlich kauen sie nach jeder Mahlzeit ein Stückchen Kiefernharz, um damit Zähne und Zahnfleisch von allen Speiseresten zu befreien. Dieses Harz wird von allen Apothekern Sibiriens verkauft und ist auch bei russischen Damen viel in Gebrauch.

— Aus dem durch die Einverleibung des Turkmenen-Gebietes bedeutend vergrößerten russischen Besitze im Osten des Kaspischen Meeres ist laut Verfügung vom 30. Juni (12. Juli) 1882 ein besonderer Zakaspischer Oblast gebildet worden, mit dem Sitze der Verwaltungsbehörden in Aschabad. Derselbe ist eingetheilt in die drei Kreise Mangyschlak mit dem Fort Alexandrowsk als Sitz der Behörden, den Kreis Krasnowodsk mit gleichnamiger Hauptstadt, und den Achal-teke-Kreis mit der Hauptstadt Aschabad. Die Abgrenzung der drei Kreise soll der Gouverneur des kaukasischen Militärbezirks bestimmen.

— Die Reise der beiden Engländer Colquhoun und Wahab durch das südliche China (vergl. „Globus" XLI, S. 206), welche neben wissenschaftlichen Zielen den Zweck verfolgte, den südchinesischen Handel nach den britischen Besitzungen am Meerbusen von Pegu zu lenken, ist zu Ende geführt worden. Die Reisenden befanden sich bereits zu Anfang August zu Rangun, das sie indessen leider nicht auf dem Wege durch Siam, wie sie beabsichtigten, sondern auf der wohl bekannten Straße über Bhamo am obern Irawadi erreichten. In Bhamo langten sie am 14. Juli an. Haben sie so auf der zweiten Hälfte der Reise Gegenden gekreuzt, die in den letzten Jahren häufiger von Europäern besucht worden sind, und mag es auch, wie wir glauben, sehr unwahrscheinlich sein, daß der Handel großer Gebiete durch das Erscheinen zweier einzelner Männer neue Bahnen einzuschlagen bewogen wird, so ist es jedenfalls von wissenschaftlichem Interesse, daß der Fluß von Canton und sein großer südlicher Zufluß, der Jü-kiang, befahren und auch aufgenommen worden sind. Die betreffende Karte soll der „Royal Geographical Society" mitgetheilt werden. Auch zahlreiche Photographien seiner landschaftlich hervorragend schönen Ufer wurden aufgenommen. Aus einem Briefe Wahab's (datirt Pe-se in Süd-China, 10. März 1882), welchen die „Times" veröffentlichten, theilen wir Folgendes mit: Kurz ehe die Reisenden Pe-se erreichten, begegneten sie einem prächtigen Stamme Ureingeborener, und zwar in Gestalt einer Anzahl von Kormoran-Fischern, welche weiter im Westen wohnten, aber zur Ausübung ihres Gewerbes mit ihren Booten den Strom herabgefahren waren. Diese Leute waren höchst interessant, vielfach verschieden von den gewöhnlichen Anwohnern des Flusses und in mehr als einem Punkte denselben überlegen. Sie nennen sich Kwei-tschou Tu-su oder der Stamm von Kwei-tschou und haben bessern Wuchs, aufrechtern Gang und ausdrucksvollere Gesichter als die Chinesen. Beim Fischen steht jeder Mann in einem ganz kleinen Boote, welches zwei bis drei Vögel und ein kleines Netz enthält; als Ruder dient eine lange dünne Bambusstange. Die Flottille von einem Dutzend oder mehr Booten bewegte sich in Gestalt eines V vorwärts; die Vögel schwammen dabei in der Mitte und die Netze hingen über Bord. Alle Bewegungen wurden mit großer Präcision ausgeführt; das lustige Schreien der Männer, das Platschen der Bambus und der Vögel gab ein interessantes, anregendes Schauspiel. Solcher Aboriginerstämme giebt es zwischen Nan-ning am Jü-kiang und Pe-se über ein Dutzend; jeder steht unter einem Häuptlinge, welcher für die richtige Ablieferung der Steuern und die gute Aufführung seines Stammes verantwortlich ist. Je weiter nach Westen, desto deutlicher zeigt sich der Einfluß dieser Eingeborenen auf die Physiognomie und die Körperbeschaffenheit der Flußanwohner.

— Der Bericht der kaiserlich japanischen Münze in Osaka für das Jahr vom 1. Juli 1880 bis ebendahin 1881 (im Ganzen der 11. Bericht) zeigt, daß während dieses Finanzjahres Goldmünzen im Werthe von 490 585 Yen (Dollars), d. h. bedeutend mehr als im vorigen Jahre, geschlagen worden sind. Auch im Silber ist eine erhöhte Thätigkeit zu verzeichnen: 5 089 113 Yenstücke wurden geprägt und von Kupfermünzen circa 74 Millionen Stück im Nominalwerthe von über einer Million Yen. Der Gesammtwerth der von der kaiserlichen Münze während

ihres zehnjährigen Bestehens geschlagenen Münzen beträgt 97 596 529,79 Yen.

Afrika.

— Wagner und Debes in Leipzig veröffentlichen „E. Debes' Karte von Unter-Aegypten" mit Specialkarten und Plänen des Suez-Kanals, von Kairo, Alexandrien, Port Said ꝛc. (Pr. 1 Mark), welche Bädeker's Unter-Aegypten entnommen sind. Dieselbe ist zur Verfolgung der Kriegsereignisse zu empfehlen, da sie in Wahrheit auf dem besten vorhandenen Materiale basirt.

— Ein Brief des Afrika-Reisenden Paul Soleillet (vergl. „Globus" XLI, S. 143), datirt Obock am Rothen Meere, den 8. Mai 1882, berichtet: „Wir haben hier Elend aller Art gehabt, aber endlich ist Obock gegründet. Ich habe soeben eine wichtige Karawane vom König Menelek auf dem Wege über Hussa erhalten, die erste, die von Schoa nach Obock kommt. Meine persönlichen Beziehungen zu den Eingeborenen sind immer die besten, obgleich einer unserer Diener aus Zufall ein Dankali-Kind getödtet hat. Ich stehe auf sehr gutem Fuße mit den Sultanen von Reitta, Bajura, Loheita und der Haussa. Ich bin selbst eines guten Empfanges beim schrecklichen Mohammed Hansale sicher, den man bisher für ein Ungeheuer ausgegeben, weil er noch keinen Weißen empfangen hat, und ich denke gute Freundschaft mit ihm zu schließen."

— Aus einem Briefe des deutschen Missionärs Flad, eines der abessinischen Gefangenen, theilt das „Athenaeum" Folgendes mit: „König Johann von Abessinien benutzt die gegenwärtige Krisis in Aegypten, um wieder von den Provinzen Mensa und Bogos Besitz zu ergreifen, die Aegypten an sich gerissen hatte. Neulich kamen seine Truppen bis nach Massaua und plünderten das Land. Die Galla-Stämme im Süden von Abessinien unterwirft er und bekehrt sie zur abessinischen Kirche. Vier koptische Bischöfe sind von Kairo nach Abessinien gekommen, um ihm als „Abunas" in der Bekehrung aller Gallas behilflich zu sein. Nach Briefen vom Missionär Mayer ist König Menelek von Schoa im Begriff, die Galla-Stämme von Dschaha, Gumro, Gieta ꝛc. zu unterwerfen und zu taufen. Er bereitet eine Expedition nach dem Suai-See in Gurague vor. Auf fünf Inseln leben seit dem 16. Jahrhundert Nachkommen der alten äthiopischen Dynastie; sie sind Christen, haben Kirchen und besitzen, nach Aussage der Abessinier, sehr werthvolle Manuskripte. In Bali, fünf Tagereisen südlich von Ankober, haben die Missionäre Mayer und Greiner angefangen, die von abessinischen Priestern getauften Gallas zu unterrichten und ihnen das Evangelium zu predigen. Die eingeborenen Missionäre in West-Abessinien fahren ohne Widerstand fort, den Falaschas (Juden) und abessinischen Christen den gekreuzigten Christus zu predigen und Gottes Wort und Traktate unter ihnen zu vertheilen. Fünf erwachsene Falaschas sind neulich in einer ihrer Stationen, Genda, getauft worden. Ihre Schulen werden stark besucht. In einigen Theilen Abessiniens ist der Sklavenhandel abgeschafft, doch werden heimlich Nachts Sklavenkarawanen von ägyptischen Händlern durch das Land getrieben. Hunderte von Sklaven sind kürzlich von europäischen Missionären aus dem Innern der Galla-Länder kommend gesehen worden, die längs des Blauen Nils nach Aegypten getrieben wurden. So lange die Nilgegenden in den Händen der Mohammedaner sind, kann dem Sklavenhandel kein Ende bereitet werden."

— Auf Anregung des Vorstandes der British Association for the Advancement of Science (vergl. „Globus" XL, S. 286) hat nun auch der Verwaltungsrath der Royal Geographical Society zu London beschlossen, eine Expedition nach Ost-Afrika zur Erforschung der schneebedeckten Berge Kenia und Kilimandscharo, sowie des zwischen diesen und dem östlichen Ufer des Victoria-Nyanza-Sees liegenden Landes auszurüsten. Der energische Mr. Joseph Thomson wird der Führer sein und Anfangs nächsten Jahres sich nach Zanzibar begeben, um dort seine Gesellschaft zu organisiren.

— Am 5. Mai hat sich der Marinelieutenant Giraud von Marseille aus nach Zanzibar begeben, um nach einem viermonatlichen, der Ausrüstung seiner Karawane und der Erlernung der Suaheli-Sprache gewidmeten Aufenthalte auf dieser Insel nach dem Bangweolo-See aufzubrechen, den er auf einem mitgenommenen zerlegbaren Boote zu erforschen gedenkt.

— Aus einem Briefe des englischen Konsuls in Mozambique, O'Neill, ergiebt sich, daß der ewige Schnee, der nach der Angabe der Herren Maples und Goldfinch den Berg Irati im Südosten des Njassa-Sees bedecken sollte, wahrscheinlich auf einer Täuschung beruht. O'Neill hat diesen Berg ganz in der Nähe beobachtet und schätzte ihn nicht höher als 5000 bis 6000 Fuß über dem Meeresspiegel.

Nordamerika.

— Am 27. Juli ist Dr. Aurel Krause, einer der Brüder, welche im Auftrage der Bremer Geographischen Gesellschaft eine wissenschaftliche Forschungsreise nach der Tschuktschen-Halbinsel und später nach Alaska (s. „Globus" XLI, S. 319) ausgeführt haben, von San Francisco, über Panama und Newyork wohlbehalten in Bremen eingetroffen. Der andere Bruder, Dr. Arthur Krause, gedenkt erst im Herbste nach Deutschland zurückzukehren.

— Im Juliheft des „American Naturalist" veröffentlicht Iwan Petrow eine werthvolle Abhandlung über die Grenze der Innuit[1])-Stämme an der Küste von Alaska, in der er verschiedene Schlüsse Dall's bekämpfe. Petrow ist seit Jahren mit diesen Küsten vertraut und seine Vermuthungen über Ursprung und Wanderungen der Innuit-Stämme sind für den Ethnologen von hohem Interesse. Bei dieser Gelegenheit macht er wichtige Bemerkungen über das Anwachsen von Muschelhaufen. „Die Zeit," sagt er, „die zur Bildung einer sogenannten Lage von Küchenresten nöthig ist, wie sie unter den Stätten von aleutischen oder innuitischen Wohnungen gefunden worden, bin ich geneigt für geringer zu halten als Dall. Jeder, der eine gesunde Innuit-Familie bei ihrer Mahlzeit vom saftigen Seeigel beobachtet hat, wird einsehen, daß sie in einem Monat eine große Menge Schalenreste aufhäufen können: beide Hände sind eifrig damit beschäftigt, die Nahrung dem geräumigen Munde zuzuführen; durch eine geschickte Kombinirung von Zahn- und Zungenthätigkeit werden die Schalen zersprengt und fallen, ihres reichen Inhalts entleert, unaufhörlich mit Geraffel zu Boden, bis das Mahl beendet ist. Eine Familie von drei oder vier Erwachsenen und vielleicht einer gleichen Anzahl von Kindern läßt nach einer einzigen Mahlzeit ein 1 bis 1½ Fuß hohes Denkmal ihrer Gefräßigkeit zurück. Im Prince-Williams-Sund konnte ich die Lagerstätten von Seeotterjägern auf der ihren Jagdgründen nahen Küste untersuchen. Hier leben sie fast ausschließlich von Seeigeln und Muscheln, die sie roh verzehren um nicht durch Rauch und Feuer die empfindliche Seeotter aus ihrer Nähe zu vertreiben. Die Haufen Küchenreste, die unter solchen Umständen während einer einzigen Kampagne zu Stande kamen, waren von einer geradezu Staunen erregenden Höhe. Sie werden sicherlich in tausend Jahren den scharfen Berechner des Alters von Muschelhaufen in die Irre führen." An einer andern Stelle sagt er: „Als ein Beispiel von der Schnelligkeit, mit der die Gezeiten dieser Gegend Umrisse von Küsten und andere Landmerkmale verändern, führe ich eine Beobachtung während meines Aufenthaltes auf der Nutschek-Insel im letzten Sommer an. In kurzer Entfernung von der Niederlassung war in einem Felsenriff 3 bis 4 Fuß über Hochwasserstand eine Höhle, die

[1]) Dies ist der Name, den sich die Eskimos selbst geben; es ist der Plural von in-nu, der Mensch.

ich oft besuchte. Um die Mitte des Juni fand eine Mondfinsterniß bei Vollmond statt, die eine Fluthbewegung von ungewöhnlicher Ausdehnung und Heftigkeit verursachte. Als ich Tags darauf meine Höhle besuchte, fand ich sie fast ganz durch Steine und Trümmer ausgefüllt. Sie lag ungefähr ebenso hoch über Wasser wie die Höhle von Amaknak, aus welcher Dall so bedeutende Belehrung über das Alter der in ihr gefundenen Küchenreste gezogen hat. Ich führe diese Beispiele nur an, um zu zeigen, daß man nicht all und jeder Anhäufung von Speiseabfällen an der Küste von Alaska großes Alter zuschreiben darf, und ferner als Stütze meiner Theorie einer allgemeinen Einwanderung der Innuits längs dieser Küste in einer verhältnißmäßig neuen Periode, nach der Erfindung des Kajak oder eines ähnlichen Fahrzeuges."

— Es herrscht die weitverbreitete, aber falsche Meinung, daß das Mormonenthum nicht an Ausdehnung gewinnt; im Gegentheil, niemals hat es mehr Proselyten gewonnen als gerade jetzt, wo ihm, nicht sowohl aus den Vereinigten Staaten, als aus England, Schottland, Dänemark, Schweden und Norwegen neue Gläubige zuströmen. Dieselben gehören fast ausschließlich den armen Klassen an; sie sind müde, in Europa ohne Hoffnung auf ein besseres Loos weiter zu arbeiten und werden von den mormonischen Missionären weniger durch die Lehre, als durch die Aussicht gewonnen, in Utah ein Paradies an Wohlstand, Freiheit und allgemeiner Bruderliebe zu finden. Im Ganzen zählt man unter der 143 000 Seelen starken Bevölkerung Utahs circa 112 000 Mormonen, außerdem 1900 in Arizona, 6000 in Colorado und ferner Heiligenkolonien in New-Mexico, Idaho, Nevada, Wyoming, Georgia, Tennessee und einigen anderen Südstaaten. Zehn Missionäre wirken in diesen Staaten, und jährlich verlassen Mormonen Salt Lake City, um in Europa Propaganda für ihre Lehre zu machen. Im Jahre 1881 erhielten 800 Engländer die mormonische Taufe, und 1459 Einwanderer ließen sich in Utah nieder, darunter 812 Engländer, 505 Skandinavier, 90 Schweizer, 30 Holländer, 1 Irländer und 1 Franzose. Diese Statistik zeigt, wie sehr das englische Element unter den Proselyten überwiegt; man schätzt die englischen Mormonen auf ein ganzes Drittel der Bevölkerung des Territoriums. In Liverpool ist das Hauptquartier des Mormonismus für Großbritannien; hier befindet sich eine Auswanderungs-Generalagentur, eine Buchhandlung und eine Druckerei, wo das wöchentlich erscheinende Organ der Sekte: „The Latter Days Saints Millennial Star" gedruckt wird.

— Zwischen Juan del Sur in Nicaragua und Panama ist ein unterseeisches Kabel versenkt worden, wodurch Newyork in direkte telegraphische Verbindung mit Valparaiso gebracht wird.

Südamerika.

— Als gute Uebersichtskarte nennen wir hier Heinrich Kiepert's Generalkarte von Südamerika, ein großes Blatt im Maßstabe von 1 : 10 000 000 (Berlin D. Reimer, Preis 3 Mark), welches außer dem Kontinente in sieben Kartons die wichtigsten Gebiete und Umgebungen einiger Hauptstädte in größerm Reduktionsverhältnisse zur Darstellung bringt. Der Herausgeber ist bemüht gewesen, in dieser Karte die sämmtlichen neueren und neuesten Reiseergebnisse zu verwerthen und, soweit es möglich ist, die augenblicklichen politischen Verhältnisse zum Ausdrucke zu bringen.

— Der brasilianische Ackerbauminister hat die Summe von 480 000 Milreis zur Gründung von sechs landwirthschaftlichen Schulen gefordert, ein für die Kultur des Kaiserreiches höchst wichtiger Schritt, dessen Gewährung durch die gesetzgebenden Gewalten sehr zu hoffen ist.

— Die Zuckerproduktion in der Argentinischen Republik macht erstaunliche Fortschritte: die diesjährige Ernte wird auf 100 000 Arrobas geschätzt, gegen 50 000 bis 60 000 vor zwei und drei Jahren. Auch der Weinbau im Innern schreitet so bedeutend vor, daß voraussichtlich in einigen Jahren der Zucker- und Weinimport gleich Null sein wird. Geradezu jede Erwartung aber wird übertroffen durch die Maisernte. Der „Standard" von Buenos-Ayres schreibt hierüber: „Die diesjährige Maisernte erweist sich als zu groß für unsere Eisenbahnen; der Export wird auf circa 200 000 Tons geschätzt; jeder den Hafen verlassende Dampfer führt Tausende von Säcken nach neuen europäischen Märkten aus." Der argentinische Mais soll von einer ganz vorzüglichen Qualität sein und einen hohen Preis auf den Märkten erzielen.

— Dr. Crevaux's Ermordung durch die Indianer des Gran Chaco (s. oben S. 32) soll nicht ungerochen bleiben: die bolivianische Regierung hat sofort etwa 100 Soldaten von Potosi abgesendet, um etwaige Ueberreste der unglücklichen Expedition zu retten, die Art und Weise ihres Unterganges festzustellen und den Indianern eine exemplarische Züchtigung angedeihen zu lassen. Ebenso hat etwas später Argentinien unter Oberstlieutenant Fontana eine zahlreiche und wohlbewaffnete Expedition abgeschickt, welche außer der Bestrafung der Indianer noch den Zweck verfolgt, Crevaux's Plan, die Erforschung des obern Pilcomayo, zu Ende zu führen. — So viel bis jetzt ermittelt ist, verließ Dr. Crevaux mit 16 Begleitern (4 Franzosen, 3 Argentiniern, 8 Bolivianern und 1 Indianer) in drei Booten die Mission San Francisco am 19. April und erreichte nach einer glücklichen Fahrt das circa 30 spanische Leguas entfernte Teyo, den Hauptort der Tobas-Indianer, die ihn anfangs freundlich empfingen und von ihm beschenkt wurden, plötzlich aber die ganze Gesellschaft mit Messerstichen ermordeten, um sich deren Habseligkeiten, und namentlich die Waffen, anzueignen. Nach einer andern Version wären die Chiriguanos die Thäter gewesen und die Möglichkeit sei nicht ausgeschlossen, daß sich noch eines oder das andere Mitglied der Expedition am Leben befände.

— Aus Straßburg wird berichtet: Der Privatdocent in der mathematischen und naturwissenschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität, Dr. Steinmann, wird an einer der von Reichswegen zur Beobachtung des Venusdurchganges auszuschickenden Expeditionen theilnehmen und sich danach in die chilenischen Anden 2c. begeben, um dieselben als Geolog zu erforschen. Zu diesem Behufe ist demselben ein Urlaub für die drei nächstfolgenden Semester ertheilt worden. — Dasselbe Gebiet hat sich auch der als Alpenbesteiger bekannte Afrikareisende Dr. Paul Güßfeldt zum Schauplatze seiner nächsten Reise erwählt; er wird dort zunächst den Aconcagua und benachbarte Vulkane erforschen.

Polargebiete.

— Ein Telegramm von der schwedischen Polarexpedition (s. oben S. 160) vom 6. August, welches durch ein norwegisches Fischerboot nach Tromsö gebracht wurde, meldet, daß dieselbe wegen der Eisverhältnisse nicht in Mossel-Bai auf Spitzbergen hat landen können. Sie ist deshalb nach Kap Thordsten an der norwegischen Küste zurückgekehrt und hat dort ihr Observatorium und Vorrathshäuser errichtet und ihre Beobachtungen begonnen.

Inhalt: Samurzakan und Abchasien I. (Mit sieben Abbildungen.) — Albert Amerlan: Die Indianer des Gran Chaco I. — Theodor Kirchhoff: Streifzüge in Süd-Californien IV. (Zweite Hälfte.) — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion 29. August 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Samurzakan und Abchasien.

(Nach dem Französischen der Madame Carla Serena.)

II.

(Sämmtliche Abbildungen, wenn nicht anders bezeichnet, nach Photographien der Madame Carla Serena.)

Seit dem letzten Kriege mit der Türkei hat sich Okum sehr zu seinem Nachtheile verändert: die Bevölkerung hat abgenommen, die Felder verödeten, der Bazar wurde leer und es herrscht viel Armuth. Die Schule hat keine ständigen Lehrer mehr, sondern nur einen, der in dem entfernten Bedia wohnt, und das Pensionshaus, welches während des Krieges als Hospital gedient hatte, ist in Trümmer gefallen. Wie anders war es im Jahre 1876! Die Aufnahme, welche Madame Serena bei den eingeborenen Fürsten fand, war zwar nicht weniger freundlich, als bei den russischen Beamten; aber angenehm war die Ueberraschung doch, wenn sie sich an einen civilisirten gedeckten Tisch setzen konnte, wie 1876 in Okum. Statt der ewigen Maissuppe anständige Gerichte, die der Kazakenkoch des Bezirkschefs kunstgerecht zubereitet hatte; statt der Holzbänke ein richtiges Bett; dazu reines Bettzeug und ein noch nicht gebrauchtes Handtuch. Die Frau des Beamten sprach zudem Französisch, Mingrelisch und Russisch und machte bereitwillig den Cicerone, z. B. bei einer Gerichtsverhandlung. Mehrmals im Monate versammeln sich die Eingeborenen, welche processiren, vor der Kanzlei des Beamten, um durch den Mund eines Dolmetsch — die russischen Würdenträger verstehen gewöhnlich die Sprache ihrer Untergebenen nicht — ihr Urtheil entgegen zu nehmen.

Die Bewohner Samurzakan's sind ein schöner Menschenschlag und erinnern oft an die Angelsachsen; die Männer sind zwar schlecht genährt, aber kräftig, von weißer Hautfarbe und meist blauen Augen. Wie die Mingrelier tragen sie die tscherkessische Tschoka und den Baschlik (Kapuze); die Frauen dagegen haben keine Volkstracht mehr und kleiden sich leider auf europäische Weise. Das Haar tragen sie in herabhangenden Zöpfen und bedecken den Kopf mit einem bunten Tuche, an dessen Stelle bei besonderen Anlässen ein weißer Schleier tritt. Ihre Eitelkeit aber verleitet sie, sich über die Maßen zu schminken; als Weiß benutzen sie Hammelfett mit Zinnstaub und einigen Silberblättchen, eine Mischung, welche die Haut so gelb und runzelig macht, daß sie im nicht geschminkten Zustande so gelb wie eine Quitte aussehen. Zum Färben der Augenbrauen dient ein Absud der Cypressenfrucht und als Roth der Saft einer Alaschisperi genannten Beere. Alle diese Substanzen werden, in schmutzige Lappen gewickelt, von den Frauen in den Hosen herumgetragen. Als Spiegel dient der nächste Bach. Obwohl die Frauen hier gar keine grobe Arbeit verrichten, sind sie doch sehr thätig und arbeiten mehr als die Männer; es ist jedenfalls zu hoffen, daß die Wohlthaten des Unterrichts und der Bildung auch ihnen bald zu Theil werden.

So wenig zahlreich die Straßen in Samurzakan sind, so herrlich ist die Natur; man kann sich kaum eine reichere und mannigfaltigere Vegetation vorstellen, als den dortigen Hochwald und die parkähnlichen, mit Weinreben durchwachsenen Gehölze, durch deren Dickicht man sich nur mit Mühe einen Weg bahnt. Von Anbau sieht man nicht viel,

auch noch in der Tat recht scharfen Draht um sein Gitter zu ziehen, damit auch Diebe, die nur wenig Geschicklichkeit besitzen, sich nicht ohne weiteres Zerstörungen an ihm zu schaffen machen können.

Zweig- u. Drahtzaun.

Ein weiterer Vorteil dieses Zaunes ist, daß er sich leicht und schnell aufstellen läßt. Die Pfosten werden dazu in Abständen von 2 m in die Erde gerammt und mit Nägeln oder Drahtstiften befestigt. Dann wird der Draht um die Pfosten in 3 oder 4 Windungen nach dem oberen gespannten Draht so, daß die Windungen möglichst eng werden, und mit Drahtstiften befestigt. Die Pfosten werden dann noch durch einen Strebepfosten gestützt, der mit einem Ende in die Erde gerammt wird und dessen anderes Ende an einen Pfosten genagelt wird.

Ein weiterer Vorteil dieses Zaunes ist, daß er sich leicht und schnell aufstellen läßt. Die Pfosten werden dazu in Abständen von 2 m in die Erde gerammt und mit Nägeln oder Drahtstiften befestigt. Dann wird der Draht um die Pfosten in 3 oder 4 Windungen nach dem oberen gespannten Draht so, daß die Windungen möglichst eng werden, und mit Drahtstiften befestigt. Die Pfosten werden dann noch durch einen Strebepfosten gestützt, der mit einem Ende in die Erde gerammt wird und dessen anderes Ende an einen Pfosten genagelt wird.

Ein Hopfenzaun von Zweigen (Aesten) zusammengebunden.

Auch von einem einfachen Zaune aus Zweigen kann man Nutzen ziehen, wenn man ihn nämlich zum Hopfenzaun verwendet. Es werden dazu Zweige mit Astgabeln benutzt, die in Abständen von 2 m in die Erde gerammt werden. Dann legt man die Zweige so, daß sie in die Astgabeln zu liegen kommen. Diese Zweige werden dann noch durch Drahtstifte befestigt, damit sie nicht durch den Wind herabgeworfen werden können.

Digitized by Google

hilft, und verhilft ihr ihre Schulden entrichten kommen. Ein anderer Mann verliebt sich in Schönen hold zu machen. Ein weiterer Mann verliebt sich in Schönen hold zu machen. Ein weiterer Mann verliebt sich in Schönen hold zu machen. Ein weiter

ben Dingen auch bei schwerer Krankheit Hülfe zu finden. Diese Hülfe gewährten sonst die in den Dingen von Gott eingesetzten Mittel, Wissenschaft, Geschicklichkeit, Arbeit und das höhere Gottvertrauen. Letzteres Mittel fehlte. Wo man diese Dinge nicht in Ansatz, sie gerathen ja für sie nicht, sondern für die Gottlosigkeit, sondern für die Sünde, und wenigstens für die Sünde der Thorheit empfangen, wenigstens gestraft werden soll. Wissen Gottes, welches

Insel von Sandhamn in Schären.

Leben eine Strafe, aber in eine Strafe, welche Ihn gegen Seine Kinder nicht ausschließt, sondern Ihnen gegenwärtig, und vermöge Seiner Gegenwart Hülfe bringt, Hülfe, hülfreiche Gegenwart, welche sie sonst vergeblich suchen.

Insel in Schärenform.

Schon der Arzt, und Freund, sie lassen sie Gottes Hülfe, Gottes Segen, wenn gleich sie in welchen Formen, wie Sie Ihn auch ehren, Ihn nicht kennen, nicht ehren, nicht Ihn als Ihren Gott, Ihren Vater, Ihren Erlöser, Ihren Tröster verehren wollen. Gottes mit Segnungen und Hülfe zum Leben

Hülfe hülfreiche Gegenwart, welche sie sonst vergeblich suchen. Schon der Arzt, und Freund, sie lassen sie Gottes Hülfe, Gottes Segen, wenn gleich sie in welchen Formen, wie Sie Ihn auch ehren, Ihn nicht kennen, nicht ehren, nicht Ihn als Ihren Gott, Ihren Vater, Ihren Erlöser, Ihren Tröster verehren wollen. Gottes mit Segnungen und Hülfe zum Leben

Digitized by Google

Gefechtsfeld gemacht. Zu dieser Erfahrung kommen noch die des Winterkrieges, schlimmste unerklärte Gewalten, Kälte, Schnee, Eis, Sturm, Nebel, Finsternis, Hunger und die Krankheiten und Seuchen, welche diese Leiden mit sich führen und verschärfen. Dennoch, wenn der Krieg sein muß, kann man solche gefürchteten Gewalten nicht scheuen, sondern muß sie ertragen lernen. Wenn Leute sich vor kühlen Zügen und Nachtluft, vor Regen und Schnee, vor Hunger und Durst scheuen, wie sollen sie sich dann für Kampf, Sieg und Eroberung, für Ehre und Vaterland, für Recht und Freiheit wagen, wie sollen sie sich dann einen Krieg oder eine Schlacht zu Ende führen können? Wer sich vor Kälte, Nässe, Hunger, Durst, Ermüdung, Schlaflosigkeit, Krankheit und Tod fürchtet, der ist kein Soldat, der ist kein Mann. Wer sich vor Kälte, Nässe, Hunger, Durst, Ermüdung, Schlaflosigkeit, Krankheit und Tod fürchtet, der ist kein Soldat, der ist kein Mann. Wer sich vor Kälte, Nässe, Hunger, Durst, Ermüdung, Schlaflosigkeit, Krankheit und Tod fürchtet, der ist kein Soldat, der ist kein Mann. Wer sich vor Kälte, Nässe, Hunger, Durst, Ermüdung, Schlaflosigkeit, Krankheit und Tod fürchtet, der ist kein Soldat, der ist kein Mann. Wer sich vor Kälte, Nässe, Hunger, Durst, Ermüdung, Schlaflosigkeit, Krankheit und Tod fürchtet, der ist kein Soldat, der ist kein Mann. Wer sich vor Kälte, Nässe, Hunger, Durst, Ermüdung, Schlaflosigkeit, Krankheit und Tod fürchtet, der ist kein Soldat, der ist kein Mann. Wer sich vor Kälte, Nässe, Hunger, Durst, Ermüdung, Schlaflosigkeit, Krankheit und Tod fürchtet, der ist kein Soldat, der ist kein Mann. Wer sich vor Kälte, Nässe, Hunger, Durst, Ermüdung, Schlaflosigkeit, Krankheit und Tod fürchtet, der ist kein Soldat, der ist kein Mann.

Die Schlacht von Eylau.

Es sind wenige Schlachten der Weltgeschichte, denen man soviel Interesse widmete, wie der von Eylau und gewiß wenige, die so viel Interesse verdienen. Napoleon hatte nach der Schlacht von Preußisch-Eylau, welche dem Zaren Alexander seine Ehre und Fahne, seine Waffen und Geschütze gerettet hatte, den Rückzug angetreten, um sich in Warschau, der Hauptstadt des Herzogtums Warschau, zu sammeln und zu verstärken. Aber Graf Bennigsen folgte ihm auf dem Fuße, und Napoleon mußte sich entschließen, ihm eine Schlacht anzubieten, wenn er nicht Warschau selbst in Gefahr bringen wollte. Er war in einer üblen Lage, denn er hatte keine Lebensmittel. Bennigsen dagegen hatte sich in Preußisch-Eylau gut verpflegt und war in der Lage, seine Truppen gut zu ernähren. Napoleon mußte also eine Schlacht wagen, um sich Lebensmittel zu verschaffen, und er mußte sie wagen, um sich in Warschau halten zu können. Er mußte sie wagen, um sich in Warschau halten zu können. Er mußte sie wagen, um sich in Warschau halten zu können. Er mußte sie wagen, um sich in Warschau halten zu können. Er mußte sie wagen, um sich in Warschau halten zu können. Er mußte sie wagen, um sich in Warschau halten zu können. Er mußte sie wagen, um sich in Warschau halten zu können. Er mußte sie wagen, um sich in Warschau halten zu können. Er mußte sie wagen, um sich in Warschau halten zu können.

Am 7. Februar 1807 begann Napoleon seinen Marsch gegen Bennigsen, der sich bei Eylau aufgestellt hatte. Napoleon hatte 75 000 Mann, Bennigsen 60 000 Mann. Napoleon hatte 75 000 Mann, Bennigsen 60 000 Mann. Napoleon hatte 75 000 Mann, Bennigsen 60 000 Mann. Napoleon hatte 75 000 Mann, Bennigsen 60 000 Mann. Napoleon hatte 75 000 Mann, Bennigsen 60 000 Mann. Napoleon hatte 75 000 Mann, Bennigsen 60 000 Mann. Napoleon hatte 75 000 Mann, Bennigsen 60 000 Mann. Napoleon hatte 75 000 Mann, Bennigsen 60 000 Mann.

Mingrelien, geben ſich dieſem Vergnügen der „Tamaſcha“ nur ſelten hin; nur durch die Anweſenheit der Madame Serena ließen ſich an jenem Tage die jungen Mädchen beſtimmen, ihre natürliche Schüchternheit zu überwinden. Damals eröffnete der Starſchina ſelbſt trotz ſeinen ſiebzig Jahren den Tanz mit der Braut ſeines Enkels, einem blauäugigen blonden Mädchen, welche als typiſches Gretchen hätte gelten können, wenn ihre Kleidung nicht ſo ſehr zerlumpt geweſen wäre und man durch die Riſſe in ihrem Mieder ihr jungfräuliches Herz hätte ſchlagen ſehen können. Mit der Linken hob ſie ihr Kleid in die Höhe, mit der Rechten that ſie, als ſuchte ſie ihr Geſicht mit einem Tuche zu verhüllen; denn ſo will es der abchaſiſche Tanz. Immer neue Paare traten dann an die Stelle des erſten, und das Feſt verlängerte ſich in die Nacht hinein. Selten wohl war ein Ballſaal ſchöner erleuchtet, als an jenem Abende die blumenbedeckte und von herrlichen Baumgruppen umgebene Ebene von Bedia durch die untergehende Sonne, deren Strahlen die nahen Berge mit ſtets wechſelnden Tönen übergoſſen.

Am Rande dieſer Ebene erheben ſich auf hohem Bergesgipfel die Ruinen des frühern Kloſters Bedia, zu denen ein ſteiler ſchwieriger Pfad hinaufführt. An einer Stelle iſt derſelbe ſo gekrümmt, daß die Pferde dieſelbe nicht überwinden können, ſo daß man gezwungen iſt, die letzte Strecke bis zum Gipfel zu Fuße zurückzulegen. Die alte Kirche, welche denſelben krönt, iſt ein prächtiges Stück Architektur und beſitzt eine Kuppel, welche im Kleinen an diejenige der Stambuler Hagia Sophia erinnert. Die Skulpturen im Innern ſowohl wie außen ſind in gutem Zuſtande, und es wäre leicht, dieſes alte Gebäude, welches ſowohl die Kirche von Gelathi in Imerethien, als auch diejenige des mingreliſchen Kloſters Martwily an Schönheit übertrifft, wieder herzuſtellen. Eine der Seitenkapellen iſt noch unverletzt; nur die Wölbung über dem Haupteingange, dem Altar gegenüber, iſt beſchädigt. Durch die Oeffnung han-

Fresken in der Kirche von Bedia.

gen wilde Epheuranken und die Zweige eines Feigenbaumes herein, und in dem grünen Geſtrüpp, welches die Mauern überkleidet, niſten zahlreiche Vögel, deren Stimme allein noch in dem verlaſſenen Gotteshauſe ertönt.

In einer wenig bekannten Gegend und fern von gangbaren Straßen gelegen, iſt dieſes alte Kloſter der Aufmerkſamkeit der meiſten Reiſenden und Forſcher entgangen. Und doch muß es das Intereſſe der Künſtler in hohem Grade erregen. Noch ſind die dortigen georgiſchen Inſchriften vollſtändig leſerlich und auch von den Fresken ſind manche erhalten, namentlich eine, welche die Samaritanerin darſtellt, wie ſie Chriſto Waſſer reicht. Darüber befinden ſich ſechs Heiligenköpfe, von denen der dritte unverſehrt iſt; der Feinheit der Züge nach zu ſchließen muß es ein Weib ſein. Außen an der Kirche, an der Kuppel, den Fenſtern, dem Portal und den Seiteneingängen ſind Skulpturen von bemerkenswerther Feinheit erhalten. Kurz, man geräth billig in Erſtaunen, daß ſich in dieſer wilden Landſchaft ein ſolches Meiſterſtück der Baukunſt, Zeuge einer verſchwundenen Civiliſation, befindet.

Die Kirche umgiebt ein Begräbnißplatz mit einigen ſteinernen Grabmälern, welche Namen von Mitgliedern der Herrſcherfamilie tragen; eines derſelben beſchattet eine Linde von 20 m im Umfange. Gegenüber liegt ein zweites Gebäude mit gewölbter Thür, das wohl einſt den Mönchen zur Wohnung gedient hat; auch Reſte einer Umfaſſungsmauer ſind ſichtbar. Prachtvoll aber iſt die Ausſicht von oben: ganz im Hintergrunde ſteigen die faſt ſtets mit Schnee bedeckten Berge Abchaſiens empor, darunter bewaldete Berge, welche ein fruchtbares, mit üppigen Gärten erfülltes Thal überragen. Auf der Rückſeite der felſigen Höhe, welche die Kirche trägt, weiden zahlloſe ſchwarze Schafe von einer dem Lande eigenthümlichen Race; von oben geſehen gleichen ſie einer Schar Ameiſen, die auf dem zartgrünen Grasteppiche durch einander krabbeln. Gegen Weſten erblickt man die ſpiegelnden Wellen des Meeres und ſieht den ſilbernen Ochodſchi ſich durch die mannshohen Maisfelder winden, und links vom Pontus Eurinus erheben ſich andere Waldberge, unter denen der Gipfel des an den Ufern des Ingur gelegenen Satandſcho ſich auszeichnet.

Reiſebriefe aus dem ſüdlichen Borneo[1]).

Von **Fr. Grabowski.**

I.

Bandjermaſſing, 31. Januar 1881.

Die Behendigkeit der Dajaken iſt außerordentlich. Als vorzügliche Ruderer bewegen ſie mein Boot in den kleinen Flüſſen, die ſich um die ganze Windroſe drehen, mit einer erſtaunlichen Schnelligkeit vorwärts. Im Vordertheile deſſelben ſitzt ein Ruderer, der gleichzeitig die Aufgabe hat, uns Durchgang durch das Pflanzenchaos zu ſchaffen, was er mit wenigen Hieben ſeines krummen pisan ſehr flink abmacht. Dabei gehen die Augen in dem Laubdach der Bäume umher und ſie ſehen ein Thier viel früher als ich. Iſt es ſchußgerecht und fällt es, ſo ſpringt der Vormann aus dem Boot, doch nicht auf die Erde; die iſt bei der Fluth, während welcher man allein in die kleinen Sungei hinein kann, hoch überſtrömt, auch nicht ins Waſſer, ſondern gegen den nächſten Stamm an, und ſo geht es mit einer Gelenkigkeit, gegen welche die eines Clowns ſehr dürftig ausfallen würde, von Baum zu Baum, bis zu der Stelle, wo das Thier ins Waſſer gefallen, oder in den Aeſten hängen geblieben iſt. Ein ganz glatter, etwa 50 Fuß hoher Stamm wird in einer Minute erſtiegen und etwas langſamer verlaſſen. Auf ſolche Geſchicklichkeit iſt auch der Zugang zu ihren Wohnungen berechnet; ein Fehltritt, und ich, von Kopf bis Fuß ein orang blanda, verwandele mich in ein ſehr dunke gefärbtes Weſen. Iſt man bis zur Treppe gelangt, die häufig nur aus einem gekerbten Baumſtamm beſteht, ſo ruft man in das auf Pfählen ſtehende Gebäude: Aton olo hoemah (Sind Menſchen im Hauſe)? Ertönt als Antwort: Djatan (ſind nicht), ſo befinden ſich nur Frauen daheim und man darf nicht eindringen. Andernfalls ertönt aton. Der erſte Raum iſt für alle Familien gemeinſam, deren mehrere, doch in irgend einem Grade verwandt, in einem Hauſe wohnen. Er dient auch als Feſt- und Empfangsſalon. Daran ſtoßen andere durch dünne Wände getrennte Räume, welche man, wenigſtens bei den Heiden, nicht betreten darf. In der Nähe der Thür läßt man ſich nieder und wartet auf die bald erfolgende Einladung zum Weiterkommen.

Dann wird der Sirih-Kaſten gebracht, obwohl ſie wiſſen, daß der Beſuch dieſen Genuß nicht annimmt. Ein beſonders gefälliger Wirth drehte mir eine Cigarrette aus dem getrockneten Blatte von Nipa frutt, deſſen innere Hautſchicht entfernt war, und ſchenkte uns etwas Tabak, welcher ſehr gut ſchmeckte. Hat man bei ſeinem Beſuch einen beſtimmten Zweck oder Wunſch nach einem Gegenſtande, ſo iſt es gut, denſelben nur beiläufig zu erwähnen, wodurch man vielleicht zum Ziele kommt. Auf eine direkte Frage heißt es nur: „dia“ (wir haben nicht). Die älteren Frauen und die Kinder werden ſichtbar, die jüngeren Frauen und die jungen Mädchen lugen nur durch die Spalten nach dem fremden doean, einer großen Seltenheit für ſie. Häufig bemerkt man Albinos. Daheim ſind die Dajaken vielfach mit Flechten beſchäftigt, wenn es nicht gerade die Zeit des Reisbaues iſt. Auch reiche Dajaken ſind hier anſäſſig. Einer derſelben iſt vor Kurzem für 1200 Gulden von einem Stamm im obern Kahajan aus ſiebenjähriger Gefangenſchaft gelöſt worden. Nur viermal im Jahre iſt er während derſelben auf je zwei Stunden aus der Haft des Stockes befreit geweſen. Jetzt kann er ſeine Füße nicht mehr gebrauchen. Er ſoll übrigens noch ſchmachtende Leidensgefährten haben.

Unſer Bild ſtellt Dajaken vom Stamme der Olo Ot oder Ot Danom dar, welche in den Kampongs am Sungei Miri weit im Innern und in ziemlich urſprünglicher Wildheit hauſen. In Bandjermaſſing waren derartige Eingeborene noch nicht geſehen worden, und ihre Sprache, welche vollſtändig von dem hieſigen Poeloepetakiſchen verſchieden iſt, verſtanden nur der Händler Bapa Babu und ſeine Söhne, auf deſſen Zureden, doch nicht ohne einen Kontrakt, ſie nach Bandjer gekommen waren, um den Reſidenten zu beſuchen. Denn es iſt möglich, mit ihnen in ein Rechtsverhältniß zu treten, wenn man ihre hadat (Geſetze) reſpektirt, nach welchen z. B. Babu für das Verſäumen eines Eſſens, zu dem er eingeladen war, mit einer Geldbuße belegt worden iſt. Sie vermitteln und betreiben mit der Familie Babu — die übrigens ſchon ſeit geraumer Zeit getauft iſt — einen lebhaften Gitah- (Guttapercha-) Handel, und ohne ihre Freundſchaft erworben zu haben, iſt es unmöglich in dieſer Richtung vorzudringen. Sie ſtehen mit den Ot Ngawong, welche im Buſch leben, in ſteter Feindſchaft, die ſich in gegenſeitiger Ermordung und im Hinterhalte auf einzelne Perſonen äußert. Auch bei ihrer Fahrt nach Bandjer wurden ſie überfallen, wobei ſie einen Ruderer verloren, ſelber aber drei von den Ot Ngawong tödteten und verzehrten, was Babu und ſeine Söhne, die ganz von den Launen dieſer Menſchen abhängen und ihres Kopfes nie recht ſicher ſind, reſignirt anſehen mußten. Der vorletzte, rechts auf dem Bilde, mit der Sirihprime zwiſchen den Lippen, erklärte auf mein Befragen, daß die Backen des Ot Ngawong am beſten geſchmeckt hätten. Er iſt der jüngſte. Sie ſind etwa 5 Fuß groß, ſchlank gewachſen und nicht ſo dunkel, wie die hieſigen Dajaken. Die Farbe geht mehr ins Gelbe über. Das lange ſchwarze Haar iſt an der Stirn kurz geſchnitten, hinten dagegen durch ein ſchmales Kopftuch in einen Knoten geſchürzt. Die Stirn iſt etwas gewölbter als bei den hieſigen Eingeborenen und die Köpfe erſchienen mir alle mehr oder weniger ſeitlich zuſammengedrückt. In den durchbohrten Ohrläppchen tragen ſie etwa einen Zoll im Durchmeſſer haltende Holzſcheiben (soowang), welche aber nur der auf der linken Seite für die photographiſche Aufnahme anbehalten hatte. Um den Hals ſchlingen ſie eine Schnur, auf welcher kantig geſchliffene Achate (lameang) ſitzen, und die mit einer flach im Genick anliegenden holländiſchen Münze ſchließt. Der älteſte trägt als Häuptling hieran vier unter einander hängende goldene Halbmonde, welche die ganze Bruſt bedecken. Die Kriegsjacken der Flügelleute ſind aus Thierfellen, beim dritten noch mit Aermeln verſehen und aus geklopfter Baumrinde. Der letzte rechts war auf der ganzen Bruſt und auf den Armen mit ſymmetriſchen Wellenlinien ſchön tatuirt, was leider auf der Photographie als zu dunkel nicht zur Geltung kommt. Sie tanzten uns einen Kriegstanz und ein das Lagerleben darſtellendes Kriegsſpiel vor, bei welchem ihre Geiſter „hantoo“ eine große Rolle ſpielten. Dann begaben ſie ſich mit Geld und

[1]) Vgl. oben S. 25 und 44.

Cigarren belohnt im Gänſemarſch, voran der Häuptling, nach ihrer Frau zurück.

Mandonnai, 21. Juli.

Glücklich eingetroffen. Meine Prau war ſchwer beladen. Vorn arbeiteten vier koeli mit langen Rudern (dajong), am Steuerende mein Junge Samak und ein dajakiſcher Chriſt, Matthäus, mit kurzen (besā). Mein Aufenthaltsort iſt zehn Fuß lang, oben drei und unten ſechs Fuß breit, mit einem in der Mitte abnehmbaren Sonnendache und gegen den Regen mit Kadjang-Wänden verſehen. Ich liege, leſend, ſchreibend, präparirend, meiſt auf einer Purunmatte. In einer Ecke kauert meine Leibgarde, ein ſogenannter Oppas, inländiſcher Polizeiſoldat, den mir der Controleur zum perſönlichen Schutz mitgegeben hat. Er ſteckt in einer etwas defekten, an die unſerer früheren Poſtillone erinnernden Uniform, und iſt mit einem alten Säbel und einem noch ältern Gewehr bewaffnet, von dem er mir nach meiner Ankunft hier erklärte: „Tuan, ich habe es unterſucht; aber es hat keine Luft und ich wage nicht es abzuſchießen.“ Es ſcheint eine Kugel darin zu ſtecken. Vielleicht kann er im Nothfalle das Bajonett gebrauchen.

Unter den Ruderern ſind zwei prächtig tatuirte Heiden und ein Mohammedaner aus den Negara-Diſtrikten. Der Oppas hat den Auftrag, ſie beſtändig durch Zurufe anzuſpornen. Wir paſſirten den Sungei Beſarang, am rechten Ufer des Kapuas ausmündend, dann ſieben Poelan telo genannte Inſeln, ſpäter die Inſel Kalamit und langten nach etwa fünfſtündiger Fahrt hier an. Der Ort hat eine Kirche

Dajaken vom Stamme der Olo Ot oder Ot Danom.

und etwa 160 Chriſten, ſowie eine Plantage von 2100 Kokosbäumen. In nächſter Zeit ſoll hier eine tiwah gefeiert werden und ſtehen 120 hampatong im Kampong.

Tumbang Hiang, 27. Juli.

Ich bin hierher 143 Stunden unterwegs geweſen, von denen 78 zum Rudern, 65 zur Raſt verwendet wurden. Die erſte Station waren nach achtſtündiger Fahrt zwei am linken Ufer des Kapuas gelegene einſame Dajakenhüttchen, Sakatep genannt, mit freundlichen Inſaſſen, dann paſſirten wir links die Mündung des Soengei Mantagai. Hier macht der Fluß viele Biegungen und iſt der Wald herrlich. An einer Stelle Telok Miman genannt ſtieg ich aus, um eine Meile über, unter und zwiſchen dem Wurzelgewirr zu jagen.

Vorbei an einem danau, d. h. an einer Stelle, an welcher bei Fluth übergetretenes Waſſer längere Zeit ſtehen bleibt — dieſe hieß lawong kadjang —, erreichten wir die durch eine Flußmündung gebildete große Bucht talok pipit, der gegenüber unter mächtigen Lunok-Bäumen in kurzer Entfernung zwei dem Djata geweihte Opferhäuschen (karmat?) in Form einer mohammedaniſchen Miſſigit (Moſchee) ſtanden, neben jedem ein Flaggenſtock. Am folgenden Tage fuhren wir an Lawong pandong vorüber, erreichten die Mündung des Truſan Ampeng, einer ſchmalen Rinne, die bis zum Kahaianfluſſe führen ſoll, und machten bei Petak poetih (weiße Erde), ſogenannt nach einigen Bänken weißen Quarzſandes am Ufer, Halt. Dann gelangten wir an die Mündung des Truſan Hadjendjang. Am andern Tage ging die Fahrt am Lawong Malenta, ferner am trockenen Bette des Soengei Near und am Lawong Lambut vorüber, und legten wir am erſten Kampong, oberhalb Mandonnai, an. Hier ſind die Ufer hoch und ſteil und werden auf eingekerbten Stämmen erſtiegen. Am folgenden Tage Station im zweiten Kampong Mangkor. Der weißköpfige Pembakal

(Häuptling) empfing mich sehr freundlich und schenkte mir Dammar, das ich mit Tabak erwiderte. An seinem Hause, welches trotz der natürlichen Anhöhe auf 15 Fuß langen Pfählen ruht, hingen an 200 Unterkiefer von Wildschweinen. Die jungen Männer trugen aus Rottan geflochtene Kappen und in den sehr großen Ohrläppchen, welche bei einigen schon die Schulter erreichten, bleierne Ringe. Die jungen Frauen waren nur durch Kunstgriffe zum Erscheinen zu bringen. Sie sind meist schön, aber sehr fett, was als Zierde gilt. Dann kamen wir vorbei am Lawong Rarawa, nach dem Kampong Rungkolajang am rechten Ufer, der aus zwölf auf mindestens 25 Fuß hohen Pfählen ruhenden Häusern besteht. Werden die zweietagigen Treppen hinaufgezogen, so bildet jedes eine den inländischen Waffen wohl gewachsene Festung.

An allen befanden sich Zaubermittel aus Thierschädeln und wunderbar gewachsenen Aesten und Wurzeln, um den bösen Geistern den Eintritt zu wehren.

Die Männer machten, wie das ganze von dajakischer Gleichgültigkeit redende, sehr verwahrloste Dorf, einen unheimlichen Eindruck. Sie dankten mir auch nicht auf mein tabé, was übrigens Sitte ist, nämlich nicht zu danken. Nur wenige ließen ein langgezogenes „ijoh“ hören. In der Nähe der Häuser stehen die Reishäuschen (lepau) und unter jedem Hause befinden sich große aus Baumrinde bestehende Gefäße zur Aufnahme von Reis. Einige alte Frauen waren beim Reisstampfen. Von hier aus ging es am Lawong Pantan, an dem weiter landeinwärts ein Kampong liegen soll, vorüber durch Reisfelder und an den passah vorbei auf Tumbang Hiang' zu. Trotz aller Anstrengung gelang es nicht mehr, dasselbe an diesem Tage zu erreichen, und machten wir eine halbe Stunde davor Rast. Als ich Halt befahl „lahapten“ meine Ruderer. Dieses lahap ist eine nach überstandener Gefahr, Sieg, großer und erfolgreicher Arbeit bei den Dajaken beliebte Sitte. Einer beginnt den Ruf: Ae-lélélélélélé..., worauf alle mit einem tiefen, etwas gezogenen, klagenden oh einfallen und dann mit einem fürchterlichen „huih“ schließen. Dieses wird mehrere Male wiederholt, und betheiligen sich alle mit sichtlichem Vergnügen daran. Am heutigen Morgen gelangten wir nach kurzer Fahrt in Tumbang Hiang an, wo ich von Raden Muda singa Patie, einem noch jungen Manne und von dem Gouvernement mit diesem volltönenden Titel als Oberhäuptling des ungeheuren Distriktes „midden und boven kapuas“ angestellt, freundlich begrüßt wurde. Er wohnt in einem kleinen, durch Pallisaden geschützten, mit einigen Gewehren und zwei kleinen Kanonen armirten Fort (Benteng oder Kotta), in welchem auch ich Aufenthalt nehme, auf der linken Seite des Kapuas bei der Mündung des Soengei Hiang, während der Kampong auf der rechten Seite liegt. Der Hiang hat fast schwarzes, der Kapuas gelbes und in seinem untern Laufe madeirafarbiges Wasser.

Vielleicht gehe ich von hier später über Land nach Buntok. Hier ist es mir auch gelungen, in den Besitz eines Schädels von einem Olo Ot, einem Buschdajaken, zu gelangen, welcher in einem Bambubehälter befindlich an einem Baum hing und gefüttert wurde. Bei der großen Bedeutung, welche solchen Schädeln hier in religiöser Hinsicht beigelegt wird, ist eine solche Erwerbung sehr schwer und werthvoll.

Der Raden schenkte mir ein Kriegskleid mit Kapok gefüllt, einen Kriegshut mit Tinggangfedern aus Affenfell und eine wunderschöne Matte, wofür ich ihm meinen Dolch verehren mußte. Er hat drei gegenwärtig in den Reisfeldern beschäftigte Frauen. Des Abends sitze ich mit dem Prinzen auf sehr fragwürdigen Stühlen beim Schein einer cylinderlosen Lampe, während das Gefolge in einem Halbkreise auf der Erde kauert, und befrage ihn gründlich über hiesige Sitten.

Die Indianer des Gran Chaco.

Von **Albert Amerlan** in Tucuman.

II.

Ueber die Sprache der Matacos.

Wie bereits erwähnt, besitzt jeder der die theils bewaldeten, theils kahlen Ebenen des Gran Chaco durchziehenden Indianerstämme, ausgenommen die Chirigunos, die ein verstümmeltes Guarani reden, seine eigene Sprache, über welche jedoch bis jetzt jeder Anhalt fehlt, mit Ausnahme derjenigen der Matacos, welche Pater Remedi während seines vierzehnjährigen Aufenthalts bei diesem Stamme gründlich studirte und kennen lernte. In Nachstehendem soll versucht werden, so weit es der eng bemessene Raum gestattet, dem Leser einige Mittheilungen über das Wesen dieser immerhin originellen Sprache, die zwar so arm an Worten wie das ganze Volk arm an Gedanken ist, aber dennoch alle Grundelemente zu einer höhern Vollkommenheit besitzt, zu machen.

Die Matacosprache ist reich an Gurgel- und Nasenlauten, weshalb man scharf aufpassen und ein feines Gehör haben muß, um bei der diesen Indianern eigenen undeutlichen Aussprache nicht a mit o oder u, oder umgekehrt, zu verwechseln, da andernfalls das Wort oft einen ganz entgegengesetzten Sinn, als den beabsichtigten, erhält. Dieselbe Aufmerksamkeit hat man auch bei der Aussprache von e und i zu beobachten. Die Vokale werden bald kurz, bald lang ausgesprochen, wodurch die Worte verschiedene Bedeutungen erhalten; so heißt z. B. yŏl todt, yōl müde. Die Konsonanten d, f und r kommen nie vor; das j am Ende eines Wortes sprechen die Matacos wie unser deutsches ch aus.

Für Gegenstände, die diesen Indianern früher unbekannt waren, die sie aber später kennen lernten, haben sie aus den vorhandenen Worten ihrer Sprache Bezeichnungen zusammengesetzt. So kannten sie früher weder Pferd, noch Kuh, noch Schaf, dafür aber andere Thiere, die mit den erwähnten eine entfernte Aehnlichkeit haben. Sie verglichen das Pferd mit dem Tapir, die Kuh mit dem Hirsch und das Schaf mit dem Reh; deshalb nennen sie das Pferd yela-taj (großes Tapir), die Kuh yoare-taj (großer Hirsch), das Schaf zunna-taj (großes Reh), Branntwein yno-taj (großes Getränk).

Auch aus der ſpaniſchen Sprache haben ſie einige Bezeichnungen in die ihrige aufgenommen, dieſelben aber derartig korrumpirt, daß ſie kaum wieder zu erkennen ſind. So die Worte asnú der Eſel, caila die Ziege, mitzi die Katze, tolo der Stier, cheotitas das Maulthier (wörtlich „große Ohren“).

Artikel fehlen dieſer Sprache. Ebenſowenig kennt dieſelbe einen Unterſchied zwiſchen männlichen, weiblichen und ſächlichen Subſtantiven. Auch die Deklination fehlt vollſtändig. Es exiſtiren nur der Singular und der Plural. Was die Bildung des letztern betrifft, ſo wird er durch Anhängung von einem, zweien, auch dreien Buchſtaben an den Singular erzeugt, wie nachſtehende Beiſpiele beweiſen.

Singular		Plural	
hinó	der Menſch	hinól	die Menſchen
asnac	der Mann	asnacai	die Männer
zisna	das Weib	zisnai	die Weiber
us	der Gute	ucis	die Guten
lennec	die Muſchel	lennai	die Muſcheln
juitzag	der Schlechte	juitzés	die Schlechten

Die regelmäßigſte Pluralbildung herrſcht bei den Subſtantiven, welche im Singular auf j endigen; dieſer Buchſtabe wird dann einfach in s verwandelt, z. B.

Singular		Plural	
sinoj	der Hund	sinos	die Hunde
yelatáj	das Pferd	yelatás	die Pferde
alcetáj	die Orange	alcetás	die Orangen

Von dieſer Regel ſind dem Pater Remedi nur zwei Ausnahmen bekannt geworden, nämlich: nisòj die Sandale, nisojés die Sandalen, plittréj der Arme, plitrés die Armen.

Eine beſondere Aufmerkſamkeit verdienen die beiden Worte: huô und ji oder iji. huô bedeutet: Macher, Arbeiter, Jemand, der bei irgend einer Sache beſchäftigt iſt; weshalb die Matacos durch Anhängung dieſes Wortes an die Bezeichnung der Materie eine Menge neuer Worte ſchaffen, mit denen ſie auch alle Handwerke bezeichnen. Z. B. huétto das ſteinerne Haus, huétte-huô der Maurer, joló der hölzerne Pfahl, joló-huô der Zimmermann, jualá der Tag, jualá-huô der Tagmacher, das Morgenlicht.

Die Anhängung der Silben ji oder iji an ein Wort bedeutet eine Sache, die mit einer andern verbunden iſt; wie: yoasetás die Kühe, yoasetásji der Corral, Kuhhof, huaj das Waſſer, huaji der Brunnen, die Quelle, ayoj der Tiger, ayoji Ort, wo der Tiger ſeinen Durſt löſcht, hualá das Licht, hualaji der Leuchter, hojotoj der große Geiſt, hojotoji Ort, wo der große Geiſt wohnt, Kirche.

Was die Zeitwörter betrifft, ſo beſitzen dieſe keine Perſonenkonjugation, ſondern ebenfalls nur einen Singular und Plural: nihuin (ich, du, er, ſie, es) habe, haſt, hat, ihuennin (wir, ihr, ſie) haben, habet, haben.

Will der Mataco einen beſondern Nachdruck auf eine der Formen des Zeitworts legen, ſo ſetzt er eines der wenigen Fürwörter, über welche er disponirt, vor die betreffende Form. Dieſelben ſind: nuslam ich, nuslamil wir, uns, amec du, amai ihr, euch.

Beſitzanzeigende Fürwörter ſind: nu mein, a dein, lu ſein.

Beim Verbum kann man außerdem noch die drei Zeiten Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, ſowie die drei Moden Indikativ, Imperativ und Infinitiv unterſcheiden. Dieſe verſchiedenen Abwandelungen werden aber nicht allein durch Umwandelung der Endſilbe des Infinitiv, ſondern auch durch Vorſetzen und Zwiſchenſchieben von Silben vor oder in den Stamm des Verbum erzeugt.

Betreffs der Steigerung der Eigenſchaftswörter, reſp. der Umſtandswörter, iſt es auffallend, daß ſie außer dem Poſitiv nur den Superlativ, dagegen keinen Komparativ beſitzen. Wollte ein Mataco z. B. ſagen: „Peter iſt beſſer wie Johann,“ ſo würde dies lauten: „Pedlo iis, Juan iisité!“ (Peter iſt gut, Johann iſt nicht gut!)

Der Superlativ wird durch ein langgezogenes Dehnen der vorletzten Silbe des Poſitiv gebildet:

Poſitiv		Superlativ	
iis	gut	iiiiis	ſehr gut
tujueci	weit	tujuecccci	ſehr weit

Die Verneinung wird bei Adjektiven, Adverben und Verben durch Anhängung der Silben ité und eté ausgedrückt:

iis	gut	iisité	nicht gut
maat	ſchlecht	maatité	nicht ſchlecht
nihuén	ich lüge	nihuéneté	ich lüge nicht.

Sehr arm iſt die Sprache an Zahlwörtern, für welche ſie nur die fünf nachſtehenden Bezeichnungen hat: jotojuji eins, jotojuasei zwei, lojtijuayenél drei, jualisiji vier; fünf, ſechs, ſieben u. ſ. w. heißen gleichmäßig nitóc, viel.

Da, wie gezeigt, der Matacoſprache jede Deklination und auch faſt jede Konjugation fehlt, ſo beſtehen die Mittheilungen und Erzählungen dieſer Indianer nur aus einer ganzen Reihe zuſammengeſetzter Wörter, mit ab und zu dazwiſchen geſchobenen einfachen Sätzen. Hier einige Beiſpiele ſolch zuſammengeſetzter Wörter und einfacher Sätze.

ayoj letéc, Kopf des Tigers.
nu lo lu cai, mein Reitthier ſein Zügel.
nu schiá lu huetto nihuin hualá, mein Vater ſein Haus hat Licht.
nu chila lu chiéjua maatité, mein Bruder ſeine Frau iſt nicht ſchlecht.
a huóc ona amai, dein Herr ruft euch.

Mit wenigen Strichen iſt hier das Skelet der auf der unterſten Stufe der Entwickelung ſtehenden Matacoſprache entworfen, die, ſo arm an Worten und Formen ſie auch iſt, dem Bedürfniſſe der einfachen braunen Naturkinder doch vollkommen genügt.

Als ſicher darf wohl angenommen werden, daß die Civiliſation, wenn ſie unter den Matacos einſt feſten Fuß faſſen ſollte, woran vor der Hand nicht zu denken, die alte Sprache nicht weiter ausbilden, ſondern dem Untergange weihen wird, um an ihre Stelle das ſpaniſche Idiom zu ſetzen; ein Schickſal, das den Sprachen aller wilden nomadiſirenden Völker Südamerikas früher oder ſpäter bevorſteht.

Wie nennen ſich Völker?

Von **Rudolf Kleinpaul.**

V.

Die Phyſiognomie eines Volkes wird nicht allein durch körperliche Merkmale, ſondern zugleich durch ſeine Tracht, ſeine Kleidungsſtücke, ſeine Waffen, ſeine Schmuckgegenſtände beſtimmt. Dem Römer, der keine Hoſen trägt, der ſie wenigſtens erſt ſpät unter der Kaiſerherrſchaft angezogen hat, fallen die „Bracae“ der aſiatiſchen und nordiſchen Stämme auf; wie uns umgekehrt der Kilt der Bergſchotten und die Fuſtanella der Griechen auffällt. Was Wunder, wenn nun Namen wie Bracati oder Φουστανελάδες gebildet werden? Man könnte ſagen, die Menſchen theilen ſich in Culottes und Sans-Culottes, wenn nicht die Republikaner von 1793 wirklich lange Hoſen getragen hätten; ſie trugen nur keine Kniehoſen (la culotte courte).

Faſt regelmäßig entlehnen oder bekommen politiſche Parteien ihre Namen von gewiſſen Abzeichen oder Farben: aus der franzöſiſchen Revolution ſind z. B. noch die Rothmützen oder Bonnetsrouges, aus dem Lamaïsmus die Gelbmützen bekannt, und im modernen Rom führen die Anhänger des Papſtes den Spitznamen Haſenjäger oder Caccialepre: er ſchreibt ſich aus dem Jahre 1867 von den päpſtlichen Freiwilligen her, deren dunkelgraue Uniform an Feldjäger erinnerte. Schon die Kreuzfahrer hießen ſo von dem rothen Kreuz, das ſie mit Hinweiſung auf Luc. 14, 27 auf der rechten Schulter trugen. Aber Mützen und Abzeichen charakteriſiren nicht bloß Parteien, ſie charakteriſiren auch ganze Völker. Ein Stamm in Centralaſien führt den türkiſchen Namen Karakalpaken, Schwarzmützen; der Name der Katten, eines germaniſchen Volksſtammes, hängt wohl unzweifelhaft mit dem engliſchen hat, Hut, zuſammen und iſt von der Tracht eines Filzhutes abzuleiten. Ihre Verwandten, die Heſſen, heißen dagegen nach dem blauen Kittel, den ſie bis auf den heutigen Tag tragen, Kittelmänner:

„Der Kittelmänner acht ich klein,
Für ihn werd ich wohl ſicher ſein,“

rief Pfalzgraf Philipp im Jahre 1500 dem Landgraf Wilhelm von Heſſen zu; worauf denn die heſſiſchen Kriegsleute ſämmtlich einen weißen Kittel anziehen mußten, und

der Kittel-Heſſen kam ſo viel,
daß der Pfalzgraf verlor das Spiel.

So haben die Engländer für die obenerwähnten Blackſet auch den Namen Kleinröcke (Small-Robes), und die Käfirs an den Abhängen des Hindukuſch, welche Pelze aus ſchwarzen Ziegenfellen tragen, gelten für Sijapoſch, d. i. Schwarzröcke.

Ich will dahingeſtellt ſein laſſen, ob die Savoyarden — Savoyard iſt genau ſo wie das engliſche Spaniard gebildet — ihren Namen von den Holzſchuhen haben, die in Frankreich sabots heißen; ſie würden ein Pendant zu den piemonteſiſchen Sabatati, den Waldenſern, und zu der Sekte der Zoccolanti bilden. Dergleichen Holzpantoffeln, die man in Alpengegenden häufig antrifft, führt das Volk auch in Oſtpreußen unter dem Namen Korken, nicht zu verwechſeln mit den litauiſchen Pareſken, die aus Lindenbaſt geflochten ſind. Es ſei beiläufig erwähnt, daß von dieſen Pareſken der Berliner Ausdruck „Pariſer“ für ein Paar Morgenſchuhe herkommt.

Bei kriegeriſchen Völkern werden naturgemäß die Waffen den entſcheidenden Eindruck machen und den Namen geben. So hat man die Germanen ſelbſt als Speermänner oder Germänner erklären wollen, während ſie wahrſcheinlich die guten Schreier, die ungeſtüm tobenden und Schrecken einflößenden Krieger ſind, als welche die niederrheiniſchen Franken den Galliern erſchienen (kelt. garmwyn, d. i. Schreier, Rufer). Einzelne deutſche Stämme ſollen, wie die Cheruſker und die „Sveordveras“, nach ihren Schwertern, oder wie die Baſtarner nach ihren geflochtenen Schilden benannt ſein. Es ließe ſich wohl für jede Waffe ein entſprechender Volksname auftreiben, und es iſt intereſſant, daß die bogenberühmten Skythen auch „Bogenſchützen“ heißen. Skythen wurden die Bewohner des heutigen Rußland von den Griechen genannt. Man hat darin eine Gräciſirung des Namens Tſchuden erkennen wollen; aber wahrſcheinlich bedeutet Σκύθης „Bogenſchütze“ und ſtammt aus deutſcher Wurzel. Τόξαρις hieß ein Skythe, der noch vor Anacharſis nach Athen gekommen und Freund des Solon geweſen ſein ſoll. Dieſes Toxaris iſt nur eine Ueberſetzung von Skythe.

Valois behauptet, das Wort Picard komme von piquer, im Sinne von beleidigen, anſtoßen, weil die Träger dieſes Namens, „irasci celeres“, leicht etwas übelnehmen und pikirt ſind. Er fügt hinzu, daß aus demſelben Grunde ihre Nachbarn, die den gleichen Fehler haben, Flamänder genannt worden ſeien, nämlich nach der Flamme, als ob man hätte andeuten wollen, daß ſie leicht Feuer fangen. Aehnlich ſind die Bewohner von Orleans bekannt ihrer ſcharfen Zunge wegen, die man mit dem Stachel einer Weſpe vergleicht (Guêpe d'Orleans). Mit beſſerm Grunde glaubt man, daß der Name Picarden von der Geſchicklichkeit herkomme, mit welcher ſie die Pike handhabten, eine Waffe, deren ſie ſich zuerſt im Krieg bedienten; es würde dies zugleich an eine andere Etymologie von Langobarden erinnern, wonach dieſe ſo ihrer Streitaxt oder Barte wegen heißen.

Für die Langobarden als Langbärte würden die Spanier und die Portugieſen etwa Barbudos ſagen, indem bei ihnen Adjektiva auf -utus den Beſitz mit prägnantem Sinn anzeigen: brazudo ſtarkarmig, ojudo großäugig, cabelludo haaricht. Auf dieſe Art iſt der Name Botocuden entſtanden. Botoque heißt auf Portugieſiſch ein Faßſpund; da nun die hölzernen Pflöcke, welche ein braſilianiſcher Indianerſtamm in Ohren und Unterlippen befeſtigt, beinahe ſo ausſehen, ſo hat man das Wort Botocudos, etwa „Verſpundete“ oder meinetwegen „Stöpſel“, daraus gemacht und auf den betreffenden Indianerſtamm bezogen.

VI.

Wem die Volksnamen nicht bloß taub in die Ohren klingen, wer in ihnen charakteriſtiſche Titel, ſinnvolle Prädikate erblickt, die ihren Werth nur nachträglich verloren haben, der macht Bekanntſchaft mit gar verſchiedenen Leuten. Mit guten und böſen, hohen und niedrigen, vornehmen und geringen. Er findet gute Geſellſchaft und ſchlechte Ge-

ſellſchaft wie unter den einzelnen Menſchenkindern. Nur leider ſind dieſe Prädikate nicht immer ausſchlaggebend; man muß erſt zuſehen, wer ſie gegeben hat: Stolz, Eitelkeit, Neid und Mißgunſt ſpielen unter den Völkern dieſelbe Rolle wie unter den Individuen.

Es iſt beſonders die edle Eigenſchaft der Freiheit, aus der die Namen vieler, natürlich immer herrſchender Stämme hervorgegangen ſind. So leitet J. Grimm nicht nur den Namen der Franken und der Frieſen aus der gothiſchen Wurzel freis = frei, ſondern erklärt auch die Sueven = Schwaben als Leute „sui juris“, wobei er annimmt, daß auch dieſe Namen von fremden Nachbarn beigelegt worden ſeien; wie viel ſchöner, ſagt er, klingt die von fremden Nachbarn zugetheilte Benennung, das ſicherſte Anerkenntniß öffentlicher Freiheit! (Geſchichte d. d. Sprache §. 777.) Zweifelhaft aber könnte man doch ſein, ob nicht andere Ehrennamen, deren die Ethnographie voll iſt, vielmehr von den Eigenthümern ſelber aufgebracht und adoptirt worden ſeien. Zwar laufen die Begriffe von Freiheit und Aufrichtigkeit, Muth und Ruhm namentlich im Alterthum zuſammen, wie ja das franzöſiſche Adjektiv franc notoriſch aus dem Völkernamen hervorgegangen iſt. Doch ſteht ein derartiges Selbſtlob einerſeits der menſchlichen Eitelkeit zu ähnlich, ja wir ſehen die Menſchen ſich nur zu gern mit ihrem Volksnamen brüſten; andererſeits neigen die Völker vielmehr zur Herabſetzung und Verſpottung als zum Preiſe ihrer Nachbarn, der blinden Heſſen, der inertes ac stulti Cherusci (Tac. Germ. 36) u. ſ. w. Wenn die Arier im Gegenſatze zu den verachteten Paria die Guten oder Edlen heißen; wenn die Daken = Dänen die Leuchtenden und Lichten, die Bructerer die Glänzenden, die Eſthen die Geehrten, die Cimbern die Kämpfer oder Helden (eigentlich die Raubhelden, aber Raub und Mord waren dem Alterthum keine entehrenden, vielmehr ruhmvolle und heroiſche Handlungen) — wenn ſie das ſein wollen, ſo kann man faſt mit Beſtimmtheit annehmen, daß ſie ſich dieſe Titel ſelber zuerkannt, während wir umgekehrt, ſo oft wir einem recht gemeinen Schimpfwort begegnen, ſicher ſein dürfen, daß es von den lieben Nachbarn herrühre.

Der beſte Beweis iſt, daß unzählige bereits gebildete und geläufige Völkernamen im Munde anderer Nationen zu Schimpfwörtern herabgeſunken ſind — eine höchſt intereſſante und lehrreiche Studie, die wir aber hier nicht anſtellen können, weil ſie einem andern Gebiete, dem der Antonomaſie, angehört, während wir hier der Entſtehung der Namen ſelber lauſchen.

Dagegen wollen wir noch einen Blick auf ſolche Namen werfen, welche der Hauptbeſchäftigung eines Volkes entnommen ſind: die Beſchäftigung bedingt den Charakter und umgekehrt, daher die Völkernamen auch hierfür wieder oft genug typiſch geworden ſind. Dergleichen Namen, die gleichſam ein Amt anzeigen, laſſen ſich leicht ausfindig machen: der der Chaldäer ſcheint mit der von ihnen gebrauchten Keilſchrift, der der Pariſii, der Ahnen der heutigen Pariſer, mit dem Schiffshandwerk zuſammenzuhängen, daher Paris noch heute ein Schiff im Wappen führt; aber wir wollen hier lieber einen großen, bedeutenden Völkernamen anziehen, den der Ruſſen.

Wenn der Berliner Taubſtumme von Engländern ſpricht, ſo macht er die Geberde des Ruderns, das heißt, er nennt ſie die Ruderer. Wirklich bedeutet dies der Name „Ruſſen“, welcher keineswegs ſlaviſchen Urſprungs iſt, ſo wenig wie die Stiftung des ruſſiſchen Reichs von Slaven ausgegangen iſt; ſie iſt es vielmehr von germaniſchen Einwanderern. Der Name Ruſſen iſt hergeleitet von dem Namen „Rodſen“, d. i. Ruderer, wie die Finnen die fahrenden Banden der von Schweden herüberkommenden Normannen nannten, mit denen ſie ſchon früh in bald feindliche, bald friedliche Berührung kamen, und die ſich, von den Slaven ſelbſt zur Beendigung langwieriger innerer Verwirrung herbeigerufen, 862 dauernd zunächſt am Ladogaſee niederließen; Ruß iſt eine Genitivform, zu der man „Leute“ zu ergänzen hat, eine im Finniſchen häufige Erſcheinung, ſoviel wie „Ruder(-leute)“. Schweden iſt alſo das Heimathland der Ruſſen, und noch heute nennen die Finnen Rußland das Wendenland (wenne-moa), Schweden dagegen das Ruſſenland (ruotse-moa).

Der Wurzel nach iſt der in Finnland entſtandene Name Ruß allerdings nicht finniſch, ſondern ſkandinaviſch. Von den Finnen kam er zu den Slaven, dann wohl durch Vermittelung der Chazaren zu den Griechen und Arabern, die ihn in erweiterter Bedeutung faßten, wie ſich dieſe gleichfalls in Weſteuropa bildete und von dort nach Rußland eindrang. Die Finnen nun übertrugen den Namen von den eigentlichen Ruſſen, die bald von ihnen wegrückten, auf alle Schweden, während die Slaven, die für dieſe einen ganz andern Namen wählten, mit „Ruß“ am Finniſchen Buſen angeſiedelte, mit ihnen befreundete ſchwediſche Anſiedler bezeichnet haben müſſen. Dann dehnt ſich der Name mit ihrer Herrſchaft aus.

Die Eigennamen, welche in den erſten Jahrhunderten der ruſſiſchen Geſchichte vorkommen, ſind ein Beweis dafür. Ihre Träger, die ſich ſelbſt Männer von ruſſiſcher Geburt nennen, ſind ſkandinaviſcher, ſpeciell ſchwediſcher Abkunft, ja ſie führen auf die drei Landſchaften Upland, Södermanland und Öſtergötland als auf die urſprüngliche Heimath des Ruſſenſtammes, dem Finniſchen Buſen gerade gegenüber, wo die ſtumpfe Ausbiegung der ſchwediſchen Küſte und die Brücke der Alandsinſeln von Alters her zum Uebergang nach Oſten einluden. Für die Schweden, ihre Verwandten im Weſten, brachten die Ruſſen am Finniſchen Buſen den Namen Waräger, d. i. Schutzbürger, auf, die, wenn ſie über die Oſtſee kamen, beſondere Vorrechte genoſſen. Gleichzeitig mit der Herrſchaft der Ruſſen in jenen Gegenden entſtanden, verbreitete er ſich für die Skandinaven zu den anderen Völkern und verdrängte das frühere Ruß zu derſelben Zeit, wo dieſes eine ganz andere Bedeutung zu erhalten anfing.

VII.

Die Holländer nennen uns Moſſen: „Hy is uit 't moſſenland.“ „Hy heeft de moſſespraak.“ „Beroerte moſ.“ Sie nannten zunächſt die Hollandgänger ſo, d. h. jenes Wandervölkchen, welches ſich alljährlich zur Zeit der Heuernte oder des Torfſtichs aus dem Münſterlande, dem Lüneburgiſchen und auch aus Hannover nach Holland begiebt, um dort Verdienſt zu ſuchen; dieſelben, welche ſie auch mit dem Namen Hannreken oder, wohl im Hinblick auf das Heumähen, mit dem Namen „groene Duitſchers“, grüne Deutſche, beehren. Sie nannten aber ſpäter die geſammten Deutſchen Moſſen, ja ſie ſchelten ſogar gelegentlich die Bewohner der niederländiſchen Provinzen Geldern und Overyſſel, die ſich dem Deutſchthum nähern, ſo. Man kann das nur der geringen Vorliebe, ja der Feindſeligkeit zuſchreiben, welche die Niederländer zumal in früheren Zeiten gegen alles Deutſche hegten, und die durch einzelne ihrer Dichter, wie beſonders durch Willem Bilderdijk, auf das Kräftigſte genährt ward. Der Ausdruck, Plural von Moſ, hängt jedenfalls nicht mit Moſ = Zeiſig, ſondern mit Muff zuſammen, was einige wörtlich nehmen, indem es an die Pelzmuffe der weſtfäliſchen Soldaten erinnern ſoll, welche im Winter 1665 unter Bernhard von

Galen die Niederländer schlugen, während nach Anderen ein plumper mürrischer Mensch darunter zu verstehen ist; übrigens scheint es, daß er nicht bloß dem äußern Wesen, sondern namentlich auch der Sprache der niederdeutschen Nachbarn galt, welche den Holländern merkwürdigerweise nicht sehr wohllautend vorkam.

Das ist freilich eine allgemeine Beobachtung. Was uns an fremden Menschen zu allererst auffällt, fast ehe wir noch ihre übrigen Sonderbarkeiten bemerken, ist, daß sie unsere Sprache nicht verstehen und diese nicht sprechen können, respektive, daß wir ihre Sprache nicht verstehen und sie nicht sprechen können.

Es ist nicht lange her, daß ein ostpreußischer Gutsbesitzer in einem Berliner Gasthof den Kellner rief und ihm folgenden Befehl ertheilte: „Schicken Sie mal die Mariell rauf, daß sie mit dem Kodder kommt, ich habe den Schmand verschwadert" — und daß der Kellner zum Besitzer lief und sagte, es sei ein Herr oben, der spreche wohl Deutsch, aber es könne ihn keiner verstehen.

So heißt es, daß dereinst zwei reisende Bretonen nach Lyon kamen und hungerig nach „bara" und „gwin", will sagen nach „Brot" und „Wein", schrien, aber von Niemand verstanden wurden, und daß daher das Wort baragouin für ein unverständliches Gerede komme. Ja, in Folge dessen heißt im Französischen bretonner oder parler bret selber stammeln, eigentlich Bretonisch, d. h. für einen Franzosen unverständlich reden.

Dieser auf Gegenseitigkeit beruhenden Verkehrsunfähigkeit verdanken ihre Entstehung etliche der wichtigsten Völkernamen.

Nicht selten werden sie kurzweg aus so ein paar auffälligen Wörtchen fabricirt. Wie gewisse Phrasen und Gebete gern zu Spitznamen religiöser Sekten werden, z. B. „Bog milui" (Gott erbarme dich) zu dem der Bogomilen oder „Fate bene Fratelli" (Thut wohl, Brüder) zu dem der Barmherzigen Brüder in Italien, der Benfratelli: so erlangen wohl ein paar zufällig hingeworfene Silben bei Fremden, die sie zufällig aufgeschnappt haben, den Rang von Völkernamen. Bekanntlich nannten die Holländer die mehrerwähnten Ureinwohner am Kap der guten Hoffnung, die Koi-koin, nach zweien ihrer gewöhnlichsten Schnalzlaute Hottentotten. Diese Schnalzlaute (clicks) werden durch ein Anlegen der Zunge an die Zähne oder an verschiedene Stellen des Gaumens und durch ein rasches Zurückschnellen hervorgebracht; die beiden in Rede stehenden gebrauchen wir selbst, der eine (hott) ist ein bekanntes Fuhrmannswort, mit dem andern (tott) drücken wir Verdruß und Tadel aus. Man hat deshalb die Hottentottensprache mit der Sprache der an Kröpfen leidenden Alpenbewohner oder mit dem Geschrei des Truthahns verglichen. Aehnlich heißen die Makedo-Walachen, ein rumänisches Volk der Balkanhalbinsel, die von den Griechen und Südslaven als „hinkende Walachen" (Kutzowlachen) bezeichnet werden, Zinzaren, weil sie in ihrem Dialekte, der sich durch Vorliebe für das härtere z auszeichnet, zinz statt tschintsch (fünf) sagen. In Frankreich nennt man j und g nach Kinderart wie z aussprechen: zézayer. Endlich gehört hierher auch der Name Yucatan. Als nämlich die Spanier die Küsten des Landes 1506 betraten, fragten sie die Indianer, wie es hieße. Diese antworteten: juca tan, d. i. Was sagt ihr? — Sie ahnten wohl nicht, daß diese simple Frage fortan in allen geographischen Lehrbüchern Europas als ihr Name figuriren werde.

Unter den Romanen sind aus der Partikel der Bejahung wichtige Ländernamen hervorgegangen. Von der mit oc = hoc bejahenden Sprache erhielt ein großer Theil des südlichen Frankreich den Namen „la Languedoc", während das übrige Frankreich „la Langue d'oui", eigentlich „la Langue d'oïl" genannt ward; dieses oïl ist so viel wie hoc illud. Beide Partikeln entsprechen unserm „das ist's", dem griechischen ταῦτα. Im Gegensatz zu Frankreich nannte Dante Italien „il dolce paese, dove il sì suona"; dieses si ist das lateinische sic, statt dessen der Römer in bejahendem Sinne lieber ita setzte.

Minder unmittelbar nennen sich die Völker unter einander mit Worten ihrer eigenen Sprache Stammler, Stumme und Hauderhauder. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Griechen die Barbaren nach ihrer ihnen fremdartig klingenden Sprache bezeichneten und daß das Wort βάρβαρος mit lat. balbus, d. i. stammelnd, übereinstimmt. Zwar kann man auch βορβορύζειν = kollern, knurren, und Persisch barbar = geschwätzig, närrisch vergleichen, so daß nicht sowohl auf die Unvollkommenheit als vielmehr auf die Seltsamkeit und gleichsam Menschenunähnlichkeit der Sprache Rücksicht genommen wäre, etwa wie der römische Advokat Polyänos den Cimbern und Teutonen thierische Stimme beimaß, Julian die Gesänge der rheinischen Deutschen dem Rabengekrächz verglich und auch die romanischen Nationen unsere Sprache Pferdegewieher und Hundegebell gescholten haben. Doch würde Barbar, als Stammler, auf das Genaueste dem obigen bretonner entsprechen.

Wem fallen bei dem Wort Barbaren nicht die Barabra, die Bewohner des obern Nilthals, ein? Beide Namen sind in der That einander analog. Denn Barabra kommt von arabisch brr, nicht sprechen können, babbeln, lallen. Die Nubier nennen dagegen wieder die Aegypter spöttischerweise Wod er-Rik, Söhne des Schwemmlands. Andererseits ist wohl aus dem Namen Barbaren der Name Berbern für die Ureinwohner des nordwestlichen Afrika hervorgegangen. Seit der Besitznahme von Marokko, Tunis, Algier, Tripolis durch die Türken kam allmälig der Name Berbern oder Barbaresken für die Bewohner auf, man bezeichnete sie als Barbaren wegen des systematischen Seeraubs, welchen sie trieben, und wegen der Grausamkeit, mit welcher sie die in ihre Hände gefallenen Christen behandelten. Berbern und Barabra sind nicht zu verwechseln.

Die Slaven gehen noch weiter. Sie bezeichnen den Deutschen geradezu als Stummen, Njemetz, und dieses Wort hat eine ungeheure Verbreitung gewonnen, indem es in den Mund der Ungarn (nemet), der Kalmücken (nemesch), der Türken (nemtsche) und der Araber (nimsâwi) übergegangen ist. Da die Ungarn selbst „nix dajes" sprechen wollen, so ist es billig, daß der hunczfut német, der deutsche Hundsfott, kein Magyarisch spricht. Sie haben auch einen andern Fluch, wo sie für den Deutschen „Schwob", d. i. Schwabe, sagen. Dem Njemetz setzt Miklosich den Slovenen (slovjentz) als deutlich Redenden entgegen; Slaven wären danach überhaupt die „Redenden", gleichsam das Wort (slovo) Besitzenden. Allerdings werden diese letzteren Namen erst durch den Gegensatz hervorgerufen worden sein, da an sich einem Volke die Gabe der Rede zu natürlich erscheinen muß, um sie besonders hervorzuheben. Nach Grimm (Gesch. 226) wäre Slave mit Sueve, d. i. frei, identisch, und nach einer seltsamen Ironie daraus wieder das Wort Sklave hervorgegangen. Doch erscheint unsere Erörterung um so mehr gerechtfertigt, als auch der Name der slavischen Jazygen, die 170 n. Chr. das römische Reich angriffen, auf diese Weise zu erklären und auf russisch jazik, Zunge, zurückzuführen ist.

Gerade so nennt man auf Cuba neu importirte Sklaven, die noch nicht Spanisch sprechen, bozales, d. i. Maulkörbe, weil sie gleichsam den Mund nicht aufmachen können.

Nur beiläufig, weil von geringerm Umfang, sei erwähnt,

daß wie die fremde Sprache, ſo mitunter auch die fremde Religion zur Bildung eines Volksnamens Veranlaſſung gegeben hat. Käfir heißt im Arabiſchen ungläubig, und dieſer Name wird von den Arabern nicht nur den chriſtlichen Europäern, ſondern auch zwei heidniſchen Völkern beigelegt, für welche er nun auch bei den Chriſten, zunächſt den Portugieſen, ſelber in Gebrauch gekommen iſt: den Käfirs an der Grenze des öſtlichen und weſtlichen Hochaſien und den Kaffern in Südafrika. Außerdem nennen die Mohammedaner ſo auch die in Perſien und Oſtindien noch übrigen Bekenner des Parſismus, die ſogenannten Gebern (perſiſch ghebr), und daraus iſt wiederum das türkiſche Giaur hervorgegangen.

Ein anderer gemeinſamer Name für viele Völker bei den Mohammedanern, z. B. für die Barea, und die allgemeine Bezeichnung der heidniſchen Neger von Seiten der chriſtlichen Abyſſinier, ſpeciell der Bazen oder Kunama, iſt das ebenfalls „Heiden“ bedeutende Schangalla oder Schankala.

Am bequemſten haben es ſich die Engländer gemacht. Als techniſchen Ausdruck für alle Gläubigen im Gegenſatz zu den Hindu, Mohammedanern und Buddhiſten hat die engliſche Amtsſprache das Wort „Andere“ (Others) eingeführt. Dieſes „Andere“ iſt in ſeiner primitiven Einfalt eine ſeltene Perle von einem Völkernamen. Es gemahnt an den Thurm zu Babel, wo ſich die Völker ſchieden und es zum erſten Male Andere gab auf der Welt. Es ſpricht unumwunden aus, daß Völkernamen nur etwas Relatives ſind und daß ſie nur auf Gegenſeitigkeit und Wechſelbeziehungen beruhen. Und ich habe noch andere Schafe, heißt es im Evangelium, die ſind nicht aus dieſem Stalle; dieſelben muß ich herführen und wird Eine Herde und Ein Hirte werden. Wenn das geſchähe, ſo wären die Unterſchiede der Menſchheit abermals ausgeglichen, die „Anderen“ gingen mit den „Einen“ brüderlich zuſammen und ſie könnten wiederum ſprechen: „Wohlauf, laſſet uns eine Stadt und einen Thurm bauen, deſſen Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen.“

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Prof. Dr. Friedrich Umlauft hat ſein mehrfach empfohlenes geographiſch-ſtatiſtiſches Handbuch „Die Oeſterreichiſch-Ungariſche Monarchie“ (mit 150 Illuſtrationen. Wien, A. Hartleben, Preis 6 Gulden) in zweiter Auflage umgearbeitet und erweitert erſcheinen laſſen, Ungarn darin mehr als bisher berückſichtigt, Bosnien und die Herzegowina neu aufgenommen und ein ſehr dankenswerthes Ortsverzeichniß hinzugefügt. Der allgemeine Theil behandelt die phyſiſche Geographie und Statiſtik, der beſondere namentlich die Topographie, und hier ſind ſchon die Reſultate der letzten Volkszählung aufgeführt. Das Werk eignet ſich für ein größeres Publikum ſowohl zum Nachſchlagen als zur Lektüre, für letztern Zweck namentlich die anderen Werken entlehnten „Charakterbilder“ einzelner beſonders intereſſanter Objekte.

Derſelbe Verlag ſandte uns von ſeinen „Illuſtrirten Führern“ (ſ. „Globus“ XLI, S. 382) drei neue Bände, nämlich: 1) Heksch und Kowszewicz, Führer durch die ungariſchen Oſtkarpathen, Galizien, Bukowina und Rumänien (mit 50 Illuſtrationen und 6 Karten; Preis 3,60 Mark), für dieſe Länder wohl das erſte derartige Werk, in welchem nur zu blättern uns ſchon von Intereſſe war; 2) Führer durch Trieſt und Umgebungen (Aquileja, Görz, Pola, Fiume, Venedig, Iſtrien, Quarnero und Pontebbabahn) (mit 36 Illuſtrationen und 5 Karten; Preis 2,70 Mark) und 3) Rabl, Führer durch Nieder-Oeſterreich (mit 65 Illuſtrationen und 1 Karte; Preis 3,60 Mark). Die Ausſtattung der Bücher iſt vorzüglich, der Preis mäßig, die Illuſtrationen ſind gut und, ſoweit wir zu urtheilen vermögen, naturgetreu; ſie ſcheinen uns für den länger an einem Orte verweilenden Sommerfriſchler beſonders geeignet.

— Im Syſtem der Flüſſe Eruslan und Turgun an der Grenze der Gouvernements Aſtrachan und Samara liegt ein großes Gebiet von lehmig-ſalzhaltiger Bodenbeſchaffenheit. Daſſelbe gehört dem aſtrachaniſchen Kazakenheere und lag bis zum vorigen Jahre vollkommen wüſt, ſo daß nicht einmal Vieh dort Weide fand. Die Verwaltung des Kazakenheeres hatte im Jahre 1880 den Ingenieur Samſonow mit dem Nivellement dieſes Landſtriches beauftragt. Nach raſcher Erledigung dieſer Arbeit ſchlug der Genannte die Anlage eines Dammes vor, welcher den Abfluß des Waſſers aufhalten und eine Bewäſſerung des ganzen Striches ermöglichen ſollte. Nach Anweiſung der nöthigen Gelder ſchritt Herr Samſonow zur Ausführung des Baues und ſtellte in kurzer Zeit einen Damm von 5 Werſt Länge und ¾ Saſhen (1,6 m) mittlerer Höhe her. Zur Befeſtigung der Böſchungen legte man 7000 Quadratſaſhen (1 Saſhe = 2,134 m) Raſen und zum Feſthalten des Raſens wurde rohes Strauchwerk verwendet, zum Schutze gegen den Anprall des Waſſers aber Flechtwerk hergeſtellt. Kaum war der Damm fertig, ſo bedeckte ſich eine Fläche von 1000 Desjatinen mit Waſſer und das Durchſickern deſſelben zu beiden Seiten des überſchwemmten Raumes begann. Schon im Jahre 1881 zeigte ſich in Folge des Dammbaues Gras und zwar von den beſten Sorten an Stellen, wo vorher gar nichts wuchs, auch Holztriebe ſchloſſen ſich an und verſprechen ſich zu Baumwuchs zu entwickeln.

(Nach dem „Aſtrachan. Spraw. Liſtok“.)

Aſien.

— Die Einwanderung der Juden in Paläſtina hat durch den Befehl des Sultans, daß ihnen dieſelbe überall in der Türkei, aber nicht in Paläſtina geſtattet ſei, keine merkliche Unterbrechung erlitten. In Folge hiervon entſtehen immer wieder neue Judenquartiere außerhalb der Stadtmauer Jeruſalems. Gegenwärtig ſammeln ſich dieſelben in dem Raum zwiſchen dem Damaskusthor und den Königsgräbern, woſelbſt ein großes Judenſpital gebaut werden ſoll. Die Stadt Jaffa iſt angefüllt mit einwandernden Judenfamilien, die ſich irgendwo anzuſiedeln gedenken. Ein Theil derſelben hat in der deutſch-amerikaniſchen Kolonie eine zeitweiſe Unterkunft gefunden. Es ſind theils wohlhabende Leute, die ſich in den verfügbaren Räumen der Wohnhäuſer eingemiethet haben, und ihre Kinder in die Tempelſchule ſchicken, theils ſind es arme Familien, die in Zelten wohnen. Sie ſuchen Land zur Anlegung jüdiſcher Kolonien zu erwerben; jenſeits Jaffur iſt es ihnen gelungen, ein Stück Land zu kaufen, auf welchem 14 Familien ſich niederlaſſen ſollen. Die Wahl dieſes Platzes iſt in geſundheitlicher Beziehung zu billigen, weniger dagegen in Hinſicht der Tragfähigkeit des

Bodens, indem derselbe viele Sandstrecken enthält. Die jüdische Kolonie am Audschehfluß (unweit nordöstlich von Jaffa), welche sich nur durch die Rücksicht auf die Tragfähigkeit des Bodens leiten ließ, ist unter anderm auch wegen der ungesunden Lage des Orts gescheitert. („Warte des Tempels".)

— Am 14. (26.) Mai 1882 ist zum ersten Male ein Dampfer, „Moskwa", von 60 Pferdekraft und mit nur geringem Tiefgang, nachdem er durch das Eismeer in den Jenisei eingelaufen, in Krasnojarsk angekommen um fortan regelmäßige Fahrten zwischen der genannten Stadt und Jeniseisk aufzunehmen.

— Die aus Ost-Turkestan auf russisches Gebiet eingewanderten Solonen und Torgouten erweisen sich, wie die Sibirische Zeitung mittheilt, von großem Nutzen für ihr Wohngebiet. Sie sind arbeitsliebend und zuverlässig; mit ihrer Hilfe sind zahlreiche Staats- und Privatgebäude in Ziegelbau sehr billig ausgeführt worden. Der General Kolpakowski hat ihnen für ihre Ansiedelung mannigfache Freiheiten bewilligt. Die meisten von ihnen sind bereits zum Christenthum übergetreten, sie haben in der Hauptansiedelung einen Geistlichen, der in ihrer Muttersprache den Gottesdienst abhält, und auch schon eine gute Schule.

— Mittheilungen der Turkest. Ztg. aus Pendshekent besagen, daß die Expedition des Dr. Regel mit dem Topographen Kosjakow eigentlich von Pendshekent aus über den See Iskander-kul und den Paß Mura nach Hissar und von dort über die Stadt Bal-Dshuan nach Darwaz gehen wollte. Die Nachrichten über die schwierige Passirbarkeit der Wege in Folge des bedeutenden Schneefalles von vergangenem Winter ließen ihn jedoch die Richtung ändern und einen neuen Weg von Pendshekent aus über den Karatag und Hissar einschlagen. Nach Aussage der Führer ist dieser Weg ganz bequem, führt auf einem Bergplateau entlang und bietet in geographischer Beziehung besonderes Interesse, weil Russen auf diesem Wege noch nie gegangen sind. Während der Reise wird der Topograph Kosjakow neben der Beschreibung und Aufnahme der Oertlichkeit auch eine Anzahl Höhenbestimmungen mit dem Aneroidbarometer vornehmen.

— Lieutenant Amédée Gautier, welcher ursprünglich (s. „Globus" XLI, S. 255) beabsichtigte, von Bienhoa in Französisch-Cochinchina nach Hué, der Hauptstadt von Annam, zu wandern, hat diesen Plan aufgegeben, sich bei den Moïs auf der Grenze von Annam Kambodia und Cochinchina festgesetzt und will dort mehrere Jahre lang die Sprache und die Sitten jener Wilden studiren. Ueber seine bisherigen Wanderungen sind mehrere Briefe in dem „Compte Rendu" der Pariser Geographischen Gesellschaft (Nr. 8, 9) veröffentlicht worden, denen wir Einiges über Land und Leute im Nordosten von Französisch-Cochinchina entnehmen.

Das Land am Ufer des Dougnai (etwa 11° 25′ n. Br. und 105° 3′ ö. L. Paris) ist von einem sehr verworrenen Dickicht bedeckt. Die hier und da dichter stehenden großen Bäume haben nicht über 2 m, meistens nicht über 1,20 m Durchmesser; alles Uebrige ist ein für jedes Wesen mit Ausnahme der Rhinoceros und Elephanten undurchdringliches Gewirr von Bambus. Die Elephanten, die hier in Menge vorkommen, haben sich nach allen Richtungen hin Wege getreten und, wohl zum Besten ihrer Jungen, alle Hindernisse bei Seite geschafft; alle 2 bis 3 km weit haben sie Lichtungen im Walde hergestellt. Zu Gesichte hat sie Gautier nicht bekommen; aber häufig hat er gehört, wie sie kaum zehn Schritte von ihm entfernt flohen, was sie mit solcher Geschicklichkeit thun, daß man oft nicht das Geringste von ihnen gewahr wird. Für einen Jäger ist das Land ein wahres Paradies; es giebt Pfauen in Menge, Rehe, Hirsche, Bisons (cou-minh) von gewaltiger Größe, Büffel, Tiger, Panther, Waldhühner, Fasanen, Affen, kleine Hirsche u. s. w. Nirgends giebt es schönere und mannigfaltigere Schmetterlinge, als dort; wahre Wolken dieser Thierchen in den buntesten Farben fliegen umher, und man fängt mit dem Netze ihrer vier bis fünf auf einmal. Das erste Dorf der Moïs, welches Gautier betrat, bestand aus mehreren Hütten; obwohl eine einzige fast die ganze Bevölkerung beherbergte; die anderen später besuchten Dörfer hatten nur eine. Dieselbe ist sehr reinlich, etwa 1½ m hoch, 6½ m breit und 40 bis 50 m lang; inwendig findet sich alle 7 bis 8 Schritt weit in der Mitte der Längsachse ein Herd, der wahrscheinlich die Stelle einer Haushaltung bezeichnet. Das Haupt der Familie, Großvater oder dergleichen, wohnt dort, umgeben von seiner Nachkommenschaft und sonstigen Verwandten. In gewissen Fällen, wahrscheinlich wenn eine Familie zu sehr anwächst, wird eine Kolonie ausgesendet, welche dann noch eine Zeit lang von dem alten Dorfe unterhalten wird, bis sie die Bäume gefällt und verbrannt und Reis, Tabak u. s. w. gepflanzt hat. Es giebt Dörfer, welche offenbar schon viele Jahre bestehen, und wieder andere ganz jungen Datums; im Allgemeinen aber glaubt Gautier, daß diese Wilden erst verhältnißmäßig kurze Zeit diese Sitze innehaben. Denn er fand bei ihnen nicht die geringste Tradition von irgend einem Ereignisse, das sich an diese Gegend knüpfte; außerdem scheinen die Ansiedelungen noch nicht alt zu sein, die Leute kennen die Umgebung ihrer Dörfer nicht und das Eigenthum ist noch ein kollektives, lauter Anzeichen, welche dafür sprechen, daß diese Moïs ihre jetzigen Sitze noch nicht lange, vielleicht noch kein Jahrhundert lang, inne haben. — Was die Leute selbst anlangt, so sind die Männer meist prächtige Gestalten mit gut entwickelter Brust. Die Frauen sind gewöhnlich häßlich, aber gut gebaut, mit vollen Brüsten, die selbst nach dem ersten Kinde keine Falten zeigen. Prostitution kommt nicht vor, da die Frau, die zunächst nur als ein sehr nützliches Hausthier betrachtet wird, dadurch ihren einzigen Anspruch auf Werthschätzung verlieren würde; auch steht dem die patriarchalische Verfassung des Stammes entgegen.

Afrika.

— Dr. C. Keller, welcher sich im vergangenen Frühling behufs zoologischer Studien namentlich in Suakin (Sawakin) am Rothen Meere aufgehalten hat, benutzte die Gelegenheit, den Farbensinn der dortigen Eingeborenen zu prüfen, und berichtete darüber in der Neuen Züricher Zeitung wie folgt: „Ich habe auch die ethnographisch nicht unwesentliche Frage des Farbensinnes bei diesen Völkern zu verfolgen gesucht und nahm in Gemeinschaft eines hiesigen, mit der Sprache vollkommen vertrauten Kaufmannes zahlreiche Untersuchungen vor. Es wurde nämlich insbesondere von dem englischen Premierminister Gladstone und dem deutschen Sprachforscher Lazarus Geiger die Ansicht ausgesprochen, daß der Kulturmensch erst in historischer Zeit seinen heutigen Umfang des Farbensinnes erworben habe, daß zum Beispiel die Kulturvölker des Alterthums die kurzwelligen Farben, wie Blau und Violett, nicht unterscheiden konnten.

Theoretisch wurde gefolgert, daß die Naturvölker noch heute auf einer tiefern Stufe der Farbenwahrnehmung und Farbenunterscheidung stehen und vermuthlich kein Organ für Blau u. s. w. haben. Obschon ich diese Theorie für unrichtig halte und schon früher meine Gründe hierfür veröffentlicht habe, so schien mir die Gerechtigkeit zu erfordern, den Aethiopier nach dieser Richtung zu prüfen, da wir über ihn keine Angaben besitzen.

Die Resultate haben mich überrascht. Der Küstennubier (der Sawakinese) unterscheidet alle Farben des Spektrums mit Leichtigkeit und in nubischer Sprache nennt er: Roth = adarob, Orange = cureumija, Grün = sotai, Blau = samanibo, Violett = adermareeb, Schwarz = hadel, Weiß = erab. Dagegen ist der Farbensinn beim Nubier der Berge nicht so gut entwickelt. Gut unterscheidet er Weiß, Schwarz, Roth und Grün. Orange kennen die Meisten. Dagegen kennt er das Blau nicht und verwechselt es

faſt ſtets mit Schwarz. Violett' dagegen unterſcheidet er ziemlich gut."

— Baron John von Müller ſchreibt uns Ende Juli aus Heidelberg: „Vor Kurzem von meiner letzten afrikaniſchen Reiſe zurückgekehrt, erlaube ich mir Ihnen mit wenigen Worten meine Routen mitzutheilen. Mein Ziel, die Habab-Länder, erreichte ich von Maſſawa auf nördlichem Wege, durch die Schellek-Savannen. Ich überſchritt eine Anzahl von Flußbetten, welche noch nicht in die Karte eingetragen ſind, wendete mich bei Woad-Gan den Falkat aufwärts, über den Keibat-Paß in das Anſabba-Thal und folgte demſelben aufwärts bis Senhit. Von hier marſchirte ich durch das Barka, über Zaga nach Kaſſala an den Atbara. Folgte dem Fluß bis Tomat, und kehrte dann über den Lebka nach Maſſawa zurück. Nach 21ſtündigem Aufenthalte ſchiffte ich mich hierauf nach Zeila ein, durchkreuzte das Gebiet der Iſa- und Gadaburſi-Somalen, ſowie die Waldgebirge der Nolli-Galla, hielt mich einige Zeit in Harrar auf und kehrte dann über Zeila, Aden und Hodeïda nach Europa zurück. Die Reiſe iſt ohne Hinderniſſe abgelaufen, und bin ich mit den Reſultaten zufrieden. Es hätte bedeutend mehr geleiſtet werden können, wenn mir ein Begleiter zur Seite geſtanden hätte; ſo war ich nur auf eigene Kräfte angewieſen. Mit Theodolith und Sextant wurden eine erhebliche Anzahl von Längen und Breiten genommen, darunter endlich aus zwölf Beobachtungen die Länge von Kaſſala. Mit Hypſometer, Hygrometer und drei Barometern wurden Höhen gemeſſen, und bei ſämmtlichen Beobachtungen mit größtmöglicher Genauigkeit verfahren. Ein Itinerar wurde beſtändig geführt. Schöne ethnologiſche und geologiſche Sammlungen und Sprachproben, welche letztere verloren gegangen, wurden eingeheimſt. Leider ſchwebe ich über das Schickſal der Sammlungen auch noch im Dunkeln, dieſelben wurden vor circa ſechs Wochen in Suez aufgegeben, ſind aber bis auf den heutigen Tag noch nicht eingetroffen. Mein nächſtes Ziel werden die Schneeberge ſein, doch werde ich wohl kaum noch in dieſem Jahre dorthin aufbrechen, da ich viel Material zu verarbeiten habe."

— Die Mailänder „Società d'esplorazione commerciale in Africa" hat beſchloſſen, ihre handelsgeographiſchen Verſuche in der Cyrenaica (ſ. oben S. 61) aufzugeben, und will nun in Harrar eine Handelsſtation errichten.

— Von H. Coſtenoble in Jena iſt eine deutſche Ueberſetzung von Joſeph Thomſon's Reiſewerk, auf welches wir ſchon bei ſeinem Erſcheinen aufmerkſam machten (ſiehe „Globus" XL, S. 46 und 47), ausgegeben worden unter dem Titel: „Expedition nach den Seen von Central-Afrika in den Jahren 1878 bis 1880" (Preis 11 Mark). So ſehr es anzuerkennen iſt, wenn hervorragende fremde Reiſewerke — und zu dieſen gehört dasjenige des jungen, tüchtigen und vielverſprechenden Geologen — durch Ueberſetzung dem größern Publikum zugänglich gemacht werden, ſo erſcheint es uns doch erforderlich, daß ſolche Arbeiten nicht Leuten anvertraut werden, welche weder von der Geographie noch von der engliſchen Sprache genügende Kenntniſſe haben. Band I, S. 210 ſpricht der Ueberſetzer von der Linie vulkaniſcher Thätigkeit, „die ſich von dem Kap Colony bis nach Abeſſinien erſtreckt"! S. 216 und 217 erzählt er uns etwas von „Biberöl", das ihm vom Biber zu ſtammen ſcheint, ohne zu ahnen, daß Castoroil Ricinusöl iſt, und II, 163 hat ein Neger einen „amerikaniſchen Lendenſchurz" an, ſoll heißen einen ſolchen aus americano, dem in Afrika aus den Vereinigten Staaten eingeführten Baumwollſtoff u. ſ. w.

Auſtralien.

— Süd-Auſtralien geht mit dem großen Projekte um, die von der City of Adelaide nach Port Auguſta an der Spitze des Spencer Gulf laufende Nordbahn durch Central-Auſtralien bis Port Darwin an der Nordküſte fortzuſetzen. Durch die am 17. Mai 1882 erfolgte Eröffnung der 54¾ Miles langen Strecke von Beltana (30° 53′ ſüdl. Br. und 138° 50′ öſtl. L. Gr.) bis Farina oder the Government Gums (30° 30′ ſüdl. Br. und 138° 22′ öſtl. L. Gr.) hat die Nordbahn von Adelaide ab eine Länge von 406½ Miles erreicht. Eine weitere, nordwärts laufende Strecke von 30 Miles bis Hergott Springs iſt im Bau begriffen. Eine Geſellſchaft engliſcher Kapitaliſten in London hatte ſich der ſüdauſtraliſchen Regierung gegenüber erboten, dieſe transkontinentale Bahn in fünf Jahren bis Port Darwin zu vollenden, wenn ihr dagegen zu beiden Seiten des Bahnkörpers Ländereien im Umfange von 57 Millionen Acres (ungefähr 4188 deutſch-geographiſche Quadratmeilen) eigenthümlich überwieſen würden und wenn die Kolonie der Geſellſchaft das Anlagekapital während der Bauzeit mit 4 Procent verzinſte. Die Regierung hat ſich jetzt dahin ſchlüſſig gemacht, dieſe Offerte abzulehnen und den großen Bau ſtufenweiſe mit eigenen Mitteln der Kolonie ausführen zu laſſen. Es ſoll die transkontinentale Bahn von Hergott Springs ab der Linie des Ueberlandtelegraphen folgen und in nordweſtlicher Richtung um den Lake Eyre herum zunächſt auf 150 bis 200 Miles fortgeſetzt werden, und gleichzeitig ſoll von Port Darwin aus mit dem Bau einer erſten ſüdlichen Strecke von Palmerſton, der Hauptſtadt des nördlichen Northern Territory, nach den Goldfeldern am Pine Creek, 150 Miles, begonnen werden. Ferner beabſichtigt man von Hergott Springs aus eine centrale Bahn in nordöſtlicher Richtung nach der ſüdweſtlichen Grenze von Queensland, und eine gleiche von der Eiſenbahnſtation Terowie (33° 8′ ſüdl. Br. und 139° 7′ öſtl. L. Gr.) über Bimbowrie (32° 7′ ſüdl. Br. und 140° 9′ öſtl. L. Gr.) nach den in der nordweſtlichen Ecke der Kolonie Neu-Süd-Wales in 29° 30′ ſüdl. Br. und 141° 30′ öſtl. L. Gr. gelegenen Barrier Ranges zu bauen. Man hofft durch beide Bahnen den Handel des fernen Weſtens von Queensland und Neu-Süd-Wales für Süd-Auſtralien zu gewinnen. Endlich will man die von der City of Adelaide über Mount Lofty nach Nairne (35° 5′ ſüdl. Br. und 139° 10′ öſtl. L. Gr.) der Vollendung ſich nahende Eiſenbahn in ſüdöſtlicher Richtung bis Border Town (36° 20′ ſüdl. Br. und 140° 45′ öſtl. L. G.) fortſetzen, wo ſie ſich mit der bis dahin zu verlängernden Weſtbahn der Kolonie Victoria vereinigen ſoll. Es würden in dieſer Weiſe die Cities of Melbourne und Adelaide durch Eiſenbahnen verbunden werden. Die Länge all dieſer neuen Bahnen in Süd-Auſtralien wird ungefähr 700 Miles betragen.

Inhalt: Samurzakan und Abchaſien II. (Mit ſieben Abbildungen.) — Fr. Grabowski: Reiſebriefe aus dem ſüdlichen Borneo I. (Mit einer Abbildung.) — Albert Amerlan: Die Indianer des Gran Chaco II. (Schluß). — Rudolf Kleinpaul: Wie nennen ſich Völker? (Schluß). — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Aſien. — Afrika. — Auſtralien. (Schluß der Redaktion 3. September 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Literariſcher Anzeiger Nr. 13. — 2. Proſpect: Tägliche Rundſchau. Zeitung für Nichtpolitiker. Herausgegeben von Friedrich Bodenſtedt.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Samurzakan und Abchasien.

(Nach dem Französischen der Madame Carla Serena.)

III.

(Sämmtliche Abbildungen, wenn nicht anders bezeichnet, nach Photographien der Madame Carla Serena.)

Von Eschketi an hatte ein Tschapar (berittener Führer, Postillon) aus dem Dorfe Bedia, welcher russisch sprach, die Reisende begleitet und dieselbe in sein Haus eingeladen. Auf der Schwelle fanden sie die Frau mit ihrer Tochter, einer reizenden kleinen Blondine mit blauen Augen, von welcher die Fremde mit ebenso großem Erstaunen angeblickt wurde, wie von ihrer Mutter mit Furcht. Ein zehnjähriger Knabe begrüßte den Tschapar mit großer Ehrerbietung; es war sein Pflegling, Sohn eines seiner Freunde, und ebenso von Adel, wie er selber. Im Austausche hatte dieser Freund den ältern Sohn des Tschapar adoptirt, ein im Kaukasus gewöhnliches Vorkommniß. Ein solches Band zeigt sich oft stärker als das der Verwandtschaft; die Knaben bleiben mehrere Jahre lang bei ihren Pflegevätern, die für sie wie für ihre eigenen Kinder sorgen. Von hier aus unternahm Madame Serena am 16. und 17. November 1881 Ausflüge zu den oben beschriebenen Ruinen der Kirche und des Klosters, um eine Anzahl von Photographien derselben anzufertigen; die warmen Schwefelquellen 10 Werst von dem Dorfe Tkwartscheli aber, welches von Bedia aus etwa in einem halben Tage zu erreichen ist, blieben diesmal unbesucht, da der Weg dorthin zur Winterszeit unpassirbar ist. Aber in den heißen Monaten Juni bis August strömen Kranke, besonders Mingrelier, dorthin, um Heilung zu suchen. Ihre Ansprüche sind nicht groß: zum Obdach dient ein Baum oder eine Felsgrotte, Milch, Käse und Schaffleisch liefern die Hirten der umliegenden Berge und ein Topf zum Bereiten der Maissuppe vervollständigt die Küche.

Unweit dieser Thermen entspringt der reißende Galizga, durchfließt einen Theil von Abchasien und mündet zwischen Otschemtschiri und Ilori in das Schwarze Meer. Sechsmal muß man ihn durchfuhrten, um von Tkwartscheli aus den 12 Werst entfernten großen Ort Pokweschi zu erreichen. Von da sind es nur wenige Werst bis Beslahuba und weitere sieben bis Otschemtschiri. Die Straße zwischen den beiden letzteren Orten führt durch einen natürlichen Park, welcher an Pracht alles übertrifft, was Kunst zu leisten vermag. Herrlichere Alleen, mannigfaltigeres und dichteres Buschwerk kann man sich kaum vorstellen: Eichen, Platanen und Linden breiten ihre mächtigen Aeste über die mit goldgelben Blüthen bedeckten Azalien aus. Erstaunt und entzückt reitet man dahin, bis man plötzlich aus dem Walde herauskommt und das Schwarze Meer vor sich erblickt: Otschemtschiri ist erreicht.

Vor etwa einem halben Jahrhundert nahm dichter Wald von Buchsbäumen diese Stelle ein; derselbe gehörte der tscherkessischen Fürstenfamilie der Antschibeia, welche ihn dem letzten Ahn, Michael Scherwachidze, verkaufte. Dieser ließ das Dickicht forträumen, durch türkische Architekten und Handwerker sich einen Palast errichten und gab dem Orte seinen heutigen Namen, welcher „mit Buchsbäumen bewachsene Stelle“ bedeutet. Eine weit verbreitete Sage will wissen, daß der Baumeister alsdann getödtet

machen ist, auch in dem Kupfer- und Stahl- wie Holzschnitt-Verfahren, das Bild in Farben zu drucken, und auch sie haben neue Wege, damit zu Ende und zu gutem brauchbaren Resultate gelangen. Technische Arbeiten von Hervorragendem sind ferner in Kupferstich und Radirung, sowie auch von den graphischen Reproductions- und Vervielfältigungs-Künsten, wie Lithographie, Holzschnitt, Autographie, Heliotypie und die Künste der Photographie, Photolithographie, Photogravure, Photozinkographie, Photoxylographie, Photochromie, Photochromolithographie, auch Emaillirte und weitere Metallarbeiten, Metallschnitt, Metallätzung, Metallgravirung, Metallschnitt, Metallätzung, Metallgravirung, Metallschnitt, Metallätzung, Metallgravirung

ſich, wenn es in Otſchemtſchiri regnet, ſofort wieder in ihr weißes Gewand zu hüllen. Die Berge ſind unten mit Kaſtanien, weiter hinauf meiſt mit Eichen, Platanen und Buchsbäumen bewachſen. Der Boden dort iſt vortrefflich, die Luft überaus klar und rein.

Der Diſtrikt Otſchemtſchiri zerfällt in zwei Theile, Samurzakan und Kodor, ſo genannt nach dem gleichnamigen Fluſſe, deren jeder ſeinen Vorſteher hat. Dieſelben ſind dem Bezirkschef in Otſchemtſchiri unterſtellt und wohnen in Okum (für Samurzakan) und Otſchemtſchiri (für Kodor). Nach der Verbannung des Ahu, der trotz ſeiner Tyrannei als Abkömmling eines alten, ſeit dem 15. Jahrhunderte regierenden Geſchlechtes doch eine gewiſſe Sympathie beſaß, hatte die ruſſiſche Regierung ihr ſchweres Stück Arbeit mit dieſem energiſchen und ungebildeten Bergvolke, welches der Einführung einer neuen Regierung natürlich abgeneigt war und bis auf den heutigen Tag jede Arbeit und jeden Handel als Schande anſieht. Beim Bau des engliſch-indiſchen Telegraphen war es unendlich ſchwer, eingeborene Arbeiter aufzutreiben, und als ſpäter in der Nähe von Otſchemtſchiri eine Straße gebaut werden ſollte, weigerten ſich die Bauern, etwas anderes zu thun, als Bäume für die nöthigen Brücken zu fällen und herbeizufahren; Erde grüben ſie nur, um ihre Todten zu beſtatten. Das in Abchaſien eingeführte Militärregiment iſt auch nicht dazu angethan, die Keime der Civiliſation oder gar die Neigung zu Gewerben und Handel raſch zu entwickeln. Aller Handel befindet ſich in den Händen der Griechen und namentlich der Türken, welche die wenigen Produkte des Landes, Mais, Wachs, Honig, Nüſſe und Holz, nach Batum und Trapezunt ausführen.

Als Madame Serena im Herbſte des vorigen Jahres Otſchemtſchiri wieder beſuchte, fand ſie, daß das Niederbrennen des Ortes demſelben in mancher Beziehung nur nützlich geweſen war: er iſt jetzt größer und beſſer gebaut, der Bazar und die öffentlichen Gebäude ſind geräumiger,

Ruinen des alten Palaſtes des Ahu in Otſchemtſchiri.

die Häuſer von freundlicherm Ausſehen. Zu den hübſcheſten gehört dasjenige des Bezirkschefs, bei welchem die Reiſende Gaſtfreundſchaft genoß. Auf der andern Seite des Ortes liegt der Bazar und am Ufer des Meeres ein Beobachtungsthurm, der zugleich ein Leuchtfeuer trägt. Dicht dabei wohnen in einem Häuschen türkiſche Zimmerleute, welche Madame Serena photographiren wollte; aber als ſie die Gruppe ſchon geſtellt hatte, kam ein Mollah dazu und hieß ſie ſich entfernen, da ihre Religion das Porträtiren verböte.

Von Otſchemtſchiri aus unternahm die Reiſende eine Anzahl von Ausflügen, bei denen ihr ein ruſſiſcher Offizier als Führer und Begleiter diente. So nach der halbmondförmigen Dſchamiſch-Bai, in welche der gleichnamige Fluß mündet; die anſtoßende Ebene wird mit Vorliebe von den Hirten aufgeſucht, weil Waſſer und Weide dort von beſonderer Güte ſind. Ein anderer Punkt von Intereſſe iſt die etwa 8 Werſt entfernte Kirche von Ilori, welche lange Zeit bei der abergläubiſchen Bevölkerung in hohem Anſehen geſtanden hat und das Ziel zahlreicher Pilgerfahrten geweſen iſt. Der Weg dorthin führt über die Ebene und durch den Fluß Galizga, jenſeits deſſen man ſich ſchon auf dem Gebiete der Gemeinde Ilori befindet. Dort wird die Straße vorzüglich; es iſt die Militärſtraße, welche einſt gebaut wurde, um Okum mit Samurzakan zu verbinden.

Die Ueppigkeit der Vegetation und die Pracht der Bäume zu beiden Seiten derſelben ſteht in ſcharfem Gegenſatze zu den ärmlichen hier und da zerſtreuten Wohnungen. Das von einer Mauer umgebene Heiligthum liegt inmitten einer weiten Ebene; neben dem Thore befindet ſich eine kleine Niſche mit einem Bilde des heiligen Georg, des Schutzpatrons der Kirche. Auf einem alten kupfernen Dreifuße ruhte ein Opferſtock; aber der zerbrochene Deckel und das fehlende Schloß zeigten, daß ſchon lange keine Gabe mehr dort dargebracht worden war. Die Kirche ſcheint jüngern Urſprungs zu ſein, als der daneben ſtehende Glockenthurm, deſſen fünfſeitige Kuppel in ſchönem byzantiniſchen Style erbaut iſt; eine gewundene Treppe von 26 Stufen führt zum Thurme hinauf, in welchem ſtumm und unbeweglich fünf große Bronzeglocken hängen, deren eine den Namen Scherwachidze trägt. Unten aber dehnt ſich der melancholiſche Kirchhof aus, auf welchem nur Erdhaufen ohne Blumen und Gitter die Ruheſtätte der Todten bezeichnen.

Im Style erinnert das Innere der Kirche an die von

Abenteuer in Klingenthal, als plötzlich Gewehrfeuer in seine Gedanken hineinknallte. Er sah, wie sich die Tore der Burg langsam öffneten und eine Abteilung Landsknechte heraustrabte. Voran ritt unser Hauptmann Hans Heinrich von Ehrenberg, dessen Gesicht vor Wut und Haß verzerrt war. Er ritt auf Hermann zu, und ehe dieser sich's versah, hatte ihn der Hauptmann durch eine Lanzenstoß schwer verwundet.

Gefangennahme von Hermann von Ehrenberg.

Jetzt war Hermann Gefangener. Was er befürchtet hatte, war eingetroffen. Sein Vater hatte ihn verraten. Er wußte, daß ihn nun Folter und Tod erwarteten. Aber er war ruhig und gefaßt. Er hatte seine Pflicht getan, und sein Gewissen war rein. Er dachte an seine Mutter, an Gertrud und an seine Freunde. Er betete zu Gott, daß er ihnen Kraft und Trost geben möge, damit sie sein Schicksal ertragen könnten. Er dachte auch an seinen Vater, der ihn verraten hatte, und betete für ihn, daß Gott ihm seine Sünde vergeben möge.

Am frühen Morgen führten Soldaten Hermann aus dem Gefängnis. Er wußte, daß es zum Richtplatz ging. Er sah die Menschen, die sich vor den Toren der Burg versammelt hatten, um ihn zu sehen. Er hörte ihr Geschrei, aber keine Worte. Er sah den Richtblock und den Henker mit seinem Beil. Er kniete nieder und betete zu Gott. Dann stand er auf und sah den Himmel, die Wolken, die Vögel, die Bäume, die Blumen, die Menschen, die Soldaten, den Henker, den Richtblock, das Beil, alles zum letzten Male. Er dachte an seine Mutter, an Gertrud und an seine Freunde. Er dachte auch an seinen Vater, der ihn verraten hatte, und betete für ihn, daß Gott ihm seine Sünde vergeben möge. Dann legte er sich auf den Richtblock, und sein Kopf fiel unter dem Beil des Henkers.

Digitized by Google

noch eine kurzes weißliches Aussehen zu verwehren, bat Rügholzer den Diener anweisen, ihn

Der Wächter mit den Schätzen bei Nacht von Zeus.

Kampf der Wächter mit Zeus.

ing kurz beschäftigte sich Rügholzer mit dem Gedanken, die Schätze, die Wächter, die Wächterin, die Schlangen, die Wächterin und Hyane als Allegorien zu deuten, doch gelang es ihm nicht, irgend welche Anhaltspunkte dafür zu finden, er ließ daher, um Zeit zu gewinnen, seine Gedanken schweifen. Diese kehrten bald zurück, und er sah, daß der Wächter mit den Schätzen der Allmacht sei, daß er die Schätze, die Wächterin, die Schlangen, die Hyane, die Kampfe mit den ungeheuren Gestalten

Reiſebriefe aus dem ſüdlichen Borneo.

Von **Fr. Grabowski.**

II.

Kampong Djankang, 13. Auguſt.

Raden Muda unternimmt eine Inſpektionsreiſe ins Innere und ich ergreife die glückliche Gelegenheit ihn zu begleiten. Wir haben 15 Ruderer mit uns, die, wie wir ſelber, gut bewaffnet ſind. Am erſten Tage erreichten wir, nachdem Kampong Maſaran paſſirt war, den großen Buſong (Sandbank) Tumbang Totos, wo wir keineswegs frugal ſupirten, denn Raden hat in Java, wo er ein Jahr am Hofe des Sultans von Djokdjokarta lebte, etwas europäiſchen Geſchmack bekommen. Am nächſten Tage kamen wir zunächſt nach Kampong Kotta Baru. Kotta heißt ein Kampong, wenn er durch Palliſaden befeſtigt iſt. Fünf ſehr lange Häuſer mit etwa 400 Einwohnern unter Pembakal „demang sulah“, die Männer zum Theil ſchön tatuirt. Ich ſah hier auch bei einem jungen Manne ein für ſchön gehaltenes, entſtelltes Gebiß. Die ſechs oberen Zähne waren ausgefeilt, die unteren ſechs mit dem Harz von Katunä-Holz tiefſchwarz gefärbt und angebohrt, und ſteckten in den Löchern kleine, ſehr blank gehaltene Goldnägel. Ein ſolches Gebiß heißt patek. Abends Station am Buſong Bajoe.

Am folgenden Tage berührten wir die Kampongs Getas, Tapen, wo Vorbereitungen zum Tiwah getroffen wurden, dann am rechten Ufer des Kapuas Kotta Poedjon. Hier ſchenkte mir Pembakal domang raho eine primitive Violine „kanjapi“ mit zwei Rottanſeiten aus ſehr leichtem Lintang-Holz, nach deren Tönen ein kleiner Junge den njinah (Kriegstanz) ausführte, und eine suling (Flöte aus Bambu mit vier Löchern). Ich ſah und zeichnete viele bis 2000 Gulden koſtende heilige Töpfe, Blanga rempah, Halimaung Sambas, Bazir rantian, Lalang rangkang u. a. Station wurde bei Kampong Muara kawattan gemacht, mit ungefähr 50 Einwohnern. Am Ufer viele Hütten auf Flößen (lanting) von Händlern, welche Rottan, Guttapercha, Kautſchuk, Holz, Harz, Reis u. a. aufkaufen. Von einer Frau, die vom Goldwaſchen kam, erſtand ich gegen drei Perlenſchnüre etwas Goldſtaub. Das Waſchen geſchieht in einer im Grunde vertieften hölzernen Schale „dulang“, aus welcher durch rotirende Bewegung der Sand abgeſchwemmt wird. Am Donnerſtag erſter Halteplatz an der Sandbank Katja Trahong, wo ich ſelber Gold waſchen ließ, dann vorüber am Kampong Sarongkong und Moeroh. Abends Ankunft in Mangkirik. Hier ließ ich mir Morgens durch einen Bazir (Zauberer) und eine Blian, ein wirklich ſchönes Frauenzimmer, einen Geſang in Sangiang-Sprache vortragen. Dabei ſchlugen beide eine lange und ſchmale Trommel und operirten derart, daß die Blian recitirte, was der Bazir, der übrigens in Weiberkleidern war, vorſang.

Auf der Fahrt ſah ich bei Kampong Lawang Baungan eine dajakiſche Schmiede. Der Blaſebalg beſteht aus einem doppelt durchbohrten Stück Eiſenholz, in dem ſich zwei mit Hühnerfedern bebundene Stempel auf- und abbewegen und die Luft durch zwei Bambusröhren ins Feuer blaſen. Neben einem ſehr primitiven Hammer und Ambos beſteht die Zange nur aus einem geſpaltenen Stück Bambu. Es wurde ein kleines, langgäi genanntes Meſſer geſchmiedet, welches in einer beſonderen Scheide am Mandau, ihrer Hauptwaffe, getragen wird. Mittags kamen wir bei ungemeiner Hitze hier, im Kampong Djankang, an.

Kampong Rudjak, 14. Auguſt.

An den Kampongs Batu Sampong, Hurung kampin und Soengei Ringin vorüber gelangten wir hierher und wurden mit großen Ehren empfangen. Der Platz vor dem ſehr langen und hohen Hauſe war gereinigt (!), mit Flaggen aus sarong geziert und für mich und Raden ein Sonnenzelt hergerichtet. Kaum hatten wir Platz genommen, ſo erſchienen fünf junge, feſtlich gekleidete weibliche Weſen, von denen eine den sangkai sepah trug, einen verzierten Stab, an welchem hieſige Cigarretten und sepah (Sirihprimen) hingen und begannen den ngandon, einen Geſang in der Ot-Danom-Sprache, welche von Rudjak an geſprochen wird, mit feierlichem Ernſt und erträglichen Stimmen. Namentlich hatte die Führerin einen guten Alt. Ich verſtand kein Wort, obwohl mir das Poeloepetakiſche nicht mehr fremd iſt. Während des Geſanges wurden Raden und mir von einer Schönen Cigarretten angezündet und den Leuten auf der Pran sepah in den Mund geſteckt. Dann gruppirten ſich die fünf um ein beſonders mit Flaggen geſchmücktes Hampatong zum Babégal-Tanz. Am Fuße deſſelben lag ein gebundenes Schwein und mehrere Hühner. Der Tanz ſelber beſteht in einem abwechſelnden Beugen und Strecken des Körpers und ſieht nicht übel aus. Dann mußten unſere Ruderer den Tanz erwidern. Sie heben dabei rythmiſch die Arme. Zum Tanze werden canon, garantong und die große gandong geſchlagen. Die Beine werden von den Frauen zum Tanze mit benda, einem gelb färbenden Stoffe, eingerieben, während ein Mann ihnen Oel aufs Haupt gießt und in Bambu gekochten Reis giebt. Dann wurde ein Menſchenſchädel geholt, ebenfalls an den Hampatong gebunden und von hieſigen Männern ein wilder Kriegstanz, „ngandjan“, ausgeführt. Am Schluß deſſelben erſtach einer das Schwein, ſo daß Blut auf den Schädel ſpritzte, und alle vollzogen an einander mit dem Blute das „menjaki“. Schließlich kauerten alle nieder und ein Mann ſchwang den mit Pinang-Blättern geſchmückten Schädel ſowie zwei Hühner ſegnend über ihren Köpfen, zu welcher Ceremonie ſich ſelbſt alte Frauen herandrängten. Wir erhielten ein großes Stück Schweinefleiſch und Reis und ich ſchenkte den fünf Tänzerinnen gelbe Glasperlen.

Kampong Tumbang Taran, 17. Auguſt.

Nach einer herrlichen Fahrt, auf welcher wir zwölf kleine Waſſerfälle paſſirten, wurden wir hier von dem Diſtriktshäuptling des obern Kapuas, Tomonggong Tiki, matjan di gunung (Tiger des Berges), empfangen. Er wohnt in dem eine halbe Tagereiſe den Soengei Taran aufwärts liegenden Kampong Labeho koran. Ich hatte Mühe, bei ſeinem Anblicke ernſt zu bleiben, obgleich er ſich ſehr frei und ſeiner Würde bewußt benahm. Seine Beine waren bis obenhin nackt; oberhalb trug er eine nach hieſigem Geſchmack mit Silber geſtickte Jacke, an der ſich vorn ein breiter rother Streifen befand. Das in einem dicken Knoten hervorquellende Haar bedeckte eine ſchirmloſe Mütze, welche ein Korporalband ſchmückte. Auf einem kleinen rangkan

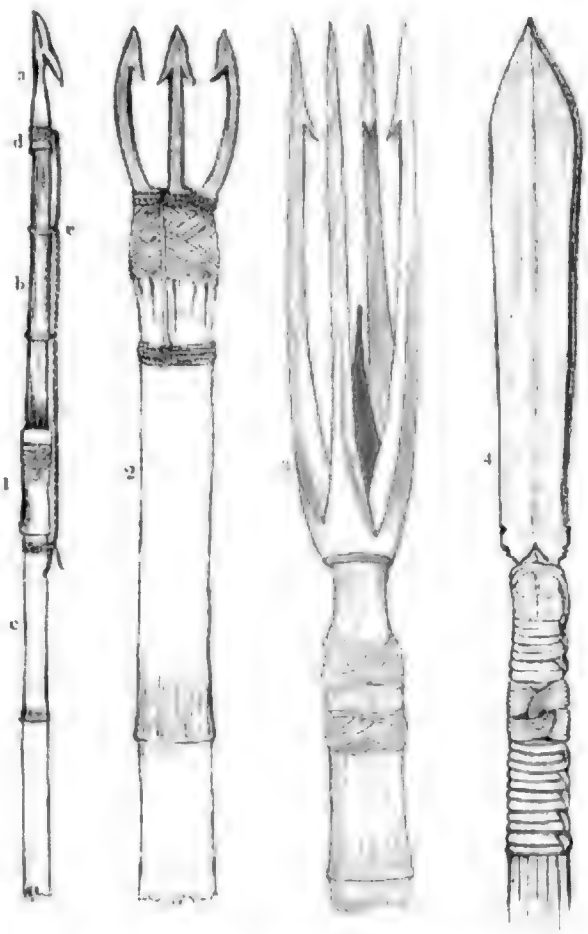
(Boot) habe ich von hier aus noch den nächſten Waſſerfall beſucht.

Nachts ſchlief ich der größern Sicherheit wegen in einem ſehr verwahrloſten Hauſe; denn von Rudjak ab iſt es nicht mehr geheuer und ſämmtliche Kampong-Häuptlinge begleiten uns mit bewaffneter Schar. Wenn ich zum Sammeln ausſteige, werden erſt einige Mann vorgeſchickt, um das Terrain zu rekognoſciren, da hier die ſo berüchtigten und in der That ſehr gefürchteten Kajau (Kopfſchneller) vom Stamme der Olo Ot, die im Buſch leben, ihr Weſen treiben.

Tumbang Hiang, 1. September 1881.

Ohne uns an den Kampongs viel aufzuhalten, die rian und Stromſchnellen mit großem Geſchrei der Ruderer glücklich paſſirend, mit einem kleinen Abſtecher nach Lawong Pandaug am Soengei Kowab, der am rechten Ufer des Kapuas einmündet und wo mir der Pembakal Ngabe Mambal Waffen ſchenkte, und fernerhin auf unſerer Rückreiſe durch Schießen und Fahnenziehen vielfach feſtlich empfangen, ſind wir glücklich hierher zurückgekehrt.

Heute wurde mir zu Ehren ein großartiger Fiſchzug veranſtaltet. Um halb ſechs brachen wir von hier in drei kleinen rangkan auf, während auf den Wäldern ein leichter Nebel lag (eine in der heißen Jahreszeit gewöhnliche Erſcheinung bei 73° F.) und einige Sterne noch zu ſehen waren. Etwa 15 Minuten den ſeit einigen Tagen beſtändig im Steigen begriffenen Strom abwärts fahrend, bogen wir dann am rechten Ufer in den ſchmalen und wegen vieler Baumſtämme ſchwer befahrbaren Nebenfluß Soengei Batarik ein. Allgemach wurde es hell und bald ertönte auch der Wald von dem vielſtimmigen Chor der Vögel. Zahlreiche Bäume an beiden Ufern waren von oben bis unten mit den verſchiedenartigſten Farren bedeckt, unter denen einige Ophidioglosseen die Länge von 2 Metern erreichten. Von einem kleinen Reishäuschen aus begaben wir uns über Land nach den zum Fang auserſehenen Lawang, wie ſie am Kapuas und überhaupt an den Flüſſen dieſer Gegend nicht ſelten ſind. Das Baſſin war ungefähr ein Kilometer lang und zwölf Meter breit, hat nur ſpärlichen oder ſo gut wie keinen Abfluß und führt den Namen Lawang djelitong. Wir wurden mit großem Geſchrei von etwa 180 Eingeborenen, Männern, Frauen und Kindern aus den Kampongs Tumbang Hiang und Rungkolajang, empfangen. Sie waren zu drei bis fünf in kleinen Booten vertheilt, welche zur Hälfte mit einem milchweißen Safte angefüllt waren, der durch Zerklopfen einer towä, von den Malaien tuba genannten Wurzel gewonnen wird und der die Luft ringsum ſtark aromatiſch geſchwängert hatte. Einzelne waren noch mit dem Zerklopfen beſchäftigt, während andere durch Uebergießen mit Waſſer und Treten mit den Füßen den Saft ausdrückten. Zu dieſem Fiſchfange waren 500 etwa armdicke Wurzeln geſucht worden, und in einer langen Reihe ſtanden die kleinen aus wenigen Pfählen beſtehenden und mit kadjang gedeckten Hütten, in denen die meiſten hier ſchon vierundzwanzig Stunden zugebracht hatten. Nachdem wir in die für uns bereit ſtehenden Boote geſtiegen waren, verkündete den in Zwiſchenräumen rings um den Lawang poſtirten Booten ein Schuß, daß begonnen werden ſollte, und nun wurde der Saft ins Waſſer geſchüttet, die Faſerreſte aber ſo lange mit Waſſer durchgeknetet, bis daſſelbe ungefärbt ablief, und ſchließlich auf Baumäſte niedergelegt. Der Saft ſinkt auf den Grund und hat eine ſo betäubende Wirkung, daß die erſten kleinen Fiſche nach 10 Minuten, die erſten größeren nach 15 Minuten an der Oberfläche des Waſſers erſchienen und nach Luft ſchnappten. Nun begann die Jagd. Jedes Boot war mit mehreren Dohok, kleinen mit einem Widerhaken verſehenen Harpunen an langer leichter Bambusſtange, viele auch noch mit einem dreizinkigen Fiſchſpeer, salahawu, und mit einem vierzinkigen ähnlichen Inſtrument, simpang banan, ausgerüſtet, die von den Männern gebraucht wurden, während die meiſt am Steuerende ſitzenden Frauen zwei kleine siap und hanp genannte Schöpfnetze handhabten. In der Spitze des Bootes ſteht mit erhobenem Dohok ein Mann und harpunirt die Fiſche meiſt durch Wurf. Iſt der Fiſch getroffen, d. h. wenn der Dohok nicht aufſchwimmt, ſo ſtößt der glückliche Treffer ein langgezogenes „huih“ aus, worauf die ganze Geſellſchaft antwortet, und da ſelten fehl geworfen wird, ſo ſchallte der Wald von einem beſtändigen Freudengeſchrei wieder. Auch ich hatte die genannten Waffen erhalten, von denen simpang und salahawu nur für lange geſtreckte Fiſche verwendet wird, und war ich ſo glücklich, auch fünf große drei Fuß lange Thiere, eben ſo vielen Arten, ja Gattungen angehörig zu treffen. Auf mein erſtes huih wollte der Entgegnungsruf gar kein Ende nehmen.



Dajakiſche Fiſchereigeräthe und Jagdwaffen.
1. Dohok. a. ahau. b. tewu. c. tantaha. d. krowong. e. parambut. 2. Salahawu. 3. Simpang banan. 4. Doha.

Doch die Jagd ſollte noch intereſſanter werden. Die auftreibenden Fiſche wurden nach und nach ſeltener und die

Boote lagen im Schatten der Bäume umher. Sowie nun ein Fisch erschien, begann nach ihm eine Wettfahrt und schon von weit her sausten die Dohoks auf das Opfer. Als ich meine Mahlzeit am Ufer einnahm, schätzte ich die Zahl der erlegten Thiere auf mindestens 1000. Sie werden von den Frauen in lange Streifen zerschnitten, eingesalzen und später getrocknet. So halten sie sich ungefähr zwei Monate und liefert dieser „pandang“ gebraten eine wohlschmeckende Speise. Die Leute aßen ihren Reis meist in den Booten, um beständig für die Verfolgung gerüstet zu sein. Als ich mich späterhin nach dem obern Ende des Lawang begeben hatte, um womöglich einige Vögel zu schießen, wurde ich bald durch ein nicht enden wollendes Geschrei zurückgerufen. Man war einem Krokodil auf der Spur, welches sich schon am Morgen durch aufsteigende Luftblasen bemerklich gemacht hatte. Genau folgten die Boote dem durch die Trübung des Wassers bezeichneten Weg, und als es zum Athemholen an der Oberfläche erschien, sausten ihm einige Dohoks in den Leib, mit denen es wieder verschwand. Endlich gelang es einem der Verwegensten, einen Dohok zu fassen, andere kamen ihm zu Hilfe, und in kurzer Zeit war das Thier, ein etwa 15 Fuß langer bidjai Crocodilus Schlegelii (von Cr. biporcatus namentlich durch seine lang gestreckte Schnauze unterschieden), von vielen Widerhaken festgehalten. Jeder beeilte sich ihm seine Lanze, doha, ohne welche der Dajake keine Ausfahrt macht, in den Leib zu stoßen, und einer schlug trotz meines Zwischenrufes die Schwanzspitze mit einem Hieb seines Mandau herunter, um sie mit Triumph in sein Boot zu werfen. Als ich ihn nachher zur Rede stellte, weil ich jetzt nur den Kopf gebrauchen konnte, sagte er noch ganz aufgeregt: „Blaku ampun, tuan, membalas bewäi!“ (Bitte um Verzeihung, Herr! Ich habe nur Vergeltung geübt.) Vor einem Jahre war nämlich sein Bruder in eben diesem Lawang einem Krokodile zum Opfer gefallen, und bis jetzt war es ihm trotz aller Mühe nicht gelungen, eines Krokodiles habhaft zu werden, um den Tod seines Bruders zu sühnen. Rasch wurde nun dem noch lebenden Thiere die Schnauze mit Rottan zugebunden und dasselbe unter Jauchzen ans Ufer gezogen. Ich ließ mir den Schädel abnehmen, während die Leute ihre Dohoks aus dem Fleisch herausschnitten. Viele waren zwischen die Wirbel eingedrungen und zerbrochen. — Ich kehrte am Nachmittage nach T. Hiang zurück, während die Leute noch die Nacht und den darauf folgenden Tag dort zubrachten, um die immer wieder auftreibenden Fische zu spießen. Sie sollen denn auch, wie ich hörte, namentlich am Morgen eine reiche Beute gehabt haben. Raden's Mannschaft brachte noch zwölf riesige Thiere mit. Von kleineren Fischen, welche unbeachtet blieben, sammelte ich zwanzig Arten, und da ich auf der Heimfahrt einige sehr schöne Vögel schoß, war ich von der Ausbeute recht befriedigt. In den nächsten Tagen gedenke ich mit Raden den Soengei Hiang hinaufzufahren, um mich einige Zeit unter den Njato- (Guttapercha-) Suchern aufzuhalten und die Methode der Gewinnung durch den Augenschein kennen zu lernen.

Streifzüge in Süd-Californien.

Von **Theodor Kirchhoff.**

V.

San Bernardino und dessen Umgebung.

San Bernardino ist der Regierungssitz und die bedeutendste Ortschaft des gleichnamigen Countys, welches mit einem Flächenraum von 23 472 engl. Quadratmeilen den südwestlichsten Theil des Staates Californien einnimmt. Der bei weitem größte Theil dieses Countys, dessen Ausdehnung genügen würde, um Raum für ein ganz ansehnliches Königreich zu geben, besteht aus Wüstenland, welches nie kulturfähig gemacht werden kann, weil das belebende Wasser dort fehlt und immer fehlen wird. Südcalifornien ist ein Land der Gegensätze, wie sie nirgends schroffer in Nordamerika auftreten. Der Reisende, welcher auf der südlichen Ueberlandbahn von Osten kommt, erblickt auf einer Strecke von fünfhundert englischen Meilen von Fort Yuma bis nach Tulare, mit Ausnahme des Thales von San Bernardino und der Gegend bei Los Angeles, ringsum fast nichts als Wüstenei und wird die oft gelesenen Berichte von den Naturschönheiten des Goldlandes für eitel Lug und Trug halten. Wenn er die traurigen Einöden der Mojave-Wüste durchkreuzt, wird ihm Californien als das trostloseste Land der Welt vorkommen. Und doch birgt dies selbige Land Distrikte von entzückender Schönheit. Aber es ist in jedem Falle nur das Wasser, welches hier als Zauberer so Herrliches zu Tage fördert; ohne dasselbe würden auch jene paradiesischen Thäler sich schnell wieder in eine Wüstenei verwandeln.

Das Thal von San Bernardino ist eines von jenen bevorzugten Gebieten, welche man mit Recht als Oasen in der Wüste bezeichnen kann. Die Besitztitel dieses Thales waren ursprünglich auf sogenannte mexikanische „Grants“ ausgestellt, große Landstrecken, welche von der mexikanischen Regierung an Günstlinge verschenkt wurden, deren Eigenthumsrechte später, als die Vereinigten Staaten Californien erwarben, von diesen gesetzlich Anerkennung fanden. Der bedeutendste jener „mexican grants“, welcher 35 509 Acker werthvollen Bodens enthält, wurde im Jahre 1842 von Alvarado, dem damaligen mexikanischen Gouverneur Californiens, ausgestellt und später ebenfalls von den Vereinigten Staaten sanktionirt.

Es war im Jahre 1851, als Brigham Young, der Mormonenprophet, sein Auge auf dieses Thal warf, dessen hohe Kulturfähigkeit er sofort erkannte. Er erwarb den Besitztitel des Rancho San Bernardino und gründete die gleichnamige Stadt, welche er als vorgeschobenen Posten und Equipirungsdepot für den Westen seines Mormonenreiches auserkor. Aber es kam anders, als er erwartet hatte. Der Mormonenkrieg von 1857 veranlaßte ihn, alle entlegenen Niederlassungen, worunter auch San Bernardino, wieder aufzugeben und seine ganze Macht in Utah zu concentriren. Die Mormonen veräußerten ihre Häuser und Farmen in San Bernardino an die „Heiden“. Nur etwa

achtzig „Heilige“ sind heute noch dort zu finden, eine dem Propheten halb abtrünnig gewordene kleine Herde, die es nicht mehr wagt, die Satzungen ihres Glaubens, insbesondere die Polygamie, in der neuen Nachbarschaft öffentlich kundzugeben.

Die Stadt San Bernardino ist aus kleinen Anfängen zu einem blühenden amerikanischen Geschäftsplatze von etwa 3000 Einwohnern emporgewachsen. Nach dem Abzuge der Mormonen blieb der Ort lange der Sammelplatz südcalifornischer und mexikanischer Desperados und genoß einen nichts weniger als vortheilhaften Ruf, bis eine neu einwandernde stabile Bevölkerung allmälig Ordnung in das gesetzlose Chaos brachte; aber erst seit die südliche Ueberlandbahn zur vollendeten Thatsache geworden ist und das Territorium Arizona einen leicht erreichbaren Absatzmarkt für die Agrikulturprodukte dieses Theils von Südcalifornien bildet, macht sich der Geist des Fortschritts bemerkbar, welcher zu den kühnsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Die alten halbverfallenen Bretterhäuser in der Stadt und ihrer Umgebung machen schnell neuen soliden Steinbauten, stattlichen Geschäftshäusern und hübschen Villen Platz, die schlecht gehaltenen Felder verwandeln sich in schmucke Farmen und Obstgärten und das Auge erfreut sich, wohin es sieht, an den thatsächlichen Beweisen einer neuen fortschreitenden Kultur. Die Menge der die Häuser an den Straßen von San Bernardino beschattenden Bäume, die grünen Gärten und Felder und der für Californien auffallend üppige Baumwuchs in der ganzen Umgebung geben diesem Platze das Ansehen einer kleinen Landstadt in Neu-England.

Auch San Bernardino hat seine „Mission“, wie jede größere südcalifornische Stadt; aber die „Väter“ sind längst von dort fortgezogen, und heute bilden die alten aus Adobe aufgeführten Missionsgebäude nur noch einen Haufen von Ruinen, deren letzte Spur bald ganz vom Erdboden verschwunden sein wird. Diese alte Mission liegt etwa fünf englische Meilen von San Bernardino, am Ausgange einer Gebirgsschlucht und in einer so geschützten Lage, daß Frost dort ganz unbekannt ist. Es befinden sich daselbst die ältesten Orangenhaine im County, mit den prächtigsten Bäumen, deren hochaufstrebende mit goldgelben Früchten beladene dunkle Wipfel das Ideal von Schönheit sind. Die in jener Gegend gezogenen Orangen sind die besten in ganz Südcalifornien und geben wieder einmal den Beweis von der Umsicht der „frommen Väter“, welche nie in der Wahl für eine Ansiedelung irrten, wenn es galt, die besten Plätze im Lande für ein weltliches Heim auszusuchen.

Die Stadt San Bernardino liegt etwa zwei und eine halbe englische Meilen von der Linie der Southern-Pacific-Eisenbahn entfernt, wo ein neuer Ort, mit Namen Colton, von der Eisenbahngesellschaft gegründet wurde. Die San Bernardinoer betrachten Colton nur als Depot so von oben herunter und sind der festen Ansicht, daß sich ihre Stadt binnen weniger Jahre bis an die Eisenbahn erstrecken und Colton absorbiren wird. Colton dagegen, welches gleichfalls das Eisenbahndepot der sieben Miles weiter südlich gelegenen schnell emporblühenden Kolonie Riverside bildet, lebt in der angenehmen Hoffnung, dereinst die große südliche Centralstadt dieser drei Plätze zu werden. Gegenwärtig besteht Colton nur aus einem Hotel und wenigen „Stores“ und Kneipen. Die Entfernung von Los Angeles nach Colton beträgt 58 Miles.

Die Eisenbahnfahrt von Los Angeles nach Colton, welche ich gegen Ende Juni 1881 machte, bietet dem Auge eine Fülle heterogener Landschaftsbilder. Bis Spadra, 30 Miles von Los Angeles, wird das Auge an der Wegseite von grünen Obstgärten und hübschen Ansiedelungen erfreut; von dort bis Colton ist wieder Alles Wüste, bis das mit Bäumen übersäete Thal von San Bernardino linker Hand auftaucht. Ueberaus prächtig ist das den Reisenden auf der ganzen Fahrt begleitende Gebirgspanorama. Wir fahren hier über ein Plateau, das etwa 2000 Fuß über dem Meere liegt und zur Linken von einer mächtigen Gebirgsreihe begrenzt wird. Der nächste imposante Gebirgszug ist die sich bis 9000 Fuß über dem Meeresspiegel erhebende Cucamonga Range, an deren Abdachung die gleichnamigen vortrefflichen Weine gezogen werden, die sich in Californien eines hohen Rufes erfreuen. Nordöstlich von der Cucamonga Range thürmt sich der bis 9900 Fuß absoluter Höhe aufsteigende San Antonio Pik empor; jenseits desselben liegt in fortlaufender Linie die lange Kette der San-Bernardino-Berge. Der Cajon-Paß, welcher eine Höhe von nur 4500 Fuß über dem Meere hat, schiebt sich schräge östlich von der Cucamonga Range als Senkung in diese gewaltige Gebirgsfaçade, die etwa funfzehn englische Meilen von der Eisenbahn entfernt ist und dieser parallel läuft, so daß das Auge das Bild von der sich volle 7000 Fuß über das Plateau erhebenden Gebirgsmasse aus der Nähe unbeschränkt zu erfassen vermag. Es ist dies ein stolzes Gebirgsbild, mit den schönsten Formen, worüber ein transparenter bläulicher Duft unter einem sonnenklaren Himmel liegt, der Zauber einer südlichen Landschaft.

Das Wüstenplateau von Spadra bis Colton, ein Landstrich von 25 Miles Länge bei einer Breite von 12 Miles, auf welchem nur spärliches, vergilbtes Gras und Kaktusse wachsen, besitzt einen reichen Boden, welcher, wenn eine Bewässerung hier möglich wäre, diesen ganzen Landstrich in einen der blühendsten von Südcalifornien umwandeln würde. Leider ist kein Wasserlauf disponibel, den man zur Berieselung verwenden könnte, und artesische Brunnen sind hierzu in umfassendem Maßstabe nicht praktikabel. Der Santa Ana, der einzige größere Gebirgsfluß dieser Gegend, welcher zum Bewässern der Kolonie Riverside verwendet wird, ist bereits bis auf den letzten Tropfen mit Beschlag belegt worden. Wäre man im Stande, an den Abhängen des Hochgebirges Reservoirs zu bauen und dort im Winter einen genügenden Wasservorrath einzusammeln, so möchte damit vielleicht allen Anforderungen zu einer umfassenden Irrigation Genüge geleistet werden. Der bedeutende Kostenpunkt solcher Anlagen scheint jedoch gegen eine Verwirklichung derselben in größerm Maßstabe zu sprechen.

Außer den Fluthen des mittelmäßig großen Santa Ana und kleiner Gebirgsbäche haben zahlreiche artesische Brunnen in und um San Bernardino dort den nöthigen Wasservorrath geliefert. In der Stadt selber befinden sich 400 bis 500 artesische Brunnen, mit einer Tiefe von 95 bis 325 Fuß, in denen das Wasser auch in trockenen Jahren nie versiegt. Der Santa Ana entspringt in der Sierra Madre Range, den Vorbergen des San-Bernardino-Gebirges. Mit seinem obern Laufe durchströmt er das Thal von San Bernardino, fließt bei Colton und Riverside vorüber, läuft durch ein Canyon in der Temelcal Range nach der Gegend von Anaheim und verschwindet schließlich im Gospel-Sumpf.

In den meistens kleineren Farmen bei San Bernardino werden die Früchte der gemäßigten und der halbtropischen Zone in großer Auswahl gezogen. Orangen, Citronen, Oliven und Aprikosen, Feigen, Mandeln, Wallnüsse sind hier von vortrefflicher Güte; Aepfel, Birnen und dergleichen Früchte dagegen gedeihen besser in den höher gelegenen kleinen Gebirgsthälern. Unter den Ausfuhrartikeln bildet der Honig einen bedeutenden Procentsatz, wie überhaupt die Bienenzucht eins der lukrativsten Geschäfte in Südcali-

fornien iſt. In San Bernardino wird dieſelbe durch den hier nie fehlenden Waſſervorrath beſonders begünſtigt. Der Honig von San Diego und von San Bernardino iſt der anerkannt beſte in Amerika und ein geſuchter Handelsartikel. Alfalfa, jenes unübertreffliche Futter für Pferde und Hornvieh, wird bei San Bernardino in großen Quantitäten angebaut. Man ſchneidet daſſelbe hier fünf bis ſieben Mal im Jahre und es iſt noch nie ein Mißwachs deſſelben vorgekommen. Das erſte Alfalfa an dieſer Küſte wurde in San Bernardino geſäet und fand von hier ſeinen Weg durch ganz Californien. Auch die Weinkultur ſchreitet ſtetig voran, es werden namentlich Roſinen aus der Muskattraube in größeren Quantitäten producirt und finden in den öſtlichen Staaten vortheilhaften Abſatz. Außer den genannten Produkten bilden Wolle, Schlachtvieh, edle Metalle, Blei, Bauholz von den im Gebirge liegenden Sägemühlen und Gerſte die Hauptausfuhrartikel von San Bernardino.

Das Klima von San Bernardino, welches in einer beſonders geſchützten Lage, 2000 Fuß über dem Meeresſpiegel und nur ſechs Miles vom Fuße der Gebirge entfernt liegt, iſt bedeutend wärmer, als das an der Seeküſte. Das Thermometer zeigt oft im Sommer 100 und 110 Grade Fahrenheit. Die Hitze iſt aber wegen der trockenen Luft lange nicht ſo drückend und weit erträglicher, als ein Wärmegrad von 75 bis 80 Grad in den atlantiſchen Staaten. Auch pflegen im Sommer um die Mittagszeit erfriſchende Seewinde zu wehen und die Temperatur zu mäßigen. Die Nächte ſind ſtets kühl, was in den öſtlichen Staaten nirgends der Fall iſt, wo man während der langen andauernden Hitze kein kühles Stündchen finden kann, um den erſchlafften Körper zu erfriſchen. Sonnenſtich, jene in den atlantiſchen Staaten im Sommer ſo ſehr gefürchtete Plage, kennt man in Californien ebenſowenig wie die im Oſten verheerend auftretenden Gewitter und Orkane. Wenn es in Californien gelegentlich einmal blitzt und donnert, ſo wird dies nur als ein unſchuldiges pyrotechniſches Vergnügen des Himmels angeſehen, das Niemandem etwas zu Leid thut.

Die Regenzeit fällt in San Bernardino, wie überall in Californien, in den Winter. Eis und Schnee ſind im Thale noch nie vorgekommen; dagegen giebt es hier im Winter mitunter froſtige Nächte mit leichtem Reif, wodurch die zarteren Pflanzen leiden. Auch ſind die zu jener Jahreszeit nicht ſelten ſich einſtellenden kalten und trockenen Nordwinde für den Farmer ein ſchlimmer Feind. Ein ſolcher Nordwind, der gleich nach einem Regenfall kommt, entzieht dem Boden in wenigen Stunden wieder die ganze ſoeben erhaltene Feuchtigkeit. Am meiſten leiden darunter die Cerealien, und wenn nach einem Nordwinde nicht bald wieder Regen fällt, ſo wird leicht die ganze Ernte vernichtet.

Erwähnenswerth ſind die Karpfenteiche, von denen San Bernardino bereits ein halbes Dutzend beſitzt. Dieſe koſtbaren Fiſche, welche in Californien zuerſt im Sonomathale akklimatiſirt wurden, gedeihen in den bei San Bernardino gelegenen Teichen auf eine wunderbare Weiſe. In der Nähe der im Gebirge liegenden „hot springs“ befindet ſich ein Karpfenteich, der mit warmem Waſſer geſpeiſt wird, worin die Fiſche in ſechs Monaten von 6 Zoll bis zu einer Länge von 23 Zoll wuchſen. In den älteren Karpfenteichen wurden bereits Fiſche gefangen, die eine Länge von 3 Fuß hatten.

Daß San Bernardino auch eine Brauerei beſitzt, verſteht ſich eigentlich von ſelbſt, da das deutſche Element hier wie in allen californiſchen Städten zahlreich vertreten iſt. Erſtaunen mußte ich aber, als mein engerer Landsmann, der wohlſituirte Brauer Andreſen aus Tönning in Schleswig-Holſtein, mich durch ſein großartiges Geweſe führte. Mit Stolz erzählte er mir, wie er ſich nach und nach emporgearbeitet hätte und durch Fleiß und den nicht zu löſchenden Durſt ſowohl ſeiner Landsleute als der Amerikaner ein wohlhabender Mann geworden ſei. Es iſt mir leider entfallen, in welcher Proportion der Werth ſeines Grundbeſitzes in den letzten Jahren geſtiegen iſt; ich erinnere mich jedoch, daß die Zahlen ſich von den Hunderten in die analogen Tauſende in aufſteigender Proportion verwandelt hatten. Das in der Brauerei verwendete Waſſer wird aus einem nie verſiegenden arteſiſchen Brunnen gewonnen, den ſich unſer unternehmender Landsmann auf ſeinem Eigenthum angelegt hat.

Ehe ich von San Bernardino ſchied, erſtieg ich den Thurm des dortigen ſtattlichen Gerichtshauſes, wohin mich ein mir befreundeter Amerikaner geleitete, der mich in der ſich herrlich dort um uns ausbreitenden Landſchaft orientirte, und dem ich manche intereſſante Notizen zu verdanken habe. Uns zu Füßen lag das weite baumreiche Thal von San Bernardino, mit ſeinen blühenden Heimſtätten und der rührigen Stadt, während das rieſige Gebirgspanorama den ganzen Horizont ringsum einſchloß.

Im fernen Südoſt, 35 Miles entfernt, ragte die mächtige Reihe der San-Jacinto-Berge empor, an deren Fuß ſich die Southern-Pacific-Eiſenbahn hinzieht, der große neue Heerweg durch Arizona, welcher dem jungen Goldſtaat des ſchnell aufſtrebenden fernſten Weſtens eine zweite Verbindung mit den älteren Schweſterſtaaten des Oſtens gegeben hat. Der St.-Gregonia-Paß trennt die San-Jacinto-Berge von dem 11 600 Fuß hohen breit gewölbten San Bernardino Pik, an welchen ſich die in gerader Linie von unſerm Standpunkte nur ſechs Miles entfernte lange Kette der San-Bernardino-Berge anſchließt. Der diesſeitige Abhang dieſer Gebirgsreihe iſt nur mit ſpärlichem Baumwuchs beſtanden; das Plateau auf der Höhe dagegen und die andere Abdachung ſind dicht bewaldet. Jenſeits jener Gebirge liegt die Mojave-Wüſte, der öſtliche Ausläufer der großen Colorado-Wüſte, wo ſich, in einer Entfernung von 40 bis 50 Miles, werthvolle Silberminen vorfinden. Die reichſte Silbermine in jener Gegend iſt die 70 Miles nördlich von San Bernardino liegende Watermann-Silbermine, welche, wie mein Gewährsmann mir mittheilte, einen reellen Werth von mindeſtens fünf Millionen Dollars hat, obgleich der glückliche Eigenthümer ſie für den halben Betrag dieſer Summe zum Verkauf angeboten. Ich erfuhr, daß ein Yankee vor Kurzem die Frechheit gehabt hatte, dem Beſitzer der Mine eine halbe Million Dollars in Baar dafür anzubieten, eine Offerte, welche von dieſem mit Verachtung zurückgewieſen wurde.

Mein amerikaniſcher Freund machte mich auf einen ſeltſamen Felſen in der San-Bernardino-Kette aufmerkſam, der uns gerade gegenüber lag, den ſogenannten „Arrowhead“ (die Pfeilſpitze). Der beinahe ſenkrecht abfallende Gebirgshang iſt dort mit ſchwärzlichem, niedrigem Gebüſch bewachſen, mit Ausnahme einer Stelle, an welcher die Büſche eine helle, graugrüne Farbe haben. Dieſe Stelle iſt faſt eine halbe engliſche Meile lang und breit und giebt, aus der Ferne geſehen, genau das Bild einer umgekehrten Pfeilſpitze — daher der Name. Im Volksmunde nennt man jenen Felſen „Ace of Spades“ (das Pik-Aß). In der Nähe deſſelben liegen in romantiſcher Waldumgebung die „Arrowhead Hot Springs“ und der vorhin erwähnte Karpfenteich.

Die Ausſicht vom Arrowhead-Berge iſt, wie mein amerikaniſcher Freund mir mittheilte, die großartigſte, welche man in Südcalifornien findet. Das weite keſſelförmig ge-

bildete Thal zwiſchen der San-Bernardino- und der Temescal-Range, ein Landſtrich von über 2000 engl. Quadratmeilen, liegt dem Beſchauer dort wie eine Landkarte zu Füßen.

Der ſchon früher erwähnte San Antonio Pik und die gewaltige Cucamonga Range mit dem Cajon-Paß ſchließen an dieſer Seite das Panorama. Der Cajon-Paß, durch welchen die Bahnlinie der Atlantic- und Pacific-Eiſenbahn führen wird, liegt 25 Miles von unſerm Standpunkte entfernt. Dort entſpringt der Mojave-Fluß, welcher ſich nordwärts in die gleichnamige Wüſte ergießt. Die Gewäſſer dieſes 130 Miles langen Fluſſes, welche im Sommer kaum anderthalb Fuß tief ſind, ſchwellen im Frühjahr, wenn die Schneemaſſen im Hochgebirge ſchmelzen, bis zu einer Höhe von 25 Fuß an. Dieſer Fluß hat die Eigenthümlichkeit, daß er in ſeinem Laufe ſechs Mal im Boden verſinkt und ſechs Mal wieder zum Vorſchein kommt, bis er zuletzt im Wüſtenſand verſchwindet. Man ſucht die merkwürdige Erſcheinung damit zu erklären, daß unterhalb der Sandſchicht ein altes in Felſen gewaſchenes Bett beſteht, worin das einſinkende Waſſer eine Strecke weit fortſtrömt, bis daſſelbe durch Verengung des Betts und hydrauliſchen Druck wieder an die Oberfläche gelangt.

Im Südweſten der Rundſchau liegen eine Menge zerriſſener nackter Bergkuppen, zwiſchen denen die grünen Fluren von Riverſide hervorlugen; dahinter, in weiter Ferne, die blaue Linie der Temescal Range. An einer jener iſolirten Bergkuppen, dem Slover Berge, befinden ſich Brüche eines vorzüglichen weißen Marmors, der für Grabſteine und Monumente viel Verwendung findet. In der Temescal Range liegen Zinnminen, die aber bis jetzt noch nicht ausgebeutet werden, weil ſie ſich auf einem alten ſpaniſchen „Grant“ befinden, deſſen von verſchiedenen Seiten beſtrittener Beſitztitel noch nicht definitiv von den Gerichten der Vereinigten Staaten entſchieden wurde.

Nachdem ich noch einen letzten Blick auf die großartige Rundſchau geworfen hatte, ſtieg ich mit meinem Begleiter vom Thurme des Gerichtshauſes wieder zur Terrafirma herab, und bald darauf erklomm ich den Bock einer Stagekutſche, welche mich über Colton nach der Kolonie Riverſide brachte.

Die Bagobos.

Von Prof. **F. Blumentritt.**

Die Bagobos bewohnen die Umgebungen des Vulkans Apo und die Uferlandſchaften des Rio Tagulaya im Diſtrikte Dávao [1]) im ſüdöſtlichen Theile der Inſel Mindanao. Hier ſind es die Rancherías von Binogao, Sibulan, Maradatan, Canit, Tuban, Tagodeia ꝛc., welche als ihre Hauptſitze gelten, doch giebt es noch andere Rancherías, die ebenfalls von ihnen allein bewohnt werden, während ſie in Bagó, Daliao, Daron (Darum) und Baculod mit anderen Stämmen zuſammenwohnen. Die Zahl der dem ſpaniſchen Scepter im Diſtrikte Dávao unterworfenen betrug im Jahre 1870 mindeſtens 3500 Seelen; da ſeit jener Zeit, beſonders ſeit 1878, die ſpaniſche Herrſchaft ſich weiter gegen das Innere zu ausgedehnt hat, muß auch dieſe Ziffer entſprechend gewachſen ſein. Cavada Mendez de Vigo erwähnt auch Bagobos in der Provinz Surigao, doch giebt er nicht die Lage der von ihnen bewohnten Landſtriche in dieſem Diſtrikte genau an; wie ich glaube, dürften es wohl die an den Diſtrikt Dávao angrenzenden Theile der zu Surigao gehörigen Comandancia Bislig ſein, in welchen die Surigao-Bagobos zu ſuchen wären. Wie aus dem oben Erwähnten erhellt, bewohnen die Bagobos auch die Geſtade des Meerbuſens von Dávao, denn Darum z. B. liegt am Meer. Früher waren die Bagobos nicht an der Küſte zu finden; Buzet erwähnt noch, ſie gehörten zu jenen Bergſtämmen, denen die tyranniſche Herrſchaft der Mauren (d. h. mohammedaniſchen, dem Seeraub ergebenen Malaien) nicht geſtatte, an den Geſtaden des Meeres zu wohnen. Dies änderte ſich, als die Spanier hier feſten Fuß faßten, und dies iſt noch nicht ſo lange her. Bis zum Jahre 1847 waren alle Geſtade des Buſens von Dávao im Beſitze von mohammedaniſchen Piratenchefs, welche von hier aus die ſpaniſchen Beſitzungen an der Oſtküſte Mindanaos, welche damals die Provinz Caraga bildeten, heimſuchten. In jenem Jahre erbat ſich ein Spanier, Namens Don Joſé Oyanguren, in deſſen Bruſt der abenteuerliche Sinn der alten Conquiſtadoren wohnte, von dem damaligen Gouverneur des Archipels, Don Narciſo Claveria, die Erlaubniß, die Geſtadelandſchaften des Seno de Dávao von den Piraten zu ſäubern und für Spanien zu erobern. Oyanguren ſammelte ein Corps von Biſayern und Tagalen; mit dieſem landete er vor der heutigen Stadt Dávao im Beginne des Jahres 1848 und gründete dort mit ſeinen Leuten die noch heute blühende Niederlaſſung, welche er Bergara benannte, ein Name, der aber nicht es vermochte, den alten — Dávao — aus dem Felde zu ſchlagen. Da noch einige andere Punkte am Meerbuſen von den Spaniern okkupirt wurden, ſo creirte man eine neue Provinz, „Nueva Guipúzcoa“, welche ihren Namen ſpäter mit dem heute üblichen: Diſtrito de Dávao vertauſchte. Erſt alſo ſeit dem für Europa verhängnißvollen Jahre 1848 begannen die Bagobos zu den Meeresgeſtaden herabzuſteigen, was aber für ihre Geſundheit ſich nicht vortheilhaft erwies, denn nach Cavada Mendez de Vigo ſind die in den Berglandſchaften ſeßhaften Bagobos robuſte, kräftige Leute, während die an der Küſte wohnenden ein ſchwächliches, kränkelndes Geſchlecht wären. Derſelbe Autor bemerkt hierzu, daß dies der Kreuzung mit von den Manobos erhandelten Sklaven und dem übermäßigen Genuſſe der Meeresprodukte zuzuſchreiben wäre; ich aber möchte, falls in der That zwiſchen den Küſten- und Berg-Bagobos ein ſo großer Unterſchied in Bezug auf die körperliche Entwickelung vorhanden wäre, es eher auf die Rechnung des Klimas ſchieben. Cavada Mendez de Vigo nennt ſie reinlich; ſie ſcheinen dem Baden nicht abgeneigt zu ſein; auch wird von ihnen erzählt, daß ſie auf eine eigenthümliche Art und Weiſe die Schwimmkunſt ausüben, indem ſie abwechſelnd die rechten, dann die linken Gliedmaßen zur Ausführung der

[1]) Dies iſt die richtige Accentuirung; in älteren Werken fand man: Davão.

Tempos heranziehen. Bemerkenswerth ist, daß sie beim Schwimmen auch Steine auf Rücken und Hals legen, um mit ihrer Ausdauer und Geschicktheit zu prahlen. Trotz dieser Reinlichkeit ist die Krätze bei ihnen eine häufige Krankheit; während aber die dem Visaya-Stamme angehörige christliche Bevölkerung gegen diese nichts unternimmt, sondern vielmehr die Anwendung von Heilmitteln als etwas Schädliches ansieht, scheinen die Bagobos anderer Meinung zu sein, denn als die deutschen Forscher Dr. Schadenberg und Dr. Koch von der Ersteigung des Vulkanes Apo nach der Rancheria Tagodeia zurückkehrten, bat sie der Häuptling um Stückchen der von ihnen mitgebrachten Schwefelproben, „damit er einige mit der Krätze Behaftete heilen könnte“ [1]). Cavada Mendez de Vigo bezeichnet sie als den loyalsten Stamm unter den „Wilden“ von Mindanao, der die abgeschlossenen Verträge stets einhält. Rühmend wird von diesem Autor auch ihre Mäßigkeit im Essen hervorgehoben, desgleichen ihre Arbeitsamkeit, welche letztere Eigenschaft ihnen wohl nur unter gewissen Kautelen zugesprochen wird.

Wie alle Bergstämme der Philippinen leben die Bagobos nicht in großen Dörfern beisammen; ihre Niederlassungen — von den Spaniern Rancherías genannt — zählen selten mehr als 20 Hütten. Jede Rancheria bildet einen Staat für sich, und es ist also auch hier jene staatliche Zersplitterung vorhanden, welche den Spaniern die Unterwerfung des Archipels in einem so hohen Grade erleichterte. Der Häuptling einer solchen Rancheria wird in den Cartas de Dávao einigemal Datto genannt, doch läßt sich aus dem Zusammenhange nicht herausfinden, ob diese Vokabel auch der Bagobo-Sprache, welche sonst von dem Visaya-Idiom vollständig verschieden ist, angehört, oder ob sie, was mir wahrscheinlicher dünkt, von den eingewanderten Christen in Erinnerung an ähnliche Verhältnisse im verlassenen Vaterlande importirt wurde, ohne daß die Bagobos selbst diesen Namen gebrauchen. Die Machtbefugnisse dieser Häuptlinge dürften wohl nicht sehr umfassend sein. Wo die Bagobos sich den Spaniern unterworfen haben, steht an der Spitze jeder Rancheria der von der Kolonialbehörde bestätigte „Gobernadorcillo“ oder Gemeindevorsteher. Die spanische Regierung ist so klug, nur den Häuptling mit dieser Würde zu bedenken. Wie in den übrigen Theilen des Archipels werden die Gobernadorcillos im gewöhnlichen Leben einfach Capitanes genannt.

Wie schon erwähnt sind die Rancherías oder Dörfer der Bagobos nicht stark bevölkert; Tagodeia z. B. besteht nur aus 12 Hütten, in welchen 70 Personen wohnen. Aus der Erzählung der Cartas de Dávao geht hervor, daß die Hütten des Dorfes nicht dicht bei einander stehen, sondern daß man noch in ziemlicher Entfernung von dem eigentlichen Dorfe auf Hütten stößt, welche zu dieser Rancheria gehören. Die Bauart unterscheidet sich nicht sonderlich von jener der christlichen Visayas. Das Material reducirt sich auf Bambu und Rotang. Die Hütte ruht auf hohen Bambupfeilern, zu dem Innern derselben, das nur aus einem Zimmer besteht, gelangt man mittels einer halsbrecherischen Leiter, einem starken, mit Einkerbungen versehenen Bamburohr. Wenn, wie dies in den Berglandschaften häufig der Fall ist, die Temperatur zur Nachtzeit stark herabsinkt, so schlafen die Bagobos dicht gedrängt ganz nahe dem die ganze Nacht unterhaltenen Feuer. Dieses Schlafen in unmittelbarster Nähe des Feuers, so daß man glauben könnte, die Leute müßten sich die Haut versengen, erinnert an eine ähnliche Sitte der Negritos. Die Hütten besitzen an der Außenseite den im gesammten Archipel üblichen Batalán, welchen Dr. Jagor als einen nicht überdachten „Raum in gleicher Flucht mit der Wohnung, der die Stelle von Hof und Balkon vertritt“ definirt. Uebrigens sind nicht alle Wohnhäuser der Bagobos von unansehnlichem Aeußern: das Haus des Gobernadorcillos von Sibulan präsentirt sich so stattlich, daß es wie ein Fort aussieht [1]). Den Schmuck des Zimmers bilden Matten, Gefäße und Musikinstrumente, unter welchen insbesondere die Agunes unsere Aufmerksamkeit erregen. Die Agunes scheinen im ganzen südlichen Theile der Insel Mindanao im Brauche zu sein, denn auch die Mindanaos, d. h. die mohammedanischen Bewohner der Uferlandschaften des Rio Grande de Mindanao, kennen dieses aus einer metallenen, auf der einen Seite offenen Kugel bestehende Musikinstrument. Ihren Reichthum machen Gefäße chinesischen Ursprungs aus, sie hängen an den Wänden und an den Dachpfosten herum. Diese Gefäße dienen ihnen als Tauschmittel im Verkehre mit den anderen benachbarten Stämmen. Die deutschen Forscher Schadenberg und Koch stießen in einer Hütte von Tagodeia auf eine werthvolle chinesische Schale aus gutem Porcellan und von alter Arbeit; alle ihre Angebote aber waren vergebens, der Besitzer weigerte sich hartnäckig sie zu verkaufen. Ihre Waffen, welche zum Theil von ihnen selbst fabricirt werden — ist doch Mani, der erwähnte Gobernadorcillo von Sibulan, selbst ein Waffenschmied —, sind Lanzen, Krise (malaiischer geflammter Dolch), Campilans und Schilde. Der Campilan, eine in dem Archipel bis nach Luzon verbreitete Hiebwaffe, ist ein einschneidiger und mit sehr breitem Rücken und einer dreieckigen Spitze versehener Säbel. Obwohl sie im Verhältnisse zu ihren Nachbaren als ein friedliches Volk gelten, so zeigen sie doch Freude am Besitze und dem Tragen von Waffen, speciell der obgenannte Gobernadorcillo legte die Waffen außerhalb des Hauses nie ab.

Ob sie den Reisbau selbst betreiben oder bloß den Reis von den Christen und anderen Nachbaren einsammeln, ist mir nicht bekannt, doch möchte ich ersteres annehmen. Die Bagobos von Tagodeia bauen nur Zuckerrohr, Bananen und insbesondere Gabi (Caladium esculentum). Die Bananen werden gekocht verzehrt, und durch Gährung des Zuckerrohrsaftes erzielen sie ein berauschendes Getränk aus demselben, den sogenannten Balábac, dessen Genusse sie eifrig huldigen. Wenn sie zu einer schwierigen Bergtour sich stärken wollen, so mengen sie dem Balábac Tabak zu. Von Hausthieren werden Hühner und Hunde erwähnt; ob sie auch Carabaos (Büffel) und Schweine züchten, weiß ich nicht; treiben sie Reisbau, so dürften sie wohl den Büffel auch besitzen und das Schwein ist das Hausthier κατ'ἐξοχήν der philippinischen Malaien, und zwar in dem Grade, daß selbst einige zum Islam bekehrte Stämme dem Genusse des Schweinefleisches nicht zu entsagen vermochten. Die Hunde müssen sehr zahlreich sein; darauf weist der Umstand hin, daß sie im verwilderten Zustande sehr häufig an den Abhängen des dreigipfeligen Vulkans Apo anzutreffen sind. Die Jagd liefert ihnen genug Wildpret, besonders eifrig wird den wilden Bienen nachgestellt, welche alle Wälder des Archipels in großen Schwärmen bewohnen. Sie begnügen sich nicht allein mit dem Genusse des Honigs, sondern verzehren auch mit Vorliebe die in den Waben steckenden Bienenlarven. Das Wachs verkaufen sie an die Christen von Dávao, mit denen sie, wenn auch nicht in einem regen, so doch nicht unansehnlichen Handelsverkehre stehen. Daß sie

[1]) Cartas de Davao. El volcan Apo segun los naturalistas alemanes Alexander Schadenberg y Otto Koch. Im Diario de Manila, 1882, Nr. 88.

[1]) Recuerdos de una expedicion á Sibulan. (Diario de Manila, Jahrg. XXXIV, Nr. 89.)

überhaupt nicht zu einem abgeschlossenen Leben hinneigen, beweist am besten der Umstand, daß sie über den Rio de Baracatan, einen Nebenfluß des Rio Sibulan, eine Rohrbrücke geschlagen haben.

Ihre Tracht reducirt sich auf nur wenige Kleidungsstücke; ob sie den Kopfbund auch tragen, welchen die Igorroten und andere Bergstämme der Philippinen gebrauchen, und der einigermaßen an ein ähnliches Kostümstück der Dayaks von Borneo erinnert, ist mir nicht bekannt. Ein eigenthümlicher Schmuck (bloß der Weiber?) besteht in Ringen aus zusammengedrehtem Cabo Negro (Fasern der Arenga saccharifera Lab. oder Caryota onusta) und Nito (Ugona semihastata), welche um die Kniekehlen gelegt das Marschiren nach ihrem Glauben erleichtern. Das Institut der Sklaverei ist ihnen bekannt; sie kaufen Sklaven von den benachbarten Stämmen; wenn die spanische Herrschaft eine festere Basis in den Bagobos-Ländern erlangt, wird wohl diesem Unwesen bald ein Ende bereitet werden. Vorläufig werden die Bagobos mit Glacéhandschuhen nur angerührt: sie sind von der Zahlung der allgemeinen Kopfsteuer (Tributo de Indios) mit allen seinen Anhängseln, wie dem Sanctorum ꝛc., sowie von der Rekrutirung befreit, denn ein Theil der Bagobos ist noch ganz und gar unabhängig, daher die Milde gegen die bereits Unterworfenen; es ist ein Köder, mit dem man die Fische fangen will. Ich habe keine Nachricht vorgefunden, wie sie ihre Streitigkeiten unter einander schlichten; es muß aber unter ihnen die Sitte herrschen, für gewisse, leider aber nicht specialisirte Vergehen Geldstrafen zu erlegen; wenigstens heißt es, daß sie „ihre Geldstrafen mit (den oben erwähnten) chinesischen Gefäßen bezahlen". Sie leben in Polygamie.

Wir kommen nun zu einem wichtigen Kapitel, nämlich zu den religiösen Anschauungen der Bagobos, und hier gilt es vor Allem einen schweren Irrthum, den ich begangen, wieder gut zu machen. Ich habe nämlich aus dem Wortlaute des im „Ausland" (Jahrg. 1881, Nr. 11, S. 219) erschienenen Artikels: „Die erste Besteigung des Vulkans Apo" gefolgert, daß jene heidnischen Stämme, von deren Kultus des Berggeistes dort die Rede ist, Tagacaolos wären. Zu spät zu einer Berichtigung kam mir der Originalartikel in dem „Bulletin" der Pariser Geographischen Gesellschaft (Juin 1881, p. 552 seq.) zu Gesicht, aus welchem hervorgeht, daß die Bagobos es sind, welche den Apo als den Wohnort eines bösen Dämons ansehen, und dem sie früher sogar Menschenopfer darbrachten.

Die Religion der Bagobos ist nicht anders als wie jene aller philippinischen Malaien beschaffen, d. h. wir treffen hier den Ahnenkultus wieder. Ich muß hier vor Allem betonen, daß in den mir vorliegenden Quellen der Ahnenkultus selbst nicht ausdrücklich genannt wird, aber man gelangt durch Analogieschlüsse zu diesem Resultate und ich hege den zuversichtlichen Glauben, daß die Herren Schadenberg und Koch nach ihrer Rückkehr die Richtigkeit meiner Behauptung erweisen werden. In dem ersten Artikel des Diario de Manila, welcher über die Ersteigung des Apo durch die beiden eben erwähnten deutschen Forscher berichtet, heißt es, daß sie in jener Hütte der Rancheria Tagodeia, in welcher sie vor dem Aufstiege übernachteten, in einem besonderen Appartement auf Idole stießen, denen die Bagobos verschiedene Gegenstände zum Opfer darbrächten. Diese Idole sind offenbar nichts anderes als Ahnenbilder, dies lehrt ein Vergleich mit den analogen Verhältnissen bei den Bisayern, Tagalen ꝛc. in den Zeiten der Conquista und den Igorroten der Gegenwart. Ich habe dieses Thema bereits eingehend in meinem Essai über die Religion der philippinischen Malaien (Mitth. der k. k. Geogr. Ges. in Wien 1882, Heft 2 bis 5) besprochen, so daß ich hier nur erwähne, daß auf den Philippinen es keine Götterbilder giebt, sondern nur Bildnisse oder Reliquien der verstorbenen Ahnen, welche entweder im Hause selbst oder in einem Hausmodell aufbewahrt, oder deren Seelen als in diesen wohnend gedacht werden. Schade, daß über die Beschaffenheit der Opfer und des dabei üblichen Ceremoniells nichts Näheres mitgetheilt wird.

Außer diesen Ahnenseelen, welche, weil das Gedächtniß an sie noch nicht bei den Nachkommen erloschen ist, im Hause ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, giebt es wie bei den anderen Malaien des Philippinen-Archipels noch bei den Bagobos gute und böse Geister, die guten sind die Seelen der alten Stammesheroen, welche, weil sie dem ganzen Stamme und nicht einer einzigen Familie angehören, nicht in einer Hütte, sondern am Himmel, auf Bergen und in Wäldern wohnhaft gedacht werden; die bösen sind wohl die Seelen großer feindlicher Krieger oder der von den Bagobos bei ihrer Einwanderung erschlagenen autochthonen (sit venia verbo!) Bevölkerung (Negritos); Aehnliches findet man ja auch bei den anderen Stämmen des Archipels. Ueber diese guten und bösen Dämonen ist ein eingehender Bericht vorhanden, nämlich ein Brief des in Dávao stationirten Jesuitenmissionärs P. Gisbert, welches Schreiben in seinen wichtigsten diesbezüglichen Stellen im Comercio de Manila, Frühling 1882, mitgetheilt wurde. Leider theilt P. Gisbert die Voreingenommenheit der Missionäre aller christlichen Konfessionen, welche in den religiösen Mythen der Naturvölker stets nach Anklängen an die heilige Schrift oder Tradition suchen und — wer sucht, der findet — auch in der That solche entdecken, wenn auch die angestellten Vergleiche ungemein hinken. So will P. Gisbert bei den Bagobos die Dreifaltigkeit und sogar eine Erinnerung an die heilige Jungfrau, den Elias und Enoch gefunden haben [1]).

Der böse Dämon, welcher am Apo haust, führt den Namen Mandarangan und lebt nicht ehelos, sondern mit mehreren weiblichen Genossinnen, welche aber durchaus nicht seine Gewalt theilen, sondern ihm nur als Dienerinnen sein Dasein angenehm gestalten. Die Bagobos glaubten früher, daß Niemand den Vulkan besteigen dürfe, außer es wurde vorher ein Menschenopfer dargebracht; unterließ man das, so war der sichere Tod unausweichlich. Bei dem Todesopfer riefen sie: „Komm hierher, Mandarangan, und trinke das Blut dieses Menschen" [2]). Es waren wahrscheinlich Sklaven oder Kriegsgefangene, welche auf diese Weise abgeschlachtet wurden. Man griff zu diesem Menschenopfer auch dann, wenn man vom Vulkane Schwefel holen wollte; die Bagobos glaubten auf diese Weise den Dämon für die Beraubung seiner Wohnstätte zu entschädigen. Seitdem die Europäer durch die glückliche Ersteigung des Vulkans das Märchen von der Bosheit des Mandarangan zerstreut haben, scheinen diese Opfer nicht mehr stattzufinden. Interessant ist zu vernehmen, wie die Bagobos, welche der Gouverneur von Dávao im Vereine mit Montano und P. Gisbert bei seiner in diesen Blättern (oben S. 55) bereits erwähnten Besteigung des Vulkans mitführte, sich benahmen. Beim Aufstieg riefen sie: „Wenn der Padre (Gisbert) vorausgeht, braucht er keine Furcht vor dem Mandarangan zu haben, denn dieser wird vor ihm entfliehen."

[1]) Como V. R. podrá haber notado, los Bagobos de esta Mision tienen alguna idea de Dios y de la Trinidad, que ellos distinguen con los nombres de Tiguiama, Manama y Todlai. Tambien parece que Todlibon se refiere á la Virgen Santisima; y no seria estraño que Tagalium y Lumabat se refieran á Elias y Enoch.

[2]) Im Bagobo-Idiom: „Solo dini Mandarangan, guinuman diponoc ini manobo." Schadenberg und Koch haben ein Vokabular der Bagobo-Sprache zusammengestellt.

Beim Abstieg äußerten sie: „Ah! wenn der Padre und der Gouverneur nicht mit uns gegangen wären, wir hätten alle sterben müssen.“ Diese Aeußerungen deuten auf eine ähnliche Schlußfolgerung der christlichen, aber noch ganz im heidnischen Aberglauben befangenen Bevölkerung im übrigen Theile des Archipels hin. Wenn nämlich ein Indier (nach span.-philipp. Sprachgebrauch = christlicher Malaie) einen Baum fällen muß, in welchem ein Anito, d. h. die Seele eines Ahnen, wohnt, so ruft er: „Der Padre hat es befohlen, der Padre!“ und haut darauf los. Er glaubt offenbar, die Macht des Pfarrers sei so kräftig, daß er sich der Rache des erzürnten Geistes leichter erwehren könne, als er, der arme Indier, deshalb schiebt er auf jenen die Schuld und lenkt das Verderben von seinem Haupte ab. — Daß P. Gisbert beim Mandarangan sofort an den Teufel denkt, ist nach dem oben Erwähnten nicht sonderbar oder auffällig. Die Namen anderer Dämonen sind: Calambusan, Camaloy, Tagamaling, Siring, Abac ꝛc.

Am Himmel wohnen die drei göttlichen Wesen: Tiguiama, Manama und Todlai „wie drei Brüder“. Der Tiguiama ist im Besitze unermeßlicher Machtvollkommenheit, der Manama ist der Erhalter, er belohnt und straft (die Lebenden?), der Todlai wird bei Hochzeiten angerufen, wobei ihm Buyo (Betelportion) und Morisqueta (in Wasser gekochter Reis) als Opfer dargebracht werden. Tagalium und Lumabat waren ursprünglich Menschen; eines Tages gingen sie aus und kamen in einen Schwarm weißer Bienen hinein, mit welchem sie gegen den Himmel aufflogen, gleichzeitig vergrößerte sich die Erde, welche bisher klein und unansehnlich gewesen war. Diese Mythe erscheint mir deshalb so interessant, weil hier klar ausgesprochen wird, daß diese beiden Götter ursprünglich Menschen gewesen waren: ein Beweis für meine oben aufgestellte Behauptung, daß die Religion der Bagobos im Wesentlichen nur ein Ahnenkultus sei. P. Gisbert bemerkt weiter: „Der Gesang des Limócon ist für sie die Stimme Gottes, welche sie vor den Gefahren, die ihrer harren, warnt. Wenn sein Gesang zur Rechten sich hören läßt, so gilt dies für ein gutes Zeichen und sie setzen ohne Furcht ihren Marsch fort; wenn aber der Gesang zur Linken ertönt, so wagen sie es nicht, weiter zu gehen.“ Ich glaube P. Gisbert recht verstanden zu haben, wenn ich unter dem Limócon einen Vogel verstehe, denn Aehnliches finden wir ja auch bei den religiösen Anschauungen der Tagalen, bei denen der Vogel Tigmamanoquin ganz dieselbe Rolle spielte. Vielleicht ist der Limócon mit ihm auch identisch (der Tigmamanoquin ist nach Dr. A. B. Meyer ein Eisvogel, Irena cyanogastra).

Als die Mohammedaner Herren der Bucht von Dávao waren, predigten sie den Bagobos ihre Lehre, doch ist der Erfolg nicht sehr groß gewesen; die Lehren des Korans haben nur bei wenigen Eingang gefunden und so wird es hoffentlich der Thätigkeit der Missionäre bald gelingen, den Todfeind unserer Civilisation, die Lehre des Propheten, von den Bagobos fernzuhalten, bez. die bereits dem Islam angehörigen Individuen zum Abfalle zu bringen.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Nach Angaben in neueren Nummern der Ispahaner Zeitung „Ferhan“ — schreibt das Athenäum (Nr. 2863, S. 340) — macht die Civilisation in Persien ansehnliche Fortschritte. Ein großes Kollegium, welches im letzten Jahre mit Regierungsunterstützung vollendet wurde, hat jetzt ernstlich seine Arbeit unter den höheren Klassen der persischen Jugend begonnen und zwar mit Lehrern, welche an den ersten Universitäten Europas graduirt haben. Andere Zeichen von Fortschritt sind die zunehmende Verwendung von Europäern bei Eisenbahnen (?), Telegraphen ꝛc. und das neuliche Dekret, Maße und Gewichte im ganzen Lande zu unificiren. — Daß solches von einer persischen Zeitung behauptet wird, ist erklärlich; daß es eine englische ihr nachdruckt, weit weniger. Denn jedes Reisewerk über Persien, das man zur Hand nimmt, enthält mehr oder weniger Klagen über die dortige Mißwirthschaft; keines aber kann in dieser Hinsicht lehrreicher sein, als das jenes höhern Postbeamten: „Aus Persien. Aufzeichnungen eines Oesterreichers, der 40 Monate im Reiche der Sonne gelebt und gewirkt hat.“ (Wien, R. von Waldheim, 1882.) Man glaube nicht, daß das ausgestandene Martyrium, der stetige Kampf gegen die Indolenz, Habgier, Niederträchtigkeit der Beamten, der geringe erzielte Erfolg den Autor zu Ungerechtigkeiten hinreißt; im Gegentheil bewahrte er in bewundernswürdiger Weise seinen Gleichmuth und war schließlich mit weit geringeren als den erhofften Ergebnissen zufrieden. (Ref. kann indessen aus Erfahrung bezeugen, daß der Postverkehr zwischen Deutschland und der persischen Hauptstadt jetzt nichts zu wünschen übrig läßt — und das haben wir dem Autor von „Aus Persien“ zu danken.) Unter solchen Umständen haben seine Urtheile entschieden Anspruch auf Beachtung. Auf den jetzigen Schah will er allerdings nichts kommen lassen (wohl aber auf den Kronprinzen S. 29 und 128); sonst aber ist „Alles faul und nach unseren Begriffen schlecht, was dort regiert und regieren hilft“ (S. 133). Und S. 126 wird es als eine von allen Europäern in Persien festgehaltene Ansicht hingestellt, „daß alle vom Könige ins Werk gesetzten Culturversuche und zum Theil wirklich effektuirten Verbesserungen dennoch ohne Nachhalt und Dauer sein werden, weil sie immer wieder von ihm selbst im Stiche gelassen und durch seine Umgebung und Regierung unwirksam gemacht werden, und daß Jenes, was an Neuerungen ausgeführt wird, immer nur deshalb und in der Weise exekutirt wird, „afin que le roi s'amuse“. Was es mit höheren Schulen in Persien auf sich hat, illustrirt vortrefflich jenes militärische Kollegium (S. 68), „aus dem die persischen Jungen, die Allah mit einflußreichen Vätern versorgt hatte, als Oberste der Armee ausgemustert wurden. Obwohl diese Anstalt gewiß nicht schlecht war, weil die Jungens doch einige Jahre irgend was lernen konnten, so wurde sie doch im Jahre 1877 aufgelöst wegen der Ueberproduktion an Obersten-Aspiranten.“ Ein ebenso ergötzliches Beispiel persischen „Fortschrittes“ ist das königliche Arsenal (S. 71), wo ein französischer, vielseitig gebildeter Ingenieur angestellt war. „Dieser mußte heute rathen, wie Kanonen zu gießen sind, morgen wollte man, daß er Laternen und Kandelaber schmiede, dann ließ man wieder einige Millionen Patronen für die Armee füllen, ein andermal eine Mühle bauen, und wenn kein Geld zu solchen Versuchen da war, die Kanonenkugeln mit allen denkbaren Farben anstreichen, ja selbst vergolden und versilbern, und dabei war der Ingenieur das Mädchen für alles.“ Oder man lese S. 153 nach, wie der Verfasser anfangs 20 000 Dukaten zur ersten Einrichtung der Post verlangt, 3000 angewiesen und keinen einzigen davon ausgezahlt

erhielt; wie der ihm zugewiesene persische Sekretär damit anfing, sich eine grüne Uniform mit orangegelben Aufschlägen und rothe Hosen anzuschaffen, vier Diener ähnlich anzog und noch gelbe Roßhaarbüsche auf ihre persischen Mützen steckte, und so auf den Bazars umherstolzirte, bis er wegen Betrugs weggejagt wurde. Diese Beispiele persischer „Civilisation" mögen genügen; es ist und bleibt das orientalische Barbarenthum, welches der wenige aufgeschmierte europäische Lack nun und nimmer zu verdecken vermag. Wer immer nach Persien reisen will, thut gut, selbst wenn er sich bereits durch Studiren zahlreicher Reisewerke ein Urtheil gebildet hat, das in Rede stehende Buch fleißig zu Rathe zu ziehen; es spricht darin ein praktischer Mann zum Theil von sehr praktischen Dingen, und wer ihn beachtet, kann sich vor Schaden bewahren. Auch manchem andern wird es die Augen öffnen, mindestens Belehrung und Unterhaltung verschaffen.

Australien.

— Mit der Ansiedelung des von Alexander Forrest entdeckten fruchtbaren Kimberleydistrikts im nordöstlichen Westaustralien wird schnell vorgegangen. Zwei in Sydney gebildete Gesellschaften haben 3½ Millionen Acker und der Herzog von Manchester 200000 Acker von der westaustralischen Regierung gepachtet.

— Die australische Gesetzgebung bemüht sich in allen Kolonien, den Besitz des Landes nur in kleinen Parzellen denen zuzuwenden, welche es wirklich bebauen wollen. Sie hat aber damit etwas zu spät angefangen und die Gesetze werden auch sehr vielfach umgangen. Ungeheure Liegenschaften befinden sich in allen Kolonien in den Händen großer Kapitalisten. Einer jener großen Schäferkönige, ein Herr Learmouth, hat in der Nähe von Hay am Murrumbidgee eine Besitzung, welche 119980 Hektaren Land umfaßt, wozu noch 20000 Hektaren Pachtland kommen. Im letzten Jahre wurden 203000 Schafe geschoren, in diesem Jahre wird sich der Bestand auf 215000 Stück beziffern. Außerdem 1300 Haupt Großvieh auf der Station, darunter eine Herde reiner Herefords, wie sie Herr Learmouth seit mehr als 30 Jahren gezogen hat, neben einer Herde feinster Shorthorns. Die Schafe stammen alle von der berühmten Eraldum-Herde, jetzt das Eigenthum eines andern großen Schäferkönigs, Sir Samuel Wilson. Im verflossenen Jahre wurden verkauft 57067 Schafe zum Preise von über 11500 Pfund Sterling, dazu 1030 fette Rinder und 33 Pferde und die nach England verschiffte Wolle war in 2539 Ballen verpackt. Die Station hat den Vortheil, vom Murrumbidgee auf eine Entfernung von 32 Kilometer durchflossen zu werden, außerdem läuft die Südwestbahn mitten durch dieselbe.

— Der südöstliche Theil von Victoria sowie der anstoßende Theil von Südaustralien zeigen deutlicher als irgend eine andere Gegend Australiens die Spuren ehemaliger vulkanischer Thätigkeit. Wie der sogenannte Blaue See von Mount Gambier, so füllen zahlreiche Seen, einige von sehr großer Tiefe, die erloschenen Krater, deren Form sehr oft noch deutlich erkennbar ist, wie bei den Bergen Elefant, Eles und Napier. Längst erloschene Vulkankegel mag man um Ballarrat zu Dutzenden sehen. Die Vulkane Victorias sind jedenfalls noch nicht sehr lange erloschen; die Traditionen der Eingeborenen sprechen von Ausbrüchen, welche sich vor dem Auftreten der jetzigen Generation ereigneten. Auch hat man dann und wann hier wie in Südaustralien Oscillationen des Bodens verspürt. Der Hamiltondistrikt, im Südwesten von Victoria und an der Grenze gegen Südaustralien gelegen, ist kürzlich der Schauplatz eines Ereignisses gewesen, welches mit der vulkanischen Natur der Gegend in Verbindung zu stehen scheint. Zwischen Dartmoor am Glenelgflusse und dem nordöstlich davon gelegenen Digby hat sich eine Farm von 20 bis 30 Hektaren gehoben und zugleich auf eine bedeutende Entfernung fortbewegt. Das Land, worauf das Haus steht, ist um 10 Fuß, die vorhandenen Bäume sind um 6 bis 7 Fuß gehoben worden. Die Ackerfurchen, welche vorher in einer nordsüdlichen Richtung verliefen, sind jetzt halbkreisförmig gebogen und weisen nach Osten und Westen. Zugleich ist das früher süße Wasser der Brunnen in der Umgegend vollkommen salzig geworden.

— Der „Lumberman" von Minneapolis berichtet über die gigantischen Bäume Australiens: Die endlosen Urwälder Tasmaniens enthalten Eukalypten, die bis zum ersten Zweige 200, im Ganzen 350 Fuß hoch sind. Bis 1873 stand auf dem östlichen Abhang von Mount Wellington, vier Miles von Hobart Town, ein über 300 Fuß hoher und 86 Fuß im Umfange messender Eukalyptus, dessen Stammtrümmer noch jetzt einen schönen Saal bilden, in dem schon manch fröhliches Picknick stattgefunden hat. Der berühmte Baum des Huon-Waldes mißt, 6 Fuß vom Boden, 70 Fuß im Umfang und 240 Fuß in der Höhe. Aber den Ruhm, den riesigsten aller lebenden Riesenbäume der Welt zu besitzen, beansprucht jetzt Victoria. Bei Fernshaw im Dandenong-Distrikt ist kürzlich ein Exemplar von Eukalyptus Amygdalina (mandelblätteriger Gummibaum) entdeckt worden, dessen genaue Messung die Höhe von 380 Fuß bis zum ersten Zweige und von 430 im Ganzen und einen Umfang von 60 Fuß ergeben hat; was das heißt, kann man sich durch die Thatsache vergegenwärtigen, daß dieser Baum, neben das Parlamentsgebäude in Westminster gestellt, dessen Glockenthurm noch um 100 Fuß überragen würde. („The Mail".)

Polargebiete.

— Der Zollkutter der Vereinigten Staaten „Corwin" ist am 30. Juni mit der Besatzung des verbrannten „Rodgers" (s. „Globus" XLI, S. 384) glücklich von Unalaschka in St. Francisco eingetroffen.

— Am 24. April d. J. ist das Hauptschiff „Cabo de Hornos", welches die italienische „antarktische" Expedition unter Lieutenant Bove trug (s. „Globus" XLI, S. 288 u. 352), von Staten Island nach Punta Arenas in der Magelhaens-Straße zurückgekehrt, nachdem jene im Südosten des Feuerlandes gelegene Insel in Bezug auf Fauna, Flora, Topographie, Hydrographie u. s. w. gründlich durchforscht worden ist. Jetzt kommt die Nachricht, daß eines der kleineren für die Expedition gemietheten Schiffe am Kap Hoorn gescheitert ist, Lieutenant Bove und seine Gefährten aber durch den englischen Kutter „Allen Goden" gerettet worden sind.

Oceane.

— Der „Travailleur" ist Ende Juni zu seiner dritten Fahrt (vergl. „Globus" XLI, S. 224) ausgelaufen, um die unter der wissenschaftlichen Leitung von Milne Edwards stehende französische Tiefseeforschung weiterzuführen. Die Fahrt soll sich diesmal vom Gascogner Meerbusen bis zu den Capverdischen Inseln erstrecken.

— Ein französischer Ingenieur hat einen Plan ausgearbeitet, nach welchem auf dem Meere befindliche Schiffe die unterirdischen Kabel zu Depeschen benutzen könnten. Er will, in Entfernungen von je einer Tagereise, Bojen mit den nöthigen Verbindungsdrähten und Apparaten, jede numerirt und Nachts genügend erleuchtet, längs der Kabel befestigen. Im „Moniteur de la Flotte" stellt er sein Projekt als durchaus nicht schwer ausführbar dar. („Nature".)

— Die „Nature" veröffentlicht Folgendes aus einem Briefe des Berichterstatters am Meteorologischen Institut auf den Scilly-Inseln, M. W. Thomas: „Scilly, den 14. Juli 1882. Ich muß Ihnen von einer eigenthümlichen Störung der See berichten, welche gestern früh um 9 Uhr zur Ebbezeit bei S.-S.-W.-Wind stattgefunden hat. Das Wasser hob sich rapide senkrecht 3 Fuß hoch und fiel dann wieder. So hob und senkte es sich dreimal hintereinander, jedesmal etwas weniger hoch. Das ganze Schauspiel währte ungefähr eine halbe Stunde."

— Der Inspektor des Meteorological Service of the Dominion of Canada, Mr. Hugh B. Payne in Toronto, hat nach eingehenden Studien eine genaue Karte der Sturmwege im nördlichen Theile des Atlantischen Oceans entworfen, so daß Seeleute mit Hilfe dieses „Storm Sailing Guide“ ihre Schiffe außerhalb des Bereiches jedes Sturmes halten können, der zu irgend einer Zeit wüthet, und so manches Fahrzeug gerettet werden kann, das sonst das Opfer der Elemente geworden wäre.

Vermischtes.

— Französisches Urtheil über deutsche Prähistoriker. In der Sitzung der Französischen Anthropologischen Gesellschaft vom 20. April 1882 legte E. Hamy mit einigen lobenden Worten den Voß'schen Katalog der Berliner anthropologischen Ausstellung vor. Es erhob sich darauf Herr Gabriel de Mortillet um, wie er sagte, diesen „Enthusiasmus“ des Herrn Hamy abzuschwächen. „Jenseit des Rheins,“ bemerkte er, „ist man noch sehr weit zurück. Lindenschmit erkennt die drei Perioden des Stein-, Bronze-, Eisenzeitalters nicht mehr an. Virchow wußte in Lissabon nicht, daß man einen absichtlich zugeschlagenen Feuerstein erkennen könne. Fraas vermengt noch die Höhlenperiode, die dépôts magdaléniens und die Töpferei der polirten Steinzeit. Nach diesen Beispielen wissen Sie, was von den übrigen zu halten ist.“ Wir wissen auch, was von Herrn von Mortillet, der nicht einmal Deutsch versteht, zu halten ist.

— Dr. Woeikof bespricht im Journal der Russischen Chemischen und Physikalischen Gesellschaft den Einfluß topographischer Bedingungen auf Durchschnittswintertemperaturen und die Abweichung von Durchschnittstemperaturen bei Anticyklonen. Indem er die Beobachtungen auf verschiedenen Schweizer Stationen vergleicht, findet er, daß die jährliche Temperaturreihe sich nicht immer mit der Höhe der Station vermindert: sie wird geringer auf einzeln stehenden Bergen, größer in hochgelegenen, aber weiten Thälern. Weiter zeigt er, wie die Temperatur in Thälern oft weit kälter ist als auf einzelnen Bergen, in der Schweiz sowohl wie im Kaukasus und in Ostsibirien und schließt daraus, daß die Isothermenkarte, die Dr. Wild in seinem großen Werke: „Die Temperaturverhältnisse des Russischen Reiches“ giebt, keine richtige Anschauung der Wintertemperaturen, besonders in Sibirien darbietet. Da nämlich die meisten der dortigen Stationen in Thälern liegen, deren Temperatur während des Winters in Folge topographischer Bedingungen geringer wird, so nehmen die Januar-Isothermen auf dieser Karte durchweg eine zu südliche Lage ein. So ist z. B. die Januar-Isotherme von —31°, welche durch die Wozuesensky-Goldmine geht, um 7,2° niedriger als die wahre Temperatur dieses Ortes, und sogar um 10,1°, wenn die nöthige Reduktion auf den Meeresspiegel in Anrechnung gebracht wird.

(Nach „Nature“.)

— Am 30. Juni hielt die Folk Lore Society in London ihre Jahresversammlung. Der wichtigste Bericht war der der Märchen-Commission, deren Aufgabe gewesen war, „den Plan einer Märchenklassificirung zu entwerfen, die Schritte anzugeben, die zu thun seien, um bereits vorhandene Märchensammlungen diesem Plane gemäß zu inventarisiren und endlich den Entwurf einer Märchenterminologie auszuarbeiten“. Da man von Hahn's und Baring Gould's Klassificirung bei den heutigen Erfordernissen des Studiums für unzulänglich hielt, so beschloß man, ein neues System von Grund aus aufzubauen und setzte demgemäß folgende Punkte fest: 1. Die Fixirung eines bestimmten Titels für jede Geschichte und die Abschaffung verschiedener Titel für dieselbe Geschichte, wie man sie jetzt in allen Sammlungen findet; 2. die Bestimmung einer gemeinsamen Terminologie für das Studium der Märchen und für jede Märchenbeschreibung und 3. für jede Episode innerhalb der Märchen, 4. die Ausarbeitung eines Index der Märchenepisoden, 5. die Anfertigung einer Tabelle sämmtlicher Märchen in gedruckten Sammlungen nach einem bestimmten, gemeinsamen Plan. Zur Verwirklichung dieses letzten Theiles des Programmes sind schon tüchtige Schritte gethan.

— Ein Porträt des Columbus. Die amerikanische Ausstellung in Madrid, welche gelegentlich des dortigen Amerikanisten-Kongresses stattfand, hat eine Menge bisher verborgener Schätze zu Tage gefördert. Einem Berichte von H. de Saussure über dieselbe entnehmen wir die folgende interessante Mittheilung:

„Besondere Anziehungskraft besitzen die Erinnerungen an Columbus. Hier ist vor allem sein Porträt merkwürdig, das vor Kurzem unter ganz besonderen Umständen entdeckt wurde. Eine allgemein für richtig anerkannte Tradition nämlich bezeichnete ein Oelgemälde im Museum von Madrid als das Porträt des berühmten Seefahrers. An sich war dies nicht unmöglich, denn schon ein Jahrhundert vor Columbus malte van Eyk mit Oelfarben auf Leinwand. Aber unmöglich konnte man eine Persönlichkeit, wie sie das Porträt darstellte, mit einer Zopfperrücke nach der Mode des 18. Jahrhunderts als die des Columbus anerkennen! Das Verdienst, in das Geheimniß eingedrungen zu sein, gebührt Martinez Cubells, dem Inspektor der Gemäldegalerie von Madrid. Nachdem er zu der Ueberzeugung gekommen war, daß Veränderungen an dem Gemälde vorgenommen worden sein müßten, schabte er in der obern Ecke links das Gemalte weg und brachte darunter auch wirklich ein goldenes C zum Vorschein. Diese Entdeckung machte jeden Zweifel schwinden. Cubells setzte seine Untersuchung fort und förderte die ganze Inschrift zu Tage, welche den obern Rand des Gemäldes einnimmt; sie lautet: „Columbus Ligur: Novi Orbis Roptor“ (Repertor). Das weiße Haar verschwand und machte den kastanienbraunen Locken des Heros der See Platz; überhaupt gewann das ganze Porträt seine alte Gestalt vollkommen wieder. Wenn noch der geringste Zweifel über die Echtheit dieses kostbaren Gemäldes bestehen könnte, so würde ein Vergleich desselben mit dem Herzog von Veragua, dem Präsidenten des Kongresses der Amerikanisten, genügen, ihn zu beseitigen. Der Herzog ist nämlich ein direkter Abkömmling des Columbus und von einer frappanten Aehnlichkeit mit demselben. Bei ihm findet sich dieselbe hervortretende Unterlippe, derselbe Typus der schwach gebogenen Nase, überhaupt ein ganz übereinstimmendes Gesicht. Diese Aehnlichkeit, die sich nach 13 Generationen noch wiederholt, beweist, mit welcher Beharrlichkeit in gewissen Familien (Bourbons, Habsburger) Geschlechtseigenthümlichkeiten immer wieder zu Tage treten.

Dieses hier wiedergefundene Porträt des Columbus ist als Stahlstich in den Bulletins der Akademie der Geschichte und der Geographischen Gesellschaft zu Madrid veröffentlicht worden. Seine Entdeckung hat den Vortheil gehabt, daß dadurch auch ein zweites Porträt des Columbus, weniger gut als das erstere, aber noch sehr wohl erhalten, über welches bisher noch einige Zweifel herrschten, auch als echt erwiesen worden ist.“

Inhalt: Samurzakan und Abchasien III. (Mit fünf Abbildungen.) — Fr. Grabowski: Reisebriefe aus dem südlichen Borneo II. (Mit einer Abbildung.) — Theodor Kirchhoff: Streifzüge in Süd-Californien V. — Prof. F. Blumentritt: Die Bagobos. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Australien. — Polargebiete. — Oceane. — Vermischtes. — (Schluß der Redaktion 10. September 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1882.

Samurzakan und Abchasien.

(Nach dem Französischen der Madame Carla Serena.)

IV.

(Sämmtliche Abbildungen, wenn nicht anders bezeichnet, nach Photographien der Madame Carla Serena.)

In diesem Lande, wo der Bauer kein Recht auf den Grund und Boden besaß und jeden Augenblick durch eine bloße Laune des Ahu (Fürsten) vertrieben werden konnte, hat er die Gewohnheit angenommen, leicht von einem Orte zum andern zu wandern und seine Behausung nur als eine Art zeitweiligen Lagers zu betrachten. Noch heutigen Tages entschließt er sich leicht, seinen Wohnort zu verlassen, wenn ihm dieser nicht mehr gefällt, sei es, daß dort ein Familienmitglied gestorben ist, sei es, daß ihn sein abergläubischer Sinn von dort forttreibt. Da die Häuser aus lauter einzelnen Theilen und Stücken bestehen, so ist es leicht, das Rohrdach, die Flechtwände und die Stützpfeiler auseinander zu nehmen, alles auf Büffel oder Pferde zu laden, das wenige Geräth, wie Holzbänke, Matratzen, Kissen, Decken, Kesselhaken und Kochtopf, die nationale Guitarre (abtschertsa) nicht zu vergessen, oben darauf zu packen und fortzuziehen. So begegnete die Reisende bei einem Ausfluge von Otschemtschiri aus zu ihrem Erstaunen einer armenischen Familie, welche von Abchasien, wohin sie nach Beendigung des letzten Aufstandes gezogen war, nach Georgien zurückkehrte. Der Aufzug bot ein sonderbares Gemisch von Elend und Wohlhabenheit dar. Das Haupt der Familie hatte als Kaufmann dort einige Zeit zugebracht und Geld verdient; so saß er denn auch zu Pferde, war gut gekleidet und trug schöne Waffen, eine Seltenheit unter den Armeniern, welche meist unbewaffnet einhergehen. Dabei spielte er den Tschonguri, eine Art Guitarre, die man bei Reichen wie Armen antrifft, und deren Töne bald bei einem Feste erklingen, bald Kranke in den Schlaf wiegen sollen; er wollte damit seinen ungezogenen Sprößling beruhigen, der, bis auf eine große Pelzmütze auf dem Kopfe völlig nackt, sich heulend am Kleide seiner Mutter festhielt und sich von ihr nachschleppen ließ; denn er wollte weder laufen noch sich auf den Karren setzen lassen, den ein Diener lenkte. In den Armen trug das Weib ein Wickelkind, auf den Schultern ein etwas größeres, das vergnügt in die Welt hineinschaute, und dazu sang sie aus vollem Halse und mit kläffender Stimme ein wehklagendes Lied, dessen Refrain noch weithin sich hören ließ. In Bezug auf Reinlichkeit ließ ihr Anzug zu wünschen, was unter solchen Umständen zu entschuldigen war. Ihre schönen schwarzen Haare hingen in kleinen Zöpfen auf die mit einem buntseidenen Tuche bedeckten Schultern herab, und Hals, Arme und Taille waren mit Geschmeide von wahrhaft künstlerischem Werthe bedeckt, das in seltsamem Gegensatze stand zu dem elenden Schuhwerke, welches sie trug. Links von ihr wanderte die älteste Tochter, ärmlich gekleidet und mit allerlei kleinem Hausrathe beladen, und dann folgte eine georgische Arba (Karren), deren zwei kräftige Büffel der junge Diener lenkte, der mit stets sich gleichbleibender Gutmüthigkeit und Geduld bald Kutscher, bald Koch, bald Kindermädchen spielte. Die Arba enthielt die nöthigsten Reiseutensilien, obenauf den unentbehrlichen Topf zum Maiskochen, und an der Seite hing das Tamburin, das in keinem Haushalte fehlt, wo man die

Ein von Georgien preisgekrönte ererbte Familie.

Digitized by Google

Jagdluft treibt. Zum Schutze bei entstehender Jagd führt man ein großes Netz in Bereitschaft mit. Hierauf (Fig. 1) wird das Netz ausgebreitet, und die Jagd beginnt mit Hetzjagd und Lärmgeschrei.

Einer der beliebtesten Aufzüge war Prozession, wo die Gottheit in ihrer Barke getragen wurde. Ein Beispiel dafür ist Amon-Re, welcher auf der Barque Neshmet (Fig. 2) dargestellt ist. Vor ihm steht der König, welcher auch auf dem Bilde (Fig. 1) abgebildet ist. Ihm folgen die Priester, welche die Barque tragen. Die Zahl 1274 deutet darauf hin, daß Amon in Begleitung der Tschetschet und gedachter Barque in Karnak einzieht, wie es auch in Theben Brauch war, bei solchen Gelegenheiten Gäste zu empfangen.

Ausfahrt des Königs und Empfang seiner Gäste.

1279 war der Kultmittelpunkt verschollener Götter für den Pharao auf einmal in Theben wiederum Gegenstand der Verehrung. Es ist dies ein Beweis dafür, daß Ramses II. bei seinen Bauten hauptsächlich Rücksicht den Tempeln zu nehmen, welche in Theben standen, und daß er sich bemühte, die Tempel, welche in Theben in Ruinen lagen, zu erneuen. Es ist bemerkenswert, daß er, wie auch seine Vorgänger, Tempel, welche in Theben standen, nicht in Memphis errichtete. Es ist ferner bemerkenswert, daß er, wie auch seine Vorgänger, Tempel, welche in Theben standen, nicht in Memphis errichtete. Es ist ferner bemerkenswert, daß er, wie auch seine Vorgänger, Tempel, welche in Theben standen, nicht in Memphis errichtete. Es ist ferner bemerkenswert, daß er, wie auch seine Vorgänger, Tempel, welche in Theben standen, nicht in Memphis errichtete.

Ramses II. hatte sich bei seinen Bauten nicht nur auf Theben beschränkt, sondern Memphis, Heliopolis, Bubastis, Tanis, Pithom, Pelusium, Abydos, Tell el-Amarna, Hermopolis, Theben, Elephantine, Kom Ombo, Edfu, Esneh, Dendera, Abydos, Siut, Beni Hasan, Gizeh, Abusir, Sakkara, Dahschur, Meidum, Illahun, Biahmu, Arsinoe, Hawara, Medinet Fayum

religiöſes Gemälde mit georgiſcher Inſchrift. An die Kirche ſtieß früher ein großes zweiſtöckiges ſteinernes Gebäude, wohl das Kloſter, und ihr gegenüber liegen die Trümmer der biſchöflichen Reſidenz. Im Jahre 1877 kamen dann zu den alten neue Trümmer hinzu; doch fanden 1881 wieder Ausbeſſerungen an dem Heiligthume ſtatt.

Ein anderes Mal erhielt Madame Serena eine Einladung zu einem Trauerfeſte, tirili genannt, welches in dem circa 12 Werſt von Otſchemtſchiri entfernten Kvitauli ſtattfinden ſollte. Der Ort gehört der Familie des letzten Ahu, deren gegenwärtiges Haupt der obenerwähnte Fürſt und ruſſiſche General Gregor Scherwachidze iſt. Das Tirili fand aus Anlaß des wiederkehrenden Todestages ſeiner Mutter, der verſtorbenen Fürſtin Keſſaria Scherwachidze, einer geborenen Dadian, und zweier zu verſchiedenen Zeiten geſtorbenen Söhne derſelben ſtatt. Wie ſchon bemerkt, waren die abchaſiſchen Herrſcher bald Chriſten, bald Mohammedaner geweſen; daher die gemiſchte Religion des Landes. Unter dem Großvater und dem Vater des Fürſten Michael, Kaliſch Bey und Sefer Bey, welche beide in der Türkei erzogen worden waren, hatte der Islam an Ausbreitung gewonnen; als ſich dann Sefer Bey mit der Schweſter des Dadian Lewan verheirathete, war er zum Chriſtenthume übergetreten, und unter dem Einfluſſe der ſehr orthodoxen Fürſtinnen der mingreliſchen Familie waren auch die übrigen Glieder der abchaſiſchen Herrſcherfamilie ſeinem Beiſpiele gefolgt. Unter ihnen befand ſich auch Alexander Scherwachidze, der Gatte der Fürſtin Keſſaria, der mit ſeinem mohammedaniſchen Namen Ali Bey hieß.

Da zuletzt die verſchiedenen Zweige der Scherwachidze beſtändig in Streit mit einander gelegen hatten, ſo war ſchließlich das Land unter ihnen getheilt worden. Unter der Regierung Sefer Bey's hatte ſein Bruder Haſſan Bey das Gebiet zwiſchen Suchum-kale und dem Fluſſe Kodor, ſein Vetter Ali Bey das zwiſchen dem Kodor und dem Ochuri erhalten. Beide waren in der Verwaltung ihrer Bezirke faſt

Die Ikonoſtaſis in der Kirche von Mokva.

unabhängig, erkannten aber doch den Ahu als ihren Oberherrn an und mußten bei feindlichen Angriffen unter ſeiner Fahne fechten.

Nach dem Tode Ali Bey's führte ſeine Wittwe Keſſaria unter ruſſiſchem Protektorate die Regentſchaft zwölf Jahre lang, bis ihr älteſter Sohn Gregor (1838 bis 1848) majorenn wurde. Sie ſtrebte danach, in ihrem Lande Civiliſation und namentlich das Chriſtenthum zu verbreiten, was ihr von Seiten des Tzaren Nikolaus einen Orden und von Seiten ihrer Unterthanen den Beinamen der Großen eintrug. Unter ihrem Sohne wurde Abchaſien dann dem ruſſiſchen Reiche einverleibt.

Haſſan Bey andererſeits hinterließ 1837 ſein Gebiet ſeinem Sohne Seid Bey oder Dimitri Scherwachidze, dieſer ſeinem Sohne Georg, welcher noch einen großen Theil davon beſitzt. Der Ahu Sefer Bey aber hinterließ zwei junge Söhne, Dimitri und Michael, ſo daß ſeine Wittwe, die Schweſter des Dadian von Mingrelien, eine ebenſo deſpotiſche wie ehrgeizige Frau, einige Zeit lang die Regentſchaft führte. Dann folgte ſein älteſter Sohn Dimitri, welcher indeſſen ſchon nach einem Jahre ſtarb, wie es hieß, an Gift, das ihm ſein Bruder Michael hatte beibringen laſſen. Ein Diener dieſes Bruders, der im April 1876 ſtarb, ſoll auf dem Todtenbette ein dahin lautendes Geſtändniß abgelegt haben. Wie dem auch ſei, Michael wurde von Tzar Alexander als Ahu von Abchaſien anerkannt und regierte bis 1866.

Das Grab ſeines Vaters Sefer Bey befindet ſich in der Kirche des Dorfes Lichni, in welchem er reſidirte, und das von den Türken zerſtört wurde. Ali Bey iſt in Kvitauli begraben, wo ſein noch lebender Sohn Gregor eine Kirche errichtet hatte, welche gerade bei jenem Tirili zu Ehren ſeiner Mutter und ſeiner beiden Brüder eingeweiht werden ſollte. Madame Serena verweilte eine Woche als ſein Gaſt dort und erlebte die ganze, zum Theil tragikomiſche Trauerfeierlichkeit mit, wie ſie eine ähnliche ſchon in Mingrelien geſehen und geſchildert hat. Der Schauplatz war eine große Ebene vor der neuen Kirche, auf welcher ein kleines, verfallenes Häuschen, der Wohnſitz eines der verſtorbenen Prinzen, ſich erhob. Vor demſelben hatten ſich die Scharen der Wehklagenden, Verwandte, Freunde, Diener, ehemalige Vaſallen in buntem Durcheinander verſam-

Digitized by Google

gart, sich auf beiden Seiten gegen Kaiser erklärt und Zwietracht gesät zu allgemeiner Verwirrung bei Volksversammlungen, Gastmählern und Gelagen, wo Gerüchte, Geschwätz, Klatsch, und weniger die Wahrheit von Mund zu Mund weiter gebracht wurde, Gründe nur für die Meinung der Zechgenossen, Gründe, die sie selbst nicht verstanden, Gründe, welche sie nicht einmal hörten, weil sie schon vorher ihre Meinung gefaßt hatten, Gründe, welche sie nicht hören wollten, weil sie ihnen widersprachen, Gründe, welche sie nicht begriffen, weil sie ihnen zu hoch waren, Gründe, welche sie nicht kannten, weil sie ihnen unbekannt waren, Gründe, welche sie nicht wissen wollten, weil sie ihnen zu gelehrt waren, Gründe, welche sie nicht wissen konnten, weil sie ihnen zu tief waren, Gründe, welche sie nicht wissen durften, weil sie ihnen zu hoch waren, Gründe, welche sie nicht wissen durften, weil sie ihnen zu tief waren, Gründe, welche sie nicht wissen durften, weil sie ihnen zu gelehrt

Klosterlampe eingegangenen weiten Raum in hohen Bogen. Neben Pagoden zu dem Sonnenaufgang.

Ich sah, wie sich die Gestalten der schwarzen Mönche schon früher erhoben, wenige Zeit vor Tau, meiner Ankunft. Jetzt waren sie bei Morgenröthe durch ihren Gottesdienst durch, und ihre Gebete waren gesprochen. Sie hatten ihre Betten zusammengerollt, und ihre Kissen, und ihre Decken, und ihre Matten, und ihre Strohsäcke, und ihre Schlafmatten, und ihre Bettstellen, und ihre Bettlade, und ihre Bettgestelle, und ihre Bettstätten, und ihre Bettgerüste

alten Metropole der indochineſiſchen Civiliſation löſen können. Seine Entdeckungen haben ihn zu dem ebenſo unerwarteten wie intereſſanten Reſultat geführt, daß dieſe alten Khmer'ſchen Tempel dem Brahmaismus geweiht waren. Als er Angkor-Vat durchforſchte, hat er in hochgelegenen Theilen die Meiſterwerke der kambodſchaiſchen Skulptur ablöſen laſſen, nämlich Basreliefs, ehemals glänzend vergoldet, Giebelfelder und Einrahmungen, deren Gegenſtände alle, bis zu denen, die das Allerheiligſte zierten, den Heldenthaten des Rama und dem Ruhm Viſchnu's gewidmet ſind. Dieſem Gotte war alſo Angkor-Vat geweiht. In Angkor-Tom hat er neue Denkmäler beſucht, bei deren Mehrzahl er ebenfalls wieder in den Giebelfeldern die Heldenthaten des Rama und Viſchnu gefunden hat; er hat die Gegenwart des „Linga" konſtatirt, des Emblems des Schiwa (des Phallus der Alten). Er hat aus dem Palaſte der Könige Khmers, einem großartigen und wunderbaren Skulpturwerke, deſſen übereinander geſchichtete Terraſſen mit den prächtigſten Basrelief-Kompoſitionen geſchmückt ſind, den Schutt herausſchaffen und den Palaſt unterſuchen laſſen: Iravatti, der dreiköpfige Elephant mit ſeinem enormen Körper, thront daſelbſt auf allen Ehrenplätzen, ſowie an den Ecken aller Thore der Stadt, wo er von dem Gotte Indra geritten wird, der von zwei Apſaras oder himmliſchen Tänzerinnen ſeines Paradieſes begleitet iſt." Dagegen erließ dann Prof. A. Baſtian in Berlin am 26. Mai eine Erklärung folgenden Inhalts in der „Allgem. Zeitung": „Durch befreundete Hand wurde ich in der Beilage zur „Allg. Ztg." vom 24. März auf eine Erwähnung der Tempel Kambodjas aufmerkſam gemacht, worin aus der letzten Sitzung der indochineſiſchen Akademie zu Paris die Rückkehr Delaporte's von ſeinem Forſchungsfelde beſprochen wird, unter Hinweis auf die werthvollen Bereicherungen unſerer Kenntniß, die auch diesmal wieder dieſem thätigen und erfolgreichen Reiſenden zu danken ſind. Es wird dabei als Löſung des über dieſe geheimnißvollen Stätten ſchwebenden Problems, als eine neue und „unerwartete" Entdeckung bezeichnet, daß in den dortigen Tempeln ein brahmaniſcher Charakter erkannt ſei — jetzt, im Jahre 1882! Da bereits, als ich im Jahre 1864 dieſe Wunderbauten, kurz nach Wiederauffindung derſelben, beſuchen konnte, ſich dieſer brahmaniſche Charakter in ſeinen Beziehungen zur buddhiſtiſchen Weihe (unter der mit dem Namen des Apoſtels Buddhaghoſa verknüpften Mythe) genugſam feſtſtellen ließ, da der vierte Theil der „Völker des Oeſtlichen Aſien", der davon handelt, an verſchiedenen Stellen von Delaporte's früherm Werke (Voyage du Cambodge, 1880) zur Benutzung kommt und außerdem in den „Annales de l'Extrême Orient" (dem Organ der indochineſiſchen Akademie) eine ausführliche Bearbeitung (Tome I, p. 152 seq., 1879—1880) erfahren hat, muß bei der obigen Berichterſtattung ein Irrthum untergelaufen ſein, auf welchen es geſtattet ſein mag, hierdurch hinzuweiſen, da er in verſchiedenen anderen Blättern wiederholt ſein ſoll. Seit Kern's Entzifferung der vorher unlesbaren Inſchriften zuverläſſigere Anhaltspunkte für hiſtoriſche Daten zu liefern beginnt (zugleich auch die bereits 1864 in Kambodja von mir geäußerte und durch den bei der letzten Reiſe in Java 1879 gewonnenen Eindruck erneute Vermuthung über den Zuſammenhang der beiderſeitigen Monumente mehr und mehr mit thatſächlichen Darlegungen beſtätigt), ſo eröffnet ſich jetzt allmälig ein deutlicherer Einblick in dieſen bis dahin gänzlich unbekannten (und in ſeinem Dunkel überſehenen) Culturkreis, der auf der einen Seite nach Indien, auf der andern nach China übergreift, im Norden bis Thibet hinauf und im Süden in den Archipelagos bis an die Grenzen Polyneſiens — einen Kulturkreis mächtiger Tragweite alſo, deſſen Bedeutung für die Alterthumskunde Oſtaſiens gar bald ſchon die allgemeine Aufmerkſamkeit feſſeln muß, um aus verſchiedenen Forſchungsrichtungen her eine gemeinſame Zuſammenarbeit auf die hier vorliegenden Räthſel zu concentriren. Betreffs einer Rückwirkung auf Deutung der klaſſiſchen Nachrichten über die hinterindiſche Halbinſel fällt dann vornehmlich die brahmaniſche Vorgeſchichte derſelben ins Gewicht, wofür ſich die in den Jahren 1861 bis 1863 in den jetzt buddhiſtiſchen Reichen Birma und Siam geſammelten Materialien in dem erſten Bande der „Völker des Oeſtlichen Aſien" (1866) veröffentlicht finden. Vorausſichtlich ſteht hier in Kurzem eine Menge überraſchendſter Aufklärungen in Ausſicht, ſobald die von Delaporte gegenwärtig zurückgebrachten Reſultate im Schooße der indochineſiſchen Akademie, wie erwartet werden kann, zur Verarbeitung gelangen. A. Baſtian."

Im Anſchluſſe hieran freuen wir uns, eine Mittheilung Prof. Baſtian's bringen zu können, welche ſich gleichfalls auf die obigen Verhältniſſe bezieht.

Die eigenartige Durchdringung buddhiſtiſcher mit brahmaniſchen Darſtellungsweiſen, wie ſie die kambodiſchen Skulpturen (und ähnlich entſprechend die javaniſchen) charakteriſirt, tritt auch in der beifolgenden Zeichnung hervor, die ich bei Durchſicht der aus meiner Reiſe im Jahre 1864 noch nicht veröffentlichten Notizen darunter vorfinde, von den Monumenten des Bat Ek (ſ. Völker des öſtlichen Aſien Thl. IV, S. 228).

Die Verehrung des heiligen Baumes, welche man mit dem Schlangenkultus in mehrfache Beziehungen geſetzt hat, geht hier in eine den Linga mit dem Lotus verbindende Auffaſſung über, vielleicht eine der in der Aranya-Kanda des Ramayana geſchilderten Scenen darſtellend, oder etwa Hanuman, der im Gewande eines Büßers bei der Kunde über Annäherung von Rama und Lakshmana dieſen durch König Sugriva entgegen geſandt wird.

Der Linga führt, brahmaniſch, auf Phra-Inſuen oder Siva, als Maha-Rüſi (Riſhi), den einſiedleriſchen Eremiten des Waldes, während der Lotus in den buddhiſtiſchen Weltentſtehungen keimt.

So z. B. in der Einleitung zu den ſiameſiſchen Rechtsbüchern (ähnlich dem aus dem Phra-tham-ſatr Mitgetheilten).

Nach dem Vorwort heißt es „über den Beginn der erſten Kalpa" (bei den Brahmanen in die bei Plutarch ebenfalls angedeutete Beziehung zum Schlaf der Gottheit geſetzt, während bei den Buddhiſten den alten Naga-König erweckend):

„Als Umwallung des Univerſums winden ſich um den heiligen Berg Meru (Phra-Su-Meru-rat) ſieben Kreiſe von Bergketten mit 4 großen und 2000 kleineren Inſeln, ſowie vier Oceanen dazwiſchen. Und dann finden ſich dort, feſt eingepflanzt, der Bäume ſieben, nämlich der Siriſa-Baum in Buphavitheha (Purvavideha), der Krathum-Baum (der Kathum-Blumen) in Amarakoyana (oder Apara-Godhanya), der Kama-Baum (der Gelüſte) in Udonkaro (Uttara-kuru) und der Na-Baum (Anona squamosa) in Xomphu-thavib oder Jambu-dvipa (mit Eugonia Jambu). Dazu wächſt in der Region der Aſura der Kee-phoi-Baum [abfallender Früchte, wie für den mit Fluch belegten Verbannungsort geeignet], der (dornige) Ngiu-Baum in Subanraxa-Phiphoph der (ſchützenden) Chatu-Maha-Raja, und der Baum Varikarat oder Parichada (ſchattengebend) im Himmel Daodüngſa (Indra's).

„Und in der Kalpa Beginn, da erſtand, empor ſich hebend aus den Atomen, ein Lotus mit der Blumen fünf, ein Vorzeichen künftiger Verheißung, daß fünf der fürſtlichen Herren in dieſer Welt geboren ſein würden, als heilige Phra-Phuth (oder Buddha).

„Nun heißt es in Betreff dieſer Kalpa, daß zu dem Phrom (Brahmanen) der Duft aufſtieg von der neu gebildeten Erde, und daß ſie darauf herabkamen, von der ſüßen Ausſchwitzung zu koſten. Als ſo im Laufe der Zeit die irdiſche Speiſe das Himmelselement beſchwerte, fing der Glanz ſich zu verlieren an, die Leiber ſchrumpften in Verkürzung zuſammen, und nach Art der klimatiſchen Umgebung traten die Wechſel der Nahrung ein bis zum Weizen, als der gewöhnlichen.

„Dieſe Aenderungen waren von den entſprechenden in der Natur der Brahmanen begleitet, ihre hehre Macht und Glorie ſchwand dahin, und ſchließlich zerſpaltete ſich der Menſch in die Geſchlechter, das männliche und das weibliche, mit dem Hervortreten der für Begattung geeigneten Organe.

„In Folge davon wurden Kinder geboren und die Generationen zeugten fort. Mit Vermehrung der Bevölkerung ſtellten ſich die Grenzen der Anſiedelungen feſt und vielerlei Volk wohnte neben einander auf der Erde.

„Zu ſolcher Zeit geſchah es, daß der Fürſt von der Höhe, der Herr Phra-Phothiſat (der heilige Bodhiſattaa), herniederkam und als der große Menſchenmeiſter (Phra-Maha-Burut) geboren wurde, in dem Beginn dieſer Phatha-Kalpa (der erſten oder Pathama).

„Bis dahin, wenn Streit und Zwiſt ausbrach, war Niemand da, zu herrſchen oder zu entſcheiden, ſondern die Geſellſchaften pflegten zuſammenzukommen, um unter einander zu berathen.

„Jetzt aber erhoben ſie den erhabenen Herrn, den großen Menſchenfürſt (Phra-Maha Burut-Rat-Chao), zu ihrem König, mit dem Ehrentitel benannt als Phra-Chao-Maha-Sommutirat.

„Mit den auszeichnenden Tugenden ſiebenfacher Art begabt, herrſchte er über die vier Thavib (Kontinente). Von ſeinen vier Söhnen wurde der Aelteſte mit der Verwaltung von Xomphuthavib betraut, und von den anderen jeder Einer eingeſetzt in Udonkaro, Aparakhojana und Bupha Vitheha.

Portal aus Vat Ek in Kambodja.

Und täglich kamen die vier Fürſtenſöhne durch die Luft herbei, ihrem königlichen Vater Beſuch abzuſtatten.

„Nachdem darauf eine lange Zeit verfloſſen und der Königsvater vom Leben abgeſchieden, pflegten die vier Fürſten ihr gutes Einvernehmen unter ſich aufrecht zu halten, in Bewahrung der Freundſchaft, bis allmälig im Laufe der Gezeiten die Beſuche ſeltener wurden und ſchließlich unter zunehmender Erkaltung der Freundſchaft ganz aufhörten, ſo daß eine Trennung eintrat.

„Der Aelteſte der Brüder, der König der Könige, der in Jambudvipa herrſchte, theilte das Reich unter ſeine zehn Söhne, einen Theil für jeden, mit dem älteſten derſelben, als Uparat (Stellvertreter oder Vicekönig) oder Nebenkönig [zweiter König in Siam], und dieſer trat ſpäter an die Stelle ſeines Vaters, als derſelbe aus dem Leben geſchieden.

„Eine Zeit lang dauerte unter den zehn Fürſten der Brauch fort, ſich gegenſeitige Beſuche abzuſtatten [1]), aber allmälig

[1]) Für eine orientaliſche Analogie, ſ. Ethnologiſche und geographiſche Bilder S. 97.

wurden sie einander mehr entfremdet, in lockererer Erweiterung der bisher einigenden Verbündung. Unter ihrer Nachkommenschaft nahmen die Scheidungen zu, wenn auch der älteste Sohn stets in die Stelle des Uparat eintrat, um nach dem Tode seines Vaters als König gekrönt zu werden, in legitimer Erbfolge. Auch dauerte die Freundschaft fort unter den 101 Monarchen, in Erinnerung gemeinsamer Abstammung aus der Sonnendynastie (Suryavansa), doch schickten sie, anstatt persönlicher Besuche, ihre Minister, als Gesandte, um Grüße zu überbringen, und diese, als sie alt und betagt wurden, gingen dann nicht mehr täglich, sondern nur einmal in der Woche, später nur einmal im Jahre, und zuletzt gar nicht mehr.

„So ging unter den Fürstensöhnen des Herrschergeschlechts die gegenseitige Kenntniß von einander dadurch verloren, und das Bewußtsein erlosch eines gemeinsamen Bandes und der Abstammung aus dem erhabenen Sonnengeschlecht. Die verschiedenen Nationen verblieben getrennt, verschieden schieden sich ihre Bräuche, verschieden ihre Speisen, verschieden ihr Aussehen, verschieden auch ihre Sprachen unter den 101 Königsthümern, und so finden sich 101 Sprachen [1]) bis auf den heutigen Tag.

„In der Jugend dieses erhaben großmächtigen Königsgeschlechtes der Sonne (Maha-Sommuti-Raxa-Suriwong), damals als es seinen Anfang nahm, währte das Menschenleben, bis zum Alter einer Asanghai [100 Quadrillionen Jahre bei Rémusat, aber zu niedrig angesetzt nach Köppen], und damals ereignete es sich, daß ein Fürst aus den Maha-Phrom (im Himmel der Maha-Brahmana), aus denen, welche Phrom-Theva (unter den Deva) genannt werden, in seinen Existenzwandlungen die Weltterrasse der Phrom verließ, um in der Fülle der Zeit herabzusteigen, und in der Familie eines angesehenen Edelmanns wiedergeboren zu werden, eines unter den Hofbedienten des königlichen Herrschers Maha-Samnut-Raxa.

„Zum Alter von 15 Jahren aufgewachsen, erhielt er das Amt seines Vaters und als er die Trübseligkeiten betrachtete, die aus Zank und Hader entstehen, darüber, wie es im Wunsche der königlichen Majestät läge, die Bestimmungen des heiligen Gesetzes in Kraft zu halten, hin und her nachgedacht hatte, so nahte er sich mit huldigendem Gesuch, seinen Abschied erbittend, um, in den Priesterstand aufgenommen, als Eremit (Rüsi) in einer Höhle des Hemavan sich dem Einsiedlerleben zu widmen, in Uebung der fünf Apija (Abhidjna) und sieben Sombat, von Waldfrüchten genährt.

„Dort befand er sich inmitten einer Gesellschaft von Deva, Kinnari (Vogeljungfrauen), Konthab (Gandarva), Suban-Vögel (Suvarna-Hansa), und Vasukri, König der Naga, war sorgsam darauf bedacht, daß es im Unterhalt des frommen Eremiten an nichts fehle.

„Da geschah es eines Tages, daß ein plötzlicher Gewittersturm ausbrach, der Regen fiel herab wie aus Eimern [2]) gegossen, und der Deva's liebliche Kinder, ihre Söhne und Töchter, sie und alle die Kinnara und Kinnari, sie rannten in Verwirrung hierhin und dahin, um sich vorm Naßwerden zu retten.

„Und in solcher Angst kam eines der Däuchen aus den Theva-Khontap [also eine Aparasa] ganz nahe an die Stelle, wo der königliche Brahmane sich gebettet hatte, jener Eremit.

„Der brahmanische Herr aber, der König unter den Eremiten, er begnadigte das Fräulein Kinnari aus den Theva-Khontabh mit seiner Liebesbezeigung, und als die Zeit erfüllt, da war auch ein Sohn geboren, hübsch und schön von Gestalt, und bei Namen gerufen als Phatthara-Kuman (Bhattara-Kumara). Später wurde dann mit den Baummymphen noch ein zweiter Sohn gezeugt, Manoson-Kuman oder der Prinz (Kumara) Manosvara [die Stimme Mann's [1])].

„Diese beiden Söhne zeichneten sich aus durch Weisheit und Verstand, wie aus ihren beiden Eltern auf sie übergegangen. Sie traten in den geistlichen Stand, und während ihres Einsiedlerlebens wurden sie mit ekstatischen Visionen begünstigt, bei ausübender Beobachtung der fünf Apija und der acht (sieben) Somabat, zugleich ihren Vater und Mutter ehrend, so lange dieselben in irdischer Hülle weilten, bis diese dann zurücklassend.

„Eines Tages kam Phra-Pathathara die Lust an, in die Luft emporzusteigen, und dabei flog er herum bis zum Khob-Chakkravan [den das Universum im Chakravala umgrenzenden Gebirgswall].

„Dort schrieb er auf die Felswand eine Abschrift der Phethangkha (Vedanga) und von den magischen Zauberformeln aller der Vetha (Veda). Dann kam er zurück, und seinen jüngern Bruder Manosan mit sich nehmend, begab er sich nach der Residenz des Königs Maha-Sommutirat, ihm die heiligen Texte der Vedanga zu überbringen, nebst Sprüchen der Heilkunde für Gesundheit und Wohlsein.

„Und indem Pathara-dabot den Eremitenstand verließ, nahm er die Stelle eines Raxa-Parohit (brahmanischen Gelehrten) an, um den König in der Wissenschaft zu unterrichten.

„Was nun Manosan betrifft, so folgte er dem Beispiel seines Bruders, und stellte sich ebenfalls dem König zu Diensten, unter seine Beamten.

„Und Se. Majestät erhob Manosan über seine anderen Diener, und mit hohen Würden bekleidet, setzte er ihn ein, über das Menschenthum zu richten. Manosan aber erwies sich als gerechter Richter, mit weiser Entscheidung seine Urtheile fällend, so daß die Devata Gold und Kleinodien herabstreuten, Früchte und Blumen mit freudigen Dankesgaben mehr.

„Einmal nun fanden sich zwei Bauern, die ihre benachbarten Felder mit Kürbissen bepflanzt hatten . . . . . .

Es folgt sodann der aus indischer Literatur genugsam bekannte Rechtsstreit, der die Gesetzbücher einzuleiten pflegt, und wie bereits veröffentlicht, stimmt die siamesische Version mit der des birmanischen Dhammathat auch darin überein.

Im Uebrigen steht hinsichtlich dieser beiden Rechtsbücher bereits das Weitere vermerkt in meinen „Völkern des östlichen Asien", über das oben Veröffentlichte im dritten Bande, sowie über das birmanische im zweiten und vierten. Im letztern sind auch die kambodischen Skulpturen behandelt und ihre brahmanischen Unterlagen, ehe in Verknüpfung mit der Sage von Buddhaghosa's Landung der Palast des Königs Pathomma Sarwong zu einem Tempel der Kleinodienlehre geweiht wurde.

Zu der Fortdauer der Beziehungen zwischen Hinter- und Vorder-Indien, wie aus den birmanischen Inschriften in Buddha-Gaya bereits bekannt (s. auch Völker d. östl. Asien I, S. 37) wurde ein kleiner Beitrag geliefert in „Brahmanical inscriptions in buddhistic temples" (Am. Or. Soc. Vol. VIII, p. 12, 1865) und die Stellung der buddhisti-

[1]) Also spätere Zerstreuung in Sprachverwirrung, während Diodor die Sprachverschiedenheiten als ursprüngliche ansetzt (in der einleitenden Weltentstehung).

[2]) Im Siamesischen hier ein ähnliches Bild, wie in dem peruanischen Liede von dem zerschlagenen Gefäß.

[1]) Brahmanische Analogie zu Buddha-Ghosha (Son bezeichnet Lehrer im Siamesischen).

schen Geistlichkeit zum brahmanischen Priesterkult läßt sich besonders im Cyklus der siamesischen Jahresfeste (Ethnolog. und Geograph. Bilder S. 198) bei der Feier derselben beobachten. Und ähnlich in Birma. A. Bastian.

Streifzüge in Süd-Californien.

Von **Theodor Kirchhoff.**

VI.

Die Kolonie Riverside[1]).

Riverside ist eine Oase inmitten einer südcalifornischen Wüste, welche dort durch eine umfassende Bewässerung und durch den Fleiß einer thätigen und mit bedeutenden Geldmitteln ausgerüsteten Bevölkerung in ein kleines Paradies umgewandelt wurde. Vor zehn Jahren hatten die Heuschrecken ihre liebe Noth, auf diesem Grund und Boden, wo Salbeibüsche und Zwergkaktusse die ursprüngliche traurige Vegetation bildeten, ihr Leben zu fristen; heute wohnen daselbst 1500 Menschen in schmucken Heimstätten, manche von ihnen in prächtigen Villen und umgeben von Luxus und Komfort, wie man dies sonst nur in altbesiedelten Gegenden auf den Landsitzen der Reichen findet. Anpflanzungen von Orangen- und Citronenbäumen, Gärten, Weinberge und Aecker, bestanden mit Mandeln-, Feigen-, Aprikosen- und Olivenbäumen, reihen sich aneinander, durchschnitten von prächtigen Alleen: darüber der blaue Himmel Südcaliforniens und ringsum der weite Kranz schöngeformter Gebirgszüge, mit isolirt davorstehenden niedrigeren Bergkuppen, denen die Fernschau ihr steriles Aeußeres genommen und ihre Konturen in ein duftiges Gewand gekleidet hat.

Der Kern des Grund und Bodens, worauf die Kolonie Riverside liegt, wurde bereits im Jahre 1869 von einer Gesellschaft erworben, welche dort Seidenbau betreiben wollte. Dies Projekt kam aber nicht zur Ausführung, weil der Urheber desselben, ein gewisser Provost, der die Seidenkultur in Frankreich praktisch erlernt hatte und die klimatischen und Bodenverhältnisse des südlichen Californiens dafür sehr geeignet fand, bald darauf starb. Das von der „Silk Center Association“ erworbene Land ging in den Besitz der „Southern California Colony Association“ über, einer Gesellschaft von Landwirthen aus Neu-England, welche in Californien Obstzucht zu betreiben wünschten. Von ihnen wurde bereits ein Beginn damit gemacht, den Santa-Ana-Fluß in kleinerm Maßstabe für Bewässerungszwecke zu verwenden; auch wurde das Besitzthum durch fernere Landankäufe bis auf 9000 Acker vergrößert. Die Neu-England-Kolonie organisirte sich im Jahre 1874 mit 8000, die Santa-Ana-Kolonie mit 4000 Acker Land in der Nachbarschaft. Es stellte sich aber bald heraus, daß sich das zur Berieselung verwendbare Wasser aus dem Santa Ana zum Nutzen der verschiedenen Kolonien nicht gut praktisch vertheilen ließ, und daß zu größeren Anlagen vereinte Kraft und bedeutendes Kapital nothwendig sei. In Folge dessen konsolidirten sich im Jahre 1875 alle vier genannten Gesellschaften unter dem Namen „Riverside Land and Irrigation Company“, und es trat die heutige Kolonie Riverside ins Leben.

Bis zum Jahre 1875 war nur wenig geschehen, um das erweiterte Besitzthum der Kolonie, welches sich, 5 Miles von Colton beginnend, 16 Miles in südwestlicher Richtung nach dem Temescalthal in einer Breite von 2 bis 6 Miles am östlichen Ufer des Santa Ana hinzieht, unter Kultur zu bringen. Von jener Zeit an wurde aber planmäßig vorgegangen und die erzielten Resultate sind in der That erstaunlich. Zwei Hauptbewässerungskanäle wurden angelegt, welche von dem Inhalte des Santa Ana gespeist werden. Dieser wird von den im Sommer in den Schluchten des San Bernardino Pik langsam schmelzenden Schneemassen zu jener Jahreszeit, in welcher der Wasserbedarf am nothwendigsten ist, mit einem nie fehlenden Wasservorrath versorgt, während die feuchten Niederschläge im Hochgebirge ihn in den kälteren Monaten des Jahres auf gleichem Niveau halten. Der für Irrigationszwecke verwendbare Wasservorrath des Santa Ana, welchen die Kompagnie gesetzlich erworben hat, beträgt 12000 Kubikfuß per Minute. Der Santa Ana hat einen Fall von 33 Fuß auf die englische Meile und es ist ein Leichtes, seinen überschüssigen Wasservorrath während der Regenzeit durch Busch-Dämme vor den Mündungen der Kanäle zu reguliren.

Die beiden miteinander parallel laufenden Hauptirrigationskanäle, welche sich 14 Miles unterhalb Colton in einen Kanal vereinigen, und von denen der eine 35 Fuß über dem andern liegt, haben eine Entfernung von etwa $^3/_4$ englische Meile von einander. Der höher gelegene Kanal ist oben 16 Fuß und am Boden 6 Fuß breit. Er enthält eine Wassermenge von $2^1/_2$ Fuß Tiefe, welche in seinem obern Theile einen Fall von 3 Fuß per Meile und in den letzten 5 Meilen einen Fall von 5 Fuß per Meile hat. Der niedriger gelegene Kanal hat eine Breite von 20 Fuß an der Oberfläche und von 8 Fuß am Boden. Das darin fließende Wasser ist 3 Fuß tief und hat einen Fall von durchschnittlich 4 Fuß zur englischen Meile. Zwischen den beiden Kanälen laufen eine Menge kleiner Gräben, durch welche das zum Berieseln gebrauchte Wasser in die Felder zwischen den Kanälen und in das Gebiet unterhalb des niedrigern Kanals gelangt. Beide Hauptkanäle sind sehr solide angelegt worden. Nur drei permanente größere aus Holz erbaute Aquädukte existiren; alle übrigen temporär aus Holz konstruirten Ueberbrückungen, sowie die Tunnels, Durchstiche ꝛc. sollen sobald als thunlich mit Fels und Ziegeln ausgebaut werden, um die ganze Anlage so solide und dauerhaft als möglich zu machen.

Das Wasser wird den Ansiedlern von der Gesellschaft beim Zoll verkauft, auf dieselbe Weise wie es in den Minendistrikten Californiens nach den Gesetzen dieses Staates von den Grabenbesitzern an die Goldwäscher und die Eigenthümer hydraulischer Minen geschieht. Ein Zoll Wasser ist eine Quantität, welche durch eine Oeffnung von einem Quadratzoll unter einem Druck von 4 Zoll in 10 Stunden entweicht, ein Aequivalent von 8 Gallonen oder $1^1/_4$ Kubikfuß Wasser in der Minute. Ein Strom von $2^1/_2$ Zoll genügt für den Hausbedarf einer Familie und um 3 bis 4 Acker Gemüseland und Obstgärten zu begießen. Ein Strom von 5 Zoll bewässert 10 Acker Land,

[1]) Die in dieser Skizze enthaltenen kulturgeschichtlichen Notizen und Angaben über Bodenerzeugnisse sind meistens einem von der „Riverside Land and Irrigating Company“ publicirten Pamphlet entnommen worden.

und dieselbe Wassermenge ist hinreichend für eine Bodenfläche von 20 Acker, auf welcher die dort angepflanzten Bäume bereits herangewachsen sind. Es kostet ungefähr 3 Dollars per Jahr, um einen Acker Land für Agrikulturzwecke ausreichend zu bewässern.

Das Plateau (mesa), auf welchem die unter das Bewässerungssystem gebrachten Ländereien der Gesellschaft sich befinden, liegt 60 bis 80 Fuß über dem Flußbett des Santa Ana. Vor Ueberschwemmungen ist dasselbe vollständig gesichert, da die Oeffnungen der Kanäle im Santa Ana in der Nähe von Colton ausreichend geschützt sind und ein Hochwasser des Flusses die „Mesa“ nie erreichen kann. Die Ebene dacht sich mit einer Senkung von 45 Fuß zur englischen Meile allmälig nach Süden und Osten ab. Sie enthält keine Felsstücke, loses Gestein, Bäume und Gestrüpp, das fortgeschafft werden müßte; und da in der Kolonie keine Holzzäune (fences) errichtet werden dürfen, so kann der Ansiedler mit dem Pflügen und Anpflanzen beginnen, sobald er einen Kontrakt mit der Gesellschaft für den nöthigen Wasserbedarf geschlossen hat.

Das Besitzthum der Gesellschaft ist in Quadrate von je 10 Acker eingetheilt worden, von denen jedesmal 16 = 160 Acker einen „Block“ enthalten, der ringsum von Straßen eingeschlossen ist. Es können sechs Familien, die jede 20 Acker Land besitzen, und vier Familien mit je 10 Acker Land zusammen in einem „Block“ wohnen, und jede Familie wird eine Front nach einer Straße hinaus haben. Ich will hier einschalten, daß sich die meisten Ansiedler mit einem Bodenbesitz von 10 bis höchstens 20 Acker begnügen, da der Erfolg einer Orangenanpflanzung von einer gründlichen Bodenkultur abhängt, was sich bei einem größern Flächenraum weit schwerer, als bei einem kleinern durchführen läßt.

Die ganze Länge der Kolonie wird von der prächtigen Magnolia-Avenue durchschnitten, einer Straße von 16 Miles Länge, die von Colton nach dem Temescalthal führt. Der westliche Abschnitt der Magnolia-Avenue hat eine Breite von 132 Fuß und ist mit drei Reihen von immergrünen Bäumen bepflanzt; das östliche nur 80 Fuß breite Ende derselben soll mit zwei Baumreihen bepflanzt werden. In der Mitte dieser großartig angelegten Straße befinden sich zwei Fahrwege, jeder 40 Fuß breit, an den Seiten zwei Spaziergänge, je 20 Fuß breit, und einer in der Mitte von 10 Fuß Breite. Wo die Querstraßen die Avenue durchschneiden, sollen Exemplare von Magnolia grandiflora angepflanzt werden, von welchen prächtigen Bäumen bereits einige hoch emporstreben. Längenstraßen (Avenues) von 50 bis 80 Fuß Breite laufen jede halbe englische Meile mit der Magnolia-Avenue parallel; Querstraßen von derselben Breite, welche die Namen der Präsidenten der Vereinigten Staaten, von Washington bis Grant, führen, durchschneiden sie rechtwinklig jede halbe Meile.

An drei Stellen in der Kolonie wurde je eine englische Quadratmeile für die Anlage eines Städtchens reservirt, von denen das eine, mit Namen Riverside, bereits zwei vortreffliche Hotels, eine öffentliche Stadthalle, eine Bank und mehrere „Stores“ enthält. Daß in jedem Stadtplan an geeigneten Plätzen Grundstücke für Kirchen und Schulen reservirt wurden, versteht sich von selbst. In dem Städtchen Riverside wurden von den Gemeinden der Kongregationalisten und der Methodisten bereits hübsche Kirchen erbaut, während die Episkopalen und Baptisten noch ihren Gottesdienst in der öffentlichen Halle abhalten. Die Presbyterianer haben für ihren Bedarf ein schmuckes Gotteshaus am Eingange der Magnolia-Avenue errichtet, und rühmen sich damit, die schönste Kirche südlich von San Francisco zu besitzen. Die Gesellschaften der Freimaurer, Odd Fellows und Good Templars haben in Riverside jede ihre eigene Loge. In der öffentlichen Stadthalle wird Sonntags gepredigt, während an den Wochentagen dort Vorlesungen abgehalten werden. Man hat auch bereits den Plan entworfen, eine Akademie oder ein „College“ in Riverside zu gründen, um für eine höhere Ausbildung der Jugend, als in den gewöhnlichen Schulen geschehen kann, Sorge zu tragen. Daß das in der Kolonie vorwiegende amerikanische Element aus den puritanischen Neu-England-Staaten nicht verfehlen würde, die religiösen Institutionen seiner alten Heimath nach der neuen Ansiedelung in Südcalifornien zu verpflanzen, ließ sich voraussehen. Da jene Einwanderer aber den Fleiß und die Energie der Yankees mit hierhergebracht haben, so wird ihnen Niemand ihre frommen Schrullen verübeln und ihnen gern das Privilegium gönnen, auch in Riverside nach ihrer eigenen Façon selig zu werden.

Auch eine Zeitung, „Preß and Horticulturist“, existirt bereits in der Kolonie und giebt eine Fülle von interessanten auf die Ansiedelung Bezug nehmenden Notizen. Der gesellschaftliche Ton hat einen städtischen Anstrich, und auch die Minderbegüterten unter den Kolonisten sind, soviel ich ihnen begegnet bin, sämmtlich Leute von einer guten Durchschnittserziehung, wie man sie unter der bessern Klasse der Amerikaner findet. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich die Behauptung aufstelle, daß es schwerlich eine zweite Niederlassung von Ackerbauern in der Welt giebt, wo die Kultur der Bevölkerung auf einer so hohen Stufe steht, wie in Riverside. Man möchte eher wähnen, hier in einer Vorstadt von Boston zu sein, als in einem ländlichen Distrikte, der 1000 Miles von dem nächsten Centrum der Civilisation entfernt liegt.

Wie dem Leser klar geworden sein wird, wurde die Kolonie Riverside von ihren Gründern in großartigem Stil angelegt, namentlich um den Bedürfnissen und Erwartungen wohlhabender Ansiedler Rechnung zu tragen. Diese fanden sich denn auch bald, besonders durch das herrliche Klima angelockt, in Menge ein, und zwar der Mehrzahl nach aus Boston, Newyork, den Neu-England-Staaten, Canada, Indiana und Illinois. Wer heute, nach den ersten sieben Jahren ihres Bestehens, diese Kolonie durchwandert, sieht dort aller Orten die unverkennbaren Zeichen von Wohlstand. Die Ansiedler, welche, mit Ausnahme der wenigen Geschäftsleute, fast alle den Anbau halbtropischer Früchte unternommen haben, sind durch den erhöhten Werth ihrer Besitzthümer nicht minder als durch den Ertrag ihrer Anpflanzungen belohnt worden.

Der Werth des Grund und Bodens in der Kolonie ist auf eine erstaunliche Weise gestiegen. Unbebaute Ländereien, welche innerhalb des Systems der Bewässerungskanäle liegen und im Jahre 1876 für 25 Dollars den Acker nur mit Mühe Käufer fanden, bringen jetzt einen Preis von 100 bis 150 Dollars per Acker; angebaute Ländereien repräsentiren, mit Einschluß der darauf stehenden allerdings oft ansehnlichen Gebäulichkeiten, heute einen Werth von 250 bis 1000 Dollars per Acker, wobei selbstverständlich das Alter der Orangenhaine und Weinberge eine bedeutende Rolle spielt. Aeltere Anpflanzungen von Orangenbäumen, die ein Jahreseinkommen von 600 bis 700 Dollars per Acker realisiren, werden sogar auf 2000 und mehr Dollars für den Acker geschätzt. Da aber solche Anpflanzungen nicht zu kaufen sind, so ist dies immerhin nur ein muthmaßlicher Werth. Durch die Eröffnung der südlichen Ueberlandbahn wurde den Bodenprodukten von Riverside ein leicht zu erreichender und profitabler Markt in den öst-

lichen Unionsgebieten geschaffen, was natürlich eine überaus günstige Rückwirkung auf die Blüthe der Kolonie gehabt hat; denn wenn auch viele von den hier ansässigen reichen Amerikanern durchaus nicht auf den Ertrag ihrer Ländereien angewiesen sind, so giebt es doch zahlreiche Familien unter den Kolonisten, denen ein solches Einkommen sehr erwünscht ist. Als Regel kann man jedoch annehmen, daß die Kolonie Riverside für Unbemittelte heute kein Utopien mehr ist, indem es dort ein verhältnißmäßig großes Kapital in Anspruch nimmt, um eine Heimstätte zu gründen. Ansiedler, die vor vier Jahren mit einem Kapital von nur 1000 Dollars nach Riverside kamen, haben allerdings in mehreren Fällen ihren Besitz in diesem Jahre für 6000 und 8000 Dollars veräußert; aber die Gelegenheiten, mit geringem Kapital ein Grundstück zu erwerben, bieten sich immer seltener, da die Zahl der Verkäufer weit beschränkter als die der Käufer ist und das beste Land bereits Eigenthümer gefunden hat.

Unter den in Riverside vorwiegend kultivirten halbtropischen Früchten ist die Zucht von Orangen die nutzbarste. Eine Orangenanpflanzung von 10 Ackern, das Land zu 40 Dollars den Acker gerechnet, mit 100 drei Jahre alten Bäumen auf den Acker gepflanzt, wird am Ende des fünften Jahres alle daran gewandte Arbeit, Bewässerung, die Zinsen des angelegten Kapitals ꝛc. eingeschlossen, auf 2000 Dollars zu stehen kommen. Am Ende des fünften Jahres pflegt jeder Baum 50 bis 100, am Ende des sechsten Jahres 500, am Ende des siebenten Jahres — also in einem Alter von zehn Jahren — 1000 Orangen zu tragen. Nach dem fünften Jahre wird die an jeden Acker gewandte Arbeit, den Preis des Bewässerns eingeschlossen, etwa 150 Dollars per Jahr betragen. Berechnet man nun den Marktpreis der Orangen auf einen Cent per Stück, so wird das Einkommen für einen Acker im sechsten Jahre 500 Dollars betragen und in den folgenden Jahren schnell steigen, bis die Bäume ganz ausgewachsen sind. Orangenbäume sind langlebend und können, sorgfältig gepflegt, ein sehr hohes Alter erreichen. Das Alter eines solchen Baumes, der jüngst in Frankreich abstarb, wurde nach authentischen Quellen auf 462 Jahre angegeben. Dabei tragen die älteren Bäume oft eine erstaunliche Menge von Früchten. Ein bei Alt-San-Bernardino stehender 14 Jahre alter Orangenbaum trug z. B. letztes Jahr 2500 Früchte, und einer in Florida sogar 6000. In Riverside sind bis jetzt ungefähr 100 000 Orangenbäume und ebensoviele Citronen- und Limonenbäume angepflanzt worden. Eine Ueberproduktion kann auf lange Zeit hinaus nicht befürchtet werden, da die Anpflanzung von Citronfrüchten in den Vereinigten Staaten, welche sich auf Florida, Louisiana und das südliche Californien beschränkt, den Bedarf lange nicht deckt. Vor den näher an der Seeküste liegenden Distrikten in Südcalifornien, wo die Orangenkultur in größerm Maßstabe betrieben wird, hat Riverside den großen Vortheil voraus, daß es nicht durch feuchte Nebel heimgesucht wird, welche den Früchten in jenen Anpflanzungen oft eine häßliche schwärzliche Farbe geben.

Die Olivenkultur schreitet ebenfalls in Riverside rasch voran und vergrößert sich dort von Jahr zu Jahr. Die daselbst bis jetzt gezogene Olivenart ist eine kleine schwarze Species, welche von den alten Missionären zuerst aus Spanien eingeführt wurde und ein vorzügliches Oel producirt. Andere vortreffliche Sorten sollen demnächst aus dem südlichen Frankreich importirt werden.

Die in der Kolonie gezogenen Feigen sind den Smyrna-Feigen an Güte vollkommen gleich; aber man scheint das Präserviren und die Verpackung dieser Früchte hier noch nicht gut zu verstehen, welchem Uebelstande jedoch gewiß bald abgeholfen werden wird. Nachdem die Feigenbäume ein Alter von drei Jahren erreicht haben, tragen sie drei Mal im Jahre und zwar etwa 50 Pfund getrocknete Früchte per Baum von der zweiten Ernte, welche für die beste gilt.

Die Traubenernte wird in Riverside fast ausschließlich zu Rosinen verbraucht, welche in Amerika einen ausgezeichneten Markt finden. Die weiße Muskattraube von Alexandrien hat sich als die für das hiesige Klima am besten geeignete Sorte herausgestellt. Im zweiten Jahre tragen die Reben bereits eine mittelmäßig große Ernte; im dritten Jahre wurden schon 30 Pfund Rosinen von einem sich über ein flaches Gitterwerk (trellise) ausbreitenden Weinstock geerntet. Man rechnet durchschnittlich auf 3 Pfund Trauben, um 1 Pfund Rosinen zu produciren. Das Einkommen von einem mit Rebstöcken bepflanzten Acker, deren Trauben als Rosinen auf den Markt kommen, beläuft sich auf 150 bis 300 Dollars im Jahr. Im Jahre 1878 wurden 15 000 Kisten Rosinen zu 20 Pfund von Riverside exportirt, eine bereits ansehnliche Quantität, welche seitdem in stetigem, raschem Zuwachs begriffen ist. Von Tafelfrüchten gedeihen Aprikosen in der Kolonie am besten. Sie werden meistens in luftdichten Blechbüchsen präservirt auf den Markt gesandt.

Es würde hier zu weit führen, wollte ich auf die Bodenkultur und die Zucht von anderen in Riverside angebauten Früchten näher eingehen. Es ist diese Kolonie mit einem Wort ein kleines Paradies, nicht minder für den Landmann und Producenten aller Arten von halbtropischen Früchten, als für den Gärtner und Blumenliebhaber. Die Theerosen, Heliotropen, Geranien, Oleander ꝛc., welche die Gärten in Riverside zieren, sind eine Freude für Jeden, der ihre mannigfaltige Pracht schaut. Dabei genießt diese gesegnete Kolonie ein mildes und trockenes Klima, wie es für Invaliden und Brustkranke nicht besser gewünscht werden könnte. Hier giebt es keine feuchten Nebel, die Temperatur ist, selbst im Sommer, bei Tage nie drückend heiß, um Arbeit im Freien unangenehm zu machen, und die Nächte sind stets kühl. Gegen Abend stellt sich in der heißen Jahreszeit regelmäßig eine kühle Brise ein, die sich bald nach Sonnenuntergang legt. Nach einem Abendspaziergange genießt man einen erfrischenden Schlummer, der weder durch Hitze noch durch Mosquitos gestört wird.

Den Tag meines Aufenthaltes in Riverside beschloß ich mit einer Spazierfahrt durch die Kolonie, wozu ein mir befreundeter Canadier aus Montreal mich eingeladen hatte. Diese an zwei Stunden dauernde Abendspazierfahrt bleibt mir unvergeßlich. Die kühle Brise hatte sich bereits eingestellt, als unser Traber lustig ausgriff und wir die meilenlange grüne Vista der Magnolia-Avenue entlang rollten, in deren Mitte sich eine Reihe prächtiger peruanischer „Pfefferbäume“ hinzieht. Jedem Besucher Californiens ist das zierliche hellgrüne Laubwerk jener schönen Bäume bekannt, aber noch nirgends habe ich diese Species so groß gesehen, als hier an der Magnolia-Avenue in Riverside. Vor uns thürmte die Cucamonga Range ihren dunkelblauen mächtigen Gebirgswall in den sonnenklaren Aether; wie Vorposten zwischen unserer grünen Wüstenoase und dem Hochgebirge lagen im Vordergrund vereinzelt dastehende 500 bis 800 Fuß hohe Bergkuppen (Buttes) malerisch in der Ebene da, und rings umschloß das grandiose Gebirgspanorama, vom San Bernardino Pik bis zur blauen Linie der Temescal Range, den ganzen Horizont.

Das Auge wußte nicht, wohin es zuerst blicken sollte, ob nach jenem stolzen Panorama der Gebirge, oder nach den idyllischen Ansiedelungen, die sich in bunter Reihenfolge

aneinander drängten. Reizende Villen tauchten aus dem Laubwerk hervor, vor ihnen Teppiche von sammetnem Rasen, schattige Laubengänge und Blumengärten, in denen Oleanderbüsche die Gluth ihrer Farben zeigten. Dunkelgrüne Alfalfafelder, wohlgepflegte Aecker, auf denen die plastisch schönen Orangenbäume in endlosen schnurgeraden Reihen standen, die sich fächerartig vor unserm Blick aufrollten, Hecken von Rosenbüschen und Montereycypressen, hohe Magnolienbäume mit ihrem saftig-dunkelgrünen Blätterschmuck, Anpflanzungen subtropischer Fruchtbäume, Weinberge und schmucke Heimstätten wechselten mit einander ab zu beiden Seiten der vortrefflich gehaltenen Avenue.

Mein Begleiter erzählte mir mit Begeisterung von dem Emporblühen der Kolonie. Die Geschichte jedes einzelnen Ansiedlers schien er auswendig zu wissen. Er machte mich auf dieses und auf jenes prächtige Heimwesen aufmerksam und nannte mir deren Bewohner, die aus Neu-England, Canada, vom Mississippi und anderswoher aus weiter Ferne hierher gekommen waren und sich binnen weniger Jahre aus kleinen Anfängen zu Wohlhabenheit emporgearbeitet hatten; er zeigte mir Landschlösser reicher Bostoner, die sich aus ihrer unfreundlichen Heimath am Gestade des Atlantischen Oceans nach dem sonnigen Südcalifornien geflüchtet hatten und in Riverside wie kleine Könige wohnten. Nach einer Fahrt von etwa sechs Miles durch die Magnolia-Avenue bogen wir in die Seitenstraßen ein und fuhren kreuz und quer, bald über unbesiedeltes Land, bald durch blühende Ansiedelungen. An einer Stelle überspannte eine lange und hohe Trestlebrücke, welche einem der großen Irrigationskanäle als Aquädukt dient, eine weite Thalmulde.

Allmälig senkte sich die Dunkelheit über die Oase von Riverside, die Sterne zogen aus den Tiefen des Aethers herauf und die fernen Gebirge hüllten sich in ein schwarzes Kolorit. Als wir nach zweistündiger Fahrt nach meinem Hotel zurückkehrten, hatte sich die Brise gelegt und die Natur war zur Rast gegangen. Still lag Alles ringsum, Hain und Flur und das mächtige Gebirge, überdacht vom blauen Sternenfirmament. Ich dankte meinem canadischen Freunde für den mir bereiteten Genuß und suchte mein Lager auf, wo ich von dem Paradiese in der südcalifornischen Wüstenei träumte, bis mich die neue Sonne erweckte und das eiserne Roß mich wieder aus diesem stillen Eden in die lärmende Geschäftswelt nach Norden führte.

Professor Ralph Tate's Reise im Northern Territory der Kolonie Süd-Australien.

Die junge Ansiedelung im Northern Territory bei Port Darwin (an der Nordküste von Australien in 12° 27′ 45″ südl. Br. und 130° 50′ 45″ östl. L. Gr.) bildet bekanntlich den nördlichsten Theil der Kolonie Süd-Australien. Das Ministerium dieser Kolonie beschloß, die Ansiedelung durch eines ihrer Mitglieder bereisen zu lassen, um über den relativen Werth oder Unwerth — die Ansichten darüber gehen ja sehr weit auseinander — des Northern Territory ein eigenes Urtheil zu gewinnen. In Folge dessen unternahm im März dieses Jahres der Honourable Mr. J. L. Parsons, Minister des öffentlichen Schulwesens in Süd-Australien, zu dessen Verwaltungsfach aber auch das Northern Territory gehört, eine Inspektionsreise dahin, von welcher er Anfang Mai nach Adelaide zurückkehrte. Es begleiteten ihn kompetente Personen, unter denen sich namentlich Mr. Ralph Tate, Professor der Naturwissenschaften an der Universität in Adelaide, befand. Letzterer lieferte, nach Rückkehr der Reisegesellschaft, einen officiellen Bericht an das Ministerium, welcher am 27. Juni dieses Jahres dem in Adelaide tagenden Parlamente der Kolonie vorgelegt ward. Wir entnehmen daraus das Wichtigste.

Die Küstenklippen, beginnt Professor Tate, bestehen aus Sandstein und kalkhaltigem Sandstein, welchem metamorphische Schiefer unterliegen. Dahinter breitet sich die genau markirte und über 20 100 qkm umfassende Region der Flußbecken (region of the river basins) aus. Das hier vorherrschende Gestein gehört der metamorphischen Klasse an und ist auf den Ebenen und in den Niederungen theils glimmer-, theils talkartig, in hügeliger Gegend dagegen quarz- und feldspathartiger Sandstein. Inmitten des metamorphischen Gesteins trifft man hier und dort auf nicht unbeträchtlichen Strecken Felsen von Granit, Diorit und porphyrartigem Feldspath, welche jünger sind als das metamorphische Gestein, aber älter als der desert sandstone, auf den wir nun zu sprechen kommen. An die Region der Bassins der nördlichen Flüsse schließt sich das Tafelland von Central-Australien, welches gleich anfangs zu einer Höhe von 90 bis 100 Meter jäh aufsteigt. Es besteht meist aus horizontal gelagertem porösen Sandstein, unter welchem metamorphischer Schiefer verborgen liegt. Nach der Schichtungsskala gehört er der miocänen oder obern Tertiärformation an, aber man hat ihm zur bestimmten Unterscheidung den besondern Namen des desert sandstone, Wüsten-Sandsteins, beigelegt. Sein ausgedehntes Areal ist unfruchtbar und ohne nützliche Minerale.

Das metallhaltige Areal des Northern Territory liegt in der metamorphischen Formation zwischen den Küstenklippen und dem desert sandstone des Tafellandes, und zwar, wenn wir nach Südost zu die Strecke von Port Darwin Camp über Twelve-Mile Mc Kinlay River nach Pine Creek ausnehmen, in kurzer Entfernung östlich und westlich von der Linie des Ueberlandtelegraphen. Es ist aber wohl unzweifelhaft, daß die ganze metamorphische Formation metallhaltig ist. Die Ausbeutung der mineralischen Reichthümer im Northern Territory — Gold, Zinn (bei Mount Wells, 2½ km vom Mc Kinlay River) und Kupfer — liegt noch in der Kindheit, aber Professor Tate hält sich überzeugt, daß mit gehörigen Maschinen, bei billigeren Arbeitslöhnen (durch Einführung von Kulis aus Ostindien, womit jetzt auch der Anfang gemacht werden soll) und unter erfahrener Leitung sich die goldhaltigen Riffe bis zu einer beträchtlichen Tiefe mit gutem Gewinne werden bearbeiten lassen. Der Bau einer Eisenbahn von Port Darwin aus in südlicher Richtung, zunächst in der Länge von 325 km, wird jetzt endlich zur Ausführung kommen. Die Kosten des Transports werden sich dadurch erheblich billiger stellen, und auch die Bearbeitung der Kupferdepositen, welche in der Richtung auf Pine Creek existiren, wird sich ermög-

lichen. Bemerkt sei, daß der Ertrag aus den Goldfeldern im Jahre 1881 den Werth von 70 147 Pf. St. hatte.

Agrikultur wurde bis jetzt wenig betrieben, und die Frage, ob das Klima und der Boden den Anbau nützlicher tropischer Gewächse begünstigen, ist noch immer eine offene. Die Thäler und Bergabhänge eignen sich dazu nicht. Fast alles Land, welches angebaut ward, mußte dem dicken Gebüsche (jungle) abgewonnen werden, mit Ausnahme des aus der Verwitterung von Dioritfelsen entstandenen Bodens, wie er sich zwischen Port Darwin Camp und der Telegraphenstation Yam Creek vorfindet, wo schon der üppige Wuchs der schönen Palme Kentia acuminata die außerordentliche Fruchtbarkeit andeutet. Professor Tate's Ansicht, daß der Boden des Northern Territory im Allgemeinen für Anbau nicht tauge, stützt sich auf die Bodenbeschaffenheit, auf gewisse meteorologische Phänomene und auf den Charakter der einheimischen Vegetation.

Das Tafelland des großen tertiären Plateau oder desert sandstone lassen wir hier ganz außer Acht; denn alle Reisenden stimmen darin überein, daß dasselbe, isolirte Stellen basaltischer Formation ausgenommen, für Kultur gänzlich unbrauchbar sei. Was die Region der nördlichen Flußbassins betrifft, so macht es hier die durchgängige Gleichförmigkeit der Felsstruktur leicht, die Beschaffenheit des Bodens zu generalisiren. Wir finden eine Eisen- und Quarztrümmermasse auf den Abhängen des metamorphischen Sandsteins, steifen Lehm mit feuchter Oberfläche auf dem metamorphischen Schiefer und dürren Sand auf der granitischen Oberfläche, welche alle drei für Agrikultur wenig Werth haben. Strecken guten und selbst vorzüglichen Bodens kommen freilich vor, aber das sind immer nur sehr schmale Striche.

Die meteorologischen Phänomene, welche einen nachtheiligen Einfluß ausüben, sind: 1) der intermittirende Charakter des Regenfalls zur Zeit des größten Wachsthums. Viele auf einander folgende Tage mit unbewölktem Himmel und heiße Winde während der nassen Jahreszeit müssen das Wachsthum der saftreichen sowie der im Boden nicht tief wurzelnden einjährigen Pflanzen beeinträchtigen. Die Zuckerrohrplantagen, mit denen man jetzt einen Anfang gemacht hat, dürften schon aus diesem Grunde schwerlich zu großen Erwartungen berechtigen; 2) die rapide Abnahme der Regenmenge, je weiter man nach Süden kommt. In Southport, an einem der südlichen Arme des Port Darwin, beträgt sie im Durchschnitt jährlich 76,89 englische Zoll oder 1,95 Meter, von da aber verringert sie sich auf je fünf englische Meilen um einen Zoll oder 25,4 mm und ist bei Pine Creek, 240 km südöstlich von Port Darwin, bereits auf 39,23 Zoll oder 0,99 Meter gesunken. In dem botanischen Garten an der Fanny Bay, Port Darwin, wo früher dickes Gesträuch stand, gedeihen allerdings allerlei nützliche Pflanzen, und die Annahme liegt nahe, daß auf ähnlichem Boden dasselbe Resultat erzielt werden müsse. Aber, wie gesagt, die klimatischen Verhältnisse ändern sich, so wie man sich von der Küste nach Süden zu entfernt, so rapid, daß ein solcher Schluß sicher ein trügerischer wäre.

Werfen wir einen Blick auf die vorherrschende Vegetation, so läßt sie, wenn auch nicht auf Sterilität, so doch auf den Mangel einer permanenten atmosphärischen Feuchtigkeit schließen. Es fehlen die dichten hohen Wälder; Farnkräuter und epiphytische Orchideen sind selten; wir finden keine Lichenen, keine Leberkräuter und, auf einem sehr beschränkten Terrain, nur vier Species von Moosen. Indeß ist wohl anzunehmen, daß in manchen Gegenden verschiedene Species der Baumwollenpflanze, der überdies schon einheimische Reis und der Indigo mit Erfolg angebaut werden können. Die Tamarinde ist ebenfalls einheimisch und wurde zuerst von Dr. L. Leichhardt bei Port Essington aufgefunden. Eine andere dem Northern Territory eigene Pflanze, welche bisher ganz unbeachtet blieb und die Professor Tate hier und dort auf feuchtem Boden zwischen Palmerston und Pine Creek fand, ist Tacca pinnatifida, aus deren Knollen der Hauptbestandtheil des sogenannten Fiji-Arrowroot gewonnen wird.

Die trockene Jahreszeit im Northern Territory ist eine absolute, d. i. sechs bis sieben Monate lang ohne Regen. Gegen Ende December gewinnt der aus dem Nordwesten von Indien kommende Monsun die Herrschaft über den trockenen Südost-Passat. Da er eine große Wasserfläche zu passiren hatte, so ist er außerordentlich feucht und entladet sich, im Northern Territory angelangt, seiner Feuchtigkeit. Die heftigen Regengüsse — es kommt vor, daß in zwölf Stunden 150 bis 250 mm Regen fallen — sind die Folge des Kampfes zwischen beiden Winden, indem der trockene Südost-Passat immer eine Neigung hat, den Monsun zu packen. Die im Süden von Australien so gefürchteten heißen Nordwinde sind eben diese Monsuns, welche aber auf ihrem Wege über das dürre Central-Australien ihre Feuchtigkeit verloren haben.

Was die Verwerthung des Northern Territory für Viehzucht anlangt, so spricht sich Professor Tate darüber folgendermaßen aus. Die Feuchtigkeit und die hohe Temperatur in der Region der nördlichen Flüsse während eines Theiles des Jahres ist der Schafzucht keineswegs günstig. Jukes in Voyage of the Fly, p. 361, sagt: „Schafe, wenn sie dort überhaupt am Leben bleiben, würden ihr wolliges Vließ bald in Haar umwandeln." Der Reisende Landsborough in Narrative of Explor. Gulf of Carpentaria, p. 36, schreibt: „Das Känguruh-Gras (Anthistiria ciliata) besitzt zwar vorzüglich nährende Eigenschaften, allein es weist immer auf feuchten Boden hin, welcher für Schafe nicht taugt, eher für Pferde." Für beide Thiergattungen findet sich auf dem Tafellande das desert sandstone am Laufe der südlichen Creeks, wo auf fruchtbarem Boden sich die üppigste Vegetation ausbreitet, ein geeigneteres Terrain. Die Creeks entspringen in einer Basaltformation und bilden in dem sonst wüsten Tafellande nur Oasen.

Das tropische Süd-Australien ist ein Land der Gräser. Die Zahl der bekannten Species beträgt ungefähr 130, und von diesen sammelte Professor Tate zwischen dem Adelaide River und dem Pine Creek über fünfzig. Aber nur vier oder fünf derselben machen den eigentlichen Graswuchs aus. Auf manchen Strecken gewahrt man weiter nichts als Anthistiria oder Andropogon triticeus und Australis, während nicht selten auch alle drei zusammen gefunden werden. Man sollte meinen, daß der üppige Graswuchs in der Region der nördlichen Flüsse im Stande wäre, große Herden von Rindvieh zu unterhalten, wenn es nur nicht an wirklich nährenden Futterkräutern mangelte. Die sehr geschätzten Känguruh-Gräser Anthistiria ciliata und frondosa kommen doch immer nur strichweise überreichlich vor, namentlich auf den Ebenen zwischen dem Adelaide River und dem Bridge Creek. Dagegen sind das schlanke Stechgras Andropogon triticeus, welches sich überall in offenen Gegenden massenhaft findet, und dessen harter rohrartiger und blumiger Stiel eine Höhe bis $4^1/_2$ Meter erreicht, sowie die verwandte Species Andropogon Australis, eine weniger kräftige Pflanze, für Mästung von Vieh schlecht geeignet. Es fehlt beiden an Saftigkeit und an Blättern. Bei der Dichtigkeit des Graswuchses hat die Einführung fremder besserer Gräser große Schwierigkeit; es könnte dies nur durch Ausrottung der heimischen Gräser bewirkt werden.

Ein erſter Verſuch dieſer Art iſt auf einem kleinen Terrain gemacht worden und auch ſo weit gelungen.

Die bisherige Erfahrung lehrt, daß das Klima des Northern Territory der Geſundheit nicht ſchädlich iſt. Dazu trägt hauptſächlich die Nähe des desert sandstone bei, deſſen trockene Luft einen wohlthätigen Einfluß ausübt. Wohl aber ſteht es feſt, daß Europäer nicht im Stande ſind, Handarbeit im Freien, z. B. auf Plantagen, auf längere Zeit zu verrichten, denn dazu ſind immer Kulis nöthig. Fieber kommen freilich oft genug vor, aber daran tragen die Koloniſten ſelber weit mehr die Schuld als das Klima. Schlafen im Freien im Thau der Nächte, Genuß unzuträglicher Nahrungsmittel, übermäßiges Trinken von Spirituoſen u. ſ. w. wirken immer ſchädlich.

Dieſer ſachlich gehaltene Bericht ſpricht, wie man erkennt, im Ganzen gerade nicht zu Gunſten des Northern Territory und hat unter der dortigen kleinen Bevölkerung, welche ſich nach dem Cenſus vom 3. April 1881 erſt auf 4564 — 670 Europäer, 3853 Chineſen und 31 Malaien — belief, böſes Blut gemacht. Man hat auf einem öffentlichen Meeting den Profeſſor Tate per Diſtanz hart angegriffen und durch Invektiven zu ergänzen geſucht, was dem Northern Territory an wirklichem Werthe abgeht.

Henry Greffrath.

Aus allen Erdtheilen.

Aſien.

— Beim Dorfe Artapy, welches in Kachetien unfern vom linken Ufer des Fluſſes Alazan, 25 Werſt aufwärts von der Kreisſtadt Telaw und 90 Werſt von Tiflis entfernt liegt, ſind reiche Kupferminen und andere Erzlager aufgedeckt, deren Ausbeute durch eine engliſch-franzöſiſche Geſellſchaft im laufenden Jahre begonnen hat.

— In der Sitzung der Kaukaſ. Geſellſchaft für Geſchichte und Archäologie vom 11. (23.) Juni berichtete Herr Komarow über ſeinen Beſuch der im transkaſpiſchen Gebiete 12 Werſt von Aſchabad gelegenen Ruinen der alten Stadt Niß, deren Erbauung von den Landeseinwohnern Alexander dem Makedonier zugeſchrieben wird. Auf dem Platze der alten griechiſchen Stadt fand jedoch Komarow nur die Trümmer einer weitausgedehnten Feſtungsanlage, deren ſteinerne Umfaſſungsmauer zur Gewehrvertheidigung eingerichtet war. Komarow ſchreibt dieſen Bau den Perſern der ſpätern Zeit zu, und giebt ihm ein Alter von zwei bis drei Jahrhunderten, keineswegs ſei er auf die alten Griechen zurückzuführen. Uebrigens bemerkte der Berichterſtatter, daß die zahlreichen Ruinenſtätten im zakaſpiſchen Oblaſt wohl eingehende Nachgrabungen verdienten, bei denen man den einheimiſchen Ueberlieferungen zufolge auch auf Ueberbleibſel aus dem griechiſchen Alterthume ſtoßen müſſe.

— Ueber die ruſſiſche Stadt Neu-Margelan im Ferghanagebiet bringt die Turkeſt. Zeitung die Angabe, daß die Stadt 8 Quadratwerſt bedeckt, auf denen bis jetzt 225 Wohngebäude, ungerechnet die Staatsgebäude, ſtehen. An 40 Gebäude ſind im Bau. Von den neun Straßen ſind fünf chauſſirt; die Häuſer ſind gut gebaut; man ſieht viel Grün. Es ſind alle bepflanzbaren Stellen mit Bäumen beſetzt; allein in dem ſüdlichen Stadttheile, welcher gegen die Berge von Wuadil ganz offen war, ſind an 70 000 Bäume angepflanzt, die in wenig Jahren einen dichten ſchützenden Hain bilden werden.

— Wie der „Sibir“ mittheilt, iſt bei Witimsk an der Lena nahe dem Bergwerke des Herrn Sibiriakow ein ſehr gutes Eiſenlager entdeckt; es wird dort ein Eiſenhammer angelegt, der außer der Bearbeitung der Erze auch die Umſchmelzung des alten Eiſens beſorgen ſoll, welches bei den Goldbergwerken ſich maſſenhaft anſammelt.

— In Kuldſha haben die Aerzte Matzäjewski und Pojarkow eine Reihe anthropologiſcher Meſſungen der das Iligebiet bewohnenden Volksſtämme ausgeführt. Es wurden bereits über 250 Perſonen gemeſſen: Tarantſchen aus der Stadt und vom Lande, Dunganen, Sarten, Kirghizen, Chineſen, Kalmüken, Torgouten, ferner Solonen, Sibinzen, Afghanen u. ſ. w. Die Aerzte beabſichtigen mindeſtens 20 Perſonen von jeder Nationalität zu meſſen. Die Meſſungen (etwa in 130 verſchiedenen Richtungen bei jedem Kopfe) ſind ſehr detaillirt und ſorgfältig ausgeführt.

— Von Prof. G. Hirſchfeld (über deſſen Bereiſung des nördlichen Kleinaſien vergl. „Globus“ XLI, S. 302) ging Prof. H. Kiepert ein ausführlicherer Brief datirt Ineboli (am Schwarzen Meere) 29. Auguſt zu, von deſſen Inhalt Einiges auch weitere Kreiſe intereſſiren wird. Die Weſthälfte des alten Paphlagoniens, des jetzigen Vilajet von Kaſtamuni, iſt ein bisher größtentheils völlig unbekanntes, nur auf zwei Linien von Europäern durchzogenes Gebiet, deſſen rauhe Gebirgsnatur und mächtige Wälderfülle dem Reiſenden allerdings auch ſchwer zu überwindende Hinderniſſe entgegenſtellt. Profeſſor Hirſchfeld hat daſſelbe in den vier Auguſtwochen auf einigen neuen Linien unter den größten Mühſeligkeiten durchzogen. Ein weiteres Hinderniß bildete die Bornirtheit des Gouverneurs von Kaſtamuni, Seri Paſcha, der ſich herausnahm, die zu befolgende Route genau vorſchreiben zu wollen, da er die wenigen Orte, wo es „Antiken“ in ſeiner Provinz gebe, bereits kenne und nicht nöthig habe, den Reiſenden etwas anderes ſehen zu laſſen, namentlich topographiſche Aufnahmen ganz überflüſſig ſeien, indem ſchon alles längſt aufgenommen und in der Kiepert'ſchen Karte (er meinte die alte von 1844, welche gerade in dieſen Gegenden die größten weißen Lücken enthält) verzeichnet ſei! Wir übergehen hier die topographiſchen Details, welche ohne Kartenſkizze unverſtändlich bleiben würden, und erwähnen nur als ein neues Glied in der immer vollſtändiger hervortretenden Reihe der Kleinaſien erfüllenden Monumente urälteſter Kultur die Auffindung einer großen Begräbnißſtätte einheimiſcher Fürſten in einem breitern Thale des innern Gebirgslandes, am Fluſſe Devrikian-Tſchai mit Skulpturen von Phallen, Löwen, Jagdſcenen u. a. Sonſt iſt, außer in den einſt von Griechen beſiedelten Hafenorten an der Küſte, wo ſich überall Architekturreſte, aber nur ſelten Inſchriften fanden, wenig aus dem Alterthum erhalten, da der koloſſale Holzreichthum des Landes — namentlich wachſen in ungeheurer Menge Lorber und Kirſchbaum wild — wie jetzt, ſo ſchon in alter Zeit Holzbau bedingte. Am dichteſten ſind dieſe größtentheils noch ganz unberührten Wälder, aber auch am ſchwierigſten die oft abſolut wegloſen Thäler in der unterſten, ſteil zur Küſte abfallenden Terraſſe. — Ob die Fortſetzung der Reiſe in der öſtlichen Hälfte derſelben Landſchaft ſich wird ermöglichen laſſen, hängt zum Bedauern des Reiſenden ganz davon ab, wie ſchnell — natürlich nicht ohne fatalen Zeitverluſt — die in Konſtantinopel in Anſpruch genommene diplomatiſche Hilfe bei der Regierung auf den böſen Willen des Paſchas ihren Einfluß wird ausüben können.

— Nachtigallen, sagt der anonyme Verfasser von „Aus Persien“ (Wien 1882, S. 116), sind in Persien seltener, als in den persischen Gedichten davon die Rede ist. Der Perser nennt übrigens jeden Singvogel Bulbul (Nachtigall), und ist gewiß deshalb die Meinung verbreitet, daß die Nachtigallen so zahlreich seien.

— In Rangun ist man im Begriffe, eine Gießerei von birmanischen Typen zu errichten, ein Beweis für die gesteigerte Nachfrage nach Büchern in einheimischer Schrift.

Afrika.

— Am 27. August ist Graf Pietro Antonelli nach Aden abgereist; er ist Ueberbringer von Geschenken des Königs von Italien an Menelek von Schoa und will nach Ausführung dieses Auftrages eine Straße zwischen Schoa und der neuen italienischen Kolonie Assab erforschen.

Australien.

— Die Kolonie Victoria umfaßt ein Areal von 4148 deutschen geographischen Quadratmeilen. Die ersten Anfänge der Ansiedelung fallen in das Jahr 1835. Die Bevölkerung, welche sich im Jahre 1838 auf 3512, im Jahre 1851 auf 77 345, im Jahre 1861 auf 540 322 und im Jahre 1871 auf 731 528 belief, erreichte nach der letzten Revision des Census vom 3. April 1881 die Höhe von 862 346 oder 207,89 auf der Quadratmeile. Es ist dies 67,085 weniger, als man nach dem Kalkül aus der Differenz der Geburten und Sterbefälle, sowie der Einwanderung und Auswanderung zu erwarten berechtigt war. Victoria ist unter den australischen Kolonien die bevölkertste und wichtigste, wenngleich dem Umfange nach, nächst Tasmanien, die kleinste.

Der Viehstapel war nach dem letzten Census auf 275 446 Pferde, 1 285 613 Rinder, 10 855 282 Schafe und 241 836 Schweine angewachsen.

Die großen politischen Kämpfe, welche die Kolonie in den letzten drei Jahren durchzumachen hatte und die ihr sicherlich nicht zum Vortheile waren, sind jetzt endlich ausgefochten. Hohe Schutzzölle sind eingeführt und der Legislative Council (Oberhaus des Parlaments) hat einen volksthümlichern Zuschnitt erhalten. Seine Mitgliederzahl ist von 30 auf 42 erhöht, und der Census für Wähler und Wahlkandidaten erheblich herabgesetzt.

Unter Kultur befanden sich im Jahre 1880 bis 1881, von Juli zu Juli gerechnet, 1 993 916 Acres oder 806 738 Hektar, und davon stand die ungefähre Hälfte unter Weizen mit einem Ertrage von nicht ganz 10 Bushels (à 60 Pfund) vom Acre (40,46 Ar). Der Boden in Victoria ist im Allgemeinen ein besserer und fruchtbarerer als in den übrigen Kolonien des Kontinents, und die jährliche Regenmenge eine viel regelmäßigere und zuverlässigere. Aus dem Gesammtareal der Kolonie verblieben am 1. Oktober 1881 noch 2429 deutsche Quadratmeilen Kronland verfügbar. Davon eigneten sich ungefähr 700 für Agrikultur, während das Uebrige sich theils als Weideland ausnutzen ließ, theils aber für jeden Zweck unbrauchbar war.

Die Revenue des Jahres 1880 bis 1881 ergab 5 115 126 Pf. St., gegen 4 554 252 Pf. St. im Vorjahre, oder 5 Pf. St. 19 Sh. pro Kopf der Bevölkerung. Das Ausgabebudget dagegen stellte sich auf 5 108 577 Pf. St.

Die öffentliche Schuld war am 1. Juli 1881 auf 22 593 000 — 26 Pf. St. 6½ Sh. pro Kopf — angeschwollen, und davon waren 18 041 295 Pf. St. für Eisenbahnzwecke verausgabt. Im Oktober 1881 bewilligte das Parlament eine weitere Anleihe von vier Millionen Pfund Sterling.

Der Import des Jahres 1880 hatte einen Werth von 14 556 891 Pf. St., der Export den von 15 954 559 Pf. St. oder resp. 17 Pf. St. 1 Sh. und 18 Pf. St. 14 Sh. pro Kopf. Unter den Exportartikeln nimmt Wolle den ersten Rang ein. Die Wollausfuhr im Jahre 1880 bis 1881, von Oktober zu Oktober gerechnet, betrug 327 549 Ballen zum ungefähren Werthe von 5⅔ Millionen Pfund Sterling, gegen 301 401 im Vorjahre. Davon kam freilich die ungefähre Hälfte aus dem zur Kolonie Neu-Süd-Wales gehörigen Riverina, einem der produktivsten Wolldistrikte Australiens, für welchen Melbourne, seiner nähern Lage wegen, ein bequemerer Exporthafen ist als Sydney. Nächst Wolle ist Gold der bedeutendste Exportartikel. Die Goldfelder der Kolonie, welche schon seit dem Jahre 1868 in ihrer Ergiebigkeit erheblich nachgelassen, haben in den beiden letzten Jahren wieder etwas höhere Erträge geliefert. Das Jahr 1880 ergab 829 195 Unzen im ungefähren Betrage von 3⅓ Millionen Pfund Sterling, und die Zahl der mit Goldsuchen beschäftigten Personen belief sich auf 38 568. Seit Entdeckung der Goldfelder im Jahre 1851 bis zum 1. Juli 1881 wurde Gold im Werthe von 200 Millionen Pfund Sterling gefunden.

Die Schiffsbewegung in Victoria ist in stetem Wachsen begriffen. Es liefen im Jahre 1880 insgesammt 4191 Schiffe mit 2 179 877 Tonnen ein und aus.

Bedeutend, im Verhältniß zur Bevölkerung, war der Postverkehr. Es wurden im Jahre 1880 überhaupt 24 436 397 Briefe, 10 640 540 Zeitungen und 3 558 480 Packete postamtlich behandelt, so daß auf jeden Kopf der Bevölkerung 45 Postsendungen entfielen.

Rasche Fortschritte machte das Eisenbahnwesen. Am Schlusse des Jahres 1880 waren 1199 Miles (260 deutsche Meilen) Eisenbahnen in Betrieb, 14½ Miles in Bau begriffen und weitere 487½ Miles (105½ deutsche Meilen), veranschlagt auf 2 345 140 Pf. St., vom Parlamente genehmigt und die Geldmittel dazu bewilligt. Der Ausbau auch dieser Strecken wurde im Verlaufe des Jahres 1881 meistens begonnen. Aus der oben erwähnten neuen Anleihe von vier Millionen Pfund Sterling sollen die Baarmittel in der veranschlagten Höhe von 2 433 190 für den Bau von noch weiteren 769½ Miles (167 deutschen Meilen) Lokomotivbahnen und 58 Miles Trambahnen entnommen werden, wenigstens wurde um Mitte December 1881 dem Parlamente in Melbourne eine derartige Vorlage von Seiten des Ministeriums gemacht und mit Beifall entgegengenommen. Nach Vollendung all dieser Bahnen in drei bis höchstens vier Jahren werden in der Kolonie Victoria Eisenbahnen in der Gesammtlänge von 2528½ Miles oder 548 deutschen Meilen in Betrieb sein.

Die Länge der Telegraphenlinien der Kolonie im Jahre 1880 bemaß 3215, die der Drähte 6019 Miles oder resp. 697 und 1305 deutsche Meilen.

Inhalt: Samurzakan und Abchasien IV. (Mit fünf Abbildungen.) — A. Bastian: Brahmanenthum im Buddhismus. (Mit einer Abbildung.) — Theodor Kirchhoff: Streifzüge in Süd-Californien VI. (Schluß.) — H. Greffrath: Professor Ralph Tate's Reise im Northern Territory der Kolonie Süd-Australien. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Australien. (Schluß der Redaktion 16. September 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1882.

Samurzakan und Abchasien.

(Nach dem Französischen der Madame Carla Serena.)

V.

(Sämmtliche Abbildungen, wenn nicht anders bezeichnet, nach Photographien der Madame Carla Serena.)

Von Tskurtscha, dem Hafen von Atara, dessen Stelle einst das griechische Dioskurias einnahm, bringen kleine Küstenfahrzeuge den Reisenden in einer Nacht nach Suchum-Kale, der modernen und civilisirten Hauptstadt des sonst so zurückgebliebenen Abchasien, bei deren nachfolgender Schilderung die Verhältnisse des Jahres 1876 zu Grunde liegen. Die Häuser des reizend gelegenen Ortes umsäumen den Strand, und hinter ihnen erheben sich grüne Hügel und Kuppen; am Meere ziehen sich türkische und griechische Kaffeehäuser und Läden in langer Reihe hin, an deren Ende, dem Landeplatze der Dampfer fast gegenüber, zwei Gebäude stehen, Vergangenheit und Gegenwart repräsentirend: die alte Festung und das neue Zollhaus. Erstere, der Schlüssel und das Bollwerk Abchasiens, wurde 1578 unter dem Sultan Murad gebaut. Drei auf einander folgende Herrschaften haben ihre Spuren an dem viereckigen heute verfallenen Bauwerke hinterlassen: an die osmanische erinnert ein Stein mit arabischer Inschrift an der Schwelle des einen Thores; ferner sieht man Gräber abchasischer Fürsten, und schließlich sagen russische Kanonen, wer heute Herr des Landes ist.

Die Bevölkerung von Suchum-Kale ist ein Gemisch von Türken, Lazen, Griechen, Armeniern und Russen; Abchasen giebt es in der Stadt selbst nur wenige. Sie wohnen in den umliegenden Dörfern, kommen zur Stadt geritten, wenn sie dort Geschäfte haben, und verschwinden dann wieder. In Folge der sehr sumpfigen Umgebung herrschen im Sommer schreckliche Fieber, denen fast jeder seinen Tribut entrichten muß; aber das Uebel bei der Wurzel anzupacken, daran denkt Niemand. An Aerzten fehlt es und oft auch an dem bei allen Krankheiten verordneten Chinin.

Die Umgegend macht einen angenehmen Eindruck, aber es fehlt an Schatten, und trotz der Nähe des Meeres herrscht eine erstickende Hitze. Seit einiger Zeit haben fremde Kolonisten Ländereien in der Nähe der Stadt unter Kultur gebracht; aber an das Pflanzen von Bäumen hat Niemand gedacht. Dafür hat man geräumige Kasernen und in der Nähe der alten Festung ein Militärlazareth gebaut; denn Suchum-Kale ist als Grenzhafen vor allem eine Soldatenstadt: alle Sonntage und jedesmal, wann die Dampfer von Odessa und Poti ankommen, spielt die Militärmusik in einem eigens dazu errichteten Pavillon am Meeresstrande.

Hier wie überall in Abchasien und Mingrelien besteht das Hauptvergnügen der Bevölkerung in frommen Spazierritten nach irgend einem geschätzten Heiligthum der Umgegend. So liegt drei Werst von der Stadt eine ländliche Kapelle des Heiligen Georg mit einem diamanten- und türkisengezierten Bilde dieses Kriegers, das für wunderthätig gilt. Sein Fest am 28. April (9. Mai) ist das erste im Jahre und lockt Tausende von Besuchern herbei. Dann verwandelt sich der kleine Kirchhof neben dem Heiligthume in einen Speisesaal, wo eine bunte jahr-

ausdrucksvoller Körper steht mit ganz. Ein Schwerpunkt wird auf Schulter, Arme, Hände und Kopf gelegt. Schulter und Hände scheinen, gleich vorgezogen, weit zu bei Kopf und Körper zurückzustehen und dadurch, gleichsam, zusammengedrückt.

Von der Individualität in Gesichtern und Figuren ist bereits gesprochen worden. Die Gesichter sind, wie Schulter, Arme, Hände, Füße, Gewänder, Haare, Bärte, Schmuck, Waffen, Geräthe, Gefäße, Gebäude, Bäume, Pflanzen, Thiere, Felsen, Wolken und was sonst Darstellung betrifft, in Formen und Gestalten gebildet, wie sie in der Natur vorkommen. Die Natur hat hier, wie in allen Perioden, kein besseres oder Vollkommeneres hervorgebracht, als bereits Manches in der Natur vorhanden war. Die Künstler haben sich nur bemüht, das Vorhandene in Natur und Kunst zu benutzen und Manches, was ihnen vorzüglich schien, zu vereinigen. Sie haben

Grünen gelegen, aber ſeit dem Tode des letzten Ahu, welcher dort reſidirte, herabgekommen. Das Haus des Fürſten auf einem Hügel, welcher außerdem noch Trümmer eines antiken Thurmes trägt, wurde von den Türken, welche dieſen Theil Abchaſiens oft angegriffen haben, zerſtört. Bei einem dieſer Angriffe im Jahre 1830 wurde Michael Scherwachidze, Vaſall Rußlands, von den Truppen deſſelben beſchützt; dieſelben beſetzten damals Suchum, Bambor, Pitzunda und Gagri, d. h. alle befeſtigten Plätze an der Küſte.

Innerhalb derſelben wiederholt ausgebeſſerten Umfaſſungsmauer, wie das verbrannte Haus des Ahu, liegt die Kirche von Lichni, wie alle religiöſen Bauwerke dieſes Landes im byzantiniſchen Style erbaut und, von den einfacheren und kleineren Verhältniſſen abgeſehen, faſt eine Kopie des Kloſters von Pitzunda. Das Material iſt ein gelblicher Kalkſtein aus den nahen Bergen; die Kuppel achteckig und mit Fenſtern verſehen, das Innere ſammt ſeinen Fresken ziemlich gut erhalten. Zu manchen Zeiten des Jahres aber iſt das Heiligthum dermaßen von Schlingpflanzen und Gebüſch überwuchert, daß es ſchwer hält, ſich durch das Chaos von Blättern und Blüthen den Zugang zum Innern zu bahnen.

Die eben erwähnte Kirche von Pitzunda liegt an einer gegen Nordwind gut geſchützten Bucht. Vom Meere kommend hat man einen prächtigen Kiefernwald auf ſandiger Ebene zu durchſchreiten und erreicht dann das Wunder des ganzen Landes, eine Kirche aus der Mitte des 6. Jahrhunderts, die angeblich von Kaiſer Juſtinian gegründet worden iſt. Schöne Eichen, Nußbäume, Platanen, Ulmen und Linden, unter welchen die herbeiſtrömenden Pilger raſten, umgeben den wiederholt geplünderten Tempel; ſo raubte

Ufer des Kelaſur bei Suchum-Kale.

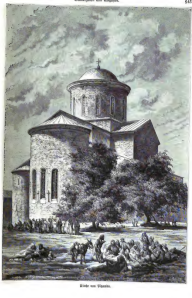
1390 der Dadian Wameck dort die Steine zum Bau der Kapelle von Schopi in Mingrelien und 1529 flüchtete der dortige Patriarch unter Mitnahme der Bücher, Chroniken und Schätze nach dem Kloſter Gelathi in Imerethien. Seitdem führte der Prälat von Kutais neben ſeinem Metropolitan-Titel den eines Katholikos von Abchaſien. Das Heiligthum von Pitzunda galt als die Mutterkirche des weſtlichen Kaukaſus, da zwölf Jahrhunderte lang die Patriarchen dort reſidirten und großen Einfluß im Lande ausübten. Noch heute bewahrt es die Erinnerung an dieſen ſeinen Ruhm und iſt ein Wallfahrtsort geblieben, welcher zu gewiſſen Zeiten viele Menſchen anzieht und Opfergaben enthält, denen gleich, wie wir ſie in Ilori kennen gelernt haben, d. h. meiſt werthloſen Plunder. Alte Münzen aber, welche der Schatz enthielt, ſind längſt verſchwunden. Die Kirche von Pitzunda iſt namentlich ihrer Verhältniſſe wegen merkwürdig. Von außen geſehen ruht die aus Ziegeln erbaute, 36 Fuß hohe und von 8 je 14 Fuß hohen Fenſtern durchbrochene Kuppel auf drei hohen Giebeln; in ihr gipfeln die vier Haupttheile des Gebäudes, welche zuſammen das griechiſche Kreuz bilden. Das Material iſt ein ſehr verſchiedenartiges, Hauſteine, rothe Ziegel und grauer Kalk, was einen ſonderbaren Eindruck macht. Die Sage erzählt, daß die Umfaſſungsmauer der Kirche in großer Eile und in einem Momente drohender Gefahr von den frommen Einwohnern des Ortes errichtet und dabei alles ſich irgend wo darbietende Material verwendet worden ſei, namentlich aber hätten die nahen Ruinen der alten Stadt Pithyus herhalten müſſen. Das Kupferdach iſt von der Kuppel verſchwunden; denn die Abchaſen haben für jedes Metall, auch wenn ſie keinen Gebrauch davon zu machen verſtehen, eine allzu große Vorliebe. Der von drei 18 Fuß hohen Fenſtern durchbrochene Chor iſt nebſt dem Vorchor 8 Fuß tief; das Hauptſchiff mißt von der Vorhalle bis zur Kuppel

30 Fuß; die ganze Länge des Gebäudes beträgt 118 Fuß, die Breite 68, die Höhe 200, wenn man die Dicke des Gewölbes mit einrechnet. An den Mauern ſind noch einige Fresken erhalten, namentlich eine Reihe von Porträtmedaillons, wie in der Kirche von Bedia (ſ. oben S. 198). Gegenwärtig wohnen einige Mönche in Pitzunda; mehrfach iſt die Rede davon geweſen, das herrliche Schauſtück byzantiniſcher Architektur gründlich auszubeſſern, aber bis jetzt ſcheint nichts in dieſer Hinſicht geſchehen zu ſein.

Den Beſchluß der Fahrt machte eine Landung in Gagri, das auf den erſten Blick faſt einem normanniſchen Dorfe gleicht. Eine lange Allee rieſiger Pappeln ſpiegelt ſich in den ruhigen Fluthen des Schwarzen Meeres; aber dahinter erhebt ſich, die Aehnlichkeit zerſtörend, die hohe Bergkette, welche Abchaſien vom Tſcherkeſſenlande, das nur 50 Werſt entfernt iſt, trennt. Steile, gewundene Saumpfade führen hinüber, und auf ihnen läßt die engliſche Geſellſchaft, welche ſeit einiger Zeit die dortigen Wälder ausbeutet, ihre Holztransporte zum Meere ſchaffen. Seit der Beſiegung und Auswanderung der Tſcherkeſſen ſind nämlich ihre Ländereien an ruſſiſche und fremde Unterthanen vertheilt worden. Am Strande von Gagri ſieht man Haufen geſchlagener Baumſtämme liegen, welche der Fortſchaffung durch beſonders dazu eingerichtete Barken harren. Das Dorf ſelbſt iſt ziemlich öde; doch unterhält dort ein Unternehmer drei Duchane und liefert der aus 250 Mann beſtehenden Be-

Das Haus des Ahu in Lichni.

ſatzung die nöthigen Lebensmittel. Wegen der verhältnißmäßigen Friſche des Klimas dient die Feſtung den Truppen der Schwarze-Meer-Küſte als Sommerſpital; ſie faßt 200 Krankenbetten und die Rekonvaleſcenten liegen unter Zelten im innern Hofe der Citadelle. Neben dem Fort ſteht eine kleine Kirche, ſchon über tauſend Jahre alt, aber merkwürdig gut erhalten. Am Gewölbe fehlt noch kein Stein, und nur der Altar iſt verſchwunden. Die gleichfalls noch unverletzte Sakriſtei dient jetzt zur Aufbewahrung von Kwas. Das Heiligthum iſt der Märtyrerin Hypata Gagrenski, welche das Chriſtenthum ins Land brachte, geweiht; an einem benachbarten Bergesabhang ſind noch die Höhlen zu ſehen, in welche ſie ſich vor den Verfolgungen der heidniſchen Barbaren flüchtete. Unter den Byzantinern war Gagri ein Verbannungsort, und als ſolchen ſehen es wohl noch heute die dorthin verſetzten Offiziere und Beamten an. So traurig und langweilig aber das Leben dort erſcheint, für den Reiſenden hat der Ort und ſeine Umgebung große Reize. Ein an Forellen reicher Bach, die Gagrinska, aus Schneewaſſer ſich bildend und von hohem Rohre eingefaßt, tritt zwei Werſt von der Feſtung entfernt aus einer Schlucht hervor, fällt in Kaskaden herab und fließt zuletzt bei dem Dorfe vorbei. Wenn aber die Schneeſchmelze ihr Ende erreicht hat, ſo verſiecht er und mit ihm die Ciſterne und die Quellen im Innern der Citadelle, und es herrſcht großer Mangel. Das iſt im Sommer oft der Fall, während im Frühling die Landſchaft Ueberfluß an Waſſer hat. Ueberaus üppig iſt die Vegetation; Früchte aller Art giebt es in Menge und die Luft iſt erfüllt von den ſüßen Gerüchen großer Akazien und unendlicher Roſen-



Kirche von Mzcheta.

büſche; hohe Weißpappeln, Feigen- und Buchsbäume, Stechpalmen, Weinreben, Brombeeren und Clematis bilden dichte Gebüſche.

Unweit der Citadelle liegt ein großer Garten, fünf Jahre lang, von 1859 bis 1864 der Schauplatz blutiger Kämpfe zwiſchen Ruſſen und Tſcherkeſſen. Jeder Baum wurde zum Hinterhalte, aus welchem der lauernde Bergbewohner auf jeden aus dem Fort heraustretenden Soldaten ſchoß. Für jeden getödteten Tſcherkeſſen ſollten neun Ruſſen durch die Verwandten jenes erlegt werden. Mitten zwiſchen den blühenden Sträuchern ruhen die hier gefallenen ruſſiſchen Offiziere unter Weißbuchen; der Platz, wo der Kampf ſo heftig und unerbittlich gewüthet hatte, lag nun im tiefſten Frieden da, von der Natur mit allen ihren Reizen überſchüttet. Doch nur allzubald nach Madame Serena's Beſuch, deren Reiſe im Jahre 1876 hier ihr Ende erreichte, erfüllte wiederum Kriegslärm dieſe Theile des Kaukaſus.

Deli auf Sumatra.

Ein Beitrag zur Kultivationsfrage. Von E. Metzger.

I.

Das Intereſſe für Kultivations- und Koloniſationsfragen nimmt in Deutſchland täglich zu, immer mehr wächſt die Literatur, welche ſich mit dieſem Gegenſtand beſchäftigt; doch glaube ich, daß eine Seite der Sache, nämlich das Studium deſſen, was, und der Weiſe, wie es zu Stande gebracht worden iſt, ein wenig vernachläſſigt wird im Verhältniß zu rein ſubjektiven und theoretiſchen Betrachtungen. Ohne dem Werth der letzteren irgendwie zu nahe treten zu wollen, kommt es mir vor, als ob das Studium der Entwickelung ſolcher Niederlaſſungen, welche in neuerer Zeit gegründet wurden, beſſer dazu dienen kann, ſich über die Vorbedingungen, welche zur Lebensfähigkeit derartiger Unternehmungen erforderlich ſind, ein Urtheil zu bilden.

Es dürfte daher vielleicht nicht unintereſſant ſein, hier in allgemeinen Zügen die Entſtehung der niederländiſchen Kultivation in Deli, welche durch ihr ſchnelles Aufblühen vor einigen Jahren allgemeine Aufmerkſamkeit erregte, zu beſchreiben, um ſo mehr, als ja die engliſche Koloniſation in Nord-Borneo einen Anfang genommen hat, und es in nicht allzu ferner Zeit möglich ſein wird, Vergleiche zwiſchen beiden zu ziehen; noch mehr Aufmerkſamkeit aber verdient Deli durch ſeine Lage auf Sumatra, indem es gewiſſermaßen eine Probe von dem giebt, was dieſe Inſel für die Zukunft verſpricht, nämlich: daß ſie bei guter Leitung einer Entwickelung entgegengehen kann, die vielleicht Alles das, was man auf Java in dieſer Beziehung erreicht hat, weit hinter ſich laſſen wird.

Wenn auch Crawfurd ſeiner Zeit die Beſitznahme von Sumatra nur als eine Folge der holländiſchen Herrſchſucht bezeichnete, heutzutage würde er gewiß anders ſprechen und erkennen müſſen, daß dieſe Inſel eines der ſchönſten Juwelen in der niederländiſchen Krone — wenn auch vorläufig theilweiſe noch ein recht „ungeſchliffener“ [1]) — iſt. Mit mehr Grund vielleicht als Hatton Nord-Borneo „The new Ceylon“ nennt, könnte man Sumatra dieſen Namen geben, wenn eben ernſtliche Anſtalten gemacht würden, die Schätze zu heben, welche dieſe Inſel verſchließt. Es iſt dies durchaus nicht etwa eine perſönliche Anſicht, ſondern dieſelbe wird von Vielen getheilt; die holländiſche geographiſche Geſellſchaft hat ihre Expedition nach Sumatra geſchickt und ſich ihrer eigenen Erklärung nach vom Anfang ihrer Entſtehung an mit Vorliebe mit dieſer Inſel beſchäftigt, die deſſen, wie ſchon erwähnt, würdig iſt, denn Deli iſt ein glänzender Beweis deſſen, was eine gut geleitete Kultivation erreichen kann, ſelbſt da, wo die Bevölkerung ſehr ſchwach iſt und die Arbeitskräfte weit hergeholt werden müſſen.

Ehe ich einige Mittheilungen über die Kultivation machte, will ich erſt in flüchtigen Umriſſen eine Beſchreibung des Landes, wie es früher war, zu geben verſuchen und einige geſchichtliche Angaben beifügen, die zum beſſern Verſtändniß der folgenden dienen können und nicht als allgemein bekannt vorausgeſetzt werden dürfen.

Die jetzt beſtehenden Anpflanzungen liegen größtentheils in den Landſchaften Serdang, Deli und Langkat, kleinen Staaten, welche jetzt ganz unter niederländiſcher Hoheit ſtehen (aber noch eigene Fürſten beſitzen) und früher dem Sultan von Siak lehnspflichtig waren. Sie bilden die Grenze der auf der Nordoſtküſte von Sumatra gelegenen (früheren) Lehnſtaaten von Atjeh, die jetzt mehr oder weniger der niederländiſchen Regierung unterworfen ſind.

Erſt ſeit dem Vertrag vom 2. November 1871 [1]) bekamen die Niederländer hier freie Hand. Der Londoner Traktat vom Jahre 1824 oder eigentlich die demſelben beigefügten Noten enthielten einige Abmachungen, aus denen England das Recht herleitete, der Ausbreitung der Holländer auf Sumatra entgegenzutreten; natürlich geſchah dies beſonders in Bezug auf alle die Niederlaſſungen, welche dem engliſchen Handel auf Malakka nachtheilig werden konnten, namentlich auch weil die engliſche Regierung gerade über derartige Verſuche am ſchnellſten unterrichtet wurde.

Van den Boſch — bekannt durch die Einführung des nach ihm benannten Syſtems auf Java — hatte als Generalgouverneur auch große Pläne in Bezug auf Sumatra; außer Anderm, was uns hier nicht weiter berührt, war es vorgekommen, daß einer der Häuptlinge von Kampar, einem Vaſallenſtaat von Siak, ſeine Unterwerfung angeboten hatte (1834), und dieſes Beiſpiel hatte Nachahmung gefunden, ſo daß im Jahre 1838 Taratu Batu, einer der Handelsplätze an der Oſtküſte, beſetzt wurde. Man bezweckte hiermit den Handel, der aus dem Innern der Inſel mit Malakka getrieben wurde, ganz unter holländiſchen Einfluß zu bringen. Natürlich ließen es die Engländer nicht an Proteſten fehlen, welche van den Boſch, der indeſſen Miniſter der Kolonien geworden war, ausweichend

[1]) Man denke an Atjeh.

[1]) Dies iſt das richtige Datum; allerdings wurde ſchon am 8. September 1870 ein derartiger Vertrag geſchloſſen, der aber durch die niederländiſche zweite Kammer verworfen wurde. Der definitive Abſchluß fand an dem im Texte genannten Tage ſtatt.

beantwortete; nach seinem Abtreten jedoch wurde mit Rücksicht auf einen englischen Protest vom 28. Juni 1839 dem Generalgouverneur am 1. September 1841 befohlen, den Wünschen Englands zu entsprechen; durch Beschluß der indischen Regierung vom 1. Februar 1843 wurden einzelne Niederlassungen aufgehoben. Indessen suchte die niederländische Regierung sich wenigstens soweit durch Verträge mit den eingeborenen Fürsten zu verständigen, daß letztere die Ansiedelung fremder Europäer in ihrem Gebiet nicht zu erlauben versprachen; man war eben durch die Vorgänge, welche man in Serawak ruhig hatte ansehen müssen, vorsichtig geworden und gewiß nicht ohne Grund, wie man aus dem Folgenden sehen wird.

Im Jahre 1857 waren im Reiche Siak Streitigkeiten zwischen dem Sultan und seinem Bruder ausgebrochen, und da ersterer sich zu schwach fühlte, begab er sich nach Singapore, um sein Reich den Engländern zu unterwerfen. Sein Anerbieten wurde abgewiesen; er sah sich nach anderer Hilfe um, und ein gewisser Wilson verband sich mit ihm; nach einigen Gefechten machte derselbe Miene die Rolle, welche Brooke in Serawak gespielt hatte, jetzt in Siak aufzuführen. Der Sultan erbat nun den Beistand der niederländischen Regierung, doch ehe derselbe geleistet werden konnte, mußte er die Flucht ergreifen; nun schritt die holländische Macht ein. Wilson, der sich noch auf einer kleinen Insel zu halten gesucht hatte, verließ dieselbe auf die an ihn gerichtete Aufforderung; und mit dem Sultan wurde ein Vertrag geschlossen, in welchem er die Souveränität der Niederlande anerkannte. Als dieser Vertrag nun bekannt wurde und seine Folgen sich den englischen Kaufleuten auf Malakka fühlbar machten, führte dies wieder zu wiederholten Klagen der britischen Behörden, die durch die niederländische Regierung allerdings für unbegründet erklärt wurden; dem fortgesetzten Andringen Englands vermochten jedoch die Niederlande sich nicht auf die Dauer zu entziehen, und so kam der oben erwähnte Vertrag von 1871 zu Stande, durch den Holland (nominell wenigstens) gegen Abtretung der Goldküste von Guinea freie Hand auf Sumatra erhielt.

Ich habe geglaubt diese Vorgänge mit einiger Ausführlichkeit erwähnen zu sollen, da sie sowohl ein gewisses Zögern erklären, welches bei der Besitznahme von Deli beobachtet wurde, als auch manches in Bezug auf die Verwickelungen mit Atjeh deutlich machen können.

In Bezug auf die folgenden Mittheilungen schließe ich mich, was die Zeit bis zum Jahre 1876 betrifft, dem im 2. und 6. Bande der Zeitschr. der Niederl. Geogr. Gesellschaft Vorkommenden an, für die späteren Jahre folge ich den Regierungsberichten, den Mittheilungen in van Gorkom's Ostindischen Kulturen, einer Broschüre von J. F. Cremer und verschiedenen kleineren Notizen.

Das Sultanat Deli, wo die europäischen Unternehmungen zuerst Wurzel faßten, liegt zwischen den Flüssen Labu Dalam und Pamatang Omis, ungefähr zwischen 3° 57′ und 3° 39′ [1]) nördl Br. und 98° 25′ bis 98° 47′ östl. Länge Greenw.; nördlich hiervon liegt die Landschaft Langkat, östlich — die Küste, deren allgemeine Richtung von Nord-West nach Süd-Ost läuft, biegt hier östlich aus — Serdang. Im Süden grenzt das Land an das Gebiet der dem Namen nach dem Sultan unterworfenen Battaker, und da auch der landeinwärts gelegene Theil von Deli durch ihre Stammgenossen bewohnt wird, ist es sehr schwer, eine Grenze zu ziehen. Der nach dem Meere zu gelegene Theil wird durch Malaien (und außerdem von Einwanderern aus dem Archipel und von dem indischen Festland) eingenommen. Uebrigens war die Bevölkerung des Küstenstriches nur schwach; 1862 wurde sie — wohl zu gering — auf 2000 Seelen geschätzt.

Die dortigen Malaien kleiden sich meist in europäische Stoffe von einfachen Farben — weiß oder blau — und selbst die Frauen verwenden wenig Sorgfalt auf ihren Anzug. Die Industrie beschäftigte sich hauptsächlich mit der Verfertigung von Waffen, sowohl der im ganzen Archipel gebräuchlichen Krisse, als von Schwertern von der Art, welche in Atjeh gebräuchlich ist. Die Krisse werden gewöhnlich mit einfacher, gerader Klinge gemacht, welche etwa einen halben Meter lang und schmal ist; die Scheide ist entweder nur von Holz oder bei besseren Sorten sind in dasselbe schmale Ringe von Elfenbein, Ebenholz oder Horn eingelegt. Auch der Griff ist von feinem Holz, Horn oder Elfenbein, oft künstlich bearbeitet und mit goldener oder silberner Filigranarbeit (die auf Sumatra überhaupt in hoher Vollendung verfertigt wird) geschmückt. Eine zweite Art Krisse mit gebogenem Griff, die vorn im Gürtel getragen wird, ist viel kürzer. Die Schwerter sind gerade oder wenig gekrümmt, zweischneidig und 8 Decimeter lang; der Griff ist kreuzförmig, etwa 10 Centimeter lang, häufig von Silber. Die Klingen sind gewöhnlich von fremdem Ursprung, die theuersten türkisches, die gewöhnlichen englisches Fabrikat. Meist werden sie entblößt getragen, nur selten haben sie hölzerne oder lederne Scheiden.

Die in Deli gebauten Schiffe sind schwerfällig, der Mast, welcher in der Mitte steht, trägt ein großes, viereckiges Segel. Andere Erwerbszweige wie das Salzen und Trocknen von Fischen sind viel weniger bedeutend, als sie früher waren.

Viel zahlreicher als die malaiische war die Batakſche Bevölkerung; man sprach von einzelnen Häuptlingen, welche die Herrschaft über 40 000 Seelen führten. Es muß bemerkt werden, daß zwischen der malaiischen Bevölkerung und den Battakern, welche dem Sultan unterworfen waren, auch äußerlich eine scharfe lokale Trennung bestand, deren Grenze nur selten überschritten wurde. Uebrigens standen die Bataker nur in einem gewissen Lehnsverhältniß zu dem Sultan: sie mußten ihm im Kriege Hilfe leisten, gegen eine gewisse Bezahlung Pfeffer für ihn pflanzen, hatten aber keine weiteren Abgaben zu entrichten. Die Pfefferanpflanzungen hatten durch fortdauernde Streitigkeiten im Innern sehr gelitten; 1823 wurde der Ertrag auf 26 000 Pikuls [1]), 1863 auf nur 8300 Pikuls geschätzt. Die Battaker gehören verschiedenen Stämmen an, deren Dialekte sehr von einander abweichen, so daß sie sich nur schwer mit einander verständigen können; dagegen kommt die Schriftsprache derselben ziemlich überein. Sie sind unter einander in fortwährende Streitigkeiten verwickelt; daß sie Menschen fressen, ist bekannt [2]). Hier und da riefen sie bei ihren Streitigkeiten wohl den Sultan als Schiedsrichter an, gewöhnlich aber kümmerte man sich ebensowenig um ihn, wie er sich um seine Unterthanen, so lange sie ihm das, was ihm zukam, bezahlten; durch ihre vielen Handelsbeziehungen kamen dagegen die Häuptlinge der Malaien in vielfache Berührung mit demselben.

Deli war schon seit dem 17. Jahrhundert ein Zankapfel; doch will ich auf die ältere Geschichte an dieser Stelle nicht weiter eingehen, sondern nur erwähnen, daß der Sul-

[1]) In der „Tijdschrift van het Aardr. Genootsch." steht wiederholt 4° 59′ u. s. w., was, wie ein Blick auf die Karte ergiebt, ein Irrthum ist.

[1]) à 125 Amsterd. Pfund.

[2]) Ihre Stammgenossen im Innern scheinen ihr Ohr immer mehr der Mission zu öffnen (Daheim 1882, Nr. 34).

tan von Deli im Jahre 1854 gezwungen wurde die Oberhoheit des Sultan von Atjeh anzuerkennen; auch die benachbarten kleineren Staaten theilten dies Loos, gegen welches der Sultan von Siak vergeblich protestirte. Als nun letzterer, wie ich oben erwähnte, einen Vertrag mit den Niederländern abschloß, wobei ihm dieselben seinen Besitzstand garantirten, wurde in Folge der oben angedeuteten Verhältnisse der Zustand recht gespannt, da ja Atjeh gegenüber die Hände der Holländer gebunden waren. Dennoch schritt die niederländische Regierung ein und es glückte ihr sowohl Siak als Deli zufriedenzustellen. Deli zeigte sich sehr geneigt sich der niederländischen Oberhoheit zu unterwerfen und erbat auch Hilfe gegen Atjeh, hatte aber anfänglich wenig Lust, den Sultan von Siak als Lehnsherrn anzuerkennen, was doch nöthig war, um die Einmengung Hollands zu rechtfertigen; im Gegentheil, es machte selbst noch Ansprüche auf die Gebiete einiger kleiner Fürsten, welche bis dahin ganz unabhängig gewesen waren. Endlich gelang es den niederländischen Unterhändlern, den Sultan von Deli im Jahre 1862 zu bewegen, die Erkennungsurkunde aus den Händen des Generalgouverneurs von Indien anzunehmen und gleichzeitig das Bestehen einer gewissen Beziehung zu Siak anzuerkennen, wobei er jedoch für sich beinahe vollkommene Gleichstellung beanspruchte; man hatte zu bewirken gewußt, daß auch die Gesandten Siaks sich mit dieser Erklärung zufriedenstellten.

Seit dieser Zeit war der Fürst von Deli ein warmer Freund der Niederländer; im Jahre 1864 stellte man einen europäischen Beamten in seiner Residenz an, wofür er sich dankbar erwies, und es entspann sich nun unter den höflichsten Formen und beinahe unbemerkt ein Ringen europäischer und indischer Schlauheit. Einerseits suchte man Deli von Siak unabhängiger zu machen, andererseits es mehr und mehr unter holländischen Einfluß zu bringen; andere Nachbarn, welche nicht so schlau waren und unbequem wurden, wurden im Interesse ihres Lehnsherrn, des den Niederländern treu ergebenen Sultan von Deli, zu ihrer Pflicht zurückgeführt, und auch den Sultan von Siak wußte man zu bewegen, seine Zustimmung hierzu zu geben.

Die flache Küste von Ost-Sumatra trägt den gewöhnlichen Typus des tropischen niedrigen Landes. Man mache sich frei von dem Eindruck, welchen vielleicht das Bild einer üppigen Tropenvegetation erweckt hat; ich will anzudeuten versuchen, welche Empfindungen ein solches niedriges Gestade hervorruft.

Wir befinden uns noch ziemlich entfernt, auf der Rhede; der Dampfer hat den Anker fallen lassen um uns Gelegenheit zu geben, ein mit einigen Eingeborenen bemanntes Boot zu besteigen; das Gepäck ist hinuntergeschafft, wir haben Abschied genommen und mit einem herzlichen „Tot ziens“ (Auf Wiedersehen!) sind wir am Fallreep hinuntergeklettert. Wir stoßen ab; in der ersten Viertelstunde bleiben unsere Blicke nach dem Dampfer gewendet, der kurz nach unserer Abfahrt den Anker gelichtet hat. Eine leichte Rauchwolke verräth uns die Richtung, in welcher er sich entfernt; bald verschwindet sie. Unwillkürlich entschlüpft uns ein Seufzer. Der Blick wendet sich der Küste zu, die für die nächste Zeit unsere Heimath werden soll.

Eine Tropenlandschaft, wenn sie schön ist, vermag gewiß in Jedem, auch dem der ganz unempfindlich gegen solche Gefühle zu sein glaubt, eine Ahnung des Paradieses zu erwecken; wenn sie aber *nicht* schön ist, dann erinnert sie lebhaft an einen Ort, der mit dem ebengenannten einen starken Gegensatz bildet. Ich weiß nicht, wie es kam, aber während meines Aufenthaltes in den Tropen kam mir dieser Gedanke so häufig, schon wegen der Wärme. Nun, eine Küstenlandschaft gehört zu einem der beiden Extreme, eine flache Küste aber zu der zuletzt genannten Gattung.

Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate. Die Sonne steht hoch; es ist beinahe Mittag; man fühlt keinen Luftzug. Die Oberfläche des Meeres selbst scheint zu ruhen, kaum daß einzelne dahingehauchte Streifen den Spiegel trüben. Das Auge ermüdet in die Leere zu starren; die Luft scheint greifbar, scheint sich in tausend glimmenden, endlich hell aufleuchtenden Punkten zu bewegen; das Blau des Himmels, manchmal so schön, ist beinahe nur noch über uns sichtbar, nicht mehr tief, nur blaß und matt; es verschwimmt nach dem Horizont zu in ein schmutziges, gelbblaues Weiß. Unser Blick wendet sich nach dem Lande, der ganze Hintergrund ist in Wolken gehüllt, d. h. in dies gleichmäßige gelbblaue Weiß, und wenn wir nicht wüßten, daß noch dort etwas sichtbar sein *sollte*, unsere Augen würden es uns nicht verrathen. Die halbnackten Ruderer legen sich fest in die Riemen, Wasserströme rinnen die glänzenden, braunen Leiber entlang; die Jacke, die den Oberkörper decken sollte, ist ausgezogen und noch um das Kopftuch gewickelt, um besser gegen die Sonne zu schützen. Jetzt sehen wir einzelne Baumgipfel, dann die dazu gehörigen Stämme, die im Wasser zu stehen scheinen; immer noch kein Land, endlich ein matter weißer Streifen, gegen den sich eine dunkle Linie absetzt. „Ist das nun eine tropische Landschaft?“ würde ein Neuling fragen.

Ja es ist wahr, die Küste ist nicht schön; sie besteht aus einem breiten Streifen Modderboden, der unbewohnt ist und auf dem Wälder von Rhizophoren sich auf ihren Luftwurzeln schaukeln, zwischen denen die giftigen Dünste des Bodens emporsteigen. Auch weiterhin ist das Land flach, später erst fängt es an hügelig zu werden. Die Fläche ist dicht bewachsen; breite Ströme mit vielfältigen Verzweigungen schleichen sich durch die Wildniß hin und führen dem Meere anhaltend neuen Raub zu. An den Ufern findet man die Wohnungen der Eingeborenen, vereinzelt oder in kleinen Gruppen; doch wo es dem menschlichen Fleiß glückt, die wuchernde Pflanzenwelt zu entfernen, an Stellen, wo der Boden nicht mehr modderig ist, da entkeimt, von der Hand des Menschen gepflegt, der fruchtbaren Erde eine Fülle von Schätzen, wie sie wohl nur die tropische Sonne bescheint; und wenn der Boden seinen Reichthum gespendet hat, so genügt es, ihn zwei oder drei Jahre liegen zu lassen; die wohlthätige Natur hat ihn mit üppig wuchernden Pflanzen überdeckt, deren Asche der Erde die Nahrung giebt, deren sie bedarf, um aufs Neue *das* hervorzubringen, was der habsüchtige Mensch, getrieben durch seine Begierde nach Schätzen, sie hervorzubringen zwingt; doch ich darf hierbei nicht zu lange verweilen und muß noch einige Mittheilungen über das Land machen.

Zur Zeit, von der ich spreche, war *Deli* noch ein armes Land, selbst die Hauptstadt, die einige (englische) Meilen oberhalb der Mündung liegt, trug vollständig den Charakter eines Dorfes, wie man sie in der Nähe der Küste findet; die Häuser sind meist ganz von Bambu erbaut, einzelne wohl auch mit hölzernen Pfosten; der Flur erhebt sich einige Fuß hoch vom Boden. Die Wände sind aus gröberm oder feinerm Flechtwerk von Bambu zusammengestellt, ebenso der Flur, die Dächer sind mit Alang-Alang- oder mit Nipa-Blättern gedeckt. Holzwände gehören schon zum Luxus, in größerm Maßstab finden wir sie nur am Palast des Sultans. Es ist dies ein großes Gebäude, an der Vorder- und der Hinterseite mit großer Veranda, alles durch Gallerien verbunden; die Gebäude stehen 8 Fuß vom Boden. Die vordere Veranda ist 90 Fuß lang, 30 Fuß breit; keine Säule, kein Pfosten unterbricht den stattlichen Raum. Der ganze Palast ist mit Pallisaden umgeben;

am Eingang ſteht ein kleines bataksches Todtenhaus; es iſt niedrig, mit Kokosfaſern gedeckt und ganz im Style des wilden Stammes gebaut. Dies Gebäude iſt eine Ehrenbezeugung, welche die Unterthanen des Sultans aus dem Gebirge (die Bataker) ihm bei ſeinem Tode beweiſen, zum Schein nur, denn als gute Mohammedaner werden die Fürſten auch nach dem Ritus des Islam begraben. Ganz in der Nähe befindet ſich eine kleine, aber gut unterhaltene Moſchee.

Einige Stunden landeinwärts liegt das alte Deli, merkwürdig, weil die Ueberlieferung behauptet, daß in früherer Zeit (jedoch in einer Zeit, als es ſchon Geſchütze gab, deren zwei hier gefunden wurden) das Meer bis hierher gereicht habe. Jetzt iſt hier die Grenze der Malaien und Bataker (die natürlich durch die vielen Unternehmungen und deren Arbeiter verrückt iſt).

Hier findet man überhaupt zuerſt den Typus der (auch den Dajakern auf Borneo eigenthümlichen [1]) gemeinſchaftlichen Wohnungen mit einem langen Durchgang, rechts und links mit Gemächern für die einzelnen Familien; in der Mitte befindet ſich ein gemeinſchaftlicher Herd. Von hier aus machte Herr Caets de Raet im Jahre 1867 ſeinen Zug nach dem Tobaſee (XXII Batav. genootsch.), den Herr Dr. Schreiber in Petermann's Geogr. Mittheilungen 1876, S. 64 erwähnt; die Eingeborenen am See hatten davon erzählt, ohne daß ihm, als er ſeinen Artikel ſchrieb, etwas Näheres darüber bekannt geworden war.

Im Folgenden, wenn ich von den ins Innere des Landes unternommenen Zügen ſpreche, werde ich noch einige Notizen über das Land und die Bewohner geben; für jetzt möge dies Wenige genügen um anzudeuten, daß in der Zeit, als die erſten Kultivations-Unternehmungen gegründet wurden, Deli ein armes, nicht viel verſprechendes Land war.

[1]) Es dürfte intereſſant ſein einen Vergleich zwiſchen Dajakern und Batakern anzuſtellen, da beide ſehr viel Aehnlichkeit zu haben ſcheinen; vielleicht ſind ſie der Typus der reinen, nicht durch den Einfluß der Hindus veränderten malaiiſchen Race.

Anthropologiſche und ethnographiſche Miscellen.

Mitgetheilt von **R. Andree.**

Schwanzmenſchen. Oft ſchon ſind von Reiſenden Berichte darüber eingeſandt worden, daß auf den Inſeln des oſtindiſchen Archipelagus ſich Menſchen mit Schwanzſtummeln befänden. Die Erzählungen wiederholen ſich ſeit langer Zeit ſchon bei den Eingeborenen („Globus" XXXII, S. 127), poſitive Erhebungen wiſſenſchaftlich gebildeter Reiſenden, geſchweige denn Präparate liegen darüber bis jetzt nicht vor. In ſeinem neuen Werke „Unter den Kannibalen Borneos" (Jena 1882, S. 164, 271) kommt der Naturalienſammler Carl Bock wieder auf die Sache zurück. Im Reiche Kutei (Oſtborneo) erhielt er „ſo beſtimmte Ausſagen" über die „Orang buntut", d. h. Schwanzmenſchen mit zwei bis vier Zoll langem Schwanz, daß er einen zuverläſſigen Mann in deren nur wenige Tagereiſen von Long Puti entferntes Land ſchickte, welcher 500 Gulden Belohnung erhalten ſollte, falls er ein Paar Orang buntut wohlbehalten auf holländiſches Gebiet brächte. Die Sendung ſcheiterte an einem Mißverſtändniß.

* * *

Ein ſchielendes Volk. Unter 9° ſüdl. Br. und zwiſchen 34° und 35° öſtl. L. v. Gr. liegt in Afrika das Land Upangwa nördlich vom Njaſſa-See. Es wurde 1878 von Joſeph Thomſon erforſcht, welcher von dem dort lebenden Volke, den Wapangwa, erzählt, daß ſie ſehr häßlich, ſehr dunkel und von ſtarkem Negertypus ſeien. „Faſt alle waren durch einen beſondern Fehler am Auge gekennzeichnet, ſo daß ſie mit Recht den Namen der ſchielenden Neger verdienen." Es mag dieſes, ſagt Thomſon, ein angeborener Fehler ſein. „Abgeſehen davon, daß ſie ſchielen, iſt auch eine große Anzahl auf dem rechten Auge blind" (Thomſon, Seen von Central-Afrika, Jena 1882, I, S. 187). Thomſon will Vererbung und Zuchtwahl hierbei ins Spiel bringen — uns ſcheinen aber eher Augenkrankheiten zu Grunde zu liegen.

* * *

Das oſtdeutſche Haus. Wenig oder faſt nichts hat ſich im deutſchen Oſten von jenen germaniſchen Stämmen erhalten, welche dort vor dem vierten Jahrhundert anſäſſig waren, ehe die Slaven in die Lande bis zur Elbe vordrangen. Wir ſehen dort in den Ortsnamen, in den Sitten, Gebräuchen, ja vereinzelt in der Sprache ſlaviſche Anklänge; was aber Deutſch iſt, rührt von der ſpätern Koloniſation ſeit dem zehnten Jahrhundert her. Nun kommt Rudolf Henning in Straßburg und will uns auf einem Gebiete, das er ſpeciell beherrſcht, den Nachweis führen, daß doch noch etwas von den vorſlaviſchen Germanen Oſtdeutſchlands ſich erhalten hat und dieſes iſt die Bauart des oſtdeutſchen Hauſes. In ſeinem Werke „Das deutſche Haus" (Straßburg 1882) widmet er dieſem von Meitzen bis in das ruſſiſche Polen verfolgten Typus beſondere Aufmerkſamkeit, einem Typus, der durch eine offene Säulenhalle vor dem langgeſtreckten Bauerhauſe charakteriſirt iſt. „Welcher Bauweiſe gehören dieſe Häuſer aus Hinterpommern und Polen an? Nach der ſlaviſchen Seite ſtehen ſie völlig iſolirt da, mit dem ruſſiſchen Hauſe zeigen ſie keine Berührung." Dagegen ſind ſie durchaus identiſch mit den älteſten nordiſchen Häuſern. Das nordiſche und oſtdeutſche Haus zeigen nach Henning nicht nur dieſelbe Grundlage, ſondern beide haben auch noch ein Stück gemeinſamer Geſchichte durchgemacht. Urſprünglich iſt überall die ganze Vorhalle offen, dann iſt dieſes nur bei der Hälfte der Fall und ſchließlich wird die ganze Vorhalle in den Bau einbezogen. „Dieſe Uebereinſtimmung iſt ſehr merkwürdig und es läßt ſich die Annahme kaum umgehen, daß hier wirklich ein alter Zuſammenhang obwaltet zwiſchen der Bauart des Nordens und derjenigen unſeres Oſtens. Dieſer Zuſammenhang läßt ſich hiſtoriſch auch ſehr wohl erklären, denn wir befinden uns hier zwiſchen Oder und Weichſel in demjenigen Gebiete, wo vor den Slaven die oſtgermaniſchen oder vandiliſchen Stämme, die nächſten Verwandten der Skandinavier, wohnten. Ja, in dieſer Gegend müſſen die Nordländer einſt ſelber geſeſſen haben, ehe ſie ſich an der Oſtſeeküſte ausbreiteten und ihre neue Heimath beſiedelten" (S. 83). Die nachwandernden Slaven

übernahmen, nach Henning, die Bauweiſe der Germanen, übten ſie weiter und überlieferten ſie uns.

* * *

Indianiſche Töpferei. Wollen wir wiſſen, wie der Menſch in prähiſtoriſcher Zeit ſeine Gefäße formte, ſo dürfen wir bei den Naturvölkern uns darüber Rath erholen. Von den am Maroni hauſenden Cariben Surinams erzählt uns A. Kappler (Holländiſch-Guiana, Stuttgart 1881, S. 101), daß die Weiber derſelben den röthlichen oder blauen Thon gut durchkneten und dann mit dem Pulver der verkohlten Rinde des Kewibaumes vermiſchen. Außer einem Brettchen, auf welchem das Gefäß aufgebaut wird, verwenden ſie bei ihrer Arbeit nur einige Löffel und Spatel aus Kalebaſſe zum Glätten. Die Töpfe werden vom Boden aus aufgebaut, indem der zu runden Würſtchen gerollte Thon allmälig übereinandergelegt, mit den Spateln geglättet und mit Rand und Henkel verſehen wird. „Geübte Frauen verſtehen dieſe Krüge ohne alle Form ſo hübſch rund und gleichmäßig zu machen, daß ein Töpfer auf der Drehſcheibe ſie kaum beſſer herſtellen würde.“ Die lufttrockenen Gefäße werden mit einem jaspisartigen Stein polirt, dann in einem Feuer aus Baumrinde gebrannt und ſchließlich mit dem braunen Safte eines Käfers bemalt.

* * *

Die Hindudorfgemeinſchaft. So viel erobernde Völker auch über Indien hingegangen ſind, ſo oft auch Religionswechſel im Gangeslande vorkamen, ſo iſt doch die Dorfverfaſſung der Hindus, gleichviel ob dieſelben jetzt Brahmagläubige, Mohammedaner oder Chriſten ſind, in höchſt konſervativer Weiſe dieſelbe geblieben. Sie reicht in die graue Vorzeit zurück und iſt von hohem Werth für das Studium der ſocialen Zuſtände unter den Ariern. Bereits früher haben Sir Henry Maine in ſeinen „Village communities east and west“, ferner Elphinſtone in ſeiner „History of India“ ihre Aufmerkſamkeit dieſen Kommunen zugewandt, und jetzt iſt uns ein hochintereſſantes Specialwerk über dieſen Gegenſtand zugegangen: The Aryan village in India and Ceylon. By Sir John B. Phene (London, Macmillan 1880). Es behandelt das moderne Dorfleben in Bengalen, die Ackergemeinſchaft auf Ceylon und die Entwickelung des indo-ariſchen ſocialen und Landſyſtems. Ein Gloſſar erläutert die einheimiſchen im Text gebrauchten Wörter.

Das Hindudorf iſt eine kleine Republik mit ſelbſtgewählten Behörden. Das Land rings um das Dorf iſt durch genau beſtimmte Grenzen von demjenigen der Nachbardörfer abgeſchieden. Charakteriſtiſch iſt, daß daſſelbe dem ganzen Dorfe gemeinſchaftlich gehört und nur an die einzelnen Gemeindemitglieder in paſſenden Antheilen vergeben wird. Darüber wird eine ganz genaue Buchführung von Seiten der Dorfbehörden geführt und jeder Bauer hat ſeinen Zins nach der Güte und Größe des ihm übertragenen Landſtückes zu zahlen. Der Hauptverwalter des Ganzen iſt der Mandal, welcher durch allgemeines Stimmrecht erwählt wird, deſſen Amt de facto aber ein Erbpoſten iſt, welcher vom Vater auf den Sohn übergeht. Neben ihm fingirt der Feldhüter und der Rechenmeiſter, der auch der öffentliche Briefſchreiber für die Analphabeten iſt, und die Gemeindeabrechnungen hält, die Gelder einkaſſirt ꝛc. Gleich jenem wird der Gemeindeaſtrolog aus öffentlichen Mitteln bezahlt; er hat den Kindern das Horoſkop zu ſtellen und entſcheidet, ob die himmliſchen Zeichen zu irgend einer wichtigen Unternehmung günſtig ſind. Endlich iſt er auch der Dorfſchulmeiſter. Ein wichtiger, wenngleich mit der Gemeinde ſelbſt nicht verknüpfter Einwohner des Dorfes iſt der Geldverleiher, der Wucherer, der immer bereit iſt vorzuſchießen und große Zinſen nimmt. Die Hindubauern ſind im Durchſchnitte ſehr arm; ſie leben von der Hand in den Mund und mißräth einmal die Ernte, ſo tritt gleich Hungersnoth ein.

* * *

Die älteſten Norweger. Grabſtätten aus dem Steinzeitalter waren bisher in Norwegen unbekannt, während dieſelben in Schweden und Dänemark häufig vorkommen. Doch ſind Spuren einer alten Bevölkerung in jenem Lande bis zum Polarkreis hinauf in Geſtalt von Steingeräthen keineswegs ſelten, namentlich an den Fjorden, weniger im bergigen Innern. Selbſt ſogenannte Ateliers hat man aufgefunden, den prähiſtoriſchen Menſchen aber erſt vor Kurzem bei Svelvik am Chriſtianiafjorde. Das dort entdeckte aus flachen Steinen konſtruirte und mit einem großen Deckſteine geſchloſſene Grab enthielt die Reſte von drei Individuen, darunter ein Weib. Grabbeigaben waren fünf Lanzenſpitzen aus Feuerſtein. Ein, wahrſcheinlich männlicher, Schädel war ſo gut erhalten, daß er gemeſſen werden konnte; er zeigte einen Index von 76,4; er iſt demnach meſocephal. Die weiteren Meſſungen theilt Dr. C. Arbo, dem wir dieſe Nachrichten verdanken, in der Revue d'Anthropologie, Juillet 1882, p. 497 mit.

Dieſer Schädel ſtimmt auffallend überein mit einem däniſchen Schädel der Steinzeit, welchen Eſchricht (Archiv für Anthropologie IV, S. 348) beſchrieben hat, woraus man ſchließen will, daß Dänemark und Norwegen zur Steinzeit von derſelben Race bewohnt waren. Nilſon hat bekanntlich die — ſpäter von ihm wieder aufgegebene — Anſicht aufgeſtellt, daß Skandinavien zur Steinzeit von Lappen bewohnt geweſen ſei, aber der Schädel von Svelvik widerſpricht dem, denn er zeigt durchaus andere Maße als die lappiſchen Schädel.

* * *

Flämiſche und walloniſche Schädel. Dr. Emil Houzé hat (Brüſſel 1882) eine Schrift „Les indices céphaliques des Flamands et des Wallons“ herausgegeben, welche den in Belgien beſtehenden ethniſchen Dualismus klar zum Ausdruck bringt. Flamingen und Wallonen, jetzt in einem Staate vereinigt, ſind nach Geſchichte, Sprache, Körperbeſchaffenheit ſehr verſchieden und es war zu vermuthen, daß auch die Schädelformen beider Stämme ſehr von einander abweichen würden. Bekannt iſt, daß ſchon im prähiſtoriſchen Belgien dolichokephale und brachykephale Menſchen zur Zeit des Mammuths und Rens neben einander exiſtirten; in hiſtoriſcher Zeit kennen wir den Gegenſatz zwiſchen den brünetten keltiſchen romaniſirten Wallonen und den blonden germaniſchen Flamingen. Im Ganzen hat Houzé nun 405 Schädel aus den rein flämiſchen Provinzen gemeſſen und dabei die Stadtbevölkerung möglichſt vermieden. Die mittleren Indices derſelben ſchwanken zwiſchen 76,5 und 78,3. Dagegen fanden ſich an den 274 walloniſchen Schädeln mittlere Indices, welche zwiſchen 78,5 und 81,2 ſchwanken. Der Unterſchied iſt charakteriſtiſch und durchſchlagend.

* * *

Verunſtaltung des Schädels in Rußland. Daß in Frankreich (Toulouſe ꝛc.) künſtliche Verunſtaltung der Schädel bei den Neugeborenen noch vorkommt, iſt bekannt. Weniger bekannt aber iſt, daß dieſer Brauch in Rußland noch ſehr weit verbreitet iſt. Pokrowsky hat in den Schriften der Moskauer Geſellſchaft der Freunde der Natur, Anthropologie und Ethnographie (1882, viertes Heft) jetzt eine Abhandlung über dieſen Gegenſtand veröffentlicht, in der er nachweiſt, wie die ſchon von Hippokrates und Strabo im heutigen Rußland nachgewieſene Sitte noch im Kaukaſus, in

einem Theile Weißrußlands und bei den Lappen des Gouvernements Archangelsk vorkommt. Während wir bei den primitiveren Kaukaſusvölkern den Brauch nicht auffallend finden, intereſſirt uns dagegen das Vorhandenſein deſſelben in Polen. In den Diſtrikten von Radom und Gorno Kalvari formt die Hebamme die Köpfe der Neugeborenen mit den Händen kugelförmig und reichen hierzu die Hände nicht aus, ſo bedient dieſelbe ſich der Binden. Dieſer Brauch ſei von den Polen auf die Weißruſſen übergegangen, meint Pokrowsky. Die Lappen aus Nordrußland, welche 1879 auf der anthropologiſchen Ausſtellung in Moskau waren, gaben an, daß nur bei gewiſſen Familien ihres Volkes Deformirung des Schädels mittels beſonderer Mützen und Bandagen vorkomme, „um das Eintreten von Waſſer in den Kopf zu hindern“. Dieſe Meinung iſt vielleicht daher entſtanden, weil unter ihnen Waſſerköpfe häufig ſind.

Ueber die Verſtümmelung der Vorderzähne bei den Naturvölkern.

Von **Francis Birgham** in Wiesbaden.

I.

Zu allen Zeiten und in allen Zonen haben die Menſchen der verſchiedenſten Völker und Racen geſucht, durch Entſtellung und Verſtümmelung verſchiedener Theile ihres Körpers eine ihrem reſpektiven Geſchmacke zuſagende Verbeſſerung und Verſchönerung herbeizuführen. Kopf- und Barthaare werden auf die mannigfaltigſte Weiſe geſchnitten, raſirt und arrangirt, Ohrlappen und Lippen werden durchlöchert und erweitert, Naſenſeptum und Naſenflügel werden durchbohrt, die Augenbrauen und Haare am Körper ausgerupft, Taille und Füße eingezwängt und verkrüppelt, und Tättowirungen und Beſchneidungen der verſchiedenſten Art ausgeführt. Ja ſelbſt an den ſo unentbehrlichen Zähnen, welche der Kulturmenſch ſich nöthigenfalls künſtlich zu erſetzen ſucht, werden die mannigfaltigſten Verſtümmelungen vorgenommen, indem ſie bald ſpitz oder kurz gefeilt, bald künſtlich gefärbt oder gar ganz ausgeſchlagen werden. Es dürfte wenig bekannt ſein, wie weit verbreitet dieſer ſonderbare Brauch iſt, welchem zahlreiche Völkerſtämme in faſt allen Erdtheilen huldigen. Da auch in den betreffenden Fachſchriften dieſer Gegenſtand nur nebenſächlich behandelt wird, dürfte eine vollſtändige Zuſammenſtellung, als Beitrag zur vergleichenden Ethnographie, von Werth ſein.

Afrika.

Die wahre Heimath der verſtümmelten Vorderzähne ſcheint der ſchwarze Erdtheil zu ſein, wo ſich die Sitte bei zahlreichen Negervölkern, ſowohl unter den Bantuſtämmen, als den Sudannegern, von der Oſt- bis zur Weſtküſte, vom Schari und obern Nil im Norden bis herab zum Zambeſi im Süden, findet. Allgemein ſind zwei verſchiedene Arten der Verſtümmelung verbreitet, ſowohl das Ausſchlagen einiger Schneidezähne, als das Spitzfeilen derſelben. Da gelegentlich beides auch gleichzeitig vorkommt, ſo können wir die verſchiedenen Stämme nicht nach dieſen zwei Weiſen geſondert betrachten, ſondern müſſen ſie nach der geographiſchen Lage ihrer Wohnorte anführen.

Oſt-Afrika. Bei dem großen Volke der **Makua** oder **Moloa**, welche zwiſchen dem Rowuma im Norden und dem Zambeſi im Süden wohnen, werden die Vorderzähne gewöhnlich ſpitz gefeilt (nach O'Neil, „Globus“ Bd. 41, S. 296), was auch bei den weſtlicheren **Wahiaos** der Fall iſt. Bei den **Mangandſchas** am Schire und Schirwa-See haben die Weiber ſpitz gefeilte Zähne (v. Barth's „Oſt-Afrika“ 1875, S. 177), ſo daß ihr großer Mund beim Lachen dem Rachen eines Krokodils oder einer Katze gleicht, und auch bei den **Matumboka** am Njaſſa-See werden die hübſchen Zähne der jungen Mädchen zugeſpitzt (v. Barth, a. a. O. S. 234). Bei den **Batoka** oder **Batoba** am **Zambeſi** in der Nähe der Viktoria-Fälle werden dagegen beim Eintritt der Mannbarkeit die oberen Vorderzähne ausgebrochen, und wer ſeine vollſtändigen Zähne beſitzt, wird allgemein für häßlich gehalten. Der **Baſſuto**-Häuptling Sebituane, welcher ſie unterjochte, konnte ſelbſt durch Androhung ſchwerer Strafen es nie dahin bringen, daß ſie eine Grille aufgegeben hätten, für welche ſie ſelbſt keinen Grund anzugeben wußten (v. Barth, a. a. O. S. 120). Bei den ſüdlicheren Stämmen der **Betſchuanen**, **Baſſutos** und **Kaffern** kommt die Sitte nicht vor, und beſonders die **Zulu-Kaffern** zeichnen ſich durch ihre blendend weißen Zähne aus (Dr. Kranz, Ausland 1880, S. 45).

Weiter nach Norden, in dem Gebiete zwiſchen dem Tanganjika und der Küſte, wird die Sitte des Spitzfeilens ſeltener. Zwar berichtet Burton, daß unter den **Wakhutu** im Uſagara-Gebirge einige die Schneidezähne ſpitz feilen, doch glaubt er, daß ſie vielleicht von den **Wahiaos** oder anderen ſüdlichen Stämmen abſtammten („Globus“ Bd. II, S. 140), und auch bei den **Wadu** raſpeln manche die beiden inneren Seiten der oberen beiden Schneidezähne derart aus, daß ein offenes Dreieck entſteht (Burton, a. a. O. S. 142); aber ſonſt kommt die Sitte in dieſen Gegenden nicht vor. Dagegen reißen die Frauen der **Wanjamueſi** ihre beiden **unteren Mittelzähne** aus (Burton, a. a. O. S. 174). In **Unjara** an der nordöſtlichen Küſte des Ukerewe ſah Stanley in dem Dorfe **Muiwanda** ſogar Männer, welche ſich dadurch auszeichneten, daß ihnen **ſowohl die oberen als auch die unteren** Vorderzähne fehlten (Through the Dark Continent, I, p. 169), während in **Uhjeja**, weſtlich vom Tanganjika, die Eingeborenen wieder ihre oberen Zähne ſpitz feilen (Stanley, a. a. O. II, S. 71).

Ueber die Verbreitung der Zahnverſtümmelung unter den Völkern im obern **Nil-Gebiet**, in den Flachländern der **Bahr-el-Ghazal**-Zuflüſſe, berichtet Schweinfurth Ausführliches. Am beliebteſten iſt daſelbſt das Ausbrechen der unteren Schneidezähne, was bei den **Schilluk** frühzeitig und ausnahmslos ſtattfindet (Im Herzen von Afrika, 1874, Bd. I, S. 95), wie auch bei den **Dinka**, und zwar bei beiden Geſchlechtern. Ekelhaft erſcheinen bei dieſen Stämmen alte Leute auch dadurch, daß ihre ſtehen gebliebenen oberen Schneidezähne durch den mangelnden Widerſtand von unten zum Munde herausragen und ſich geſpreizt ausnehmen, wie die Finger einer ausgeſtreckten Hand; ſolche Leute nennen die Nubier „Abu-Senûn“, d. h. Vater Raffzahn (I, S. 162). Bei den **Sſehre** ſind ſowohl bei Männern als Frauen die Zähne intakt, nur pflegen ſie die

Lücke zwiſchen den beiden mittelſten Schneidezähnen gern durch einen Ausſchnitt zu erweitern (II, S. 414). Bei den Bongo iſt wiederum beiden Geſchlechtern das Ausbrechen der unteren Schneidezähne gemeinſam, eine Operation, welche erſt nach völlig beendetem Zahnwechſel vorgenommen wird. Nur im ſüdlichen, an die Niam-Niam grenzenden Theile des Landes unterbleibt dieſe Verſtümmelung, welche dieſem Volke gänzlich fremd iſt; dagegen tritt das Spitzfeilen einzelner oder aller Zähne an ihre Stelle. Das ſeitliche Ausfeilen der oberen Schneidezähne wird auch von denjenigen Bongo vorgenommen, welche ſich die unteren ausbrechen. Gewöhnlich wird auf der Berührungsfläche der beiden mittelſten eine Lücke ausgefeilt; bei anderen Individuen beobachtet man einen ſeitlichen Einſchnitt an allen vier Schneidezähnen, ſo daß ſich zwiſchen dieſelben überall ein ſtarker Zahnſtocher hindurchſtecken ließe (I, S. 321). Die menſchenfreſſenden Niam-Niam oder Sandeh feilen ſich, wie ſchon erwähnt, die Schneidezähne ſpitz (II, S. 6) und auch bei den Kredj werden die oberen Schneidezähne entweder ſpitz gefeilt oder nur in der Lücke zwiſchen den einzelnen Zähnen ausgefeilt; die unteren bleiben intakt (II, S. 385). Bei den Monbuttu am Uelle findet dagegen weder ein Ausbrechen der unteren Schneidezähne noch ein Spitzfeilen ſtatt (II, S. 114).

Weſt-Afrika. Daß auch bei den kriegeriſchen Famfam (Fan), im Ogowe-Gebiete, die Gewohnheit herrſcht, bei beiden Geſchlechtern die oberen Schneidezähne ſpitz zu feilen, iſt oft als Beweis ihrer ethniſchen Verwandtſchaft mit den Niam-Niam angeführt worden (Hübbe-Schleiden, Aus allen Welttheilen, Bd. XI, S. 25; Schweinfurth, II, S. 21), doch haben wir bereits geſehen, daß derſelbe bei der großen Verbreitung der Sitte nicht ſtichhaltig iſt. Bei den Okandas berichtet Marche, dieſelbe Procedur an drei jungen Männern vollzogen geſehen zu haben, und zwar giebt er an, daß die ſtumpfen Kanten der Zähne nicht abgefeilt, ſondern ungefähr, wie man Zucker klopft, mit einem Meſſer abgeſchlagen wurden (Hübbe-Schleiden a. a. O.). Ebenſo iſt das Spitzfeilen bei den Stämmen der Otando, Apono, Iſhogo und Aſchongo Sitte (Du Chaillu, Aequatorial-Afrika, S. 74, und Aſchango-Land, S. 431). Bei den Eingeborenen der Loango-Küſte, den Baſiôte, finden wir dagegen wieder das Ausbrechen der oberen Schneidezähne als allgemeinen Brauch (Ausland 1879, S. 932, nach Soyaux' „Weſt-Afrika“).

Weiter im Süden werden bei den Bajaka, bei Pungo Andongo am Koanza, bei beiden Geſchlechtern die oberen Vorderzähne zugeſpitzt; da dieſe Operation aber nicht ſelten mißlingt, ſo erſcheinen die Zähne entſprechend häufig ganz ausgebrochen (Ausland 1880, S. 673, nach Güßfeldt). Von den Luchaze, welche zwiſchen Cuito und Cuando wohnen, berichtet Serpa Pinto, daß ſowohl Männer als Frauen ſich drei Vorderzähne dreieckig zu ſchneiden pflegen, ſo daß bei geſchloſſenen Zähnen rautenförmige Oeffnungen entſtehen. Auch bei den Ambuella, am Cuando und deſſen öſtlichen Zuflüſſen, fand derſelbe Reiſende, daß bei beiden Geſchlechtern die Vorderzähne dreieckig eingeſchnitten werden, ebenſo bei den Quimbande, welche im Gebiet der Cuime und Onda wohnen; doch iſt bei erſteren der Winkel der dadurch hergeſtellten Oeffnung größer, als bei letzteren (Aus allen Welttheilen, Bd. XII, S. 360).

Central-Afrika. Daß die Sitte der Zahnverſtümmelung nicht allein auf beiden Seiten des Kontinentes, ſondern auch quer durch denſelben verbreitet iſt, wird uns durch Stanley's Bericht ſeiner Congofahrt beſtätigt. Schon am obern Congo-Lualaba in Ubwire (2° ſüdl. Br.) traf er den mächtigen Stamm der Wabwire oder Waſongora Meno, des „Volkes mit den gefeilten Zähnen“ (Through the Dark Continent II, p. 173). Bei den Wane Mpungu, welche zwiſchen dem fünften und ſechsten der Stanley-Fälle, unter dem Aequator, wohnen, war bei jedem Mann die obere Zahnreihe ſpitz gefeilt (a. a. O. II, S. 241), und in Urangi, an dem großen Bogen des Congo (2° nördl. Br.) trugen die Eingeborenen Halsbänder von Menſchenzähnen, und ihre eigenen Zähne waren gefeilt (a. a. O. II, S. 290). Bei ſeiner raſchen, mit fortwährenden Kämpfen verbundenen Fahrt konnte Stanley natürlich keine ausführlichen Beobachtungen anſtellen, doch iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß faſt ſämmtliche am Mittellauf des Congo lebenden Stämme, welche größtentheils Menſchenfreſſer ſind, der Sitte des Spitzfeilens der Vorderzähne huldigen. Schon Nachtigal berichtete, daß weit im Süden von Wadaï, etwa noch 12 bis 15 Tagereiſen ſüdlich von Dar Runga (alſo genau am Nordbogen des Congo), das Volk der Benda oder Banda wohne, daß auch dieſe die vorderen Zähne ſpitz feilen und zum großen Theil Anthropophagen ſind (Zeitſchrift der Geſ. für Erdkunde, Berlin 1875, S. 115).

Weit im Süden des Congo, in den Lunda-Staaten, dem Reiche des Muata-Janvo, taucht nochmals eine Spur dieſer Sitte auf; bei den Weibern der Kalunda, welche ſich ſpeciell in der Hauptſtadt Muſſumba und ihrer Umgegend Molua nennen, werden die beiden oberen Schneidezähne rundgefeilt und die beiden unteren ausgebrochen (Ausland 1880, S. 729, nach Dr. Pogge's „Im Reiche des Muata-Janvo“).

Im Sudan ſind es nur die Somrai, am Schari im ſüdlichen Bagirmi, die ſich einen Schneidezahn ausbrechen („Globus“ Bd. 39, S. 260, nach Nachtigal), dagegen herrſcht unter den Weibern in Bornu die Sitte, die Zähne künſtlich zu färben, die wir ſpäter in Oſt-Aſien und dem malaiiſchen Archipel allgemein verbreitet wiederfinden werden. In Bornu werden die Zähne künſtlich roth gebeizt, während die Weiber von Bagirmi ihre weißen Zähne bewahren (Nachtigal, a. a. O. S. 275).

Was die Gründe und Urſachen für dieſe allgemeine Zahnverſtümmelung unter den Afrikanern betrifft, ſo ſind dieſelben faſt ebenſo mannigfaltig, als die verſchiedenen Arten und Weiſen derſelben. Waitz hält die künſtliche Geſtalt, welche die Neger ihren Zähnen geben, für nationale Zeichen der verſchiedenen Stämme (Anthropologie der Naturvölker, Bd. II, S. 88). Dies mag in den meiſten Fällen, wenn auch nicht in allen, richtig ſein. Von dem Spitzfeilen der Schneidezähne glaubt Schweinfurth, daß es den Zweck hat, in Einzelkämpfen und beim Ringen wirkſam in die Arme des Gegners einbeißen zu können, und ſomit die Wehrhaftigkeit zu erhöhen (a. a. O. II, S. 6), während er das Ausbrechen der oberen Schneidezähne für eine Nachahmung der vergötterten Wiederkäuer hält (a. a. O. I, S. 162). In vielen Fällen wird die Sitte auf den rohen Geſchmack und das falſche Schönheitsgefühl des Volkes zurückzuführen ſein, in anderen auf den Wunſch, dem Geſichte ein möglichſt wildes und gefährliches Ausſehen zu geben; auch dürfte bei manchen Stämmen die Operation als Ceremonie der Manneswehe ſowie als Abzeichen der Pubertät gelten. Dagegen iſt es keineswegs bewieſen, daß ſpitz gefeilte Zähne als Beweis für den Kannibalismus ihrer Beſitzer gelten können.

Auſtralien.

Während unter den Negervölkern, wie wir geſehen haben, das Spitzfeilen und Ausſchlagen der Vorderzähne, je nach der Eigenthümlichkeit der verſchiedenen Stämme, gleich-

zeitig vorkommt, iſt unter den auſtraliſchen Eingeborenen ausſchließlich das Ausſchlagen gebräuchlich. Dieſer weit verbreitete, wenn auch nicht allgemeine Brauch ſcheint ſeit Jahrhunderten unter den Ureinwohnern des fünften Erdtheils zu beſtehen. Schon der britiſche Seefahrer William Dampier, welcher am 4. Januar 1688 an der Weſtküſte von Neu-Holland in 16° 50′ ſüdl. Br. landete, berichtet über die dortigen Eingeborenen: „Ich weyß zwar nicht, ob ſie ihnen die vörderſten beyden Zähne an den oberen Kinnbacken mit Fleyß ausreißen, gewiß aber iſt, daß ſie allen, Mann- und Weibs-Perſonen, Alt und Jungen fehlen“ (Neue Reiſe um die Welt. Leipzig 1708, S. 844).

Dieſe alte Sitte hat ſich bis auf den heutigen Tag erhalten, obgleich bei den meiſten Stämmen nur die Knaben im 7. bis 8., bei anderen im 11. oder 12. Jahre dieſer Operation unter vielen Feierlichkeiten ſich unterziehen müſſen (Oberländer's „Auſtralien“, Ausland 1879, S. 986). Bei dem Goulburn-Stamm (nördlich von Melbourne) wird der Knabe von drei Stammgenoſſen in den Wald geführt, wo er zwei Tage und eine Nacht bleibt und ſich die zwei oberen Schneidezähne ausſchlägt, welche er ſeiner Mutter bringt. Dieſe ſucht einen jungen Gummibaum und verſteckt die beiden Zähne in die oberſten Aeſte. Stirbt der Sohn, ſo ſchält man die Rinde unten am Baum und tödtet ihn durch Feuer, ſo daß er als Denkmal des Todten ſtehen bleibt (Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker, Bd. VI, 3. Th., S. 785). Am Macquarie findet das Ausſchlagen des rechten Schneidezahnes bei allen jungen Männern ſtatt (Dr. Emil Jung, in Aus allen Welttheilen, Bd. VIII, S. 355), und bei den meiſten öſtlichen Küſtenſtämmen wird ein Vorderzahn ausgeſchlagen. Die ganze Nacht vor der Operation müſſen die Jünglinge mit gekreuzten Händen knien; ſprechen dürfen ſie während des ganzen Feſtes nicht. Der Stamm der Cameragal (Cammer-ray) hat hier allein das Recht, die Ceremonien vorzunehmen, wofür er von den anderen Stämmen als Anerkennungszeichen einen Zahn der jungen Leute fordert; ebenſo fehlt auch jedem Cameragal ſelbſt ein Vorderzahn. Der Zahn wird, unter anderen Feierlichkeiten, mit einem heiligen Stein oder Knochen ausgeſchlagen, und zwar der obere rechte Schneidezahn. An der Moreton-Bai (Queensland) herrſcht das Zahnausſchlagen nicht, ebenſo wenig bei manchen Stämmen am Darling, namentlich bei den wilderen nicht. Bei denjenigen, welche nordweſtlich vom Darling wohnen, ſchwankt der Gebrauch; er herrſcht nördlich vom Port Macquarie und am ganzen nördlichen Theil der Oſtküſte, ebenſo im Norden. Am Cap York geſchieht die Operation verborgen im Walde, durch einen Mann, welcher ein Federkleid trägt; während eines ganzen Monates dürfen die Jünglinge bei Todesſtrafe von keinem Weibe erblickt werden. In Port Eſſington wird der rechte Schneidezahn, ſelten der linke, ausgeſchlagen. Auch im Weſten findet man die Sitte, ſo am König-Georgs-Sund und ſüdlich von der Gauthaume-Bai, aber manche Stämme behalten auch hier alle Zähne, und ebenſo ſchwankt es bei den Eingeborenen mehr im Innern (nach Waitz-Gerland, a. a. O. S. 786 bis 788; ſ. auch hier die Quellſchriften).

Die Bedeutung der Sitte iſt noch nicht völlig aufgeklärt, doch ſcheint ſie eine ſymboliſche zu ſein (Oberländer, a. a. O.). Bei den meiſten Stämmen, wo nur die Knaben ſich der Operation unterwerfen müſſen, bildet ſie jedenfalls, in Verbindung mit anderen Ceremonien, eine Art Mannesweihe, wobei durch Standhaftigkeit eine Muthprobe abgelegt werden ſoll. Dieſer Grund fällt jedoch bei denjenigen Stämmen fort, wo auch die Mädchen ſich der Verſtümmelung unterwerfen müſſen, wie z. B. am Cooper- und Gairdner-See, dem ſogenannten Seengebiet in Süd-Auſtralien, worüber Dr. Emil Jung berichtet: Nach vollendetem achten Jahre findet das Ausſchlagen der beiden oberen Schneidezähne ſtatt, das ſogenannte „Tſchirrintſchirrie“. Dies wird an allen Kindern, Knaben wie Mädchen, vorgenommen. [Auch am Cap Upſtart fehlt den Weibern ein Schneidezahn, ebenſo um Port Jackſon (Waitz-Gerland a. a. O. S. 787), wie auch Dampier ſchon das Fehlen bei beiden Geſchlechtern an der Weſtküſte bemerkte.] Die Operation vollzieht ſich in folgender Weiſe: Zwei etwa 30 cm lange Stäbe von Cuyanurra-Holz werden an den Enden zu Keilen geſchärft und zu beiden Seiten eines der beſtimmten Zähne eingetrieben. Auf den Zahn ſelbſt legt man nun ein Stück Wallaby-Fell in mehreren Falten und ſetzt darauf ein ſtarkes, gegen 60 cm langes Stück Holz. Ein oder zwei Schläge darauf mit einem ſchweren Stein genügen, den Zahn ſo zu löſen, daß er mit der Hand herausgezogen werden kann. Der zweite Zahn wird auf dieſelbe Weiſe entfernt, worauf feuchter Thon zur Stillung der Blutung auf die Wunde gedrückt wird. Trotz der Jugend der Kinder verrathen ſie den Schmerz auf keine Weiſe. Drei Tage nach der Operation muß das Kind ſich hüten, den Rücken von irgend Jemand zu ſehen, ſonſt wächſt der Mund zu und es muß Hungers ſterben; dagegen darf es Freunden ins Geſicht ſchauen; die ausgezogenen Zähne werden in ein Bündel Emufedern gehüllt und ein Jahr oder länger ſorgfältig aufbewahrt, damit die Adler ſie nicht finden und dann dem Kinde nicht neue größere Zähne wachſen, die ſich in die Höhe krümmen, und unter großen Schmerzen den Tod verurſachen. Ueber den Zweck dieſer Sitte haben die Eingeborenen anſcheinend keine Kenntniſſe, aber über den Urſprung erzählen ſie, daß der gute Geiſt Muramura nach Erſchaffung des erſten Kindes dieſem die betreffenden Zähne ausgeſchlagen habe — warum, wird nicht geſagt —, die Veränderung habe ihm gefallen, und daher ſei der Befehl gegeben worden, man ſolle mit jedem Kinde künftig ſo verfahren (Land und Leute im Seengebiete Auſtraliens; Aus allen Welttheilen, Bd. VIII, S. 355). Bei den Macquarie-Stämmen herrſcht dagegen der Glaube an einen böſen Geiſt in Pferdegeſtalt, welcher die Eingeborenen nur dann nicht verſchlingt, wenn ſie ihm zeigen, daß ihnen ein Zahn ausgeſchlagen iſt (Waitz-Gerland, a. a. O. S. 787).

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Auf dem zweiten deutschen Geographentage zu Halle hat Dr. Richard Lehmann die systematische Förderung der wissenschaftlichen Landeskunde von Deutschland besprochen, und im Anschlusse daran hatte die Versammlung eine Kommission, bestehend aus Dr. Lehmann, Prof. Ratzel und Prof. Zöppritz, niedergesetzt mit dem Auftrage, zunächst eine Literaturübersicht der bereits vorhandenen Arbeiten zu Stande zu bringen. Jene Kommission hat nun soeben einen Aufruf an die Vorstände der geographischen, naturforschenden und historischen Gesellschaften, sowie an die Fachmänner erlassen, damit diese nicht nur aus ihren eigenen Publikationen alles überhaupt die deutsche Landeskunde im weitesten Sinne Betreffende zusammenstellen, sondern auch angeben, was sonst über ihr specielles Vereins- resp. Wirkungsgebiet an einschlägiger brauchbarer Literatur bereits vorliegt. Diese Literaturangaben sind an Herrn Prof. Ratzel (München, Akademiestraße 5) zu senden.

— Das Bibliographische Institut veröffentlicht ein handliches Ortslexikon: „Neumann's Geographisches Lexikon des Deutschen Reichs" (40 Lieferungen zu 50 Pf. Mit Ravenstein's Specialkarte von Deutschland, 30 Städteplänen und mehreren hundert Wappen). Dasselbe soll in etwa 40000 Artikeln genaue Nachweise über Verkehr, Gerichts- und administrative Zugehörigkeit, Industrie, Handel und Gewerbe bringen, enthält historische Notizen, statistische Tabellen und führt auch alle Gewässer, Berge und sonstigen topographischen Namen auf.

Asien.

— Den Lesern des „Globus" ist aus Bd. XXVIII (S. 236), und XXXI (S. 247 und 261) der allgemeine Verlauf der „Olenek-Expedition" der K. Russ. Geogr. Gesellschaft bekannt, während deren die Untere Tunguska, der Olenek, die Jana und ein Theil der Lena befahren und erforscht wurden. Diese Reisen dauerten vom Frühlinge 1873 bis zum Januar 1875; der Leiter derselben, der Geologe Czekanowski, starb aber bekanntlich schon im folgenden Jahre (s. „Globus" XXXI, S. 157), ehe er seine Resultate hatte verarbeiten und eine zusammenhängende Schilderung seiner Erlebnisse geben können. Sein Begleiter, der Physiker und Astronom Ferdinand Müller, hat nun jetzt, wo durch die Jeannette-Tragödie und die russische Polarstation die Augen Europas wieder auf das Lena-Delta gelenkt worden sind, diese Lücke ausgefüllt und jene Reise unter dem Titel „Unter Tungusen und Jakuten" (Mit Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1882) in anziehender populär-wissenschaftlicher Weise beschrieben. Wir empfehlen das Werk als eine fesselnde, oft spannende, dabei aber ernste, gehaltvolle Lektüre; sie ist reich an ethnographischen Schilderungen und eingestreuten botanischen, geologischen und physikalischen Beobachtungen aus jenen bisher fast unbekannten Gebieten. Besonderes Interesse bieten die Bemerkungen über das Thierleben, das heutige sowohl wie das antediluvianische. Das Schlußkapitel behandelt „Sibirien, Land und Leute" in übersichtlichem Zusammenhange und, wie wir hinzufügen, in sehr günstigem Lichte; dann folgen noch drei Beilagen über die Olenekflora, die geologischen Verhältnisse an der Untern Tunguska und Temperaturbeobachtungen.

— Im Septemberhefte der „Proceedings der R. Geographical Society" bespricht Kapitän G. F. Young unter Beigabe einer Karte das Schaltu-Thal in Waziristan (Afghanistan, zwischen 32° und 33° nördl. Br.), welches trotz seiner geringen Entfernung von der englischen Grenzstation Bannu bisher den indischen Topographen völlig unbekannt geblieben ist. Der Grund davon ist die Feindseligkeit der Mahsud-Waziri, des mächtigsten der drei Hauptzweige des großen Waziri-Stammes, deren wiederholte Mordthaten, Viehdiebstähle und Raubzüge auf britischem Gebiete zweimal zu bewaffnetem Einschreiten Anlaß gegeben haben, einmal im Jahre 1860 und dann 1881, wo die Generale Kennedy und Gordon mit zwei Brigaden abgesandt wurden, um sie für das Niederbrennen der Grenzstation Tank zu züchtigen. Bei dieser Gelegenheit wurde das Thal aufgenommen. Die Mahsuds nennt Kapitän Young einen der kriegerischsten, unruhigsten und unabhängigsten von allen Grenzstämmen. Unter einander scheinen sie sich nicht so viel zu bekämpfen, wie andere afghanische Stämme, sind aber ebenso verrätherisch und verworfen, wie diese, dabei aber tapfer und von prachtvollem Körperbau. Da sie wenig Feuerwaffen haben, so kämpfen sie hauptsächlich mit kurzen breiten Schwertern und Schildern und mit Steinen, in deren Schleudern alle ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht wunderbar geschickt sind.

— Ueber die Reise der Herren Colquhoun und Wahab von Kanton nach Bhamo (s. oben S. 190) veröffentlicht die „Mail" ferner einen längern Brief des letztern, datirt Tschutung, fünf Tagereisen westlich von Tali-fu, 16. Juni 1882, dem wir Folgendes entnehmen. Die Reisenden verließen Kanton am 5. Februar, Pe-se oder Pak-schik, wo sie Jün-nan betraten, am 15. März und durchzogen ganz Süd-Jün-nan über Kwang-nan, Kai-hua, Li-nan und Puerh bis Sfu-mao, dem letzten südwestlichen militärischen und administrativen Centrum der chinesischen Regierung in jener Provinz. Auf einigen englischen Karten heißt die Stadt Sz'-mau, bei den birmanischen Schan Mongla, bei älteren Geographen Esmok. Bis Sfu-mao, wo sie Ende April eintrafen, war die Reise ohne Schwierigkeiten und Hindernisse von Statten gegangen, abgesehen davon, daß man beständig das wildeste und bergigste aller bewohnten Länder zu durchziehen hatte. Die Hitze war zuletzt sehr groß, die Wege, wie überall in Jün-nan, entsetzlich schlecht, die Verpflegung, meist aus Schweinefleisch, Eiern und Reis bestehend, armselig und spärlich, abgesehen von den Städten. Der berühmte Thee von Puerh, welcher übrigens gar nicht dort wächst, ist überall im südlichen Jün-nan zu billigen Preisen zu haben. Die Gasthäuser waren meist ganz elend; gewöhnlich waren es „ma-tien", d. h. Stallgasthäuser, mit Unterkunft für Mensch und Vieh, richtiger einfache Ställe. In Folge dieser Umstände sowie der raschen und langen Märsche ermüdeten die Reisenden natürlich sehr, aber ihre Gesundheit hielt aus. Von Sfu-mao hatten sie den Plan, durch das Gebiet der Laos, östlich oder westlich des Mekong nach Zimme oder Xiengmai, dem nördlichsten Laos-Staate in Siam, und von da nach dem südöstlichen Birma zu gehen. In dem nur 25 engl. Meilen entfernten Zimme, wo Mr. Colquhoun schon 1879 mit einer Mission der indischen Regierung gewesen und wohin Vorräthe für sie von Birma aus gesendet worden waren, wäre die eigentliche Erforschungsreise zu Ende gewesen — aber sie sollten es nicht erreichen. Ihr chinesischer Dolmetscher zeigte bei der Ankunft in Sfu-mao keine Neigung, nach Laos zu gehen, und weigerte sich schließlich offen, es zu thun. Auch der dortige Mandarin machte Schwierigkeiten; da in dem benachbarten Staate Xieng-hong wegen der Thronfolge Bürgerkrieg herrschte, wollte er die Expedition mit einem 14tägigen Umwege über J-bang (südöstlich von Sfu-mao) dirigiren, während der direkte Weg nach

Xieng-hong nur fünf Tage in Anspruch nimmt. Alle diese Gründe, die späte und ungesunde Jahreszeit, der Versuch des Mandarinen, die Expedition irre zu führen, die Unruhen in Xieng-hong und besonders die Weigerung des Dolmetschers veranlaßten Mr. Colquhoun, von einem Vordringen nach Süden, das wahrscheinlich doch gescheitert wäre, abzustehen. Bis Ssu-mao waren die Mandarinen die Höflichkeit selbst gewesen und hatten die Reisenden mit Aufmerksamkeiten überhäuft; dort aber trat ein plötzlicher und vollkommener Wechsel ein. Der dortige Mandarin war unhöflich und suchte zu betrügen; Colquhoun ist überzeugt, daß die Behörden in Xieng-hong dahin instruirt waren, seine Weiterreise zu verhindern, falls er über J-bang bis dorthin gekommen wäre, daß aber auch letzteres auf alle mögliche Weise vereitelt worden wäre. J-bang ist ein Laos-Gebiet sieben Tagereisen südöstlich von Ssu-mao, China tributär und liefert den meisten sogenannten Puerh-Thee, der somit ein laotisches und kein chinesisches Produkt ist.

Mr. Colquhoun beschloß also, anstatt südwärts in nördlicher Richtung auf einem noch unbetretenen Wege nach Ta-li-fu zu gehen, nämlich durch das Thal des Pa-pien. Auch diese Route hätten ihm die Beamten gern unmöglich gemacht; er aber konnte sich einer kleinen Karawane, welche dieselbe benutzte, anschließen und so in 22 Tagemärschen Ta-li erreichen. Der Weg erwies sich als besser, als auf der großen Heerstraße über Li-nan und Jün-nan, und die dortigen Eingeborenen waren gastfreundlich, gefällig und gut. Das Pa-pien-Thal ist von großer Schönheit, die Ebene von Tschingtung (King-tong) und Meng-hua (Mong-hoa) groß und fruchtbar; daß dieselben früher blühend und reich waren, beweisen die zahlreichen Ruinen schöner Dörfer und die gut gebauten und oft reich verzierten Tempel und Häuser. Dieses Gebiet, ebenso wie der Theil von Jün-nan westlich von Ta-li-fu, war vor und während des letzten Aufstandes ein Hauptsitz des Islam, welcher Spuren seiner Herrschaft in der bessern Bauart und namentlich in der Ausschmückung der Privathäuser und Tempel hinterlassen hat. Ein ansehnlicher Theil der immerhin spärlichen Bevölkerung der Ebene ist noch heute mohammedanisch, und in einigen Schulen in Mong-hoa werden noch die Doktrinen des Islam gelehrt. Die meist auf den Bergen und in den Gebirgsthälern sitzenden Aboriginer dieser Gegend sind im Norden meist Lolo, im Süden Han-dsyen; auch giebt es viele Lolo, Katu, Oni oder Hami und Pai, sowie einige Kutsung und Patu. Südlich und südwestlich von Ta-li sind die Lolo am zahlreichsten, während um den See von Ta-li nur Mintschia (d. h. eingeborene Familien) sitzen. Die Lissu, eine Unterabtheilung der Lolo, finden sich nordwestlich von Ta-li; die Reisenden kamen mit ihnen nicht in Berührung, wohl aber auf ihrer weitern Reise durch den Süden mit schwarzen und weißen Lolo, Tu-lao, Pula, Lung-dshen, Ju-dshen, schwarzen und weißen Miao, Pai und anderen. Von vielen derselben, ebenso wie von Landschaften, Bauwerken und sonstigen interessanten Gegenständen wurden Skizzen und Photographien genommen; die ganze, etwa 2000 engl. Meilen lange Route bis Ta-li, mit Ausnahme von etwa 100 Meilen, wo man Francis Garnier's Weg folgte, wurde aufgenommen, so daß man nun ein verläßliches Itinerar von Kanton bis Ta-li, eine Aufnahme des Kanton-Flusses und einer von Europäern bisher noch nicht betretenen wichtigen Linie durch das südliche Jün-nan besitzt. In Ta-li traf Mr. Colquhoun mit geleerter Börse ein, fand aber bei Mr. Clarke, von der „China Inland Mission", vorzügliche Aufnahme und Unterstützung für die Weiterreise nach Bhamo, wohin er Ende Mai aufbrach und dabei der wohlbekannten Straße, die Margary, M'Carthy, Gill und andere zurückgelegt haben, folgte. Am 7. Juni erreichten sie Jung-tschang, den westlichsten Sitz einer chinesischen Behörde; dort mußten sie jedoch wegen der Unzuverlässigkeit und des Intriguirens ihres chinesischen Dolmetschers umkehren und nach Tschu-tung (fünf Tagereisen westlich von Ta-li) zurückgehen, wo sie beim Missionär Pater Vial Unterstützung fanden. In dessen Gesellschaft brachen sie am 18. Juni wieder auf; die Reise bis Bhamo nimmt in der trockenen, gesunden Jahreszeit durchschnittlich 15 Tage in Anspruch, dauerte aber bei dem ununterbrochen herrschenden heftigen Regen und den geschwollenen Bächen und Strömen bis zum 14. Juli. Bis zu den Hüften im Wasser watend, oben vom Regen durchnäßt, ohne andere Lebensmittel, als Reis, Salz und Thee, zuweilen im Dickicht übernachtend, ohne Weg und Steg, weite Umwege machend, so legten sie den Rest ihrer Reise mühselig zurück, zufrieden, daß auf dem ganzen langen Wege von fünf Monaten und neun Tagen von Kanton bis Bhamo auch nicht ein einziger Streit, Zank oder eine sonstige Differenz vorgekommen war.

— Es erscheinen im Archipel der Philippinen — und zwar ohne Ausnahme in Manila selbst — sechs Zeitungen inclusive die Gaceta oficial; vier hiervon, nämlich die erwähnte Amtszeitung, der Diario de Manila, der Comercio und die Oceania Española, erscheinen täglich; ihre Auflage wird auf 6700 Exemplare angegeben; ein zweimal in der Woche erscheinendes Blatt zählt 500, ein anderes im Monate zweimal herausgegebenes zählt 300 Abonnenten. Die Qualität dieser Blätter hat sich in den letzten Jahren erstaunlich gebessert; während Jagor noch von den Zeitungen Manilas berichten konnte, daß ihr Haupttheil kirchliche Nachrichten enthielte und nichts Interessantes darin zu finden wäre, bringen die modernen Zeitungen sehr gute ethnographische und historische Aufsätze, welche, wenn auch nicht wissenschaftlich gehalten, dennoch von denjenigen, welche dem Studium des Archipels obliegen, nicht übersehen werden dürfen. Besondere Beachtung verdient die Revista Augustiniana, welche sich mit der Publikation werthvoller Manuskripte aus dem reichen Archive der Augustiner von Manila beschäftigt.

Afrika.

— Der frühere „Club Africano di Napoli" hat sich kürzlich in eine „Società Africana d'Italia" umgewandelt, giebt eine kleine Monatsschrift heraus, die wenig Neues bietet, und hat eine Anzahl Medaillen für Reisen, zu schreibende Bücher ꝛc. ausgesetzt, z. B. für die Erforschung des Uelle und des Dschuba.

— In Südafrika dreht das allgemeine Gespräch sich nur um die riesig reichen Goldfunde von De Kaap in Transvaal. In Spitzkof soll ein Digger in einer Woche über 100 Unzen Gold gefunden haben; einer seiner Nachbaren beschäftigt 20 bis 30 Mann; ein dritter will in sechs Wochen nur durch Umdrehen von Steinen 1½ Pfund des kostbaren Metalls gesammelt haben. 60 Farmer an den Ufern des Kaap behaupten öffentlich, daß ihr Land goldhaltig sei — was indessen eher dagegen spricht, da sie alle Ursache hätten, die Sache geheim zu halten, bis sie über jeden Zweifel erhaben ist. Auch halten sich die besitzenden Klassen noch von dem Unternehmen fern, ein Beweis, daß es noch nicht auf ganz sicheren Füßen steht.

— Unter dem Namen „Congo- und Central-Afrikanische Kompagnie" hat sich eine Handelsgesellschaft gebildet, um die Faktoreien, welche dem Herrn Zagury in Banana, Quissanga, Boma, Ambriz, Loanda, Dondo ꝛc. gehören, gleichzeitig mit den Dampfern, welche den Dienst zwischen jenen Stationen vermitteln, zu erwerben. Die Gesellschaft will die Handelsbeziehungen dieses Theiles von Afrika mit Europa zu beleben suchen.

— Stanley ist aus Afrika nach Europa zurückgekehrt und wird in Brüssel erwartet. Er hat bis jetzt sieben Dampfer auf dem untern Congo in Gang gebracht, vier Faktoreien gegründet und zwar auf Grund und Boden, welchen die einheimischen Häuptlinge formell abgetreten haben, und Straßen um die Wasserfälle herum angelegt. In

die Augen springende Erfolge sind allerdings noch nicht zu Tage getreten.

— Die portugiesische Regierung hat kürzlich mit der „National African Steamship Company" einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem letztere eine reguläre Linie zwischen Lissabon und Mossamedes, der südlichsten portugiesischen Besitzung in Westafrika, zu errichten und Funchal, die Capverdischen Inseln (St. Vincent und Santiago), die Prinzeninsel, St. Thomas, den Congo, Ambriz, Loanda und Benguela anlaufen zu lassen hat. Vier neue Dampfer von 1800 Tons werden dazu neu erbaut. Derselbe Vertrag verpflichtet die Gesellschaft einen monatlichen Verkehr zwischen den einzelnen Capverdischen Inseln und Boulam auf dem afrikanischen Festlande durch Dampfer von je 450 Tons zu unterhalten. Der Beitrag der Regierung beläuft sich auf 30 Millionen Reis (166 166 Franks).

Australien.

— Die australischen Kolonien Neu-Süd-Wales und Queensland sind bekanntlich außerordentlich reich an Zinn. Jetzt hat man auch in Süd-Australien bei Waitpinga, in der Nähe von Port Victor in 35° 33½′ südl. Br. und 138° 40′ östl. L. Gr., ein sehr ergiebiges Zinnfeld entdeckt.

— Nach dem revidirten Census vom 3. April 1881 besaß die australische Kolonie Viktoria eine Bevölkerung von 862 346, d. i. 452 083 männlichen und 410 263 weiblichen Geschlechts. Es ergiebt dies einen Zuwachs von nur 17,9 Proc. im letzten Decennium. Die eigentliche City of Melbourne (Melbourne proper) zählte 65 859 und mit den Vorstädten im Umkreise von zehn englischen Meilen 282 947. Indem wir im Folgenden die Bevölkerung der nächst größten Städte der Colonien angeben, bemerken wir, daß die mit einem Sternchen bezeichneten als Vorstädte von Melbourne gelten. Die City of Ballarat zählte 37 264, die City of Sandhurst 28 167, Emerald Hill * 25 374, Richmond * 23 405, Fitzroy * 23 118, Prahran * 21 168, Geelong mit Vorstädten 21 175, ohne Vorstädte 14 568, Hotham * 17 839, St. Kilda * 11 654, Williamstown * 9034, Sandridge * 8771, Eaglehawk 7364, Stawell 7348, Brunswick * 6222, Hawthorn * 6019, Footscray * 5993, Clunes 5812, Castlemaine 5762, Essendon and Flemington * 5061, Warnamboot 4833, Echuca 4793, Brighton * 4755, Kew * 4288, Daylesford 3889, Maryborough 3305, Sale 3073, Hamilton 2975, Ararat 2740, Beechworth 2500, St. Arnaud 2629, Talbot 2315, Portland 2263 u. s. w.

Inseln des Stillen Oceans.

— Das „Journal of the Straits Branch of the Bengal Asiatic Society" vom December 1881 enthält ein kurzes vergleichendes Vocabular der Fidschi- und der Maori-Sprache mit Anmerkungen von Thurston und F. A. Wild. Das Maori ist ein anerkanntes Glied der östlichen polynesischen Sprachenfamilie, und aus den vorliegenden Proben könnte auch das Fidschi als zu derselben Gruppe gehörig betrachtet werden. Aber dem ist nicht so. Die Eingeborenen des östlichen Fidschi-Archipels haben durch ihre Verbindungen mit den Tonga-Insulanern lange unter polynesischem Einflusse gestanden, der sich in ihrer äußern Erscheinung und in den zahlreichen Dialekten an den Küsten kund giebt. Indessen zeigen die Schädel der das Innere von Viti Levu bewohnenden Kai Colos einen durchaus papuanischen Charakter; sie sind die dolichocephalsten der Erde; auch ähnelt der äußere Habitus der Kai Colos und anderer von den Tongas unberührt gebliebener Stämme dem der reinen Melanesier auf den Neuen Hebriden und den Salomonsinseln. Derartige Vokabulare, so werthvoll sie an sich sind, führen leicht zu Irrthümern und sind in der That an der Annahme Schuld gewesen, daß die polynesischen und melanesischen Sprachen im Grunde eins wären, während sie in Wirklichkeit in ihrer Morphologie und innern Struktur radikal von einander verschieden sind und nur — Dank dem weitverbreiteten polynesischen Einfluß auf melanesischem Gebiet — im Sprachschatz Einiges gemein haben.

Nordamerika.

— In Britisch-Columbia hat man einen geeigneten Paß durch das Selkirk-Gebirge aufgefunden, wodurch die Canadische Pacific-Bahn um etwa 100 englische Meilen kürzer wird und sowohl im Nordwest-Territorium als in Britisch-Columbia durch besseres Land gelegt werden kann. Die Bahn wird das Felsengebirge etwa 100 englische Meilen südlich vom Yellow Head Paß, welcher ursprünglich dazu in Aussicht genommen war, überschreiten.

Polargebiete.

— Im Frühling verließ bekanntlich Sir Henry Gore Booth in seiner Slup „Kara" England, um an der Aufsuchung der „Eira" theilzunehmen und zugleich seine Forschungen in Nowaja Zemlja fortzusetzen (s. oben S. 128). Als Sir Allen Young mit der „Hope" die Besatzung der „Eira" im Matotschkin Schar aufnahm, befand sich die „Kara" ebendort und setzte dann ihre Fahrt an der Westküste von Nowaja Zemlja nach Norden fort, wobei sie in große Gefahr gerieth. Sir Henry Gore Booth telegraphirte darüber am 16. September von Hammerfest: „Traf Eis am 12. August in 75° 45′ n. Br., 58° ö. L. Ankerte am 13. bei Berg-Insel. Wurde vom Eis in die Lystina-Bay getrieben und verlor am 16. Anker, Tau und Boot. Trieb an Land auf Tern-Insel, so von Markham genannt. Erleichterte das Schiff und kam am 2. September unbeschädigt ab. War bis dahin vom Eise besetzt. Kam am 3. frei und segelte südwärts. Traf Schnee und sehr schlechtes Wetter."

— Von der schwedischen geologischen Expedition auf Spitzbergen (s. oben S. 32) ist die Nachricht in Stockholm eingetroffen, daß schon am 30. August dort Schneefall eingetreten ist und den Untersuchungen ein Ende gesetzt hat. Die Mitglieder, deren Arbeiten sehr wichtige Resultate ergeben haben, beabsichtigten nach der Beeren-Insel zu gehen.

— In Folge der enormen Mengen von Treibeis im Karischen Meere hat der nach dem Jenisei bestimmte Dampfer „A. E. Nordenskjöld" des Herren Sibiriakow (s. oben S. 190) nach Tromsö zurückkehren müssen. Viermal, am 31. August und am 1., 7. und 8. September, versuchte Kapitän Johannesen Matotschkin Schar zu durchfahren, aber jedesmal vergebens. Dann ging er längs der Waigatsch-Insel in die Karische Straße; dort aber wäre er eingefroren, wenn sein Schiff nicht eine sehr starke Maschine besessen hätte. — In Folge dieser Eisverhältnisse im Karischen Meere fürchtet man auch, wie ein Telegramm aus Vardö (im nördlichsten Norwegen) meldet, daß Lieut. Hovgaard's dänische Polarexpedition, welche bekanntlich von Cap Tscheljuskin nach Norden vorzudringen beabsichtigte (s. oben S. 259), bereits an der Küste von Nowaja Zemlja im Eise eingeschlossen festliegt.

— Der „Willem Barents" ist am 26. September von seiner fünften arktischen Reise nach Hammerfest zurückgekehrt.

Inhalt: Samurzaken und Abchasien V. (Mit vier Abbildungen.) (Schluß.) — E. Metzger: Deli auf Sumatra I. — R. Andree: Anthropologische und ethnographische Miscellen. — Francis Birgham: Ueber die Verstümmelung der Vorderzähne bei den Naturvölkern I. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Polargebiete. (Schluß der Redaction 26. September 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XIX [1]).

(Die Abbildungen, wenn nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien.)

Lortet's ursprünglicher Plan, eine Rundreise um das ganze Todte Meer auszuführen, erwies sich als unausführbar, da alle ostjordanischen Stämme wieder einmal, wie so oft, sich in hellem Aufruhre gegen die türkische Regierung befanden. So beschloß er denn, sich mit einem Ausfluge längs dem Westufer des Todten Meeres zu begnügen, verließ Jerusalem in südöstlicher Richtung und erreichte den Wadi en-Nar oder das Kidronthal etwas südlich vom Dorfe Siluan. Anfangs ritt man zwischen Gärten, in denen Kohl, Melonen und Gurken wuchsen, und Terrassen mit großen Olivenbäumen hin; die mächtigen Schichten des Kalkgesteins waren von zahlreichen Todtenkammern durchsetzt, deren Thüren in der Höhe des Weges lagen. Dann aber wurde die Gegend völlig öde; es begannen niedrige Kreidehügel mit runden Gipfeln, allseitig vom Regen durchfurcht, aus einem weißen, sehr zerreiblichen Gestein bestehend, das mit starken Bänken eines sehr schönen schwarzen Feuersteins wechsellagert. Große Scharen russischer Pilger, Männer und Weiber, in schwere Pelze gekleidet und dicke geschmierte Schuhe an den Füßen kamen schwitzend bereits von Mar Saba zurück. Auf einem nahen Hügel hatten Ta'amirah-Araber ihr Lager aufgeschlagen; langhaarige, schwarze Hunde bewachten dasselbe und stürzten sich wüthend auf den Fremden, der sich nur mühsam ihrer mit Peitschenhieben erwehren konnte. Die Zelte dieser Beduinen sind sehr niedrig und lang und bestehen aus einem groben, schwarz und weiß gestreiften Gewebe aus Ziegenhaar, welches von innen durch eine Reihe kleiner Holzgabeln gehalten wird. Dieser Stamm bewohnt das ganze Gebiet zwischen Hebron, Bethlehem, Jerusalem und dem Todten Meer und zählt über 500 waffenfähige Männer; neben der Viehzucht betreiben sie auch etwas Ackerbau; ihre Herden bestehen meist aus braunen und schwarzen Ziegen und Schafen. Den Frauen liegt es ob, Mehl zu mahlen, auf den halbkugelförmigen Eisenpfannen die Brotfladen zu backen, Butter zu machen u. s. w., während die Männer im Gebirge die Herden weiden. Einige derselben, mit langen kurzgeschäfteten Flinten bewaffnet, lauerten neben dem Wege, sahen stolz den Fremdling an und grüßten nicht; doch war er ihnen zu gut bewaffnet, als daß sie sich an ihn gewagt hätten.

Weiterhin betrat man eine wirkliche Wüste von ziemlich hohen Kreidehügeln, auf denen wilder Hafer (Avena sterilis L.), Aegylops ovata und Ithaburense, graugrüne Euphorbien (Euphorbia thamnoides Boiss.) in Form von Dornsträuchern und ein niedliches goldgelbes Maßliebchen (Chrysanthemum segetum L.) den Kameelen zur Weide dienten. Die Hitze in dem „Feuerthale" — das bedeutet

[1]) Siehe Globus XXXVIII, S. 97, 113, 129, 145, 161; XL, S. 113, 129, 145, 161, 177, 193; XLI, S. 273, 289, 305, 321, 337, 353 und 369.

Von Kloster Marc Gisela.

Digitized by Google

der Name Wadi en-Nar — wurde faſt unerträglich, und Steine und Kräuter ſchienen vor den Augen des Reiſenden, welche das blendend weiße Geſtein angriff, zu tanzen. Zuletzt kreuzten ſie bei einer in den Felſen gehauenen und mit grünlichem, übelriechendem Waſſer gefüllten Ciſterne das Kidronthal und folgten nun einem neuen, ziemlich breiten Wege, der gut unterhalten und mit einer kleinen, aus loſen Steinen aufgehäuften Brüſtung verſehen war. Derſelbe führte faſt wagerecht nach Oſten, während der Wadi zur Linken ſich immer tiefer und tiefer ſenkte und ſtellenweiſe mehr als 100 Meter unter dem Wege lag. Plötzlich zeigten ſich bei einer Biegung des Weges, angeklebt an die faſt ſenkrechten Felswände, die bizarren Baulichkeiten des großen Kloſters Mar Saba, welche nach Weſten von zwei großen viereckigen Thürmen überragt werden. Anſtatt aber dort einzukehren, bog Lortet rechts in ein kleines Thal ab und ließ dort an einer geeigneten Stelle ſein Zelt aufſchlagen.

Zizyphus spina Christi.

Das Kloſter hat die Form eines großen, mit ſonderbaren Gebäuden bedeckten Rechteckes, deren eines in und auf das andere gepackt iſt, die durch Terraſſen von einander getrennt und durch zahlloſe Treppen und Gänge mit einander verbunden ſind. Den höchſten Punkt nimmt ein hoher, dickwandiger, viereckiger Thurm ein, welcher das ganze umliegende Terrain beherrſcht; dort oben ſitzt Tag und Nacht ein Mönch und ſpäht nach feindlichen Beduinen aus. Von dieſem Thurme aus laufen zwei rieſige Mauern ſchräg zu Thale und bilden die nördliche und weſtliche Seite eines Rechteckes, deſſen beide anderen tiefer gelegenen Seiten durch hohes abſolut unerſteigliches Mauerwerk geſchützt ſind; zu allem Ueberfluſſe ſind am Rande deſſelben noch loſe Steinhaufen aufgeſchichtet, um etwaigen Angreifern auf die Köpfe geworfen zu werden. Einige hundert Meter gegen Norden ſteht ein anderer, nur durch eine Leiter zugänglicher Thurm, wo Frauen, denen der Zutritt zum Kloſter ſtreng unterſagt iſt, übernachten können. Der Zugang zum Kloſter ſelbſt iſt aufs Aeußerſte verwahrt; lange muß man an der kleinen dick mit Eiſen beſchlagenen Thür klopfen, ehe ein Mönch öffnet. Steile Stufen führen zu einer zweiten Thür. Dann bringt eine zweite und dritte Treppe den Beſucher zu einem gepflaſterten Hofe, auf welchem eine innen reich verzierte Kuppel das leere Grab des heiligen Saba (geboren 439, geſtorben 531; ſeine Gebeine ſind nach Venedig übergeführt worden) umſchließt. Dahinter liegt die zum großen Theile aus dem Felſen gehauene Kirche des H. Nikolas, wahrſcheinlich einſt die Behauſung eines Einſiedlers. Dort ſieht man hinter einem Eiſengitter zahlreiche Schädel von Mönchen, welche im Jahre 614 von den plündernden Soldaten des Perſerkönigs Chosroës II. erſchlagen wurden. Die Hauptkirche, eine große auf Marmorſäulen ruhende Baſilika, enthält einige alte byzantiniſche und moderne ruſſiſche Gemälde; durch die Pilger und die ruſſiſchen Kaiſer wurde ſie reich geſchmückt. Andere Merkwürdigkeiten, die dem gläubigen Fremden gezeigt werden, ſind die von Saba gepflanzte Palme, welche kernloſe Datteln tragen ſoll, das Grab des Johannes von Damaskus, eines der letzten großen Theologen der alten griechiſchen Kirche, der ob ſeiner Beredtſamkeit den Beinamen Chryſorrhoas erhielt, die Felſenzelle, welche der H. Saba friedlich mit einem Löwen theilte. Aber ihre ſehr verwahrloſte und verſtaubte Bibliothek, in welcher Tiſchendorf werthvolle Manuſkripte auffand, zeigen die Mönche Fremden nicht; ebenſo wenig aber benutzen ſie ihre Bücherſchätze ſelbſt. Dafür haben ſie jedoch Geduld genug, die wilden Vögel des Kidronthales, Tauben (Columba Schimperi Bp.) und eine Art Droſſeln (Amydrus Tristrami), welche in Maſſen dort niſten, ſo zu zähmen, daß dieſe auf einen Ruf herzufliegen und aus der Hand ihr Futter entgegennehmen. Auch drei Füchſe (Vulpes nilotica Rüppel) holten ſich gegen Abend das am Fuße der Kloſtermauern für ſie hingelegte Freſſen.

Am nächſten Morgen ſetzte Lortet ſeine Reiſe zum Todten Meere fort. Trotz der frühen Morgenſtunde ſtrahlte die aufgehende Sonne mit unerträglicher Kraft herab; erſt ſpäter erhebt ſich eine leichte Briſe und mildert in etwas die ſengende Gluth zwiſchen den Kreidekalkfelſen des Thales. Lortet kehrte zunächſt bis zu der oben erwähnten Ciſterne (Bir el Kulab) zurück, bog dort nach Oſten um und kreuzte eine Reihe von Hügeln und Wadis, wo Kameele und Ziegen weideten. Es gab dort wilden Mohn (Papaver rhoeas L.), eine Nelke (Mathiola oxyceras D. C.), wildes Geranium (Erodium ciconium L. und E. Hirtum Forsk.), eine kleine zierliche federige Umbellifere (Chaetosciadium trichospermum) und eine mikroſkopiſche Kompoſite mit großen gelben Blüthen (Gymnorrhaena micrantha). Zahlreiche rothe Rebhühner (Perdix schukkar) liefen eilig vor dem Reiſenden her und waren leicht zu erlegen. Dann ſenkt ſich der Pfad in die wilde Schlucht des Wadi Kuneiterah hinab, welche beiderſeits durch hohe Abſtürze röthlichen, mit ſchwarzem Feuerſtein wechſellagernden Kalkes eingeſchloſſen wird. Den Boden des Thales bedecken Sand und Geröll, welches

in ausreichender Weise beschäftigt haben. Ebenso gut wie der Löwe, der Elefant, und der Tiger selbst haben Pinguin die Ehre und geistreiche Denkungsart nicht. Sie sind ihrer Natur nach dumm, wie das Vieh, und wie dieses stumpfsinnig, und bei jeder Gelegenheit gleichen sich Löwen den Elefanten, Tiger den Löwen, Pinguin den Tigern, Menschen den Pinguinen, wie Wasser dem Wasser. Ich habe mich oft gewundert, daß Pinguin noch nicht zu Ehren gekommen, daß Pinguin noch nicht zu Ehren gekommen, daß Pinguin noch nicht Gegenstand der Fabel geworden, daß Pinguin noch nicht Gegenstand der Satire geworden, daß Pinguin noch nicht Gegenstand der Tragödie und Komödie geworden, daß Pinguin noch nicht Gegenstand der Oper und des Ballets geworden, daß Pinguin noch nicht Gegenstand der Predigt geworden, daß Pinguin noch nicht Gegenstand der Philosophie geworden ist. Ich habe mich gewundert, daß Pinguin noch nicht Gegenstand der Wissenschaft geworden ist. Ich habe mich gewundert, daß Pinguin noch nicht Gegenstand der Kunst geworden ist. Ich habe mich gewundert, daß Pinguin noch nicht Gegenstand der Poesie geworden ist. Ich habe mich gewundert, daß Pinguin noch nicht Gegenstand der Prosa geworden ist. Ich habe mich gewundert, daß Pinguin noch nicht Gegenstand der Lyrik geworden ist. Ich habe mich gewundert, daß Pinguin noch nicht Gegenstand der Epik geworden ist. Ich habe mich gewundert, daß Pinguin noch nicht Gegenstand der Dramatik geworden ist. Ich habe mich gewundert, daß Pinguin noch nicht Gegenstand der Literatur geworden ist. Ich habe mich gewundert, daß Pinguin noch nicht Gegenstand der Weltliteratur geworden ist. Ich habe mich gewundert, daß Pinguin noch nicht Gegenstand der Weltgeschichte

Nach Wilhelm.

ist die Fährte nicht mehr frisch, sondern schon 24 Stunden alt, so ist sie nicht mehr zu verfolgen. Ich will Ihnen nun sagen, wie Sie erkennen können, ob die Fährte frisch oder alt ist. Sie müssen sich nämlich merken, daß die Fährte um so größer ist, je älter sie wird. Ist sie also ganz klein, so ist sie ganz frisch. Ist sie aber ganz groß, so ist sie schon sehr alt. Ist sie nun weder ganz klein noch ganz groß, so ist sie weder ganz frisch noch ganz alt. Sie ist dann eben mittelmäßig frisch. Wenn Sie nun eine Fährte finden, so müssen Sie sich zuerst überlegen, ob sie ganz frisch, mittelmäßig frisch oder schon alt ist. Dann wissen Sie, ob Sie sie verfolgen können oder nicht. Ist sie ganz frisch, so können Sie sie verfolgen. Ist sie mittelmäßig frisch, so können Sie sie vielleicht verfolgen. Ist sie aber schon alt, so können Sie sie nicht verfolgen. Ich will Ihnen nun sagen, wie Sie erkennen können, ob die Fährte ganz frisch, mittelmäßig frisch oder schon alt ist. Sie müssen sich nämlich merken, daß die Fährte um so größer ist, je älter sie wird. Ist sie also ganz klein, so ist sie ganz frisch. Ist sie aber ganz groß, so ist sie schon sehr alt. Ist sie nun weder ganz klein noch ganz groß, so ist sie weder ganz frisch noch ganz alt. Sie ist dann eben mittelmäßig frisch. Wenn Sie nun eine Fährte finden, so müssen Sie sich zuerst überlegen, ob sie ganz frisch, mittelmäßig frisch oder schon alt ist. Dann wissen Sie, ob Sie sie verfolgen können oder nicht. Ist sie ganz frisch, so können Sie sie verfolgen. Ist sie mittelmäßig frisch, so können Sie sie vielleicht verfolgen. Ist sie aber schon alt, so können Sie sie nicht verfolgen.

Ein Hirsch.

Ein Hirsch.

Ein Hirsch hat vier Füße, mit denen er laufen kann. Außerdem hat er noch zwei Füße, mit denen er nicht laufen kann. Diese sind vorn an seinem Kopfe und heißen Hände. Mit diesen Händen kann der Hirsch sehr gut greifen. Er kann damit Obst, Nüsse und dergleichen pflücken und essen. Auf dem Kopfe hat der Hirsch ein Geweih. Das ist ein Gestell von Knochen, das wie Äste aussieht. Es ist ganz hart und kann sehr gefährlich werden, wenn der Hirsch damit stößt. Der Hirsch hat auch noch einen Schwanz. Dieser ist aber nur ganz kurz. Der Hirsch kann sich mit seinem Schwanz nicht viel helfen. Er ist ganz mit Haaren bedeckt. Diese sind meistens braun. Im Winter sind sie dicker als im Sommer. Dann sieht der Hirsch auch größer aus. Er ist dann auch stärker. Im Winter hat der Hirsch auch einen Bart. Dieser hängt ihm unter dem Kinn herab. Im Sommer hat er keinen Bart. Der Hirsch ist ein Tier, das in Wäldern lebt. Er kann sehr gut laufen und springen. Er kann auch sehr gut schwimmen. Er ist ein scheues Tier. Er läßt sich nicht gern sehen. Er ist auch sehr vorsichtig. Er hat sehr feine Sinne. Er kann sehr gut hören, riechen und sehen. Er kann sehr gut wittern. Wenn er Gefahr wittert, so läuft er davon. Er ist ein Wiederkäuer. Er hat also vier Mägen. Er frißt Gras, Kräuter, Laub und Nadeln. Er kann sehr gut im Wasser schwimmen. Er kann sehr gut springen. Er kann sehr gut laufen. Er kann sehr gut

tern (Arthrocnemum fruticosum und Suaeda asphaltica Boiss.) bedeckt iſt. Sehr breit iſt er an der Mündung des Wadi en-Nar, wo ſich ein mächtiger, vom Kidron während der Regenzeit herabgeführter Schuttkegel aufgehäuft hat. Ueberall iſt der Boden mit Salz und von dem Meere ausgeſpülten Asphaltſtücken bedeckt. Nach ſiebenſtündigem Marſche von Ain Feſchkah aus erreichte man ziemlich erſchöpft die bei Ain el-Ghueir aufgeſchlagenen Zelte.

Am nächſten Morgen folgte man dem Strande auf ziemlich bequemem Wege ſüdwärts bis Ain Teräbe, zwiſchen Dünen hin, die mit Salſolaceen, Tamarix und Rohr bedeckt ſind und von zahlreichen Caccabis Heyii bewohnt werden. Hier ſah Lortet zum erſten Male eine rieſige Gänſefuß-Art (Atriplex halimus), welche bis 6 Fuß hohe Bäumchen bildet. In den Tamarisken niſtet ein Sperling (Passer moabiticus) und in den Klippen ganze Scharen von Krähen (Corvus affinis Rupp.), welche nur in Arabien vorkommen. Etwas hinter Ain Teräbe, beim Wadi Haſaſah, verließ Lortet ſeine Bagage, welche auf einem ſchwierigen Wege den Dſchebel Schukif, der das Vorgebirge Merſed bildet, landeinwärts umgehen mußte, und folgte der Küſte, um jenes felſige Kap direkt zu überſteigen. Ueberall fällt daſſelbe ſteil zum Meere ab, nur an einzelnen Stellen kann man in kleine Buchten eindringen, wie an der Mündung des Wadi Schukif, wo nahe dem Ufer eine Quelle ſtarke Schwefeldämpfe entwickelt. Ueberaus ſchwierig war die Kletterei über die Klippen und Abſtürze des Dſchebel Schukif, ſo ermüdend bei der herrſchenden Hitze, daß Lortet es aufgab, den Gipfel zu erreichen, trotzdem die Ausſicht von oben eine der umfaſſendſten und intereſſanteſten ſein muß. Bei Ain Dſchedi, dem alten Engeddi (beide Namen ſind identiſch und bedeuten „Ziegenquelle“), traf er wieder auf ſeine Begleiter und Zelte. Dieſe Quelle liegt 120 m über dem Salzſee auf einem Plateau, das im Weſten und Norden von hohen Kalkfelſen circusartig eingefaßt wird. In zahlreichen Windungen, welche an die Walliſer Gemmi

Wadi es-Schukif.

erinnern, ſenkt ſich über dieſelben der Weg von Bethlehem herab; für Laſtthiere iſt die letzte etwa dreiviertel Stunden lange Strecke über die röthlichen, ſehr harten und glatten Kalkfelſen, welche auf mächtigen Dolomitſchichten liegen, ſehr anſtrengend und ſelbſt gefährlich. Die ſehr reine Quelle entſpringt zwiſchen Dolomitblöcken am Fuße einer hohen Felswand, hat 27° C. Wärme, iſt reich an kohlenſaurem Kalke und hat längs ihres ganzen Laufes große Mengen von Travertin abgeſetzt, welche die aus dem Alterthume ſtammenden künſtlichen Becken ausgefüllt haben. Urſprünglich muß die Quelle viel waſſerreicher und kalkhaltiger als jetzt geweſen ſein. Fiſche enthält ſie nicht, aber Mollusken in großer Zahl (Neritina Michonii Bourg., Melanopsis praemorsa, M. Saulcyi, M. rubripunctata Trist.) und zahlreiche, theilweiſe recht große Süßwaſſerkrabben (Thelephusa fluviatilis). Dicht hinter ihrem Urſprunge fließt ſie zwiſchen einem Dickicht von Sträuchern und Pflanzen von arabiſchem Typus dahin; das Rohr erreicht dort gewaltige Dimenſionen; ſchöne Gruppen von Seyal-Akazien mit dem eiſenharten Holze, welche den echten arabiſchen Gummi liefern, verleihen der Landſchaft einen ganz eigenartigen Charakter. Weiter findet ſich dort die Mimosa unguis cati Forsk., welche ſehr lange Stacheln hat und ſich im Frühlinge mit zierlichen ſüß duftenden Blüthen bedeckt, der Sidr-Strauch (Zizyphus spina Christi) mit den krummen Dornen, deren unangenehme Bekanntſchaft wohl jeder Paläſtinafahrer macht, und die den Neſtern zahlreicher kleiner Vögel Unnahbarkeit ſichern; ferner Oleander, kräftige Malvaceen (Sida mutica), Tamarisken (Tamarix tenuifolius), Henna (Lawsonia alba), deren getrocknete pulveriſirte Blätter den mohammedaniſchen Damen den bekannten Stoff zum Färben der Hände und Füße liefern, die baumartige, erſt in Nubien und Südarabien wieder vorkommende Sodomsorange (Calotropis procera) und der Sodomsapfel (Solanum melongena). Die Berge im Norden liefern die ſogenannte Roſe von Jericho (Anastatica hierochuntica), eine Cruciſere, deren Zweige im trockenen Zuſtande ſich zu einer runden Kugel zuſammenballen, um ſich, ſobald man, auch nach Jahren, die Wurzel mit Waſſer benetzt, in wenigen Stunden wie friſch auseinanderzufalten. Die nicht gerade häufige Pflanze, in Engeddi Kefr Meriem (Hand der Maria) genannt, wird von den Rſcheide-Beduinen nach Bethlehem gebracht und dort von den Frauen an die Pilger verkauft.

Ueber die Verſtümmelung der Vorderzähne bei den Naturvölkern.

Von **Francis Birgham** in Wiesbaden.

II.

Papuas, Negritos und Malaien.

Unter den Papua-Stämmen auf dem benachbarten Neu-Guinea herrſcht ebenfalls, aber nicht allgemein, die Sitte der Zahnverſtümmelung, jedoch iſt nicht das auſtraliſche Ausſchlagen, ſondern der Negerbrauch des Spitzfeilens hier verbreitet, ſo daß dieſe Sitte nicht von derſelben Bedeutung wie diejenige bei den Auſtraliern zu ſein ſcheint (Müller, Allg. Ethnographie, S. 104). Von denjenigen Stämmen auf Neu-Guinea, welche die Zähne ſpitz feilen, ſind anzuführen diejenigen von Wageu, öfters die von Utenata und diejenigen nördlich von der Marianen-Straße (Waitz-Gerland, a. a. O. Bd. 6, S. 570), während andere, z. B. der Stamm der menſchenfreſſeriſchen Karons an der nordöſtlichen Küſte, ſich ihre prachtvollen, porcellanweißen Zähne erhalten („Globus“ Bd. 36, S. 180, nach Raffray). Nach Nordoſten zu hat ſich die Sitte des Spitzfeilens bis zu den verwandten Negrito-Stämmen auf den Philippinen verbreitet, worüber Profeſſor Blumentritt Folgendes mittheilt: Bei einigen Horden werden die Schneidezähne ſägeförmig zugefeilt (Jagor, Meyer), dieſe Sitte iſt aber nicht allgemein, denn Mas ſagt ausdrücklich, er hätte nur einige Negritos geſehen, welche die Zähne ſpitzgefeilt trugen, was auch Schadenberg beſtätigt. Semper will dieſe Sitte nur auf die Negritos von Mariveles oder Zambales beſchränkt wiſſen (Verſuch einer Ethnologie der Philippinen, S. 6). Nach C. Aramac (im Journal „El Comercio“, Manila) ſind auch bei den Baluga-Negritos, welche in den Bergen von Camumnſan der Provinz Pampanga auf Luzon wohnen, die Zähne ſpitz gefeilt („Globus“ Bd. 41, S. 238).

Selbſt bei den Tagalen auf Luzon, dem bedeutendſten Zweige der malaiiſchen Race auf den Philippinen, werden die ſtarken, weißen Zähne beſeilt (Dr. Mundt-Lauff [freilich eine mehr als zweifelhafte Autorität. Red.], Ausland 1880, S. 156), ein Brauch, den wir unter den Stammverwandten im oſtindiſchen Archipel wiederfinden werden. Bei den Igorroten auf Luzon iſt auch die Sitte bemerkenswerth, daß bei den Vornehmen die Zähne mit einem breiten Goldblech bedeckt werden. Denſelben Brauch fanden die Spanier bei der Eroberung des Archipels bei den Tagalen und Biſayern vor (Blumentritt, a. a. O. S. 25). Bei den malaiiſchen Piratenſtämmen von Mindanao und Sulu werden dagegen die Zähne ſchwarz gefärbt (a. a. O. S. 52).

Oceanien.

Von dem auſtraliſchen Feſtlande hat ſich die Sitte, einen oder mehrere Vorderzähne auszuſchlagen, in die nahe Inſelwelt von Melaneſien mit ihrer ſtammverwandten Bevölkerung verbreitet. Auf Malikolo in den Neuhebriden herrſcht die Mode, daß bei verlobten oder verheiratheten Weibern die zwei Vorderzähne der obern Zahnreihe ausgeſtoßen werden. Die Operation erfolgt auf ähnliche Weiſe wie im auſtraliſchen Seengebiet, indem ein Stock gegen die betreffenden Zähne geſetzt und mit einem Stein ein kräftiger Schlag geführt wird. Dieſelbe Sitte findet ſich auch bei den Weibern der Eingeborenen an der St.-Philipp-Bay, auf Eſpiritu-Santo, in demſelben Archipel (Ausland 1880, S. 788, nach M. Eckhardt). Die Entſtellung und folglich Corrumpirung ſowie Färbung der Zähne auf Neu-Britannien, Neu-Irland, den Palau- und Marianen-Inſeln iſt dagegen wohl hauptſächlich der Wirkung des Betelkauens zuzuſchreiben (Waitz-Gerland, Bd. V, Thl. 2, S. 60), was auch von den Eingeborenen der Salomon-Gruppe feſtſteht, deren Zähne durch häufiges Betelkauen vorwiegend ſchwarz gefärbt ſind (M. Eckhardt, „Globus“ Bd. 39, S. 350).

Bei den anderen Mikroneſiern und allen Polyneſiern, welche ſich ſämmtlich durch vollkommene, weiße Zähne auszeichnen, kommt keine Entſtellung oder Verſtümmelung vor. Zwar erwähnt Chamiſſo (Reiſe um die Welt, Bd. II, S. 222), daß bei den Eingeborenen der Ratak-Inſeln (Marſhal-Archipel) im Allgemeinen die Zähne verdorben oder die vorderen oft ausgebrochen ſeien, doch ſchreibt er dies der Art ihrer Nahrung, dem Kauen der holzig-faſerigen Frucht des Pandanus zu. Bei den Häuptlingen war es übrigens weniger der Fall, da gewöhnlich für ſie der Saft der Frucht über den Rand einer Muſchel ausgekratzt und ausgeſchieden wurde. Auch Gulick (Micronesia, Nautical Magazine 1862, p. 178) glaubt, daß ſie ſich bisweilen die Zähne entſtellen, dagegen erwähnen neuere Forſcher die „ausgezeichneten weißen Zähne“ der Marſhal-Inſulaner (Ausland 1880, S. 162, nach Hernsheim) und der Eingeborenen der Carolinen (Hartwig, Die Inſeln des Großen Oceans, S. 475). Ferner berichtet Chamiſſo von den Eingeborenen von Waihu (Oſter-Inſel), daß ihre Schneidezähne öfters ausgebrochen waren (a. a. O. S. 289), und auch von den Penrhyn-Inſulanern, daß ihnen öfters die Vorderzähne fehlten (S. 279), aber ohne nähere Angabe. Auf den Hauptgruppen der Südſee, Markeſas, Tahiti, Samoa, Tonga, ſelbſt Fidſchi, findet unter den Eingeborenen keine Entſtellung ihrer ausgezeichneten Zähne ſtatt.

Allein auf der Hawaii-Gruppe (Sandwich-Inſeln) findet ſich eine Spur dieſer Sitte, deren Urſache jedoch von den in Afrika und Auſtralien herrſchenden vollkommen abweicht. Bei dem Tode des Königs oder eines ſehr hervorragenden Häuptlings wurde nämlich von allen Hawaiiern, faſt ohne Ausnahme, Männern und Weibern, eine Anzahl von barbariſchen Selbſtverſtümmelungen ausgeführt, unter welchen ſich auch das Ausſchlagen der Vorderzähne befand. Dieſer Brauch ſollte nicht allein die Größe und Aufrichtigkeit der Trauer kennzeichnen, ſondern auch als Mittel gelten, das Andenken an den Verſtorbenen lebenslänglich zu erhalten (Jarves, History of the Hawaiian Islands, p. 35). Bei dem Tode Kamehameha's I. im Jahre 1819 war dieſe Sitte noch ganz allgemein; ſeitdem iſt ſie allmälig immer weniger häufig geworden und kann gegenwärtig als völlig verſchwunden gelten.

Aſien.

Nachdem wir ſomit die zwei hauptſächlichen Arten der Zahnverſtümmelung, durch Spitzfeilen und Ausſchlagen,

haben kennen lernen, bleibt noch eine dritte Weise der Entstellung zu betrachten, nämlich das Schwarzfärben der Zähne, oft auch mit theilweiser Abfeilung derselben verbunden, wie sie bei zahlreichen Völkern im östlichen Asien und im ostindischen Archipel verbreitet ist.

Das Schwarzfärben der Zähne ist vor Allem in Hinter-Indien, und speciell in Siam, Annam und Birma, die allgemeine Sitte unter beiden Geschlechtern. In Folge des allgemeinen Betelkauens in diesen Ländern werden die Zähne gelb gefärbt; da man aber dieses Gelb für äußerst unschön hält, so färbt man die Zähne mittels eines Pflanzensaftes, welcher die Glasur nach einmaligem Gebrauch in einen schwarzen Lack verwandelt, der so fest und unverwüstlich haftet, daß, so lange die Zähne selbst dauern, die schwarze Farbe unveränderlich bleibt. Weiße Zähne nennt man die Zähne eines Hundes, eines Affen, und Zähne von Ebenholz allein gelten für schön. Die eingeborenen Frauen finden deshalb wenig Geschmack an den Fremden, welche Zähne wie die Affen haben; dagegen bietet der geöffnete Mund einer Siamesin oder Birmanerin einen keineswegs angenehmen Anblick für den Europäer, da man nur eine große, schwarze Oeffnung sieht. Ohne ganz nahe Betrachtung glaubt man, es seien gar keine Zähne vorhanden; selbst der Mund ganz junger Mädchen erscheint völlig zahnlos (Zimmermann, Länder- und Völkerkunde, S. 765).

Auch in Japan ist es noch ein allgemeiner Brauch der Frauen, die Zähne und Lippen zu färben. Dies geschieht zur Zeit der Verlobung oder am Tage der Hochzeit, zum Beweise, daß nun dem Wunsche, anderen Männern oder überhaupt nach auswärts zu gefallen, gänzlich entsagt sei (Prof. Rein, Ausland 1881, S. 166), demnach aus einem entgegengesetzten Grunde als in Hinter-Indien. Die Zähne werden mittels einer Mischung von Eisenfeilspänen und Saki schwarz gebeizt (Müller, Allg. Ethnogr., S. 399). In neuerer Zeit hat jedoch diese Sitte sehr abgenommen und ist, besonders in Tokio, viel weniger häufig als früher (nach Isabella Bird, Unbeaten Tracks in Japan, Ausland 1880, S. 990). Andererseits bewahren die Weiber der Ainos, der Ureinwohner Japans, ihre schönen und sehr weißen Zähne (Bird, a. a. O., „Globus“ Bd. 39, S. 218).

Ostindischer Archipel.

Von Hinter-Indien hat sich die Sitte fast über die ganze malaiische Inselwelt verbreitet. Bei den eigentlichen Malaien werden bei eingetretener Pubertät, also gewissermaßen als Abzeichen der Mannbarkeit, bei beiden Geschlechtern die Zähne um ein Viertel ihrer Länge abgefeilt und schwarz gefärbt, wozu oft noch das Auslegen derselben mit kleinen Goldplättchen kommt (Müller, Allg. Ethnogr., S. 326; Waitz, Anthropologie, Bd. V, Thl. 1, S. 131). Nach Ida Pfeiffer (Voyages autour du Monde, Paris 1868, p. 178) färben die Malaien von Sarawak auf Borneo ihre Zähne tiefschwarz, und viele feilen sie noch bis auf die Hälfte ab oder zu Spitzen zu. Die großen Festlichkeiten, welche in Baru auf Celebes bei dem Zahnabfeilen einer Prinzessin stattfanden, werden ausführlich von dieser Reisenden geschildert (a. a. O. S. 227). Von Interesse ist die Art und Weise der Operation: die Prinzessin legte sich auf eine Matratze mit Decken und Kissen; der Operateur, ein alter Mann, warf drei Feilen von verschiedener Größe in ein Gefäß mit Wasser und schob eine kleine Rolle von Palmkohl zwischen das Gebiß der Prinzessin. Hierauf nahm er die gröbste Feile und begann die obere Zahnreihe mit soviel Gewalt abzufeilen, als ob er ein Stück Holz bearbeite. Mit der zweiten, etwas feinern Feile setzte er die Arbeit fort, und ehe er die dritte und kleinste anwandte, nahm er die Rolle heraus und ersetzte sie durch eine andere, nur halb so große, aus Betelblättern. Im Ganzen arbeitete er rasch und gut, besonders in Anbetracht seiner groben Werkzeuge; trotz ihrer Leiden gab die Prinzessin keinen Laut von sich. Als die Feilung beendet war, gab man dem „Künstler“ einen Hahn, welchem er ein kleines Stück des Kammes abriß, und hierauf das herausspritzende Blut auf die Zähne und Lippen der Prinzessin brachte. Hierauf wurde noch dieselbe Operation an sechs jungen Mädchen des Hofstaates vollzogen, aber mit weniger Umständen, worauf ein großes Gastmahl, an welchem sämmtliche Fürsten und Radschas der Umgegend theilnahmen, die Festlichkeit beschloß.

Außer den Malaien feilen auch die Dajaks im Innern von Borneo ihre Zähne und färben sie schwarz (Ida Pfeiffer, a. a. O. S. 181), und ebenso ist bei den Männern der menschenfressenden Battaks auf Sumatra das Zufeilen und Schwarzfärben der Zähne Sitte (a. a. O. S. 188; Müller, Allg. Ethnogr., S. 318). Dagegen erhalten sich die Alforen auf der Insel Ceram ihre weißen, unverstümmelten Zähne (Ida Pfeiffer, a. a. O. S. 220).

Die vornehmen Javaner zeigen gern ihre langen, schwarzen Zähne, welchen sie durch eine Tinktur (nach Ida Pfeiffer, a. a. O. S. 178, aus Antimon, Gambir und anderen Ingredienzen) eine brillante Ebenholzfarbe geben, auf welche sie sehr stolz sind, denn auch hier heißt es, wie in Hinter-Indien: „Weiße Zähne zu haben, heißt das nicht, den Affen und Hunden nachahmen?“ (Charnay, im „Globus“ Bd. 38, S. 17).

Amerika.

Von sämmtlichen Völkern der neuen Welt kommt nur bei einigen eingeborenen Stämmen in Brasilien ein Spitzfeilen der Vorderzähne vor (Peschel, Völkerkunde 1874, S. 23; v. Martius, Ethnographie, Bd. I, S. 536)

Das Salz im Volksglauben.

Von **E. Haberland.**

I.

Gleich dem Brote als dem Hauptnahrungsmittel[1]) sind auch dem verbreitetsten Gewürz, welches die Natur dem Menschen bietet, dem Salze, besondere übernatürliche Kräfte eigen; in noch höherm Grade als jenes ist es den bösen, unholden Geistern antipathisch, vermag es bösen Zauber und schädliche Einwirkungen unschädlich zu machen. Erhöht wird diese Kraft noch durch die Verbindung mit dem Brote, welche besonders der deutsche Aberglaube liebt, dann

[1]) Siehe oben S. 76, 88 und 104.

auch durch die Verbindung mit ſcharfriechenden und ſcharfſchmeckenden Subſtanzen, wie Knoblauch, Kümmel, Dill, Aſſafötida und ähnlichen Stoffen, welche auch allein ſchon den Geiſtern in Folge ihrer Eigenſchaften widerwärtig ſind. Dieſer ſeiner ſchützenden Kraft wegen begleitet es den Menſchen auf allen ſeinen Lebenswegen; von der Geburt bis zum Tode ſteht es ihm zur Seite, um alle die böſen Einwirkungen, von welchen er ſich bedroht zu ſehen glaubt, abzuwehren. Deshalb hat auch die katholiſche Kirche es nicht überſehen, ſich dieſes Glaubens zu bemächtigen, und ihm durch die Weihung des Salzes die kirchliche Sanktion zu geben, dagegen die Konkurrenz nicht geweihten Salzes zu Hexenſchutz und dergleichen auszuſchließen und als Aberglauben zu verdammen [1]).

Bereits vor der Niederkunft wirft die eſthniſche Mutter dreimal Salz hinter ſich, damit ihr die Geburt leichter werde, und ſobald das Kind da iſt, legt ſie ihm ſofort Salz, Brotkrumen und Aſſafötida bei, damit der Teufel davon gebannt werde [2]) — auch unter die Badewanne ſtreut die Hebamme beim erſten Bade des Kindes Salz, um das Böſe aus ſeinem künftigen Leben zu verbannen [3]) —, wie gleicherweiſe die deutſche Mutter Brot und Salz beim Wickeln des Kindes mit einbündelt oder irgendwie ihm anhängt oder aber ein Säckchen, worin ſich Salz, Kümmel und Dill befinden, ihm umbindet [4]). In Böhmen gehört Salz zum Wochenbett, um das Austauſchen des Kindes zu verhindern, auch ſtellt man dort noch jetzt den drei Schickſalsrichterinnen Salz und Brot auf den Tiſch, um für das Neugeborene einen günſtigen Spruch zu erhalten [5]). In Aegypten ſchützt man gleichfalls durch Beſtreuen des Kindes mit Salz daſſelbe vor den Einwirkungen des böſen Auges [6]). Schmeckt die Stirn eines Kindes ſalzig, ſo glaubt man in Unterfranken und im Voigtlande Gefahr für daſſelbe vorhanden, da es dann beſchrien iſt [7]).

Nach katholiſch-kirchlichem Brauche erhält das Kind bei der Taufe einige Körnchen in den Mund gelegt [8]), nach griechiſchem Ritus auf den Kopf [9]), jedenfalls wohl als Teufelsſchutz oder -bannung, wodurch ſich auch der in einer franzöſiſchen Urkunde vom Jahre 1408 [10]) erwähnte Brauch, ausgeſetzten Kindern Salz beizulegen als Zeichen, daß ſie noch nicht getauft ſeien, erklären wird. Die Saterländerin legt dieſe Priſe Salz dem Neugeborenen ſofort nach der Geburt auf die Zunge [11]) — die ſchleſiſche und oſtfrieſiſche Hauswirthin thut das Gleiche beim neugeborenen Kalbe [12]) —, in der Rheinpfalz ſtreut man dem Kinde, wenn es in einem andern Orte getauft wird, einige Körner hinter die Ohren oder legt ſie ihm in Papier gehüllt in die Wickel [13]), in der Wetterau thut man Brot und Salz überhaupt in den Taufwickel [14]).

Das im katholiſchen Ritus bei der Taufe benutzte Salz wird vorher vom Geiſtlichen geſegnet und jeder unreine Geiſt durch ſein Wort daraus gebannt, das Salz ſelbſt in der Taufformel als Salz der Weisheit bezeichnet und in Beziehung auf das ewige Leben, in der alten nordafrikaniſchen Formel in Beziehung auf den Ausſpruch, daß die Chriſten das Salz der Erde ſind, geſetzt; auch eine Beziehung auf die Reinheit hat man wohl darin gefunden [15]). Zur Glockentaufe wandte man gleichfalls Salz bei der Beſprengung mit Weihwaſſer an [16]).

Das hebräiſche Neugeborene wurde ſofort mit Salz abgerieben [17]), wobei dahingeſtellt ſein mag, in wie weit der praktiſche Grund der Reinigung von Kinderſchleim und Stärkung der Haut, der ſymboliſche der Befeſtigung mit Gott, der abergläubiſche der Verbannung böſer Geiſter dieſen Brauch hervorgerufen und beeinflußt hat.

Bei der Verheirathung empfiehlt der franzöſiſche Glaube Salz in der Taſche, der märkiſche Salz und Dill, welche Stoffe auch die Brautmutter im Schuhe hat, in der Taſche oder dem Schuhe zu tragen, weil dies das Neſtelknüpfen verhindert [18]), der ältere franzöſiſche auch den nüchternen Genuß eines gebratenen Grünſpechts in Verbindung mit geweihtem Salze [19]).

Der deutſche ſinnige Brauch fordert, daß, wenn das neue Ehepaar als ſolches das Haus betritt, bereits Brot und Salz in ihm vorhanden ſind als Bürge künftigen Wohlſtandes, als Abwehr künftigen Mangels, wie dies auch vor jedem Beziehen einer neuen Wohnung zur Erhaltung des täglichen Brotes erforderlich iſt [20]). Bei den Wenden der Lauſitz iſt das erſte, was das Paar beim Hochzeitsſchmauſe genießt, ein Stückchen Brot mit Salz, Brot und Salz dürfen auch während der ganzen Hochzeit, ſelbſt wenn ſie acht Tage dauert, nicht vom Tiſche herunterkommen [21]); im Ammer- und Saterlande erhält beides die Braut beim Eintritt in das Haus [22]); in der Umgegend von Reichenbach im Voigtlande liegt beides auf dem Tiſch, worauf beim Einzug in das väterliche Haus der junge Ehemann ſeine Gattin tragen muß [23]). In der Rheinpfalz ſtreute man früher der jungen Frau bei ihrem Wegzug aus dem Elternhauſe Salz in die Schuhe und gab ihr und dem Manne ein Stückchen Brot in den Sack, damit beide gern nach Hauſe gehen ſollten [24]).

In Rußland vollziehen nach der kirchlichen Trauung die Eltern in der neuen Wohnung noch eine zweite Einſegnung an dem vor ihnen knieenden Paare, indem ſie ihm zunächſt ein Heiligenbild, dann aber ein großes Brot und ein Salzfaß auf Kopf und Schultern ſetzen [25]); bei den altgläubigen Bezpopovci, einer böhmiſchen Sekte, hält, während der Vater das Brautpaar ſegnet, die Mutter über die zuſammengelegten Hände des Paares Brot und Salz [26]). Bei den Eſthen erhält die junge Frau nach ihrem Einzug in das Haus zunächſt ein Kind auf den Schoß und dann ſofort an deſſen Stelle Brot und Salz, wovon ſie ſämmtlichen Anweſenden mittheilen und ſelbſt eſſen muß als Garantie dafür, daß dieſe beiden nothwendigſten Bedürfniſſe dem Hausſtande nie fehlen ſollen; die Mutter der Braut wirft auch wohl einige Salzkörner auf die Stelle, wo die Truhe ihrer Tochter ſtehen ſoll, damit der Segen nicht daraus entſchwinde [27]). In Oberbayern iſt es Sitte, daß die junge Frau, ſobald ſie nach der Trauung die Schwelle des Wirthshauſes überſchreitet, auf Aufforderung der Köchin das ſogenannte „Kraut- oder Suppenſalzen“ vornimmt, indem ſie die Speiſen koſtet und bei mangelndem Salze dieſes hinzufügt; an einigen Orten muß ſie in alle Speiſen etwas geweihtes Salz und einige Tropfen vom Johanniswein ſprengen, wodurch Haus und Gäſte in dem Jahr vor allem Uebel geſchützt ſind [28]).

Neben Brot und Salz müſſen ſtellenweiſe auch noch andere Gegenſtände nothwendigerweiſe ſofort im neuen Hausſtande vorhanden ſein. So ſoll im Voigtlande außer dem Brote auch eine Büchſe Butter oder auch Brot, Salz und ein Beſen, auch wohl Brot und ein Tiſch vorher in das Haus getragen werden [29]) — in einzelnen dortigen Gegenden ſchneidet die Frau ſofort nach dem Einzuge ein Brot an und legt das abgeſchnittene Stück in die Lade, damit der Mann nicht Herr über ſie werde [30]) —, ſo bekommt in einzelnen thüringiſchen Gegenden die Braut beim Umzuge neben Salz und Brot noch einige Schwefelhölzchen mit [31]); ſo muß in anderen dortigen Orten wieder neben Salz und Brot noch ein Geſangbuch auf dem Tiſche, um welchen die Braut feierlich vom Bräutigam nach dem Einzuge ins Haus geführt wird, liegen [32]).

Dem Genießen von Brot und Salz Seitens des Paares

auf der Hochzeit ſelbſt fügt ſich mehrfach noch ein ſolches von weniger angenehmen ſymboliſchen Stoffen an. Im Heſſiſchen fügt man noch ein Glas Eſſig hinzu, damit die Braut an das viele Saure und Bittere im Eheſtande genügend erinnert ſei[33]), und dieſer Brauch kehrt ähnlich in der Campine Belgiens wieder, wo das Paar ſowohl Wein als Eſſig zuſammen trinkt als Ausdruck ihres Willens, Süßes und Bitteres mit einander zu theilen[34]); im Oldenburgiſchen giebt man der Braut eine Meſſerſpitze voll Kaminruß als Symbol der Bitterkeit des Lebens ein[35]).

Wenn ein neugeborenes Kind zum erſten Mal in Northumberland in ein Haus getragen wird, beſchenkt man es gleichfalls mit Brot und Salz und einem Ei, in Edinburgh mit Brot, Ei und einer Silbermünze, um ihm Glück zu bringen[36]); in Nordengland erhält dagegen der erſte, welcher einem Taufzuge begegnet, ein Stückchen Brot und ein Stückchen Käſe, um dafür dem Kinde drei Dinge, welche für glückbringend gehalten werden, zu geben[37]).

Wie das Salz dem Menſchen in allen Lebenslagen ſeinen Schutz angedeihen läßt, ſo iſt es ihm auch noch nach dem Tode eine Hilfe, indem ſeine geiſterſcheuchende Kraft die böſen Geiſter vom Leichname hinwegtreibt, welche der freigewordenen Seele ſo gern auflauern und ihr zu ſchaden ſuchen. Aus dieſem Grunde beſtreut man in Northumberland den Leichnam mit Salz[38]), ſtellt man auf der Inſel Man einen hölzernen Teller mit Salz auf die Bruſt der auf dem ſogenannten Streckbette (straightening-board) ruhenden Leiche[39]); im ſchottiſchen Hochlande fügt man noch ein Häufchen Erde bei als Symbol der Vergänglichkeit des Fleiſches, während das Salz auf die unſterbliche Seele deutet[40]). In anderen Gegenden Großbritanniens, in Northumberland, Leiceſterſhire und Irland nimmt oder nahm man eine Zinnſchüſſel mit Salz gefüllt, welche gleichzeitig auch das Hineintreten von Luft in die Eingeweide und das dadurch entſtehende Schwellen des Bauches verhindern ſollte, welchen Grund man wenigſtens in Leiceſterſhire für den Brauch früher anführte[41]). In der Montagne noire wirft man, wenn man zu einem im Todeskampfe Liegenden kommt, eine Handvoll Salz in das Feuer, damit der Teufel die Seele nicht davon führe[42]). Beim Begräbniß oder Verbrennen des indiſchen Asketen legt man Salz unter und über den Körper[43]); begräbt man ihn, was in ſitzender Stellung mit gekreuzten Beinen geſchieht, ſo wird er bis über den Kopf damit dick bedeckt[44]). In Mittelfranken nimmt man auch die Kraft des Brotes als Schutz in Anſpruch und legt ein Stückchen deſſelben zu der Leiche[45]); dieſer Brauch findet ſich bei den Chewſuren wieder, welche ihren Todten etwas Brot in Form kleiner runder Kuchen auf die Bruſt legen[46]).

Andererſeits ſchützt aber auch wieder das Salz die Ueberlebenden gegen den Todten, deſſen Wiederkommen und unheimliches, ſchadenbringendes Treiben das Volk überall gewaltig fürchtet, und wendet man es daher auch aus dieſem Grunde gern bei den Beſtattungsgebräuchen an. Sobald die Leiche heraus und das Hofthor geſchloſſen iſt, macht man im Voigtlande und bei den Oberlauſitzer Wenden in der Stube drei Salzhaufen, kehrt ſie aus und wirft den Kehricht auf das Feld, wodurch dem Todten die Rückkehr ins Haus abgeſchnitten iſt[47]). Wer im Aargau die Leiche angekleidet hat, reibt ſich die Hände mit Salz, dann werden die Glieder nicht taub, was ſonſt bei dieſer Hantierung der Fall ſein würde[48]).

Faſt mehr noch als um ſein eigenes Wohl und Wehe und das ſeiner Familie iſt der echte Bauer um das ſeines Viehes beſorgt; daß dieſem, dem Stolz ſeiner Wirthſchaft und einem der wichtigſten Faktoren der Behäbigkeit ſeiner Exiſtenz, nichts geſchieht, namentlich, daß ihm nichts angethan wird von neidiſchen Nachbarn, trieſäugigen Hexen und anderm unheimlichen Geſindel iſt ſeine Hauptſorge, und hier bietet ſich ihm wieder das Salz dar als bequemes und ſicheres Mittel gegen alle Gefährdung durch böſen Blick, zauberiſche Manipulation, Raubthier und Seuche.

Salz den Kühen zwiſchen die Hörner geſtreut ſchützt ſie gegen den böſen Blick[49]), in Verbindung mit drei Zwiebelköpfen und einem Kamme in die erſte Tränke nach dem Kalben gethan gegen alle Hexerei[50]); das neugeborene Kalb ſelbſt beſtreut man zu gleichem Zwecke mit Dill und Salz[51]). Im Regenthal reicht man den tragenden und Kälberkühen am Dreikönigstage als Hexenſchutz in drei Portionen Salz, welches am Vorabend geweiht worden iſt[52]), in der Campine Belgiens benutzt man zur Erleichterung des Kalbens oder Fohlens das von einer Taufe aufgehobene geweihte Salz[53]); der Voigtländer giebt der Kuh beim Kalben einen Butterfladen mit recht viel Salz und ſonſtigem Gewürz[54]). Nach dem Kalben läßt der Oberpfälzer die Kuh Brot mit geweihtem Salz und gewiſſen Drüſen der Nachgeburt freſſen[55]); der Schotte wirft in die erſte Milch nach dem Kalben gleichfalls etwas Salz, ehe er ſie jemandem zu trinken giebt[56]).

Zu drei Körnern ins Milchfaß geworfen bewahrt das Salz die Milch vor allen böſen Einflüſſen[57]); ins Butterfaß geworfen läßt es, namentlich das geweihte, das Buttern gelingen, welches böſer Zauber leicht hindern kann[58]); in Schwaben und der Schweiz fügt man dem Salze gern auch noch Brot bei dieſer Gelegenheit bei[59]). Namentlich aber ſoll man Salz hineinwerfen und zwar in jeden Hafen, wenn man die Milch über eine Kreuzſtraße oder auch überhaupt über die Straße trägt — ſchon wenn man zum Melken über die Straße gehen muß, ſoll man bereits etwas Salz in den Kübel geſtreut haben[60]) —, auch wenn man jemandem Milch verkauft oder giebt, damit dieſer dem Beſitzer nichts durch die Milch anthut, wie z. B. das Buttern hindert oder gar der Kuh überhaupt die Milch nimmt[61]). In der Rheinpfalz benutzt man dazu gern das an den Quatemberſonntagen geweihte Salz[62]). Auch beim Kauf einer Kuh ſtreut man vielfach in Deutſchland Salz in die erſte Milch derſelben, damit ſie nicht die Milch verliere[63]); das Gleiche iſt nach böhmiſchem Glauben nöthig, wenn man Milch über ein Waſſer tragen muß, da ſonſt den Kühen Schaden dadurch geſchieht[64]). In Mecklenburg macht man ſtillſchweigend drei Kreuze mit Salz auf die Schwelle, wenn man ein gekauftes Thier zuerſt in den Stall bringt, um es geſund zu erhalten[65]).

In Oſtfriesland läßt man die Kühe beim erſten Austrieb im Frühjahr als Schutz vor allem Böſen über Salz und Eiſen hinwegſchreiten, wie man ihnen eben dort auch, wenn ſie zum erſten Male Milch geben, in Mecklenburg, wenn ſie zum erſten Male ausgetrieben werden, Salz auf den Rücken ſtreut[66]), welcher Brauch ſich gleicherweiſe in Sicilien und zwar für Pferde und Eſel, die in einen neuen Stall kommen, vorfindet[67]). In Norwegen füllt man die Glocke, ehe man ſie der Leitkuh umhängt, mit Salz und giebt ihr dieſes zu freſſen; ferner läßt man dort die Weihnachtsnacht hindurch ein Häufchen Salz mit einem Holzkreuz darin auf dem Herde gleichfalls für das Vieh ſtehen[68]). Der Serbe ſchützt ſeine Kuh oder ſein Schaf vor dem Ausmelken durch Andere, indem er die Warzen des Euters mit Salz, Roſt und Eidotter beſtreicht[69]), der Franzoſe ſtreut es am 1. April in die vier Ecken der Weide, um die Herde vor aller Fährlichkeit zu bewahren[70]); der Eſthe ſchützt die ſeinige vor dem Wolfe, indem er Salz in deſſen Spur ſtreut, wodurch dieſer auf einen andern Weg gewie-

sen wird, auch streut wohl der Hirt vor dem Austriebe, indem er seine Herde murmelnd dreimal umgeht, Salz bei dieser Handlung aus[71]).

In Tirol wird am Dreikönigsabend, in einzelnen Gegenden am Stephanstage, Salz geweiht, um es später dem Vieh vor der Auffahrt zur Alm und bei der Rückkehr von derselben zu geben[72]). Das am selben Tage geweihte Salz, welches man mit Weihwasser angefeuchtet und wieder hat trocknen lassen, ist in Schwaben gleichfalls ein beliebtes Heilmittel gegen alle Viehkrankheiten, man schabt dann jedesmal für das kranke Thier ein wenig davon ab[73]). Der Oberbayer legt den geweihten Salzstein, der meist neben seinem Weihbrunnkessel hängt, seinem kranken Vieh ins Getränk[74]); der Oberpfälzer giebt in den Rauchnächten seinem Vieh geweihtes Brot und Salz in Verbindung mit Kreide und Grodelkraut als sogenanntes „Gelecker" zum Vorschutz ein[75]). Salz auf Brot zu geben gilt dem Deutschen überhaupt bei bezaubertem Vieh als sicheres Heilmittel[76]), und ebenso wendet der Serbe als Lieblingsmittel gegen alle Viehkrankheiten die Ecke vom Weihnachtsgebäck, auf welche er Salz streut, und welche er alsdann abschneidet, an, wie er auch als Vorbeugungsmittel jedem Stück Vieh nach der Weihnachtsmahlzeit Salz zu fressen giebt[77]). Ein Urtheil des Pariser Parlamentes vom Jahre 1695 legt gewissen zauberberüchtigten Schäfern sogar zur Last, daß sie ihre Schafe mit Salz getauft hätten[78]).

Ob die Beobachtung, daß das Lecken von Salz dem Vieh zuträglich ist und dasselbe vor Krankheiten schützt, wobei bemerkt werden mag, daß z. B. auch die Tscherkessen ihrem Rindvieh, Pferden und Schafen häufig Salz zum Lecken geben[79]), die Häufigkeit der abergläubischen Anwendung des Salzes bei den Viehzüchtern mit bewirkt hat, muß dahingestellt bleiben, bekräftigt wird es diesen Aberglauben aber wohl jedenfalls haben.

Auch sein Saatkorn schützt der Esthe durch Salz, indem er es mit Salzwasser übergießt oder Salz in das erste Saatgefäß streut[80]), der Bewohner der Campine Belgiens durch das von einer Taufe aufgehobene geweihte sogenannte Taufsalz, welches alles Unkraut vom Getreide fernhält[81]); gleichfalls wendet der Ire das Salz beim Säen an[82]). Der Masure bindet in das Säelaken Brot und Geld oder Brot, Salz und Fenchel hinein und läßt es während des Säens darin[83]). Salz ins Feuer geworfen wandte in Verbindung mit Lärm den Hagelschlag im alten Peru von den Feldern ab[84]).

In Norwegen legt man während des Gährens des Bieres Salz und eine Scheere auf den Deckel des Bottichs, um böse Einflüsse abzuhalten[85]); in Tirol mischt man gern unter den Brotteig eine Kleinigkeit geweihten Salzes, damit er besser ergiebt[86]). Scherzhaft sagt man in Deutschland auch wohl, daß man Vögel mit Salz fangen könne, wenn man es ihnen auf den Schwanz streue; der Harzer behauptet sogar, daß diese Fangart beim Wilde, der Oldenburger, daß sie beim Alraun anwendbar sei[87]). Das Aufstreuen von Salz, um den Blutigel zum Abfallen zu bringen, was man auch bei uns noch anwendet, führt bereits Plinius als römischen Brauch auf[88]).

Alle Anfechtungen und böse Einwirkungen, welche dem Menschen überhaupt auf seiner Lebensbahn kommen können, vermag Salz, namentlich in Verbindung mit Brot, zu bannen. Drei Brotkrumen, drei Salzkörner, drei Kohlen bei sich getragen schützt gegen Hexerei nach deutschem Glauben, und auch das Amulet des Griechen gegen den bösen Blick, (wogegen gleichfalls die böhmische Mutter der Tochter Salz und Brot in das Kleid steckt) birgt Salz, Kohle und Knoblauch[89]); ein Stück Brot mit drei Körnern Salz einer eintretenden Hexe angeboten, macht sie unschädlich[90]); nach ostfriesischer Ansicht empfiehlt es sich überhaupt, wenn verdächtige Leute im Hause gewesen sind, zur Sicherheit etwas Salz in das Feuer zu werfen[91]). In Rom setzt man an dem gefährlichen Johannisabende eine Schüssel Salz vor die Hausthür, da die Hexe alsdann erst jedes Korn zählen muß, ehe sie das Haus betreten kann, und darüber die Nacht dann meist glücklich hingeht[92]). In Béarn wird, sobald man den unheilkündenden Kauz (chouette) hört, schleunigst Salz in das Feuer geworfen, um die Erfüllung der übelen Vorbedeutung abzuwenden[93]). Sogar den sogenannten Heckethaler, durch welchen man in der Gewalt des Teufels steht, und von welchem auf eine andere Art man sich nicht befreien kann, vermag man loszuwerden, wenn man ihn in Salz steckt[94]).

Gestohlen Gut wiederzubringen zwingt man den Dieb, wenn man drei Bröcklein Brot, drei Sprätlein Salz, drei Bröcklein Schmalz, am besten in einem neuen Deckel, über eine starke Gluth legt und dabei folgenden Spruch betet:

„Ich leg Dir, Dieb und Diebin, Brot, Salz und Schmalz auf die Gluth, wegen Deiner Sünd und Uebermuth. Ich leg es Dir auf Lungen, Leber und Herz, daß Dich ankommt ein großer Schmerz u. s. w."[95]).

---

[1]) Man vergleiche z. B. Thiers Nr. 30. [2]) Boecler 45. Holzmayer 100. [3]) Boecler 51. [4]) Grimm Nr. 564. Wuttke §. 220, 346. Rochholz. Glaube 2, 212. [5]) Grohmann. Sagen 3. [6]) A. E. Brehm. Reiseskizzen aus Nord-Ost-Afrika. Jena 1862. Bd. 2, S. 92. [7]) Bavaria 4 a. 201. Köhler 421. [8]) Wuttke §. 234. Brand 3, 166. Düringsfeld 2, 130. [9]) Baseler Missionsmagazin 1849, Heft 4, S. 63. [10]) Bei Grimm. Deutsche Rechtsalterthümer. Göttingen 1828, S. 457. [11]) Strackerjan 2, 127. [12]) Wuttke §. 234. [13]) Bavaria 4 b., 348. [14]) Wolf Nr. 14. [15]) Brand 3, 166. K. R. Hagenbach. Kirchengeschichte der ersten sechs Jahrhunderte. Leipzig 1869, S. 432. B. Haug. Die Alterthümer der Christen. Stuttgart 1785, S. 425. Die Maroniten gebrauchen das Salz bei der Taufe nicht. Paulus 2, 231. [16]) A. Witzschel. Sagen, Sitten und Gebräuche aus Thüringen Bd. 2. Wien 1878, S. 336. [17]) Lammert 172. [18]) Grimm. Mythologie. Anhang. Französischer Aberglaube Nr. 32. Kuhn. Mark 357. [19]) Scheible. Die gute alte Zeit. Stuttgart 1847, S. 208. [20]) Wuttke §. 306. Grohmann Nr. 1694. [21]) Haupt 2, 151. Anmerkung. [22]) Strackerjan 2, 125. [23]) Köhler 235. [24]) Bavaria 4 b, 369. [25]) A. Erman. Reise um die Erde. Berlin 1833, Bd. 1, S. 521. [26]) Grohmann Nr. 77. Anmerkung. [27]) Boecler 29. 35. [28]) Bavaria 1, 399. [29]) Koehler 237, 429. [30]) Koehler 239. [31]) Witzschel 2, 232. [32]) Witzschel 2, 228. [33]) Wolf-Mannhardt 2, 79. [34]) Düringsfeld 2, 137. [35]) Strackerjan 2, 125. [36]) Brand 2, 151, 147. [37]) Brand 2, 153. [38]) Nork 478. [39]) Brand 2, 213. [40]) Brand 2, 172. [41]) Brand 2, 171. [42]) Wolf-Mannhardt 2, 419. [43]) W. Taylor. A catalogue raisonnée of Oriental Manuscripts in the library of the College Fort Saint George. Madras 1857/62. Vol. I, p. 38. Vol. 2, p. 106, 191. [44]) J. A. Dubois. Moeurs, institutions et cérémonies des peuples de l'Inde. Paris 1825. Vol. 2, p. 285. [45]) Bavaria 3, 983. [46]) O. Radde im „Globus" 35, 122. [47]) Koehler 254. Grimm Nr. 846. [48]) Rochholz. Glaube 1, 186. [49]) Grimm Nr. 573. [50]) Wuttke §. 234. (Schlesien.) [51]) Kuhn. Mark 380. Temme 79. Wuttke §. 235. (Schlesien.) Bartsch 2, 146. [52]) Bavaria 2, 308. [53]) Düringsfeld 2, 130. [54]) Koehler 428. [55]) Bavaria 4 b., 377. [56]) Brand 3, 167. [57]) Grimm Nr. 760. Köhler 428. [58]) Thiers Nr. 24. Bavaria 2, 303. (Oberpfalz.) [59]) Meier 177. Jecklin 2, 183. [60]) Meier 175. [61]) Bartsch 2, 137. Koehler 428. Wolf Nr. 316. Liebrecht 316. (Norwegen.) [62]) Bavaria 4 b., 377. [63]) Wuttke §. 231. Grohmann Nr. 1012. [64]) Grohmann Nr. 1012. [65]) Bartsch 2, 144. [66]) Wuttke §. 233, 234. Bartsch 2, 142. [67]) Angelo de Gubernatis. Die Thiere in der indogermanischen Mythologie. Deutsche Uebersetzung. Leipzig 1874, S. 232. [68]) Liebrecht 325. [69]) „Globus" 30, 91. [70]) Thiers Nr. 151. [71]) Boecler 121, 116. [72]) Zingerle Nr. 1137 [73]) Meier 172. [74]) Bavaria 1, 282. [75]) Bavaria 2, 302. [76]) Rochholz. Glaube 2, 45. [77]) „Globus" 30, 72. [78]) Grimm. Mythologie 608. Anmerkung. [79]) J. v. Klaproth. Reise in den Kaukasus und nach

Georgien. Halle und Leipzig 1812/4, Bd. 1, S. 587. [80]) Holzmayer 104. [81]) Düringsfeld 2, 130. [82]) Brand 3, 168. [83]) Toeppen 92. [84]) „Globus“ 28, 302. [85]) Liebrecht 315. [86]) Zingerle Nr. 292. [87]) Wolf-Mannhardt 1, 202. Strackerjan 1, 397. [88]) Plinius. Naturgeſchichte, Buch 32, Kap. 42. [89]) Grimm Nr. 182, 713. Grohmann Nr. 1128. Nork 513. [90]) Grimm Nr. 570. [91]) Wuttke §. 220. [92]) Düringsfeld 1, 37. [93]) Wolf Nr. 117. Anmerkung. [94]) Wuttke §. 308. Kuhn-Schwartz 470. [95]) Wuttke §. 302 b. (Württemberg.) Albertus Magnus 2, 5.

Deli auf Sumatra.

Ein Beitrag zur Kultivationsfrage. Von E. Metzger.

II.

Obwohl die Anfänge der Kultivation von Deli kaum zwanzig Jahre alt ſind, ſo ſchwebt über den Umſtänden, welche den erſten Anſtoß zu derſelben gegeben haben, ein gewiſſes Dunkel. Während von einer Seite geſagt wird, daß eigentlich der Zufall eine große Rolle geſpielt hat, wird von anderer Seite zu verſtehen gegeben, daß niederländiſche Beamte, wenn auch der möglichen Einwendungen der Engländer wegen nur indirekt, dabei die Hand im Spiele hatten. Letzteres iſt nicht unwahrſcheinlich, denn im Jahre 1862 hatte ein officieller Beſuch an der Oſtküſte von Sumatra ſtattgefunden, welcher den in den Straits Settlements erſcheinenden Blättern Veranlaſſung zu Klagen gab; derartige Aeußerungen wurden übrigens von Zeit zu Zeit laut, wenn die Niederländer entweder irgend wie einen kleinen Vortheil erlangt hatten oder irgend etwas thaten, was den Kaufleuten in Malakka mißfiel. Uebrigens läßt ſich die zuerſt erwähnte Verſion ganz gut mit dieſer Anſicht vereinigen.

Es war im Jahre 1863, als ein von Deli gekommener Araber ſich in Batavia zu einigen Handelshäuſern begab, um mit denſelben womöglich Verbindungen zur Ausnutzung der, wie er vorgab, ihm in Deli zur Verfügung ſtehenden Ländereien anzuknüpfen. Der Verwalter einer Anpflanzung auf Java, welcher von dieſem Vorgehen Mittheilung erhielt, wußte ſich für ſein Haus das Monopol für den Einkauf von Tabak und das Urbarmachen von Ländereien von dem Araber, der ungemein günſtige Ausſichten vorſpiegelte, zu verſchaffen und begab ſich mit ihm nach Deli. Dort fand er ſich entſetzlich enttäuſcht; es ergab ſich nämlich, daß der Araber ein Schwindler der ärgſten Sorte war. Herr Nienhuys (der eben erwähnte Verwalter) ſah ſich nun auf ſeine eigenen Kräfte angewieſen, von welchen er, mit Zuſtimmung des Beſitzers der Anpflanzungen, welche er auf Java verwaltet hatte und mit den nöthigen Geldmitteln reichlich von demſelben unterſtützt, ſo gut Gebrauch zu machen wußte, daß der Sultan ihm ein Stück Land abtrat, auf welchem er Tabakspflanzungen anlegte. Anfänglich hatte man ſehr ſchlechten Erfolg; im erſten Jahre bekam man nur etwa 3000 Kilo, etwa den vierten Theil des Ertrages, auf den man gerechnet hatte, die aber ſo ſchlecht waren, daß man nur einen Preis von 48 Cent per halbes Kilogramm erzielte; dagegen ſtieg der Ertrag im folgenden Jahre (1865) ſchon auf 3500 Kilogramm, die à 1,50 Gulden per halbes Kilogramm verkauft wurden. Dies reizte zur Nachahmung; 1867 entſtanden drei neue Unternehmungen und 1868 wurden bereits 80 000 Kilogramm nach Europa ausgeführt.

Nun beginnt eine Periode der Entwickelung, wie ſie in der Kultivationsgeſchichte wohl beinahe unerhört iſt; zunächſt wurde der Anſtoß dazu durch die Errichtung der Deli Maatſchappij zu Amſterdam gegeben, an welcher die Niederl. Handelsmaatſchappij ſich mit der Hälfte des Kapitals betheiligte. Ohne dadurch den Verdienſten anderer Unternehmer zu nahe treten zu wollen, kann man ſagen, daß dieſe Geſellſchaft einen mächtigen Zug in die Sache brachte, namentlich weil es ihr glückte, die Einwanderung freier Arbeiter aus China zu bewirken, die in Abtheilungen von zehn und hundert regelmäßig über Singapur und Pinang nach Deli kamen, ſo daß dem anfänglichen Mangel an Arbeitern ziemlich abgeholfen wurde.

Nach einem Bericht vom Jahre 1871 waren damals ſchon für 20 Unternehmungen Kontrakte geſchloſſen; zu denſelben gehörten etwa 18 000 Bau (à 500 rheinländiſche Quadratruthen); der Tabak erzielte gute Preiſe; außer dieſer Pflanze wurden Muskatnüſſe und Kokospalmen [1]) angebaut. Im Jahre 1870 waren bereits 3000 chineſiſche Arbeiter dort; dieſelben waren ziemlich unruhig, und als einige derſelben einen Mordanſchlag auf zwei Unternehmer gemacht hatten, dachte die niederländiſche Regierung daran, den Rechtszuſtand zu verbeſſern.

Hierzu bot ſich bald eine weitere äußere Veranlaſſung. Im Jahre 1872 wurde die Ruhe in Deli ernſtlich bedroht; den gewöhnlichen Streitigkeiten der malaiiſchen Häuptlinge mit ihrem Lehnsherrn, dem Sultan von Deli, hatten die europäiſchen Niederlaſſungen neuen Brandſtoff zugeführt; der Sultan hatte ſich mit den Anſiedlern auf guten Fuß geſetzt und ihre Gegenwart war vortheilhaft für ihn, Grund genug, um den Neid der anderen Häuptlinge zu erwecken und ſie den Unternehmungen feindlich zu ſtimmen; außerdem beklagten ſie ſich über Verletzung ihrer wirklichen oder vermeintlichen Anſprüche auf die vom Sultan vermietheten Ländereien. Einige der Unzufriedenen verſammelten einige hundert Malaien und etwa tauſend Bataker; erſt im Oktober glückte es den Aufſtand niederzuwerfen. Die Ruhe wurde jedoch ſchon wieder im April 1873, diesmal durch atjineſiſche Stämme, geſtört.

Während dieſer Zeit traten wichtige Veränderungen ein; Siak mit allem, was dazu gehörte, wurde unter dem Titel „Sumatras Oſtküſte“ zu einer niederländiſchen Provinz erklärt, wobei dem Sultan ſeine Rechte theilweiſe blieben; doch die Rechtspflege kam in europäiſche Hände. Zu Deli wurde ein Aſſiſtent-Reſident eingeſetzt; der den Europäern ſo freundliche Sultan ſtarb und ſein ſchwacher Sohn folgte.

Indeſſen hatten die Pflanzungen ſich mehr und mehr entwickelt. Für eine regelmäßige Verbindung mit Singapur und Pinang war geſorgt worden, die Wege im Innern hatte man verbeſſert, nur war es ſchwierig, eine genügende Zahl Arbeiter zu finden. Die Chineſen hatten ſich wäh-

[1]) Die Anpflanzung von Palmen wird jetzt für unvortheilhaft gehalten.

rend der späteren Unruhen treu bewiesen, doch suchte man in den Straits Settlements die Einwanderung derselben aus Eifersucht zu verhindern [1]). — Im Jahre 1874 schickte man etwa 20 000 Pikul (à 125 halbe Kilogramme) Tabak nach Europa und beschäftigte 4500 Chinesen, 500 Klingalesen und Hindus, sowie 300 javanische Arbeiter. Von diesem Augenblick an erhoben sich verschiedene Schwierigkeiten; diejenige, welche die Entwickelung am nachhaltigsten hemmte, waren die Streitigkeiten zwischen der Regierung und den Pflanzern über die Behandlung resp. Bestrafung der Arbeiter. Anfänglich hatte man in Deli höhere Löhne bezahlen können als in dem benachbarten Malakka; als jedoch die Bezahlung hier auch in die Höhe getrieben worden war und in Deli selbst die Nachfrage stieg, da war es schwer, die Kulis, welche oft mit 40 Dollar Kosten angeworben waren, zu verhindern, sich den einmal übernommenen Verpflichtungen zu entziehen. Früher hatten die Unternehmer gegen Verletzungen der Kontrakte wachen können, weil Strafbestimmungen hiergegen (wohl nicht immer in formeller, gesetzlicher Weise) angewendet werden konnten; seitdem jedoch die Rechtspflege in den Händen der indischen Regierung ruhte, wurden die Pflanzer gegen kontraktbrüchige Kulis auf eine Entschädigungsklage verwiesen, deren Erfolg natürlich sehr problematisch war. Außerdem verloren die Arbeiter alle Furcht, da sie straflos blieben. Auf der andern Seite kann jedoch nicht geleugnet werden, daß es nothwendig war, die Kulis einzelnen der Pflanzer gegenüber in Schutz zu nehmen.

Doch ich will bei diesen Einzelnheiten nicht länger verweilen, sondern eine Beschreibung des jetzigen Zustandes zu geben versuchen. Die Vergleichung der oben gegebenen mit den näher mitzutheilenden Zahlen wird besser als viele Worte zeigen, wie das Land sich entwickelt hat.

Nach dem Regierungs-Almanach für Niederl. Indien 1882 betrug am 31. December 1880 die Bevölkerung von Sumatras Ostküste 435 Europäer, 110 071 Eingeborene und 29 857 Chinesen; hiervon kommen etwa 400 Europäer, 100 000 Eingeborene und der größte Theil der Chinesen (unter denen auch Hindus und Araber begriffen zu sein scheinen) auf Deli; nach demselben Handbuch bestanden im Jahre 1881 etwa 70 Unternehmungen mit 9300 Bau Anpflanzungen; die Oberfläche derselben hat wieder abgenommen, nachdem man eine Zeit lang, verblendet durch die großen Vortheile, welche einzelne Unternehmungen abwarfen, planlos neue Plantagen in Betrieb gebracht hatte. Obwohl dies nun auch nachtheilig auf das Ganze wirkte, weil durch theilweise schlechtere Qualität die Preise auch mehr oder weniger im Ganzen gedrückt wurden, war doch 1880 der Ertrag 10½ Millionen Gulden (1,18 Gulden per halbes Kilogramm), 1879 9 Millionen (1,26 Gulden per halbes Kilogramm). Die Deli Maatschappij theilte für das Jahr 1881 6¾ Procent Dividende aus und 50 000 Gulden wurden dem Reservefonds zugeschrieben; die Antheile, die meist in festen Händen sind, waren in der letzten Maiwoche dieses Jahres zu 273 Procent notirt. Schon seit dem 1. Januar 1876 hatte die Regierung sich von den eingeborenen Fürsten den Genuß ihrer geldlichen Ansprüche gegen eine jährliche Rente zu versichern gewußt und hierbei ein recht gutes Geschäft gemacht. Sie zahlte nicht ganz 100 000 Gulden im Jahre und verpachtete die Erhebung der Steuern im ersten Jahre zu 372 000 Gulden; im Jahre 1879 beliefen sich die Ausgaben auf 693 870 Gulden, die Einnahmen auf 1 165 196 Gulden. Allerdings klagen die Pflanzer über die hohen Zölle, mit denen einzelne Ausfuhrartikel besteuert sind (z. B. betragen dieselben auf Muskatnüsse circa 10 Proc. und sind im Durchschnitt viel höher als die, welche auf Java bezahlt werden); namentlich aber klagen sie über die Unsicherheit, welche in ökonomischer und finanzieller Beziehung noch vielfach besteht und die der Anlage solcher Pflanzungen, für welche viel Kapital erforderlich ist, die dagegen aber auch ungeheuren Gewinn versprechen (Zucker), im Wege steht, während es allerdings ein bleibender Uebelstand ist, daß Deli für größere Schiffe nicht zugänglich gemacht werden kann. Auch hat die Regierung den Abschluß von Verträgen zwischen den eingeborenen Fürsten und den Pflanzern von ihrer Billigung abhängig gemacht und im Jahre 1877 hierfür gewisse, zwei Jahre später wieder veränderte Normen aufgestellt. Anfänglich nämlich gaben die eingeborenen Fürsten die Ländereien ganz ohne Entschädigung her; sie suchten und fanden ihren Nutzen in dem indirekten Vortheil, welchen ihnen die Zunahme des Handels, die erhöhten Verpachtungen u. s. w. verschafften; erst im Jahre 1871 fingen auch sie an nach dem Beispiel, welches die Regierung auf Java gegeben hatte, Grundsteuer von dem Miether zu verlangen; ähnlich wie es dort geschah, sollte die Steuer erst einige Zeit nach Abschluß des Kontrakts, hier mit dem fünften Jahre und nur für die urbar gemachten Felder, bezahlt werden.

Die durch die Regierung festgesetzten Bestimmungen (s. oben) schreiben vor, daß die Grenzen jeder Unternehmung genau angegeben und die Miethverträge für die Dauer von fünfundsiebzig Jahren abgeschlossen werden sollen. Ferner dürfen die durch letztere erlangten Rechte nicht ohne Genehmigung der Regierung an andere Personen übertragen werden. Wie in ganz Niederländisch Indien darf kein Mohn — des Opiums wegen — gepflanzt werden. Der jährliche Zins soll 1 Gulden per Bau betragen und soll in den ersten Jahren nur ⅕, ⅖, ⅗, ⅘ und erst im 5. Jahre der volle Betrag der Miethe bezahlt werden. Auch dürfen keine Ländereien, welche die Eingeborenen im Gebrauch haben, an Pflanzer abgetreten werden, wenn erstere nicht vollständig entschädigt werden. Die Fürsten sind berechtigt, die Verträge aufzuheben, wenn nicht während der ersten fünf Jahre wenigstens der fünfte Theil des Areals urbar gemacht ist, und bleibt es auch der Bevölkerung vorbehalten, bis zu dem Zeitpunkt der Urbarmachung die Bodenprodukte zu benutzen. Ich habe absichtlich diese Bedingungen etwas ausführlich mitgetheilt, da aus denselben sich ergiebt, wie hinderlich dieselben für den Pflanzer werden konnten; einzelne Veränderungen wurden auch schon nach kurzer Zeit nöthig erachtet, namentlich wurde die Dauer der Pacht und der Betrag der Miethe, welche in jedem Fall zu bezahlen war, dem Abkommen der Betheiligten überlassen. Jetzt wird der Landbau beinahe ausschließlich nach der extensiven Methode getrieben; jährlich wird ein Theil der Ländereien bebaut, die anderen bleiben brach liegen; die Arbeiten geschehen, wo dies möglich ist, im Akkord.

Wenn auch die Unternehmungen größtentheils mit holländischem Gelde arbeiten, so bietet doch die europäische Bevölkerung eine große Abwechselung von Nationalitäten; sowohl die Namen der Unternehmungen als die Geschlechtsnamen der Bewohner deuten dies an; das Bedürfniß fremde Arbeiter heranzuziehen hat dazu beigetragen die Musterkarte, welche Sumatra in ethnographischer Beziehung bietet, noch bunter zu machen. Ich habe oben schon erwähnt, daß die ursprünglichen Bewohner der Küste Malaien, die des Innern Bataker sind; natürlich waren auch, schon ehe die Kultivation einen Anfang nahm, andere Stämme vertreten: Araber, die ja im indischen Archipel überall, namentlich an

[1]) Weil man sie für die Ausbeutung von Zinn gebrauchte.

den kleinen Höfen vordringen, Eingeborene der Halbinsel Malakka, die durch Handelsbeziehungen nach Deli geführt waren, Atjinesen, welche aus dem Nachbarlande kamen, Gajos, die aus dem unbekannten Gebirge niederstiegen. Als man Arbeiter nöthig hatte, da suchte man von den anderen Inseln des Archipels, vom Festlande und (wie schon erwähnt) von China die nöthigen Arbeitskräfte zu gewinnen. Die Chinesen stellten hierzu den größten Antheil; namentlich die Deli Maatschappij scheute keine Opfer für diesen Zweck; einer ihrer ersten Beamten begab sich nach China und organisirte dort die Einwanderung. Natürlich trat eine Zeit ein, wo man der Zahl zuliebe allen möglichen Ausschuß nehmen mußte, bis man endlich den traurigen Folgen gegenüber stand. Auch machte man Versuche Javanen (namentlich aus der dicht bevölkerten Landschaft Bagelen) zur Einwanderung zu bewegen. Wiewohl dieselben zu den fleißigsten Bewohnern von Java gehören, mißglückten diese Versuche, wie es vorauszusehen war, vollständig. Der eigentliche, angesessene Javane ist viel zu anhänglich an den Boden seines Vaterlandes, als daß er sich entschließen sollte, dasselbe dauernd zu verlassen; wenn er auch manchmal Jahre lang z. B. als Diener eines Europäers im Archipel umherschweift, so bleibt es doch sein Ideal zur Stelle, wo er geboren wurde, zurückzukehren, und nur diejenigen, welche ihre einfache Natur schon mehr verleugnen, sind im Stande ihr Vaterland aufzugeben; es ist daher deutlich, daß diejenigen, welche sich zur Auswanderung entschlossen, nicht zu den Besten ihres Volkes gehörten, so daß Herr Cremer, einer der Leiter der Deligesellschaft, über diese Einwanderer schrieb: „Jeder besaß mehr Untugenden als zehn chinesische Einwanderer zusammengenommen.“ Durch diese Worte werden sie allerdings sehr schlecht qualificirt. Besser glückte es mit Einwanderern von Baweau, die ihrer Nationalität nach schon einen größern Wandertrieb besitzen, doch wirkten hier besondere Verhältnisse mit; einer der Unternehmer in Deli nämlich hatte eine Zeit lang auf ihrer Insel gewohnt und dort Verbindungen angeknüpft; auch ein in neuerer Zeit gemachter Versuch, Familien aus anderen Theilen Sumatras zu bewegen sich dort niederzulassen, scheint keinen besondern Erfolg gehabt zu haben. Sehr zum Nachtheil der Pflanzer legt die englische Regierung der Anwerbung Eingeborener des festen Landes (namentlich Klingalesen), die als Arbeiter sehr gerühmt werden, große Hindernisse in den Weg.

Wiewohl man die Arbeiter je nach der Art des Volkes, dem sie angehören, in verschiedener Weise verwendet, so scheint es doch, als ob die verschiedenen Racen nicht neben einander bestehen können, namentlich wird die malaiische Race durch die Chinesen unterdrückt. Wie nöthig es übrigens war, daß die Regierung sich mit der Arbeiterfrage ernstlich beschäftigte, zeigten die Unruhen der Jahre 1876 und 1877, bei welchen sich die Arbeiter mehrerer Unternehmungen gegen ihre Herren wendeten; die Schuld darf übrigens durchaus nicht ausschließlich bei ersteren gesucht werden.

Ich glaube im Vorhergehenden genug Einzelheiten erwähnt zu haben, um die Summe ziehen zu können:

Die Schätze von Deli lagen durchaus nicht offen da; weder Gold noch Diamanten wurden da gefunden, sondern der Reichthum war im Boden versteckt, dem er mit Anstrengung und Arbeit abgewonnen werden mußte. Diejenigen, welche zuerst dorthin gingen um dies zu versuchen, waren nicht durch Armeen geschützt, aber sie besaßen ein reiches Kapital an Kenntniß und Erfahrung in Bezug auf Pflanzungen auf tropischem Boden und genügende Geldmittel, sie wußten sich die Gunst des Fürsten, seinen Schutz zu verschaffen und genügende Arbeitskräfte heranzuziehen; das Beispiel der ersten Ansiedler wurde nachgeahmt, es bildete sich eine große Gesellschaft und auch dieser glückte es, trotz der großen Ausbreitung, welche sie ihrem Wirkungskreis gab, alle Hindernisse, namentlich den Mangel an Arbeitskräften, zu überwinden, während die Schwierigkeiten, die sie an Ort und Stelle traf, obwohl sie nicht gering angeschlagen werden dürfen, doch nicht mit denen verglichen werden können, welche die ersten Schritte, die ersten Versuche der Kultivation auf einem bis dahin noch jungfräulichen Gebiete begleiten.

Man darf hierbei nicht vergessen, daß die ersten Unternehmer ganz freie Hand bei ihren Arbeiten hatten, und daß bei der Deli Maatschappij, wenn ich gut unterrichtet bin, die höheren Beamten durchaus keinen festen Gehalt, sondern nur einen Antheil am Gewinn beziehen. Dies ist ein Umstand, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Wenn es wahr ist, daß die beste Staatsform die absolute ist, wenn sie sich nämlich in guten Händen befindet, so ist bei solchen Unternehmungen eine möglichst absolute Gewalt der Leiter eine der ersten Lebensbedingungen — wenn man nämlich den richtigen Mann an die richtige Stelle gestellt hat. — Der Rückschlag, der sich in Deli, allerdings weniger im Ganzen als in Bezug auf einzelne Unternehmungen, gezeigt hat, erklärt sich leicht. Es sind nicht so sehr die Gefahren von der Seite der Eingeborenen, welche die jungen Unternehmungen bedrohen, als vielmehr eigene Ungeschicklichkeit bei der Auswahl der Ländereien, demnach spätere Enttäuschung durch schlechte Ernten und die Eifersucht der Pflanzer, welche bei dem Mangel an Arbeitskräften sogar die Ursache wurde, daß man sich die Arbeitskräfte unter einander abtrünnig machte; dies ist die Erklärung, warum derartige Unternehmungen in schwach bevölkerten, schlecht mit Arbeitskräften versehenen Gegenden nur glücken können, wenn die Leitung in einer Hand liegt, wenn die Unternehmer ein Monopol besitzen.

Eingeengt wurden die Unternehmungen ferner durch die Maßregeln der Regierung. Ich will durchaus nicht die Ansicht aussprechen, daß eine solche Beschränkung beabsichtigt worden wäre, sie wird vielmehr dadurch hervorgerufen, daß die Regierungsbeamten in Bezug auf solche, ihnen großentheils ganz fremde, Verhältnisse nur schwer das Richtige zu treffen verstehen, während außerdem ihre häufigen Versetzungen es ihnen nicht gestatten, sich mit den örtlichen Verhältnissen und Bedürfnissen genügend bekannt zu machen. Dazu kommt, daß sie gewohnt sind dem Eingeborenen gegenüber als Stellvertreter des Generalgouverneurs aufzutreten und mit oder ohne Absicht diesen Standpunkt auch wohl gegenüber einem Pflanzer einzunehmen suchen. Daß die Regierung die für die neu erschlossenen Gebiete erforderlichen Ausgaben so schnell durch die Einnahmen deckte, hat wohl auch der Entwickelung geschadet; noch mehr aber that dies die Unsicherheit, welche in mancher Beziehung auf wirthschaftlichem Gebiete noch bestand; diese Unklarheit, dieses Zögern ist der Krebsschaden, der nicht bloß an Deli nagt.

Es ist nicht zu erwarten, daß eine einzelne Person, welche hinreichendes Vermögen besitzt, dies und die eigene Person an eine Kultivation wagen wird; thut Jemand dies, so ist für ihn die Wahrscheinlichkeit des Erfolges am größten, weil er von allen fremden Einflüssen am unabhängigsten ist; gewöhnlich werden aber nur Gesellschaften über genügendes Kapital verfügen können und für solche Zwecke verfügen wollen. Welcher Fall denn nun auch eintreten mag, das Nothwendigste ist das Studium der Gegend, in der man sich niederlassen will, und der Arbeiterfrage. Kann man ein Monopol bekommen, um so besser; wo nicht, so muß man so viel Boden zu erwerben

ſuchen, daß die anfänglichen Unternehmungen wenigſtens weit genug von etwa ſpäter kommenden, fremden Nachbarunternehmungen entfernt bleiben, um keine unangenehmen Verwickelungen der Arbeiter wegen befürchten zu müſſen. Wie groß oder klein das Kapital ſei, man fange mit einer verhältnißmäßig kleinen Unternehmung an; auf fremdem Boden, wo man keine Erfahrung hat, ſind dergleichen Unternehmungen immer eine Art Glücksſpiel wenigſtens im Anfang; Lehrgeld muß man in allerlei Münze bezahlen; je kleiner der erſte Einſatz iſt, deſto länger kann man das Spiel aushalten und deſto mehr Mittel hat man zur Verfügung ſeine Unternehmung auszubreiten, wenn das Spiel eine günſtigere Wahrſcheinlichkeit bietet, die man zu benutzen gelernt hat.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Mehr als fünf Jahre nach dem Tode Hermann von Barth's werden wir noch durch eine nachgelaſſene Arbeit von ihm überraſcht, die der als Alpenforſcher wohlbekannte A. Waltenberger fortgeſetzt, ergänzt und herausgegeben hat: Orographie des Wettersteingebirges und der Miemingerkette (Augsburg, Lampart 1882, Pr. 6 M.). Freiherr von Barth iſt der Erſte geweſen, welcher die gewaltigen Bergketten zwiſchen Fernpaß und Achenſee wiſſenſchaftlich erforſcht hat; „er war es, der mit kühner Unerſchrockenheit, ohne das wichtige Hilfsmittel verläſſiger Karten, ohne Führer, ganz und gar auf eigene Willenskraft ſich ſtützend, als begeiſterter Alpenfreund Spitze um Spitze eroberte und vor keinem Hinderniß zurückſchreckte, wenn es galt, topographiſche Probleme zu löſen und neue Einblicke in den Bau und die Anordnung der Bergketten zu gewinnen." Bei ſeiner Abreiſe nach Afrika gab v. Barth ſeine Aufzeichnungen an Waltenberger, welcher jetzt den erſten Theil des Werkes, die Orographie des Wetterſtein- und Karwendel-Gebirges, in die Oeffentlichkeit bringt, nachdem er das in Rede ſtehende Gebiet wiederholt ſelbſt bereiſt hat. Daſſelbe iſt dadurch kartographiſch, orographiſch und touriſtiſch vollkommen erſchloſſen und gehört nun zu den beſtbekannten Theilen der Alpen. Unter den fünf Karten ſind Tafel 1: Das Wettersteingebirge und die Mieminger Kette. Von A. Waltenberger (1 : 125 000. Mit Iſohypſen in Abſtänden von 200 zu 200 Meter) und Tafel 3: Die Zugſpitze, ein ſehr feiner plaſtiſcher Kupferſtich, von beſonderm Werthe; bei beiden Karten ſind die officiellen Aufnahmen durch Meſſungen und Skizzen der beiden Autoren vielfach verbeſſert worden.

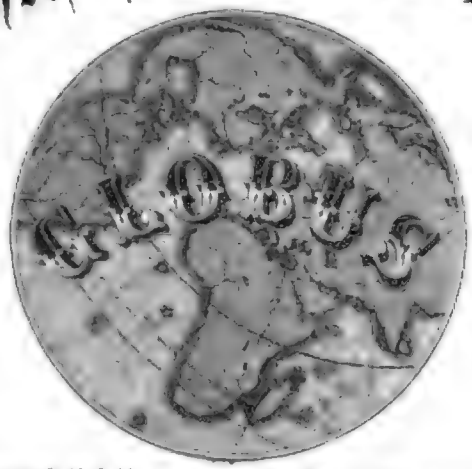
— In der „Zeitſchrift der Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin" (1882, Heft 3) giebt Prof. Heinrich Kiepert auf vier Kartenblättern die Details der neuen griechiſch-türkiſchen Grenze, wie ſie von der internationalen Kommiſſion in den Monaten Juli bis Oktober 1881 vermeſſen worden iſt, und daneben die daſſelbe Gebiet reſp. Theile deſſelben betreffenden Routiers von Reiſenden, wie Leake 1836, Heuzey 1860, Laloy 1861 bis 1862, Heinrich Barth 1865, Lejean 1867, Gorceix 1872, de Gubernatis 1879, gewiſſermaßen eine illuſtrirte Geſchichte der Fortſchritte, welche die kartographiſche Darſtellung von Theſſalien und Südoſtepirus in dieſem Jahrhunderte gemacht hat. Aber alles, was dieſe Reiſenden und die Kommiſſion haben leiſten können, bezieht ſich doch nur auf ſchmale Streifen Landes, und noch genug bleibt dort im Südoſten Europas zu thun, ehe wir ſagen können, daß uns dieſe klaſſiſchen Landſchaften durchweg bekannt ſind. Prof. Kiepert berechnet die neue griechiſche Erwerbung auf rund 243 geogr. Quadratmeilen; davon ſind circa 23 Quadratmeilen jetzt durch die Grenzkommiſſion aufgenommen worden, weitere 53 (mit einzelnen Lücken) im obern theſſaliſchen Becken durch Ingenieur Laloy im Auftrage von Napoleon III. und etwa 4 (nördlich von Lariſſa) durch Rekognoſcirungen öſterreichiſcher Offiziere, zuſammen etwa 80 Quadratmeilen oder ungefähr ein Drittheil des Ganzen. So bleiben immer noch zwei Drittheile des neugewonnenen Gebietes zu vermeſſen, und davon iſt wiederum nur die kleinere Hälfte im öſtlichen Theſſalien uns durch die Beobachtungen von privaten Reiſenden (der Engländer Gell und Dodwell, des Franzoſen Maizières und des Dänen Uſſing) in ihren Hauptzügen einigermaßen bekannt geworden. Leider aber iſt keine Ausſicht vorhanden, daß das finanziell nicht gerade glänzend ſituirte Griechenland in nächſter Zeit die Mittel finden wird, um dieſe Gebiete aufzunehmen und ſo der Pflicht eines civiliſirten Staates nachzukommen. Läßt es ſich doch durch Deutſchland die Karte der Umgebung ſeiner Hauptſtadt herſtellen! — Die vierte der Kiepert'ſchen Karten, welche die Ausdehnung der verſchiedenen Aufnahmen vor Augen führt, verzeichnet daneben ſämmtliche Dörfer mit türkiſchen Namen, über anderthalb Hundert an Zahl, welche zumeiſt der Ebene und dem flachern Hügellande angehören. Dieſe türkiſchen Anſiedelungen in Theſſalien ſind älter als die osmaniſche Eroberung: bereits im 10. Jahrhundert wurden dieſe Türken von den byzantiniſchen Kaiſern aus Kleinaſien herbeigerufen; daher ihr Name „Koniariden"; von der Seldſchuken-Hauptſtadt Konia. Die meiſten dieſer Dörfer ſind in ihrer Bevölkerung ſehr herabgekommen oder haben jetzt trotz dem türkiſchen Namen wieder griechiſche Bevölkerung, deren große Maſſe ſich im Mittelalter in die umliegenden Berglandſchaften zurückgezogen hatte. Außer dieſen Türken finden ſich im Pindos-Gebirge und am Oberlaufe des Aſpropotamo und Arta die meiſt ſtark bevölkerten Gebirgsdörfer der gleichfalls im Mittelalter eingewanderten Kutzowlachen oder Zinzaren, welche im Hauſe ihren romaniſchen Dialekt bewahren, aber daneben aus Rückſichten des Verkehrs ſämmtlich Griechiſch ſprechen. Beide Nationalitäts-Bruchtheile aber, Türken wie Wlachen, werden vorausſichtlich dem griechiſchen Elemente gegenüber nicht lange Stand zu halten vermögen, ſo daß bis zum Schluſſe des Jahrhunderts die volle Nationaleinheit innerhalb der neuen griechiſchen Grenzen hergeſtellt ſein dürfte.

Inhalt: Das heutige Syrien XIX. (Mit ſechs Abbildungen.) — Francis Birgham: Ueber die Verſtümmelung der Vorderzähne bei den Naturvölkern II. (Schluß.) — C. Haberland: Das Salz im Volksglauben I. — E. Metzger: Deli auf Sumatra II. — Aus allen Erdtheilen: Europa. (Schluß der Redaktion 1. Oktober 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLII. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XX.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Neben der Quelle el-Dschedi finden sich Ruinen einer Mühle und mehr dem Strande zu die von zwei ziemlich tiefen antiken Bassins. Zahlreiche sonstige Mauerreste rühren von Terrassen her, auf denen einst Weinreben und Obstbäume gezogen wurden; von den Palmen, die nach Josephus in alter Zeit hier gediehen, ist keine Spur mehr vorhanden. Die Küstenebene im Süden der Quelle wird heute von den Rscheide-Beduinen, die zu dem großen Stamme der Ta'amirah gehören, mit Getreide, Durrah und besonders mit Gurken, die rasch reifen und in Jerusalem sehr gesucht sind, bebaut. In den Bergen der Umgebung giebt es außer Gazellen zahlreiche Steinböcke, deren knotige Hörner in Jerusalem zu Dolchgriffen verarbeitet werden, dann Panther, Hyänen, Füchse, Schakale und viele magere, hochbeinige Hasen. Prächtig ist die Aussicht von Ain Dschedi: man übersieht das Todte Meer fast in seiner ganzen Ausdehnung, nach Norden das Ras Feschkah und die Einmündung des Jordan, nach Osten die hohen Steilränder von Moab mit der Stadt und Festung Kerak und die große, weit in das Meer vorspringende, flache und sumpfige Halbinsel Lisan (d. i. Zunge). Gegen Süden ist der Ausblick durch den finstern Berg des Kasr Sebbeh, das als Masada bald nach der Zerstörung Jerusalems eine so hervorragende Rolle gespielt hat, beschränkt. Im Westen erinnern die hohen Steilabfälle, zerrissen und kahl, an Alpenlandschaften, und hier wie in den Alpen wecken Scharen von Krähen (Corvus affinis) das Echo mit ihrem heisern Krächzen. Erst am Abend wird alles ruhig und friedlich; majestätisch steigt der Mond empor und übergießt die spiegelglatte Fläche des geheimnißvollen Salzsees mit seinem Lichte, und das Murmeln der Ziegenquelle ist das einzige Geräusch, das das Schweigen der Nacht unterbricht.

Von Ain Dschedi an wird das Land unsicher; es sitzen dort bis zum Südende des Todten Meeres die Dschellahin, welche zur Zeit von Lortet's Reise sich in offenem Kampfe mit dem Pascha von Jerusalem befanden und sich an das Ostufer des Meeres zurückgezogen hatten. Dank diesem Umstande ließ es sich ermöglichen, einen Ausflug nach Masada zu machen, ohne den Nomaden den üblichen schweren Tribut dafür zu bezahlen; doch galt es sehr schnell zu reisen, alles Gepäck zurückzulassen und nur Waffen, Instrumente und Decken mitzunehmen. Sobald der Tag anbrach, saß die Gesellschaft zu Pferde; sie bestand aus Lortet, dem Dragoman nebst zwei seiner besten Diener, dem einäugigen Scheich Goblan und vier seiner Aduan-Beduinen. Der Weg führt zuerst durch die Trümmer der antiken Ortschaft Engeddi und tritt dann in eine steinige Wüste. Es riecht dort stark nach Schwefelwasserstoff, ohne daß irgendwo Thermalquellen zu Tage treten; wahrscheinlich fließt das Mineralwasser in geringer Tiefe unter dem Steingerölle, wie ein an manchen Stellen aufsteigender weißlicher Dampf anzudeuten scheint. Um 10 Uhr legte man sich in Wadi-el-Chalil hinter einen großen Felsblock und nahm das Frühstück ein. Weiterhin verbreitert sich der Strand zu

einer meiner Kirchen, die mir schon gewidmet waren, Hand anlegte, ich verstehe mich auch ein wenig darauf, und ich habe Lust, es noch einmal zu versuchen. Ich will sehen, ob ich es nicht ebenso gut machen kann, wie jene Baumeister, die vor mir gelebt haben.“

Der Bischof, der sich nicht wenig darüber wunderte, daß Johannes so gut Bescheid wußte, antwortete: „Ich habe nichts dagegen, daß du dich an dieses Werk machst, wenn du es nur gut machst. Aber ich will dir sagen, daß du dir eine große Aufgabe vorgenommen hast, denn diese Kirche ist sehr schwierig zu bauen.“

Johannes ging nun an die Arbeit, und da er sehr geschickt war, so machte er sich bald an die Ausführung seines Planes. Er ließ sich Steine und Kalk bringen, und begann zu bauen. Als er aber eine Zeitlang gearbeitet hatte, da sah er, daß er sich doch zu viel vorgenommen hatte, und daß er diese Kirche nicht so bauen konnte, wie er es sich vorgestellt hatte. Er ließ also alles, was er gebaut hatte, wieder niederreißen, und fing von neuem an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum dritten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum vierten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum fünften Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum sechsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum siebenten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum achten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum neunten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum zehnten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum elften Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum zwölften Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum dreizehnten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum vierzehnten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum fünfzehnten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum sechzehnten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum siebzehnten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum achtzehnten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum neunzehnten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum zwanzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum einundzwanzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum zweiundzwanzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum dreiundzwanzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum vierundzwanzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum fünfundzwanzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum sechsundzwanzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum siebenundzwanzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum achtundzwanzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum neunundzwanzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum dreißigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum einunddreißigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum zweiunddreißigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum dreiunddreißigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum vierunddreißigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum fünfunddreißigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum sechsunddreißigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum siebenunddreißigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum achtunddreißigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum neunundzwanzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum vierzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum einundvierzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum zweiundvierzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum dreiundvierzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum vierundvierzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum fünfundvierzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum sechsundvierzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum siebenundvierzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum achtundvierzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum neunundvierzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum fünfzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum einundfünfzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum zweiundfünfzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum dreiundfünfzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum vierundfünfzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum fünfundfünfzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum sechsundfünfzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum siebenundfünfzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum achtundfünfzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum neunundfünfzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum sechzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum einundsechzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum zweiundsechzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum dreiundsechzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum vierundsechzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum fünfundsechzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum sechsundsechzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum siebenundsechzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum achtundsechzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum neunundsechzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum siebzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum einundsiebzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum zweiundsiebzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum dreiundsiebzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum vierundsiebzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum fünfundsiebzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum sechsundsiebzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum siebenundsiebzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum achtundsiebzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum neunundsiebzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum achtzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum einundachtzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum zweiundachtzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum dreiundachtzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum vierundachtzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum fünfundachtzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum sechsundachtzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum siebenundachtzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum achtundachtzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum neunundachtzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum neunzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum einundneunzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum zweiundneunzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum dreiundneunzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum vierundneunzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum fünfundneunzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum sechsundneunzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum siebenundneunzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum achtundneunzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum neunundneunzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum hundertsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum einundhundertsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum zweiundhundertsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum dreiundhundertsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum vierundhundertsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum fünfundhundertsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum sechsundhundertsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum siebenundhundertsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum achthundertsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum neunhundertsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundersten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundzweiten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausenddritten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendvierten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendfünften Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendsechsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendsiebten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendachten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendneunten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendzehnten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendelften Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendzwölften Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausenddreizehnten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendvierzehnten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendfünfzehnten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendsechzehnten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendsiebzehnten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendachtzehnten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendneunzehnten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendzwanzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendeinundzwanzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendzweiundzwanzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausenddreiundzwanzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendvierundzwanzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendfünfundzwanzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendsechsundzwanzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendsiebenundzwanzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendachtundzwanzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendneunundzwanzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendunddreißigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundeinunddreißigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundzweiunddreißigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendunddreiunddreißigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundvierunddreißigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundfünfunddreißigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundsechsunddreißigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundsiebenunddreißigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundachtunddreißigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundneunundzwanzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundvierzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundeinundvierzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundzweiundvierzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendunddreiundvierzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundvierundvierzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundfünfundvierzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundsechsundvierzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundsiebenundvierzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundachtundvierzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundneunundvierzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundfünfzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundeinundfünfzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundzweiundfünfzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendunddreiundfünfzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundvierundfünfzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundfünfundfünfzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundsechsundfünfzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundsiebenundfünfzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundachtundfünfzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundneunundfünfzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundsechzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundeinundsechzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundzweiundsechzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendunddreiundsechzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundvierundsechzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundfünfundsechzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundsechsundsechzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundsiebenundsechzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundachtundsechzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundneunundsechzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundsiebzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundeinundsiebzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundzweiundsiebzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendunddreiundsiebzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundvierundsiebzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundfünfundsiebzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundsechsundsiebzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundsiebenundsiebzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundachtundsiebzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundneunundsiebzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundachtzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundeinundachtzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundzweiundachtzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendunddreiundachtzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundvierundachtzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundfünfundachtzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundsechsundachtzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundsiebenundachtzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundachtundachtzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundneunundachtzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundneunzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundeinundneunzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundzweiundneunzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendunddreiundneunzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundvierundneunzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundfünfundneunzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundsechsundneunzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundsiebenundneunzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundachtundneunzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundneunundneunzigsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundhundertsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundeinundhundertsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundzweiundhundertsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendunddreiundhundertsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundvierundhundertsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundfünfundhundertsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundsechsundhundertsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundsiebenundhundertsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundachthundertsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundneunhundertsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundtausendsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundtausendundersten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundtausendundzweiten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundtausenddritten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundtausendvierten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundtausendfünften Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundtausendsechsten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundtausendsiebten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundtausendachten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundtausendneunten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundtausendzehnten Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder alles niederreißen, und fing zum tausendundtausendelften Male an zu bauen. Aber auch diesmal ging es ihm nicht besser als das erstemal. Er mußte wieder

jenen Damm aufſchütten und auf demſelben ſeine Belagerungsmaſchinen an die feindlichen Mauern heranbringen. Aber als Breſche gelegt war, errichteten die Juden einen Wall aus einer doppelten Reihe von Balken und füllten den Zwiſchenraum mit Erde und Schutt. Nun gelang es den Römern dieſe Mauer mit Fackeln anzuſtecken; doch drohte der herrſchende Nordoſt ihre eigenen Maſchinen in Brand zu ſetzen und ihre Stellung unhaltbar zu machen, als der Wind plötzlich umſprang und den Wall in helle Flammen ſetzte. Als die heroiſcheſten Anſtrengungen des Feuers Herr zu werden vergeblich blieben, beſchloſſen die Belagerten, ſich ſelbſt den Tod zu geben: zehn Männer, durch das Loos erwählt, mußten alle übrigen, 960 Männer, Weiber und Kinder, ermorden; dann brachte einer von ihnen die übrigen neun um, ſteckte den Palaſt und das Zeughaus an und erdolchte ſich ſelbſt. Nur zwei Frauen und fünf Kinder hatten ſich in einem Keller verborgen und blieben am Leben. Sonſt fanden die einrückenden Römer am nächſten Morgen nur Leichen, Aſche und Trümmer.

Nach wenigen Stunden Aufenthalts trat Lortet mit ſeinen Gefährten nothgedrungen den Rückweg nach Ain Dſchedi an, wo er nach einem ſcharfen ermüdenden Ritte um zehn Uhr Nachts anlangte und den folgenden Tag ruhte.

Das Todte Meer, das dritte große Becken, in welches der Jordan ſeine Waſſer ergießt, nimmt den tiefſten Theil einer gewaltigen Depreſſion ein, welche unter dem Namen

Maſada, von Weſten geſehen.

Ghor ſich etwa von 33° bis zu 31° n. Br. hinzieht. Bei Jericho weichen die Steilränder des Ghor etwas von der nordſüdlich verlaufenden Axe des Ghor ab, aber weiterhin laufen ſie wieder parallel, ſo daß die Breite des Todten Meeres in ſeiner ganzen Längenerſtreckung ungefähr dieſelbe (16 Kilometer) iſt, abgeſehen von den beiden abgerundeten Enden und von der bis zu drei Viertheilen der Breite vorſpringenden Halbinſel Liſan, welche die große nördliche von der kleinen, faſt kreisrunden, ſüdlichen Hälfte trennt. Seine Länge (75 Kilometer) kommt etwa derjenigen des Genfer Sees gleich; das ſüdliche Ende iſt eine ſumpfige Tiefebene, welche während der Regenzeit unter Waſſer ſteht. Seine mittlere Tiefe beträgt 329 Meter, die größte 399 Meter abſolut oder 793 Meter unter dem Spiegel des Mittelmeeres, während das ſüdliche Becken nirgends tiefer als 3,6 Meter iſt. Uebrigens wechſelt ſein Spiegel ſehr je nach den Jahreszeiten, wie man ſofort an den mit Salz bedeckten Bäumen am Ufer erkennt, und im Winter oder der Regenzeit erhöht er ſich meiſt um ein Bedeutendes. Zu Ende der Tertiärzeit war er viel höher, als heutzutage; denn man hat 106 Meter über der heutigen Oberfläche an den Bergabhängen Mergellager gefunden. Auch die einmündenden Flüſſe waren einſt anſehnlicher; das beweiſen die umfangreichen Buchten, welche ſie ſich an der Oſt- und Weſtküſte ausgewaſchen haben. Sein Waſſer iſt zwar klar, aber nicht ſehr durchſichtig; unter gewiſſen atmoſphäriſchen Bedingungen iſt es ſehr ſchön blau, meiſt aber grünlich, wohl in Folge der darin enthaltenen Salze. Unter allen bekannten Waſſern hat es die größte Dichtigkeit, dabei einen abſcheulichen, bitterſalzigen, öligen Geſchmack wegen

Slawische Gesichtstypen.

der Magneſia- und Sodaſalze, deren Procentſatz übrigens in den einzelnen Jahreszeiten ein verſchiedener iſt. Bei der Jordanmündung iſt er geringer, als weiter ſüdlich, nach der Sommerhitze größer, als kurz nach der Regenzeit. Wegen ſeiner großen Dichtigkeit iſt auch ſeine Tragfähigkeit eine bedeutende; ein Menſch ſchwimmt darin ohne alle Anſtrengung, kann ſich aber nicht raſch vorwärts bewegen, da ſeine Beine ſich nutzlos ganz an der Oberfläche des Waſſers abmühen. Die in dieſer bergigen Gegend oft heftigen Windſtöße werfen mitunter langſam und ſchwerfällig ziemlich hohe Wellen auf, die ſich jedoch ihrer Schwere halber ſehr ſchnell wieder legen. Bekannt iſt, daß im Todten Meere kein organiſches Weſen, weder Pflanze noch Thier, lebt; aber die Erzählung der Alten, daß die aufſteigenden Dünſte jedem Menſchen und Thiere tödtlich ſeien, iſt eine Fabel. Wohl aber iſt das untere Jordanthal, welches ein überaus heißes Klima und ſtagnirende Gewäſſer beſitzt, im Herbſte von intermittirenden Fiebern heimgeſucht; und die Ghawarineh, die Bewohner des Thales und vielleicht die elendeſten von allen Anwohnern des Salzmeeres, tragen deutlich die Spuren des Sumpffiebers zur Schau; aber die Nähe des Todten Meeres hat damit nichts zu ſchaffen.

Seit alten Zeiten ſchwimmen ab und zu auf der Oberfläche des Sees große Maſſen Erdpech, wovon er im Alterthum den Namen des Asphaltites lacus erhalten hat. Die Araber behaupten, daß ſich das Bitumen beſonders nach Erdbeben zeige, wie in den Jahren 1834 und 1837, wo ſie ſchwimmend ſich der Erdpechmaſſen bemächtigten und daſſelbe in Jeruſalem zu etwa 72 Pf. das Pfund verkauften. Wahrſcheinlich ballt ſich das aus den Felſen ausgeſchwitzte Bitumen am Grunde des Sees zuſammen und wird dort durch Erdbeben losgeriſſen. Triſtram und Lartet haben im Wadi Mahawât (im Südweſten des Sees) reiche Aſphaltquellen gefunden, deren Produkt durch Zuſammenballen von Geſteinstrümmern, Geröll und Sand ein merkwürdiges, bituminöſes Konglomerat bildet. Auch Schwefelſtücke bis zur Größe eines Kinderkopfes finden ſich oft am Ufer und dienen den Arabern zur Pulverbereitung.

Die alte Hypotheſe von Letronne und Berton, daß der Jordan einſt in den Meerbuſen von Akabah mündete und dann durch Hebung des zwiſchenliegenden Landes davon abgeſchnitten wurde und das Todte Meer bildete, iſt durch die Unterſuchungen von Louis Lartet und Vignes beſeitigt worden; nirgends haben ſie im Süden des Todten Meeres Spuren von Muſcheln oder Korallen gefunden, welche auf einen frühern Zuſammenhang des Jordanthales und des Rothen Meeres deuteten. Vielmehr iſt das Jordanthal und das Todte Meer durch eine gewaltige Spalte entſtanden, deren tiefſte Stelle alle Gewäſſer des Jordan und der Gießbäche von Oſten und Weſten aufnahm. Dieſe Dislokation hat wahrſcheinlich in ſehr alter Zeit (geologiſch geſprochen) ſtattgefunden, d. h. lange vor der Bildung der Kreideformationen, welche die Berge Juda's und Moab's zuſammenſetzen. Daß der Spiegel des Salzſees einſt höher ſtand, wurde ſchon erwähnt; daß derſelbe auch damals keine Lebeweſen barg, ergiebt ſich aus der Abweſenheit animaliſcher Reſte in den jetzt hoch über dem Waſſerſtande des Todten Meeres erhaltenen Niederſchlägen. Möglich, daß die Entſtehung der Vulkane in Dſcholan (öſtlich vom Oberlaufe des Jordan) eine Anzahl Zuflüſſe des Jordan abgeſchnitten hat, ein Schickſal, was auch der waſſerreiche Nahr Kaſimijeh bei Tyrus gehabt zu haben ſcheint. Ferner iſt durch Gletſcherſchliffe, Moränen u. ſ. w. nachgewieſen, daß Libanon und Antilibanos einſt von Gletſchern bedeckt waren, deren Schmelzen lange Jahre hindurch die Ströme und damit das Todte Meer hat anſchwellen laſſen. Steigt doch daſſelbe noch heutigen Tages während der Schneeſchmelze um ein ganz Bedeutendes.

Nach einem ganzen Ruhetage bei Ain Dſchedi kehrte Lortet längs des Weſtufers des Sees nach Norden zurück und lagerte nach einem ſehr anſtrengenden Tagemarſche am erſten Abend bei Ain Ghueir, einer zwar kleinen, aber guten und friſchen Quelle. Ringsum erheben ſich kahle, öde Berge und Felſen, welche durch Erdbeben und durch die abwechſelnde Wirkung der heißen Sonnenſtrahlen und der kalten Nächte in wunderbare Formen zerriſſen und zerklüftet ſind. An Pflanzen findet ſich dort faſt nichts, nur einige ſtachlige Eichen und die ſehr aromatiſche Artemisia judaica, welche in Europa als Mittel gegen Inſekten verwendet wird, und die die Abſinth-Fabrikanten beſtimmt ausbeuten werden, wenn der Orient erſt einmal dieſes verfluchte Gift zu konſumiren beginnt. Friſch geſtärkt ſetzte man am nächſten Morgen die Wanderung längs der Küſte fort, kreuzte nach drei Stunden das Wadi en-Nar, überſtieg dann das Vorgebirge el-Feſchkah und freute ſich von dort oben des weiten Ueberblickes über den Salzſee. Durch Wadi Gumran, deſſen Namen man fälſchlich mit Gomorrha in Verbindung gebracht hat, erreichte man bei Ain el-Feſchkah wieder das Ufer und einen Platz zum Nachtlager. Am dritten Tage folgte man zunächſt noch demſelben Wege, welchen man einige Tage zuvor in umgekehrter Richtung zurückgelegt hatte. Ueberall zeigte das Ufer Spuren der winterlichen Ueberſchwemmung: in großen Maſſen von mehreren Metern Höhe lagen Baumſtämme, durch das Salzwaſſer geſchwärzt, auf dem Lande, vom See durch Sandhügel und tiefe Lagunen getrennt. 200 m vom Ufer erhebt ſich eine kleine Inſel, Redſchûm-Lût, nur wenig über die Fluthen; ſie ſcheint durch die Trümmer eines alten ganz zerſtörten Gebäudes gebildet zu ſein. Prächtige weiße Reiher ſtolzirten darauf umher, ſicher vor dem Schuſſe. Jetzt entrollte ſich das ganze nördliche Ende des Todten Meeres vor den Blicken des Reiſenden, ein ovales Becken, in deſſen Mitte die gelben Waſſer des Jordan ſich durch zwei von Sümpfen eingeſchloſſene Arme ergießen. Die Ufer derſelben und die vorliegenden Sandbänke ſind mit leeren Schalen von Melanopsis praemorsa, M. costata und M. Saulcyi und zahlloſen todten Fiſchen bedeckt, welche faſt alle den verſchiedenen Species von Chromis angehören, welche Lortet im Tiberias-See und im Jordan gefangen hat. Dieſes Genus ſcheint beſonders empfindlich gegen das ſalzige und bromhaltige Waſſer des Sees zu ſein; ſobald ſie, von den Wellen des Jordan herabgeführt, in den Bereich des Salzwaſſers gerathen, kommen ſie an die Oberfläche, kehren bald den Bauch nach oben, ſterben raſch und bilden dann für eine Menge Raubvögel, Geier und Raben willkommene Beute.

Die beiden Flußarme ſind an der Mündung etwa 50 m breit und nur 1 m tief; doch iſt es wegen des tiefen Schlammes unmöglich, den Strom dort zu durchfuhrten. Der Weg wendet ſich vielmehr vom Fluſſe, den ein dichter Waldſtreifen begleitet, ab in die ſandige, mit kleinen Dünen und ſtellenweiſe mit Salz bedeckte Ebene, biegt endlich nach Oſten um und führt zu dem Platze el-Helu, wo Pilger und Reiſende das herkömmliche Bad zu nehmen pflegen. 300 bis 400 m breit dehnt ſich zu beiden Seiten des Fluſſes ein Wald von hohen Bäumen, Gebüſchen und Rohr aus; er beſteht zumeiſt aus Pappeln (Populus Euphratica), Weiden, Tamarinden, Agnus castus, Elaeagnus, Arundo donax und anderen. In mehr als 2 m Höhe bemerkt man an und auf dieſen Bäumen Büſchel von Gras und Rohr, welche das Hochwaſſer dort zurückgelaſſen hat. Alsdann iſt die Ebene des Ghor weithin überſchwemmt, wenn auch die

Drei lustige Gesellen auf Tour durch Deutschland.

Hauptſtrömung des Fluſſes ſtets ſich zwiſchen den ſenkrecht abfallenden Ufern hin bewegt. Wie ſtets im Frühling iſt das Waſſer des Jordan gelb und voll erdiger Beſtandtheile, dabei aber friſch und angenehm zu trinken. In ſeinem Mittellaufe hat er bis 12 Fuß Tiefe und eine ſo ſtarke Strömung, daß von den badenden Pilgern oft einer oder mehrere ertrinken. Im Sommer dagegen, vom Juni an, wenn der Schnee an ſeinen Quellen verſchwunden iſt und der Regen aufgehört hat, iſt das Waſſer des Jordan faſt klar und durchſichtig, wenn auch nicht vollkommen; denn er führt ſtets von dem an ſeinen Ufern abgeſetzten Schlamme mit ſich. Es iſt dann von dunkelgrüner Farbe und von ſehr angenehmem Geſchmacke.

Gegenüber der Badeſtelle auf der andern Seite des Fluſſes ſcheinen die Abfälle von regelmäßigen, in Terraſſen angeordneten Schichten gebildet, welche aus einem gelben und grauen Sande beſtehen, einer Ablagerung des Todten Meeres aus jener Zeit, wo es noch einen großen Theil des untern Jordanthales bedeckte. Von dieſen etwa 20 m hohen Abhängen beobachteten einige Beduinen die Lortet'ſche Ka-

Die Terraſſen des Jordanthales.

rawane mit Neugier; da ſie nur allzu große Neigung verſpüren, einzelne Reiſende auszuplündern, ſo thut man gut, ſich in dem dichten Uferwalde nur wohlbewaffnet oder in größerer Geſellſchaft zu ergehen. Auch häßlichen Thieren kann man dort begegnen, namentlich zahlreichen giftigen Vipern (Echis arenicola), denen einer von Lortet's Leuten beim Suchen nach Mollusken in dem Flußgeſchiebe beinahe zum Opfer gefallen wäre. Dieſe gewöhnlich im Sande hauſenden Schlangen haben hier, wo ſie ſtets der Gefahr ausgeſetzt ſind, durch plötzliches Anſchwellen des Jordan erſäuft zu werden, die ſonderbare Gewohnheit angenommen, ſich um ziemlich hoch befindliche Zweige zu wickeln und auf den Baumſtämmen ſich zu verbergen. Den zahlreichen Fiſchen im Fluſſe ſtellen blaugelbe Eisvögel von großer Federpracht (Alcyon Smyrnensis) nach, welche mit großer Geſchwindigkeit über das Waſſer hinſtreichen oder unbeweglich auf Baumwurzeln ſtehend den Fluß beobachten, um mit der Geſchwindigkeit eines Pfeiles ſich in denſelben zu ſtürzen, ſobald ſie eine Beute erblicken. Nie kehren ſie ohne einen Fiſch in dem ſtarken koniſchen Schnabel zurück. Leider ſind ſie ſelbſt ſehr ſcheu, und es fiel Lortet ſchwer, einige Exemplare für ſeine Sammlung zu ſchießen.

Deli auf Sumatra.

Ein Beitrag zur Kultivationsfrage. Von **E. Metzger.**

III.

Die beiden ersten Abschnitte befanden sich bereits im Drucke, als mir eine in dem „Nieuw. Rotterd. Ct." vom 9. September 2. Blatt aufgenommene Korrespondenz aus Deli in die Hände kam, welche sichtlich von einer mit den dortigen Verhältnissen genau bekannten Person in neuester Zeit geschrieben ist, weshalb ich mir erlaube zur Ergänzung und Bestätigung des Vorhergehenden derselben einige Mittheilungen zu entnehmen.

Es sind zunächst die schon vorher angedeuteten Klagen über die Regierung, welche hier schärfern Ausdruck finden: „Wiewohl Deli jetzt schon seit zehn Jahren dem Staatsschatz einen jährlichen Reinertrag von etwa fünfmalhunderttausend Gulden eingebracht hat," sagt der Korrespondent, „sucht man bis heute noch vergebens nach brauchbaren Wegen, Gefängnissen, Hospitälern, Offizier- und Beamtenwohnungen, die sich in gutem Zustande befinden, einer brauchbaren Apotheke, gutem Trinkwasser, hygienischer Aufsicht und einer guten Schule. Während unsere Regierung in unserm ganzen Archipel mit einem über jedes Lob erhabenen Eifer für das Wohlergehen ihrer Unterthanen sorgt, und nur ein geborener Murrkopf unzufrieden bleiben kann, vernachlässigt sie die Interessen von Deli."

Die (durch mich) hier spatiirten Worte dürfen wohl schon insofern nicht wörtlich genommen werden, als auch an anderen Orten durch die dort angesiedelten Pflanzer ähnliche Klagen ausgesprochen werden, ohne daß die, welche dieselben äußern, auf das Prädikat „Murrkopf" gerade außergewöhnliche Ansprüche erheben könnten; vielleicht aber sind sie auch ironisch gemeint.

Uebrigens begründet der Korrespondent die eben gegen die Regierung ausgesprochenen Klagen näher und fragt dann: „Kann diese Vernachlässigung auch etwa durch die Furcht erklärt werden, daß Deli in Zukunft keine Vortheile abwerfen, sich nicht noch weiter entwickeln werde?" Diese Vermuthung weist er auf Grund folgender Betrachtungen zurück:

Es ist wahr, daß die Tabaksfelder nur einmal in zehn Jahren eine gute Ernte liefern; doch vorerst ist noch Land im Ueberfluß vorhanden, so daß die Pflanzer jedes Jahr ein neues Stück für eine neue Ernte anpflanzen können; zweitens aber brauchen die Felder nicht neun Jahre lang brach zu liegen, nachdem einmal Tabak auf denselben geerntet ist; übrigens haben alle Pflanzer ihre Ländereien auf fünfundsiebzig Jahre in Erbpacht, und der beste Beweis dafür, daß sie nicht beabsichtigen ihre Unternehmungen vor Ablauf dieser Zeit aufzugeben, liegt darin, daß die sehr solide „Deli Maatschappij" fortfährt kostspielige Gebäude und Gartenanlagen anzulegen, Eisenbahnen, Tramways und Telegraphen vorzubereiten und anstatt augenblicklich möglichst großen Nutzen zu ziehen, große Opfer bringt, um ihrem Besitz größern, dauernden Werth zu verleihen. Die Gesellschaft macht auch Versuche mit anderen Anpflanzungen als Tabak, und zeigt sich in jeder Beziehung als die größte und unternehmungslustigste der dort bestehenden Associationen. Vielleicht ist es nicht uninteressant, dem Korrespondenten bei einem Besuch des Etablissements der „Deli Maatschappij" zu folgen.

Vier Stunden Wegs — unter gewöhnlichen Umständen nämlich — liegt Medan, das Hauptetablissement der Gesellschaft, von Labuan-Deli entfernt; der Weg befindet sich, wie alle öffentlichen Straßen, in einem gewissen Naturzustande; ist es trocken, so wird der Staub lästig, die Unebenheiten des Weges drohen das Fuhrwerk, in dem die Reisenden gewöhnlich diese Strecke zurücklegen, umzuwerfen und das Auge sieht rechts und links nur verfallene, schmutzige Gebäude; doch wenn kein besonderes Unglück eintritt, kann man den Weg wirklich in vier Stunden machen. Der Korrespondent der Nieuw. Rotterd. Ct. jedoch hat den Weg zurückgelegt, nachdem ein tropisches Gewitter denselben Tags zuvor tüchtig durchweicht hatte; im Allgemeinen genügt übrigens das Wort „durchweichen" nicht, wenn es sich darum handelt, den Zustand anzudeuten, in den ein niedriger Küstenstrich, wie der zwischen Labuan-Deli und Madan durch die Regenzeit versetzt wird. Man kann dann höchstens sagen, daß der Boden bis zu einer ansehnlichen Tiefe in Brei verwandelt ist und daß in dieser Tiefe der festere Grund eine solche Glätte an der Oberfläche besitzt, daß Menschen und Thiere nur langsam und zwar mit größter Anstrengung auf demselben vorwärts kommen können. Unser Reisender brauchte daher auch neun Stunden, um die Reise zu machen; zweimal schlug sein Wagen um, dreimal blieb er im Schlamm sitzen; den halben Weg hat er zu Fuß, bis an die Knie im Schmutz watend, zurücklegen müssen! Auf einmal erhob sich an der Seite des Weges ein prächtiger Park, dann kam ein breiter Seitenweg, der zu einer schönen Villa, der Wohnung des ersten Beamten der „Deli Maatschappij", führte. Hieran schließen sich neue Gärten, in denen sich sieben für die anderen Beamten bestimmte Villen befinden.

Nicht weit davon steht der „Toko" der Gesellschaft. Es ist das ein Laden, aber ein Laden, in dem ziemlich Alles feilgehalten wird; man wird kaum einen Artikel nennen können, der nicht in jedem bessern indischen Toko vertreten wäre. Schinken, Würste, konservirte Lebensmittel, Schuhwichse, Nähnadeln, Hosenknöpfe, Bijouterien, Brillanten, Kleiderstoffe (echt und nachgemacht, von Seide und von Kattun), Wagen, Sättel und Pferdegeschirr, Laternen, Lampen und Kaffeemühlen, Stereoskope, Musikdosen und Pfropfenzieher, Champagner, Genever und Petroleum, Holloway-Pillen, Striegeln und Kartätschen, Revolver, Jagdgewehre, chinesisches und europäisches Feuerwerk, Kleider, Porcellan und Schuhe — doch ich will aufhören, diese Probe wird genügen, um zu zeigen, daß alle Arten europäischer Läden in einem indischen Toko vertreten sind, um so mehr als meine Worte durch den Korrespondent bestätigt werden. Er sagt von dem Toko, dessen Eigenthümerin die Deligesellschaft ist: „Ihr könnt hier alles bekommen, alles ist wohlfeiler als anderswo, da nur soviel Gewinn genommen wird, wie für die Unterhaltung der Einrichtung nöthig ist." Die Verkäufer stehen mit festem Gehalt im Dienst der Gesellschaft, sind verpflichtet, die Käufer gut zu bedienen und wer-

den einer ſtrengen Kontrole unterworfen. Sie ſorgen daher, daß keine gegründete Klagen gegen ſie vorgebracht werden können. Dieſer Toko verſchafft nicht nur allen Beamten der Geſellſchaft, ſondern allen Bewohnern von Medan ſehr große Vortheile; da nämlich das Unternehmen auf Aktien gegründet iſt, ſteht es jedem Europäer frei, ſich mit einem kleinen Kapital an demſelben zu betheiligen, wodurch er das Recht erhält, ſeine Einkäufe dort zu machen und ſich ſo aus den Händen der Chineſen und Kleinhändler (bei denen natürlich ſehr hohe Preiſe bezahlt werden müſſen) zu helfen. An dieſen Toko ſchließen ſich weitere Beamtenwohnungen, das Haus des Doktors, des Apothekers, alle Häuſer ſind nach der angenehmen indiſchen Gewohnheit in einem nett angelegten, geräumigen Garten gelegen, daneben ein Hospital, ſo gut angelegt, ſo reinlich und hübſch, wie nur eins in der Kolonie zu finden iſt. Uebrigens iſt dies nur die Hauptniederlaſſung der Geſellſchaft; ſie beſitzt eine große Anzahl Plantagen, die als Muſter dienen können und die Bewunderung eines jeden Sachverſtändigen, der ſie beſucht, erregen werden. Trotzdem die Geſellſchaft, wie ſich aus dem vorigen Aufſatz ergiebt, für ihre Theilhaber ſorgt, ſorgt ſie auch gut für ihre Beamten; daß ſie im Verhältniß zu der Höhe, bis zu welcher die Antheile geſtiegen ſind, wenig Procente ausgetheilt hat, erklärt ſich genügend durch die großen Arbeiten, welche ſie unternommen, und die Vorarbeiten, welche ſie für andere Arbeiten machen läßt. Jetzt läßt ſie durch einige Ingenieure die Entwürfe für die Anlage einer Eiſenbahn von Labuan Deli über Medan nach Timbang Langkat anfertigen und hat die Konceſſion für dieſelbe nachgeſucht. Bei der niederländiſch-indiſchen Regierung dürfte dies Geſuch wohl keine Schwierigkeiten finden, doch iſt es die Frage, ob wohl der Sultan ſeine Zuſtimmung geben wird. Für die Anlage der Eiſenbahnen nämlich würde es nöthig ſein, einen Theil des Deliſluſſes abzudämmen und nun fürchtet der Fürſt, daß hierdurch der Fiſchfang, welcher eine Einnahmequelle eines Theils ſeiner Unterthanen bildet, werde benachtheiligt werden. Es würde wünſchenswerth ſein, daß der Sultan zu bewegen wäre, dieſen Bedenklichkeiten keinen zu großen Einfluß einzuräumen, denn die Eiſenbahn würde nicht nur für die „Deli Maatſchappij“ und die anderen Pflanzer, ſondern auch für die Regierung bedeutende Erſparniſſe — der Korreſpondent berechnet die Verminderung der Ausgaben, die allein für die Regierung hieraus entſtehen würde, auf monatlich dreitauſend Gulden — nach ſich ziehen. Nicht mit Unrecht iſt Deli das Niederländiſche Kalifornien genannt worden; große Vermögen ſind da ſchon erworben worden und obwohl die Tabakpreiſe ſehr geſunken ſind, beſteht doch noch immer die Gelegenheit, dort ſein Glück zu machen; dies iſt übrigens nicht der einzige Grund für die ſcherzweiſe Anwendung des Namens „Kalifornien“; mehr noch hat man ihn der Niederlaſſung wegen des eigenthümlichen Durcheinander, in welchem die verſchiedenen Nationen hier leben, gegeben. Niederländer, Engländer und Deutſche ſind am ſtärkſten vertreten, doch auch Franzoſen und Italiener trifft man dort an. Die Hauptſprachen, welche dort geſprochen werden, ſind niederdeutſch und malaiiſch; eigenthümlich iſt es wie ſchnell die Fremden ſich dieſe Sprachen anzueignen ſuchen. Selbſt die Engländer laſſen ihre unglückliche Gewohnheit ſich nur in ihrer Mutterſprache auszudrücken dort fahren; ein ſehr gutes Beiſpiel geben die Damen in dieſer Beziehung, die auch durch ihr Beſtreben, das Leben durch Höflichkeit und freundliches Entgegenkommen angenehm zu machen, den Herren als Muſter dienen. Unter ſolchen Umſtänden hat ſich dort Zufriedenheit und häusliches Glück in hohem Maße entwickelt; der Beſucher hat etwa ſechzig europäiſche Plantagen geſehen und überall Gaſtfreiheit, geſellſchaftlichen Umgang und Komfort gefunden, wie man nur da treffen kann, wo Reichthum und Glück vereinigt ſind; und daß eine verheirathete Frau ſich hier glücklich fühlt, kann nicht auffallen; ſie beſitzt hier Alles, was Reichthum in Oſtindien verſchaffen kann, und durch die Ausdehnung einer ſolchen Haushaltung herrſcht ſie in derſelben wie eine Fürſtin in ihrem Reich.

Der Berichterſtatter giebt nur eine flüchtige Skizze, die auch ich nicht weiter auszuführen geſucht habe, weil ſie ſo, wie ſie iſt, meiner Anſicht nach deutlich beweiſt, in welchem Zuſtande ſich die Kolonie nach verhältnißmäßig kurzem Beſtehen befindet; man ſieht deutlich, man hat es hier nicht mit einer Ausnutzung des Bodens à tout prix, ſondern mit einer wirklichen, dauernden Niederlaſſung zu thun, wenn auch die Perſonen, wie dies in den Tropen nicht anders ſein kann, leider oft zu ſchnell, wechſeln, was unter Umſtänden nicht ohne Einfluß bleibt.

Das Salz im Volksglauben.

Von **C. Haberland.**

II.

Verlorenes wiederzufinden hilft etwas Salz auf den Ofen geſtreut [1]). Geld ſchützt das Beilegen von Salz und Brot vor dem Wegholen durch böſe Leute oder den Drachen, welcher es ſeinen Freunden zuträgt [2]). Reiſt der Bewohner des Lechrains über Land, dann bricht er ein Stückchen von dem an der innern Oeffnung des Ofens hängenden und aus geweihtem Salz, Weihrauch und Mehl beſtehenden Salzſteine ab und verzehrt es, um auf der Reiſe vor allem Unglück geſchützt zu ſein [3]). Sein Schiff, wenn es durch böſen Blick oder neidiſchen Ausdruck behext iſt, entzaubert der Ehſte wieder durch Salz [4]). Den Zorn ſeines Herrn ſuchte er früher durch Baden mit beſprochenem Salze abzuwenden [5]). Namentlich heilkräftig iſt es ihm gegen den als Werk zwerghafter Geiſter betrachteten Hautausſchlag, wie überhaupt in der ehſtniſchen Volksmedizin das beſprochene Salz innerlich und äußerlich angewendet eine große Rolle ſpielt [6]). Ueberhaupt findet ſich bei allen europäiſchen Völkern, beſonders ausgeprägt z. B. auch bei den Serben, der Glaube an die Schutz- und Heilkraft des Salzes in Krankheiten in den mannigfaltigſten Zügen bei den verſchiedenſten Gelegenheiten wieder, ſei dieſes nun in Folge ſeiner würzenden Kraft, wodurch es als lebenfördernd erſcheint, wie Wuttke [7]) will, oder ſeiner das Todte vor Verweſung ſchützenden Eigenſchaften, wodurch ihm ein Princip

des Lebens innewohnend erſcheint, wie Hehn [8]) meint, oder aber überhaupt ſeiner der Zauberei und Geiſterbosheit widrigen Kraft wegen.

Sahen wir ſchon in den meiſten bisher angeführten Fällen, wenn wir im Auge behalten, daß faſt jedes Unglück, jede Widerwärtigkeit vom Aberglauben auf den Einfluß und die unmittelbare Einwirkung bösgeſinnter Geiſter oder übernatürlich begabter feindſeliger Menſchen zurückgeführt wird, wie das Salz die Macht dieſer beiden Schadenſtifter vernichtet und ihnen durchaus antipathiſch iſt, ſo bietet ſich uns auch noch ein anderes Zeugniß für die nähere Beziehung, in welcher das Salz zu der Geiſterwelt als ihr entgegengeſetzt ſteht. Der Hexenküche und den Mahlzeiten der Hexenzuſammenkünfte mangelt ebenſo wie den Speiſen der Nixen völlig das Salz [9]) — indeß ſagt man in Tyrol, daß die Hexen, wenn ſie kein Salz haben und kochen wollen, auf Beſen nach Hall fahren, um es dort zu holen [10]), wie ebenſo auch die „ſaligen Fräulein“ es von dort her beziehen [11]) — und wenn jemand es zu den dabei ſervirten unſchmackhaften Speiſen verlangt, dann iſt ſofort der ganze Hexenſpuk verſchwunden [12]). Ganz ebenſo verſchwindet auch die Pferdekeule oder das ſonſtige Fleiſchſtück, welche der wilde Jäger beim Nachruf hinabwirft, ſofort, wenn man ihn auffordert auch Salz zu dem Braten zu bringen [13]). Zur Beherung verwendete Speiſen dürfen daher auch nie geſalzen werden [14]); denn die Kraft des Salzes würde ſofort den beabſichtigten Zauber zu nichte machen. Wie es die Hexenſpeiſen in ihre wirkliche Geſtalt auflöſt, ſo zwingt es auch, wie man im Kaukaſus glaubt, alles durch übernatürliche Kraft in eine andere Form Verwandelte in ſeine urſprüngliche Geſtalt zurück [15]), welcher Glaube in einer Volksſage der Inſel Man wiederkehrt, die von einem ſich in das Nichts auflöſenden Zauberpalaſte durch das Fallenlaſſen von Salz auf den Boden erzählt [16]).

Auch eine prophetiſche Kraft wird dem Salz im deutſchen Volksglauben zugeſchrieben und gern verwendet er es zu Blicken in die Zukunft. In Franken legt man Nußſchalen mit Salz gefüllt auf die Thürſchwelle und lieſt aus dem Trockenbleiben oder Naßwerden deſſelben auf glücklichen oder unglücklichen Ausgang [17]); in der Mark, in Mecklenburg und Thüringen ſetzt man am Sylveſterabend, im Voigtlande auch am Andreasabend, Salzhäufchen vermittels eines Fingerhutes oder einer Taſſe für jedes Familienglied auf den Tiſch; fällt eines davon bis nächſten Morgen um, ſo ſtirbt der Betreffende in dem Jahre [18]). In der Oberpfalz bedeckt man das an dieſem Abend im Hauſe für jedes Mitglied gemachte Häufchen mit einem Glaſe und erkennt in dem Feuchtwerden den nahen Tod des Betreffenden [19]); auch in der Gegend von Hof legt man das Gewicht auf das Zerfließen des Salzes [20]). In Schleſien deutet Salz bei der Sylveſterbefragung, wo man Sand, Salz und Grünes zur Auswahl ſtellt, auf Reichthum [21]). Ob eine Schwangere einen Knaben oder ein Mädchen zur Welt bringen wird, erfährt man am leichteſten, wenn man ihr im Schlafe etwas Salz auf den Kopf ſtreut und dann beobachtet, ob ſie nach dem Erwachen zuerſt einen männlichen oder weiblichen Namen nennt [22]). Legt man einem Kranken Salz in die Hand und ſchmilzt es, ſo deutet dies auf tödtlichen Ausgang nach franzöſiſchem Volksglauben, dem ſich der mecklenburgiſche anſchließt, nach welchem man zu dieſem Zwecke mit Salz in der Hand in das Zimmer des Schwerkranken treten muß [23]); dem Kleinruſſen zeigt auf die Erde geſtreutes Salz die Fußſpuren des Vampyrs, welcher das Haus beſucht hat [24]). Die beliebteſte Anwendung in Deutſchland iſt aber die zur Erforſchung der Witterung des kommenden Jahres: man beſtreut zu dieſem Zwecke in der Chriſtnacht zwölf aus einer Zwiebel geſchnittene Stückchen oder auch zwölf Zwiebelſchalen mit Salz und bezeichnet durch jede einen Monat; der Monat, deſſen Schale nun am andern Morgen den größten Feuchtigkeitsgehalt zeigt, wird ſich durch die größte Näſſe auszeichnen, und ſo die übrigen Monate je nach dem Feuchtigkeitsgehalt des betreffenden Häufchens [25]).

Böſes Omen iſt in Deutſchland, England und Frankreich, auch bei den Basken, das Verſchütten von Salz: man verſchüttet damit ſein Glück, hat Schelte, biſſige Reden von Perſonen, welche ungerufen die Stube betreten werden, Verdruß und Unglück zu erwarten; namentlich muß man ſich hüten es wieder aufzuraffen; indeß wendet den Verdruß ab, wenn man ſofort etwas von dem Salz hinter ſich oder aus dem Fenſter wirft [26]). In England ebenſo wie auch auf Kephalonia deutet man das Salzverſchütten ferner noch auf Freundſchafts- und Liebesbruch [27]); als ein unglückliches Vorzeichen wurde es früher in England auch gehalten, wenn jemand einer andern Perſon beim Salzen der Speiſe half [28]). Am Rhein vermuthet man von einem Mädchen, welches das Salzfaß aufzuſetzen vergißt, daß es keine Jungfrau mehr ſei [29]); wer gern Salz iſt, gilt im Voigtlande als verliebt [30]), und allgemein ſagt man in Norddeutſchland, daß man aus verſalzenem Eſſen auf eine verliebte Köchin rückſchließen könne. Einen noch ſchlimmern Hader im Hauſe als das einfache Salzverſchütten verurſacht indeß nach ſchwäbiſcher Anſchauung das Verſchütten von Pfeffer [31]); in anderen Gegenden von Deutſchland ſcheint man letzterm Unfall keine Bedeutung beizumeſſen.

Homer erwähnt nirgends des Salzes beim Opfern und auch ſpäter erfolgte noch in Griechenland das Verbrennen der Opfereingeweide ohne Zuſatz von Salz in Bewahrung des Gebrauchs der Altvorderen, während im Gegenſatz der römiſche Brauch beim Opfer, welches aus gemahlenen Körnern beſtand, das Salz verlangte [32]); das Opferſchrot, welches die drei älteſten Veſtalinnen dreimal jährlich bereiteten, mußte Salz als wichtigſten Beſtandtheil enthalten, und die heilige Salzlake, welche wegen ihrer Heiligkeit durch das Zwölftafelgeſetz bei dem Todtenopfer ſogar verboten war, wurde den Göttern als ein ihnen angenehmſtes Gericht bei den Kiſſenbreitungen vorgeſetzt [33]). Auch das moſaiſche Geſetz ſchrieb es für die Speiſeopfer mit den Worten vor: „Und alle deine Speiſeopfer ſollſt du mit Salz ſalzen und ſollſt das Bundesſalz deines Gottes nicht fehlen laſſen an deinem Speisopfer; bei allen deinen Opfergaben ſollſt du Salz darbringen [34]).“ Späterhin beſtimmte auch der Talmud, daß kein Tiſch ohne Salz ſein ſolle, weil geſchrieben ſtände: „In allen deinen Opfern ſollſt du Salz opfern [35]).“ Die Garos in Bengalen füttern die Opferthiere, wenn ſie vor dem Opfer um den Altar geführt werden, mit Salz [36]).

Ohne Salz müſſen in manchen Gegenden Deutſchlands die Faſtnachtsbrezeln, welche wohl an Stelle eines urſprünglichern Opferkuchens getreten ſind, gebacken werden [37]), ebenſo wie auch in Algier das Fleiſch, welches vom Opfer für die Dſchinns, deren böſe Einwirkungen man dadurch abwenden will, ſtammt und welches in der Dunkelheit gegeſſen wird, ohne Salz gekocht ſein muß [38]).

Dagegen bringt man in Tyrol dem Ofen ein Salzopfer, damit es keinen Verdruß im Hauſe gebe [39]), opfert man in Niederöſterreich dem Winde Mehl und Salz am Blaſiustage, damit er in der Heuernte nicht wehe [40]), und aus denſelben Stoffen auch wohl noch unter Beifügung von Butter beſteht in Böhmen das Opfer für die im Wirbelwind dahinfahrende Meluſine, welches man ihr als Speiſe in den Ofen wirft oder hinter das Fenſter ſtellt oder auch durch daſſelbe hinauswirft [41]). Der böhmiſche Ausdruck für Ster-

ben „mit der Meluſina Salz lecken“ [42]) wird ſich gleichfalls auf ein Salzopfer für dieſelbe beziehen und ſeine Erklärung darin finden, daß nach heidniſcher Anſchauung die Seelen der Geſtorbenen im Sturmwind von der Erde geführt werden. Auch der Finne, deſſen Salzbeſchwörer früher in großem Rufe ſtanden [43]), ſucht ſich die Maahinen, eine Art kleiner Naturgeiſter, welche ſich namentlich gern unter den Schwellen aufhalten, beim Beziehen eines neuen Hauſes durch ein Opfer von Salz, Malz und Brot geneigt zu machen [44]). Bei der Einweihung in die Aphroditenmyſterien auf Cypern hielt jeder Einzuweihende neben einem kleinen Phallos auch etwas Salz in der Hand [45]).

Die Anwohner des Tanganikaſees in Afrika ſtreuen ſich bei den Opfern für die auf den Vorgebirgen hauſenden gefährlichen böſen Geiſter Salz auf den Kopf und werfen auch davon ins Waſſer [46]); die getauften Neger in Angola glauben geweihtes Salz eſſen zu müſſen, um ſich gegen die Rache ihrer verlaſſenen Götter zu ſchützen [47]), und ebenſo liegt vielleicht auch dem niederöſterreichiſchen Brauche, in das Feuer, wenn es brummt, was als ein Winſeln der armen Seelen aufgefaßt wird, Salz zu werfen [48]), urſprünglich der Gedanke eines Verſcheuchens der Seelen, deren Wiederkommen ja überall gefürchtet wird, zu Grunde, wenn wir nicht annehmen wollen, daß man ihnen ſelbſt dadurch einen Schutz angedeihen laſſen wollte.

Als religiöſe Satzung tritt das Verbot des Salzgenuſſes in den Religionen der Aegypter, Peruaner und Inder auf. In Aegypten war es den Prieſtern, nach Plutarch als ein Erzeugniß des von ihnen mit dem Princip des Böſen in Verbindung gebrachten Meeres, weshalb es auch „Schaum des Typhon“ genannt wurde, überhaupt [49]), in Peru nur bei ihren allerdings ſehr häufigen Faſten unterſagt [50]), bei den Chibchas auch dem muthmaßlichen Thronfolger, welcher eine ganz mönchiſche Erziehung erhielt [51]). In Indien ſollen die Anverwandten des Todten drei Tage lang nach der Verbrennung der Leiche kein Salz, ſo wenig als anderes Gewürz berühren [52]); auch bei verſchiedenen Bußen iſt die gleiche Enthaltung gefordert [53]); ein beſtimmtes Gelübde der Asketen beſteht im Nichtwürzen ihres Reismahles mit Salz [54]). Das einzige Mahl, welches am Vortage des Faſtens, am elften Monatstage, geſtattet iſt, muß gleichfalls ohne Salz zubereitet ſein [55]). Dem Schüler iſt der Genuß von Salz nach der Regel des Apaſtamba unterſagt; Manu ſowie Yajnavalkya führen es dagegen nicht mit unter den ihm verbotenen Genußmitteln auf [56]). Ein Brahmane, welcher wagt mit Salz zu handeln, verliert ſofort ſeine Kaſte [57]); die Fabrikation deſſelben iſt ihm gleichfalls unterſagt [58]). Nicht künſtlich zubereitetes Salz iſt den Göttern in den Opfern genehm [59]); nach Apaſtambas Geſetzbuch iſt es aber nicht geſtattet mit Salz gemiſchte Nahrung als Feueropfer zu bringen [60]). Der bereits oben beſprochene Gegenſatz des Salzes zur Geiſterwelt ſcheint in dieſen verſchiedenen Opfervorſchriften und rituellen Gebräuchen wenigſtens theilweiſe gleichfalls mitzuſpielen, wenn uns auch eine nähere Einſicht in die Gründe dieſer rituellen Vorſchriften nicht mehr möglich iſt; die moſaiſchen mögen ſich vielleicht durch einen gewollten Gegenſatz zum ägyptiſchen Götzendienſt mit erklären.

Als ein Symbol der Unfruchtbarkeit, hergenommen von der Oede ſalzhaltigen Bodens, erſcheint das Salz in dem römiſchen Brauche, Stätten der Zerſtörung, welche nicht wiederbebaut werden ſollten, mit Salz zu beſtreuen, wie dies beiſpielsweiſe Hadrian nach der zweiten Eroberung Jeruſalems mit der Stelle, wo der Tempel geſtanden, thun ließ [61]), und in der griechiſchen Sage von neidiſchen Dämonen, welche den Boden durch Salz unfruchtbar machten, wobei wohl eine Beziehung auf Meerüberfluthungen anzunehmen iſt [62]). „Schwefel und Salz, ein Brand ſein ganzer Boden, der nicht beſäet wird und nichts trägt“ lautet die Drohung des Moſes wider das Land der Israeliten, wenn ſie dem Geſetze Jehovas nicht folgen wollen [63]), und, wie Hadrian ſpäter, ſtreute bereits Abimelech Salz auf die Stätten zerſtörter Städte. Die Volksheilkunde des Harzes kennt ein Streuen von Salz in fließendes Waſſer als Mittel gegen das Fieber, welches dadurch auf ſo lange gebannt wird, als dieſer Same nicht aufgeht [64]); ſonſt aber erſcheint derartiges Salzſäen nur in der Chronik der Calenburger und ihrer Geiſtesgenoſſen. Indeß kommt auch der japaniſche Volksglaube, ein Streuen von Salz Seitens der nach einer gewiſſen heiligen Stätte wallfahrenden Pilger, um ſich von verſchiedenen Leiden und Beſchwerden zu befreien, vor [65]).

Der Nichtgebrauch des Salzes als eines unnützen, unpaſſenden oder ſchädlichen Stoffes findet ſich bei manchen Völkern, und ſogar beſtimmte ſchädliche Einwirkungen des Genuſſes deſſelben werden von ihnen angegeben. So berichtet eine ältere Quelle von den Tataren, daß ſie das Salz verſchmähten, weil es dem Sehvermögen zuwider ſei [66]), und die Aleuten ſchieben die Dauerhaftigkeit und Güte ihrer Sehkraft gleichfalls auf den Nichtgebrauch des Salzes, vor dem ſie einen förmlichen Widerwillen haben [67]). Die Eingeborenen von Braſilien behaupten, daß durch Einführung des Salzgenuſſes ſich ihre Zahl ſehr vermindert habe [68]). Die Bewohner des Königreichs Karagweh (Centralafrika) verkaufen keine Milch an Leute, welche Salz, ebenſowenig an ſolche, welche Bohnen eſſen, da ſie annehmen, daß dann die Kühe behext werden [69]). Im Uebrigen ſind aber die Afrikaner große Freunde des Salzes und der ausgedehnte Handel, welcher ſich von den natürlichen Ablagerungsſtätten des Salzes durch weite Gegenden hinzieht, zeugt von der Beliebtheit dieſes Gewürzes. Natürlich können nur die Bemittelten ſich in fernab gelegenen Gegenden dieſes Genußmittel verſchaffen [70]), während der Aermere nur in ſeltenen Fällen einmal dieſe Delikateſſe zu koſten bekommt.

Das Anſehen, in welchem das Salz ſteht, macht es auch zu verſchiedenen ceremoniellen Handlungen geeignet, indem es dieſen eine größere Kraft verleiht. Der Grieche benutzte es, um das Waſſer, welches zur Reinigung Blutſchuldiger gebraucht wurde, kräftiger dazu zu machen [71]), wie er gleicherweiſe auch dem Meerwaſſer, von dem Euripides ſagte, daß es alle Sünden des Menſchen abwaſche, eine beſondere reinigende Kraft zuſchrieb [72]), und wie auch der Katholik ſein Weihwaſſer noch durch Salz kräftigt [73]). Im japaniſchen Sintokultus erſcheint eine Reinigung durch Salz neben ſolchen durch Waſſer oder Feuer vor dem Gebet oder dem Betreten des Tempels [74]). Die Salzburger Proteſtanten ſteckten 1731 beim Schwur, lieber zu ſterben als ihrem Glauben abtrünnig zu werden, die Schwörfinger in Salz [75]), wie auch in England im 17. Jahrhundert der Genuß von Brot und Salz vor Ableiſtung eines Eides üblich war [76]). Der Beduine verbürgt ebenſo wie der Belutſche durch Zuſammeneſſen von Salz dem Fremden ſeine Gaſtfreundſchaft; bei manchen Stämmen allerdings nur auf einen Tag, da ſo lange nur das Salz im Magen iſt [77]), eines der frappanteſten Beiſpiele dafür, wie ſinnlich der Naturmenſch die Bedeutung ſymboliſcher Handlungen aufzufaſſen pflegt. Ebenſo iſt bei den Slaven das Darreichen von Brot und Salz die allgemeine Bewillkommnungsceremonie, und ſo kannte bereits das alte Teſtament, in welchem der Bund Jehovas mit Israel ein Salzbund genannt und von dem Bundesſalze Jehovas geredet wird [78]), ebenſo wie das alte Griechenthum die ſymboliſche Beziehung des Salzes auf Freundſchaft und Treue [79]). Das Salz des Herrn eſſen iſt noch

jetzt wie schon im alten Testament im Orient volksmäßige Bezeichnung eines Dienstverhältnisses, und einen undankbaren Diener nennt man mit Bezug hierauf wohl einen Besiecker seines Salzes [80]). Die größte Ehre und Freundschaftsbezeugung Seitens eines Fürsten im alten Rußland war das Senden vom Salz seiner eigenen Tafel an den Auszuzeichnenden [81]).

Die vielfachen übernatürlichen Dienste, welche das Salz dem Menschen dem Volksglauben nach leisten kann, bedingt auch bei ihm wie beim Brote eine gewisse Heilighaltung, wenn auch nicht in dem Maße wie bei diesem. Bereits Homer [82]) nennt es das göttliche und Plato im Timäus einen gottgeliebten Körper [83]); es verglich es der Grieche auch wohl mit den Chariten und nannte es nach ihrem Namen, weil sein Zusatz die meisten Speisen dem Geschmacke angenehm und reizend mache [84]), oder er betrachtete es, wie Plutarch thut, als die Seele, welche sich mit dem todten, einen Theil einer Leiche bildenden Fleische verbindet und ihm dadurch Reiz und Wohlgeschmack giebt [85]). Nach dem Tyroler Glauben ist es überhaupt Eigenthum der Engel, gerade wie der Schwefel des Teufels ist [86]). Unsere Vorfahren glaubten sogar die Gegenden, welche von einem salzführenden Fluß durchströmt wurden, dem Himmel näher und dort gesprochene Gebete daher am wirksamsten [87]), und stritten öfter mit Erbitterung um heilige Salzquellen [88]); nach der Eddasage wurden auch die Götter aus salzigen Eisblöcken durch die Kuh Audhumbla hervorgeleckt [89]). Bei den Orientalen tritt dieses hohe Ansehen des Salzes gleichfalls mehrfach auf [90]). Das Spielen mit Salz, sowie das Fortschütten anderswohin als ins Feuer verbietet der oldenburgische Volksbrauch, welcher auch gleich dem mecklenburgischen für jedes unnütz verschüttete Körnchen Salz eine Stunde, einen Tag oder auch ein Jahr, auch wohl sieben Jahr Stehens vor der Himmelsthür zudiktirt [91]); in Oesterreichisch-Schlesien muß leichtfertig verstreutes Salz nach dem Tode gesucht werden, bis daß die Augen bluten [92]). Bei den Römern erstreckte sich diese Heilighaltung des Salzes auch auf das Salzfaß, welches in der Familie vererbte, also die Geschlechter verband und als kostbarer Besitz auch aus kostbarstem Stoffe gefertigt war [93]), und welches, gerade wie man auch noch jetzt bei den Wenden der Lausitz fast stets auf dem Tische ein Salzfaß stehen findet [94]), gleichsam als ein beständiges Zeichen der Penaten den Tisch hütete [95]).

Schlußwort.

Unsere kleine Wanderung durch das Gebiet unseres Volksglaubens hat uns wohl hinreichend gezeigt, wie reich in den verschiedenen Gauen des Vaterlandes, namentlich in der Landbevölkerung, noch Anschauungen sind, welche uns ältere Zeiten überliefert haben und welche in treuer Bewahrung auch den folgenden Generationen wieder überliefert werden, wie mancher sinnige Brauch sich noch an die tägliche Nahrung knüpft, wie dem scheinbar Gleichgültigen des täglichen Lebens tiefere Bedeutung untergelegt wird, bedeutsame Folgen ihm zugeschrieben werden. Brot und Salz, es ist der Volksanschauung nicht nur Kost und Würze, es sind ihr noch Stoffe, welche eine althergebrachte Heiligkeit umfließt, welche nicht wie andere Gegenstände behandelt werden wollen, vielmehr eine gleichgültige, ehrfurchtslose Behandlung an der frevelnden Person, an seiner Familie, an seiner Wirthschaft zu rächen verstehen, dagegen aber, wenn mit ihnen umgegangen wird, wie es der Brauch der Altvorderen erheischt, reichen Segen in Haus und Hof zu bringen vermögen. Manche Kraft ist ihnen eigen, welche richtig angewendet Heil dem Kranken, Gedeihen dem Acker und dem Viehstande, Vorwärtskommen in der Wirthschaft verleiht; schützend stehen sie zwischen dem Gläubigen und den ihn von allen Seiten bedrohenden bösen Einflüssen und von der Geburt bis zum Tode begleiten sie ihn als segenbringende, freundliche Genien.

---

[1]) Grohmann Nr. 1644. [2]) Grimm Nr. 6. [3]) Leoprechting 221/2. [4]) Holzmeyer 112. [5]) Boecler 145. [6]) Holzmeyer 20. Boecler 145. [7]) Wuttke §. 133. [8]) V. Hehn. Das Salz. Eine kulturgeschichtliche Studie. Berlin 1873, S. 11. [9]) Grimm. Mythologie 590. Grimm. Sagen 1, 74. Vonbun 93. Wolf-Mannhardt 2, 67. [10]) Zingerle Nr. 528. Dieser Zug findet sich bereits in einem Gedichte des Mittelalters, welches Grimm (Mythologie 587) mittheilt. [11]) Wolf-Mannhardt 4, 150. [12]) W. Menzel. Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre. Leipzig 1870, Bd. 1, S. 184 (nach Prätorius). Bodin führt als Grund der Abneigung des Teufels gegen das Salz an, daß dieses ein Zeichen der Ewigkeit sei und nach göttlichem Befehl in allen Opfern gebraucht würde. Brand 2, 171. [13]) Kuhn. Westfalen 2, 10. Kuhn-Schwartz 182, 427. Witzschel 2, 84. R. Eisel. Sagenbuch des Voigtlandes. Gera 1871, S. 118. [14]) Wolf-Mannhardt 2, 71. Im Voigtlande indeß suchen die Hexen am Walpurgisabend gerade etwas Salz zu borgen, weil sie dadurch Antheil an dem Ertrage der betreffenden Wirthschaft erlangen. Koehler 375. [15]) A. v. Haxthausen. Transkaukasien. Leipzig 1856, Bd. 1, S. 318. [16]) Brand 3, 167. [17]) Wuttke §. 71. [18]) Wuttke §. 74. Koehler 366. Bartsch 2, 237. Witzschel 2, 176. [19]) Bavaria 2, 312. [20]) Köhler 381. [21]) Wuttke §. 81. [22]) Wolf-Mannhardt 3, 329 (17. Jahrhundert). [23]) Thiers Nr. 45. Bartsch 2, 123. [24]) Wolf-Mannhardt 4, 264. [25]) Bavaria 3, 342, 4 b., 378. Wolf-Mannhardt 1, 240. Wuttke §. 74. Witzschel 2, 180. Meier 469. Grohmann Nr. 629. Vonbun 131. Kuhn-Schwartz 401. Peter 261. In Oberfranken benutzt man einfach sechs halbirte Zwiebeln ohne Salz, welche man Weihnachtsvorabend bis zur Beendigung der Frühmette auf dem Tisch stehen läßt; die Hälften, welche sich während dieser Zeit mit Wasser gefüllt haben, deuten auf feuchte Monate. Bavaria 3, 308. [26]) Grimm Nr. 64. Grohmann Nr. 1611, 1612. Thiers Nr. 43. Brand 3, 165, 233. Peter 256. Wolf-Mannhardt 2, 102; 4, 29. Wolf Nr. 457/8. Koehler 395, 431. Auch das Gießen von Wein auf die Hand wird als ein älterer abwendender Brauch aus England berichtet. Brand 3, 165. [27]) Brand 3, 167. Düringsfeld 1, 114. [28]) Brand 3, 165, 167. [29]) Wolf Nr. 459. [30]) Koehler 398. [31]) Meier 505. [32]) Hehn 25/6. [33]) R. H. Klausen. Aeneas und die Penaten. Hamburg und Gotha 1839, S. 961, 633. [34]) 3. Mos. 2, 13. (cf. Hesekiel 43, 24). [35]) Buxtorf 282. [36]) Dalton in der „Zeitschrift für Ethnologie“ Bd. 5, S. 267. [37]) Wuttke §. 27. [38]) „Globus“ 29, 259. [39]) K. Simrock. Handbuch der deutschen Mythologie. Bonn 1874, S. 495. [40]) Wolf-Mannhardt 4, 148. [41]) Grohmann Nr. 7, 8, 12, 199. [42]) Grohmann Nr. 1692. [43]) Kalewipoeg. Verdeutscht von Reinthal und Bertram. Dorpat 1861, 15, 797, S. 385. Auch jetzt noch tritt in den Zauberformeln der Ehsten „Finnlands Salz“ als magisches Mittel auf. Kreutzwald und Neuß. Mythische und magische Lieder der Ehsten. St. Petersburg 1854, S. 85/6. [44]) A. Castrén. Vorlesungen über die finnische Mythologie. Uebersetzt von Schiefner. St. Petersburg 1853, S. 169. [45]) Besnard in seiner Uebersetzung des Arnobius. Landshut 1842, S. 536. Anmerkung. [46]) „Globus“ 31, 342. [47]) „Ausland“ 1863, S. 804. [48]) Wolf-Mannhardt 4, 30. [49]) Plutarch. Tischreden 8, 8, 2. Isis und Osiris Kap. 32. Nach Isis und Osiris Kap. 5 enthielten sich indeß die ägyptischen Priester nur während der Reinigungen des Salzes, wofür sie als Grund auch die durch seinen Reiz erregte größere Begierde nach Speise und Trank anführten. [50]) Rivero and Tschudi. Peruvian Antiquities. English Translation. New York 1851, p. 158. [51]) Waitz 1, 359. [52]) Manu 5, 73. [53]) Apastamba 1, 9, 26, 3. [54]) Taylor 2, 176. [55]) Dubois 2, 525. [56]) Apastamba 1, 1. 2, 23. Manu 2, 117. Yajnavalkya 1, 33. [57]) Manu 10, 92. Yajnavalkya 3, 38. Gautama 7, 19. [58]) Yajnavalkya 3, 235. [59]) Manu 3, 257. [60]) Apastamba 2, 6, 5, 15. [61]) Hagenbach 20. [62]) Klausen 16. [63]) 5 Mos. 19, 23 (cf. Jer. 17, 6). [64]) Wolf-Mannhardt 1, 199. [65]) E. Jung in Westermanns Monatsheften 1877, S. 331. [66]) Reise nach Norden. Leipzig 1703, S. 212. [67]) Erman in „Zeitschrift für Ethnologie“ Bd. 3, S. 152. [68]) Maximilian Prinz zu Neuwied. Reise nach Brasilien. Frankfurt 1820/1, Bd. 2, S. 32. [69]) K. Andree. Forschungsreisen in Arabien und in Ostafrika nach Burton ꝛc. Leipzig 1861, Bd. 2, S. 289.

70) Lorett Cameron. Across Africa, Leipzig 1877, Vol. 1, p. 285. Brand 3, 168 (nach Mungo Park). 71) Schoemann. Griechische Alterthümer. Berlin 1871/3, Bd. 2, S. 355. 72) Liebrecht 316/7. Creuzer 4, 395. Noch sagt man zuweilen in Norwegen, daß das Meer geweiht sei und daher dem ihm entnommenen Salze besondere Kraft beiwohne. Liebrecht 316. 73) Haug 488. Tylor 2, 441. 74) Brandt in „Zeitschrift für Ethnologie" Bd. 4. Verhandlungen S. 25. 75) Duller 50. 76) Brand 3, 167. 77) Andree 1, 221. 78) 2 Mos. 2, 13. 4 Mos. 18, 19. 2 Chron. 13, 5. 79) Hehn 8. 80) Esra 4, 14. G. Forster. Reise aus Bengalen nach England. Aus dem Englischen. Zürich 1796/1800, Bd. 2. S. 110. 81) Brand 3, 166. 82) Ilias 9, 214. 83) Hehn 26. 84) Plutarch. Tischreden. Buch 7. Vorrede und Buch 5, 10, 2. 85) Ebendaselbst 4, 4, 3. 86) Alpenburg 412. 87) Grimm. Sagen 2, 1. 88) Simrock 19. 89) Ebendaselbst. 90) Forster 2, 110. 91) Strackerjan 1, 45. Bartsch 2, 137. 92) Peter 257. 93) Hehn 10. 94) Haupt 1, 251. Anmerkung. 95) Klausen 631, 649.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die gleichzeitig in französischer und englischer Ausgabe erscheinenden „Europäischen Wanderbilder" (siehe „Globus" XL, S. 303) von Orell Füßli u. Comp. in Zürich werden rüstig fortgesetzt und bieten nach wie vor eine Fülle prächtiger Landschafts- und Städtebilder mit erläuterndem Texte, der Sommerfrischlern manch nützlichen und willkommenen Wink giebt. Unter den neuerdings erschienenen Heften, welche Bad Reinerz, Davos, Pyrmont, Villach, die Gotthardbahn, den Jura zwischen Froburg und Waldenburg, Görbersdorf und Freiburg im Breisgau behandeln, zeichnet sich Heft 30 bis 32: die Gotthardbahn durch die wundervollen Illustrationen von J. Weber ganz besonders aus.

— Manchester soll mittels eines Schiffskanals mit dem Meere verbunden werden, so daß es selbst von größeren Seeschiffen erreicht werden kann. Zu diesem Behufe soll das Bett des Mersey bis Runcorn vertieft und verbreitert werden und dort sich der neue Kanal anschließen. Die Pläne sind bereits fertig und ein Garantiefonds von 100 000 Pf. St. schon gezeichnet, so daß nur noch die Erlaubniß des Parlaments aussteht, um mit den Arbeiten beginnen zu können.

Asien.

— Seit dem 27. August verkehren auf der neuen Eisenbahn Tiflis-Baku Züge, aber nur zweimal in der Woche, da die Brücken- und Bahnhofsbauten meist noch nicht vollendet sind. Die Züge legen die Strecke in etwa 24 Stunden zurück, die Lokomotiven werden mit Naphta geheizt, das in Massen zur Verfügung steht. Schwieriger ist die Beschaffung von Wasser, da die Bahn durch außerordentlich dürre, wasserarme Gegenden führt.

— Dem „Sibir" zufolge wurden bei den Aginskischen Burjaten (im Zabaikal-Oblast) bei der officiellen Aufnahme Ende 1881 gezählt: auf 12 312 Seelen männlichen Geschlechts, 101 195 Stück Hornvieh, 72 412 Pferde, 239 606 Schafe, 4592 Kameele und 57 Buiwols, wie dort das tibetanische Jak genannt wird. Auf jeden Kopf der männlichen Bevölkerung besaßen sie also 6 Pferde, 8 Stück Rindvieh, 30 Schafe und auf je drei Köpfe (jede Familie) 1 Kameel.

— Die Nächstenliebe der Jakuten ist nach F. Müller („Unter Tungusen und Jakuten" S. 173) geradezu unerhört und erinnert an patriarchalische Zeiten und Zustände. Nicht nur, daß die Reichen ihre ärmeren Stammesgenossen in Fällen der Noth nie im Stiche lassen, sie nähren, kleiden und falls, wie es häufig vorkommt, die Renthiere den Wölfen zur Beute werden, den Beraubten ihren Verlust ersetzen, — Chitrow (jetzt Bischof von Jakutsk) erzählt, daß ein ihm bekannter Tunguse drei Jahre hintereinander in dieser Weise unterstützt worden sei, und daß eine solche Unterstützung bis zu 30 Renthieren steige, hier ein anständiges Vermögen — es herrscht sogar der Gebrauch, daß die Jagdbeute, namentlich erlegte Renthiere, unter alle Genossen oder Familienglieder getheilt wird; das Fell erhält der Reihe nach einer der Gesellschaft — den glücklichen Jäger ausgenommen, der sogar fürchtet sein Jagdtalent zu verlieren, wenn er diesen von den Vätern heilig gehaltenen Gebrauch mißachtet. Zwei Tungusen aus Müller's Begleitung, welche dies von einem Jakuten-Aeltesten hörten, machten eigenthümliche Gesichter, denn bei ihnen daheim kennt man derartiges nicht. Sie hielten offenbar jene Leute für arge Lügner, oder falls wirklich alles wahr sein sollte, was dieselben erzählten, für große Dummköpfe.

— Ein Hauptergebniß von Dr. Karl Humann's kleinasiatischer Reise (s. „Globus" XLI, S. 301) ist in Gestalt von 43 Kisten mit Gypsformen des gesammten, jetzt freigelegten Monumentum Ancyranum und der hochalterthümlichen Skulpturen von Boghazköi (dem antiken Pteria) kürzlich in Berlin angelangt. Dr. Humann hatte in Begleitung des Philologen Dr. Domaszewski Mitte Juni seine Reise von Brussa aus angetreten; der Weg von dort bis zum Sangarius- (Sakaria-) Flusse wurde von ihm aufgenommen und diese Aufnahme, welche in dem noch immer ziemlich chaotischen Gesammtbilde Kleinasiens wieder eine empfindliche Lücke ausfüllt, ist bereits in Berlin eingetroffen. Ueber Samsun an der Nordküste Kleinasiens ist der Reisende dann Ende August nach Smyrna zurückgekehrt und jetzt mit der Ausarbeitung seiner weiteren Routenaufnahmen beschäftigt.

Was die Reise der Herren Dr. Puchstein und Ingenieur Sester im nördlichen Syrien anlangt, so ist ihre Ausbeute an Inschriften in dem Gebiete zwischen Alexandrette, Aintab, Diarbekr und Marasch eine sehr ansehnliche gewesen. Das Monument auf dem Nimrud-Dagh unweit Gerger (am Euphrat westlich von Diarbekr), ein hoher Hügel aus kleinen Steinen, mit Kolossalstatuen, Reliefs und griechischen (nicht assyrischen) Inschriften gehört einem Könige Antiochos von Kommagene aus dem letzten vorchristlichen Jahrhunderte an, der seinen Stammbaum väterlicherseits auf die Achämeniden, mütterlicherseits auf die Seleukiden zurückführt. Ingenieur Sester, mit der Ausarbeitung des Routiers beschäftigt, befindet sich jetzt in Konstantinopel, Dr. Puchstein in Athen.

— Einen ganz wesentlichen Fortschritt in der Kartographie Vorderasiens bezeichnen die eben erschienenen vier Kartenblätter „Prof. C. Haußknecht's Routen im Orient. Nach dessen Originalskizzen redigirt von H. Kiepert" (Berlin, D. Reimer 1882). Die Reisen des bekannten Weimarer Botanikers fallen in die Jahre 1865 bis 1869 und umfassen Nordsyrien, Mesopotamien, Südarmenien, Kurdistan und das westliche Persien (Irak, Farsistan und Luristan), Gegenden, die zum Theil noch nie, zum Theil selten besucht worden sind. Der Begleittext enthält außer kartographischen Erläuterungen von H. Kiepert einen Vorbericht des Reisenden mit einer kurzen Aufzählung seiner Routen, zugleich auch das Versprechen, eine detaillirte Schilderung der interessanteren Gebiete geben zu wollen; dasselbe wird hoffentlich bald eingelöst werden. Inzwischen werden

Kenner und Freunde des Orients das Erscheinen der Karten als Abschlagszahlung mit Interesse begrüßen.

— Aus Suez kommt die betrübende Nachricht, daß Mr. Charles Wahab an den Folgen der Strapazen, welche er auf seiner Reise durch das südwestliche China zu ertragen gehabt hatte (s. oben S. 254) während der Heimreise durch das Rothe Meer gestorben ist.

— Am 19. Juni verließen François Delonele und Dr. Harmand, der französische Konsul in Siam, in einem siamesischen Regierungsdampfer Bangkok, um sich nach dem Isthmus von Kra (Halbinsel von Malakka) zu begeben und denselben hinsichtlich der Ausführbarkeit einer Durchstechung zu untersuchen (vergl. „Globus" XLI, S. 255). Die Regierung hatte ihnen dazu auch Elephanten zur Verfügung gestellt, welche sich von großem Nutzen erwiesen. Die beiden Reisenden waren im Stande die ganze Länge des projektirten Kanales, die Flüsse Tschumphong und Paktschan und die Wasserscheide zwischen denselben, aufzunehmen; was sie gefunden haben, soll zu Gunsten des Planes sprechen. Delonele wird nächstens in Frankreich zurückerwartet.

— Wir erwähnten früher (Bd. 37, S. 255) Carl Bock's Reise durch das östliche Borneo. Sein zuerst in holländischer und englischer Sprache erschienenes Reisewerk ist jetzt auch in deutscher Ausgabe veröffentlicht worden, und zwar mit den 30 prachtvollen und hochinteressanten Farbendrucktafeln der Originalausgabe. Es führt den Titel: „Unter den Kannibalen auf Borneo. Eine Reise auf dieser Insel und auf Sumatra. Von Carl Bock. Mit einleitendem Vorwort von Alfred Kirchhoff. Mit 30 Tafeln in Farbendruck, 7 Holzschnitt-Illustrationen und einer Karte von Borneo." (Jena 1882. H. Costenoble. Preis 21 M.) Der Verfasser ist zoologischer Sammler und bereiste als solcher im Jahre 1878/9 Sumatra, speciell dieselben Gegenden, welche neuerdings durch die Expedition der Niederländischen Geographischen Gesellschaft allgemeiner bekannt geworden sind; diese Touren schildert er im zweiten Abschnitte, während den ersten die Beschreibung der zeitlich spätern, zugleich wichtigern Reise im südöstlichen Borneo einnimmt. Zweierlei zeichnet den Verfasser aus: eine gute Beobachtungsgabe, welche ihn befähigt, lebendige und offenbar naturwahre Schilderungen der Eingeborenen und der sie umgebenden Natur zu entwerfen, und ein großes malerisches Talent, wie er es soeben wieder im obern Siam bewiesen haben soll. Zeuge dessen die 30 vorzüglichen Farbendruckbilder, welche uns begreiflicher Weise besser mit den Dajaks, ihren Häusern, Booten, Waffen, Geräthen u. s. w. bekannt machen, als die umständlichsten und ausführlichsten Beschreibungen es vermögen. Der wichtigste Theil der Reise ist derjenige im Sultanat Kutei (Ostküste von Borneo), auf dem Mahakkam und seinen Zuflüssen, wo er mit einer Reihe von Dajak-Stämmen, auch einem menschenfressenden, in nahe Berührung kam. Der unter niederländischer Oberhoheit stehende Sultan von Kutei, welcher den Verfasser auf seiner ganzen Reise bis Bandjermassing selbst begleitete, ist einer der intelligentesten Fürsten im malaiischen Archipel; so hat er z. B. den Sklavenhandel abgeschafft und ist ein wirklich unterrichteter Mann; dabei aber ein Wucherer, schlechter Zahler und unzuverlässiger Geschäftsmann. Dennoch ist er beim Volke beliebt, das ohne weiteres Zutritt zu ihm hat und ihm gern gehorcht. Leidenschaftlich liebt er Diamanten, von denen er eine herrliche Sammlung besitzt, dann den Hahnenkampf und seinen Harem von 42 Weibern. Das Innere seines Landes — eigentlich erstreckt sich seine Macht nicht viel über die an den Ufern der größeren Flüsse befindlichen Ansiedelungen hinaus — ist von Dajaks bewohnt, die wir eingehend kennen lernen. In moralischer Hinsicht stellt sie Bock ziemlich hoch: Raub und Diebstahl ist bei ihnen unbekannt; geistig stehen sie den Malaien gleich, sind aber reinlicher, fleißiger, offener wie diese, achten ihre Frauen — sie haben stets nur eine —, denen sie Einfluß auf ihre Entschließungen einräumen, und lieben ihre Kinder sowie ihre Familien- und Stammesgenossen sehr. Aber alle diese guten Eigenschaften, welche die Einführung wahrer Civilisation befördern könnten, werden durch den barbarischen Gebrauch der Kopfjagd verdunkelt, welchem alle Dajakstämme huldigen; die Bahu Trings fressen aber obendrein ihre Opfer auf und schlachten die Gefangenen. Keine Geburt, keine Hochzeit und kein Begräbniß, um weniger wichtige Ereignisse zu übergehen, kann in geeigneter Weise gefeiert werden, ohne daß eine größere oder kleinere Anzahl feindlicher Köpfe dazu beschafft werden muß. Die Holländer haben bereits durch den Einfluß ihrer Waffen und ihres Handels viel gethan, diesen greulichen Gebrauch zu beseitigen, und auch der Sultan von Kutei hilft ihnen dabei; aber es ist trotzdem möglich, daß, bevor die Sitte ganz abgeschafft werden kann, die Dajaks sich selbst vom Erdboden vertilgt haben. Was Bock über diese Kopfjagden, wie überhaupt über das Aussehen, den Charakter, die Beschäftigung, Geräthe, Waffen, Häuser ꝛc. der Dajaken in Kap. 17 bis 22 mittheilt, erscheint uns als das Werthvollste in dem ansprechenden Buche.

Afrika.

— Nach der letzten Volkszählung in Algerien ist die dortige Einwohnerzahl seit 1876 von 2 867 626 auf 3 310 412 gestiegen. Der größte Zuwachs fand in der Provinz Oran statt, obwohl dieselbe von den Aufständen am meisten heimgesucht worden war. Sie zählte 1876 653 181, 1881 aber 767 322 Einwohner; dann folgt die Provinz Algier mit 1 072 607 gegen 1 251 672 jetzt und endlich die Provinz Constantine mit 1 141 838 gegen 1 291 418 Seelen. In Folge der Ausdehnung der Civil- und der Einschränkung der Militärverwaltung stehen heute nur 487 465 Einwohner unter der letztern, welche 1876 noch über 1 551 109 Einwohner gesetzt war. Dagegen hat die Civilverwaltung jetzt 2 822 947 Individuen unter sich, 1 506 930 mehr als 1876.

— So oft auch schon in den letzten Jahren das Gebiet zwischen der afrikanischen Ostküste und dem Tanganika-See durchzogen und geschildert worden ist, so werden wir es doch erst genauer kennen lernen, wenn unsere ostafrikanische Station in Gonda im Lande Uganda längere Zeit gearbeitet haben wird und ähnliche Stationen in größerer Anzahl dort errichtet sein werden. Wie viel tiefer die Herren Dr. Böhm, Kaiser und Reichard in die Natur des Landes und in das Wesen der Eingeborenen schon eingedrungen sind, als die flüchtig durchgereisten Livingstone, Cameron, Stanley u. s. w., zeigen so recht ihre eben veröffentlichten Berichte (Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland III, Heft 3); dieselben machen durchaus den Eindruck, daß die Gesellschaft bei der Auswahl der Stationsmitglieder einen guten Griff gethan. Geographie und Naturwissenschaften haben schon reichen Gewinn von ihren Arbeiten gezogen. Was das Volk von Uganda anlangt, so möchte dasselbe an finsterm Aberglauben und blutiger Grausamkeit keinem einzigen Stamme in Afrika nachstehen; der Hinrichtungen und Mordthaten, von denen die Berichte erzählen, ist kein Ende. Am 18. Juli 1881 war der Mtemi (Häuptling) Mimangombe gestorben; sein Tod wurde vor seinen Unterthanen geheim gehalten und die Beerdigung gleichfalls. In seinem Gehöfte wurde das Grab gegraben, der in bunte Tücher gehüllte Leichnam sowie vier lebende gefesselte Sklaven, zwei Knaben und zwei Mädchen, hineingesenkt, letztere mit Speerstichen getödtet, die Grube dann zugeschüttet und alle Spuren sorgfältig verwischt. Alsbald wurde nun die Lieblingsfrau des Verstorbenen angeklagt, im Vereine mit ihrem Sohne Kassita und dessen Oheim Kahumba den Tod des Häuptlings durch Zauberei herbeigeführt zu haben. Die beiden Männer entflohen nach dem Nachbarstaate Unianiembe, wurden aber dort durch einen Meineid in Sicherheit gewiegt, zur Rückkehr veranlaßt und unterwegs heimtückisch ermordet. Dann schritt man sofort zur Hinrichtung der Mutter Kassita's. Die Unglückliche wurde ganz entkleidet unter dem Hohn-

geschrei einer rohen Menge nach der Richtstätte geschleppt. Dort trennte man ihr zuerst beide Hände ab, um sich in den Besitz ihrer Kupferarmbänder, welche sich nicht abstreifen ließen, zu setzen; hierauf wurde ihr mit einigen Keulenschlägen der Hinterkopf eingeschlagen und die Leiche in eine Wasserpfütze geworfen, um Regen herbeizuziehen. Alle solche Hinrichtungen — und ihre Zahl ist nicht gering; die Berichte erwähnen solche am 18. August, Mitte September (zwei), 21. September, 24. September (drei) und Mitte November, während vier oder fünf Unglücklichen auf Verwendung der Deutschen das Leben geschenkt wurde — müssen vor dem Thore Songäro des Dorfes Gonda stattfinden; ein wieder eingefangener Sklave muß durch dasselbe zurückgebracht werden; geschieht es durch ein anderes, so wird der Eigenthümer mit seiner ganzen Familie zum Sklaven des Häuptlings gemacht. Wird im Lande ein Elephant getödtet, so gehört das Elfenbein dem Mtemi und muß ebenfalls durch dieses Thor in die Stadt gebracht werden; wählen die Jäger einen andern Weg, so werden sie zu Sklaven gemacht. — Bei den Waniamuesi gilt das Krokodil für zauberhaft und ganz außerordentlich giftig, und es würde das Tödten eines solchen die größte Panik erregen, einmal weil man fürchtet, das ganze Wasser durch sein Blut in ein todtbringendes Gift zu verwandeln, ganz besonders aber, weil, wie man behauptet, die Häuptlinge, welche stets ein Attentat auf ihr Leben befürchten, die ganze Bewohnerschaft desjenigen Dorfes zu Sklaven machen würden, dessen Einwohner ein Krokodil getödtet hätte. — Bei der Befahrung des Wala-Flusses fanden Dr. Böhm und Reichard in einer der dort häufig angelegten Fallgruben für Flußpferde zwei verendete und bereits stark in Verwesung übergegangene Krokodile, ein kolossales von circa 4 m Länge und ein kleineres. Die Waniamuesi schlichen sichtlich betreten vorüber und als Abends die Lagerfeuer brannten, berief einer von ihnen ein Schauri, um allen die strengste Verschwiegenheit über das Gesehene aus Herz zu legen: sie fürchteten sämmtlich, falls sie etwas verlauten ließen, in den Verdacht zu kommen, sich etwas von dem Verderben bringenden Gifte der Thiere angeeignet zu haben und als Waroši (Zauberer) ohne Weiteres hingerichtet zu werden.

Dort ist allerdings eine geeignete Wirkungsstätte für Missionäre der Civilisation, nicht aber irgend welcher Kirche, deren Lehren ein Neger doch nun und nimmer erfassen wird, oder gar für einen Mann wie der Abbé Debaize, dessen Aufenthalt dort nicht die besten Folgen hinterlassen hat. „Man staunt, heute noch ganz gemeine französische Schimpfworte zu hören, welche die Eingeborenen ihm abgelernt haben während des vier- bis fünfmonatlichen Aufenthaltes, zu dem er hier gezwungen war, da er seines jähzornigen Charakters wegen keine Träger bekommen konnte." Sagt doch Herr Reichard an einer andern Stelle mit dürren Worten: „Nach den von uns gesammelten Erfahrungen über die Art des Wirkens der Missionen sind wir entschlossen, etwa hier anzulegende Missionsstationen durchaus nicht zu unterstützen, da derartige Anstalten unseren Bestrebungen nur schädlich sein könnten."

Von Interesse ist auch, was Reichard über die Sklaverei in jenen Ländern sagt. Bekannt ist die Sitte, daß sowohl Sklaven, die mit ihrem Herrn, als auch Freie, die mit ihrer Lage unzufrieden sind, bei einem Dritten eindringen und dort irgend eine Werthsache zertrümmern, wodurch sie nach Landesbrauch zum Sklaven desselben werden. „Es ist dies ein deutlicher Beweis von der Uebertreibung und Einseitigkeit vieler ins Schwarze malender Berichte über die Sklaverei, wie sie namentlich von Missionären, besonders Engländern herrühren. . . . Es kommt allerdings vor, daß auf dem Transport befindliche Sklaven mißhandelt werden und dem Hungertode nahe kommen. Allein letzteres Schicksal trifft dann auch fast immer, wie wir schon konstatiren konnten, den betreffenden Eigenthümer selbst, da die Mittel am Ende großer Reisen leicht auf die Neige gehen. Ein plötzliches und gewaltsames Aufheben der Sklaverei kann nur den Ruin und die gänzliche Entsittlichung der betreffenden Länder herbeiführen, wenn nicht sofort anderweitig für Ersatz gesorgt wird, und dürfte der jetzige Zustand der früher so blühenden Insel Zanzibar ein beredter Zeuge für meine Auffassung sein. Ist ein Sklave einmal in festen Händen, so ist sein Loos durchaus nicht ein schlimmes, sondern ein ebenso gutes, oft besseres, als im Vaterlande. So werden z. B. im Süden des Tanganika die Stämme von ganz besonders grausamen Sultanen beherrscht und möchten von dort hierher gebrachte Sklaven um keinen Preis zurückkehren. Bei Arabern ist der Sklave durchaus nicht mit Arbeit überbürdet und werden zu körperlichen Strafen nur Verbrecher verurtheilt, da zu große Strenge ein zu theures Aufsichtspersonal erfordern würde. Außerdem geben Araber ihren Sklaven, wenn sie 10 bis 15 Jahre treu gedient haben, meist die Freiheit. Sklaven im Besitze von Eingeborenen werden als Familienmitglieder betrachtet und haben ganz ihren eigenen Willen. Von Strafe ist gar keine Rede, sondern es kommen im Gegentheil oft thätliche Widersetzlichkeiten gegen die Herren vor, welche weiter keine Folgen haben. Andere laufen ohne Einwilligung ihrer Herren nach der Küste, um als pagasi (Träger) zurückzukehren."

— Die afrikanische Kommission der Lissaboner Geographischen Gesellschaft hat das Projekt des Ingenieurs Machado, eine topographisch-geologische Expedition nach der Provinz Mozambique zu senden, gebilligt. Namentlich soll dieselbe die Grenzen der Provinz im Süden gegen das Zulu-Land und im Norden gegen die Besitzungen des Sultans von Zanzibar bestimmen. Auch erklärte die Kommission es für wünschenswerth, am Njassa-See die portugiesische Fahne zu entfalten; Portugal könnte denselben kraft seines Entdeckerrechtes der Provinz Mozambique einverleiben.

— Die geplante Expedition des russischen Marineoffiziers Rogozinski nach dem Liba-See ist aufgegeben worden (s. „Globus" XLI, S. 128).

— Herr Coquereau in Bordeaux rüstet eine Expedition zur wissenschaftlichen Erforschung und kommerziellen und industriellen (?) Entwickelung von Futa-Dschalon (Senegambien) aus. In der Hauptstadt Timbo soll eine französische Kolonie oder Faktorei errichtet werden.

Nordamerika.

— Als ein Beweis für den Fortschritt Manitobas ist es anzusehen, daß die Provinz vor sechs Jahren nur ein täglich und zwei wöchentlich erscheinende Blätter besaß, jetzt aber vier täglich, zwei halbwöchentlich und 16 wöchentlich erscheinende. Gladstone, Selkirk, Rock Lake, Crystal City und Minnedosa haben jetzt eben so gut ihre Zeitungen, wie Winnipeg, St. Boniface, Brandon, Portage-la-Prairie, West Lynne, Emerson, Rapid City, Maurice, Morrison und Rat Portage.

— Die Juden scheinen bis jetzt in den Vereinigten Staaten noch nicht so festen Fuß gefaßt zu haben, wie in den meisten europäischen Ländern. Nach dem Census von 1880 gab es in dem ganzen Umfange der Vereinigten Staaten nur 230 984 Juden, wozu noch neuerdings etwa 17 000 aus Rußland zugewandert sind, so daß man ihre Gesammtzahl auf rund ¼ Million veranschlagen kann. Davon entfallen auf New York 80 518, Pennsylvanien 20 000, Illinois 12 625, California 18 580 und Ohio 12 581, d. h. auf diese fünf Staaten mehr als die Hälfte aller Juden. Maryland hat 10 337, Massachusetts 8500, Louisiana 7538, Missouri 7380, New Jersey 5593 und der Rest ist über das ganze Land von Maine bis Oregon zerstreut. Mehr als ⅔ aller Juden sitzen, wie ja in Europa auch, in den größten Städten: in New York 60 000, San Francisco 16 000, Brooklyn 14 000, Philadelphia 13 000, Chicago 12 000, Baltimore 10 000, Cincinnati 8000, Boston 7000, St. Louis 6500, New Orleans 5000, Cleveland 3500 und Newark 3500.

— Unlängſt wurde in San Salvador die Eiſenbahn Acajutla-Sonſonate dem Verkehre übergeben, und es beſteht Ausſicht, dieſelbe bis Santa Ana zu verlängern. In Guatemala iſt eine Linie in Bau, welche den Hafen Champerico über Caballo Blanco mit Retalhuleu und damit einen der kaffeereichſten Bezirke Guatemalas mit dem Meere in Verbindung bringen ſoll. Der Unternehmer iſt eine Geſellſchaft in San Francisco.

— Der Vulkan von Chiriqui, der ſüdlichſte der centralamerikaniſchen Reihenvulkane, auf der Grenze von Coſtarica und Panama gelegen, befindet ſich wieder in Thätigkeit, nachdem er lange Zeit geruht und als erloſchen gegolten hat. Nach der engliſchen Küſtenvermeſſung erreicht er eine Höhe von 11 265 Fuß. Ausgedehnte Lavaſtröme haben ſich früher aus Seitenſpalten des Berges bandartig und zuſammenhängend, beſonders in ſüdlicher Richtung, ergoſſen; die längſten derſelben reichen bis nahe an das Dorf Dolega, d. h. beinahe ſechs geographiſche Meilen vom Fuße des Berges.

Südamerika.

— Zu keiner Zeit war in den letzten Decennien die Ausbeute der Silberminen in Südamerika, ſpeciell in Bolivien, eine ſo ergiebige wie jetzt, wo beinahe in allen Diſtrikten die Mehrzahl der bearbeiteten Gänge in „boya“ ſind, d. h. ſich eines außerordentlich lohnenden und reichen Ertrags erfreuen. Den oberſten Rang nimmt in dieſer Hinſicht der Komplex von Colquechaca in Bolivien ein, welcher, je vielſeitiger er in Angriff genommen wird, deſto größere Reſultate aufweiſt. Es ſcheint da, wie der einheimiſche Mineur ſich die Sache vorſtellt, das ſilberhaltige Erz förmlich an einer Stelle durch vulkaniſche Kräfte in die Höhe gehoben worden zu ſein, und wären für die Unternehmer die Arbeiter noch ſo leicht und ſo billig zu beſchaffen, wie zu den Zeiten der Spanier, ſo müßte, trotz den ungewöhnlich ſtrengen klimatiſchen Verhältniſſen, dort ein zweites Potoſi entſtehen. Indeß, was ſeiner Zeit die Spanier mit den Tauſenden von Indianern, welche ſie zur Mita nach den Bergwerken trieben, ausrichteten, haben heute die nach und nach eingeführten Verbeſſerungen und Maſchinen zu leiſten. Eine mächtige Bohrmaſchine wird in Colquechaca aufgeſtellt und ſind Anzeichen vorhanden, daß Metalle zu Tag gefördert werden, reicher als man ſie je in Südamerika gekannt hat. In Chili hingegen ziehen die Goldfelder im Departement Lebú die Aufmerkſamkeit auf ſich. Schon längere Zeit in kleinerm Maßſtabe ausgebeutet, ſollen die neu aufgebrochenen Goldregionen zu den kühnſten Hoffnungen berechtigen.

Man kann ſich Angeſichts der vom Iſthmus von Panama eintreffenden Hiobspoſten über Erdbeben, über wahrhaft ängſtigende Geſundheitszuſtände u. ſ. w. einer peſſimiſtiſchen Stimmung in Betreff des Kanalprojektes nicht erwehren. Immerhin gab die dem Iſthmus neu zugeführte Circulation an Menſchen und Kapital den Anſtoß zu mannigfachen Unternehmungen in Handel und Wandel. Die lange, ſeit der Emanzipation, vernachläſſigten aber wohlbekannten Goldregionen werden wieder aufgeſucht und Quarz ſowohl, als Alluvial-Boden in Angriff genommen. Die bekannteſten, augenblicklich in Betrieb ſtehenden Minen ſind: Quarzminen nahe bei dem alten Santa Roſa, acht Meilen von Aſpinwall; Waſchgold führende Ablagerungen zwiſchen Cruces und Emperador (Stationen der Eiſenbahn) und an dem obern Lauf des Chagres, den ſchon die Spanier auf große Strecken bearbeiteten; die alten Cañaſa-Minen in Veraguas; Cocuyos, das Centrum der Veraguas-Minen; die Alluvialminen von Chitre und La Barrera beinahe im gleichen Diſtrikt; Quarzgold in Margaja u. ſ. f. Es wird wohl manchem Arbeitſuchenden einerlei ſein, ob er dem mörderiſchen Klima beim Kanalbau oder in den Minen erliegt, während letztere entſchieden mehr Reiz für ihn haben müſſen.

— Am 20. Juli iſt in dem colombiſchen Staate Cauca die Eiſenbahn zwiſchen Buenaventura und Cordoba eröffnet worden.

— Im Departement Padilla des colombiſchen Staates Magdalena hat der franzöſiſche Geologe J. C. Mano, welcher auf Koſten der Nationalregierung reiſte, Kohlenfelder von mehr als 500 qkm Ausdehnung aufgefunden. Die Kohle ſelbſt ſoll ſehr gut ſein und findet ſich im Centrum und in einem Theil des Nordens jenes Bezirks.

— Von den beiden Expeditionen (ſ. oben S. 192), welche ausgeſchickt wurden, um Crevaux' Ermordung zu rächen, hat die bolivianiſche bereits ein unrühmliches Ende genommen, indem die zum Dienſte gepreßten Mannſchaften zum größten Theile deſertirten. Bei der Ermordung der Reiſenden iſt übrigens ein junger Argentinier Zeballos mit dem Leben davongekommen und von den Indianern beim Anmarſche der Truppen freigelaſſen worden; ſeinen Angaben zufolge wären noch zwei weitere Mitglieder der Expedition, ein Argentinier und ein Bolivianer, entkommen. Sechs Tage vor dem Ueberfalle ſoll Crevaux den Seinigen Gewehre und Munition abgenommen haben, da dieſelben unnütz und die Indianer am Fluſſe alle friedlich ſeien. An dem Unglückstage waren dann faſt alle an Land gegangen, um Beobachtungen anzuſtellen, zu kochen u. ſ. w., als der Ueberfall ſtattfand.

Polargebiete.

— Die ſchwediſche geologiſche Expedition hat in Folge ſchweren Sturmes nicht auf Beeren-Inſel landen können und iſt deshalb am 16. September in der Yacht „Bojna“ nach Tromſö zurückgekehrt (vergl. oben S. 256).

— Als ein weiterer Beleg für einen ungewöhnlich frühen und harten arktiſchen Winter wird die Fahrt des „Neptune“ angeſehen, welcher von der Regierung der Vereinigten Staaten gemiethet worden war, um der Polarſtation in der Lady Franklin-Bai unter 81° nördl. Br. Proviant zuzuführen. Das Schiff iſt unverrichteter Sache nach Neufundland zurückgekehrt, da es wegen einer unüberwindlichen Eisbarre nicht über 79° 20′ nördl. Br. hinaus hat vordringen können; es hat indeſſen an verſchiedenen Häfen Lebensmittel gelandet. Zu Beſorgniſſen wegen der Polarſtation liegt kein Grund vor.

— Der wiederum wie im Jahre 1881 nach dem Jeniſei beſtimmte Dampfer „Louiſe“ des Baron Knoop kehrte am 1. Oktober wegen der Undurchdringlichkeit des Kariſchen Meeres nach Hammerfeſt zurück und meldete, daß er die holländiſchen und däniſchen Nordpolfahrer auf der „Varna“ und „Dijmphna“ am 22. September verlaſſen habe. Dieſelben lagen damals, vom Eiſe umſchloſſen, 80 Seemeilen öſtlich der Waigatſch-Inſel, hofften jedoch, bald befreit zu werden.

Inhalt: Das heutige Syrien XX. (Mit fünf Abbildungen.) — E. Metzger: Deli auf Sumatra III. (Schluß.) — E. Haberland: Das Salz im Volksglauben II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Aſien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion 8. Oktober 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XXI.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Der Jordan ist durch seine Wassermasse der bedeutendste Fluß Palästinas; sein Lauf ist fast durchweg reißend, wird aber durch die beiden Sammelbecken des Merom- und Tiberiassees regulirt. Namentlich in seinem Unterlaufe beschreibt er zahlreiche Mäander, welche seinen Lauf bedeutend verlängern, und zwar zwischen dem See von Tiberias und dem Todten Meere um etwa das Dreifache. Seinen hebräischen Namen (Jardên der schnelle, reißende) verdankt er seinem bedeutenden Falle, der zwischen Hermon und Meromsee 437 Meter, von dort bis zum See von Tiberias 274 Meter und von dort bis zum Todten Meere 203 Meter, zusammen 914 Meter beträgt. Der nördliche Theil des Thales ist im Allgemeinen fruchtbar; der südliche enthält zahlreiche Oasen an den Stellen, wo von Osten und Westen die zur Berieselung verwendeten Bäche aus den Bergen in die Thalebene treten. Im Sommer versiechen dieselben mit Ausnahme weniger größerer Flüsse, die meist aus dem wasserreichern und stellenweise sogar bewaldeten Ostjordanlande herabkommen.

Als das Klima Syriens einst sehr viel feuchter war, hatte sich der damals bedeutende Jordan ein tiefes Bett in den Ablagerungen des Todten Meeres gegraben und jene Abstürze aus gelbem Sande gebildet, welche als „Terrassen“ bezeichnet werden; dieselben, unfruchtbar und fast ohne jede Vegetation, bezeichnen die ehemaligen Uferränder. Als sich dann die klimatischen Bedingungen änderten und der Jordan an Volumen abnahm, grub er sich in dem Sande und Schlamme der Ebene ein neues Bett. Der Fluß besitzt eine Anzahl von Fuhrten, die man jedoch im Frühjahre bei hohem Wasserstande nur mit größter Vorsicht benutzen darf; denn der Grund ist stets schlammig, so daß die Lastthiere den Boden verlieren und von der Strömung fortgerissen werden können. Pferde schwimmen oft mit ihren Reitern hindurch. Die wichtigsten Fuhrten durch den untern Jordan sind el-Helu, Machadet Hadschla, wo die Lateiner ihr Jordanbad nehmen, und die von Kasr el-Jehudi, der Badeplatz der griechischen Gläubigen. Auf einer dieser Stellen sind wahrscheinlich die Israeliten unter Josua in Palästina eingedrungen.

Von der Fuhrt el-Helu ritt Lortet's Karawane ungefähr in westlicher Richtung nach Kasr Hadschla, den Ruinen eines befestigten Klosters, wo im Alterthume Beth Hagla, ein Grenzort zwischen Juda und Benjamin, stand. Die Gegend ist anfangs eben oder schwach gewellt und nur mit Rohr und Salsolaceen bestanden; plötzlich aber steht man vor einem, mehrere Meter tiefen, halb ausgetrockneten Flußbette, dessen Ufer mit herrlichen Tamarisken, Kenschlamm und Oleander bewachsen sind. Zehn Minuten ostnordöstlich von den Klosterruinen, in denen es von großen Skorpionen und Sandvipern wimmelt, liegt die klare Quelle Ain Hedschla, von einer halb zusammengestürzten Mauer umgeben; sie gilt für die beste der ganzen Gegend.

The Gateway from the Plain

Ruins of Tower Gate

Ruins of Tower Gate. The Tower Gate was the principal entrance to the Fort. It was built of stone, and was flanked by towers. The Gate was 12 feet wide, and was closed by double doors. Outside the Gate was a drawbridge, which was raised at night.

Digitized by Google

Windhund aufſtöberte. Durch das Gekläff des Hundes und die Flintenſchüſſe, welche Lortet auf das Wild abgab, erregt, ſetzten ſich die Pferde in Galopp und nahmen mit bewundernswürdiger Leichtigkeit die Büſche und Dünen. Von Beirut an hatten ſie auf zum Theil unglaublich ſchlechten Wegen, über Felſen und Sand, ihre Reiter getragen — und trotzdem ſetzten ſie hier den Reiſenden durch ihre Kraft und ihr Feuer in Erſtaunen. Einige ſchöne Haſen waren das Ergebniß der Hetzjagd. Der Boden iſt dort ganz von den tiefen Gängen von Psammomys obesus Rüppel durchwühlt, einer Art großer Ratte mit kurzem Schwanze und dickem Kopfe, die einem kleinen Murmelthiere ähnlich ſieht. Das Thier ſitzt auf einem künſtlich aufgeworfenen Sandhaufen unfern ſeinem Loche, beobachtet von dort ſcharfen Blickes die Umgegend und verſchwindet bei dem geringſten Geräuſche kopfüber in ſeinem Bau. Manche Reiſende haben es mit dem Springhaſen verwechſelt, mit dem es aber gar nichts zu thun hat. Weiterhin wurde Wadi Kelt überſchritten, der jetzt im Frühling durch einen hübſchen klaren Bach belebt wurde, an deſſen Ufern Tamarisken, Zizyphus, Keuſchlamm und Oleander wuchſen und zahlreiche Vögel ſich tummelten. Zur Rechten bleibt Tell Dſcheldſchûl, wahrſcheinlich das alte Gilgal, wo die Iſraeliten nach Ueberſchreitung des Jordan zwölf Steine zum Gedächtniß aufrichteten und das erſte Beſchneidungsfeſt feierten. Bald darauf beginnen Felder von Getreide, Baumwolle, Indigo, Mais und Feigengärten, und endlich erreichte man, durch den langen Tagemarſch und die gewaltige Hitze ſehr ermüdet, die Zelte, welche neben dem maſſiven, viereckigen Thurme, dem ſogenannten „Schloſſe von Jericho“, wahrſcheinlich einem Bau aus fränkiſcher Zeit, aufgeſchlagen waren. Am nächſten Morgen wurde jedoch das Lager etwas weiter nordweſtlich nach Ain Sultân verlegt, wo es keine Mücken und quackende Fröſche giebt, wie in dem von Sümpfen umgebenen Jericho. Der ſehr verfallene, etwa 40 Fuß hohe Thurm enthält einige große Räume, in denen an 20 Baſchibozuks hauſen; dieſelben ſollen zwar die Fellachen gegen die plündernden Beduinen beſchützen,

Das heutige Jericho.

doch verſteht ihr Anführer es ſchon ſo einzurichten, daß er ſeine Schutzbefohlenen nach Belieben ausſaugen kann. Von dem Dache des Thurmes hat man eine prächtige Ausſicht auf einen Theil des Todten Meeres, das Ras Feſchkah, die Jordanmündung, die Gebirge von Moab, den Berg Karantel und das Ghor, das ſich, ſoweit das Auge reicht, von unendlicher Lichtfülle übergoſſen, gegen Norden hin ausdehnt.

In Nordoſten liegt das elende Dorf er-Riha, das die Stelle Jerichos einnimmt, ein unregelmäßiger Haufen armſeliger niedriger Hütten aus Stein, deren Dach aus Baumäſten mit darüber gelegtem Lehm beſteht. Die Mauern ſind nicht mit Mörtel, ſondern mit naſſer Erde gebaut. Sorgfältig in einander geſchlungene und aufgehäufte Hecken von trockenem Chriſtusdorn umgeben die Hütten; in denſelben bringen die Herden die Nacht zu, ſo daß die Wohnungen von dicken Lagen Kothes umringt ſind. Eine Dornenhecke umgiebt außerdem den ganzen Ort. Das im Alterthume und bis in das ſiebente chriſtliche Jahrhundert wegen ſeiner Palmen berühmte Jericho beſitzt deren heute keine einzige mehr. Der ſo nützliche Baum könnte hier ebenſo gut wie in Aegypten gedeihen, wenn nicht die hohe Steuer auf Fruchtbäume ſeine Anpflanzung verhinderte. Um dieſe nicht zahlen zu müſſen und obendrein die Extraerpreſſungen der Paſchas, haben die Bauern die koſtbaren Bäume umgehauen. Wie traurig, ein ſo fruchtbares Land als Wüſte daliegen zu ſehen, blos weil es von türkiſchen Beamten regiert zu werden das Unglück hat!

Das alte Jericho nahm übrigens nicht die Stelle des heutigen Riha ein, ſondern lag weiter gegen Nordweſten in der Nähe der am Fuße des Dſchebel Karantel entſpringenden Quellen. Bekannt iſt, wie die Juden mit Hilfe eines Wunders die ummauerte Stadt eroberten, worauf Joſua jeden, der ſie wieder aufbauen würde, verfluchte. Trotzdem entſtand dort an Stelle der heidniſchen eine jüdiſche Stadt, welche erſt zum Stamme Benjamin, dann zum Reiche Juda gehörte. Mehrmals erobert, blühte es doch ſtets bald wieder auf, und ſeine Umgebung war berühmt wegen des Anbaues der jetzt verſchwundenen Balſamſtaude, des Henna, der Sykomoren. Kleopatra, welche dieſes Gebiet von Antonius zum Geſchenke erhalten hatte, verkaufte es an Herodes, der dort einen Palaſt und einen Cirkus, den ſchönſten in

March 29. Mr. Ruskin's drawing of Fribourg, from the Pont de Zähringen, is a very fine example of his work. The bridge is a picturesque one, and the whole scene is full of interest. The drawing is in the collection of Mr. Arthur Severn.

March 30. Mr. Ruskin's drawing of the Pont du Diable, Martigny, is in the collection of Mr. Arthur Severn.

March 31. Mr. Ruskin's drawing of Amiens Cathedral, from the north-west, is in the collection of Mr. Arthur Severn. It is a very fine example of the work of the period.

Kirche der Gottesmutter und ein Pilgerhoſpiz in Jericho erbauen. Um 810 wird ein St. Stephanskloſter in der Nähe des Ortes erwähnt; dann verſchwindet derſelbe aus der Geſchichte, und erſt zur Zeit der Kreuzzüge erſteht an der Stelle des jetzigen Dorfes ein neues Jericho mit einer Burg und einer Dreifaltigkeitskirche; aus dieſer Zeit ſtammt wohl der große Thurm. Trotz der Fruchtbarkeit des tiefen Alluvialbodens, dem heißen Klima und der reichen Bewäſſerung leben jetzt nur etwa 40 Familien dort in kümmerlicher Weiſe; es ſind ſeßhaft gewordene Beduinen, deren Weiber ein wahrhaft hexenmäßiges Ausſehen haben. Sittlich und körperlich iſt es ein herabgekommenes Volk, beſonders ſeitdem ihr Dorf eine ſtändige Beſatzung von irregulären türkiſchen Truppen erhalten hat und damit Branntwein und alle Laſter einer Halbciviliſation ihren Einzug gehalten haben. Namentlich die Weiber ſind wegen ihrer Trunkſucht und Neigung zum Diebſtahl berüchtigt; der Schwertertanz, den ſie den Reiſenden für ein Trinkgeld zum Beſten geben, iſt ein wüſtes Schauſpiel ohne jeden Charakter. Uebrigens hat auch die einheimiſche Bevölkerung in Folge des heißen und dabei feuchten Klimas vom Fieber und Leberaffektionen zu leiden; ſtärkere Bebauung des Landes würde daſſelbe auch wieder geſund und für eine weit zahlreichere Bevölkerung bewohnbar machen.

Um der Hitze und Feuchtigkeit zu entgehen, hatte Lortet ſein Zelt auf einer kleinen Höhe bei Ain Sultân aufſchlagen laſſen. Mächtig quillt ſie, die dem alten Jericho das Waſſer lieferte, aus dem Boden hervor und füllt, 23,4° C. warm, ein altes Baſſin von 12 Meter Länge und 7,6 Meter Breite, in welchem ſich zahlreiche Fiſche (Chromis, Capoeta, Cyprinodon) tummeln. Bei den Chriſten heißt ſie Eliſa-Quelle, weil die Sage geht, daß dieſer Prophet durch Hineinwerfen einer Hand voll Salz das vorher bittere Waſſer trinkbar gemacht hat. Etwas weiter nordweſtlich entſpringt am Fuße der erſten Vorhöhen des Dſchebel Karantel die gleichfalls waſſerreiche Ain Dûk, welche einſt auf einem jetzt verfallenen Aquädukt weithin geleitet wurde. Das Volk nennt denſelben Tawâhîn es-ſukkar (Zuckermühlen), eine Erinnerung an den früher hier wirklich betriebenen Anbau des Zuckerrohres. Jetzt bewäſſert Ain Dûk nur einige Gurkenfelder. Von Ain Sultân aus beſteigt man auf einem nicht ganz leichten Wege den Dſchebel Karantel, welchen die Chriſten Quarantania nennen und wohin ſie (zum erſten Male im Jahre 1112) das vierzigtägige Faſten Chriſti und ſeine Verſuchung durch den Teufel verlegen.

Der Apoſtelbrunnen.

Ein ſchmaler Pfad und ſtellenweiſe Felsſtufen führen bei ſteilen Abhängen vorbei zu zahlreichen Grotten, die einſt (und einige zeitweiſe auch noch heute) von Einſiedlern bewohnt waren. Sonſt hauſen da nur Adler, Geier, Tauben, Schwalben und Schakale. Ohne Leiter und Stricke iſt es ſehr ſchwer, die Höhlen zu beſuchen. Manche ſind mit Pilaſtern und Malereien geſchmückt, welche letzteren beſonders Maria und Chriſtus, den Engel Gabriel und die Verkündigung, Paulus und Andreas darſtellen; in einigen hat Triſtram auch intereſſante griechiſche Inſchriften gefunden. Meiſt hängen immer drei Räume zuſammen, und einer davon iſt das Oratorium; die Kapellen gehen entweder nach Oſten und haben die Ausſicht über die Ebene des Ghor, oder nach Süden, wo die Felſen nahezu ſenkrecht zu dem tiefen wilden Wadi Abu Retmeh abfallen. Eine ganze Anzahl kann man nur erreichen, wenn man ſich, wie es 1863 Rev. Triſtram gethan hat, an Stricken an den Felswänden herabläßt; derſelbe konnte ſo mit Muße viele dieſer merkwürdigen, nie zuvor unterſuchten Zellen erforſchen, in denen ſyſtematiſche Nachgrabungen gewiß intereſſante Reſultate geben würden. Dieſe Einſiedlerſtadt datirt gewiß aus den früheſten Zeiten des Chriſtenthums und wurde wahrſcheinlich im ſiebenten Jahrhundert durch Chosroes zerſtört. Zur Kreuzfahrerzeit war das Kloſter Quarantania von Jeruſalem abhängig. Den Berg Karantel ſelbſt zu erſteigen, nimmt wenig mehr als eine Stunde in Anſpruch, ermüdet aber ſehr, weil die warme und feuchte Luft des Ghor jede Bewegung ungemein erſchwert. Auf dem Gipfel finden ſich einige Ruinen und Gräben, anſcheinend von einer alten Befeſtigung, ſowie eine ganz kleine, halbverfallene Kapelle, welche an der Stelle erbaut ſein ſoll, wo Satan Jeſu alle Königreiche der Welt zeigte. Königreiche ſieht man nun zwar von der Spitze, welche 460 Meter über Ain Sultân liegt, nicht, aber doch einen der ſchönſten Rundblicke in ganz Syrien: gegen Norden der ſpitze Berg Karn Sartabe und die breite Einſenkung des Ghor mit den zahlloſen Windungen des Jordan und deſſen grünem Uferwalde; im Nordoſten den Dſchebel Oſcha (1058 Meter) nördlich von es-Salt, weiter ſüdlich der Berg Nebo; ganz im Süden der ſchimmernde Spiegel des Todten Meeres mit ſeinem moabitiſchen Steilrande der gegen Sonnenuntergang in unbeſchreiblich ſchönen Farbentönen erſcheint, und im Weſten die Hügel und tiefen Thäler der Wüſte Juda, in denen ſchon die Schatten der herannahenden Nacht lagerten.

The Editor has received the following letter from Mrs. Hemans, of Liverpool, which will be read with interest by all lovers of pets:—"I have a pet bear, which I have had for about two years. He is very fond of me, and will follow me about like a dog. He is very fond of children, and will let them do anything with him. He is very fond of sweets, and will eat anything that is given to him. He is very fond of milk, and will drink it out of a saucer. He is very fond of bread, and will eat it out of my hand. He is very fond of fruit, and will eat it out of my hand. He is very fond of vegetables, and will eat them out of my hand. He is very fond of meat, and will eat it out of my hand. He is very fond of fish, and will eat it out of my hand. He is very fond of eggs, and will eat them out of my hand. He is very fond of cheese, and will eat it out of my hand. He is very fond of butter, and will eat it out of my hand. He is very fond of honey, and will eat it out of my hand. He is very fond of jam, and will eat it out of my hand. He is very fond of marmalade, and will eat it out of my hand. He is very fond of treacle, and will eat it out of my hand. He is very fond of sugar, and will eat it out of my hand. He is very fond of tea, and will drink it out of a saucer. He is very fond of coffee, and will drink it out of a saucer. He is very fond of cocoa, and will drink it out of a saucer. He is very fond of chocolate, and will drink it out of a saucer. He is very fond of beer, and will drink it out of a saucer. He is very fond of wine, and will drink it out of a saucer. He is very fond of spirits, and will drink it out of a saucer. He is very fond of tobacco, and will smoke it out of a pipe. He is very fond of snuff, and will take it out of a box. He is very fond of cigars, and will smoke them out of a pipe. He is very fond of cigarettes, and will smoke them out of a pipe. He is very fond of matches, and will light them with a pipe. He is very fond of fire, and will sit by it. He is very fond of water, and will drink it out of a saucer. He is very fond of soap, and will wash himself with it. He is very fond of towels, and will dry himself with them. He is very fond of combs, and will comb his hair with them. He is very fond of brushes, and will brush his hair with them. He is very fond of razors, and will shave himself with them. He is very fond of scissors, and will cut his hair with them. He is very fond of needles, and will sew with them. He is very fond of thread, and will sew with it. He is very fond of buttons, and will sew them on with it. He is very fond of pins, and will stick them in his clothes with them. He is very fond of hooks, and will hang his clothes on them. He is very fond of eyes, and will look through them. He is very fond of glasses, and will look through them. He is very fond of telescopes, and will look through them. He is very fond of microscopes, and will look through them. He is very fond of spectacles, and will look through them. He is very fond of opera glasses, and will look through them. He is very fond of binoculars, and will look through them. He is very fond of field glasses, and will look through them. He is very fond of marine glasses, and will look through them. He is very fond of prismatic glasses, and will look through them. He is very fond of stereoscopes, and will look through them. He is very fond of magic lanterns, and will look through them. He is very fond of kaleidoscopes, and will look through them. He is very fond of zoetropes, and will look through them. He is very fond of phenakistoscopes, and will look through them. He is very fond of praxinoscopes, and will look through them. He is very fond of thaumatropes, and will look through them. He is very fond of phenakistoscopes, and will look through them. He is very fond of praxinoscopes, and will look through them. He is very fond of thaumatropes, and will look through them.

Bear at Home.

Bears.—Bears are found in the Polar regions, in the mountains of Europe, Asia, and America, and in the forests of Europe, Asia, and America. They

und faſt farbloſe Blutigel, welche man leicht mit hinunter ſchluckt, was nicht ungefährlich iſt. Eine Stunde ſpäter war Jeruſalem wieder erreicht und bald darauf wurde die Reiſe nach Norden angetreten, deren erſte Station bei dem hübſch im Grünen gelegenen Dorfe Sindſchil war, wo Lortet wieder mit vollen Lungen die reine friſche Luft des Hochlandes einathmete, welche er ſo lange Zeit in dem heißen Becken des Todten Meeres hatte entbehren müſſen. Der nächſte Tag brachte ihn nach Nabulus, und der dann folgende ſah ihn ſchon um ſechs Uhr im Sattel, um noch vor Mittag einen guten Ritt machen zu können. Aber zu ſo früher Stunde war es im Schatten bereits 28° C., und die erſt aufgehende Sonne brannte dem Reiſenden in das Geſicht. In Syrien ſind die ſchief fallenden Strahlen der Morgenſonne, gegen welche man ſich nur ſchwer zu ſchützen vermag, die unangenehmſten; auch iſt dann die Luft ganz ruhig, was die Hitze nur noch unerträglicher macht. Erſt gegen 9 Uhr erhebt ſich eine kühlende Briſe.

Von Nabulus ging es in nördlicher Richtung am Weſtabhang des Ebal hin, dann durch Getreidefelder nach dem Dorfe Dſcheba, welches am öſtlichen Abhange eines hohen, angebauten und mit Feigen- und Oelbäumen bepflanzten Hügels liegt. Unterhalb des Dorfes ſprudelt eine treffliche Quelle in ein kleines zerſtörtes Becken; einige hübſche blaugekleidete Frauen reinigten dort die Wäſche und ſchwatzten eifrig mit einigen Bettlern, welche ſich gegen ein altes Stück Mauer lehnten. Obwohl Mohammedanerinnen, waren ſie nicht verſchleiert und ließen ſich durch Lortet's Blicke weiter nicht einſchüchtern. Nun ſenkte ſich der Weg zu einer fruchtbaren Thalebene hinab, welche durch das Wadi Maſſin zum Mittelländiſchen Meere hin entwäſſert wird; in dem feuchten, ſchwarzen Boden derſelben erreicht das Getreide eine außerordentliche Höhe. Auf brachliegenden Stellen wachſen mächtige Diſteln faſt zu Baumeshöhe empor und bilden undurchdringliche Dickichte, welche die Bauern im Herbſte niederbrennen. Ueber dieſer Ebene ſteigt ein koniſcher Hügel auf, der die kleine halb verfallene Feſte Samur trägt; die Pferde haben ſchwere Arbeit, um den ſteilen, zahlreiche Höhlengräber enthaltenden Abhang zu erklimmen. Den Gipfel umziehen Befeſtigungen, welche ſtellenweiſe noch ziemlich gut erhalten ſind und einige ſchöne, wohl aus der Kreuzfahrerzeit ſtammende Thore aufweiſen; das Innere iſt noch heute bewohnt. Im Jahre 1830 hatte ſich der Scheich des Ortes unabhängig gemacht, ſo daß Abdallah, der Paſcha von Akka, mit ſeinen Kanonen Breſche legen laſſen mußte; durch dieſelbe ritt Lortet in die weite, von grünen und bewaldeten Hügeln umgebene Senkung hinab, welche den Namen Merdſch el-Gharrak führt und einen Theil des Jahres hindurch einen wirklichen See bildet. Mit ſteigender Sommerwärme jedoch nimmt er raſch ab, bis nur im mittelſten und tiefſten Theile etwas Waſſer übrig bleibt, und er mehr ein Sumpf, als ein See iſt. Aus dem üppig gedeihenden Rohre und den Binſen machen ſich die Eingeborenen Sommerhütten auf den Terraſſen ihrer Häuſer, die weniger feuchten Stellen aber bebauen ſie mit Mais und Sorghum. Trotz der ſchon vorgerückten Jahreszeit befand ſich, als Lortet dort reiſte, viel Waſſer auf der Ebene, ſo daß er gezwungen war, mit weitem weſtlichen Umwege faſt am Fuße der Hügel einen ſchmutzigen, glitſchigen Pfad einzuſchlagen. Dieſe Gegend würde ein eingehenderes Studium der Flora und Fauna gewiß lohnen; denn die überſchwemmten Wieſen waren mit den bunteſten Blumen bedeckt und Schaaren von Waſſervögeln tummelten ſich auf den Fluthen und am Ufer. Auch Ochſen und Büffel lagen behäbig im Waſſer und kühlten ihr von Zecken und Mücken zerſtochenes Fell.

Im Lande der Boilakertra auf Madagaskar.

(Nach meinem Tagebuche.) Von **J. Audebert.**

I.

Schon Flacourt erzählt uns im Jahre 1658 von einem Thiere, das ſeine Soldaten auf Madagaskar geſehen und ſchreien gehört hätten. Daſſelbe ſollte einem Eſel in Geſtalt und Stimme gleichen und lange, breite, über die Augen herabhängende Ohren haben. Noch heute wird dieſes Geſchöpf von den Eingeborenen in ähnlicher Weiſe beſchrieben; ſie nennen es aombi tsi aombi, wörtlich „ein Ochſe (und doch) nicht Ochſe“. Es iſt begreiflich, daß ich alles aufbot, um mich in Beſitz dieſes für die Wiſſenſchaft begehrenswerthen Weſens zu ſetzen, zumal Profeſſor Schlegel und andere bedeutende Zoologen deſſen Exiſtenz durchaus für möglich hielten. Tauſendmal glaubte ich dem Thiere auf der Spur zu ſein und hoffte auf endliches Gelingen, tauſendmal wurde ich enttäuſcht und überzeugte mich ſchließlich, daß ſämmtliche Erzählungen von dem Leben und Daſein des fraglichen Eſels reine Fabeln ſeien.

Merkwürdig bleibt immerhin, daß die Sage vom aombi tsi aombi über die ganze Inſel verbreitet und daß die Beſchreibung des Thieres im Norden ſowohl wie im Süden dieſelbe iſt. Möglich wäre es ja ſchließlich doch, daß im grauen Alterthum ein ähnliches Thier dort gelebt oder vielleicht von den Arabern nach Madagaskar mitgebracht worden ſei. Im Norden heißt es heute, das Thier lebe im Süden, im Süden wird feſt behauptet, es lebe im Norden. Keiner hat es ſelbſt geſehen, aber er kennt einen, der es geſehen hat. Dieſer jedoch hat es ſchließlich auch nicht geſehen, ſondern er hat einen Freund gehabt, der es ſah. In dieſer und ähnlicher Weiſe wurde ich vielfach zu Reiſen und Unterſuchungen verleitet, wobei ich endlich die feſte Ueberzeugung gewann, daß das Thier, in unſeren Tagen wenigſtens, nicht mehr vorhanden iſt. Auf einer ſolchen Reiſe kam ich auch in das Gebiet des kriegeriſchen Stammes der Boilakertra (ſpr. Boilakertſch).

Es war nicht das erſte Mal, daß ich Gegenden betrat, die vor mir der Fuß eines Europäers nicht berührt hatte — jedoch lernte ich hier Stämme kennen, von deren Daſein man zuvor nie gehört hatte; dieſe Völker ſind offenbar Reſte der unverfälſchten ehemaligen malgaſſiſchen Race, welche ſich hier abgeſchloſſen vom Verkehr und der Außenwelt in urſprünglicher Reinheit erhalten hat.

Ich war damals ſchon fünf Jahre in Madagaskar, hatte bis dahin den Norden und die Mitte der Inſel bereiſt und befand mich gerade in Noſſi-Kely (zwiſchen 22° und 23° ſüdl. Br.) zur Erforſchung des Südens, als ein Ein-

geborener vom Stamme der Safftſoren (Safftſchuren) erſchien und mir ein Stück Fell anbot, welches von jenem berühmten Eſel ſtammen ſollte. Dieſes Stück Haut war aus dem Rücken geſchnitten, rehfarben und hatte brüchige, gegen den Bauch zu verlängerte Haare. Die Innenſeite war mit arabiſchen Schriftzügen bedeckt und das Fell hatte große Aehnlichkeit mit dem afrikaniſcher Antilopenarten [1]). Ich handelte das immerhin intereſſante Ding um ein Fünffrankenſtück ein. Daſſelbe wurde ſpäter an das Königl. Niederländiſche Reichsmuſeum geſandt, für welches ich damals reiſte und es wurde mir darüber Folgendes berichtet: „Nachdem das eingeſchickte ſogenannte Stück Eſelshaut bei allen Philologen circulirt hat, zeigte es ſich, daß die Inſchrift ein unverſtändliches Chaos mit arabiſcher Grundlage bildet. Es ſcheint eine Art Talisman zu ſein und vom Feſtlande zu ſtammen, da die Haut einer Antilope anzugehören ſcheint.“ gez. H. Schlegel.

Ich frage mich nun, wie dieſes Stück Fell in dieſe entlegene Gegend Madagaskars kommen konnte, wo Araber nie verkehrten und überhaupt völlig unbekannt ſind. Der Malgaſche jedoch beſchrieb mit dreiſter Stirn das Land und den Ort, wo das Thier getödtet wurde und von den Jägern und ihren Hunden verzehrt worden war. Es habe ungeſpaltene Hufe, einen kurzen dicken Schwanz und lange Bauchhaare gehabt und lebe noch heute im Lande der Voilakertra in Felshöhlen. Von da aus mache es ſeine Raubzüge und freſſe Menſchen und Thiere, beſonders aber Wildſchweine, von deſſen Knochen die Höhlen ganz ausgefüllt ſeien. Die Wahrheit des Geſagten beſchwor er kaltblütig bei den Gebeinen ſeiner Väter und machte ſich anheiſchig, mich gegen Bezahlung von fünfzig Fünffrankenſtücken an Ort und Stelle zu führen. Immer noch von einer kleinen Hoffnung beſeelt, das Thier zu finden, hielt ich es für meine Pflicht, auf ſo beſtimmte Angaben hin noch einen Verſuch zu wagen. Ich befand mich alſo in Noſſi-Kely, woſelbſt ein Creole aus Mauritius ſeinen Sitz aufgeſchlagen hatte. Derſelbe lebte als einziger Weißer ſchon längere Jahre in dieſer Gegend, trieb Handel und pflanzte Kaffee [2]). Noſſi-Kely liegt, wie ſchon der Name beſagt (kleine Inſel), zwiſchen zwei Flußarmen und dem Meere. Der Fluß jedoch iſt klein und unbedeutend, faſt das ganze Jahr an der Mündung verſtopft und ergießt ſich nur während der Regenzeit ins Meer. Die Hovas, welche hier eigentlich nur noch dem Namen nach herrſchen, haben ein kleines Fort auf einer Anhöhe errichtet, um den Ein- und Ausfuhrzoll von 10 Proc. zu erheben. Eine Tagereiſe weſtlich am Fluſſe Manampato befindet ſich das größte Fort Mamanana und zwei Tagereiſen ſüdweſtlich dasjenige von Ankara. Eine Tagereiſe ſüdlich von Ankara liegt das Fort von Vangendrano und hier erreicht die Herrſchaft der Hova überhaupt ihre Grenze. Allerdings liegt noch im Fort Dauphin an der Südſpitze der Inſel in den Ruinen der alten franzöſiſchen Befeſtigung eine Abtheilung ihrer Soldaten, ebenfalls zur Erhebung von Zöllen; aber das umliegende Land iſt ganz unabhängig und entzieht ſich vollſtändig dem Einfluſſe der Hovas, welche ſich aus ihren Verſchanzungen nicht heraus getrauen.

Beſagter Creole in Noſſi-Kely lebte ganz nach Art der Malgaſchen mit Weibern vom Stamme der Anteiſaken (Anteiſchaken) und hatte größern Einfluß auf das umwohnende Volk. Da meine ſämmtlichen Diener aus dem Norden hier nicht bleiben wollten und daher zurückgekehrt waren, ſo hoffte ich von ihm einige Unterſtützung beim Anwerben der nöthigen Leute zu erhalten, ſollte mich aber darin grauſam getäuſcht finden. Dieſem Manne lag durchaus daran, die Erforſchung dieſes beinahe unbekannten Landſtriches zu vereiteln, um ſich das Monopol des einträglichen Handels möglichſt lange zu wahren und jede Konkurrenz auszuſchließen.

Es ſind mir von den vereinzelt an der ſüdöſtlichen Küſte wohnenden Creolen recht böſe und ſchlechte Streiche geſpielt worden. Ich warne jeden Reiſenden eindringlich vor dieſer Menſchenklaſſe. Es ſind meiſtens aus Mauritius und Bombon entflohene Schwindler oder Verbrecher, viele wegen Diebſtahl dort ſchon beſtraft. Das einzige Beſtreben dieſer Leute geht darauf hin, den Reiſenden auszupreſſen. Muthlos und hilflos geworden, ſieht er ſich dann gezwungen die Gegend zu verlaſſen. Dafür, daß er keine Leute findet, haben die Creolen längſt geſorgt, indem ſie ausſtreuen laſſen, er bezahle nicht, mißhandle die Leute, ſei ein böſer Zauberer und, was ſonſt noch gerade ihnen nöthig dünkt. Der Creole unter dem Scheine der Hochherzigkeit erbietet ſich ſchließlich, die nöthigen Leute zu beſchaffen, natürlich ſind die Preiſe dann ganz enorm hohe, der unglückliche Reiſende kommt um ſeine letzten Sachen, Gewehre u. ſ. w. und kann überhaupt noch froh ſein, wenn er mit heiler Haut dieſem Geſindel entrinnt. Bei den abergläubiſchen und mißtrauiſchen Malgaſchen genügen einige hingeworfene Worte, um den Ruf eines Fremden ganz zu untergraben, und es wird ihm unmöglich Diener zu bekommen. Gelingt es ihm, falls er der Sprache mächtig, von großer Energie und reichlich mit Geld verſehen iſt, dennoch, ſo wird er mit ewigen Intriguen und Schlechtigkeiten zu kämpfen haben und der Erfolg einer auf dieſe Weiſe unternommenen Expedition bleibt immer fraglich. Niemals aber würde ich es einem Reiſenden rathen, bei einem Creolen dieſer Sorte, mit dem er ſchon Händel hatte, ein Mahl einzunehmen. Es ſind mir in dieſer Beziehung traurige Fälle von Vergiftungen bekannt, worin übrigens auch die Eingeborenen wahre Meiſter ſind. Am beſten iſt es, man ignorirt ſolche Leute von vornherein vollſtändig und ſucht ſich ſelbſt zu helfen, ſo gut es geht.

Da ich in Noſſi-Kely keine Leute bekommen konnte, ſo begab ich mich nach dem zehn Kilometer ſüdlicher gelegenen Farafangana oder Ambahi. Ich nahm hier 30 Mann in Dienſt und kehrte am ſelben Tage zurück, um mein Gepäck abzuholen, da ich von Ambahi die Reiſe zu Waſſer fortſetzen wollte. Ich hatte damals eine Hündin mit vier Jungen, welche noch nicht laufen konnten. Da die Anteiſaken die Hunde für unreine Thiere halten und keiner dieſelben tragen wollte, ich aber dieſe mir werthvollen Thierchen nicht im Stiche zu laſſen vermochte, ſo blieb mir nichts übrig, als mir ſelbſt die Laſt aufzubürden. Im Verein mit Gewehr und Munition war jedoch dieſes Gewicht für meine ſchon erſchütterte Geſundheit zu ſchwer, zumal ich den Weg bereits zum dritten Mal bei einer Temperatur von nahezu 40° R. im glühenden, loſen und tiefen Küſtenſande zurücklegen mußte. Die üblen Folgen ſollten ſich denn auch bald zeigen.

Farafangana iſt ein Ort, der aus zweihundert ziemlich gut gebauten Strohhütten beſteht. Das Dorf liegt an der Mündung des Manambato und des ſchon erwähnten Manampato, beides größere Flüſſe. Der Manambato zieht in

[1]) Im Süden Madagaskars bedienen ſich die Schriftkundigen noch heute der arabiſchen Buchſtaben. Im Norden haben die Hovas erſt unter dem Einfluſſe der Engländer engliſche Buchſtaben eingeführt.

[2]) Die Kaffeeplantagen gediehen anfangs herrlich, gingen aber im 3. und 4. Jahre ſämmtlich zu Grunde. Ich ſchreibe dies dem Umſtande zu, daß der Ort zu tief liegt und der Kaffee überhaupt das Küſtenklima auf die Dauer nicht ertragen kann.

Hufeisenform um den Ort herum, vereinigt sich nördlich davon mit dem Manampato und beide ergießen sich vereint ins Meer. Auf der dadurch gebildeten Halbinsel liegt Ambahi. Die Bevölkerung besteht aus einer mittelgroßen, starknochigen, trägen und verlogenen Race. Es sind Anteisaken. Ich erwarb hier zwei Boote für meine Reise. Die angeworbenen Leute indessen schienen in Rossi-Kely bearbeitet worden zu sein, denn alle erklärten noch am Tage meiner Ankunft in Ambahi, sie wollten nicht weiter mit mir ziehen.

Am Abend dieses Tages, nachdem ich mich kaum in einer Hütte eingerichtet hatte, fühlte ich mich sehr unwohl. Der viele Aerger der letzten Tage im Verein mit der schon erzählten Uebermüdung durch Schleppen der Hündchen hatten mir ein heftiges Fieber zugezogen. Ich bekam starkes Erbrechen und lag bald in heftiger Geistesverwirrung. Zum Glück hatte der Zufall ein Mädchen, Kalo mit Namen, hierhin verschlagen, welches vor Jahren im Norden bei mir im Dienst gestanden hatte, aber wegen seiner unbezähmbaren Trunksucht entlassen werden mußte. Sie hatte indessen ein gutes Herz, kam sofort freiwillig herbei und pflegte mich redlich. Sie wußte auch von früher her, daß ich bei Fieber sehr heftig war, und ließ sich dadurch nicht erschrecken. Die übrigen Malgaschen hätten mir das sicherlich als Bosheit ausgelegt und mich elend umkommen lassen. Nach acht Tagen schwerer Leiden konnte ich mich denn wieder vom Lager erheben und zur Fortsetzung meiner Rüstungen zur Reise schreiten.

Als das Ziel derselben, das Land der wilden Voilakerira, bekannt wurde, war wieder kein Mensch aufzutreiben, der mich begleiten wollte. Endlich gelang es der Ueberredungsgabe besagter Kalo, sechs Mann zu bestimmen, mich bis zur Grenze, aber ausdrücklich nur bis zur Grenze jenes Landes, zu geleiten. Am 2. März 1880 konnten nach Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten endlich die Boote beladen werden. Es waren 18 Fuß lange und 2 Fuß breite ausgehöhlte Baumstämme, welche viel an Bequemlichkeit und Sicherheit zu wünschen übrig ließen. Schwerbeladen, wie sie waren, schöpften dieselben abwechselnd von jeder Seite Wasser und geriethen bei der kleinsten Bewegung der Insassen in Gefahr umzuschlagen. Besonders war dies mit dem von mir besetzten der Fall, denn in dieses mußte ich meine acht großen Jagdhunde aufnehmen. Da wir kein Zelt aufschlagen konnten, so wurden diese Thiere arg von der stechenden Sonne gequält, standen beständig mit den Füßen auf dem Bootsrande und setzten wohl gar ins Wasser. Ich bemerke hier, daß das Mitführen einer größern Meute auf Madagaskar sehr beschwerlich ist und in jenen Gebieten, wo die Hunde für unreine Thiere gelten, eine Menge Unannehmlichkeiten nach sich zieht. In der Nähe der Flüsse sind diese Thiere stets den Angriffen der Krokodile ausgesetzt und gefährden dadurch, wie wir nachher sehen werden, sogar manchmal die Sicherheit der Menschen. Da, wo die Leute Hunde für unreine Thiere halten, sollen dieselben keine Hütte betreten, was schwer zu vermeiden ist; sie sollen bloß Abfälle fressen und was dergleichen Unsinn mehr ist. Ich hielt mich einst in einer Gegend auf, wo Milch zu bekommen war, so viel man wollte. Als aber die Leute in Erfahrung brachten, daß ich meine Hunde damit fütterte, war ihre Entrüstung so groß, daß sie mir auch für schweres Geld keinen Tropfen mehr verkauften, es sei denn, ich hätte die Milch vor ihren Augen ausgetrunken.

Andererseits ist wieder zu bedenken, daß ich meinen treuen Begleitern manches werthvolle Stück für meine Sammlungen verdanke, ja in mancher Gegend, wo ich einzig auf Wild als Nahrung angewiesen war, ohne deren Beihilfe meine Leute und mich kaum hätte ernähren können. Der Hauptvortheil aber, der allen Nachtheil überwiegt, besteht darin, daß man durch Hunde am besten und sichersten vor nächtlichen Raubanfällen geschützt ist. Die Malgaschen haben eine große Furcht vor europäischen Hunden, und deren Gegenwart allein ist hinreichend, dieselben in Entfernung zu halten. Mancher Strolch wurde von meiner treuen Garde dingfest gemacht, mancher nächtliche Raubanfall vereitelt.

Obwohl die Bemannung der Boote sehr schwach war, so dankte ich doch Gott, als endlich die ersten Ruderschläge ertönten und wir vom Lande abstießen, denn in Madagaskar kann man erst mit Sicherheit behaupten, man wolle eine Reise machen, wenn man schon unterwegs ist. Hätte Kalo nicht am Ufer die Kerle bis zum letzten Augenblicke angetrieben, ich glaube, sie wären schließlich doch noch davongelaufen.

Der Manambato, den wir befuhren, ist an seiner Mündung ziemlich breit und hat starken Wellengang. Die Umgegend ist eben und sandig, durch Sümpfe, Haide und etwas Wald von Zeit zu Zeit unterbrochen. Nach einer Fahrt von einigen Stunden jedoch wird die Gegend ganz sumpfig und dient hier zur Kultur von Reis. Der Fluß ist, so lange er durch diese Moräste fließt, in zahlreiche Arme getheilt. Viele derselben sind von den Eingeborenen zur bessern Bewässerung in ihrer Bildung unterstützt worden. Ist der Reis der Reife nahe, so trifft man hier viele Wasservögel an, z. B. Reiher, Ibis falcinellus, Nettapus auritus, Dendrocygna viduata und auch öfters Porphyreo madagascarensis. Für die Wissenschaft ist jedoch wenig zu suchen. Auf beiden Seiten abwechselnd erhebt sich mitunter ein Bergkegel. Dieser ist dann stets mit einem Dorfe gekrönt. Zahlreiche Bananenpflanzungen umgeben diese Ansiedelungen und werden hier so hoch, daß sie die Hütten vollständig dem Auge entziehen.

Der Fluß bildet in der ersten Zeit nichts als Bogen und Krümmungen, und als wir gegen Mittag anlegten, um unser Mahl zu bereiten, hatten wir erst sehr wenig Weg gemacht. Am Ufer standen einige alte Hütten und gewährten uns Schutz vor den Sonnenstrahlen während der kurzen Rast. Ich nahm hier einen Jäger in Dienst, der, wie sich später herausstellte, zwar oft schoß, aber niemals traf. Er besaß jedoch eine gute Eigenschaft, er war ein Feinschmecker, und da ich in Zukunft meine Mahlzeit stets mit ihm theilte, so unterzog er sich willig der Bereitung derselben und gab sich dabei auch Mühe. Außer Salz, Fett, Kaffee, einer Flasche Essig und etwas Rum für meine Sammlungen führte ich für meinen Leibesbedarf nur noch einige Medikamente mit. Gewöhnlich fanden wir in den Dörfern Reis, Geflügel und Bananen, wobei man leben konnte. Anders verhält sich die Sache im Urwalde, wo wir vereinsamt wohnten und oft bittern Mangel litten, besonders wenn Salz, Fett und Kaffee auf die Neige gingen.

Auf der weitern Fahrt wurde der Fluß zusehends enger und trüb und schmutzig, er floß nur langsam. Oefters erblickten wir am Ufer Krokodile, welche mit aufgerissenem Rachen in der Sonne schliefen und bei unserm Anblick eilig ins Wasser stürzten. Die Luft war höchst ungesund und ganz verpestet durch allerlei faulende Stoffe. Bald jedoch wurde es besser, der Fluß begann rascher zu fließen und durch die hellen Fluthen erblickte man den kiesigen Untergrund. Die Gegend, schon bedeutend höher gelegen, erschien als hügeliges Grasland, unterbrochen durch Baumgruppen, meistens aus der Ravinala, dem Baum des Reisenden, bestehend. So fuhren wir weiter, bis die Sonne im Westen verschwand, und legten dann am Fuße eines ziemlich hohen

Hügels bei, auf welchem das Dorf Ivandreke liegt. Während die Leute das Gepäck mit vieler Mühe den Berg hinaufschleppten und ich als Wache beim Boote zurückblieb, setzten ungefähr 700 bis 800 schöne Rinder, welche von der Weide kamen, über den Fluß. Die begleitenden Hirten schwangen sich dabei auf den Rücken der überaus zahmen Thiere. Die bei der Herde anwesenden Hunde, große semmelfarbige Köter mit stehenden Ohren, wollten dagegen um keinen Preis ins Wasser und erhoben ein abscheuliches Geheul, bis sie mit einem Boote abgeholt wurden. Die Malgaschen erzählten mir, die Furcht dieser Thiere vor Krokodilen sei so groß, daß sie sich nur im äußersten Nothfalle ins Wasser wagten.

In dieser Gegend werden die Rinder jeden Abend sorgfältig in rohe Umzäunungen inmitten der Dörfer getrieben. Es geschieht dieses aus Vorsicht vor den nächtlich umherschweifenden Banden der benachbarten Mavorongen, welche als Rinderdiebe berüchtigt sind. Bei solchen Thieren, die man Morgens vor dem Austriebe melken will, müssen die Kälber Abends abgesperrt werden. Soll das Melken stattfinden, so bringt man das Junge heran und sucht dann schnell die eine Seite des Euters zu leeren, während jenes an der andern saugt. Niemals wird man auch nur einen Tropfen Milch erlangen, wenn das Kalb nicht dabei steht. Immer bleibt aber dabei die größte Vorsicht zu beobachten, denn so friedlich die Thiere auch sind, wenn man sie ungeschoren läßt, so pfeilschnell pflegen sie bei Eingriffen in ihre mütterlichen Rechte mit ihrem spitzigen Gehörn bei der Hand zu sein. Sämmtliches Rindvieh gehört zur Race des Zebu. Es sind große schwere Thiere mit einem dicken Fetthöcker auf dem Rücken über den Schultern. Sie kommen in allen Farben vor; man sieht rothe, weiße, schwarze, gelbe, einfarbige oder mit verschiedenen Abzeichen, sehr schön gescheckte und getigerte, auch Roth- und Grauschimmel, je nach dem Geschmacke der Eingeborenen. Am häufigsten ist die Varietät mit großem starkem Gehörne, welches äußerst spitz und nach vorn gerichtet ist; bei den Stieren wird es noch geschärft, um sie beim Kampfe tauglicher zu machen. Tödtet nämlich ein Stier seine Nebenbuhler, was häufig geschieht, so hat der Besitzer des gefallenen Thieres keinen Anspruch auf Schadenersatz. Tödtet der Stier aber Ochsen oder Kühe, so muß der Verlust ersetzt werden. Dann giebt es solche mit kleinen verkrüppelten Hörnern, welche an Hautlappen lose herunterhängen, und schließlich hörnerlose, die sogenannten Bory. Diese sind sehr stämmig und stehen niedriger auf den Beinen.

Das einzige wirkliche Vermögen der Malgaschen besteht in Rindern. Alles errungene Geld wird gewöhnlich sofort in Herden angelegt. Es ist der größte Ehrgeiz der Mittellosen, so weit zu kommen, daß sie wenigstens zwei bis drei Rinder erwerben können. Vertritt die Herde das Kapital, so muß die Nachzucht als die Zinsen desselben betrachtet werden. Die Thiere weiden das ganze Jahr hindurch und verursachen keinerlei Ausgaben. Die Weiden sind Gemeingut. An der Küste, wo die Thiere vor Diebstahl sicher sind, leben dieselben in vollständiger Freiheit und werden auch nicht gemolken. Der Malgasche ißt selten Fleisch und begnügt sich im gewöhnlichen Leben mit vegetabilischer Nahrung. Kälber zu essen verstößt gegen die Landessitte, nach welcher das Kind nicht von der Mutter getrennt werden soll.

Ochsen werden geopfert bei Verträgen, bei gefährlichen Unternehmungen, bei Beginn einer Reise, bei der Rückkehr, bei Geburten und besonders am Jahresfeste. Besonders stark gelichtet aber werden die Herden bei Todesfällen. Es wird dabei solange aus dem Besitz des Verstorbenen gezehrt, als es irgend möglich ist, dessen Leiche in der Hütte zu behalten. Bei reichen Leuten dauert dies oft drei Wochen, und es ist nicht zu begreifen, wie die Malgaschen in Gegenwart der stinkenden, von Fliegen und Würmern heimgesuchten Menschenreste überhaupt noch Fleisch mögen.

Ich habe auf allen meinen Reisen nur vereinzelte Versuche gesehen, den Ochsen als Reitthier zu benutzen. Dazu nimmt man den hörnerlosen Bory. Ein durch die Nasenwand gezogener Ring dient zur Leitung. In sumpfigen Gegenden müssen Ochsen und Stiere beim Anbau der Reissaat helfen. Sie werden zum Durchkneten und Umrühren des Schlammes tagelang durch die betreffenden Felder getrieben und zwar bewegen sich dabei zehn bis zwölf Thiere kreisförmig um den in der Mitte befindlichen Treiber herum. Sonst werden dieselben zu keinerlei Arbeit benutzt. Die Rinder sind in Madagaskar unter den öffentlichen Schutz gestellt. Bei den unabhängigen Stämmen steht auf den Diebstahl derselben die Todesstrafe. Die Besitzer zeichnen ihre Thiere durch Einschnitte in die Ohren.

Ivandreke ist ein großes, wohlhabendes Dorf. Die Bewohner sind schmächtig und von dunkler Hautfarbe. Nach Beendigung unserer Mahlzeit brachten uns die Schönen des Ortes, unter Anführung einer Art von Schulmeister, ein Ständchen. Der Gesang war gar nicht so übel, nur wurde der Ton zu sehr durch die Nase gezogen. Der Schulmeister war ein weitgereister Malgasche, der sich, wie es schien, zum Vergnügen mit dem Unterricht der Jugend befaßte. War auch ein gut Theil Eitelkeit dabei im Spiele, so ist das Bestreben doch immer ein sehr löbliches, die in der Fremde gesehene Bildung in seinem Heimathdorfe einführen zu wollen. Um den Mann zu ermuthigen, sprach ich mich sehr lobend über seine Leistungen aus und beschenkte ihn nebst seinen Zöglingen mit einigen Kleinigkeiten.

Vorfälle im Sulu-Archipel.

Von Prof. **Ferdinand Blumentritt.**

Die Okkupation und dauernde Besitznahme der Hauptstadt des Sultanats Sulu im Jahre 1876 führte die feierliche Anerkennung der spanischen Oberhoheit durch den Sultan und die größten Magnaten (Dattos) seines Reiches herbei; doch war damit im Grunde sehr wenig gewonnen, denn eine große Anzahl von Dattos, welche an der Unterzeichnung des Unterwerfungsaktes nicht theilgenommen hatten, weigerten sich dem Vertrage beizutreten, so daß die Spanier im Sulu-Archipel noch immer nicht die Herren geworden waren. Um nun die Interessen dieser widerspenstigen Dattos mit jenen Spaniens fest zu verknüpfen, entschloß sich die spanische Regierung zu einem eigenthümlichen Schritte. Sie schloß mit jedem dieser Magnaten einen besondern Unterwerfungsvertrag ab und verpflichtete sich hierbei ihnen einen Jahresgehalt, deren Höhe sich je nach der Größe und Macht des Dayatos (Dayato = Staat

eines Datto) richtete, auszuzahlen; dieſe Zahlung ſollte ſofort eingeſtellt werden, wenn das Benehmen des Dattos der ſpaniſchen Kolonialregierung irgend einen Anlaß zur Unzufriedenheit gäbe. Der Plan gelang und es unterwarfen ſich auf dieſe Weiſe folgende Dattos: Patta, Herr von Bucutúa; Gumbajali, Herr von Tongkuil; Ariuá, der Herr von Looc; Janani, Herr von Sipac; Quivit, Herr von Bangao; Banſaguan Lintican, Herr von Maningut; Sayari, Herr von Canupan auf Tapul; Satiá Amudin, Herr von Tulingan auf Tapul; Sacandal, Herr von Larap; Alihudin, Herr von Lamenuſa; Puyo, Herr von Sinandin auf Siaſſi; Sancula, Herr von Mutdas auf Siaſſi; Amiluſin, Herr von Lapac; Babuddin, Herr von Licut; Aſanon, Herr von Bujidayan; Amſaini, Herr von Sunlugan; Yalan, Herr von Latuan; Aſam, Herr von Mantabuan; Yain, Herr von Pamaſan; Unga, Herr von Sapá; Amilaſan, Herr von Buindanan; Timban, Herr von Tunguſun; Machende, Herr von Lunepagaſinan; Sangſangan, Herr von Luuncan; Atal, Herr von Balimbin auf Tawi-Tawi; Indal Patlá, Herr von Capug; Salapuddin, Herr von Launcatta oder Launcuta; Boamun, Herr von Butum; Bagundá, Herr von Tumindao und endlich zwei Dattos der Inſel Cagayán-Joló (Kagayan-Sulu).

Damit ſind zwar die Spanier noch immer nicht vollſtändig Herren des Archipels geworden, aber ſie beginnen doch feſten Fuß im Lande zu faſſen, wenn auch ſelbſt im Gebiete der unterworfenen Dattos ſich häufig Banden von „Moros malos“ zeigen, d. h. von Sulu-Malaien, die ſich weigern die ſpaniſche Herrſchaft anzuerkennen und die alle Chriſten, welche das Unglück haben in ihre Hände zu fallen, tödten oder in die Sklaverei ſchleppen. Das von den Guimbas bewohnte gebirgige Binnenland der Hauptinſel Sulu iſt den Spaniern gegenüber ebenſo unabhängig, wie dem Sultan von Sulu, deren Penſionär, gegenüber. Auch die Inſel Tawi-Tawi harrt in ihrem größern Theile noch der Unterwerfung.

In der Nummer 70 des heurigen Jahrganges der Oceania Española iſt von einer gewandten Feder geſchrieben ein Artikel unter dem Titel „La Paga“ erſchienen, in welchem die Auszahlung des oben erwähnten Gehaltes an die Dattos Pulá und Aſibi, beziehungsweiſe der Beſuch in den Reſidenzen beider Fürſten geſchildert wird. Ich will das Wichtigſte hiervon an dieſer Stelle mittheilen; zuvor ſei bemerkt, daß beide Dayatos, ſowohl das des Pulá, als jenes des Aſibi auf der Hauptinſel Sulu oder Joló ſelbſt liegen. Dem erſtern gehört der Ort Moubou an der Nordküſte und das im Binnenlande gelegene Dorf Litayun, er kann 200 Bewaffnete ins Feld ſtellen. Der Datto Aſibi iſt Herr des Dorfes Taududagmay, welches nicht weit von Moubou, aber von der Küſte durch einen breiten Streif meiſt angebauten Landes getrennt liegt. Aſibi verfügt über dieſelbe Anzahl von Vaſallen wie Pulá.

Anfangs Januar (1882) verließ der Adjutant des Gouverneurs von Sulu das ſpaniſche Fort Alfonſo XII., um den beiden Dattos die fällige (Semeſtral-) Rate ihres Gehaltes auszuzahlen und deren Quittung entgegen zu nehmen. Zur Bedeckung diente eine ganze Compagnie Disciplinar-Infanterie unter den Befehlen eines Kapitäns; der Expedition war überdies ein Dolmetſch beigegeben. Die kleine Truppe marſchirte am Geſtade dahin. Auf dem Wege lag eine kleine Ortſchaft, deren Bewohner beim Herannahen der Soldaten zuſammenliefen und laute Rufe der Verwunderung über dieſen ungewohnten militäriſchen Zug ausdrückten. Aus ihren Fragen und Ausrufungen leuchtete ihre helle Angſt hervor, die Kompagnie ſei der Vortrab einer größern Truppe, welche den Ort ſelbſt dauernd okkupiren wollte. Viel mag zu dieſem ängſtlichen Gebahren das böſe Gewiſſen beigetragen haben, denn Anfälle auf einzelne ſpaniſche Soldaten in der nächſten Umgebung des Forts ſind nichts Seltenes und es iſt nur zu wahrſcheinlich, daß die umliegenden Dörfer die Heimath dieſer Miſſethäter bilden, oder daß dieſe bei deren Bewohnern Schutz und Verſteck finden.

Endlich erreichte man glücklich Moubou. Die Hütten dieſes Dorfes liegen in einzelne Gruppen zerſtreut ohne jede Ordnung mitten im Grünen. Das Haus des Dattos liegt auf einer felſigen Erhöhung, und iſt von mannshohen Paliſſaden umgeben, innerhalb welcher der Datto ſeine Vaſallen zu verſammeln pflegt, um mit ihnen über wichtige Angelegenheiten zu verhandeln oder bei vorgefallenen Streitigkeiten zu Gericht zu ſitzen; denn der Datto iſt der Richter ſeiner Unterthanen, ihr Herr in jeder Beziehung. Das Datto-Haus ſelbſt unterſchied ſich in garnichts von der im ganzen Archipel üblichen Bauart. Auf einer ſteilen Leiter kletterten die Spanier in die Höhe und ließen ſich auf den Rohrbänken in dem zum Audienzlokale beſtimmten Vorgemache (Caida) nieder, um den Datto zu erwarten. Bald erſchien dieſer ſelbſt, umgeben von einem Schwarm von großen und niederen Vaſallen, Dienern und Sklaven. Die kleinen ſchwarzen Augen Pulá's irrten unſtät umher, der tiefe Groll gegen die Spanier war deutlich in ihnen zu leſen. Sein Aeußeres war überhaupt nicht einnehmend. Brauen und Wimpern wieſen einen nur ſpärlichen Haarwuchs auf, auch der Bart war ſehr dünn geſäet. Die ſtumpfe Naſe, die dünnen Lippen und die welke Beſchaffenheit ſeiner Haut verliehen ſeinem kleinen runden Kopfe etwas Abſtoßendes. Seine Kleidung reducirte ſich auf enge Jacke und kurze, unten geſchloſſene Beinkleider, die Hüften umgab eine ſeidene Binde und um den Kopf hatte er ſich eine turbanähnliche Binde aus verſchiedenen lebhaft gefärbten Zeugen gewunden. In ſeiner unmittelbarſten Nähe, ja man kann ſagen im Bereich ſeiner Arme ſtand eine Anzahl von Jungen, ähnlich den Pagen der Ritterzeiten, deren jeder irgend ein Attribut ſeiner Macht oder ſonſt etwas, deſſen er ſtetig bedurfte, einher trug. So trug einer einen langen Kris (malaiſchen Dolch), ein anderer einen wuchtigen mit merkwürdigen lebhaft gefärbten Zeichnungen oder Charakteren geſchmückten Stock, ein dritter hielt die Tabakspfeife bereit, ein vierter trug eine kupferne Caſſette, in welcher „Buyo“, d. h. zum Kauen ſchon vorgerichteter Betel ſich befand ꝛc. Nachdem der Dolmetſch den Zweck des Beſuches mitgetheilt hatte, gab der Datto durch einen Wink den Officieren die Erlaubniß ſich wieder zu ſetzen; ein Tiſchchen wurde herbeigetragen und auf demſelben die Geldſumme abgezählt. Der Datto vergaß über den Anblick des Silbers ſeinen Groll gegen die chriſtliche Herrſchaft und ſah mit ſchlecht verhehlter Habgier unverwandt auf den Tiſch hin. Auch die übrigen Perſonen, welche ſich inzwiſchen rings angeſammelt hatten, ſahen mäuschenſtill dem Akte des Geldzählens zu. Einige Gerichte wurden hierauf den Spaniern vorgeſetzt, welche aber nur koſteten, denn die Speiſen ſchwammen in Kokosöl oder waren von jener widerlichen Süße, wie ſie die Orientalen allenthalben zu lieben ſcheinen. Mit der Unterfertigung der Quittung war das Geſchäft fertig und da man zu weiterm Aufenthalte weder Luſt verſpürte, noch auch Erlaubniß beſaß, ſo brach die Expedition ſofort auf, um Taududagmay, die Reſidenz des Datto Aſibi zu erreichen. Pulá ſchloß ſich den Spaniern an.

Eine Stunde lang marſchirte die Truppe der Küſte entlang, dann wandte man ſich dem Innern zu; der Weg

zog sich durch einen dichten Buschwald. Taududagmay besteht nur aus niedrigen, dürftigen Hütten, unter denen die Residenz des Asibi hervorstach, obzwar dieselbe sich in nichts von dem Hause Pulá's unterschied. Asibi und seine Unterthanen glaubten offenbar, die Spanier kämen in feindlicher Absicht, die Hütten blieben fest verschlossen und kein Laut war aus ihnen zu hören, dagegen hörte man aus dem Hause des Asibi das Geklirre von Waffen und den Lärm von hin und her eilenden Leuten. Die Truppe machte Halt und Datto Pulá begab sich zu seinem Kollegen, um ihm den Zweck der Expedition mitzutheilen. Wenige Augenblicke nachher kam Pulá wieder zum Vorschein und meldete, daß der Datto die Gesellschaft erwartete. Die Officiere kletterten nun auf der Leiter, so gut sie es vermochten, in die Höhe; hier bot sich ihnen ein überraschender Anblick dar: auf dem Glacis hinter der Palissadenmauer standen vollständig kampfgerüstet die 200 Vasallen des Asibi. Mit finsterm Antlitze standen sie da, ohne die Gäste ihres Herrn mit einem Worte oder auch nur einer Geberde zu begrüßen. In einer kurzen Entfernung von diesem haßerfüllten Haufen machten die Spanier Halt, wobei sie es nicht unterließen, ihre Gewehre festzufassen, denn vor diesen haben die Sulus einen großen Respekt. Von Neuem erschien Pulá und lud die Spanier ein, weiter zu gehen; so schritten sie denn auch mitten durch die Krieger des Dattos hindurch und ließen sich auf die herbeigeholten Bambusbänke nieder. Die Spanier waren jeden Augenblick auf einen Angriff gefaßt; zu diesem Mißtrauen berechtigte sie auch hinlänglich das Vorleben Asibi's. Er ist im hohen Grade verdächtig einer der Rädelsführer der zum Glücke vereitelten Ueberrumpelung des Forts Alfonso XII. gewesen zu sein; er hatte sich lange geweigert der Einladung des Gouverneurs von Sulu Folge zu leisten und vor ihm zu erscheinen, auch hatte er seinen beiden Söhnen verboten den Hafen Tiangui dem spanischen Handel zu öffnen. Den rastlosen Bemühungen des jetzigen Gouverneurs von Sulu, des Obersten Gutierrez Soto, war es erst vor Kurzem gelungen, den Trotz des Häuptlings zu beugen, so daß dieser sogar mit seinen beiden Söhnen den Gouverneur in seiner Residenz aufsuchte. Wie also aus dem hier in Kürze Mitgetheilten zu ersehen ist, war von einem solchen Manne alles zu gewärtigen. Zum Glücke erwiesen sich diese Befürchtungen als eitel. Asibi verstand es besser als Pulá seinen Haß gegen die Christenhunde zu verbergen, er empfing sie sehr freundlich und als ein Mann von feinen (sui generis) Manieren ließ er sie nicht im offenen Vorgemache, sondern begrüßte sie im Innern seines Hauses. Das Zimmer, in welchem sich die Spanier dem Datto gegenüber befanden, besaß einen Flächenraum von 15 Quadratmetern. In einer Ecke desselben war der Boden etwas erhöht, es diente offenbar dem Datto als Lagerstätte; darauf deutete auch der Umstand hin, daß Vorhänge, welche von der Decke bis zum Fußboden reichten, es von dem übrigen Zimmerraume schieden. Matten, Kissen, Gewebe, Kistchen und dergleichen lagen nicht in Unordnung, aber auch nicht von Staub oder Schmutz gereinigt am Boden umher. An jenem Ende des Saales, welches der erwähnten Lagerstätte des Datto sich gegenüber befand, waren zwei ähnliche Schlafstätten, es waren dies jene der beiden 14 bis 15 Jahre alten Söhne des Asibi. Am Eingange des Salons stand eine alte Feldschlange oder Falkonet, welches vielleicht aus den Zeiten der Conquista stammte. Asibi ließ sich auf seiner Lagerstätte unter den aufgehäuften Kissen und Matten nieder. Er schien etwa 50 Jahre alt zu sein, das wohlgestaltete von spärlichem Bart umrahmte Antlitz wies eine krankhafte Blässe auf, vielleicht in Folge seiner Gewohnheit, stark Opium zu rauchen, was er auch in diesem Augenblicke that. Ihn umgaben sechs oder sieben seiner Frauen, welche alle mit der Bereitung der Betelportionen, dem „Buyo" der Spanier beschäftigt waren. Zu seiner Seite stand ein großer Lehnsessel aus Holz, der in seiner ganzen Form alterthümlich aussah. Alle von den Eingeborenen sahen, wenn sie an diesem Stuhle vorbeigingen, mit tiefem Respekt nach demselben hinüber; offenbar wurde dieser Sessel bei wichtigen Ceremonien, vielleicht bei Rechtsprechungen über Leben und Tod, gebraucht. Pulá ließ sich auf denselben nieder, umgeben von dem zahlreichen Gefolge, das er mitgenommen hatte. Man begann sich nun gegenseitig feierlich zu begrüßen und die Hände zu schütteln. Die spanischen Officiere setzten sich auf eine Bank nieder, welche mit grellfarbig gemusterten Decken belegt war. Der Dolmetsch theilte dann dem Datto mit, die Spanier wären gekommen, ihm die fällige Rate von 300 Pesos (1 Peso = 1 amerik. Dollar) auszuzahlen. Die Spannung, welche sich in dem Gesichte der Vasallen des Datto bis dahin deutlich ausgeprägt hatte, floh sofort ihr Antlitz, als sie diese Kunde vernahmen: offenbar hatten sie in der Furcht vor einem andern Vorhaben der Spanier geschwebt. Das Zimmer war jetzt mit Neugierigen erfüllt, welche sich die spanischen Officiere ansehen wollten; da der Raum nicht alle fassen konnte, so gingen sie immer partienweise aus und ein und staunten die fremdartigen Gäste an. Asibi aber that seiner Freude keinen Abbruch, sondern zeigte durch lächelndes Schmunzeln an, wie sehr ihm ein solcher Besuch wohlgefalle, er wurde sogar gesprächig. Die Aufmerksamkeit der Spanier war nämlich auf ein eigenthümliches Schauspiel gelenkt worden: sie sahen nämlich zwei Frauen, welche am Boden kauerten und die ganze Zeit hindurch ihr Antlitz der Zimmerwand zuwandten. Dem Datto war dies nicht entgangen; er ließ durch den Dolmetsch fragen, ob es die beiden Weiber wären, welche ihre Aufmerksamkeit in so hohem Grade fesselten. Auf ihre bejahende Antwort gab der Datto den Frauen den Befehl ihr Antlitz zu zeigen. Diese drehten sich um, und blickten mit schamrothem Antlitze zu Boden. Jetzt erst sahen die Spanier, daß beide durch eine mit einem Vorhängeschloß versehene und um ihren Hals geschlungene Kette an die Wand gefesselt waren. Auf die Frage, was die beiden verbrochen hätten, erwiederte der Datto, sie wären Ehebrecherinnen; die eine war schon fünf Jahre angekettet, die andere jüngere erst seit kurzer Frist, beide sollten ihr ganzes Leben in dieser Weise verbringen. Der Datto winkte dann den armen Sünderinnen und diese nahmen wieder ihre frühere Stellung ein. Asibi bewirthete nun seine Gäste in ähnlicher Weise wie Pulá mit diversen Speisen und Chokolade. Nach aufgehobenem Male marschirte die Truppe sofort ab und kehrte wieder nach Joló oder Alfonso XII. zurück. Diese kostspielige Weise die Treue der Dattos sich zu erhalten, scheint aber den Spaniern nicht vollends zu genügen; hatte doch der Sultan, der auch eine hohe Pension genießt, den Briten die Nordküste von Borneo abgetreten, obwohl er feierlich geschworen hatte, daß alle seine Territorien unter der spanischen Oberherrlichkeit stünden, und daß ohne Vorwissen der spanischen Krone und deren Genehmigung er keinen Fußbreit seiner Lande an irgend Jemanden abtreten dürfe. Es darf daher einen nicht Wunder nehmen, wenn die Spanier sich nicht bloß mit den abgeschlossenen Verträgen begnügen, sondern durch Anlage neuer Befestigungen ihre Herrschaft sichern wollen. Sehen wir von Basilan ab, das geographisch zwar zum Sulu-Archipel gehört, aber bereits seit einem Menschenalter von den Spaniern besetzt

ist [1]), so besaß Spanien seit 1876 nur eine einzige unmittelbare Besitzung auf Sulu, nämlich das 1876 eingeäscherte, seitdem aber wieder aus seinen Trümmern erstandene Joló mit dem dasselbe schützenden Fort Reducto Alfonso XII., dessen Besatzung ein Regiment Infanterie mit der entsprechenden Anzahl von Genie- und Artillerietruppen bildete. Außerdem liegt dort eine Disciplinar-Kompagnie, deren Stärke 250 Mann incl. das Officierkorps beträgt. Joló ist außerdem eine Station einer Flottendivision, zu welcher außer den Hochbordschiffen 2 kleine Kanonenboote von 30 Pferdekraft mit 12 Geschützen leichten Kalibers und einer Bemannung von 73 Mann gehören. In diesem Jahre nun hat sich die spanische Regierung entschlossen, ein zweites Fort im Sulu-Archipel zu errichten. Zwischen den Inseln Sulu und Tawi-Tawi liegt nämlich die Inselgruppe Tapul und in dieser selbst die beiden nur durch einen schmalen Kanal von einander getrennten Eilande Lapac und Siassi. Die spanische Regierung entschloß sich auf letzterer Insel und zwar an den Gestaden jenes Kanals eine kleine Befestigung zu errichten. Zu diesem Behufe ging von Manila der Linienschiffskapitän Aragon mit der Kriegsgoëlette nach Joló ab, um die dort versammelten Kriegsschiffe unter seinen Befehl zu nehmen und dann nach Siassi aufzubrechen. Das Geschwader bestand aus der Goëlette „Sirena (130 Pferdekraft, 114 Köpfe Bemannung)", dem Aviso „Marqués del Duero (550 Pferdekraft, 101 Köpfe Bemannung)", der Goëlette „Animosa (100 Pferdekraft, 110 Köpfe Bemannung)" und dem Kanonenboot „Arayat (20 Pferdekraft und 32 Mann Bemannung)". Auf den beiden erstgenannten Schiffen hatte man das Material zur Erbauung des Forts, die Armirung ꝛc. untergebracht, auf der „Animosa" wurde die zur Besatzung ausersehene Mannschaft eingeschifft, welche viel zu leiden hatte, denn der Raum reichte für die Menge kaum aus. Am 9. Mai 1882 war Aragon in Joló eingetroffen und bereits im Morgengrauen des folgenden Tages dampfte das Geschwader nach Siassi ab. Die Fahrt ging mitten durch das Gewirr meist entwaldeter Eilande glücklich von Statten; um Mittag war schon der Kanal in Sicht, welcher, wie schon mehrfach erwähnt, Lapac von Siassi trennt. In diesen Kanal können Schiffe nur von Norden her gelangen, im Süden verhindern die Einfahrt ausgedehnte und zusammenhängende Korallenriffe. Die Insel Siassi ist gebirgig und wie es scheint, einem Bergkegel ähnlich, dessen Abhänge sich gegen das Meer zu sanft verflachen. Der gebirgige Theil ist mit einem dunklen Walde bedeckt. Das Geschwader fuhr langsam in den Kanal ein und warf in der Mitte desselben Anker. Man beschäftigte sich zunächst damit, die zur Anlage des Forts taugliche Lokalität ausfindig zu machen, was auch bald gelang. Am andern Morgen wurden die Truppen ausgeschifft, Zelte und Holzschuppen errichtet und mit dem Baue begonnen. Armirte Boote kreuzten in der Nacht in der Nähe des Lagers, als wäre man in Feindesland, obwohl die Insel Siassi einem den Spaniern unterworfenen Datto, Namens Dupam, gehört [2]). Die Insel ist ziemlich bevölkert, man sieht viele Dörfer, deren Bewohner an den Korallenriffen sich mit dem Fischfange und dem Perlmuschelsuchen beschäftigen; letztere Muschel ist hier sehr häufig. Die Bewohner von Siassi benahmen sich ruhig und machten keinen Versuch den Bau der ihnen gewiß verhaßten Zwingburg in irgend einer Weise zu stören. Der Datto Dupam, ein noch junger und, wie es scheint, von seinen Untergebenen sehr geliebter Fürst, erschien mit einem Gefolge zahlreicher Panditen (mohammed. Priestern), Vasallen und Sklaven, um dem Schiffslieutenant Aragon einen Besuch abzustatten. Als er sich zu diesem Behufe auf das Admiralschiff begeben wollte, suchten seine Leute ihn mit aller Gewalt von seinem Vorhaben abzubringen, indem sie ihn erinnerten, daß sein Vater an Bord eines spanischen Kriegsschiffes bei seiner Weigerung sich in Haft nehmen zu lassen, den Tod gefunden hätte. Der junge Fürst ließ sich aber von seinen getreuen Vasallen nicht Angst einjagen, sondern führte seine Absicht auch aus. Die Spanier empfingen ihn mit der ihnen eigenthümlichen feierlichen Höflichkeit, und so schien er auch von dem Besuche ganz befriedigt heimzukehren. Die Krieger Dupam's waren mit wenigen Ausnahmen mit Feuergewehren alten Systems bewaffnet. Einen besondern Werth schienen sie auf die blanken Waffen zu legen, welche mit Silber und Elfenbein an Griffen und Scheiden ausgelegt waren. Von einem Verkaufe dieser Waffen wollten sie absolut nichts wissen, erklärten sich aber bereit Perlmutter, Perlen, Früchte und Fleisch auf den Markt zu bringen. Die Insel ist auch in der That vollkommen geeignet reichliche Produkte zu liefern, denn der Boden ist fruchtbar und die Vegetation üppig. Am häufigsten werden Zuckerrohr und Camote gebaut.

Als in Manila die Nachricht eingetroffen war, daß die Okkupation vollzogen wäre, publicirte der Gouverneur der Philippinen folgendes Dekret in der Amtszeitung, der Gaceta Oficial:

„Ich D. Fernando Primo de Rivera y Sobremonte, Marqués de Estella, königlicher Generallieutenant, . . . [1]) Gouverneur und General-Kapitän der philippinischen Inseln ꝛc. thue zu wissen, daß am 12. dieses Monats ein Detachement in dem Sunde zwischen den Inseln des Sulu-Archipels Lapac und Siassi und zwar an der Küste des letztern Eilandes sich festgesetzt hat und die Reichsflagge auf diesem Punkte aufhißte, und daß demnach die Inselgruppe Siassi dauernd militärisch besetzt bleibt. Und in Gemäßheit des Artikels 3 des Protokolls, welches am 11. März 1877 von Spanien, dem Deutschen Reiche und England ausgestellt wurde, veröffentliche ich dies in der Gaceta Oficial und bringe es zur allgemeinen Kenntniß.

Manila, den 27. Mai 1882.

P. de Rivera."

Es dürfte das Fort Siassi (einen andern Namen hat es bis heute noch nicht erhalten) wohl nicht die letzte Befestigung sein, welche Spanien im Sulu-Archipel errichtet. Im Gegentheile scheint sich die Regierung mit dem Plane zu tragen auch auf anderen Inseln bei passender Gelegenheit (d. h. wenn es die Finanzen erlauben) Zwingburgen aufzubauen; es ist dies auch das einzige Mittel die trotzigen Dattos im Zaume zu halten und die noch nicht erloschene, wenn auch Gott sei Dank aufhörende Piraterie vollends zu unterdrücken. Vor Allem ist da an die Insel Tawi-Tawi zu denken, deren von Riffen umgebene Küste stets der Lieblingsschlupfwinkel verwegener Seeräuber war und deren Dattos sich schroff gegen die Sultane von Sulu aufgelehnt haben.

[1]) Thatsächlich beschränkt sich der spanische Besitz auf Basilan auf die Ortschaften Isabela, Paniguyan, Pasanhan, Guibanang und Malamy.

[2]) Früher (noch im Jahre 1880) gab es zwei Dayatos (Datto-Staaten) auf der Insel, nämlich Sipandin und Mutdas; wann diese beiden Dayatos in einer Hand vereinigt wurden, wird nirgends erwähnt.

[1]) Ich lasse die Aufzählung seiner Orden und Titel weg.

Die amerikaniſchen Südſtaaten in den Jahren 1870 bis 1880.

Bekanntlich hat der letzte Cenſus der Vereinigten Staaten die überraſchende Thatſache eines faſt beiſpiellos großartigen wirthſchaftlichen Aufſchwunges konſtatirt, der während des Jahrzehnts von 1870 bis 1880 in den Südſtaaten ſtattgefunden hat. Daſſelbe Gebiet, das vor noch nicht zwanzig Jahren durch die Aufhebung der Sklaverei ſeine nothwendigſte Lebensbedingung eingebüßt haben ſollte, deſſen weiße Bevölkerung durch den Ausgang des Seceſſionskrieges in einen wahren Sumpf hoffnungsloſen Verzagens verſetzt wurde, tritt uns heute nach den unwiderleglichen Zahlenangaben des Cenſusberichtes als ein blühendes Land entgegen, deſſen Wohlſtand auf der geſunden und ſichern Baſis einer im Großen wie im Kleinen rationell betriebenen Landwirthſchaft begründet iſt. Ueber die näheren Umſtände dieſer nicht durch „Staatshilfe“ oder beſondern Schutz und Erleichterung von obenher, ſondern lediglich durch energiſche Selbſthilfe bewirkten Hebung des ſcheinbar zu Grunde gerichteten Landes giebt eine aus Philadelphia datirte Korreſpondenz der Mail vom 13. September intereſſante Einzelheiten. Kein Land der Erde — heißt es darin — hat eine ſo gründliche und doch verhältnißmäßig ſo friedliche und faſt unmerkbare ſociale Revolution durchgemacht, wie die Südſtaaten ſeit 1865. Das Ende der Rebellion fand den Süden vollſtändig mittellos, ohne jeden andern Beſitz, als den ſeines Grundes und Bodens und ſeiner Schulden. Neben der koloſſalen Staatsſchuld ruhte noch eine ungeheure Laſt von Privatſchulden auf dem Lande, und zwar war dieſer Kredit, der in der Exiſtenz der ſüdſtaatlichen Plantagenbeſitzer ſtets eine hervorragende Rolle geſpielt hatte, faſt nie auf den eigentlichen Grundbeſitz, ſondern vorzugsweiſe auf den bei weitem werthvolleren Beſitz von Sklaven fundirt. In Georgia allein, dem größten unter den Südſtaaten, repräſentirte der Beſitz an „ſchwarzem Menſchenfleiſch“ die reſpektable Summe von 30 Millionen Dollars. Die Aufhebung der Sklaverei vernichtete mit einem Schlage dieſes Unterpfand des Kredits, ließ aber die Schulden beſtehen. Durch den Krieg erſchöpft und ausgehungert, dem nationalen wie dem privaten Bankerott verfallen, befand ſich der Süden bei dem endlichen Aufhören der Feindſeligkeiten in einer in der That verzweifelten Lage. Dazu kam noch, daß die freigelaſſenen Farbigen, die ſich hier, im Lande der unterdrückten Feinde der Freiheit, als Herren fühlten, unter der Leitung gewiſſenloſer weißer Führer Gewaltthätigkeiten aller Art begingen, die ſich vorzugsweiſe gegen das Eigenthum richteten.

Die mehrere Jahre hindurch hartnäckig fortgeſetzten Beſtrebungen zur politiſchen Rekonſtruktion der Südſtaaten, die in der Geſchichte der Union ein ſo unerfreuliches Kapitel bilden, mußten natürlich einem wirthſchaftlichen Wiederaufblühen des Landes hinderlich ſein; doch wurden wenigſtens in dieſen unruhigen Jahren ſchon manche Erfahrungen geſammelt und meiſt auch theuer genug erkauft, die ſpäter zum Einſchlagen des richtigen Weges führen ſollten. Nach dem Friedensſchluſſe ließen ſich die Pflanzer durch den ungemein hohen Stand der Baumwollenpreiſe dazu verleiten, ſoviel Baumwolle, als nur irgend möglich, anzubauen, und da ſie ſich in die neue Ordnung der Dinge, welche die Kontrole der Negerarbeit aus den Händen der bisherigen Herren genommen hatte, anfangs nicht zu finden wußten, wurde es bald allgemein Sitte unter ihnen, die Plantagen an freigelaſſene Farbige zu verpachten und ſich durch dieſe Einrichtung, die ſie jeder perſönlichen Anſtrengung überhob, ein Einkommen zu ſichern, das dem Ertrage ihrer Pflanzungen vor dem Kriege womöglich gleichkommen ſollte. Viele von den Pflanzern ſiedelten nun in die Städte über und überließen die ganze Verwaltung ihrer Plantagen den Farbigen; ſo lange die Baumwollenpacht regelmäßig bezahlt wurde, kümmerten ſie ſich wenig darum, welche Methode der Pächter bei der Bewirthſchaftung des Landes befolgte. Die durch keine Kontrole gehemmten Neger aber beſtellten ungeheure Bodenflächen, auf denen ſie das Erdreich mit kleinen ſchwachen Pflügen nur eben nothdürftig aufſcharrten; ſie düngten den Acker entweder gar nicht oder nur ganz unzureichend, ließen ihn nie ausruhen, kurz, wandten das alte Kulturſyſtem, das ſie als Sklaven kennen gelernt hatten, jetzt in der denkbar müheloſeſten und vereinfachten Weiſe und mit möglichſt geringen Koſten an. Durch dieſe Art der Bewirthſchaftung wurde das Land natürlich bald an der Oberfläche vollkommen erſchöpft, und es währte nicht lange, ſo waren die Pflanzungen nicht mehr im Stande, den eigenen Unterhalt der Pächter, geſchweige denn den Betrag der Pacht zu liefern. Die Beſitzer, die inzwiſchen in behaglicher Muße gelebt hatten, wurden ziemlich unſanft aus derſelben aufgerüttelt, als ihre Einkünfte plötzlich zu fließen aufhörten, und ſie überdies wahrnehmen mußten, daß ihr Land gänzlich heruntergewirthſchaftet war. Da es zu derſelben Zeit unzählige Pflanzungen in gleich reducirtem Zuſtande gab, war ein Verkauf zu einem nur einigermaßen annehmbaren Preiſe faſt unmöglich, und ſo mußten ſich denn die Pflanzer wohl oder übel dazu entſchließen, auf ihre Plantagen zurückzukehren, um dieſelben durch eine paſſende Bewirthſchaftung unter ihrer perſönlichen Leitung womöglich wieder zu ihrer frühern Produktivität zu bringen.

Es war ſchon eine ganze Reihe von Jahren ſeit dem Kriege verfloſſen, als die Pflanzer und Grundbeſitzer ſich in dieſer Weiſe vor die Alternative geſtellt ſahen, entweder ſelbſt Hand anzulegen oder ihr Eigenthum verloren zu geben; und wenn nun auch noch eine längere Periode von Mißerfolgen und fruchtloſen Bemühungen folgte, ſo wird doch mit Recht dieſes erſte Aufraffen nach all' den harten Schlägen, die das Land betroffen, auch als der erſte Schritt zum neuen Wohlſtande der Südſtaaten betrachtet. Durch Erbſchaft, allmälig auch durch Kauf kamen viele Plantagen in die Hände jüngerer Leute, für andere fanden ſich mit der Zeit unter den eingeborenen oder eingewanderten Weißen immer mehr und mehr zuverläſſige Pächter. Dieſe ganze jüngere Pflanzerklaſſe zeigte ſich bei weitem beſſer geeignet, mit den freien farbigen Arbeitern zu verkehren und die aus der gänzlichen Desorganiſation der Arbeit entſpringenden Schwierigkeiten zu überwinden, als die alten Sklavenhalter. Noch immer aber litt das Land unter der drückenden Schuldenlaſt und dem Fehlen alles Kapitals, und Baumwolle war der einzige Artikel, auf den man Darlehen erhalten konnte. Es waren nur wenige Banken im Lande vorhanden, und das Geldgeſchäft lag faſt ausſchließlich in den Händen der Makler in den Hafenſtädten. Weder von dem Makler noch von der Bank wurde eine andere Sicherheit für ein Darlehen anerkannt, als Baumwolle oder vielleicht

Maulthiere, und dabei wurde ein Vorſchuß nur gewährt, wenn der Empfänger zugleich dem Darleiher das Verfügungsrecht über ſeine nächſte Baumwollenernte einräumte. Um ſich mit den nöthigen Vorräthen für die Erntezeit, mit Ackergeräth und Dünger verſehen zu können, mußte der Pflanzer ſich verpflichten, ſeine Baumwolle im Herbſt in den Speicher des Maklers zu liefern. Wie hoch auch der Betrag des Darlehens ſein mochte, es mußte ſtets im Laufe des nämlichen Jahres voll zurückgezahlt werden, damit der Makler den neuen Vorſchuß für das kommende Jahr geben konnte! Baumwolle war der dem baaren Gelde am nächſten kommende Erſatz, und deshalb beſtellte der Pflanzer jedes verfügbare Fleckchen ſeines Landes mit Baumwolle; Getreide und andere Nährfrüchte wurden nur für den knappſten Bedarf gebaut, Schlachtvieh war wenig oder garnicht vorhanden. Wenn es ſich um die Verſorgung der Wirthſchaft mit den für das nächſte Jahr nöthigen Vorräthen an Korn u. ſ. w. handelte, ſo rechnete man dabei immer mehr auf das im Frühjahr zu erwartende Darlehen, als auf die von dem eigenen Grund und Boden zu erzielenden Erträge. So bot der Süden Jahre hindurch die ſeltſame Erſcheinung eines vom Ackerbau lebenden Landes dar, das dennoch Korn und Fleiſch importirte. Ungeheure Maſſen von Nahrungsmitteln aller Art wurden aus dem Weſten eingeführt; die Pflanzer begnügten ſich damit Baumwolle und immer wieder Baumwolle, daneben noch etwa Tabak, Zucker und Reis zu bauen, und ihre Ernten für Nahrungsmittel und Kleidung zu verhandeln. Die Makler zogen natürlich den ganzen Vortheil aus dem Geſchäfte; die Pflanzer hatten zwar ihren Lebensunterhalt, aber ihre Pflanzungen wurden von Jahr zu Jahr ärmer; die ununterbrochene Baumwollenkultur erſchöpfte den Boden; anſtatt tiefer zu pflügen oder reichlicher zu düngen, wurde in gar vielen Fällen dem merklichen Ausfall in der Ernte durch immer neues Urbarmachen von Land entgegengearbeitet, das im zweiten Jahre mit Baumwolle beſtellt wurde.

So ging es während mehrerer Jahre. Endlich aber wurde es dem ſüdſtaatlichen Großgrundbeſitzer, der mit ſeiner Ritterlichkeit, ſeiner Gaſtfreiheit, ſeinen vielen Schulden und ſeiner ſtets leeren Taſche ſchon zur typiſchen Figur geworden war, doch auch klar, daß es unmöglich ad infinitum ſo weitergehen durfte; daß dieſe Art der Bewirthſchaftung ſein Land entwerthete; daß die Makler und Bankiers mit ihren hohen Zinſen, ihren enormen Profiten und dem unbeſtrittenen Verfügungsrecht über die Ernten den ganzen Vortheil und Gewinn für ſich nahmen, und daß es nur der Mangel an Betriebskapital für ſeine Pflanzungen war, der ihn ſelber in Armuth erhielt und ohne Nutzen und zu immer zunehmendem Schaden arbeiten ließ. Dieſe Einſicht, die im Anfange der ſiebziger Jahre immer mehr Boden gewann, führte bald zu den tiefgreifenden Veränderungen, die heute ſchon ſo ſtaunenerregende Früchte getragen haben. Die Mehrzahl der großen Plantagen wurde in kleine Güter parcellirt, die jetzt von intelligenten Landwirthen rationell bewirthſchaftet werden. Durch Einführung der Wechſelwirthſchaft, gehöriges Ausruhen des Bodens, durch beſſeres und tiefes Umpflügen und reichliche Düngung deſſelben hat ſich der Werth gar mancher dieſer Farmen in wenigen Jahren vervielfacht. In vielen Fällen, wo früher auf fünf bis ſechs Acres Boden nur ein Ballen Baumwolle geringer Qualität erzielt wurde, liefert heute *ein* Acre daſſelbe Quantum, alſo den fünffachen Ertrag, von bedeutend beſſerer Art. Brotfrüchte und Hafer, Gras und Futterkräuter werden in weit größerm Maßſtabe angebaut, für den Fleiſchbedarf der Arbeiter durch Züchtung von Schlachtvieh geſorgt. Noch immer bildet die ſo viel lohnender gewordene Kultur der Baumwolle die Hauptſache, aber die Baumwolle herrſcht heute nicht mehr ſo unumſchränkt und ausſchließlich wie früher. Der Aufſchwung der Zuckerproduktion hat mit dem Uebrigen gleichen Schritt gehalten. In Louiſiana, „der großen Zuckerdoſe“, haben die Plantagenbeſitzer die letzte Ernte für 22 Millionen Dollars verkauft; dabei hatte das Land eine Bevölkerung von 400 000 Menſchen ſelbſtändig ernährt und nur für etwa 200 000 Menſchen Nahrungsmittel aus dem Norden bezogen. Das allein in Maſchinen angelegte Kapital der Pflanzer von Louiſiana beträgt 10 Millionen Dollars; ihr Konſum an Pittsburg-Kohlen, die aus den pennſylvaniſchen Gruben zu Waſſer den Ohio und den Miſſiſſippi hinab gebracht werden, iſt ungemein beträchtlich. Dafür haben freilich alle anderen Bezüge aus dem Norden und Weſten von Jahr zu Jahr abgenommen, und die Südſtaaten, da ſie jetzt ihren Bedarf an Getreide und Fleiſch zum weitaus größten Theile ſelber decken, ihre Bedeutung als Maſſenabnehmer für die Produktenmärkte der nördlichen und weſtlichen Staaten verloren. In den letzten Jahren hat ſich auch aus kleinen Anfängen in den ſüdſtaatlichen Städten eine verhältnißmäßig blühende Induſtrie entwickelt, deren Erzeugniſſe an Baumwollen- und Wollengeweben, ſowie an Maſchinen aller Art, die Produktionsfähigkeit des Landes auch nach anderer Seite hin darthun.

Wie ſehr die günſtige wirthſchaftliche Lage des Südens und ihre Verheißung einer noch glänzendern Zukunft in den übrigen Staaten der Union gewürdigt wird, das beweiſt die zahlreiche Einwanderung. Namentlich in den ſüdweſtlichen Staaten, in denen mehrere neue Eiſenbahnlinien entſtanden ſind, hat die Einwanderung einen beträchtlichen Antheil an der großen Bevölkerungszunahme gehabt. Die Grundbeſitzer, die hier zu Lande das „Kapital“ repräſentiren, ſtehen heute auf feſteren Füßen, als vor dem Kriege; die meiſten von ihnen haben ihre alten Schulden glücklich abgetragen; der Gegenſatz aber zwiſchen Kapital und Arbeit, der in den Nordſtaaten eine ſo hervorragende Rolle ſpielt, tritt hier weniger ſchroff zu Tage als dort. Während des ganzen verfloſſenen Sommers iſt keine Kunde von Strikes und Arbeiterunruhen aus dem Süden gekommen. Bleibt das Land von dieſer Gefahr verſchont, ſo iſt alle Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß der Cenſus des Jahres 1890 ein noch bei weitem glänzenderes Bild der wirthſchaftlichen Lage der Südſtaaten zeigen wird, als der von 1880.

Aus allen Erdtheilen.

Miklucho-Maclay.

— Einer Korrespondenz der „Neuen Zeit“ (1882, Nr. 2307) aus Alexandrien, d. d. 4. (16.) Juli, unterzeichnet Wlad-ow, entnehmen wir über den am 12. Septbr. 1882 in St. Petersburg eingetroffenen russischen Reisenden N. N. Miklucho-Maclay folgendes:

Gegenwärtig ist über die Entdeckungen und Arbeiten Miklucho-Maclay's in Rußland noch wenig bekannt; trotz dem Interesse, mit welchem man der Thätigkeit des Reisenden gefolgt ist, konnte man nur wenig darüber erfahren. Mit seiner Rückkehr in die Heimath ist die Möglichkeit geboten, bestimmte Nachrichten über die Resultate seiner Forschungen zu erhalten, und wahrscheinlich wird bald zu einer Herausgabe der von ihm gesammelten Materialien geschritten werden. Der Reisende hat gegenwärtig nur seine Tagebücher und Aufzeichnungen bei sich; die von ihm gesammelten Gegenstände dagegen sind in Australien zurückgeblieben.

Miklucho-Maclay hat 11 Jahre lang die Inseln des Stillen Oceans durchforscht; er ist so sehr von dieser seiner Aufgabe erfüllt, daß er derselben wahrscheinlich auch den übrigen Theil seines Lebens widmen wird. Er war fünf Mal in Neu-Guinea und blieb jedes Mal einige Monate dort; der längste Aufenthalt daselbst währte 28 Monate. Während dieser 28 Monate hörte er kein europäisches Wort, er lebte ganz unter den Wilden und lernte dabei zwei der dortigen Dialekte. Bemerkenswerth ist, daß die Einwohner von Neu-Guinea keine einheitliche, gemeinsame Sprache haben; es können die Einwohner zweier nahe bei einander liegender Ortschaften sich nicht mit einander verständigen. Oft mußte der Reisende sich zweier Dolmetscher bedienen.

Die Wilden, trotzdem daß es Menschenfresser waren, erwiesen sich dem Reisenden zugethan. Anfangs, zur Zeit des ersten Aufenthalts in Neu-Guinea, war derselbe beständig in Gefahr; die Wilden spielten gleichsam mit ihm. Einige Mal bemühten sie sich, ihn zu erschrecken, indem sie ihre Pfeile auf ihn abschossen; aber nachdem sie sich überzeugt hatten, daß er ihnen nichts Böses zufügen wollte, näherten sie sich ihm und sind ihm völlig ergeben. Doch sind sie immerfort Menschenfresser geblieben; mit Gier essen sie alles; als besonderer Leckerbissen gilt ihnen eine schon in Verwesung begriffene Leiche.

Miklucho-Maclay war außerdem auf einigen anderen Inseln Polynesiens, ferner auf der Halbinsel Malakka und im südlichen Siam. Alle diese Exkursionen gewinnen dadurch eine große Bedeutung, daß der Reisende sich zum Arbeitsfelde solche Gegenden ausgewählt hat, die bisher nicht durchforscht waren, und daß er solchen Fragen sich hingegeben hat, die bisher von anderen Reisenden und Gelehrten nicht berührt worden sind.

Als er im Jahre 1878 zur Wiederherstellung seiner zerrütteten Gesundheit nach Australien ging, beschäftigte er sich mit der Ausführung seines Lieblingsprojekts, mit der Gründung zoologischer Stationen. Sydney erschien ihm als ein sehr geeigneter Platz, doch stieß er anfangs auf Gleichgültigkeit; erst im Jahre 1881 konnte er die erste zoologische Station in Sydney gründen. Seitdem hat die Regierung von Neusüdwales die Verpflichtung alljährlich der Station eine Unterstützung zu zahlen (im Jahre 1881: 300 Pfund Sterling). Ueberhaupt haben die Engländer den Reisenden fortwährend unterstützt und sich bemüht, die Ausführung seiner Pläne zu erleichtern. Die Londoner Geographische Gesellschaft wünschte auch jetzt mit dem Reisenden in Betreff der Bearbeitung und Herausgabe der Arbeiten desselben zu verhandeln; aber Miklucho-Maclay zieht es vor, seine gelehrten Forschungen in Rußland zu veröffentlichen. Er hat sich in dieser Hinsicht bereits an die Petersburger Geographische Gesellschaft gewandt. Seine Wünsche sind, soweit bekannt, mäßig. Er beabsichtigt die nächsten zwei Jahre die gesammelten Materialien zu verarbeiten und herauszugeben und dazu bedarf er der nöthigen Subsistenzmittel. Außerdem muß er in Batavia eine Schuld bezahlen, welche er zum Zwecke seiner Reise kontrahirt hat. Ein Gläubiger hat ihm Geld ohne Procente vorgeschossen — der Chinese Wali-poa — weil demselben bekannt war, daß die Schuld zur Lösung einer wissenschaftlichen Aufgabe gemacht wurde. Hoffentlich findet Miklucho-Maclay in der Heimath die nöthige pekuniäre Unterstützung. Gewisse Schwierigkeiten werden sich dadurch ergeben, daß Miklucho-Maclay sofort wieder nach Sydney zurückkehren will, um daselbst zu arbeiten. Seine Gesundheit ist stark zerrüttet und der Aufenthalt in einem warmen Klima für ihn unumgänglich nothwendig. Miklucho-Maclay ist leberleidend; schon in Aegypten fühlte er sich nicht ganz wohl und das Klima in Rußland würde er kaum lange ertragen. Er hat das Aussehen eines Mannes von 40 Jahren; er ist von mittlerm Wuchs, blond mit kleinem Vollbart und lebhaften Augen. Die Einwohner der Maclay-Küste in Neu-Guinea erwarten mit Ungeduld die Rückkehr des Reisenden und er selbst hofft ebenfalls bald die nach ihm benannte Küste wieder besuchen zu können. C. H.

Europa.

— Der Wunsch der Finnländer nach einer recht großen Zahl von Lehranstalten mit finnischer Unterrichtssprache wird allmälig erfüllt. Durch eine Verordnung vom 22. August d. J. ist bestimmt, daß in Åbo (spr. Obu) und Uleåborg je ein 7klassiges und in Björneborg ein 4klassiges Lyceum mit finnischer Unterrichtssprache errichtet werden sollen. Die Eröffnung soll am 1. September 1883 stattfinden. Gleichzeitig ist angeordnet, die in Åbo und Björneborg existirende 2klassige und die in Uleåborg existirende 4klassige Realschule mit finnischer Unterrichtssprache allmälig eingehen zu lassen. (Golos Nro. 247.)

Inhalt: Das heutige Syrien XXI. (Mit sieben Abbildungen.) — J. Audebert: Im Lande der Voilakertra auf Madagaskar I. — Prof. Ferdinand Blumentritt: Vorfälle im Sulu-Archipel. — Die amerikanischen Südstaaten in den Jahren 1870 bis 1880. — Aus allen Erdtheilen: Miklucho-Maclay. — Europa. (Schluß der Redaktion 15. Oktober 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XXII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Bei dem ärmlichen Dorfe Dscherba vorbei und über Kabatijeh, wo sich viele antike Cisternen befinden, zuletzt durch sehr einförmige Gegend gelangte Lortet in eine enge heiße Felsschlucht, deren Seiten rechts und links viele Grabkammern enthielten, und aus derselben mit einem Schlage zwischen die Oelbäume und Gärten von Dschenin, in denen seine Zelte aufgeschlagen waren. Um von dort den Tabor und den Tiberias-See zu erreichen, mußte er nochmals die große Ebene Esdrelon kreuzen, aber ganz im Osten, am Fuße des zu 523 m ansteigenden Gilboa-Gebirges, das heute den Namen Dschebel Fakûa trägt. Der Ritt über diese weite Steppe ist zu einer so heißen Jahreszeit sehr anstrengend, weil der Boden vornehmlich aus dunklem Alluvium besteht, welches die chemischen und hitzenden Elemente der Sonnenstrahlen besonders heftig zurückwirft (vergl. Bd. 40, S. 181); trotz aller Vorsicht wurde der Reisende arg verbrannt, und seine Hände, die zu bedecken er sich nicht entschließen konnte, überzogen sich mit schmerzhaften Blasen. Der Weg führte zwischen ausgedehnten Getreidefeldern und weiten Brachen hin, auf denen riesige Disteln und eine Menge von Umbelliferen und Gramineen wucherten, dann über zwei kleine Bäche, die obersten Quellen des Kischon, und bei den beiden kleinen Dörfern Arrâne und Dschenâbe vorbei, deren unsäglich elende Lehmhütten kaum von den sie rings umgebenden Trümmern zu unterscheiden sind. Die Armuth dieser unglücklichen Fellahen kann man sich kaum vorstellen: sie leben in einer der fruchtbarsten Ebenen der Welt; aber die Paschas und Baschibozuks, sowie die zeitweilig aus dem Ostjordanlande herüber streifenden Beni Sachr lassen ihnen auch nicht das Geringste. Wegen der beständigen Räubereien und der mehrmals im Jahre erhobenen Steuern haben die Bauern alle Obstbäume umgehauen, und auf zehn Stunden im Umkreise ist kein einziger solcher zu finden. Auf einem Vorhügel des Gilboa-Gebirges sah Lortet arme Frauen, vor Pflüge gespannt, mühsam Furchen ziehen! Um Mittag erreichte er Zerin, ein großes Dorf auf einem Hügel zwischen dem Gilboa-Gebirge und dem nördlich davon gelegenen „Kleinen Hermon", richtiger Dschebel Dahi. Gerade dort befindet sich die Wasserscheide zwischen dem Mittelländischen Meere und dem Jordan, zwischen dem Kischon und dem wasserreichen Nahr Dschalud (Goliaths-Fluß), der bei Beisân (Scythopolis) vorbei dem Jordan zueilt. Zerin ist das alte Jezreel im Gebiete des Stammes Issaschar, in dessen Nähe seit den ältesten Zeiten entscheidende Schlachten geschlagen worden sind. Hier besiegte Gideon mit seinen Dreihundert das Heer der Midianiter (Richter 6, 7) und hier erschlugen die Philister den König Saul und seine drei Söhne (I. Sam. 31); in den Kriegen der Makkabäer und Römer, während der Kreuzzüge und noch im Jahre 1799 wurde auf der weithin sich erstreckenden Ebene gerungen. In Jezreel vollzog sich auch zu Anfang des neunten vorchristlichen Jahrhunderts das grauenhafte Schicksal, welches die Königin Isebel und Ahab's ganze

Familie vernichtete. In der Kreuzfahrerzeit kommt der Ort bei Wilhelm von Tyrus unter dem Namen Parvum Gerinum vor, und daraus machten die Araber dann das heutige Zerin. Von dieſer alten und mittelalterlichen Stadt hat ſich faſt nichts erhalten; nur ein viereckiger, halb verfallener Thurm bietet eine prächtige Ausſicht auf die umliegende Gegend.

Weiter ging die Reiſe über Sûlem, das alte Sunem,

Zerin und das Gilboa-Gebirge.

wo die Philiſter vor der Schlacht gegen Saul lagerten, um den zu 553 m anſteigenden Dſchebel Dahi herum, über Nain, wo Jeſus den Sohn der Wittwe zu neuem Leben erweckte, und Endôr, den Wohnort der berühmten Hexe von Endor. Kurz vorher zeigt ſich zur Linken im Norden der einzeln aufſteigende, rundliche Dom des Tabor, der ſich aus einer grün bewachſenen Hochebene erhebt; Bäume und Gebüſch bedecken ihn von oben bis unten. Weiterhin ge-

Das Schloß von Zerin.

gen Weſten tauchen die vulkaniſchen Kegel der oſtjordaniſchen Landſchaft Dſcholân auf, und ganz am Horizonte glänzt das ſchneebedeckte Haupt des zu nahe 3000 m anſteigenden Großen Hermon. Vor Endor überſchreitet man eine ſehr fruchtbare, feuchte Niederung mit ſchwarzem, vulkaniſchem Erdreich, auf welcher der Nahr el-Scherar entſpringt, der durch das Wadi Bire dem Jordan zufließt. Aber das vortreffliche Land iſt nur an vereinzelten Stellen bebaut, und auf dem weitaus größten Theile deſſelben ließ gerade eine Abtheilung des Beduinenſtammes der Beni

Digitized by Google

Land, in dessen Mitte sich die Stadt Babylon erhebt. Ihre Mauern, Tempel und Paläste sind aus Ziegeln gebaut, die Gärten der Königsburg ragen hoch über die Stadt empor, und ein Kanal durchzieht sie, der mit dem Euphrat in Verbindung steht. Die Ebene ist fruchtbar, aber sie bedarf der künstlichen Bewässerung durch Kanäle, die vom Euphrat und Tigris abgeleitet werden. Ein Netz von Kanälen durchzieht das Land, und ihre Ufer sind mit Dattelpalmen bepflanzt. Die Ernte ist reich, und Getreide wird in großen Mengen ausgeführt. Die Bewohner sind Semiten, ihre Sprache ist die babylonische, eine Mundart des Assyrischen. Ihre Religion ist die gleiche wie die der Assyrer, ihre Kultur ist die gleiche, nur ist sie älter und reicher entwickelt. Babylon ist die Stadt des Marduk, des Gottes, der die Ordnung der Welt aufrecht erhält, der Gerechtigkeit übt und Recht spricht. Sein Tempel ist der Esagila, sein Turm der Etemenanki, der Turm von Babel.

Ausgrabung in Babylon.

Die Geschichte Babylons ist lang und wechselvoll. Seine Könige sind Semiten, aber auch Elamiten, Kassiten und Chaldäer haben hier geherrscht. Die Stadt ist oft von den Assyrern erobert und zerstört worden, aber sie hat sich immer wieder erhoben. Ihre Könige sind Gesetzgeber, Bauherren und Eroberer. Hammurabi, der um 2000 v. Chr. regierte, hat ein Gesetzbuch erlassen, das uns in einer Steinsäule erhalten ist. Nebukadnezar II. (604–562 v. Chr.) hat Babylon zu seiner Blüte gebracht. Er hat die Mauern, Tempel und Paläste prächtig erneuert, die Hängenden Gärten angelegt und die Stadt zu einer der größten und schönsten der Welt gemacht. Nach seinem Tode begann der Niedergang. Babylon wurde 539 v. Chr. von Kyros dem Großen erobert und verlor seine Selbständigkeit. Es blieb eine reiche Stadt, aber seine Macht war gebrochen.

Die Religion Babylons ist die gleiche wie die der Assyrer, nur ist sie älter und reicher entwickelt. Marduk ist der Gott der Ordnung, der Gerechtigkeit und des Rechts. Sein Tempel ist der Esagila, sein Turm der Etemenanki, der Turm von Babel. Die Priester sind zahlreich und mächtig. Sie leiten den Kult, deuten die Omina und verwalten die Tempelgüter. Die Könige sind Priester und Gesetzgeber zugleich. Hammurabi hat sein Gesetzbuch als Gabe des Gottes Schamasch empfangen. Es enthält 282 Paragraphen und regelt das Leben der Babylonier in allen Einzelheiten. Es ist eine der ältesten Gesetzsammlungen der Welt und zeugt von hoher Kultur und Gerechtigkeitssinn.

Die Kultur Babylons ist reich und vielseitig. Die Babylonier sind tüchtige Kaufleute, Handwerker und Künstler. Ihre Waren gehen weit über die Grenzen des Landes hinaus. Ihre Schrift ist die Keilschrift, die sie von den Sumerern übernommen haben. Ihre Literatur ist umfangreich. Sie besitzen Epen, Hymnen, Gebete, Beschwörungen, Omina, Fabeln, Sprüche und Briefe. Ihre Wissenschaft ist hoch entwickelt. Sie kennen die Astronomie, die Mathematik, die Medizin und die Geographie. Ihre Astronomie ist die Grundlage der unsrigen. Sie haben den Tierkreis eingeteilt, die Planeten beobachtet und den Kalender geordnet. Ihre Mathematik ist auf dem Sechzigersystem aufgebaut. Sie haben die Kreisteilung in 360 Grade und die Stundenteilung in 60 Minuten eingeführt.

Ballarat
Sovereign Hill
Eureka Stockade
Lake Wendouree

Adolph Menzel, geb. 1815 zu Breslau, lebt in Berlin. Seine vielseitige und ausgedehnte Thätigkeit als Maler und Zeichner hat ihn zu einem der populärsten Künstler Deutschlands gemacht. Seine Bilder aus der Geschichte Friedrichs des Großen, seine Illustrationen zu Kugler's Geschichte Friedrichs des Großen, seine Darstellungen aus dem Leben Friedrich Wilhelms III. und Friedrich Wilhelms IV. sind Meisterwerke, die in Deutschland Jedermann kennt. Auch seine Bilder aus dem Leben Luthers, seine Illustrationen zu Freytag's Bilder aus der deutschen Vergangenheit, seine Darstellungen aus dem Leben Friedrich Wilhelms I. und Friedrich des Großen, seine Illustrationen zu Freytag's Ahnen, seine Darstellungen aus dem Leben Friedrich Wilhelms III. und Friedrich Wilhelms IV. sind Meisterwerke, die in Deutschland Jedermann kennt. Auch seine Bilder aus dem Leben Luthers, seine Illustrationen zu Freytag's Bilder aus der deutschen Vergangenheit, seine Darstellungen aus dem Leben Friedrich Wilhelms I. und Friedrich des Großen, seine Illustrationen zu Freytag's Ahnen, seine Darstellungen aus dem Leben Friedrich Wilhelms III. und Friedrich Wilhelms IV. sind Meisterwerke, die in Deutschland Jedermann kennt.

Adolph Menzel: Friedrich der Große auf Reisen.

Adolph Menzel: Friedrich der Große auf Reisen. Auch seine Bilder aus dem Leben Luthers, seine Illustrationen zu Freytag's Bilder aus der deutschen Vergangenheit, seine Darstellungen aus dem Leben Friedrich Wilhelms I. und Friedrich des Großen, seine Illustrationen zu Freytag's Ahnen, seine Darstellungen aus dem Leben Friedrich Wilhelms III. und Friedrich Wilhelms IV. sind Meisterwerke, die in Deutschland Jedermann kennt. Auch seine Bilder aus dem Leben Luthers, seine Illustrationen zu Freytag's Bilder aus der deutschen Vergangenheit, seine Darstellungen aus dem Leben Friedrich Wilhelms I. und Friedrich des Großen, seine Illustrationen zu Freytag's Ahnen, seine Darstellungen aus dem Leben Friedrich Wilhelms III. und Friedrich Wilhelms IV. sind Meisterwerke, die in Deutschland Jedermann kennt.

unsere Welt nicht gekannt hatte. Als Kind hatte ich sie nur durch die Augen der Erwachsenen gesehen, und ich hatte sie nicht gesehen. Ich hatte sie nicht gesehen, weil ich sie nicht gesehen hatte

den und die Bewohnerzahl iſt auf 5000 geſtiegen, worunter 3000 Juden, 1500 Mohammedaner und 500 Griechen. Die Straßen ſind krumm, eng, ſchlecht gepflaſtert, bei Regenwetter mit Schlamm, im Sommer mit Staub und Unrath erfüllt. Der Bazar dagegen iſt ziemlich gut gebaut und zum Theil mit Brettern, Schilfmatten und Segeltüchern überdeckt; dort kaufen Jüdinnen in Begleitung ihrer bunt geputzten Kinder und träge Mohammedanerinnen, die rittlings auf kleinen behenden Eſeln ſitzen, ihre Bedürfniſſe ein: amerikaniſche und engliſche Stoffe, Pariſer Wohlgerüche, belgiſches Schuhwerk, Wiener Zündhölzchen, engliſches Tiſchgeſchirr, Haushaltungsgeräth, Fleiſch, Brot, Früchte, die zu manchen Zeiten des Jahres vorzüglich ſind, und herrliche Fiſche aus dem See. Das Getreide, die Dura, der Tabak, die Melonen und Weintrauben von Tiberias ſind berühmt; auch eine Anzahl Palmen ſtehen in den Gärten der Stadt und geben ihr ein anmuthiges Ausſehen.

Das alte Tiberias ſcheint ſehr weit gegen Süden ſich ausgedehnt zu haben, wie Reſte alter Quaimauern bei Lortet's Lager anzudeuten ſcheinen; auch landeinwärts findet man in allen Feldern am Fuße des Gebirges Reſte von Bauwerken und viele Säulen von grauem, ägyptiſchem Granite, während der Bergesabhang von zahlreichen Grotten durchlöchert iſt, die zu Ausgrabungen reizen.

Der See liegt nach Lortet's wiederholten barometriſchen Meſſungen 212 m unter dem Mittelmeere (Lieutenant Bignes, der Begleiter des Herzogs von Luynes, giebt nur 199 m an) und hat eine faſt regelmäßige ovale Geſtalt, deren größerer Durchmeſſer nordſüdlich verläuft. Das Ufer fällt oft ſteil ab, im Nordoſten aber wird es durch die große ſumpfige Ebene el-Ghuweir gebildet, wie auch beim Ein- und Austritt des Jordan ſich Aeſtuarien und Lagunen finden. Im Weſten begrenzen ihn die Hügel von el-Hamma und der Karn Hattin, die Berge von Safed im Nordweſten, im Oſten der Abfall der noch unerforſchten vulkaniſchen Hochebene Dſcholân. Sein Waſſer empfängt er, von einigen Quellen am Weſtufer abgeſehen, nur durch den Jordan; die Oſtküſte iſt trocken und ſteril, und nur während

Die Quelle Ain et-Tin mit Papyrusſtauden.

des Winters und Frühjahrs füllen ſich die Wadis und Felsſchluchten mit toſenden Gießbächen. Dann ſteigt der Spiegel des Sees zuweilen um mehr als 2 m und überſchwemmt die flachen Stellen des Ufers, und die Gewäſſer werden trübe. Der Strand iſt mit einem feinen Kies aus Kalk-, Baſalt- und Kieſelgeröll und zahlloſen todten Muſcheln der Genera Neritina, Melania, Melanopsis, Cyrena und Unio bedeckt. Das Seebecken hat ſich höchſtwahrſcheinlich zugleich mit der großen nordſüdlichen Spalte gebildet, welche die Kreideformationen der umliegenden Gebirge durchſetzte, als ſich die mächtigen Vulkanmaſſen von Dſcholân und die zahlreichen Baſaltgänge des Weſtufers erhoben. Auf den Hügeln am Wege nach Safed findet ſich gerade in der Höhe von 0 m ein mit Kieſeln und Geröll bedecktes Plateau, welches darthut, daß der See einſt einen ebenſo hohen Waſſerſpiegel wie das Mittelmeer gehabt hat.

Sofort nach ſeiner Ankunft verſicherte ſich Lortet eines der drei in Tiberias vorhandenen Boote und einer ausgewählten Bemannung, um Tiefenmeſſungen und Schleppnetzarbeiten auszuführen, da er im See eine eigenthümliche Fauna zu finden hoffte. Die Barken ſind zwar ſehr primitiv und klein, aber ſolide und ſegeln gut; nur machen plötzlich eintretende Windſtöße die Schifffahrt zu einer ziemlich gefährlichen. Ein einziges falſches Manöver kann alsdann das ſchwanke Fahrzeug zum Kentern bringen. Die Tiefe des Sees iſt nicht ſehr beträchtlich und überſteigt im Durchſchnitte nicht 50 bis 70 m; doch hat Lortet in der Mitte des großen nördlichen Beckens gegenüber der Jordan-Mündung wiederholt in Tiefen von 250 m mit dem Schleppnetze gearbeitet, ohne daß an der Leine eine merkliche Triſt zu bemerken geweſen wäre. Der Boden beſteht aus einem graulichen, ſehr feinen Schlamme, einem Zerſetzungsprodukte des Kalkſteins und der vulkaniſchen Gebilde, das ein vorzügliches Material für die Töpferei abgiebt. Es finden ſich darin zehn Species von Gaſteropoden und Bivalven, kleine röthliche Würmer, wohl Larven einer Neuroptere, und zahlreiche Diatomeen und mikroſkopiſche Desmidieen, aber keine Algen oder Konferven. Fiſche giebt es in Maſſen und ſie bilden einen großen Theil der Nahrung für die Einwohner von Tiberias; eine Geſellſchaft übt die Fiſcherei mit dem Wurfgarne und in ſechs Booten aus, von denen täglich nur zwei auslaufen dürfen. Aber der See iſt

ſo reich bevölkert, daß Lortet alltäglich ſein Boot in wenigen Minuten bis an den Rand mit Tauſenden von Fiſchen jeder Größe gefüllt ſah, und ſich ohne Unterlaß das Schauſpiel des wunderbaren Fiſchzuges vor ſeinen Augen wiederholte. Die Fiſche gehören zu den Genera Chromis, Barbus, Capoeta, Discognathus, Nemachitus, Blennius und Clarias; letzterer wird oft 1 m und darüber lang und giebt, wenn er aus dem Waſſer herausgezogen wird, einen Ton von ſich, der dem Miauen einer Katze ähnelt. Die meiſten Chromis, von welchen acht Species vorkommen, brüten ihre großen grünlichen Eier aus und ziehen ihre Jungen im eigenen Munde auf; Lortet hat im Maule eines kaum 20 cm langen Fiſches oft über 200 ſilberfarbene Junge gefunden, die wie Queckſilbertropfen auf den Sand fallen. Dieſelben verlaſſen ihren eigenthümlichen Schlupfwinkel erſt, wenn ſie groß genug ſind, um ihren zahlreichen Feinden entfliehen und ſelbſt für ihre Ernährung ſorgen zu können. Tauſende von Pelikanen (Pelecanus onocrotalus) und zierlich-prächtige Haubentaucher (Podiceps cristatus) ſtellen den durchweg vorzüglich ſchmeckenden Fiſchen nach, wobei letztere die Feinſchmeckerei ſo weit treiben, daß ſie mit ihrem langen ſpitzen Schnabel in grauſamer Geſchicklichkeit den Fiſchen nur die beiden Augäpfel herausholen, ſo daß deren Kopf durch einen blutigen Kanal durchbohrt erſcheint, der erſt nach Verlauf mehrerer Tage vernarbt. Zwiſchen dem Schilfe am Ufer hauſen große Krabben (Telephusa fluviatilis), welche heftig beißen, wenn man ſie ſorglos anfaßt, und auf dem Strande Schaaren von Garneelen.

Prächtige Oleanderbüſche, die ganz im Waſſer wachſen, ſäumen faſt überall das Ufer ein und ſpiegeln ihre Millionen rother Blüthen in dem klaren See. An manchen Stellen finden ſich mehrere Meter hohe Papyrusſtauden (Cyperus papyrus), die ſich von den ägyptiſchen etwas zu unterſcheiden ſcheinen. Ihre Hauptfundorte ſind die Einmündung des Jordans und die Quelle Ain et-Tin.

Während Lortet's Aufenthalt war das Waſſer des Sees 24° C. warm, die Lufttemperatur im Schatten faſt ſtets 35°; zweimal ſtieg letztere bei Südwind auf 43½°. Auf dem See entwickeln die Sonnenſtrahlen eine wahre Glühhitze, was zu großen Vorſichtsmaßregeln gegen den Sonnenſtich zwang. Dieſe Hitze giebt zuſammen mit den beſtändig aufſteigenden Dünſten Anlaß zu ſonderbaren Luftſpiegelungen: ſo ſah man zuweilen zwei Haubentaucher über einander, von denen der oberſte den Kopf nach unten, die Beine nach oben zu ſchwimmen ſchien, und Uferränder von nur 2 bis 3 m Höhe erſchienen als ſteile Felsabſtürze.

Im Lande der Boilakertra auf Madagaskar.

(Nach meinem Tagebuche.) Von **J. Audebert.**

II.

Am andern Morgen beim Erwachen bot ſich mir ein überraſchender Anblick dar. Die ganze Gegend zu meinen Füßen war in dichte weiße Nebel gehüllt. Auf- und abwogend glich die ganze weite Fläche dem Meere in ſturmbewegten Tagen. Allmählich ſenkten ſich die Nebel, die Köpfe der zahlreichen Hügel kamen zum Vorſchein. Soweit das Auge reichte, reihte ſich Hügel an Hügel, alle rund und mit Gras bewachſen. Ganz in der Ferne erblickte man im Weſten die Umriſſe ſich hoch erhebender Felſengebirge; dort wohnten die Boilakertra. Froh der flachen und verpeſteten Küſtengegend entronnen zu ſein, athmete ich in vollen Zügen die friſche Luft auf der Bergkuppe. Solche Augenblicke ſind für den gequälten Wanderer auf fremder Erde ſtets weihevoll. Er lernt ſich mit Wenig begnügen und dankbar für die Schönheiten der Natur, vergißt er auf kurze Friſt Leid und Plagen.

Doch lange ſollte mein Glück nicht dauern. Beim Zuſammentreten der Leute zeigte es ſich, daß der Mann des Aombi tsi aombi verſchwunden war. Jedenfalls hatte er gehofft mir einige Vorſchüſſe zu erpreſſen. Da ihm dies nicht gelang und die ganze Geſchichte jedenfalls erlogen war, ſo hielt er es für das Beſte ſich zu empfehlen. An dergleichen Sachen ſchon ſeit Jahren gewöhnt, und einmal glücklich unterwegs, beſchloß ich meine Reiſe ruhig fortzuſetzen. Nachdem es mir noch gelungen war, zum Erſatz des Entflohenen zwei Leute des Ortes in Dienſt zu nehmen, ſchleppten wir unſere Sachen den Berg hinunter und ſchifften weiter.

Die Flußreiſe war an dieſem Tage leider ſehr langweilig und die Sonne brannte ohne Barmherzigkeit vom Himmel herab. Da die Gegend bedeutend ſtieg, ſo waren die Flußufer meiſtens ſehr hoch und verſperrten jede Ausſicht. Gegen Mittag machten wir wieder halt und das ſteile Ufer hinaufkletternd gelangten wir durch eine üppige Zuckerrohrpflanzung in das Dorf Ambodimango. Die hier wohnenden Stämme ſind klein, zum Theil gemiſcht und ſtehen unter dem Befehl eigener Könige. Es ſind mittelgroße, ſchwarzbraune Menſchen mit gutmüthigem Geſichtsausdruck. Der König Raboto be empfing mich freundlich. Nachdem ich meinen Leuten die nöthigen Befehle ertheilt, führte er mich auf die Spitze des Hügels und zeigte mir ſein Land. Die umliegenden Hügel waren niedrig und ſanft abgeflacht, wodurch herrliche, fruchtbare ſchiefe Ebenen entſtanden, die ſich vorzüglich zum Bau von Zuckerrohr und Kaffee eignen müſſen. Ohne Zweifel beſtand dieſes ganze Gebiet bis zu den hohen, weſtlichen Bergen einſt aus Urwald. Leider opfern die Malgaſchen, unbeſorgt um die Zukunft, dieſen rückſichtslos der Reiskultur, indem ſie die Bäume einfach umſchlagen und dann anzünden. Da von ihnen niemals Wald nachgepflanzt wird, ſo iſt jetzt alles verödet und mit Gras bewachſen; nur hier und dort erhebt ſich ein vereinſamter ehrwürdiger Baumrieſe, den Zufall oder Abſicht verſchonten, als Zeuge vergangener Zeiten. Die Nachtheile der Entwaldung machen ſich bereits geltend. Der früher kräftige Waldboden iſt durch die Sonne ausgeſengt und vermag nur noch Gras und keinen Reis mehr zu tragen. Da den Malgaſchen künſtliche Düngung unbekannt iſt, ſo benutzen ſie heute die Thaleinſchnitte, welche zum Theil künſtlich bewäſſert werden, zur Reiskultur.

Der König, zufrieden wie es ſchien, mit dem Eindrucke, den der Anblick auf mich machte, trat nun als Verſucher an mich heran und bot mir Land, ſoviel ich wollte, und eine ſeiner Töchter zur Frau, falls ich mich bei ihm niederlaſſen wollte. Offenbar hielt er mich für einen Händler und ging

von der sehr richtigen Ansicht aus, durch das Bündniß mit einem solchen die Produkte des Landes verwerthen und die nöthigen Dinge für sein Volk, als Pulver, Baumwollenzeug, Salz u. s. w. leichter erhalten zu können. Ich that natürlich sehr geschmeichelt und bat um Bedenkzeit. Ins Dorf zurückgekehrt erhielt ich zwei Hühner und einige Bananen zum Geschenk, welches ich durch Baumwollenzeug und Glasperlen erwiederte. Es sei hier erwähnt, daß die südlichen Malgaschen außer italienischen und französischen Fünffrankenstücken durchaus kein Geld annehmen. Die Prägung auf dem äußern Rande muß hervorstehend sein. Solche mit eingedrückten Buchstaben haben keine Geltung. Im Norden werden die Geldstücke mit einem Meißel in sechzig Theile zerlegt und so Kleingeld geschaffen, im Süden gelten sie nur ganz. Aus diesem Grunde ist der Reisende gezwungen zum Einkauf von Lebensmitteln und anderen Dingen allerlei Kram mit sich zu schleppen, z. B. Baumwollenzeug, rothe kleine und große blaue Glasperlen, kleine Spiegel, Zwirn, Nadeln, blaue und weiße Baumwollenstoffe, rothe Taschentücher, Medikamente, Salz und dergleichen mehr. Natürlich gehören zur Fortbewegung dieses Trödels viele Menschen und die Reisen werden dadurch erschwert und verlangsamt.

Nach eingenommener Mahlzeit verabschiedeten wir uns von Raboto be, der uns mit Bedauern scheiden sah und mit uns seine handelspolitischen Pläne. Seine Töchter erschienen jetzt ebenfalls, drei hübsche 16jährige Mädchen von schwarzbrauner Farbe. Wenn ich sage, daß der gute Monarch drei Töchter von 16 oder 17 Jahren hatte, so erklärt sich das daraus, daß er vier Frauen besaß, wie denn überhaupt Vielweiberei durchaus zum guten Ton bei den Eingeborenen des Innern gehört. Ich schalte hier ein, daß es zu den allergröbsten Beleidigungen gehört, einen ältern Malgaschen zu fragen, warum er bei seinem vorgerückten Alter so viele Weiber unterhalte. Solche Hindeutungen auf die mögliche Impotenz des Betreffenden haben schon zur Ermordung des Fragestellers geführt und sind sorgfältig zu vermeiden.

Die Hütten der einzelnen Weiber liegen meist um die größere des Ehegatten gruppirt. Die Damen wohnen da einzeln mit ihren Sklavinnen und Dienern und werden von dem Manne nach Bedürfniß besucht. Dieser wohnt im Hauptgebäude mit der sogenannten vadi-be (Hauptgattin) zusammen. Die letztere ist selten die schönste der Frauen, aber die reichste und dem Hausherrn an Geburt ebenbürtig. Eifersucht und Streitigkeiten unter den Frauen sind sehr selten, da die Leute von Jugend an es so gewohnt sind. Dagegen wird der Umgang des Gatten mit Hausſklavinnen sehr übel vermerkt und als gröbliche Beleidigung betrachtet und führt oft zu großen Grausamkeiten gegen diese armen Wesen, welche im Ganzen sonst wie Familienglieder behandelt werden. Die Weiterfahrt bot nichts Interessantes. Der Fluß hatte sich hier augenscheinlich durch die lehmigen Hügel durchgefressen, und man konnte die einzelnen Schichten übereinander liegen sehen. Es war meistens rother oder gelber Lehm und obenauf lag eine mehr oder minder dicke Humusdecke. Von Zeit zu Zeit trafen wir fischende Kinder, welche bei unserm Anblick von Schrecken ergriffen heulend das Weite suchten. Nach Sonnenuntergang legten wir bei dem Dorfe Marovare[1]) an. Der daselbst wohnende Menschenschlag sah roh aus und war von dunkler Hautfarbe. Wir erblickten hier die Hütten aus den Blättern und Rippen der Ravinala wie in den übrigen Dörfern hergestellt, jedoch mit Bambus stark verschanzt, ein Zeichen, daß es mit der Sicherheit nicht besonders gut bestellt war. Der König erschien und fragte in dürren Worten, wohin und was wir wollten. Nachdem ich ihm Auskunft gegeben und ihn durch einige Geschenke in bessere Laune versetzt hatte, würdigte er mich eines Blickes und erklärte, wir hätten nichts zu befürchten und seien willkommen. Merkwürdig war die Selbstbeherrschung dieses Wilden, der nie einen weißen Mann gesehen hatte und jedenfalls vor Begierde brannte mich ungestört beobachten zu können. Indeß that er gerade so, als ob ich ihm die alltäglichste Erscheinung auf der ganzen Welt wäre. Später erhielten wir von ihm als Gegengeschenk frische Milch. Da es nicht rathsam schien, die Boote während der Nacht unbewacht zu lassen, so legte ich vier Mann zur Bedeckung hinein.

Auch hier war die Gegend, wie es schien, gesund und fruchtbar. Wir erhielten hier die ersten Nachrichten aus dem Lande, in welches wir reisten. Sie lauteten schlecht genug. Besonders erschreckte meine Leute die Aussicht, daß dort an ihnen dieselbe Operation vorgenommen werden würde, welche die Türken an ihren Haremswächtern auszuführen pflegen.

In Madagaskar weiß man im Norden nichts vom Süden und umgekehrt. Die seltsamsten Fabeln laufen darüber um. Die Malgaschen sind keine Freunde vom Reisen, dagegen um so größere Liebhaber von Spuk- und Gespenstergeschichten. Mit wahrer Wollust pflegen sie sich dem Gruseln solcher Erzählungen hinzugeben. Selten verläßt ein Eingeborener das Gebiet seines Stammes und die einzelnen Stämme stehen gewöhnlich zu einander wie Hund und Katze. Hätte ich meine guten abgerichteten nördlichen Diener die ganze Zeit über bei mir behalten können, so würde ich in diesem Lande Großes geleistet haben. Sobald ich aber zu einer neuen Reise aufbrach, mußte ich auch neues Volk in Dienst nehmen; kaum hatten meine Begleiter einen Begriff von ihren Pflichten, so mußten sie durch andere ersetzt werden. Es sind eigene Leute; das Heimweh ist bei ihnen allmächtig. Ein einzig Mal in sieben Jahren behielt ich einen vorzüglichen Diener Namens Landé acht Monate lang. Nach dieser Zeit wurde bei ihm die Sehnsucht nach der Heimath so groß, daß er Schlaf und Eßlust verlor und in Gefahr gerieth, tiefsinnig zu werden. Da ich für ihn fürchtete, so entließ ich ihn. Wenige behielt ich drei Monate, die meisten nur vier Wochen. Nach Auszahlung des Lohnes verschwanden sie sofort. Ich spreche hier nicht von den Hovas, bei denen andere Verhältnisse herrschen. Als Bedrücker des Landes geächtet und verflucht, können sie sich aber nicht in diese Gegenden wagen, wo sie unter dem Namen amboa lambo (Hund-Schwein, d. h. Schweinhund) bekannt sind.

Mit dem Morgengrauen zogen wir weiter. Die Gegend blieb dieselbe, nur standen am Ufer öfters Bäume und es gelang mir einige Wildtauben (Treron australis) zu erlegen. Gegen elf Uhr wurden wir einiger fischender Kinder ansichtig, welche sofort mit großem Geheul davon liefen. Kurz darauf hörten wir Geschrei und einige Flintenschüsse. Eine Kolonne von ungefähr dreißig Mann, mit Gewehren und Lanzen bewaffnet, rückte mit drohender Geberde das Ufer hinab auf unsere Fahrzeuge los. Sie mochten uns für Räuber, Diebe oder Sklavenjäger halten, denn bei unserm Anblick erhoben sie ein betäubendes Gebrüll. Da ich mit Recht fürchtete, meine Leute, die vor Angst zitterten, möchten davon laufen, so beschloß ich diesem unangenehmen Auftritte ein schnelles Ende zu machen, ließ anlegen, sprang unbewaffnet ans Ufer und ging rasch auf die Bande los,

[1]) Die Ortsnamen wiederholen sich sehr häufig, besonders mit dem Zusatz be groß, kely klein.

wobei mir meine sämmtlichen Hunde folgten. Die Malgaschen stutzten und schienen unschlüssig, denn auf den Anblick eines weißen Mannes waren sie nicht gefaßt gewesen. In diesem Augenblicke stürzten die übermüthigen Hunde laut bellend gegen dieselben vor. Dieses Nichts, der Anblick eines fremden Menschen und der Anblick der ihnen unbekannten fremdartigen Thiere, bewog die ganze Bande zur schleunigen Flucht. Ich stieg sofort wieder ins Boot; ehe die verblüfften Eingeborenen zu einem Entschlusse oder zum Stillstehen kommen konnten, waren wir um eine Biegung des Flusses verschwunden. Die nachsetzenden Hunde rief ich durch einen Schuß zurück, sie folgten dem Kahn am Ufer entlang und wurden später aufgenommen. Nach zwei Stunden erblickten wir ein Dorf, auf einer Anhöhe. Da wir aber den Leuten, die schaarenweise versammelt waren, nicht recht trauten, so trafen wir an einer schattigen Stelle des Ufers Anstalt zum Mittagessen. Es dauerte nicht lange, so kamen die Eingeborenen, erst einzeln und schüchtern, dann in größerer Zahl und frugen nach Salz, wofür uns Milch und Manioc angeboten wurden. Diese Leute hatten noch nie einen weißen Menschen gesehen, da sie nicht mehr an der Küste verkehren. Auf der Weiterfahrt war das Ufer stellenweise bewaldet oder mit Bambus bewachsen. Wir bemerkten während der Fahrt, daß wir scharf beobachtet wurden; denn bald hinter uns, bald vor uns tauchte ein dunkler Wollkopf vorsichtig aus dem Gebüsche und spähte nach uns hinüber. Der Lauf des Flusses wurde immer schneller, es ging nur langsam vorwärts und nach kurzer Zeit hatten wir mit den ersten Stromschnellen zu kämpfen.

Allmählich sank die Sonne immer tiefer; keiner von meinen Leuten war hier bekannt und wir erblickten noch immer kein Dorf, um Nachtruhe zu halten. Ich entschloß mich daher die Nacht im Freien zuzubringen und so lange zu fahren, als es das Tageslicht gestattete. Bei einbrechender Dunkelheit stiegen wir ans Land und suchten uns hier unter einem überhängenden Felsen häuslich einzurichten. Wir aßen, was wir hatten und streckten uns auf einige Matten aus. Die Hündchen waren im Boote geblieben und wimmerten beständig nach ihrer Mutter, welche es vorzog neben mir zu liegen. Es wurde, wie es meine Leute richtig vorhersahen, bald ein Krokodil herbeigelockt. Dasselbe, ein nicht sehr großes Thier, suchte hartnäckig ins Boot zu dringen, um die Insassen zu erfassen. Ich wollte nicht schießen um unser gut gelegenes Versteck nicht zu verrathen, da ich wußte, daß wir beobachtet wurden. Meine Leute empfingen daher das hungrige Vieh mit einigen Lanzenstichen in Bauch und Hals, worauf es sich zwar aus dem Staube machte, aber wohl schwerlich mehr weit gekommen sein wird. Hatte die Sache auch nichts auf sich, so mahnte sie doch zur Wachsamkeit, da Krokodile im Manambuto sehr häufig sind und leicht einmal ein großes kommen konnte. Wir hatten in dieser Nacht ein sehr heftiges Gewitter, das erste in diesem Jahre. Die Gewitter treten im Süden etwa zwei Monate später ein als im Norden, wo sie um diese Zeit längst vorüber sind. Es donnerte, polterte und grollte von allen Seiten mit jener ungezügelten Heftigkeit, welche hier zu Lande den Gewittern eigen ist. Der Regen goß vom Himmel herunter und füllte die Boote, welche ich verschiedene Mal ausschöpfen lassen mußte, denn alle meine Sachen schwammen im Wasser. Ich hatte nämlich das Gepäck in den Booten gelassen, um bei einem Ueberfall sofort die Wasserstraße benutzen zu können. Bei dem pfeilschnellen Laufe des Flusses wären wir stromabwärts rudernd jeder Verfolgung sicher am besten entgangen. Indessen saßen wir durchnäßt und fröstelnd unter unserm Felsen und erwarteten mit Sehnsucht den Morgen. Einige Stunden später hatten wir am Fuße eines sehr hohen Hügels mit reißenden Stromschnellen hart zu kämpfen. Der Fluß war hier nicht tief, aber das Wasser schoß mit Gewalt vorwärts. Waren wir am Tage vorher in nordwestlicher Richtung gesteuert, so setzte eine Biegung des Wasserlaufes hier unsern Cours wieder auf Westen. Nach kurzer Fahrt wurden wir durch einen kleinen Wasserfall am weitern Vordringen verhindert. Einige vorübergehende Eingeborenen erklärten uns auf Befragen, wir befänden uns hier bei Mahabe, einem großen Grenzdorfe der Boilakertra. Der Fluß ist nur bis hierher schiffbar. Da wir vorläufig nicht weiter vordringen konnten, so fuhren wir eine kleine Strecke zurück und begaben uns in ein dort gelegenes Dorf, um weitere Erkundigungen einzuziehen. Ich schloß nach meiner Berechnung, daß die von uns in drei Tagen zurückgelegte Strecke von der Küste bis hierher höchstens 80 Kilometer betragen konnte, da der Fluß, besonders im letzten Drittel seines Laufes, sehr bedeutende Krümmungen beschreibt, im Ganzen aber immer wieder in die westliche Richtung zurückfällt. Von Mahabe ab ist der Fluß zwar noch ziemlich breit, wird aber alle Augenblicke durch Wasserfälle oder Felsstücke versperrt. Er entspringt auf dem ungefähr 12 Kilometer von hier gelegenen hohen Gebirge, welches, so weit das Auge reicht, sich in der Richtung von Norden nach Süden zu erstrecken scheint. Dieser Gebirgszug wird von den Malgaschen Ambodehar genannt. Dies bedeutet übrigens nicht viel, da ich öfters auch nördlicher die Region des Innern mit demselben Namen bezeichnen hörte.

Von dem kleinen Dorfe, in dem wir uns befanden, konnten wir die Gegend gut übersehen. Wir hatten das große Dorf Mahabe schräg gegenüber in einer Entfernung von 4 Kilometer. Vor und nordwestlich von uns lag das Gebiet der Chavoai (Schawoä), links südwestlich dasjenige der Boilakertra, weiter südlich wohnen die Balave und nördlich von den Chavoai die Chaffatten, welche wieder mit ihrem Gebiet an das der Antaïmors stoßen. Jenseits der Berge scheinen, nach Aussage der Eingeborenen, noch verschiedene kleinere Stämme zu wohnen, ehe man zu dem mächtigen Sakalavenvolke gelangt. Daß alle diese Stämme mit der Westküste Madagaskars in indirekter Berührung stehen und von dort Waffen und Munition erhalten, steht außer allem Zweifel. An der Ostküste verhindern die Hovas die Einfuhr von Gewehren und Pulver, erweisen sich aber meistens als willige Käufer der gestohlenen Herden. Das für die Rinder erhaltene Geld wandert nun meistens wieder zum Ankaufe von Flinten nach der Westküste.

Wir befanden uns hier in einer wellenförmigen fruchtbaren Ebene, auf welcher noch kleinere Waldbestände sichtbar wurden. Die Erde bestand zum Theil aus reinem Humusboden, ein Zeichen, daß die Entwaldung noch nicht lange vor sich gegangen war.

Die Bewohner des Dorfes Ambodivoro dürften keinem besondern Stamme angehören. Es schien ein Gemisch verschiedener Rassen zu sein. Da die Boilakertra schon lange Jahre im Kriege mit den Chavoais lagen und fast täglich Scharmützel stattfanden, so machten diese Leute auf mich den Eindruck von Aasgeiern, welche hier auf Abfälle lauern. Wir besetzten eine lange, schmale Hütte auf dem höchsten Punkte des Berges und suchten uns auszuruhen, so gut es ging, nachdem wir ein aus Hühnern, Reis und Bananen bestehendes Mahl zu uns genommen hatten.

Im Laufe des Nachmittags erschien ein hochgewachsener Mann von gelber Hautfarbe mit zahlreichem Gefolge und warnte mich eindringlich den Fluß zu überschreiten und in das Land der Mörder und Diebe, wie er die Boilakertra nannte, zu gehen. Hier sei ich sicher, aber dort einem

ſchrecklichen Tode geweiht („Matty anaho, matty maramba anaho, matty anareo siabé daolo“. Todt wirſt du ſein, todt deine Leute, todt werdet ihr alle zuſammen ſein.) Die Beredſamkeit dieſes Mannes war glänzend und blendend; er ſprach hoch aufgerichtet mit würdiger Geſtikulation und mächtigem Organ wohl über zwei Stunden lang. In dieſer Beziehung leiſten viele Malgaſchen wirklich Hervorragendes. Auf meine Begleiter ſchienen dieſe Worte einen überwältigenden Eindruck zu machen und bei den Haupt- und Glanzſtellen unterbrach den Redner oft das bekannte zuſtimmende Marno (wahrhaftig, d. h. ſo iſt es). Ich antwortete der Sitte gemäß, und was mir an Gewandtheit in der Sprache abging, ſuchte ich durch Betonung und Feuer der Rede zu erſetzen. Wir tauſchten hierauf einige kleine Geſchenke aus und der Redner zog ſich zurück mit dem Bewußtſein eines Mannes, der ſeine Pflicht, wenn auch vergebens, gethan hat. Der Leſer möge aber nicht glauben, daß dieſer Mann aus menſchlichen Gefühlen und für meine Sicherheit beſorgt, mich am Vordringen hindern wollte. Entweder ſah er in mir einen Konkurrenten oder er glaubte durch eine Verbindung mit mir, falls ich hier zurückbliebe, ſeine Vortheile zu finden.

Gegen acht Uhr Abends vernahmen wir aus einer Entfernung von vielleicht 4 Kilometern lebhaftes Gewehrfeuer. Der Schall dringt ſehr weit in dieſen ſtillen und lebloſen Wildniſſen. Es waren die Boilakertra und die Chavoai, welche ſich ihrer Gewohnheit gemäß die Zeit vertrieben. Ein weithin im Weſten ſichtbarer Feuerſchein zeigte uns die Richtung des Kampfplatzes. Der Schein erloſch bald und entſtand von Neuem weiter nördlich; dieſes wiederholte ſich drei- bis viermal. Es rührte, wie wir ſpäter hörten, vom Brande einiger Dörfer her, welche die an dieſem Abend ſiegreichen Boilakertra auf ihrem Wege anzündeten, nachdem der Feind daraus geflohen war. Das Gewehrfeuer dauerte die ganze Nacht. Es iſt dies eine in dieſen Gegenden ſo häufige Erſcheinung, daß ich mich bald vollſtändig daran gewöhnte und nicht mehr darauf Acht hatte.

Am andern Morgen wurden die ſechs Mann mit den Booten nach Farafangana zurückgeſchickt. Erſtere hatten in der Nacht nicht geringe Furcht ausgeſtanden und waren eilig aus dieſer Gegend herauszukommen, letztere waren fortan für uns überflüſſig. Die zwei unterwegs aufgenommenen Leute und den Jäger beredete ich bei mir zu bleiben, indem ich ihnen doppelten Lohn, d. h. 20 Franken ſtatt 10 pro Monat und Mann verſprach. Es koſtete mich einige Mühe um die Einwohner des Dorfes zu bewegen, mein Gepäck über den Fluß zu ſchaffen. Als dieſelben aber erſt dort angelangt waren, feuerte ich ihren Muth durch eine Anſprache an, und durch das Verſprechen doppelten Lohnes ließen ſie ſich bewegen mich bis nach Mahabe zu begleiten. Um dieſen mühſam errungenen Muth nicht allſogleich zu verlieren, brüllten und lärmten die Leute wie beſeſſen und feuerten ſich gegenſeitig an. Als jedoch Mahabe, mit bewaffneten Kriegern vollgeſtopft, in Sicht kam, mußte ich am Ende der dreißig Mann ſtarken Kolonne verbleiben und dieſelben vor mir hertreiben. Sie trauten dem Wetter nicht und zeigten große Luſt die Sachen hinzuwerfen und auszureißen.

Am Eingange des Dorfes waren über tauſend Menſchen verſammelt; alle reckten neugierig die Köpfe nach uns hin und ſchrien lebhaft hin und her. Die Männer, faſt alle Boilakertra, trugen Gewehre und zwei Wurfſpeere in der linken Hand. Als wir uns näherten, wurde es ſtill, alle Augen richteten ſich auf mich und die Blicke ſchienen mich gleichſam aufzuſaugen.

Einſam und geächtet von den Küſtenſtämmen, lebten dieſe Leute abgeſchloſſen von jedem Verkehr. Was von Kultur und Civiliſation zu ihnen drang, waren Märchen ſeltſamer Art. Niemals waren ſie aus ihrem Lande gekommen. Kein weißer Mann hatte die als ungaſtlich verſchriene Schwelle ihrer Heimath überſchritten. Heute vollzog ſich vor ihren Augen der Traum, den ſie lange und vergebens erhofft hatten. Ob mit dem weißen Mann auch zum erſten Male ein Hauch des Friedens und der Verſöhnung durch dieſes arme in Barbarei verſunkene Volk zog? Wohl iſt es möglich! Für dieſe Leute war ich heute der Repräſentant Europas, der Träger der geſammten Civiliſation; für ſie war ich nach ihren Begriffen der Erbauer jener rieſenhaften Schiffe, von denen ſie gehört, der Verfertiger jener ſchönen Stoffe und Perlen, des Pulvers und der Gewehre, deren Beſitz ſie als höchſtes Ziel erſtrebten. Muß doch nach ihrer Anſicht das, was *ein* Weißer kann, jeder Weiße können.

Stanley am untern Congo.

Bei einem Bankett, welches am 19. Oktober d. J. der Stanley Club in Paris ſeinem Namenspatron H. M. Stanley zu Ehren veranſtaltet hat, gab dieſer den erſten zuſammenhängenden, wenn auch kurzen Bericht über ſeine dreijährigen Arbeiten am untern Congo. Wir entnehmen dem Times-Berichte darüber (Mail vom 20. Oktober) Folgendes, indem wir die höchſt perſönlichen und wenig feinen Angriffe auf Savorgnan de Brazza, womit Stanley Anfang, Mitte und Schluß ſeiner Rede ausſtattete, hier übergehen. Die nächſte Zukunft wird zeigen, ob die franzöſiſche Regierung Luſt verſpürt, de Brazza's Landerwerb (ſ. „Globus“ XLI, S. 303) am Stanley Pool ernſt zu nehmen und zu ratificiren, und ob dadurch die Beſtrebungen des Königs von Belgien am Unterlaufe des Congo wirklich gehindert werden können — wir für unſern Theil wollen erſt handgreifliche Beweiſe ſehen, ehe wir daran glauben können, daß einzelne, auch noch ſo großartige Unternehmungen wie diejenigen Stanley's und de Brazza's das innere Afrika zu „erſchließen“ und zu „civiliſiren“ im Stande ſind. Dazu gehört die Arbeit von Jahrhunderten, die Mitwirkung Tauſender und aber Tauſender, und alsdann wird es ſich noch immer fragen, ob die Neger das „Civiliſiren“ aushalten werden. — Doch zu Stanley's Bericht!

Als er im Auguſt 1879 ſeine Arbeiten begann, beſtand ſeine Geſellſchaft aus 15 Europäern, 68 Zanzibar-Leuten und einigen Kabindas. An Schiffen beſaß er zehn Stück: den Dampfer La Belgique von etwa 30 Tonnen, vier Dampfkähne (Royal, Espérance, En Avant und La Jeune Africaine) und fünf Boote. Nach mehreren endloſen Zuſammenkünften mit den fünf Häuptlingen von Vivi (unterhalb der unterſten oder Jellala-Fälle des Congo) erhielt er gegen eine anſehnliche monatlich zahlbare Entſchädigung die Er-

laubniß, in ihrem Gebiete zu bauen, Wege zu machen, Brücken zu errichten und ſonſt nöthige Verbeſſerungen vorzunehmen, Grund und Boden nach Belieben zu bebauen und eingeborene Arbeiter in Dienſt zu nehmen. Darauf hin warb er circa 50 Vivi-Leute an, welche noch jetzt gegen Tagelohn gute Dienſte leiſten. Die Gegend um Vivi iſt ſehr hügelig, ſelbſt bergig, und der einzige geeignete Platz, um eine ſo wichtige Station, wie die hier geplante, anzulegen, war der Gipfel eines circa 300 Fuß über den Spiegel des Fluſſes anſteigenden Berges. Derſelbe mußte mit vieler Mühe geebnet und hergerichtet werden, ehe man dort die erſte Station, welche als Operationsbaſis dienen ſollte, errichten konnte. Dieſelbe beſtand aus einem Hauptwohnhauſe, ſieben hölzernen Hütten und zwei eiſernen Magazinen; außerdem wurden aus dort zu findendem Material luſtige Schuppen und einheimiſche Wohnhäuſer erbaut. In den Hütten wohnten die Europäer, und die Magazine waren von oben bis unten mit Zeug, Perlen und Lebensmitteln angefüllt. Dann wurde eine breite Kunſtſtraße zu dem Landeplatze angelegt. Aber der Boden war ſo ſchwierig zu bearbeiten und die Anzahl der Menſchen ſo gering, daß es volle fünf Monate dauerte, ehe die erſte Station als vollendet angeſehen werden konnte. Im Februar 1880 brach Stanley auf, um das Land zwiſchen Vivi und Iſangila (circa 40 km nordnordweſtlich von Vivi) zu erforſchen und den beſten Weg aufzuſuchen. Nachdem er 296 engl. Meilen durch ſehr rauhe Gegend herumgewandert und nach jedem etwa zu benutzenden Vortheile ausgeſpäht hatte, begann er mit dem Straßenbau, der nur langſam vorſchritt. An manchen Tagen wurde $^1/_2$ engl. Meile, an anderen nur $^1/_4$, an manchen aber auch faſt eine Meile Weges fertig geſtellt; an einer Stelle aber erforderten 400 Ellen 26 Arbeitstage. Am letzten Tage des Jahres 1880 wurde Iſangila, der Ort für die zweite Station, genau 52 engl. Meilen von Vivi, erreicht. Beſondere Schwierigkeit verurſachte auch der Transport der rieſigen Wagen, auf denen die Dampfkähne, Boote, Maſchinen, Dampfkeſſel, Werkzeuge und Lebensmittel verladen waren; an Kiſten allein waren über 800 fortzuſchaffen, an Gepäckſtücken überhaupt 2225. Und das mit einer geringen Menſchenmenge, die ſo klein war, daß ſie einmal unter Anwendung von Flaſchenzügen, Winden und allen möglichen anderen Hilfsmitteln einen vollen Tag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang damit zubrachten, einen einzigen Dampfkahn einen 80 Fuß hohen Berg über dem Thale von Mpagaſſa hinauf zu ſchaffen. In Iſangila dieſelben Verhandlungen mit den Eingeborenen wie in Vivi; erſt nach Verabreichung anſehnlicher Geſchenke und Bewilligung einer monatlichen Rente wurde die Errichtung der zweiten Station geſtattet. Von dort bis zur dritten, Manjanga, beträgt die Entfernung auf dem Fluſſe 74 engl. Meilen; dieſelbe kann, obwohl ſtellenweiſe Gefahr vorhanden iſt, als ſchiffbar angeſehen werden. Denn die Strecke iſt während der letzten Jahre beſtändig befahren worden, ohne daß ein Unfall vorgekommen wäre. Obwohl ſie nur 74 engl. Meilen lang iſt, mußten doch 2224 Meilen per Dampfer gemacht werden, ehe alle Lebensmittel und alles Gepäck der Station ſich in Manjanga befand. Am 1. Mai 1881 war auch dies Ziel erreicht. Aber die beſtändige Aufregung und Beſorgniß während der Stromfahrt, wenn die kleinen mit Menſchen beladenen Boote von den Wirbeln und Stromſchnellen hinabgeriſſen wurden und wieder und wieder der gefährlichen Strömung Trotz boten, und die Sorge um die Tauſende von Kiſten und Packen brachten Stanley dem Tode nahe. Während des Mai wurde derſelbe von ſeinen Begleitern ſtündlich erwartet, doch erſt im Juni erholte er ſich und konnte noch vor Ablauf dieſes Monats die Verhandlungen mit den Eingeborenen zum Abſchluſſe bringen. In wenigen Wochen wurden zwei eiſerne Häuſer errichtet, in denſelben das Gepäck untergebracht und zu Anfang Juli ein breiter Weg von dort zum Landeplatze von Manjanga oberhalb des Ntombo-Mataka-Falles angelegt. Dann brach Stanley längs des nördlichen Ufers des Congo nach Stanley Pool auf, um wiederum die beſte Trace für einen anzulegenden Weg ausfindig zu machen; zugleich benachrichtigte er ſeine dortigen „Freunde“ von ſeinem Kommen, ohne von de Brazza's Annexion am Stanley Pool etwas zu wiſſen. In ſieben Tagen langte er am Gordon-Bennett-Fluſſe an, den die Eingeborenen Ine nennen (derſelbe mündet dicht unterhalb des Stanley Pool). Die dortigen Häuptlinge Gampa und Bab-Ndſchali nahmen ihn freundlich auf; bald aber erſchien der farbige Sergeant Malamine und zwei ſchwarze Matroſen vom Gabun, welche de Brazza dort zurückgelaſſen hatte. Sie waren in Seemannstracht und führten eine franzöſiſche Flagge mit ſich; Malamine grüßte höflich und überreichte Stanley zwei Papiere, eines den Vertrag zwiſchen Brazza und dem Bateke-Könige Makoko enthaltend, das andere einen Befehl an Malamine, der nicht leſen konnte, jeden Weißen, der das an Brazza abgetretene Gebiet betrete, gaſtlich aufzunehmen. Stanley erklärte, daß er nicht beabſichtige, Brazza's Beſitz zu ſtören; wenn Brazza das nördliche Ufer vorziehe, wolle er ſelbſt am ſüdlichen ſich niederlaſſen, und umgekehrt, und zuletzt fragte er, ob Malamine etwas dagegen habe, wenn er über den Gordon-Bennett-Fluß gehe, was dieſer verneinte. So überſchritt Stanley am nächſten Tage den Fluß, betrat das Gebiet des Stanley Pool und erhielt von dem Häuptling Ingia in Mfiwa und ſpäter auch von deſſen Oberherrn Gamankono in Malima, mit welchem er ſchon bei ſeiner erſten Congo-Fahrt freundlich zuſammengetroffen war, die Erlaubniß, ſo viel Häuſer zu bauen, als ihm beliebte. In der Nacht kam jedoch Malamine in das Dorf und hetzte die Einwohner gegen ihn auf, ſo daß er es für gerathen fand, ſich zurückzuziehen. In Mfiwa wäre es ſogar faſt zu einem blutigen Zuſammenſtoße mit den aufgeregten Eingeborenen gekommen; doch erſchien im entſcheidenden Momente ein Stanley befreundeter Häuptling vom Südufer mit 60 Flintenträgern und legte ſich ins Mittel. Er war vom Häuptling Iſſi von Ntamo geſchickt worden, mit welchem Stanley bei ſeiner erſten Congo-Reiſe Blutbrüderſchaft geſchloſſen hatte, und ordnete alles aufs Beſte; einſtweilen wurden zehn Mann mit einigen Ballen Waaren über den Strom geſandt, mit dem Auftrage, in Ntamo auf die Ankunft der übrigen zu warten, worauf Stanley auf demſelben Wege zu ſeinen zurückgebliebenen Genoſſen zurückkehrte. Zuvor konnte er noch unweit des Gordon-Bennett-Fluſſes den franzöſiſchen Miſſionar Pater Augouard nebſt ſeinen jugendlichen Begleitern, Zöglingen der franzöſiſchen Miſſion in Landana, unterſtützen und warnen; wie vorauszuſehen, ſchlug des Paters Vorhaben fehl und auch er mußte ſich trotz ſeiner franzöſiſchen Flagge vor den erregten Eingeborenen zurückziehen.

Die Expedition war inzwiſchen von Manjanga, welches noch 95 engl. Meilen von Stanley Pool entfernt iſt, etwa 20 Meilen weit vorgedrungen. Immerhin blieben noch 75 Meilen bis zu der Stelle am Stanley Pool, wo die nächſte Station Leopoldville erbaut werden ſollte, zurückzulegen. Gerade in dieſem Augenblicke kam eine anſehnliche Verſtärkung aus Zanzibar an und in Folge deſſen war es möglich, daß am 3. December 1881 der Dampfer und die Boote auf dem obern Congo ſchwammen und das ganze enorme Gepäck ſich ſicher oberhalb der oberſten der Livingſtone-Fälle unter aufgeſchlagenen Zelten befand. Am 1. Februar 1882

war auch das Hauptquartier der Station vollendet, ein großes Haus, 97 Fuß lang, 24 Fuß breit, zwei Stock hoch, die Wände 3 Fuß dick und innen in Zimmer für die europäiſchen Beamten der Station abgetheilt. Nun hatte Stanley freie Bahn und konnte ohne Furcht vor natürlichen Hinderniſſen den mächtigen Strom hinauffahren; er inſtruirte den Chef der Station, richtete Karawanen ein, welche auf der erbauten Straße zwiſchen den einzelnen Stationen regelmäßigen Verkehr unterhalten ſollten und beruhigte die eingeborenen Häuptlinge über ſeine Abweſenheit. Dann erſt fuhr er in dem kleinen Dampfer „En Avant“, ein großes Walfängerboot und zwei Canoes im Schlepptau, den Congo aufwärts, um den Platz für die fünfte Station auszuſuchen; er fand denſelben unweit der Mündung des Kwango in den Congo, circa 100 engl. Meilen oberhalb Leopoldville, alſo am ſüdlichen oder linken Ufer des Congo. Die Fahrt wurde noch weiter fortgeſetzt, um die ſechſte Station zu ermitteln; doch enthält der Bericht der „Times“ darüber leider keine Einzelheiten. Bei ſeiner Rückkehr wurde Stanley dann vom Fieber ergriffen und zur Rückkehr nach Europa gezwungen; aus ſeinen Worten aber ſcheint hervorzugehen, daß dieſer Rücktritt kein dauernder ſein wird.

Einem andern Berichte (The Mail vom 18. Oktober) verdanken wir noch einige Ergänzungen zu dem oben Mitgetheilten. Stanley hatte durch die Liberalität des Königs von Belgien faktiſch unbeſchränkte Mittel zur Verfügung und konnte, wie er es ausdrückte, für jeden Kubikzoll Luft, den er und ſeine Gefährten athmeten, und für jeden Quadratfuß Erde, auf den ſie traten, baar bezahlen. Das Ziel des Königs der Belgier iſt, wie es ſcheint, völlig ſelbſtlos; er will Inner-Afrika für Handel und Civiliſation erſchließen und ſeine Hilfsquellen entwickeln, wozu der Congo als prächtige Waſſerſtraße helfen ſoll. Stanley's Aufgabe war es, die denſelben in ſeinem Unterlaufe verſperrenden Waſſerfälle durch eine Fahrſtraße zu umgehen, und dies hat er in der oben beſchriebenen Weiſe ausgeführt. Die Straße iſt im Mittel 15 Fuß breit und führt längs des nördlichen Ufers 230 engl. Meilen weit von unterhalb der Kataraktе bis weit jenſeit des Stanley Pool hinauf, alſo bis zu dem ſchiffbaren Laufe des Congo. Sie iſt ſo ſolide gebaut, daß ſie bis jetzt den wolkenbruchartigen Regengüſſen und dem ſchweren Transport der Boote und Maſchinen Stand gehalten hat. An einer Stelle verſperrte ein gewaltiger Berg den Weg und ſendet einen wie eine Meſſerklinge geſtalteten Ausläufer ſüdwärts ſteil zum Strome hinab, der an ſeinem Fuße in tollen Wirbeln und Schnellen erbrauſt. Der Ausläufer wurde geſprengt, die rieſigen Felsblöcke geordnet, die Lücken mit kleineren gefüllt, 18 Zoll Erde darauf geſchüttet, und die Straße war fertig. Bald darauf tritt ſie in einen dunkelen Wald von erfriſchender Kühle, wo Tauſende von Stämmen gefällt und die Stümpfe ausgerodet oder planirt werden mußten; die Stämme wurden zu beiden Seiten in hohen Haufen aufgeſchichtet. Der Handel benutzt dieſen bequemen Weg bereits, und ebenſo ein regelmäßiger Poſtverkehr, durch welchen Stanley in beſtimmten Zwiſchenräumen die Londoner Zeitungen und Zeitſchriften erhielt. Während ſeines Aufenthalts hatte er etwa eine Million Ellen Manchesterzeug an Arbeitslohn und für ſonſtige Leiſtungen an die Eingeborenen zu vertheilen. Mit dem kleinen Dampfer „En Avant“ iſt Stanley dann etwa 400 engliſche Meilen über den Stanley Pool hinaus vorgedrungen und hat ein anſehnliches Stück Erforſchungsarbeit geleiſtet. Unter andern iſt er einen neuen Fluß (der Name wird nicht mitgetheilt), der oberhalb Stanley Pool von Süden her einmündet, hinauf gefahren bis in einen ſchönen See, der mit Fiſcherbooten bedeckt war, welche beim Anblicke des ſchnaubenden dampfenden Ungethüms die Flucht ergriffen. Eines der Eingeborenen wurde man jedoch habhaft, beruhigte ihn und entließ ihn reich beſchenkt zu ſeinen Genoſſen, die hinter den Büſchen am Ufer ängſtlich lauerten. Nach Stanley's Anſicht iſt der Boden für Anbau in jeder Weiſe vorzüglich geeignet und der Vorrath an Kautſchuk in den Wäldern iſt bei vernünftiger Ausbeute unerſchöpflich. Das größte Hinderniß für die Benutzung des ſchiffbaren Theiles des Congo ſind aber die Kannibalenſtämme zwiſchen dem höchſten, diesmal erreichten Punkte und Njangwe, deren Wildheit nur bei ſehr vorſichtigem, ehrenhaftem und vernünftigem Auftreten allmählich zu überwinden ſein wird.

Beiträge zur afrikaniſchen Völkerkunde.

Von **John Baron Müller.**

I.

Nachſtehende Erzählungen ſammelte ich im vergangenen Winter in Harrar. Es ſind dieſelben eine Fortſetzung von Beiträgen zur ſudaneſiſchen Thierfabel, welche ich in einem frühern Jahrgang des „Globus“ veröffentlichte. Mein Berichterſtatter war ein Metta-Galla, hatte auf ſeinen Zügen Kaffa und Schoa beſucht und iſt daher die Möglichkeit, daß ſeine Erzählungen aus jenen Ländern ſtammen, nicht ausgeſchloſſen.

Wer die Thierfabeln der ſüdlichen Bantu-Völker kennt, wird eine Art von Verwandtſchaft jener mit nachſtehenden nicht beſtreiten können, ebenſo wie dieſelben in naher Beziehung zu den Erzählungen derer vom Weißen Nil ſtehen. Es iſt dieſe Aehnlichkeit vielleicht ein Beweisglied für die Zuſammenhörigkeit der Bedja-, Galla- und Bantu-Völker. Ich würde nicht wagen auf dieſe Verwandtſchaft hinzudeuten, doch veranlaßt mich hierzu der äußerſt geringe Unterſchied in körperlichem Bau und äußerm Ausſehen, welcher ſich jedem aufdrängen muß, der dieſe räumlich weit getrennten Völkerſchaften kennt, ferner die oft frappirende Aehnlichkeit in Sitten, Gebräuchen und Trachten, die Aehnlichkeit der Topfformen, welche ſoweit geht, daß genau dieſelben Verzierungen, die an den Kochgefäßen im Kraal der Zulu wahrgenommen werden, im Gebiet der Noli- und Metta-Galla, in der Rora D'ſelim und Rora As Gedeó des Habáb-Landes, ſowie im Fundj in Senaar vorkommen.

Vor wenigen Jahren bot ſich mir in Mozambique die Gelegenheit Zulus und Leute vom Nyaſſa zu beobachten. Ich kam damals aus dem öſtlichen Sudan und hatte mit den Ababdé der Atmur und den Biſcharin und Hadendóa der Regionen zwiſchen Rothem Meer und Nil verkehrt; um ſo lebhafter drängte ſich mir daher der Gedanke auf, daß eine Verwandtſchaft zwiſchen dieſen Völkern exiſtiren

müſſe. Ich fand genau dieſelben Geſichter wieder, Friſur und Bekleidung waren faſt wie am Rothen Meer, die Zulu-Lanze war in Form und Schnitt des Blatts faſt in Nichts unterſchieden von der Waffe der Bedja, der Schmuck der Frauen hatte dieſelbe Anordnung, kurz, beſtändig gewahrte ich Eigenthümlichkeiten, die ich ſchon längſt im Sudan beobachtet hatte. Ein Jahr ſpäter lernte ich in Abeſſinien am Debre-Sina, in Hamaſien und im Bogos die Agau-Völker kennen. Eine ſehr große Aehnlichkeit dieſer mit den Bedja mußte ich ebenfalls zugeſtehen, doch ſchien es mir mehr, als wären ihre Sitten durch dieſelben beeinflußt, als wären die Agau eingewandert oder auch umgekehrt, auf jeden Fall ſind ſie echt afrikaniſchen Urſprungs. Die Wiege dieſes einſt ſo mächtigen Stammes mag im Süden oder in Walagga geſtanden haben, Jemen iſt gewiß nicht ihre Heimath, obgleich ihre Sprache in einzelnen Anklängen darauf hinzudeuten ſcheint; ich behalte mir ſpätere Beweiſe vor, und erwähne nur, daß ich darum auf Walagga ſchließe, weil ich Eingeborene von dort neben Agau beobachtet habe, daher eine Verwandtſchaft annehmen zu können glaube.

Maſſawa am Rothen Meer iſt für vergleichende Völkerſtudien ein äußerſt günſtiger Ort; man trifft Bedja, Agau und Dankali in bedeutender Anzahl, und wird jeder nach kurzem Aufenthalt Bedja und Abeſſinier unterſcheiden können, dagegen ſchwerlich Bedja und Dankali. Ihre Aehnlichkeit iſt in jeder Beziehung groß, doch unterſcheiden ſie ſich ebenſo vom Agau. Die Schoho, Aſſaorta ꝛc., unter dem Kollektivnamen Dankali bekannt, beſuchte ich in ihrer Heimath an der Annesley-Bucht. Sie bilden das Bindeglied zwiſchen Bedja und Somalen nebſt Galla. Daß ſie von Jemen beeinflußt wurden und noch werden, iſt bei der geringen Entfernung natürlich. Die, wenn ich nicht irre, zuerſt von Robert Hartmann ausgeſprochene Idee, daß afrikaniſche Völker einſt Jemen überſchwemmten, dann aber nur theilweiſe in ihre alten Sitze zurückgedrängt wurden und daß die heutigen Dankali und Somalen der Reſt jener zurückgeworfenen, mit himjaritiſchem Blut durchſetzten Völker ſind, iſt nach meiner Anſicht ſehr zutreffend. In Hoderda findet man unter der dortigen, aus dem Innern Jemens ſtammenden Bevölkerung genügende Beweiſe, ebenſo in Aden. Letzterer Ort iſt in Beziehung auf ſeine Bewohner äußerſt intereſſant, und dürfte wohl nur von Singapore übertroffen werden, doch iſt in der Stadt eine auch nur annähernde Beſtimmung geradezu unmöglich. Die vor Jahrzehnten ſtattgefundene Einwanderung indiſcher, afrikaniſcher, arabiſcher und europäiſcher Elemente hat eine, an Individuenzahl geringe und undefinirbare Raſſe erzeugt; ich meine daher, wenn ich Aden anführe, nur die die Stadt beſuchende jemeniſche Bevölkerung.

Am 3. April dieſes Jahres ſchrieb ich am Geldeſa-Fluß im Gebiet der Noli-Galla Folgendes in mein Tagebuch: „Der Fluß iſt hier von ſteilen, hohen, üppig bewachſenen Wänden aus Granit und Gneis eingefaßt. Das Waſſer fließt beſtändig, circa 3 Fuß tief. Zahlreiche Eingeborene. Die Männer gleichen ſehr den Dankali und Somalen. Ihre Waffen und Bekleidung ganz wie Somalen. Die Frauen haben viel Suahili-Typus.“ Man wird mir dagegen halten, daß der Geldeſa noch zum neutralen Grenzgebiet der Somali und Galla gehört; und daß es natürlich iſt, wenn hier eine bedeutende Annäherung zwiſchen beiden Völkern ſtattfindet. Ich erwidere aber, daß ich dieſe Aehnlichkeit nicht allein hier, ſondern tiefer im Innern des Galla-Landes in Belloa, Zſchaſſiana und Harrar beobachtet habe. Meine Somali-Diener trugen in Harrar die landesübliche Tracht und waren in nichts von den übrigen Galla zu unterſcheiden. Eine Menge von Eigenthümlichkeiten erinnerten mich auch einerſeits wieder an die in Mozambique geſehenen Nyaſſa-Eingeborenen, ſowie Udſchidſchi-Leute vom Tangánika, die ich in Zanzibar beobachtete, dagegen andererſeits auch wieder an meine Habab-Bekannten, die ich kurz vorher am Falkat und untern Anſábba beſucht hatte. Der Lanzenknopf der Galla iſt genau die drei- oder viermal gewundene kuglige Spirale der Eingeborenen vom Oſtufer des Nyaſſa ſowie der Habab-Leute vom Falkat und Täwi, nur daß ſich bei letzteren, wie bei den Somalen und Zulu, die Kugel in ein langgeſtrecktes röhrenartiges Gebilde verwandelt. Ueber die am Mareb und Takkazzé ſitzenden Kunáma und Barea will ich mir hier kein Urtheil erlauben; ich habe dieſelben in Zaga, Algadén und Kaſſala kennen gelernt, doch war die Zeit zu kurz um ihre Beziehungen zu den umwohnenden Stämmen zu ſtudiren. Sie dürften nichts mit unſeren Völkern gemein haben, lehnen ſich an die Agau an, deuten aber nicht wie dieſe nach Walagga, ſondern eher auf die Negerländer von Fazoglu und Beni Schangollo. Die Schukrie dürfen als ſehr nahe Verwandte der Galla und Bedja gelten, ihre Waffen gehören beiden an, während der Schild durchaus auch demjenigen der Zulu gleicht. Die Schukrie bedienen ſich des primitiven, runden Bedja-Schildes, des verbeſſerten der Abeſſinier ſowie des langen durch ein Längsholz ſteif gehaltenen Zulu-Schildes. Wie im Zulu-Lande wird derſelbe zuweilen mit Federn und anderen Thiertrophäen verziert. Selbſt den Fauſtſchild der Midjertén von Mugdiſcha beobachtete ich bei einigen Schukerie; dieſer hatte faſt dieſelben Linienornamente und quadratiſchen Verzierungen, nur war er im Durchſchnitt mehr gebogen. Die Sandale des Schukrie iſt nur wenig von der des Somáli unterſchieden.

Der Linguiſt wird mit vollem Recht einwerfen, daß ohne genaue Kenntniß der Sprachen dieſer Völker das Dunkel, welches über ihnen ſchwebt, nicht oder nur ſpärlich gelichtet werden kann. Ein kürzlich in Wien erſchienenes Buch über afrikaniſche Sprachen hat auch weſentlich dazu beigetragen den Stämmen der ägyptiſch-abeſſiniſchen Grenzgebiete ihren Platz im afrikaniſchen Völkergewirr anzuweiſen; hoffen wir, daß jene Unterſuchungen fortgeſetzt werden. Ich hege keinen Zweifel, daß auch an der Hand der Linguiſtik eine nahe Verwandtſchaft oder ſogar Identität der Bedja, Galla und Zulu nachgewieſen wird. Dem Laien ſcheint der Unterſchied zwiſchen dem Galla- und Bedja-Idiom ungeheuer; in Wirklichkeit dürften aber eine bedeutende Anzahl Berührungspunkte vorhanden ſein. Ich bin zu wenig Linguiſt, um mich auf dieſe Frage einlaſſen zu können, ich will nur erwähnen, daß der Dialekt von Harrar im Galla-Land zuſammengeſetzt iſt aus Amharinnia, Tigrinnia, Bedau und wenig jemeniſchem Arabiſch; vielleicht entdeckt der Sprachforſcher noch mehr Dialekte. Von indiſchem oder ſogar malaiſchem Einfluß, korreſpondirend mit Madagaskar, kann alſo kaum die Rede ſein.

Ich laſſe nachſtehend die Galla-Thierfabeln folgen. Dieſelben wurden mir auf arabiſch mitgetheilt und ſofort notirt. Die Uebertragung wurde ſo entſprechend wie möglich wiedergegeben.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Kein Generalstab oder sonstige Militärbehörde hat sich um die Karte Europas ein solches Verdienst erworben, als das k. k. Militär-geographische Institut in Wien resp. die beiden Anstalten in Wien und Mailand, aus deren Vereinigung dasselbe im Jahre 1839 hervorgegangen ist. Nicht nur hat es für das eigene Land, welches den Haupttheil des mächtigsten europäischen Gebirges umschließt, in vorzüglicher Aufnahme und technischer Ausführung eine obendrein billige Karte geschaffen; wir wären auch ohne jene Institute noch heute ohne zuverlässige Karten von Ober- und Mittel-Italien und Rumänien. Augenblicklich wird diejenige von Bosnien aufgenommen, und durch die Reisen österreichischer Officiere in der europäischen Türkei und die Erweiterung seiner „Generalkarte von Central-Europa" nach Südosten hat das Institut bis zu den Grenzen Griechenlands hinab für die Karte Europas Selbständiges geleistet. In die Arbeiten und das Getriebe einer solchen Anstalt Einblick zu gewinnen, muß von hohem Interesse sein, und dem kommen die „Mittheilungen des k. k. Militär-geographischen Instituts" entgegen, welche seit 1881 auf Befehl des k. k. Reichs-Kriegs-Ministeriums in Wien (R. Lechner) erscheinen. Band I (1881) enthält außer dem durch sieben Kartenbeilagen illustrirten Berichte über die Leistungen des Instituts besonders eine interessante Einleitung über den Ursprung und die Entwickelung der Topographie in Oesterreich; Bd. II (1882) den Bericht über die Leistungen mit sechs Beilagen, eine Abhandlung K. Hödlmoser's: „Ueber ältere und neuere Reproduktionsverfahren und deren Verwerthung für die Kartographie" und „Untersuchungen über die Schwere im Innern der Erde" von Major von Sterneck.

Asien.

— Die Kaufleute von Kolymsk (im nördlichen Sibirien) bringen einen Theil des Jahres, gewöhnlich vom Juli bis zum Ende des Oktober, in Jakutsk zu, wo sie ihre sämmtlichen Vorräthe, europäische und Kolonialwaaren, Mehl und überhaupt alles, was in Kolymsk nicht zu haben, aber doch erforderlich ist, auskaufen, um dann mit Eintritt des Winterweges alle diese Waaren nach Kolymsk zu schaffen. Sie bedienen sich dazu ausschließlich der Saumpferde und reiten auch selbst; die reicheren Kaufleute haben 100 bis 200 schwer bepackte Thiere bei sich, alle von einer stämmigen, mit dichtem Haar bedeckten Rasse, die dem dortigen Klima Trotz bietet. Da die wenigen Ansiedelungen und officiellen Poststationen natürlich nicht ohne weiteres das für eine solche Menge von Pferden erforderliche Futter liefern können, so haben diese Händler, welche meistentheils ihr ganzes Leben lang jährlich die Route hin und zurück machen, längs des ganzen Weges Depots, welche von den zunächst wohnenden Eingeborenen mit dem nöthigen Heu versorgt werden. Im Winter werden diese Reisen, trotz der für den Europäer entsetzlichen Kälte, deshalb zurückgelegt, weil der Weg dann leichter und wohl auch kürzer ist als im Sommer, da die zahlreichen Sümpfe und Wasserbecken gefroren kein Hinderniß darbieten; dennoch dauert die Reise Monate lang bei einer Temperatur von — 30 bis 40° R., bisweilen auch mehr. Alle diese Kaufleute sind mehr oder minder wohlhabend, viele auch nach europäischen Begriffen sehr reich — sie transportiren wieder aus dem Norden Mammuthzähne und Pelzwerk nach Jakutsk, die ihnen ebenfalls reichen Gewinn bringen —, dennoch sind ihnen diese Reisen ein absolutes Bedürfniß, welches sie ebenso ungern entbehren würden, als etwa ein europäischer Rentier seine jährliche Badereise. (Ferdinand Müller, Unter Tungusen und Jakuten, S. 220 f.)

— Prof. Hirschfeld hat seine Reise im nördlichen Kleinasien (s. oben S. 239) mit Erfolg fortgesetzt, wie aus einem Schreiben an Prof. H. Kiepert, d. d. Amasia 30. September, hervorgeht. Trotz dem von Konstantinopel aus an die Provinzialbehörden gerichteten Befehle, auf die unter dem Vorwande geographischer und archäologischer Forschungen reisenden „Spione" ein wachsames Auge zu haben, fand Hirschfeld in den Paschaliks von Angora und Siwas vielfach, auch bei den Behörden, freundliches und verständnißvolles Entgegenkommen. Ueberrascht wurde er besonders, ganz im Gegensatze zu den von anderen Europäern in den südlichen Theilen des türkisch-asiatischen Gebietes gemachten Erfahrungen, durch die im Norden Kleinasiens jetzt überall herrschende Thätigkeit in der Anlage fahrbarer Straßen, deren Mangel bisher die reichen Hilfsquellen des Landes hatte verkommen lassen. Es hat wirklich den Anschein, als ob man in Konstantinopel endlich, vielleicht erst auf Anregung der deutschen Gehilfen im Ministerium, zu der Einsicht gelangt sei, daß eine derartige Aufschließung des kolossalen Waldreichthums dieser, auch an dem edelsten Obst und Wein überreichen pontischen Küstenländer im Stande sein werde, dem schwankenden Stande der Reichsfinanzen wieder auf die Füße zu helfen. Ein weiterer Brief vom 14. Oktober aus Samsun meldet, daß er unter fortwährendem Regen und auf schlechten Waldwegen das bisher unbekannte Thal des Thermodon erforscht hat. Nach einem kurzen Besuche in Trapezunt trat er dann die Heimreise an.

— Das britische Gebiet in Südarabien hat kürzlich dadurch einen kleinen Zuwachs erhalten, daß die Behörden das landeinwärts von Aden gelegene Dorf Scheich Othman nebst Umgebung, zusammen circa 34 engl. Quadratmeilen, dem Sultan von Lahedsch für ein paar tausend Dollars abgekauft haben. Veranlassung dazu ist der Wunsch, für die sehr im Raume beengte Bevölkerung der Stadt, welche fortgesetzt durch aus Afrika zuwandernde Somalis vermehrt wird, mehr Platz zu schaffen.

— Die indische Regierung hat behufs systematischer Beobachtung von Erdbeben 2000 Rupien zum Ankauf von Instrumenten und zur Errichtung von Beobachtungsschuppen auf den meisten meteorologischen Stationen erster und zweiter Klasse in Bengalen und Nordindien angewiesen. Auch die spanische Regierung hat eine Erdbebenkommission für die Philippinen ernannt, welche vorerst auf der Insel Luzon sechs Beobachtungsstationen errichten wird.

— Um die einheimische Schriftstellerei zu ermuthigen, hat der Chief Commissioner von Assam Belohnungen für nützliche Bücher jeden Wissens- und Literaturzweiges in einheimischer Sprache ausgesetzt.

— Karl Bock, dessen Reisewerk über das östliche Borneo wir auf S. 286 besprachen, ist soeben von einer langen und schwierigen Reise an der Nordgrenze von Siam mit reich gefüllten Zeichnenmappen nach England zurückgekehrt. Am 9. November 1881 verließ er in einem königlichen Dampfer Bangkok und fuhr den Menam bis Rabeng hinauf, von wo er zu Lande über Lakon nach Xieng-mai (Zimme) ging. Dort verweilte er, mit geologischen Beobachtungen beschäftigt, vom 11. Januar bis zum 2. Februar. Das Land war dort fruchtbar und stellenweise gut angebaut, die Bevölkerung aber träge und abergläubisch. Mit einer Karawane von sechs Elephanten und 20 Kulis zog er dann durch rauhes Gebirgsland zu der neuen Ansiedlung Muang Fang, welche an der Stelle einer ehemaligen Hauptstadt der westlichen Laos errichtet ist. Die wenigen Bewohner derselben waren eifrig damit beschäftigt, Wald und Gestrüpp zu beseitigen, und Bock hatte dort vorzügliche Gelegenheit zu zoologischen

Sammlungen. Tiger waren häufig und kühn; daß sie dem eben eingeführten Rindvieh nachstellten, wurde dem Reisenden zur Last gelegt. Von dort aus besuchte er die berühmte Höhle Tam-tap-tau, deren schwer zu erreichender Eingang sich circa 25 m über dem Fuße eines circa 90 m hohen Kalkfelsens an der Seite desselben öffnet. In der Mitte derselben befindet sich eine riesige liegende Buddha-Figur, dick vergoldet und mit einer kuriosen Sammlung von Wasserkrügen, Zeug, und bronzenen, hölzernen und steinernen Idolen, alles Opfergaben der Gläubigen, umgeben. Dahinter befindet sich eine zweite Buddha-Statue, aufrecht stehend und in der Handlung des Segnens begriffen. Von Muang Fang reiste Bock noch nach dem kleinen Ngiu-Dorfe Tatong am 150 Fuß breiten Flusse Mekok, dem er bis zu seiner Mündung in den Mekhong abwärts folgte. Letztern fuhr er dann hinauf bis Tschen-tsen und Tscheng-mai, wo er Schwierigkeiten mit den Eingeborenen hatte, welche fast alle seine Sammlungen vernichteten. Von dort kehrte er auf dem Mekhong zurück und traf am 14. Juni in Bangkok wieder ein.

— Der Marinearzt Dr. Paul Neis, bekannt durch drei kürzere Reisen zu den Moïs im Nordosten von Französisch-Cochinchina, hat sich einige Zeit auf dem Observatorium von Montsouris im Gebrauche der astronomischen Instrumente geübt und jetzt vom französischen Unterrichtsminister den Auftrag erhalten, sich von Neuem nach Cochinchina zu begeben und dort seine Studien über Flora, Fauna, Geologie und Anthropologie fortzusetzen.

— Die japanische Regierung hat beschlossen, in sämmtlichen Provinzialhauptstädten des Reichs öffentliche Bibliotheken zu errichten. Dafür wird sie aufhören Zeitungen zu unterstützen, weil der damit erstrebte Zweck, die Unterdrückung des Liberalismus, sich nicht erreichen läßt. Ein paar Zeitungen sind in Folge dessen bereits eingegangen.

— Berichtigung. In meinem Essai über die Bagobos lautet die Zeile 19, Spalte II, Seite 222 irrthümlich: „nach Dr. A. B. Meyer ein Eisvogel Irena cyanogastra"; die Zeile lautet richtig: „nach Dr. A. B. Meyer: Irena cyanogastra, gehörig zu den Dicruridae oder Drongo-Würgern". F. Blumentritt.

— Unter den Angestellten der englischen Nord-Borneo-Kompagnie hatte sich F. Witti, ein früherer österreichischer Offizier, durch eine im Mai und Juni 1881 ausgeführte Reise durch den Norden der Insel (von Bongon an der Marudi-Bai bis zum Flusse Kinibatangan und diesen abwärts zur Sandakan-Bai) hervorgethan. Leider ist derselbe kürzlich den dortigen Murut-Eingeborenen zum Opfer gefallen. Er war, mit 17 Begleitern auf einer Reise nach den Quellen des Sibuko-Flusses begriffen, von den Häuptlingen des Stammes anscheinend gastfreundlich aufgenommen worden; plötzlich aber griffen 300 Eingeborene mit Speeren und vergifteten Pfeilen die Fremden an, tödteten drei derselben sofort und Witti erst nach heftiger Gegenwehr, enthaupteten die Leichen und raubten deren Gepäck. Die Uebrigen entkamen; eine Abtheilung Polizei der Kompagnie ist gegen die Mörder ausgesandt worden.

— In der Gegend von Solok und Tanar Datar (Sumatra) — schreibt C. Bock (Unter den Kannibalen auf Borneo, S. 327) — herrscht unter den Eingeborenen eine besondere Methode der Räuberei. Sie nehmen die Früchte und Wurzeln einer Pflanze, „Katjubung" genannt, zerreiben sie zu einem feinen Pulver und blasen dasselbe der Person, die sie berauben wollen, wenn sie eingeschlafen ist, in die Nasenlöcher. Eine andere Art ist die, das Pulver dem Opfer in den Kaffee oder Thee zu mischen. In beiden Fällen wirkt es ähnlich wie Chloroform, nur mit dem merkwürdigen Unterschied, daß die Person sieht, was vorgeht, und alle Bewegungen der Diebe wahrnehmen kann, aber weder zu sprechen noch sich zu regen im Stande ist. Bock traf einen Europäer, der unter dem Einflusse dieses Katjubung gewesen war, und das genau bestätigte, was ihm die Eingeborenen über die Wirkung gesagt hatten.

Afrika.

— Dr. med. G. A. Fischer aus Barmen, Denhardt's Begleiter bei dessen Erforschung des Tana im Jahre 1878 und später als praktischer Arzt in Zanzibar ansässig, hat von der Hamburger Geographischen Gesellschaft 15 000 Mark zu einer ostafrikanischen Reise erhalten. Auf wissenschaftlichen Reisen in Ost-Afrika erprobt, durch fünfjährigen ununterbrochenen Aufenthalt in Ost-Afrika akklimatisirt, an Entbehrungen jeder Art gewöhnt, mit der Sprache des Landes, mit den Sitten und Gewohnheiten der ostafrikanischen Völker vertraut, der einflußreichen Unterstützung unserer Landsleute in Zanzibar gewiß, muß er durchaus als die geeignete Persönlichkeit für ein solches Unternehmen angesehen werden. Er gedenkt sich im November von Pangani aus, im Anschluß an eine arabische Karawane (diese pflegen eine Stärke von 600 bis 800 Mann zu haben), zu den noch unbekannten ostafrikanischen Seen zu begeben, welche in dem Gebiet östlich vom Viktoria Nyanza liegen. Drei Küstenorte sind es, welche vornehmlich dorthin Karawanen senden: Pangani, Mombasa, Takaungu. Fischer hat Pangani als Ausgangspunkt gewählt, einmal weil man von dort sehr bald in noch nicht bereiste Gebiete gelangt, dann weil die Straße von dort aus mitten durch die Region der schneebedeckten Berge führt, und endlich auch weil die Londoner Geographische Gesellschaft die Absicht hat, eine neue Expedition unter dem erprobten Joseph Thomson von Mombasa aus in die Massai-Länder zu senden. Auch soll man in Pangani sehr gute und erfahrene Leute für eine solche Reise finden. An der Endstation der arabischen Händler am Samburu- oder Baringo-See gedenkt Fischer so lange wie möglich zu bleiben, wissenschaftliche Sammlungen anzulegen und Exkursionen in die umliegenden Gebiete, besonders auch, wenn möglich, in das der Borani-Galla unweit des Jub Flusses zu machen und den Rückweg durch die Galla-Länder anzutreten. Es wird sich daher die Reise wohl auf ein Jahr ausdehnen.

— Der erst kürzlich von Futa Dschalon zurückgekehrte Dr. Bayol ist vom französischen Marineminister der militärischen Expedition beigegeben worden, welche zu Anfang December von Medina nach dem obern Senegal abgehen wird. Am 5. Oktober hat sich auch Oberstlieutenant Borgnis-Desbordes mit zahlreichen Begleitern nach dem Senegal eingeschifft; er wird in Bamaku am Niger ein Fort erbauen, dessen Garnison durch einige kleine bewaffnete Dampfer unterstützt werden soll. Dieselben werden erst am Niger erbaut, nur Kessel und Maschinen kommen aus Frankreich.

Inhalt: Das heutige Syrien XXII. (Mit sieben Abbildungen.) — J. Audebert: Im Lande der Boïlakertra auf Madagaskar II. — Stanley am untern Congo. — John Baron Müller: Beiträge zur afrikanischen Völkerkunde I. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. (Schluß der Redaktion 22. Oktober 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger Nr. 20. — 2. Prospect: Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik. Von Dr. Ferdinand Cohn. J. U. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XXIII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Folgt man von Tiberias aus dem Westufer des Sees nach Süden, so gelangt man nach etwa einer halben Stunde zu den berühmten warmen Bädern, den Hammâm Tabariye, welche 55 bis 61° C. heiß sind und namentlich während des Juli gegen rheumatische Leiden viel benutzt werden. Die beiden der Regierung gehörigen Badehäuser werden von derselben an einen Privatmann vermiethet, sind aber arg verfallen und überaus schmutzig. Ueber denselben liegen am Abhange des Berges das Grab des 1204 gestorbenen größten jüdischen Philosophen Maimonides, neben welchem sich eine Schule erhebt, unweit davon diejenigen der Talmudisten Rab Ami und Rab Ache und höher hinauf das des berühmten Rabi Ben Akiba, welcher, 120 Jahre alt, in den Aufstand des Bar Kochba verwickelt, von den Römern gefangen genommen und lebendig geschunden wurde. Nahe an 9 km südlich von Tiberias erreicht man die Südspitze des Sees, wo der 30 bis 40 m breite Jordan aus demselben heraustritt. Dort lag auf einer von drei Seiten von Wasser umgebenen Halbinsel im Alterthume die Stadt Sennabris. Nach der vierten Seite schützte sie ein Graben, der gleichfalls mit Wasser gefüllt werden konnte; der Hügel, welcher sie trug, erhebt sich 9 m über den Spiegel des Sees. Etwas östlich davon, nach dem See zu, liegt der Hügel Kerak mit prächtiger Aussicht, auf welchem man Reste eines römischen Lagers gefunden zu haben glaubt. Wenige Minuten später steht man am Jordan, aus welchem die Trümmer einer Römerbrücke aus später Zeit, der Dschisr Umm Kanatir oder der Brücke von es-Semak, hervorragen. Das gleichnamige elende Dorf liegt jenseits des Flusses; es besteht nur aus etwa 30 ganz niedrigen, mit Rohr und Binsen bedeckten Hütten. Zahlreiche Störche hatten sich auf den Pfeilerresten häuslich eingerichtet und geriethen beim Nahen der Fremden in lebhafte Aufregung; erst als ihnen nichts zu Leide geschah, drückten sie ihre Befriedigung durch lebhaftes Klappern aus. Klar und durchsichtig, daß man die großen Fische im Wasser schwimmen sieht, fließt der Jordan, hier 4 bis 5 Fuß tief, rasch zwischen den Brückenpfeilern nach Süden, wo sich das Ghor, theils angebaut, theils sumpfig, in unabsehbare Fernen erstreckt.

Am folgenden Tage beschloß Lortet eine der zahlreichen Höhlen, welche an der Felswand über seinem Lager sichtbar waren, zu untersuchen. Es ist behauptet worden, daß dieselben früher als Gräber benutzt worden sind; doch ist Lortet anderer Ansicht. Diejenige, welche er schon seit einigen Tagen mit einem Fernrohre beobachtet hatte, besitzt eine sehr niedrige Oeffnung, 50 m über dem Seespiegel. Als er dieselbe betrat, war er sehr enttäuscht auf eine Mauer zu stoßen, welche den engen Durchgang versperrte; die Mukaris mußten herbeigerufen werden und mit Hacken das Hinderniß beseitigen, ehe man durch einen finstern Gang in eine große Höhle vordringen konnte, welche sich etwa 250 m weit in das Innere des Berges hineinzieht, und von welcher nach rechts und links zahlreiche Seitengänge

abzweigen. Der Boden war mit Haufen Knochen von Kameelen, Eſeln, Pferden, Ziegen, Schafen, Hunden, Stachelſchweinen u. ſ. w. bedeckt, und Tauſende von Schädeln und faſt vollſtändige Skelette großer Thiere lagen dort herum, ſo daß Lortet mühelos eine treffliche Sammlung für ſein anatomiſches Muſeum veranſtalten konnte. Es iſt ſchwer zu begreifen, wie die wilden Thiere — am Boden lagen zahlreiche Kothballen vom Schakal und der Hyäne, und vorſpringende Steine zeigten die Spuren ihrer Krallen, welche ſie ſich an denſelben zu wetzen pflegen — ihre Beute zu ſolcher Höhe, über Felſen und Abgründe, haben ſchleppen können. Das Ende der Höhle konnte Lortet nicht erreichen; zahlloſe ganz niedrige und nach allen Richtungen ſich kreuzende Gänge erlaubten ihm nicht, weiter vorzudringen. Wahrſcheinlich hängt ſie durch irgend eine zweite Felsſpalte mit der Außenwelt zuſammen, und durch dieſe werden die Kadaver von den Schakalen und Hyänen hineingeſchleppt. Die Hoffnung, in dem röthlichen Humus, welcher den Boden der Höhle bedeckt, Reſte erloſchener Thierarten und Spuren des vorgeſchichtlichen Menſchen zu finden, wurde jedoch getäuſcht; alle Nachgrabungen erwieſen ſich fruchtlos. Wie er ſpäter von den Eingeborenen erfuhr, hatten dieſe jene Mauer aufgeführt, damit nicht reißende Thiere ſich in der Höhle feſtſetzen und von dort aus ihre Herden heimſuchen ſollten. Mehrere andere benachbarte Höhlen erwieſen ſich als viel kleiner und enthielten ebenfalls nur Thierknochen, aber keine Anzeichen, daß ſie jemals Menſchen zu Begräbnißſtätten gedient hätten; ſie finden ſich ſtets in den faſt horizontalen Schichten des Kreidekalkſteins.

Einige Tage ſpäter gab Lortet dem über Nazareth und Haifa nach Beirut zurückkehrenden Dr. Suquet eine Strecke weit das Geleit und trennte ſich von ihm auf der Hochebene, welche gerade nordweſtlich von Tiberias ſich ausdehnt. Der Weg verliert ſich ſchließlich zwiſchen Feldern, Dieſteln und Geſtrüpp; Tauſende von Umbelliferen, weißblühenden Kompoſiten und Centaureen bedecken die aus ſchwärzlichrother baſaltiſcher Erde beſtehende Ebene und gewährten

Ruinen der Brücke von es-Semak.

dem Reiſenden eine reiche Ernte an ſchönen Inſekten. In der Ferne gegen Weſten zeigte ſich der Berg Karn Hattin und an ſeinem nördlichen Fuße das gleichnamige, von einem großen Oelbaumwalde umgebene Dorf. Dann wandte ſich Lortet gegen Norden und ſtieg ſteil in das Wadi el-Hammâm hinab, auf deſſen Grunde zwiſchen einem undurchdringlichen Dickichte von Oleander und Keuſchlamm ein kleiner Bach dahinfloß. Alle Augenblicke verſperrten herabgerollte Felsblöcke den ſchmalen Pfad und zwangen Lortet, im Bachbette ſelbſt zu reiten, wo die Pferdehufe zahlreiche kleine Schildkröten (Emys caspica) aufſtörten. Das Thal wird immer enger und die Hitze in demſelben natürlich immer drückender. Die Berge, welche die Schlucht zu beiden Seiten einfaſſen, enden oben in Steilwänden; ihre Gipfel aber liegen in demſelben Niveau wie die Ebene von Hattîn (circa 400 m). In den zahlloſen Grotten dieſer Kalkberge niſten erſtaunliche Mengen von Raubvögeln, Adlern und Geiern, von welchen Lortet einige erlegte. Jeder Schuß aber jagte Schaaren von Tauben (Columba Schimperi) aus den Felſenritzen auf. Am Eingange einer Höhle, etwa 800 m entfernt, ſaß unbeweglich ein prachtvoller Adler von rieſiger Größe und ſchaute ſtolz herab, ohne ſich durch das Knallen der Flinten ſtören zu laſſen. Erſt als eine Kugel aus dem Martini-Karabiner unweit von ihm aufſchlug, entfaltete er plötzlich ſeine gewaltigen Schwingen und erhob ſich, weite Kreiſe beſchreibend, majeſtätiſch in die Lüfte.

Zuletzt zeigten ſich auf der ſüdlichen Thalſeite die geräumigen, zum Theil durch Mauern verſchloſſenen Höhlen, welche jetzt den Namen Kalat Ibn Maân führen. Mit vieler Mühe kletterte Lortet die ſteile, durch herabgeſtürzte Felsmaſſen gebildete Böſchung hinauf, welche etwa 250 m hoch und dicht mit rieſigen Dieſteln und 10 Fuß hohen Fenchelpflanzen bedeckt iſt. Es erfordert die größten Anſtrengungen ſich durch dieſen Wald von Krautgewächſen einen Weg zu bahnen, zumal in brennender Sonne. Nach drei Viertel Stunden war der Eingang erreicht. Zu der größten Höhle führt eine Treppe, die theilweiſe gebaut, theilweiſe in den Felſen eingegraben iſt. Eine niedrige Thür, welche durch eine dicke Mauer gebrochen iſt, und ein mindeſtens 20 m langer Gang, der aus ſorgfältig gewählten Steinen in Spitzbogenform gewölbt iſt, führen in das

Le Déluge, par Poussin. (1664.)

Bild 1. Ansicht des Alten Turmes von Südwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 2. Ansicht des Alten Turmes von Südosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 3. Ansicht des Alten Turmes von Nordosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 4. Ansicht des Alten Turmes von Nordwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 5. Ansicht des Alten Turmes von Südwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 6. Ansicht des Alten Turmes von Südosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 7. Ansicht des Alten Turmes von Nordosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 8. Ansicht des Alten Turmes von Nordwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 9. Ansicht des Alten Turmes von Südwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 10. Ansicht des Alten Turmes von Südosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 11. Ansicht des Alten Turmes von Nordosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 12. Ansicht des Alten Turmes von Nordwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 13. Ansicht des Alten Turmes von Südwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 14. Ansicht des Alten Turmes von Südosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 15. Ansicht des Alten Turmes von Nordosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 16. Ansicht des Alten Turmes von Nordwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 17. Ansicht des Alten Turmes von Südwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 18. Ansicht des Alten Turmes von Südosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 19. Ansicht des Alten Turmes von Nordosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 20. Ansicht des Alten Turmes von Nordwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 21. Ansicht des Alten Turmes von Südwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 22. Ansicht des Alten Turmes von Südosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 23. Ansicht des Alten Turmes von Nordosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 24. Ansicht des Alten Turmes von Nordwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 25. Ansicht des Alten Turmes von Südwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 26. Ansicht des Alten Turmes von Südosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 27. Ansicht des Alten Turmes von Nordosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 28. Ansicht des Alten Turmes von Nordwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 29. Ansicht des Alten Turmes von Südwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 30. Ansicht des Alten Turmes von Südosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 31. Ansicht des Alten Turmes von Nordosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 32. Ansicht des Alten Turmes von Nordwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 33. Ansicht des Alten Turmes von Südwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 34. Ansicht des Alten Turmes von Südosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 35. Ansicht des Alten Turmes von Nordosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 36. Ansicht des Alten Turmes von Nordwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 37. Ansicht des Alten Turmes von Südwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 38. Ansicht des Alten Turmes von Südosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 39. Ansicht des Alten Turmes von Nordosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 40. Ansicht des Alten Turmes von Nordwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 41. Ansicht des Alten Turmes von Südwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 42. Ansicht des Alten Turmes von Südosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 43. Ansicht des Alten Turmes von Nordosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 44. Ansicht des Alten Turmes von Nordwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 45. Ansicht des Alten Turmes von Südwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 46. Ansicht des Alten Turmes von Südosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 47. Ansicht des Alten Turmes von Nordosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 48. Ansicht des Alten Turmes von Nordwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 49. Ansicht des Alten Turmes von Südwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 50. Ansicht des Alten Turmes von Südosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 51. Ansicht des Alten Turmes von Nordosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 52. Ansicht des Alten Turmes von Nordwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 53. Ansicht des Alten Turmes von Südwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 54. Ansicht des Alten Turmes von Südosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 55. Ansicht des Alten Turmes von Nordosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 56. Ansicht des Alten Turmes von Nordwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 57. Ansicht des Alten Turmes von Südwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 58. Ansicht des Alten Turmes von Südosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 59. Ansicht des Alten Turmes von Nordosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 60. Ansicht des Alten Turmes von Nordwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 61. Ansicht des Alten Turmes von Südwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 62. Ansicht des Alten Turmes von Südosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 63. Ansicht des Alten Turmes von Nordosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 64. Ansicht des Alten Turmes von Nordwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 65. Ansicht des Alten Turmes von Südwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 66. Ansicht des Alten Turmes von Südosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 67. Ansicht des Alten Turmes von Nordosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 68. Ansicht des Alten Turmes von Nordwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 69. Ansicht des Alten Turmes von Südwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 70. Ansicht des Alten Turmes von Südosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 71. Ansicht des Alten Turmes von Nordosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 72. Ansicht des Alten Turmes von Nordwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 73. Ansicht des Alten Turmes von Südwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 74. Ansicht des Alten Turmes von Südosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 75. Ansicht des Alten Turmes von Nordosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 76. Ansicht des Alten Turmes von Nordwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 77. Ansicht des Alten Turmes von Südwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 78. Ansicht des Alten Turmes von Südosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 79. Ansicht des Alten Turmes von Nordosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 80. Ansicht des Alten Turmes von Nordwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 81. Ansicht des Alten Turmes von Südwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 82. Ansicht des Alten Turmes von Südosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 83. Ansicht des Alten Turmes von Nordosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 84. Ansicht des Alten Turmes von Nordwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 85. Ansicht des Alten Turmes von Südwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 86. Ansicht des Alten Turmes von Südosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 87. Ansicht des Alten Turmes von Nordosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 88. Ansicht des Alten Turmes von Nordwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 89. Ansicht des Alten Turmes von Südwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 90. Ansicht des Alten Turmes von Südosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 91. Ansicht des Alten Turmes von Nordosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 92. Ansicht des Alten Turmes von Nordwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 93. Ansicht des Alten Turmes von Südwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 94. Ansicht des Alten Turmes von Südosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 95. Ansicht des Alten Turmes von Nordosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 96. Ansicht des Alten Turmes von Nordwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 97. Ansicht des Alten Turmes von Südwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 98. Ansicht des Alten Turmes von Südosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 99. Ansicht des Alten Turmes von Nordosten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

Bild 100. Ansicht des Alten Turmes von Nordwesten. Die Ausbruchstelle ist deutlich zu erkennen.

6. Familie Lenz. Nach der alten Garnison. — 7. Im Lazareth. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 8. Die Kinder des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 9. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 10. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 11. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 12. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 13. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 14. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 15. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 16. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 17. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 18. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 19. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 20. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 21. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 22. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 23. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 24. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 25. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 26. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 27. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 28. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 29. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 30. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 31. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 32. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 33. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 34. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 35. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 36. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 37. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 38. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 39. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 40. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 41. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 42. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 43. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 44. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 45. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 46. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 47. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 48. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 49. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 50. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 51. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 52. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 53. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 54. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 55. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 56. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 57. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 58. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 59. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 60. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 61. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 62. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 63. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 64. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 65. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 66. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 67. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 68. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 69. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 70. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 71. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 72. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 73. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 74. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 75. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 76. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 77. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 78. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 79. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 80. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 81. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 82. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 83. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 84. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 85. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 86. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 87. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 88. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 89. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 90. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 91. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 92. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 93. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 94. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 95. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 96. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 97. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 98. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 99. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel. — 100. Die Familie des Künstlers. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel.

Fig. 1. Nach der alten Garnison. Nach der Natur gezeichnet von Ad. Menzel.

Neue Bücher. Soeben erschien: Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Dritter Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Vierter Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Fünfter Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Sechster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Siebter Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Achter Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Neunter Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Zehnter Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Elfter Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Zwölfter Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Dreizehnter Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Vierzehnter Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Fünfzehnter Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Sechzehnter Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Siebzehnter Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Achtzehnter Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Neunzehnter Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Zwanzigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Einundzwanzigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Zweiundzwanzigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Dreiundzwanzigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Vierundzwanzigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Fünfundzwanzigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Sechsundzwanzigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Siebenundzwanzigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Achtundzwanzigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Neunundzwanzigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Dreißigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Einunddreißigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Zweiunddreißigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Dreiunddreißigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Vierunddreißigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Fünfunddreißigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Sechsunddreißigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Siebenunddreißigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Achtunddreißigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Neunundzwanzigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Vierzigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Einundvierzigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Zweiundvierzigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Dreiundvierzigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Vierundvierzigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Fünfundvierzigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Sechsundvierzigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Siebenundvierzigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Achtundvierzigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Neunundvierzigster Band. Stuttgart, Cotta. — Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Fünfzigster Band. Stuttgart, Cotta.

Dieſe Ebene im Nordoſten des Sees, el-Batiha genannt, gleicht der von Genezareth ſehr; ſie wird von Ghawarineh-Arabern mit Gerſte, Weizen, Hirſe, Mais und Reis bebaut. Auch beſitzen dieſelben große Herden von ſchwarzem Kleinvieh, wie es in ganz Syrien gewöhnlich iſt, und viele Büffel, die ſich die meiſte Zeit im Schlamme der Bäche wälzen. Die Einmündung des Jordans, an welcher Lortet's Boot dicht vorbei fuhr, bildet ein Aeſtuar voll Schlamm und Röhricht, das gleichfalls von Büffeln und Tauſenden von Waſſervögeln belebt wird. Dann wurde die Spitze des Bootes nach Weſten gerichtet und an der felſigen, von zahlreichen kleinen Buchten durchſchnittenen Nordküſte des Sees entlang gefahren. Die Felſen ſind jedoch nicht kahl, ſondern tragen eine ſchöne Vegetation von Zizyphus, Keuſchlamm und Oleander und hier und da einige ſchöne Dattelpalmen. Bald war Tell Hum erreicht, die Stelle des alten Kapernaum (ſ. Bild oben S. 310). Am Ufer ſind noch Reſte einer Synagoge und anderer alten Bauwerke aus großen ſchwarzen Steinen vorhanden, aber dermaßen von Diefteln und anderm Unkraut überwachſen, daß ihr Beſuch faſt zur Unmöglichkeit wird. In der Nähe ſind Getreidefelder, auf welchen zahlreiche Beduinen ſehr beſchäftigt ſind, das Getreide mit Sicheln abzuſchneiden und in Garben zu ihren Zelten zu ſchleppen. Eine halbe Stunde Fahrt immer dicht an dem reizenden Ufer hin brachte ſie nach Ain et-Tâbigah, einer großen Quelle von 32° C. warmem ſchwefligem Waſſer, welche am Fuße eines runden Thurmes entſpringt und ſich ſprudelnd in den See ergießt. Die nahen Ruinen gehören vielleicht dem alten Bethſaida an. Ein Syſtem von arabiſchen Waſſerleitungen führte das Quellwaſſer früher drei Mühlen zu, von denen aber nur noch eine in Betrieb iſt. Zunächſt wird die Quelle, welche in einem Dickicht von großem Rohr, Kaperſträuchern und Goldruthen (Conyza Dioscoridis) entſpringt, in einem großen runden

Dieſtelfeld oberhalb Ain et-Tin.

circa 10 m tiefen Becken aufgefangen, welches jetzt aber ſo viel Spalten hat, daß das Waſſer darin kaum 2 m hoch ſteht. Ein Beduine mit ſeiner 14 Jahre alten Schweſter, beide ſehr furchtſam und ſcheu, hauſten in der Mühle; doch gelang es Lortet ſie zu beruhigen und ſie zu beſtimmen, ſich photographiren zu laſſen. Beide ſind von ſehr dunkeler Hautfarbe und reine Ghawarineh-Araber; der Mann hieß Saleh, ſeine Schweſter Tſaâh.

Eine halbe Stunde weiter umfuhr Lortet ein Vorgebirge und befand ſich bei der ſchönen klaren Ain et-Tin (Feigenquelle), deren friſches ſüßes Waſſer am Fuß einer Felswand entſpringt, an welcher mehrere große Feigenbäume wachſen. In dem Hügel oberhalb derſelben iſt ein Kanal gegraben, welcher früher das Waſſer von Ain et-Tâbigah der Ebene von Genezareth zuführte. Eine grüne Wieſe, Agnus castus und hohe Papyrus mit ihren zierlichen Wedeln umgeben Ain et-Tin, welche vom See nur durch einen niedrigen Sandhügel getrennt iſt, den das Waſſer im Winter gewiß bedeckt; ſo enthält die Quelle denn auch die meiſten im See lebenden Fiſche. Dicht oberhalb der Quelle liegt zwiſchen Getreidefeldern der Chan Minje, der in Saladin's Zeit erbaut wurde, von welchem aber nur noch Mauerreſte aus abwechſelnden Lagen ſchwarzer und weißer Steine übrig ſind. Lange hat man dort das antike Kapernaum geſucht, auch Bethſaida und neuerdings Tarichaea. Etwa 120 m über dem Seeſpiegel waren dort inmitten eines Dieſtelfeldes Lortet's Zelte aufgeſchlagen, wo ihn ſeit einigen Stunden ſeine Frau erwartete, welche direkt von Tiberias aus zu Pferde dorthin gekommen war. Prächtig iſt die Ausſicht von dort oben, über den ganzen See und die Ebene von Genezareth hin, welche im Süden von den Bergen von Arbela begrenzt wird. In der Nacht verwandelte der Vollmond den blauen Spiegel des Sees in ein Meer von Silber; rein, warm und von Duft erfüllt war die Atmoſphäre und kein Geräuſch unterbrach das tiefe, feierliche Schweigen der letzten Nacht, welche Lortet an dieſen entzückenden Geſtaden zubrachte, welche Niemand ohne Bewegung erblicken und ohne Bedauern verlaſſen kann.

Digitized by Google

Im Lande der Voilakertra auf Madagaskar.

(Nach meinem Tagebuche.) Von J. Audebert.

III.

Festen Schrittes und nach Landessitte scheinbar theilnamlos für Alles, schritt ich durch die rechts und links weichende Menge und gelangte in die Mitte des Ortes. Meine Leute folgten mit sichtlichem Mißbehagen durch den Wald von Lanzen. Unter einem Schuppen, der mir zu Versammlungen zu dienen schien, ließ ich mich auf meinen Feldstuhl nieder und gab den Leuten Gelegenheit mich vorläufig von allen Seiten zu betrachten und sich an meinen Anblick zu gewöhnen. Der um mich gebildete Kreis war so dicht, daß mich die Hitze sehr belästigte, doch wurde kein Laut vernommen. Als das an den Stuhl gelehnte Gewehr rutschte und ich plötzlich danach griff, um es am Umfallen zu hindern, entstand eine grenzenlose Verwirrung. Ein Schrei flog durch die ganze Menge, der Kreis gerieth ins Schwanken und die vorn stehenden Weiber und Kinder suchten entsetzt zu fliehen. Als ich jedoch das Gewehr sofort aus der Hand legte und die Leute sahen, daß ihre Furcht unbegründet sei, lachten dieselben schließlich und drängten sich von Neuem um mich herum.

Ich hielt nun eine kleine Ansprache, erklärte meine friedlichen Absichten, indem ich angab, ich käme als Händler und Jäger, und zugleich um Gastfreundschaft und eine Hütte bat. Nachdem sich die Leute unter einander berathen hatten, erschien ein alter Mann und führte mich in die einzige große und geräumige Hütte des ganzen Dorfes. Während der seitherige Besitzer seine Sachen herausschaffte, um mir Platz zu machen, öffnete ich ein Kistchen mit Glasperlen und bezahlte die 27 Mann von Ambodivoro; kaum hatten diese den ausbedungenen Lohn, zwölf dicke Glasperlen pro Mann, empfangen, so machten sie sich schleunigst aus dem Staube. Von den Bewohnern Mahabes wurde ihnen übrigens gar keine Beachtung geschenkt. Diese waren einzig und allein mit dem Anblick der Perlen beschäftigt, eine solche Menge hatten sie noch nicht gesehen und es dünkte ihnen diese Kiste jedenfalls ein großes Vermögen. Eine solche Perle gilt hier zwanzig Pfennige; ich hatte dieselben in Nossi-Kely für fünf Franken das Hundert gekauft. Beim Anblicke dieser vermeintlichen Schätze entschlüpfte den Leuten ein bewunderndes Ah oder Uh, gerade wie bei uns. Vieles ist doch allen Menschen gemeinsam; sie bringen es mit auf die Welt, ebenso wie Lachen und Weinen. Die Straßenjungen hier sind den unseren in vielen Dingen ähnlich, sie drehen sich Nasen, spucken sich an, strecken die Zunge heraus und dergleichen mehr. Meine drei Diener schafften unterdessen das Gepäck in die leer gewordene Hütte. Leider drangen Weiber und Kinder in solcher Menge nach, daß die zwei kleinen Thüren vollständig verstopft wurden und ich beinahe erstickte. Als sie jedoch sahen, daß man Anstalt zum Kochen machte, entfernten sich alle und blickten nur vorübergehend und aus der Ferne neugierig herüber.

Im Laufe des Nachmittags erschien der König, ein gebückter, dunkelfarbiger Greis, in Begleitung dreier Dorfältesten, wovon einer seltsamer Weise ein langes weißes Hemd anhatte. Se. Majestät dagegen trug als Staatskleid ein Stück blaues Baumwollenzeug um die Hüften und eine alte Perlenkette um den Hals. Seine Worte waren ungeziert, freimüthig und beinahe herzlich. Er brachte als Geschenke Hühner, Eier, Reis und Bananen. Als ich ihm geantwortet hatte, frug er mich, ob ich keinen Rum mit mir führe. Ich mußte dies verneinen, da ich grundsätzlich den Malgaschen niemals Branntwein anzubieten pflegte. Abgesehen von den Unannehmlichkeiten, denen man sich oft bei den benebelten Leuten aussetzen kann, hielt ich es unter meiner Würde, dieselben mit einem so erbärmlichen Getränke überhaupt bekannt zu machen. Es wird jedoch in ganz Madagaskar eine Art Rum hergestellt aus dem gegohrenen Safte des Zuckerrohres, eine schmutzige, kratzende Brühe, welche ganz schauderhaft schmeckt. Später machte ich dem Könige einen Gegenbesuch und brachte ihm Baumwollenzeug, Perlen, kleine Spiegel, Salz und ¼ Pfund Pulver, womit er sehr zufrieden schien, denn er sandte von nun ab jeden Morgen reichliche Nahrungsmittel für mich und mein Gefolge.

Die Hütte des Königs unterschied sich in nichts von denen der anderen Dorfbewohner. Diese Hütten werden aus den Blättern der Ravinala gemacht; das Gerüst bilden starke Stangen aus sehr hartem Holze. Der Boden ist nicht erhöht und wird mit großen Stücken Baumrinde belegt, darüber liegen Matten. Das ganze Häuschen ist so niedrig, daß man sich beim Eintritt sehr bücken muß und man kann im Innern nur in der Mitte aufrecht stehen. Außer der Feuerstelle, welche aus gestampftem Lehm und einigen Steinen zum Aufstellen der irdenen Kochgefäße besteht, enthält dieselbe nichts als einige lange Bambus zum Wasserholen, kleine Bambus für die Milch, verschiedene Matten und Lanzen. Beim Schlafen bedeckt man sich mit einer Matte und als Kopfkissen dient das dicke wollige Haar des Betreffenden.

Die Bewohner von Mahabe sind verwandt und befreundet mit den Voilakertra, von denen immer einige zwanzig hier sind. Sie unterscheiden sich in ihrem Aeußern sowie in ihrer Lebensweise nicht von ihnen und sind sicher ein Zweigstamm derselben. Die Männer sind alle von großer Gestalt, breitschulterig und fast sechs Fuß hoch. Ihre Farbe ist dunkelbraun. Die etwas wolligen Haare sind in dünne Strähne geflochten und an den Enden zu Kugeln geknotet, welche mit Fett und Asche beschmiert ganz hart und von der Größe einer starken Gewehrkugel sind. Schütteln die Leute den Kopf, so entsteht in Folge dessen ein klapperndes Geräusch. Die Augen sind braun und das Weiße darin roth angelaufen. Die Stirn ist breit, der Raum zwischen den Augen weit, die Nase stark, etwas stumpf, aber nicht flach. Der Mund ist groß, nicht zu wulstig und mit prachtvollen starken Zähnen besetzt. Der ganze Körper ist sehnig und muskulös, ohne mit Fleisch überladen zu sein, daher die Formen etwas derb und ohne Fülle. Außer dem Haupthaar, welches nie beschnitten wird, wird alles übrige Haar sowohl bei Männern als Frauen sorgfältig entfernt. Als einzige Kleidung dient ein Stück schmaler weicher Baumrinde, welches zwischen den Beinen durchgezogen und einige Mal um die Hüften gewickelt wird. Die Weiber sind den Männern in der Hautfarbe und Kopfbildung gleich, aber

viel kleiner und auch zierlicher gebaut. Das Haar tragen sie sehr verschieden. Grundlage der Frisur bleiben immer viele dünne Flechten. Diese werden je nach dem Geschmack zu verschiedenen Figuren vereinigt, zu Rosetten, Kuhohren, Schneckenhäusern, kurz zu den sonderbarsten Gebilden. Das Ganze wird mit Rindertalg und Holzasche so lange bestrichen, bis es vollständig steif und hart geworden ist. Ueber der Stirn wird eine Art Diadem aus dem aufgeschlitzten Schwanze eines kleinen rothhaarigen Raubthieres (Galidio elegans) getragen und am Hinterkopf baumelt ein länglich viereckiges Brett von Handgröße, welches dicht mit kupfernen Nägeln, sogenannten Polsternägeln, beschlagen ist. Der Hals ist mit Perlenschnüren förmlich belastet; am liebsten hat man solche aus nachgebildeten Korallen oder dicken, länglichen, weißlichen Glasperlen mit blauen Zeichnungen.

Die Kleidung besteht aus einem bodenlosen Sack, geflochten aus Blattstreifen einer Palmenart und um die Taille mit einem Stück Zeug oder Rinde befestigt. Dieser Sack bedeckt die Brüste und reicht bis an die Knie. Fußbekleidung ist vollständig unbekannt und die Sohlenhaut sehr verdickt und abgehärtet, der Fuß dünn und etwas abgeflacht. Die Hände sind von oft bewunderungswürdiger Schönheit und die Form der Nägel meist tadellos gebildet, der Ansatz der Hand und Fußgelenke ist zierlich und elegant. Die Schultern jedoch sind zu breit, der Oberarm etwas zu schwach und die Waden schlecht entwickelt. Ich füge noch hinzu, daß die meisten Weiber eine gute Haltung haben, einige drücken den Leib etwas stark vor, alle haben aber schlanke, obwohl kräftige und wohl proportionirte Taillen, trotzdem Schnürleiber bis jetzt dort zu den unbekannten und überflüssigen Dingen gehören. Auch sind bei jungen Mädchen die Brüste rund, fest und wohlgestaltet. Die Saugwarze ist etwas stark entwickelt und von schwarzer Farbe. Das Verkommen und schlaffe Herabhängen der Brust bei älteren Frauen entsteht einfach daraus, daß sie ihre Kinder Jahre lang säugen und zwar neben dem Neugeborenen oft zugleich solche, welche so groß sind, daß sie die Brüste der stehenden Mutter erreichen können. Die Leute scheinen sich nicht zu waschen, wenigstens bemerkte ich auf der Haut dicke Schmutzkrusten. Bei Regenwetter weichen diese auf und laufen dann als steife schmutzige Brühe am Körper herab, wobei die Leute ganz streifig aussehen. Das Haar, welches höchstens alle Monate geordnet wird, wobei zwei Personen erforderlich sind, bildet mit seiner übelriechenden Fettkruste den Aufenthaltsort zahlreicher Schmarotzer. Die Männer werden von ihren Weibern oder Geliebten gekämmt und diese frisiren sich wieder unter sich; als Kamm dient ein zugespitzter Knochen. Kinder beider Geschlechter laufen bis zum zehnten Jahre vollständig nackt umher und starren von Schmutz und Ungeziefer.

Im Allgemeinen scheint im Innern mehr auf Sittlichkeit gehalten zu werden, als in den Küstengebieten und besonders da, wo Weiße verkehren. Dort haben die Eingeborenen leider von uns viele Laster, aber wenig Tugenden geerbt. Provocirende Unzucht ist diesen Frauen gänzlich fremd. Vieles, was wir als Unsittlichkeit bezeichnen möchten, ist bei ihnen durch die Landessitte geheiligt; dazu gehört der Gebrauch, daß die Heirath erst stattfindet nach längerm und zur beiderseitigen Zufriedenheit ausgefallenem Umgange. Daher sind Trennungen später selten.

In der Mitte des Ortes befinden sich die Umzäunungen für die Herden. Da dieselben niemals gereinigt werden, so stehen die Rinder bei Regenwetter bis an den Leib im Schlamm und Koth, wodurch die Milch stets unrein und bräunlich aussieht. In der trockenen Jahreszeit verhärtet sich der Koth und dann ergeht es den Thieren verhältnißmäßig besser. Hierher bringen die Boilakertra viele Rinder von ihrer Kriegsbeute und von hier aus wird der Verkauf bei den Küstenbewohnern vermittelt. Die Zahl der vorhandenen Thiere bei meiner Anwesenheit betrug an 2000 Stück, meistens von schwarzer oder rother Färbung und großer Schönheit und Schwere. Der Preis eines Stieres ist zehn, der eines Ochsen fünfzehn und der einer Kuh zwölf Franken. Die Häute werden zu Gürteln verarbeitet um die Munition zu bergen, sonst sind sie werthlos und werden zugleich mit dem Fleische zerschnitten. Durch Abbrühen von den Haaren befreit und dann weichgekocht genießen sie die Eingeborenen mit Vorliebe. Es giebt hier keine Schafe und Ziegen, wenig Enten und Gänse, aber sehr viele Hühner. Schweine gelten als unreine Thiere und werden nur von den Hovas seit Radama gehalten. Außer einigen unscheinbaren hungrigen Kläffern habe ich keine Hausthiere bemerkt.

Der Reis gedeiht vorzüglich, wird aber weniger gebaut als an der Küste, da es an Absatz fehlt. Ich bezahlte für ungefähr hundert Pfund $2^1/_2$ Franken. Außerdem werden angebaut: eine Art Wassermelonen, Manioc, Pataten oder süße Kartoffeln, eine schmackhafte breite weiße Bohne (Kubamaky), eine staudenförmige Erbse (Vantsiroka) und Bananen. Ich muß gestehen, daß diese Wilden den faulen Küstenbewohnern in der Kultur bedeutend überlegen sind. Dort wird man außer in Tamatave, Antananarivo und Fihanarantsoa (Betsiléo) selten etwas finden als Reis.

In Madagaskar geht es mit der Sprache gerade wie bei uns. Sie ist im Grunde immer dieselbe, aber die Betonung, die Aussprache und einzelne Ausdrücke wechseln je nach der Gegend. Man hat daher in fremden Gebieten in den ersten Tagen Mühe sich ganz verständlich zu machen. Ich unterhielt mich mit einigen Kriegern vom Stamme der Boilakertra und erhielt über manches bereitwillig Auskunft. Dieselben sagten mir, der Krieg mit den Chavoais dauere schon mehrere Jahre. Die Oberhand sei im Ganzen auf Seiten der Boilakertra. Ueberfälle fänden fast täglich statt, wobei in der Regel die Ueberzahl und der zeitweilige Besitz reichlicher Munition entscheide. Es fehle ihnen an Blei und sie seien gezwungen, sich Steinkugeln zu machen. Jedoch würden öfters Herden erbeutet und Frauen und Kinder zu Sklaven gemacht. Die Angriffe fänden meistens Nachmittags oder Abends statt und dann zögen sich die Gefechte oft bis zum andern Morgen hin, falls nicht große Uebermacht auf einer Seite vorhanden sei. Gefangene werden niemals getödtet, sondern die Kinder meistens im Stamm behalten und die Erwachsenen, bei denen die Gefahr des Durchgehens nahe liege, weit weg verkauft.

Es hat mich oft gewundert, warum diese Leute so verschrieen sind. Es ist die Furcht vor ihrer Stärke. Sie sind doch viel besser als die feigen, faulen und verlogenen Bewohner von Farafangana und Umgegend. Allerdings sind es Krieger und Räuber, aber sie sind unter sich und ihren Freunden durchaus ehrlich. Diese Leute sind von Jugend auf an dieses Leben gewöhnt und sehen in Raub und Todtschlag dem Feinde gegenüber nichts Schlimmes. Läge das Land im Frieden und wäre der Reisende nicht steter Gefahr ausgesetzt zwischen die kämpfenden Parteien zu gerathen, so würde ich hier viel lieber als an der Küste weilen. Sind die Boilakertra als Lastträger gegen bestimmten Lohn sehr brauchbar, so sind sie doch zu Dienern nicht geeignet. Sie sind zu unabhängig und stolz und vermissen ihr bewegtes Leben. Dagegen sind sie, wie schon erwähnt, vorzügliche Ackerbauer und hätte erst das Land Frieden, so würde es rasch emporblühen.

In meine Behausung zurückgekehrt wurde ich von den

Weibern mit Hühnern, Eiern, Reis und Manioc überſchwemmt. Sie wollten Perlen haben. Es entſpann ſich ein ergötzliches Feilſchen und Handeln und ich hätte hier auf ein Jahr Proviſion machen können. Obwohl ich nun alle dieſe Dinge nicht gebrauchte, kaufte ich doch um den Leuten zu Gefallen zu ſein. Hunde und Diener lebten an dieſem Abend herrlich und in Freuden. Gegen Abend langten 150 neue Ochſen an. Die Treiber hielten ſich nicht auf, ſondern kehrten ſofort im Trabe zurück. Wir hatten in dieſer Nacht ein großartiges Gewitter, wie ich ſelten eins erlebte, obwohl Madagaskar daran überreich iſt. Die Malgaſchen ſchienen ſich daran zu erfreuen; ſie liefen im Dorfe umher und brachen bei jedem Donnerſchlage in ein fröhliches Geſchrei aus. Der ſtrömende Regen vertritt vielleicht bei ihnen die Stelle eines Bades.

Am andern Morgen erregten meine beiden mitgeführten Katzen allgemeines Aufſehen. Dieſe Thiere waren hier unbekannt, und da es im Orte eine Menge Ratten gab, ſo hatten dieſelben reichlich Gelegenheit ihre Kunſtfertigkeit zu zeigen. Sie hatten bald einen Kreis von Bewunderern um ſich verſammelt. Die Leute kamen mit Stangen und ſtocherten in den Hüttendächern herum und die unten lauernden Katzen ergriffen die flüchtenden Nager unter allgemeinem Jubel. In einer einzigen Hütte würgten die braven Thiere allein ſechzehn Stück. Wohl ſehe ich den Leſer lächeln und auf ſeinen Lippen die Frage ſchweben, was um alles in der Welt mich dazu bewogen haben mag, in Begleitung von Katzen zu reiſen? Ich füge daher erklärend bei, daß ich in der erſten Zeit meines Verbleibens auf Madagaskar oft die ſeltenſten Stücke meiner Sammlungen durch Rattenfraß einbüßte und als das beſte Mittel dagegen in Strohhütten, wo alle verſchließbaren Räume fehlen, das Halten von Katzen erkannt hatte. Sobald ich Katzen hatte, konnte ich ruhig ſchlafen, verlor nichts mehr und die Fußſohlen wurden mir auch nicht mehr angenagt. Solche Katzen müſſen indeß paſſionirte Rattenfänger und ſehr zahm ſein, außerdem eine vorzügliche Dreſſur beſitzen, damit ſie nicht geſchoſſene und lebende Vögel ſtehlen und verſpeiſen. Ferner müſſen ſie auf den Ruf hören, um Morgens den Abmarſch nicht zu verfehlen. Sie werden dann in ein Körbchen geſetzt, durch ein übergelegtes Bananenblatt gegen die Sonne geſchützt und an das erſte beſte Gepäckſtück befeſtigt. Ich bemerke noch, daß ich beide Thiere in Anerkennung ihrer guten Dienſte mit nach Europa brachte, wo das Männchen leider bald ſtarb. Das Weibchen dagegen erfreut ſich bis jetzt guter Geſundheit und zahlreicher Nachkommenſchaft.

Auch an dieſem Tage wurden wir wieder mit Lebensmitteln überſchwemmt. Ich zog unterdeſſen ſoviel Erkundigungen ein als möglich und zu meinem Bedauern mußte ich hören, daß das Land ſehr arm an wilden Thieren ſei, und wurde auf die naheliegenden bewaldeten Berge vertröſtet. Es ſcheint mir, daß alle Waldbewohner, wozu in Madagaskar hauptſächlich die Lemuren gehören, durch das fortwährende Schießen beunruhigt ſich weiter zurückgezogen haben. Die Malgaſchen ſelbſt vergeuden hier an dieſen Thieren kein Pulver und Blei, ſondern fangen dieſelben nur in Schlingen. Es blieb mir nichts übrig als nach den Bergen aufzubrechen und ich benutzte den Tag um meine Sachen und beſonders die arg verroſteten Gewehre in Stand zu ſetzen. Man glaube nicht, daß ich meine Waffen vernachläſſigte, weil ſolche verroſtet waren. Es gehört in Madagaskar nur eine einzige feuchte Nacht dazu, um ein blank geputztes und gut eingeöltes Gewehr mit einer dicken rothen Roſtſchichte zu überziehen; gewöhnliche Streichhölzchen werden an den Spitzen förmlich flüſſig und eingepackte Kleider überziehen ſich in kurzer Zeit mit dickem, weißem Schimmel und vermodern vollſtändig, wenn ſie nicht regelmäßig und ſehr oft gelüftet werden. Nach einigen Regentagen war ich ſtets gezwungen, alle meine Effekten der Sonne oder in Ermangelung derſelben dem Feuer auszuſetzen.

Wir ſollten in dieſer Nacht eine eben nicht ſehr angenehme Unterbrechung unſerer Ruhe haben. Nachdem wir einige Stunden gut geſchlafen hatten, wurden wir durch lebhaftes Gewehrfeuer und vielſtimmiges Geſchrei aus dem Schlafe geſtört. Obwohl ich wenig Luſt hatte, mich in etwaige Händel zu miſchen, ſo wollte ich doch ſehen, was der Tumult bedeutete, und lief mit einem Gewehre bewaffnet in der Richtung der Schüſſe fort. Ich gerieth dabei ohne es zu wiſſen in den Rücken des Feindes und, da derſelbe ſich ſchnell zurückzog, mitten unter denſelben und wurde faſt umgerannt. Nicht wiſſend, mit wem ich es zu thun habe, erſtaunte ich nicht wenig, als auf meinen Ruf, was los ſei, dieſe Menſchen in eine förmlich raſende Flucht geriethen. Ob ſie mich wohl für ein Geſpenſt hielten, da ſie von meiner Anweſenheit hier keine Ahnung hatten? Die Ruhe kehrte bald wieder. Es waren einige hundert Chavoais geweſen, welche den Verſuch gemacht hatten einen Theil der Herden wegzutreiben, ſich aber bald zur Flucht wandten, als ſie ſich überfallen und verfolgt ſahen. Die Nacht war nicht ſehr dunkel, aber mir war es doch nicht möglich geweſen dieſelben von den Voilakertra zu unterſcheiden, und ich war recht zufrieden ſo aus dem Getümmel mit heiler Haut entkommen zu ſein.

Beiträge zur afrikaniſchen Völkerkunde.

Von **John Baron Müller.**

II.

Küchlein, Schakal und Löwe.

Ein Küchlein ging einſt aus um zu plündern. Auf dem Wege begegnete ihm ein Schakal, welcher die Frage an es richtete: „Wohin gehſt Du ſo allein?“ Das Küchlein erwiderte: „Ich gehe aus um zu plündern, denn die Durra iſt dieſes Jahr verregnet und ich habe nur noch wenig zu eſſen“. Der Schakal: „Das iſt gut, daß ich Dich treffe, mir geht es gerade ſo und wenn es Dir beliebt, möchte ich wohl mit Dir gehen; doch habe ich keine Durra für den Weg, um mir Brot zu backen“. Das Küchlein: „O, deßwegen kannſt Du mich ſchon begleiten; ich habe allerdings auch nur wenig Mehl, doch wird es ſchon für uns genug ſein, denn was für einen reicht, reicht auch für zwei“. Sie ſetzten ihren Weg fort. Nach einiger Zeit begegnete ihnen der Löwe, der König der Thiere. Sie

grüßten ihn ehrerbietig. Der Löwe fragte ſie, wohin ſie gingen, und als er erfuhr, daß ſie plündern wollten, ſchloß er ſich ihnen an. „Denn“, ſagte er, „Ihr ſeid zu ſchwach um mit Nachdruck zu plündern; ich werde Euch helfen, damit Ihr Eures Erfolges deſto ſicherer ſeid“. Sie waren deſſen zufrieden; in Betreff der Nahrung tröſteten ſie ſich, denn was für zwei reicht, reicht auch für drei. So zogen ſie denn zuſammen weiter. Das nächſte Dorf, welches ſie erreichten, wurde geplündert; ſie hofften auf große Beute, doch fanden ſie nur einen Ochſen und eine Kuh; dieſe trieben ſie vor ſich her und gingen in ihr Land zurück. Auf dem Wege gab die Kuh ihren Dreck von ſich; da das Küchlein die Kuh trieb, ſo lief es nahe hinter ihr; das Unglück wollte, daß der Dreck auf das Küchlein fiel und daſſelbe erſchlug. So fand es ſeinen Tod. Der Löwe und Schakal lachten darüber und ſetzten den Weg in ihr Land fort. Dort angekommen theilten ſie den Raub dermaßen, daß dem Löwen als dem Stärkern der Ochſe, dem Schakal als dem Schwächern aber die Kuh gehörte. Beide Theile waren ſo befriedigt und lebten in guter Freundſchaft mit einander.

Nach einigen Monaten bekam die Kuh ein Kalb; der Löwe hörte das und ärgerte ſich darüber. Er ging daher zum Schakal und verlangte das Kalb als ſein rechtmäßiges Eigenthum; „Denn“, ſagte er, „ich habe beim Plündern die größte Arbeit gehabt“. Der Schakal erwiderte: „Warum haſt Du damals nicht die Kuh genommen? Ich ließ Dir die Wahl frei; jetzt habe ich die Kuh ſo lange gehütet, jetzt gehört das Kalb auch mir.“ Da der Löwe nichts ausrichten konnte, ſo ging er fort, auf eine beſſere Gelegenheit ſinnend. Der Schakal freute ſich ſo leichten Kaufs davon gekommen zu ſein und, wenn er mit ſeinen Freunden zuſammen kam, ſo erzählte er ihnen von ſeinem ſchönen Kalbe. Als dem Löwen das wieder berichtet wurde, ging er ergrimmt zum Schakal und brüllte ihn an: „Du Dieb, das iſt mein Kalb; wo in der Welt bekommt wohl eine Kuh ein Kalb? Nur der Ochſe kann ein Kalb bekommen.“ Die anderen anweſenden Thiere fürchteten den Löwen noch mehr zu erzürnen und riefen: „Was der Löwe ſagt, iſt richtig; nur ein Ochſe kann ein Kalb bekommen“. So mußte der Schakal ſein Kalb dem Löwen abtreten.

Nach einiger Zeit gingen der Löwe und Schakal zum Waſſer. Der Schakal war ſehr betrübt über ſein Kalb, welches der Löwe genommen hatte. Dieſer, es bemerkend, fragte: „Warum biſt Du ſo betrübt; von rechtswegen gehört das Kalb doch mir. Haſt Du denn nicht gehört, daß alle Thiere ſo geſagt haben?“ — Da begegneten ſie einem Affen, welcher unter einem Baum ſaß, ſein Haar mit Butter beſchmierte und flocht. Dieſen fragte der Schakal, ſo daß der Löwe es hörte: „Kann ein Ochſe wohl ein Kalb bekommen?“ Der Affe fürchtete den Löwen ebenfalls, ſtieg ſchnell auf die Spitze des Baumes und gab von hieraus ſeinen Spruch ab: „Thut das Kalb hierher und jenes Gras dahin und bindet die Kuh und den Ochſen los“. Der Löwe und Schakal thaten ſo; da lief die Kuh zu ihrem Kalb und der Ochſe zum Gras. Der Löwe brüllte vor Wuth und wollte den Affen fangen, doch konnte er natürlich nicht den Baum erſteigen. Inzwiſchen nahm der Schakal ſchnell Ochſe, Kuh und Kalb und entfloh mit ihnen auf einen hohen, ſteilen Berg, wohin der Löwe nicht den Weg wußte.

Als der Löwe von der Jagd müde war, ging er in ſeine Höhle am Fluß um auszuruhen. Am Abend wollte der Affe trinken; der Weg zum Waſſer führte aber an der Höhle des Löwen vorbei; er fürchtete in die Hände des Räubers zu fallen, und um ſich unkenntlich zu machen beſchmierte er ſich mit naſſer Erde. Der Löwe hielt ihn in der Dunkelheit für ein Wildſchwein und fragte: „Haſt Du den Affen nicht geſehen?“ Der Affe erwiderte: „Warum fragſt Du nach ihm; hat er Dir etwas gethan?“ Der Löwe: „Ja, er hat mir ſehr geſchadet“. Am andern Tage mußte der Affe, um an das Waſſer zu gelangen, wieder an der Höhle des Löwen vorbei, er machte ſich daher ein Kleid aus Blättern. Der Löwe fragte ihn wieder, und ſo weiter noch mehrere Tage. Eines Morgens kam die Hyäne, welche ebenfalls an den Ufern des Fluſſes wohnte, in die Nähe der Behauſung des Löwen. Auch dieſe fragte der Löwe: „Haſt Du nicht den Affen geſehen?“ — „Den Affen?“ erwiderte die Angeredete, „der kommt ja täglich in einem andern Kleid hier vorbei; derjenige mit dem Kleid aus Erde, Gras oder Blättern iſt es“. Dann ging ſie in ihre Höhle. Als der Affe am Abend wieder verkleidet zum Fluß ging, wollte der Löwe ihn fangen; er ſtürzte ſich auf ihn, kam aber zu ſpät, denn der Affe ſchwang ſich ſchnell auf einen Baum und der Löwe behielt nur deſſen Schwanz in Händen. Dieſen riß er ab. Der Affe verbiß den Schmerz und rief dem Löwen hinunter: „O, meine Eltern haben immer geſagt, der Schwanz ſei zu nichts nütze, denn er tunke immer in das Honigbier“. Aber der Affe ſagte das nur, damit der Löwe ſich ärgere.

Eines Tages lag der Löwe am Fluß, wo es tief war, unter einem Baum im Schatten. Der Affe ſaß hoch über ihm. Wie der Löwe ſo auf dem Rücken lag, ſagte plötzlich der Affe in den Zweigen des Baumes: „Warum badeſt Du nicht, wie die anderen? Du biſt doch ſo ſchmutzig“. Der Löwe erwiderte: „Ich kann nicht ſchwimmen; es iſt zu tief hier“. Der Affe warf ſchnell ein Stück Kuhdreck in das Waſſer und rief: „Sieh den Kuhdreck; er iſt kein Löwe, hat keine Füße und doch ſchwimmt er, und Du, der König der Thiere, fürchteſt Dich?“ Als das der Löwe hörte, ärgerte er ſich, er ſprang ſchnell in das Waſſer um ſeinen Muth zu beweiſen; doch der Fluß war ſo tief und der Strom ſo ſtark, daß der Löwe elend ertrank. So rächte ſich der Affe an dem Löwen.

Biene und Affe.

Eines Tages beſuchte der Affe die Biene. Dieſe freute ſich über die Ehre des Beſuches und ſetzte dem Gaſt vor, was ſie konnte, unter anderm bereitete ſie ein vortreffliches Bier aus ihrem Honig. Der Affe lobte das Getränk über alle Maßen und fragte: „Wie machſt Du dieſes vortreffliche Getränk? Lehre es mir, damit ich es ebenfalls bereiten kann“. Die Biene erwiderte: „Es iſt ſehr einfach; ich bereite es aus meinem Dreck“. Der Affe ging in ſeinen Wald zurück, und als die Biene ihm ihren Gegenbeſuch abſtattete, ſetzte er ihr ebenfalls Alles vor, was er vermochte, auch bereitete er Bier, wie die Biene ihm geſagt hatte, aus ſeinem Dreck. Als die Biene von dem Bier gekoſtet hatte, ſagte ſie: „Was iſt das, das ſchmeckt ſo bitter; ich glaube Du willſt mich vergiften“. Damit flog ſie auf den Affen, und zerſtach ihm dermaßen das Fell, daß er ſchleunigſt davon lief. Ein Schakal kam gerade daher; dieſen bat der Affe eilends um Rath. Der Schakal erwiderte: „Gehe ſchnell in das Waſſer, dann wird die Biene ſchon fortfliegen. Der Affe ſprang in das nächſte Waſſer um die Biene zu ertränken, doch erkannte dieſe noch rechtzeitig die Gefahr und flog davon, ihrem Baum zu, während der Affe, des Schwimmens unkundig, ertrank.

Der Schakal und der Löwe.

Eine alte, blinde Frau wohnte mit ihrem Sohn tief in der Wildniß in einer Hütte. Sie nährten ſich von Jagd und den Eiern zahlreicher Hühner. Als der Sohn eines

Tages wieder auf der Jagd war, kam der Schakal und fraß ſo viele Hühner, als er konnte. Die Mutter hörte ihre Lieblinge ſchreien, wußte aber nicht, wer der Dieb war, da ſie nicht ſehen konnte. Als der Sohn kam, ſagte ſie ihm, daß jemand Hühner geſtohlen habe; er möge nach ihnen ſehen. Dieſer zählte und fand, daß von vielen nur noch fünf übrig waren. In Folge deſſen und überhaupt des dadurch entſtehenden Nahrungsmangels packten ſie ihre wenigen Habſeligkeiten auf ein Kameel und zogen fort, um ſich mit ihrem Stamm zu vereinigen. Der Schakal hatte von ſeinem Bau aus dem Abzug der Leute zugeſehen; ihm gelüſtete nach den anderen Hühnern und, um dieſe zu erlangen, legte er ſich wie todt unter einen Buſch, welchen die Leute paſſiren mußten. Als der Sohn den Schakal ſah, ſagte er: „Das iſt der Hühnerdieb; er hat ſo viel gefreſſen, daß er daran geſtorben iſt.“ Doch ließ er ihn liegen. Nachdem die Leute mit dem Kameel in dem hohen Graſe verſchwunden waren, erhob ſich der Schakal, lief auf Nebenwegen um ſie herum, und legte ſich wieder wie todt auf den Weg, wo ihn der Sohn aufs Neue ſah, aber für einen andern Schakal hielt. Diesmal wollte er ihn nicht liegen laſſen, ſondern auch den erſten holen und mitnehmen. Er band daher das Kameel mit der blinden Mutter und dem Hausgeräth an den nächſten Baum und ging den Weg zurück. Kaum war er fort, ſo ſtand der Schakal auf, band das Kameel los und führte es fort. Nach einiger Zeit begegnete ihm ein Löwe, welcher ihn nach dem Ziel ſeiner Reiſe fragte. „Gehe nur mit,“ erwiderte der Schakal, „ich weiß es noch ſelber nicht, doch wenn ich es weiß, werde ich es Dir ſagen.“ Der Löwe ſchloß ſich ihm an, deßgleichen eine Hyäne, welche ihnen kurze Zeit ſpäter ebenfalls begegnete. Nach einigen Stunden verſpürten die drei Reiſegefährten gewaltigen Hunger, denn die Steppe war weit und die Sonne heiß. Unter einem Dornbuſch beſchloſſen ſie zu lagern, und zur Stillung des Hungers fraßen ſie die blinde Mutter ſammt den Hühnern. Doch war ihnen das nicht genug und der Löwe ſchlug vor noch von dem Kameel zu freſſen. „Denn,“ ſagte er, „mein Vater verlor einſt in einem Kampf mit dem Menſchen ein Bein, und konnte mit dreien gerade ſo gut laufen wie früher mit vieren.“ So wurde denn dem Kameel ein Bein abgebiſſen, und es mußte auf dreien weiter hinken. Am Nachmittag ſpürten ſie wieder gewaltigen Hunger. Da die Jagd ſchlecht war, ſo mußten ſie ſich an das Kameel halten, und dem Thiere wurde das zweite Bein abgebiſſen. Es hinkte jetzt nur noch mit einem Hinter- und einem Vorderbein weiter, bis es dunkelte und unter einem Baum das Lager geſchlagen wurde. Zum Nachtmahl zerlegte der Löwe das Kameel, doch gab er den Beiden nur die Haut zu freſſen, er ſelber ſättigte ſich vollkommen und ſchlief ein. Am Morgen ſchickte der Löwe die Hyäne und den Schakal mit den Gedärmen zum Fluß, um dieſelben zu reinigen. Während die Hyäne aber einen Moment abſeits ging um etwas zu ſchlafen, fraß der Schakal die Gedärme. Als die Hyäne ausgeſchlafen, erzählte er ihr, die Fiſche hätten dieſelben verſpeiſt. Dieſe erwiderte: „Wenn wir zum Löwen zurückkommen, wird derſelbe ſehr grimmig ſein und uns zerreißen; es iſt beſſer gleich zu fliehen“. „Nein,“ entgegnete der Schakal, „es iſt beſſer hier zu bleiben, wir trinken den Fluß aus, fangen die Fiſche und bringen ſie dem König, er wird dann befriedigt ſein.“ Zugleich that er, als wenn er tränke. Die Hyäne ging auch an das Ufer des Fluſſes, trank aber wirklich, bis ſie nicht mehr konnte. Dann machten ſie ſich auf den Weg zum Löwen. Der Schakal wählte einen Pfad, auf welchem man einen Graben überſpringen mußte; er ſprang zuerſt hinüber, doch als die mit Waſſer gefüllte Hyäne nachſpringen wollte, fiel ſie in den Graben und zerplatzte. Der Schakal lachte, ging ſchnell zum Löwen und ſagte: „Die Hyäne hat alle Gedärme gefreſſen, jetzt liegt ſie nicht weit von hier mit zerplatztem Bauch im Graben.“ Der Löwe ging hin um die Hyäne zu ſehen; während deſſen fraß ſich der Schakal an dem Kameel ſatt und ſchleppte den Reſt in ſeine nahe Höhle. Nach einiger Zeit kam der Löwe zurück. Der Schakal trat aus ſeiner Thür und ſagte höhnend zum Löwen: „Nun haſt Du die Gedärme gefunden?“ Der Löwe ärgerte ſich und wollte ihn fangen, doch ſchlüpfte der Schakal ſchnell in den Bau, ſo daß der Löwe nur noch den Schwanz faſſen konnte; dieſen riß er aus. Der betrogene König der Thiere ſtellte jetzt einen Korb vor die Oeffnung der Höhle, damit der Wind hindurchſtreiche und der Schakal glaube, der Löwe brülle in den Eingang. Doch dieſer grub ſich auf einer andern Seite ſeines Baues heraus und entfloh. Als der Löwe ſeine Flucht merkte, bot er ſämmtliche Thiere auf den Flüchtigen zu jagen und zu fangen, damit er ſeinen Lohn erhalte. — Der entflohene Schakal ſchlug ſich zu ſeinen Stammesgenoſſen, um bei ihnen ſicherer zu ſein, doch wußten dieſe nicht, daß er der Verfolgte war: „Willſt Du Dich nicht dem König ſtellen, und das Deine zu der Jagd beitragen“? fragten ſie. „Ja“, erwiderte der Schwanzloſe, „aber nur dann, wenn ich Euch führe.“ So ſchloſſen ſich ihm 20 Schakale an.

Sie waren den ganzen Vormittag marſchirt und litten argen Durſt; da gewahrten ſie ein Melonenfeld, deſſen Früchte eben reiften. Doch die Melonen waren zu ſchwer um ſie fortſchleppen zu können; der Anführer ſagte daher: „Jeder binde dem Andern eine Frucht an den Schwanz.“ Die Schakale thaten, wie er befohlen, und als ſie damit fertig waren, ging der Schwanzloſe zum Gärtner, um ihm mitzutheilen, daß ſein Garten beſtohlen würde. Der Gärtner ſtürzte mit einer Lanze bewaffnet heraus, doch kam er zu ſpät, denn alle Schakale waren bereits entflohen, nur die Schwänze hatten ſie, an die Melonen gebunden, zurückgelaſſen. Sie konnten in der Eile die Schnüre nicht löſen. Als der Löwe dieſe Geſchichte hörte, ſchenkte er dem Fuchs das Leben, denn unter den 21 Schwanzloſen konnte er unmöglich den richtigen treffen. —

Der oſtafrikaniſche Schabracken-Schakal, von welchem hier die Rede, iſt identiſch mit dem ſudaneſiſchen Abul Hoſſein, und entſpricht durchaus unſerm Reineke Fuchs. Es iſt merkwürdig, daß dieſe Fuchs-Erzählungen über ein ſo großes Gebiet verbreitet ſind; in Nord-, Oſt-, Central- und Süd-Afrika hat man ihre Spuren nachgewieſen. In Arabien, Perſien und Indien ſpielen ſie in den Erzählungen der Eingeborenen eine große Rolle, und von dort ſcheinen ſie in frühen Jahrhunderten zu uns gedrungen zu ſein. Ob ſie urſprünglich in Afrika entſtanden und nach Aſien übertragen wurden, oder ſich hier unabhängig von Afrika entwickelt haben, iſt unbeſtimmbar. Auf umgekehrtem Wege, von Aſien nach Afrika, ſind ſie ſicher nicht gewandert, denn man findet unſere Fabeln bei Stämmen, die nie mit Aſiaten, ſeien es indiſche Händler oder arabiſche Sklavenjäger, in Berührung gekommen ſind. Im grauen Alterthum wurden, wie noch heute, zahlreiche Sklaven von den oſtafrikaniſchen Geſtaden nach Arabien, Perſien und Indien verhandelt. Ich vermuthe nun, daß ſchon damals afrikaniſche Thierfabeln durch Sklaven in jene Länder gebracht wurden. Die üppige indiſche Phantaſie vergrößerte und vermehrte dieſe Geſchichten, und es entſtand allmählich ein unſerm Reineke Fuchs ähnlicher Geſang, welchem auf ſeiner Wanderung durch das kältere Aſien nach Europa, und hier ſelbſt, europäiſche Thiergeſtalten handelnd beigefügt wurden.

Aus allen Erdtheilen.

Anthropologie der Juden.

— Unter diesem Titel hat ein Schüler des Prof. Stieda in Dorpat, Herr Bernhard Blechmann, eine Inaugural-Dissertation (Dorpat 1882) veröffentlicht, welche sehr werthvolles Material in höchst sorgfältiger und eingehender Weise verarbeitet. Herr Stieda erwarb sich ein neues Verdienst, daß er wieder einen seiner Schüler nach der anthropologischen Seite hinwies, wo doch unendlich mehr Neues zu erforschen ist als auf vielfach ausgetretenen medicinischen und anatomischen Pfaden. Der Autor, welcher mit einer wohlthuenden Ruhe und echt wissenschaftlichen Objektivität an seine Arbeit herangeht und dessen Namen wir unter den hundert gemessenen Juden selbst wiederfinden, giebt zunächst einen Ueberblick der noch ziemlich geringen anthropologischen Literatur über die Juden und stellt sich dabei auf den von Andree in dessen „Volkskunde der Juden" vertretenen Standpunkt; wir sehen ihn also die Unveränderlichkeit und Beharrlichkeit der Juden als besondere Nationalität vertreten, was allerdings im Widerspruch mit mehreren jüdischen Autoren, z. B. Prof. Lazarus, steht, welcher die Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode auf die Juden nach bloß subjektivem Ermessen verwirft. Manche praktische Fragen (wie z. B. die größere Untauglichkeit der Juden zum Militärdienst) finden in dieser Schrift ihre Beantwortung und die vertheidigten Thesen Blechmann's (In Rußland sind von allen Nationalitäten die Juden die physisch schwächsten. In körperlicher Hinsicht entwickeln sich die Juden relativ am spätesten. Die Juden sind mit wenigen Ausnahmen brachycephal) zeigen, welche Resultate er aus seinen minutiösen Untersuchungen gewann.

Genau 100 Juden aus den Ostseeprovinzen und Westrußland hat Blechmann unter ganz besonderen Schwierigkeiten gemessen, da diese Leute aus Aberglauben widerstrebten und jüdische Frauen zu messen geradezu unmöglich war. Auch Blechmann nimmt sowohl blonde als brünette Juden für Originaltypen, auch er findet die Juden kleiner und geringer im Brustumfang als die verglichenen europäischen Völker und zeigt, daß die relative Klafterweite bei den Juden am geringsten ist. Ebenso bestätigt er das Vorhandensein von zwei Typen, des spanischen und deutsch-polnischen, unter den Juden. Da im Ganzen noch sehr wenig Schädelmessungen von Juden vorliegen, so sind Blechmann's Messungen hier besonders willkommen; vergleichen wir sie mit dem bereits verarbeiteten Material, so können wir nun als ziemlich sicher annehmen, daß die Juden ein brachycephaler Stamm sind.

Europa.

— Mit der 24. Lieferung ist der dritte Band der durch unterhaltenden Text wie schöne Illustrationen gleich anziehenden „Nordlandfahrten" (Leipzig, F. Hirt u. Sohn), in welchem Prölß, Brömel und Brennecke die englische Südküste, die historischen Schlösser Altenglands, Eton, Oxford und Cambridge, Devon, Windsor, die Themse und London, Wight und die normannischen Inseln behandeln, abgeschlossen. Es folgt nun ein vierter Band in 7 bis 8 Lieferungen über Holland und Dänemark, und zwar wird zunächst die gewandte Feder Friedrich von Hellwald's auf Grund neuester Reisen uns unser Nachbarland im Nordwesten und besonders dessen Bewohner vorführen. Ueberhaupt soll in diesem Bande, der zwei landschaftlich weniger bedeutende Gebiete behandelt, in Text und Bild dem Volke, seinen Wohnungen, Trachten u. s. w. größere Berücksichtigung zu Theil werden.

— Auf der Westseite der Piazza Vittorio Emmanuele in Rom ist nach einem Berichte von Rodolfo Lanciani, im Athenäum Nro. 2870, ein höchst interessanter Ueberrest der prähistorischen Siebenhügelstadt, das Grab eines der ersten Ansiedler, gefunden worden. Es ist eine Art Loch, 6 Fuß lang, 3 breit, in der weichen Tuffschicht, dem sogenannten cappellaccio, ausgegraben, während die Seiten und die Decke aus rohen unregelmäßigen Steinen bestehen. Asche oder Gebeine waren nicht mehr vorhanden; aber die Beigaben zeigten, daß der Todte der Zeit des Uebergangs aus dem Stein- in das Bronzealter angehört; es fanden sich Pfeilspitzen aus Feuerstein, mit Bernsteinperlen verzierte Bronzefibeln und Töpfergeschirr, das mit der Hand geformt und in der Sonne getrocknet worden war. Die ganze Umgebung zwischen der Via Merulana und dem Bahnhofe ist mit solchen alten Gräbern bedeckt, welche tief unter dem antiken Niveau der fünften Region (Exquiliae) liegen. Da sich dieselben sowohl innerhalb, als auch außerhalb der Mauer des Servius Tullius finden, so müssen sie älter als diese, d. h. mindestens 25 Jahrhunderte alt sein. Nimmt man alles zusammen, was während der letzten 12 Jahre in den tiefsten Schichten des alten Rom gefunden wurde, und vergleicht damit die zerstreuten Angaben alter Autoren, so ergiebt sich, daß die Stadt im Beginne der Bronzezeit von Alt-Latium gegründet wurde. Der Gebrauch des Eisens war bei religiösen Riten und Ceremonien ausdrücklich untersagt: Apulejus (2. nachchristl. Jahrhundert) sagt: Bis auf den heutigen Tag opfert man den unsterblichen Göttern mit irdener Schöpfkelle und irdenem Napfe, besonders solchen alten Gottheiten, wie Vesta, Palatua und der Dea Arva. Numa's Schale aus schwarzem, in der Sonne getrocknetem Thone wurde noch in der Kaiserzeit aufbewahrt und fast angebetet. Die Acta Fratrum Arvalium erwähnen sehr oft Sühnungen, welche die ehrwürdige Brüderschaft feierte, wenn aus irgend einem Grunde eiserne Werkzeuge innerhalb ihres Heiligthumes gebraucht worden waren. Dieselben Arvalbrüder verehrten prähistorische Irdenwaare, „ollas precati sunt"; und als der König von Preußen seit 1866 ihre Begräbnißstätte bei La Magliana aufgraben ließ, fand man 18 Töpfe von genau derselben Form, wie in der Nekropole von Alba Longa, welche durch die vulkanischen Ausbrüche der albanischen Krater begraben wurde.

— Nach Beendigung der für dieses Jahr festgesetzten Kanalisationsarbeiten im Gebiete „Polesje" werden gegen 1¼ Millionen Deßjätinen Land kanalisirt sein. (Mit dem Namen „Polesje" wird bezeichnet die meist sumpfige Waldgegend zwischen Pripet und Dnjepr, welche sich namentlich längs dem Pripet bis nach Brest-Litowsk erstreckt.) Bei der weitern Fortsetzung der Arbeiten, welche theils auf Kosten der Staatsregierung, theils auf Kosten der Landbesitzer ausgeführt werden sollen, wird eine Trockenlegung des übrigen Gebiets des „Polesje" geplant; und zwar eine gänzliche im östlichen Theil zwischen dem Dnjepr, Pripet, Beresina und Ptitsch in einer Ausdehnung von 95 000 Deßjätinen und eine theilweise im mittlern und westlichen Theil in einer Ausdehnung von 55 000 Deßjätinen. Am Schluß des Jahres 1883 wird die Trockenlegung des „Polesje" in einer Ausdehnung von fast 1 400 000 Deßjätinen beendet sein.

Asien.

— Einer Mittheilung des Herrn Jürgens, des Chefs der an der Lena-Mündung zu errichtenden meteorologischen Station, an die oſt-sibirische Abtheilung der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft in Irkutsk („Sibir" 1882 Nro. 34), entnehmen wir Folgendes: Die Herren Bunge und Eigner trafen am 4. Juni in Jakutsk ein, nachdem sie die Fahrt von Witim aus auf dem Dampfschiff „Tichow-Sadowsky" gemacht hatten. Am 19. Juni 5¼ Uhr Nachmittags verließ die Expedition auf vier Fahrzeugen Jakutsk. Unter den Ausrüstungsgegenständen sind zu nennen: ein in Jakutsk aufgebautes und dann auseinandergenommenes hölzernes Haus, 6 Saſhen (12,6 m) lang, 3 Saſhen (6,3 m) breit; 120 Pud Kerosin (Petroleum), Heu, Kalk, Moos, Ziegel, Lehm; zwei Kühe mit einem Kalbe; Instrumente, Provision auf 1½ Jahr; Lehm mußte aus Jakutsk mitgenommen werden, weil es im Lena-Delta keinen giebt und der Bulunsche schlecht ist. Außer den Mitgliedern der Expedition besteht die Mannschaft aus zwei jakutischen Lootsen und 17 jakutischen Arbeitern. Auf dem ersten Fahrzeug befindet sich der Unteroffizier des in Irkutsk stationirten Bataillons Nikifor Puschtschin und der Matrose Dmitrij Burkow; auf dem zweiten Fahrzeug der Gefreite des irkutskischen Bataillons Iwan Gonäjew und auf dem letzten der Matrose Wassilij Popow, der Kosak Andrej Bolschew und die Herren Jürgens, Eigner und Dr. Bunge. 90 Werst von Jakutsk machte das Geschwader am rechten Ufer der Lena halt, um Masten für die Fahrzeuge herzurichten; die Fahrt bis dahin ging unter den günstigsten Bedingungen vor sich und Herr Jürgens hofft spätestens nach einem Monat seinen Bestimmungsort zu erreichen. Ein bestimmter Platz für die Niederlassung ist jedoch noch nicht gewählt. In Betreff des Lena-Delta hat der amerikanische Ingenieur Melville der Expedition die vollständigsten und genauesten Mittheilungen gemacht und ihr seine Marschroutenkarte mitgegeben. Nach seiner Ansicht sind nur zwei Punkte auf den Delta-Inseln zum Erbauen einer Station brauchbar: Barkin und die Niederlassung Tomatskoje. Die Expedition wird denjenigen dieser beiden Punkte auswählen, welcher leichter erreichbar ist. In Betreff der von Strecke zu Strecke zu errichtenden meteorologischen Zwischenstationen theilt Jürgens Folgendes mit: in der zu gründenden Station von Olekminsk wird der Lehrer Serebrjäkow die meteorologischen Beobachtungen anstellen; die Einrichtung der Station und das Aufstellen der Instrumente wird der Lehrer der Physik am Gymnasium in Irkutsk, Herr Zemsch (?) übernehmen; er ist bereits in Jakutsk Herrn Jürgens behülflich gewesen, einzelne Instrumente in Ordnung zu bringen. In Jakutsk wird bei der geistlichen Schule eine meteorologische Station eingerichtet; der Inspektor der Schule, Babin, und einige Lehrer haben sich bereits vor der Abreise des Herrn Jürgens mit der Technik der Beobachtung vertraut gemacht. Auf den Goldwäschereien des Herrn Sibirjäkow kann auch eine Station errichtet werden.

— Blei ist in Sibirien ziemlich theuer, und deshalb suchen die Jäger auch an weniger entlegenen Orten, wo es doch leichter zu erhalten ist, ihre Beute womöglich so zum Schusse zu bekommen, daß die Kugel bei einem Fehlschusse im Baume stecken bleibt. Ferdinand Müller („Unter Tungusen und Jakuten" S. 88) erzählt, wie er zwischen der Untern Tunguska und dem Olenek einen alten Tungusen zum Führer hatte, dessen Sohn einige Tagereisen am Olenek aufwärts gezogen war, um dort — es ist buchstäblich wahr — eine Kugel zu suchen, die er verschossen und in der Eile beim Durchzuge nicht hatte finden können. Besaß doch die ganze Familie zusammen nur drei Kugeln, hatte also wohl Grund mit ihnen sparsam umzugehen. Nach fünf Tagen war der Junge noch nicht zurück — seine Aufgabe war freilich auch für einen Tungusen keine leichte.

— Das „Ausland" (1882, Nro. 39) veröffentlicht aus dem Nachlasse des in Südarabien ermordeten Orientalisten Siegfrid Langer die interessante Beschreibung einer Reise von Hodeida nach Sana mit Karte, welche den Verlust dieses Mannes doppelt empfinden läßt. Wir führen hier an, was er von den dortigen Juden sagt. „In Madâb (bei Dorân, circa 55 km südwestlich von Sana) fand ich die erste Judengemeinde; sonst traf ich Juden bloß zerstreut in einzelnen Ortschaften zu zwei, drei Familien, welche gewöhnlich die Handwerker des Dorfes sind. Sie wissen von Europa nichts, sondern kennen nur Jerusalem und Rothschild, den sie für einen König halten. Sie betrachten ihn als den höchsten und gelehrtesten Rabbiner und gleichsam als geistliches und weltliches Oberhaupt der Juden. Vor einiger Zeit hatte sich hier in Jemen das Gerücht verbreitet, daß Rothschild, dessen Residenz in Jerusalem sei, dort Boden zur Bebauung angekauft habe, den er den Einwanderern aus Jemen unentgeltlich zur Verfügung stelle. Auf Grund dieses Gerüchtes machten sich etwa 100 Familien aus Sana zur Wanderung nach Jerusalem auf. Der damalige Gouverneur Jemens soll dieser Wanderung ein Ziel gesetzt haben; seit dieser Zeit pflegen die Araber die Juden zu necken: „Ja, warum geht ihr nicht zu eurem König, zu eurem Rothschild?"

— Ueber die Expedition des Dr. Emil Riebeck ist eine Nachricht vom 7. Juli eingetroffen. Nachdem er in Gesellschaft des Prof. Schweinfurth Socotra erforscht hatte (vergl. „Globus" XL, S. 159), begab er sich nach Bombay, bereiste den Himalaja und Kaschmir, das Gangesland und Ceylon und untersuchte die Küste von Arakan. Von Tschittagang fuhr er den Karnafuli-Fluß aufwärts und besuchte die dortigen in höchst primitiven Zuständen lebenden Gebirgsstämme, von denen er Messungen, Photographien und Abformungen mitbrachte. Doch holte er sich dabei das Fieber und mußte nach Singapur gehen. Von dort will er an der asiatischen Ostküste weitere Reisen machen, ehe er sich nach Australien begiebt.

— Nach dem „Report of British Burmah" für 1881-82 belief sich der Export dieser Provinz auf 6½ Crores (zu 10 Millionen) Rupien, der Import auf 3½. Die Ausfuhr umfaßte Reis, Kautschuk, Teakholz, Cutch, Nephrit, Häute und Hörner, die Einfuhr Baumwollenwaaren, Lichte, Zündhölzer, Regenschirme, Mehl, Kohlen und Eisenwaaren. Die Reisausfuhr ist von 579 770 Tons im Jahre 1877-78 auf 938 123 im Jahre 1881-82 gestiegen. Von der Einfuhr liefert Frankreich Glas, Eisenwaaren, Kleider, Maschinen und Seide, Deutschland Lichte, Kohlen und Metalle, Italien Salz, Baumwollenwaaren und Liqueure.

— Der Dajak ist nach C. Bock („Unter den Kannibalen auf Borneo" S. 225) Porcellan-Liebhaber und besitzt in einer Ecke seines Hauses, in der Nähe der Feuerstätte gewöhnlich eine Anzahl Porcellangefäße, die er für mancherlei Landesprodukte von den malaischen Kaufleuten eintauscht, welche dieselben wieder von den chinesischen Händlern in Singapur oder Makassar kaufen. Der Dajak, welcher die Liebhaberei für blaues Porcellan treibt, geht in seiner Verehrung der alten Geschirrwaare jedoch noch weiter als der Europäer. Zu seinen größten Schätzen gehört eine Reihe von „Gudji blanga", eine Art von China eingeführter glasirter Krüge in Grün, Blau oder Braun, mit erhabenen Eidechsen- oder Schlangenfiguren verziert. Diese Töpfe haben einen Werth von 100 bis 3000 Gulden, je nach der Größe, dem Muster und vor allen Dingen dem Alter und dem gut erhaltenen Zustande. Der einheimischen Sage zufolge sind diese kostbaren Gefäße aus dem Ueberrest desselben Thones gefertigt, aus welchem „Mahatara" (der Allmächtige) zuerst die Sonne und alsdann den Mond machte. Diesen Urnen werden heilende Kräfte zugeschrieben, und man betrachtet sie als Mittel, das Haus, worin sie aufbewahrt werden, gegen böse Geister zu schützen. Diese verrückte Porcellansucht bei den Dajaks hat, ebenso wie in England, dem Chi-

nesen eine günstige Gelegenheit dargeboten, seine Geschicklichkeit zu üben, und in Samarinda (in Kutei, Westküste von Borneo) verkauft man sehr künstliche Nachahmungen von alten Vasen für fünf Gulden das Stück; Sprünge, Schrammen, Altersflecke und andere Anzeichen der Antiquität sind ganz genau von ihnen nachgebildet; zum Unterschiede von vielen Londoner Kennern läßt sich der Dajak aber niemals für solche verfälschte Gudji blangas einnehmen, sondern giebt lieber Hunderte von Gulden für ein echtes Exemplar. Jeder plastische Verwandte der Sonne und des Mondes hat seinen Stammbaum, der sich von Geschlecht auf Geschlecht vererbt.

Afrika.

— Einen schweren Verlust hat England und die Wissenschaft in Folge des ägyptischen Krieges erlitten: Professor Palmer, Kapitän Gill und Lieutenant Charrington, welche im Auftrage der Regierung in die Wüste nördlich vom Sinai gereist waren um Kameele zu kaufen, sind von dortigen Beduinen umgebracht worden. Die Hoffnung, daß wenigstens Prof. Palmer noch am Leben sei, ist nur gering. Edward Henry Palmer, Professor des Arabischen in Cambridge, geboren daselbst am 7. August 1840, war ein vorzüglicher Kenner des Arabischen, Persischen und Urdu, Sprachen, die er in jeder Hinsicht so vollständig beherrschte, wie seine Muttersprache. Im Jahre 1869 nahm er an der Sinai-Survey-Expedition theil und bereiste 1869—70 mit dem verstorbenen Tyrwhitt Drake zusammen die Wüste et-Tih und Moab; mit Leben und Sitten der Sinai-Beduinen war er vollständig vertraut, mit mehreren Scheichs derselben sogar befreundet, so daß er durchaus geeignet zu seiner Mission erschien. Sein Bemühen indessen, eine Anzahl der Beduinen zum Kampfe gegen Arabi zu bewegen, und Kapitän Gill's Auftrag, den Telegraph, welcher von Aegypten durch die syrische Wüste nach Konstantinopel geht, zu zerstören, mögen viel dazu beigetragen haben, die Arabi freundlichen Beduinen gegen die Engländer aufzubringen, deren Gold — dieselben führten 3000 Pf. St. bei sich — überdies ihre Raubgier reizte. Kapitän Gill hat sich namentlich im Jahre 1877 durch seine Reise durch China (von Tsching-tu über Tali-fu nach Bhamo) und sein Reisewerk „The River of the Golden Sand" einen Namen erworben (vergl. „Globus" XXXIII, S. 111, 240); es ist höchlich zu bedauern, daß er nicht mehr unbekannte Gebiete hat durchwandern können, wobei ihm sein großes Vermögen so gut zu Statten gekommen wäre. Die drei Engländer verließen am 7. August Suez und wollten fünf Tage später mit einem befreundeten Scheich in Nachl, mitten in der Wüste und etwa halbwegs zwischen Suez und Akabah zusammentreffen. Aber sie langten dort nicht an. Allmählich liefen beunruhigende Nachrichten ein, in Folge deren Oberst Warren ausgesandt wurde, um die Vermißten zu suchen. Derselbe meldet nun, daß Ali Murscheb, Scheich von Terebin, wie es scheint, auf Anstiften des (ägyptischen) Gouverneurs von Nachl, den Raubmord ausgeführt hat. Der Ueberfall fand am 10. August Mitternachts im Wadi Lubr statt. Die drei Unglücklichen wurden an den Rand eines Abgrundes geführt, und ihnen die Wahl gelassen, sich hinein zu stürzen oder erschossen zu werden. Prof. Palmer legte die Hand vor die Augen und sprang hinab, seine beiden Gefährten wurden erschossen. Die Leichen der beiden Letzteren wurden gefunden, diejenige Palmer's noch nicht. Oberst Warren's Abtheilung hat bereits die Frau, die Kinder und Herden des Ali Murscheb gefangen und hofft auch seiner selbst habhaft zu werden. Aber so schmerzlich der Verlust von Palmer und Gill für die Wissenschaft ist, man darf nicht vergessen, daß die Beduinen in ihnen doch nur Engländer sehen konnten, deren Heere gegen ihre Glaubensgenossen und Freunde in Waffen standen, Engländer, welche versuchten, der Sache Arabi's, mit welcher sie sympathisirten, Abbruch zu thun. So wird die Blutthat begreiflich, wenn auch nicht entschuldbar.

— Bei den Verwandten des Dr. W. Junker in St. Petersburg ist ein vom März 1882 datirter Brief des Reisenden eingetroffen, wonach derselbe damals gesund und munter war; er schreibt, daß er an die äußersten Grenzen der bewohnten Negergebiete gekommen sei und einer großen Wüste wegen allein nicht mehr weiter vordringen könne, seine Explorationsreisen in dieser Gegend daher ihren Abschluß gefunden haben. Im Frühjahr 1883 hofft er nach Europa zurückzukehren. — Gleichzeitig druckt das „Ausland" (Nr. 44, S. 865) einen Brief Junker's an Dr. Schweinfurth ab, d. d. Scriba Kubbi, drei Tage zu Ost vom Munsaschen Gebiet, nördlich vom Flusse Gadda, 28. März 1882, worin er viele Angaben über das Stromgebiet des Uelle und über die Nothwendigkeit macht, die dortigen Flüsse für den Verkehr zu benutzen. Er räth den ägyptischen Behörden, bei Zeiten Gebiete im Süden des Uelle zur Erlangung von Elfenbein zu besetzen, da ihr sonst die Zanzibar-Händler von Njangwe (am Congo) aus darin zuvorkommen könnten. Wie Junker ausdrücklich von Arabern erfuhr, ist bereits eine Fühlung mit aus Süden oder Südosten heranziehenden Händlern und deren auf den Markt geworfenen Waare zu konstatiren. Junker schreibt ferner, daß der Uelle unstreitig der Oberlauf des Schari ist, und daß der Aruwimi Stanley's identisch mit einem Flusse Nepoko sein dürfte, der weit im Osten entspringt und südlich von Junker's Reisegebiet westwärts fließt. (In der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik" V, Heft 2, S. 82 ff. sucht soeben Dr. Chavanne die Identität des Uelle mit einem der größern rechtsseitigen Zuflüsse des Congo [Aruwimi oder Ukere] wahrscheinlich zu machen). Von jener oben erwähnten Wüste und seiner Rückkehr nach Europa schreibt dagegen Dr. Junker in diesem Briefe nichts; seine Pläne für die nächste Zukunft formulirt er vielmehr so: „Ueberall an die für den Einzelreisenden geltenden Grenzen der Möglichkeit mich haltend, sehe ich im nächsten Monate meine Reisen hierselbst im Süden als beendet an und suche im Mai oder Juni Bohndorff und meine Vorräthe zu erreichen, von denen ich nun ein volles Jahr und im Kampfe mit manchen Entbehrungen getrennt war. Neuausgerüstet hoffe ich dann im Westen Thätigkeit zu finden."

— Die Nachrichten von dem deutschen Afrikareisenden Flegel reichen bis April. Am 9. März d. J. hatte er endlich von Loko am Benue aus, wo jetzt Engländer und Franzosen Handelsniederlassungen gründen, seine Reise nach Adamaua antreten können, nachdem mit den Vorbereitungen hierzu fast ein volles Jahr seit seiner Rückkehr von der Sokoto-Reise (vergl. „Globus" XL, S. 240) verstrichen war. Er hatte geglaubt den Weg bis Jola in einem Dampfer zurücklegen zu können; doch alle Aussichten zerschlugen sich, und es blieb ihm nichts übrig, als den Landweg zu wählen. Der Reisende ist begleitet von einem erfahrenen Elfenbeinhändler, dem Haussa Madugu, der schon zum 23. Male nach Adamaua geht. Dort gedachte Flegel den Winter zuzubringen und das Land selbst, sowie die angrenzenden Heidengebiete zu erforschen. Entschlüsse für weitere Unternehmungen will er erst nach Prüfung der Verhältnisse an Ort und Stelle fassen. Als dankbarste Aufgabe schwebt ihm die Erforschung der angeblich zur Zeit des höchsten Wasserstandes existirenden schiffbaren Wasserverbindung zwischen dem obern Benue und dem Schari vor. Doch da dieselbe eine auf unsicheren Voraussetzungen beruhende Hypothese und, wenn vorhanden, wahrscheinlich praktisch werthlos ist, so wünscht der Vorstand der Afrikanischen Gesellschaft, daß der Reisende sich nach Süden oder Südosten wende und die noch völlig unbekannte Wasserscheide des Benue, Schari und Congo aufsuche. Hoffentlich erreichen diese Rathschläge den Reisenden noch rechtzeitig, um seine Entschließungen zu beeinflussen. (Weitere günstige, vom 26. Mai datirte Nachrichten von Flegel folgen in nächster Nummer.)

Australien.

— Der wichtigste Agrikulturbetrieb in Queensland, namentlich im Norden desselben, ist zur Zeit der Anbau von Zuckerrohr, welches, wenn der Boden dazu gehörig vorbereitet war, schon nach einem Jahre einen guten Ertrag liefert. Daß auch der Kaffeebaum in Queensland wächst und Früchte trägt, ist zwar längst bekannt, aber ein Gewinn daraus wird immer erst nach Jahren erzielt, und wohl darum wurde die Kultur des Zuckerrohres der des Kaffeebaumes bisher vorgezogen. Im botanischen Garten der Hauptstadt Brisbane stehen sehr kräftige Kaffeesträucher, und ebenso an vielen anderen Orten weiter nördlich, aber immer mehr als Kuriosität, denn für kommerzielle Zwecke. Mr. Bell besitzt am Plane Creek, 32 km südlich von Mackay in 21° 10′ südl. Br. und 149° 5′ östl. L. Gr., Kaffeesträucher, welche über zehn Jahre alt sind und viele, einer Kirsche ähnliche Bohnen tragen, es wird jedoch kein anderer Gebrauch davon gemacht, als daß die Samen an Andere abgegeben werden. Von eigentlichen Kaffeeplantagen giebt es in Queensland zur Zeit nur eine einzige, welche Mr. J. M. Costello besitzt. Sie liegt auf einer vulkanischen Erhebung am obern Laufe des Pioneer-Flusses im Mackay-Distrikte und 13 km von der Stadt Mackay und hat ein vorzügliches Aussehen. Mr. Costello fing seine Pflanzung vor 6½ Jahren an. Man wußte damals nicht, daß die Kaffeepflanze für die zum Känguruhgeschlechte gehörenden Wallabies (Halmaturus) ein besonderer Leckerbissen sei, und ein großer Theil der Pflanzen ging in dieser Weise verloren, bevor man Jagd auf diese Wallabies gemacht hatte. Die Plantage umfaßt ein Areal von 15 Acres oder 60,7 Hektar, auf denen meist die Mocca-Sorte kultivirt wird, während die Ceylon-Sorte ausgeschlossen ist, da man deren Blätterkrankheit, welche auf den Pflanzungen in Ceylon so große Verwüstungen angerichtet hat, fürchtet. Die ältesten Bäume sind jetzt über fünf Jahre alt und fangen an reichlich zu tragen; sie werden, wenn fünf Fuß hoch, gestutzt, damit sie sich buschartig ausbreiten und so den Winden weniger ausgesetzt sind. Mr Costello erzielte aus seiner letztjährigen Ernte zwei Tonnen Kaffee, dessen kräftiger und aromatischer Geschmack hoch gepriesen wird. Er hält sich überzeugt, daß Kaffeeplantagen in Queensland einen guten Gewinn abwerfen, sofern für den Betrieb die billige Arbeitskraft der Kanaken verwendet werden kann. Für die Kaffeekultur eignet sich der reiche vulkanische Boden vorzüglich, aber nicht kalter Lehm oder überhaupt ein undurchlässiger Boden.

Südamerika.

— Ueber das in Panama am 7. September stattgefundene Erdbeben liegen jetzt eingehendere Berichte vor. Der erste Stoß machte sich gleichzeitig, um 3 Uhr 15 Minuten Morgens, über die ganze Breite des Isthmus, in Panama, Colon und den dazwischen gelegenen Ortschaften und Eisenbahnstationen fühlbar. Das Hauptgebiet der Erschütterung scheint also gerade in der Zone der zukünftigen Kanallinie zu liegen. Die Bewegung war wellenartig und kam beinahe direkt vom Norden nach Süden. Sie fing mit einem nicht zu heftigen Schwanken an, das in Panama 30 Sekunden, in Colon 60 Sekunden dauerte und gegen das Ende so intensiv wurde, daß ein längeres Anhalten der Katastrophe die aus Stein gebauten Häuser völlig zerstört hätte. Wie überall bei Erdbeben in Südamerika, haben auch hier die aus Holz und leichtem Material aufgeführten Gebäulichkeiten weniger gelitten. Sowohl die Kathedrale als der Munizipalitätspalast sind in Panama schwer beschädigt worden, von anderen hervorragenden Gebäulichkeiten nicht zu reden. Wo sich aber die Gewalt der unterirdischen Kräfte am meisten bemerklich machte, war auf der über den Isthmus führenden Eisenbahntrace. An manchen Stellen waren die Schienen gebogen, wie wenn Menschenhand ihnen absichtlich eine neue Form gegeben hätte, doch konnte nach einer dreitägigen theilweisen Unterbrechung die Bahn wieder auf der ganzen Strecke befahren werden. Erdbeben sind ja auch in Europa keine Seltenheit, und wenn dasjenige von Panama größere Beachtung verdient, so ist es eben nur, weil angenommen werden kann, daß der zukünftige Kanal möglicherweise mit Naturereignissen zu kämpfen hat, die bisher nicht in Rechnung gezogen worden sind. Selbst wenn man bis auf die Zeiten der Eroberung zurückgeht, findet sich in den vorhandenen Ueberlieferungen keine Spur von ähnlichen Ereignissen in diesem Theile des Isthmus vor, und hatte man sich daher daran gewöhnt, ihn als frei von dieser Plage anzusehen.

— In Frankreich hegt man immer noch einen Schimmer von Hoffnung, daß Crevaux sich noch unter den Lebenden befinden könnte, und sendet deshalb seinen ehemaligen Kameraden, Schiffslieutenant Guierre nach dem Pilcomayo, damit er jenen selbst oder seine Leiche und Hinterlassenschaft aufsuche, sowie auch die Erforschung des Pilcomayo weiterführe.

Polargebiete.

— In der Sitzung der vereinigten Sektionen für physikalische und mathematische Geographie der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg am 24. September (6. Oktober) berichtete der Astronom V. E. Fuß über seine Fahrt nach Nowaja Zemlja im Juli dieses Jahres, wohin er geschickt worden war, um die geographische Lage der neuen Polarstation genau zu bestimmen. Am 19. Juli verließ er mit dem Dampfer „Tschischow" Archangel und langte nach drei Tagen in Nowaja Zemlja an. Von verhältnißmäßig gutem Wetter begünstigt, konnte er innerhalb zweier Tage alle nöthigen Beobachtungen anstellen. Die Bestimmung der Länge gab keine besonders große Differenz mit der bisher bekannten, nämlich nur 11 Sekunden; in Bezug auf die geographische Breite dagegen betrug die Differenz 7½ Minute, d. h. fast 30 Werst (Kilom.). Das Wohngebäude der Station fand er recht zweckmäßig, doch hatte man vielfach dasselbe ausbessern müssen. Am 1. September sollten die Beobachtungen beginnen. („Golos" Nro. 261.)

— Die „Germania", welche mit der deutschen Nordpolarexpedition unter Dr. Giese am 27. Juni Hamburg verlassen hatte, um diese nach ihrer Station zu Kingawa am Cumberland-Sunde zu bringen, ist am 23. Oktbr. wohlbehalten auf der Elbe wieder eingetroffen. Die „Germania" war am 10. August in Kingawa angelangt und hatte am 6. September die Rückreise angetreten. Bei ihrem Abgange war die Station vollständig eingerichtet und die Häuser fertig gestellt, so daß die Beobachtungen ihren Anfang nehmen konnten. Ferner hat in Port Stanley auf den Falklandsinseln Kapitän Seemann im Auftrage der Deutschen Seewarte eine meteorologische Station zweiter Ordnung errichtet, welche als Mittelglied zwischen der in Südgeorgien und den auf dem Festlande von Südamerika thätigen Beobachtungsstationen dienen soll.

Inhalt: Das heutige Syrien XXIII. (Mit sechs Abbildungen.) (Fortsetzung und Schluß folgen in einem spätern Bande.) — J. Audebert: Im Lande der Boilakertra III. — John Baron Müller: Beiträge zur afrikanischen Völkerkunde II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Anthropologie der Juden. — Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Südamerika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion 2. November 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Die Sosnowski'sche Reise durch China.

(Nach dem Berichte des Dr. Pjasetzki.)

I.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen des Dr. Pjasetzki.)

Die nachstehenden Schilderungen sind dem Berichte des russischen Arztes Dr. Pjasetzki entnommen, der als Mitglied der von der russischen Regierung ausgesandten Sosnowski'schen Expedition im Jahre 1874—75 China durchreist und neben manchen interessanten naturwissenschaftlichen, namentlich entomologischen Forschungen, auch Studien über Land und Volk gemacht hat. Der eigentliche Zweck der Expedition war übrigens rein kommerzieller Natur. Es handelte sich darum, den Markt für russische Waaren in China zu erweitern, neue Absatzwege zu eröffnen, neue Verbindungen anzuknüpfen; oder mit anderen Worten: man wollte versuchen, dem russischen Ueberlandhandel ein Gebiet zu erhalten, das durch das immer weitere Vordringen der in den chinesischen Hafenstädten importirten westeuropäischen und amerikanischen Waaren gefährdet erschien.

Ende März 1874 verließen Dr. Pjasetzki und Sosnowski Nischni Nowgorod. Ohne Hinderniß und mit Vermeidung jedes überflüssigen Aufenthaltes wurden die 6000 Werst bis Kjachta mit der Post zurückgelegt. Unterwegs vervollständigte sich das Personal der Expedition: in Omsk schlossen sich zwei neue Mitglieder an, der Photograph Bojarski und der Topograph Matusowski. In Semipalatinsk wurde ihnen eine aus drei Kosaken bestehende militärische Eskorte beigeordnet, und in Irkutsk endlich der Dolmetscher Andrejewski, der leider, wie sich bald herausstellen sollte, für den übernommenen Posten nur wenig geeignet war. In Troizkosawsk, der ehemaligen Grenzfestung, hörten die Reisenden zum letzten Male für lange Zeit das Geläut russischer Kirchenglocken. Von dort führt die Landstraße in südwestlicher Richtung nach der etwa vier Werst entfernten Doppelgrenzstadt Kjachta-Maimatschen. Die als wichtige Handelsplätze berühmten Orte haben sich innerhalb der letzten Jahrzehnte bedeutend vergrößert; namentlich hat Kjachta eine große Menge ansehnlicher Privathäuser aufzuweisen, die den Reichthum der hier ansässigen russischen Kaufleute unverkennbar darthun. Der Verkehr zwischen den beiden Städten ist ungemein lebhaft; tagüber herrscht auf dem 250 m breiten kahlen und unbebauten Landstriche, der, die russische von der chinesischen Stadt trennend, die eigentliche Grenzzone bildet, ein fortwährendes Hinüber und Herüber einer geschäftigen, bunten Menge. Mit Sonnenuntergang wird es still; denn dann werden nach allgemeinem chinesischem Brauche die Thore von Maimatschen geschlossen, und von einem Ein- oder Auslassen etwa Verspäteter ist unter keinen Umständen die Rede. Der hohe Holzzaun vor der chinesischen Stadt, der früher hier die Grenze bezeichnete, ist heute verschwunden. Zwei halbverwitterte, schmutzige Holzpfähle ohne Aufschrift oder sonstige Abzeichen bilden jetzt die Grenzmarken.

An einem hellen Julimorgen langten Sosnowski und seine Begleiter in Kjachta an. Das Haus eines russischen Kaufmanns gewährte ihnen freundliche Aufnahme für die nächsten Tage, die namentlich durch die Verproviantirung für die bevorstehende mehrwöchentliche Fahrt durch die mon-

Nils, der Klaus gegenüber saß, sah ihn an, und plötzlich fiel ihm ein, daß er ihn schon einmal gesehen hatte. Er hatte ihn gesehen, als er mit seinem Vater in Lappland gewesen war

Pyramiden (Gizeh-Gruppe). Die Pyramiden des Gizeh-Feldes, die wir zuerst besuchen, sind die bekanntesten und größten. Sie liegen auf einem Felsplateau, das sich am Westufer des Nils, 20 km südlich von Kairo, erhebt. Die Pyramiden sind Grabmäler der Könige, die sie erbauen ließen. Sie sind aus Kalksteinblöcken aufgeführt, die in den Steinbrüchen des Mokattam-Gebirges gebrochen wurden. Die Steine wurden auf Schiffen über den Nil gebracht und dann auf Rollen und Schlitten zu den Pyramiden geschafft. Die Pyramiden sind nicht massiv, sondern enthalten Gänge und Kammern, in denen die Könige und ihre Angehörigen beigesetzt wurden. Die Gänge sind sehr eng und niedrig, so daß man nur gebückt oder kriechend vorwärts kommt. Die Kammern sind größer und haben Decken, die aus großen Steinplatten bestehen. Die Pyramiden sind von Mauern umgeben, die Tempel und Nebengräber enthalten. Die Tempel sind meist zerstört, aber die Mauern sind noch gut erhalten. Die Pyramiden sind von Sand bedeckt, der sie vor Verwitterung schützt. Die Pyramiden sind von Touristen aus aller Welt besucht, die sie bestaunen und fotografieren. Die Pyramiden sind von Beduinen bewacht, die sie vor Räubern schützen. Die Pyramiden sind von Kamelen umgeben, die die Touristen reiten. Die Pyramiden sind von Pferden umgeben, die die Touristen reiten. Die Pyramiden sind von Eseln umgeben, die die Touristen reiten. Die Pyramiden sind von Fußgängern umgeben, die die Touristen begleiten. Die Pyramiden sind von Händlern umgeben, die Souvenirs verkaufen. Die Pyramiden sind von Bettlern umgeben, die Almosen erbitten. Die Pyramiden sind von Polizisten umgeben, die die Ordnung aufrechterhalten. Die Pyramiden sind von Soldaten umgeben, die die Pyramiden bewachen. Die Pyramiden sind von Archäologen umgeben, die die Pyramiden erforschen. Die Pyramiden sind von Ingenieuren umgeben, die die Pyramiden vermessen. Die Pyramiden sind von Architekten umgeben, die die Pyramiden zeichnen. Die Pyramiden sind von Künstlern umgeben, die die Pyramiden malen. Die Pyramiden sind von Dichtern umgeben, die die Pyramiden besingen. Die Pyramiden sind von Musikern umgeben, die die Pyramiden spielen. Die Pyramiden sind von Tänzern umgeben, die die Pyramiden tanzen. Die Pyramiden sind von Schauspielern umgeben, die die Pyramiden spielen. Die Pyramiden sind von Regisseuren umgeben, die die Pyramiden inszenieren. Die Pyramiden sind von Produzenten umgeben, die die Pyramiden finanzieren. Die Pyramiden sind von Filmemachern umgeben, die die Pyramiden filmen. Die Pyramiden sind von Fotografen umgeben, die die Pyramiden fotografieren. Die Pyramiden sind von Malern umgeben, die die Pyramiden malen. Die Pyramiden sind von Bildhauern umgeben, die die Pyramiden meißeln. Die Pyramiden sind von Architekten umgeben, die die Pyramiden zeichnen. Die Pyramiden sind von Ingenieuren umgeben, die die Pyramiden vermessen. Die Pyramiden sind von Archäologen umgeben, die die Pyramiden erforschen. Die Pyramiden sind von Soldaten umgeben, die die Pyramiden bewachen. Die Pyramiden sind von Polizisten umgeben, die die Ordnung aufrechterhalten. Die Pyramiden sind von Händlern umgeben, die Souvenirs verkaufen. Die Pyramiden sind von Bettlern umgeben, die Almosen erbitten. Die Pyramiden sind von Touristen umgeben, die sie bestaunen und fotografieren. Die Pyramiden sind von Beduinen umgeben, die sie vor Räubern schützen. Die Pyramiden sind von Kamelen umgeben, die die Touristen reiten. Die Pyramiden sind von Pferden umgeben, die die Touristen reiten. Die Pyramiden sind von Eseln umgeben, die die Touristen reiten. Die Pyramiden sind von Fußgängern umgeben, die die Touristen begleiten.

Die Pyramiden von Gizeh.

Sky Father, Earth Mother, and Sun Father. Sky Father is the male principle, the sky, the rain, the thunder, the lightning, the rainbow, the sun, the moon, the stars, the wind, the clouds, the mountains, the trees, the animals, the birds, the fish, the insects, the reptiles, the amphibians, the crustaceans, the mollusks, the echinoderms, the coelenterates, the sponges, the protozoans, the bacteria, the viruses, the fungi, the algae, the lichens, the mosses, the ferns, the conifers, the flowering plants, the grasses, the sedges, the rushes, the cattails, the water lilies, the duckweeds, the pondweeds, the water milfoils, the water hyacinths, the water lettuces, the water chestnuts, the water caltrops, the water spinach, the water cress, the water parsnip, the water celery, the water dropwort, the water hemlock, the water plantain, the water arrowhead, the water primrose, the water loosestrife, the water purslane, the water speedwell, the water forget-me-not, the water mint, the water horehound, the water skullcap, the water germander, the water hyssop, the water betony, the water self-heal, the water figwort, the water monkeyflower, the water lobelia, the water bellflower, the water gentian, the water milkwort, the water violet, the water pimpernel, the water chickweed, the water sandwort, the water stitchwort, the water campion, the water pink, the water buttercup, the water crowfoot, the water anemone, the water columbine, the water meadow-rue, the water globeflower, the water marsh-marigold, the water leather-flower, the water clematis, the water virgin's bower, the water traveler's joy, the water pasque flower, the water hepatica, the water liverleaf, the water bloodroot, the water celandine, the water poppy, the water fumitory, the water corydalis, the water dutchman's breeches, the water squirrel corn, the water bleeding heart, the water steeplebush, the water meadowsweet, the water spiraea, the water rose, the water blackberry, the water raspberry, the water strawberry, the water cinquefoil, the water avens, the water agrimony, the water burnet, the water salad burnet, the water great burnet, the water lesser burnet, the water garden burnet, the water sanguisorba, the water alchemilla, the water lady's mantle, the water parsley piert, the water rock cress, the water whitlow-grass, the water shepherd's purse, the water hedge mustard, the water garlic mustard, the water jack-by-the-hedge, the water dame's violet, the water sweet rocket, the water honesty, the water wallflower, the water stock, the water gillyflower, the water candytuft, the water iberis, the water arabis, the water aubrieta, the water alyssum, the water draba, the water erophila, the water cochlearia, the water thlaspi, the water lepidium, the water capsella, the water sisymbrium, the water erysimum, the water cheiranthus, the water matthiola, the water hesperis, the water arabis, the water aubrieta, the water alyssum, the water draba, the water erophila, the water cochlearia, the water thlaspi, the water lepidium, the water capsella, the water sisymbrium, the water erysimum, the water cheiranthus, the water matthiola, the water hesperis,

Figure 12. Sky Father

Digitized by Google

THE LATE EARL OF ELGIN AND KINCARDINE, K.T., G.C.B., AND G.C.M.G.

Die Ankunft Stanleys und Livingstones in Unyanyembe. Nach dem Gemälde von Frank Wilcox.

Henry Morton Stanley.

Nach einer Photographie.

Dr. David Livingstone.

Nach einer Photographie.

gewann ſich namentlich Pjaſetzki die Freundſchaft des ſtrebſamen Mannes. Durch die Vermittelung des Dolmetſchers, dem begreiflicherweiſe alle techniſchen Ausdrücke fehlten, wurden dieſe Belehrungen freilich bedeutend gehindert, immerhin aber war der Reiſende im Stande, ſeinem Wirthe manchen praktiſchen Fingerzeig für die Handhabung der koſtbaren wiſſenſchaftlichen Inſtrumente zu geben, die er zugeſandt erhielt, und mit denen er nur zu oft nichts Rechtes anzufangen wußte. Außer der Gasleitung hatte er ſich auch einen Telegraphen durch ſämmtliche Räume ſeines Hauſes gelegt, und neben einem reich ausgeſtatteten photographiſchen Laboratorium beſaß er einen großen, mit mehreren kleinen Dampfmaſchinen verſehenen Arbeitsraum. Uebrigens trug ſich Fan-jan damals mit dem Plane, die Konceſſion für die Gasbeleuchtung der Hauptſtadt für ſich zu erwerben. Seltſam genug machte ſich neben allen dieſen aufgeklärten Neigungen das alte Chineſenthum, das immer wieder zum Vorſchein kam. Wie er bei jedem Verſuche, auf europäiſche Weiſe zu eſſen, immer bald Meſſer und Gabel bei Seite legte, um die Finger an ihrer Stelle eintreten zu laſſen, ſo huldigte er neben ſeinen gelehrten Beſtrebungen auch dem Lieblingsſport der Chineſen, dem Grillenkampfe. Dieſes für die kleinliche und kindiſche Richtung des chineſiſchen Volkes im Allgemeinen charakteriſtiſche Vergnügen beſteht in nichts Anderem als in dem Kampfe zweier, verſchiedenen Beſitzern gehörigen Feldgrillen (Gryllus campestris), die oft, wenn ſie ſich ſchon als gute Kämpfer bewährt haben, mit ungeheueren Summen bezahlt werden. Ungeheuere Summen werden auch bei dieſem kindiſchen Sport verwettet. Auf den Straßen und öffentlichen Plätzen, in allen Theehäuſern und Reſtaurants der Hauptſtadt ſahen die Reiſenden ernſthaft dreinſchauende Männer aller Klaſſen in athemloſer Spannung die Porcellanſchalen umſtehen, in denen die kleinen Kämpfer mit einander rangen. Die Bedingungen des Kampfes werden vorher ſchriftlich aufgeſetzt; oft gilt ein Hinausdrängen über die Mitte des Gefäßes ſchon als Sieg, in den meiſten Fällen wird der Kampf aber nicht eher für beendet erklärt, als bis der Sieger den Unterliegenden über den niedrigen Rand des Napfes hinausgedrängt hat. Für den Fang der Grillen, mit dem ſich eine Menge Leute beſchäftigen, exiſtirt ein beſonderer Apparat. In dem Hauſe jedes wohlhabenden Sportliebhabers aber werden ſtets mehrere Preiskämpfer unter großen Glasglocken gehalten und mit aufgeweichtem Reis gefüttert.

Im Lande der Voilakertra auf Madagaskar.

(Nach meinem Tagebuche.) Von **J. Audebert.**

IV.

Am andern Tage gegen Mittag entſtand ein großer Volksauflauf. Es wurden in der Ferne Maſſen Bewaffneter ſichtbar und im Orte herrſchte große Verwirrung, da man einen Angriff befürchtete. Bald aber erſchienen zwanzig Krieger vom Stamme der Voilakertra und brachten die Nachricht, es ſeien vier ihrer Dorfchefs und Abgeſandte des Königs Ramadoſa, welche in der Abſicht kämen mir einen Beſuch abzuſtatten. Ich ließ Matten ausbreiten um den Gäſten das Sitzen bequemer zu machen, da ich ſie aus Mangel an Raum vor der Hütte empfangen mußte und ſah den Dingen, die da kommen ſollten, entgegen. Endlich erſchien die Geſellſchaft unter Trommelſchlag und Geſang oder beſſer geſagt, Geheul. Die vier Chefs nahmen in Begleitung des Königs von Mahabe auf den Matten vor meiner Hütte Platz. Einer nach dem andern hielt hierauf eine lange Rede, deren Inhalt bei allen derſelbe war und mir ausdrückte, ich ſei willkommen und habe nichts zu fürchten. Ramadoſa, der König aller Voilakertra, freue ſich ſehr mich zu ſehen und ſende mir zwei Ochſen zum Geſchenk. Außerdem übergaben dieſelben mir eine Menge Geflügel und ſonſtiger Lebensmittel in ihrem Namen und dem ihrer Krieger. Ich erwiederte die gehaltenen Reden, ſo gut ich es vermochte und verſprach den König in nächſter Zeit zu beſuchen. Die herbeigeſtrömte Menge mochte über zweitauſend Köpfe betragen, wovon die Hälfte Krieger waren. Der Reſt beſtand aus Greiſen, Weibern und Kindern. Alle ſtanden die ganze Zeit über dicht um uns gedrängt und waren vor Erſtaunen außer ſich, als ſie mich in ihrer eigenen Sprache zu ihren Chefs reden hörten.

Zu den geſchenkten Ochſen kaufte ich noch drei hinzu und gab die fünf Thiere der Menge Preis. Meine Diener bemächtigten ſich der beſten Stücke für die Tafel der Würdenträger. Außerdem vertheilte ich noch Reis und Geflügel, ſoweit mein Vorrath reichte, wobei allerdings, nachdem zuerſt für die Chefs geſorgt war, wenig übrig blieb. Bald ſaßen die Beſucher in Gruppen um die Feuer vor und in den Hütten und brieten und kochten, daß es eine Luſt war, ſie ſchienen alle ſehr vergnügt und zufrieden zu ſein, obwohl nach meiner Berechnung die fünf Ochſen für die große Menge kaum genügend waren. Jedenfalls verſchwanden dieſelben in merkwürdig kurzer Zeit und im wahren Sinne des Wortes mit Haut und Haaren. Selbſt von den Eingeweiden ging faſt nichts verloren und mit der Zubereitung wurde es nach unſeren Begriffen nicht allzu genau genommen. Die Magen derſelben wurden einfach durch Schütteln ihres Inhaltes entleert und wanderten in Stücke gehackt und geriſſen in dieſem Zuſtande in die bereitſtehenden Töpfe, welche letzteren die Einwohner Mahabes ſtellten. Bei mir ging es natürlich feiner her. Ich lud noch ſechs Standesperſonen des Ortes zu meiner Tafel und wir waren ſo zu zwölfen. Um nicht jedem Gabel und Meſſer geben zu müſſen, welches unmöglich war, da ich überhaupt nur zwei Gabeln hatte, ſo aß ich heute auch mit den Fingern oder beſſer geſagt, ich that, als ob ich äße. Aus Rückſicht gegen die Gäſte war das Mahl nämlich nach Landesſitte hergeſtellt worden, alſo einfach gekocht oder an einem hölzernen Spieße über dem Feuer gebraten, wobei es nicht ſehr ſauber zugegangen war. Da die Malgaſchen niemals während des Eſſens trinken, ſo bildete eine Taſſe ſchwarzen Kaffees ohne Zucker den würdigen Schluß des Diners. Nach der Mahlzeit erwiederte ich die Geſchenke nach Kräften durch Baumwollenzeug, Spiegel, Perlen u. ſ. w. Die meiſten dieſer Herren hatten nie einen Spiegel geſehen und betrachteten ſich darin mit grinſendem Vergnügen nach allen Seiten

hin, wobei sie alle Gesichtstheile befühlten, wahrscheinlich um sich von deren wirklichem Vorhandensein zu überzeugen. Alle diese Leute glichen denen Mahabes, und gilt daher für sie und alle Voilakertra das schon Gesagte. Nachdem ich mit den Chefs abgemacht hatte, daß sie mir dreißig starke Männer zurücklassen sollten, um mich zu Ramadosa zu geleiten und zugleich meine Sachen zu tragen, brach die ganze Gesellschaft wieder auf und begab sich auf den Heimweg.

Da ich am andern Morgen zeitig abreisen wollte, so begab ich mich frühzeitig zur Ruhe. Beim ersten Hahnenschrei meldeten sich die betreffenden Männer. Dieselben machten wenig Worte, ergriffen das ihnen zugetheilte Gepäck und befestigten es zu gleichen Theilen an die beiden Enden einer sechs Fuß langen Stange. Nachdem sie ihren Gürtel fest geschnürt hatten, warfen sie diese Stange über die Schulter und setzten sich in Bewegung. Mein Jäger, der hier nicht den Spott seiner Landsleute fürchtete, ließ sich bewegen die Hündchen zu tragen, als ich ihm die Wahl zwischen diesen und zwei sechzig Pfund wiegenden Kisten anheimstellte. Von Ambodivoro bis Mahabe hatte ein Knabe die Thierchen befördert. Ich folgte dem Zuge mit meinen beiden anderen Dienern, welche Lanzen, meine fünf Gewehre und Munition trugen. Bis Mittag ging es südwestlich über hügelige Grasflächen und zwar in einem Tempo, daß ich nur mit äußerster Kraftanstrengung, halb laufend, folgen konnte. Die Voilakertra trabten einer hinter dem andern und zwar bergauf schneller als bergab, — sie entschwanden bald aus meinem Gesichtskreise. — Um Mittag jedoch holte ich die ganze Gesellschaft auf einem Hügel ein, wo sie in einigen scheinbar verlassenen Hütten mit Reiskochen beschäftigt waren. Vor Müdigkeit brachte ich keinen Bissen herunter, schämte mich aber die Leute zu langsamerm Gehen anzuhalten und so ging es nach kurzer Rast weiter unter der glühenden Sonne. Gegen drei Uhr genoß ich das interessante Schauspiel einem Gefechte von Voilakertra mit Chavoais zusehen zu können. Sie standen nördlich von uns und beschossen sich lebhaft, Sträucher oder große Steine als Deckung benutzend. Ihre Kampfweise war die des Einzelgefechtes, ähnlich wie es jetzt bei unserer Infanterie ausgeübt wird, und jeder Mann schien auf eigene Faust zu handeln, da kein Befehlshaber sichtbar war. Als meine Träger die Schüsse hörten, hatten sie eine so schnelle Gangart eingeschlagen, daß ich ganz darauf verzichten mußte, ihnen zu folgen. Obwohl ich nicht daran zweifle, daß wir von den kämpfenden Theilen bemerkt worden waren, so nahm doch niemand von mir Notiz und ich kam unbelästigt vorüber. Nicht einmal eine Kugel fand den Weg nach unserer Richtung. Meine Leute hatten Halt gemacht, sobald sie aus dem Gesichtskreise der Streitenden waren und erwarteten mich hier lachend mit der Frage, wie es mir gefallen habe. Sie schienen gespannt auf den Eindruck, den der Anblick des Kampfes auf mich gemacht habe. Ich erwiederte einfach, die Voilakertra verständen ihr Sache, und lachte mit.

Der Weg ging jetzt westlich und die Gegend wurde waldig. Kurz darauf begannen wir mit dem Besteigen des hohen und steilen Gebirgszuges. Die Umgebung bestand aus Wald und zerklüftetem Felsengestein und sah wild aus. Gegen Abend gelangten wir auf eine Art Plateau und zugleich in die Residenz Ramadosa's. Das Dorf war mit großen Steinen umgeben und der Eingang sehr eng. Die umliegenden Felder waren alle bepflanzt und das Erdreich bestand aus rothem Lehm. Nicht weit vom Dorfe erhob sich der Berg von Neuem. Die Aussicht war von hier aus eine entzückende bis in endlose Fernen. Man konnte das ganze wellenförmige Grasland bis zum bewaldeten Küstengürtel überblicken. Darüber hinaus ahnte man das Meer mit seiner Unendlichkeit. Die Umrisse verschwanden hier allmählich in der überaus klaren Luft. Unten schlängelte sich der Manambuto durch die Hügel durch. Rechts und südöstlich von uns zog sich ein bewaldeter Vorläufer der großen Gebirgskette hin, überhaupt schienen die Hügel dort höher und die Gegend gebirgiger und waldiger zu sein als links und gerade vor uns.

Gegen Abend oder früh Morgens sind die Fernsichten in Madagaskar von großer Schönheit. Die Farbe der Landschaft ist dann frisch und gesättigt, während in der verzehrenden Sonnengluth des Tags alles fahl und ausgedörrt erscheint. Es liegt dieses sowohl an der Abends und Morgens geringern Helle, die dem Auge das Schauen gestattet ohne es zu blenden, als auch daran, daß zu dieser Zeit die Vegetation in ihrer ganzen Frische dasteht. Der Thau fällt sofort nach Sonnenuntergang und besonders an trockenen Tagen so stark, daß er einem leichten Regen gleicht. Leider tritt fast gleichzeitig mit ihm die Dunkelheit ein und hüllt alles in ihre Schatten.

Bei meinem Einzuge in Lambohazi wiederholte sich dieselbe Scene wie in Mahabe, nur in großartigerm Maßstabe. Auch waren die Leute über meine Ankunft und Persönlichkeit aufgeklärt worden, so daß man mich im Voraus als Freund betrachtete. Ich wurde sofort in eine bereitgehaltene Hütte geleitet und mit Lebensmitteln und kleinen Geschenken überhäuft. Meine drei Diener, welche noch immer in Besorgniß um ihr werthvolles Dasein geschwebt hatten, schienen sich endlich zu beruhigen und das Gefühl der Sicherheit zu erlangen. Sie gelangten später nach Rückkehr in ihre Heimath in den Ruf von großen Helden und wurden angesehene Männer. Ganz müde und abgespannt, wie ich durch den raschen Lauf des Tages war, zog ich mich früh zurück und begab mich zur Ruhe. Am andern Morgen rüstete ich mich frühzeitig zu einem Besuche beim Könige.

Ich belud zwei meiner Leute mit Geschenken für denselben, der dritte blieb zur Bewachung der Hütte zurück.

Der König Ramadosa befand sich in einer größern, mit einer Holzpalissade umgebenen Hütte, von einem Dutzend Würdenträgern umgeben. Bei meinem Eintritte wurde eine Trommel gerührt; ich setzte mich dem Könige, der sich nicht erhob, gegenüber. Nachdem dieses geschehen, hieß er mich willkommen und versicherte mich seiner Freundschaft und vollständiger Sicherheit in seinem Reiche. Derselbe war ein untersetzter kräftig gebauter Mann von Mittelgröße. Er trug ein rothes Kleid, eine lange Blouse aus Wollstoff, einen braunen Filzhut und eine Kette von Perlen und Krokodilzähnen um den Hals. Dunkelbraun von Farbe, wie seine Leute, trugen seine Züge den Ausdruck von Verstand und großer Festigkeit, er mochte etwas über vierzig Jahre zählen. Nach ihm nahm jeder der Würdenträger, von denen einige schon sehr bejahrt waren, das Wort. Sie wiederholten im Wesentlichen, was der König schon gesagt hatte. Ich erwiederte hierauf und überreichte dem König die mitgebrachten Geschenke. Sie bestanden aus einem vollständigen weißen Anzuge, einer rothen Mütze, Baumwollenzeug, Perlen, kleinen Spiegeln, zehn Pfund Salz und einem Pfund Pulver. Der König schien in höchstem Grade davon befriedigt und sprach seinen Dank zu wiederholten Malen lebhaft aus. Als ich Gefallen zeigte an seiner Halskette und einem primitiven Dolch, den er trug, bot er mir beides sofort an. Er schickte mir später vier Säcke Reis, eine Menge Zuckerrohr und Bananen, Geflügel, zwei Ochsen und eine äußerst zahme

und schöne Milchkuh, welche ich lange besaß und mit mir führte.

Ramadosa verfügt über zweitausend kräftige und streitbare Krieger, welche in Dörfern vertheilt theils im Gebirge theils in der Ebene mit ihren Familien wohnen. Er selbst, in jüngeren Jahren einer der kühnsten und tapfersten Krieger seines Stammes, betheiligt sich heute persönlich an den Kämpfen nicht mehr. Die Dörfer stehen unter dem Befehle der Dorfchefs, älterer, erfahrener Männer. Die Angriffe auf die Chavoais werden von den Kriegern der einzelnen Dörfer oder in Gemeinschaft mehrerer Dörfer unternommen. Diese Bewegungen sowie deren Verlauf werden Ramadosa stets gemeldet, er billigt oder untersagt sie. Bei Gelegenheit werden dieselben von den Kriegern aus der Umgebung des Königs unterstützt. Bei größeren Streifzügen werden die meisten Krieger in Lambohazi versammelt und brechen von da aus gemeinsam auf. Der Plan wird vorher gut verabredet und jeder weiß im Voraus, was er zu thun hat. Die Beute wird von den kämpfenden Theilen getheilt und diese wiederum geben dem König einen Antheil davon ab. Waffen und Munition sind Privateigenthum und das Beschaffen derselben dem Einzelnen freigestellt. Ein Drittel sämmtlicher Krieger ungefähr ist mit Gewehren versehen, die anderen kämpfen mit Wurfspeeren ohne Schild. Im Ganzen sind die Boilakertra den Chovoais überlegen. Beide dehnen ihre Angriffe jedoch nicht bis in die Berge aus, sondern halten sich meistens in der Ebene. Die abgebrannten Dörfer werden bald wieder hergestellt, was nicht schwer hält, da zwei Männer in drei Tagen eine Hütte leicht erbauen. Das Schwerste dabei ist das Herbeischaffen des nöthigen Materials, da der Wald ziemlich entfernt liegt. Der Krieg entstand wegen eines zur Reiskultur geeigneten, feuchten Grundes, eines sogenannten Tave, das von beiden Seiten beansprucht wurde; jedoch scheint der Haß beider Stämme ein uralter zu sein, sonst würde diese geringfügige Sache denselben nicht zu solcher Dauer haben steigern können.

Lambohazi mit seiner Lage kann jedem Angriffe trotzen und ist einem solchen überhaupt nicht ausgesetzt, da von hier aus die Bewegungen im Thale auf weite Entfernungen wahrgenommen werden können und die Boilakertra Nachts stets Patrouillen ausschicken um den Feind zu beobachten. Jeder im Thale fallende Schuß wird oben vernommen und bei heftigem Feuer steht die ganze Mannschaft unter Waffen und der König wird sofort durch Eilboten von der Sachlage benachrichtigt. Ueberhaupt wechseln die Kouriere beständig zwischen der Residenz und allen Punkten des Landes. Was diese Leute leisten, ist unglaublich. Sie können einen ganzen Tagemarsch im Trabe zurücklegen, begnügen sich Mittags mit etwas Reis, den sie bereits gekocht mit sich führen, und kehren nach erfolgter Meldung, wenn die Sache dringlich ist, sofort wieder im Trabe zurück. Ich sah deren, welche einen solchen Weg gemacht hatten und doch nicht sehr angegriffen aussahen. Beim Laufen schwitzen dieselben sehr stark und manche keuchen ganz entsetzlich. Hat dieses Keuchen aber einen gewissen Höhepunkt erreicht, so nimmt es nicht mehr zu und scheint den Betreffenden weiter nicht lästig zu fallen. Wird eine Strecke im kurzen Trabe zurückgelegt, so wird der Lauf selten unterbrochen, bei großer Eile dagegen gehen die Kouriere alle zehn Minuten ungefähr eine Minute im Schritte. Am Tage baden sie beinahe an jedem vorbeifließenden Wasser, wobei sie ganz erhitzt, wie sie sind, hineinstürzen, eine halbe Minute sich stark reiben und dann weiterlaufen. Getrunken wird während des Laufes nicht, sondern blos der Mund ausgespült. Es sei indeß ausdrücklich bemerkt, daß lange nicht alle Malgaschen zu solchen Leistungen fähig sind, sondern daß diese in der Gewohnheit und Erziehung von Jugend auf begründet sind.

Lambohazi ist im Uebrigen sorgfältiger gebaut als die anderen Dörfer. Die Pfosten der Hütten sind etwas behauen und verziert. Das Dorf kann ungefähr 400 Hütten zählen, welche planlos durcheinander stehen.

Ich verblieb hier drei Tage und erkundigte mich nach dem aombi tsi aombi, aber es war nichts davon zu erfahren. Auf den Streifzügen, welche ich in die Umgegend unternahm, sah ich nichts außer bekannten kleinen Säugethieren und Vögeln. Der Manambuto ist hier nur mehr ein kleines Waldbächlein und entspringt auf der Höhe des Gebirges. Letzteres ist sehr eisenhaltig und liefert die zur Anfertigung der Lanzen und Beile benöthigten Eisenerze, welche sich überall in großer Menge graben lassen. Die Eingeborenen schmelzen dieselben mit Hülfe einer Blasevorrichtung, wie sie auch die Hovas im Gebrauche haben, und hämmern daraus gut gearbeitete Waffen. Das gewonnene Eisen ist biegsam, von guter Beschaffenheit und polirt sich leicht und schön. Jedenfalls sind diese eisenhaltigen Berge von Einfluß auf die schrecklichen, sich hier mit ganz besonderer Heftigkeit entladenden Gewitter. Ich habe nicht bemerkt, daß der Blitz in eine Hütte eingeschlagen hätte, wohl aber geschah dies öfters in die dicht mit Rindern gefüllten Umzäunungen, wobei einmal 19 Stück getödtet wurden.

Die Wärmegrade schwanken im März zwischen 18 bis 22° R. Morgens und Abends gegen sechs Uhr. In der Mittagszeit ist die Hitze sehr verschieden und erreicht bei unbedecktem Himmel gewöhnlich 35° R.

Da mir versichert wurde, daß in den Wäldern, die man in südöstlicher Richtung von hier aus erblicken konnte, allerlei Thiere zu finden seien, so beschloß ich dorthin aufzubrechen. Es lag dort ein Ort Namens Marovau, dicht an der Grenze der Valave und $1^1/_2$ Tagereise von Lambohazi entfernt, den ich bewohnen wollte, da er dem Walde am nächsten lag.

Ich erhielt vom König vierzig Mann als Begleitung und schied, wie es schien, unter allgemeinem Bedauern am Morgen des vierten Tages meiner Anwesenheit in Lambohazi. Der Weg bot nichts Neues und ich erreichte Marovau gegen 5 Uhr am zweiten Tage meiner Abreise. Meine Begleiter kehrten, sobald sie ihren Lohn erhalten hatten, stehenden Fußes wieder zurück, da es ihnen hier nicht zu gefallen schien. Das ganze Dorf bestand aus drei armseligen Hütten, welche inmitten eines mit fußtiefem Kothe angefüllten Rinderparks standen. Erst nachdem ich eine Art Brücke aus hingeworfenen Holzstücken hergestellt hatte, gelangte ich ohne Unfall in ein solches Gehäuse, wo ich eine ungemüthliche Nacht verbrachte, da es von Musquitos und Stechfliegen wimmelte. Die ebenfalls gequälten Rinder im Parke scheuerten sich die ganze Nacht an der Hütte und versetzten dieselbe in schwankende Bewegung, schlugen auch wohl mit den Hörnern durch die dünne Laubwand derselben. Am andern Morgen war meine schöne Brücke in den Koth getreten und ich trat die Reise ins Freie auf den Schultern meiner Leute an, wobei dieselben bis an den Leib in den Koth einsanken. Da ich hier nicht bleiben konnte und einige Minuten weiter im Walde eine schöne Stelle fand, so ließ ich unter Beihülfe der drei männlichen Dorfbewohner und einiger Kinder dort zwei Hütten erbauen. Das nöthige Laub und Holz war in der Nähe und bereits am Abend der Bau so weit gefördert, daß ich einziehen konnte. Im Laufe der folgenden Tage wurde der Ort soweit hergerichtet, daß ich meine Ausflüge beginnen konnte. Marovau liegt

auf einem Plateau, welches nach Westen zu sehr steil abfällt. Man sieht von hier aus die Berge, auf denen uns schräg gegenüber Lambohazi liegen mußte. Oft drang Gewehrfeuer bis zu unserm stillen Wohnsitze und erinnerte uns an den Kampf im Thale. Oestlich zog sich alter Urwald auf hügeligem Terrain hin. Ich verblieb hier im Walde zwei volle Monate und sammelte besonders kleine Raubthiere, unter anderen die seltene Viverra fossa, und fünf Lemur-Arten. Beim Lemur varius, der hier häufig ist, fand ich die weiße Farbe stärker entwickelt als nördlicher, wo das Schwarz sich mehr geltend macht. Die Vogelwelt ist hier spärlich vertreten. Neu für die Wissenschaft waren drei Helix-Arten, zwei Cyclostoma und eine Ampullaria, die ich hier fand. Aeußerst häufig kommt hier das Wildschwein (Sus larvatus) vor, wovon ich zahlreiche Stücke erlegte. Es wird behauptet, daß noch eine zweite kleinere Art auf Madagaskar lebt, davon habe ich jedoch nichts bemerkt. Beim Wildschwein findet man selten zwei Exemplare, die sich in der Farbe vollständig gleichen. Sie sind je nach Alter und Jahreszeit mehr grau, röthlich oder dunkler gefärbt und dies mag die Ursache obiger Annahme sein. Gereizt oder verwundet sind dieselben stets gefährlich und richten überhaupt auf der Jagd viele Hunde zu Grunde.

Die Eingeborenen der Umgegend besuchten mich oft und brachten Lebensmittel zum Tausche gegen Perlen, so daß wir keinen Mangel litten. Nicht immer ist der Reisende so glücklich; ich habe auf anderen Reisen Monate lang von alten Papageien und Maniocwurzeln leben müssen, da es in vielen Gegenden an Lebensbedürfnissen oder Wildpret gänzlich fehlt. Von ungeheurem Vortheil war mir auch auf dieser Reise die Kenntniß der Sprache und der Landessitten im Allgemeinen. Manch' gefährliches Mißverständniß wird dadurch vermieden und allem Verrath von vornherein die Spitze abgebrochen. Wird man bei den Malgaschen heftig oder zornig, so ist alles verloren. Dieselben sehen darin stets eine Bedrohung ihrer Personen und ist erst einmal das gute Einvernehmen gestört, so ist es sehr schwer dasselbe wieder herzustellen.

Von Marovau begab ich mich später nach dem Hova-Fort Ankara und von da zu den nichtswürdigen Balave. Hatte ich mich bei den Boilakertra wenig zu beklagen, so kann ich dieses von den Balave nicht behaupten. Es sind geborene Spitzbuben und Mörder und von ihnen gilt mit Recht, was den Boilakertra in die Schuhe geschoben wird.

Die neue Katakombenforschung.

In dem Gebiete der christlichen Archäologie hat sich in den letzten zwanzig Jahren eine Wissenschaft ausgebildet, welche das Interesse auch der Leser dieser Zeitschrift in Anspruch zu nehmen geeignet ist: die Katakombenforschung. Ihre Anfänge liegen am Ausgange des 16. Jahrhunderts, wo in Rom durch Zufall eine altchristliche Grabstätte entdeckt wurde. Den überraschten Forschern erschloß sich bald ein großartiges System unterirdischer Grabanlagen mit vielfach verschlungenen, in mehreren Stockwerken übereinander geordneten Galerien. Wie ein Gürtel umgeben sie die ewige Stadt. Gleiche Anlagen entdeckte man bald auch außerhalb Roms: in Neapel, auf Sicilien (Syrakus, Palermo, Girgenti u. s. w.) und im Orient (Alexandrien, auf Melos, Kyrene). Zahlreiche Inschriften, deren älteste bis in das erste Jahrhundert zurückgehen, las man in den Galerien auf, fand Gemälde, zum Theil von vortrefflicher Ausführung, an den mit Kalk überzogenen Wänden, und, besonders in Rom, eine große Zahl von Marmorsarkophagen mit Reliefdarstellungen aus der heiligen Geschichte. Dazu kam eine unübersehbare Menge von verschiedenen Gegenständen, welche die alten Christen, der antiken Sitte folgend, in dem Grabe deponirt hatten. Von welchem kulturgeschichtlichen Werthe diese Denkmäler sind, braucht nicht bewiesen zu werden. Sie sind die unmittelbarsten Zeugnisse des volksthümlichen Lebens der Christen des ersten bis fünften Jahrhunderts und als solche um so höher zu schätzen, da die literarischen Quellen hier verhältnißmäßig dürftig sind. Daher ist es freudig zu begrüßen, daß ein auf diesem Gebiete seit einigen Jahren thätiger Gelehrter, Dr. Victor Schultze[1]), das vorliegende Material in einer übersichtlichen Darstellung mit den Mitteln moderner archäologischer Forschung verarbeitet und auf diese Weise ein höchst brauchbares und sehr gelehrtes Kompendium der Katakombenforschung geschaffen hat. An Versuchen ähnlicher Art, wenn auch nicht von diesem weiten Umfange, fehlt es freilich nicht, aber entweder waren sie nicht selbständige Arbeiten oder in apologetischem Interesse, zu Nutz und Frommen der römisch-katholischen Dogmatik unternommen. Aus dem reichen Inhalt des Buches seien hier zwei Punkte, die von allgemein kulturgeschichtlichem Werthe sind, hervorgehoben: die „Konstruktion der Katakomben" und die „innere Ausstattung des Grabes". Man erfährt hier von einer eigenartigen Grabarchitektur, die z. B. in Neapel große unterirdische Säle geschaffen hat und die zwar hier und da an vorchristliche Anlagen anknüpft, aber doch im Großen und Ganzen ihren eigenen Weg geht. Geradlaufende Galerien, an die sich ziemlich regelmäßig Kammern, Erbbegräbnisse ansetzen, deren Decke in bestimmter Entfernung auch von einem Licht- und Luftschacht durchbrochen wird — das ist im Allgemeinen das fein ausgebildete architektonische System. Unsere erste Abbildung zeigt ein Stück der Katakombe zu Kyrene, die in höchstem Grade eigenthümlich ist. Sie liegt „nördlich von der alten Stadt, in dem östlichen Theile der durch den Chaët geschiedenen umfangreichen antiken Nekropole und ist horizontal in einen schroffen Felsenabhang eingeschnitten in einer Tiefe von 55 m und mit einer anfänglichen Breite von circa 17 m, die sich aber fortschreitend allmählich bis zu 3,5 m verringert. Der Galerienbau ist durchaus verschmäht. Die Anlage besteht aus einem Konglomerat zusammengeschobener größerer und kleinerer Grabkammern, die sämmtlich mit schmalen oder breiten Pforten in einen unregelmäßigen grablosen Mittelraum münden." Was insbesondere die Grabkammer anbetrifft, die offenbar Privatbesitz war, so sind die Wände architektonisch reich belebt und mit imposanten Grabformen durchsetzt. Die Malerei ist sparsamer, aber mit glücklicher Erzielung dekorativer

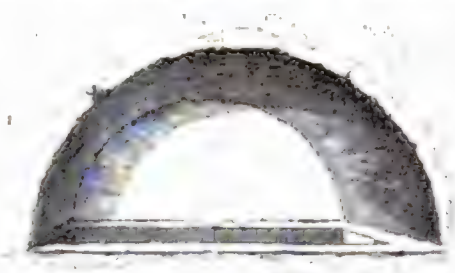
[1]) Die Katakomben. Die altchristlichen Grabstätten. Ihre Geschichte und ihre Monumente. Mit einem Titelbilde und 52 Abbildungen im Texte. Leipzig 1882. Veit und Comp. (X, 342 S., Imp. 8).

rativer Wirkungen in Anwendung gekommen. Die Meinung, daß diese Grabkammern oder wenigstens ein Theil derselben in Verfolgungszeiten den Christen als gottesdienstliche Versammlungsorte gedient, erweist sich als irrthümlich. „Schon in dem Erforderniß, eine, wenn auch noch so kleine Gemeinde heimlich darin zusammenzubringen, stellt sich eine Schwierigkeit dar, welche die Vorstellung von der Katakombenkirche unhaltbar macht.“ Die Gräber sind schrankförmig in die Seitenwände eingeschnitten, in wechselnder Form. Neben dem einfachen sargförmigen Grabe findet sich das sogenannte Arkosolium (Fig. 2), welches aber keine feste Form hat. In der abgebildeten Grabkammer zu Kyrene z. B. ist es großartiger entworfen und mit einer aus Stucco hergestellten Muschel verziert. Die Urtypen dieser Formen lassen sich schon in vorchristlicher Zeit nachweisen; erinnert sei nur an die phönikischen Gräber sowohl in der Heimath

Theil der Katakomben zu Kyrene.

der Phönikier selbst als auch in den Kolonien, und an die griechischen Grabanlagen bei Syrakus; aber in den christlichen Katakomben erscheint die Arbeit sorgfältiger und daher vollendeter.

Was den zweiten Punkt, die innere Ausstattung des Grabes anbetrifft, so geht der Verfasser mit Recht von der antiken Sitte aus. „Der antiken Sitte galt das Grab als die zweite Wohnung des Menschen. Es ist das ‚ewige Haus‘ der Seele, der Ort unwandelbaren Heils, immerdauernden Schlafs.“ Damit deckt sich die altchristliche volksthümliche Anschauung. „Auch in der Christenheit finden wir daher das Streben, dem Todten das Grab möglichst wohnlich zu machen durch Ausstattung mit jenen Kleinigkeiten, welche dem Menschen im Leben vertraut und lieb geworden sind.“ — „In wie großer Anzahl solche Gegenstände in und an den Gräbern zu finden sind, geht aus einer über die Funde in S. Agnese in Rom aufgestellten sorgfältigen Statistik hervor, wobei aber nicht außer Acht zu lassen ist, daß Theile dieser Katakombe schon in früherer Zeit durchsucht und ausgeleert, andererseits viele Gräber noch gar nicht geöffnet sind. Die in den letzten Jahren in der Katakombe, welche 5753 Gräber umfaßt, vorgenommenen Ausgrabungen förderten zu Tage: 283 Glasgefäße und Emaillegegenstände, 33 Thongefäße, 131 Lampen, 148 Ringe aus Knochen, 88 Knöpfe und mannigfach gestaltete Stücke aus demselben Material, 29 Münzen, 6 Glasschalen und 35 Gegenstände verschiedener Art.“ Sämmtliche in den Gräbern gefundenen Gegenstände werden dann von dem Verfasser unter den einzelnen Rubriken beleuchtet: Hausgeräth und Instrumente — Schmuck- und Spielsachen (darunter auch Puppen) —, Amulete, die sogenannten Blutgläser. Die altchristlichen Amulete gewähren in ihrer Mischung aus heidnischen, jüdischen und christlichen Elementen ein ganz besonderes Interesse und bilden einen wichtigen Beitrag zum Kapitel des Aberglaubens.



Arkosolium.

Die Leichen sind ausnahmslos bestattet, in keinem einzigen Falle verbrannt. Mehrfach fand man noch Spuren eines Uebergusses von Kalk, der den Zweck hatte, desinficirend zu wirken. Die einzelnen Gräber sind mit großen Ziegelsteinen oder mit einer Marmorplatte, welche zugleich als Träger der Grabschrift diente, verschlossen und zwar luftdicht mittels Mörtels. Vereinzelt fanden sich in einem Grabe mehrere Leichen.

Das neugeborene Kind in den Anſchauungen des ſlaviſchen Volkes [1]).

I.

Chr. H. Das Volk kennt im Leben des Menſchen vor Allem drei Hauptmomente: Geburt, Ehe und Tod. Unzählige Geſänge, Aberglauben, Sitten und Gebräuche beziehen ſich hierauf. Die Geburt iſt in Rußland und anderen ſlaviſchen Ländern verknüpft mit einer Reihe intereſſanter bis in das graue Alterthum reichenden Gebräuchen. Nach ſlaviſcher Anſchauung ſind Kinder ein Segen Gottes; eine Ehe ohne Kinder iſt unglücklich, und die junge Frau muß die Schuld tragen. In Böhmen wird die junge Frau, welche im erſten Jahre der Ehe ein Kind hat, belobt und reich beſchenkt. Um ihren Zweck zu erreichen, wendet ſie ſich häufig an ſogenannte kluge Frauen, welche ihr einen Aufguß auf Wacholder zum Getränk verordnen. In den Bulgarenländern gilt Unfruchtbarkeit als ein großes Unglück, das ein Zauberer herbeigeführt hat. Dieſelbe Meinung iſt auch an vielen Stellen in Rußland verbreitet. In Serbien hält eine unfruchtbare Frau einen Topf mit Waſſer ans Feuer; der Mann ſchlägt auf die brennenden Holzſtücke; ſobald ein Funken ins Waſſer ſpringt, ſo trinkt die Frau davon. An einigen Orten in Rußland wird ſchon bei Gelegenheit der Hochzeit Rückſicht darauf genommen, daß der jungen Frau der Kinderſegen nicht fehle: in Nishni-Nowgorod z. B. werden die Neuvermählten ſo vom Hochzeitstiſch geleitet, daß ſie keinen Kreis zu beſchreiben haben, ſonſt bleibt die Frau unfruchtbar.

Faſt bei allen Völkern wird den männlichen Neugeborenen vor den weiblichen der Vorzug gegeben. Bei einigen uncivilisirten Völkern werden deshalb die neugeborenen Mädchen getödtet: bei den Swanen ſoll es noch heute üblich ſein. Bei allen Slaven läßt man die neugeborenen Mädchen ruhig am Leben, aber man giebt den Knaben unbedingt den Vorzug. Bei den Tſchechen ſchlagen am Tage der Hochzeit die Knaben die Braut mit ihren Mützen, damit ſie einen Sohn bekomme. Bei den Slaven hat ſich ein uralter Gebrauch erhalten, deſſen Zweck es iſt, die junge Frau in den Stand zu ſetzen, Söhne zu bekommen. Schon bei den alten Indern wurde der Braut ein Knabe zugeführt; der Prieſter ſetzte den Knaben der Braut auf den Schooß; die Braut beſchenkte das Kind mit Süßigkeiten und entließ es. Bei den Kaſchuben legt man noch heute, während der jungen Frau der Kopf verhüllt wird, einen männlichen Säugling auf die Knie; ebenſo in Serbien, in Galizien, bei den ſüd-makedoniſchen Bulgaren und an vielen Orten in Rußland.

Unter vielen Völkern genießt die ſchwangere Frau das Anſehen eines Weſens, welches in Folge ſeines eigenthümlichen Zuſtandes auf andere wohlthätig und ſchädlich einwirken kann. Man darf ſie nicht beleidigen. Unter den weißruſſiſchen Bauern herrſcht folgender Aberglaube: wenn eine ſchwangere Frau um Geld oder um etwas Eßbares bittet, und man ihr die Bitte abſchlägt, ſo werden einem Mäuſe oder Ratten die Kleidung zernagen; wer die Bitte nicht erfüllen kann, aber doch den Folgen der Nichterfüllung entgehen will, muß ſofort der Frau ein kleines Kohlenſtückchen, etwas Erde oder etwas Schutt nachwerfen. Die Maus iſt das Sinnbild der Seele. In der ruſſiſchen Sage gehörten Mäuſe zum Hausweſen der Jaga, ſie dienen ihr, bringen den Kindern Zähne und bewirken bei den Leuten den Tod. In Klein-Rußland darf eine ſchwangere Frau kein Kind aus der Taufe heben; thut ſie es doch, ſo ſtirbt entweder das getaufte oder ihr eigenes Kind, deſſen Geburt ſie erwartet. In Weißrußland darf eine ſchwangere Frau nicht zugegen ſein, wenn man der Braut eine Haube aufſetzt, ſonſt iſt die junge Frau das ganze Jahr ſchläfrig.

Viele Gebräuche beabſichtigen der ſchwangern Frau die bevorſtehende Geburt zu erleichtern und das Kind vor etwaigen ſchädlichen Einflüſſen zu ſchützen. In alter Zeit herrſchte unter dem ruſſiſchen Adel die Ueberzeugung, daß eine Frau in Umſtänden einen guten Appetit haben und ungehindert viel fettes und nahrhaftes Eſſen zu ſich nehmen müſſe: um das zu erreichen, nahm man 40 Stück Brot von Bettlern und das mußte die Frau eſſen. In Böhmen und Mähren darf eine Schwangere nicht unbedeckten Hauptes aus dem Hauſe gehen und darf weder Katzen noch Hunde mit Füßen ſtoßen; ſonſt tritt die Geburt zu früh ein. Im Gouv. Archangel darf die Schwangere nicht ſchelten, ſonſt wird das Kind böſe. An das ſogenannte „Verſehen“ der Schwangern glauben faſt alle Völker. In Klein-Rußland hält man es für beſonders gefährlich, wenn eine ſchwangere Frau ein brennendes Haus ſieht; ſonſt bekommt das Kind auf der Stirn einen ſchwarzen Strich oder einen dunkelrothen Fleck am Leibe. Im Gouv. Charkow vermeiden ſchwangere Frauen den Anblick ſehr häßlicher Menſchen, inſonderheit ſolcher, welche Narben oder ſonſt etwas im Geſicht haben. Um ein ſchönes Kind zur Welt zu bringen, ſollen die Frauen ſchöne Geſtalten in Natur oder in Abbildungen ſehen. Nach ruſſiſcher Volksmeinung hängt das Lebensglück eines Menſchen vom Zuſammenfluß verſchiedener günſtiger Umſtände bei der Geburt ab; es iſt wichtig, wo und wann der Menſch geboren wurde, was die Mutter beim erſten Bade ſprach u. ſ. w. In einem galiziſchen Liede wird darauf hingedeutet, daß die Geburt in der Nacht ein Unglück bedeute; die günſtigſte Zeit für die Geburt iſt der Morgen.

Zur Erleichterung der Geburt wird allerlei vorgenommen: Im Gouv. Wilna hält die Hebamme der Kreiſenden ein angezündetes geweihtes Wachslicht vor das Geſicht. Außerdem klopft die Hebamme mit einem Beſen an die Zimmerdecke — ſie wendet ſich damit an den Hausgeiſt, den Beſchützer der Familie. In ähnlicher Weiſe klopft die Kreiſende während der Wehen drei Mal mit der Ferſe an die Schwelle der Hütte. In Klein-Rußland beobachtet man die Sitte, die Kreiſende über eine Ofenkrücke und eine Schaufel zu führen. In einen Aermel des Hemdchens welches dem Neugeborenen angezogen wird, bindet man ein Stückchen Ofenlehm, Kohlen und etwas Kleingeld. An einigen Orten in Südrußland führt man bei ſchweren Geburten die Kreiſenden um einen Tiſch, deſſen Rand mit Salz bedeckt iſt. Im Gouv. Poltawa führt man die Frau über einen rothen Gürtel. In den Gouv. Charkow und Perm erheben die Hausgenoſſen einen falſchen Lärm und ſchreien: Feuer! Feuer! An vielen Orten in Rußland und in Serbien öffnet man im ganzen Hauſe alle Schlöſſer, bindet alle Knoten auf und löſt den (geflochtenen) Zopf auf. Meiſt ſucht die Frau bei der Geburt ſich zu verbergen, um

[1]) Nach N. Sumzow. (Journal des Miniſteriums der Volksaufklärung 1880, November, Bd. 112, S. 68 bis 94).

einem „bösen Blick“ zu entgehen. In Groß-Rußland geht die Frau in die Badstube oder in die Scheuer. In Klein-Rußland bemüht man sich, die Zeit der Geburt vor den Verwandten zu verheimlichen.

Der Verfasser erinnert an das, was Giraud Teulon von der Entstehung jenes sonderbaren Gebrauchs des „fingirten Wochenbetts“ (couvade) von Seiten des Mannes mittheilt und meint, daß ähnliche Sitten noch in Rußland sich fänden. So muß an einigen Orten in Groß- und Klein-Rußland der Vater eines Neugeborenen bei der Taufe etwas sehr Widerwärtiges essen, damit er nicht hinter seiner Frau, welche bei der Geburt viel gelitten hat, zurückbleibe. Im Gouv. Kostroma (Kreis Nerecht) muß der Vater eines Neugeborenen beim Kindtaufschmause einen Löffel Kohl gemischt mit Essig, Meerrettig und Salz essen. Derselbe Gebrauch wird auch in den Gouv. Orel und Charkow ausgeführt. Im Gouv. Charkow hängt man dabei dem Vater ein weißes Betttuch um.

Unmittelbar nach der Geburt giebt man der Frau etwas in die Hände oder legt ihr etwas unters Haupt, was sie vor Zauberei beschützt. In Klein-Rußland legt man neben die Frau ein am Ostersonntag geweihtes Messer, oder Kornblumen, in Bulgarien einen Ring oder Knoblauch; bei den Kaschuben malt man mit Kreide ein Kreuz an das Thor. Bei den Großrussen stellte man in alter Zeit einen Badebesen in den Winkel und meinte dadurch die Wöchnerin und das Kind zu schützen.

Nach der Volksanschauung macht die Geburt Mutter und Kind unrein. Bis zum Ablauf des natürlichen Processes und bis zur Vollziehung bestimmter vorgeschriebener Gebräuche ist die Berührung der Wöchnerin und des Neugeborenen für andere Personen verderblich. Bei den Russen gelten als Termin der Unreinheit 40 Tage. Bei den Großrussen wird die Wöchnerin zeitweilig streng von der übrigen Familie gesondert; bei den Kleinrussen durchaus nicht. Im Gouv. Nishni-Nowgorod geht die Geburt in der Badstube vor sich; hier bleibt die Wöchnerin einige Tage. Im Gouv. Tula verweilt sie acht Tage in der Badstube, dann begiebt sie sich zu ihrer Mutter, bleibt sechs Wochen da und kommt dann erst zu ihrem Mann nach Hause zurück. In Böhmen und Mähren läßt man die Wöchnerin nicht allein zum Brunnen oder zum Flusse nach Wasser gehen, damit sie nicht das Wasser verderbe.

Bei verschiedenen Völkern existiren verschiedene Reinigungsgebräuche. In Rußland ist weit verbreitet die Sitte des Händewaschens. Im Gouv. Perm geht die Hebamme mit einem reinen Eimer zum Fluß und schöpft Wasser; sie schöpft dann mit der rechten Hand drei Mal neun Handvoll Wasser in ein bereitgehaltenes Becken und murmelt dabei allerlei, um die Wöchnerin vor bösen Einflüssen zu schützen. Das geschieht mitunter während der Geburt, gewöhnlich aber sechs Wochen später. An einigen Orten gießt man der Wöchnerin „besprochenes“ Wasser auf die Hände oder über den Rücken. Im Gouv. Charkow stellt man neben die Wöchnerin sofort nach der Geburt ein Gefäß mit Wasser, damit kein Milchfieber entstehen soll.

Wird ein Kind in der Eihaut geboren, so hat dies in Rußland, wie anderswo, für das Kind eine günstige Bedeutung. Man bewahrte früher diese Haut auf. Vor 50 Jahren brachte man in eine Versammlung bei Erledigung einer wichtigen Angelegenheit eine „Eihaut“ mit, man lieh sie dazu von anderen, wenn man keine eigene besaß. Im Gouv. Charkow nennt man die Eihaut, insofern sie das Köpfchen des Neugeborenen deckt, „Haube“ (in Deutschland Glückshaube) und meint das hätte die Vorbedeutung, daß der Neugeborene „Archierei“ (Erzpriester) werden würde. An einigen Orten näht man dem Kinde das „Häutchen“ in ein recht dauerhaftes Kleid.

Auch der Nabelschnur wird eine gewisse Bedeutung zugelegt, man schneidet sie ab, trocknet sie und bewahrt sie auf.

Die Nachgeburt wird im Gouv. Orenburg besonders geehrt; sie wird vorsichtig in die Erde vergraben. Wenn man sie ausgräbt und die Nabelschnur nach unten kehrt, so wird in Folge davon die Wöchnerin keine Kinder mehr haben; dadurch, daß man die Nachgeburt wieder umwendet, kann man die Zauberei unwirksam machen. Die Hebamme wendet wohl auch die Nachgeburt um, wenn die Eltern ein Kind andern Geschlechts sich wünschen. In Klein-Rußland vergräbt man die Nachgeburt unter dem Fußboden in der Hütte, wo man schläft und bestreut sie mit Getreide (Gerste).

Aus allen Erdtheilen.

Gasteiger Chan's Reise nach Persisch-Beludschistan.

Im Winter 1880/81 erhielt der als General in persischen Diensten stehende Tiroler Gasteiger Chan den Auftrag, die Festungen an der Südostgrenze Persiens gegen Beludschistan zu inspiciren, neue anzulegen, Bewässerungsanlagen bei Bampur herzustellen, auch die zwischen Bam und Bampur gelegene, 16 Tagereisen weit ausgedehnte Gegend, welche noch im vorigen Jahrhundert sehr angebaut gewesen ist, neu urbar zu machen und zu kolonisiren. Die Briefe, welche der General über diese Mission nach Hause gerichtet hatte, erschienen im „Boten für Tirol und Vorarlberg“, dann gesammelt unter dem Titel „Von Teheran nach Beludschistan“ (Innsbruck, Wagner, 1881); sie sind für die Kenntniß der elenden persischen Zustände ebenso belehrend, wie das jüngst von uns besprochene Buch des österreichischen Postbeamten „Aus Persien“. Leider bieten sie für die Karte fast nichts, was um so mehr zu bedauern ist, als Gasteiger Chan zuletzt (zwischen Bampur und der Grenze von Beludschistan) bisher unbekanntes Gebiet und zwar Gebirgsland von höchst absonderlicher Gestaltung, zum Theil vulkanischer Natur, durchzogen hat. So schildert er S. 124 die Umgebung von Chasch (nördlich von Bampur) folgendermaßen: „Das herrlichste Panorama der Welt jedoch bot der umliegende prachtvolle Gebirgskranz von mehreren, stufenweise hintereinander auftauchenden, immer höher ansteigenden Bergen der phantastischesten Formen, mit himmelanstrebenden, den scharf gezeichneten Kämmen aufgesetzten herkulischen Säulen und senkrechten Spitzen, welche sich gespensterhaft am ätherischen Horizonte silhouettirten. Den Vordergrund dieser wahrhaft theatralischen Bühnendekoration bildeten isolirte, wie bucklige Gnomen aussehende Hügel oder bizarre Monolithen, deren Gesammtperspektive einen feenhaften, beinahe unheimlichen Eindruck hervorbrachte.“ Und womöglich noch absonderlichere Formationen, die „sitzenden Riesen, Burgen, Säulen, Domkuppeln und Festungen täuschend ähnlich sehen“, fand er östlich von Chasch auf dem Wege nach Gusch.

Wir theilen hier seine Beschreibung von Bampur, der

Hauptstadt des persischen Beludschistan (S. 105 ff.), mit. Wenn man den Namen der Stadt und Festung Bampur auf der Karte liest, so macht man sich einen ganz respektabeln Begriff davon; in Wirklichkeit jedoch ist es ein überaus primitiver, höchst erbärmlicher Ort, fern von jeder Kultur des Lebens, ja selbst der armseligsten Existenz. Es besteht aus circa 100 um den Fuß des anscheinend künstlichen Festungshügels ohne jede Ordnung durcheinander liegenden Strohhütten; außer der höchst elenden Lehmwohnung des Generals Ibrahim Chan, wo Gasteiger abstieg, ist nicht ein einziges Haus da, ferner keine Gasse, weder ein Vor- noch Hinterhof, ein Garten oder eine Flur, natürlich auch kein Abort, nicht einmal ein stattlicher Dorfmisthaufen, da eigentlich das ganze Ensemble eine einzige große Düngerstätte vorstellt. Die Wohnungen sind schlechter als Hundeställe, aus Palmzweigen und analogem Flechtwerk errichtet, ganz urwüchsig mit Koth beworfen, ungefähr 6 m im Geviert, ohne jede innere Abtheilung und andere Oeffnung als eine die Thüre vorstellende Ritze, nicht so hoch, um aufrecht stehen zu können, weder gegen Hitze, noch Kälte oder Regen geschützt. In diesem Hundeloche lebt oft eine ganze aus sechs Köpfen bestehende Familie ohne die geringste Einrichtung, ohne Schlafstelle, auf der bloßen Erde kauernd, ohne Herd und das nöthige Kochgeschirr, ohne andere Beleuchtung als das mitten in einer Grube angemachte Feuer, das mit seinem qualmenden Rauch den Aufenthalt nur noch unerträglicher gestaltet, kunterbunt unter- und übereinander. Von Schulen, Bädern, Moschee und Priester, von einem noch so erbärmlichen Krämerladen, einer Schmiede ꝛc., und wie alle die sonst in jedem armseligen Dorfe vorkommenden, zum Lebensverkehr nöthigen Etablissements heißen, ist keine Idee. Erwachsene Knaben gehen ganz, die Männer halbnackt herum; starke, stämmige von Schmutz strotzende Weiber tragen ein weites, bis an die Ferse reichendes Hemd und darunter enge Leinenhosen, in der durchlöcherten Nase Ringe und Münzen, die Zähne mit Betel geschwärzt, sonst allen möglichen Plunder, Spangen und Glasperlen an Händen und Füßen; die den weiblichen Schmuck ergänzende Tätowirung reicht vom Knie bis zu den Augenbrauen, und an mehreren Zwischenstellen sind die groteskesten Figuren angebracht. Die Leute sind alle von dunkelbrauner Hautfarbe, die Haare kraus, sehr nahe dem Negertypus bis in das Weiße des Auges, Zähne wie Elfenbein; ihre Sprache hat altpersischen Klang; der Religion nach sind sie Sunniten, obwohl sie selbst davon keinen Begriff haben. Sie leben halb nomadenmäßig in schwarzen Zelten mitten im Urwalde, der ganz Bampur auf Meilen umgiebt und nur von den einzelnen zerstreuten Farmen unterbrochen ist. — Das Klima, im Januar schon heiß, aber noch erträglich, wird zwei Monate später mörderisch ungesund. Die Ende Januar schon hochangewachsenen Bohnen und Erbsen waren am 20. Februar schon reif, und wohlriechende Rosen üppig entfaltet. Schafe, Hornvieh und Kameele, deren Wolle, Butter und Fett, Getreide, Mais und Datteln, eine Hauptnahrung von Menschen und Thieren, dienen als Tauschhandelsobjekte nach außen. Der jungfräuliche Boden ist auf Hunderte von Meilen von enormer Fruchtbarkeit und, soweit das Auge reicht, brach liegendes Kroneigenthum, welches der arme Bauer für den Staatssäckel mühsam urbar machen muß, ohne das mit saurem Schweiße erkämpfte Brot sein Eigenthum nennen zu dürfen.

Asien.

— Die dem Laster des Trunkes in seiner sibirischen Form, dem Sapoi, Ergebenen trinken nach Ferdinand Müller („Unter Tungusen und Jakuten". Leipzig 1882, S. 217 f.) nur periodisch, dann aber auch derart, daß sie auf einige Zeit — die Dauer der Anfälle variirt von einigen Tagen bis Monaten und ebenso sind auch die nüchternen Perioden je nach der Steigerung des Uebels sehr verschieden — zu allem und jedem unfähig sind. Charakteristisch ist bei dieser Krankheit, denn das ist doch wohl die richtigste Bezeichnung dafür, während der Pausen der entsetzlichste Widerwille gegen alle Spirituosen. Wenn ein echter Sibirier bei einer Bewirthung — und diese findet nach der Landessitte bei jeder Visite in Form einer sogenannten Sakúßka, d. h. verschiedener Spirituosen mit obligatem möglichst pikantem Aufbiß (die direkte Uebersetzung von Sakúßka), statt — nicht den landesüblichen Kornschnaps (otschischtschennoje, d. h. gereinigter ꝛc. Branntwein) zu sich nimmt, sondern sich verlegen entschuldigt, so ist mindestens Zehn gegen Eins zu wetten, daß er dem Sapoi ergeben ist. An und für sich scheint nämlich der Branntweingenuß selbst in Grenzen, die etwas die in Europa üblichen übersteigen, hier keineswegs schädlich, sondern namentlich für Europäer und deren Abkömmlinge stärkend zu sein. Thatsache ist, daß die berauschende Wirkung des Branntweins, wie ich aus eigener Erfahrung und der vieler meiner europäischen Bekannten bezeugen kann, in Sibirien eine viel geringere ist, als in Europa. Czekanowsky und ich waren während der Olenék-Expedition, bei welcher wir circa ein halbes Jahr ganz ohne alkoholhaltige Getränke auskommen mußten, bei sonst im Ganzen recht genügender Nahrung, sehr abgemagert. Auf die indigenen Stämme hat der Branntwein aber gewiß nicht diesen guten Einfluß und wirkt bei ihnen auch sehr berauschend. Ob die von den verschiedenen sibirischen Völkerschaften an seiner Stelle benutzten Surrogate wohlthätiger wirken, ist mir unbekannt. Die Burjaten im Süden Sibiriens berauschen sich an Taraſsún, einem Milchbranntwein von ganz entsetzlichem Geschmack, die Tschuktschen an einem Absud von Fliegenpilzen, die Jakuten gar an enormen Quantitäten Butter, die sie in flüssigem Zustande pudweise (1 Pud = 40 Pfund) verschlingen und sich dadurch in eine rauschartige Betäubung versetzen.

— Nach einer Meldung des „Russischen Kuriers" aus Kuldsha ist der berühmte Anführer des Dunganen-Aufstandes Bijanchu (auf chinesisch dachu, d. h. großer Tiger) am 20. Juli in der Stadt Pischpek (Kreis Tokmak, Gebiet Semiretschensk), 42 Jahre alt gestorben. Als Muselmann hieß er Muhamed-Ejub-Bei-Imam. Als die Chinesen im Jahre 1877 Kaschgar besetzten, siedelte Bijanchu nebst anderen Dunganen nach Karakunus im Kreise Tokmak über und regierte von hier aus seine Dunganen; später entäußerte er sich seiner Gewalt und ging nach Pischpek. Durch den Tod ist eine wichtige diplomatische Frage entschieden: ob er nämlich, wie die Chinesen forderten, auszuliefern oder mindestens zeitlebens einzusperren sei. Sein Tod hat unter den Dunganen viel Trauer verursacht; zur Beerdigung kamen, soviel ihrer nur konnten, von allen Seiten herbei. Er hinterläßt drei Frauen, zwei leibliche und einen Pflegesohn. („Golos.")

— Colombo (schrieb im Mai 1882 Dr. Hans Meyer aus Leipzig nach seiner Heimath) wird mit diesem Jahre der Haupthafenplatz Ceylons an Stelle von Point de Galle, wo keine Hafenbauten existiren und die Rhede mit Riffen und Klippen gespickt ist. Ende Juli sollten die neuen Hafenbauten, die Kohlenlager der großen Kompagnien fertig sein, wonach alle Passagierschiffe dort anlaufen. Der Haupthandel geht bereits seit Jahren über Colombo. Von dem Hügel der Flagstaff aus blickt man hinab nach dem Arbeitsplatze, wo die von Sträflingen im Oberlande gebrochenen und mit eigens gebauter Bahn an Ort und Stelle geschleppten Blöcke zermahlen und, mit Cement vermischt, zu kolossalen Quadern geformt werden. Durch Ausgrabung des Hafenbetts und durch Ansammeln des Schuttes am Ufer hat man ein langes Stück Grund und Boden gewonnen, breit genug, um alle die Kohlenschuppen der Peninsular and Oriental Company, der Messageries Maritimes, des Lloyd ꝛc. zu tragen, welche gerade im Bau sind, theils bereits unter Dach und mit Kohlen gefüllt, theils erst im Eisengerüst fertig. Jenseit der Straße liegt ihnen gegenüber Colombos Lotosteich und zwar so tief unter dem Meeresniveau, daß man mit der

Absicht umgeht, ihn in ein Trockendock umzuwandeln und somit dem Hafen einen navalen Anziehungspunkt mehr zu schaffen.

Afrika.

— Der „Allgemeinen Zeitung" wird aus London vom 2. November geschrieben: Die gegenwärtig in Liverpool und London stattfindenden Elfenbein-Auktionen ergeben ein fortgesetztes Steigen in dem Preise von Elfenbein. Seit der letzten Londoner Auction ist der Artikel um 100 Pf. St. per Tonne gestiegen. Sheffielder Elfenbein ist seit den letzten vier Jahren um 120 Proc. in die Höhe gegangen und eine weitere Steigerung ist bevorstehend, da die Vorräthe, so weit man weiß, niemals so klein waren, als sie es jetzt sind. Hartes ägyptisches Elfenbein erzielte 1000 Pf. St. per Tonne, weiches ägyptisches etwa 1150 Pf. St., Elfenbein von der Westküste Afrikas (welches größtentheils in der Form von Armzierrathen für die afrikanischen Schönen zurückgeht) realisirte 1120 bis 1170 Pf. St. und mehrere Partien Angola-Elfenbein brachten die beispiellosen Preise von 1360 Pf. St. per Tonne. In Folge dieser Preissteigerung haben die Elfenbeinschnitzer von Sheffield die Preise zum vierten Male in diesem Jahre erhöht.

— Die höchst charakteristischen und werthvollen Bilder von Land und Leuten, welche die beiden Maler Ussi und Biseo von einer italienischen Gesandtschaftsreise nach Fez heimbrachten und mit welchen sie des beliebten Erzählers E. de Amicis' Buch über Marokko schmückten, verdienen mit Recht die Verbreitung, welche ihnen jetzt in Deutschland die Bearbeitung jenes Werkes durch A. von Schweiger-Lerchenfeld verschafft. E. de Amicis' Marokko (A. Hartleben, Wien 1883) ist keine Uebersetzung, sondern eine freie Bearbeitung mit Weglassung vieler nur für Italiener verständlicher Passus, welcher von Schweiger-Lerchenfeld durch Hinzufügung zweier Abschnitte über Süd-Marokko und den spanisch-marokkanischen Krieg von 1860 eine gewisse Abrundung gegeben hat. Die durchweg prachtvolle Ausstattung und der unterhaltende Text machen das Buch zu einem geeigneten Weihnachtsgeschenke.

— In einem Briefe Dr. Schweinfurth's d. d. Kairo 23. Oktober an den Sekretär der British and Foreign Anti-Slavery Society (The Mail vom 6. November) finden wir die Trauerbotschaft, daß das Heer des falschen Propheten oder Mahdi im Juni 6000 (?) ägyptische Soldaten unter dem unfähigen Gouverneur von Faschoda, Jussuf Pascha, erschlagen hat. (Die Angabe, daß auch unser Mitarbeiter Karl Berghoff, seinen Tod gefunden, hat sich zum Glücke nicht bestätigt; derselbe befand sich zur Zeit der Niederlage zufällig in Chartum.) Dann belagerten die Rebellen, meist Reiter von den Baggara-Arabern, Obeid, die Hauptstadt von Kordofan, und bedrohten Chartum. Dr. Schweinfurth schildert überhaupt die Zustände im Sudan als sehr trübe und aussichtslose, findet darin aber Widerspruch von verschiedenen Seiten. Auf die Aussagen des Chartumer Gouverneurs Abd-el-Kader, wonach die schwarzen Truppen zwar circa 1000 Mann und viele Offiziere im Kampfe gegen den Mahdi verloren hätten, aber keineswegs aufgerieben seien, daß Chartum nicht bedroht und die Belagerung von Bara und el-Obeid in Kordofan bereits aufgehoben sei, ist zwar weniger Gewicht zu legen. Dagegen sind in England Privatbriefe aus Suakin vom 19. Oktober eingetroffen, worin nichts von jenen allarmirenden Nachrichten enthalten ist. Chartum wird auch in England für gesichert gehalten; der Nil im Verein mit ägyptischen Kanonen böte den Anhängern des falschen Propheten ein unüberwindliches Hinderniß. Vielfach glaubt man auch nicht daran, daß dem Aufstande religiöse Motive zu Grunde liegen; er richtet sich vielmehr einzig und allein gegen die unerträgliche Mißwirthschaft der ägyptischen Gewalthaber.

— Ueber Aden kommt wiederum, wie 1879, die Nachricht vom Tode des Marchese Antinori; in Italien hat man, wie es scheint, leider Gründe, dieselbe diesmal für richtig anzusehen. Des berühmten Reisenden Porträt findet sich in Bd. 32 des „Globus" S. 367.

— Gegen Ende November hofft Mr. Joseph Thomson seine Reise nach Ostafrika (s. oben S. 191 und 320) anzutreten; Zanzibar wird er jedoch erst im nächsten April oder Mai verlassen und wahrscheinlich von Pangani aus nach seinem Ziele, den Gegenden östlich und nordöstlich vom Victoria Nyanza, vordringen. Im Plane liegt eine nähere Untersuchung der beiden Schneeberge Kenia und Kilimanjaro, die Aufnahme der Ostküste des Victoria Nyanza, die Erforschung der nur von Hörensagen bekannten Seen Baringo und Samburu. Ein großer Theil des zu besuchenden Gebietes ist durch die räuberischen Masai zu einer sehr schwer zu passirenden Wildniß gemacht, wo keine Lebensmittel und selbst nicht Wasser zu erhalten sind. Die Expedition ist rein geographisch; doch wird sich höchstwahrscheinlich der Naturforscher Dr. Aitchison zum Theil auf Kosten der British Association bis zum Kilimanjaro anschließen. Im Uebrigen ist sein Unternehmen ein ganz selbständiges und von demjenigen Thomson's durchaus getrennt.

— In Bd. 34, S. 48, erwähnten wir den Anbau von Mohn am Zambesi. Kürzlich hat M. Guyot den Ort, Tschaïma unweit Mopèa, circa 4 engl. Meilen vom Zambesi am Quaqua-Flusse besucht und darüber an die Pariser Akademie Bericht erstattet. 1879 fand die erste Aussaat statt; 1880 waren 44 Hektaren, 1881 etwa doppelt so viel bestellt und circa 300 Arbeiter (250 Schwarze und 50 Indier) beschäftigt. 75 Tage nach der Aussaat wird schon das Opium gesammelt, während es in Indien erst am 110. Tage etwa geschieht. 1880 erntete man auf das Hektar 55 bis 60 kg rohen Opiums gegen durchschnittlich 50 kg in Indien. An Parasiten hat der Mohn nicht zu leiden, wohl aber kann beim Einsammeln der Wind schädlich werden. Der Boden wird in ganz primitiver Weise mit der Hacke bearbeitet; man hat versucht, mit Ochsen zu pflügen, aber die Thiere litten zu viel vom Sonnenbrande. In Indien wird der Zambesi-Opium mit 50 bis 60 Franken per Kilogramm bezahlt.

— Der Fluß, welchen Stanley in seinem kleinen Dampfboote „En Avant" hinaufgefahren ist, und dessen Namen wir auf S. 317 dieses Bandes nicht anzugeben vermochten, ist, wie sich jetzt herausstellt, der Quango (Kwango, Kuango) gewesen, welcher etwa einen Breitengrad nördlich vom Stanley Pool in den Congo mündet. Etwa 100 engl. Meilen von seiner Mündung erreichte er eine Stelle, wo sich derselbe aus zwei großen Strömen bildet, einem von Süd zu Ost kommenden mit graulich-weißem Wasser und einem weniger rasch fließenden, von Ost zu Süd kommenden von Dintenfarbe. Letzteren (nach den Erkundigungen des Major von Mechow, welcher den Quango bis 5° s. Br. hinab befahren hat, dürfte es der Quillu oder Kuillu sein) fuhr Stanley weitere 120 Miles aufwärts und kam dann in einen circa 70 Miles langen und 6 bis 38 Miles breiten See, dessen Anwohner sich als sehr wild erwiesen. Durch diese Fahrt erfahren die Forschungen unserer deutschen Reisenden südlich vom Congo (Buchner, Schütt, von Mechow, Pogge und Wißmann) und diejenigen von Capello und Ivens eine erfreuliche Ergänzung.

— Von Ed. Robert Flegel (s. oben S. 335) sind Ende Oktober weitere Briefe in Berlin eingetroffen, wonach der Reisende am 10. April über den Benue auf dessen Süduser gegangen, und drei Tage später in der großen Stadt Wukari (9° 55' östl. L. Gr.) eingetroffen ist. Dieselbe war weit volkreicher als bei seinem ersten Besuche, und von mohammedanischen Haussas überschwemmt, welche dem Reiche Kororofa wohl bald ein Ende bereiten werden. Dort erlebte er große Unannehmlichkeiten, als er die Stadt umritt um ihre Einwohnerzahl zu schätzen, konnte sich jedoch durch Entfaltung

besonderer Redegewandtheit frei machen und reiste am 18. weiter. Ueber Bautadschi und von da in vier Tagemärschen nach der verfallenen Gouvernementshauptstadt Bakundi zog er durch Wälder, die reich an Löwen und Hyänen waren. Mit dem Herrscher in Bakundi stellte er sich auf sehr guten Fuß und erhielt von ihm ein Empfehlungsschreiben an den Herrscher von Jola. Auch in Beli, 1½ Tagereisen weiterhin, wurde er mit Ehren empfangen; dann ging er durch schönes Bergland, die 500 bis 600 m hohe Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Benue und Faro, und langte am 26. Mai in Kontscha (circa 12° östl. L. Gr.) in Adamaua an, von wo es nur noch sieben kurze Tagereisen (in Nordrichtung) bis Jola sind. Dort hofft er zuversichtlich auf einen guten Empfang; auch sein körperlicher Zustand, der früher zu wünschen übrig ließ, hat sich bedeutend gebessert. Er plaidirt sehr für die Anlage einer deutschen Station in jenem gesunden, fruchtbaren, herrlichen Lande.

Australien.

— Wir erhalten aus Palmerston (am Port Darwin an der Nordküste von Australien und in 12° 27′ 45″ südl. Br. und 130° 50′ 45″ östl. L. Gr.) Nachricht über eine neue Forschungsreise. Im Auftrage von Großkapitalisten in Sydney, welche in dem von Alexander Forrest im Jahre 1879 — von der Mündung des Fitzroy-Flusses in 17° 41′ südl. Br. und 123° 36′ östl. L. Gr. aus — erforschten Nordosten der Kolonie West-Australien beträchtliches Weideland in Pacht genommen haben, rüsteten die Mrs. Emanuel und Durack eine Expedition in Port Darwin aus. Dieselbe besteht, außer diesen beiden Herren, aus vier Europäern und einem Eingeborenen, und die Leitung ist dem im australischen Busch wohl erfahrenen Mr. John Pentecost übertragen. Für den Transport dienen 23 Pferde. Die Gesellschaft verließ im August 1882 Port Darwin in dem Schoner Levuka und segelte nach dem Cambridge-Gulf in 15° südl. Br. und 128° 15′ östl. L. Gr. Wenn die bisherigen Reisen durch das centrale West-Australien (Oberst Warburton, John Forrest und Ernest Giles) in der Richtung von Osten nach Westen unternommen wurden, wird die jetzige vom Cambridge-Gulf aus über zur Zeit noch unbekannte Länderstrecken nach Süden zu verlaufen und bei Albany, einem Städtchen am King George Sound an der Südküste von West-Australien, enden. Man will die Reiseroute des Alexander Forrest im Jahre 1879 an einem Punkte schneiden, welcher Ord's River benannt ist, und das genau zu erforschende Areal wird weit über eine Million Acres Land umfassen. Der Hauptzweck dieser Reise ist: gute Weiden für Schafe und Rindvieh aufzufinden, dann aber auch nach nützlichen Mineralien zu suchen. Wenn alles gut geht, hofft man Albany noch vor Ende dieses Jahres zu erreichen.

— Noch im November wird eine direkte Postdampferlinie mit 5 neuen Dampfern zu je 3500 Tonnen zwischen Marseille, Australien und Neu-Caledonien eröffnet werden, welche King Georges Sound, Adelaide, Melbourne, Sydney und Numea anlaufen. Man hofft den Weg von Marseille nach Numea in 50 Tagen zurücklegen zu können. Der Staat subventionirt die Linie während 15 Jahren.

Nordamerika.

— Dr. Koch, welcher vom Deutschen Reiche zur Einrichtung meteorologischer Stationen in den Herrenhuter Missionen nach Labrador geschickt worden ist, meldet vom 17. September aus Okak, daß er am 10. August im Hafen von Hoffenthal glücklich eingetroffen ist, von den Missionären sehr freundlich aufgenommen wurde und jegliche Unterstützung erhielt. Da sämmtliche Instrumente glücklich angekommen sind, konnten alle Stationen der Instruktion gemäß eingerichtet und in Gang gebracht werden. Ihre Namen und diejenigen der beobachtenden Missionäre sind: Ritter in Hoffenthal, Rinderknecht in Zoar, Waiz in Nain, wo auch Dr. Koch sein Winterquartier genommen hat, Schneider in Ramah, Schulze in Hebron und Drechsler in Okak.

— In Canada sind nach dem „Courier de l'Illinois" vier neue Provinzen errichtet worden, und zwar in dem Gebiete zwischen Winnipeg-See und Manitoba im Osten, den Felsengebirgen resp. Britisch-Columbia im Westen und der Grenze der Vereinigten Staaten im Süden. Es sind 1. Assiniboia, circa 25 Millionen Hektaren groß, unmittelbar westlich von Manitoba gelegen, ein fruchtbares, aber nicht sehr regenreiches Land, das vom Assiniboine, Rivière Qu'appelle, Souris und dem südlichen Saskatschewan durchflossen wird und nach dem Census von 1881 im Ganzen 11 048 Einwohner (779 Franzosen, 408 Engländer, Schotten, Iren ꝛc. und 9861 Indianer) zählte. 2. Alberta, zwischen dem vorigen und Britisch-Columbia, 26 Millionen Hektaren groß und mit 6400 Einwohnern (580 Franzosen, 620 Engländern, 5201 Indianern). 3. Athabaska, nördlich von Alberta, am Flusse Athabaska und dem Peace River, 32 Millionen Hektaren groß, von wenigen Wilden und 277 Weißen (davon 195 Franzosen, d. h. meist Mestizen) bewohnt. 4. Saskatschewan, östlich vom vorigen und nördlich von Assiniboina, 30 Millionen Hektaren groß, mit 8066 Bewohnern, davon 1300 Franzosen, 1713 Engländern ꝛc., 5053 Indianern.

Südamerika.

— Von Friedrich von Hellwald's Naturgeschichte des Menschen (Stuttgart, W. Spemann) liegen uns die Lieferungen 18 bis 23 vor, in denen mit staunenswerther Belesenheit die Völker Mittel- und Südamerikas behandelt werden. Besondere Sorgfalt widmet der Verfasser den letzteren, und er läßt es sich angelegen sein, die hier herrschende und bei der kolossalen Zersplitterung der Stämme leicht begreifliche Verwirrung nach Kräften zu klären. Auf die Schilderung der zu höherer Kultur gelangten Andesvölker (Cundinamarca, Ketschua ꝛc.) folgt diejenige der durchaus nicht so tief stehenden Kariben, der brasilianischen und Pampas-Indianer und schließlich der Feuerländer. F. Keller-Leuzinger's Stift hat diesen Heften wieder eine Anzahl vorzüglicher Typenbilder beigegeben.

Oceane.

— Auf S. 79 des vorigen Bandes war die Entdeckung einer neuen Insel durch den deutschen Schoner „Phönix", Kapitän Meyer, an der Westküste von Südamerika erwähnt worden. Neuerdings hat der Kommandant des englischen Kriegsschiffes „Champion", Kapitän Hope, nach derselben gesucht, ohne indessen auch nur ein Anzeichen einer Insel oder Untiefe an der bezeichneten Stelle (7° 48′ s. Br. und 83° 48′ w. L.) aufzufinden.

Inhalt: Die Sosnowski'sche Reise durch China I. (Mit sechs Abbildungen.) — J. Audebert: Im Lande der Voilakertra auf Madagaskar IV. (Schluß.) — Die neue Katakombenforschung. (Mit zwei Abbildungen.) — Das neugeborene Kind in den Anschauungen des slavischen Volkes I. — Aus allen Erdtheilen: Gasteiger Chan's Reise nach Persisch-Beludschistan. — Asien. — Afrika. — Australien. — Nordamerika. — Südamerika. — Oceane. (Schluß der Redaktion 12. November 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLII. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1882.

Die Sosnowski'sche Reise durch China.

(Nach dem Berichte des Dr. Pjasetzki.)

II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen des Dr. Pjasetzki.)

Am 9. Oktober wurde die Weiterreise nach Schanghai über Tien-tsin angetreten. Auf der gut gehaltenen, reichbelebten Landstraße, die mit ihrer fast ununterbrochenen Aufeinanderfolge von Dörfern zu beiden Seiten wie eine Fortsetzung der Vorstadt von Peking erscheint, ging es zunächst in südlicher Richtung nach dem am Ufer des Pei-ho belegenen Tung-tschen. Das ungeheure Leben auf dem Flusse, die unzähligen hier versammelten verschiedenartigen Fahrzeuge überraschten die Reisenden ebenso, wie die unvergleichliche Ordnung, die, scheinbar ohne durch eine Strompolizei aufrecht erhalten zu werden, hier herrschte. In geordneten Reihen gingen die Schiffe und Böte den Fluß hinab, ebenso rückten andere vor, um die freigewordenen Plätze einzunehmen. Auf den drei großen, mit geräumigen Kajüten versehenen Dschunken, die sie am folgenden Tage nach Tien-tsin bringen sollten, verbrachten die Reisenden die Nacht. An Schlaf dachten freilich die Wenigsten von ihnen; denn das eigenartige Leben auf einem großen chinesischen Strome, das ihnen hier zum erstenmale entgegentrat, fesselte ihre Aufmerksamkeit. Die ganze Nacht hindurch wurde es hier nicht still; von allen Seiten hörte man lautes Gespräch, am Ufer bewegten sich unaufhörlich Lichter hin und her; denn die Stadt besitzt keinerlei Erleuchtung, und Jeder trägt die farbige, mehr oder minder barock geformte Papierlaterne bei sich, die auch von jeder Spitze des Mastenwaldes herabschimmert. Von einem benachbarten Schiffe steigen in kurzen Zwischenräumen während der ganzen Nacht Raketen und Schwärmer auf; neben ihrem Geknatter hört man seltsame Klagelaute einer menschlichen Stimme und dumpfe dröhnende Schläge herüberschallen. Dort wird eine Todtenwache gehalten; bei dem Aufleuchten der Feuerwerkskörper sieht man den Klagenden, einen alten Mann, neben dem auf dem Verdeck stehenden Sarge kauern und von Zeit zu Zeit mit den Fäusten auf den Deckel desselben schlagen. In der Frühe des nächsten Morgens war die Reihe für die Fahrt stromabwärts an den Dschunken der Reisenden; mit großen Ruderstangen aus Bambu wurde vom Ufer abgestoßen. Bald verschwand die Stadt, und weite öde Uferstrecken folgten, auf denen sich nur hin und wieder elende Holzhütten zeigten. Dem Wunsche der Schiffer entgegen, die sich, um ein Landen zu vermeiden, stets mit allem Nöthigen versehen und auch Nachts am liebsten in der Mitte des Stromes vor Anker gehen, mußte man, da keinerlei Proviant für die Expedition beschafft worden war, nach einem hungrig verbrachten Tage bei einer jener Holzhütten anlegen, die als Vorposten eines großen schlechtgebauten Dorfes am Flußufer stand. Während die übrigen Mitglieder, und namentlich die Kosaken, sich hier an den Lieblingsspeisen der unteren Volksklassen in China, gekochtem Schweinefleisch und Kohl, gütlich thaten, nahm Pjasetzki eine Ansicht der primitiven Garküche in sein Skizzenbuch auf. Die Nacht wurde auf dem Strome zugebracht, der, hier von vielen Getreideschiffen und Flößen belebt und von zahlreichen Dörfern eingefaßt, die Nähe

einer großen Stadt erkennen ließ. Nach kurzer Fahrt zeigte ſich auch die Vorſtadt von Tien-tſin und wurden zahlreiche geſchweifte und hochaufſtrebende Tempeldächer über den niederen Häuſern ſichtbar. Als traurige Erinnerung an die Feuersbrunſt und die Ermordung der Europäer im Jahre 1870 erheben ſich unweit des Ufers die

Ländliche Garküche am Pei-ho.

geborſtenen Mauern der katholiſchen Kirche. An der chineſiſchen Stadt und ihrem ſtattlichen Hafenthore vorüberfahrend, gelangte man in das europäiſche Quartier, vor dem das kleine ſeit 1870 hier ſtationirte Obſervationsgeſchwader liegt, das, aus einem engliſchen, einem franzöſiſchen und einem japaniſchen Kriegsſchiffe beſtehend, einer

Nachtaſyl in Schanghai.

Wiederholung jenes entſetzlichen 21. Juni 1870 vorbeugen ſoll.

Am 21. Oktober erreichte der engliſche Dampfer, auf dem die Reiſenden ſich in Tien-tſin einſchifften, Schanghai, das, an der Mündung des Jang-tſe-kiang gelegen, heute das kommercielle Centrum des Himmliſchen Reiches iſt.

Digitized by Google

Haſenquai und Thor des chineſiſchen Theiles von Schanghai.

Digitized by Google

Mark, Rhein, Ruhr, Lothringen, Elsaß, Lux. Die Ruhr ist eine Kohlenzone, aber Lothringen ist eine Eisenzone. Die Kohle ist in Deutschland, das Eisen ist in Frankreich. Die Kohle ist in Deutschland, das Eisen ist in Frankreich. Die Kohle ist in Deutschland, das Eisen ist in Frankreich.

Die Ruhr mit Kohlenzechen und Hüttenwerken.

Deutschland, das Land der Kohle und des Eisens, ist das Land der Industrie. Die Industrie ist das Land der Kohle und des Eisens. Die Kohle ist das Land der Industrie. Die Industrie ist das Land der Kohle und des Eisens. Die Kohle ist das Land der Industrie. Die Industrie ist das Land der Kohle und des Eisens. Die Kohle ist das Land der Industrie. Die Industrie ist das Land der Kohle und des Eisens.

Die Ruhr mit Kohlenzechen und Hüttenwerken.

Deutschland, das Land der Kohle und des Eisens, ist das Land der Industrie. Die Industrie ist das Land der Kohle und des Eisens. Die Kohle ist das Land der Industrie. Die Industrie ist das Land der Kohle und des Eisens. Die Kohle ist das Land der Industrie. Die Industrie ist das Land der Kohle und des Eisens. Die Kohle ist das Land der Industrie. Die Industrie ist das Land der Kohle und des Eisens.

wie ein großer Trödelbazar: enge, ſchmutzige Straßen, eine geräuſchvolle Menge und ein buntes Durcheinander von reinen und unreinen Dingen, die, dicht zuſammenſtehend, theils als Eßwaaren, theils als — Dünger verkauft werden. Mit beſonderm Intereſſe beobachtete der Reiſende hier einen Kollegen, einen eingeborenen Jünger Aeskulaps, der auf einem Bambusſtuhle im Schatten eines ungeheueren quadratiſchen Sonnenſchirmes ſich inmitten der Straße niedergelaſſen hatte. Auf einem Tiſchchen lagen alle ſeine Medikamente vor ihm ausgebreitet: Wurzeln, Kräuter, Thierſchädel, das vollſtändige Skelet eines Affen, Schalen von Früchten, Stücke von Schlangen- und Krokodilhaut u. ſ. w. Von chirurgiſchen Inſtrumenten waren nur eine Anzahl hölzerner Schröpfköpfe und eine Menge längerer und kürzerer Nadeln für die in China wie in Japan allgemein gebräuchliche und gegen faſt alle Krankheiten in Anwendung kommende Akupunktur vorhanden.

Die Fahrt den Jang-tſe-kiang aufwärts wurde auf dem engliſchen Dampfer „Fire-Queen“ gemacht; während der drei Tage ihrer Dauer paſſirte man 17 anſehnliche Städte, darunter auch Nanking, das ſeit dem letzten Tai-ping-Aufſtande eigentlich nur noch aus traurigen Ruinen beſteht. Von ſeinem alten Wunder, dem berühmten Porcellanthurme, iſt heute nichts mehr zu ſehen. Unzählige Dſchunken und kleinere Boote belebten den Fluß auf der ganzen Strecke, und auch an den reichbevölkerten Ufern zeigte ſich überall reges Leben und Verkehr. An vielen Stellen wurde gefiſcht, an anderen waren zahlreiche Arbeiter damit beſchäftigt, das hohe Uferrohr zu ſchneiden und auf große Kähne zu verladen.

Am 31. Oktober langte man an der Einmündung des Han-kiang in den Jang-tſe an, wo, durch breite Waſſerarme von einander getrennt, die drei Städte U-tſchang-fu (oder Wu-tſchang-fu), Han-jang-fu und Han-khöu liegen, die zuſammen eine Häuſer- und Einwohnerzahl repräſentiren, wie ſie nur noch London aufzuweiſen hat. Han-khöu zeigt von weitem ſchon an einem mit Taxus bepflanzten Quai eine Reihe zweiſtöckiger Häuſer, das europäiſche Quar-

Han-khöu.

tier des für den Theehandel wichtigen Ortes. Verhältnißmäßig zahlreich iſt hier der ruſſiſche Handel vertreten; in der aus etwa zwanzig jüngeren, ſämmtlich unverheiratheten Kaufleuten beſtehenden ruſſiſchen Kolonie fanden die Reiſenden gaſtliche Aufnahme während ihres mehrwöchentlichen Verweilens in Han-khöu. Bis jetzt exiſtirt in dem ſo weit im Lande belegenen Orte noch kein ſelbſtändiges europäiſches Geſchäft. Die hier anſäſſigen fremden Kaufleute ſind ausſchließlich Kommiſſionäre, die den Verkehr zwiſchen den chineſiſchen Producenten und den auswärtigen Handelshäuſern vermitteln. Mehrere von ihnen, namentlich Ruſſen, betreiben daneben ſeit einigen Jahren noch die Fabrikation von Ziegelthee, zum Theil in eigenen, zum Theil auch in von Chineſen gepachteten Fabriken. Die eigentliche Theekultur befindet ſich nur in den Händen der Chineſen, und die ausgedehnten Beſitzungen an Theeplantagen in der Umgegend von Han-khöu, deren ſich manches europäiſche Handelshaus rühmt, exiſtiren nur in den Aufſchriften der Theekiſten, nicht aber in Wirklichkeit.

In zum Theil ſumpfiger Niederung belegen, hat Han-khöu ein Klima, an das ſich die Europäer nur ſchwer gewöhnen: im Frühjahr leiden ſie unter der wochenlang dauernden feuchten Witterung, im Sommer unter der ſtarken Hitze, die mit dem Beginn des Juni eintritt, vier Monate lang anhält und die Temperatur im Freien bis auf 40°, in den Häuſern bis auf 30° R. bringt. Trotzdem arbeiten die Chineſen den ganzen Tag über im Freien und zwar ſelbſt in der Mittagsſonne mit unbedecktem Haupte.

Unter der Führung des Herrn Schewelow, eines ruſſiſchen Kaufmanns, der ſich während ſeines zwölfjährigen Aufenthaltes in Han-khöu durch eifriges Studium der Sprache und Literatur zu einem bedeutenden Sinologen ausgebildet hat, unternahm Pjaſetzki ſeine erſten Ausflüge durch die drei Städte. In einem zweiſegeligen Boote ging es zunächſt nach dem rechten Ufer des Jang-tſe hinüber, auf dem ſich hinter einer hohen Zinnenmauer das volkreiche Wu-tſchang-fu ausbreitet; an der Außenſeite der Mauer, zum Theil über dem Waſſer hängend und durch Pfeiler geſtützt, kleben, Schwalbenneſtern gleich, eine Menge elender kleiner und doch augenſcheinlich reichbewohnter Holzhütten. An einer weit in den Fluß hineinragenden Terraſſe wurde angelegt; auf breiten Treppen ſtieg man zu dem ſeltſamſten

Queen Lo Tsun-Nang's tale. As a boy she is a fine athlete, but when she grows up she is married to a man who is a coward. Her husband's brother is a bandit chief, and he tries to force her to marry him. She refuses, and he kills her husband. Then she kills him, and becomes the queen of the bandits. Her husband's ghost appears to her, and tells her that he has been punished for his cowardice, and that she will be punished for her cruelty. She is killed by a tiger.

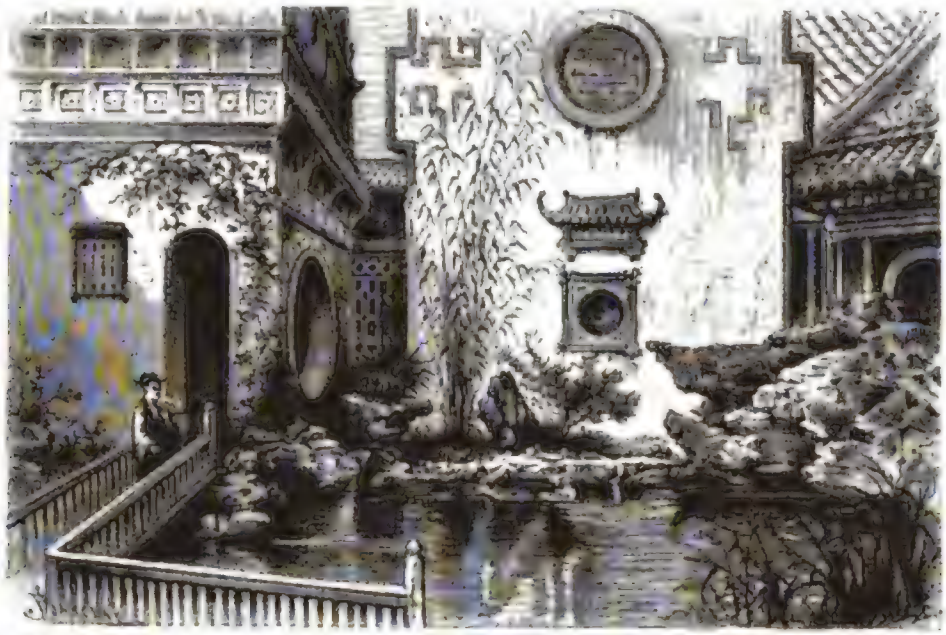
THE PAVILION OF THE QUEEN OF THE CLOUDS

Kuan Yin, the Goddess of Mercy, is the most popular of all the Chinese deities. She is the patroness of children, and is also the goddess of fishermen. She is usually represented as a beautiful woman, with a child in her arms, or with a fish-basket at her feet. Her temples are numerous, and are always crowded with worshippers. Her image is also found in many private houses.

Digitized by Google

Von Leuten der höheren Klassen wird das Straßengewühl, das sich ausschließlich aus Angehörigen der unteren Volksschichten zusammensetzt, ängstlich gemieden. In ihren Palankins, von mehreren Dienern begleitet, welche die andrängende Menge durch geschickt ausgetheilte Schläge mit ihren Zöpfen, sowie durch gelegentliches Anspeien zurückhalten, lassen sie sich durch die Straßen tragen. In demselben Aufzuge machten die Mitglieder der Expedition die nöthigen Staatsbesuche bei den vornehmsten Mandarinen der Stadt, sowie bei dem Gouverneur der Provinz, um sich ihren Schutz und ihre Unterstützung zu sichern. Bei allen diesen Gelegenheiten leistete ihnen Schewelow's genaue Kenntniß der Sprache, der Sitten und besonders des strengen Ceremoniells unschätzbare Dienste. Ohne Bedenken, ja sogar mit einer gewissen steifen Zuvorkommenheit wurde ihnen der gewünschte Schutz zugesagt, doch konnte sich Pjasetzki bei allen diesen Audienzen des Eindruckes nicht erwehren, als sei das Verhältniß zwischen den chinesischen Behörden und den fremden, in diesem Falle den russischen Kaufleuten im Grunde ein gespanntes, als hege man besonders auf chinesischer Seite ein fortwährendes Mißtrauen.

Durch Schewelow's Vermittelung fand Pjasetzki bald Gelegenheit die architektonischen Sehenswürdigkeiten der Stadt näher kennen zu lernen. Wie in allen chinesischen Städten kann der Fremde auch in Han-thön stundenlang durch die Straßen gehen, ohne etwas anderes zu sehen, als die gleichartigen niedrigen Häuser mit ihren Läden und Werkstätten und hin und wieder eine hohe, meist mit Zinnen versehene Mauer. Alles, was die Stadt an hervorragenden Bauten besitzt, Tempel (miao) und Pagoden (ta), Häuser reicher Privatleute und die großartigen Etablissements der verschiedenen Kaufmannsklubs, verbirgt sich hin-



Garten des Tsien-si-hui-guan.

ter diesen Mauern oder auf weit hinter der Straßenfront liegenden Höfen. In jeder größern Stadt Chinas treten die Kaufleute je nach den Provinzen, denen sie entstammen, in fest organisirten Vereinen zusammen, deren jeder ein nach demselben Hauptplane gebautes Vereinigungslokal, ein sogenanntes Hui-guan besitzt. In der Ausführung, den Mitteln des betreffenden Vereins entsprechend, sehr verschieden, stimmen doch sämmtliche Hui-guan darin überein, daß sie in mehreren großen, durch Mauern von einander getrennten Höfen Wohnhäuser für Reisende und neue Ankömmlinge aus ihrer Provinz, ferner ein Theater, einen Tempel, sowie mehrere kleine Gärten umschließen. Das Theater besteht nur aus einer offenen, im Tempelhofe belegenen Bühne, an deren Seiten sich Logen für die Mitglieder des Vereins, sowie für geladene Ehrengäste befinden. Das übrige Publikum, das sich zu den Vorstellungen einfindet, muß auf dem Hofe stehen. Das hervorragendste Etablissement dieser Art ist in Han-thön das Tsien-si-hui-guan, d. h. das Vereinshaus der aus der Provinz Tsien-si stammenden Kaufleute, einer Provinz, die durch ihre großartigen Porcellanmanufakturen berühmt ist. Zu den Versammlungen de Kaufleute, zu den Banketts und Festen, die hier an den Festtagen der Tempelgötter, der Schutzgötter der Provin Tsien-si und bei ähnlichen Gelegenheiten veranstaltet werden, konnte Pjasetzki leider keinen Zutritt erhalten; dafür wirkte ihm Schewelow die Erlaubniß aus, das während des größten Theils des Tages leer stehende Etablissement nach Belieben besuchen zu können. In Gesellschaft des He-schan, des als Wächter angestellten Priesters, verbrachte nun Pjasetzki täglich mehrere Stunden hier, mit Aufnahmen des Tempelinnern, der mit Altären und Bildwerken geschmückten Höfe und der zierlichen Gärten beschäftigt.

Das neugeborene Kind in den Anſchauungen des ſlaviſchen Volkes.

II.

Dem Neugeborenen drohen zahlreiche Gefahren von Seiten böſer Geiſter. Das als „unrein“ geltende Kind wie ſeine „unreine“ Mutter, beide ſind leicht dem Einfluſſe ſchädlicher Kräfte ausgeſetzt. Bei den Gruſiern iſt der Aberglaube verbreitet, daß die „unreine“ Macht unter der Geſtalt einer Schlange bemüht iſt auf das Neugeborene ſich zu ſtürzen und die Mutter zu erdrücken. In Klein-Rußland läßt man des Nachts bis zur Taufe des Kindes ein Licht brennen, damit der Teufel das Kind nicht ſtehle, es nicht verwechſele. In Süd-Rußland geht beim gemeinen Mann folgende Erzählung: ein Bauer hatte ein Kind von drei Jahren; es konnte nicht ſprechen, nicht gehen — nur viel eſſen. Man ſagte, es wäre ein Wechſelbalg. Die Eltern holten ſich bei klugen Leuten guten Rath, was zu machen ſei, um dieſes Kind los zu werden und von der „unreinen“ Macht das eigene zurückzuerhalten. Ein alter Zauberer rieth ihnen den „Wechſelbalg“ mit einer Ruthe zu ſchlagen. Die Eltern thaten das und ſchlugen das Kind; auf das Schreien deſſelben lief ein fremdes Weib herzu und rief: Warum quält und ſchlagt ihr mein Kind; gebt mir das meine, da habt ihr das eurige! Dabei warf ſie ihnen ihr Kind hin, ergriff das andere und verſchwand. In der Ukraine erzählt man ſich: es wurde ein Knabe mit einem großen Kopf (Waſſerkopf) geboren, mit langen dünnen Beinen und vortretenden Augen; der Knabe konnte nicht gehen; im ſiebenten Jahr fing er an wahrzuſagen, aber nur am Morgen. Der Vater hatte einen Bienengarten. Einſt in der Nacht weckte der „Waſſerkopf“ ſeinen Vater und erzählte, daß Diebe da ſein, um den Honig zu ſtehlen. Der Vater glaubte den Worten nicht, legte ſich auf die andere Seite, um weiter zu ſchlafen. Der Sohn weckt ihn zum andern Mal. Da ging der Vater hinaus und ſah wirklich zwei Räuber, welche im Begriff waren, den Honig zu ſtehlen. Der Ruhm des Knaben verbreitete ſich ſchnell. Viele wandten ſich an den Knaben, um Rath ſich zu erbitten. Da ſtarb der Knabe im zehnten Lebensjahre. Die klugen Leute aber ſprachen, daß man nur den Leib begraben habe, er ſelbſt ſei irgendwo unter anderer Geſtalt erſchienen und fahre fort wahrzuſagen. Die Sorge um die Exiſtenz des Neugeborenen und um deſſen Hilfloſigkeit gegenüber den Anſchlägen des Teufels iſt der Grund dafür, daß die Eltern ſich bemühen im Kinde früh die Zeugungsfähigkeit zu entwickeln; zu dieſem Zweck befeſtigt man in Klein-Rußland an das Kind nach dem erſten Bade Hanfſtengel mit Samen. In Klein-Rußland treibt man das Kind nach der Taufe in das Paradies, d. h. trägt es um den Tiſch. Im Gouv. Woroneſch legt man das Kind nach der Taufe auf einen Pelz, damit es reich werde. In Bulgarien beſucht die Hebamme am 8. Januar alle die Kinder, welche ſie zur Welt beförderte und ſegnet ſie. Sie führt rothe und weiße Wolle bei ſich, aus der rothen Wolle macht ſie einen Bart, aus der weißen Wolle Haare und klebt dieſelben mit Honig an das Kind. Sie klebt auch einige rothe Wollenfäden an die Hausfrau, ſtreut dabei etwas Hirſe aus und murmelt einen Zauberſpruch. Die weiße Wolle drückt den Wunſch aus, das Kind möge leben bis zum grauen Alter, die rothe Wolle bedeutet, daß die Wangen roth, die Hirſe, daß das Kind dick werde, der Honig, daß das Kind arbeitſam werde wie eine Biene und daß das Kind dereinſt das menſchliche Geſchlecht vermehre wie eine Biene.

Nach verſchiedenen Kennzeichen am Körper des Neugeborenen beurtheilt man ſeine Lebensdauer. In Klein-Rußland prophezeiet man langes Leben demjenigen Kinde, welches beim Aufheben die Beinchen krumm macht, bei welchem viel „Fleiſch“ in den Augenwinkeln zu ſehen iſt, welches kräftige Ohren hat, und mit geſchloſſenen Augen ſchläft. Das Auftreten von Paraſiten (welcher Art?) hält man im Gouv. Charkow für die Vorboten einer Krankheit; an einigen Orten glaubt man, daß ein Kind mit Paraſiten nicht länger als zwölf Jahre leben kann.

Eine längere oder kürzere Zeit, jedoch nicht über 40 Tage, gilt das Neugeborene als „unrein“. In Klein-Rußland ſtillt die Mutter das Kind nicht bis zur Taufe; ſo lange ſtillt es ein fremdes Weib. Im Uebrigen iſt es ſchwierig hier zu beſtimmen, was zu dieſer ſonderbaren Sitte die Veranlaſſung gab. In Böhmen hütet man ſich ein ungetauftes Kind in ein fremdes Haus zu tragen, um das Haus nicht ins Unglück zu ſtürzen. An vielen Orten in Rußland hält man es nicht für möglich ein ungetauftes Kind auf dem Kirchhof zu begraben, man gräbt daſſelbe in der Nähe des Hauſes ein.

Die Reinigung des Neugeborenen geſchieht durch Feuer und Waſſer. Bei den Littauern wäſcht die Hebamme das Kind unmittelbar nach der Geburt mit kaltem Waſſer im Namen der „Lauma“, der Göttin des Ueberfluſſes und der Fruchtbarkeit der Erde. Das kalte Waſſer ſoll dem Kinde Schönheit bringen. An vielen Orten in Rußland badet man das Neugeborene in recht kaltem Waſſer. Es ſcheint, daß dieſes Bad des Neugeborenen ſchon bei den alten Slaven mit irgend einem Gotte oder einem übernatürlichen Weſen in Verbindung gebracht wurde, noch heute wirft man gleichſam zum Zeichen der Opferung Gold- und Silbermünzen oder andere werthvolle Gegenſtände in das Badewaſſer.

Die Geburt eines Kindes wird bei den Slaven mit Freuden begrüßt; bei den Serben nur die eines Knaben. Man feiert die Geburt eines neuen Familiengliedes in verſchiedener Weiſe: unter den Bauern des Gouv. Twer werden verſchiedene Arten von Brei gekocht und die Freunde eingeladen. Der Vater des Kindes nimmt von den Anweſenden die Löffel und ſteckt ſie in den Brei; die Gäſte kaufen ſich die Löffel zurück, d. h. jeder ſteckt eine Münze in ein auf dem Tiſch liegendes Stück Brot; das Brot mit den Münzen bekommt die Wöchnerin. Die Sitte des Breikochens wird auch anderswo beobachtet, jedoch bei der Taufe, z. B. im Gouv. Woroneſch. An einigen Orten in Klein-Rußland giebt man zur Taufeier gekochte Früchte.

Die ſogenannte „Scheitelſchur“ iſt bei Nichtſlaven wie bei Slaven verbreitet. Unter den Ruſſen fand dieſer Gebrauch bis zum XVII. Jahrhundert ſogar in der zariſchen Familie ſtatt. Im Gouv. Kurſk ſchneidet der Pathe (Taufvater) dem Kinde ſobald es das erſte Lebensjahr erreicht hat, in Gegenwart von Gäſten zum erſten Mal die Haare. In Klein-Rußland ſchneidet die Hebamme dem Neugeborenen drei Büſchel Haare vom Kopf.

Die Taufgebräuche ſind im Allgemeinen nicht ſelbſtändig und von den Geburtsgebräuchen nicht zu trennen. Man beobachtet dieſelben Gebräuche in einer Gegend bei der Geburt, in der andern Gegend bei der Taufe des Neu-

geborenen. In Klein-Rußland ſind weder Vater noch Mutter bei der Taufe zugegen; im Gouv. Jaroslaw muß nur der Vater fortbleiben; dann kann die Mutter, weil ſie vor Ablauf des vierzigſten Tages nicht die Kirche betreten darf, auch der Taufe nicht beiwohnen. Im Gouv. Poltawa, Kreis Chorol, legt man auf die Schwelle der Hütte, über welche die Taufgäſte eintreten, ein Beil, damit niemand das Kind behexen kann, gleichwie das Eiſen nicht behext werden kann. Der Urſprung dieſer Sitte iſt unbekannt.

Viele der hieher gehörigen Gebräuche ſtellen ſymboliſch die Anerkennung des Neugeborenen als Kind oder Glied der Familie dar. Im Gouv. Wilna unter den Weißruſſen und Litauern iſt es Sitte, daß man nach der Rückkehr aus der Kirche, woſelbſt das Kind getauft worden, dem Vater das Kind giebt; er legt es auf die Thürſchwelle und hebt es nach einigen Minuten auf. Im Gouv. Perm giebt die Hebamme das Neugeborene dem Vater, welcher es ſelbſt in die Wiege legt und damit officiell als ſein eigenes Kind anerkennt. Von gleicher Bedeutung iſt die unter den Slaven weit verbreitete Sitte, das Neugeborene in ein Hemd des Vaters zu hüllen. Im Gouv. Charkow z. B. geſchieht das ohne Rückſicht auf das Geſchlecht des Kindes. Die Kaſchuben machen die erſte Windel aus einem Hemde des Vaters, jedenfalls aus dem Hemde eines Mannes. Im Gouv. Kurſk und auch in Klein-Rußland hüllt man das neugeborene Mädchen in ein Hemd der Mutter, den neugeborenen Knaben in ein Hemd des Vaters.

Man bemüht ſich weiter, dem Neugeborenen ſolche Gegenſtände zu reichen, welche einen guten Einfluß üben ſollen. Zum Beiſpiel bei den Montenegrinern berührt die Hebamme das neugeborene Knäblein mit einem landwirthſchaftlichen Geräth, damit es ein guter Ackerbauer werde, das neugeborene Mädchen aber mit einem Flachsballen, damit es eine fleißige Hausfrau werde. In alter Zeit legte man in Rußland bei den Edelleuten den Knaben nach der Taufe Brot, einen kleinen Bogen und Pfeile in die Wiege, den Mädchen einen Spinnrocken.

Verſchiedene Erkrankungen des Neugeborenen können durch Beobachtung beſtimmter Vorſchriften abgewandt werden. Im Gouv. Charkow hängt man dem Neugeborenen Krebsſteine um, damit daſſelbe leicht zahne. Noch für wirkſamer gilt das Umhängen eines Wolfszahnes. Wenn das Kind kränkelt, ſo verkauft man es für einige Kopeken den nahen Anverwandten, d. h. erhält von dieſen etwas Geld und ſagt, daß das Kind verkauft iſt. Im Gouv. Tſchernigow errichtet man, um das Kind geſund zu erhalten, auf Kreuzwegen ein Kreuz. Im Gouv. Minſk wird, ſobald ein Kind zu derſelben Zeit geboren wurde, während welcher ein anderes ſtarb, das Neugeborene als die Urſache des Todes des andern angeſehen und die Mutter des Todten faſtet und betet, daß Gott die Mutter des Neugeborenen ſtrafe. Wenn im Gouv. Kurſk ein neugeborenes Kind ſtirbt, ſo badet ſich die Mutter, zerhackt ihr Hemd und verbrennt es.

In einigen noch erhaltenen Tauf- und Geburtsgeſängen ſowie in vielen Gebräuchen erkennt man die Gottheiten, welche Mutter und Kind beſchützen ſollen. Die Göttin des Mondes iſt die Beſchützerin der Geburten. In Klein-Rußland gilt das Erſcheinen des Mondes gleichzeitig mit einem Stern zur Zeit einer Geburt als glückbringend. Der Koſake, der zu dieſer Zeit geboren wird, hat überall Glück, beſonders in der Liebe. Die Seele des Kindes ſteht in geheimnißvoller Verbindung mit dem Stern. Ein fallender Stern bedeutet in Klein-Rußland, daß ein Kind geſtorben. Bei den alten Slaven war der Morgenſtern der Beſchützer der verheiratheten Frauen; ſie glaubten auch an die mächtigen Schickſalsgöttinnen, welche die Faden des menſchlichen Lebens ſpinnen. Die Tſchechen kennen drei Schickſalsgöttinnen: das ſind drei weiße Frauen, welche um Mitternacht zum Neugeborenen in das Zimmer kommen, oder am Fenſter erſcheinen und dem Kinde ſein Schickſal verkündigen. Sie halten brennende Lichter in den Händen, ſo lange ſie den Spruch ſagen. Bei ihrem Nahen verſinkt Alles in tiefen Schlaf; nur ſehr fromme Leute werden des Glückes theilhaftig, ſie zu erblicken. Bei der Geburt des Kindes ſtellt man ihnen Brot und Salz hin.

Nach dem Aberglauben der ſüd-öſterreichiſchen Slaven erſcheinen bei der Geburt eines jeden Kindes drei oder ſieben Frauen (Schickſalsgöttinnen)[1]), welche darüber entſcheiden, ob das Kind glücklich oder unglücklich ſein wird. In Betreff derſelben exiſtiren allerlei poetiſche Erzählungen. In die Hütte eines reichen Bauern kam ein Spieler und ſang ein Lied davon, daß alles Glück und alles Wohlergehen ſich auf das friedliche Dach ſenke. Es war Abend; der Bauer lud den guten Sänger ein mit ihm das Nachteſſen zu theilen und bei ihm über Nacht zu bleiben. Um Mitternacht hörte der Spielmann im Schornſtein einen Lärm und ſah plötzlich ſieben junge weißgekleidete Frauen; er vermeinte ihren Spruch zu vernehmen; die eine verkündete dem geborenen Knäblein 70 Lebensjahre, Reichthum, drei Ehen; aus der erſten einen Sohn, aus der zweiten zwei Töchter, aus der dritten vier Söhne, ſchließlich Tod durch einen Schlagfluß. Die zweite beſtimmte dem Kinde eine Friſt von 89 Jahren, Reichthum, ein Bisthum und Tod durch ein Fieber. Die dritte ſagte, er werde ein Kaufherr werden, zu Grunde gehen und an Seelenqualen ſterben. Die vierte redete kurz: mag ein Blitz ihn im neunzehnten Jahre tödten! Damit waren alle anderen einverſtanden und das Schickſal des Neugeborenen beſtimmt; am Morgen mit dem erſten Hahnenſchrei waren alle Göttinnen entſchwunden. Am andern Morgen erzählte der Spielmann alles ſeinem Wirthe. Dieſer erbaute nun ſeinem Sohn einen hohen ſtarken Thurm, um ihn vor dem Gewitter zu bewahren. Mit 19 Jahren war der Knabe zu einem kühnen und vortrefflichen Jüngling herangewachſen. Er glaubte an Gott und hoffte auf ihn. An ſeinem Geburtstage war er draußen im Felde, ſchwarze Wolken verdunkelten den Himmel; ein hellleuchtender Blitz zerſchmetterte eine Eiche, neben welcher der betende Jüngling kniete; aber der Jüngling blieb unverſehrt. Er heirathete ein junges ſchönes Weib, hatte ſieben Söhne und zwei Töchter und lebte bis zum 95. Jahre. Er ſprach beſtändig: Gott iſt der Richter — aber die Schickſalsgöttinnen ſind Lügnerinnen.

(Der Verfaſſer hat, wie erſichtlich, die einſchlägige fremde wie ruſſiſche Literatur gründlich ſtudirt; die vielfachen Hinweiſe auf die benutzten Quellen haben wir natürlich hier fortlaſſen müſſen.)

[1]) Sie werden „wila“ genannt.

Die Angolares-Neger der Insel São Thomé.

Von Dr. Richard Greeff, Professor in Marburg.

I.

Während meines Aufenthaltes auf dem im Meerbusen von Guinea, unfern der Südküste der Insel S. Thomé gelegenen Eilande Rolas[1]) in den ersten Monaten des Jahres 1880, hatte ich häufig Gelegenheit mit den den Süden von S. Thomé bewohnenden und uns somit benachbarten Angolares zu verkehren, einem eigenthümlichen Negervolk, das um die Mitte des 16. Jahrhunderts sich auf der Insel angesiedelt und von da ab lange Zeit in dem hohen und wilden Waldgebirge des Südens als freier Volksstamm unter einem selbstgewählten Könige sich behauptet hat. Später der portugiesischen Herrschaft unterworfen, haben sich die Angolares doch bis auf den heutigen Tag in ihren alten Wohnplätzen als besondere abgeschlossene Gemeinschaft erhalten, getreu ihrer ursprünglichen Sprache und ihren alten Sitten und Gebräuchen. Die Angolares spielen außerdem in der Geschichte der Insel S. Thomé eine nicht unbedeutende Rolle und es mag deshalb wohl von Interesse sein über dieses merkwürdige, bisher wenig bekannte und beachtete Negervolk durch die folgenden Mittheilungen etwas Genaueres zu erfahren.

Im Jahre 1544, 74 Jahre nach der Entdeckung und Besitznahme von S. Thomé durch die Portugiesen, strandete an den „Sete Pedras“ (sieben Felsen), einer ungefähr 6 bis 7 km von der Südküste der Insel aus dem Meere auftauchenden Gruppe von Basaltklippen ein von Angola kommendes Sklavenschiff. Nach einer auf S. Thomé, ja auch unter den Angolares selbst, wie es scheint, verbreiteten Annahme, stammten die Sklaven vom Zaire (Congo), doch spricht, wie wir später sehen werden, der noch heute unter den Angolares herrschende Bunda-Dialekt entschieden mehr für ihre Herkunft aus dem eigentlichen Angola- als aus dem Congo-Gebiet. Die Bestimmung des Sklavenschiffes scheint unbekannt geblieben zu sein.

Die Schiffbrüchigen gewannen durch Schwimmen die nahe Küste von S. Thomé an der Angra de S. João, einer in das dunkele Waldgebirge der Insel einschneidenden, nur nach Südosten geöffneten Bucht, die wegen ihrer geschützten Lage einen der besten Hafenplätze von S. Thomé darstellt. Im Grunde derselben dehnt sich ein breiter glatter Sandstrand, treffliche Landungsplätze bietend, aus; auf diesen folgt nach innen ein Wald von Kokospalmen, von zwei Gebirgsflüssen, die in die Bucht sich ergießen, durchrauscht und dann steigen fast ringsum grüne Berge und Felswände zu einem weiten Mantel auf, im Süden auf einem halbinselartigen Vorsprung der Küste, der Ponta do Ilheo grande, der Pico Macurú und im Norden und Westen ein hohes mit üppigen Baum- und Strauchmassen bedecktes Felsenufer.

Damals war die ganze Südostküste und mit ihr die Angra de S. João noch völlig unbewohnt und unkultivirt. Heute liegt hoch oben auf einem grünen, steil aufsteigenden Hügel im Norden der Bucht, wie ein Adlerhorst, die kleine Villa de Santa Cruz dos Angolares, ein aus einigen ärmlichen Häusern und Hütten bestehendes Negerdorf, der südlichste Vorposten der portugiesischen Kolonisation und Herrschaft, der seit einigen Jahren nun auch ein den ganzen Distrikt von Santa Cruz dos Angolares verwaltendes kleines Militärkommando erhalten hat.

Nur ein sehr schmaler und spärlicher Kulturstreifen zieht sich an der Küste entlang über die Villa de Santa Cruz und die Angra de S. João nach Südwesten hinab bis zur Bahia da Praia grande dos Angolares (Praia grande do Sul). Im Uebrigen ist auch heute noch der ganze Süden der Insel S. Thomé, abgesehen von den zerstreuten und meistentheils unfern der Küste gelegenen kleinen Niederlassungen der Angolares und den sie verbindenden Gebirgspfaden, mit dichter Urwaldvegetation bedeckt, aus dem die mächtigen Berge der Insel in malerischer Schönheit aufragen, unfern unserer Angra der phantastische Riesenkegel des Cão grande und das hohe grüne Horn des Pico Maria Fernandez, weiterhin, immer höher sich aufthürmend, die steile Pyramide des Pico Cabombey und der breite Rücken des Pico de Anna des Chaves bis zu dem alle überragenden über 2000 m aufsteigenden majestätischen Centralstock, dem Pico de S. Thomé.

Die schiffbrüchigen und glücklich gelandeten Angolenser Sklaven nahmen, nachdem sie, theils schon auf dem Meere, theils auf dem Lande die europäische Bemannung des Schiffes getödtet hatten, von der rettenden und, wie es schien, herrenlosen Küste alsbald Besitz, zunächst an der Angra de São João und den sie umgebenden üppigen Urwalddistrikten sich ansiedelnd. Die fischreiche Küste und die Früchte des Waldes boten ihnen hinreichende Nahrung, natürliche und künstlich hergestellte Höhlungen in den zerklüfteten Bergwänden dienten ihnen zur Anlage ihrer „Quilombos“, ihrer Wohnungen.

Die portugiesischen Kolonisten im Nordosten der Insel scheinen die Ankunft der neuen Gäste wohl bemerkt zu haben, aber ohne ihrer Ansiedelung Hindernisse zu bereiten, ja ohne sie weiter zu beachten, zumal sie durch hohe unzugängliche Waldgebirge von ihnen getrennt waren, vielleicht auch in dem Glauben die weitere Kultivirung und Kolonisirung der Insel durch sie fördern zu können. Doch schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit sollten sie für ihre sorglose Gastfreundschaft hart büßen müssen. Bereits nach dreißig Jahren war aus dem Haufen gestrandeter Sklaven ein wildes und kräftiges Negervolk herangewachsen, das von der Angra de S. João aus immer mehr sich ausdehnend und durch das Gebirge und den Wald sich Bahn brechend, im Jahre 1574 plötzlich drohend im Nordosten der Insel erschien und bald darauf in das Gebiet der portugiesischen Kolonie einfiel, zu einer Zeit, als dieselbe ohnehin schon eine schwere Heimsuchung erlitten hatte.

Nach Entdeckung der Insel S. Thomé durch die Portugiesen zu Ende des Jahres 1470 wurden die ersten Versuche zur Kolonisation im Jahre 1485 durch João de Paiva unternommen, dem ersten Generalkapitän von S. Thomé, dem nebst ausgedehnten Privilegien die Hälfte der Insel von João II. als Schenkung verliehen ward. Aber alle Bemühungen zur Bevölkerung und Kultivirung

[1]) Siehe diese Zeitschr. XLI, 1882, S. 110 u. ff.

hatten in den ersten Decennien wegen des gefährlichen und bald allgemein gefürchteten Klimas, dem auch Paiva wie sein Nachfolger João Pereira nach wenigen Jahren erlagen, wenig Erfolg, zumal sich damals dem mächtig aufstrebenden portugiesischen Staate fast auf allen Theilen der bekannten Erde große fruchtbare Kolonien und überreiche Quellen des Wohlstandes erschlossen. Erst als im Jahre 1493 bei der unter João II. in Portugal ausgebrochenen Judenverfolgung eine große Anzahl geraubter und getaufter Judenkinder, zu gleicher Zeit auch Verbrecher und Degradirte aller Art nach S. Thomé gesandt wurden, gewann die Kolonisation festen Boden auf der Insel. Von den ersten von Paiva angelegten kleinen und dürftigen Wohnplätzen im Nordwesten und Norden an der Praia de Anna Ambó und der Ponta Figo wurde nun die Ansiedelung nach der zur Kultivirung günstigeren Nordostküste verpflanzt und hier auch durch den Generalkapitän Alvaro de Caminha in einer weiten schönen Bucht, der Bahia de Anna de Chaves, ein neuer größerer Siedelplatz gegründet, die spätere Stadt und Hauptstadt der Insel, die Cidade de S. Thomé.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts besaß die Kolonie im Nordosten große und reiche Zuckeranpflanzungen und war stetig wachsend zu Wohlstand und vorher nicht gehoffter Ausdehnung gelangt, als sie im Jahre 1567 plötzlich von französischen Korsaren überfallen wurde. Plündernd und mordend drangen diese auf die friedlichen Einwohner ein, beraubten ihre Tempel und verwüsteten die blühenden Pflanzungen und Wohnplätze, so daß die Kolonisten in die Wälder und das Gebirge der Insel flüchteten und sich vor den nichts schonenden Unholden nur dadurch zu schützen wußten, daß sie das Wasser und die Nahrungsmittel vergifteten. Und kaum hatten sie sich von diesem schweren Schlage einigermaßen wieder erholt, so erwuchs ihnen, sieben Jahre später, durch den räuberischen Einfall der Angolares eine neue Geißel. Ihren ersten Angriff richteten diese auf die südlich von der Bahia de Anna de Chaves gelegenen Ansiedelungen bei Mecia Alves und drangen dann, in wildem Siegeszuge Alles vor sich her zerstörend und verbrennend, drohend gegen die Cidade selbst vor. Hier wurden sie, nur mit Pfeilen bewaffnet, durch die ihnen bis dahin unbekannten Feuerwaffen der portugiesischen Besatzung erschreckt und zurückgetrieben. Aber schon nach kurzer Zeit brachen sie von Neuem aus dem Gebirge hervor und hielten seitdem über hundert Jahre lang durch einen in fortgesetzten Angriffen geführten Buschkrieg („guerra do mato") die Kolonisten im Nordosten beständig in Furcht und Schrecken, bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts (1693) der damalige Gouverneur von S. Thomé Ambrozio Perreira de Beredo durch den tapfern Buschkapitän („o capitão dos matos") einen geordneten Kriegszug gegen die wilden Ruhestörer unternehmen ließ, der mit ihrer vollständigen Besiegung und ihrer Unterwerfung unter die portugiesische Herrschaft endigte. Ein großer Theil der Angolares wurde gefangen genommen und zu einem Drittheil dem königlichen Fiscus und zu zwei Drittheilen den Siegern als Sklaven zuertheilt. Den Uebrigbleibenden gab man ihre ursprünglichen Wohnsitze an der Angra de São João und der Südostküste zurück, ja gewährte ihnen hier sogar ihre bisherige Freiheit einer eigenen Gemeinschaft mit einem selbstgewählten Könige. Allmählich über den ganzen hochgebirgigen Süden der Insel, insbesondere den Küstentheil desselben sich ausdehnend, haben sie sich hier bis in die neueste Zeit als besonderer, unter dem Namen der Angolares bekannter Volksstamm erhalten, von nun ab friedlich gegen ihre Nachbarn im Norden, sogar mit diesen in Verkehr und Handelsbeziehungen tretend und die portugiesische Oberhoheit anerkennend.

Im Jahre 1869 empörten sich die Angolares gegen ihren damaligen König Roberto Manuel velho, der, wie es scheint, ein sehr absolutes und strenges Regiment führte und richteten Klage gegen ihn bei der portugiesischen Regierung. Roberto wurde in Folge dessen abgesetzt und die Angolares wählten aus ihrer Mitte ein neues Oberhaupt, Domingo Pires, der zu Anfang des Jahres 1878 starb als der letzte König der Angolares. Die Provinzial-Regierung von S. Thomé benutzte diesen Todesfall, um die merkwürdige Autonomie der Angolares aufzuheben und dieselben nun der portugiesischen Verwaltung unter anderweitiger Organisirung ihres Gemeindewesens unterzuordnen. Das interessante Aktenstück, das den Angolares eine neue Verfassung giebt, ist vom 10. September 1878 datirt und beginnt mit der Erklärung, daß der bisherige Zustand der Selbstregierung und -Verwaltung der Bevölkerung des Distriktes von Santa Cruz dos Angolares ein ungesetzlicher und unhaltbarer sei und daß es geboten erscheine, jenes Volk in den Schoß der öffentlichen Verwaltung und gesetzlichen Ordnung sowie zur Gemeinschaft der Civilisation, von der es sich weit entfernt habe, einzuführen. Bei der großen Entfernung aber dieses Gemeindedistriktes von dem von Santa Anna (dem nördlich von Santa Cruz gelegenen Distrikte) und bei dem Mangel regulärer Verbindungen zwischen diesen beiden Distrikten bestimme der Gouverneur der Provinz von S. Thomé und Principe, daß, so lange innerhalb der Gemeinde der Angolares selbst keine geeigneten Personen zur Uebernahme der Verwaltungsämter sich fänden, ein von der Regierung besonders hiermit beauftragter Militärkommandant die Funktionen der öffentlichen Verwaltung auszuüben habe und zwar unter besonderen weiteren Bestimmungen. Es folgen nun 14 Artikel, durch welche eine ganz genaue Regelung des Gemeindewesens, der Verwaltung und Gerichtsbarkeit des Distriktes von Santa Cruz dos Angolares hergestellt wird und welche auch den Angolares selbst unter dem Oberbefehl des Militärkommandanten noch einen wesentlichen Antheil an ihrer Selbstverwaltung und -Regierung gewähren. Auch über die Errichtung einer Schule zum Unterricht der Kinder der Angolares[1]) sowie zur Anbahnung und Förderung von Kulturen des Bodens werden besondere Verordnungen getroffen.

So endete die Selbstherrschaft dieses merkwürdigen Negervolkes, das indessen von einer Verschmelzung mit anderen Elementen und Auflösung ihrer Stammesgemeinschaft noch weit entfernt ist. Dagegen schützen sie zunächst ihre Wohnplätze in den wilden von Norden fast unzugänglichen Wald- und Küstengebirgen des Südens der Insel und andererseits ihre argwöhnische Abgeschlossenheit und ihr zähes Festhalten an ihrem Stamm, ihrer Sprache und ihren alten Sitten und Gebräuchen.

Auf mich haben die Angolares im Allgemeinen in Rücksicht auf ihre Intelligenz, ihren Charakter und ihre Sitten immer einen durchaus günstigen Eindruck gemacht, obgleich sie sich von Seiten der Portugiesen und der übrigen eingeborenen Neger von S. Thomé keiner besonderen Zuneigung und guten Meinung zu erfreuen haben. Namentlich wird ihnen ihr scheues mißtrauisches Wesen und damit zusammenhängend, vielleicht aber mit Unrecht, Falschheit vorgeworfen. Vortheilhaft zeichnen sich die Angolares

[1]) Im Jahre 1878/79 besuchten nach dem amtlichen Berichte bereits 14 Kinder der Angolares die in Villa de Santa Cruz unter einem Lehrer errichtete Schule.

jedenfalls durch ihre noch einfachen Sitten und ihre Mäßigkeit aus. Von der bei den Thomenſern, ſowie den meiſten Negerſtämmen Weſtafrikas, die mit europäiſcher Kultur in Berührung gekommen ſind, immer mehr um ſich greifenden und ſie in Feſſeln ſchlagenden Leidenſchaft für den Branntwein und Tabak haben ſie ſich bisher noch faſt vollkommen frei gehalten. Auch wird, wie ich glaube, noch eine geraume Zeit vergehen, ehe ſich die Angolares der Kultivirung des Bodens reſp. dem Ackerbau zuwenden. Die fiſchreiche Küſte und die das ganze Jahr hindurch ohne Arbeit und Sorge reifenden Bananen, Kokosnüſſe und ſonſtige Früchte bieten überreiche Nahrung. Ihre übrigen Bedürfniſſe erwerben ſie ſich durch den lebhaft von ihnen betriebenen Holzhandel. Mit ihren großen Faſchinenmeſſern, den einzigen, an ihrer Seite nie fehlenden Werkzeugen und zugleich ihrer Waffe, zerlegen ſie ohne Säge oder andere Inſtrumente die größten Baumſtämme von feſteſtem Holz in dünne Bretter und dieſe bilden ihren Haupthandelsartikel. Außerdem ſind ſie ſehr geſchickt im Aushöhlen der Baumſtämme zu Kanoes, theils zu ihrem eigenen Gebrauch, theils zum Verkauf. Auch dieſe werden lediglich vermittels der großen Meſſer bearbeitet.

Das erſte Auftreten des Eiſens in Nord-Europa [1]).

α. Unter den jüngeren ſkandinaviſchen Archäologen hat ſich Dr. Undſet durch die Sicherheit, mit welcher er ausgedehnte prähiſtoriſch-archäologiſche Gebiete beherrſcht, ſchnell einen ausgezeichneten Namen gemacht. Mit Recht! Schon ſein vor zwei Jahren erſchienenes Werk über die ungariſche Bronzezeit zeigte, wie er auf dem Kontinente zu Hauſe iſt und mit Neid müſſen wir Deutſchen es jetzt geſtehen, daß wir ſeiner — von Frl. J. Meſtorf mit gewohnter Sachkenntniß und Sorgfalt überſetzten — Arbeit über den im Titel präciſirten Gegenſtand nichts an die Seite zu ſtellen haben.

Von Süden nach Norden verfolgte Undſet in Dutzenden von Muſeen und Sammlungen, in hunderten von Büchern und Abhandlungen das erſte Auftreten des Eiſens und er beweiſt uns, daß es in den nordeuropäiſchen Ländern viel ſpäter in allgemeinen Gebrauch kommt, als gemeinhin angenommen wurde, während in Süd- und Mitteleuropa es ſchon relativ früh im Gebrauche iſt. Und dieſes ſpäte Auftreten muß umſomehr auffallen, als doch ein reger Verkehr zwiſchen Süden und Norden ſich nachweiſen läßt. Je weiter nach Norden in Europa ein Gebiet liegt, deſto ſpäter empfängt es das Eiſen. „Die von Süden nach Norden getragenen Induſtrieerzeugniſſe zeigen uns überall, wie archäologiſch jüngere und ältere Kulturſtadien in verſchiedenen Gegenden chronologiſch gleichzeitig ſein können“, was bei der Betrachtung unſeres Themas vor Allem im Auge behalten werden muß, wenn kein falſcher Standpunkt eingenommen werden ſoll.

Undſet geht von den berühmten, theilweiſe ſchon vor zwanzig Jahren gemachten Funden bei Bologna (Villanova, la Certoſa ꝛc.) aus, wo eine eigenthümliche etruskiſche Induſtrie blühte, die man in die Zeit von 900 bis 400 vor unſerer Zeitrechnung ſtellt, und deren Typen dann nach Norden ſich verbreiten. Hier ſind es zwei Lokalitäten in den Alpen, die dann ausſchlaggebend und vermittelnd für die weiter nördlich gelegenen Gegenden werden: Hallſtadt im Salzkammergut und eine „Station“ am Neuenburger See, wo die Kelten das Eiſen ſchmolzen und ſchmiedeten.

In Hallſtadt ſind 1000 Gräber geöffnet und namentlich durch v. Sacken muſtergiltig beſchrieben worden; über 6000 Gegenſtände wurden hier gefunden. Am Nordende des Neuenburger Sees, beim Dorfe Marin, wurde in einer Untiefe (la Tène im dortigen Fiſcherdialekt) eine bedeutende Menge Eiſengeräth von eigenthümlichem Charakter gehoben und durch Keller geſchildert. Was charakteriſtiſch für beide Gruppen, was ihnen gemeinſam, ſtellt unſer Autor zuſammen. An die hier feſtgeſtellten beiden Typen knüpft ſich aber mehr oder minder alles im Norden an. Die Hallſtädter Sachen ſind zunächſt im Donauthale verbreitet, während die la Tène-Gruppe das Rheinthal beherrſcht. Hier ſind die früheſten Eiſenkulturſtätten, von hier erſtreckt ſich die Wirkung nordwärts bis Skandinavien. Undſet geht nun die einzelnen geographiſch und archäologiſch gegliederten Gebiete Norddeutſchlands und dann Skandinaviens durch und wir wollen ihm in Bezug auf erſtere hier folgen.

Man muß dabei aber nicht wähnen, daß der Autor ſich blos auf die Schilderung des Eiſens und ſeines Auftretens in dem über 500 Seiten ſtarken Bande beſchränkt; es wird alles einſchlägige prähiſtoriſche Material dabei behandelt, manches, wie die Geſichtsurnen, im Zuſammenhange und der ganzen Ausdehnung nach, wohl zum erſten Male. Für Norddeutſchland ſind von beſonderer Wichtigkeit die Urnenfriedhöfe, welche über das ganze Gebiet zerſtreut, aber nach den verſchiedenen Gegenden von verſchiedenem Charakter ſind. Sie ſcheinen von Mitteleuropa auszugehen, über Mähren und Böhmen, und ſich alsdann über die norddeutſche Tiefebene fächerartig auszubreiten bis ans Meer. Dieſe Urnenfelder, die am beſten in Poſen entwickelt ſind, zeichnen ſich durch einen großen Reichthum an keramiſchen Produkten aus; jedes einzelne Grab enthält oft eine Serie von Gefäßen der mannigfaltigſten Formen, alle vortrefflich gearbeitet und oft ſchön dekorirt. Manche Urnen ſind mit Graphit geſchwärzt und polirt. Nach Weſten zu werden die einfachen Urnenfriedhöfe von den Steinkiſtengräbern abgelöſt, in denen oft die Todtenurnen ganzer Familien beigeſetzt ſind. Im Mündungsgebiet der Weichſel erſcheinen die merkwürdigen Geſichtsurnen, deren eine ſchon in Schleſien auftritt. In der Lauſitz werden als charakteriſtiſch die Buckelurnen geſchildert. Ueberall aber hier im Oſten läßt ſich eine lebhafte Verbindung mit der älteſten mitteleuropäiſchen Eiſenkulturepoche, jener von Hallſtadt nachweiſen.

Von da kam die Kenntniß des Eiſens über Mähren und Böhmen, wie die gleichzeitig mit dem Eiſen gefundenen Bronzeſachen beweiſen, welche norditaliſchen Typus zeigen, der für Hallſtadt maßgebend war. „Mit den fremden Eiſenſachen eignete man ſich die Kunſt an das neue Metall dem an dieſem Mineral reichen Erdboden abzugewinnen und in Folge deſſen finden wir manche lokale Bronzealterformen in Eiſen ausgeführt.“ Waffen und größere Werk-

[1]) Eine Studie in der vergleichenden vorhiſtoriſchen Archäologie von Dr. Ingvald Undſet. Deutſche Ausgabe von J. Meſtorf. Mit 209 Holzſchnitten und 32 Tafeln. Hamburg. Otto Meißner. 1882.

zeuge von Eiſen ſind anfangs noch ſelten; meiſtens findet man Dinge zum perſönlichen Gebrauche, und die Pferdetrenſen deuten darauf, daß das Pferd ſchon zum Reiten benutzt wurde.

Mit Ausnahme dieſer oſtdeutſchen Gruppe, die unter dem Einfluſſe der Kultur von Hallſtadt das Eiſen kennen lernte, zeigt der übrige deutſche Norden die Eiſenzeit unter der Einwirkung der la Tène-Kultur. An manchen Orten können wir auf den Begräbnißplätzen beobachten, wie dieſe neue Kultur nach und nach vorzuherrſchen beginnt. Zuerſt erſcheinen in den Gräbern Urnen von Bronzealterform und neben alten Bronzen einzelne Eiſenſachen; bald mehrt ſich die Zahl derſelben und ſchließlich erfahren die Formen der Urnen und die Begräbnißmethode mancherlei Aenderungen, Eiſen- und andere Sachen im la Tène-Typus herrſchen vor: eine neue Kulturperiode iſt eingetreten. Dieſer allmähliche Uebergang läßt ſich hauptſächlich an der Unterelbe verfolgen, in Brandenburg, in der Provinz Sachſen und im öſtlichen Hannover. „Aller Wahrſcheinlichkeit nach waren es Handelsverbindungen, durch welche die neuen Formen und das fremde Metall ſich verbreiteten.“ Ein neu einwanderndes Volk aber war es nicht, welches in Norddeutſchland die Eiſenkultur entwickelt; ein entſcheidendes Argument gegen eine ſolche Annahme liegt darin, daß die Begräbnißweiſe dieſelbe blieb.

Da nun die la Tène-Kultur unzweifelhaft ganz, jene von Hallſtadt wohl größtentheils von Kelten getragen wurde, ſo iſt dieſem Volke, nach Undſet's Unterſuchungen, die Einführung des Eiſens in Norddeutſchland zu verdanken. Der Zeitraum, in welchem dieſes allmählich geſchah, wird von unſerm Autor in die erſten Jahrhunderte vor unſerer Zeitrechnung geſetzt. Um die Zeit von Chriſti Geburt faßten dann die Römer feſten Fuß am Rhein und im Norden der Alpen; römiſche Produkte ergoſſen ſich über das Land und damit begann eine neue Kulturperiode für das ganze nördliche Europa.

Aus allen Erdtheilen.

Eine Reiſe durch Kamtſchatka.

Der auf einer Reiſe um die Erde begriffene Mr. G. T. Kettlewell iſt mit ſeiner Dampfyacht „Marchesa“ am 5. Oktober von einer achtwöchentlichen Fahrt in den Gewäſſern nördlich von Japan in Jokohama eingetroffen. In Geſellſchaft von Lieutenant Tſolliott Powell und Dr. Guillemard hat er während dieſer Zeit eine Reiſe durch Kamtſchatka gemacht, über welche ein Brief des Dr. Guillemard (The Mail, 17. November 1882) einiges berichtet. Am 4. Auguſt verließ die Yacht Hakodade und erreichte nach neuntägiger Fahrt unter Dampf und Segel Petropaulowsk, eine Stadt von circa 300 Einwohnern an der Awatſcha-Bai (53° n. Br.) Es iſt das ein vollſtändig von Land umſchloſſener Hafen, welcher wie der von Sydney zahlreiche kleinere Buchten enthält und ſowohl dieſen wie denjenigen von Rio Janeiro an Schönheit und Großartigkeit der Umgebung übertreffen ſoll, indem fünf gewaltige Vulkane von 7000 bis 11 000 Fuß Höhe das ſtille Gewäſſer der Bai überragen. Hier verweilte die Geſellſchaft eine Woche, um ihre Expedition nach Norden zu organiſiren, und brach dann am 19. Auguſt in Begleitung von zwei ruſſiſchen Führern und Dolmetſchern und fünf Kamtſchadalen zur Wartung der 26 erforderlichen Pferde und Fohlen auf. 14 Tage lang reiſten ſie nach Norden, wobei ſie täglich neun Stunden ritten und nur zwei Tage Halt machten — den einen um zu jagen, ohne indeſſen mehr als einen Bären zu erlegen — dann erſt befanden ſie ſich an den Quellen des Großen Kamtſchatka-Fluſſes, deren Entfernung die Führer bedeutend unterſchätzt hatten. (Die Erman'ſche Karte von Kamtſchatka, welche den Engländern nicht bekannt geweſen zu ſein ſcheint, ſetzt dieſe Quellen unter 58° n. Br., alſo nur einen Breitengrad nördlich von Petropaulowsk.) Da man Anordnungen getroffen hatte, die Yacht an der Küſte wieder zu treffen, und nicht wünſchte, daß ſie länger als nöthig in nicht aufgenommenen Gewäſſern ſich aufhalte, ſo gab man alle Jagdpläne auf und begann ohne Zögern die Reiſe auf dem Fluſſe abwärts. Ueber aus Baumſtämmen ausgehöhlten Kanoes wurden Flöße erbaut, und auf dieſen ſchwamm die Expedition eine Entfernung von 400 engl. Meilen bis zum Meere hinab. Meiſt fuhr man auf weiten ſeeartigen Flußſtrecken, die von Birkenwald eingeſäumt waren, dahin, und erſt, als man ſich der Seeküſte näherte, wurde die Scenerie großartiger. An einer Stelle waren gleichzeitig ſechs prachtvolle Berge in Sicht, darunter der herrliche Kljutſchewsker Vulkan, der vollſtändig kegelförmig geſtaltet iſt und zu nahe 17 000 Fuß anſteigt (Erman's Karte giebt ihm nur 14 790 Pariſer Fuß und verdient jedenfalls mehr Vertrauen). Inzwiſchen übte der Herbſt ſeine Wirkung auf die Landſchaft aus und färbte die Wälder mit ſcharlachenen, karmeſinrothen und goldigen Tinten, wie nach Dr. Guillemard's Urtheil die Birken, Eſpen und Eſchen in Lappland und Norwegen. Nachts lagerte die Expedition am Ufer; das Wetter war herrlich, aber nach Sonnenuntergang ſo kalt, daß ſelbſt in den Zelten das Queckſilber unter 0° fiel. Doch war es eine trockene Kälte, und alle erreichten die Küſte in völliger Geſundheit. Bären kamen in den Wäldern maſſenhaft vor; in einem Weiler, den man paſſirte, waren ihrer im Laufe eines Monats nicht weniger als 90 erlegt worden. Enten und andere jagdbare Vögel waren in Menge vorhanden, und ſtellenweiſe war der Fluß ſo voll von Lachſen, daß ſeine Ufer mit Tauſenden von todten und ſterbenden Fiſchen bedeckt waren. Dr. Guillemard konnte 6 bis 7 Varietäten von Lachs unterſcheiden, giebt aber die Möglichkeit zu, daß es ihrer noch mehr ſein könnten. Die hervorragendſten Berge wurden unterwegs photographirt, ihre Lage und Höhe durch Beobachtungen beſtimmt (was Erman wahrſcheinlich ſchon beſſer gemacht hat) und auf dem ganzen Fluſſe von der Quelle bis zur Mündung Lothungen vorgenommen. An der Mündung des Fluſſes fand man die Yacht vor, fuhr nun hinüber nach Berings-Inſel, wo 50 000 Seehundsfelle auf dem flachen Strande trockneten, und kehrte dann an die Küſten von Kamtſchatka zurück. Hier hatten die Reiſenden am Vorgebirge Schipunskoi Nos gute Jagd auf Bergſchafe und beſuchten dann nochmals Petropaulowsk und die Südſpitze der Halbinſel, wo die Aleuten die hochgeſchätzten Felle der Secottern erbeuten. Auf der Ueberfahrt nach Japan hatte die „Marchesa“ noch einen heftigen Teifun zu beſtehen, in welchem ſie einen Matroſen, zwei Boote und einen Theil des Bordes verlor.

Die deutſche Südpolar-Expedition auf Süd-Georgien.

Ueber die deutſche Südpolar-Expedition berichtet ein in der „Deutſchen La Plata Zeitung“ (vom 15. Oktober) veröffentlichter Brief eines Mitgliedes, des Dr. C. Clauß (d. d. Süd-Georgien 1. September 1882) das Folgende: Am

23. Juli verließ die Korvette „Moltke" mit der Expedition an Bord Montevideo und segelte bei ungünstigen Winden langsam nach Süden. Am 7. August traf man auf 52° südl. Br., 42° 34' westl. L. Gr. den ersten Eisberg, einen gewaltigen Koloß von 35 m über dem Wasser und 2000 m größter Längenausdehnung. „Wegen dichten Nebels war es an den folgenden Tagen geboten, beizudrehen, damit das Schiff nicht durch Eisblöcke gefährdet werde. Erst am 11. August konnte wiederum zuverlässige Ortsbestimmung gemacht werden, deren Ergebniß war, daß wir den 54° südl. Br. bereits überschritten hatten, daß wir somit in eine Nord-Südströmung gerathen waren. Der Cours wurde ostnordöstlich genommen und am 11. August kam Land in Sicht. Erst tauchten einige schneebedeckte Spitzen über dem Horizont auf, die sich bei unserer Annäherung mehr und mehr zu einer langgestreckten Gebirgskette mit steilen Wänden, mächtigen Gletschern mit direktem Abfall nach dem Meere zu vereinigten. Vor uns lag Süd-Georgien. Vom 12. bis 16. August kreuzte die Korvette vor der Insel, die bald wegen des dichten Nebelschleiers, bald wegen der vorgerückten Tageszeit, zu welcher eine Annäherung gelungen war, nicht angelaufen werden konnte.

Am 16. August lief die Korvette in eine Bai ein und ging hier nach vorgenommenen Lothungen vor Anker. Die von Seiten des Herrn Dr. Schrader an Land gemachten Observationen ließen die Frage offen, ob wir uns in der Royal- oder Cumberlandbai befänden, da die erhaltene Länge für erstere, die Breite für letztere stimmte. Heftige Böen rissen die Korvette am 17. Morgens vom Ankergrunde los, der in diesem Hafen höchst ungünstig ist, und die Anker an den Ketten nachschleppend arbeitete sich das Schiff mit Dampf wieder in die offene See hinaus. Vom 17. bis zum 20. kreuzten wir abermals vor der Insel, das alte Manöver wiederholend.

Reiner Zufall war es, daß wir uns am 20. August Mittags bei schönstem Wetter derart nahe der Insel befanden, daß eine Einfahrt in die nächste Bucht gewagt werden konnte, und ein Glücksfall war es, daß diese Bucht einen sichern Hafen und guten Ankerplatz bot, so daß wir Anker werfen konnten.

Die Bai wird im Norden durch eine schmale Landzunge mit flachem Terrain gegen den Ocean abgegrenzt. Diese Landzunge erschien uns gleich bei unserer Einfahrt für unsere Zwecke als völlig geeignet, und nachdem eine ans Land gesandte Expedition das Gebiet als frei von lokalen magnetischen Einflüssen konstatirt hatte, wurde eine nach der Bucht reichende Einsenkung als definitiver Stationsort bestimmt.

Der Name der Bai konnte noch nicht festgestellt werden, da die von Süd-Georgien existirenden Karten nicht hinreichend genau sind. Vermuthlich sind wir in der Royal-Bai oder im Little Hafen. Im Süden und Westen bilden wilde Gletscher die Umgrenzung der Bucht, über welchen sich gewaltige zerrissene Felswände, die zur Zeit fast völlig in Schnee gehüllt sind, erheben.

Nach Osten communicirt die Bucht mit dem Meere. Die Landschaft erinnert in ihrer Großartigkeit an die Partien, wie wir sie in den Tyroler Alpen auf 6000 bis 7000 Fuß Höhe treffen. Das Innere der Insel scheint nur schwer zugänglich zu sein. Die Thierwelt ist durch eine Unzahl von Vögeln vertreten. Unter diesen herrschen Pinguine, Sturmvögel, Kormorane, wilde Enten, Sturmschwalben, Mantel- und Raubmöven, sowie die Kerguelentaube (Landvogel) vor. Außerdem giebt es Seerobben, -Elephanten und -Leoparden. Wider alles Erwarten haben wir außer der Kerguelentaube noch einen Landvogel, einen schwarzgelb gefiederten Insektenfresser von der Größe einer Lerche getroffen. Höchst drollig nehmen sich die an Land spazierenden Pinguinscharen aus, die in Reih und Glied unter Kommando zu marschiren scheinen. Der vorderste streckt vergnüglich seine Flügelstummel in die Luft und, indem er sich häufig nach seinen Genossen umsieht, sieht es aus, als ob er nach Art eines Feldherrn auf den einzuschlagenden Weg deute. An Insekten fand ich auf dem Schnee eine Carabusart, die gleich den auf Kerguelen vorkommenden Käfern nur Flügeldecken und keine Flügel besitzt.

Der Boden ist dicht mit Tussackgras und mit verschiedenen Moosarten überwachsen. Das Gras wurde von unserm mitgebrachten Vieh mit Vergnügen gefressen. Der Grund, auf welchem unsere Häuser errichtet wurden, besteht aus einer zur Zeit gefrorenen Moos-, einer Torf- und einer Lehmschicht (verwitterter Thonschiefer), unter welcher sich größere Steinblöcke vorfinden.

Die sechs Häuser (Wohnhaus, Variationshaus, Haus für absolute magnetische Messungen, astronomisches Observatorium, Drehkuppel, Psychrometerhaus) waren in zehn Tagen bei der rüstigen Arbeit der Matrosen aufgebaut. Die Pfeiler in den Observatorien sind ebenfalls gesetzt, der Wohnplatz ist mit einem Entwässerungsgraben umgeben, so daß wir, abgesehen von der Aufstellung der Instrumente und kleineren inneren Einrichtungen mit der Etablirung fertig sind und wir uns beruhigt unserm Schicksal überlassen können.

Die klimatischen Verhältnisse sind durchaus nicht polar, indem wir nicht unter — 7° Temperatur hatten und wir uns nicht wärmer zu kleiden brauchen, als wir es bei uns in Deutschland im Winter gewohnt sind. Am tückischesten sind die aus den verschiedenen Winkeln der Bucht wehenden Böen, denen jeder Meteorologe ohne Bedenken den Grad 12 beilegt.

In allen Richtungen der Naturwissenschaft wird es hier ersichtlich für uns zu thun geben und wollen wir nur hoffen, daß wir unserer Aufgabe nach Kräften gerecht werden."

Asien.

— Der „Golos" konstatirt, daß das Gebiet von Kars unter russischer Herrschaft stark heruntergekommen ist. Dasselbe bildete früher die Kornkammer für die benachbarten Wilajete und führte über eine halbe Million Hektoliter Getreide jährlich nach Rußland aus; seine jährliche Ernte belief sich auf circa 900 000 bis 1 000 000 hl Weizen und circa 400 000 hl Gerste. Jetzt müssen dagegen jährlich 100 000 bis 140 000 hl aus Alexandropol, Eriwan und Odessa eingeführt werden; früher kostete ein Somar (5½ hl) Weizen 5 bis 8 Rubel, ein Somar Gerste 2 bis 4 Rubel, jetzt resp. 16 bis 20 und 7 bis 9 Rubel. Der Grund davon liegt einmal darin, daß durch die starke russische Besatzung die Zahl der Konsumenten zugenommen hat, besonders aber in der enormen Auswanderung. Nach officiellen Angaben sind bis zum 1. August 1881 aus dem Gebiete von Kars nach der Türkei ausgewandert 87 760 Personen, dafür eingewandert 10 744 Griechen, 7072 russische Sektirer und 4074 Armenier, zusammen nur 21 890 Personen.

— Mit viel Humor und Geist, aber auch mit unerbittlicher Strenge gegenüber den verlotterten Zuständen schildert Wilhelm Joest in seinem Buche „Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien" (Köln, Dumont-Schauberg 1883) den Schluß seiner fast sechsjährigen Reisen in allen fünf Erdtheilen. Joest reiste als Tourist, und für solchen mag Sibirien, besser die große Poststraße mit ihren geringen landschaftlichen Reizen, unbequemen Transportmitteln und ihrer schlechten Verpflegung wenig bieten; ein Reisender mit bestimmten wissenschaftlichen Zwecken mag vielleicht günstiger urtheilen. Aber man darf dann nicht vergessen, daß wissenschaftliche Reisende meist mit Unterstützung der Regierung reisen, viele Schwierigkeiten sich aus dem Wege geräumt sehen, später auch wohl manches, was sie erfahren haben, dankbar verschweigen, während Joest als Privatmann dazu keine Veranlassung hat. „Welch hochcivilisirte Russen mag der Mann kennen gelernt haben, — ruft er S. 257 aus — der das Wort: „Gratez le Russe etc." erfunden hat; bei den meisten, die ich traf, war das „grater" wahrlich nicht nöthig." Man lese, was er auf S. 149 ff. von den Spitzbübereien mancher Gouverneure berichtet, von den unglück-

lichen Burjaten, welche zweimal 50 000 Rubel für ein zu errichtendes Gymnasium aufbrachten und beidemal darum bestohlen wurden, von dem Geldmachen der Beamten auf Dienstreisen (S. 173 und 174), von der Nichtswürdigkeit der dortigen Kirche (S. 198). „In keinem Lande der Erde wie in Rußland ist es gerade die Kirche, die so viel zur moralischen und auch physischen Verkommenheit des Menschen beiträgt und derselben Vorschub leistet. Die Kirche ist es, die dem Volksunterrichte entgegenarbeitet, die Kirche, welche die Masse der Bevölkerung in krassestem Aberglauben an wunderthätige Heiligenbilder und dergleichen erhält, die Kirche, welche den Bauern verkommene Subjekte als Priester aufzwingt und die in starrer Weise auf das Einhalten der Fast- und Feiertage hält. Wer will es dem Bauern, der sich geistig nicht beschäftigen kann, der nicht lesen und schreiben gelernt hat und der an den Feiertagen nicht arbeiten darf, verübeln, daß er sich in Schnapskneipen herumtreibt, zumal wenn ihm der Pope darin als leuchtendes Beispiel vorangeht? . . . Wenn die Kirche den Leuten an 226 Tagen statt des Essens das Trinken verböte, so würde sie sich gewiß damit unsere Achtung erwerben; heute aber müssen wir sie gerade beschuldigen, den Krebsschaden der russischen Bauern, die Trunksucht zu fördern und zu veranlassen." Erbaulich ist auch, wie die Kirche es versteht, die Millionen der stupiden, durch Industrie und Handel unermeßlich reich gewordenen Sibirier zu erlangen (S. 220 ff.); die drei reichsten Leute in Irkutsk besitzen keine legitime Erben und man fürchtet, daß auch ihr Geld in die unersättlichen Krallen der todten Hand wandern wird. Mit Ausnahme des wohlbekannten großartig freigebigen Herrn Sibiriakow sind alle diese Millionäre vom schmutzigsten Geize, von welchem Joest ergötzliche Beispiele mittheilt, wie überhaupt sein Buch reich ist an pikanten Geschichten, für deren Wahrheit er eintritt (vergl. S. 70 bis 72, 111, 199, 293 u. s. w.). — Chabarowka, die Hauptstadt des Primorski Oblast — um ein weiteres Beispiel der unglaublichen sibirischen Zustände anzuführen — „ist auf drei Hügeln angelegt, die indeß leider noch nicht durch passirbare Straßen mit einander verbunden sind, so daß sich zu Füßen der Hügel kleine Kothseen gebildet haben, die man in steter Gefahr, wenn nicht sein Leben, doch seine Stiefel lassen zu müssen, selten bei Tage, nie bei Nacht passirt; auch die Häuser wären wohl längst die Hügel hinuntergerutscht, wenn sie nicht vorzögen, langsam aber sicher in die Erde zu versinken, wobei sie wiederum leider nicht symmetrisch vorgehen, so daß die linke Seite eines Hauses oft noch zu ebener Erde steht, während die rechte schon drei Fuß sich gesenkt hat." Von Interesse sind ferner die Mittheilungen über die Deportirten, über die Juden (S. 120), für welche Sibirien eine Art Paradies gegenüber dem europäischen Rußland ist, und anderes mehr. Vom Seewege nach Sibirien (S. 276) hält der Autor nicht viel; stellte sich doch der erste glücklich nach Hamburg gebrachte sibirische Weizen dort theurer, wie selbst californischer. — Möge es dem Verfasser des gut (auch mit fünf Lichtdrucken und einer Karte) ausgestatteten Buches gefallen, auch andere von ihm besuchte Gebiete mit gleicher Lebendigkeit und Anschaulichkeit vorzuführen.

— Der russische Ingenieur Lessar, dem wir schon interessante Aufnahmen im Lande der Achal-Tekke (s. „Globus" XLI, S. 218) und die Ermittelung einer Depression daselbst verdanken, setzt seine Reisen in den Turkmenenwüsten und Persien rüstig fort. Im Sommer 1882 ging er von Serachs, der nordöstlichsten persischen Grenzfestung, am Heirud aufwärts nach Süden bis Ghurian, welches nur noch 65 km von Herat entfernt ist, wobei er sein Augenmerk hauptsächlich auf die Beschaffenheit der Wege und Brücken richtete. In einem großen Bogen durch das nordöstliche Chorassan, welcher Chaf, Turbet-Haidari, Meschhed und Turbet-i-Schech-Dschami berührte, kehrte er nach Serachs zurück, um alsbald Merw, Buchara und Chiwa zu besuchen. Von letzterer Stadt ging er quer durch die Wüste nach Askabad, wo er am 9. Oktober eintraf. In den durchreisten Gebieten war, von einigen Räubereien der Sarük-Turkmenen abgesehen, alles ruhig — doch dürfte diese Reise in England etwas Unruhe hervorrufen.

Afrika.

— Der spanische Schuner „Lijera" ist mit einer kleinen Abtheilung Soldaten nach der marokkanischen Küste gesendet worden, um dort den Hafen Santa Cruz de Mar Pequena zu besetzen, welchen Marokko schon im Jahre 1860 an Spanien abgetreten und seitdem vergeblich gegen eine Geldentschädigung oder Ueberlassung anderer Punkte in der Nähe von Ceuta wieder zu erlangen versucht hat. Die Besetzung des Hafens soll für die große spanische Fischerflotte, welche im Süden der Canarien ihrer Arbeit nachgeht und dort oft beunruhigt wird, von Nutzen sein.

— Der Franzose Dr. Defournoux hat von Marokko aus eine Reise über Figig, das südliche Oran u. s. w., Tebessa nach Kairwan in Tunesien gemacht und überall bei den Muhammedanern gute Aufnahme gefunden. Seine Route hat er mit dem Kompas aufgenommen, überall möglichst viele Beobachtungen über Land, Leute, Sitten, Handel ꝛc. gemacht, namentlich auch, seinen Sallust in der Hand, auf Ruinen und Inschriften geachtet. Er war der erste Franzose, der bei dem gefürchteten Scheich des Stammes Zelas der Uled Fendassen, welcher am Ued Mergelil sitzt, Gastfreundschaft gefunden hat. In Kairwan hat der Scherif der großen Moschee ihm Handschriften, welche für die historische Geographie Nordafrikas von Wichtigkeit sind, zur Verfügung gestellt. Dort wollte Dr. Defournoux, wie er am 18. August schrieb, einige Zeit verweilen und sich zu seiner großen Reise nach Timbuktu vorbereiten.

— Von Juan Maria Schuver, jenem im Gebiete des Blauen Nil reisenden Holländer (vergl. „Globus" XLI, S. 127 und 351) sind nach längerer Unterbrechung einige Briefe vom Mai, Juni und Juli dieses Jahres in Gotha eingetroffen und in Petermann's Mittheilungen 1882, Heft X abgedruckt. In Folge des Aufstandes südlich von Chartum sind andere Sendungen verloren gegangen. Der Reisende hat den Blauen Nil bis 1° östlich von Famaka in Dar Fazoql, also bis 36° ö. L. Gr. und die Berge nördlich davon, zwischen dem Blauen Nil und dem Dinder, namentlich den Gebel Quba und den Gebel Abu-ramle, bereist. In ersterm besuchte er ein sehr interessantes gelbes Völkchen, Sienetjo mit Namen, welches auf einem circa 5000 Fuß hohen Berge wohnt und eine ganz selbständige Sprache spricht, die mit keiner der von den benachbarten Stämmen gesprochenen etwas gemein hat. — Von Interesse ist, was Schuver über die beiden italienischen Reisenden Gessi und Matteucci schreibt, welche im April 1878 eine Reise südwärts von Famaka unternahmen und über Fadasi hinaus bis zum Gebel Sore (c. 9° n. Br.) vordrangen. „Daß Matteucci und Gessi jemals einen Schritt südlich von Fadasi gemacht oder am Jabus gewesen sein sollten, muß ich als Erfindung bezeichnen. Es giebt dort keine Ortschaft Affilo, auch keinen Berg Sore. Spätere Reisende werden zwischen Matteucci und mir entscheiden; da die beiden italienischen Forscher todt sind, so will ich sie nicht weiter angreifen."

— Von Zeit zu Zeit kam seit Sir Samuel Baker's Reise die Meldung nach Europa, daß weit westlich von Albert Nianza noch ein weiterer großer Aequatorialsee existire. Jetzt liegt über denselben eine bestimmtere Nachricht vor in einem Briefe des Mr. F. Lupton, des Gouverneurs der ägyptischen Provinz Bahr el-Ghazal, an die Londoner Geographische Gesellschaft, d. d. Dehm Siber 27. Juli. Danach theilte ihm Rafai Aga, einer seiner Untergebenen, bei seiner Rückkehr von einer Expedition nach Süden mit, daß er im Lande der Barboa, eines mächtigen, kupferfarbenen Stammes, einen großen See gesehen habe,

dessen Lage Mr. Lupton etwa in 3° 40′ n. Br. und 23° ö. L. Gr. setzt, und dessen Größe derjenigen des Victoria Njanza gleich kommen soll. Bei gutem Wetter fahren die am Ostufer wohnenden Barboas in großen, offenen, aus je einem Baume verfertigten Booten über den See, was drei Tage in Anspruch nimmt, und erhalten von den Bewohnern des westlichen Ufers Artikel von europäischer Herkunft, wie blaue Perlen und Messingdraht. Rasai Aga beschreibt seine Reise dorthin folgendermaßen: Brach auf von Dehm Bekir (6° 52′ n. Br., 26° 22′ ö. L.), marschirte sechs Tage südwestlich nach der Seriba el-Douleb, dann vier Tage gegen S. S. W. nach Bengier, vier Tage S. W. nach Seriba Warendema, sechs Tage S. W. b. W. nach dem Bahr el Makwar, welche ich überschritt, nachdem ich verschiedene sehr große, von den Basango bewohnte Inseln besucht hatte. Der Makwar wird von den Arabern Bahr el-Warschal genannt und fließt in den Uëlle, ist aber viel größer als dieser; beide fließen nach W. S. W. Dann 10 Tage S. S. W. nach der Residenz des „Sultan" der Barboa, welcher mich gut aufnahm. Der See liegt noch vier Tagemärsche südwestlich von des Sultans Wohnort.

— Mit großer Freude ist überall Lieutenant Wißmann's kurzes Telegramm aus Zanzibar, 17. November 1882 begrüßt worden: „Gesund angekommen. Pogge vom Lualaba zurück nach Station Mukenge". Dr. Pogge hat seinen Plan (s. oben S. 169) also durchgeführt und den Lualaba erreicht, mithin einen mindestens 600 km langen Marsch durch völlig unbekanntes Gebiet zurückgelegt. Ob er auf den Lualaba bei dem wohl bekannten Orte Njangwe oder weiter südlich traf, wird erst in einiger Zeit sich herausstellen — sicher ist, daß er dort, etwa unter 26° ö. L. Gr. ein Gebiet erreichte, das uns durch Livingstone, Cameron, Stanley und Thomson in seinen Hauptzügen bekannt ist; während sein Begleiter wahrscheinlich auf bekannten Wegen von dort dem Ocean und der Civilisation zuwanderte, kehrte er selbst zu den Tuschilange in das Innere zurück, ein gewaltiger Entschluß, dessen nur Jemand fähig ist, der so vorzüglich mit den Schwarzen umzugehen versteht, wie Pogge. Die bisher eingesendeten Proben lassen übrigens Lieutenant Wißmann als einen geschickten Topographen erscheinen; man darf daher von dieser Reise auch für die Karte großen Gewinn erhoffen.

— Der Municipalrath der Stadt Paris hat Savorgnan de Brazza für seine Entdeckungen in Inner-Afrika einstimmig eine goldene Medaille im Werthe von 3000 Franks zuerkannt.

— Der junge Naturforscher Butikofer, welcher 1880 von dem naturhistorischen Museum in Leiden nach Liberia geschickt wurde, um zoologische Sammlungen zu machen und die Geographie des Landes zu studiren, ist nach seiner Heimathstadt Bern zurückgekehrt, um sich von den Folgen des Fiebers zu erholen. Während seiner zweijährigen Expedition hat er das Plateau Mandingo erforscht, sowie den St. Paul-Fluß und den Great Fish Lake genau aufgenommen.

— Am 21. November hat die französische Kammer den Gesetzentwurf, welcher Savorgnan de Brazza's Vertrag mit Makoko über Gebietsabtretung am Stanley-Pol ratificirt, angenommen. Wenn aber im Zusammenhange damit die Zeitungen berichten, daß das französische Kanonenboot „Sagittaire" nach dem Congo gesandt werden soll, so ist nicht recht abzusehen, was es dort soll; denn den Stanley-Pol kann es der Katarakte halber nicht erreichen. — Inzwischen ist in Liverpool folgende Nachricht eingetroffen: Congo-Fluß, 7. Oktober. Eben ist ein Bote vom obern Congo hier eingetroffen und meldet, daß die Stanley'sche Station dort, Leopoldville, von einigen feindlichen Eingeborenen angegriffen wurde. Einzelheiten sind noch nicht bekannt, doch wird angegeben, daß Dr. Pechuel-Lösche, der derzeitige Vorsteher der Station, verwundet wurde." Indem wir die Hoffnung aussprechen, daß die Sache möglichst gut verlaufen möge, müssen wir doch konstatiren, daß das Verhältniß zu den Eingeborenen am Stanley-Pol kein so gutes ist, wie es Stanley jüngst geschildert hat.

Südamerika.

— Was bisher über das große Unternehmen des Panama-Kanals verlautete, war meist parteiisch gefärbt und übertrieb nach der einen oder andern Seite. Vorurtheilsfrei dagegen erscheint uns, was Hugo Zöller in „Der Panama-Kanal" (Stuttgart 1882; W. Spemann, 48 S. Mit 4 Bildern und 1 Kartenskizze) mittheilt. Auf Grund von Autopsie weist er darauf hin, daß die Arbeiten längst begonnen haben, daß sie mit Energie und Sparsamkeit weitergeführt werden, und daß in Anbetracht der ungeheueren Schwierigkeiten schon recht viel geleistet wurde, und hofft (wohl zu optimistisch) das Werk in einem Jahrzehnt vollendet zu sehen. Das schlimmste Hinderniß sind die klimatischen Verhältnisse, über welche er eingehende Daten beibringt; von der seitdem hervorgetretenen Erdbebengefahr dagegen wußte er damals noch nichts. Die Arbeiterfrage scheint keine Schwierigkeiten zu bieten. Gebraucht werden nach den bisherigen Entwürfen deren 7000 bis 13 000, von welchen möglicherweise zuweilen etwa 1000 und mehr in den Hospitälern liegen würden. Für die Erdarbeiten werden fast ausschließlich westindische Neger verwendet werden, welche, wie es heißt, in jeder beliebigen Anzahl zu Gebote stehen; das Fällen der Bäume und Niederbrennen der unglaublich dichten Buschvegetation wird am besten durch columbische Mestizen verrichtet. Die Verwendung europäischer Arbeiter verbietet sich durch das Klima von selbst. Ueber alle diese und manche andere Dinge giebt das kleine Heft erwünschte Auskunft. Daß das Riesenwerk ausführbar ist, daran zweifeln wohl Wenige; ob aber innerhalb zehn Jahren und für den veranschlagten Preis, das kann wohl heutzutage noch niemand mit Sicherheit behaupten. An Ort und Stelle, und anscheinend selbst bei den französischen Ingenieuren, ist die Ansicht verbreitet, daß die jetzige französische Gesellschaft bald mit ihren Mitteln zu Ende sein werde, und ebenso eine zweite, daß aber schließlich die dritte nordamerikanische die Arbeit vollenden werde.

— Die argentinische Expedition unter Fontana, welche am Pilcomayo-Flusse Crevaux' Schicksal feststellen sollte, ist gleich der bolivianischen (s. oben S. 192 und 288) resultatlos verlaufen. Mitte September kehrte sie nach Corrientes zurück, nachdem sie trotz allen Anstrengungen keine Spur von der verunglückten französischen Mission gefunden hat. Fontana selbst kam mit fünf Begleitern im Boote bis an die bolivianische Grenze, bis wohin der Fluß in den Monaten Januar bis Juli schiffbar ist.

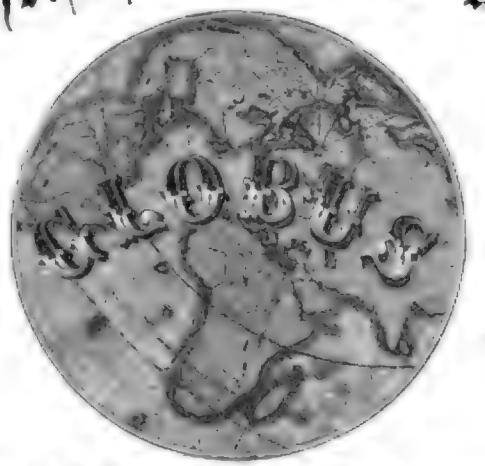
— „Bei den Patagoniern" betitelt sich die Schilderung eines Jagdausfluges nach dem südlichsten Patagonien durch eine unternehmende Dame, die Lady Florence Dixie (Deutsche Ausgabe, Leipzig, F. Hirt u. Sohn), dieselbe, welche sich durch eine literarische Vertheidigung des Zulu-Königs Ketschwajo bekannt gemacht hat. Ueber die Eingeborenen des Landes enthält das Buch nicht viel, dagegen besonders spannende Jagdabenteuer und landschaftliche Schilderungen.

Inhalt: Die Sosnowski'sche Reise durch China II. (Mit sieben Abbildungen.) — Das neugeborene Kind in den Anschauungen des slavischen Volkes II. (Schluß.) — Dr. Richard Greeff: Die Angolares-Neger der Insel São-Thomé I. — Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa. — Aus allen Erdtheilen: Eine Reise durch Kamtschatka. — Die deutsche Südpolar-Expedition auf Süd-Georgien. — Asien. — Afrika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion 18. November 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLII. № 24.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1882.

Die Sosnowski'ſche Reiſe durch China.

(Nach dem Berichte des Dr. Pjaſetzki.)

III.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen des Dr. Pjaſetzki.)

Für die Weiterreiſe landeinwärts, die zunächſt den Hankiang hinauf und durch mehrere, nach den letzten Aufſtänden noch nicht ganz beruhigte Provinzen führen ſollte, war nach der Meinung der in Han-khöu anſäſſigen Europäer eine chineſiſche Militäreskorte unerläßlich. Dieſelbe war hier nur durch den in Wu-tſchang-fu reſidirenden Statthalter der Provinzen Beï-hu und Hu-nan zu erlangen, der auf Schewelow's Vermittelung den Fremden eine Audienz bewilligte. Von den Dolmetſchern und den Koſaken begleitet — denn es galt heute den officiellen Charakter der Expedition beſonders hervorzuheben — begaben ſich die Reiſenden zum Fluſſe hinab und von hier in mehreren Booten nach dem jenſeitigen Ufer, wo ihrer die ſchon vorher hinübergeſandten zwanzig Träger mit den fünf Palankins warteten. Der chineſiſche, aus Bambus geflochtene Palankin iſt durch ſeine große Leichtigkeit ungemein praktiſch; er iſt bei weitem bequemer für den Inſaſſen als der japaniſche Tragſtuhl, aber in der Form kaum weniger unſchön als jener. Für mäßige Entfernungen ſind zwei Träger ſtets hinreichend; gilt es aber einen feierlichen Beſuch bei einer angeſehenen Perſönlichkeit, ſo gehören ſelbſt für den kürzeſten Weg vier Träger und mehrere Diener zu jedem Palankin. So bildete denn auch die in Wu-tſchang-fu einziehende Expedition einen ſtattlichen Zug; die Volksmenge, die ſie umdrängte, wurde nicht müde, die Pracht der ruſſiſchen Uniformen zu bewundern und dieſer Bewunderung den lebhafteſten Ausdruck zu geben. Freilich der Eindruck, den die Reiſenden ihrerſeits empfingen, war von Bewunderung und Wohlgefallen weit entfernt. Es ſchien Pjaſetzki, als habe er noch nie ſo viele kränkliche, bleiche und ſchlechtgenährte Individuen beiſammen geſehen, wie ſie ihn hier auf allen Seiten umdrängten. Ueberall fiel der Blick auf elend abgemagerte oder krankhaft aufgedunſene Geſichter, die durch häßlichen Ausſchlag, friſche Blatternarben oder ſtark entzündete Augen noch vollends entſtellt wurden. Wie Pjaſetzki ſpäter erfuhr, hatten die Pocken in dieſem Jahre gerade ungemein ſtark in der Stadt graſſirt; doch geht er wohl kaum fehl, wenn er den Grund für das allgemeine krankhafte Ausſehen der Einwohner dieſer reichen Provinzhauptſtadt in dem Vorhandenſein beſonders ungünſtiger lokaler Bedingungen, wie ſumpfigen Bodens, ſchlechten Trinkwaſſers u. ſ. w. ſucht.

Durch ein ſcheinbar endloſes Labyrinth von Gaſſen und Gäßchen gelangte man endlich zu dem Palaſte des Statthalters, einem hinter hoher Mauer belegenen ausgedehnten, aber natürlich einſtöckigen Gebäude. Ein breites Thor, das durch die Mauer führt, iſt allein für den Mandarinen ſelber beſtimmt. Für jeden Andern befindet ſich der Zugang am entgegengeſetzten Ende des aus mehreren großen Höfen beſtehenden Grundſtückes. So ging es weiter durch lange, ſchmale Gaſſen bis zu einer großen Gitterpforte, die den Einblick in den erſten Hof gewährte. Nach feſt vorgeſchriebener Sitte mußte hier der vorderſte Palankinträger verſuchen, das Gitterthor zu öffnen, daran aber durch den daneben

Bolton Wheel, patented 1866 by Joseph Bolton of Bolton, is a form of Pelton wheel with buckets having a double hemispherical cavity. The jet plays on the central ridge, and the water is thus divided and delivered in two opposite directions. The wheel is made in one piece of cast iron, and is said to be very efficient and durable.

Bolton Wheel.

Bolton Wheel Mill, also called the Bolton Mill, is a form of flour mill in which the grain is ground between two horizontal stones, the upper one of which is driven by a bevel wheel and pinion. The grain is fed from a hopper through a hole in the centre of the upper stone, and the meal is delivered at the circumference of the stones.

Bolton Wheel Mill.

Bolton Wire Gauge is the standard gauge for wire in Great Britain. It is also called the Birmingham Wire Gauge, and is the same as the Stubs Iron Wire Gauge. See Gauge.

Digitized by Google

of Great Britain is established by Act. Its motto, Dieu et mon Droit, means 'God and my right'. The Royal Arms are the shield of the Queen, supported by the lion and the unicorn, and surmounted by the crown. The lion and the unicorn are the supporters of the Royal Arms. The lion is the supporter of the Royal Arms of England, and the unicorn is the supporter of the Royal Arms of Scotland. The Royal Arms are the shield of the Queen, supported by the lion and the unicorn, and surmounted by the crown. The lion and the unicorn are the supporters of the Royal Arms. The lion is the supporter of the Royal Arms of England, and the unicorn is the supporter of the Royal Arms of Scotland.

The Royal Arms of Great Britain

ARMOUR was worn by the knights of the Middle Ages. It was made of iron or steel, and was very heavy. The knights wore it to protect themselves in battle. The armour was made of plates of iron or steel, which were fastened together with rivets. The knights wore a helmet, a breastplate, a backplate, and greaves. The greaves were the armour for the legs. The knights also wore gauntlets, which were the armour for the hands. The armour was very heavy, and the knights could not move quickly in it. They had to be helped to get on their horses. The armour was also very hot, and the knights sometimes died of heat in it. The armour was made by armourers, who were very skilled workmen. The armour was very expensive, and only rich men could afford it. The armour was passed down from father to son, and was often very old. The armour was very heavy, and the knights could not move quickly in it. They had to be helped to get on their horses. The armour was also very hot, and the knights sometimes died of heat in it. The armour was made by armourers, who were very skilled workmen. The armour was very expensive, and only rich men could afford it. The armour was passed down from father to son, and was often very old.

ARMOURY was the name given to the room in the Tower of London where the armour was kept. The armoury was a very large room, and it was filled with armour of all kinds. The armour was arranged in rows, and it was very beautiful to look at. The armoury was a very popular place with visitors, and many people came to see it. The armoury was also a very important place, because it was where the armour was kept for the defence of the country. The armoury was a very large room, and it was filled with armour of all kinds. The armour was arranged in rows, and it was very beautiful to look at. The armoury was a very popular place with visitors, and many people came to see it. The armoury was also a very important place, because it was where the armour was kept for the defence of the country.

Ausgang des Jahres 1853 und Anfang 1854 ist Alles in Bewegung, um die Ausrüstung der Flotten zu beschleunigen, welche im Frühjahr in See gehen sollen. Die Engländer haben ihre Flotte bereits ausgerüstet und in Spithead versammelt, wo sie Befehle erwartet, um in See zu gehen. Die Franzosen sind mit ihrer Ausrüstung noch nicht fertig, und ihre Flotte ist noch in Brest. Die Russen haben ihre Flotte in Kronstadt und Sebastopol ausgerüstet, und sie ist bereits in See gegangen. Die Türken haben ihre Flotte in Constantinopel ausgerüstet, und sie ist bereits in See gegangen. Die Österreicher haben ihre Flotte in Triest ausgerüstet, und sie ist bereits in See gegangen. Die Preußen haben ihre Flotte in Kiel ausgerüstet, und sie ist bereits in See gegangen. Die Dänen haben ihre Flotte in Kopenhagen ausgerüstet, und sie ist bereits in See gegangen. Die Schweden haben ihre Flotte in Stockholm ausgerüstet, und sie ist bereits in See gegangen. Die Norweger haben ihre Flotte in Christiania ausgerüstet, und sie ist bereits in See gegangen. Die Niederländer haben ihre Flotte in Amsterdam ausgerüstet, und sie ist bereits in See gegangen. Die Belgier haben ihre Flotte in Antwerpen ausgerüstet, und sie ist bereits in See gegangen. Die Spanier haben ihre Flotte in Cadix ausgerüstet, und sie ist bereits in See gegangen. Die Portugiesen haben ihre Flotte in Lissabon ausgerüstet, und sie ist bereits in See gegangen. Die Italiener haben ihre Flotte in Genua ausgerüstet, und sie ist bereits in See gegangen. Die Griechen haben ihre Flotte in Athen ausgerüstet, und sie ist bereits in See gegangen. Die Amerikaner haben ihre Flotte in New York ausgerüstet, und sie ist bereits in See gegangen. Die Chinesen haben ihre Flotte in Canton ausgerüstet, und sie ist bereits in See gegangen. Die Japaner haben ihre Flotte in Yedo ausgerüstet, und sie ist bereits in See gegangen.

Die Flotten.

zu den Seltenheiten gehörten. Zur Warnung für die Räuber, deren man trotz aller Bemühungen nicht habhaft werden konnte, meldete das Kriegsſchiff hier ſeine Ankunft bei Sonnenuntergang ſtets mit einem Kanonenſchuſſe an, und die um neun Uhr Abends von ſeinem Deck erſchallenden Trommeln gaben das Zeichen, daß jetzt auf den in ſeiner Nähe liegenden Böten das geräuſchvolle Treiben aufzuhören habe.

Der 24. Januar, der Vorabend des chineſiſchen Neujahrsfeſtes, brachte endlich günſtigen Segelwind, der den Schiffern erlaubte, ſich mit den Vorbereitungen zu dem hohen Feſte zu beſchäftigen, die ſeit vielen Tagen ſchon in allen Uferdörfern im Gange waren. Von der Großartigkeit, mit der das Neujahrsfeſt in allen bedeutenderen Städten des Reiches begangen wird, hatten die Reiſenden viele Schilderungen gehört und es mehr als einmal lebhaft bedauert, daß ſie den Tag auf dem Waſſer zubringen ſollten. Was ſich ihnen aber hier an Volksleben darbot, war in ſeiner Art kaum weniger intereſſant, als die rauſchenden Feſte und Feuerwerke der großen Städte. Alle Schiffe wurden gefegt, gewaſchen, mit friſchem Grün, farbigen Papierzierrathen und Lichtern geſchmückt. Auf dem Vordertheile wurden die auf großen Platten geordneten Opfergaben, Brot, verſchiedenes Fleiſch, Fiſche, Taſſen mit Reis, Waſſer und Branntwein, aufgeſtellt, und rings herum Kerzen angezündet. Daneben ſtand, in andächtiges, von heftigem Auf- und Niederneigen des Oberkörpers begleitetes Beten vertieft, der Eigenthümer oder Führer des Fahrzeuges. Von Zeit zu Zeit unterbrach er ſeine Andacht, um ein Packet Opferpapier zu verbrennen oder einige Raketen in die Luft ſteigen zu laſſen und die werthloſeren Opfergaben, den Reis, den Branntwein und das Waſſer in den Fluß zu ſchütten. Bei dem Dorfe Tan-guan, wo man mit Sonnenuntergang Halt machte, lag noch ein an-

Nudelbereitung.

deres Kriegsſchiff vor Anker. Mit dem Eintritt der Dunkelheit und dem Anzünden der unzähligen bunten Laternen, dem unaufhörlichen Abbrennen von Raketen und Schwärmern fing ein faſt betäubender Lärm an. Ueberall wurden unter lautem Jubel die für das Neujahrsmahl beſtimmten Hähne geſchlachtet und das mit ihrem Blute beſprengte Opferpapier unter Anrufung irgend einer Gottheit verbrannt. Dazu ertönten die ohrenzerreißenden Klänge der Kupferinſtrumente. Kurz vor Mitternacht wurde plötzlich Alles ſtill, und der Kanonenſchuß, der von dem Kriegsſchiffe den Beginn des neuen Jahres verkündete, rief den tollen Jubel auch nicht wieder hervor. Jetzt nahmen die gegenſeitigen Beglückwünſchungen der Familienglieder in einer beſtimmt vorgeſchriebenen Reihenfolge ihren Anfang; danach folgte das gemeinſame Feſtmahl, das die ganze Nacht hindurch währte.

Der folgende Tag brachte unfreundliches, rauhes Wetter; heftiger Wind wehte den Uferſand in großen Wolken über den Fluß und trieb ihn durch jede Fuge des Schiffes in das Innere. Trotzdem dauerten die Luſtbarkeiten im Freien fort; es war ein ewiges Hin und Her von glückwünſchenden Gäſten; auf dem Verdecke jedes Schiffes ſaßen vergnügt plaudernde Gruppen bei Thee oder Wein. Am Ufer ſpielten die Kinder in großen Scharen, faſt alle durch dickwattirte Kleider unförmlich entſtellt; das landesübliche Kinderſpielzeug der in kleinen kupfernen Röhren befindlichen Feuerwerkskörper war ihnen in reichlichem Maße geſpendet worden, und wurde von vier- und fünfjährigen Kleinen mit einer Geſchicklichkeit gehandhabt, welche die Sorgloſigkeit der Eltern erklärlich machte.

Auch die Reiſenden wurden vielfach und feierlich beglückwünſcht; zuerſt ſtellten ſich die Mandarinen der beiden Kriegsſchiffe, dann die Mannſchaften derſelben ein. Das eigentliche Neujahrsfeſt, während deſſen alle Geſchäfte ruhen müſſen, dauert drei Tage, doch zieht ſich die Feſtſtimmung und ein gewiſſes Nachlaſſen des geſchäftlichen

Verkehrs meiſt noch durch mehrere Wochen hin. Als die Reiſenden am 4. Februar Fang-tſcheng erreichten, eine wichtige Handelsſtadt am obern Han (der hier ſchon den Namen Sien-ho führt) fanden ſie es ſchwer, ſich den nöthigen Proviant zu verſchaffen, da die Mehrzahl der Verkaufslager noch geſchloſſen war. Hier ſollten der Verabredung gemäß Andrejewski und der chineſiſche Dolmetſcher die Expedition erwarten, und es war eine unangenehme Ueberraſchung, als man bei der Landung erfuhr, daß dieſelben wohl hier geweſen waren, aber nach langem vergeblichem Warten ſich vor wenigen Tagen auf den Weg nach Han-khëu gemacht hatten. So hatte man ſich ohne Frage auf dem Han-Fluſſe mit ihrem Boote gekreuzt, und es blieb nun nichts anders übrig, als ſie ſo ſchnell wie möglich zurück zu berufen und bis zu ihrer Ankunft in Fang-tſcheng zu bleiben. Die Stadt an und für ſich bot nicht viel Merkwürdiges dar, und das muntere Leben, das an dem Fluſſe herrſchte, wo zahlreiche Bambuslöſſer den ganzen Tag über mit dem Zuſammenbinden ihrer leichten Flotten beſchäftigt waren, und die Neugier überdies ſtets ein großes Publikum verſammelt hielt, wurde bald durch anhaltendes kaltes Regenwetter vertrieben. So beſuchte man die am andern Ufer belegene alte Stadt Siang-jung-fu, deren ſtarke, aus großen Granitblöcken aufgeführte Befeſtigungen ſchon im Jahre 1268 unſerer Zeitrechnung einer fünfjährigen Belagerung durch Kubilai-Chan, widerſtanden haben ſollen. Heute hat die ehemals für den Handel wichtige Stadt nur noch als Feſtung einige Bedeutung. Bei ſeinen häufigen Spaziergängen durch dieſelbe wurde Pjaſetzki wohl durch die Neugier, nie aber durch irgend welche feindſelige Kundgebungen der Einwohner beläſtigt. Viele Läden, in denen neben einheimiſchen auch ſchon europäiſche Waaren, Gläſer, Uhren, Lampen, Kerzen, Streichhölzer u. ſ. w., ihren Platz hatten, ließen erkennen, daß man hier den Werth der „überſeeiſchen Teufel“ ſchon zu ſchätzen wußte. Von einer lebhaften Induſtrie war übrigens hier nichts zu merken; die Mehrzahl der Einwohner ſchien aus Kaufleuten zu beſtehen. Nur die dem täglichen Bedürfniß

Goldwäſcherei am Han-kiang.

dienenden Gewerbe wurden betrieben, und wie überall, ſo auch hier vorzugsweiſe auf der Straße. Einen beſonders eigenartigen Anblick gewährten die im Freien arbeitenden Bäcker und die in jeder Straße vielfach vertretenen Fabrikanten der Lieblingsſpeiſe des chineſiſchen Volkes, der Nudeln. Auf einem langen Bambusſtabe ſitzend, der über den auf niedrigem Tiſche ausgebreiteten Teig gelegt und an ſeinem einen Ende feſtgebunden iſt, bewegt ſich der Bäcker unabläſſig hüpfend vor- und rückwärts, um den Teig durch das Aufpreſſen des Stabes durchzuarbeiten. Gewöhnlich befindet ſich gleich neben ihm das Gerüſt des Nudelfabrikanten, der ſeine aus zähem Mehlteige geformten Ringe an kleinen Pflöcken aufhängt, um ſie dann mittels eines hindurchgeſteckten verſtellbaren Stabes allmählich zu der gewünſchten Länge und Dünnheit auszudehnen.

Endlich, nach vierzehntägigem ungeduldigem Warten, trafen die Dolmetſcher ein; man hatte ſich ſchon vorher mit Proviant und allerhand kleinen Geſchenken für die Einwohner der entlegenen Provinzen, Spiegeln, Metallknöpfen, Nadeln u. ſ. w., verſehen: ſo ſtand der Abreiſe nichts mehr im Wege. Matuſowski und Pjaſetzki zogen es vor, auf ihrer alten Barke zu bleiben und nicht auf das große Schiff überzuſiedeln, das Sosnowski trotz aller Vorſtellungen hier für das ganze Expeditionsperſonal gemiethet hatte. Daſſelbe war durchaus ungeeignet für die immer beſchwerlicher werdende Fahrt auf dem von Sandbänken und Felſen durchſetzten obern Theile des Fluſſes. Eine kurze Strecke war man erſt von Fang-tſcheng entfernt, als der Charakter der bisher flachen Uferlandſchaft ein vollkommen anderer wurde. Hohe, vielfach zerklüftete Kalkſteinfelſen mit zahlreichen Grotten und Höhlen erhoben ſich zu beiden Seiten. Immer wieder gab es kleine Stromſchnellen zu überwinden, immer wieder erforderten Klippen und Sandbänke die größte Aufmerkſamkeit der Schiffer. Das große Schiff kam nur langſam vorwärts, und die ſchnellere Barke mußte zum nicht geringen Verdruß ihrer Paſſagiere mehrmals am Tage ſtundenlang vor Anker gelegt werden, um das ſchwerfällige Fahrzeug zu erwarten. So raſtete man am zweiten Tage an einer Stelle des Ufers, wo mehrere Chineſen vor Kurzem eine Goldwäſcherei angelegt hatten. Für eine geringe Summe pachtet man hier von der Regierung kleine Uferparcellen; mit unſäglicher Mühe und Ausdauer gewin-

nen die Arbeiter aber nicht mehr als durchſchnittlich pro Tag 20 bis 30 Pfennige nach unſerm Gelde. Für einen außerordentlichen Glücksfall gilt es, wenn einmal die Arbeit eines Tages, d. h. das zweimalige Waſchen von 500 kg Ufferkieſeln einen Ertrag von einer Mark Werth einbringt. Trotzdem wird hier das Waſchen des Goldes während der Winterzeit, wo es keine Feldarbeit giebt, heute noch ebenſo eifrig betrieben, wie vor Jahrhunderten; denn, wenn auch die Menge des von dem Fluſſe geführten Goldes nur gering iſt, ſo iſt doch, wie es heißt, ſeit vielen hundert Jahren von einer Abnahme nichts zu merken. Wenige Tage darauf langte die Expedition in Lao-ho-kéu, einem bedeutenden Handelsflecken, an, wo Pjaſetzki und Matuſowski ſich zu ihrem größten Leidweſen von ihrem Schiffe und ſeinem Führer trennen mußten. Der Letztere, ein Muſter von Gewiſſenhaftigkeit, weigerte ſich entſchieden, die Fahrt auf dem ihm von hier an unbekannten Fluſſe fortzuſetzen.

Die Angolares-Neger der Inſel São Thomé.

Von Dr. **Richard Greeff**, Profeſſor in Marburg.

II.

Die Angolares ſtellen einen der kräftigſten und ſchönſten Negerſtämme dar, die ich ſah, der ſich namentlich im Allgemeinen ſehr vortheilhaft gegen die eingeborenen Thomenſer Neger und die Angola-Neger, die jährlich in großer Anzahl von der Küſte in ſogenannten „Kolonnen“ eingeführt und auf den Roças zur Arbeit verwandt werden, abhebt. Sie ſind meiſtens hochgewachſen, mit kräftiger Muskulatur, breiten Schultern und breiter gewölbter Bruſt. Ihre Bewegungen ſind äußerſt gewandt und ſicher, wie das namentlich bei ihren Holzarbeiten und beim Fiſchfang u. ſ. w. hervortritt. Die Hautfarbe iſt im Allgemeinen dunkelſchwarz, nur ſelten ſieht man etwas lichtere Färbung. Die Meiſten, namentlich die jüngeren Männer, begnügen ſich in ihrer Kleidung mit einem an ſchmalem bandartigem Gurt befeſtigten kleinen Schurz, während die angeſeheneren und älteren Leute mit einem mehr oder minder breiten zuſammengefalteten Streifen blau und weiß karrirten baumwollenen Zeuges die Lenden umgeben. Nur wenige tragen ein buntes baumwollenes Hemd.

Den oben erwähnten vorletzten König der Angolares, Roberto Manuel velho, lernte ich während meines Aufenthaltes auf Rolas bei Gelegenheit eines Beſuches kennen, den er mit ſeinen Söhnen und anderen Familiengliedern meinem Wirthe, Herrn de Araujo, hauptſächlich behufs Verkaufs eines von ihm gebauten Kanoes machte. Ich war überraſcht über die in der That fürſtliche Haltung und den ſtolzen Gang des hochgewachſenen ſtattlichen Negers, ſo daß ich ihn bei ſeiner Ankunft mit ſeiner kleinen Flotille von Kanoes ſofort unter ſeinen Genoſſen erkannte. Die Geſichtszüge des ſchon ergrauten Mannes waren energiſch und feſt und ſchienen den frühern ſtrengen und abſoluten Herrſcher zu bekunden, doch ſprach ſich in ſeinem ruhig ſichern Verkehr und ſeiner Unterhaltung etwas Gewinnendes und Vertrauenerweckendes aus. Seine Kleidung beſtand, abweichend von der Einfachheit der Tracht ſeiner Stammesgenoſſen, in einem langen bis unter die Knie reichenden bunten Hemde und einem kleinen zierlich eingefalteten und gefällig aufgeſetzten Filzhut. Roberto lebt nun als einer der Gemeindevorſteher der Angolares an der Rolas gegenüber liegenden Ponta da Balea der Südküſte von S. Thomé und iſt als einer der tüchtigſten Erbauer von Kanoes bekannt, mit denen er, ſowie mit Bauholz, einen einträglichen Handel treibt. Augenblicklich war er mit dem Bau eines Kanoes von rieſigen Dimenſionen, d. h. von mehr als 20 m Länge, für eine der größten Kakao- und Kaffeeplantagen der Inſel, der an der Oſtküſte gelegenen Roça Agua Izé beſchäftigt. Mit Roberto's älterm Bruder, Manuel Loares, einem an der Südſpitze von S. Thomé, der Ponta de Homem da Capa wohnenden, ebenfalls angeſehenen Vorſteher der Angolares, habe ich in mehrfachem Verkehr geſtanden, namentlich mit dem ſeiner heimiſchen Küſte, der Meerestiefen an derſelben ſowie der Beſchaffenheit des Meeresbodens, ja des lokalen Vorkommens von Seethieren in der Tiefe ſehr kundigen Manne wiederholt mit ſehr gutem Erfolge Schleppnetz-Exkurſionen aufs Meer gemacht. Auch verdanke ich ihm einige ſehr intereſſante Korallen, die er vermittels ſtarker Angeln, deren ſich die Angolares zum Fiſchfang vielfach bedienen, aus der Tiefe hervorgeholt hatte. Einigemale beſuchte ich ihn in ſeiner kleinen, aus einigen Hütten beſtehenden Niederlaſſung an der Südküſte von S. Thomé, in welcher er mit ſeinen Frauen, unter denen eine als große Heilkünſtlerin weiten Ruf hat, und inmitten eines zahlreichen Familienkreiſes wie ein Patriarch wohnt, erregte aber bei den im Uebrigen freundlichen Leuten durch mein forſchendes Umherſtreifen in ihrer Niederlaſſung und im Walde Mißtrauen, da ſie fürchteten, ich beabſichtige ihr Gebiet von der portugieſiſchen Regierung zu kaufen und ſie alsdann zu vertreiben. Mißtrauen iſt in der That ein ſehr hervortretender Zug ihres Weſens, der ſich bei jeder Gelegenheit, oft ganz unerwartet, kund giebt.

Einen äußerſt lebhaften Verkehr unterhielten die Angolares mit unſerm Eilande Rolas. Es verging faſt kaum ein Tag während meiner Anweſenheit dort, an dem ſie uns nicht mit ihren leichten zierlichen Kanoes behufs Handels- und Tauſchgeſchäfte einen Beſuch abſtatteten. Die Kanoes wiſſen ſie mit großer Gewandtheit zu handhaben, aber eigenthümlich erſcheint die Art ihres Ruderns. Zwei Männer rudern ſtehend und mit freier Hand nach derſelben Seite hin, um nach einigen Ruderſchlägen beide nach der andern Seite überzuſpringen und hier ebenfalls einigemale einzutauchen, und ſo immer abwechſelnd beide gleichzeitig bald nach der einen, bald andern Seite. Die hierdurch beim Fahren naturgemäß erzeugte Zickzacklinie wird durch geſchickte Ruderbewegung faſt vollſtändig ausgeglichen. Bei günſtigem Winde ſpannen ſie ihre kleinen Segel auf, die oft nur aus einem kleinen Stück baumwollenen Zeuges beſtehen, das an dem Vordertheil des Kanoes befeſtigt und vermittels eines dünnen Baſtſtrickes mit der Hand geführt wird und wie im Fluge gleitet das leichte Fahrzeug über die Waſſerfläche dahin.

Ihren Haupthandelsartikel, den ſie nach Rolas in großer

Menge lieferten, bildete das Bauholz resp. die, wie oben erwähnt, mit ihren Faschinenmessern gehauenen Bretter. Außerdem brachten sie hin und wieder köstlichen Palmwein und sehr häufig Fische, frische und getrocknete, unter den letzteren zuweilen eigenthümliche Fischkuchen, bestehend aus sehr kleinen kuchenartig zusammengepreßten und so getrockneten Fischen. Gegen diese Dinge handelten sie baumwollene Zeuge, Faschinenmesser, namentlich aber in großer Zahl junge Schweine ein, die sie für ihre Festtage mästen.

Sehr ergötzlich und psychologisch interessant war mir, wenn ich diesen zum Theil in fast völlig wildem Zustande lebenden Negern bei ihren Besuchen in Rolas meine naturwissenschaftlichen Apparate und Beobachtungen zu erklären suchte und ihnen sogar kleinere lebende Organismen im Mikroskope zeigte. Ihr Erstaunen und offenbares Interesse fand kein Ende und äußerte sich namentlich in dem häufigen ihnen eigenthümlichen Ausruf „eh! eh!“ mit dem sie auch im Gespräch und sonstigem Verkehr ihre Theilnahme und Zustimmung zu bekunden pflegen und der auch eine der am häufigsten vorkommenden Interjektionen des Bunda-Idioms zu sein scheint. Jedenfalls entnahm ich hieraus, sowie aus den durch meinen Wirth mir verdolmetschten Unterhaltungen mit den Angolares und den mit ihnen ausgeführten schon früher erwähnten Exkursionen die Ueberzeugung, daß ihre rasche Auffassung und ihr Verständniß, namentlich aber auch ihr Interesse für Dinge, die völlig außer ihrem gewohnten Gesichts- und Denkkreise liegen und für sie auch keine praktische oder nutzbringende Bedeutung haben, keinenfalls geringer sind, als bei den unteren Klassen civilisirter Völker.

Die Angolares haben die bei ihrer Einwanderung nach S. Thomé von Angola mitgebrachte Bunda-Sprache bis heute beibehalten; sie bildet die einzige Verkehrssprache zwischen den Stammesangehörigen. Viele derselben sind indessen auch der S. Thomé-Sprache mehr oder minder mächtig, einem zweiten sehr merkwürdigen Neger-Idiom, das von den übrigen eingeborenen Negern gesprochen und in den letzten Jahrhunderten unter diesen auf der Insel entstanden ist. Im Wesentlichen stellt dasselbe ein sehr korrumpirtes Portugiesisch dar, wie es scheint ohne Flexion und mit wenigen anderen Beimischungen. So bestehen auf der verhältnißmäßig kleinen Insel drei verschiedene Verkehrssprachen, nämlich die Portugiesische, die Negersprache von S. Thomé und die Angolares-Sprache.

Durch gütige Vermittelung des Herrn Francisco José de Araujo habe ich vorläufig mit Sicherheit die Zahlen von 1 bis 10 in der Angolares-Sprache ermittelt, aus denen schon ersichtlich ist, daß die Bunda-Sprache in diesem merkwürdigen Negerstamme sich vollständig erhalten hat, wenngleich schon einige, vielleicht bemerkenswerthe dialektische Abweichungen im Laufe der Zeit eingetreten sind. Die Zahlen der Angolares stimmen im Allgemeinen vollkommen überein mit denen des typischen Bunda von Angola, weichen aber in einigen Punkten von dem Congo-Dialekt ab, so daß schon hieraus, vielleicht ohne große Gefahr des Irrthums, der interessante Schluß gezogen werden darf, daß die Angolares nicht, wie mir Herr de Araujo als die verbreitete Meinung mittheilte und wie jene selbst zu glauben scheinen, vom Zaire (Congo) stammen, sondern in der That aus dem eigentlichen Angola.

Die folgende Tabelle giebt die Zahlen von 1 bis 10 im Portugiesischen, in der Negersprache von S. Thomé, in der Angolares-Sprache, im typischen Bunda von Angola und im Congo-Dialekt, die beiden letzteren nach zweien mir vorliegenden portugiesischen Grammatiken des Bunda, die eine von Fr. Bernardo Maria de Cannecattim vom Jahre 1805 [1]) und die andere von Dr. Saturnino de Souza-Oliveira und Manuel Alves de Castro Francines vom Jahre 1864 [2]).

Tafel

der Zahlen von 1 bis 10 in der **Portugiesischen**, der **S. Thomé-**, der **Angolares-**, der **Bunda-Sprache** und dem **Congo-Dialekt.**

	Portugiesisch	S. Thomé	Angolar	Bunda (Angolense)	Congo
1	Um	Ua	Emoxe (spr. Emosche)	Moxi (spr. Moschi)	Moxi
2	Dois	Douxo	Háro	Hiari	Sollo
3	Tres	Troxe (spr. Trosche)	Etáto	Tátu	Tátu
4	Quatro	Quatro	Uána	Uána (spr. Huána)	Mála
5	Cinco	Xinco (spr. Schinco)	Táno	Tánu	Tánu
6	Seis	Sexe (spr. Sesche)	Samáno	Sománu	Samánu
7	Sete	Sete	Samboári	Sambuári	Samboári
8	Oito	Outo	Naque	Naqui	Náno
9	Nove	Nove	Uva	Hivua	Lóua
10	Dez	Dexi (spr. Deschi)	Cunbo	Cunhi	Cumi

Abweichungen des Angolar vom Congo treten hiernach besonders in der Zahl 2, 4 und in geringem Maße in 8 hervor, wobei ich indessen ausdrücklich bemerke, daß ich mich bezüglich dieser Vergleichung mit dem Angola- und Congo-Dialekt lediglich auf die beiden oben erwähnten Grammatiken stütze. Nach Bastian [3]) lauten die Zahlen am Zaire und im Congogebiete zum Theil noch anders als nach der ältern Grammatik von Cannecattim, nämlich in Congo: 1 Kochi, 2 Kalle, 3 Tatu, 4 Cuya (Maya), 5 Cutanu, 6 Sambanu, 7 Samboali, 8 Enane, 9 Evua, 10 Ecumi und am Zaire: 1 Boza, 2 Biola, 3 Tatu, 4 Hna, 5 Tanu, 6 Sambona, 7 Samboali, 8 Nana, 9 Ivua, 10 Cumi. Hiernach würden die Unterschiede zwischen dem Angolar- und Congo- resp. Zaire-Dialekt noch größere sein und die obige Annahme vielleicht noch weitere Begründung erhalten. Doch werden hierüber, sowie über das Verhältniß der Angolares-Sprache zum Bunda erst weiter gehende Forschungen über die erstere sichern Aufschluß geben können.

Was den Namen „Angolares“ betrifft, so scheint mir kaum zweifelhaft, daß derselbe der Annahme der Herkunft des damals gestrandeten Sklavenschiffes und seiner Insassen aus dem Angola-Gebiete entstammt und nicht etwa weil die Angolares heute die Süd-Ecke (Angulo) der Insel S. Thomé bewohnen. Die Wohnsitze dieses Negerstammes blieben lange Zeit auf die Südostküste beschränkt und waren es wahrscheinlich auch dann noch, als derselbe schon längst den Namen Angolares führte. In Rücksicht auf ihren Ursprung aus Angola würde man sie freilich richtiger im Portugiesischen „Angolenses“ haben nennen müssen, aber wahrscheinlich gerade um sie von den Bewohnern Angolas, den eigentlichen Angolenses zu unterscheiden, hat man ihnen den Namen Angolares gegeben.

Das von den Angolares heute bewohnte Gebiet erstreckt sich über die ganze Südecke von S. Thomé, namentlich den

[1]) Collecção de Observacões grammaticaes sobre a lingua Bunda ou Angolense. Lisboa 1805.

[2]) Elementos grammaticaes da Lingua Nbundu. Loanda 1864.

[3]) A. Bastian, Die deutsche Expedition an der Loango Küste II, S. 269.

Küſtentheil deſſelben von der Pedra Furada im Oſten und der kleinen nahe der Küſte gelegenen Inſel S. Miguel im Weſten nach Süden hin. Die Grenze des eigentlichen gouvernementalen Diſtrikts von Santa Cruz dos Angolares geht noch etwas höher hinauf, nämlich öſtlich bis zum Rio Ribeira und weſtlich zum Rio Lembá.

Dieſes ganze Gebiet wird jetzt von 1400 bis 1500 Angolares-Negern bewohnt in 280 bis 300 Familien. Nach der amtlichen Aufſtellung vom 31. December 1878 enthielt der Diſtrikt von Santa Cruz dos Angolares 1275 Einwohner reſp. Angolares-Neger, 641 männlichen und 634 weiblichen Geſchlechtes. Doch werden dieſe Zahlen wohl kaum auf einer, jedenfalls ſehr ſchwer auszuführenden genauen und methodiſchen Zählung, ſondern nur auf Schätzung nach Maßgabe gewiſſer Nachforſchungen und Erkundigungen beruhen. Auf einer ſolchen, aber auf Grund ziemlich genauer Ermittelung ſtützt ſich auch die oben angegebene höhere Seelenzahl von 1400 bis 1500, die mir in dieſem Jahre von Herrn de Araujo mitgetheilt worden iſt.

Der Zeidner Berg in Siebenbürgen.

Von Dr. F. W. Paul Lehmann.

Hoch ſtand die Sonne bereits am Himmel, als ich am 29. Juli 1880 die Jalouſien meines Zimmers öffnete und erſtaunt die hell beleuchteten Abhänge des unmittelbar vor mir aufragenden Zeidner Berges betrachtete. Es war mir faſt ſo ſchwer geworden, mein prächtiges Lager zu verlaſſen, als es zu bekommen; hatte ich doch erſt über ein halbes Dutzend auf den Dielen des Gaſtzimmers ſchlafender Rumänen wegſteigen müſſen und dann mit dem Herrn Wirth, der mich vom Kopf bis zu den Füßen muſterte, lange vergeblich verhandelt. Erſt nach Berufung auf Pfarrer und „Biſchof“ (d. i. Superintendent) war das anfänglich beſetzte Zimmer für den bei Nacht und Nebel mit einem Schwarm rumäniſcher Gerber angelangten Gaſt plötzlich leer geworden!

Während des Frühſtücks, welches in dem ſaubern und mir, der lange in Schäferhütten und ſchmutzigen Schänken hatte hauſen müſſen, ſchier opulent erſcheinenden Zimmer vortrefflich mundete, betrachtete ich mir den Zeidner Berg, der ſich über den entholzten und zum Theil verrüſten Vorbergen mit ſteiler Waldlehne emporhob. Der Anblick des bis zur Höhe emporreichenden Laubwaldes feſſelte das an düſtere Fichtengründe gewöhnte Auge; die Möglichkeit des Aufſtieges oder vielmehr die leichteſte Art deſſelben beſchäftigte kurze Zeit die Gedanken. Zeiden liegt 589 m, der Gipfel des Berges 1294 m; in zwei Stunden mußte es möglich ſein, auf die Kuppe zu gelangen, Umſchau zu halten und dann weiter auf Kronſtadt zu wandern! So war mein Entſchluß, als ich die breiten Straßen des Fleckens entlang wanderte auf den Markt, um, mit Empfehlungskarten vom Herrn Biſchof Teutſch aus Hermannſtadt verſehen, dem Herrn Pfarrer und Herrn „Notair“ guten Tag zu ſagen. Aufs Freundlichſte ward ich aufgenommen, ſo freundlich, daß mein Operationsplan bedeutende Modifikationen erlitt. Allein dürfe ich nicht auf den Berg gehen, — hieß es — vorher müßten wir auf jeden Fall zuſammen eſſen! Den Aufenthalt im Studirzimmer des greiſen Pfarrers konnte man ſich ſchon gefallen laſſen! Ueber Bäume und Dächer ſchweifte der Blick in die Fruchtebene des Burzenlandes, die von einem Kranze ſteil aufragender Höhen maleriſch umrahmt iſt. Mit beredten Worten erklärte der Greis das feſſelnde Panorama und mit der liebenswürdigſten Freundlichkeit legte er mir aus ſeiner reichhaltigen Bibliothek vor, was für mich von Intereſſe ſein konnte. So war die Mittagszeit unvermerkt herangekommen; noch während des Mittageſſens erſchienen drei Lehrer der Zeidner Bürgerſchule und wurden mir als meine Begleiter auf den Berg vorgeſtellt. Es iſt wohl noch nie Jemand freundlicher eskortirt worden!

Muntern Schrittes wanderten wir durch die ſauberen Straßen Zeidens. Mit Wohlgefallen betrachtet man die freundlichen, alle gleichartig gebauten Bauernhäuschen mit den weißgetünchten Wänden und den grünen Jalouſien. Der zweifenſtrige Giebel blickt auf die Straße, durch den bogenartig übermauerten Thorweg und über den von Mauern und Ställen dicht umſchloſſenen Hof gelangt man zur Hausthür. Bald lag Zeiden hinter uns, wir ſtiegen über Konglomeratfelſen empor, die theils mit Buſchwerk, theils mit Raſen bedeckt ſind, oder auch kahl liegen, wo härtere Schichtenköpfe hervorragen und wo abfließendes Waſſer ſeine Rinnſale eingrub. Wir kamen an dem Spielplatze der Zeidner Jugend vorüber, paſſirten eine kleine Senke und ſtiegen nun ſteiler empor über die mit Buchenwald und eingeſprengtem Ahorn geſchmückten Lehnen der Kalkfelſen. Nach zweiſtündigem, allerdings in ziemlich ſchnellem Tempo ausgeführten Steigen betraten wir von Norden her den mit Buſchwerk von Buchen und Ahornen geſchmückten Gipfel über eine ſchöne grüne Wieſenfläche, aus deren ſpärlicher Humusdecke hier und da wie weiße Leiſten die Köpfe der Kalkſteinbänke ein wenig hervorſchauen. Auf benachbarten Bergen geht die Buche übrigens in Baumform verſchiedentlich über 1300 Meter Meereshöhe hinaus und bedeckte auch einſt die höchſte Kuppe des Zeidner Berges, bis der für die Umſchau über das ſüdöſtliche Siebenbürgen wie geſchaffene Berg bei der Landesvermeſſung 1733 ſich eine Tonſur gefallen laſſen mußte. Herr Ingenieur-Lieutenant Zeltner brauchte, wie die Zeidner Chronik erzählt „um einen Schauplatz“ zu machen „5 Täge 14 Perſonen und verzehrt für 9,30 Gulden Wein!“

Lange weidete ſich nach dem erſten freudigen Staunen das Auge an den einzelnen Landſchaftsbildern des für den Geologen wie Kulturhiſtoriker gleich intereſſanten Panoramas. Während die Reiſegefährten ſich in der Nähe gelagert hatten, umwandelte mich, der, auf einem Steine ſitzend, die Eindrücke fixirte, aufmerkſamen Blickes in gemeſſener Entfernung ein Hirt. Machte ich eine Wendung, ſo blickte er auch nach der Gegend, die ich ins Auge zu faſſen ſchien, nickte und ſchüttelte mit dem Kopfe, murmelte einige Worte, die ſich wie „ſtriſſe binje!“, d. i. „ſchreibt gut“ anhörten, und ſetzte dann, den Blick auf mich gewandt, ſeinen Rundgang fort. Meine Reiſebegleiter hatten dem armen Teufel eingeredet, der ſchreibende Mann notire für

den Kaiſer in Wien, wie es hier bei den Hirten ausſähe und wie ſie ſich betrügen! Vielleicht ſchlug ihm das Gewiſſen!

Mir will das „ſchreibt gut“ des Hirten recht zweifelhaft werden, wenn ich die eilig hingeworfenen Skizzen überleſe und ſie mit dem mir unauslöſchlich eingeprägten Bilde vergleiche! Indeſſen auch die beſte Beſchreibung giebt ja kein adäquates Bild; verſuchen wir denn mit Hinweglaſſung des Details ein Landſchaftsbild in ſeinen Hauptzügen zu entwerfen und dem Leſer eine etwa zur Hand genommene größere Karte auf dieſe Weiſe zu illuſtriren und verſtändlich zu machen.

Der Kalkgebirgsſtock des Zeidner Berges erhebt ſich als Kulminationspunkt des ſogenannten Perſanyer Höhenzuges, welcher als ein kuppenreiches Waldgebirge die Fogaraſcher und Burzenländer Hochebene von einander trennt und das mächtige Fogaraſcher Gebirge mit dem Trachytzuge der Hargitta verbindet. Ein waldgeſchmückter Bergzug, von jeder der Hochebenen aus geſehen, erſcheint es vom Hochgebirge nur als dunkler Streifen zwiſchen den Fruchtfeldern der Ebenen. Thäler gehen quer durch den Zug, weiter im Norden das vom Gipfel des Zeidner Berges nicht ſichtbare Thal des Alt, welcher durch dieſes Thor die Waſſer aus der Czik, der Haranſzék und dem Burzenlande weiter führt zur Fogaraſcher Hochebene; unmittelbar nördlich vom Zeidner Berge jene Senkung, durch welche die alte Reichsſtraße von Kronſtadt nach Hermannſtadt führt und an welcher langgeſtreckt das durch die Fabrikation von Schubkarren im Südoſten Siebenbürgens bekannte Dorf Bledény liegt. So überblickte ich mit einem Male das in der Dunkelheit durchreiſte Gebiet; ſchmal ziehen ſich die Maisfelder längs der hell ſchimmernden Straße hin, weiter hinauf umkleidet Laubwald die Höhen, die ſich jenſeits Bledény wie zu einem kurzen weſtöſtlichen Zuge zuſammenſchließen, hinter dem dann Kuppe an Kuppe hervorragt. In der That haben wir es mit keinem weſtöſtlichen Zuge zu thun, denn parallel zu den gegen die Fogaraſcher und Burzenländer Ebene prall abfallenden Gebirgsrändern ziehen die zum Kreidezeitalter und zum Tertiär gehörigen Geſteinszonen in nahezu nord-ſüdlicher Richtung. Hier und da in einem tief eingeſchnittenen Thale hat die erodirende Kraft des Waſſers ſich bis zur Glimmerſchieferunterlage hindurch gearbeitet, eruptive Geſteine treten in einzelnen Gängen auf und haben ſtellenweiſe über den durchbrochenen Schichten niedrige Kuppen und Kegel gebildet. Nach Weſten hin dehnt ſich weit die Fogaraſcher Hochebene; aus den in Bäumen verſteckten Dörfern inmitten weiter, bald gelb bald grün erſcheinender Felder erheben ſich die hellſchimmernden Thürme; unter dem oft ſteil und kahl abbrechenden Rande des inneren tertiären Hügellandes blinkt hier und da der Streifen des Alt, und jenſeits deſſelben breitet ſich das durch ein Netzwerk größerer und kleinerer, meiſt ſteilwandiger Thalfurchen zu einzelnen Plateaus, Kämpen und Rücken ausgemeißelte Hochland.

In weiterer Ferne zeigt ſich der dunkle Zug des Hargittagebirges, deſſen mächtige, ſtumpfe Trachytkegel mehrfach 1700 m überſteigen, ja, nördlich jenes tiefen Querthales, durch welches die Maros die im Hochthal der Gyergyó geſammelten Waſſer hinausführt ins ſiebenbürgiſche Binnenland, ſogar 2000 m. Deutlich erkennbar iſt die Einſenkung des Paſſes von Tusnad, in dem das von den Rumänen als Sommerfriſche viel beſuchte Bad gleichen Namens liegt und durch den der Alt aus der Czik hinausſtürmt ins Burzenland. So wird der langgeſtreckte Körper des größten europäiſchen Trachytgebirges zweimal von tiefen Querthälern völlig durchſchnitten und orographiſch in drei an Höhe und Länge ſehr ungleiche Theile gegliedert. Der kleinſte und niedrigſte im Oſten des Altdefilé's iſt der am öfteſten beſuchte und beſchriebene. In ihm liegt der durch ſeine tödtlichen Exhalationen bekannte Berg Büdös und unmittelbar neben demſelben der kreisrunde, von ſteilen Waldhängen, die nach allen Seiten wie die Wände eines Trichters anſteigen, umrahmte St. Annenſee. Spuren vulkaniſcher Thätigkeit ſucht man vergebens; die trichterförmige Einſenkung hat ſich wohl ſchon bei der Erhebung der Maſſen durch ein Zurückſinken an dieſer Stelle gebildet. Die Partie im Oſten des Paſſes zeigt eine dreimal flachgewellte Linie, die ſich dann ſteiler hinabſenkt und das Ende des dunklen Waldgebirges bezeichnet. Ein Waldgebirge war die Hargitta, wie wenig andere, und ſie würde es bleiben bei ſyſtematiſcher Waldwirthſchaft, ſelbſt wenn doppelt ſo viel Flöße als jetzt die Maros und die Kockeln hinabglitten; leider wird oder ward wenigſtens an vielen Stellen ſchonungslos gewüſtet. Das Feuer hat manchen Urwaldbeſtand im Laufe des letzten Jahrhunderts zerſtört. Von der Hargitta ſchiebt ſich als flache Zunge das vom Alt umfloſſene Tertiärland, in dem das Bad Elöpatak liegt, in die Burzenländer Ebene hinaus; über Dörfer und Felder ſchweift das Auge zu dem prall anſteigenden Kranz der Berge im Süden der Ebene. Halb in den Bergen verſteckt liegt in einer Entfernung von zwei Meilen, ein reizendes Landſchaftsbild, unter den waldigen Abhängen der „Zinne“ Kronſtadt. Waldige Höhen führen empor zu dem Gipfel des Schuller, hinter dem, vom Zeidner Berge in der Luftlinie mehr als drei Meilen (26 km) entfernt, der Piatra mare emporragt, von dem ein gipfelreicher Kamm ſich mit unten kahlen und verrüften Hängen hinabſenkt zu der großen von Rumänen und Magyaren bewohnten Anſiedlung der Siebendörfer, die ſich eine Meile lang am Fuße der Höhen hinzieht.

Mit ſteilen Wänden ragt im Süden der maſſige Bucſecs (ſprich Butſchetſch) empor, auf ſeinem breiten Rücken ein hochgipfliges, weit in den blauen Himmel hineinragendes Wolkengebirge tragend, bei dem man unwillkürlich an den „Wolkenverſammler“ der alten Griechen erinnert wird. Immer wieder haftete der ſtaunende Blick an den kühnen, ſchimmernden Wolkengebilden, als ſuchte er hinter ihnen den Vater Zeus, der die Verſammlung leicht lebender Götter hoch über dem „niederen Erdenleben“ und verhüllt vor profanen Blicken dort zuſammenberufen hätte, als ſei es vergeſſen, daß durch dieſe Wolken ſchmutzige Csobanen dahinſchreiten, die von Mamaliga und Schafmilch leben! Unverhüllt, mit ſcharfen Konturen, wie ein Stock der nördlichen Kalkalpen, ragt der ſich nur in der Schmalſeite präſentirende Königſtein auf, und jenſeit der im Wechſel von hell- und dunkelgrün ſchimmernden Kuppen und Gründe, zwiſchen denen die verſtreuten Hütten von Holbock liegen, ſteigt düſter das mit dem Kamm ebenfalls in Wolken verſteckte Hochgebirge von Fogaraſch empor.

So weit, ſo mannigfaltig war die Ausſicht! Ueber zwei größere Ebenen, über die verſchiedenartigſten Bergformen ſchweifte das Auge. Klar und durchſichtig war die Luft, ſcharf traten die Konturen der einzelnen Berge hervor; nur die Rieſen hüllten die ragenden Häupter in düſtere Schleier. Gern hätte ich das vorher durchwanderte Fogaraſcher Gebirge in ſeinem öſtlichen Theile von hier in der Verkürzung geſehen; kouliſſenartig ſchob ſich ein Ausläufer nach dem andern gegen die Ebene vor, einer genau wie der andere, ſo daß eine Orientirung, da die Höhen über dem Walde dauernd verhüllt blieben, nur nach den Ortſchaften in der Fogaraſcher Ebene möglich war. Die Wolken auf dem Bucſecs ſtörten mich nicht; mir iſt der unförmliche, ſteilwandige Koloß nie wieder ſo ſchön erſchienen, als wie vom

Zeidner Berge aus, wo er mehr der in allen Wänden und Abhängen scharf gezeichnete Sockel des mächtigen hochgipfligen Wolkengebirges über seinem Haupte war.

Und wie gern wendet sich der Blick dann hinab, um auszuruhen und zu haften an dem freundlichen Zeiden! Wie sauber sehen die niedlichen Bauernhäuschen aus, wie Spielzeug neu aus der Fabrik und eben erst sorgfältig geordnet und aufgebaut! Von den 4000 Einwohnern sind 70 Procent deutsche Sachsen, sie sind meistens Ackerbauer und bestellen ihr Feld mit zwei Ochsen oder vier Pferden, obschon es auch einige Bauern giebt, die sieben bis acht Pferde haben. Zuweilen wohnen Urahn, Großvater, Vater und Kind oder auch die entsprechende weibliche Serie in einem Hause. Die Feldmark oder der Hattert zeigt Eichwald, Weideland und Ober-, Mittel- und Unterland. Noch ist der Zeidner Ackerbürger oder Bauer nicht zu einer Separation der Feldstücke geschritten, noch wohnen alle dicht bei einander in dem großen Flecken, so wie es einst die Noth geboten hat. Schwer ist der Bauer von der durch Jahrhunderte geheiligten Wirthschaftsmethode abzubringen, hier und da haben ungeschickte Versuche zur Neuerung ihn wohl gar in seiner Abneigung bestärkt und zu der Ansicht geführt, für sein Klima und seinen Boden passe einzig und allein der Urväter alte, erprobte Methode. Ein gutes Vorbild rationeller Wirthschaft bietet das zwischen Kronstadt und Rosenau gelegene Dorf Neustadt, dessen Bewohner der Mangel an ausgedehntem Weidelande früh zu intensiverer Kultur zwang.

Daß in früheren Jahrhunderten Niemand daran denken konnte, außerhalb des Dorfes inmitten eines von der Gemeinde durch Kauf erworbenen Grundstückes ein Gehöft zu erbauen, liegt daran, daß sich die Bewohner eng zusammenhalten mußten gegen feindliche Unbill. Schon bei der ersten Besiedelung war das nöthig; sind ja doch die Deutschen als Grenzwächter und Vertheidiger gerufen! Seit der Zeit der Türkenkriege und bis weit in das 17. Jahrhundert hinein wuchs die Nothwendigkeit eines engen Zusammenrückens zu gegenseitigem Schutz und Schirm. Da die Bauerndörfer zu groß und weit waren, um sie mit einer Mauer zu umgeben, legte man innerhalb des Dorfes ein schirmendes Kastell an, man befestigte die Kirchen! Es ist kein schöner Bau die stark und massiv dastehende Sachsenkirche, wie sie aufragt inmitten der dicken Kirchhofsmauer, aber das Herz schlägt uns schneller, wenn wir uns vorstellen, wie hierher die friedliche Bevölkerung eilig flüchtet und sich in dem Raume, wo jeder dauernd seine Vorrathskammer für die Zeiten oft wiederkehrender Bedrängniß hat, zur Vertheidigung einrichtet. „Am Ruheplatz der Todten da pflegt es still zu sein“ sagt das Dichterwort, das gilt für die Zeit vom 15. zum 17. Jahrhundert in Bezug auf die siebenburgisch-sächsischen Friedhöfe so wenig, wie für Döffingen. Wenn aus dem brennenden Dorfe das Gebrüll des Viehes und das wilde Toben barbarischer Horden drang, dann standen düstern Blickes über den Gräbern der Ihrigen ernste Männer und muthige Frauen längs der oft vergeblich bestürmten Mauern, dann sandte von hoher Warte der sichere Schütze die Todeskugel ins Lager der Bedränger! Die Vertheidigung einer Sachsenkirche müßte ein vortreffliches Objekt für einen tüchtigen Maler geben. Ich wollte, Lessing wäre darauf geführt, als er nach einem Pendant für den „Klosterbrand“ suchte!

Mit Recht konnte Bischof Teutsch bei seiner Inspectionsreise im Jahre 1879 seinen Brüdern zurufen: Deine Väter waren ein starkes Geschlecht!, als er in Rosenau unter dem alten Burgfelsen über den Text predigte: „Gedenke der vorigen Zeiten, was spricht die Stimme der Werke deiner Väter zu dir!“ [1]) Schön gewählt war für das südlich von Zeiden gelegene Wolkendorf das Thema: „Sie haben mich oft gedränget von meiner Jugend auf, aber sie haben mich nicht übermocht!“ An dem Thorthurm stehen nämlich die Worte: „Im Jahre 1521 ist der Grund dieser Mauern gelegt worden. 1611 ist dieser Ort von den Tataren verheert worden, so daß nur fünf Personen am Leben geblieben!“ Aus der Asche hat sich der Ort aufs Neue erhoben, wie mancher der Nachbarorte. Die Geschichte dieser so freundlich auf der Ebene des Burzenlandes gelegenen Dörfer ist mit Blut geschrieben; erst wer die Schwierigkeit der Entwickelung kennt, hat ein Recht über die Gegenwart zu urtheilen! Wenden wir darum noch einmal den Blick auf Zeiden. Aus den unlängst gedruckten Denkwürdigkeiten will ich ohne weitern Kommentar die vier ersten Daten mittheilen, sie lauten:

„Anno 1335 legten die Tataren den ganzen Ort in Asche.

Anno 1421 verheerte der türkische Kaiser Amurathes den Markt Zeiden aufs Jämmerlichste.

Anno 1432 wurde der Markt wieder verheert von den Türken. Darnach in diesem Jahre 1432 das Schloß oder die Pastei um die Kirche zu bauen angefangen.

Anno 1530 wurde der Markt von den Türken verwüstet.“

Ich übergehe die Erwähnung anderer Drangsale, mehrmaliger Feuersbrünste, um wenigstens in den Hauptzügen die Ereignisse des Jahres 1658 anzuführen: „Die Türken kommen bei einem Einfalle auf Weydenbach, wo sie das Schloß bestürmt, bis sie endlich hineingedrungen, die Leute, so sie in der Kirche fanden, niederhieben, plünderten und gebunden wie das Vieh wegtrieben. Dieses schreckliche Spektakel erschreckte die Zeidner.“ Sie senden ihren Richter mit Geschenken, bitten um Gnade und erhalten die Antwort, sie sollen Frieden haben, wenn sie „all ihr Vieh“ freiwillig geben wollten. Man giebt das Vieh, es sollen nun auch noch Kleinodien erpreßt werden, da wollen sich einige durch falsche Walachen verlocken lassen, in den Wald zu fliehen. „Es stunden aber“ — so fährt die Chronik fort — „alte erfahrene Männer und Weiber in den Riß und wehrten diesem Vorhaben und stellten ihnen vor: warum haben unsere gottseligen Voreltern dieses Schloß mit hohen Mauern gebaut, wenn sie gedacht haben, daß der Busch sicherer wäre, sich drinnen wider den Feind zu beschützen; nein, das soll nicht sein, wir wollen lieber hier mit einander sterben, als dem Feind in die Hände geben; dieweil wir Pulver, Zinn und Blei und anderes Gewehr haben, wollen wir uns bis in den Tod wehren!“

Das sollte nur in irgend einem lateinischen Schriftsteller stehen, in wie viel lateinischen Aufsätzen unserer Primaner würde die Stelle paradiren, ohne daß so schöne, kernige Ausdrücke, wie das „in den Riß stehen“, das Herz erfreuten. Uebrigens könnten dieser Ausdruck und die Bezeichnung „Busch“ für Wald in Fritz Reuter's Werken stehen, so echt nord- und plattdeutsch sind sie.

Meine Reisebegleiter hatten oben auf der grünen Bergwiese reichliche Vorräthe fürs Vesperbrod ausgepackt, denen wir alle in bester Stimmung auf das Kräftigste zusprachen. Wir gingen darauf zu der sogenannten Höhle, einer bei ausbrechendem Unwetter nicht zu verachtenden Zufluchtsstätte unter vorspringenden Kalkfelsen und stiegen von hier direkt ab auf Zeiden. Anfänglich folgten wir einer durch Buschwald steil hinabführenden Runse. Indem wir uns

[1]) Philippi: Erinnerungen an die General-Kirchenvisitation im Burzenlande im Jahre 1879. Kronstadt 1880.

bald rechts, bald links an den Zweigen festhielten, kamen wir springend, laufend, kletternd schnell abwärts, obwohl wir hier und da im Dickicht Pause machen mußten, wenn, angekündigt durch den lauten Zuruf des Hintermannes, eine Partie polternder Steine in die Tiefe eilte. Ich glaube, die Fahrt war gemacht, um mich, der beim Aufstieg stets an der Tête marschirt war, auf den Abstieg zu prüfen. Mir gefiel derselbe recht gut, dem jüngsten an das Bergsteigen nicht gewöhnten Reisegenossen aber erschien er etwas barbarisch; er war entschieden froh, als wir wieder auf geebneten Pfaden abwärts schritten. Bei prächtiger Abendbeleuchtung traten wir aus dem Walde und besichtigten, ehe wir Zeiden erreichten, am Abhange noch die Reste eines Häuschens, das sich 1846 der Pfarrer Teutsch als einsames Plätzchen seiner Studien hatte erbauen lassen. Herr Pfarrer Dück meinte, es wäre ihm zu unbequem gewesen, sein Arbeitszimmer oberhalb Zeidens am Berge zu haben, so schön der Platz sei. In der That giebt die schon oben erwähnte Aussicht vom Zimmer des Herrn Pfarres derjenigen von der Solitude wenig nach. Wie ich in der Abenddämmerung eintrat, stand am Fenster des Arbeitszimmers noch das große Fernrohr; der einst so rüstige Bergsteiger hatte sich künstlich die Berge näher gebracht, auf die ihn die schwach gewordenen Füße nicht mehr tragen wollten und sich an dem in Scharten und Schluchten der zerrissenen Czukaswände grell hervortretenden Wechsel von Schatten und goldiger Abendbeleuchtung erfreut.

Die Nacht lag über dem Burzenlande, als ich vom gastlichen Zeiden schied und nach Kronstadt fuhr. Mein Wirth war beim Abschiede gegen mich, als einen Gast des Herrn Pfarrers, sehr freundlich; der frische, stramme Kerl hätte mir noch besser gefallen, wenn er mir bei meiner Ankunft nicht bloß mit den Augen, sondern mit dürren Worten gesagt hätte, daß er mir nicht recht traue und deshalb kein Zimmer hergebe. Es wird in der Welt so viel mit freundlichen Worten und freundlichen Geberden gelogen, daß es einem ordentlich leid thut, wenn eine ehrliche Grobheit nicht ganz rein zu Tage kommt.

Sakit Latah.

Von E. Metzger.

In seinem Aufsatz „Die Entdeckung des Hypnotismus“ erinnert Professor W. Preyer daran, daß schon Braid (Manchester) nachgewiesen hat, daß die Bedingungen für den Eintritt der Hypnose nur in der Person liegen, an welcher das Experiment gemacht wird, und von keinem, von dem Experimentirenden ausgehenden Fluidum die Rede sein kann, daß es aber möglich ist durch Beispiel und Aufforderung beliebig auf den Hypnotisirten zu wirken. Bei dem Lesen dieser Bemerkung wurde ich an einen auf Java nicht gerade selten vorkommenden Krankheitszustand erinnert, den man sakit latah nennt. Ueber die Bedeutung des Wortes lata oder latah kann ich leider keine wissenschaftliche Erklärung geben (sakit heißt krank); da ich die Sprachen des Archipels nicht zum Gegenstand wissenschaftlicher Studien gemacht habe, beschränken sich meine Hilfsmittel in dieser Beziehung auf einige Wörterbücher zum täglichen Gebrauch, während die größeren (wenn sie überhaupt genauere Auskunft geben) mir jetzt nicht zugänglich sind. In einem malaiischen Wörterbuch von Morel steht: „latah: nachsprechen, wiederholt dasselbe sagen, z. B. orang (Mensch) latah Jemand, der was er sagt (oder sagen hört) wiederholt und dabei lacht. latah-latah nachsprechen [1]).“ Jon. Rigg in seinem sundanesisch-englischen Wörterbuch sagt: „lata eine Person, welche halb verrückt ist, oft eine Frau, welche an Geistesstörung leidet und außergewöhnliche Einfälle hat. (In Batavia und auf Bali bekannt. Gericke, der Verfasser eines javanischen Wörterbuchs, giebt: ohne Unterbrechung lachen, was das Zeichen der Leute ist, welche lata sind).“ Grashuis (holl.-mal. Wörterbuch) übersetzt das Wort nabauwen (wiederholen, was Jemand gesagt hat) u. a. durch lata; in dem javanisch-französischen Wörterbuch des Abbé Favre habe ich das Wort vergebens gesucht.

In Wirklichkeit beschränkt sich die Krankheit derjenigen, welche sakit latah sind, durchaus nicht auf das Nachsprechen von Worten, sondern geht viel weiter. Uebrigens muß ich, ehe ich dazu übergehe, das, was mir über diese Krankheitserscheinung bekannt ist, mitzutheilen, im Voraus bemerken, daß die orang latah (also die Leute, welche an der latah genannten Krankheit leiden) durch die Eingeborenen nicht als Geisteskranke betrachtet werden. Während letztere ein Gegenstand der aufmerksamsten Sorge, ich möchte beinahe sagen der Ehrfurcht, sind, werden erstere verlacht und verspottet, wird ihre Krankheit oft ganz muthwilliger Weise zum Ausbruch gebracht, um die Unglücklichen zum Gegenstand manchmal recht unpassender Scherze zu machen.

Die Erscheinungen der Krankheit sind: Wenn der Patient durch lautes Anrufen, durch eine plötzliche heftige Bewegung u. s. w. einer vor ihm stehenden Person erschreckt wird, kann er seine Augen, so gern er es auch möchte, von derselben nicht abwenden und ist gezwungen Alles, was ihm vorgesprochen oder vorgemacht wird (pfeifen, rufen, Bewegungen u. s. w.), nachzuahmen, anfänglich noch widerstrebend, später aber ganz gehorsam, ja sogar die angefangene oder nur gedachte Handlung weiter durchzuführen. Um die Bedeutung, welche ich den letzten Worten beilege, näher anzudeuten, will ich gleich ein Beispiel anführen. In einer mir bekannten Familie diente ein jüngeres Dienstmädchen, welches sakit latah war. Eines Tages befand sich ein Besuch bei der Familie in der Pendoppo (Hinterveranda, dem Raume, wo auch gespeist wird), als das Mädchen mit einem Stoß Teller auf dem Arm eintrat; zufällig hatte man vorher von latah gesprochen und wollte nun dem Fremden gleich eine Probe davon geben. Man brachte die Krankheit durch Anrufen und eine lebhafte Armbewegung zum Ausbruch, wobei man sich sicher fühlte, daß den Tellern kein Unglück widerfahren würde, da man sich beschränkte die Patientin durch Worte, die immer schneller gesprochen und ebenso immer schneller nachgesprochen wurden, zu stets zunehmender Aufregung zu steigern; die Dame, welche auf sie wirkte, rief ihr zu die Teller nicht fallen zu lassen und wiederholte diese Worte immer lebhafter (djangan djatoh,

[1]) Die Verdoppelung drückt im Allgemeinen Verstärkung des Begriffs aus.

djangan djatoh, nicht fallen, zu ergänzen piring Teller) was die Dienerin nachſprach; dabei gerieth erſtere unwillkürlich in Feuer und ſtreckte die Hände aus, wie wenn ſie den Fall der Teller verhüten wollte; das Mädchen aber machte dieſe Bewegung nach und einige Dutzend Teller lagen klirrend auf dem Flur.

Ich ſelber habe nur ältere, abgelebte Frauen geſehen, welche sakit latah waren; ſie fielen, wenn man ſie aufmerkſam beobachtete, durch ihre äußere Erſcheinung, Erſchlaffung der Züge, matte Augen, namentlich durch eine gewiſſe Nachläſſigkeit im Anzug auf. Wiewohl es einzelne Male in meiner Gegenwart vorkam, daß Anfälle der Krankheit zufällig und auch wohl abſichtlich hervorgerufen wurden, ſo hielt mich Mitleid mit dem Zuſtand der Patienten zurück die Sache weiter zu verfolgen oder gar Verſuche zu machen. Anders wurde dies jedoch, als mir nach und nach durch Lektüre einzelne Erſcheinungen, die ich für verwandt hielt, bekannt geworden waren und mein Intereſſe erregt hatten. Ich hatte mich im Jahre 1874 auf einer Station der Triangulirung häuslich eingerichtet und zu dieſem Zweck auch eine Köchin für die Zeit meines Aufenthalts in Dienſt genommen, welche, wie ſich ſpäter ergab, sakit latah war. Sie mußte jeden Vormittag vor mir erſcheinen, um meine Befehle für den Tag zu empfangen und ich hatte dabei bemerkt, daß ſie in auffallender Weiſe meinen Blick zu vermeiden ſuchte und fortwährend in nervöſer Weiſe mit den Fingern Bewegungen machte, die Hände rang oder wohl auch den ganzen Körper wand und eigenthümlich vor ſich hin lachte. Alles dies war ſehr auffallend, denn der Eingeborene ſenkt allerdings den Kopf und die Augen, wenn er einem Höhergeſtellten zuhört; wenn er ſelbſt aber zu ſprechen anfängt, erhebt er Kopf und Augen und ſieht den, zu welchem er ſpricht, wenigſtens einen Augenblick lang, an, vielleicht aber ſpricht er auch mit geſenktem Kopf und niedergeſchlagenen Augen weiter; jedenfalls aber iſt es auffallend, wenn er bei erhobenem Kopf rechts oder links ſieht; jede ſpielende Bewegung der Hände oder des Körpers, überhaupt jedes Zeichen der Unaufmerkſamkeit ſcheint unſchicklich. Als ich meinen vertrauten Diener fragte, was der Grund dieſes Benehmens ſei, erhielt ich die Antwort, die Köchin ſei sakit latah, und nun beſchloß ich, gelegentlich einen Verſuch zu machen. Eines Morgens, als ſie wieder vor mir hockte und ich, meiner Gewohnheit gemäß, mit ziemlich leiſer Stimme mit ihr geſprochen hatte, rief ich ihr plötzlich ſehr laut zu: ma (Abkürzung für Mama, die gewöhnliche vertrauliche Anrede älterer Frauen) und ſprang ſchnell vom Stuhle auf. Anfänglich verſuchte ſie den Anfall (wenn ich dies Wort gebrauchen darf) zu unterdrücken, ſie hatte noch Kraft „djangan tinvan djangan“ (nicht doch, Herr) zu rufen; dann aber ſprang ſie auf, ſtellte ſich mir gegenüber und ahmte die heftigen Armbewegungen, die ich machte, nach. Immer noch verſuchte ſie es ſich meinem Einfluß zu entziehen; beinahe war ihr dies gelungen, im Anfang hatte ich noch gezögert den Ausbruch ihrer Krankheit zu verſchlimmern, doch nun bückte ich mich plötzlich mit einem ſtarken Aufſchrei; ſie mußte, durch das Ohr aufmerkſam gemacht und erſchreckt, meine Bewegung nachmachen und nun hatte ſie alle Macht über ſich ſelbſt verloren; mit halbgeſchloſſenen, ſtarren Augen hing ſie unverwandt an meinen Blicken; von nun an wurde jede meiner Bewegungen, die ich, ihr ſichtbar, machte, ſofort nachgemacht und wenn es je einmal etwas länger dauerte, oder ſich Spuren zeigten, daß ſie Widerſtand zu leiſten verſuchte, ſo genügte ein lautes „ma“, eine heftige Bewegung, um ſie zum Gehorſam zurückzuführen. So wurden nach und nach einzelne Kleidungsſtücke abgelegt und wieder angezogen, die verſchiedenſten Körperſtellungen ſtehend und auf einem Stuhle ſitzend (was der Frau natürlich etwas ſehr Ungewohntes war, da die Eingeborenen nur ſelten in europäiſcher Haltung auf einem Stuhle ſitzen) nachgemacht, einige Gläſer auf den Boden geſchleudert, getrunken u. ſ. w. Bei allen dieſen Vorgängen erfolgte die Nachahmung beinahe ohne den geringſten Zeitverluſt. Ich gehe auf dieſe Einzelheiten, welche man ſich ja leicht vorſtellen kann, nicht weiter ein, um nur noch etwas anzuführen, was mir beſonders auffiel: es war dies das genaue Nachſprechen einiger in fremder Sprache vorgeſagten Wörter. Wie ich ſchon erwähnte, hatte ich mich mit Ueberlegung auf den Verſuch vorbereitet und mir einige Wörter ausgeſucht, die den Sundaneſen (meine Köchin war eine ſundaneſiſche Frau) ganz unbekannte und gewiß ſchwierige Buchſtaben enthielten. Das deutſche ö und z machen dieſen Bergbewohnern ebenſoviel Schwierigkeiten wie die Ausſprache des Namens „Göthe“ einem Engländer im Anfang ſeiner deutſchen Studien je verurſacht hat, und das ci der Italiener würde ſie gewiß eben ſo ſicher zum Tode führen, als es den Tauſenden von Franzoſen am 30. März 1282 das Leben gekoſtet hat. Als ich meine Kunſt erſchöpft hatte, bat ich einen der bei mir befindlichen Europäer, einen geborenen Slaven, einige recht tüchtig mit ſlaviſchen Ziſchlauten beſchwerte Worte vorzuſprechen (überlaut natürlich, um die Aufmerkſamkeit der Frau auf ſich zu ziehen) die ebenſo, vollkommen richtig, ſoweit mein Ohr es beurtheilen konnte und wie er beſtätigte, nachgeſprochen wurden, als dies vorher in Bezug auf die durch mich vorgeſprochenen Wörter der Fall geweſen war. Es iſt dies gewiß auffallend, wenn man bedenkt, daß Laute wie sch, z dem Sundaneſiſchen ganz fremd ſind. (sch in manchen Transkriptionen, z. B. Radſcha, giebt die auf Java gewöhnliche Ausſprache nicht wieder.)

Endlich dachte ich, daß es des grauſamen Spieles genug ſei; ich ſetzte mich hin, ſie folgte meinem Beiſpiele und als ich einige Augenblicke bewegungslos geſeſſen hatte, kam ſie zu ſich, ſaß noch einen Augenblick mit ganz weit geöffneten Augen wie erſtarrt, raffte ſich dann auf und eilte, ſo ſchnell ſie konnte, zur Thür hinaus, wobei ſie etwas zwiſchen den Zähnen murmelte, was durchaus nicht wie ein Segenswunſch klang; dann ging ſie wie gewöhnlich an ihre Arbeit, hatte auch meine kurz vor dem Anfall gegebenen Befehle ganz gut behalten. Ich dagegen, der ich allerdings damals an ſehr ſtarker Nervenerregung litt, hatte mich während des Vorgangs ungemein aufgeregt, ſo daß die Steigerung des Tempos und das wiederholte Ausſprechen deſſelben Wortes ſchließlich auch bei mir wohl nicht mehr ganz freiwillig waren und etwas krampfhaft Erregtes hatten; nachher hatte ich einige Stunden Ruhe nöthig, um zu meinem normalen Zuſtand zurückzukehren. Nach einigen Tagen, als die Frau wieder beruhigt war und ich durch ein Geſchenk und das Verſprechen keine weitere Verſuche zu machen, mir ihr Vertrauen wieder gewonnen hatte, verſuchte ich es auszuforſchen, ob ſie irgend welche Erinnerung an ihren Zuſtand behalten hatte und ob ſie ſich des während des Anfalles Geſchehenen bewußt war. Trotzdem ich einigen meiner vertrauten Leute den Auftrag gab, ſie hierüber zu befragen, konnten ſie mir nichts darüber berichten und auch mir gegenüber ſagte die Alte immer ziemlich kurz: stau (ich weiß es nicht), wenn ich es verſuchte mit ihr über den Vorgang zu ſprechen.

Soweit mir bekannt, iſt dieſe Krankheit, wenn ſie nicht etwa in Fachblättern berührt iſt, nur bei W. A. van Rees in den ſeinem Toontje Poland beigegebenen Schetſen erwähnt. Dies iſt der Grund, weshalb ich mir an dieſer Stelle auf eine gewiß ſehr intereſſante Erſcheinung aufmerkſam zu machen erlaube, da dadurch Fachmänner, die dieſe

Erscheinung beobachtet haben oder denen die Gelegenheit geboten ist dies noch zu thun, sich möglicherweise angeregt fühlen der Sache ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Als ich vor einiger Zeit mit dem Ordnen meiner Tagebücher beschäftigt, den eben kurz berührten Vorgang bearbeitete, bat ich einen mir befreundeten, pensionirten Militärarzt, der zwanzig Jahre lang in Niederl. Indien gelebt hat, um Mittheilung seiner Erfahrungen, resp. seiner Ansicht; namentlich ersuchte ich ihn mich wissen zu lassen, ob ihm über das Vorkommen der Krankheit bei jüngeren Frauen etwas bekannt geworden sei, da ich dieselbe nur bei älteren Frauen gesehen hatte und den oben mitgetheilten Fall, wo sie bei einer jüngern Frau aufgetreten sein sollte, mir nur vom Hörensagen bekannt war. Er erwiederte mir darauf, daß er sich erinnere Fälle von sakit latah bei älteren Frauen gesehen zu haben; „doch zweifle ich nicht" fährt er fort „daß die Krankheit auch bei jüngeren Frauen vorkommen kann. Sie gehört jedenfalls in die viel umfassende Kategorie der hysterischen Nervenalterationen. Gleiche Formen sind meines Wissens in Europa nicht beobachtet, wohl aber verwandte. Wie die Geistesthätigkeit des Malaien auch im gesunden Zustand gewisse der Rasse eigenthümliche Abweichungen zeigt, so scheint dies auch bei krankhaften Reaktionen des Nervensystems der Fall zu sein, z. B. bei Männern die mata glap (das verfinsterte Auge) und das Amokmachen. Es wäre hier sicher ein interessantes Feld für weitere Untersuchungen." Da hat mein verehrter Freund, dem ich diese Mittheilung verdanke, gewiß sehr Recht; er hätte aber auch hinzufügen können: ein sehr schwieriges Feld; schwierig weil es beinahe unmöglich ist sich über das Geistesleben einzelner Personen zu orientiren, die nicht Stammgemeinschaft mit uns haben, noch schwieriger ein Urtheil über das Geistesleben eines ganzen Volkes zu fällen, dasselbe gewissermaßen zu rubriciren oder zu klassificiren, wobei wir meistens unsern eigenen Gedankengang als Maßstab annehmen. Was die Folge ist, liegt auf der Hand: wir sehen Engel und Teufel, hochbegabte Menschen und Dummköpfe, wo vielleicht nur gewöhnliche Sterbliche zu finden sind, nur mit dem Unterschiede, daß deren Ansichten von den unserigen in vieler, wenn nicht in jeder, Beziehung sich gründlich unterscheiden. Solange man solche Erscheinungen wie sakit latah als einfach pathologische Fragen auffaßt, kann man sie vielleicht von unserm Standpunkte aus beantworten; wenn man die Frage verschiebt, dürfte die Beantwortung viel schwieriger oder unmöglich werden.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber den **Antheil der Konfessionen an der Gesammtbevölkerung des Deutschen Reiches** und über das Verhältniß des Wachsthums derselben wird auf Grund der letzten Volkszählungen Folgendes berichtet: Im Jahre 1867 wurden im Gebiete des Deutschen Reiches (bei Elsaß-Lothringen ist auf die französische Zählung von 1866 zurückgegriffen) 24 921 000, 1871 25 583 900 und 1880 28 333 652 Evangelische gezählt. Der Antheil der Evangelischen an der Gesammtbevölkerung betrug 1867 62,14 Proc., 1871 62,31 Proc., 1880 aber 62,64 Proc. Als Katholiken bekannten sich 1867 14 564 000, 1871 14 867 000 und 1880 16 234 475 Bewohner. Der Antheil der Katholiken an der Gesammtbevölkerung betrug 1867 36,31 Proc., 1871 36,21 Proc. und 1880 35,88 Proc. Die Zahl der Juden wuchs von 490 006 im Jahre 1867 auf 512 300 im Jahre 1871 und auf 562 675 im Jahre 1880. Ihr Antheil an der Gesammtbevölkerung betrug 1867 1,24 Proc., 1871 1,25 Proc. und 1880 1,24 Proc. Im Jahre 1880 wurden außerdem noch gezählt 73 965 Sektirer und 20 294 Bewohner ohne Angabe der Religion. Die Zunahme der Evangelischen würde in den Jahren 1867—80 eine noch größere gewesen sein, wenn nicht gerade die vorwiegend evangelischen Provinzen Preußens: Ostpreußen, Pommern, Schleswig-Holstein, Brandenburg und Sachsen ein starkes Kontingent zur überseeischen Auswanderung gestellt hätten. In Preußen gab es am 1. December 1880 17 645 848 Evangelische, 9 206 283 Katholiken und 363 790 Juden; 1871 15 991 350 Evangelische, 8 268 438 Katholiken und 325 544 Juden. Für Preußen gilt im Allgemeinen der Satz, daß in den einzelnen Provinzen die konfessionelle Minderheit schneller wächst als die konfessionelle Mehrheit. So zeigen die Evangelischen in Rheinland und Westfalen ein rascheres Wachsthum als die Katholiken. Umgekehrt ist in rein evangelischen Provinzen das Wachsthum der Katholiken ein stärkeres. (A. Z.)

— Am 4. April 1882 betrug die **Bevölkerung der englischen Insel Man** 53 492, gegen 1871 eine Abnahme von 550 Menschen. Im Jahre 1871 wurde die Insel im Sommer und Herbst von circa 75 000 Personen besucht, 1881 dagegen von etwa 130 000.

— Das Landschaftsamt („Semstwo") des Gouvernements **Olonetz** hat sich wiederholt um die Herstellung einer Wasserverbindung zwischen dem **Weißen Meere** und dem **Onega-See** bemüht. Nach einem im Jahre 1873 dem Ministerium der Wege- und Wasser-Kommunikationen eingereichten Projekt der Firma Achscharumow u. Comp. sollte der Kanal durch eine Aktiengesellschaft, aber unter Beihilfe der Regierung gebaut werden. Hiernach sollte die Linie führen: von Powenetz am Flusse Powentschanka längs diesem Flüßchen bis zu seiner Quelle, dann durch den Wolo-See (an der Wasserscheide zwischen dem Baltischen und Weißen Meere), weiter durch den Matko-See, den Fluß und See von Telekin, durch den Wyg-See und den Fluß Wyg, welcher bei Sorotzkaja in den Onega-Busen des Weißen Meeres fällt. Die Staatsregierung sollte dazu nicht weniger und nicht mehr als 500 000 Deßjätinen (eine Deßjätine ist etwa einem Hektare gleich) Wald auf 81 Jahre der Gesellschaft überliefern. Das erschien dem Ministerium doch zu viel. Rechnet man die Einnahme einer Landstrecke von 500 000 Deßjätinen Wald jährlich zu 50 000 Rubel, so würde dadurch die Staatsregierung im Laufe von 81 Jahren eine Ausgabe von 32 Millionen Rubel haben; das wäre doch zu theuer. Neuerdings haben zwei der Aktionäre, die Herren Gubonn und Subkow, sich bereit erklärt, die Frist auf 60 Jahre zu verkürzen. Allein der Minister hat es nicht für vortheilhaft erachtet, auf diesen Vorschlag einzugehen. („Golos" 259.)

— Das Orientalische Museum in Wien hat sich um die Kenntniß der kommerciellen Verhältnisse Konstantinopels ein neues Verdienst durch Herausgabe der „**Neuen volkswirthschaftlichen Studien über Konstantinopel und das anliegende Gebiet**" (Wien 1882) erworben. Direktor von Scala unternahm selbst eine Reise in die Levante, gewann an Ort und Stelle unter den Mitgliedern der österreichisch-ungarischen Botschaft und des Konsulats und

unter hervorragenden Kaufleuten die kompetentesten Mitarbeiter für seine Zwecke und war so im Stande, eine völlig neue Darstellung der dortigen merkantilen Verhältnisse zu veröffentlichen, eine Sammlung von Monographien über Konsulate, Handelsverträge, Zollwesen, Schiffahrt, Finanzen ꝛc., so wie über die wichtigsten Produkte der Levante, welche nicht nur für den praktischen Interessenten, sondern für jeden, der sich um eine eingehendere Kenntniß jener wichtigen Gebiete bemüht, von hohem Nutzen sich erweist.

Asien.

— Aus dem Fort Bachty (im Gebiet Semiretschensk) schreibt man unter dem 1. September dem „Golos" (Nr. 264): Die Lage der russischen Kaufleute in der 18 Werst entfernten chinesischen Stadt Tschugutschak ist eine äußerst kritische, insofern der Handel mit den Chinesen vollständig ins Stocken gerathen ist. Die Ursache liegt darin, daß mit dem Beginn dieses Jahres in Tschugutschak chinesisches Papiergeld, aber nicht unter Garantie der Regierung ausgegeben worden ist. Die Billete tragen den Charakter privater kurzterminirter (2 bis 3 Monat) Scheine und wenn sie aus irgend einem Grunde im Verlauf dieser Zeit nicht gegen Silber eingewechselt werden, so verlieren sie ihre Gültigkeit. Natürlich weigern sich die russischen Kaufleute ihre Waare gegen solche Billets zu verkaufen, zumal da auch die Chinesen sie nur gezwungen und mit niedrigem Kurs nehmen. Ein solches Billet gilt etwa 80 Kopeken Silber (circa 1,60 Mark). Aus Peking wird seit Monaten kein Silber mehr ausgeführt. Etwa die Hälfte aller russischen Läden ist jetzt geschlossen; außerdem haben einige Kaufleute ihre Handlungen in andere chinesische Städte, Schicho, Derbuldshin verlegt. Selbst die Chinesen haben die Zahl ihrer Läden um mehr als den vierten Theil verringert. Bis zum Anfang dieses Jahres betrug der jährliche Umsatz in Tschugutschak fast 2½ Millionen Rubel. Fast eine Million Rubel wurde in Form von Jamben (Silberbarre von 4½ Pfund) von den russischen Kaufleuten ausgeführt. Bis jetzt sind etwa nur für 200 000 Rubel Jamben abgeführt und zwar zu einem hohen Kurs: früher galt ein Jamba 125 bis 128 Rubel (250 bis 256 Mark) jetzt gilt sie bis 135 Rubel (270 Mark). Tschugutschak, früher eine lebhafte Handelsstadt, ist jetzt leer und ohne Leben, und ist in Gefahr seine Handelsbedeutung zu verlieren.

— Die ganze Thätigkeit der turkestanischen Topographen koncentrirte sich im Jahre 1881 auf die Aufnahme des Gebietes von Kuldscha vor dessen Rückgabe an China. Hier wurde aufgenommen: 1. das Quellgebiet des Flusses Kasch, 2. der mittlere und obere Lauf der Tzanma, 3. das Gebiet zwischen den Flüssen Ili und Tekes bis zur chinesischen Grenze, 4. der Raum zwischen den Flüssen Tekes, Kok-su und dem Kamme des Tien-schan und 5. der Raum nördlich des Ili zwischen dem Chorgos im Westen und der Grenzlinie der Aufnahme von 1880 im Osten. Mit Aufnahme dieser zusammen 27 205 Qu.-W. in 1 : 84 800 (2 W. = 1″) war die detaillirte Erforschung des ganzen an China zurückzugebenden Gebietes beendet. Die Aufnehmer hatten hier vielfach mit natürlichen Hindernissen in wegloser, jedes Pflanzenwuchses entbehrender und theilweise in der Region des ewigen Schnees gelegener Gegend zu kämpfen. „Das Thal des Ili, sagt der Bericht, einst dicht bevölkert, zeigt heute nur die Spuren früherer Kultur, und wenige große Ortschaften ausgenommen trifft man ganze Massen von Ruinen. Die dem Flusse nächstliegenden Vorberge enthalten reiche Lager vorzüglicher Steinkohle, sind von einer Menge kleiner Gebirgswässer durchschnitten und auch durch viele Saumwege leicht zugänglich. In den höher gelegenen Regionen aber, am Kasch, an der Tzanma und zwischen Tekes und Kok-su bedurften die Aufnehmer aller Energie, um fern von der Hilfe auch nur nomadisirender Bewohner ihre Aufgabe zu lösen." Nur ein kleiner Theil des Laufes des Kok-su und vom Oberlauf des Chorgos ist nicht direkt halbinstrumental (graphisches Netz, Höhenbestimmung mit Instrumenten) aufgenommen worden.

— In den „Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens" (Heft 27) giebt Otto H. Schütt eine schöne Karte des Fuji-jama und seiner Umgebung in 1 : 200 000 mit begleitendem Texte, in welchem die Rein'sche Skizze des berühmten Vulkans (Petermann's Mitth. 1879, Heft 10) scharf kritisirt wird. Wir wünschen nur, daß Schütt's Arbeit ihrerseits die Kritik besser aushält, als ein Theil seiner Routen im südlichen Congo-Becken. An dieser Stelle wollen wir nur auf eine eigenthümliche Erscheinung aufmerksam machen, welche Schütt im Herbste 1881 viermal zu beobachten Gelegenheit hatte. Wenn nämlich nach längerm Umhülltsein der Berg sich zeigte, hatte er auf dem Gipfel eine Kappe von weißen Wolken aufbehalten, welche weit flacher, als der Berggipfel, oben ganz scharf abgegrenzt war und unten mehrere Abstufungen hatte, die ganz deutlich zeigten, daß die Kappe aus mehreren Hüllen oder Schalen bestand, zwei, meist aber drei oder vier. Einmal hatte der Wind die seltsame Kappe unversehrt abgehoben und sie thronte, einem japanischen Helme sehr ähnlich, volle sechs Stunden lang unbeweglich in der reinen blauen Luft, gerade soviel seitwärts vom Gipfel nach Osten hin verzogen, daß ihr Rand denselben nicht mehr berührte; diese Kappe zeigte drei Schalen in einander; das Loch, worin der Berg gesteckt, war deutlich und scharf sichtbar. Nach Ablauf dieser Zeit begann sie zu zergehen. Schütt erinnert sich, japanische Abbildungen dieser Kappe irgendwo einmal gesehen zu haben, hielt sie jedoch für Phantasiegebilde, so eigenthümlich und unglaublich sah es aus. In Wirklichkeit aber ist die Erscheinung förmlich gespenstisch zu nennen. Eine Erklärung versucht Schütt nicht; wohl aber kann er bestätigen, was die Umwohner des Berges sagen: daß der Erscheinung, die tagüber, und natürlich bei klarem Himmel stattfindet, Nachts ein äußerst heftiger, 24 Stunden andauernder Regen folgt. Alle vier Male traf dies genau zu.

Südamerika.

— Lieutenant Bove nebst den übrigen italienischen Mitgliedern der „antarktischen" Expedition ist bereits nach Italien zurückgekehrt. Am 16. September war er von seiner nicht ganz glücklichen Fahrt nach dem Feuerlande wieder in Buenos Aires eingetroffen und hatte sofort dem Präsidenten der Republik und den Ministern des Innern und Aeußern Bericht erstattet, in Folge dessen diese beschlossen haben, auf Staten Island eine Ansiedelung und besonders Leuchtthürme zu errichten, um den häufigen Schiffbrüchen dort vorzubeugen. Wir erfahren hierbei auch, daß es längs der Magalhaens-Straße schon zehn chilenische Kolonien giebt, welche sich mit Viehzucht beschäftigen, keine hat unter 2000 Schafe und manche bis 500 Kühe. Ihre Zahl soll noch vermehrt werden.

Inhalt: Die Sosnowski'sche Reise durch China III. (Mit sieben Abbildungen.) (Fortsetzung folgt in einer spätern Nummer.) — Dr. Richard Greeff: Die Angolares-Neger der Insel São Thomé II. (Schluß.) — Dr. F. W. Paul Lehmann: Der Zeidner Berg in Siebenbürgen. — E. Metzger: Sakit Latah. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Südamerika. (Schluß der Redaktion 26. November 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu drei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger Nr. 24. — 2. Prospekt der Verlagshandlung von Ferdinand Enke. „Humboldt." Herausgegeben von Dr. Georg Krebs. — 3. Prospekt der Verlagshandlung von J. G. Cotta. Erdbeschreibung, Länder- und Völkerkunde.

Globus.

XLIII. Band.

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Dreiundvierzigster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1883.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Die Anzahl und Vertheilung der Slaven 255. Ueber neuere Resultate der Gletscherforschung und einige Erscheinungen aus ihrer Geschichte. Von Dr. Paul Lehmann 281. 312. 329.

Deutschland. Verbindung mit Skandinavien 46. A. Kirchhoff über Hermunduren und Thüringer 60. Aufruf des Deutschen Kolonialvereins 142. Der Gebirgsverein für die Sächsisch-Böhmische Schweiz und sein Jahrbuch 143. Der dritte Deutsche Geographentag und die Verhandlungen des zweiten 190. Goldsand in Bayern 191. Bierverbrauch in München 191. Lieutenant Wißmann's Heimkehr 224. Die Anthropologie der Litauer 234. Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 319. Die Wenden im Königreich Sachsen 335. Elsässische Hausprüche und Inschriften 367. Missionen der Humboldt-Stiftung 384.

Oesterreich-Ungern. Kronstadt. Von F. W. Paul Lehmann 40. Deutsche Wanderung aus Ungern nach Slavonien 46. Dampfschiffverbindung mit Tunis 63. Schuller und Königstein. Von F. W. Paul Lehmann 152. Ueber den Bucsecs nach Sinaia. Von F. W. Paul Lehmann 187. 199. Simony's „Gletscherphänomene" 191. Chavanne's Physikalisch-statistischer Handatlas von Oesterreich-Ungarn 224. Magyarische Verlogenheit 238. Illustrirter Führer durch Dalmatien 367.

Dänemark. Islands Alterthümer. Von W. Finn 206. Grönland im Jahre 1882. Von W. Finn 236. Seltene Fische in den dänischen Gewässern. Von W. Finn 254. Steppenvögel in Dänemark 349. Die Eidergänse auf den Faröer 384.

Belgien. Antwerpen. Nach C. Lemonnier 209. 225. 241. 257.

Skandinavien. Nabot's Untersuchung des Svartisen 31. Du Chaillu's „Im Lande der Mitternachtsonne" 208. Projektirte Weltumsegelung 319.

Großbritannien. Vollendung der Aufnahme von Schottland 16. Die alten schottischen Seewohnungen 126. Entvölkerung von Argyllshire 191.

Frankreich. Anzahl der Fremden in Paris 384.

Italien. G. vom Rath's „Durch Italien ꝛc." 44. Tunnel zwischen Calabrien und Sicilien 47. Die Malaria in Italien 127. Bonificirung der römischen Campagna 191. Die Bohrlöcher am Serapeum von Pozzuoli 271.

Spanien. Dr. W. Kobelt's Schnecken-Studien in Spanien und Algerien 266. Ronda. Von W. Kobelt 284. 296. Der Sereno in Cartagena 335.

Portugal. Portugiesische Sitten 143. Müller-Beeck über Portugal und die Portugiesen 253.

Griechenland. Geologische Aufnahmen in Attika 143. Arbeiten am Isthmus-Kanale 143. Trockenlegung des Kopais-Sees 191. von Heldreich's botanische Reise im östlichen Thessalien 206.

Europäische Türkei. Die höheren Unterrichtsanstalten in Konstantinopel 208.

Montenegro. V. Schwarz über Montenegro und seine Bewohner 31.

Rumänien. Anzahl der Deutschen in Bukarest 16. Bau von Sekundärbahnen 143.

Rußland. Die Verunstaltung der Schädel in Rußland 43. Die Anthropologie der Litauer 234. Der Kanal zwischen Kronstadt und St. Petersburg 255. Die einstige Gletscherbedeckung Rußlands 255.

Asien.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Vega-Expedition 31.

Russisches Asien. Sibirien. Die Polarstation an der Lena-Mündung 31. 80. 238. Projektirte Beschreibung von Sibirien 62. Von der Jeannette-Expedition 62. 95. 238. Moisejew's Reise an der Ob-Mündung 96. Die Bremer Expedition nach der Tschuktschen-Halbinsel. Von Dr. Aurel Krause 107. 118. Sidorow über das Karische Meer 143. Expedition in den Altai 144. Die hydrographische Untersuchung des Ob-Busens 208.

Mittelasiatische Gebiete. W. Alexandrow über die russischen Handelswege nach Mittel-Asien 249. Naphta in Ferghana 272.

Kaukasischer Militärbezirk. Abich's „Geologische Forschungen in den kaukasischen Ländern" 208. Der Hafen Poti 208. Die Untersuchung des alten Bettes des Amu-darja. Nach Lessar 218. Hebung der Küste bei Baku 238. Wissenschaftliche Bestrebungen der Unterrichtsverwaltung 254. Die Entvölkerung des Gebiets von Kars 271. Baku's Aufblühen 278. Naphta-Leitung 335.

Türkisches Asien. Dr. O. Puchstein's archäologische Reise im nördlichen Syrien. Von Heinrich Kiepert 76. 89. Verleihung von Eisenbahn- ꝛc. Konzessionen 96. 128. Ramsay's Reiseprojekt 191. Das heutige Syrien. Nach Lortet 273. 289. 305. 321. 337. 353. Russische Aufnahmen 319. Der Palästina-Kanal 367. Humann und Puchstein nach dem Nemrûd-Dagh 384. Weiber-Aufstand in Kurdistan 384.

Iran. Eisenbahn Rescht-Teheran 62. Von Aschabad nach Ghurian und Meschhed. Von V. M. Lessar 101. 123. 136. Ableitung des Tedschend nach Merw 144. Die Insel Hendscham im Persischen Meerbusen 233. Das Dorf-System in Persien 236. Zur Charakteristik der Balutschen 250. Der persische Opiumhandel 255. Die Verwendung der Milch bei den Balutschen 255. Dr. J. E. Polak über Baku, Rescht und Hamadan 287.

Türkische Chanate. Die Vereinigung des Aralsees mit dem Kaspischen Meere 191. Russische Expeditionen 335. Lessar nach dem Tschardschui-darja 367.

Britisch-Indien. Eröffnung des Sirhind-Kanales 16. Schulunterricht in den Centralprovinzen 62. Die Menhirs bei den Kassia 95. Curiosa von der letzten Volkszählung in den Nordwest-Provinzen 144. Häckel's Indische Reisebriefe 191. Die Hindu-Wittwe in Indien. Von Emil Schlagintweit 246. Sindh 256. Die Todas 358. 369. Die Indusbrücke bei Attock 384.

Hinterindien. Sorin in Anglor 47. Denkmal für Francis Garnier 144. Colquhoun's projektirte Eisenbahnaufnahme von Rangun nach dem südwestlichen China 191. Geologisches 238. Lebensgewohnheiten der Birmanen. Nach Shway Joe 268.

China mit Vasallenstaaten. Colquhoun's und Wahab's Reise durch das südliche China 27. Die Sosnowski'sche Reise durch China 33. 49. 65. 81. 97. 113. Die chinesische Auffassung vom Todtsein 47. Europäische Schule in Kanton 62. Barabasch's Reise in der Mandschurei 96. Reise eines Indiers im nördlichen Tibet 112. Hosie's Reise in Kwei-tschou und Jünnan 128. Dillon's Reise nach der Mandschurei 238. Tarnowski's Reise in der Mandschurei 384.

Korea. Koreas Abhängigkeitsverhältniß zu China 62. Ausfuhr der offenen Häfen 63. Aus Korea 189. J. C. Hall's Besuch in der koreanischen Hauptstadt 333.
Japan. G. Liebscher über die Entstehung der japanischen Landwirthschaft 189. Von Nagasaki nach Hiogo, Kobe und Osaka. Von Dr. H. Meyer 344. 360. J. Revertegat's Besuch auf Okinawashima (Liu-kiu-Archipel) 373.
Andere Inseln. Culion und Cuyo im Archipel der Philippinen. Von F. Blumentritt 29. Die britische Nord-Borneo-Gesellschaft 32. Die Wirkungen des Katjubung 47. Die Mandayas. Von F. Blumentritt 57. Die neue Provinz Valle de Cagayán auf Luzon. Von F. Blumentritt 61. Tiger auf Java 63. Die Sterblichkeit unter dem europäischen Theil der Armee in Holländisch-Indien 141. Ein Leichenfest bei den Igorroten. Vor Dr. Hans Meyer 160. Dr. Hans Meyer's Reisen im nördlichen Luzon 169. 202. 215. Die Okkupation der Insel Tawi-Tawi durch die Spanier. Von F. Blumentritt 223. Eine Legende der Dajaker der Südküste von Borneo 237. Die Baduwis auf Java. Von E. Metzger 263. 279. Ueber einige Gebräuche der Bewohner von Celebes 345. 362. Auf der Ostküste Luzons. Von G. Wallis 365. 377.

Afrika.

Marokko. Die Palmenkultur in Figig 29. Bolivar's Reise 384.
Algerien. Annexion des Gebiets der Beni Mzab 16. P. von Tschihatscheff über „Spanien, Algerien und Tunis" 112. Auswanderung aus Bona 238. Die Kommission für historische Denkmäler 272. Französische Kolonisation 335. Pferdezucht 350.
Tunesien. Dampfschiffverbindung mit Triest 63. Französische Administrativ-Maßregeln 63. Roudaire's Projekt 63. 239. Wissenschaftliche Mission 272.
Sahara. Foureau's Reise 239. 350.
Aegyptisches Reich. Ein Ausflug nach Meroe. Von E. Berghoff 8. 22. Die Bai von Tadschura 16. Der Aufstand im Sudan 47. Dabbene's Reise zu den Monbuttu 47. Die Ermordung Palmer's und Gill's 144. Ausgrabungen am Tel-el-Maschuta 192. Sacconi in Harrar 192. Gefangennahme von G. Roth 238. Die englische Sprache in Aegypten 239. Elende Zustände in Harrar 239. Auffindung von Pithom 272. Der Nordrand des Nil-Deltas 379.
Abessinien. Die Raja-Galla 63. Bianchi's Expedition 80. Nachricht von Dr. Stecker und Soleillet aus Schoa 128. Gerhard Rohlfs' Mission nach Abessinien 318. Die Verhüllung beim Essen 350.
Ostafrika. Gewinnung der Straußenfedern im Somal-Lande 47. Die Assab-Bai 63. Révoil wieder nach dem Somal-Lande 128. Aubrey und Hamon nach den Galla-Ländern 128. Guyot's Reise am Lusidschi 128. Nachrichten von der deutschen Station in Gonda 144. Dr. Kaiser's Tod 192. O'Neil nach den Schneebergen im Makua-Lande 239.
Seengebiet. J. Thomson's Abreise nach dem Victoria Njanza 32. Stewart's Straße zwischen Njassa- und Tanganjika-See 320.
Inneres. Wißmann's Durchkreuzung des afrikanischen Kontinents 80. Lieutenant Wißmann's erster Bericht über seine Durchkreuzung Afrikas 86. Lieutenant Wißmann's Brief aus dem Tuschilange-Lande 110. Die Karte der Pogge-Wißmann'schen Reise 176. Der Reisebericht von Dr. Paul Pogge 315. 327. Nachrichten von Junker 320.
Süden. Zollvertrag zwischen Portugal und Transvaal 48. Reise zweier Portugiesen zu Umzeila 96. Holub's neue Reise 272. Bachmann und Wilms nach Transvaal 288.
Westen. Die Brazza'sche Kongo-Expedition 16. 63. 160. 239. Die belgische Expedition am untern Kongo 32. 272. 320. Nordgrenze der portugiesischen Besitzungen 96. Rogozinski's polnische Expedition 128. Gallieni's Erforschungs-Expedition nach dem obern Niger 129. 145. 161. 177. 193. Lord Mayo am Cunene 192. Die Senegal-Eisenbahn 192. Borgnis-Desbordes in Bamaku 192. Comber am Stanley Pool 239. Bayol's mißglückte Reise nach Kaarta 288. Die Entdeckung des Benuë-Quellgebiets und die Bedeutung des Benuë für die Erforschung Afrikas. Von Ed. Robert Flegel 301. Katholische Missionare nach dem obern Kongo 320. Französische Annexionen in Loango 335. Der Makolo 351. Colin nach den Quellen des Bachoy 368.
Inseln. Buchdruckerei auf Madagaskar und neue Werke über die Insel 48. Deans Cowan nach dem südlichen Madagaskar 192. Arbeiten französischer Missionare 368.

Australien.

Die Zeichnenkunst bei den australischen Eingeborenen 39. Die geistigen Fähigkeiten der australischen Eingeborenen 167. 183. Unterstützte Einwanderung 239. Mißernte 301.
Südaustralien. Spuren von Leichhardt 16. Denkmal für Mc Douall Stuart 16. Mc Minn's Reise im Northern Territory 48. 174. Straußzucht 160. E. Giles' letzte Reise im centralen Australien 237. Statistisches 256. Das größte bisher okkupirte Areal 256. Favenc's Reise im Northern Territory 336. Entwickelung des Northern Territory 336. Neue Reise von Giles 351. Zerstörungen der Termiten 351. Port Darwin 368.
Victoria. Statistisches 368.
Neusüdwales. Bildung einer geographischen Gesellschaft 351.
Queensland. Unterstützte Einwanderung 32. Eisenbahnprojekte 240. Besitznahme von Neu-Guinea 288. 301. 351.
Westaustralien. Forschungsreise von Sanders und Johns 32. Reisen im Nordosten der Kolonie (O'Donnel, Carr Boyd, Durack) 239. Dotation für A. Forrest 336.

Inseln des Stillen Oceans.

Stimmen aus der Südsee über den Menschenraub. Von H. Greffrath 45. Dr. Otto Finsch's Fahrten in der Südsee 120. Bastian's Inselgruppen in Oceanien 192. Gegen den Menschenraub 256. K. E. Jung's „Der Welttheil Australien" Bd. III und IV 352.
Europäische Kolonien. Der niederländische Theil von Neu-Guinea und die neueren Reisen daselbst. Von E. Metzger 55. 72. 91. Die Besitznahme von Ost-Neu-Guinea durch Queensland 288. Powell's Reise auf Neu-Guinea 351.

Nordamerika.

Der Ackerbau der amerikanischen Urbevölkerung 232.
Britisch-Nordamerika. Das Aufblühen von Winipeg 64. Die Britische Circumpolar-Expedition in Fort Rae 253. Fischerei- und Schiffahrtsstatistik 288.
Vereinigte Staaten. Der Niagara-Fall im Winter 17. Neues historisches Werk von H. Bancroft 48. Chinesische Zeitung 144. Schnelle Gründung einer Stadt in Texas 144. Das Vorrücken des blauen Grases in Kansas 185. Die Tlinkith. Von Aurel Krause 221. 230. Die größte Volksdichtigkeit in der Union 240. R. von Schlagintweit über die Südpacificbahn 240. Verwüstungen durch Ragethiere 240. F. von Hellwald's Amerika 302. Eisenbahn-Statistik 320. von Waltershausen über die Chinesenfrage 336. Dutton's Untersuchung des Cascade-Gebirges 336. Wie Indianer messen. Von Albert S. Gatschet 348. Die Produktionsfähigkeit von Texas 352.
Mexiko. Herbruger's archäologische Funde bei Mitla 240.
Centralamerikanische Staaten. Maudslay's archäologische Reise 128. Eisenbahneröffnung in Nicaragua 144. Die Lacandones-Indianer 270.
Inseln. Wichtigkeit der Pflanzungen auf Jamaica 48.

Südamerika.

Der „Entdecker“ Charles Wiener 48. Der Ackerbau der amerikanischen Urbevölkerung 232. Südamerikanische Schatzsucherei 381.

Colombia. A. Pinart über die Indianer von Veraguas 61. Vom Panama-Kanale 349.

Venezuela. Dr. Crevaux's Besuch bei den Guaraunos im Orinoko-Delta 1. Francis Drake's Leiche 224.

Guayana. Weiße Indianer 32.

Brasilien. Die Deutschen in Südbrasilien 141. Die Minas-Neger in Rio de Janeiro 224. Prähistorische Idole vom Amazonenstrome 352. Aufnahme der Lagoa dos Patos 352.

Bolivia. Cinchonenpflanzung, Metallproduktion und Ausfuhr 30. Die Pacavara-Indianer 368.

Argentina. Die neue Hauptstadt La Plata 48. Erze, Zucker- und Weinbau 352. Die Wieder-Auffindung des Bariloche-Passes 352.

Chile. Eine zweite Bahn zwischen Valparaiso und Santiago 48. Giacomo Bove über die Feuerländer 156. Friedenspräliminarien mit Peru und Bolivia 240. Güßfeldt's Reise in den Anden 288. Tupper in Araukanien 288.

Polargebiete.

Expedition zur Aufsuchung der Dymphna 16. 208. Die schwedische Expedition von 1882 nach Spitzbergen 111. Dr. Boas' Reise nach dem arktischen Nordamerika 208. Die dänischen Expeditionen nach Grönland 1883 272. 299. Aufhebung der Circumpolarstationen 304. Sechste arktische Fahrt des „Willem Barents“ 352.

Oceane.

Der Golfstrom an der Küste der Vereinigten Staaten 64. Die Fahrt des „Travailleur“ im Jahre 1882 192. Die größte Tiefe im Atlantischen Ocean 256. Die projektirte Fahrt des „Talisman“ 352.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Ethnologisches. Ueber einige Gemüthsäußerungen und Geberden der Naturvölker. Von R. Andree 14. Ilwof über Tauschhandel und Geldsurrogate 96. Der Ruhetag. Von R. Andree 138.

Vermischtes. Ein internationaler Meridian 112. Warneck's Geschichte der protestantischen Missionen 112. Zeitschrift für die gebildete Welt 112. Meyer's Sprachführer. Türkisch 286.

Vom Büchertische.

E. Jung, Der Welttheil Australien 16. 352.

B. Schwarz, Frühlingsfahrten durch die Heilstätten der Riviera, die Insel Korsika 2c. 31.

B. Schwarz, Montenegro 31.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Vega-Expedition 31.

G. vom Rath, Durch Italien und Griechenland nach Palästina 44.

A. Kirchhoff, Thüringen doch Hermundurenland 60.

Bastian, Völkerstämme am Brahmaputra 95.

F. Ilwof, Tauschhandel und Geldsurrogate 96.

P. von Tschihatschef, Spanien, Algerien und Tunis 112.

H. Zöller, Die Deutschen im Brasilischen Urwald 141.

Jahrbuch des Gebirgsvereins für die Sächsisch-Böhmische Schweiz 143.

F. Simony, Gletscher-Phänomene 191.

E. Häckel, Indische Reisebriefe 191.

A. Bastian, Inselgruppen in Oceanien 192.

J. Chavanne, Physikalisch-statistischer Handatlas von Oesterreich-Ungarn 224.

Europäische Wanderbilder 224.

M. Steffen, Die Landwirthschaft bei den altamerikanischen Kulturvölkern 233.

R. von Schlagintweit, Neue Pfade 240.

von Pereira, Im Reiche des Aeolus 335.

Illustrirter Führer durch Dalmatien 367.

Biographisches, Personalien.

Todesfälle: Adam 139. Arnoux 139. Aubel 140. Bird 139. Broch 172. Chodzko 139. Titus Coan 256. Creveaux 140. Darwin 140. Delitsch 174. Emiliani 140. Vincent Eyre 139. Gill 173. Hinchliff 140. Joanne 139. Kaiser 192. von Kaufmann 172. Kornerup 139. Kreutzwald 174. Langer 172. Fleuriot de Langle 139. Graf Lütke 173. Mallet 139. Nain Singh 139. Palmer 173. Sir W. Parish 173. Patterson 139. Petherik 172. Ramaekers 139. Wyatt Rawson 174. Ricci 139. Rosenthal 140. Steere 173. Sir Wyville Thomson 139. Van de Velde 140.

Arning 384. Aubrey 128. Bachmann 288. Bancroft 48. Barabasch 96. Baudonnet 320. Bayol 288. Bianchi 80. Boas 208. Böhm 144. Borgnis-Desbordes 192. D. Brauns 270. Cardoso 96. Carr Boyd 239. Charnay 270. Colin 368. Colquhoun 191. Comber 239. Dabbene 47. Deans Cowan 192. Dillon 238. Durad 239. Dutton 336. Favene 336. Finsch 122. 384. Fischer 32. Foureau 239. 350. Fournereau 32. Franco 96. E. Fuchs 238. Garde 272. G. de Geer 111. Giles 237. 351. Güßfeldt 288. 384. Guyot 128. 320. Häckel 191. Hamon 128. Heath 368. von Heldreich 205. Herbruger 240. van den Heuvel 32. Holm 272. Holub 272. Hosie 128. Humann 384. A. Johns 32. Junker 320. Kaiser 144. Kobelt 266. Lesjar 191. 367. Lesseps 239. Licata 80. Lindsay 351. Maudslay 128. 270. Lord Mayo 192. Mc Donall Stuart 16. Mc Minn 48. 174. Moisejew 96. Nathorst 111. Naville 272. Nordenskiöld 175. O'Reill 239. O'Donnel 239. Passavant 128. Pechuel-Lösche 351. Pogge 80. Powell 351. Puchstein 384. Rabot 31. Raffray 63. Ramsay 191. Reichard 144. Révoil 128. Roblet 368. Barbosa Rodrigues 352. Rogozinski 128. Rohlfs 318. G. Roth 238. Roudaire 63. Sacconi 192. Salimboni 80. Sanders 32. Savorgnan de Brazza 63. 239. Schaumann 32. Schill 352. Schliemann 111. Soleillet 16. 128. Sorin 47. Stanley 320. Stecker 128. Stewart 320. Tarnowski 384. J. Thomson 32. Tschihatschef 112. Tupper 288. Vankerckhoven 272. Verrill 64. West 95. Wiener 48. Wilms 288. Wißmann 80. 86. 110. 224.

Verfasser

(auch von übersetzten und herübergenommenen Artikeln).

R. Andree 14. 138.

C. Berghoff 8. 22.

F. Blumentritt 29. 57. 61. 223.

W. Finn 175. 206. 236. 254. 299. 349.

Ed. Robert Flegel 301.

Albert S. Gatschet 348.

H. Greffrath 45. 174.

Heinrich Kiepert 76. 89. 287.

W. Kobelt 284. 296.

Aurel Krause 107. 118. 221. 230.

Paul Lehmann 40. 152. 187. 199. 281. 312. 329.

Lessar 101. 123. 136. 218.

E. Metzger 55. 72. 91. 263. 279.

Hans Meyer 160. 202. 215. 344. 360.

Paul Pogge 315. 327.

Emil Schlagintweit 246.

G. Wallis 365.

Wißmann 86. 110.

Illustrationen.

Europa.

Belgien.

Inneres der Börse von Antwerpen 210.

Der Zwanegang 211.

Hospital in der Straße Otto Venius 212.

Haus der Fleischergilde in Antwerpen 213.

Das „hydraulische Haus“ 214.

Ein Kanal in Antwerpen 226.

Rückkehr der Fischerböte 227.

Das Vlämische Theater in Antwerpen 227.

Das Loos-Denkmal in Antwerpen 228.

Hof des Museums Plantin 229.

Thurm der Kathedrale von Antwerpen 242.

Quentin Massys-Brunnen 243.

Blick vom Thurme der Kathedrale 244.
Muttergottesbild im Hofe des Hauses Joris 245.
Rubens' Haus 258.
Rubens' Standbild 259.
Bauern aus dem Polder 260.
Rathhaus in Herenthals 261.
Die Dünen bei Calmpthout 262.

Asien.

Syrien.

Safed 274.
Ruinen der Synagogen von Kefr Birim 275.
Pforte des Schlosses von Hunin 276.
Festungsgraben von Hunin 276.
Der Jordan in Banias 277.
See Phiala oder Birket er-Râm 278.
Phönikischer Tempel bei Hibbarijeh 290.
Der Große Hermon, vom Wadi El Teim aus gesehen 291.
Damaskus 293.
Kaffeehaus am Ufer des Barada 294.
Zimmer eines Hauses in Damaskus 295.
Frau aus Damaskus mit dem Ehergeh 305.
Liwân eines Hauses in Damaskus 306.
Damascenerin auf Kabkâb's oder Badeschuhen 307.
Damascenische Tänzerin und Citherspielerin 308.
Brunnen am Bazar 309.
Thor des Chan Assad Pascha 310.
Die große Moschee in Damaskus 311.
Nördliches Schiff der großen Moschee von Damaskus 322.
Inneres der großen Moschee von Damaskus 323.
Große Straße des Meidân von Damaskus 324.
Beduinen der Wüste von Damaskus 325.
Die Tekijeh oder Kloster und Moschee der Derwische in Damaskus 326.
Brücke bei Sûk Wadi Barada 338.
Ruinen von Baalbek 338.
Kyklopenmauern von Baalbek 339.
Säulen des großen Tempels von Baalbek 340.
Ansicht des kleinen Sonnen-Tempels von Baalbek 341.
Der kleine Tempel von Baalbek 342.
Pronaos des kleinen Tempels 343.
Steinbruch bei Baalbek 354.
Westlicher Abstieg vom Legnia-Passe 355.
Römische Brücke bei Maamiltein 356.
Kloster Sahil Alma 356.
Der Abschluß des Felsencirkus von Afka 357.

Vorderindien.

Das Thal Schulvar auf dem Plateau der Nilgherries 359.
Todas vor ihren Hütten 359.
Toda-Typen 370. 371.
Toda-Frau 372.
Kotas 373.

China. (Die Sosnowski'sche Reise.)

Landungsplatz in Lao-ho-kêu 34.
Landschaft am obern Han 34.
Blick auf Jun-sang-fu 35.
Ansicht von Bai-ho-hsien 36.
Alter Stadttheil von Sin-an-fu 36.
Thor und Straße von Sche-tsuên-hsien 37.
Schnurfabrikation 38.
Treideln der Schiffe auf dem Han-kiang 50.
Aufpflügen des Flußbettes 51.
Transport einer Mahlzeit 51.
Gottesdienst im Tempel Fu-miao zu Han-tschung-fu 52.
Chinesische Schule 53.
Alte Chinesin aus Han-tschung-fu 54.
Lo-jan-hsien 66.
Eingang eines Hauses in Tsing-tschêu 67.
Unterirdische Wohnungen in dem Lößgebiete des Huang-ho 68.
Straße in Lan-tschêu-fu 69.
Der Generalgouverneur Tso-tsun-tan 70.
Schiffbrücke über den Huang-ho 71.
Schöpfräder bei Lan-tschêu-fu 71.
Gartenpforten in Lan-tschêu 82.
Garten des Generalgouverneurs in Lan-tschêu 82.
Befestigtes Dorf bei Lan-tschêu-fu 83.
Baum mit kleinen Tempeln in Ti-tsia-pu 84.
Statue des Gottes Fu oder Da-fo-je 84.
Ruinen von Su-tschêu 85.
Trauergottesdienst in Su-tschêu 98.
Westliches Ende der chinesischen Mauer 98.
Rast in der Gobi 99.
Ruinen des Palastes von Chami 100.
Mohammedanischer Tempel in Chami 100.
Tschan, Gouverneur von Chami 101.
See Barkul. Im Hintergrunde der Tiênschan 114.
Triumphbögen in Gutschen 115.
Der Bogdo-Ola 116.
Ritt durch die Sandwüste 117.

Liu-kiu-Inseln.

Gruppe von Liu-kiu-Insulanern 374.
Straße auf Okinawa-shima mit dem Sinsuishi 375.
Das Stundenthor im Königsschlosse zu Shiuri 376.
Das königliche Schloß in Shiuri 377.

Afrika.

Aegyptischer Sudan.

Die bei Begrauieh gefundene Doppelbildsäule 10.
Nordöstliche Ansicht eines Theils der zweiten Pyramidengruppe von Begrauieh 11.
Pyramide der zweiten Gruppe von Begrauieh 12.
Thurmartige Pyramide, die südlichste der zweiten Gruppe von Begrauieh 13.
Pfeilerreste eines Tempels bei Ben Naga'ah 23.
Erster oder Pylonentempel von Naga'ah 23.
Kleiner römischer Tempel von Naga'ah 24.
Dritter Tempel von Naga'ah 25.

Senegambien und oberes Niger-Gebiet.

Spahis 130.
Tirailleure vom Senegal 131.
Woloff-Krieger 132.
Der Dolmetsch Alassan Thiama 133.
Alpha Sega 134.
Tamtam in Gore 146.
Maschasse Sambala 148.
Abdullaje Ba und seine Tochter. Usman Fall. Tortillard. Usman Fall's Töchter 149.
Alpha Sega's Frauen 150.
Tala von Sabussire 161.
Der Salamerakru 162.
Berg Macha Denez 162.
Berg Duley 162.
Eintritt in das Tinke-Thal 163.
Berg Tekubala 163.
Berg Macha Njan 163.
Uebergang über den Bafing 164.
Alassan 165.
Diutg-Mussa's vier Frauen 166.
Frau des Häuptlings von Niakale-Girea mit zwei Sklavinnen 178.
Oeffnung in der Felsenmauer bei Niakale-Girea 179.
Der Malinke-Knabe, der den Paß zeigte 180.
Das Dorf Solinta 181.
Der alte Häuptling von Badumbe 182.
Junge Männer von Solinta 183.
Fangalla 194.
Die Bili-Fälle 195.
Lager am Ufer des Bachoy 196.
Der Führer Abdulaje 197.
Das Dorf Manambugu 198.

Australien.

Zeichnung eines australischen Eingeborenen, eine Squattergruppe darstellend 39.

Nordamerika.

Der Niagara-Fall.

Eisblöcke am Fuße des Niagara-Falles 18.
Die amerikanische Seite des Niagara-Falles im Eise 19.
Die Windhöhle am Fuße des Niagara 20.
Eisinseln in der Mitte des Falles 21.
Ansicht der Goats Island (Ziegeninsel) 22.

Der Heilige-Kreuz-Berg (Mountain of the Holy Cross) in Colorado 303.

Südamerika.

Venezuela.

Ein Guarauno 2.
Im Orinoko-Delta 2.
Macareo-Kanal 3.
Hütte der Guaraunos 4.
Die blödsinnige Greisin 5.
Verlassene Särge der Guaraunos 6.
Leichenbestattung der Guaraunos 7.

Karten und Pläne.

Dr. O. Puchstein's Reise im nördlichen Syrien. April bis Juli 1882 (1 : 2 500 000) 77.
Das Königsgrab auf dem Nemrûd Dagh, nach Puchstein's Plan (1 : 3000) 90.
Ingenieur Lessar's Reise von Aschabad nach Ghurian und Meschhed (1 : 3 000 000) 103.
Gallieni's Marsch von Medina bis zum Massive von Kita (1 : 1 000 000) 147.
Pogge's und Wißmann's Reise von Kimbundu nach Njangwe (1 : 4 000 000) zu S. 176.
Dr. Hans Meyer's Reise im nördlichen Luzon (1 : 3 000 000) 203.

Berichtigungen.

S. 139	Spalte 1,	Z. 7 v. u.	lies	Adan	statt	Adam.	S. 215	Spalte 2,	Z. 7 v. u.	lies	Schurzen	statt	Schürzen.
„ 205	„ 1,	„ 16	„	Saltan	„	Cabucayan.	„ 216	„ 1,	„ 30 u. 33	„	Sumatel	„	Sumater.
„ 215	„ 1,	„ 9	„	Basil	„	Saltan.	„ 332	„ 2,	„ 33	„	Hann's	„	Hanna's.
„ 215	„ 1,	„ 29	„	Linus	„	Linues	„ 333	„ 1,	„ 12	„	Croll's	„	Collomb's.
„ 215	„ 2,	„ 27	„	Schurzen	„	Schürzen.							

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIII. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1883.

Dr. Crevaux's Besuch bei den Guaraunos im Orinoko-Delta.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Als Dr. Crevaux und sein Begleiter E. Lejanne zu Anfang des Jahres 1881 Columbien durchzogen, auf dem Guaviare und Orinoko Venezuela durchfahren und Trinidad glücklich erreicht hatten, beschloß ersterer, vor seiner Rückkehr nach Frankreich noch das Delta des Orinoko zu besuchen und den dort hausenden Stamm der Guaraunos kennen zu lernen. Zwar war sein photographischer Apparat nicht mehr im Stande, und er war überzeugt, daß nur die Photographie die unendlichen Details der dortigen üppigen Vegetation wiederzugeben im Stande sei; aber es gelang ihm, in Port of Spain einen geübten Photographen in der Person des Herrn Félix Morin, eines Kreolen von Martinique, aufzutreiben, der Enthusiasmus genug für jene kleine Reise besaß. Ebenso befriedigend erledigte sich die Transportfrage; am 8. Februar kehrte der Dampfer „Heroë de Abril", auf welchem die Reisenden von Bolivar nach Trinidad gekommen waren, dorthin zurück und passirte dabei das Dorf der Guaraunos. Bereitwillig gestattete der Agent der Gesellschaft, daß der Dampfer dort so lange anhalten sollte, das Crevaux mit seinen Begleitern, dem schwarzen Diener Apatu und dem Photographen Morin, an Land gehen könnte.

Der „Heroë de Abril" zählt schon dreißig Lebensjahre; er ist für die Flußschiffahrt gebaut und hat seine Jugendzeit auf dem Mississippi zugebracht. Seine Stunde hatte eigentlich schon damals vor 15 Jahren geschlagen, als er in venezolanische Dienste trat und ohne weitere Aenderungen zwischen Bolivar und Port of Spain verkehrte. Jetzt befindet er sich in sehr schlechtem Zustande und hält nur noch durch die Macht der Gewohnheit zusammen. Jede Reise, die er macht, soll seine letzte sein, aber immer wieder läßt ihn die Gesellschaft ohne Rücksicht auf die Gefährdung von Menschenleben jene Tour laufen. Die Ueberfahrt ließ sich denn auch schlecht genug an; in der sonst so ruhigen natürlichen Bucht zwischen der Insel Trinidad und dem Festlande herrschte ein ganz ungewöhnlich hoher Seegang, welcher dem alten Kasten von Schiff so hart zusetzte, daß er schließlich sich gezwungen sah, nach Port of Spain zurückzukehren. Diesmal war es wirklich seine letzte Reise gewesen: er war so arg mitgenommen worden, daß die Kosten seiner Wiederherstellung seinen Werth überstiegen, und wurde endgültig ausgemustert.

Crevaux mußte sich also nach einem andern Beförderungsmittel umsehen und fand zuletzt ein zu vermiethendes Segelschiff von 14 Tonnen, fein gebaut, schlank, mit prächtigem Mastwerk und von hervorragenden nautischen Eigenschaften; man hätte es mit seinem weißen Rumpfe, seinen schillernden Segeln und dem hellgelben Maste, das sich alles so heiter von dem blauen Himmel und Meere abhob, weit eher für eine Vergnügungsyacht als für ein Handelsfahrzeug halten können. Allein es fehlte ihm die Bemannung. Ein Kapitän war in Gestalt eines alten italienischen Seemanns Baptistini leichter aufgetrieben, als die wenigen erforderlichen Matrosen. Denn der Karneval hatte bereits begonnen, wenigstens für die Neger von Trinidad, wie auf den Antillen, welche die Maskeraden und Tänze dieser Festzeit über alles lieben und deshalb dieselbe schon bald nach Neujahr beginnen lassen. Durch blankes Gold gelang es schließlich, vier solcher Schwarzen anzuwerben; Proviant und Ballast wurden eingenommen und um

8 Uhr Abends sollte die Fahrt beginnen. Aber als Crevaux, Morin und Apatu an Bord erschienen, fanden sie nicht einen einzigen Menschen dort vor. Selbst der Kapitän erschien erst später, und es kostete mehrstündiges Suchen in den nächsten Kneipen, ehe man drei von den Matrosen haddhaft wurde. Um Mitternacht war alles bereit; die Brise schwellte die Segel, das Meer wurde leicht vom Winde gekräuselt und phosphorisirte wenig und das Schiff flog nur so dahin. Nur manchmal legte es sich bermachen auf die Seite, daß man ein Kenten hätte besürchten können; die Erklärung, welche der geschwätzige Kapitän dafür gab, war charakteristisch genug; die 40 Franken, welche Crevaux zur Beschaffung von Lebensmitteln und Ballast gegeben hatte, waren von der Bemannung vertrunken worden. Indessen erreichte der Kutter glücklich, und zwar zur Fluthzeit, die oft gefährliche Barre des Orinoko, tanzte zwar auf derselben ein wenig, aber passirte sie ohne Schwierigkeit, wobei seine Passagiere rings herum die Flossen zahlreicher Haifische, welche sich dort mit Vorliebe aufzuhalten pflegen, bemerken konnten. Dann fuhr er in den Macareo-Kanal ein, einen der zahlreichen Arme, durch welche der mächtige Orinoko sich in den Ocean ergießt, und an dessen Ufern das Dorf der Guaraunos, welches das Ziel des Ausfluges bildete, liegt. Von Erdboden war nichts zu sehen; alles stand unter Wasser, aus welchem nur die Mangrebäume auf ihren hohen Luftwurzeln herausragten. Erst als bald darauf die Ebbe eintrat, kam der graue schlammige Erdboden an den Ufern zum Vorschein und verbreitete, wo ihn die Sonnenstrahlen trafen, einen widrigen Geruch. Dieses Gebiet ist durch den schrecklichsten Feind, das Fieber, vor dem Eindringen den Menschen geschützt; dort hausen nur wilde Thiere, Sumpfvögel, Fische, Krustacen und Austern, die sich an die Wurzeln der Mangroven ansetzen.

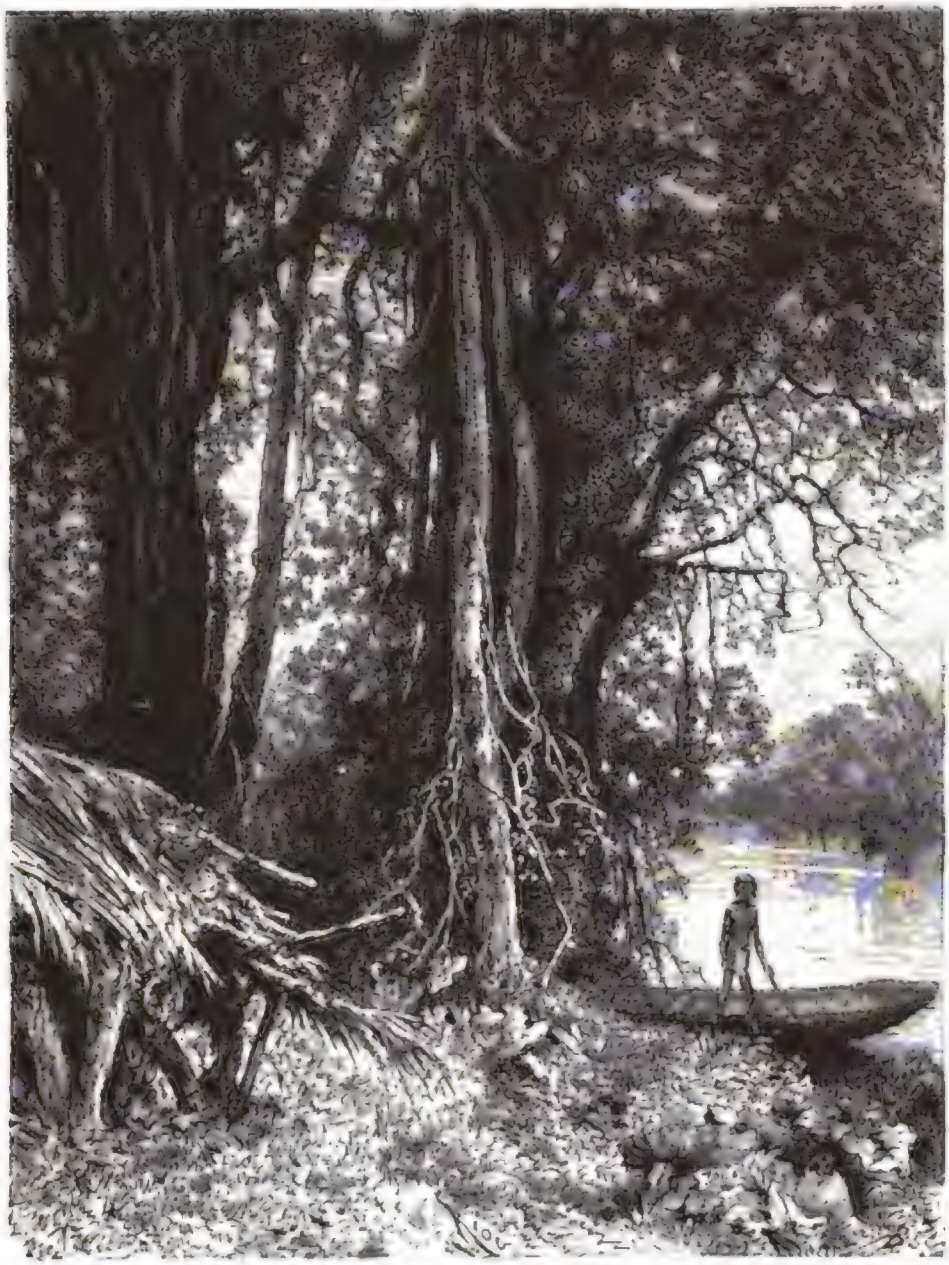
Ein Guaraune.

Um das Dorf der Guaraunos zu erreichen, hat man noch anderthalb Tage Bootsfahrt nöthig. Das Wasser ist gelb-

Im Orinoko-Delta.

Digitized by Google

lich, die Strömung bei Ebbe ſehr heftig; ſie führt alsdann abgeriſſene Aeſte, entwurzelte Bäume und Waſſerpflanzen, die ſich zu kleinen ſchwimmenden Inſeln vereinigt haben, mit ſich. Eine Nacht brachte der Kutter auf dem Fluſſe zu und erreichte ſein Ziel erſt gegen 4 Uhr Nachmittags am folgenden Tage. Die Indianer hatten ſein Kommen bemerkt und verſammelten ſich am Ufer, wo ſie zahlreiche Pirogen zu liegen hatten, die theils an eingerammten Pfählen feſtgebunden, theils zur Hälfte auf das Land hinaufgezogen waren. Dieſelben ſind lang, ziemlich tief, an beiden Enden ſpitz, aus einem einzigen Stücke Holz verfertigt und meiſt von ſehr regelmäßiger Geſtalt. Nur zwei verrathen durch ihre krummen Ränder entweder eine große Unerfahrenheit oder eine nicht weniger auffällige Nach-



Macareo-Kanal.

läſſigkeit ihrer Beſitzer. Das Ufer iſt ringsum mit Baumſtämmen, Bambuszweigen und trockenen Aeſten bedeckt.

Die Indianer trugen keine Waffen, ein Beweis ihrer friedlichen Abſichten. Ueberdies war ihr Geſichtsausdruck ſanft und ſympathiſch, bei den Erwachſenen indeſſen vielleicht etwas verſchloſſen. Sie glichen durchaus denen, welche Crevaux auf ſeinen früheren Reiſen im nördlichen Südamerika zu Geſicht bekommen hatte. Alle hatten vorſpringende Backenknochen, einige auch eng zuſammenſtehende, ſchiefe Augen. Die Arme waren kräftig, die Gliedmaßen ſchlank, die Knie etwas eingebogen und die Füße nach innen gedreht. Im Allgemeinen tragen ſie weder Schmuckgegenſtände, noch bemalen ſie ſich; nur ein junger Mann, der auch in ſeinem Aeußern an aſiatiſche Typen erinnerte, trug ein Halsband aus weißen und blauen Perlen, welche lauter T mit je einem langen und einem kurzen Arme, die abwechſelnd aufrecht und verkehrt ſtanden, bildeten — ein Muſter, welches bei indochineſiſchen Völkern ſehr beliebt iſt.

Hütte der Guaraunos.

Digitized by Google

Die Guaranos tragen die Haare nach Art der Mitua, welche Crevaux kurz zuvor am mittlern Guaviare hatte kennen lernen, verschnitten, d. h. vorn fallen dieselben bis auf eine Fingerbreite von den Augenbrauen über die Stirn herab und im Nacken reichen sie bis zur Höhe des Kinnes.

Ihre Kleidung ist die denkbar einfachste, wie sie bei den wildesten Indianern sich findet; die Männer tragen einen baumwollenen Lappen, kalimbe oder guayuco genannt, und die Frauen ein dreieckiges Stück weich geklopfter Rinde, wie sie unter dem Namen tanare den Indianern Guayanas als Cigarettenpapier dient, und aus welcher sich die Mitua-Frauen ganze Hemden machen.

Fruchtlos kamen die Indianer an Bord des Kutters; einige von ihnen verstanden einige Worte Spanisch, was den Vorteile mit ihnen sehr erleichterte. Doch erkrankt zeigten sie sich über die Aussicht, von ihren Besuchern Aexte, Säbel, Messer, Halsbänder und dergleichen Dinge, die in ihren Augen den höchsten Werth haben, zu erhalten; bis zu dem Augenblicke wenigstens, wo sie jene Dinge in ihrem Besitze haben würden, waren die Weißen ihnen angenehme Gäste. Crevaux vertheilte einige kleine Geschenke unter sie und erklärte seine Absicht, eine oder zwei Wochen bei ihnen zu bleiben, worauf sie ihm eine Hütte zum Obdache anboten. Dorthin wurde das Bettzeug und die Kochgeräthschaften gebracht; die mitgebrachten Waaren indessen und die Konservenbüchsen blieben an Bord, weil sie dort unter der Obhut der Mannschaft sicherer waren.

Die Hütten sind meist sorgfältig gebaut, wenn sie auch nach allen vier Winden hin offen sind; sie bestehen aus einem zweiseitigen Dache von Palmenblättern, welches auf vier Pfosten ruht. Den Fußboden bilden zwei Lagen von Baumstämmen, die unten in gewissen Abständen, in der obern Schicht aber dicht neben einander liegen. An den Deckenbalken hängen Hängematten und alle die Gegenstände, aus welchen der Haushalt des Eigenthümers besteht, und zwischen den Blättern des Daches und den darunter befind-

Die blödsinnige Greisin.

lichen Zweigen stecken Pfeile und Bogen. Ein solches Obdach ist natürlich wenig nach dem Geschmacke eines Europäers, welcher in heißen Ländern gewöhnlich nichts mehr fürchtet, als ein allzu helles Licht. Crevaux allerdings war daran gewöhnt, lange in der Sonne zu wandern, während sich Morin erst an die Rückstrahlung gewöhnen mußte.

Das Dorf liegt auf einer Lichtung; ringsum bilden große Bäume eine gewaltige lebende Pallisade. Unter den Schlingpflanzen, welche dieselbe nach allen Richtungen durchziehen, fällt eine blätterlose Gattung durch ihre Hartnäckigkeit in diesem Kampfe um's Dasein auf. Diese Lauriner richtet in den dortigen Wäldern eben solche Verheerungen an, wie die Flachsseide in unseren Feldern.

Die erste Nacht verging, vom Quaken der Frösche und dem Bellen der Dorfhunde abgesehen, ruhig; gegen die Angriffe der hier besonders zahlreichen Moskitos hatte man sich natürlich durch gute Vorhänge zu schützen gewußt. Mit Tagesanbruch ging jeder an seine Arbeit; Morin brachte seinen Apparat in Stand, um das günstige Morgenlicht zum Photographiren zu benutzen, und Crevaux begann mit den Guaranos zu unterhandeln, daß sie sich photographiren ließen. Ihnen verständlich zu machen, um was es sich handele, war nicht leicht. Als er ihnen Photographien zeigte, rissen sie die Augen auf; erst Geschenke brachten sie, Männer, Weiber und Kinder, zum Stillhalten. Anfangs natürlich verriethen sie große Angst vor der unbekannten Maschine, und die ersten Aufnahmen fielen wenig befriedigend aus; allmählich aber faßten sie Muth und wurden dreister, staunten die ersten Bilder an und stritten sich schließlich, wohl durch die kleinen Geschenke veranlaßt, um die Ehre des Photographirtwerdens, gleichviel ob dasselbe von vorn, von der Seite oder von hinten geschah. Nachdem der Erfolg in dieser Hinsicht gesichert war, ging Crevaux an das schwierigere Abformen einzelner Körpertheile, wobei zunächst sein stets williger Diener Apatu zur Probe mit seiner Hand herhalten mußte. Mit offenen Mündern standen die Guaranos dabei und beobachteten aufs Schärfste die geringsten Einzelheiten des Vorgangs. Als sie sahen, daß Apatu keine Schmerzen ausstand, folgten sie bereitwillig seinem Beispiele, und jeden Morgen formte nun der Doctor Hände und Füße ab. Als er sich aber das erste Mal an einen Kopf wagte, passirte es ihm, daß er zu wenig Oel in die Haare des Indianers rieb und die an denselben festhangende

Digitized by Google

Form nicht abnehmen konnte. Unter anderen Umſtänden hätte er wohl über das kleine Mißgeſchick und das komiſche Ausſehen des Abzuformenden gelacht; hier aber mußte er fürchten, daß die Eingeborenen ſein Verſehen für einen ſchlechten Spaß oder noch Schlimmeres nähmen, und deshalb die Gypsform auf dem Kopfe des Indianers mit dem Hammer zerſchlagen. Die Leute nahmen zwar daran keinen Anſtoß; weitere Abformungen verſchob er jedoch auf den folgenden Tag.

In einer der Hütten ſah er eine unförmliche Maſſe mühſam über den Fußboden ſich fortbewegen und erkannte darin zu ſeinem Schrecken ein altes Weib, das ſo mager und zuſammengeſchrumpft war, wie eine Mumie; in Wahrheit beſtand es aus nichts als Haut und Knochen und hatte auch den Verſtand ſeit lange verloren. Es hatte eine Tochter, die ſelbſt ſchon alt und kindiſch geworden war, in einem Winkel hockte und vor ſich hin ſprach. Wenn die Mutter zuweilen aus ihrer Hängematte herabkam, um Aſche und, was ihr ſonſt in die Hände fiel, zu verſchlingen, ſo brachte ſie die Tochter wieder an ihren Platz zurück. Ein rührender und entſetzlicher Anblick zugleich, dieſe beiden vernunftloſen Weſen, deren eines als letzten Reſt ſeiner Intelligenz einen Schimmer von Kindesliebe ſich bewahrt hatte. Uebrigens ſorgen die anderen Dorfbewohner für ihren Unterhalt und liefern ihnen Wild, Fiſche und Caſſava, was inſofern Beachtung verdient, als man den Indianern ſonſt nachſagt, daß ſie, wenigſtens auf Reiſen, ihre Kranken und Verwundeten hilflos zurücklaſſen. Wenn ſie das auch vielleicht nicht bei Stammesgenoſſen thun, bei Fremden zaudern ſie damit gewiß nicht, aus Furcht vor den Krankheiten der Weißen, welche ſie ſtets für anſteckend halten.

Ueber die Sprache und die Sitten der Guaraunos

Verlaſſene Särge der Guaraunos.

konnte Crevaux werthvolle Erkundigungen einziehen. Ihre Todten begraben ſie gewöhnlich nicht, weil ſie ſchon in 1 m Tiefe beim Graben auf Waſſer ſtoßen. Liegt doch ihr Gebiet ſo niedrig, daß ſie ſich als Zuflucht bei Ueberſchwemmungen Hütten auf Bäumen oder wenigſtens auf hohen Pfählen errichten müſſen. Zur Zeit des Hochwaſſers ſchwimmen ihre Boote zwiſchen den Bäumen und ſie treiben dann Schiffahrt mitten im Walde. Iſt doch der Menſch dasjenige Weſen, welches ſich am beſten jeder Umgebung anpaßt! Man findet ihn überall, im Eiſe, wie im glühenden Sande, auf der Erde und auf dem Waſſer, nach den Polen hin und am Aequator, wie in den glücklichen Ländern, die eines ewigen Frühlings ſich erfreuen, an den bewaldeten Abhängen der Anden. Neben einigen Hütten liegen umfangreiche, in Palmblätter gehüllte Packen, deren jeder einen Leichnam birgt und auf zwei, aus ſtarken, kreuzweiſe in die Erde geſteckten Aeſten beſtehenden Gerüſten ruht.

Ein venezolaniſcher General, der lange bei dieſem Volke verweilte, theilte in Mapire dem Doctor Crevaux Einiges mit, darunter folgenden ſonderbaren Brauch. Beim Tode einer Frau legt ſich ihr Mann in eine Hängematte ihr gegenüber, bleibt dort einige Augenblicke, wobei er unter Thränen ſingt, und überläßt dann ſeinen Platz denen, welche mit der Verſtorbenen ein Verhältniß gehabt haben. Bei den Guaraunos dürfen ſich wie bei den Kariben die jungen Leute beiderlei Geſchlechts erſt verheirathen, wenn ſie die Ameiſen-Marter beſtanden haben (ſ. „Globus“ XL, S. 85). Bei den Guaraunos liegt der Betreffende in einer Hängematte, wenn man ihm die Ameiſen anſetzt; ſchreit er dabei, ſo muß er ledig bleiben. Wie alle Indianer, welche Crevaux kennen gelernt hat, haben auch die Guaraunos eine geheiligte Hütte, in welche ſich die Frauen zu gewiſſen Perioden zurückziehen. Nach der Niederkunft ſeiner Frau faſtet der Mann und bleibt in ſeiner Hängematte liegen, damit ſein Kind nicht krank wird.

Digitized by Google

Am 16. Februar erhielt Crevaux die Nachricht, daß die blödsinnige Greisin gestorben sei, und sofort eilte er nach ihrer Hütte, um zu sehen, was geschehen würde. Der Leichnam war aus der Hängematte heraus genommen worden und lag am Boden; die Tochter, welche seine Idee von dem ganzen Vorgange hatte, mußte daran verhindert werden, daß sie ihn nicht wieder an den alten Platz zurückbrachte. Zwei Männer legten die Leiche in eine Hängematte, trugen sie an einer langen Stange nach einer 1 m tiefen Grube, welche vier junge Frauen gegraben hatten, legten sie nebst der Hängematte hinein und bedeckten alles mit Erde. Warum man diesmal von der gewöhnlichen Weise abwich, konnte Crevaux nicht in Erfahrung bringen.

Vier Tage darauf starb in der nächstliegenden Hütte

Leichenbestattung der Guaraunos.

während der Nacht ein zwölfjähriger Knabe. Als Crevaux erschien, fand er die versammelten Indianer weinend und kläglich singend; die Mutter des Todten lag in einer Hängematte neben der ihres Sohnes. Mitunter ging einer der Indianer hinaus, rauchte eine Cigarette und sang und weinte dann um so kläglicher. Bei Tagesanbruch höhlten zwei Männer einen Baumstamm zu einem Sarge aus. Dann wurde der in seine Hängematte gewickelte Leichnam hineingelegt, die Oeffnung mit Latten verschlossen, sämmtliche Ritzen von den Frauen mit Lehm verschmiert und der Sarg unmittelbar neben der Hütte, also auch dicht neben derjenigen Crevaux's, auf Pfählen aufgestellt. Keine angenehme Nachbarschaft in solch' warmem Klima, wo die Zersetzung schnell vor sich geht!

Da inzwischen Crevaux und Baptistini das Fieber bekommen hatten, fühlten sie, daß es Zeit zur Abreise sei. Nur wünschte ersterer sich zuvor in den Besitz einiger der beschriebenen Särge zu setzen, deren er mehrere in einer

verlaſſenen Hütte, die als Begräbnißplatz zu dienen ſchien, bemerkt hatte. An ein rechtliches Erwerben derſelben war nicht zu denken, man mußte ſie alſo nächtlicher Weile ſtehlen. Alles war auf's Beſte dazu vorbereitet; aber bei der Ausführung fiel einer der zur Bemannung des Kutters gehörigen Neger der Länge nach hin, wodurch zuerſt die Hunde des Dorfes und dann auch die Indianer allarmirt wurden. Glücklicher Weiſe ſchöpften ſie keinen Verdacht, ſo daß der Verſuch in der nächſten Nacht wiederholt werden konnte, und diesmal mit Erfolg. Die gewünſchten Särge wurden an Bord des Kutters geſchafft, welcher der Todtenhütte gegenüber vor Anker gegangen war, am folgenden Morgen der Reſt der Waaren an die Indianer vertheilt und dann die Rückreiſe nach Trinidad angetreten, wobei man noch daß Mißgeſchick hatte, auf der Barre feſtzurennen und auf Eintritt der Fluth warten zu müſſen. Die weitere Fahrt bis Port of Spain ging glatt von Statten. Es war aber auch die höchſte Zeit geweſen, daß man das Delta verlaſſen hatte; denn Crevaux brauchte eine volle Woche, um ſich vom Fieber zu erholen und die Heimreiſe nach Frankreich antreten zu können, während der Kapitän Baptiſtini noch vor Crevaux's Abreiſe der heimtückiſchen Krankheit erlag.

Ein Ausflug nach Meroe.

Von **C. Berghoff** in Faſchoda.

I.

Im December 1881 kam ich von Faſchoda am Weißen Nil, wo ich von der ägyptiſchen Regierung als Inſpektor zur Unterdrückung des Sklavenhandels beamtet bin, in dienſtlichen Angelegenheiten nach Chartum — krank, mit Fieber und Leberentzündung behaftet, welch' letzteres Leiden ich zweifellos dem Aerger bei meiner ſo ſchwierigen Stellung zuzuſchreiben hatte. Dank der Pflege eines in Chartum anſäſſigen griechiſchen Arztes genaß ich bald, Luftveränderung wurde mir anempfohlen, beſonders der Genuß einer trockenen reinen Wüſtenluft wie bei Berber oder Schendi. Nahe bei Schendi, fiel mir ein, liegt das alte Meroe — alſo nach Schendi!

Nachdem ich mir vom Generalgouverneur einen zwanzigtägigen Urlaub ausgewirkt, meinen photographiſchen Apparat und das Nöthigſte an Mundvorrath und dergleichen eingepackt hatte, ſchiffte ich mich am 5. Januar 1882 nach Schendi ein, oder vielmehr nach dem eine Tagereiſe nördlicher liegenden Begrauieh, wie das heutige Dorf heißt, das auf den Ruinen der alten äthiopiſchen Königsſtadt liegt.

Noch niemals, ſonderbarer Weiſe, war ich auf meinen Nilfahrten vom Winde begünſtigt geweſen, auch hier legte unſere Barke erſt am zehnten Tage ermüdenden Ruderns ſeitens der Mannſchaft an den Saqien (Schöpfrädern) von Begrauieh an. Das Dorf, eine Reihe zerſtreuter Lehmhäuſer und Strohhüttengruppen, liegt eine Viertelſtunde von dem öſtlichen Ufer des Stromes, auf drei Kilometer Länge parallel demſelben, ſich zwiſchen dem bebauten Lande und der Wüſte hinziehend. Es hat 22 Schöpfräder und etwa 500 Einwohner, die meiſtentheils dem Stamme der Ga'alin angehören. Sein nördlicher Theil iſt auf den Schutthügeln der alten Stadt, theilweiſe ſogar aus antiken Backſteinen erbaut. Ich ſtieg im Hauſe des Schechs, für welchen ich arabiſche Empfehlungsbriefe mitbrachte, ab und wurde mit größter Zuvorkommenheit aufgenommen. Während des Frühſtücks, da ich dem greiſen Gaſtgeber meine Wünſche betreffs der Beſichtigung der Pyramiden u. ſ. w. eröffnete, erzählte derſelbe, daß vor einigen Tagen Landleute in den Trümmerhaufen, beim Graben nach der alten ſalpeterhaltigen Schutterde, die hier als Düngemittel für die Durrah und Weizenfelder ſehr geſchätzt wird, einen großen Granitſtein entdeckt hätten, auf deſſen unterer Seite ſich ein Bild befände. Bild (tiçauir) nennen die Leute hierzulande jede Art von Relief und Statue. Meine Neugierde war durch dieſe Mittheilung auf das Lebhafteſte erregt, und ich ſchlug ſofort nach beendigtem Mahle vor, dieſen merkwürdigen Stein zu beſuchen. Wir beſtiegen ein Paar der vorzüglichen ſchnelltrabenden einheimiſchen Eſel und gelangten nach halbſtündigem Ritt in nördlicher Richtung, bald durch Häuſergruppen und Akaziengebüſche', bald über mit Mauerüberreſten und Backſteinen bedeckte Schuttmaſſen hinweg trabend an das nördliche Ende des Dorfes, wo die Statue in einer zwei Meter tiefen Grube lag. Neben ihr verrathen gewaltige Hügel von Backſteinmaſſen ſowie große behauene Granitblöcke die Tempel-Grundmauern, Quadern und Säulenreſte aus gelblichweißem Sandſtein, uns die Stelle, wo ſich der Mittelpunkt der alten Stadt befunden haben mag. Die untere Seite des erwähnten Steinblocks war unterwühlt, und man konnte bemerken, daß ihn dort eine Doppelſtatue ſchmückte. Mit dem Beiſtande des Schechs brachte ich im Dorfe 20 Männer zuſammen, deren vereinigten Anſtrengungen, unter Zuhilfenahme von Hebebäumen, Stricken ꝛc., es bald gelang den Stein umzudrehen und aus der Grube herauszuſchaffen. Ich ließ ihn von der anhaftenden Erde reinigen und aufrecht ſtellen.

Von einer Granitplatte, die als Rückwand und Fußgeſtell diente, wie bei vielen ägyptiſchen Bildſäulen, hob ſich da eine wohlerhaltene Doppelfigur ab; offenbar war es eine Porträtdarſtellung und zwar wahrſcheinlich die eines Herrſcherpaares. Denn die rechtsſtehende weibliche Figur trägt auf dem Kopfe die mit den ſymboliſchen Zeichen (Sonnenſcheibe, Uraeus und Federn) verſehene Ammons-Krone der Pharaonen, Zierrathe und Perlenſchnüre ſchmücken Hals und Bruſt, eng ſchließen ſich die Gewänder an die jugendlichen Körperformen an und Sandalen bekleiden den Fuß. Die männliche Figur daneben hat weniger äußerliche Auszeichnungen, ihre rechte Hand legt ſie an die Herrſcherkrone der Frau an, und dieſer Umſtand ſowohl als das unbedeckte Haupt und die bloßen Füße deuten an, daß die Herrſchaft das Recht des Weibes war und er nur als ein zur Ehre, Gatte der Königin zu ſein, emporgehobener Mann geringern Standes galt; die Perlenſchnüre auf der Bruſt ſind hier einfacher, doch trägt er eine Waffe, einen Dolch. Die Hände der Figuren, mit Ausnahme der rechten des Mannes, ſind geballt und zwiſchen Daumen und Zeigefinger durchbohrt; ſie ſchienen früher einen Gegenſtand, wahrſcheinlich ein Herrſcherſymbol als Scepter ꝛc., gehalten

zu haben. Die Höhe des Steines mißt 1,62 m, die Breite des Fußgestells 62 cm. Das Material ist grauer Granit, wie er in den Klippen und Kataraften südlich von Ben Naqâ das Strombett des Nils durchzieht [1]).

Fast möchte ich glauben, daß hier ein unvollendetes Werk vorliege, denn es mangelt die Glätte des Schliffs und Feinheit der Detailausführung; es scheint als ob das Bildwerk im Ganzen, breit gehalten, bis zu einem gewissen Punkte der Vollendung angelangt war, der Künstler aber zuletzt durch einen Zufall verhindert wurde, die letzte Hand anzulegen [2]).

Nachmittags schaffte ich meine Apparate zur Stelle und machte eine Aufnahme der Statue, welcher aber der kleine Fehler anhaftet, daß verursacht durch die schiefe, vornübergeneigte Stellung der Statue, die von der Schwere ihres hintern Theiles bedingt war, und der örtlichen Schwierigkeit, die photographische Maschine entsprechend zu neigen, eine leichte Verkürzung der unteren Extremitäten bemerkbar ist. Dann ließ ich Dornenbüsche herbeischaffen und dieselben wie eine Hecke um die Bildsäule anhäufen, damit vorläufig muthwilligen Verstümmelungen des Kunstwerkes durch die nubische Dorfjugend vorgebeugt wurde.

Weit und breit, über eine Stunde im Umkreis, ist der Boden mit allerlei Trümmern von Thonscherben, Backsteinen und Stücken behauenen Sandsteines bedeckt, zwischen denen sich schirmförmige niedrige Akazien (A. spirocarpa) ausbreiten. Zweifellos war Meroe eine große, glänzende, und volkreiche Stadt; denn man muß bedenken, daß die Häuser der minder bemittelten Leute selbst in Aegypten, zur höchsten Glanzperiode der alten Kultur, von rohen Backsteinen erbaut waren und eine Wohnung von gebrannten Steinen schon eine gewisse Wohlhabenheit voraussetzen ließ; mehr also noch hier, wo wir in unseren Tagen nur elende Strohhütten in Kegelform antreffen, konnte sich die große Masse des Volkes schwerlich den Luxus eines steinernen oder backsteinernen Heims gönnen. So müssen wir in den erwähnten Trümmern die Reste der öffentlichen Gebäude, der Tempel, Bäder, Paläste der Vornehmen ꝛc. vermuthen, um welche sich die Masse der aus Lehm und Stroh errichteten Wohnungen des eigentlichen Volkes drängte. Die alten Backsteine fallen durch ihre ungemeine Größe und ihren scharfen Brand auf; ich bemerkte ausgezeichnet wohlerhaltene Stücke, die insgesammt in der Länge 35 cm, in der Breite 18 cm und 8 cm in der Dicke maßen. Am nächsten Morgen unternahm ich einen Ausflug nach den vom Dorfe aus sichtbaren Pyramiden [1]). Mit Sonnenaufgang brach ich, gefolgt von meinen Führern und Trägern, die den Apparat, Wasser und dergleichen fortschafften, dahin auf. Der Weg führte in östlicher Richtung durch die sandige Steppe, deren dürftige Vegetation aus starrem, jetzt völlig dürrem Grase und spärlichem Akaziengebüsch gebildet, den Ziegen- und Schafherden der Einwohner als Weide dient; die Hirten waren kleine nackte braune Knaben mit drolliger Haartracht. Im Gegensatz zu meinen Begleitern schienen sie für den scharfen kalten Morgenwind gänzlich unempfindlich zu sein. Schon nach 25 Minuten gelangten wir an einen großen Schutthaufen, den die Nubier für die Reste einer Festung ansehen; er ist von einer 600 Schritt im Quadrat habenden Backsteinmauer umgeben, welche an der Ostseite ein aus weißem Sandstein bestehendes Thor hatte. Nach näheren Untersuchungen gelangte ich zu dem Schluß, daß sich hier meinen Blicken eine völlig zerstörte Pyramide darbot.

In einer weitern guten Viertelstunde erreichten wir die erste Pyramidengruppe, die, in der Ebene erbaut, völlig zerfallen ist und nur zehn, noch aufrecht stehende Pyramiden zeigt. Aber auch diese hat der Zahn der Zeit in einen arg baufälligen Zustand versetzt. Ich benutzte die Gelegenheit zu einer photographischen Gesammtaufnahme des Pyramidenfeldes und dann ging's weiter nach Osten. Der Graswuchs ward spärlicher und machte endlich kahlen braunschwarzen Steinfeldern, die mit zersprungenen oder verwitterten Gneisfragmenten bedeckt waren, Platz. Ein Marsch von weiteren 40 Minuten brachte uns zur zweiten, hoch auf einer Felshöhe errichteten und aus 24 Pyramiden zusammengesetzten Gruppe, in welcher 12 noch aufrecht stehen und unter diesen befinden sich die größten und die am besten erhaltenen. Die dritte Gruppe steht etwa 1000 Schritt südlich von der zweiten, zählt elf kleinere unbedeutendere Bauten, und hat nur noch sieben annähernd die ursprüngliche Gestalt verrathende Pyramiden aufzuweisen.

Wir wollen nun unsere Aufmerksamkeit hauptsächlich der zweiten Pyramidengruppe widmen, welche, wie schon gesagt, die wohlerhaltenste, also auch die interessanteste ist. Alle sind sogenannte Spitzpyramiden, deren Höhe der Länge der Seitenbasis gleichkommt und oft noch übersteigt; sie sind aus regelmäßigen, nach oben sich staffelförmig verkürzenden Quadern von gelblichweißem, manchmal röthlichem, feinkörnigem Sandsteine, den die nahen Berge im Osten lieferten, ohne Anwendung eines Mörtels erbaut. Indeß wurden nur die äußeren Wände aus Quadern aufgeführt, und in demselben Maße, wie das Ganze in die Höhe stieg, dann der innere leergebliebene Raum mit Schutt und Steintrümmern ausgefüllt. An Größe und Erhabenheit des Eindrucks können sie sich bei weitem nicht mit den berühmten Pyramiden von Gizeh messen, denn an den größten von ihnen zeigt die Seitenbasis nur 18 bis 20 m Länge; die allen abgebrochene Spitze ließ die ursprüngliche Höhe nicht messen, dieselbe betrug aber wohl nirgends mehr als 25 m. Die Flanken der Pyramiden sind genau nach den vier Himmelsrichtungen orientirt. Eine Eigenthümlichkeit [2]),

---

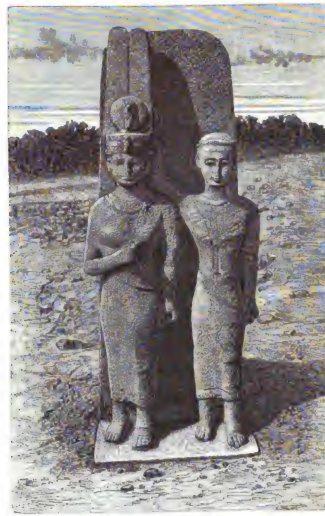
[1]) Unter dem Vergrößerungsglase erscheinen die von der Photographie wiedergegebenen Zierrathen als sehr mannigfach gegliedert und nur dem Kenner verständlich. Auf den ersten Blick macht sich ein durchgreifender Unterschied in der Behandlung beider Figuren bemerkbar. Neben dem Sphinxgesichte der Königin erscheint in gleicher Höhe, aber höher und schmaler gestaltet, der männliche Kopf, der geschoren oder mit kurz geschnittenem Haar einen Reif zu tragen scheint. Sehr verschieden ist die Augengegend an beiden Köpfen behandelt. Während die Königin die geradlinigen Brauen und schmalen etwas schräg geschlitzten Augenspalte ägyptischer Köpfe zeigt, sowie das so häufig auf den alten Denkmälern zum Ausdrucke gebrachte Schmunzeln des dicklippigen aber schmalen Mundes unter breitjochigen fleischigen Backen, ist der männliche Kopf mit bogenförmig geschweiften in der Mitte fast vereinigten Brauen versehen, die geraden und breit geöffneten Augenspalte scheinen ehedem eingesetzte Augen getragen zu haben. Die Nase ist lang, die Lippen sind flach und schmal und die flachen, schmalen Backen geben ihm einen ernsten Ausdruck. Ich möchte die Vermuthung äußern, daß die männliche Figur den römischen Befehlshaber der Gegend, den Eparchen von Aegypten oder gar den Kaiser selbst zur Darstellung bringen sollte. Was die enganschließende, von dem ägyptischen Schnitte auf alten Denkmälern durchaus abweichende Gewandung anlangt, so sei darauf aufmerksam gemacht, daß dieselbe den im Uebrigen wohlproportionirten Figuren einen durchaus fremdartigen Charakter ertheilt, der nach dem Urtheile eines wohlgeschulten französischen Kenners des ägyptischen Alterthums, des Herrn Daninos-Bey, dem ich die Photographie zur Beurtheilung vorlegte, in hohem Grade demjenigen entspricht, der sich an den im Louvre aufbewahrten archaisch-phönicischen Bildwerken von Cypern zu erkennen giebt. G. Schweinfurth.

[2]) Sollte nicht die körnige Rauheit der Oberfläche eher als eine Folge der Verwitterung zu betrachten sein? G. S.

[1]) Hier allgemein Tarabil genannt.

[2]) Alle Photographien dieser Bauwerke geben eine schwachkonvexe Bogengestalt der vier Kanten zu erkennen. G. S.

welche man bei den ägyptischen nicht antrifft, besteht in einem, bei allen auf der Ostseite angebrachten kammerartigen Vorbaue von rechtwinkeliger Gestalt, einer Art falschen Portikus, der aber, wo er die Steinwand des Hauptbaues erreicht, geschlossen ist. Wahrscheinlich war dieser Ort dem Todtenkultus gewidmet, und hier versammelten sich wohl die Hinterbliebenen des Verstorbenen, um ihre Gebete, Räucherungen und Opfer darzubringen. Ueber der Thür dieses Vorbaues glänzt und die geflügelte Sonnenscheibe, das Sinnbild der Sonne und des ewigen Lebens, entgegen. Das Innere, das selten mehr als 5 m Länge und $2^1/_2$ m in der Breite hat, ist mit Hieroglyphen, worunter besonders die sogenannten demotischen Schriftzeichen häufig sind, und Reliefs ausgestattet, welche den Todten, dessen Grabmal die Pyramide bildet, zuerst lebend auf dem Throne sitzend, wie ihm Götter die Symbole der Herrschaft u. s. w. überreichen, dann



Die bei Begrauieh gefundene Doppelbildsäule.

seine Begräbnißceremonien, das Todtenschiff mit den wehklagenden Verwandten, die Verzeichnisse seines Besitzthums und die Listen seiner Todtenopfer, stets schematisch wiederkehrend, darstellen, ganz wie solches in den ägyptischen Grabkammern zu sehen ist, nur daß wir hier nicht die gleiche Formenschönheit, den Reichthum und die Mannigfaltigkeit zu bewundern haben, welche jene so berühmt gemacht hat. Man darf aber nicht vergessen, daß wir hier das Werk neuerer Aethiopier und nur einen Abglanz der hohen ägyptischen Kultur und Kunst vor uns haben. Im Verhältniß überwiegen die weiblichen Herrscher, welche auf den Reliefs erwähnter Kammern dargestellt und verherrlicht sind, bei weitem die Zahl der männlichen. Die Decke dieser Gemächer besteht aus mächtigen, genau an einander schließenden Steinbalken; nur an einem, das fast eingestürzt und dessen zugehörige Pyramide von Menschenhänden zerstört ist, läßt sich ein römischer Rundbogen erkennen; es ist das Grabdenkmal einer Königin, wahrscheinlich sehr später Zeit,

Digitized by Google

denn die inneren Wände sind vergypst und die Umrisse der Reliefs sind weniger starr und ernst gehalten, auch herrscht mehr Prunk in Kleidung und Schmuck als bei den anderen offenbar älteren. Man kann in der Ausführung und dem Style der Reliefs die späteren Pyramiden (die Mehrzahl), wo sich der griechische und manchmal wohl auch der römische Einfluß in der Kunst der Aethiopier bemerkbar zu machen scheint, leicht herausfinden. Die Barren, in den kahlen geschliffenen Stein eingegrabenen einfach-strengen Linien der Pharaonenepoche sind verschwunden und haben einer mehr oder weniger reliefartigen und schwungvollern Technik, deren Figuren sich weiß von rothem Grunde abheben, einer größern Pracht und Mannigfaltigkeit das Feld geräumt.

Diese wechselvollen Bilder geben uns gar mancherlei Aufklärungen über das Leben und Treiben, Bräuche und Sitten jener längst entschwundenen Zeit, in der sie gemeiselt wurden. Kriegerisch grausamen Charakteres scheinen die Beherrscher des alten Aethiopierreiches gewesen zu sein, denn oft kehrt die Darstellung eines siegreichen Königs oder einer Königin wieder, welche mit Schwert, Bogen oder Streitaxt in der Rechten, mit der linken an einem Stricke zu einem Bündel zusammengefesselte Gefangene im Triumph vor sich hertreibt oder ihnen, die gnadeflehend mit erhobenen Händen am Boden knien, die Köpfe abzuschlagen im Begriff steht. Unter den Gefangenen bemerkt man solche mit Helm oder Hut auf dem Kopfe, wahrscheinlich Griechen oder Römer, völlig nackte Neger, dürftig bekleidete Männer, andere mit durchaus dem nämlichen Haarputze geziert, der noch jetzt bei den Bischarin und Hadendoa Mode ist. Vollköpfige Neger und Negerinnen treten unter der Dienerschaft sehr häufig auf, sie sind wenig, die Weiber oft nur mit dem umgehängten Ziegenfell, wie die der Dinka und Schilluk noch heutzutage, bekleidet. Die Skaverei der Neger scheint also, besonders zu häuslichen Diensten, schon damals vorhanden gewesen zu sein.

Hin und wieder zeigt und auch der auf dem Thronsessel sitzende Herrscher die an die schwarze Rasse erinnernden Gesichtszüge und deren lurze krause Locken.

Nordöstliche Ansicht eines Theils der zweiten Pyramidengruppe von Begrauieh.

Man sieht hier Jäger mit Bogen und Pfeil, dort wird erlegte Wildpret herbeigetragen: Antilopen, Gazellen und Wildschweine. Hausthiere waren das hickrisele Rind, das Schaf, die Ziege; man bemerkt den magern schakalsköpfigen Hund, den Ahu desselben, der noch heute in den nubischen Dörfern die Wachen des Fremden gefährdet. Vom Federvieh ist die Gans, der Kranich, das Haushuhn vertreten. Vergebens suchen wir das Kameel, das Pferd, den Esel im Haushalt des Menschen; weder Reiter noch Wagen sind zu sehen. Schöngeformte Krüge, Urnen, Trinkgefäße, sieht man in langen Reihen aufgespeichert; eine Dienerin reinigt Getreide, dickbäuchige Köche braten auf einem Roste, das über einem Kohlenfeuer enthaltenden Mangal (arab. Kohlenbecken) steht, fette Gänse u. s. f. Aber leider sind diese interessanten Einblicke in das häusliche Leben selten, denn die Mehrzahl der Bilderkammern, wenn ich diesen Ausdruck für die Pyramidenvorbauten gebrauchen darf, enthalten nur Darstellungen symbolischen Inhalts, freistehende Könige, Götterversammlungen, Todtenschiffe, Begräbnißceremonien. An der glatten äußern Seitenwand einer der Bauten gewahrt man auch eine kleine Anzahl von Namen europäischer Besucher, unter anderen auch den eines deutschen Reisenden, des Fürsten Pückler-Muskau (1846) [1].

Einige der Pyramiden sind mit Gewalt zerstört und durchwühlt. Bei einer, welche die schönste und größte gewesen sein soll, mußte ich leider erfahren, daß es Europäer waren, die dieses Werk vollbrachten. Der alte Scheich erzählte mir, daß vor ungefähr 50 Jahren ein Schiff mit mehreren Europäern aus Berber anlam; dieselben waren mit einem Befehle oder einer Erlaubniß vom Mudir von Berber, zu dessen Bezirk die Gegend gehört, versehen, welches Schriftstück sie zu allen möglichen Ausgrabungen und Nachforschungen ermächtigte, die Ortsobrigkeit zur Unterstützung bei Vorhabens der Reisenden verpflichtete und ihr anbefahl die nöthige Mannschaft für den Betrieb der Ausgrabungen zu liefern. Wochen lang blieben die Reisenden am Orte und ließen die größte der Pyramiden von der Spitze an abtragen. Fortwährend arbeiteten dort 15 bis 20 Männer für einen Tagelohn von 2 Piastern; endlich kamen sie auf den Grund, und die Fama sagt, daß die Fremden dort einen großen Kasten fanden, den natürlich

[1] Vergl. dessen Werk: Aus Mehemed Ali's Reich.

Digitized by Google

die lebhafte Phantaſie der Nubier ſich mit purem Golde gefüllt dachte. Die Chriſten kamen von weit her — ſtets ſah man ſie mit Büchern und Schriften beſchäftigt, — was konnten ſie für einen andern Zweck haben zu einer ſo langen und koſtſpieligen Reiſe, als einen Schatz zu heben, den einſt ihre Voreltern dort vergraben und vermauert hatten? Denn die Eingeborenen glauben ſteif und feſt, daß es Chriſten waren, welche dieſe merkwürdigen Gebäude errichteten, die ſpäterhin von den Anhängern der einzig wahren Religion Mohammeds vertrieben wurden und ſich dann in fernen Ländern anſiedelten [1]). Zu dem Werke der Zerſtörung geſellt ſich noch die Verſtümmelung der Meißelarbeit; alle Reliefs und Hieroglyphen in den Pyramidenvorkammern ſind auf das Barbariſchſte zerhauen. Dieſes iſt das Werk der nomadiſirenden Araber und der hoffnungsvollen Jugend von Begrauieh, welche zur Sommerregenzeit die Kühe und Ziegen in der dann von üppigem Graswuchſe bedeckten Gegend weiden. Sie bergen ſich vor den häufigen Gewitterregen in den trockenen und behaglichen Steingemächern und vertreiben ſich alsdann mit der ſyſtematiſchen Zerſtörung dieſer ehrwürdigen Kulturreliquien die Zeit. Die Hirten haben hier außerdem Bilder von Kühen, Kameelen, Hunden u. ſ. w. in die Steinwände eingeritzt, welche mich lebhaft an die Felszeichnungen der Garamanten, deren Abbildungen in Barth's und Nachtigal's Reiſewerken zu ſehen ſind, erinnerten. Aber nicht nur allein Menſchenhände haben an dem Ruin der Denkmäler gearbeitet, der Ort liegt innerhalb des Verbreitungsbezirkes der tropiſchen Regen, welche hier, von heftigen Gewittern begleitet, drei Monate anhalten. Eine eigentliche Spitzpyramide iſt gar nicht mehr anzutreffen, alle ſind bis zu einem Viertel ihrer Höhe, viele ſogar bis zur

Pyramide der zweiten Gruppe von Begrauieh.

Hälfte eingeſtürzt, Blitzſchläge mögen das ihrige dazu gethan haben; die bei der hohen freien Lage beſonders heftigen Temperaturwechſel, Erhitzung und Durchnäſſung, haben das gute feinkörnige Steinmaterial mürbe gemacht und zerbröckelt. Alles Urſachen, auf welche wir den wirklich bedauernswerthen Zuſtand der Pyramiden zurückführen, der annehmen läßt, daß nach einem Jahrhundert nur noch unförmige Steinhaufen ihre Stelle anzeigen werden.

Auf einem der im Oſten gelegenen Berge bemerkte ich regelmäßige Löcher in den Felſen gehauen; ich vermuthete Felſengräber und ſchickte mich deshalb zu einer nähern Unterſuchung an. Eine Viertelſtunde guten Eſelritts durch das dazwiſchen liegende Thal, deſſen ſandiger Boden mit hohem ſparrigem Graſe und ſtellenweiſe mit Uſcher (Calotropis) beſtanden iſt, brachte mich an den circa 50 m hohen Berg. Oben fand ich mächtige in die Bergmaſſe hineinführende Steinbrüche, wo der weiße Sandſtein zum Pyramidenbaue, den wir dort von dem Zeiteinfluß gelblich gefärbt finden, gebrochen wurde. Die Decke der breiten Gänge, geſtützt von dicken aus dem gebrochenen Material ausgeſparten Steinſäulen, fand ich mit Tauſenden von kleinen Fledermäuſen beſetzt; ihr ſcharf ammoniakaliſcher Guano lagerte in dichten ſchwarzen Schichten am Boden. Unzählige Knochen zeigten an, daß Schakale und Hyänen ihre Schlupfwinkel in dem Dunkel der weitverzweigten Gänge geſucht hatten. Ein anderer Berg in der Nähe beſitzt dagegen einen Steinbruch, dem ein röthliches härteres Material entſtammt. Die Oberfläche dieſer Berge, ebenſo wie die Felsanhöhen, auf denen die Pyramiden ſelbſt ſtehen, iſt mit harten, ſchwarzen, beim Anſchlagen hellklingenden Geſteinſplittern (? Kieſel) bedeckt.

Nur drei Tage hielt ich mich in Begrauieh auf, jeden

[1]) Dieſelbe Verwechſelung chriſtlicher und altheidniſcher Zeit iſt auch in Aegypten bei den Fellahs an der Tagesordnung. G. S.

Morgen vor Sonnenaufgang ging es, mit Mundvorrath und Waſſer verſehen, nach den Pyramiden behufs photographiſcher Aufnahmen, Meſſungen ꝛc.; erſt mit ſinkender Nacht pflegte ich zurück zu kehren.

In den Trümmern der alten Stadt, beſonders beim Durchwühlen nach der erwähnten Düngererde, die man Marôg nennt, auch nach heftigem Regen, finden die Einwohner dort zwiſchen den Fundamenten ab und zu Skarabäen, geſchnittene Steine, Glasperlen, kleine Thonbilder, Zierrathe ꝛc. Auffallend iſt das gänzliche Fehlen von Münzen. Sollte der Handelsverkehr auch im alten Meroe ein bloßer Tauſchhandel, unter Zahlſtellnahme gewiſſer die Eigenſchaft einer allgemeinen Umtenbarkeit und Beliebtheit beſitzender Artikel, als z. B. Gewebeſtoffe, Eiſenſtücke, Kupferringe, Glasperlen und ſolcher Artikel geweſen ſein, wie wir ſie noch jetzt in manchen Gegenden Südnubiens und in den Negerländern an die Stelle des gemünzten Geldes treten ſehen?

Die Weiber tragen hier die Skarabäen, mit antiken und modernen Glasperlen zu einem Armbande zuſammengereiht, als glückbringende Amulette [1]. Trotz des übertriebenen Begriffes, den ſie von dem Gebwerth derſelben haben, gelang es mir einige Skarabäen und eine kleine Anzahl von Thonfiguren ꝛc. zu erwerben; darunter befanden ſich zwei mit griechiſcher Aufſchrift, die Jeſus Chriſtus und Kyrios Jeſus lauteten, auch ein kleines Kreuzchen aus weißem Quarz geſchliffen, was vermuthen läßt, daß Meroe noch zur Zeit des Vordringens der chriſtlichen Religion in Nubien bewohnt geweſen iſt. Begreiflich hat nach einer Tradition der Eingeborenen ſeinen Namen von einem mächtigen chriſtlichen Könige, der einſt hier ſeine Reſidenz hatte und „Begr“ hieß.

Thurmartige Pyramide, die ſüdlichſte der zweiten Gruppe von Begrauieh.

Am 18. Januar verließ ich das Dorf; ich wählte die Kameleireiſe zu Lande, die zwar theuerer und anſtrengender als die Flußreiſe iſt, mir dagegen beſſere Gelegenheit bot mich noch näher mit den Sitten, Gebräuchen und Verhältniſſen der Landesbewohner vertraut zu machen. Außerdem wollte ich die Ruinen von Ben Naga beſuchen; auch bei Schendi ſollten ſich die Reſte einer antiken Stadt befinden, die ich zu beſichtigen wünſchte, was ich alles nur auf dem Landwege ausführen konnte.

Aufmerkſam beobachte ich während des Marſches das Terrain um vielleicht ein altes Seitenbett des Nils zu entdecken, welches in früheren Zeiten die Stadt Meroe im Often, wenigſtens zur Ueberſchwemmungszeit umfloſſen haben könnte; denn Strabo redet von der von getheilten Nil umfloſſenen Inſel Meroe; auch die Ptolmäiſche Karte von Afrika veranſchaulicht uns die Stadt als auf einer Nilinſel gelegen. Doch hatte ich keinen Erfolg in meinen Bemühungen, den Beweis für die Genauigkeit und Wahrheit dieſer Angaben der alten Geographen zu liefern, auch wenig Hoffnung, denn das Land im Oſten der Stadtruinen, zwiſchen ihnen und den Felsketten, an denen die Pyramiden errichtet ſind, ſtellt eine für die Nilüberſchwemmung unerreichbare Ebene dar, ohne andere Spuren von Eroſion als die von Regengüſſen herrührenden; nirgends ſind dort wirkliche Ablagerungen von Nilſchlamm zu bemerken. Wir müſſen deshalb den Ausdruck „Inſel Meroe“ mit der in Nubien allgemeinen Anwendung der Bezeichnung „Inſel“ für ein Land, das zwiſchen zwei Strömen liegt (z. B. Inſel Sennâr [2]), als identiſch auffaſſen, und darunter den nördlichen Theil des zwiſchen dem Atbara und dem Nil gelegenen Landes begreifen.

[1] Ein ſolcher Brauch iſt in Aegypten durchaus unbekannt. G. S.

[2] Auch ſchlechtweg „gesirah“ d. h. die Inſel genannt. G. S.

Ueber einige Gemüthsäußerungen und Geberden der Naturvölker.

Von Richard Andree.

Erſtaunen, Ueberraſchung

werden durch Emporziehen der Augenbrauen und Oeffnen des Mundes ausgedrückt, wobei häufig der Ueberraſchte einen Laut oder einen Pfiff hören läßt. Dabei werden gewöhnlich Geberden gemacht, die viel Uebereinſtimmendes bei verſchiedenen Menſchenraſſen zeigen, wie das Zuhalten des Mundes, Klatſchen mit der Hand auf die Schenkel.

Un signe de grand étonnement chez eux (den Tſchiglit-Eskimos auf dem amerikaniſchen Feſtlande) consiste a se frapper la cuisse [1]), eine Bewegung, welche die braſilianiſchen Gêsvölker bei der Beendigung jedes Redeſatzes machen [2]), die Andamaneſen aber ſpeciell, wenn ſie Erſtaunen ausdrücken. Letztere ziehen dabei die Augenbrauen in die Höhe, öffnen den Mund ein wenig und bedecken ihn mit der linken Hand, während die rechte Hand ſchnell auf das Herz gelegt wird. Auch die Weiber zeigen ihr Erſtaunen dadurch, daß ſie ſich auf den Hintern ſchlagen, der bei dieſer Gelegenheit etwas erhoben wird, was Colebrooke mißverſtand, indem er dieſes für eine Begrüßung anſah [3]).

Der Aino auf Jeſo äußert Staunen, indem er die Naſe mit der ganzen Fauſt umfaßt, mit der linken Achſel emporzuckt und in den Fragelaut hääj? ausbricht. Dieſelbe Sitte wird auch bei den Tibetanern beobachtet [4]). Die Chinwan auf Formoſa ſchlagen ſich zum Zeichen des Erſtaunens auf den Mund und rufen wáō! [5]). Catlin berichtet von den Mandanen Nordamerikas, daß ſie, um Erſtaunen zu zeigen, die Hand vor den Mund halten [6]) und in Afrika iſt es daſſelbe, denn Joſeph Thomſon erzählt uns, daß die Eingeborenen von Itawa am Südweſtufer des Tanganjikaſees zum Zeichen des Erſtaunens die Hand vor den Mund legten [7]), während die Wanjoro in Centralafrika daſſelbe Gefühl äußern durch eine brüske Erhebung der geballten Fäuſte auf den Vorderkopf, über den ſie kraftvoll nach der Stirn gezogen werden [8]). Uebereinſtimmende Urtheile verſchiedener Gewährsmänner geben an, daß die Auſtralier, wenn ſie erſtaunt ſind, die Lippen vorſtrecken und ein Geräuſch machen, als ob ſie ein Zündhölzchen ausbliesen oder eine Lippenbewegung machen, als wollten ſie pfeifen, und ähnliches iſt bei Kaffern und weſtafrikaniſchen Negern gefunden worden [9]).

Abſcheu und Verachtung

werden im Allgemeinen durch beſondere Bewegungen um Mund und Naſe ausgedrückt, namentlich auch durch Erheben eines Mundwinkels. „Alle dieſe Thätigkeiten ſind dieſelben, welche wir anwenden, wenn wir einen widrigen Geruch wahrnehmen“ ſagt Darwin und bei den Naturvölkern finden wir ähnliches. Wollen die Andamaneſen Abſcheu zeigen, ſo werfen ſie das Haupt zurück, blaſen die Naſenlöcher auf, ziehen die Mundwinkel herab und ſtrecken die Unterlippe hervor [1]). „Wenn ſie (die Grönländer), ſagt der alte Cranz, etwas mit Verachtung oder Abſcheu verneinen, rümpfen ſie die Naſe und geben einen feinen Laut durch dieſelbe von ſich [2]).“ Nach Bridges drücken die Feuerländer Verachtung dadurch aus, daß ſie die Lippen vorſtrecken, die Naſe aufwerfen und ein Ziſchen hören laſſen [3]). Allgemein ſoll nach E. B. Tylor das Ausſtrecken der Zunge ein Zeichen für Haß und Verachtung ſein, „wenn auch der Grund dafür nicht klar iſt“ [4]). Tylor giebt keine Beläge für ſeinen Ausſpruch an und wenn derſelbe auch für Europa Giltigkeit hat, ſo habe ich doch nur wenige Beiſpiele für ſolche Anſchauung bei Naturvölkern getroffen. Bei den Maori auf Neuſeeland iſt das Ausſtrecken der Zunge eine Beſchimpfung des Feindes [5]), während dieſe Geſte nach Petitot bei den Tſchiglit-Eskimos Erſtaunen und Bewunderung bezeichnen ſoll [6]).

Bejahen und Verneinen.

Für uns erſcheint es ganz natürlich und kaum anders denkbar, als daß wir Bejahung durch ein Nicken des Kopfes und Verneinung durch ein Schütteln deſſelben in ſeitlicher Richtung ausdrücken. Es iſt dieſe Geberde bei uns Europäern gleichſam inſtinktiv und angeboren, meint Darwin, denn ein kleines Kind, welches Nahrung verſchmähe, wende den Kopf zur Seite, während bei der Annahme derſelben eine Bewegung des Kopfes nach unten und vorwärts genüge. Da habe man die angeborene urſprüngliche Art des Bejahens und Verneinens. Auch Blinde und Taube, ſowie Idioten deuten „ja“ mit affirmativem Nicken, „nein“ mit negativem Kopfſchütteln an [7]).

Halten wir bei den verſchiedenen Völkern Umſchau, ſo ſehen wir, daß die Orientalen und namentlich die Araber Syriens es umgekehrt wie wir machen: ſie ſchütteln nämlich beim Bejahen den Kopf; wollen ſie verneinen, ſo werfen ſie den Kopf in die Höhe und ſchnalzen dabei mit der Zunge, was übrigens auch unterbleiben kann [8]). Jagor berichtet uns das Nämliche von den zu den dravidiſchen Völkern gehörigen Naya-Kurumbas im Nilgirigebirge Oſtindiens: ſie drücken Verneinen durch Kopfſchütteln aus, wobei ſie zugleich die Augen zukneifen und mit der Zunge ſchnalzen [9]). Auf den Andamanen fand derſelbe Beobachter dagegen Zuſtimmung und Bejahung durch zwei- bis dreimaliges Nicken mit dem Kopfe und abwechſelndes Oeffnen und Schließen der Augen ausgedrückt [10]). Die Ainos auf Jeſo verneinen wie wir, ſie wenden den Kopf heftig ſeitlich ab, ſtoßen dabei aber den Zungenlaut tz aus [11]), was alſo mit dem oben erwähnten Schnalzen übereinſtimmen dürfte. Und ſo auch bei den Hindus, wo übrigens die Zeichen für Bejahung und Verneinung abwechſeln. Es wird zwar zu-

---

[1]) Petitot, Vocab. français esquimau, Paris 1876, XXIX.
[2]) v. Martius, Zur Ethnographie Amerikas 289.
[3]) Man im Journ. Anthropol. Inſtit. XII, 88.
[4]) G. Kreitner, Im fernen Oſten. Wien 1881. 326.
[5]) Joeſt in Verhandl. Berl. Anthropol. Geſ. 1882. 58.
[6]) Indianer Nordamerikas. Deutſch, Brüſſel 1851. 77.
[7]) Seen von Centralafrika. Jena 1882. II, 19.
[8]) Emin Bey in Petermann's Mitth. 1879. 180.
[9]) Darwin, Ausdruck der Gemüthsbewegungen. Deutſch von Carus. 292.

[1]) Man a. a. O.
[2]) Grönland 279.
[3]) Darwin a. a. O. 266.
[4]) Early history of mankind 52.
[5]) G. Forſter, Sämmtliche Schriften I, 195.
[6]) Petitot a. a. O. XV.
[7]) Darwin a. a. O. 279, 280.
[8]) Petermann, Reiſen im Orient. Leipzig 1860. I, 173.
[9]) Verhandl. Berl. Anthropol. Geſ. 1882. 230.
[10]) Daſelbſt 1877. 61.
[11]) Joeſt daſelbſt 1882. 182.

weilen ein Nicken und ſeitliches Schütteln, ſo wie wir es thun, gebraucht; eine Verneinung wird aber häufiger dadurch ausgedrückt, daß der Kopf plötzlich nach hinten und ein wenig nach der Seite geworfen und ein leichtes Schnalzen mit der Zunge ausgeſtoßen wird [1]).

In der Südſee ſcheinen die Zeichen für das Bejahen übereinſtimmend zu ſein, denn bei den Maori wird, um die Zuſtimmung auszudrücken, Kinn und Kopf von unten nach oben erhoben, ſtatt wie bei uns zu nicken [2]) und ebenſo wirft man auf den Admiralitätsinſeln den Kopf beim Bejahen leicht in die Höhe. Die Verneinung wird aber auf dieſem Archipel auf eine ſehr eigenthümliche Art ausgedrückt, indem die Spitze der Naſe mit dem ausgeſtreckten Zeigefinger der rechten Hand ſo berührt wird, als wollte man dieſelbe abſchlagen. Genügte, als die „Challenger“ bei dieſen Inſeln war, ein angebotener Tauſchgegenſtand nicht, ſo wurde auf dieſe Weiſe der Handel abgeſchlagen. Dabei findet in dem Zeichen Abwechslung ſtatt. Ein ſchneller Schlag mit dem Finger an die Naſenſpitze bedeutet entſchiedene ſofortige Verneinung, während bei Unſchlüſſigkeit oder Zweifel der Finger langſam und zögernd über die Naſe zur Spitze hingeführt wird [3]). An der Torresſtraße ſchütteln die Schwarzen, wenn ſie eine Verneinung ausdrücken wollen, die rechte Hand, welche ſie in die Höhe halten und die ſie ein paar Mal halb herum und wieder zurückdrehen [4]).

Von den Tſchiglit-Eskimos auf dem amerikaniſchen Feſtlande wiſſen wir, daß bei ihnen Bejahung durch ein Naſenrunzeln ausgedrückt wird [5]), was etwa eben ſo bequem iſt wie das Erheben der Augenbrauen, welches bei den Dajaks auf Borneo nach Brooke's Zeugniß als Bejahung gilt, während das Zuſammenziehen Verneinung bedeutet [6]).

Nach den Angaben von W. Matthews iſt bei den wilden Indianern Nordamerikas das Nicken und Schütteln des Kopfes von den Europäern gelernt worden, wird aber nicht naturgemäß verwendet. Sie drücken die Bejahung dadurch aus, daß ſie mit der Hand, wobei alle Finger mit Ausnahme des Zeigefingers eingebogen ſind, nach abwärts und auswärts vom Körper eine Kurve beſchreiben, während die Verneinung durch eine Bewegung der offenen Hand nach auswärts mit der Handfläche nach innen gekehrt ausgedrückt wird. Andere Beobachter geben an, daß das Zeichen der Bejahung bei dieſen Indianern ein Erheben des Zeigefingers iſt, welcher dann geſenkt und nach dem Boden gerichtet wird, oder die Hände werden gerade nach vorn von dem Geſicht aus bewegt. Das Zeichen der Verneinung iſt dagegen ein Schütteln des Fingers oder der ganzen Hand von einer Seite zur andern [7]).

In Südamerika finden wir dagegen wieder Nicken und Schütteln für Bejahung und Verneinung. Die Gês (oder Crans) haben dieſelben Kopfbewegungen wie bei uns, nur umgekehrt [8]), und als Lieutenant Gibbon einen Caripuna-Indianer am Madeira durch Zeichen fragte, ob er mit ihm gehen wollte, he shook his head, no. Als er ihm aber zu verſtehen gab, er werde dafür ein paar Hoſen und etwas zu eſſen bekommen, he then nodded his head, yes [9]).

Das Zurückwerfen des Kopfes als Bejahung findet ſich auch in Afrika; ſo nach Speedy bei den Abeſſiniern, die gleichzeitig die Augenbrauen dabei emporziehen, während ſie Verneinung durch ein Werfen des Kopfes nach der rechten Schulter ausdrücken, wobei ſie gleichzeitig leicht ſchnalzen [1]). Die Wapokomo am Tanafluſſe in Oſtafrika verneinen, indem ſie den Kopf nach der Seite ſchütteln, bei der Bejahung bewegen ſie den Kopf in ſenkrechter Richtung, jedoch nicht wie bei uns nach unten, ſondern nach oben [2]).

Es ergeben ſich aus dieſen immerhin noch dürftigen Beiſpielen — es iſt uns nicht bekannt, daß an anderer Stelle mehr geſammelt worden ſei — doch manche Uebereinſtimmungen, wiewohl auch viele Verſchiedenheiten, die der Leſer ſelbſt herausfindet und die nicht noch einmal breit wiederholt zu werden brauchen.

Das Winken.

Aehnlich verhält es ſich mit dem Winken, doch laſſen ſich hier zwei im Weſentlichen auf daſſelbe hinauslaufende Handbewegungen unterſcheiden. Die bei uns in Deutſchland gebräuchliche, welche dem Heranzuwinkenden den Rücken der Hand zukehrt, ſucht dieſen gleichſam heranzuziehen. Es iſt dieſes aber die ſeltenere Geberde, welche bereits in Süditalien durch eine andere weit häufigere abgelöſt wird. Hier wird nämlich die Hand mit der Fläche nach unten, von oben nach unten bewegt, ſo daß ein Deutſcher eher glaubt er werde hinweggewieſen als herangewinkt. Der Sinn und der Urſprung beider Arten iſt ſchließlich der gleiche, nämlich die Abſicht den begehrten Gegenſtand zu faſſen und heranzuziehen.

Bei den Orientalen und namentlich den Arabern Syriens macht man beim Winken faſt dieſelbe Bewegung mit der Hand, welche wir machen, wenn wir abweiſen [3]). In Indien ſind die Europäer durch die Art und Weiſe, wie man dort winkt, in Erſtaunen verſetzt worden. „Die Bewegung wird nämlich dort mit der Hand gerade ſo ausgeführt, als wünſcht man die Entfernung eines Menſchen.“ Im ſüdlichen Indien erhebt man die rechte Hand ſo hoch als möglich und ſchnellt ſie dann plötzlich tief herab, um zu winken [4]). Daſſelbe berichtet Dr. Fiſcher von den ſchon erwähnten Wapokomo am Tanafluſſe in Oſtafrika. Die das Winken bezeichnende Handbewegung geht von oben nach unten, gleichſam als ob man den Betreffenden von oben herab greifen wollte. Will man dort Jemanden veranlaſſen ſtehen zu bleiben, ſo ſchüttelt man die aufgehobene flache Hand hin und her [5]).

Und ähnlich in der Südſee. Die Fidſchi-Inſulaner winken nicht wie wir mit dem Rücken der Hand, ſondern mit dem Handteller nach unten [6]). Auf den Admiralitätsinſeln winkt man, indem man die erhobene Hand mit der nach vorn gewandten Fläche gegen die heranzuwinkende Perſon bewegt [7]) und auch in Neuſeeland macht man, um Jemanden heranzuwinken, mit dem Arme „gerade das entgegengeſetzte Zeichen wie in England“ [8]).

---

1) Darwin a. a. O. 282.
2) Thomson, The story of New Zealand. London 1859. I, 209.
3) Moſeley im Journ. Anthropol. Inſtit. VI, 296.
4) J. B. Jukes, Letters and Extracts etc. 1871. 248.
5) Petitot a. a. O. XV.
6) Darwin a. a. O. 281.
7) Darwin a. a. O. 283. Lubbock, Origin of Civilisation 277.
8) v. Martius, Zur Ethnographie Amerikas 289.
9) Herndon and Gliddon, Valley of the Amazon. Wash. 1854. II, 294.

1) Darwin a. a. O. 281.
2) Fiſcher in Mitth. Hamburg. Geogr. Geſ. 1878. 33.
3) Petermann, Reiſen im Orient. I, 173.
4) E. B. Tylor, Early history of mankind. London 1865. 52.
5) Fiſcher a. a. O.
6) Buchner, Reiſe durch den Stillen Ocean. Breslau 1878. 244.
7) Moſeley im Journ. Anthropol. Inſtit. VI, 296.
8) A. S. Thomson, The story of New Zealand. London 1859. I, 209.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die seit 37 Jahren im Gange befindliche Landesaufnahme (Ordnance Survey) von Schottland ist jetzt beendet worden; in der letzten Woche des November hat die in den letzten Jahren aus fast 100 Mann bestehende Aufnahme-Abtheilung das Land verlassen.

— Nach Dr. H. Kraus (Allg. Zeitg. 1882, Nro. 336) wird die Zahl der deutschredenden Bevölkerung Bukarests auf 40 000 Seelen geschätzt, und wenn man die große Menge moldauischer, vorzüglich Jassyer Juden abzieht, auf mindestens 20 000. Die officielle Statistik giebt zwar für das Jahr 1878 nur 3236 deutsche Familien an; darin sind aber weder die ungarischen und siebenbürgischen Deutschen, noch auch jene Familien deutscher Abkunft eingerechnet, welche das rumänische Staatsbürgerrecht erworben haben.

Asien.

— Am 24. November eröffnete der Vicekönig von Indien in Rupar den Sirhind-Kanal, dessen Ausführung zuerst im Jahre 1840 projektirt wurde. Derselbe ist einer der größten auf Erden, das zweite große Werk dieser Art im Pendschab, jetzt 502 englische Meilen lang und im Stande durch Seitenzweige 522 000 Acres auf britischem Besitze und 261 000 Acres in einheimischen Staaten zu bewässern. Die Gesammtkosten beliefen sich auf 407 Lakhs (à 100 000 Rupien), wovon die britische Regierung 278, die einheimischen Staaten 129 beigetragen haben.

Afrika.

— Mehr und mehr nimmt jetzt der Kolonialbesitz Frankreichs in Afrika zu (und wie es scheint, beschränkt sich diese Erscheinung nicht auf diesen Erdtheil allein, sondern wird auch in Asien und im Großen Ocean sich demnächst zeigen). Vom Südende des Rothen Meeres meldet Soleillet, daß ihm der Sultan von Laita die (Aegypten gehörende) Bai von Tadschura, unweit westlich der französischen Besitzung Obok, abgetreten, daß er davon Besitz ergriffen und das neue Territorium mit einer Mauer umgeben habe. (Danach kann dasselbe nicht sehr ausgedehnt sein.) — Im Süden von Algerien ist ferner das Gebiet der Beni Mzab von Frankreich annektirt worden. Am 17. November langte eine Expedition unter General Latour d'Auvergne in Ghardaja an, worauf die Behörden der sechs Städte, aus welchen der Bund besteht (vergl. „Globus" XXXII, S. 318) ihre Unterwerfung erklärten. Eine Proklamation des Generals erinnert an den Vertrag von 1853, worin die Beni Mzab versprachen, sich in Frieden selbst zu regieren und Frankreich gegenüber sich freundlich zu verhalten; statt dessen wäre das Gebiet ein Schauplatz von Blutvergießen und Anarchie, ein Asyl für algerische Uebelthäter und den Insurgenten ein Markt für Kriegsbedarf gewesen. Deßhalb sei die französische Regierung zur Besetzung geschritten, ein Unternehmen, das übrigens in Frankreich selbst nicht ungetheilten Beifall findet. — Mit Bezug auf die französische Annektion am Stanley Pool sei die Nachricht verzeichnet, daß zwischen England und Portugal Verhandlungen begonnen haben, um die lange schwebende Frage betreffs der portugiesischen Ansprüche auf die Kongo-Mündung ihrer Lösung entgegen zu führen.

— Am 28. November that auch der französische Senat, wie schon vorher die Kammer, den de Brazza'schen Vertrag genehmigt. Ein am selben Tage abgehaltener Ministerrath berathschlagte über die Mittel zur Ausführung desselben und beschloß, wie es heißt, unter Brazza's Befehl eine Expedition ohne militärischen Charakter zu entsenden, um das Congoland (d. h. wohl die Umgebung des erworbenen Gebietes) in kommercieller und wissenschaftlicher Hinsicht zu erforschen. Außerdem soll dort ein Handelsagent ernannt werden.

Australien.

— In dem Sammelwerke „Das Wissen der Gegenwart" (Leipzig, G. Freitag), unter dessen Mitarbeitern wir Namen von gutem Klange in der Geographie begegnen (wie K. von Fritsch, Kirchhoff, Rein, Hartmann, Willkomm, G. Fritsch, Egli, Krümmel), schildert unser Mitarbeiter Dr. Karl Emil Jung in vier Bändchen den Welttheil Australien. Die erste Abtheilung „Der Australkontinent und seine Bewohner" bietet auf 264 Seiten wohl das Wichtigste, was sich über dies Thema sagen läßt, und von einem Manne, der seinen Stoff gründlich kennt. Die 38 Bilder sind gut und zum Theil recht interessant, die Karte dürftig. Unter den 48 Bildern der zweiten Abtheilung, welche die Kolonie des Australkontinents, Tasmanien und einen Theil von Melanesien behandelt, befindet sich eine Anzahl von großem ethnographischen Interesse.

— Neue Spuren der verschollenen Leichhardt-Expedition sind im östlichen Central-Australien in ungefähr 22° 45′ südl. Br. und 136° 35′ östl. L. Gr. aufgefunden worden.

— Am 24. Juli 1862 war es dem größten unter den australischen Reisenden, dem John Mc Douall Stuart, begleitet von neun thatkräftigen Männern, unter unendlichen Schwierigkeiten zum ersten Male gelungen, Central-Australien von Süd nach Nord zu durchkreuzen und die Nordküste zu erreichen. Es soll nun der heldenmüthigen Schar am 28. Juli des nächsten Jahres ein öffentliches Denkmal an der Nordküste errichtet werden. Von dieser berühmten Expedition sind John Mc Douall Stuart, Kekwick und J. Frew gestorben, die übrigen sieben aber noch am Leben.

Polargebiete.

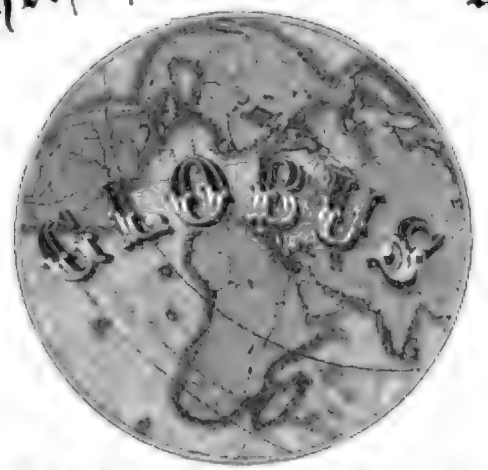
— Ueber das Schicksal des Dampfers „Dymphna" mit der dänischen Polarexpedition an Bord, welcher im September bei der Insel Weigatsch vom Eise eingeschlossen wurde, ist trotz gegentheiliger Meldungen bis jetzt nichts Gewisses bekannt. Um das Schiff aufzusuchen, sendet nun die dänische Regierung in Gemeinschaft mit der russischen eine Expedition von 20 Schlitten und 120 Renthieren unter Leitung des dänischen Kapitäns Normann von Archangel nach der Petschora-Mündung.

Inhalt: Dr. Crevaux's Besuch bei den Guaraunos im Orinoko-Delta. (Mit sieben Abbildungen.) — C. Berghoff: Ein Ausflug nach Meroe I. (Mit vier Abbildungen.) — Richard Andree: Ueber einige Gemüthsäußerungen und Geberden der Naturvölker. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion 3. December 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLIII. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Der Niagara-Fall im Winter.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Gegen Ende December 1878 verließ M. de Laveleye, welchem wir in der Schilderung des winterlichen Niagara-Falles folgen, New-York und fuhr durch Schnee und Eis seinem Ziele zu. Einige Tage vorher hatte ein außerordentlich heftiger Schneesturm geherrscht und der Landschaft ihr winterliches Kleid angelegt. Der Himmel wechselt häufig sein Aussehen: mitunter ist er klar und tiefblau und nicht eine Wolke ist zu erspähen; plötzlich fallen einige Schneeflocken, ohne daß man sieht, woher sie kommen. Allmählich werden sie häufiger und größer; bald verschwindet die Sonne, der Himmel überzieht sich mit einem grauen, einförmigen Dunstschleier, aus welchem feine, leichte Schneeflocken herabwirbeln. Ebenso plötzlich aber schießt ein leuchtender Sonnenstrahl herab; der Dunst wird im Nu gleichsam aufgesogen, und wiederum strahlt die Sonne von einem vollständig reinen Himmel herab. Die ganze leicht gewellte Landschaft ist von einer glänzenden Schneedecke eingehüllt, welche der heftige Wind hinter jedem schützenden Gegenstande in unglaublicher Stärke aufgehäuft hat. In Eisenbahneinschnitten hat man mit Hacke und Schaufel Raum schaffen müssen, und der Zug rollt an solchen Stellen zwischen zwei Schneemauern dahin, welche ebenso hoch sind wie die Waggons. Hinter Bahndämmen bildet der Schnee dagegen eine ganz sanft geneigte Fläche, aus welcher die am Fuße der Böschung stehenden Bäume nur mit den obersten Zweigen herausragen. Die Feldwege erkennt man nur an den hervorguckenden Zaunspitzen; überall hat man Verbindungswege ausschaufeln müssen. Nichts sonderbarer, als das Glockengeläut eines Schlittens zu hören, von welchem nichts zu sehen ist, bis plötzlich aus der anscheinend ganz ebenen Schneefläche der Kopf des Kutschers oder die Peitschenspitze hervorschaut. Auf den Stationen kein Lärm und Geräusch, ruhig gleiten die Schlitten dahin, welche an die Stelle selbst der Gasthofs-Omnibus getreten sind. Die junge Welt aber benutzt die Ferienzeit zu ihrem Lieblingszeitvertreib und läßt sich in Handschlitten die Hügel hinabgleiten; selbst der Einbruch der Nacht setzt dem Vergnügen kein Ende, das bei Fackelschein lustig weiter betrieben wird.

An anderen Stellen wieder wird man daran erinnert, daß man sich in dem Lande befindet, in welchem das Geschäft obenan steht. Pferde ziehen Maschinen ähnlich den Mähmaschinen über die gefrorene Oberfläche eines Sees hin und zersägen dieselbe dadurch in lange parallele Streifen, welche am Lande durch Arbeiter in transportable Stücke zertheilt werden; Wagen schaffen dann die riesigen Blöcke nach der nächsten Station, und von dort werden sie in langen Zügen den großen Städten zugeführt, deren Einwohner das Eis bei fast allen ihren Getränken und sonst im Haushalte nicht mehr entbehren können. Jeder Waggon eines solchen Zuges, deren Laveleye wohl einem Dutzend begegnete, trägt in großen Buchstaben die Worte Refrigerator Car.

Bei der Station Suspension Bridge, welche etwa noch drei Kilometer von dem Niagara-Falle entfernt ist und am Eingange der berühmten Hängebrücke liegt, verließ Laveleye die Eisenbahn. Da die großen Gasthäuser am Falle während des Winters geschlossen sind, mußte er sich in einer kleinen Herberge des Dorfes Suspension Bridge Unterkunft suchen. Man befindet sich dort nicht weit von

der Schlucht, auf deren Grunde der St. Lorenzstrom fließt; aber daß der hier über 200 m breite Strom dicht vor einem Abgrunde sich befindet, begreift man nicht recht; denn das Auge sieht eine Ebene, welche sich ununterbrochen bis zum Horizonte zu erstrecken scheint. Nur die großen Pfeiler und das Netz von eisernen Kabeln und Seilen, welche die Brücke stützen und halten, erblickt man ganz in der Nähe, ohne ihren Zweck zu erkennen. Aber wenige Schritte genügen um den Rand des Abgrunds zu erreichen und Aufklärung zu erhalten. Finster und majestätisch fließt dort der St. Lorenz auf dem Grunde einer Schlucht, deren Wände senkrecht zu einer Höhe von etwa 80 m aufsteigen. Das dunkelgrüne, schwärzliche Wasser erscheint wie unbeweglich und todt; nur zahlreiche, langsam und still vorrückende Eisschollen zeigen, daß es fließt. Die obersten 30 m der Felswand sind vollkommen senkrecht; tiefer aber ist eine, freilich äußerst steile Böschung vorhanden, auf welcher dunkele Fichten, deren Färbung durchaus zu dem finstern Charakter des ganzen Bildes paßt, Wurzel gefaßt haben. Hier und da wird das graue Gestein von silberweißen Bändern unterbrochen, welche am obern Rande der Felsen ihren Anfang nehmen und zwischen den Fichten sich verlieren; es sind kleine Wasserfälle, welche der Frost in Fesseln geschlagen und in Gehänge und Spitzenwerk von strahlender Weiße verwandelt hat.

Auf einem kleinen Schlitten besuchte Laveleye zunächst

Eisblöcke am Fuße des Niagara-Falles.

die canadische Seite der Fälle, indem er die Hängebrücke passirte, von welcher aus man nichts anderes von den Fällen erblickt, als zwei mächtige Wolken Wasserstaubes. Leicht glitt der Schlitten dann auf dem gefrorenen Schnee der canadischen Seite hin und gestattete dem Reisenden volle Freiheit, das magische Schauspiel zu bewundern, dem feine Beschreibung auch nur annähernd gerecht werden kann. Sobald man nämlich die Hängebrücke hinter sich hat, zeigt sich der Niagara, und je näher man ihm kommt, um so großartiger und packender wird der Anblick. Sehr leicht erkennt man die Beschaffenheit des Terrains, von welcher das Zurückziehen des Falles abhängt. Die Felswand, welche man gerade vor sich hat, zeigt zu oberst eine senkrecht abfallende Schicht sehr harten Kalksteins, unter welcher der weichere Niagara-Schiefer liegt, der die steile mit Nadelhölzern bewachsene Böschung bildet. Letzterer wird vom Wasser fortgesetzt angegriffen und zerstört, worauf dann der härtere überstehende Kalkstein abbricht. In solcher Weise schreitet der Fall jährlich um durchschnittlich $1/_2$ m zurück, sich dem Erie-See nähernd, und danach hat man berechnet, daß er allermindestens 36 000 Jahre gebraucht hat, um sich seine 12 km lange Schlucht zu graben. Welche Zeiträume mögen erst dazu gehört haben, daß sich der Colorado seine vierzig Mal längere und 1000 bis 2000 Fuß tiefe Schlucht zum Theil in dem härtesten Granit auswühlen konnte!

Unterhalb des Falles ist der St. Lorenz vollständig gefroren und zeigt das Aussehen eines Gletschers mit gebogener Oberfläche und glitzernden Bruchflächen. Die kochende, schäumende, sprühende Wassermasse verschwindet unter dem funkelnden Eise wie unter einer Brücke und tritt erst weiterhin ruhig, dunkel und fast unbeweglich wieder an das Tageslicht. Auf der andern Seite stürzt sich der ameri-

Digitized by Google

kaniſche Fall, einer völlig weißen Schaummaſſe gleich, mit einem Satze auf die Felſen und zerſtäubt dort in Atome, welche frieren, auf den das Waſſer überragenden Felsſpitzen niederfallen und phantaſtiſche Anhäufungen bilden, die zuweilen ſich bis zu dem obern Niveau des Fluſſes aufthürmen. Alles, Bäume, Häuſer ſind mit dieſem abſolut weißen gefrorenen Schaume überdeckt. Die Ziegeninſel (Goats Island) theilt den Strom in zwei Arme, welche einen verſchiedenen Anblick gewähren. Nahe den Ufern iſt die Waſſermaſſe geringer und wird durch Felsſpitzen in kleinere Fäden getheilt. Von dem ſteilen Felsufer der Ziegeninſel hangen Maſſen von rieſigen Eiszapfen in Geſtalt von Stalaktiten und Draperien bis zu verſchiedenen Tiefen herab und ſelbſt bis zum Boden der Schlucht. Es iſt das ein unbeſchreibliches Durcheinander, eine wirre Anhäufung gefrorener Maſſen mit monſtröſen Auswüchſen und tiefen Spalten, an deren Grunde man die ſchwarze Oberfläche des Geſteins erblickt. Weiter nach der Mitte hin werden dieſe Eisgebilde geringer, während auf der Inſel ſelbſt die Vegetation vollſtändig unter ihrer gefrorenen Hülle verſchwindet; von ferne gewährt das einen Anblick, als wären die reizenden feinen Kryſtalle einer Schneeflocke ins Ungemeſſene vergrößert.

Noch prächtiger nimmt ſich der Horſe ſhoe Fall (Hufeiſenfall) auf der canadiſchen Seite aus; denn hier beträgt die Mächtigkeit der Waſſermenge 6 bis 7 m, auf der amerikaniſchen Seite aber nur 1 bis 2 m. Dieſer Unterſchied macht ſich auch dadurch ſehr bemerklich, daß das Waſſer auf der amerikaniſchen Seite im ſelben Augenblicke, wo es zu fallen beginnt, ſeine dunkele Farbe verliert und weiß wird, auf der canadiſchen Seite aber während der erſten 10 m noch dunkelgrün erſcheint und ſo zur Großartigkeit noch die Verſchiedenheit der Färbung tritt.

Befindet man ſich in gleicher Höhe mit dem höher gelegenen Theile des Flußbettes, ſo ſieht man, wie der Strom, breit wie ein Meer, in einer Reihe von Schnellen dem

Die amerikaniſche Seite des Niagara-Falles im Eiſe.

Falle reißend raſch zutreibt und zwiſchen ſeinen mit dunkelen Fichten umſäumten Ufern kocht und ſchäumt. So weit der Blick reicht, ſiedet und ſpritzt das Waſſer, auf Felsblöcke treffend, in die Höhe. Stellenweiſe fließt es ſchaumbedeckt rückwärts; anderswo, namentlich dort, wo es ſchnell und immer ſchneller nach vorwärts drängt, behält es ſeine dunkele Farbe bei. Endlich erreicht es die Stelle, wo ihm der Halt zu fehlen beginnt und ſtürzt mit einem rieſigen Satze in den Abgrund, deſſen Tiefe zu ermeſſen der aufwirbelnde Waſſerſtaub dem Auge verwehrt. Nur einen kurzen Augenblick zeigt ſich unten der Fluß nochmals, ehe er unter der Eisdecke verſchwindet, jenſeit deren er ruhig und gleichſam ermüdet hervortritt. In der Mitte des Hufeiſenfalles iſt die Staubwolke am dichteſten und für das Auge undurchdringlich. Nur zuweilen, wenn ſie ein Windſtoß zur Seite drückt, kann man die Mitte des Falles ſehen, wo derſelbe durch eine dem Ufer parallele Granitbank in zwei Hälften getheilt wird, welche ſich erſt mehrere Fuß tiefer zu einem unbeſchreiblichen Durcheinander wieder vereinigen. Gleich darauf aber ſchließt ſich die Wolke wieder.

Bei einem Beſuche der Windhöhle findet man dieſelbe in eine Eisgrotte verwandelt. Man ſteigt zu ihr in einem hölzernen Thurme hinab, deſſen in verſchiedener Höhe angebrachte Fenſter wechſelnde Blicke auf den Fall geſtatten; unten angelangt muß man feſte Steigeiſen anlegen, weil der natürliche Boden mit einer dicken Eisſchicht bedeckt iſt. So erreicht man den Fuß des Falles und ſieht, wie und wo er entſteht; der obere harte Fels ragt mindeſtens 10 bis 15 m über dem weicheren hervor. Es iſt ein über alle Beſchreibung großartiger Anblick, dieſe aufſteigende Felſenwand, welche ſich gewölbeartig nach vorn krümmt und jeden Augenblick den Einſturz zu drohen ſcheint. Auch im Sommer kann man die Höhle, den Raum zwiſchen dem Felſen und der herabfallenden Waſſermaſſe erreichen; im Winter aber fallen hier nur ein oder zwei kleine Waſſerſtrahlen herab und an Stelle der flüſſigen Mauer iſt ein Wirrwarr von gefrorenen Säulen, Draperien und Gehängen der verſchiedenſten Formen getreten. Bald glaubt man einen langen Mantel zu ſehen, deſſen wellige Falten von der Decke der Höhle herabwallen und am Boden feſtgewachſen ſcheinen, bald wieder gewaltige Kannelirungen, rieſige runde Säulen, an denen Stalaktiten jeder Größe, von derjenigen der leichten Spindel einer Spitzenweberei bis zu der der größten Orgelpfeife, hängen, bald Baumſtämme von übermäßiger

Digitized by Google

Die Windhöhle am Fuße des Niagara.

Digitized by Google

Größe, an die ſich zierliche Draperien anſchmiegen. Und alles das leuchtet und blendet durch ſtrahlende Weiße. In den ſchillernden Wänden ſpiegelt ſich der blaue Himmel wieder, und in den Falten und Fältchen der Draperien glitzern die Sonnenſtrahlen, wie auf einem blanken Küraß. Stundenlang hätte Laveleye dem Farbenſpiele zuſchauen können, das bald dem Iriſiren der Opale, bald dem Feuer der Brillanten, bald dem Schillern der Smaragden gleicht, wenn nicht die Kälte ſich fühlbar gemacht und der Führer zur Eile gedrängt hätte, welcher dem Reiſenden zuerſt die kleine Schwefelquelle, welche aus der Felswand hervorbricht, und dann die Stelle zeigte, wo am ſelben Tage, zum erſten Male in jenem Jahre, ein Menſch die Eisdecke des Stromes überſchritten hatte. Bei Einbruch der Nacht kehrte Laveleye in ſeinem Schlitten nach Suſpenſion Bridge zurück, um am folgenden Morgen, dem 1. Januar 1879, das amerikaniſche Ufer genauer zu beſichtigen. Sein Schlitten fuhr in einen Park und hielt vor einer Hütte, in welche man ihn einzutreten bat. Ein Pfad führte von dort hinunter zum Fuße der Felsklippe, wo ein anderes Holzhäuschen ſteht. Ein Führer nahm ihn dort in Empfang und führte ihn in einen Pavillon, welcher den dem Falle am nächſten befindlichen Felsvorſprung krönt. Im Sommer muß dort alles von Waſſer triefen; jetzt aber iſt alles unter einer Eisſchale begraben, die mehr als ein Meter ſtark iſt. Der Nordwind treibt beſtändig eine Wolke Waſſerſtaubes daher, welche überall niederfällt und ſofort erſtarrt. Zuerſt betrachtet man den Fall durch ein eigens dazu hergerichtetes kleines

Eisinſeln in der Mitte des Falles.

Fenſter, welches täglich von dem anhaftenden Eiſe befreit werden muß. Aber auch ſo hat man nur ein enges Geſichtsfeld, einen Spalt durch die mehrere Fuß dicke, den Pavillon bedeckende Eiskruſte hindurch, was indeſſen die Wirkung des Anblicks nur ſteigert. Man erblickt gerade die Stelle, wo das Waſſer ſeinen Sturz beginnt, wo der mächtige Schwall ſich aufbäumt, ſich zu ſenken beginnt und dann mit Blitzesſchnelle ſich in den Abgrund ſtürzt. Die grüne Fluth, in glänzenden Schaum ſich auflöſend, und von dem bläulichen Eiſe eingefaßt, iſt von zauberiſcher Wirkung.

Beim Verlaſſen des Pavillons legte der Reiſende wieder Steigeiſen an und betrat nun den gefrorenen St. Lorenzſtrom. Nicht ohne Mühe erkletterte er einen der dort ſich erhebenden Eisblöcke und befand ſich dem Niagara gerade gegenüber, um ihn in ſeiner ganzen Pracht bewundern zu können. Unweit vor ihm ſtürzte die Rieſenmaſſe blitzartig herab, halb von den blendend weißen Schaumwolken verborgen, welche faſt bis zum obern Rande des Falles wieder emporſteigen, wo ſie bei Sonnenſchein im Glanze der Regenbogenfarben ſpielen. In ſeinen Kryſtallen bedeckt der Schaum und Waſſerſtaub fort und fort die Eisdecke und vergrößert und erhöht ſie Tag für Tag. Ohne Zögern ging Laveleye auf den Vorſchlag ſeines Führers ein, den ganzen Strom auf dieſer nur kurze Zeit andauernden Brücke zu überſchreiten; es iſt eine Wanderung ähnlich wie auf den Alpen-Gletſchern mit ihren Spalten, Unebenheiten und Abgründen. Zuweilen verkündet ein dumpfes Brummen oder ein Krachen, daß unten in der Eisdecke irgend eine Umwälzung ſtattgefunden; aber man merkt kaum danach hin, ſo ſehr nimmt der Anblick des Niagara alle Sinne gefan-

gen. Wie Lavaleye in ſolcher Weiſe den ganzen Fall aus großer Nähe vor ſeinen Augen vorbeiziehen ließ, wußte er eigentlich nicht, was er am meiſten bewundern ſollte, den amerikaniſchen Fall, der donnernd vor ſeinen Füßen niederſtürzte, ſo nah, daß er ihn faſt berührte und in ſeinen Wirbel hineinriß, oder den Blick auf die Mitte des Fluſſes, auf die majeſtätiſche Geſammtheit des ganzen Bildes, oder die koloſſale Maſſe des canadiſchen Falles, gegen welche der amerikaniſche wie ein Muſſelinvorhang erſcheint.

Zuletzt ſtattete der Reiſende der Ziegeninſel, welche mit der amerikaniſchen Seite durch eine Brücke für Fuhrwerke verbunden iſt, einen Beſuch ab. Mit Bäumen beſetzte Alleen und Fußwege ziehen ſich über die Inſel hin; reizend muß es ſein im Sommer auf ihnen zu wandeln, aber der Anblick, welchen ſie dann darbieten, kann unmöglich ſo merkwürdig, ſo zauberiſch ſein, wie an einem hellen Wintermorgen. Alle Baumſtämme ſind mit einer zweiten Rinde ſchimmernden Eiſes bedeckt; alle Aeſte bis herab zum dünnſten Zweige biegen ſich unter der Laſt der weißen Hülle. Der kleinſte Grashalm trägt ſein Kleid aus Reif. Hier ruht der Blick auf einer Baumgruppe, welche ihre mit Eiszapfen behängten Aeſte über den Abgrund ausſtreckt, dort auf einem künſtlich hergeſtellten Laubbogen, der jetzt vollſtändig unter der Eisdecke verſchwindet. Brücken, Felſen, Erdboden, alles bedeckt der weiße Mantel, auf dem es wie von Diamanten glitzert. Die Sonne ſelbſt ſcheint nicht goldig

Anſicht der Goats Island (Ziegeninſel).

herab, ſondern hat einen kalten, bläulichen Ton angenommen, wie von elektriſchem Lichte; die Augen ermüden in dieſem Gefunkel, und wenn man ſie auf einen Augenblick ſchließt, ſo glaubt man auch dann noch ein Durcheinander ſilberner Strahlen zu ſehen.

Männer waren beſchäftigt, die verſchiedenen kleinen Brücken, welche zu einzelnen Felſen in der Mitte des Falles führen, mit Aexten von der ihnen anhaftenden Eiskruſte zu befreien; ſtellenweiſe erreichte dieſelbe mehr als $1\frac{1}{2}$ Fuß Dicke. Auf dieſen kleinen Felsinſeln fühlt man ſich vollſtändig von den Kataraften umringt. Sie ſchießen unter den Füßen des Beſchauers dahin, vor ihm, hinter ihm, ſie umgeben ihn mit ihrem betäubenden Getöſe, ſie ſcheinen ihn in ihrem Ungeſtüm mit ſich fortzureißen in den gähnenden Abgrund.

Welche Feder könnte die Herrlichkeiten des Niagara beſchreiben? Trollope hat ihn analyſirt und jede Einzelheit erörtert, Dickens ihn enthuſiaſtiſch in wenigen Worten geſchildert, Chateaubriand ihn vielleicht etwas zu ſehr mit den Augen eines Begeiſterten angeſehen — aber Worte und Bilder ſind nicht im Stande, den Anblick wiederzugeben, namentlich mit den tauſend Gegenſätzen, welche die Hand des Winters an ihm hervorbringt. Laveleye meint, daß nur das engliſche Wort „unearthly“ den Eindruck, den er empfangen, wiedergeben kann; der Niagara iſt in Wahrheit ein Schauſpiel nicht von dieſer Welt.

Ein Ausflug nach Meroe.

Von **C. Berghoff** in Faſchoda.

(Die Abbildungen nach Originalphotographien des Verfaſſers.)

II.

Die Stadt Schendi, mit etwa 8000 Bewohnern, erreichten wir am 19. Januar. Nur eine halbe Stunde ſüdlicher, neben einem den Namen Hoſch tragenden Dorfe, liegen Trümmerfelder, Backſteinmauerreſte, behauene Quadern u. ſ. w., welche anzeigen, daß auch hier eine alte Stadt geſtanden hat. Die Landleute finden zuweilen daſelbſt Thonfigürchen, Skarabäen, ſeltener ſchon kleine Goldzierrathe; ein türkiſcher Beamter, der hier vor zwanzig Jahren im Auftrage des Mudirs von Berber Aus- oder vielmehr Schatzgrabungen vollzog, hat ſogar einen ſteiner-

Digitized by Google

nen Sarkophag aus den Ruinen gefördert, welcher aber beim Transport auf dem Nilſtrome verloren ging. Auf dem hier ſteilen Nilufer lag noch bis zum Jahre 1880, ehe ihn die damals ungewöhnlich ſtarke Ueberſchwemmung

Pfeilerreſte eines Tempels bei Ben Naga'ah.

ins Strombett ſpülte, ein mächtiger Quaderſtein, den Sculpturen und Hieroglyphen bedeckten.

Eine Stunde vor dem, eine ſtarke Kameeltagereiſe ſüdlich von Schendi liegenden Orte Ben Naga, und eine Viertel-

Erſter oder Pylonentempel von Naga'ah.

ſtunde vom Nilufer entfernt, auf hohem ſandigem Terrain gelegen, ſtehen inmitten eines Akazienbuſchwaldes die Ruinen der alten Stadt, die von den Eingeborenen el Meſaurat (die Bilder oder Bildſäulen) genannt werden. Von den noch aufrecht ſtehenden Reſten ſind die bedeutendſten drei maſſige viereckige Pfeiler, die etwa 4 bis 6 m hoch und

Digitized by Google

$1^1/_4$ m breit sind. Aus rothem Sandstein bestehend, zeigen sie ein auf jeder Seite wiederkehrendes Hocherliet, das am unteren Ende zuerst einen nackten Mann darstellt, dessen Haupt von einem Strahlen- oder Flammenkreis umgeben ist, vielleicht eine Typhonsfigur, darüber befindet sich ein zweiter Kopf mit weiblichen Zügen und einer Haartracht, welche auffallend der noch jetzt hierzulande bei Weibern und Mädchen üblichen ähnelt. Die Pfeiler sind in Schutt und Backsteinkonglomeraten halb vergraben und von großen Blöcken, den Theilen ähnlicher Pfeiler umgeben, die zu dem Schluß berechtigen, daß sie einst die offene Säulenfront eines Tempels bildeten. Die Reliefsiguren, an facs dargestellt, wie man solche nur selten auf ägyptischen Denkmälern findet, tragen einen durchaus grotesken und eigenthümlichen Charakter, der ebenso wie die technische Behandlungsweise, indischen Götzenbildern verwandter zu sein scheint als den Gebilden der ägyptischen Kunst. Jedenfalls haben wir es hier mit der Schöpfung einer aus sich selbst entwickelten rein äthiopischen Kunstrichtung zu thun. Ringsum breiten sich Schutthügel aus und, wohin wir auch blicken mögen, Thonscherben, welche darauf schließen lassen, daß den Gebäuden, denen sie entflammen, eine mehr oder weniger längliche Urnengestalt eigen war. Dreißig Schritt südöstlich von den erwähnten Pfeilerresten stößt man auf einen hohen Ruinenhügel, wo sich runde Säulentrümmer und Bodenplatten oder Wandsteine eines Tempels vorfinden. Darunter solche, deren Seiten Hieroglyphenzeilen schmückten, die aber leider ganz unleserlich und verwischt waren; die

Kleiner römischer Tempel von Naqa'ah.

Mitte war mit dem Fragmente eines Basreliefs in ägyptischer Manier, das die Beine eines schreitenden Mannes zeigte, bedeckt. — Häufig fallen und auf der Oberfläche der herumliegenden Quadern zwei Reihen regelmäßig in den Stein ausgehöhlter Löcher, zwölf an der Zahl, auf; diese dienen den Hirtenknaben als Brett für das im ganzen Sudan beliebte Mangalaspiel und sind von ihnen aufgehauen.

In Ben Naqa, das seinen Namen von einem mohammedanischen Heiligen, dem aus Mekka eingewanderten Scherif Sulimân ben Naqâ hat, dessen Grabkuppel sich hoch über die Lehmhäuser des Dorfes erhebt, wohnte ich bei dem Nachkommen dieses Mannes, dem Fagir Chalifa ben Naqa, einem ehrwürdigen weißhaarigen Greise von liebenswürdigem, gefälligem Charakter, und seine Gastfreundschaft werde ich nie vergessen. Ich war mit einem Empfehlungsschreiben an ihn und einige angesehene Bewohner des Dorfes versehen, wodurch es mir leicht gemacht war die nöthigen Kameele, Führer u. s. w. zu einem Besuche der etwa eine Tagereise weit im Osten liegenden Ruinen von Naqa'ah zu finden. Ueberraschend war es mir zu erfahren, daß jene Ruinenstätte seit etwa 30 Jahren, wo sie eine Expedition besucht hatte, von keinem Europäer wieder betreten sei [1]). Es waren ausgezeichnete Reitdromedare, die man mir brachte; das Aufpacken des photographischen Apparates machte einige Schwierigkeiten, gelang aber zuletzt und so marschirte ich denn, in Begleitung eines Chabir (Führers) und dreier angesehenen benaffneten Eingeborenen Nachmittags ab. Die Wegrichtung war Ost-Südost, die Gegend landige Steppe mit hohen Grasbüschen und schirmförmigen Akazien bewachsen; hin und wieder stiegen auf ihr einzelne an den Gipfeln abgeplattete Felsen und Höhenzüge, in der Richtung von Südosten nach Nordwesten streichend, auf; zahlreiche flache Regenbetten kreuzten den Weg und in ihrem hellen Sande waren Tausende von Wildspuren abgedrückt.

[1]) Ben Naqa'ah wurde außer von Lepsius 1848 von Tremaux, der zur Expedition des russischen Obersten, nunmehrigen Generals Romalewsky gehörte, besucht und 1864 von Dr. J. Dümichen eingehender in Augenschein genommen.

Digitized by Google

Sieben Stunden Kameeltrab, bis in die tiefe Nacht hinein, führten uns in die Nähe der Ruinen, wo wir in einem dichten Buſchwalde Halt machten und um ein gewaltiges Feuer gelagert die Nacht verbrachten. Meine Begleiter hielten abwechſelnd Wache, weil die Gegend eben nicht den Ruf allzugroßer Sicherheit beſaß und auch ein Raub der Kameele zu befürchten war. Ich hatte ihnen den Vorſchlag gemacht die Nacht in den Ruinen zu ſchlafen —, doch da kam ich ſchön an, ſie fürchteten Geſpenſter und erzählten mir eine Menge ſchauerlicher Geſchichten, z. B. wie dort in der Mitternachtsſtunde die Delluke und das Tamburin ertöne, ſich bei ihrem Klange die Bilder an den Wänden belebten und zum grauſen Rundreigen verſammelten. Dann töne Lachen und Geſchrei, Rufe und Roſſegeſtampf, daß der Menſch vor lauter Angſt vergehe. Wie zum Beweiſe ihrer Rede zeigten ſie mir einige Irrlichter, die am öſtlichen Horizonte flackerten. Den Widderſphinxen wurde nachgeſagt, daß ſie in der Nacht belebt, die Durrah, die hier in der Nähe während der Regenzeit gepflanzt wird, abweideten und zerſtampften und dergleichen mehr. Ohne Störung verfloß die Nacht und früh Morgens kamen wir an unſerm Ziele an. Die Gegend, in der ſich die Ruinen befinden, heißt Naqa'ah, welches im Arabiſchen etwa Niederung oder Ebene bedeutet. Das Erſte, was die Blicke dort feſſelt, iſt ein ägyptiſcher Tempel mit Pylonenportal, das auch hier ſich an der Oſtſeite befindet [1]); ſeine Länge mißt 23,17 m, die Breite der Front 9,65 m und die ungefähre Höhe der Pylonen 8 m. Das Ganze iſt verhältnißmäßig gut erhalten, was dem vortrefflichen Baumateriale — hartem, rothem Sandſteine — und dem Umſtande zu verdanken iſt,

Dritter Tempel von Naqa'ah.

daß ſich dieſe Gebäude fern vom Nilſtrom, abſeits vom Gewühle der, durch die bald aufeinanderfolgenden Siege des Chriſtenthums und des Islams, jedesmal zu neuem Wüthen gegen die Denkmäler der Heidenzeit aufgeregten Menſchengeſchlechter befinden. Die Pylonenfront ſchmücken zwei rieſige Steinzeichnungen, zur Rechten ſtellen ſie ein Herrſcherweib dar, wie es über dem zu einem Bündel zuſammengefeſſelten Haufen Gefangener [1]) das Schwert erhebt; zur Linken ſehen wir einen König, den Gemahl des Weibes, über beiden ſchwebt der Geier, der die Sonnenſcheibe trägt. Die inneren und äußeren Wände des Tempels bedecken überlebensgroße Darſtellungen von Götter- und Herrſchergruppen, unter denen ein an der äußern Wand der Weſtmauer ſich befindendes Götterbild mit vier Armen und drei Löwenköpfen auffällt; nirgends noch, in keinem andern ägyptiſchen oder äthiopiſchen Tempel ſah ich ein auffallender an die Darſtellungen der indiſchen Mythe erinnerndes Bild!

Dreißig Schritt öſtlich ſteht ein kleiner ebenfalls ziemlich erhaltener Säulentempel, offenbar das jüngſte Monument dieſer Alterthümer, denn ſein Bauſtyl iſt, ausgenommen die geflügelten Sonnenſcheiben als Ornamente über dem Eingange und den zierlichen Rundbogenfenſtern, rein römiſch; Inſchriften ſind an ihm nicht zu bemerken. Die Länge dieſes ſehr eleganten Baues beträgt 7 m, die Breite

[1]) Wie an den Wänden des Rameſeums zu Theben und anderer Tempel daſelbſt zu ſehen. G. S.

[1]) Mit äußerſt ſeltenen Ausnahmen haben alle antiken äthiopiſchen Bauwerke die Thür, überhaupt die Front nach Oſten. Dieſelbe Eigenthümlichkeit bemerkt man auch an der Mehrzahl der nubiſchen Bauernhäuſer und -Hütten; es ſcheint, als ſei dies der bis auf unſere Zeit überlieferte Reſt einer alten Bauregel, die Thür, die in den meiſten Fällen einzige Licht- und Luftöffnung, der aufgehenden Sonne zu zu errichten. (Auch die Eingänge an den nuraghenartigen Mauſoleen der Gräberſtadt Maman im Süden von Kaſſala ſind genau nach Oſten orientirt.) G. S.

5,20 m. Wir nehmen Abschied von diesem Zeugen der römischen Weltherrschaft und kommen 400 Schritt weiter in Ost-Nordost an den aufsteigenden Dromos eines, in drei Abtheilungen gebauten langen ägyptischen Tempels, dessen erster Theil, die Vorhalle, aus niedrigen, innen mit gegypsten Reliefbildern gezierten Mauern besteht und mit dem zweiten durch einen kurzen Dromos von Widdersphinxen verbunden ist. Das eigentliche Sanctuarium bildete die dritte Abtheilung, die prächtiger als die anderen, außerdem noch mit einer offenen Säulenhalle umgeben war. Die Säulenschäfte, die mit Reliefringen geschmückt waren, liegen aber leider, mit Ausnahme eines einzigen, zertrümmert am Boden, die mächtigen Steinplatten der Bedachung sind heruntergestürzt und den ziemlich manirirt gearbeiteten Widdersphinxen die Köpfe durch Menschenhand verstümmelt. Zwei weitere Tempelruinen stehen 250 Schritt im Nordosten, am Fuße eines circa 70 m hohen Hügels. Von einem, dem kleinern, sind nur noch die Grundmauern sichtbar, der größere, ebenfalls arg zerstört, ist außen mit glattem Mörtelüberzuge versehen und hat ausnahmsweise die Thüröffnung nach Süden. Im Innern erblicken wir die herkömmlichen Götterbilder mit einfachen steifen Linien in $^3/_4$ Lebensgröße dargestellt. An der hintern Wand befindet sich eine Nische und vor ihr steht ein Altar oder Statuen-Postament einfacher Arbeit.

Viele Stein- und Schutthügel erheben sich in der Umgegend der Ruinen, wahrscheinlich Gräber, denn unmöglich kann an diesem, den größten Theil des Jahres völlig wasserlosen [1]) Platze eine permanente menschliche Ansiedlung vorhanden gewesen sein. Eine zweifache Auslegung ist für die hiesigen Ruinen möglich: entweder sind es Mausoleen, oder was wahrscheinlicher ist, eine Art Sommeraufenthalt des priesterlichen Königshofes, welcher, wenn reichliche Tropenregen die naheliegende, noch heutzutage zur Regenzeit gut angebaute Ebene befruchteten, hierherzog um durch Opfer von den ewigen Göttern das Gedeihen der Ernte zu erflehen.

Es war später Nachmittag, als ich mit meinen Untersuchungen und Aufnahmen zu Ende kam; gern wäre ich noch geblieben, aber meine Begleiter drängten zur Heimkehr. Schnell wurden Apparat und Meßschnur unter die Machlûfeh (Reitsattel) gepackt und im Galopp ging es nach Nordwesten, zurück zum Nil. Fürwahr, es giebt kein besseres Reitthier hierzulande als das schnellfüßige Dromedar, das in ausdauerndem, immer gleichbleibendem Marschtempo den Reiter wenig ermüdet, so daß Berge, Bäume, Sträucher vorüberfliegen, während weite Entfernungen in erstaunlich kurzer Zeit zurückgelegt werden. Gazellen und Antilopen belebten die Steppe und in der Dämmerung sahen wir einen Trupp Wildesel, die, als wir uns näherten, in eiligem Galopp dahinflohen, daß ihre harten Hufe weittönend über die Steinfelder klapperten. Sie glichen an Gestalt und Farbe ganz der gemeinen aschgrauen Rasse der nubischen Esel, hatten auch auf dem Rücken das jenen eigenthümliche schwarze Kreuz, dessen Seitenäste über die Schulterblätter hinablaufen, nur schienen ihre Beine und Hufe zierlicher, feiner gebaut, auch die Behaarung länger und dichter.

Nachts führten uns weithinleuchtende Feuer an ein Zeltlager der nomadisirenden Hassanieh-Araber, das nördlichste dieses zahlreichen und verbreiteten Stammes, wo wir Durstes halber absteigen mußten. Zuvorkommende Gastfreundschaft dem Reisenden gegenüber scheint eine Haupteigenschaft besonders der arabischen Nomaden zu sein, man brachte uns schnell Erfrischungen, süße und saure Milch, getrocknete Datteln u. s. w. Als wir uns zum Weitermarsch anschickten, eilte der Schech herbei, um uns zu einem Nachtlager unter seinem Zelte einzuladen. Groß war die Betrübniß des Mannes, als ich ihm die Unmöglichkeit unseres Bleibens vorstellte; er hatte nämlich den Hammel des Gastmahls schon geschlachtet. Aber ich hatte Eile und weiter ging es durch die dunkele Nacht, deren Stille nur das Heulen einer einsamen Hyäne unterbrach. Es war schon Mitternacht, als wir, empfangen von dem wüthenden Gebell einiger dreißig Hunde, in Ben Naqâ ankamen. Todtmüde warf ich mich auf das Lager und schlief, bis die Sonne hoch am Himmel stand.

Ich erfuhr von dem Schech el Chalifa, daß in einer mehr nordöstlich, ebenfalls eine Tagereise von Ben Naqâ gelegenen Gegend, welche den Namen „el Abeira“ führt, sich noch weitere Ruinen befinden. Da man sie mir aber kleiner, unbedeutender und weniger gut erhalten als die von Naqa'ah schilderte, auch mein Urlaub seinem Ende nahe war, so unterließ ich sie zu besuchen, miethete Kameele und marschirte am Morgen des 24. Januar in südwestlicher Richtung nach Chartum zurück.

Ohne Zwischenfall setzte ich meine Reise fort und erreichte in der Frühe des 27. Januar die Hauptstadt des Sudan. Hier erregten meine während dieses kleinen Ausfluges gemachten Photographien und Abbildungen der äthiopischen Ruinen nicht geringes Interesse; besonders war es die neuentdeckte Statue, welche, da bisher noch nichts Aehnliches ausgegraben war, allgemein bewundert wurde. Nach einigen Tagen schon erhielt ich von S. Ex. Giegler Pascha, dem Vicegouverneur des Sudan, einen officiellen Befehl, der mich mit der Herbeischaffung der genannten Statue betraute, zugleich auch die nöthigen Befehle für den Bezirksbeamten von Schendi und die Ortsbehörde von Begrauieh, und ich schiffte mich daher am 4. Februar auf einem Regierungsdampfer, der nach Berber ging und die Weisung hatte mich bei seiner Rückkehr von dort aus Begrauieh abzuholen, wieder ein. Am Orte meiner Bestimmung angekommen machte ich mich unverzüglich an die Arbeit und es gelang mir bald, mit Hilfe der mitgebrachten Taue und Hebebäume, die Statue auf eine Art Schlitten, den ich schnell konstruirt hatte, zu heben, worauf sie dann von dreißig kräftigen Männern dem 2000 Schritt entfernten Nilufer zugezogen wurde. Da das Dampfschiff sich einige Tage in Berber aufhielt, benutzte ich die mir gebotene Zeit zu Ausflügen in die Umgegend, zu Besuchen der Ruinenstätten und der Pyramiden, wodurch mir Gelegenheit geboten ward meine bisherigen Studien, Beobachtungen, Aufnahmen zu ergänzen. Mitten in meiner eifrigen Thätigkeit wurde ich durch die Ankunft des Dampfers unterbrochen, der mich mit meinem interessanten Funde aus der Stille des nubischen Dörfchens in drei Tagen wieder in das Gewühl der sudanischen Hauptstadt führte, wo das Steinbild, unter dem Zulaufe einer zahllosen neugierigen Menschenmenge, im Gouvernementsgebäude aufgestellt wurde.

Bei einer Beschreibung der Ruinenstätten Aethiopiens dürfen die Trümmerreste der alten Stadt Soba, die bei dem Dorfe gleichen Namens nahe bei Chartum auf der Ostseite des Bahr el Azrak gelegen sind, nicht übergangen werden; auch dort soll ja die sagenhafte Königin von Saba ihre Residenz gehabt haben. Die noch vorhandenen Schutthügel der alten Metropole des Sudan gleichen an Ausdehnung der jetzigen Hauptstadt Chartum. Doch Alles ist zerstört und kein Stein ist auf dem andern geblieben. Ausgrabungen [1]), die hier angestellt wurden, haben nichts

[1]) Trémaux, der sich in diese Gegend verirrte, gerieth in Gefahr zu verdursten.

[1]) Prof. J. Dümichen 1864.

als einzelne zerbrochene Säulenſchäfte, mit dem griechiſchen Kreuz geſchmückte Kapitäle, verwiſchte und unleſerliche griechiſche Inſchriften und eine verſtümmelte Widderſphinx an den Tag gefördert. Die alten Backſteine ſind theilweiſe beim Bau des heutigen Chartum verwandt und beſteht z. B. die Moſchee und die koptiſche Kirche ausſchließlich aus dieſem Materiale.

Nach einer in der Gegend noch lebenden Tradition ſoll ſich in den alten Zeiten der Anâg, wie die Bewohner Südnubiens voriſlamitiſcher Zeit von den heutigen Einwohnern genannt werden, eine ununterbrochene Kette volkreicher Städte und Dörfer von Begrauieh bis nach Soba und darüber hinaus erſtreckt haben. Hin und wieder findet man noch Reſte davon in Geſtalt von großen ausgemauerten Brunnen, Steinhaufen, Thonſcherben und Backſteintrümmern, oft weit vom Nilufer, an Stellen, die jetzt öde Sandwüſte ſind. So fand ich z. B. Backſteinmauerreſte in der Nähe des Dorfes Om-dermân, das am Weſtufer des „Moqrên", der Vereinigung des Weißen und Blauen Nils liegt; eben ſo ſoll der Gebel Saqadi, ſüdlich von Sennâr und der Gebel Auli, eine Tagereiſe von Chartum am Bahr-el-Abiad, Inſchriften, Bilder und altes Gemäuer enthalten. Es birgt die Wüſte und Steppe Südnubiens wohl noch manchen unbekannten Kulturzeugen einer längſt entſchwundenen Zeit.

Colquhoun's und Wahab's Reiſe durch das ſüdliche China.

Zur Ergänzung unſerer früheren Mittheilungen über dieſe Reiſe („Globus" XLII, S. 190 und 254) entnehmen wir Colquhoun's Vortrage in der R. Geographical Society (13. November 1882) Folgendes: Was den Kanton-Fluß anbetrifft, ſo wäre derſelbe vermittels einiger Verbeſſerungen ſeines Bettes gar wohl auf einer Strecke von 100 Miles oberhalb Kanton für leichte Dampfer von etwa 4 Fuß Tiefgang ſchiffbar zu machen, doch iſt es bis jetzt nicht erlaubt, hier mit Dampfern zu fahren. Auf dem obern Theile des Fluſſes können wegen zahlreicher Engen und gefährlicher Stromſchnellen keine anderen Fahrzeuge zur Anwendung kommen, als flache Kähne von kaum 2 Fuß Tiefgang. Der Fluß zeichnet ſich durch die hervorragende Schönheit ſeiner Ufer aus; eine Reiſe auf ihm würde für den Maler ſowohl, als auch für den Geologen ungemein lohnend ſein. Als beſonders charakteriſtiſche Eigenthümlichkeiten der von ihm durchreiſten Provinzen Kwang-tung und Kwang-ſi bezeichnet Colquhoun erſtens die Unſicherheit auf dem von Räubern heimgeſuchten Fluſſe, dann die ausgeſprochen feindſelige Geſinnung der Einwohner gegen Fremde, endlich das Vorhandenſein einer großen Anzahl ehemals ſchöner, jetzt aber in rettungsloſem Verfall befindlicher Städte. Der Fluß gilt für ſo gefährlich, daß eine Anzahl von Kanonenbooten auf ihm patrouillirt; freilich kann man kaum behaupten, daß die hierdurch gewährte Sicherheit beſonders groß iſt. Der Haß der Bevölkerung gegen die Europäer offenbarte ſich in dem höhniſchen Geſchrei, das allenthalben hinter den Reiſenden herſchallte, in den drohenden Rufen: „Fan-kwi-lo" (fremde Teufel), in den Pöbelzuſammenrottungen, die, wo ſie landeten, regelmäßig ſtattfanden, und ſchließlich ſogar in dem Erſcheinen einer Proklamation, in der ein Preis von 200 Taels für den Kopf eines Jeden von ihnen geboten wurde. Und dies geſchah angeſichts der Thatſache, daß ſie mit einer Eskorte von Kanonenbooten reiſten, welche die Regierung ihnen in zuvorkommender Weiſe beigeordnet hatte. Nur mit Mühe konnten ſie ihre Schiffer zum Weiterfahren bewegen. Um Aufſehen möglichſt zu vermeiden, mußten ſie ſich zu vollſtändig chineſiſcher Tracht, ja ſelbſt zu dem langen Zopfe bequemen und ſich ausſchließlich auf ihrem Boote halten. Einen Beweis für die unfreundliche Geſinnung der Bewohner dieſer Provinzen giebt auch der Umſtand, daß bis jetzt noch kein Miſſionär, weder ein römiſch-katholiſcher, noch auch ein engliſch-proteſtantiſcher, gewagt hat, ſich hier niederzulaſſen, während dieſelben doch in allen nördlicheren Provinzen anzutreffen ſind. Die verfallenen Städte mit den Ruinen der einſt prächtigen Jamens oder Beamtenreſidenzen, der großen Höfe, Tempel und anderen öffentlichen Gebäude legen ein unbeſtreitbares Zeugniß ab von der hohen Wichtigkeit, welche dieſe Route früher gehabt haben muß. Woher kam ihr dieſe Bedeutung? Von den Provinzen, durch die ſie führte, ſicherlich nicht; denn Kwang-ſi wenigſtens iſt ein armes, unfruchtbares Gebirgsland. Wohl aber von dem großartigen Tranſithandel aus Jünnan, der hier entlang ging, bis er durch die letzten Mohammedaner-Aufſtände nach Norden zum Jang-tſe gedrängt wurde; daß Jünnan im Stande geweſen iſt, ein ſo ausgedehntes Syſtem des Flußverkehrs zu unterhalten, beweiſt, wie reich dieſe Provinz geweſen ſein muß.

In Pe-ſe oder Pak-ſchik, wo der Kanton-Fluß aufhört ſchiffbar zu ſein, begann die Landreiſe. Am 18. März erſtiegen die Reiſenden mit 10 Maulthieren und 18 Trägern die bergige Hochebene von Jünnan und kamen ſomit in ein neues Land voll neuen, fremdartigen Lebens. Es war nach den Angaben der Maulthiertreiber ein Marſch von 40 Stationen; doch wurde er mit nur wenigen Raſttagen zurückgelegt, und wenn auch ziemlich anſtrengend, ſo war er doch ungemein intereſſant. Jünnan iſt ein ausgedehntes gebirgiges Hochland, deſſen Hauptketten ſich in der Richtung von Norden nach Süden hinziehen. Zwiſchen dieſen Gebirgszügen, die im nördlichen Theile des Landes 12 000 bis 17 000 Fuß, im ſüdlichen aber nur 7000 bis 8000 Fuß Höhe erreichen, ziehen ſich zahlreiche tiefe Längsthäler hin, in denen mehrere der bedeutendſten Ströme Indo-Chinas fließen, unter ihnen der Mekong oder Kambodſcha, Salwen und Schueli. Auch Seen von beträchtlicher Größe und zahlreiche fruchtbare Ebenen und weite Thäler ſind vorhanden. Wichtig iſt, was Colquhoun auf dieſer Tour durch Jünnan konſtatirte: daß nämlich im Süden der Provinz der Boden viel fruchtbarer und die Bevölkerung bedeutend wohlhabender iſt, als im nördlichen Theile. Die einzigen Berichte über Jünnan, die man bisher beſaß, waren mit Ausnahme der Reiſeſchilderung Francis Garnier's immer nur Berichte über Reiſen durch das arme und unfruchtbare nördliche Gebiet. Der ganze Norden der Provinz iſt ein wildes, zerriſſenes, durch dichten Nebel und häufigen Regen faſt unbewohnbares Land, ein Gewirr von Bergen, zwiſchen denen nur ſelten ein anſehnliches Thal ſichtbar iſt. Die ſpärliche arme Bevölkerung dieſes Diſtrikts lebt hauptſächlich von Mais, da das gebirgige Terrain den

Anbau von Reis unmöglich macht. In kleinen Quantitäten werden daneben noch einige andere Getreidearten kultivirt; hin und wieder findet man ſogar auch Tabak und Thee, beides freilich von elendeſter Beſchaffenheit. Von Handel oder Induſtrie iſt in dem ganzen Gebiete nicht die Rede.

Grundverſchieden hiervon iſt der Süden und Südweſten des Landes. Die Gebirge, die im nordweſtlichen Theile ſich bis über die Schneegrenze erheben, werden nach Süden hin bedeutend niedriger, um allmählich wellenförmigen Hügelländern und Ebenen Platz zu machen, die nach dem Golfe von Siam hin immer ausgedehnter werden. Dem ungeübten Auge erſcheint das Land zuerſt wie ein chaotiſches Durcheinander von Bergen; bei längerer Beobachtung erkennt man aber, daß die Hauptketten von Norden nach Süden laufen. Wenn man das Land von Oſten nach Weſten durchmißt (und dies iſt ein Punkt, den man bei einer Erörterung über etwa anzulegende Handelsſtraßen nicht aus den Augen verlieren darf), ſo hat man mehrere Ketten zu überſchreiten; zwiſchen ihnen aber breiten ſich weite Ebenen aus und ziehen ſich Längsthäler hin, an die ſich wieder kleinere Plateaux und Seitenthäler anſchließen. Auch das Klima des Süddiſtrikts iſt von dem des Nordens ſehr verſchieden. Die Regenzeit dauert drei bis vier Monate, von Ende Mai bis gegen Mitte September; der Monſun aber iſt nicht ſtark. Während der trockenen Jahreszeit herrſcht ein beſtändiger kühler Wind, der nur in den tiefſten Thälern nicht zu merken iſt. Die Temperatur iſt deshalb angenehm und geſund. Die Ebenen ſind reich und faſt durchweg dicht bevölkert, die Dörfer und Städte ungemein zahlreich. Die Bevölkerung unterſcheidet ſich weſentlich von den Bewohnern des nördlichen Landestheiles. Mit Ausnahme der Städteeinwohner ſetzt ſich die Maſſe des Volkes aus verſchiedenen Aboriginer-Stämmen, den Lolo, Pai, Miao und anderen zuſammen, die in Charakter und Phyſiognomie durchaus eigenartig und von den Chineſen verſchieden ſind. Uebrigens erſcheint ſelbſt unter den Bewohnern der Städte der chineſiſche Typus ſchon vielfach durch Vermiſchung mit dieſem Elemente modificirt. Im Verkehr mit dieſem eingeborenen Volke fanden die Reiſenden als charakteriſtiſche Eigenſchaften überall große Gutmüthigkeit, Gaſtfreiheit und ein offenherzig freimüthiges Weſen. Faſt durchweg ärmer als die Chineſen, beſchäftigen ſich ſowohl Männer als Frauen vorwiegend mit Ackerbau und Viehzucht. Die bei den Chineſinnen übliche Verſtümmelung der Füße findet unter ihnen nicht ſtatt.

Trotz der Wohlhabenheit des Landes beſteht auch hier kein irgendwie bedeutender Handelsverkehr. Iſt dies zum Theil auch dem letzten Mohammedaner-Aufſtande und der in ihrem Gefolge auftretenden Peſt zuzuſchreiben, ſo liegt die Haupturſache doch in dem gänzlichen Mangel an Verkehrsſtraßen. Es fehlt nicht nur jeder Weg für den Handel nach und von außen, auch ein Verkehr zwiſchen den einzelnen Städten des Landes ſelber iſt durch den Mangel an brauchbaren Straßen, der den durch Laſtthiere zu bewerkſtelligenden Waarentransport viel zu koſtbar macht, ſo gut wie unmöglich. Die Hauptprodukte der Ebenen ſind Reis, Mais, Erbſen, Bohnen, Opium, Tabak und Zucker; daneben werden auch faſt alle europäiſchen Obſtarten, Aepfel, Birnen, Pflaumen, Pfirſiche und Kaſtanien, kultivirt; an den Abhängen der Berge wachſen Roſen, Rhododendren und verſchiedene Arten von Kamellien. Ein ganzes Drittel des kultivirten Landes wird zum Anbau von Mohn benutzt, der zum Theil im Lande ſelber verbleibt und von den in den Thälern lebenden Chineſen konſumirt, zum größern Theile aber in die benachbarten Provinzen ausgeführt wird. Die eingeborenen Stämme bauen den Mohn nur zum Verkauf, nicht zum eigenen Gebrauch. Manchmal wird hier zweimal im Jahre Opium geerntet; gewöhnlich aber begnügt man ſich mit einer Ernte des koſtbaren Produktes und beſtellt nach derſelben die Mohnfelder im Mai noch mit Erbſen. Das Opium von Jünnan ſoll von ganz vorzüglicher Qualität und auf den Märkten der anderen Provinzen ſtets ſehr geſucht ſein.

Hinſichtlich des ſchwer zu beſtimmenden Punktes der Einwohnerzahl von Jünnan glaubt Colquhoun kaum irre zu gehen, wenn er die augenblickliche Bevölkerung der Provinz auf 4 000 000 Seelen ſchätzt: eine geringe Zahl im Vergleich zu den 15 Millionen Einwohnern, welche die Provinz zählte, ehe ſie durch die Bürgerkriege und die Peſt verheert und herabgebracht wurde. Jetzt, wo die Ordnung gänzlich wiederhergeſtellt iſt, ſoll die Provinz ſich jedoch ſchon von Neuem heben. Die Haupteinfuhr, d. h. augenblicklich faſt die einzige Einfuhr, beſteht in Baumwolle aus den Schan-Staaten. Sie wird auf Laſtthieren über Sumao oder Bhamo nach Jünnan gebracht. Auf denſelben Routen, mehr aber noch über Kanton, kommen auch einige engliſche Stückgüter, Salz und allerhand europäiſche Kurzwaaren, diverſe Nadeln, kleine Spiegel, ſowie engliſche und ſchwediſche Streichhölzer in das Land. Die hauptſächlichen Exportartikel ſind Opium, Auripigment, Eiſen, Kupfer, das meiſt ſchon zu Tiegeln und Pfannen verarbeitet iſt, Kaſtanien u. ſ. w. Ueber den Reichthum des Landes an mineraliſchen Schätzen aller Art kann kein Zweifel beſtehen. Auf ihrer Tour durch den ſüdlichen und weſtlichen Theil der Provinz begegneten die Reiſenden vielen Karawanen, die Kohlen, Eiſen, Kupfer in Barren und Klumpen, daneben auch Silber in kleinen Quantitäten transportirten. In Tali ſahen ſie, wie bedeutende Mengen Goldes für den Markt von Birma vorbereitet, d. h. zu Blattgold ausgewalzt wurden. Ungeachtet dieſes Reichthums befördert oder begünſtigt die Regierung doch den Bergbau in keiner Weiſe; ohne die ſpecielle Erlaubniß der Behörden darf keine Grube eröffnet werden. Die Erklärung hierfür iſt einfach: der chineſiſche Mandarin hat kein Intereſſe und keine Sympathien für den Bergbau, weil er die unruhigen Elemente der Bevölkerung, die ſich mit Vorliebe nach den Bergwerken ziehen, kennt und fürchtet. Im Süden und Weſten der Provinz kamen die Reiſenden an Gold-, Kupfer-, Eiſen-, Silber- und Bleierz-Gruben vorbei, und an verſchiedenen anderen Stellen des Landes werden noch Kohlen, Kupfer, Blei, Zink, Zinn, Eiſen und Silber gefördert. Viele von den Gruben ſind geſchloſſen, doch ſind die Angaben, die Garnier in ſeinem großen Werke über dieſelben macht, durchaus zuverläſſig. Nichts erregt den Verdacht des Volkes und der Behörden ſo ſehr, wie der Wunſch, dieſe Gruben beſuchen und in Augenſchein nehmen zu dürfen; und da man durch einen oberflächlichen, kurzen Beſuch doch keinen werthvollen und wirklich zuverläſſigen Einblick gewinnen könnte, hielten die Reiſenden es für das Klügſte, ihr Intereſſe für dieſen Gegenſtand gänzlich zu verleugnen.

Kürzere Mittheilungen.

Culion und Cuyo im Archipel der Philippinen.

In einem „Impresiones de Viaje" betitelten Artikel des „Diario de Manila" beschreibt ein Anonymus seine Reise von Manila nach Puerto Princesa im Süden der Insel Palawan. Da über die beiden Pueblos Culion und Cuyo (auf den gleichnamigen Inseln nördlich resp. östlich von Palawan gelegen) sehr wenig bekannt ist, so mögen einige Stellen aus jenem Berichte an dieser Stelle Platz finden.

Culion liegt malerisch auf einem Hügel, dessen Fuß vom Meere bespült wird. Die Hütten selbst sind sehr einfach, nur zwei oder drei Gebäude weisen auf solidere Bauart hin, am stattlichsten nimmt sich hierunter die Kirche innerhalb der „Cotta" aus. Unter „Cotta" versteht man im südlichen Theile des Philippinen-Archipels ein Fort, dessen Bollwerk aus Palissaden und Erdwällen, mitunter auch aus Korallenblöcken besteht. Die Piratenchefs von Mindanao und Sulu haben in ihren Gebieten vielfach solche Cottas errichtet, die Spanier ahmten es ihnen in dem Visayes- und Calamianes-Archipel nach. Die Piraten haben nämlich durch zwei Jahrhunderte hindurch die Küstenstrecken dieser beiden erwähnten Inselgruppen mit ihren Raubzügen heimgesucht, die Bewohner der Gestadelandschaften haben deshalb ihre Dörfer durch Anlage solcher Festen einigermaßen zu schützen gesucht. Beim Herannahen der Piraten zogen sich die Leute in die Cotta zurück, den Ort selbst den Verheerungen und der Plünderung der Räuber preisgebend. Eine solche Cotta besitzt auch Culion; innerhalb dieser Feste liegt die erwähnte Kirche, welche dem regulirten Augustiner-Orden angehört. Seit der Eroberung Sulus, und der Besitznahme von Süd-Palawan und der Insel Balábac durch die Spanier haben die Piraten sich nicht mehr in den Gewässern der Calamianen gezeigt. Culion exportirt eßbare Schwalbennester, Wachs und Trepang, in geringen Quantitäten auch Perlmutter und Schildpatt. Dem Reisenden fiel die dürftige Vegetation von Culion sowie überhaupt in der ganzen Calamianes-Gruppe mit Ausnahme Busuangas auf. Die Berge bieten in ihrer Nacktheit einen traurigen Anblick dar; nur hier und da sieht man Wälder. Die Unfruchtbarkeit des Bodens zwingt die Bewohner hauptsächlich „Corol" (eine Batatas-Specie?) zu bauen, da der Reis- und Maisbau sich nicht lohnt.

Die Stadt Cuyo auf der gleichnamigen Insel ist gegenwärtig die Hauptstadt der Provinz Calamianes; sie bietet einen ungemein freundlichen Anblick dar. Die breiten Straßen und Gassen sind zu beiden Seiten von Bäumen eingerahmt und in gutem Zustande erhalten. Unter den Gebäuden ragen hervor: die Gouverneurs-Residenz (Casa Real), die Kirche und das Pfarrhaus, die Gendarmerie-Kaserne, das Rathhaus (Tribunal) und die Schule. Seit dem Niedergange der Piraterie und seitdem Cuyo Station einer Dampfschifffahrtslinie geworden ist, ist die ganze Cuyo-Gruppe in sichtlichem Aufschwunge begriffen. Besonders die Viehzucht florirt, Balábac und Puerto Princesa sind die Häfen, nach welchen Rindvieh hauptsächlich exportirt wird. Ein höherer Offizier, der auf Cuyo seine Pension verzehrt, Namens Martinez, hat ein Landgut (ich kann hier nicht sagen „angekauft", sondern:) eingerichtet, auf welchem er Zuckerrohr und Cacao kultivirt. Sein Beispiel hat bei den Eingeborenen noch wenig Nachahmung gefunden, doch darf man zur Entschuldigung dieser Indolenz den Umstand anführen, daß bis zu den 70er Jahren unseres Säculums die unglücklichen Insulaner jedes zweite oder dritte Jahr ihre Ernte von den Piraten niedergebrannt sahen. Der Gouverneur der Provinz, Ceruti, ist auf alle Weise bemüht, den Wohlstand der ihm unterstehenden Landschaft zu heben, insbesondere hat er sich durch Eröffnung neuer, gut gehaltener Fahrstraßen, welche das Binnenland zugänglich machen sollen, große Verdienste erworben.

F. Blumentritt.

Die Palmenkultur in Figig.

Der Grund, weshalb in den Oasen der Sahara meist innere Kriege herrschen, ist die Seltenheit der Quellen und der Streit um deren Wasser, welches dort einen ungeahnten Werth hat. Bei den Zenaga, den mächtigsten Bewohnern der ostmarokkanischen Oase Figig, wird z. B. die Charruba Wassers, d. h. das dauernde Recht zweimal monatlich während einer Stunde über ein Drittel der Quelle zu verfügen, für durchschnittlich 600 Franken verkauft. So berichtet Hauptmann de Castries im Bulletin der Pariser Geographischen Gesellschaft (1882, S. 405). Die Besitzer einer vollständigen Charruba sammeln meist ihr Wasser in Bassins auf; um nun das Maß einer Charruba zu bestimmen, läßt man auf dem Bassin ein Gefäß, welches 1½ Liter faßt, und dessen Boden durch ein ganz kleines Loch durchbohrt ist, schwimmen. Wenn sich das Gefäß gefüllt hat, so rechnet der Seraïfi oder Wasseraufseher das für eine Charruba und sperrt den Zufluß ab. — Figig besteht aus einem mehr als 7 km langen Palmenwalde, an dessen Rande acht Dörfer (Ksar) liegen, deren mächtigstes das der Zenaga im Süden ist; denn es zählt 1600 Flinten, d. h. mehr als alle anderen zusammengenommen, und besitzt über ein Viertel von Figig, sowie fast alle Palmen der umliegenden kleineren Oasen, deren Früchte weit besser sind, als die in Figig selbst. Da die Zenaga gar nicht im Stande sind, ihre ausgedehnten Palmengärten zu besorgen, so lassen sie immer die Hälfte unfruchtbar liegen, d. h. sie befruchten in dem einen Jahre nur die Bäume in Figig und schneiden in den außenliegenden Oasen die hervorsprießenden Blüthenkolben ab, im folgenden Jahre machen sie es umgekehrt. Trotz diesem Ueberflusse herrschte zwischen ihnen und dem nur 2 km entfernten Dorfe el Udaghir ein steter Kampf um das Wasser, dem im Jahre 1877 eine Uebereinkunft nur auf kurze Zeit ein Ende machte. Denn bald versuchten die Zenaga, eine Quelle, Aïn Zaddert, durch Anlegen eines unterirdischen Schachtes ganz für sich zu gewinnen. Doch wurde ihr Vorhaben von den Udaghir vereitelt, welche, um eine Wiederholung des Versuches unmöglich zu machen, die Quelle mittels eines stromabwärts gerichteten Grabens isolirten. Aber die Zenaga verloren den Muth nicht, als sie ihre Palmen vertrocknen sahen; sie nahmen die Arbeit an ihrer ersten Mine wieder auf und führten sie unter dem Graben der Gegner hindurch bis in die Nähe der Quelle. Plötzlich erdröhnte eines schönen Morgens die ganze Oase von einer schrecklichen Explosion; alles, was sich in der Nähe befand, kam um und das Wasser der Quelle Zaddert ergoß sich in die rauchende Mine der Zenaga. Als sich die Udaghir von ihrem Schrecken erholten, griffen sie zu den Waffen, aber die Zenaga blieben Sieger und damit Herren von Aïn Zaddert. Sie errichteten dort ein Bordsch (Fort) und besetzten es dauernd mit 40 Mann Fußvolk, die mit Flinten und Bombarden bewaffnet sind. Die Udaghir aber bringen alljährlich in Fez ihre Klagen gegen die Zenaga vor, ohne vom marokkanischen Sultan etwas anderes als leere Versprechungen erhalten zu können.

Cinchonenpflanzungen, Metallproduktion und Ausfuhr von Bolivia.

C. N. Ueber die Bedeutung und Unentbehrlichkeit der Chinarinde ist gewiß nichts Neues mehr zu sagen, ebensowenig über deren allmähliche Ausrottung in den südamerikanischen Wäldern. Kein Reisender hat noch die mit Cinchonen (Fieberrindenbäume) bestandenen Abhänge der Cordilleren besucht, ohne gegen die unverzeihliche Kurzsichtigkeit der Regierungen zu donnern, welche diesem Raubsystem keinen Damm entgegen zu setzen wissen. Sehr mit Unrecht! Denn wie kann man von Staaten verlangen, in Urwäldern, auf hunderte von Meilen, eine Aufsicht auszuüben oder den Gesetzen Nachachtung zu verschaffen, wenn ihnen dies kaum in den unmittelbar in ihrem Gesichtskreis liegenden Gebieten möglich ist? Die Reviere, in welchen die Cinchonen auftreten, sind Nationaleigenthum, oder richtiger gesagt, sie gehören Niemandem. Der natürliche Verlauf der Dinge war daher, daß die Unternehmer nur darauf bedacht waren und es noch sind, im Aufsuchen und Abschlachten der Baumgruppen ihren Konkurrenten zuvor zu kommen, unbekümmert darum, ob den späteren Generationen Schaden dadurch zugefügt werde oder nicht.

Sie behaupten zwar, daß an den Baumstümpfen neue Schößlinge treiben; wo aber, wie dies geschieht, die Rinde bis zum Boden hinab abgelöst wird, um ja nichts von der theueren Waare zu verlieren, ist an ein Wiederausschlagen überhaupt nicht mehr zu denken. Der beste Beweis hierfür ist, daß Gegenden, die vor dreißig, vierzig Jahren ausgeholzt wurden, seither kein Loth Rinde mehr an den Markt brachten.

Columbien führt das größte Quantum, Bolivien die feinsten Sorten aus. In beiden Ländern, besonders aber in Bolivien, haben die Unternehmer schon sehr weit ins Innere vorzudringen, ganz allem Verkehr entrückte Gegenden abzusuchen, ehe sie wieder auf taugliche Repräsentanten der Gattung stoßen; denn wenn auch in den von den östlichen Cordilleren auslaufenden Niederungen die Cinchonen ziemlich häufig vorkommen, so weiß doch Jedermann, daß ihre Rinde in der Regel gehalt- und werthlos ist. Nur auf einer gewissen Höhe über dem Meere erwirbt die Rinde der echten Arten ihren vollen Salzgehalt.

Holland und England haben in ihren Kolonien Cinchonenpflanzungen angelegt, die zum Theil von gutem Erfolge begleitet sind. In Südamerika konnte auf Staatshilfe nicht gerechnet werden, da für gemeinnützige Zwecke in den öffentlichen Kassen selten Geld zu finden ist. Dafür hat sich, als dann endlich begriffen wurde, daß man auch säen kann, um erst nach einem Jahrzehnt zu ernten, ebenfalls im naturgemäßen Verlauf der Dinge, die private Industrie selbst aufgerafft, um einen Schaden zu heilen, dessen Beseitigung gleichzeitig ungeheure ökonomische Vortheile nach sich ziehen wird. Diesem Anlauf verdanken die bolivianischen Cinchonenpflanzungen ihren Ursprung, die seit etwa 6 bis 8 Jahren in den dem Gedeihen der edlen Calisaya zuträglichsten Distrikten ins Leben gerufen wurden. Und wieder sind es Deutsche, welche die erste Hand ans Werk legten. Nach einer der Regierung unterbreiteten Aufstellung sind angepflanzt worden:

in Yungas	200 000	Bäume
„ Songo	70 000	„
„ Mapiri	3 500 000	„
im Guanay	32 000	„
in Camata	30 000	„
„ Caupolican	10 000	„
Zusammen	3 812 000	Bäume

Auch der Distrikt von Challana blieb nicht zurück, so daß in runder Summe von 4 Millionen Pflanzen gelprochen werden kann, welchen ein Werth von 20 Millionen Thalern beigelegt wird.

Es mag allerdings sich manch' falsches Zeug darunter befinden; immerhin ist ein großer Schritt gethan, der nicht nur mit der Zeit auf den exorbitanten Preis der Chinapräparate eine wohlthätige Rückwirkung ausüben, sondern auch die Landessöhne in der Ueberzeugung bestärken wird, daß ihnen aus der Anlage von Cinchonenpflanzungen ein viel höherer Gewinn erwächst, als aus Minenspekulationen.

Letztere sind augenblicklich, was Silber anbelangt, so blühend, wie seit vielen Jahren nicht. Die Silberproduktion belief sich im Jahre 1881:

im Distrikte von Oruro, Potosi, Chayanta,		
Sur y Nord Chichas	auf 71 101	kg
in Huanchaca	„ 71 581	„
„ Guadalupe	„ 17 252	„
Zusammen	auf 159 937	kg

Die bedeutendsten Minenkomplexe sind: Colquechaca, Huanchaca und Guadalupe. Im Jahre 1881 wird die Ausbeute die vorjährige noch übertreffen, da die Minen von la Gallosa, Real Socabon in Potosi, Antequera und Carangas mit verstärkten Mitteln in Angriff genommen werden. Die ganze Ausfuhr setzte sich aus folgenden Produkten zusammen:

Gold	160	kg	180 000 Thaler
Silber	159 937	„	6 897 130 „
Kupfer von Corocoro	3 225 600	„	420 000 „
Zinn von Oruro	—		458 000 „
Silberhaltiges Blei	—		6 968 „
Bismuth	—		71 819 „
Chinarinde	460 800	„	800 000 „
Kautschuk	69 120	„	48 000 „
Häute, Wolle u. s. w.			500 000 „
Zusammen			9 381 917 Thaler

Dabei ist, was Gold und Silber anbelangt, die Schätzung eher zu niedrig als zu hoch gegriffen. Einerseits wird in den Minen, in welchen Rosicla (Rothgüldenerz) vorkommt, von den Arbeitern und Angestellten riesig gestohlen, andererseits wird an der argentinischen Grenze, behufs Umgehung der fiskalischen Abgaben, ungemein viel geschmuggelt.

Mit dem Kautschuk, der jedenfalls schwieriger nachzuziehen sein wird als die Cinchonen, wird schonungslos gewirthschaftet. Eduard R. Heath, der 1881 die bolivianischen Kautschukdistrikte bereiste, sagt Folgendes darüber: „Zuerst tritt der Kautschuk am Madidi auf, und folgt dann den beiden Ufern des Beni bis zum Madeira. Eine annähernde Schätzung ergiebt 500 bis 1000 Bäume per Quadratstunde, an einigen Plätzen zählt man bis zu 3000 Exemplaren." Achtzehn Niederlassungen beschäftigen sich am Beni mit Kautschuksammeln.

In den Ausfuhrlisten ist dem Bismuth jetzt auch ein Platz angewiesen worden, was um so richtiger ist, als nach der Aussage des bekannten Mineralogen Ignacio Domeyko Bolivien das an Bismuth reichste Land ist. Die Erze finden sich in Tazna, Chorolque, Oruro, Huayna, Potosi und Sorata. Die bedeutendsten Lagerstätten sind Tazna und Chorolque, wo er häufig auch gediegen auftritt. Gewöhnlich ist er aber an Zinnstein gebunden, hier und da in Begleitung von Gold und Silber. Die Zinn-, vornehmlich aber die Kupferausbeute hat seit dem Kriege bedeutend nachgelassen.

Kann die zu den Waffen gepreßte Mannschaft wieder zu ihren früheren Beschäftigungen zurückkehren, so wird nicht nur in diesen Zweigen, sondern auch in allen anderen Unternehmungen ein Aufschwung zu verzeichnen sein.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber seine Erforschung des Svartisen, jenes norwegischen Gletschers unter dem Polarkreise, berichtete Charles Rabot (s. „Globus" XLII, S. 159) am 17. November 1882 der Pariser Geographischen Gesellschaft. Danach ist Svartisen keineswegs, wie man bisher geglaubt hat, der größte Gletscher Europas, sondern vielmehr ein ziemlich kleiner (?); auch besteht er nicht aus einer Eismasse, wie ihn alle Karten darstellen, sondern wird durch zwei große bisher nirgends verzeichnete Längsthäler in mehrere Massive getheilt. Rabot will mit Hilfe seiner Kompaswinkel, Photographien und Höhenmessungen eine Skizze der prächtigen Gegend herstellen. Hoffentlich giebt dieselbe den Anstoß zu weiteren Forschungen seitens der Norweger.

— Der geographische Lehrer an der Freiberger Bergakademie Dr. Bernhard Schwarz hat seinem Buche über Algerien (s. „Globus" Bd. 40, S. 272) zwei weitere Reisebeschreibungen folgen lassen „Frühlingsfahrten durch die Heilstätten der Riviera, die Insel Korsika, sowie das südliche, westliche und centrale Frankreich" (Leipzig, P. Frohberg 1883), unterhaltende touristische Schilderungen, welche durch die frische, überall zum Ausdrucke kommende Wanderlust des Verfassers anziehen, und „Montenegro" (ebenda), welches einen etwas lang ausgesponnenen touristischen und einen wissenschaftlichen Abschnitt enthält, in welchem letztern manches Neue enthalten ist, manche frühere Irrthümer berichtigt werden. Die Literatur über Montenegro ist ja ziemlich dürftig, und das russisch geschriebene Buch des Obersten Kaulbars, welcher bei Gelegenheit der Landesaufnahme Montenegro gründlich kennen lernte, scheint in Westeuropa nicht bekannt geworden zu sein. Darum ist von Interesse, was Dr. Schwarz über den Nordosten des Landes uns erzählt, über welchen nur wenig bekannt ist; ebenso die zusammenfassenden Kapitel über horizontale und vertikale Gliederung des Bodens mit Höhentabelle, über Klima, Flora, Fauna, Bevölkerung ꝛc. Mit der gewählten Transkription slavischer Namen können wir uns um so weniger einverstanden erklären, als sie die feineren Nüancen der Zischlaute nicht berücksichtigt und mit derjenigen der Karte nicht immer übereinstimmt; letztere ist übrigens mit Benutzung von Korrekturbogen der neuen russischen Aufnahme gezeichnet. Ein besonderes Verdienst erwarb sich Dr. Schwarz durch seine photographischen Aufnahmen, nach welchen eine Anzahl dem Buche beigegebener Landschaftsbilder in Holz gestochen wurden. Um auf Einzelnes aufmerksam zu machen, so sei erwähnt, daß Schwarz das Vorhandensein einer Petroleumquelle in Montenegro konstatirte (S. 111), daß Oesterreich die Wiederbewaldung der dalmatinischen Inseln und des Velebitj in Angriff genommen hat (S. 8), daß Montenegro bereits ein ziemlich ausgedehntes Telegraphennetz besitzt. Neu war uns die Vorliebe der Montenegriner für die Blumen (S. 137), ihre kolossale Fähigkeit im Marschiren (S. 439), ihre Verachtung der Schmiede (S. 173 und 332). Ueber erstere sagt Schwarz, nebenbei ein ausgesprochener Freund und Vertheidiger dieses Volkes, daß die außergewöhnliche Entwickelung der Waden dem Fremden sofort in die Augen fällt, und daß unter allen seinen körperlichen Leistungen die wahrhaft erstaunliche Marschfähigkeit obenansteht. „Trotz der großen Unebenheiten des Terrains und der miserabeln Beschaffenheit der Wege legt er große Entfernungen in einem wahren Schnellschritt und mit fabelhafter Ausdauer zurück. Zwanzig und mehr Stunden fast ununterbrochener Wanderung gehören hier durchaus nicht zu den Seltenheiten. Distanzen, die andere Sterbliche mühsam genug in 3 bis 4 Tagen bewältigen, wie die zwischen Kolaschin und Cetinje, sind schon von manchen dieser gebornen Schnellläufer in einem einzigen Tage durchmessen worden. In dieser Beziehung dürfte der Crnagorse in Europa einzigartig dastehen. Und dabei erweckt dieses forcirte Wandern nicht einmal den Eindruck des Mühsamen. Höchst gemächlich reihen diese Bergbewohner, gleichviel, ob bergauf oder bergab, einen Schritt an den andern oder springen mit der Leichtigkeit der Gemse von Stein zu Stein." Ueber die Verachtung des in Montenegro stets von Zigeunern betriebenen Schmiedehandwerkes führt Schwarz einige ergötzliche Beispiele an. So fand ein österreichischer Büchsenmacher, der auf Ersuchen des Fürsten nach Rieka kommandirt war, es überaus schwierig, geeignete Leute im Repariren der Gewehre zu unterweisen, eben wegen jener Abneigung gegen das Schmieden. Ein andermal hatte Dr. Schwarz in Dulcigno von der Großartigkeit des Krupp'schen Etablissements in Essen und von den Reichthümern seines Besitzers erzählt, worauf der montenegrinische Befehlshaber seinen Adjutanten im Scherze fragte, ob er wohl die Tochter dieses Mannes zur Frau nehmen würde. Die treuherzige Antwort des Adjutanten aber, welcher den Kanonenkönig gleichfalls für einen Schmied und Zigeuner hielt, lautete: „Herr, nicht für eine Million, wenn ich auch nur ein armer Mann bin!"

Asien.

— Dem erzählenden Werke „Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega" läßt jetzt Nordenskiöld in F. A. Brockhaus'schem Verlage „Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Vega-Expedition. Von Mitgliedern der Expedition und anderen Forschern bearbeitet", folgen, welche zwei Bände umfassen werden. Aus den Einzeldarstellungen des ersten, 12 Lieferungen umfassenden Bandes, der als ein integrirender Bestandtheil des Nordenskiöld'schen Reisewerkes, als ein wissenschaftliches Supplement zu demselben anzusehen ist, heben wir, abgesehen von acht botanischen Abhandlungen von Kjellman, Almquist und Lundström, hervor: Nordenskiöld über die Möglichkeit eines Schifffahrtbetriebes im Sibirischen Eismeer; Almquist über den Farbensinn der Tschuktschen; Nordquist, Tschuktschisches Wortverzeichniß; Nordenskiöld über das Nordlicht; Lindhagen über geographische Ortsbestimmungen; Hildebrandsson, Meteorologische Beobachtungen. — Zugleich giebt dieselbe Verlagshandlung eine auszugsweise Bearbeitung des erzählenden Werkes in einem Bande zu mäßigem Preise heraus, welche mit zahlreichen Illustrationen des Originalwerkes geschmückt ist.

— Der Zeitung „Sibir" wird Folgendes aus Jakutsk geschrieben: Man beabsichtigt eine meteorologische Station an der Mündung des Tumanskoer Armes der Lena zu erbauen, falls die Wassertiefe für die Fahrzeuge ausreicht. Zur Postverbindung zwischen der Station und Jakutsk können im Sommer zwei Wege dienen: der eine auf der Lena, der andere über Bulun (an der Lena) und Werchojansk (an der Jana). Allein der Sommerweg von Bulun bis Werchojansk durchschneidet die Tundra; da diese aber sich von Ende Mai bis zur Mitte des Oktober oft hunderte Werst weit mit Wasser bedeckt, so ist sie zeitweilig unpassirbar; deshalb wird es möglich sein die Post mit den Fischern, welche nach Bulun ziehen, zur Station zu befördern. Gleichzeitig ist dann auch von der Station Nachricht zu erwarten: das eine Mal durch die Kaufleute, welche nach dem Aufgehen der Lena aus

Bulun nach Jakutsk reisen, woselbst sie Anfang Juli eintreffen, und das andere Mal durch die etwa Mitte September nach Jakutsk heimkehrenden Fischer. Während des Winters wird die Post von Jakutsk nach Bulun und zurück ein Mal im Monat, statt sonst nur alle vier Monat ein Mal, befördert werden, was keine besondere Ausgabe erfordert. Dagegen kostet die Postverbindung zwischen Bulun und der Station — ein schwieriger Weg mitten durch Einöden — etwa 200 Rubel, nämlich 14 bis 16 Winterposten 126 bis 144 Rubel, 3 Sommerposten 54 Rubel.

— Ueber die Fortschritte der British North Borneo Company wurde den Aktionären derselben am 3. Oktober in London Folgendes mitgetheilt. Es wurde die Regierungsform für das Land festgestellt und ein Gouverneur eingesetzt, eine Flagge gewählt und dieselbe von der Admiralität anerkannt, eine große Quantität von Scheidemünzen geprägt, ein Reglement für Landerwerb aufgestellt und eine direkte Verbindung von Nord-Borneo mit Singapur, China und Australien eingerichtet. Binnen Kurzem erwartet man auch die Bewilligung der englischen Regierung, Gerichtshöfe zu errichten und Recht zu sprechen. Die Gesellschaft beabsichtigt zwar nicht, für eigene Rechnung Pflanzungen zu betreiben, hat aber bereits mehrere Versuchsgärten angelegt und Pflanzer aus Ceylon herangezogen, welche ihr Gutachten über die einträglichsten Kulturen abgeben. Ein starker Handel mit China in Vogelnestern steht in Aussicht. An Mineralien wurden durch Fachleute reiche Kohlenlager, Kupfer, Antimon und wenig Gold konstatirt. Für die auf der Niederlassung gewonnenen Bodenprodukte wird eine Abgabe von 10 Proc., für Einfuhrartikel mit Ausnahme von Maschinen, Eisenbahnmaterial und Ackerbaugeräthen ein Eingangszoll von 5 Proc. erhoben. Die Gesellschaft verfügt noch über 109 000 Pf. St. von den ursprünglichen 400 000 Pf. St., ein Betrag, welcher als genügend für den Betrieb des Unternehmens gilt. Für Zwecke der Arbeit rechnet man besonders auf chinesische Einwanderer, da die Eingeborenen von vornherein als wenig tauglich dazu erkannt worden sind. (Von niederländischer Seite wird dagegen das ganze Unternehmen als nahezu gescheitert dargestellt.)

Afrika.

— Am 13. December 1882 hat Joseph Thomson von England aus seine Reise nach Ostafrika angetreten, deren Ziel das östliche Ufer des Victoria Nianza ist. Auch über den Berg Kenia will er Nachrichten sammeln, ohne daß es gerade in seinem Plane liegt, dessen Gipfel zu ersteigen. Thomson hat sich seit seinem letzten Aufenthalte in Ostafrika noch mehr als bisher zum naturwissenschaftlichen Beobachter ausgebildet; dafür ist ihm bis jetzt kein Naturforscher, wie beabsichtigt war, beigegeben worden. Etwa Mitte März will er in das Innere aufbrechen und an zwei Jahre fortbleiben. An Mitteln stehen ihm über 50 000 Mark zur Verfügung, abgesehen von verschiedenen Begünstigungen seitens einer Dampfschifffahrt- und einer Telegraphengesellschaft. Bekanntlich strebt auch Dr. Fischer im Auftrage der Hamburger Geographischen Gesellschaft denselben Gebieten zu; seine bescheideneren Mittel werden hoffentlich kein Grund sein, daß er, wie die „Times" zu hoffen scheinen, weniger erreicht als der begünstigtere Engländer.

— Während sich Stanley in Nizza erholt, haben sich Dr. van den Heuvel und Lieutenant Schanmann, ein Oesterreicher, von Antwerpen an Bord des „Harkaway" nach dem Kongo eingeschifft, um dort von der fünften belgischen Station aus, welche am Zusammenflusse des Kuango mit dem Kongo liegt, eine Rekognoscirungsfahrt stromaufwärts zu unternehmen. Das Schiff nimmt eine Ladung von Kaliko, kleinen Spiegeln, Perlen, goldgestickten Kleidern, Scharlachröcken und anderen Lieblingsartikeln der Neger mit hinaus und wird Elfenbein, Palmöl, Kopal und Erdnüsse zurückbringen.

Australien.

— Queensland will jetzt jährlich 10 000 für die Kolonie geeignete Personen, theils frei, theils mit Unterstützung, aus Europa importiren. Wenn die Betreffenden binnen drei Monaten nach ihrer Ankunft die Kolonie wieder verlassen, so verfallen sie einer Geldstrafe bis 50 Pf. St. oder entsprechender Gefängnißhaft.

— Am 15. Oktober 1882 vollendeten die Mrs. Sanders und A. Johns eine Forschungsreise im westlichen Australien. Es begleiteten sie J. W. Quin und ein eingeborener Knabe Namens Crawford. Sie brachen am 1. August vom Fitzroy-Flusse auf und verfolgten von Stokes Bay ab (in 14° 50′ südl. Br. und 123° 50′ östl. L. Gr.) den Lennard R. bis zu seinen Quellen in der Leopold-Kette. Um über dies steile, felsige und zerrissene Gebirge zu gelangen, mußte man eine südöstliche Richtung einschlagen und erreichte hier, indem man dem Laufe eines Nebenflusses des Fitzroy nachging, endlich den Gipfel des Gebirges. Auch die Nordseite der Leopold-Kette war wieder völlig unpassirbar. Man benutzte den Quellenlauf des Ord R., um das Dividing Range zu überschreiten. Den Ord verfolgte man auf 64 km und fand hier ein goldhaltiges Terrain, das einzige auf der ganzen Reise, doch fehlte es an Wasser. Man überschritt hierauf den Ord, um an die Quellen des Wickham zu gelangen, reiste an diesem Flusse 193 km entlang, setzte dann über den Victoria R., verfolgte ihn 96 km und erreichte über Delamere Cattle Station und Spring Vale am 15. October die Katherine Overland Telegraph Station, 325 km südlich von Port Darwin. Ein sehr großer Theil des bereisten Areals war felsig, wüst und werthlos. Eingeborene belästigten die Reisenden zweimal und zwar auf der Leopold-Kette. Mr. A. Johns kam in sehr leidendem Zustande zurück.

Südamerika.

— Eine auffallende Mittheilung machte am 1. December 1882 der Pariser Geographischen Gesellschaft der Ingenieur Fournereau, welcher unlängst im Auftrage des französischen Unterrichtsministers und in Begleitung Apatu's, des treuen Dieners des ermordeten Dr. Crevaux, eine Reise im Gebiete des Maroni und seiner Zuflüsse Awa und Tapanahoni (Franz. Guayana) ausgeführt hat. Er brachte nämlich in Erfahrung, daß jenseits der Rukujennes und unweit des Gebirges Tumuc-Humac ein Stamm weißer Indianer, Namens Waialikule, hause, welche angeblich Kannibalen sind und nach Fournereau von Portugiesen abstammen, die durch widrige Umstände nach und nach dorthin getrieben worden wären. Da Fournereau seine Reise abbrechen mußte, veranlaßte er Apatu, der Sache weiter nachzuforschen. Dieser wagte zwar nicht, bis zu dem räthselhaften Volke vorzudringen, berichtete aber nach Hörensagen, daß es wirklich von weißer Farbe sei, sich von seinen Nachbarstämmen isolire, nicht wie diese an den Flüssen und Bächen, sondern landeinwärts wohne, und daß seine Sprache von jenen nicht verstanden würde. M. Fournereau will auf einer zweiten Reise dieser Sache auf den Grund kommen.

Inhalt: Der Niagara-Fall im Winter. (Mit fünf Abbildungen.) — C. Berghoff: Ein Ausflug nach Meroe II. (Mit vier Abbildungen.) (Schluß.) — Colquhoun's und Wahab's Reise durch das südliche China. — Kürzere Mittheilungen: Culion und Cuyo im Archipel der Philippinen. Von F. Blumentritt. — Die Palmenkultur in Figig. — Chinchonenpflanzungen, Metallproduktion und Ausfuhr von Bolivia. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Südamerika. (Schluß der Redaktion 17. December 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIII. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Die Sosnowski'sche Reise durch China.

(Nach dem Berichte des Dr. Pjasetzki.)

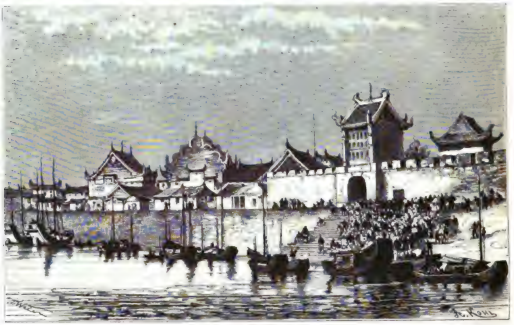
IV.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen des Dr. Pjasetzki.)

Als die Reisenden sich der ansehnlichen Stadt Lao-hokéu näherten, wo ein kurzer Aufenthalt in Aussicht genommen war, zeigte es sich, daß das Gerücht von ihrer nahen Ankunft ihnen schon vorangegangen sein mußte. Kopf an Kopf gedrängt stand eine erwartungsvolle Zuschauermenge am Landungsplatze, und die zahlreich erschienenen Polizeibeamten waren trotz ausgiebigen und unnachsichtigen Gebrauches ihrer langen Stäbe nicht im Stande, die Zudringlichen von den Fremden abzuhalten. Ein großer Theil des versammelten Volkes war jedoch nicht lediglich aus Neugier gekommen; Pjasetzki hatte kaum den Fuß ans Land gesetzt, als er sich von einem schreienden, jammernden Haufen elender Gestalten umdrängt sah, die sich eingefunden hatten, um seinen stets bereitwillig gewährten ärztlichen Beistand in Anspruch zu nehmen. In allen Fällen, wo es sich um äußerliche Leiden handelte, die für sich selbst sprachen, konnte den Kranken ein Heil- oder wenigstens ein Linderungsmittel verabfolgt werden. Schwieriger, ja oft unmöglich, war die Sache bei inneren Krankheiten. Die beiden, auf dem großen Schiffe befindlichen Dolmetscher waren noch nicht angelangt, und der chinesische Wortschatz des Kosaken und das Wörterbuch, das Pjasetzki bei sich führte, reichten zu einer Verständigung mit den Kranken bei Weitem nicht aus. Uebrigens spielten hier, wie allenthalben in China, Hautkrankheiten aller Art wieder die Hauptrolle; daneben waren noch mannigfaltige Augenaffectionen, Rheumatismen und Magenleiden zahlreich vertreten. Der Andrang der ungestüm Hilfesuchenden wurde bald so groß, daß Pjasetzki sich genöthigt sah, auf das Schiff zu retiriren und dasselbe vom Lande abrudern zu lassen; es dauerte aber nicht lange, so war es auf allen Seiten von vollbeladenen Böten umschwärmt, aus denen das unermüdlich klagende: „Loje! Daifu, da-jen-na! (Herr! Doctor, großer Herr!)“ der Kranken und ihrer Begleiter heraufschallte. In Lao-ho-kéu wurde das Kriegsschiff, das die Reisenden bis hierher geleitet hatte, durch ein anderes abgelöst, und auch Pjasetzki und Matusowski sahen sich genöthigt für ihren eigenen Gebrauch ein neues Fahrzeug zu miethen. Es machte einige Mühe, unter den hier befindlichen Transportdschunken eine geeignete zu finden; schließlich mußte man sich für eine entscheiden, die wohl geräumig war und auch für die schwierige Fahrt solide genug gebaut zu sein schien, die aber neben unzähligen im Schiffsraume wimmelnden Ratten und Mäusen auch in den Fugen des Holzwerkes kleines Ungeziefer aller Art beherbergte. Der Eigenthümer des Schiffes versprach Abhilfe zu verschaffen, und ließ auch wirklich nach einer gründlichen Abwaschung des Fahrzeuges Räucherungen mit Pyrethrumpulver vornehmen. Schließlich wurden die Wände der Kajüte mit großen weißen Baumwollentüchern bekleidet, der Fußboden mit neuen Matten belegt und somit ein wenigstens erträglicher Aufenthalt geschaffen.

Es war eine Landschaft von hoher malerischer Schönheit, durch welche die Fahrt jetzt führte. In unzähligen

Windungen, bald wie ein See sich ausbreitend, bald von Felsen eingeengt, floß der Han zwischen den dicht an das Ufer tretenden mächtigen Bergen dahin. An mehr als einem Punkte wurden die Reisenden an die schönsten Gegen-



Landungsplatz in Lao-ho-kou.

den der Schweiz gemahnt; nur war hier das Land unvergleichlich viel reicher bevölkert, als dies in unseren Gebirgsländern der Fall ist. Bis hoch hinauf an den oft von einem Tempel gekrönten Bergen waren, Schwalbennestern

Landschaft am obern Han.

gleich, kleine Häuser an den Abhängen erbaut, und wo ja einmal von einer menschlichen Wohnung nichts zu sehen war, da traf das Auge doch überall auf die Spuren menschlicher Thätigkeit. In allen Schluchten, an allen, oft scheinbar unzugänglichen Hängen waren durch Errichtung senkrechter Mauern und Auffüllung der Zwischenräume mit

Digitized by Google

Erde künſtliche kleine Terraſſen angelegt, auf denen Getreide und Gemüſe aller Art gebaut wurden. Der Grund und Boden auf den Bergen wird von der Regierung heute noch zu Kulturzwecken umſonſt vergeben. Die Hauptmaſſe des Gebirges beſtand hier aus Thonſchiefer, der durch verſchiedene Beimengungen bald blau oder grünlich, bald dunkelviolett gefärbt erſchien. Der Fluß war auf dieſer ganzen Strecke ungemein flach und vielfach von Sandbänken und hoch emporragenden großen Steinen durchſetzt. So war denn auch die Arbeit der Schiffszieher, durch welche die Fahrzeuge hier allein fortbewegt wurden, unſäglich ſchwer. Wo die Berge etwas zurücktraten, galt es ein anſtrengendes Durchwaten des tiefen Uferſandes, an anderen Stellen wieder waren in die ſteil zum Waſſer abfallenden Felſen Stufen gehauen, auf denen die an dem ſtarken Bambutaue ziehenden Leute wie die Gemſen entlang kletterten. An beſonders ſchwierigen Paſſagen theilten ſie ſich in die Arbeit, ſo daß einige zogen, andere die immer wieder an Steinen und Felsvorſprüngen feſtſitzenden Taue frei machen mußten. Wo gar keine Möglichkeit war, an der Felswand Fuß zu faſſen, wurden die Taue auf einen kurzen Kommandoruf des vorderſten Mannes aufgerollt und auf das Verdeck des Schiffes geworfen; die Leute ſelber ſprangen nach, ergriffen die in Bereitſchaft liegenden Ruder und brachten das Fahrzeug durch ein paar kräftige Schläge an das jenſeitige Ufer, um hier einer nach dem andern wieder abzuſpringen und ihren mühevollen Weg fortzuſetzen. Bald nachdem man Jun-jang-fu, eine am linken Ufer des Han belegene, von mächtigen alten Mauern umgebene Stadt paſſirt hatte, kam man an die erſten bedeutenden Stromſchnellen, deren lautes Toſen durch ein vielfaches Echo in den Bergen wiederholt wurde. Der Fluß war hier durch

Blick auf Jun-jang-fu.

zahlreiche, mit verſchiedenartigen Waaren beladene Böte belebt, von denen viele ebenfalls an Tauen gezogen, viele aber auch durch ungeheuer lange Ruder fortbewegt wurden, deren jedes von 5 oder 6 Mann gehandhabt werden mußte. Eigenthümlich war der einförmige klagende Geſang dieſer Ruderer; den Refrain der von einem Soliſten in lang gezogenen Tönen vorgetragenen Strophen beantwortete der Chor jedesmal mit einem an den Schrei eines wilden Thieres erinnernden Klageruf: „Hüo-ah", der für jeden mit derartigen muſikaliſchen Leiſtungen Unbekannten zum mindeſten erſchreckend ſein mußte.

Das Wetter, das bis hierher nichts zu wünſchen übrig gelaſſen hatte, änderte ſich jetzt; Regen und Kälte machten den Aufenthalt auf dem Schiffe höchſt unbehaglich, und mehr als einmal folgten die Reiſenden dem Beiſpiele der Mannſchaft des Kriegsſchiffes und gingen eine Strecke am Ufer zu Fuß, um ſich durch die Bewegung nothdürftig zu erwärmen. So war es denn ein unerwartetes Glück, daß man nach einigen Tagen, welche die ganze Landſchaft in ein eintönig trauriges Regengrau gehüllt hatten, die Stadt Baï-ho-hſien bei Sonnenſchein zu ſehen bekam; denn Baï-ho-hſien iſt nicht nur eine der originellſten, ſondern auch eine der am ſchönſten gelegenen Städte Chinas. Während es auf der einen Seite ſich amphitheatraliſch am Berge aufbaut, zieht es ſich auf der andern in eine enge tiefe Schlucht hinab, und die ſeltſamen, vielſtöckigen Häuſer, aus deren jedem Stockwerke eine Thür direkt auf den Berg und eine außen angelegte Treppe in die Schlucht hinunter führt, bieten einen ebenſo abenteuerlichen wie maleriſchen Anblick dar. Eine im Zickzack am Berge emporſteigende, ſchön gebaute Zinnenmauer umſchließt die Stadt und ihr Gebiet; an ihrem höchſten Punkte erhebt ſich eine ſtattliche, aus drei Stockwerken beſtehende Pagode. Oberhalb Baï-ho-hſien wurde die Schifffahrt immer ſchwieriger; in immer geringeren Abſtänden folgten ſich die Stromſchnellen. Der Mandarin des Kriegsſchiffes erklärte, daß er es nicht wagen dürfe, ſein Fahrzeug

noch weiter ſtromaufwärts zu führen, daß er den Reiſenden zu ihrer Weiterfahrt aber eine Eskorte von acht Mann ſeiner Soldaten mitgeben wolle. Sosnowski ging gern auf dieſes Anerbieten ein, deſſen Nützlichkeit ſich auch bald zeigte.

Anſicht von Bai-ho-hſien.

Alter Stadttheil von Sin-an-fu.

Es war jetzt oft unmöglich mit den bisher angewendeten Leuten die Schiffe gegen die ſtarke Strömung vorwärts zu bringen; man mußte die Hilfe der Uferbewohner in Anſpruch nehmen. Wären die Fremden allein geweſen, ſie

Digitized by Google

hätten wohl Niemand zu der beschwerlichen Dienstleistung bekommen; jetzt folgten die Leute schweigend, wenn auch augenscheinlich widerwillig den in Form eines percutorischen Befehls gekleideten Aufforderungen der Soldaten — und wo sie sonst vielleicht eine übertrieben hohe Forderung gestellt hätten, da waren sie jetzt mit Wenigem zufrieden und jedesmal sichtlich überrascht, daß ihnen für die gezwungene Arbeit überhaupt ein Lohn zutheil wurde.

Am 5. März kam man in die Provinz Schen-si (d. i. Westlich von den Bergen), die diesen Namen im Gegensatze zu Schan-tung (Oestlich von den Bergen) führt. Auf beiden Ufern des Flusses war die Grenze durch große, mit Inschriften bedeckte Steintafeln bezeichnet. Von dem schrecklichen langandauernden Bürgerkriege, der einst gerade diese Provinz vor allen anderen heimgesucht hat, zeigten sich auch bald noch unverkennbare Spuren in der Menge von Ruinen fester Schlösser und anderer großartiger Bauten, die sich hier allenthalben auf den Bergen erhoben. Die Landschaft nahm hier plötzlich einen durchaus andern Charakter an; die Berge traten weit von dem breiter werdenden Flusse zurück, dessen flache Ufer mit Sand und Kieseln bedeckt waren. Nach mehrtägiger Fahrt erreichte man Sian-fu, eine bedeutende Stadt auf dem rechten Ufer des Han. Ein Abgesandter des obersten Mandarinen des Ortes erwartete die Reisenden am Landungsplatze, um ihnen Quartiere in der Stadt anzubieten; in merkwürdigem Gegensatze zu dieser ungewohnten Zuvorkommenheit von oben her stand das Verhalten des Volkes, das die Fremden mit Steinwürfen und Drohungen begrüßte. Sian-an-fu besteht aus zwei gesonderten Stadttheilen, der alten Stadt Tsin-tsien, die ziemlich nahe am Flusse liegt, und rings um ihre hohe Zinnenmauer noch einen Erdwall zum Schutze gegen die alljährlichen Ueberschwemmungen des Han hat, und dem weiter landeinwärts mit großer Pracht aufgeführten neuen Stadttheil Sin-tsien, der von einem in der Mitte errichteten hohen Thurme beherrscht wird. Der Blick von der breiten gutgepflasterten Umfassungsmauer der alten Stadt ist ungemein charakteristisch; auf der einen Seite zeigt sich das breite Flußthal, dahinter eine, wenn auch nicht großartige, so doch abwechslungsvolle Bergslandschaft; auf der andern blickt man in das engbegrenzte Leben der alten chinesischen Stadt, deren Hauptstraße sich längs der Mauer hinzieht. Ein einträgiger Aufenthalt der Reisenden genügte, um den anfänglichen Widerwillen des Pöbels der Stadt in die schon bekannte zudringliche Neugier zu verwandeln; es gelang Pjasetzki sogar, mehrere von den Leuten zu bewegen, sich von ihm zeichnen zu lassen. Zum ersten Male bei seinem Aufenthalte in China begegnete er dabei dem auch in anderen Ländern heimischen Aberglauben, demzufolge die Anfertigung eines Bildnisses dem Gegenstande desselben verderblich sein oder denselben wenigstens in die Gewalt dessen bringen soll, der sein Portrait besitzt. Ein junger Mann, der sich zuerst bereitwillig gezeigt hatte, sein Bild in Pjasetzki's Skizzenbuch aufnehmen zu lassen, wurde plötzlich, durch Warnungen der Umstehenden aufgereizt, von wahnsinniger Angst ergriffen; er verlangte stürmisch sein Bild zurück, geberdete sich dabei wie ein Rasender und mußte schließlich, da

Thor und Straße von Schen-tsien-hien.

er von Drohungen zu Thätlichkeiten überging, durch die Polizeibeamten entfernt werden. Bei dieser, wie noch bei so manch anderer Gelegenheit bewährte sich Pjasetzki's Taktik, im Verkehr mit den Chinesen eine, wenn auch oft nur erheuchelte stets gleichmäßige Seelenruhe und Vertrauen zur Scham zu tragen, wieder auf das Beste. Er giebt aus eigener erprobter Erfahrung allen in China Reisenden den Rath, stets unbewaffnet zu gehen und selbst inmitten feindseliger Stundgebungen des Volkes weder etwas wie Unruhe noch Mißtrauen zu zeigen.

Digitized by Google

Bei ſtarkem Winde und heftigem Regen verließ man Sin-an-fu. Zum Glück war der Wind wenigſtens günſtig; die Segel wurden aufgeſpannt, und ſo ſchnell ging es den Strom hinauf, daß die am Ufer marſchirende Eskorte bald nicht mehr Schritt halten konnte und auf das Schiff genommen werden mußte. Der zwiſchen den Officieren und den Gemeinen der chineſiſchen Armee außerhalb des Dienſtes herrſchende vertrauliche Verkehr, der durch gänzlichen Mangel an Autorität auf der einen, an Reſpekt auf der andern Seite gekennzeichnet wird, war Pjaſetzki ſchon des öfteren aufgefallen; jetzt, als die Soldaten ſich auch in ſeiner und ſeiner Begleiter Gegenwart in der ungenirteſten Weiſe und den unmöglichſten Stellungen auf dem Verdeck niederließen, ſangen u. ſ. w., mußte er ſich Gewalt anthun, um ihnen nicht auf die leichtverſtändlichſte Art beſſere Sitten beizubringen. Alle dieſe „unerſchrockenen Tiger" des chineſiſchen Heeres waren — ländlich, ſittlich — mit der Krätze behaftet; auf dem Rücken liegend, die entblößten Beine emporgeſtreckt, verſchafften ſie ſich nach Kräften Erleichterung von dem läſtigen Jucken. Ein Spiel, das ſie dann begannen und das unſerm bekannten „Kopf oder Schrift" ähnlich war, artete bald in ſo heftige Streitigkeiten und ſo wüſten Lärm aus, daß man froh war, als der Wind nachließ, die langſame Fahrt wieder begann und die läſtigen Geſellen vom Schiffe entfernt werden konnten. Kurz vor der Einmündung des Fluſſes Jin-ho, der ſich durch die Klarheit und die ſchöne lichtgrüne Färbung ſeines Waſſers auszeichnet, gab es wieder eine Stromſchnelle zu paſſiren, zu deren Ueberwindung nicht weniger als 30 Leute aus einem benachbarten Dorfe zur Hilfsleiſtung angenommen werden mußten. An die Spitze des Maſtes wurde jetzt auch ein Bambutau gebunden; die Leute vertheilten ſich auf beide Ufer, die eine Abtheilung hielt das obere, die andere das untere Tau; als Leiter des ſchwierigen Unternehmens fungirte der auf dem Vordertheil des Schiffes ſtehende alte Steuermann, deſſen kurze Kommandorufe mit bewun-

Schnurfabrikation.

dernswerther Präciſion befolgt wurden. Jedes neue Anziehen des Seiles wird auch hier mit einem eigenthümlichen, lauten, aber nicht unmelodiſchen Schrei der Ziehenden begleitet.

Ueber die in reizender Umgebung belegene Stadt Tſyjan-hſien gelangte man in wenigen Tagen nach Sche-tſuën-hſien, wo eine kurze Raſt gehalten werden ſollte. Auf einem längs des Fluſſes ſich hinziehenden Plateau gelegen, ſieht der Ort mit den von hohen Thürmen überragten Thoren ſeiner Umfaſſungsmauer ſtattlich genug aus. Die Straßen freilich bieten das bekannte Bild der Unſauberkeit, das ſich in allen chineſiſchen Städten vorfindet. Eine bis zwei Tagereiſen vor Sche-tſuën-hſien war nach der Ausſage der Schiffer die Gegend um den Fluß ſeit langer Zeit ſchon ſehr unſicher — zur Warnung für die in den Bergen umherſchweifenden Räuberbanden hatten die Reiſenden dort Abends einige Flintenſalven abfeuern müſſen. Hier in der Nähe der Stadt ſchien ſich Alles vollkommen ſicher zu fühlen. Die Leute arbeiteten auf ihren am Fluſſe gelegenen Feldern, die Fiſcher gingen den ganzen Tag lang ihrem Gewerbe nach, das ſie hier in der denkbar primitivſten Weiſe betrieben. Ein großes durch eine Schnur zuſammengehaltenes Bund Gras oder Reiſig wurde in den Fluß geworfen und eine Zeit lang darin gehalten. Die kleinen Fiſche verfingen ſich in dem Gewirr, und es bedurfte dann nur eines geſchickten, ſchnellen Heraufziehens, um mit dem Gras- oder Reisbündel zugleich einen freilich beſcheidenen Fang herauszubefördern. Kaum minder urſprünglich iſt auch eine andere, hier vielfach in Anwendung kommende Art der Fiſcherei. Ein altes Boot wurde ſenkrecht im Waſſer aufgeſtellt, den Kiel der Strömung zugekehrt. Durch einige Steine vor dem Umfallen bewahrt, bildete es ſo in der Umgebung des bewegten Waſſers einen ruhigen Zufluchtsort für die Fiſche, die ſich oft in beträchtlicher Menge hineinzogen und dann mit den Händen gegriffen wurden. Neben derartigen, an kindiſche Beſchäftigung erinnernden Hantirungen, neben der oft ſo unſäglich mühevollen, weil mit primitiven, ungeſchickten Werkzeugen ausgeführten Herſtellung aller möglichen feinen Arbeiten durch die chineſiſchen Handwerker wird der Fremde in dieſem an Widerſprüchen und Gegenſätzen reichen Lande immer von Neuem überraſcht durch komplicirte Mechanismen und ſinnreiche Er-

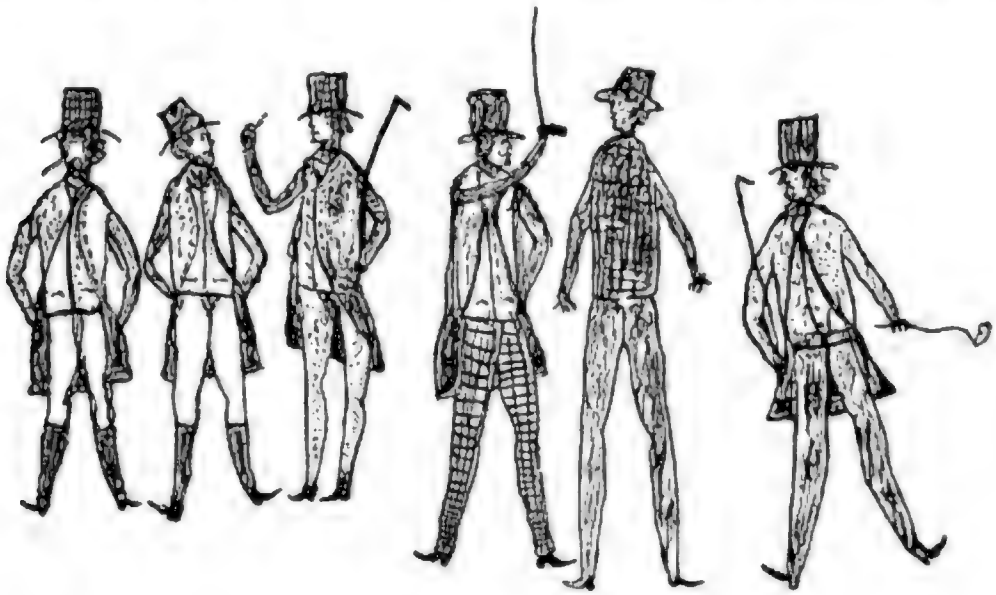
Digitized by Google

leichterungen der Technik auf irgend einem andern Felde des Handwerkes und der Induſtrie. So ſah Pjaſetzki in einer Straße der Stadt einen mit geringen Mitteln hergeſtellten Apparat eines chineſiſchen Poſamentiers in Thätigkeit, der durch leichte Handhabung und große Leiſtungsfähigkeit ſeinem Erfinder alle Ehre machte. Aus neun, über zwei Rahmen geſpannten, ſtarken Baumwollengarnen verfertigte hier eine Frau durch einfaches Drehen einer Kurbel zu gleicher Zeit drei gleichmäßig glatte und ungemein feſte Schnüre, und zwar erhielt ſie durch ein einmaliges Umdrehen der Welle nicht weniger als zwei Meter von jeder Schnur.

Die Zeichnenkunſt bei den auſtraliſchen Eingeborenen [1]).

Die meiſten Reiſenden haben bei den angeblich auf einer tiefen Stufe ſtehenden ſchwarzen Eingeborenen Auſtraliens das Talent gefunden ſchnell und mit ſicherer Hand charakteriſtiſche Zeichnungen entwerfen zu können. Es iſt dieſes eine Gabe, die ſie mit manchem andern Naturvolke theilen, und die ſie in dieſer Beziehung weit über unſere deutſchen Bauern ſtellt, wiewohl aus letzteren ein Kaulbach oder Holbein hervorgehen kann, aus den Auſtraliern aber nicht.

Schon die Verzierungen, welche die Eingeborenen an ihren Schilden und Waffen anbringen, ſind in ihren Kompoſitionen hübſch ausgeführt und ähneln den Ornamenten auf unſeren prähiſtoriſchen Urnen. Während man bei dieſen Ornamenten ſelten gekrümmte Linien findet, ſind Sparren, Kreuze und das Fiſchgrätenornament ſehr häufig. Auf einzelnen Waffen erſcheinen rohe Figuren von Menſchen und vierfüßigen Thieren. Lange bevor die Europäer nach Auſtralien kamen, kannten die Schwarzen eine Art Bilderſchrift. Auf der rauchgeſchwärzten Innenſeite der Rinde, mit welcher eine Hütte am Lake Tyrrell gedeckt war, fand man eine vortreffliche Darſtellung mit Scenen aus dem auſtraliſchen Leben, welche Smyth mittheilt. Wir ſehen darauf ſpielende Kängurus, Kraniche, Emus, Eingeborene Bäume erkletternd, fiſchende Männer, einen Korrobori-Tanz,



Zeichnung eines auſtraliſchen Eingeborenen, eine Squattergruppe darſtellend.

einen landkartenartig dargeſtellten See, in welchen ein Fluß fällt, und dergleichen mehr, aber alles ſehr wohl charakteriſirt und namentlich die Thierdarſtellungen höchſt lebenswahr.

Oft ſind auch die Innenſeiten der Opoſſumfelle, welche die Eingeborenen tragen, verziert. Sie ritzen Linien in das Fell, welche ſie mit Fett und Holzkohle oder Mineralfarbe einreiben.

Während die Reiſenden in den Höhlen der Kolonie Victoria bisher keine Felſenzeichnungen entdecken konnten, ſind dieſelben in den übrigen auſtraliſchen Landſchaften nicht ſelten aufgefunden worden. So in den von Grey beſchriebenen Sandſteinhöhlen Weſtauſtraliens, ferner in Queensland und in den nördlichen Diſtrikten. Stets ſind Menſchen, Thiere und Scenen aus dem häuslichen Leben dargeſtellt, ähnlich wie die bereits erwähnten Zeichnungen, und mit Recht weiſt Smyth die Annahme zurück, als hätte eine andere Raſſe als die heutigen Schwarzen oder deren Vorfahren dieſe Werke gezeichnet. In die gleiche Kategorie gehören die von Norman Taylor auf der York-Halbinſel aufgefundenen Felſenzeichnungen von Männern, Fiſchen, Schildkröten, bei welchen die Konturen in rothem Ocker, die Flächen aber weiß ausgefüllt ſind.

„Eine geradezu ungeheure Maſſe“ von Zeichnungen iſt von Stokes auf der Depuch-Inſel, die zur Foreſtier-Inſelgruppe an der Nordweſtküſte gehört, entdeckt worden. Die

[1]) Nach Brough Smyth, The Aborigines of Victoria. Melbourne 1878. Vol. I, 283—294; vol. II, 257.

Zeichnungen ſtellen Vögel, Fiſche, Käfer, Krabben dar und ſind in Weiß, Schwarz, Roth, Gelb und ſelten Blau dargeſtellt. Die Anzahl der Darſtellungen iſt ſo groß, daß Generation auf Generation an dieſer „einſamen Gemäldegallerie inmitten des Oceans“ gearbeitet haben muß. Wahrſcheinlich handelt es ſich hier um eine Fiſcherſtation, die zu beſtimmten Jahreszeiten beſucht wurde, und wo die Fiſcher ihre freie Zeit mit Zeichnen ſich vertrieben.

Mit unſerm Bleiſtift wiſſen die Eingeborenen ſchon recht gut umzugehen, ſie wenden ihn, wenn ſie ſeiner habhaft werden, gern an. Der Surveyor Chauncey in Ballarat amüſirte ſich damit, die Eingeborenen in der Umgebung ſeines Wohnortes zeichnen zu laſſen, und er erzielte dabei ganz vorzügliche Reſultate. Namentlich gelangen die Darſtellungen der Europäer einem Burſchen Namens Tommy Barnes ſtets vortrefflich. Derſelbe hatte keinerlei Unterricht genoſſen, zeichnete aber ohne Weiteres die Gruppe von Squatters hin, welche wir in getreuer Faſſimile-Reproduktion hier mittheilen. Die Stellungen ſind vortrefflich, das ganze Bild hat „Schmiß“ und Tommy iſt ſicher ein guter Beobachter geweſen.

Kronſtadt.

Von Dr. F. W. Paul Lehmann.

Wo aus dem Kranze der Höhen halbinſelartig die Vorberge des Schuller oder Criſtianmare (1804 m) in die Burzenländer Ebene vorſpringen, liegt zwiſchen die Abhänge hineingeſchmiegt Kronſtadt oder Braſſó, Siebenbürgens bedeutendſte Handelsſtadt. Ein kurzes, enges, von Kalkfelſen umrahmtes Thal erweitert ſich zu einem kleinen Becken und bietet Raum für den Kern der Stadt, der ſich hier in Geſtalt eines unregelmäßigen Vierecks innerhalb der mit Baſtionen und Thürmen geſchmückten Mauern entwickelt. Drei Vorſtädte von beträchtlicher Ausdehnung umgeben das Centrum. Nach Südweſten zieht ſich tiefer in die Berge hinein, die rumäniſche Vorſtadt, während zu beiden Seiten eines Hügelpaares, welches vor dem Ausgange des Kronſtädter Thales in die Ebene liegt, die „Altſtadt“, nach Nordweſten an der Bartholomäuskirche vorüber, und die „Blumenau“, nach Nordoſten gegen den Bahnhof hin, aus engem Thale hinausführen und hinauswachſen in die Ebene. Die Altſtadt erinnert in ihrem Ausſehen noch an die ſächſiſchen Dörfer und wird zum Theil von Bauern oder, wenn man will, Ackerbürgern bewohnt. Bei der Bartholomäuskirche lag die erſte ſtädtiſche Anſiedelung; oft bedroht und umſtürmt, zog ſie ſich wie eine Schnecke tiefer in den Schutz der Berge. Jetzt wird der Raum für Neubauten ziemlich knapp, und das wachſende Kronſtadt wird wohl über die Blumenau hinaus nach Nordoſten gegen den Bahnhof zu allmählich wieder aus den Bergen hervorkommen, in die es ſich einſt nothgedrungen zurückziehen mußte. Die Entfernungen vom Centrum der Stadt gegen die Bartholomäuskirche, den Bahnhof und das obere Ende der rumäniſchen Vorſtadt ſind nahezu gleich und betragen etwas über $2^1/_2$ km.

Unter der Bevölkerung Kronſtadts ſind jetzt alle Nationen Siebenbürgens vertreten, während die Stadt urſprünglich rein deutſch war. Als König Andreas im Jahre 1211 den deutſchen Orden herbeirief, um das Land gegen die Einfälle der räuberiſchen Kumanen zu ſchützen, war Burzenland öde und unbewohnt (deserta et inhabitata). So beginnt die Geſchichte dieſes Ländchens erſt mit dem 13. Jahrhundert, wenigſtens die zuſammenhängende, denn einzelne Funde werden von ſiebenbürgiſchen Geſchichtsforſchern als Beweiſe für die Anweſenheit der Römer in dem ſüdöſtlichſten Winkel Siebenbürgens gedeutet. Ob die Walachen dieſes Weidegebiet nie betraten, muß dahingeſtellt bleiben, aus dem Schweigen der Quellen und Urkunden, die ſie erſt 1222 erwähnen, darf man es nach meiner Meinung noch nicht annehmen. 1222 wird ohne weitere Erklärung und Bemerkung die Terra Blacorum genannt; wären die Walachen erſt eingewandert nach Ankunft der Sachſen, würde viel eher über ihr plötzliches Auftreten irgendwo eine Nachricht erwartet werden müſſen! Jedenfalls beginnt die Geſchichte mit der deutſchen Einwanderung, und jedenfalls waren die Deutſchen auf dieſem Boden früher, als die Ungarn und Szekler. Das läßt ſich urkundlich nachweiſen! Als Biſchof Wilhelm von Siebenbürgen 1213 den Rittern den Zehnten ſchenkt auf dieſem Boden, den ſie „ex regia donatione imo potius proprio sanguine adepti sunt et a quotidianis paganorum defendunt incursibus“, da beſtimmt er, daß Ungarn und Szekler im Falle der Einwanderung (si Hungaros et Siculos ad dictam terram transire contigerit) denſelben zahlen ſollen. Die Ritter, welchen der König den Bau von Kaſtellen und Städten [1]) erlaubt hatte, gründeten zur Deckung der Eingangsthore des Ländchens an geeigneten Plätzen ſchirmende Felſenburgen: die Schwarzburg am Zeidner Berge und weiter nördlich die Heldenburg, die Törzburg oder den Dietrichſtein im Süden, die Burg auf dem Kapellenberge bei Kronſtadt und die Kreuzburg bei Rhén. Die Bevölkerung des Landes muß ſchnell gewachſen ſein; ſchon 1223 trägt Papſt Honorius III. dem Erlauer Biſchofe auf, für die ſich unter dem Orden ſammelnde Bevölkerung vorläufig einen Dechanten einzuſetzen, bis ſie bei weiterem Anwachſen eines Biſchofes benöthige.

Die Freundſchaft zwiſchen dem Könige und dem Orden war bald zu Ende! König Andreas vertrieb 1225 den Orden und drängte ihn ſomit auf andere Bahnen und in ſeiner denkwürdigen, für die Geſchichte Preußens, ja Europas folgenſchwere Thätigkeit an der Oſtſee. Umſonſt bat, ermahnte, drohte Honorius III., der kluge König reſtituirte den Orden nicht! [2])

Die Ritter gingen, die mit ihnen eingewanderte deutſche Bevölkerung blieb und gedieh; ſchon 1240 werden die Kirchen von Marienburg, Petersberg, Honigberg und Tartlau erwähnt. Furchtbar hat Siebenbürgen im Mongolenſturm gelitten, die Urkunden des ganzen folgenden Jahrzehntes eröffnen durch kurze Hinweiſe und Verordnungen einen Blick auf unſägliches Elend! Einen Troſt mochten die Bewohner des Burzenlandes aus dem Umſtande

---

[1]) In der erſten Urkunde (1211) heißt es: „castra lignea et urbes ligneas construere eis permisimus“, in einer Beſtätigung und Erweiterung (1222) ſteht ſtatt deſſen ligneas lapideas. Siehe Fontes rerum Austriacarum II, 15, 1. Wien 1857. Urkunde X und XVIII.

[2]) Die Briefe ſtehen im oben citirten Bande der Fontes.

ſchöpfen, daß ihre langjährigen Feinde und Dränger jenſeits der Karpathen, die Kumanen, durch den Mongolenſturm weggefegt waren.

Im Jahre 1252 werden in einer Urkunde die „Saxones von Baraſſu“ erwähnt und 1288 datirt König Ladislaus eine Urkunde aus „Braſo“. Im 14. Jahrhundert zeigt ſich Kronſtadt bereits als blühende Stadt und Vorort der freien Dörfer des Burzenlandes. Der Vorſprung vor den Nachbarorten war durch die Lage bedingt, die, wenn auch nicht central, doch derartig war, daß kein Ort des Burzenlandes von allen übrigen ſo leicht zu erreichen war als Kronſtadt, welches überdies durch ſeine geſchützte, geſicherte Lage zur Anſiedelung locken mußte. Die Herrſchaft der Anjou war für Kronſtadt, wie für die Sachſen überhaupt, das goldene Zeitalter. Fröhlich gedieh das Handwerk und blühend entfaltete ſich der Handel. Kronſtadt erſcheint wie ein Knotenpunkt, zu dem die Rohprodukte von Ackerbauern und den Nomaden des Karpathengebirges gebracht und von dem auf Saumthieren oder großen Frachtwagen die Erzeugniſſe ſeiner gewerbthätigen Bürger weithin in die unteren Donauländer und die Ebenen Ungarns geführt werden. 1353 beſtätigte Ludwig I. den Kronſtädtern ihre alten Freiheiten. Wie er ſie (1377) als ſeine Getreuen (fideles nostri sedis Brassoviensis) bezeichnet, ſo erkennt auch Sigismund 1395 dankbar die fidelitas indefessa et servitia gratuita fidelium civium mercatorum an [1]). Schon war eine deutſche Schule gegründet, 1385 begann der Bau der in etwa 40 Jahren vollendeten Stadtkirche oder „Schwarzkirche“, wie ſie ſeit dem großen Brande von 1689, bei dem das Gewölbe barſt, Dach und Thurm, Altar und Orgel verbrannten, auch wohl genannt wird.

Mit dem 15. Jahrhundert beginnen ſchwere Zeiten für Ungarn und Siebenbürgen, nicht zum wenigſten für die deutſchen Gemeinden an der Grenze. 1391 zeigten ſich die Türken zuerſt in Ungarn, ſeit 1420 kehren ihre Einfälle regelmäßig wieder.

Das bis dahin nur mit Wall und Graben umgebene Kronſtadt fing an, ſich in beſſeren Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Schon 1395 befiehlt Sigismund den Ortſchaften des Diſtriktes, den Kronſtädtern mit Stein- und Sandfuhren bei dem Bau der Mauern und Gebäude zu helfen und 1422 erläßt er der Stadt den Martinszins auf zehn Jahre, „um ihre durch die (1421) eingebrochenen Türken zerſtörten Mauern wieder aufzubauen“. Sieben Baſteien und dreißig Thürme machten ſchließlich die Befeſtigung der Stadt und ihrer Mauern aus, von denen heute nur noch einzelne Stücke erhalten ſind.

Daß der Handel Kronſtadts unter dieſen Umſtänden bedeutende Einbuße erlitt, daß er zeitweilig ganz ſtockte, bedarf keiner Auseinanderſetzung. Oft ſtanden die Zunftgenoſſen — anſtatt in ihren Werkſtätten zu arbeiten — vereint auf ihrer Baſtei oder auf den Mauerzinnen, um den anſtürmenden Feind abzuwehren. Die gemeinſame Gefahr hatte im 15. Jahrhundert noch zu mehreren Unionen unter den Nationen Siebenbürgens geführt, der Beſitz guter Geſchütze und ſchirmender Mauern hatte dem ungariſchen Edelmanne einen Bund ſelbſt mit dem ſächſiſchen verachteten „Spießbürger“ wünſchenswerth erſcheinen laſſen; das war im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts vergeſſen, beſonders als die Sachſen in den verſchiedenen Kämpfen treu zum Hauſe Habsburg hielten, von dem ſie dafür die wärmſten Dankſagungen und Verſprechen als billige Abſchlagszahlung erhalten haben! Wenn man ins Auge faßt, daß der Welthandel ſeit der Entdeckung Amerikas ganz andere Bahnen einſchlug, daß Siebenbürgen im Grunde genommen das abgelegenſte Land Europas geworden war, ſo iſt man erſtaunt, wie ſich trotzdem die kleinen Sachſenſtädte immer wieder erholen und ſelbſt in kurzen Ruhepauſen zu einem gewiſſen Wohlſtand gelangen. Die Berichte aus dem 16. Jahrhundert, wie die des Andrea Gromo an Cosmo von Medici 1564 und des Bongars von 1585 laſſen auf kräftig gedeihende Gemeinweſen ſchließen.

Gromo bezeichnet Berſovia, d. i. Kronſtadt, „wo alle Nachbarvölker wie in einem gemeinſamen Waarenlager zuſammenkämen“, als die in Bezug auf Gewerbe und Handel blühendſte Stadt in Siebenbürgen und rühmt, daß ſie „von wiſſenſchaftlich gebildeten, verſtändigen Männern“ geleitet werde. Bongars berichtet von den belebten Wochenmärkten, zu denen alle Freitag und Samſtag alle Walachen und Moldauer zuſammenkämen; klein und wohl gebaut (petite ville bien bastie) nennt er die Stadt, innerhalb deren Mauern nach wiederholten Bränden von 1558 an nur ſteinerne Neubauten zugelaſſen wurden. So gediehen die ſächſiſchen Gemeinweſen trotz mancher ſchweren Prüfung; verhältnißmäßig raſch erholten ſie ſich von Schlägen und Verluſten, denn noch waren die Sachſen die einzigen einheimiſchen Kaufleute und rüſtig arbeiteten innerhalb der Mauern die Tuchmacher, Weber, Gürtler, Seiler, Flaſchendrechsler, Tiſchler und Kunſtſchmiede; ſie fanden, wieviel von dem ehemaligen Abſatzgebiet auch verloren gegangen war, noch immer hinreichende Verwerthung ihrer Erzeugniſſe in dem aller Induſtrie entbehrenden Lande. Ja ein friſcher Zug lenkt und führt die Geiſter! Durch einen Kronſtädter, der in Wittenberg ſtudirt hatte, kam die neue Lehre nach Siebenbürgen. Honterus iſt der Name dieſes von jedem Siebenbürger Sachſen mit Recht hochverehrten Mannes, von dem einſt Martin Luther, als er ſein Reformationsbüchlein erhielt, geſagt haben ſoll: „Das iſt wahrlich ein Apoſtel, den der Herr dem Ungarland erweckt hat!“ Das ganze geiſtige Leben ſeiner Landsleute lenkte und regierte dieſer Mann, der uns, wie ſo manche Geſtalt, um das Jahr 1500 durch die geniale Vielſeitigkeit ſeines Könnens imponirt. Außer theologiſchen und grammatiſchen Schriften verfaßte Honterus eine Kosmographie [1]), für die er die 16 beigegebenen Karten ſelber in Holz ſchnitt. Durch das in glatten Verſen geſchriebene Werk, welches für ſeine Heimath nicht ohne Werth und im übrigen nicht ſchlechter iſt, als die anderen Kosmographien dieſer Zeit, ward — wie Verantius, Erzbiſchof von Gran rühmt — Siebenbürgen bekannter und Kronſtadt berühmter. Auch die erſte, ausführliche Karte Siebenbürgens iſt von Honterus, ſie erſchien 1532 in Baſel. Während der Kriege und Unruhen des 17. Jahrhunderts verfielen Handel und Gewerbe, erſtarb das geiſtige Leben! Am Ende des 17. Jahrhrhunderts waren in Kronſtadt 343 Häuſer ruinirt und verwüſtet, im Kronſtädter Diſtrikte 1236! Die Zeiten der tiefſten Erniedrigung für Deutſchland waren es zufällig auch für die Deutſchen im fernen Siebenbürgen. Nicht daß die Deutſchen in der Folge hinter Engländern und Franzoſen zurückblieben, iſt wunderbar; daß ſie ſich aus dem materiellen

[1]) Siehe Schlözer: Kritiſche Sammlungen zur Geſchichte der Deutſchen in Siebenbürgen. Göttingen 1795. I. Urkunden, S. 32 und 37 bis 39.

[1]) Erſte Auflage Krakau 1530. — Ich verweiſe auf die hübſchen Arbeiten von G. D. Teutſch: „Ueber Honterus und Kronſtadt zu ſeiner Zeit“, und von Fr. Teutſch: „Drei ſächſiſche Geographen des 16. Jahrhunderts“. Beide finden ſich im „Archiv des Vereines für ſiebenbürgiſche Landeskunde“, das manche gründliche, werthvolle Abhandlung enthält und mit den beſten gleichartigen Publikationen Deutſchlands in die Schranken treten kann. Die Citate aus Gromo und Bongars ſind einem Abdruck und Auszuge ihrer Berichte im „Archiv“ entnommen.

und geistigen Elend wieder erhoben, ist erstaunlich und ein Beweis der im Kerne unverdorbenen und freudigen Lebenskraft unseres Volkes! Das gilt von den Brüdern in der Fremde in erhöhtem Maße; sie hatten einen dreimal dreißigjährigen Krieg erduldet — und was brachte das 18. Jahrhundert? Die Herrschaft der Habsburger, für die man geduldet, geblutet, gekämpft! Die Habsburger hatten sichs gefallen lassen, daß die Ketzer für sie kämpften, wie sich einst die Ungarn nicht zu gut hielten, die schirmenden Mauern von „Gevatter Schneider und Handschuhmacher“ aufzusuchen; jetzt schien es Regentenpflicht, die in thörichter Blindheit verharrenden, im übrigen ganz wackeren Unterthanen zu erleuchten! So ward das Leben nicht bloß in kleinlichem Hader hingebracht und der Gesichtskreis verengt, es ward auch vielfach vergiftet! Die Sachsen haben wie ihre Nationalität, so auch ihren Glauben bewahrt; ein Glück für sie ist's gewesen nnd ist's bis zur Stunde, daß die Ungarn zum guten Theile reformirt sind!

Noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts hatte der Kronstädter Bürger in materieller Beziehung wieder sehr glückliche Jahre. Je lebhafter aber der Donauhandel sich gestaltete, desto mehr verlor das durch schlechte Straßen übel berufene Siebenbürgen. Die Stromschnellen bei Orsowa, die versandeten Donaumündungen hatten die Donaufürstenthümer zur Domaine Kronstadts gemacht; seit der Mitte des Jahrhunderts steigerte sich der Verkauf englischer Manufakturen in den unteren Donauländern rapide und beschränkte den Absatz der einst beliebten und berühmten Kronstädter Waaren. Es kam hinzu, daß die Eisenbahn durch Galizien früher gebaut wurde, als die über Klausenburg nach Bukarest und Kronstadt führende. Die anfänglich nur bis Kronstadt geleitete Bahn brachte die Konkurrenz der vorgeschrittenen Industrie des westlichen Europas, während der Absatz nach Rumänien vor Vollendung der Bahn durch den Tömöspaß bei den hohen Frachten fast außer Konkurrenzfähigkeit gesetzt wurde. Noch heute ist die Krisis nicht vorüber, d. h. diejenige für den zu plötzlich der europäischen Konkurrenz gegenübergestellten sächsischen Handwerker; daß der Handel sich entfalten wird, scheint bei der Lage Kronstadts ohne Zweifel, ja er hat es bereits gethan, wie man, ohne den letzten Bericht der Handels- und Gewerbekammer zu kennen, aus der seit 10 Jahren eingetretenen Verdoppelung der jüdischen Bevölkerung schließen kann.

Wie glücklich sich auch die Zukunft Kronstadts gestalten möge, die Stellung, die es einst als deutsches Kulturcentrum einnahm, wird es schwerlich wieder erlangen; Kronstadt ist, nicht mehr wie Hermannstadt eine deutsche Stadt. Wenn man die Räume des am Abhange der „Zinne“ erbauten Schützenhauses durchschreitet und aus den Fenstern des wappengeschmückten Saales hinabblickt auf die Giebel und Dächer der inneren Stadt, wenn man vor dem Grauen des Tages oder spät in der Nacht beim Mondlicht über den Markt und zwischen den zweistöckigen Häusern hin durch die gepflasterten Straßen wandelt, dann mag man sich wohl im Geiste in eine deutsche Mittelstadt versetzen, aber kaum beginnt das Leben des Tages, da erscheinen an den Röhrenbrunnen die Szeklermädchen, an den Straßenecken die rumänischen Dienstleute. Das bunte Treiben des Marktes zeigt ein Gemisch von Typen und Trachten, unter denen das rumänische Element als das überwiegende hervortritt.

Kronstadt hat nach der letzten Zählung mit den Ansiedlungen längs der Bahn bis zum Tömöspasse 29716 Einwohner, davon haben 9998 das Deutsche, 9651 das Magyarische und 9431 das Rumänische als Muttersprache angegeben. Außer den Juden (jetzt 600) haben sich seit 1870 die Magyaren verhältnißmäßig am meisten verstärkt, denn von dem Zuwachs von 1950 Seelen kommen allein 800 den Magyaren zu Gute. „Diese Zunahme — sagt der frühere Redakteur des Siebenbürgischen Tageblattes und jetzige Abgeordnete Carl Wolff [1]) — ist nicht allein dem Umstande zuzuschreiben, daß der Magyar den verfallenden Edelhof mit dem Amte in der Stadt vertauscht, sondern hängt auch damit zusammen, daß das Kleingewerbe zum Theil in magyarische Hände übergeht. Die ungarische Regierung hat in letzter Zeit viel für die Hebung des gewerblichen Geistes im Szeklerlande durch Errichtung von Gewerbeschulen und Förderung der Hausindustrie geleistet. Demzufolge kommt der Szeklerjunge vorbereitet oder doch mit der geweckten Neigung für das Gewerbe in die Stadt. In dieser Erscheinung liegt eine ernste Mahnung für die sächsischen Dörfer ihr Auge auf die Hausindustrie zu richten, um die lange Wintermuße zu veredeln und sich zugleich besser zum Kampf ums Dasein zu rüsten!“

Um die Bedeutung und den Einfluß des magyarischen Elements nicht zu überschätzen, muß man nicht außer Acht lassen, daß ein großer Procentsatz desselben in untergeordneter Dienstbotenstellung lebt. In allen sächsischen Familien zieht man die Szeklermädchen als sauberer und fleißiger den Rumäninnen vor. Der Andrang der Szekler zum Kleingewerbe ist eine Erscheinung, die sich ähnlich in Ungarn an manchem Platze gezeigt hat. Die deutschen Lehrmeister werden schließlich verdrängt oder absorbirt. Dem Wunsche Kronstadt zu magyarisiren, verdanken sicher die Szekler einen großen Theil von der väterlichen Fürsorge der Regierung!

Trotz Allem wird Kronstadt schwerlich das Schicksal des völlig magyarisirten Klausenberg erleiden. An eine Unterdrückung des Deutschthums durch die Magyaren glaube ich nicht, wie schwer auch die Bedrückungen werden mögen, viel eher scheint mir eine Ueberwucherung und Absorbirung des Deutschthums durch das Rumänenthum möglich. Lautlos und allmählich vollzieht sich der Proceß. In mancher Ortschaft, auch des Burzenlandes, ist er in seinen Resultaten zu beobachten. In Marienburg und in Tartlau z. B. sind sächsische Bauernhäuser in großer Anzahl von Rumänen besetzt. Wie die Spatzen aus dem Rohrdach in die unter den Verschalungen gebauten Schwalbennester einziehen, die sie zwar nicht selber bauen, aber doch behaglich finden, so der am Rande des Dorfes angesiedelte Rumäne in das sächsische Bauernhaus! Die Belgerei in Kronstadt, d. i. die obere Vorstadt, soll ihren Namen ursprünglich von Bulgaren haben, die sich am Ende des 14. Jahrhmderts als Arbeiter und Handlanger beim Kirchenbau hier niederließen. Daß die nachher hier zugewanderten Rumänen sich die zurückgebliebene bulgarische Bevölkerung assimilirt haben, ist nicht unwahrscheinlich, jedenfalls ist aber der Procentsatz eines bulgarischen Elementes nicht so groß, daß man mit Windisch [2]) sagen könnte: es seien die Bulgaren mit der Zeit zu Walachen „ausgeartet“! Stetig ist die Zahl der Rumänen in Kronstadt gewachsen, obwohl in der letzten Zeit die besseren Verhältnisse in Rumänien selbst manche tüchtige Elemente der siebenbürgischen Stammesbrüder über die Grenze gelockt haben. In Siebenbürgen waren die auf Sachsenboden angesiedelten Rumänen ihren Brüdern meist

[1]) Carl Wolff: Sächsische Städte und ihr Haushalt. Hermannstadt 1881. Verfasser giebt auf 32 Seiten eine klare, knappe, interessante Darstellung.

[2]) „Geographie von Siebenbürgen“ Preßburg 1710.

etwas vorausgeſchritten, beſonders die Kronſtädter. Kronſtadts Rumänen haben ſich mancher Gunſt erfreut, die große Kirche in der Oberſtadt ward ihnen 1751 von der ruſſiſchen Kaiſerin Eliſabeth gebaut, ihr Gymnaſium, das ſich einer gedeihlichen Entwickelung erfreut, ward mit Unterſtützung aus den Donaufürſtenthümern gegründet. In Kronſtadt zuerſt iſt der Rumäne zu einer geſicherten bürgerlichen Exiſtenz gekommen! Auf der Verbindung mit Rumänien beruht Kronſtadts Gedeihen, das giebt für das rumäniſche Element in der Stadt, dem es nicht an einſichtigen, tüchtigen und energiſchen Männern fehlt, eine bedeutende Chance. Dieſes Aufſtreben, dieſes Erwachen eines lang gemißhandelten Volkes, in dem ſo manche gute Kraft ſteckt, und dem man das Beſte wünſchen muß, erfüllt das Herz mit einem gewiſſen Bangen, wenn man an die Zukunft der deutſchen Brüder im Sachſenlande denkt.

Gewiß werden ſie ihre Kraft zuſammennehmen, um trotz mancher Schwierigkeiten Stand zu halten und rühmlich ringen in dem rühmlichſten Streite. Sie haben ja lange auf Vorpoſten geſtanden, ohne jede Theilnahme im Mutterlande!

Mendelsſohn in ſeinem „Germaniſchen Europa“ (Berlin 1836) weiß von ihnen nur ihre Schwächen und Fehler, Engherzigkeit und ſpießbürgerlichen Sinn zu berichten, ja er meint, es gebreche ihnen an kriegeriſcher Kraft. Das letzte Urtheil iſt durchaus ungerecht, während des geiſtvollen Schriftſtellers berechtigter Tadel dem einſichtigen Sachſen nichts Neues ſagt. Wer die ſiebenbürgiſche Literatur kennt, der wird wiſſen, daß die geiſtigen Führer der Sachſen durchaus nicht blind ſind gegen manche eingewurzelte Schäden und Schwächen, daß ſie energiſch und kräftig, ſoviel in ihren Kräften ſteht, an Heilung gehen! Engherzig mußten die Sachſen in mancher Beziehung ſein! Wenn bis 1797 in Kronſtadt nur ein Sachſe Hausbeſitzer ſein durfte, ſo iſt das eine Beſtimmung, die nöthig war zu ihrer Selbſterhaltung. Ich will nicht Zeugniſſe von Deutſchen zu Gunſten Deutſcher anführen, der Engländer Boner, den keiner, der ſein Buch geleſen hat, für einen Magyarenfeind halten wird, rühmt die „well-informed intelligent men“ der Kronſtädter Sachſen und ihr Geſchick im self-governement! Ratzel, der unmittelbar nach dem Kriege 1870/71 Siebenbürgen bereiſte, vermißt in Kronſtadt den deutſchen Sinn und ermahnt den Burzenländer zuſammenzuſtehen mit dem Bruder im Altlande. Mir ſcheint, als klinge noch etwas von der Hermannſtädter Stimmung, die die Verhandlungen über den Bahnbau naturgemäß hervorgerufen hatte, durch; überdies richten ſich Ratzel's Worte hauptſächlich gegen die in Kronſtadt auftretende jung-ſächſiſche Partei. Wer an echt nationaler Geſinnung der Kronſtädter zweifelt, der gehe hin, wenn ſie am Sedanfeſte ihre Freudenfeuer abbrennen, oder leſe die Berichte über ihre Gedenkfeier Leſſings! Sie werden dafür oft genug als Landesverräther beſchimpft, als ob ſie hofften und trachteten mit dem Deutſchen Reiche vereint zu werden. So romantiſch ſind die Kronſtädter nicht! Ich habe nicht einen Sachſen kennen gelernt, der nicht mit inniger Liebe an ſeinem Lande hinge, das ja zum großen Theil ihm ſeine Kulturentwickelung verdankt! Sollte das der Kronſtädter nicht thun, wenn er von der Zinne herabſchaut auf ſeine ſchöne Vaterſtadt und hinaus auf die deutſchen Dörfer und die ragenden Berge!

Wenn ich die Feder ruhen laſſe und aufſchaue, fällt mein Blick auf ein Bild Kronſtadts, ein Andenken an werthe Männer. Lebendig bis ins Einzelne, wie damals, als ich in ihr weilte, wird mir das Bild der ſchönen Stadt und ihrer pittoresken Umgebung [1]), lebendig ſo manche männliche Geſtalt von ernſtem Willen und tüchtigem Können und aus vollem Herzen wie das Lebewohl kommt noch heute das „Glück auf“ ihrem wackeren Ringen und Streben für das Gedeihen von Schule und Gemeinde und zur Ehre ihres deutſchen Namens. —

[1]) Auch Boner ſagt: The site of Kronstadt is strikingly picturesque.

Die Verunſtaltung der Schädel in Rußland.

Die Unſitte, den ganzen Kopf durch mechaniſche Hilfsmittel umzuformen, iſt bekanntlich ſehr weit verbreitet; die Anthropologen haben ſich aber mit derſelben mehr bei außereuropäiſchen Völkern als bei den Bewohnern unſeres Erdtheils beſchäftigt, und doch iſt dieſelbe auch in Europa nicht gerade ſelten. Wir kennen ſie aus Frankreich, wo falſche Begriffe von Schönheit ſie hervorrief, und jetzt aus Rußland durch eine Abhandlung von E. Pokrowsky, die in den Bulletins der Moskauer naturforſchenden Geſellſchaft (4. Lieferung 1882) in ruſſiſcher Sprache mitgetheilt und der das Nachſtehende auszugsweiſe entnommen iſt.

Bekanntlich hat Broca nach Mittheilungen Smirnow's ſich mit der künſtlichen Schädeldeformation im Kaukaſus beſchäftigt, und auch Virchow hat ſich für dieſen Gegenſtand intereſſirt. Nun hat Broca bei Gelegenheit einer Mittheilung, welche er dem anthropologiſchen Kongreß zu Moskau über die touloufiſche Schädeldeformation machte, auf die Möglichkeit hingewieſen, daß dieſelbe Sitte auch in gewiſſen Theilen Rußlands exiſtire, und dadurch iſt Pokrowsky bewogen worden, ſeine Beobachtungen über dieſe Gewohnheit zu publiciren. Ueber alle Provinzen, mochten ſie auch noch ſo wenig Originalität der Sitten aufzuweiſen haben, hat er ſich genau unterrichtet und iſt zu dem Reſultate gekommen, daß die Sitte der Schädeldeformation wirklich in einigen Gegenden Rußlands beſteht und zwar beſonders im Kaukaſus, wo ſie ſchon Hippokrates und Strabon kennen, in einem Theile Weiß-Rußlands und bei den Lappen im Gouvernement Archangelsk.

Hierauf beſchreibt Pokrowsky die verſchiedenen Arten der Deformation von Kinderköpfen; anders iſt dieſelbe in Tiflis und Cartalini (Diſtrikt Achalzik, Gouvernement Tiflis), wo das Haupt, in vertikaler Richtung ſich ausdehnend, die Form einer Melone erhält; anders iſt ſie in den Diſtrikten von Sygnach und Deuchet in demſelben Gouvernement, in welchen beſonders Armenier und Georgier wohnen, anders bei den Griechen an den Ufern der Tſalka. Nach dem Zeugniſſe des griechiſchen Prieſters Gregorius Popandopulo ſchnürt man in letzterer Gegend das Haupt des Kindes bis zum zweiten oder dritten Monat feſt zuſammen, um zu verhindern, daß es dick wird. Denn nach der Meinung des Volkes ſind kleine Köpfe ſchöner und klüger als große. Dieſes Verfahren hat in der That Einfluß auf den Umfang

der Köpfe der Einwohner dieſes Landes, der Kinder ſowohl wie der Erwachſenen.

Die Tataren des Diſtrikts Etſchmiadſin im Gouvernement Eriwan umhüllen, wie Frau Oſtanewitſch erzählt, den Kopf des Neugeborenen mit Watte, ſetzen eine feſte Kappe darüber und befeſtigen dieſe mit einer Binde. Dieſe Gewohnheit hat großen Einfluß auf die Schädelform der Tataren. Die genannte Dame hat während ihres Aufenthaltes bei den Nomaden geſehen, wie Kinderköpfe, welche bei der Geburt noch ganz rund waren, nach Verlauf einiger Zeit in Folge dieſer Einpreſſung eine häßliche, längliche Form erhielten.

Hierauf folgen bei Pokrowsky die verſchiedenen Arten der Schädeldeformation bei den Armeniern und Tataren des Diſtriktes Scherura-Dalaqueltz, bei den Kiſten, bei den Moslemin von Karabatſch im Diſtrikt Schuſchin und bei den Bewohnern der angrenzenden Diſtrikte des Gouvernements Eliſabethpol; ebenſo ſind behandelt der Bezirk Darghin, das weſtliche und gewiſſe Gegenden des ſüdlichen Daghеſtan, die Kaputſchins, die Kumücken, die Tſchetſchen und die Nogaïer des Bezirks Hoſaw-Turtow, bei denen allen Deformation vorkommt. Schädel als Belege der beſchriebenen Deformationen beſitzt Pokrowsky leider nicht.

Es ſind aber nicht allein Kappen und Binden, vermittels welcher die Deformation hervorgebracht wird, auch die Wiegen und die Lage des Kindes darin auf dem Rücken tragen dazu bei, das Hinterhaupt abzuplatten, worauf ſchon Broca den Moskauer Kongreß aufmerkſam machte. Und zwar findet man überall dieſelbe Form der Wiege, in Turkeſtan, in Perſien, überhaupt in ganz Central-Aſien. Was den Gebrauch von Binden in Polen betrifft, ſo bemerkt Sacharow, daß in den Bezirken von Gurnokalwari und Radomsk die Hebamme zunächſt nur mittels der Hände dem Kopfe des Neugeborenen die Form einer Kugel zu geben verſucht. Gelingt ihr dies nicht, dann erſt nimmt ſie ihre Zuflucht zur Binde.

In Weiß-Rußland iſt es nicht allgemeine Sitte, dem Kopfe künſtlich irgend eine beſtimmte Form zu geben. Findet aber die Hebamme, daß das Haupt des Neugeborenen nicht regelrecht gebaut iſt, ſo greift man auch hier zur Binde. Pokrowsky vermuthet, daß in Weiß-Rußland dieſe Sitte nicht eine nationale, von den Vorfahren überkommene iſt, ſondern daß ſie von den Polen ſtammt, welche großen Einfluß auf die Sitten dieſes Landes ausgeübt haben.

Nach dem Zeugniß mehrerer Lappen endlich, welche 1879 von Archangelsk nach Moskau kamen, iſt die Gewohnheit, die Kopfform der Kinder künſtlich zu modificiren, durchaus nicht unter allen nomadiſch lebenden Lappen verbreitet; ſie wird nur in gewiſſen Familien oder Stämmen der Tradition gemäß ausgeübt. Wenn man hier den Kopf eines Kindes wäſcht, bedeckt man ihn mit einem beſonders dafür eingerichteten Mützchen, welches die Beſtimmung hat, „das Eindringen von Waſſer in den Schädel zu verhindern“. Denn dies würde nach Meinung der Lappen den Kopf anſchwellen machen, während doch die kleineren Köpfe die ſchöneren ſind. Dieſer einzig daſtehende Aberglaube der Lappen hat vielleicht darin ſeinen Grund, daß bei ihnen Hydrokephalie häufig vorkommt. Sollte dieſe Vermuthung Beſtätigung finden, ſo würde es ſich erklären, daß bei dieſer Raſſe größte Geräumigkeit des Schädels und außerordentliche Kleinköpfigkeit nebeneinander vorkommen, ein Umſtand, deſſen Erklärung bisher viele Schwierigkeiten gemacht hat.

Kürzere Mittheilungen.

G. vom Rath's „Durch Italien und Griechenland nach Paläſtina“.

Eine äußerſt anſprechende Gabe ſind die zwei Bände, in welchen Profeſſor G. vom Rath ſeine Reiſe „Durch Italien und Griechenland nach dem Heiligen Land“ (Heidelberg, C. Winter 1882) beſchreibt; es ſind zum Theil viel beſuchte Gegenden, aber es hat immer ſein eigenes Intereſſe, wenn ſolche von dem Standpunkte des Fachmannes, hier alſo des Geologen und Mineralogen, geſchildert werden, der uns auf Dinge aufmerkſam macht, welche jedem andern entgehen. Und von dieſem Geſichtspunkte aus gefällt uns der erſte Band am meiſten, ſei es, weil die darin behandelten Gegenden Italiens und Griechenlands zum Theil von ganz beſonderm geologiſchen Intereſſe, Paläſtina aber ein geologiſch ziemlich einförmiges Land iſt, ſei es, daß gerade über Paläſtina eine Reiſeliteratur von unüberſehbarem Umfange vorhanden iſt. Immerhin wird ſich der Leſer durch die zahlreich eingeflochtenen Parallelen zwiſchen der Jetztzeit und dem Einſt und die Reminiſcenzen an die Bibel angezogen fühlen und dem liebenswürdigen Erzähler bis zum Schluſſe eine lebhafte Theilnahme bewahren. Es ſei uns erlaubt, auf Einzelnes aufmerkſam zu machen, wie auf Bd. I, S. 7 f. den Beſuch im Gotthardtunnel und die darin gemachten geologiſchen und anderen Beobachtungen: „Wie es den Botaniker erfreut, in lichterfüllten Himmelsſtrichen fremdartige Pflanzen an ihren urſprünglichen Standorten zu ſammeln, ſo entzückt den Geologen, 1500 m unter dem Proſa-Gipfel die kryſtallbedeckte Kluft, welche durch den Sprengſchuß eben geöffnet wurde. Der Kryſtall, der in bewundernswerther Weiſe Geſetz und Weg dem Lichtſtrahl weiſt, wurde doch nie vom Licht beſtrahlt. Daß auch in dieſe Tiefe durch die Felſenſpalte organiſches Leben vom Tage aus eindringt, beweiſt der von Dr. Stapff in dem niederträufelnden Waſſer aufgefundene Bakterienſchleim.“ Prächtig wird S. 37 ff. der Kampf geſchildert, welcher in den berühmten Fällen des Velino bei Terni zwiſchen der mechaniſchen zerſtörenden Kraft des Waſſers und ſeiner chemiſchen aufbauenden Thätigkeit herrſcht, und in welchem letztere den Sieg davon trüge, wenn nicht Menſchenhand die ſich verſtopfenden Abflüſſe reinigte. Die erſte und hauptſächlichſte Urſache dieſer Tuffbildung war die Pflanze und ihr Wachsthum. „Das Pflanzenleben, welches unter der verſteinernden Kraft des Waſſers zu erliegen ſcheint, iſt eine der weſentlichſten Urſachen der Tuffbildung. Es klingt paradox und iſt dennoch wahr, daß die Pflanze ihr Sterbekleid oder den ſchweren Steinpanzer, unter dem ſie erſtickt, ſich ſelbſt webt und fertigt. Die Pflanze athmet wie aus der Luft, ſo auch die im Waſſer und im Waſſerſtaub gelöſte Kohlenſäure ein und entzieht dadurch dem Kalkkarbonat ſein Löſungsmittel. Das Steinſediment fällt auf die belebte Pflanze nieder, welche verkümmert und abſtirbt, wenn ſie nicht wie die Algen und Waſſermooſe die Fähigkeit beſitzt durch Spitzenwachsthum unbegrenzt den erſterbenden Leib zu verjüngen. . . . . So betheiligt ſich das organiſche Leben auch an den geologiſchen Bildungen und zwar um ſo mächtiger, je unſcheinbarer und geringer das Einzelweſen iſt.“ Ebenſo machen wir aufmerkſam auf die Abſchnitte über die Veſuvprodukte (S. 56 ff.), das Erdbeben

von Caſamicciola (S. 69), dasjenige vom 16. December 1857 (S. 79), den Berg Volture (S. 86 ff.), die Wanderung auf Tinos (S. 139 ff.) und anderes mehr. Von Intereſſe iſt, daß der antike Auſidus, welcher auf den Karten heute Ofanto heißt, bei dem anwohnenden Volke ſeinen Namen „Ofido“ bewahrt hat (S. 84). Zum Schluſſe einige ethnographiſche Bemerkungen vom Rath's. In den Provinzen Salerno und Potenza ruht die ſchwere Arbeit, auch zum größern Theile die Feldarbeit, auf den Frauen. Sie ſetzen ihren Stolz darin, weſentlich durch ihrer Arme Kraft die Familie zu ernähren und es dem Manne möglich zu machen, ein halb müßiggängeriſches Leben zu führen. Auf dem Markte von Eboli hatte vom Rath's Gewährsmann bei einem Streite zweier Frauen gehört, wie die eine voll Stolz der andern zurief: „Du biſt keine Frau, die durch ihre Arbeit es dem Manne ermöglicht, auf dem Platze ſpazieren zu gehen!“ Ebenſo bildet in der ganzen Baſilicata der Transport des Waſſers zu den hochliegenden Anſiedlungen einen weſentlichen Theil der Frauenarbeit. Zwiſchen Potenza und Avigliano durchfuhr Prof. vom Rath einen ſchluchtenreichen Diſtrikt, deſſen Anbau den Bewohnern ein rühmliches Zeugniß gab (1, S. 82). „Ueberall ſind die Steine, die in ſchrecklicher Menge das Land bedecken, zuſammengetragen, um Ackerland zu gewinnen. Die Frauen wetteifern in Arbeitsleiſtung mit den Männern. Vom frühen Morgen bis zum Abend bearbeiten ſie mit der ‚Zappa‘ (Karſt) das Feld, dann ſchleppen ſie noch aus dem Wald eine Holzlaſt von 50 bis 60 kg nach Hauſe. Sie ſetzen hier ihren Stolz in die Arbeit. Sie ſind nicht etwa durch dieſelbe gebeugt. Welche Geſtalten ſieht man! In ſtolzer Kraft ſchreiten ſie aufrecht einher; die Züge nicht ſelten von edlem Schnitt, wenngleich der Ausdruck rauh und hart. An der Quelle unter Avigliano füllte eine Menge von Frauen ſchmale Fäſſer und trug ſie zur Stadt hinauf. Eigenthümlich iſt die Tracht der Aviglianeſerinnen. Der Kopf iſt von einer ſchweren ſchwarzen Tuchkapuze bedeckt, um den Hals Goldketten — bei der Werktagsarbeit, über dem Buſen ſchön geſtickte Tücher, ein rothes Mieder und rothe Strümpfe. Nun aber das Seltſamſte, der Tortiglione. Frauen und Mädchen, bis zu den kleinſten hinab, binden unter dem in enge Falten gelegten Rock eine aus Tüchern gewundene, ſehr dicke Wulſt, welche den Hüften eine ganz unnatürliche, horizontal vorſpringende Form giebt. Dieſe Mißgeſtaltung des weiblichen Wuchſes, das Häßlichſte, was ſich denken läßt, gilt in den Augen der Aviglianeſerinnen als ein großer Schmuck. Jede Gemeinde in den Provinzen Salerno und Baſilicata ſoll eigenthümliche Frauentrachten beſitzen. Durch eine faſt bedenkliche Freiheit ſollen ſich die Trachten von Polla, San Pietro, San Arſenio, San Rufa (etwa 4 Meilen ſüdlich von Potenza) auszeichnen.“ Sehr erfreulich iſt auch, was S. 107 f. über die Fortſchritte Süd-Italiens berichtet wird. „Seit etwa 1½ Jahrzehnten, da Calabrien aus durchaus mittelalterlichen Zuſtänden in die Neuzeit trat, hat auch hier der Menſch erfolgreich den Kampf gegen eine rauhe Natur begonnen. Wo den weißen, blendenden Thonſchichten nur ein wenig Kalk beigemengt iſt, da erblickt man neue, wenn auch noch dürftige Weizenfluren. Straßen, das Centralgebirge überſchreitend, verbinden jetzt die Städte unter einander. Das Streben der bourboniſchen Regierung, die Provinzen, Landſchaften und Städte zu iſoliren, iſt zu ſchanden geworden. Als eine lächerliche Thorheit erſcheint der Ausſpruch des bourboniſchen Königs: die gemeinſame Liebe zum Souverän wäre Vereinigung genug für die verſchiedenen Theile und Glieder des Reiches. Eiſenſchienen verbinden jetzt, ſtark und unlösbar, auch das ferne arme Calabrien mit dem großen reichen Mutterland. Welche Veränderung haben ſie in den Bewohnern der Küſtenlandſchaft während eines einzigen Jahrzehnts hervorgerufen! Die Bahnlinie zieht mit unwiderſtehlicher Kraft die Bevölkerung von ihren fernliegenden Stadtbergen herab zur Küſte. Die alten handelsfrohen Griechenſtädte (ſo Locri Epizephyrii) lagen am Geſtade. Als dann ſpäter der Segen der Meeresnähe ſich in Fluch verwandelte und alle dieſe herrlichen Küſten durch Menſchenräuber heimgeſucht wurden, verödeten ſie; die geängſtete Bevölkerung zog ſich mehr und mehr auf die Naturfeſtungen des Gebirges zurück. . . . . In dem Maße wie dieſe hohen, kühnen, waſſerloſen Städtelagen veröden, wächſt an der Bahnlinie eine Reihe blühender Städte empor.“

Wir brechen hier mit dieſen kurzen Auszügen, denen ſich ſolche über Griechenland und die Levante genug anreihen ließen, ab und verweiſen unſere Leſer, namentlich aber Paläſtinafahrer, auf das Rath'ſche Buch ſelbſt.

Stimmen aus der Südſee über den Menſchenraub.

Von Henry Greffrath.

Auch im „Globus“ wurde ſchon gelegentlich auf den Menſchenhandel hingewieſen, welcher von ſogenannten Labourtraders betrieben wird, Schiffen, die ſich mit der Lieferung von Eingeborenen der Südſee-Inſeln, gewöhnlich Kanakas oder auch Polyneſier genannt, an die Plantagenbeſitzer in Queensland und auf den Fidſchi-Inſeln befaſſen. Man ſuchte der öffentlichen Stimme, welche dagegen laut wurde, dadurch zu begegnen, daß die Regierung ſolchen Schiffen einen Beamten (Government agent) beigab, der darauf ſehen ſollte, daß kein Polyneſier gegen ſeinen Willen oder ohne Einwilligung ſeiner Angehörigen an Bord des Schiffes gebracht würde. Das war indeß weiter nichts als Schein oder reiner Humbug! Die Sache blieb, wie zuvor, Menſchenraub und Menſchenhandel.

Man hat in letzter Zeit wieder häufiger von Mordthaten gehört, welche an Weißen, die auf Inſeln der Südſee landeten, verübt wurden. Der Vorgang wird dann gewöhnlich in öffentlichen Blättern recht grauſig geſchildert; ein Kriegsſchiff erſcheint bald darauf vor der Inſel, einige Dörfer, deren Bewohner ſich in ſchwer zugängliche Dſchungel geflüchtet haben, werden eingeäſchert, ſämmtliche Kanoes verbrannt, und die Kokosbäume, von deren Früchten die Eingeborenen leben, niedergehauen. Was aber jene Mordthaten veranlaßt hat, wird in der Regel ſehr ſorglich verſchwiegen. Um ſo erfreulicher iſt es, wenn da einmal Ehrenmänner, unbekümmert um den Haß und die Verfolgung derer, welche aus Menſchenfleiſch Kapital ſchlagen, ihre Stimme erheben und im Namen der Civiliſation den Skandal einer modernen Sklaverei an den öffentlichen Pranger ſtellen. Der jetzige Kommandant der in Auſtralien ſtationirten engliſchen Flotille, Kontre-Admiral Wilſon, läßt ſich darüber in ſeinem officiellen Berichte an die engliſche Regierung mit dieſen Worten aus: „Ich glaube zwar nicht, daß meine gegenwärtigen Vorſchläge dem argen Unrechte, welches an den Polyneſiern der Südſee verübt wird, gänzlich Einhalt thun werden, denn das kann nur durch ein Verbot der Einfuhr polyneſiſcher Arbeiter in Auſtralien geſchehen, aber immerhin dürften ſie die traurige Lage dieſer Menſchen, welche in vielen Fällen viel ſchlimmer iſt als die der Sklaven unter Europäern oder Amerikanern, wenigſtens in etwas beſſern.“

Noch ſchärfer ſpricht ſich der Rever. D. Macdonald, ſeit zehn Jahren Miſſionär der presbyterianiſchen Kirche auf den Neu-Hebriden, in einem offenen Sendſchreiben an den „Melbourne Argus“ vom 6. Oktober 1882 aus. Es heißt darin: „Die den „Labour-traders“ beigegebenen Regierungsagenten akkommodiren ſich meiſtens dem Intereſſe der Kapitäne und nützen den Eingeborenen wenig oder gar nichts. Es iſt neuerdings in auſtraliſchen Zeitungen über die Ermordung der Schiffsmannſchaft des Schoners Dauntleß auf der Inſel Apia viel Geſchrei erhoben worden. Aber was gab die Veranlaſſung dazu, welche man verſchwieg? Ein junger Polyneſier war von Matroſen eines ſolchen — nennen wir es geradezu — Sklavenſchiffes ergriffen worden und ſollte gewaltſam aufs Schiff gebracht werden, als ſein Vater, ein

alter Mann und Häuptling eines Stammes, ihm zu Hilfe eilte und dafür auf der Stelle meuchlings erschossen ward. Daß die Nachcakte der Eingeborenen öfters an die falsche Adresse gelangen, darf bei einem wilden Naturvolke nicht Wunder nehmen. Es macht eben den ganzen Stamm der Weißen, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, für Thaten des Individuums verantwortlich. Und nicht bloß Kinder werden von diesen gewissenlosen Händlern in Menschenfleisch ihren Eltern entrissen, sondern auch Frauen und Männer gewaltsam von einander getrennt und fortgeschleppt. Noch kürzlich wieder wurde in dieser Weise auf der zu den Neu-Hebriden gehörigen Insel Sandwich eine Frau Namens Erewo ihrem Manne Charlie entführt. Letzterer, so wie der dort stationirte Missionär, Rever. O. Michelsen, und dessen Frau wurden beim Regierungsagenten des Schiffes vorstellig, allein vergeblich —, die arme Frau mußte fort von ihrem Manne auf die Plantagen in Queensland, damit der Kapitän ein Judasgeld an ihr verdiente. Der Eingeborene Charlie ist Heide, und dennoch verhinderte er seine Stammesgenossen Rache zu nehmen. Er tröstete sich mit der Hoffnung, die Regierung von Queensland werde, wenn von dem Vorfalle unterrichtet, ihm seine Frau bald zurücksenden. Der Kommandant eines kurz darauf eingetroffenen Kriegsschiffes war darüber empört und versprach Remedur. Um sich der geraubten Frauen zu versichern, haben die Plantagenbesitzer die Mähr erdacht, daß dieselben bei der Rückkehr auf ihre Inseln von den Ihrigen immer ermordet würden. Aber das ist eine unverschämte Lüge, so etwas geschieht nie!!"

Es besteht in Queensland allerdings die gesetzliche Bestimmung, daß Kanakas, nachdem sie einen Zeitraum von drei Jahren auf den Plantagen gedient haben, auf ihre Inseln frei zurückgebracht werden müssen. Aber auch hier wieder fügt sich ein neues Unrecht zum alten. Die armen Geschöpfe werden beim Rücktransport, wenn es dem Schiffskapitän eben besser konvenirt, nicht selten auf einer Insel abgesetzt, wohin sie nicht gehören, um dann dem grausigen Schicksale zu verfallen, getödtet und gegessen zu werden.

Der Rever. Macdonald schließt mit folgenden sehr wahren Worten: „Es ist ein Skandal, daß Großbritannien, welches die Sklaverei in seinen Kolonien abgeschafft und auch zur Beseitigung derselben in anderen Staaten so viel beigetragen hat, jetzt einen gleich unheilvollen und gleich unchristlichen Menschenhandel gegen die hilflosen Südsee-Insulaner aufkommen läßt. Diese „Labour-traders" rauben Kinder, stehlen Männer und Weiber und schießen die, welche sich dabei ihrer Haut wehren, wie die Hunde nieder — ist das, frage ich, der Würde, der Ehre und Gerechtigkeit eines großen Kulturstaates, wie doch der englische Staat ist, angemessen?? Diese Art Menschenhandel wird die Rasse der Papuas ihrem Untergange zuführen. Warum verwenden die Plantagenbesitzer in Queensland und auf den Fidschi-Inseln nicht Kulis aus Ostindien oder China zu ihren Arbeiten? Man antwortet: diese verlangen einen höhern Lohn. Aber mag eine Produktion, welche die freie Arbeit nicht verträgt, lieber zu Grunde gehen. Let justice be done, though the heavens fall!"

Nach den letzten Nachrichten aus Australien hätte die englische Regierung den Sir Arthur Gordon, frühern (von 1875 bis 1880) ersten Gouverneur der Fidschi-Inseln und jetzt Gouverneur von Neu-Seeland, nach England berufen. Sir Arthur ist ein genauer Kenner der polynesischen Zustände, und man will seine Rathschläge, wie dieselben zu verbessern seien, anhören. Wir geben zu, daß, wie sich die Verhältnisse in Queensland nun einmal gestaltet haben, die Kanaka-Frage eine „sehr verzwickte" ist. Zum Schlusse noch einige Worte über die Stellung der Polynesier auf den Zuckerplantagen in Queensland. Ihre Dienstzeit soll sich, wie schon angegeben wurde, auf drei Jahre belaufen, und sie sollen dann auf Kosten des Pflanzers, in dessen Dienst sie standen, in ihre Heimath zurückgeschafft werden. Der jährliche Lohn beträgt 6 Pf. St., also für die drei Jahre 18 Pf. St. Da aber in ihrer Heimath das baare Geld keinen Werth hat, so legen sie ihren Verdienst in allerlei, zum Theil sehr nutzlosen Sachen an, von denen die Pflanzer Vorrath halten und wobei ihnen noch ein guter Gewinn zufällt. Die Kanakas erhalten ferner freie Kleidung und Kost, welche sich auf ungefähr 12 Pf. St. per Jahr berechnen mögen. An Rationen, deren weitere Zubereitung sie selber zu besorgen haben, werden ihnen per Tag verabreicht: 1 Pfund (453 Gramm) Fleisch oder 2 Pfund Fisch, 1 Pfund Brot oder Mehl, 5 Unzen (189 Gramm) Zucker oder Melasse und 4 Unzen Reis oder 8 Unzen Maismehl, außerdem noch etwas Tabak, Salz, Seife u. s. w. Es leuchtet ein, daß diese täglichen Rationen so weit reichlich bemessen sind, aber dennoch scheint der Gesundheitszustand dieser polynesischen Arbeiter nicht der beste zu sein. Dazu mag die veränderte Lebensweise viel beitragen. Sie waren auf ihren Inseln an ein vagabondirendes freies Leben gewöhnt, dagegen müssen sie auf den Plantagen den Tag über regelmäßig arbeiten und sich, wohl auch über das Maß ihrer Kräfte hinaus, abplacken, und verbringen die Nächte wie eingepfercht. Lungenkrankheiten stellen sich häufig bei ihnen ein, und die Sterblichkeit unter ihnen ist namentlich in den ausgezeichneten nördlichen Zuckerdistrikten Maryborough, Mackay und M'Ivor, deren Klima den Europäern schlecht zusagt und wo deshalb sehr viel Kanakas auf den Plantagen verwendet werden, eine beträchtliche. Mr. Trollope bemerkt in seinem Reiseberichte über Queensland, daß von 13933 importirten Polynesiern 5570 in ihre Heimath zurückkehrten und 1694 mit Tode abgingen.

Man lernt aus dieser Schilderung, welche wir noch durch eine Betrachtung der unwürdigen Chinesenverfolgung in Australien erweitern könnten, daß Kulturstaaten, die sich über Mißstände in anderen Staaten, z. B. über die zum Theil mit Uebertreibung behandelte Judenverfolgung in Rußland, ereifern, oft besser thun, erst ihren eigenen Augiasstall zu reinigen, bevor sie Anderen Moral lesen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Verbindung zwischen Deutschland und Dänemark, und dadurch mit Skandinavien, wird in nächster Zeit eine große Verbesserung erfahren durch den Bau einer Eisenbahn von Neu-Strelitz nach Rostock und Warnemünde (110 km), für welche der mecklenburgische Landtag am 14. December 1882 namhafte Subsidien bewilligt hat. Ein Gleiches geschah für die Verbesserung des Hafens von Warnemünde. Die Seefahrt von dort nach der Südspitze der dänischen Insel Falster ist nur wenig über 40 km lang, und die ganze Reise von Berlin nach Kopenhagen wird nach Vollendung jener Bahn nur noch 11 bis 11½ Stunden in Anspruch nehmen.

— Die lebhafte Benutzung der Eisenbahn Zombor-Gombosch-Brod an der Save von Seiten der dortigen Deutschen hat („Allg. Zeit." vom 26. Nov. 1882) ihren Grund in der beachtenswerthen Wanderung derselben, welche seit etwa 20 bis 25 Jahren, namentlich aber in den letzten 6 bis 8 Jahren nach dem Save-Gebiet und östlichen Slavonien statt-

findet. Dieſer Umſtand erklärt ſich aus dem Steuer- und Abgabendruck und aus den mannigfachen nationalen Benachtheiligungen, welchen der Deutſche in den ſüdlichen Komitaten Ungarns weit mehr ausgeſetzt iſt als in den ſlavoniſchen und namentlich in den früheren Militärgrenzdiſtrikten.

— Während der unterſeeiſche Tunnel zwiſchen Frankreich und England auf große Hinderniſſe ſtößt, geht derjenige zwiſchen Calabrien und Sicilien, bei welchem allerdings keine politiſche Bedenken vorliegen, ſeiner Ausführung entgegen. Aus den Plänen, welche die Venetianiſche Eiſenbahngeſellſchaft dem Miniſterium eingereicht hat, theilt die „Allg. Zeit." folgende Einzelheiten mit. Die Geſammtlänge der Bohrlinie wird 13 546,17 m betragen, von welchen 4680,62 m auf die Abſtiegsſerpentinen auf ſiciliſcher Seite, 4565,63 m auf diejenigen der Feſtlandſeite und 4299,92 m auf den geradlinigen Theil des Tunnels unter der Meerenge entfallen, welcher auf calabriſcher Seite 153,15 m, auf ſiciliſcher 154,28 m unter dem Meeresſpiegel liegt. Die Serpentinen haben in den geradlinigen Strecken einen Fall von 35 pro 1000, in den Kurven von 32 pro 1000. Die Koſten ſind auf etwas mehr als 71 Millionen Lire veranſchlagt, inbegriffen circa $5\frac{1}{2}$ Millionen für die Anſchlußſtrecke zwiſchen dem Tunnel und der Station Meſſina. Auf calabriſcher Seite findet der Anſchluß an die ſchon im Bau begriffene Strecke Reggio-Bagnara unmittelbar am Tunnelausgange ſtatt.

Aſien.

— Der in Geſellſchaft von Aymonier auf einer wiſſenſchaftlichen Miſſion in Siam befindliche Hauptmann Paul Sorin (ſ. „Globus" XLI, S. 255) meldet am 6. Oktober 1882, daß er ſeit etwa einem Vierteljahre in der Provinz Angkor ſich befinde und damit beſchäftigt ſei, eine Karte in 1 : 50 000 von den Ruinenfeldern zu entwerfen, deren Mittelpunkt Angkor einnimmt und welche einen Flächenraum von 600 bis 700 qkm bedeckt. Von December an gedachten dann beide Reiſende das Gebiet der nördlichen Zuflüſſe des großen Sees Camman-bai, welcher halb zu Siam, halb zu Kambodja gehört, zu bereiſen.

— Wie in der „China Review" mitgetheilt wird, iſt man erſt jetzt in Hongkong dahinter gekommen (und das ſpricht nicht ſehr für die chineſiſchen Kenntniſſe der dortigen engliſchen Beamten), daß Chineſen und Europäer unter Todtſein etwas Verſchiedenes verſtehen. Wir halten Jemanden für todt, wenn er aufgehört hat zu athmen und ſein Blut nicht mehr cirkulirt; die Chineſen aber halten jeden für noch lebendig, ſobald noch eine Spur von Wärme in ſeinem Körper iſt. Zwiſchen beiden Zuſtänden kann oft ein Zeitraum von mehreren Stunden liegen, und dieſe Verſchiedenheit der Auffaſſung iſt bei vielen Fällen, wo es ſich um einen Chineſen handelte, ein ſchwerer Stein des Anſtoßes geweſen. So iſt es vorgekommen, daß ein Hoſpitalarzt erklärte, daß ein beſtimmter Chineſe todt zum Thore hereingetragen worden ſei, und deſſen Verwandten ſteif und feſt dabei blieben, er habe zu dieſer Zeit noch gelebt. Die darauf hin angeſtellte Unterſuchung brachte dann jene intereſſante Verſchiedenheit der Anſchauungen zu Tage.

— Der Katjubung (Ketjubung) — ſo ſchreibt uns Herr E. Metzger —, von dem der „Globus" Bd. XLII, S. 320, auf Grund des Bock'ſchen Werkes: „Unter den Kannibalen auf Borneo" berichtet, iſt der Same der Datura (ich glaube stramonium oder fastuosa). Der Gebrauch, der an der genannten Stelle erwähnt wird, iſt nicht nur auf Sumatra, ſondern wohl im ganzen indiſchen Archipel bekannt, und dient der Same außer zu dem angegebenen Zweck, auch noch zu einem ſehr groben Scherz; er wird nämlich gebraucht um einen ſtarken Rauſch, der in den äußeren Erſcheinungen völlig mit Betrunkenheit identiſch iſt, hervorzurufen. Zu dieſem Zweck werden die zu Pulver geriebenen Samenkörner unter Tabak gemiſcht und dann dem unglücklichen Schlachtopfer eine von ſolchem Tabak bereitete Cigarette angeboten. Vor etwa 20 Jahren wurde mir erzählt, daß derartige Scherze auch unter Europäern vorgekommen ſeien; wenn man eine Perſon auf dieſem Wege betäuben wollte, wurde ihr, wenn ſie um Feuer bat, eine brennende Lunte (tali api) angeboten, an der man eine Stelle, welche mit dem Stechapfelſamen präparirt war, entzündet hatte; wenn an der glimmenden Kohle eine Cigarre angezündet wurde, folgte eine augenblickliche, ſtarke Betrunkenheit von längerer oder kürzerer Dauer. Wiewohl ich ſelbſt keine Erfahrungen über die von Bock erwähnte Wirkung des Einblaſens von pulveriſirtem Samen gemacht habe, glaube ich mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß dies Verfahren häufig zur Erleichterung des Stehlens angewendet wird. Mit Ketju (Raubzug) hat das Wort Ketjubung keinen Zuſammenhang; die Ausſprache des „Ke" in beiden iſt ganz verſchieden, nur in der Transſcription ſind beide gleich.

Ferner wird uns von einem Bremer Leſer mitgetheilt, daß ein Büſchel Blätter von jener Pflanze unter dem Kopfkiſſen der Kinder genügt, um denſelben einen feſten Schlaf zu verſchaffen; ſobald ein Kindermädchen im Archipel merkt, daß die Mutter nicht aufpaßt, wird ſie jenes Mittel bei unruhigen Kindern ſicher anwenden. Die aufgeſchnittene Frucht der Datura, auf Entzündungen gelegt, beſeitigt ſofort den Schmerz gänzlich und wirkt heilend.

Afrika.

— Die „Oeſterreichiſche Monatsſchrift für den Orient" (1882, Nr. 11 und 12) bringt ausführliche Berichte des Konſulatsbeamten Hanſal in Chartum über den Aufſtand im Sudan. Aus denſelben iſt hervorzuheben, daß der falſche Prophet am 8. September zum erſten Male die befeſtigte und von 6000 Schützen beſetzte Hauptſtadt von Kordofan, Obeid, durch ſeine, nur mit Lanzen bewaffneten Scharen angreifen ließ, jedoch mit einem Verluſte von 12- bis 15 000 Mann zurückgeſchlagen wurde. Am 11. und 14. September wiederholte er den Sturm, beidemal mit dem gleichen Mißerfolge und am letztern Tage mit dem Verluſte von 21 000 Mann. Den Geſammtverluſt während des Aufſtandes ſchätzt man bis jetzt auf 70 000 Menſchenleben, eine enorme Zahl für jene ohnehin nur ſchwach bevölkerten Gegenden. Trotz dieſen Verluſten der Empörer war man zu Anfang Oktober in Chartum über das Schickſal von Obeid noch keineswegs beruhigt.

— Der Entomologe Eraldo Dabbene aus Turin hatte der ägyptiſchen Regierung ſeine Dienſte angeboten, um die dem Ackerbau ſchädlichen Inſekten zu ſtudiren; aber die kriegeriſchen Ereigniſſe vereitelten dieſen Plan. Dabbene ging alſo auf eigene Fauſt nach dem Sudan und hatte das Glück, in Chartum mit Emin-Bey bekannt und von ihm unterſtützt zu werden. Jetzt befindet er ſich in Lado (5° n. Br.) und rüſtet ſich zu einer Reiſe nach dem Lande der Monbuttu, wo er vielleicht mit dem Hauptmann Caſati aus Mailand und Dr. Junker zuſammentreffen wird.

— Von einem eigenthümlichen Mittel der Somali, ſich in Beſitz der Straußenfedern zu ſetzen, ohne die Vögel zu tödten, berichtet Georges Révoil in ſeinem Buche „La vallée du Darror". Sie bedienen ſich dazu einer Frucht, der kleinen Kürbiſſe der Pflanze „galfon", welche die Strauße ſehr lieben. Zur Zeit der Reife ſammeln ſie dieſelben in Menge und füllen ſie mit einem giftigen Gummi, welcher dieſelben Wirkungen wie Nux vomica hervorbringt. Dieſe Lockſpeiſe ſtreuen ſie auf die Fährte der Thiere und verbergen ſich dann, während eine Anzahl Reiter dieſelben langſam vor ſich hertreiben. Ohne ſich ſehr beunruhigen zu laſſen, weiden die Strauße weiter und ſchlingen die vergifteten Früchte gierig hinunter, worauf ſie faſt ſofort betäubt umfallen. Nun eilen die Somali herbei, binden dem Thiere die Beine feſt zuſammen, rupfen ihm die Federn aus und laſſen es dann laufen, um es im nächſten Jahre in gleicher Weiſe abernten zu können.

— Am 11. December ist in Lissabon ein Vertrag zwischen Portugal und Transvaal unterzeichnet und von Großbritannien als der suzeränen Macht des Boerenfreistaates bestätigt worden, durch welchen die Produkte beider Länder von Ein- oder Durchfuhrzöllen und Waaren jeder Herkunft, die für Transvaal bestimmt sind, von Hafenabgaben in Lourenço Marquez (Ostküste Afrikas) befreit werden.

— Die malgaschische Gesandtschaft, welche die Furcht vor französischen Uebergriffen im December 1882 nach England getrieben hat, hat dort eine Anzahl gedruckter diplomatischer Aktenstücke überreicht, welche, aus einer einheimischen Officin hervorgegangen, an äußerer Erscheinung und typographischer Genauigkeit den englischen Blaubüchern nicht nachstehen sollen. Die malgaschischen Setzer sind durch Engländer unterrichtet worden; es werden jetzt auf Madagaskar fünf oder sechs Zeitschriften gedruckt, welche sich einer weiten Verbreitung erfreuen. Hierbei sei erwähnt, daß Rev. James Sibree jun. ein Werk über die Redekunst, die Sagen, Lieder und Märchen der Malgaschen vollendet und Rev. J. A. Houlder in Antananarivo ein solches über „Witz und Weisheit der Hovas" hat erscheinen lassen. Mr. Houlder hat schon seit Jahren malgaschische Sprüchwörter gesammelt und deren etwa 3000 zusammengebracht.

Australien.

— Wenn auch das Northern Territory im Allgemeinen bekannt ist, so giebt es doch noch immer beträchtliche Strecken darin, welche von Weißen kaum betreten wurden. Dies gilt auch von dem Landgebiete, welches sich zwischen den wichtigen Flüssen Adelaide und Roper ausbreitet. Mit dessen nähern Erforschung hat die südaustralische Regierung jetzt den Geometer Mc Minn beauftragt, welcher zu diesem Zwecke in September 1882 in Begleitung des erforderlichen Personals Port Darwin an der Nordküste von Australien verließ. Er soll auch die noch unbekannte Mündung des dort fließenden Mary R. feststellen und nach werthvollen Mineralien, die man dort vermuthet, suchen.

Nordamerika.

— Mr. Hubert Bancroft, der Verfasser des auch im „Globus" (Bd. 29, S. 60 und 358) gewürdigten großen Werkes über die Eingeborenen der Pacific-Staaten, beginnt nächstens die Herausgabe eines noch umfangreichern Unternehmens, mit welchem er schon 15 Jahre beschäftigt ist, einer mindestens 30bändigen Geschichte des ganzen Gebietes von Central-Amerika bis Alaska. Der erste Band wird neue Details über die Entdeckung Amerikas und über Columbus und dessen Charakter bringen.

— In seinem Berichte über die öffentlichen Gärten und Pflanzungen Jamaicas für das Jahr 1880/1 konstatirt Mr. Morris (nach „Nature" Nro. 682, S. 90), daß selbst die ärmsten Bauern sich sehr bemühten, neue und wichtige Pflanzen zu erhalten und anzubauen, und spricht die Hoffnung aus, daß in nicht allzu langer Zeit dadurch der Wohlstand und das Gedeihen des Insel sich heben wird, indem sie ein Hauptlieferant von Früchten und Rohmaterialen für England und Amerika wird. Jamaica, heißt es, ist fast ganz auf seine Landwirthschaft angewiesen; es besitzt kein Bauholz, keine Mineralien, keine Industrie, und in Künsten und Wissenschaften kann es auch nicht mit anderen Ländern wetteifern. Dafür aber hat es einen reichen, fruchtbaren Boden, ein gesundes Klima, reichliche Quellen und sehr viel unbebautes Bergland; von der richtigen Ausnutzung dieser Eigenschaften hängt schließlich sein Gedeihen ab. Deshalb hat auch Mr. Morris sein Hauptaugenmerk auf Einführung von Nutzpflanzungen gerichtet; es wurden Anpflanzungen von liberischem Kaffee, Kakao, Tabak, Apfelsinen, Mangos, Ananas, Gewürznelken, Kautschuk, Gespinnstpflanzen, Cinchona, Jalappe ꝛc. angelegt und damit solche Erfolge erzielt, daß nur der Mangel an Kapital und Energie es verhindern, wenn Jamaica nicht mit der Zeit die meisten tropischen Produkte auf den Markt liefert.

Südamerika.

— Auf S. 16 des 41. Bandes meldeten wir, daß, nachdem Buenos Ayres zur Hauptstadt der gesammten Argentinischen Republik erklärt worden, Ensenada, 50 km südöstlich von jenem, zur Hauptstadt der Provinz Buenos Ayres bestimmt sei. Man beschloß jedoch lieber eine ganz neue Stadt, Namens La Plata zu diesem Zwecke zu bauen, welcher Ensenada als Hafen dienen wird, und deren Grundstein am 24. November 1882 durch den Gouverneur Dr. Rocha gelegt worden ist. Zwar halten viele diese Gründung für aussichtslos; doch werden immerhin, angelockt durch große Privilegien, Tausende herzuströmen und sich niederlassen, und der Hafen Ensenada wird, wie man hofft, das seinige zum Aufblühen der Stadt La Plata beitragen, da er gerade für große Seeschiffe, welche in Buenos Ayres 14 Seemeilen vom Ufer entfernt ankern müssen, viele Bequemlichkeiten darbietet.

— Am 31. August 1882 hat Mr. William Brown die Genehmigung seitens des chilenischen Kongresses erhalten, zwischen Valparaiso und Santiago eine zweite Eisenbahn, und zwar in südlichem Bogen über Melipilla, anlegen zu dürfen. Die Arbeiten an derselben müssen spätestens innerhalb 20 Monate beginnen und das Ganze binnen fünf Jahren vollendet sein.

In der Argentinischen Republik ist die sogenannte Andes-Bahn bis San Luis in Betrieb und bis 12 Leguas vor Mendoza in Bau.

— Mit Genugthuung muß es begrüßt werden, daß man auch in Frankreich jetzt anfängt, den großsprecherischen und unwahren Behauptungen des M. Charles Wiener, französischen Vicekonsuls in Guayaquil, ebenso entgegenzutreten, wie dies in Deutschland Dr. A. Stübel gethan hat (Petermann's Mittheilungen 1881, S. 222). Zwar zieht Wiener jetzt nach Zeitungsberichten von Ende November in Frankreich von Stadt zu Stadt und von Ovation zu Ovation; doch macht bereits „L'Exploration" (Nro. 305) dagegen Front, indem sie einen Brief eines Missionärs Luigi Pozzi, der am Napo stationirt ist, abdruckt. Darin wird dem famosen M. Wiener außer einigen Unanständigkeiten, Lügen und Flunkereien dasselbe vorgeworfen, wie schon von Dr. Stübel, daß er sich als Entdecker der Schiffbarkeit des Rio Napo und eines neuen Handelsweges ausposaunt, während doch dieser Weg nachweislich schon 1540 durch Orellana und 1637 durch Teixeira benutzt wurde und bis auf den heutigen Tag alljährlich von Hunderten von Indianern und vielen Weißen benutzt wird. Es ist übrigens sehr zu bedauern, daß Wiener's Reisewerk „Pérou et Bolivie" (Paris 1880) nicht durch den kompetentesten Beurtheiler in Deutschland die in Aussicht gestellte Kritik erfahren hat; dasselbe enthält an Unsinnigkeiten und Schwindeleien fast Unglaubliches.

Inhalt: Die Sosnowski'sche Reise durch China IV. (Mit sieben Abbildungen.) — Die Zeichnenkunst der australischen Eingeborenen. (Mit einer Abbildung.) — Dr. F. W. Paul Lehmann: Kronstadt. — Die Verunstaltung der Schädel in Rußland. — Kürzere Mittheilungen: G. vom Rath's „Durch Italien und Griechenland nach Palästina". — Henry Greffrath: Stimmen aus der Südsee über den Menschenraub. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Nordamerika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion 28. December 1882.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIII. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1883.

Die Sosnowski'sche Reise durch China.

(Nach dem Berichte des Dr. Pjasetzki.)

V.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen des Dr. Pjasetzki.)

Die Fahrt auf dem Hankiang, die schon zwei und einen halben Monat dauerte, nahte sich nun ihrem Ende. Der um diese Jahreszeit ungemein niedrige Wasserstand des Flusses erlaubte zwar nur ein langsames Vorwärtskommen, wurde von den Schiffern aber doch als besonders günstig betrachtet, da er die unzähligen Klippen des hier wieder von Bergen eingeengten Stromes sichtbar werden ließ. In wenigen Tagen gedachte man Han-tschung-fu zu erreichen, von wo aus die Reise zu Lande fortgesetzt werden sollte. Freilich, auf dieser letzten Strecke der Flußfahrt gab es noch ein gefährliches Hinderniß zu überwinden: die große Stromschnelle Lun-tan, die längste und reißendste in dem ganzen Laufe des Hankiang, von deren Schrecken die Schiffer nicht genug zu erzählen wußten. Am Tage, ehe man dieselbe erreichte, wurde besonders zeitig vor Anker gegangen, um die nöthigen Vorbereitungen treffen zu können. Eine ungewöhnliche Thätigkeit entfaltete sich an Bord; die Schiffe wurden von oben bis unten gründlich nachgesehen, kleine Schäden ausgebessert, sämmtliche Taue aber sorgfältig auf ihre Haltbarkeit hin geprüft. Unterdessen traten die Reisenden in Verkehr mit den Bewohnern des am Ufer gelegenen Dorfes, die auf kleinen Böten an das Schiff ruderten, um Brot, Hühner, Eier, getrocknete Früchte und ein eigenthümliches, aus Mehlteig, Reiszucker und Sesamkörnern hergestelltes Zuckerwerk zum Verkaufe anzubieten.

Schon lange bevor man am nächsten Morgen Lun-tan erreichte, hörte man das Brausen des über mächtige Steine und Klippen dahinschießenden Wassers. Die Schnelle hat eine Länge von fast 1100 m; so hatte Pjasetzki, während sein Schiff mit größter Vorsicht und unsäglicher Anstrengung hinübergezogen wurde, hinreichend Zeit, sich der gefährlichen Lage bewußt zu werden und lebhaft zu bedauern, daß er die in der Kajüte befindlichen Kisten mit seinen Sammlungen und Zeichnungen, sowie Matusowski's Karten u. s. w. nicht lieber durch Träger am Ufer entlang geschickt hatte. Das Schiff rechtfertigte indessen die gute Meinung, die der alte Steuermann Wan von seiner Tüchtigkeit hatte. Trotz manches gefährlichen Stoßens und Schwankens kam es unversehrt über den Strudel. Für das größere plump gebaute Fahrzeug Sosnowski's, das sich schon während der ganzen Fahrt so wenig bewährt, hatte der Alte, der unter seinen Gefährten für eine Autorität galt, Unglück vorausgesagt, und leider traf auch diese Prophezeiung ein. Noch nicht auf der Mitte des Katarakts angelangt, neigte das Schiff sich so tief auf die Seite, daß es Wasser schöpfte und zur Hälfte untersank; die Taue rissen, und die auf dem Schiffe befindlichen Leute (Sosnowski und seine Begleiter waren am Ufer geblieben) hatten nur eben noch Zeit sich zu retten, ehe der Kiel sich nach oben drehte und das Verdeck unter lautem Krachen an den Steinen zerbrach. Die ganze werthvolle Ausrüstung der Expedition lag im Wasser, und Sosnowski, der in dem Abrathen von der Wahl gerade dieses Fahrzeuges immer nur die geheime Absicht der Chinesen erblickt hatte, ihn von der Fortsetzung der Reise zurückzuhalten, sah seinen Irrthum leider

zu ſpät ein. Zum Glück fanden ſich in einigen am Fluſſe gelegenen Dörfern mehrere geſchickte Taucher, die gegen eine Belohnung von 25 Rubel für jede aus dem Waſſer heraufgeförderte Kiſte oder Ballen einen großen Theil des verſunkenen Gutes retteten. Bis ſpät in die Nacht hinein wurde am erſten Tage unermüdlich gefiſcht; am zweiten wurde die Arbeit fortgeſetzt und zugleich auch das langweilige Trocknen der durchnäßten Gegenſtände begonnen, die, am Ufer ausgebreitet, einen unerfreulichen Anblick darboten. Die großen Kiſten mit Thee, welche den Mitgliedern der Expedition von den Kaufleuten in Han-khöu, die Stücke koſtbarer Seidenſtoffe, die ihnen von den Mandarinen der verſchiedenen Stationsorte geſchenkt worden, waren total verdorben, doch waren dieſe Einbußen von keiner Bedeutung neben der Beſchädigung oder dem Verluſte der koſtbaren und für den Zweck der Expedition ſo wichtigen Waarenproben an Tüchern und Stoffen aller Art, an Pelzwerk, Häuten u. ſ. w., die man aus Rußland mitgenommen hatte. In dem traurigſten Zuſtande befanden ſich auch die Vorräthe an Geſchenken für die Mandarinen der noch zu beſuchenden Gegenden; die kleinen Spieluhren, die Zauberlaternen, die Figuren aus Papiermâché und die Chromolithographien, mit denen man bisher überall Glück gemacht hatte, waren zum großen Theil ganz unbrauchbar geworden; nicht beſſer war es dem photographiſchen Apparat und den phyſikaliſchen Inſtrumenten ergangen. Unzählige Gegenſtände waren und blieben verſchwunden — aber, trotzdem unter ihnen ein Kaſten mit Silberbarren im Werthe von 200 Rubeln, ſowie die von der chineſiſchen Regierung ertheilten Päſſe für die Expedition ſich befanden, ließ man doch, ſobald ein geeignetes Schiff zur Weiterfahrt gefunden war, die Taucherarbeiten einſtellen: hatte doch der durch den

Treideln der Schiffe auf dem Hankiang.

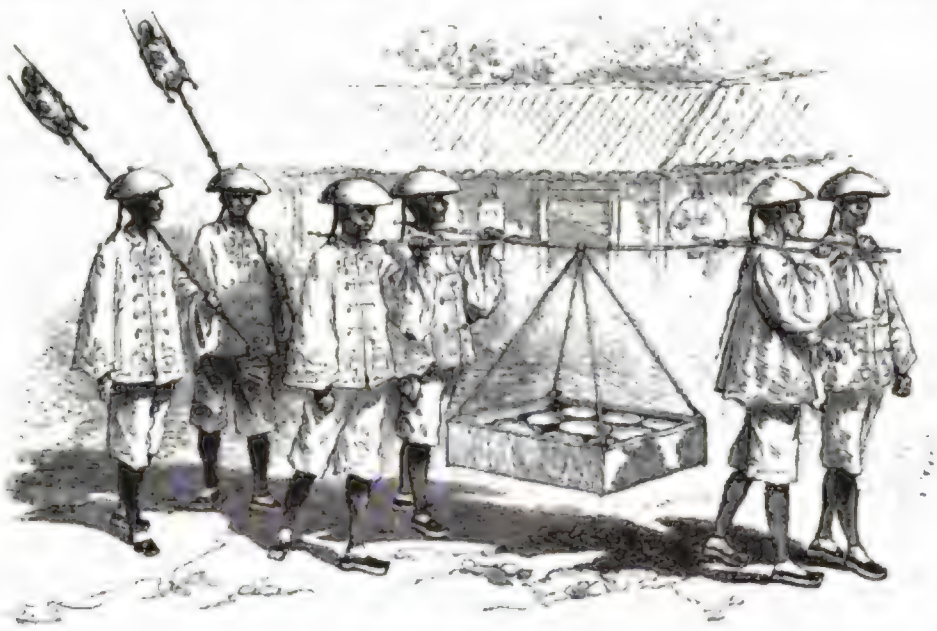
Schiffbruch verurſachte Aufenthalt ſchon vier Tage gedauert. Bald hinter Lun-tan veränderte ſich die Gegend merklich. Der Hankiang floß wieder zwiſchen flachen Ufern dahin, die Berge traten zurück. Gut beſtellte Felder und zahlreiche Niederlaſſungen ließen den Wohlſtand des Landes erkennen; allenthalben ſah man weidende Rinder, Pferde und Maulthiere; das hier vorzugsweiſe gehaltene Rindvieh erinnerte in Geſtalt und Farbe an die in Tyrol gezüchtete Raſſe. Das Getreide auf den Feldern war noch weit von der Reife entfernt, da die Ernte in dieſer Gegend erſt im Juli ſtattfindet. Der Fluß, der ſich wieder in anſehnlicher Breite ausdehnte, war an den meiſten Stellen kaum knietief. Sein ſandiger Boden war überall deutlich zu ſehen; häufige Sandbänke, auf denen die Schiffe ſich feſtliefen, erſchwerten die Fahrt. Mehr als einmal mußte erſt durch Aufpflügen einer breiten Furche in dem ſandigen Bett ein Fahrwaſſer hergeſtellt werden. Nach mehreren Tagen dieſer mühevollen Fahrt, die durch einen dichten, auf dem Fluſſe lagernden Nebel noch unbehaglicher gemacht wurde, langte man am Vormittag des 13. April an der Landungsſtelle von Hantſchung-fu an. Die Stadt ſelber mit ihrer großen Vorſtadt Schi-pa-li-pu liegt vom Fluſſe entfernt, etwa eine halbe Stunde landeinwärts; dennoch herrſchte hier am Ufer und auch auf, oder vielmehr in dem Waſſer ein reger Verkehr. Palankin- und Laſtträger durchwateten den ſeichten Fluß in allen Richtungen. So waren denn auch bald Leute gefunden, die es übernahmen, das umfangreiche Gepäck der Expedition nach der Stadt zu befördern. Der Weg dahin führte durch kleine, gartenartig gehaltene Felder, zwiſchen denen zierliche Wohnhäuſer verſtreut lagen. Mohn, Saflor (Carthamus tinctorius) und Knoblauch ſchienen hier vorzugsweiſe kultivirt zu werden, und die in voller Blüthe prangenden Mohnfelder gaben der Landſchaft etwas ungemein Heiteres und Freundliches. Durch eine Vorſtadtſtraße, die ſo ſchmal war, daß zwei von den kleinen Schubkarren, auf die man die Effekten der Reiſenden geladen hatte, nicht

Digitized by Google

aneinander vorüberfahren konnten, gelangte man an das alte Thor von Han-tſchung-fu. Das gewaltige Mauerwerk, durch das der breite, niedrige Thorbogen führt, die ſtarken Eiſenplatten, mit denen die Thorflügel belegt ſind, erzählen von einer kriegeriſchen Vergangenheit der alten Stadt. Und in der That hat auch Han-tſchung-fu bei den mannigfachen Unruhen und Umwälzungen im chineſiſchen Reiche häufig eine hervorragende Rolle geſpielt. Bei der Taipingrevolu-

Aufpflügen des Flußbettes.

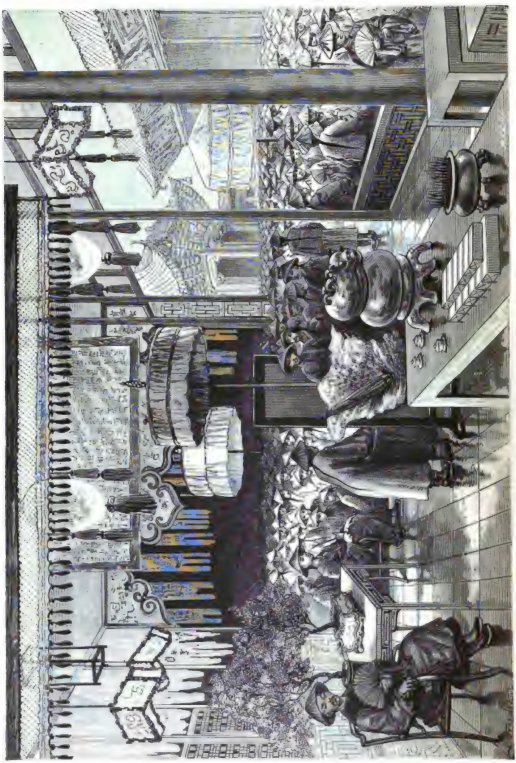
tion in den fünfziger Jahren unſeres Jahrhunderts mußte es eine achtmonatliche Belagerung aushalten, und als es dann endlich genommen wurde, fand in den Straßen ein Blutbad ſtatt, das ſelbſt in jener an Greueln reichen Periode der neueſten Geſchichte Chinas kaum ſeines Gleichen gehabt haben ſoll. Im Jahre 1873 iſt die Stadt von einem hef-



Transport einer Mahlzeit.

tigen Erdbeben heimgeſucht worden, das viele Menſchenleben gekoſtet hat.

Dem urſprünglichen Plane entgegen, in dem nur ein kurzes Verweilen in Han-tſchung-fu vorgeſehen war, mußten die Reiſenden jetzt ſich doch zu einem längern Aufenthalte entſchließen; denn die, wenn auch nur nothdürftige Ausbeſſerung der durch den Schiffbruch beſchädigten Inſtrumente u. ſ. w. konnte nicht in wenigen Tagen bewerkſtelligt werden. So nahm denn Sosnowski für ſich und ſeine Begleiter eine Wohnung, die, im engſten Theile der



Gottesdienst im Tempel Yu-miao zu Chan-tschang-fu.

Digitized by Google

Stadt belegen, den Anſprüchen des chineſiſchen Dolmetſchers, der ſie ausgeſucht hatte, wohl mehr entſprach, als den Wünſchen der Reiſenden. Es waren neun kleine zellenartige Räume, deren papierverklebte Fenſterchen nicht ſo viel Licht einließen, daß man am Tage ohne künſtliche Beleuchtung darin leſen oder ſchreiben konnte; ſie mündeten alle auf einen feuchten, dumpfigen Hof, in den nie ein Sonnenſtrahl drang. Alle Plagen, die in den engen Quartieren der alten chineſiſchen Städte heimiſch zu ſein pflegen, waren auch hier vorhanden; doch hatten in den bald beginnenden heißen Tagen die unſauberen Kammern wenigſtens den einen Vorzug der Kühle. Daß Han-tſchung-fu auch ſehr viel beſſere Häuſer und Straßen aufzuweiſen hatte, ſahen die Reiſenden gleich in den erſten Tagen, wo ſie zur Abſtattung der nothwendigen officiellen Beſuche die Stadt in allen Richtungen durchmeſſen mußten. Der Statthalter der Provinz, der Chef der Garniſon, der Gouverneur der Stadt und der des Diſtriktes, ſowie noch mehrere andere Mandarinen wurden von dem ganzen Expeditionsperſonal in corpore beſucht, da man den Mangel an den üblichen, den Weg bahnenden Geſchenken durch ein möglichſt impoſantes Auftreten wieder gut machen wollte. Der Empfang war überall freundlich, die Unterhaltung überall die gleiche; ſie drehte ſich um nichts anderes, als den unglücklichen Schiffbruch und die Verluſte, die man dabei erlitten. Die Erzählung erweckte allgemeine Theilnahme und Zuſage von Hilfsleiſtungen. Namentlich der Tſchi-fu, der Statthalter der Provinz, ein alter weißhaariger Mann, den das für den unlängſt verſtorbenen Kaiſer angelegte weiße Trauergewand noch ehrwürdiger erſcheinen ließ, trug Sorge, daß es den Fremden an nichts fehlte; die anderen Mandarinen folgten ſeinem Beiſpiele, und ſo erſchienen bald täglich um die Mittags-

Chineſiſche Schule.

zeit mehrere Soldaten vor der Wohnung der Reiſenden, um ihnen eine vollſtändige Mittagsmahlzeit zu überbringen. Die zehn oder zwölf verſchiedenen Gerichte, aus denen dieſelbe gewöhnlich beſtand, waren in kleinen Schalen angerichtet, die in einem an Stangen getragenen flachen viereckigen Kaſten neben- und übereinander aufgebaut wurden. Das gebratene Geflügel aber, das ſtets einen Theil des Mahles ausmachte, war auf lange Gabeln geſpießt, die wie Gewehre geſchultert wurden. Uebrigens war die Lage der Expedition keineswegs eine bedrängte: man hatte vorſichtigerweiſe einen großen Theil des Reiſegeldes zur Nachſendung in Peking zurückgelaſſen, und dieſes traf nur wenige Tage nach ihrer Ankunft in Han-tſchung-fu ein. Man überbrachte Sosnowski die beiden Kiſten mit den Silberbarren, jede mit einem großen blühenden Granatzweige bedeckt, deſſen rothe Blumen (Roth iſt in China die Farbe der Freude und des Glückes) die freudige Theilnahme bezeichnen ſollten, mit der man dieſe für die Fremden ſo willkommene Sendung begrüßt hatte.

Nachdem die nothwendigen Beſuche abgeſtattet und die Gegenbeſuche der Mandarinen empfangen waren, gingen die einzelnen Mitglieder der Expedition wieder ihren Privatbeſchäftigungen nach. Auf die erſten regneriſchen Tage folgte bald klares, warmes Wetter, welches Pjaſetzki's botaniſche und entomologiſche Exkurſionen in die Umgegend der Stadt ebenſo begünſtigte, wie ſeine landſchaftlichen Aufnahmen. Auch die Stadt ſelber bot Manches, was der Beſichtigung und der Aufnahme werth war; von den reich ausgeſtatteten Tempeln beſaß der eine eine anſehnliche Gemäldegallerie, die unter anderen in einer Reihe ſchlecht ausgeführter, aber mit großer Kühnheit entworfener Bilder eine Darſtellung der verſchiedenartigſten Höllenſtrafen enthielt, wie ſie die Phantaſie eines Höllenbreughel nicht gräßlicher ausdenken konnte. In den kühlen luftigen Räumen der Tempel Fu-miao und

Digitized by Google

Tſchen-huan-miao verbrachte Pjaſetzki oft mehrere Stunden des Tages, mit der Aufnahme der reichen Details an Ornamenten u. ſ. w. beſchäftigt. In dem erſteren Tempel bot ſich ihm auch endlich die lange erſehnte Gelegenheit, der Begehung eines religiöſen Feſtes beizuwohnen. Eine zahlreiche Menge von Gläubigen hatte ſich zu dem Gottesdienſte verſammelt, doch war bei keinem von Andacht etwas zu merken. Niemand achtete auf die vor den Götzenbildern knienden Prieſter, deren Geſänge durch eine ohrenzerreißende Begleitung von Flöten, Clarinetten, Kupfercimbeln und Trommeln übertönt wurden. Ein unaufhörliches lautes Geſpräch und gelegentliches Schreien und Zanken fand ſtatt. Pjaſetzki's Anweſenheit veranlaßte ein wildes Stoßen und Drängen der Neugierigen, das bald in einen heftigen Fauſtkampf ausartete und das Einſchreiten der an den Pforten aufgeſtellten Polizeibeamten nöthig machte. Dieſe fuhren mit ihren langen Stöcken zwiſchen die Aufgeregten, ſtießen dabei wieder und immer wieder an die von den Wänden und der Decke herabhängenden Laternen, Gemälde, Inſchriftentafeln u. ſ. w. und verminderten den wüſten Lärm eben nicht durch ihr geräuſchvolles Hinaustransportiren der Streitenden. Viele der Verſammelten ſaßen auch in behaglicher Ruhe ſchlafend oder ihre Pfeifen rauchend da. Als Pjaſetzki dem Beiſpiele der Letzteren folgen wollte, nahm einer der in der Nähe befindlichen Prieſter eine Kerze von dem Altar und bot ſie ihm zum Anbrennen der Cigarre an. Zwei andere ließen, während der Gottesdienſt fortdauerte, einen Tiſch mit Thee und einem reichlichen Imbiß bringen und forderten den Reiſenden zur Theilnahme an ihrem Mahle auf. Auf den Tiſchen ringsum lagen neben allerhand ſymboliſchen Gegenſtänden, Meſſern, Drachenköpfen aus Metall und Porzellan, Nachbildungen menſchlicher Glieder, Blüthenzweigen u. ſ. w., auch die Opfergaben der Gläubigen, meiſt große, in gelbes Papier eingeſchlagene Packete chineſiſcher Kerzen. Vielfach waren auch inmitten eines Kreiſes kleiner, mit Zuckerwerk und Gebäck gefüllter Schalen vergoldete, mit buntem Papier bekleidete Puppen aufgeſtellt, welche die verſtorbenen Angehörigen der Opferſpender vorſtellen ſollten.

Alte Chineſin aus Han-tſchung-fu.

Durch die Vermittelung eines chineſiſchen Militärs, der ſich den Reiſenden als Begleiter für die Heimkehr nach Rußland anbot, erhielt Pjaſetzki Zutritt in einer Schule der Stadt. In dem großen hellen Saale, der auf einer Seite nur durch ein Gitter von dem Hofe getrennt war, waren zwölf bis funfzehn Knaben unter der Aufſicht zweier Lehrer verſammelt. Jedes der Kinder lernte für ſich aus ſeinem Buche; der Lehrer führte die Aufſicht und überhörte die gelernten Aufgaben, welche die Schüler nach tiefer Verbeugung und ihm den Rücken zuwendend herſagten. Von einem feſten Schuljahr mit beſtimmt eingetheiltem Penſum iſt in dieſen Schulen ebenſowenig die Rede, wie von Ferien. Von Sonnenaufgang bis um zehn Uhr Morgens und vom Mittag bis um fünf Uhr Nachmittags findet der Unterricht im Winter ſtatt; im Sommer ſind die Nachmittage frei. Gemeinſame Klaſſen für die gleichmäßig Vorgeſchrittenen giebt es nicht; jedes Kind lernt eben allein zuerſt die Hieroglyphen und dann hintereinander die drei Lehrbücher auswendig, die in ganz China dieſelben ſind, und die das Ganze der allgemeinen Bildung enthalten ſollen. Um dem Lehrer die Kontrolle zu ermöglichen, wird ſtets mit lauter meiſt ſchreiender Stimme gelernt. Seitdem ein Schüler des Konfucius das erſte Lehrbuch für den Elementarunterricht, das San-tſy-tſyn, verfaßte, hat jeder Chineſe (oder wenigſtens jeder „gebildete" Chineſe) mehrere Jahre ſeiner Kindheit damit hingebracht, die 168 Verſe des ſeltſamen Buches zu lernen, das, eine Art Encyklopädie, mit den Worten anfängt: „Der Menſch war bei ſeiner Erſchaffung heilig", um dann zu Betrachtungen über die heutige Natur des Menſchengeſchlechts überzugehen. Die folgenden Abſchnitte handeln von der Nothwendigkeit der Erziehung und des Studiums, von den verſchiedenen Methoden des Unterrichts, von den Pflichten gegen die menſchliche Geſellſchaft; von den drei Fackeln, von den vier Jahreszeiten, von den fünf Elementen und den fünf Tugenden (Menſchenliebe, Gerechtigkeit, Beſitz eines Landgutes, Klugheit und Wahrhaftigkeit), von den ſechs Getreidearten und den ſechs Klaſſen der Hausthiere, von den ſieben Laſtern, und den acht Muſiknoten, von den neun Verwandtſchaftsgraden, von der Weltgeſchichte und endlich von der Folge der Dynaſtie in China. Den Schluß bilden moraliſche Erzählungen von berühmten Männern der Vorzeit, die ſich durch Fleiß und Ausdauer groß gemacht haben. Das zweite Lehrbuch, das Sy-ſchu, enthält die ſogenannten vier klaſſiſchen Bücher, das dritte endlich, das Tſynn, bildet mit den fünf heiligen Büchern, die es umfaßt, den Beſchluß des Studiums.

Unterrichtsanſtalten für das weibliche Geſchlecht ſind nicht vorhanden; der weitaus größte Theil der Chineſinnen bleibt vollſtändig ungebildet, weniger in Folge eines durchgehenden Princips, als weil die Zeit von 7 bis 17 Jahren, welche die Mädchen nur für ihre Ausbildung verwenden können, zur Bewältigung des umfangreichen Lehrſtoffes nicht ausreicht. Freilich hat es zu allen Zeiten Ausnahmen hiervon gegeben; die chineſiſche Literatur iſt reich an gelehrten, namentlich philoſophiſchen Schriftſtellerinnen und Dichterinnen. Der Druck, unter dem das weibliche Geſchlecht in China leben ſoll, iſt nach Pjaſetzki bei weitem nicht ſo läſtig, wie er oft geſchildert wird, in vielen Fällen iſt er gar nicht vorhanden. Dieſe Anſchauung, die der Reiſende ſich ſchon durch Beobachtungen während der ganzen Tour gebildet hatte, ſah er jetzt hier von Neuem beſtätigt, wo ihm reichliche Gelegenheit zu Einblicken in das Familienleben wurde. Der Beſitzer des von der Expedition bewohnten Hauſes hatte außer ſeinen beiden Gattinnen noch eine erwachſene Tochter und die Frau eines Sohnes bei ſich; durch das Anerbieten, die Porträts der Damen zu zeichnen, erwarb

Pjaſetzki ſich ihre Gunſt und die Erlaubniß, ſie zu beſuchen. Dabei lernte er dann freilich ein Familienleben kennen, wo von Harmonie ebenſowenig die Rede war, wie von ſklaviſcher Stellung der Frauen. Die erſte Gattin, eine ſchon bejahrte Dame, führte nicht allein das Regiment über den weiblichen Theil der Familie, auch der Mann und die Söhne erkannten die Autorität der energiſchen, ſtrengen Frau gehorſam an, die, ſtets mit der kurzen Pfeife im Munde, überall „nach dem Rechten ſah“ und überall Grund zu wortreichem Schelten und Tadeln fand. Von den Leuten der Expedition wurde die „Generalin“, wie die Koſaken ſie nannten, bald nicht minder gefürchtet, als von den Ihrigen.

Der niederländiſche Theil von Neu-Guinea und die neueren Reiſen daſelbſt.

Von E. Metzger.

I.

Da jetzt ſo viele Augen in Deutſchland nach der Ferne gerichtet ſind um Gebiete zu erſpähen, wo deutſche Kultivation oder gar Koloniſation eine Stelle finden könnte, darf man ſich nicht wundern, daß unter den fremden Ländern, die man hierfür beſtimmen möchte, auch Neu-Guinea genannt wird. Die ungeheure Inſel bietet ein weites Feld für allerlei Unternehmungen, doch dürfte es vielleicht nicht unzweckmäßig ſein daran zu erinnern, daß der Staat der Niederlande auf dieſe Inſel bis zum 141. Längengrade Anſprüche macht; dagegen iſt der öſtlich von dieſer Grenze gelegene Theil bis jetzt noch herrenlos. Vielleicht beſchäftigen wir uns mit letzterm ſpäter einmal, namentlich um zu zeigen, daß man von Auſtralien aus wohl ernſtliche Einwürfe gegen fremde Niederlaſſungen daſelbſt vorbringen würde; vorläufig möchte ich nur daran erinnern, daß, als Herr Robidée van der Aa vor etwa drei Jahren in einem (unten näher zu erwähnenden) Buche der deutſchen Kolonialpolitik die Nordküſte von Neu-Guinea, jenſeits der holländiſchen Grenze, beſonders die Aſtrolabebai zur Verſuchsſtation empfahl, Petermann's Geogr. Mittheilungen (1880, S. 121, vergl. auch 1882, S. 433) darüber ſagten: „Vielleicht werden ſich auch für dieſe Idee Enthuſiaſten finden. Das Klima würde wenigſtens für eine ſchnelle Beſeitigung der von Deutſchland dorthin Gebrachten ſorgen; die Aſtrolabebai würde das deutſche Cayenne werden.“ Dieſe Bemerkung eines anerkannten Fachblattes, die gelegentlich gemacht wurde, dürfte wohl zu einigem Nachdenken ſtimmen; doch wie ſchon geſagt, für den Augenblick haben wir nur mit dem holländiſchen, weſtlich vom 141. Längengrade gelegenen Theil der Inſel zu thun.

Es liegt nicht in meiner Abſicht, eine hiſtoriſche Ueberſicht aller dort gemachten Unterſuchungen und Reiſen zu geben, um ſo weniger als die Zuſtände manchen Veränderungen unterworfen ſind, ſondern ich will zunächſt nur verſuchen die Entſtehung der holländiſchen Anſprüche zu entwickeln und weiter eine Beſchreibung der in den Jahren 1880, 1881 und 1882 dorthin gemachten Fahrten anknüpfen und damit einige Mittheilungen über während derſelben auf ethnographiſchem Gebiet gemachte Beobachtungen verbinden.

Die erſte Veranlaſſung zu einer Niederlaſſung der Holländer auf Neu-Guinea ſcheinen die Klagen der Ceramſchen Händler gegeben zu haben, welche ſich einzelnen Stämmen unter den Papuas kaum zu nahen wagten; die Eingeborenen waren als ſehr wild bekannt; manche unter ihnen waren Menſchenfreſſer, beinahe alle trieben Menſchenraub und Sklavenhandel. Unter dieſen Umſtänden entſchloß ſich die niederländiſche Regierung die Küſte von Neu-Guinea in Beſitz zu nehmen; nachdem bereits im Jahre 1826 ein Kriegsſchiff nach der Südweſtküſte geſchickt worden war, um das Land zu unterſuchen — es war dies, ſoweit mir bekannt iſt, die erſte, dorthin gerichtete Fahrt nach der des engliſchen Kapitäns Mc Cluer — folgte im Jahre 1828 eine ganze Expedition, welche die Küſte näher aufnehmen und eine für eine Niederlaſſung geeignete Oertlichkeit auswählen ſollte. Nach einigen Verſuchen glaubte man dieſelbe auf 3° 45′ ſüdl. Br. und 134° 15′ öſtl. L. gefunden zu haben; am 24. Auguſt 1828 wurde durch einen Regierungskommiſſär Namens des Königs der Niederlande „von der Küſte von Neu-Guinea und den im Lande gelegenen Ländereien, welche vom 141. Längengrade öſtlich von Greenwich ihren Anfang nehmen, ſich auf der Südküſte, dann weſt-, nordweſt-, und öſtlich bis zu dem auf der Nordküſte gelegenen Kap der guten Hoffnung hinziehen, vorbehaltlich der Rechte, welche der Sultan von Tidore auf einige Diſtrikte geltend machen kann“, Beſitz genommen. Damals wurde alſo auf der Nordküſte die öſtliche Grenze des Gebiets auf 132° 45′ öſtl. L. Gr. feſtgeſtellt.

An der eben erwähnten Stelle (3° 45′ ſüdl. Br., 134° 15′ öſt. L.) wurde eine kleine Feſtung angelegt, welche den Namen dû Büs, nach dem damaligen Generalkommiſſär in Niederländiſch Indien, Burggraf dû Büs de Giſignies, empfing. Die Schiffe der Expedition, eine Korvette und ein Schoner, ſollten die Küſte noch weiter unterſuchen, mußten aber den Verſuch aufgeben, da während der drei Monate, die der Aufenthalt in den Gewäſſern von Neu-Guinea gedauert hatte, mehr als zwanzig Leute geſtorben waren. Die Korvette mußte mit ſechzig Kranken an Bord nach Ambon zurückkehren. Nach dieſer Zeit fuhr jährlich ein- oder einigemal eines der in den Molukken ſtationirten Schiffe hinüber, ſowohl um für die Beſatzung von Fort dû Büs Lebensmittel, namentlich Reis, dorthin zu bringen, da deſſen Kultur dort ganz unbekannt war, als auch, um, wenn die Umſtände dies erlaubten, die Erforſchung der Küſte fortzuſetzen. Der Aufenthalt an der Tritonbai war traurig; hatte ſchon während der Erbauung des Forts die Mannſchaft ſehr viel vom Fieber, von Dyſenterie und Rheumatismen gelitten und war häufig Tod an Faulfieber erfolgt, ſo hatte man doch noch der Hoffnung gelebt, daß man dies nur als eine Folge der ſchädlichen Ausdünſtungen des eben erſt entwaldeten Bodens betrachten müſſe, und daß ſpäter, wenn der Grund einmal ausgetrocknet und die Oberfläche aufgeräumt wäre, der Aufenthalt dort bei geregelter Lebensweiſe und guter Nahrung ebenſo geſund, wie der in den Molukken ſein würde. Dieſe Hoffnung wurde nicht erfüllt, die Niederlaſſung blieb im höchſten Grade ungeſund, ein Schrecken für die dorthin beſtimmten Mannſchaften. In Folge der anhaltend ungünſtigen Berichte wurde im Jahre 1835 der Befehl gegeben, die Niederlaſſung nach einer geſunderen Oertlichkeit zu verlegen; die in den Molukken ſtationirten Kriegsſchiffe ſollten einen geeigneten Ort

auswählen. Vorläufig wurde Fort dû Bus aufgegeben, die Beſatzung 1836 nach den Molukken zurückgezogen und eine andere Niederlaſſung nicht gegründet. In den acht Jahren, welche die Beſetzung des Forts gedauert hatte, waren ſechzehn Officiere, ſechzig europäiſche und ſechzig eingeborene Soldaten dem Klima zum Opfer gefallen; ich kann nicht mit Beſtimmtheit angeben, wie ſtark die Beſatzung war; jedenfalls war ſie nur ſchwach. Zur Beurtheilung des Sterblichkeitsverhältniſſes möge dienen, daß ſich anfänglich bei derſelben ein 2. Lieutenant als Kommandant und ein Arzt, alſo zwei Officiere, befanden. Soviel iſt ſicher, daß die Sterblichkeit enorm war, denn noch im Jahre 1874, als Neu-Guinea in der holländiſchen Geogr. Geſellſchaft beſprochen wurde (Allg. Verſamml. vom 23. Febr.), äußerte einer der Anweſenden, welcher im Jahre 1836 als Seekadett mit zur Bemannung des zur Abholung der Garniſon entſendeten Schiffes gehört hatte, daß er ſich damals von der Ungeſundheit und von der Unmöglichkeit, europäiſche Niederlaſſungen da zu gründen, überzeugt habe; jeder neue Verſuch, die Inſel zu koloniſiren, würde nur neue Opfer fordern. Seit dieſer Zeit iſt es zu keiner dauernden Niederlaſſung mehr gekommen, obwohl man am 30. Juli 1848 auch den Theil des Landes, welcher zwiſchen dem Kap der guten Hoffnung bis zum Kap Bonpland (140° 47′ öſtl. L. Gr.) liegt, zu niederländiſchem Eigenthum erklärte und im Jahre 1858 die bekannte Expedition des „Etna“ zur Aufſuchung einer geeigneten Lokalität für eine Niederlaſſung entſendet wurde; die Grenze der holländiſchen Beſitzungen lief alſo jetzt in gerader Linie von 140° 47′ öſtl. L. auf der Nordküſte zu einem Punkte auf 141° ö. L. auf der Südküſte. Während bei der erſten Beſitzergreifung die Rechte des Sultans von Tidore vorbehalten worden waren, wurde jetzt gerade aus dem Abhängigkeitsverhältniß, in welchem derſelbe zu den Niederlanden ſtand, das Recht der letzteren auf Neu-Guinea hergeleitet, obwohl die Anerkennung der Autorität dieſes eingeborenen Fürſten, wie wir weiter unten ſehen werden, theilweiſe ſehr problematiſch und von Seiten der Bewohner des Innern ganz illuſoriſch iſt. Seit jener Zeit haben zahlreiche Forſcher einzelne Theile des Landes genauer unterſucht und auch einige Miſſionäre haben ſich dort niedergelaſſen; wie wir ſchon in der Einleitung ſagten, übergehen wir alle dieſe Beſtrebungen, um uns auf das zu beſchränken, was über die Beziehungen der Niederlande zu Neu-Guinea noch bemerkenswerth iſt. Nachdem durch holländiſche Gelehrte wiederholt auf die weitere Erforſchung von Neu-Guinea gedrungen worden war, kam es häufiger vor, daß von Zeit zu Zeit regelmäßige Reiſen durch Kriegsſchiffe unternommen wurden, zum Theil zum Schutz des Handels, der von den Molukken und von Ternate aus dorthin getrieben wurde, theilweiſe zur Erweiterung unſerer hydrographiſchen Kenntniſſe, für welche man ſehr wichtige Reſultate erzielte. Eine ſehr intereſſante Ueberſicht von Allem, was uns über Neu-Guinea bekannt iſt, gab Herr Robidée van der Aa in der Einleitung zu der von ihm verfaßten Bearbeitung der 1871/72 und 1875/76 durch niederländiſche Schiffe nach Neu-Guinea gemachten Reiſen (erſchienen im Haag 1879) [1]).

Das bis dahin ziemlich platoniſche Verhältniß der niederländiſch-indiſchen Regierung gegenüber Neu-Guinea wurde enger, und es muß als ein ganz entſchiedener Irrthum Vivien de St. Martin's bezeichnet werden, wenn er in ſeiner Année géographique ſagt, daß die Niederlande durch einen Traktat vom 26. Februar 1871 Neu-Guinea an England abgetreten hätten, und daß England am 6. April 1872 den Beſitz des Landes angetreten habe. Vielleicht hat ſich die Aufmerkſamkeit der indiſchen Regierung mehr auf Neu-Guinea gerichtet, als früher der Fall geweſen — und ich erwähne den folgenden Vorgang abſichtlich, um zu zeigen, daß ſelbſt in Auſtralien, wo ſich wiederholt der Wunſch äußerte, ganz Neu-Guinea zu koloniſiren, die Herrſchaft der Niederländer als unbeſtritten betrachtet wurde — weil im Jahre 1878 durch Einwohner von Auſtralien eine Konceſſion zur Ausnutzung eines Theils der weſtlichen Hälfte von Neu-Guinea bei der niederländiſch-indiſchen Regierung nachgeſucht wurde. In ihrem Geſuche erbaten die Petenten mehr, als den Geſetzen des Landes gemäß ihnen bewilligt werden konnte, denn ſie wünſchten ein ähnliches Charter zu erhalten, wie ſpäter der North Borneo Company von der engliſchen Regierung eingeräumt wurde, und beanſpruchten namentlich das Recht, von den Eingeborenen Abgaben zu erheben, ſowie das der Selbſtbewaffnung und der Kriegsführung gegen die Eingeborenen (letzteres in den Grenzen der Selbſtvertheidigung). Nähere Angaben über die Art des Geſuchs finden ſich meines Wiſſens nicht in den von der Regierung herrührenden Berichten; daß aber derartige Anträge geſtellt worden ſind, iſt meiner Anſicht nach zweifellos, da die „Straits Times“ einen ausführlichen Bericht über die Sache enthielt, der auch ſeinen Weg in den „Java Bode“, ein, damals wenigſtens, gewöhnlich ſehr gut unterrichtetes, zu Batavia erſcheinendes Blatt gefunden hat. Praktiſche Folgen waren, wie es ſcheint, mit dieſem Geſuch nicht verbunden.

Seitdem die Frage hinſichtlich der Borneo-Geſellſchaft des Herrn von Overbeck angeregt worden war, beunruhigte man ſich in den Niederlanden über ähnliche nach Neu-Guinea beſtimmte Unternehmungen, und ſeit jener Zeit hat man auch dieſem Theile der Beſitzungen eine größere Aufmerkſamkeit geſchenkt. Ehe ich dazu übergehe, über die letzten dorthin gerichteten Fahrten zu berichten, ſei es mir vergönnt, im Anſchluß an den Regierungsbericht über 1879 eine allgemeine Ueberſicht über die Lage des weſtlichen Theils von Neu-Guinea zu geben [1]).

Wenn man von der Grenze an der Küſtenlinie in weſtlicher Richtung folgt, kommt man zunächſt an eine ſchöne und von einer gutmüthigen Bevölkerung bewohnte Gegend, welche ſich bis zur Humboldtsbai ausdehnt. Auch die Inſeln, welche vor dieſer Küſte liegen, ſind für den Handel ſehr geeignet. An der Humboldtsbai ſieht das Land ebenfalls gut aus, doch die Bewohner, welche hier ſehr zahlreich ſein ſollen, ſind wilde Kannibalen, denen man nicht vertrauen kann. Von dort bis zum 139. Grad bleibt das Land ſchön und hoch; es iſt gut bevölkert und über die Geſinnung der Bewohner kann man nicht klagen. Weiter nach Weſten, bis an den Ambernausfluß (Point d'Urville) iſt das Land niedrig und dicht mit Gebüſch bewachſen; auch die Bevölkerung dieſer Gegend iſt zahlreich und gutmüthig. Der Küſtenſtrich zwiſchen dem genannten Fluß und Djaur in der Geelvinksbai beſteht aus ſehr niedrigem Lande, deſſen Bewohner wenigſtens den von Ternate gekommenen Kaufleuten gegenüber eine

[1]) Eine ſehr gute Angabe der neueren Erſcheinungen (1865 bis 1880) enthält die „Proeve eener geographiſche Bibliographie van Nederlandſch Oost Indie door Dr. C. M. Kan“. (Nicht im Handel.)

[1]) Ich verweiſe hier auf die Karte, welche nach der Aufnahme des Kommandanten der „Surabaja“ P. Swaan und ſeines Stabes im 3. Theil der „Tijdſchrift Aardrijkskund. Genootſchap“ enthalten iſt; hinſichtlich der Grenzen der niederländiſchen Beſitzungen ſehe man die Ueberſichtskarte in de Sturler's „Het grondgebied van Nederlandſch Indie 1881“, welche jedenfalls das größte Vertrauen verdient, wo ſie ſich, wie z. B. hinſichtlich der St. Davids- oder Mapia-Inſeln, mit anderen Karten im Widerſpruch befindet. Letztere Inſeln ſind in den letzten Jahren entſchieden als niederländiſcher Beſitz bezeichnet worden.

feindliche Haltung annehmen. Der Grund muß nach der Anſicht des Berichterſtatters — des Reſidenten von Ternate — darin geſucht werden, daß dieſe Stämme fortwährend durch die an der gegenüberliegenden Seite der Geelvinksbai wohnenden Papuas, welche viel zahlreicher ſind und daher auch gewöhnlich den Sieg davontragen, beläſtigt werden. Hierbei ging es dann gewöhnlich nicht ohne Menſchenraub ab, und die Geraubten wurden als Sklaven an Händler verkauft oder mit denſelben der dem Sultan von Tidore ſchuldige Tribut bezahlt. Wenn nun auch dieſer Mißbrauch in der letzten Zeit beinahe ausgerottet iſt — hier ſpricht die optimiſtiſche Anſchauung des niederländiſchen Beamten, wie man bei Vergleichung mit dem Folgenden ſehen wird — ſo erinnern ſich die Bewohner des öſtlichen Theils der Geelvinksbai desſelben doch noch ſehr gut, weshalb ſie wahrſcheinlich ſo mißtrauiſch und ſcheu gegen Fremde ſind. Der Handel der Kaufleute, welche von Ternate kommen, beſchränkt ſich beinahe ausſchließlich auf die Strecke zwiſchen Jaur und Doreh; der jährliche Umſatz wird auf weniger als zweimalhunderttauſend Gulden geſchätzt. Das Land iſt ſchön und fruchtbar, man findet viele gute Ankerplätze, während die Bevölkerung gut geſinnt und an den Umgang mit Fremden gewöhnt iſt. Weſtlich von Doreh bis auf die Höhe der Inſel Salawatti trifft man keinen einzigen guten Ankerplatz; die Inſeln in der Geelvinksbai, deren Bewohner auch einen ziemlich guten Ruf genießen, werden auch wohl von Händlern beſucht, doch weniger, als die weſtliche Küſte. Die im Weſten von Neu-Guinea gelegenen Radja-Ampat-Inſeln haben für den Handel nicht viel Werth. Mit Ausnahme von Batante und Waigëu bietet ſie wenig Gelegenheit für Ackerbauunternehmungen. Auch die Weſtküſte des Feſtlandes ſcheint für Kaufleute nicht ſehr wichtig, dagegen iſt der Handel an der Südweſtküſte in der Mc Cluersbai und weiter bis an die Stationsbai (134. Längengrad) ziemlich bedeutend; weiter öſtlich bis zur Grenze des niederländiſchen Gebietes wird die Bevölkerung der Südweſtküſte als wild und treulos beſchrieben, ſo daß ſich nur wenige Kaufleute dorthin wagen. Uebrigens befindet ſich der Handel mit jenen Gegenden größtentheils in den Händen von Ceramern und Bugineſen. 1879 waren in dem holländiſchen Theile von Neu-Guinea vier Miſſionäre anweſend. Nachdem nun im folgenden Jahre wieder verſchiedene Punkte der Küſte beſucht worden waren, folgten von December 1880 bis Januar 1882 verſchiedene Reiſen des zur Verfügung des Reſidenten von Ternate geſtellten Kontrolleurs van Oldenborgh. Dieſe Reiſen haben (zuſammengenommen) das ganze niederländiſche Gebiet auch auf der Südküſte bis zum 146. Grad berührt, was vorher nicht der Fall geweſen zu ſein ſcheint. Für dieſe Fahrten waren die in den Gewäſſern von Ternate ſtationirten Dampfſchiffe „Borneo“ und „Batavia“ beſtimmt. Da im Folgenden der Tiefgang der Dampfer, ſowie ihre Fahrgeſchwindigkeit zur Vergleichung dienen muß, und ihre Ausrüſtung vielleicht hier und da auch Einfluß gehabt hat, führe ich, ehe ich zu der Beſchreibung der beiden Reiſen [1]) übergehe, einige Notizen über die dafür verwendeten Schiffe an.

Der „Borneo“, ein hölzerner Raddampfer zweiter Klaſſe, der im Jahre 1874 erbaut worden war, hatte einen Tiefgang von 38 dm, war mit 6 Geſchützen bewaffnet und mit 100 Europäern und 33 Eingeborenen bemannt (alle Kriegsſchiffe haben, ſo lange ſie in den Tropen ſtationirt ſind, außer der europäiſchen Beſatzung ein Kommando Eingeborener an Bord, welches hauptſächlich zum Rudern der Boote beſtimmt iſt), hatte 200 nominelle Pferdekräfte und 814 Tonnen Inhalt. Die größte Schnelligkeit betrug 10 geographiſche Meilen in der Wache (4 Stunden). Die „Batavia“, ein eiſernes, mit Holz bekleidetes Schraubenſchiff vierter Klaſſe, erbaut im Jahre 1876, hatte 35 dm Tiefgang, war mit 3 Geſchützen armirt, mit 74 Europäern und 24 Eingeborenen bemannt, hatte 90 nominelle Pferdekräfte, 400 Tonnen Inhalt; die Geſchwindigkeit betrug 6 bis 7 geographiſche Meilen in der Wache. Außerdem muß noch bemerkt werden, daß die Kriegsſchiffe im Archipel nur von der Dampfkraft Gebrauch machen.

Im Folgenden werde ich zunächſt einige Mittheilungen über die erſte Reiſe (December 1880 und Januar 1881) machen, welche nach der Südküſte von Neu-Guinea gerichtet war, um dann ſpäter die zweite Reiſe nach der Weſt- und Nordküſte und den da gelegenen Inſeln zu beſchreiben.

[1]) Der Bericht über dieſelben iſt in „Tydſchrift voor Ind. Land Taal en volkenkunde“ XXVII, 4 u. 5“ von Herrn van Oldenborgh ausführlich mitgetheilt und mit kleinen Veränderungen in die Regierungsberichte von 1881 und 1882 übergegangen.

Die Mandayas.

Nach dem Spaniſchen des Don Francisco Javier de Moya[1]).

Von **Ferdinand Blumentritt.**

Ueber die Wohnſitze der Mandayas auf Mindanao habe ich bereits in meinem „Verſuch einer Ethnographie der Philippinen“ [2]) geſprochen, ſo daß ich mich hier mit dem Hinweiſe auf dieſe beſcheidene Arbeit um ſo mehr begnüge, als Herr Moya nichts Neues hierüber zu berichten weiß. Von deſto größerm Werthe ſind die weiteren Mittheilungen des gelehrten ſpaniſchen Autors, zumal derſelbe aus einer ſchwer zugänglichen Quelle ſchöpft: aus den, nicht im Buchhandel veröffentlichten Berichten der Jeſuitenmiſſionäre von Oſt-Mindanao. Ihre Dörfer liegen tief im Walde oder ſonſt an verſteckten oder ſchwer zugänglichen Oertlichkeiten, denn ſie ſind beſtändig den Ueberfällen ihrer Todfeinde, der mohammedaniſchen Mindanaos und heidniſcher Bergſtämme [1]),

[1]) Las islas Filipinas (Estudios historicos), eine Reihe von Aufſätzen im laufenden Jahrgange der Revista de España.

[2]) Dort werden auf S. 50 als ihre Sitze angegeben die Striche am Rio Hijo, der in die Bucht von Davao mündet, die ſüdlichen Diſtrikte der Provinz Surigao, der ſüdliche Theil von Mindanao von Linao an der Weſtküſte bis zu den großen Seen im Innern des Landes und weiter hin bis gegen Butuan.

[1]) Moya nennt letztere: „Baganis (asesinos de monte)“. Nun erwähnt aber niemand einen Stamm dieſes Namens; dagegen führen die Häuptlinge der Manobos nach Semper dieſen Namen. Es müſſen alſo hier Manobos oder andere Bergſtämme gemeint ſein, vielleicht die Bagobos; doch wird von dieſen gerühmt, daß ſie friedfertiger Natur wären. Moya hält die Manobos für Negritos, was entſchieden falſch iſt, ganz abgeſehen davon, daß auch andere malaiſche Stämme Oſt-Mindanaos, wie die Bagobos, ihrem ſpeciellen Tribus-Namen das Wort „Manobo“ beifügen, welches ſoviel als „Menſch“ bezeichnet.

ausgesetzt. Auf ihren Ländereien pflanzen sie Reis, Zuckerrohr, Kaffee, Mais, Tabak und Kakao, was auf die regen Beziehungen hinweist, welche sie seit längerer Zeit mit den seit drei Jahrhunderten unter spanischer Herrschaft stehenden Küstenbewohnern unterhalten haben mußten, denn der Anbau von Kaffee, Mais, Tabak und Kakao ist erst von den Spaniern eingeführt worden. Sie sind im Besitze von großen Vieh- und Pferdeherden; auch hier muß erwähnt werden, daß erst die Spanier sowohl Pferde wie Rindvieh nach den Philippinen gebracht haben; vor ihrer Ankunft kannten die Indier des Archipels von größeren Hausthieren nur den Carabao-Büffel, das Schwein und den Hund. Da Moya Büffel und Schwein nicht erwähnt, so kann man annehmen, daß die Mandayas vor der Berührung mit den Spaniern keine anderen Hausthiere als den Hund, den Gefährten der Jagd, gekannt haben. Dies würde ein glänzendes Beispiel des mächtigen Einflusses sein, den die europäische Kultur selbst auf indirektem Wege, oder besser gesagt aus zweiter Hand, ausüben kann; denn es muß hervorgehoben werden, daß die Spanier erst in diesem Jahrhunderte bei der Erweiterung und Ausdehnung ihrer Herrschaft in direkten Verkehr mit den Mandayas traten. Diejenigen Tribus dieses Volkes, welche in der Nähe des Meeres wohnen, beschäftigen sich auch mit der Perlenfischerei und dem Suchen der Riesenmuschel, deren Schalen, Taclobo genannt, im Archipel als Taufbecken verwendet werden. Auch der Balate- (Trepang-) Fang beschäftigt die Strandbewohner, denn die Chinesen bezahlen diesen Artikel gut; desgleichen bilden Schildpatt und die Schalen einer andern großen, Quinilang genannten, Schildkröte einen wichtigen Exportartikel der Mandayas. Ihre Industrie liegt in den Händen der Weiber, und diese verstehen es gute Zeuge aus Abacá (Manilahanf), Piña (Ananassa sativa), Saba (einer Bananen-Varietät) und den Fasern der Tindoc-Pflanze zu weben. Von dem Balão-Baume (Dipterocarpus verniciſluus) gewinnen sie ein im ganzen Archipel bekanntes harziges Oel, desgleichen ein ähnliches Namens Biao von einem andern Baume und Kokos-Oel, ferner bringen sie eine Art Mastix, von einem Barú benannten Baume nebst anderen Harz- und Theersorten in den Handel. Wie überall auf den Philippinen, sind auch in den von den Mandayas bewohnten Theilen die wilden Bienen häufig, deren Wachs einen wichtigen Handelsartikel bildet.

Ihre Hautfarbe ist heller als jene der Nachbarstämme [1]); viele von ihnen besitzen eine Adlernase. Männer wie Weiber tragen das Haar lang, erstere kleiden sich in weite Hosen und ein kurzes an der Brust offenes Hemd. Die Weiber tragen einen Jabol genannten Rock und ein kurzes Jäckchen, welches die Brüste verdeckt. Nur die Männer pflegen sich mit einem aus Baumrinde verfertigten Hut den Kopf zu bedecken, welcher in seiner Gestalt an den Salacó der christlichen Eingeborenen der Philippinen erinnert, d. h. er hat die Form eines Kugelsegmentes. Die Weiber schmücken sich an Händen und Füßen mit Drahtgewinden, welche sie mitunter noch mit farbigen Fäden oder Glasperlen verzieren.

Ihre Niederlassungen werden von Häuptlingen [2]) regiert, welche den Titel Hari-hari führen; sie werden aus den Tapfersten erwählt und vereinigen in ihrer Person die höchste civile, militärische und religiöse Autorität. Moya fügt noch hinzu: „Sie haben auch noch andere Chefs, genannt Gobernadorcillos und Tenientes, und in Bezug auf das Gerichtswesen eine Art von Richtern, welche mit der Vollziehung der Gesetze beauftragt sind.“ Diese Stelle ist sehr dunkel; denn Gobernadorcillo heißt in den spanischen Theilen des Archipels der Bürgermeister oder Vorsteher einer Gemeinde (Pueblo), der Teniente ist der Vicebürgermeister, welcher mit den Richtern (Jueces) und anderen Magistratspersonen das Municipium einer spanisch-philippinischen Gemeinde bildet. Es kann also Moya hier nur von Rancherías (Dörfern) reden, welche die spanische Oberhoheit anerkannt haben, doch dann ist das Ganze zweideutig: denn man kann es sich dann so auslegen, daß neben den von den Spaniern eingesetzten Amtspersonen noch die alte Institution der Hari-haris sich erhalten hat [1]), oder daß Moya jene Stelle in seinem Essai mangelhaft redigirt habe, so daß der erste von den Hari-haris handelnde Absatz sich auf die unabhängigen, der andere die Gobernadorcillos erwähnende auf die den Spaniern unterworfenen Rancherías sich bezieht.

Das Institut der Sklaverei ist ihnen bekannt, ja ihr Reichthum beruht mehr oder minder auf der größern oder geringern Anzahl ihrer Sklaven [2]), so daß sie beständig bemüht sind, diesen ihren Reichthum durch Ankauf oder Raub zu mehren. Ganz dieselben Verhältnisse fanden die Spanier bei der Besitznahme Luzons und der Visayer (1565 bis 1572) bei den übrigen, nunmehr christlichen Stämmen vor.

Obwohl sie (im Verhältnisse zu anderen Stämmen Mindanaos) als ein friedfertiges Volk gelten, sind ihnen kriegerische Neigungen nicht fremd. Ihre ungezügelte Rachsucht verwickelt sie in zahlreiche Kriege, und Fehden zwischen einzelnen Niederlassungen ihres eigenen Stammes sind nicht selten und danken oft einem ganz frivolen Anlasse ihren Ursprung.

Am interessantesten ist die Darstellung ihrer Religion, welche auf dem allen Malaien des Philippinen-Archipels eigenthümlichen Ahnenkultus beruht, wie dies schon Semper erwähnt hat. Eine ihrer ersten Gottheiten ist der Mansilatan; dieser Name erinnert auffallend an den Liebesgott [3]) (Manyisalat oder Manza-Salat) der heidnischen Tagalen. Des Mansilatan Sohn ist der Badla; auch hier finden wir Anklänge an Götternamen der Tagalen, denn Batala hieß bei jenen in den Tagen ihres Heidenthums „Gott“, Batalamay-capal war der Gottschöpfer und Batala hieß ferner bei den Tagalen auch jener heilige Vogel, der besser unter dem Namen Tigmamanoquin (nach Dr. A. B. Meyer wahrscheinlich Irena cyanogastra) bekannt ist. Mansilatan und Badla sind dem Menschen wohlgesinnte Geister. Das Gleiche gilt vom Búsao, welcher auch vom Mansilatan abstammt und seinen Auserwählten erscheint, um ihnen Muth in Augenblicken der Gefahr oder des Unglückes einzuflößen. Der Name dieses Gottes erinnert an jenen des Kriegsgottes der Manobos, welcher Tagbusan genannt

[1]) Moya sagt eigentlich „als jene der Negritos“; da er aber die Manobos und andere malaische Stämme für Negritos hält, so habe ich jene allgemeinere Bezeichnung gewählt, welche mit den Berichten anderer Autoren besser in Uebereinstimmung zu bringen ist.

[2]) Reyezuelos = reguli.

[1]) Diese Deutung erscheint mir aus dem Grunde unwahrscheinlich, weil die Spanier gerade die Häuptlinge der neu unterworfenen Stämme mit der Würde eines Gobernadorcillos zu bekleiden pflegen.

[2]) Dieselben heißen bei ihnen Sácopes; denselben Namen führen auf den Visayer-Inseln jene malaischen Unterthanen der spanischen Krone, welche zur Zahlung der Kopfsteuer (Tributs) verpflichtet sind, desgleichen werden so auf den Sulu-Inseln die Ruderſsklaven und in den mohammedanischen Theilen Mindanaos die Vasallen der Dattos (Feudalfürsten) genannt.

[3]) Es sei hier erwähnt, daß Moya sich einfach darauf beschränkt, die Namen der Götter und des ihnen gewidmeten Kultus zu berichten. Die Namensvergleichungen, Konjekturen ꝛc. sind meine Zuthat. Ebenso die botanischen Namen.

wird; beide dürften nach meiner Anſicht identiſch ſein. Als böſe Geiſter fürchten ſie den Pundaugnon und deſſen Weib Malibong. Der erſtere Name erinnert einigermaßen an Daunguen, eine Göttin der Ifugaos, eines Kopfjägerſtammes im nördlichen Luzon; ſollte auch vielleicht dieſe Aehnlichkeit nur eine zufällige ſein, ſo darf ſie doch nicht unbeachtet gelaſſen werden, zumal auch Malibong an den Namen einer andern Göttin der Ifugaos, nämlich an die Libongan, frappant erinnert. Es iſt hier nur auffallend, daß die Ifugaos und Mandayas räumlich ſo weit von einander geſchieden ſind; andererſeits würde dieſe Aehnlichkeit der beiden Götternamen meine in der Vorrede zu meiner Ethnographie der Philippinen angedeutete Hypotheſe der Aufeinanderfolge der malaiſchen Einwanderung in den Archipel etwas unterſtützen.

Moya erwähnt weiter, daß die Mandayas auch Idole beſäßen, was wohl nichts weiter als Ahnenbilder ſind, wie ſie einſt die Tagalen ihren Anitos [1]), die Biſayer ihren Diwatas [1]) verfertigten und die Igorroten von Lepanto noch heutzutage ihren Ani-anis [1]) errichten. Dieſe Idole ſtellen Männer wie Weiber dar, letztere von den erſteren durch einen kleinen Kamm unterſchieden, und führen den Namen Manaug [2]); ſie ſind rohe Nachbildungen der menſchlichen Geſtalt, geſchnitzt aus dem Holze des „Bayug"-Baumes [3]). Sie werden mit dem Safte der Narra (Pterocarpus santalinus L.) verſchieden gefärbt.

Den Verkehr zwiſchen den Gottheiten und den Sterblichen vermitteln Prieſterinnen, wie denn auch bei den übrigen Malaienſtämmen Weiber das Prieſteramt entweder ausſchließlich oder doch zumeiſt verſahen. Die Prieſterinnen der Mandayas heißen Baylanas, wobei zu bemerken iſt, daß die Prieſterinnen der heidniſchen Biſayer beinahe denſelben Namen: „Babaylanas" führten.

Wie bei allen malaiſchen Stämmen der Philippinen werden auch hier den Göttern oder den zu Göttern gewordenen Seelen der verſtorbenen Ahnen große religiöſe Feſte veranſtaltet, deren angeſehenſtes den Namen Bililic führt. Nur wohlhabenden Perſönlichkeiten iſt es möglich, dieſes Feſt zu veranſtalten, da es einen großen Aufwand erheiſcht. Vor der Hütte desjenigen Mannes, der die Koſten des Bililic beſtreitet, wird zunächſt eine Art von Altar errichtet, vor welchen das Opferthier (auch hier zumeiſt, wie in den übrigen Theilen des Archipels, ein Schwein) niedergelegt wird. Auf dem Altar ſtehen die obenerwähnten Ahnenbilder oder Idole. Sobald die Baylanas erſchienen ſind, übergiebt ihnen der Feſtſpender unter Beobachtung gewiſſer, leider nicht näher angegebener Ceremonien das Opferthier. Gleich darauf fällt die Muſik ein, deren tonangebendes Inſtrument eine Art Trommel Namens Guimbao iſt, nach deren Weiſen die Feſtgenoſſen den Altar im Tanze umkreiſen. Die Prieſterinnen, gewöhnlich zwölf an der Zahl, ſingen inzwiſchen aus vollem Halſe unterſchiedliche Lieder, welche mit den Worten: „Mi minsad si Mansilatan; Opud si Badlanga magadayao mangdunia ...." beginnen, was zu deutſch heißt: „Manſilatan wird vom Himmel herunterſteigen, darauf wird Badla die Erde in Ordnung bringen ....". Sobald Muſik und Geſang verſtummt ſind, tritt die vornehmſte der Baylanas hervor; unter tauſenderlei Geſten und Ausrufungen, mit welchen ſie die Götter auffordert den Abſichten des Feſtgebers ſich geneigt zu erweiſen, nähert ſie ſich dem Opferthiere und durchbohrt es mit ihrem Balarao (Dolche), um ſich ſofort auf daſſelbe niederzubeugen und das aus der Wunde ſtrömende Blut einzuſaugen. Dieſem Beiſpiele folgen unter wildem Geſchrei die übrigen Prieſterinnen; doch dauert es nicht lange und ſie brechen eine nach der andern das genoſſene Blut wieder heraus. Von Neuem beginnt der Lärm und Tanz, die Prieſterinnen gerathen in Extaſe, verrenken ſich förmlich die Glieder, verzerren das Geſicht zu häßlichen Fratzen, bis ſie endlich den Anweſenden verkünden, Manſilatan ſei herabgekommen und hätte ihnen mitgetheilt, daß er das Opfer annähme und dem Spender deſſelben die Wünſche in Erfüllung bringen werde. Jetzt wird das Schwein ordentlich zubereitet und nachdem man den Idolen einen Theil vorgeſetzt, von den Feſtgenoſſen mit anderen Speiſen und Palmwein unter Muſik und Freudengeſchrei verzehrt. Dieſes Feſt unterſcheidet ſich alſo nur durch geringfügige Abweichungen von den Anito-Feſten der übrigen Malaienſtämme des Archipels.

Bei dem Feſte Talibung werden vier in rechtem Winkel zu einander geſtellte Altäre vor der Hütte des Feſtgebers aufgeſtellt. Am feſtgeſetzten Tage erſcheinen die Prieſterinnen, um die Opferthiere, meiſt Hühner [1]), in Empfang zu nehmen, welche ſie dann unter Begleitung der Muſik mit tiefer Ehrfurcht an der Opferſtätte niederlegen. Darauf tanzen alle in fröhlichſter Stimmung, bis ein Wink der Oberprieſterin dem Tanze ein jähes Ende bereitet. Die Prieſterinnen ſtürzen ſich nun auf die Hühner und drehen ihnen den Hals um. Man bratet dann die Opferthiere und die religiöſe Feſtlichkeit löſt ſich in eine fröhliche Schmauſerei auf, bei welcher auch fleißig muſicirt wird.

Feſte geringerer Bedeutung ſind der Pagcayag [2]) und der Cayag [2]). Bei dem erſtern wird in der Hütte des Feſtgebers eine Art von Netz unter der Bedachung angebracht, welches mit Krebſen, Bananen und einer großen Menge von Betel-Portionen angefüllt wird. Nach Verlauf von drei Tagen betreten die Eingeladenen den Feſtraum mit dem Sündan (eine Art Säbel) bewaffnet und hauen von allen Seiten in das Netz hinein. Die herausgefallenen Sachen werden entweder mit den Füßen zertreten oder aus dem Hauſe hinausgeworfen. Auf dieſe Weiſe glauben ſie am beſten ſich vor Epilepſie und Gicht ſchützen zu können. — Zum Cayag-Feſte vereinigen ſich alle Leute des Stammes auf dem Dorfplatze, und zwar zur Mittagszeit. Eine Art Altar wird aufgeſtellt, auf welchem ein Idol ſich befindet. Dann erſcheinen die Prieſterinnen, unter deren Geſang und bei Begleitung der Muſik ein großes langes (Bambu-?) Rohr aufgeſtellt wird, deſſen oberſtes Ende mit Zweigen von Bananen- und Bonga-Bäumen geſchmückt iſt. Die Prieſterinnen, deren jede in den Händen ein Huhn trägt, umkreiſen nun tanzend mit vielerlei Geſtikulationen das Rohr, bis auf einmal die Oberprieſterin mit dem Sündan, mit dem ſie bewaffnet iſt, das Rohr umhaut und in Stücke zerſäbelt. Während ſie damit beſchäftigt iſt, die zerhackten Reſte des Rohres umherzuſchleudern und mit Füßen zu treten, reißen die anderen Prieſterinnen den Hühnern unter wildem

[1]) Seelen der verſtorbenen Ahnen.

[2]) Ich ließe mich zu der wilden Konjektur Ma-nonog verleiten (Nonog, Nono bei den Tagalen gleich „Großvater", dann auch „Anito").

[3]) Sollte dieſer nicht mit der „Paja de Meca (Andropogon Schoenanthus Bl.)" identiſch ſein?

[1]) Moya erwähnt noch „Camarones"; Camaron heißt auf den Philippinen einestheils eine Reh- oder Hirſchart, dann aber auch ein Krebs (Penaeus monoceros).

[2]) Daß der Name des einen Feſtes ſich von dem des andern nur durch die Vorſilbe Pag unterſcheidet, befremdet mich einigermaßen, wenn ich des Tagalog gedenke. In dieſem Idiom heißt z. B. „Talindao" eine beſtimmte Volksweiſe oder Tanz, „Pag-talindao-an" aber die Perſon, welcher zu Ehren der Talindao geſpielt oder geſungen wird; daſſelbe gilt für „Ombayi" = ſchlüpfriger oder obſcöner Geſang, „Pag-ombayihan" die Perſon, an welche der Ombayi gerichtet iſt; „Diona" = Hochzeits- oder Zecherlied, „Pag-diona-an" der Zecher- und Sangesbruder.

Geſchrei die Köpfe ab, um ſodann gierig das warme Blut einzuſchlürfen. Nach dieſem Akte wird dem Idole der ihm gebührende Theil der geopferten Hühner dargebracht. Die ganze Feierlichkeit endet mit einer fröhlichen Schmauſerei und einem wüſten Trinkgelage.

Im geſammten Archipel gilt der Geſang gewiſſer Vögel als Augurium. Aehnlich wie bei den Bagobos iſt es hier der Dimoco (eine Wildtaube), der Glück oder Unglück, je nach der Seite, wo er dem Wanderer erſcheint, verheißt. Als böſes Omen gilt, wenn man auf dem Wege begriffen einen Kadaver erblickt. Der Mandaya kehrt in dieſem Falle ſofort in ſeine Hütte zurück und tritt mit dem rechten Fuße in die Aſche des Feuerherdes, wodurch alles Unheil verhütet wird. Vor einem Kriegszuge oder Gefechte meſſen ſie die Länge ihrer Waffen mit einem, von Moya leider nicht näher angegebenen Maße, welches den Namen Palmancia oder Palomancia führt; entſpricht die Länge nicht jenem Maße, ſo wird dem Träger der Waffe Unheil zuſtoßen, das Gegentheil tritt ein, wenn die Länge der Waffe jenes Maß überſchreitet. Wie die Tagalen und Viſayer eine religiöſe Scheu vor dem Kaiman beſaßen, ſo ſchätzen auch die Mandayas die Zähne deſſelben als einen Talisman, der den Träger unverwundbar macht. Sie beſitzen ferner Zauberer, welche in die Zukunft ſehen und Liebestränke (um ſehr hohe Preiſe) verkaufen.

Ihr Benehmen bei Sonnen- und Mondesfinſterniſſen unterſcheidet ſich in nichts von jenem der übrigen Naturvölker. Sie glauben nämlich, daß eine Schlange oder ſonſt ein Ungethier das Geſtirn verſchlingen wolle, und um dieſes Unglück zu verhüten, verſammeln ſich alle Dorfbewohner und ſchießen unter gellendem Geſchrei ihre Pfeile gegen den Himmel ab, bis die Erſcheinung vorüber iſt. Ich hätte dieſe Stelle aus Moya nicht mit herübergenommen, wenn nicht die Schlange darin erwähnt wäre. Es iſt nämlich auffallend, daß den Religionen der philippiniſchen Malaien der ſonſt naheliegende und weit verbreitete Schlangenkult fehlt, obwohl der Archipel an dieſer Thiergattung reich iſt. Herr Julius Lippert hat mich auf dieſe Eigenthümlichkeit, welche dem Ethnologen zu denken giebt, aufmerkſam gemacht. Deshalb hebe ich hier die Erwähnung der Schlange ſo hervor. Bei dieſer Gelegenheit will ich darauf aufmerkſam machen, daß ein Dämon der heidniſchen Tagalen Sava hieß; einen ähnlichen Namen — Saua — führt nach Dr. A. B. Meyer im Tagalog die Rieſenſchlange (Python reticulatus Schn.). Es iſt alſo demnach die Frage noch nicht ſpruchreif.

Auch die Vorſtellung, welche ſie ſich von der Urſache der Erdbeben machen, iſt durchaus nicht originell. Wie ſo viele Völker glauben, daß die Bewegung eines Thieres, welches die Erde trägt, dieſe ſchrecklichen Ereigniſſe verurſache, ſo wähnen die Mandayas, daß ein Schwein, welches im Centrum der Erde ſchlafe, die Erdbeben hervorbringe. Um das Thier wieder zur Ruhe zu bringen, werfen ſich alle auf die Erde nieder und, indem ſie den Mund dicht an dieſelbe preſſen, rufen ſie mit allen erdenklichen Koſeworten dem Schweine zu, ſich wieder zu beruhigen.

Eine Ehe in unſerm Sinne kennen ſie nicht; wollen zwei Liebende in Gemeinſchaft mit einander leben, ſo findet eine Art Trauungsceremonie ſtatt, die in Folgendem beſteht. Die Brautleute eſſen zuſammen aus einer Schüſſel in Waſſer gekochten Reis, wobei ſie ſich wechſelſeitig die Biſſen zuſtecken; darauf kaut jedes eine Betel-Portion, die ausgekaute (die „Sapa“) wird dann ausgetauſcht und weiter gekaut. Dieſe ekelhafte Sitte iſt auch bei Liebesleuten der übrigen Malaienſtämme des Archipels im Brauche. Polygamie iſt bei ihnen Sitte, jeder hält ſich ſo viele Weiber, als er ernähren kann, und dieſelben ſind verpflichtet, ihrem Gatten die Treue zu bewahren. Vergehen gegen die Sittlichkeit werden mit Strafen gebüßt, welche, da die Mandayas keine Geldmünzen kennen, in Goldſtaub oder Goldkörnchen entrichtet werden. Dieſes Metall gewinnen ſie aus ſehr reichen Minen und Wäſchen ihres Landes.

Wenn ein Häuptling ſtirbt, ſo wird ein großes Todtenfeſt gefeiert, welches in dem Opfern von unterſchiedlichen Thieren und in einer Schmauſerei beſteht, die man füglich als eine Freß-Orgie bezeichnen kann. Iſt die Familie, der ein Glied ſtarb, arm, ſo begnügt man ſich, die Leiche in einer Felſenhöhle, deren Eingang vor dem Eindringen wilder Thiere durch Steine und Aſtwerk verrammelt wird, zu beſtatten. Dem Todten werden ſeine Waffen und einige Lebensmittel beigegeben, ſeine Hinterlaſſenſchaft wird unter alle ſeine Kinder (auch die außerehelichen, ſobald ſie nur vom Vater als die ſeinigen anerkannt worden ſind) auf gleiche Weiſe getheilt. Dies verdient Beachtung, wenn man erwägt, wie verwickelt die Erbſchaftsgeſetze der Tagalen und Viſayer waren.

Kürzere Mittheilungen.

A. Kirchhoff über Hermunduren und Thüringer.

Veranlaßt durch die Behauptung A. Werneburg's, daß die Hermunduren nichts mit den heutigen Thüringern zu ſchaffen hätten, hat Prof. Kirchhoff in Halle dieſe Frage nochmals diskutirt und der bisher giltigen Anſicht von der Identität der alten Hermunduren und der ſpäteren Thüringer wieder zu ihrem Rechte verholfen. In ſeiner ſehr leſenswerthen Schrift: „Thüringen doch Hermundurenland“ (Leipzig, Duncker und Humblot 1882) weiſt er zunächſt nach, daß Cherusker, mit welchen Werneburg in alten Zeiten Thüringen bevölkert ſein läßt, niemals dort geſeſſen haben, ſondern vielmehr auf beiden, und beſonders dem weſtlichen Ufer der Weſer, nördlich von den Chatten oder Heſſen, welche ihrerſeits wieder nördlich vom Main ſaßen. Die weſtlichen Gebiete, welche die Cherusker bewohnten, waren vielleicht der Lisgau um den Oberharz im Ruhmegebiet bis zur Waſſerſcheide der Helme und der Leine-Gau, welcher an das Eichsfeld grenzt; in beiden herrſcht bis heute niederſächſiſche Mundart. Im eigentlichen Thüringen aber ſind nie Cherusker anſäſſig geweſen.

Nach Zurückweiſung dieſer Hypotheſe umgrenzt Kirchhoff im zweiten Abſchnitte die Sitze der Hermunduren ſelbſt, wie folgt: gegen Süden bewohnten ſie das Gebiet am obern Main bis zum römiſchen Limes (dem Vallum Hadriani, zwiſchen Donau und Rhein) hin und verkehrten als Freunde der Römer ſelbſt in Augusta Vindelicorum, dem heutigen Augsburg; im Weſten war ihre Grenze im 1. Jahrhundert n. Chr. die Werra, ſpeciell die Solquellen von Salzungen, in deren Beſitz ſie 58 n. Chr. durch einen Sieg über die Chatten gelangten; gegen Nordoſten reichten ſie bis an die mittlere Elbe, jenſeits deren in der heutigen Mark Branden-

burg die Semnonen ſaßen, gegen Oſten über die Saale öſtlich hinüber bis in das heutige Königreich Sachſen, wo ſie an die Markomannen in Böhmen grenzten, mit welchen ſie 19 n. Chr. Krieg führten. Es hindert aber nichts, Hermunduren noch über die Elbe öſtlich hinaus anzuſetzen, wie es Strabo ausdrücklich bezeugt, alſo ſie noch bedeutend weiter reichen zu laſſen, als Kirchhoff. (Seinen Exkurs über die Elbquelle und die ptolemäiſche Karte von Germanien übergehen wir hier, da derſelbe, ohne Karte ſchwer verſtändlich, nicht überall das Rechte trifft, auch für des Verfaſſers Schlußergebniß nicht von fundamentaler Bedeutung erſcheint.)

Um 178 n. Chr. werden die Hermunduren zum letzten Male genannt, und zu Anfang des 5. Jahrhunderts erſt erſcheinen die Toringi oder Thoringi (mittelhochdeutſch During, Doring). Aus den Quellen weiſt nun Kirchhoff im dritten und letzten Kapitel ſeiner Abhandlung überzeugend nach, wie ſich die Gebiete beider Völker im Weſentlichen decken, und zwar ſo ſcharf, daß man mancher erſt aus thüringiſcher Zeit bekannten Grenze auch Geltung für die Hermunduren zuſchreiben darf. Wo ſich die Grenzen änderten, giebt er uns die hiſtoriſche Begründung dafür. An der Donau, unweit deren, wie erwähnt, einſt Hermunduren ſaßen, erſcheinen um 480 Thüringer auf Raubzügen bis nach Paſſau hinab, und als Nachbarn der Alamannen kennt ſie auch der Geograph von Ravenna; aus dieſen Gegenden verſchwinden ſie aber ſpäter, von Burgundern und Baiern bedrängt. Noch zu Anfang des 8. Jahrhunderts iſt Würzburg im Beſitz des thüringiſchen Herzogs, wie ja auch früher Hermunduren am oberen Main wohnten; im Weſten iſt immer noch die Werra die Grenze gegen die Heſſen, im Oſten aber ſind die Sorben bis an die Saale vorgedrungen. Gegen Norden ſitzen Thüringer noch im 8. Jahrhundert bis in die heutige Altmark, wenn auch von der Unſtrut an nordwärts unter ſächſiſcher Oberherrſchaft, nachdem im Jahre 531 das Reich der Thüringer den vereinigten Franken und Sachſen erlegen war. Das Land zwiſchen Harz und Thüringer Wald aber, das eigentliche Thüringen, kam damals unter fränkiſche Hoheit, und vom oberen Main und der oberen Werra wurden die Thüringer durch Oſtfranken verdrängt. Von dieſen hiſtoriſch nachweisbaren Aenderungen abgeſehen, decken ſich alſo im Weſentlichen die Gebiete beider Völker, und darum *leben auch die Hermunduren in den Thüringern fort.*

Kirchhoff ſchließt ſeine ſehr leſenswerthe, anregende und tüchtige Arbeit mit der Unterſuchung, aus welchen Stämmen ſich der große, das ganze Centrum Germaniens einnehmende Bund der Hermunduren zuſammenſetzte. Es waren die Teuriochämen und die Sueben-Angeln, welche letzteren Ptolemäus öſtlich von den Sueben-Langobarden und nördlich bis zur Mittelelbe hin anſetzt. Verwandte dieſer Angeln kennt Tacitus unter demſelben Namen im Norden Deutſchlands, auf der jütiſchen Halbinſel, und daß in der That einſt *ein* Volk vom Main bis nach Jütland hin anſäſſig war, zeigen uns die Ortsnamen auf leben (urſprünglich leiba, leba, was vielleicht „Aue“ bedeutet; erſt ſeit dem 12. Jahrhundert in der Dativform leibin, leiben, leben), welche nur auf dieſem, altthüringiſchen und angliſchen Gebiete vorkommen, mit Ausnahme des ſüdlichen Holſtein, wo von den frieſiſchen Inſeln her einfallende Sachſen die Kontinuität nachweislich unterbrochen haben. Alslev im ſüdweſtlichen Jütland, Alsleben an der thüringiſchen Saale, Alsleben an der Quelle der fränkiſchen Saale gehen alle drei auf den gleichen Urſprung zurück. Die ſüdlichſten dieſer Ortsnamen finden ſich am Main; dieſe ſchreibt Kirchhoff den *Werinern* zu, einem weiteren Hermundurenſtamm, deren Namen der Werin-Gau in dem Bogen des Main zwiſchen Schweinfurt und Gemünden bewahrte. Wariner nennt auch Tacitus neben den Angeln, alſo in Jütland. Und während ein Thüring-Gau ſüdlich der Rheinmündung, ja bei Gregor von Tours ebendort ein ganzes Land Thüringen gut bezeugt iſt, kennt andererſeits um die Mitte des 6. Jahrhunderts Prokop ein Werinerreich am Niederrhein, welches 595 von den Franken vernichtet wird. Beweis genug für die Zuſammengehörigkeit beider Stämme. Dieſe rheiniſchen Weriner ſind wahrſcheinlich aus dem mitteldeutſchen Thüringen nach Weſten gewandert. Wie übrigens aus Ortsnamen hervorgeht, finden ſich verſprengte Thüringer auch in Vorarlberg. Dies in kurzem die weſentlichen Reſultate einer Schrift, deren Studium dringend zu empfehlen iſt.

Die neue Provinz Valle de Cagayán auf Luzón.

Ende Oktober 1882 wurde in Manila ein vom 22. Auguſt datirtes königliches Dekret publicirt, welches die Provinzialeintheilung des nördlichen Theiles der Inſel Luzón bedeutend verändert. Nach demſelben werden die im Stromgebiete des Rio Grande de Cagayán liegenden Provinzen: Cagayán, Iſabela de Luzón (incluſive die Comandancia Saltan) und Nueva Vizcaya in eine Provinz verwandelt, welche den Namen „Gobierno politico-militar del Valle de Cagayán“ erhält. Der Gouverneur dieſer Provinz ſoll nicht, wie dies bei den übrigen Gobiernos politico-militares der Fall iſt, der Reihe der Stabsofficiere oder Kapitäne entnommen, ſondern entſprechend der Ausdehnung und der Wichtigkeit der neuen Provinz, welche den beſten Tabak der Philippinen producirt und in deren zum Theile noch undurchforſchten Wildniſſen ſich zahlreiche Tribus unabhängiger Malaien und Negritos aufhalten, ſoll dieſe Würde von einem Brigade-General bekleidet werden, der mit denſelben umfangreichen Vollmachten ausgeſtattet wird, wie ſie jener General beſitzt, welcher über die Viſayas-Inſeln die Oberaufſicht führt. Der Umfang der drei Gerichtsſprengel, in welche die neue Provinz Valle de Cagayán zerfällt, entſpricht dem Umfange der bisherigen Provinzen. Die Gerichts- und Steuerämter haben mit Umgehung des Brigadier-Gouverneurs unmittelbar mit der Centralbehörde der Kolonie in Verkehr zu treten, wogegen dieſer in militäriſcher Hinſicht vollkommen frei verfügen kann, inſofern ihm nicht direkte Befehle von Seiten des General-Gouverneurs, dem er direkt untergeordnet iſt, zukommen. So wie dem Brigade-Gouverneur der Viſayas werden dem Gouverneur des Valle de Cagayán eine Anzahl Civil-Beamte als Sekretäre und Schreiber zugewieſen.

Der Grund dieſer Veränderung der Provinzialeintheilung iſt in dem Umſtande zu ſuchen, daß mit dem 1. Januar 1883 der Bau des Tabaks in den Philippinen freigegeben wird, da das Monopol im Sommer 1882 aufgehoben worden iſt. Die kriegeriſchen unabhängigen Stämme, welche die Berglandſchaften des Valle de Cagayán bewohnen, bauten ſeit jeher einen vorzüglichen Tabak; die Händler werden nun nach Aufhebung des Monopols mit dieſen in Verkehr treten, um bei ihnen Einkäufe zu machen. Bei dem hinterliſtigen Sinn dieſer Kopfjägerſtämme fürchtet man aber blutige Zuſammenſtöße, weshalb man die Regierung dieſer drei Provinzen in die Hände eines hohen Militärs gelegt hat.

F. Blumentritt.

Alphonſe Pinart über die Indianer von Veraguas.

Der bekannte franzöſiſche Amerikaniſt Alphonſe L. Pinart, welcher der archäologiſchen Durchforſchung von Mexico und Central-Amerika ſchon ein Jahrzehnt gewidmet hat, hat in S. Francisco das vierte Heft ſeiner „Coleccion Lenguistica y Etnografica Americana“ erſcheinen laſſen, welches (in ſpaniſcher Sprache) die Indianer des Departements Veraguas im Staate Panama behandelt und zum Schluſſe Vokabularien der Guaymi-, Narteno-, Sabanero- und Dorasque-Sprache enthält. Die Indianerſtämme, welche die Berge und Wälder der Cordilleren der Landenge von Panama bewohnen, ſind danach von viel hellerer Hautfarbe als die an den Küſten, wenn auch beide durch faſt dieſelben Sitten und denſelben Aberglauben mit einander verbunden erſcheinen. Die Bergbewohner ſind wohlgebildet und zierlich, die Küſtenindianer

aber von gedrungenem Wuchse und eckigen Formen. Unter letzteren finden sich Individuen, die man als Albinos bezeichnen kann, von milchweißer Farbe und mit weißem, gekräuseltem Haare bedeckt; ein Fremder kann dieselben leicht mit echten Weißen, welche gleichfalls sich unter jenen Stämmen finden und von englisch sprechenden Vätern abstammen, verwechseln. Die Männer des Guaymi-Stammes tragen gewöhnlich nur die „coleta“, das aus der Rinde des Numi-Baumes verfertigte Lendentuch, während die Weiber meist ganz nackt herumlaufen; nur zuweilen legen sie ein schmales Band an. Sie leben größtentheils von der Jagd und sind im Stande mit ihren Pfeilen Vierfüßer im Laufe und Vögel im Fluge zu erlegen. Sie verzehren auch die unreinsten Thiere selbst in einem vorgeschrittenen Grade der Zersetzung und entsetzlich ist oft der Geruch des verfaulenden Fleisches, welches sie rings um ihre Hütten zum Trocknen aufgehängt haben. Fleisch genießen sie mit großem Vergnügen in halb rohem Zustande. Beim Essen bilden sie einen Kreis um die Lebensmittel und jeder taucht seinen Bissen in das zugleich mit aufgesetzte Salz. Wenn sie peruanisches Steinsalz haben, das sie zuweilen durch Tausch erhandeln, so geht ein Stück davon im Kreise herum und jeder beißt etwas davon ab oder reibt sein Stück Fleisch gegen dasselbe. Sehr beliebt ist das aus gegohrenem Mais bereitete Getränk Chicha; die beste Sorte desselben, Mascada mit Namen, wird gewonnen, indem die Weiber die Maiskörner zerkauen, sie in große irdene Krüge thun und mit Wasser einige Tage gähren lassen. Dauert die Gährung länger, so wird die Chicha stärker, und der größte Freundschaftsbeweis, den ein Reisender diesen Indianern erweisen kann, ist die Bitte um einen Trunk Chicha.

Sie erkennen weder eine Regierung noch eine Polizei an, folgen aber bei ihren Zusammenkünften oft den Entscheidungen der ältesten Männer, der Kaziken; doch ist ihr Gehorsam gegen dieselben keineswegs ein so blinder, daß sie ihr eigenes Belieben ihnen zu Gefallen aufgäben. Belustigend ist es mitunter, den Verhandlungen bei solchen Versammlungen zu folgen, wenn es sich darum handelt, die für Opfergaben an gewisse in Ehren stehende Heilige und deren Kapellen gesammelte Mittel zu vertheilen. Schlägt dann einer vor, einem Heiligenbilde ein neues Kleid zu kaufen, weil das alte nicht mehr recht im Stande ist, so antwortet fast jeder in unschlüssiger und unentschiedener Weise: „Wir wollen es uns überlegen“. Wenn aber ein praktischerer Kopf vorschlägt, so und so viel Töpfe Chicha zu kaufen, um den Festtag in angemessener Weise zu begehen, so giebt die ganze Versammlung sofort laut schreiend ihre Zustimmung kund.

Allgemein herrscht Polygamie, und jeder Mann hat zwei, drei oder mehr Weiber; findet sich einmal einer mit nur einer Frau, so ist er nicht emsig und thätig genug, um mehrere halten zu können. Wessen Fleiß und Talent aber ausreicht, um mehr als eine zu ernähren, namentlich die Kaziken, die lassen ihre verschiedenen Familien in getrennten Hütten leben, um Streit und Eifersucht zu vermeiden. Jede Frau nimmt in ihrer eigenen Hütte in Empfang, was der Gatte zu ihrem Unterhalte zu senden für gut findet, und sie wiederum muß ihrem Herrn täglich eine Schüssel oder einen Krug voll der Speise, welche sie bereitet, schicken, darf aber nicht mit ihm zusammen essen. Die Männer wählen gewöhnlich zwei oder drei erste Weiber von ihrem eigenen Alter; das letzte ist meist noch ein kleines Mädchen, welches ihr zukünftiger Gatte zuweilen bei der Geburt erwählt und aufzieht, damit sie in seinem hohen Alter sein Bett theile. Die Frauen werden bei dem Tode ihres Gatten das Eigenthum von dessen Bruder oder nächsten Erben; Niemand darf gegen dieses Erbrecht Widerspruch erheben, und von dem Tage an, an welchem Jemand solche hinterlassene Weiber erhält, beginnt seine Gattenpflicht. Die Ehe dauert so lange, als es dem Manne beliebt; um sie einzugehen, bedarf es nur beiderseitiger Zustimmung. Mitunter verläßt ein Mann seine Weiber, auch wenn sie mehrere Kinder haben, nur weil er sie nicht mehr leiden mag, oder sie zu alt werden, und nimmt sich neue.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Aus Anlaß der 300jährigen Feier der Vereinigung Sibiriens mit Rußland hat die Russische Geographische Gesellschaft beschlossen, in Verbindung mit anderen wissenschaftlichen Instituten eine detaillirte Beschreibung von Sibirien und eine Geschichte des Landes seit seiner Eroberung, sowie vielleicht eine Bibliographie aller russisch geschriebenen Bücher und Aufsätze über Sibirien zu veröffentlichen.

— Lieutenant Haber, von der Marine der Vereinigten Staaten, der letzte von der Expedition zur Aufsuchung der Jeannette-Mannschaft, telegraphirte am 21. December 1882 aus Jakutsk, daß er dort mit den 11 Leichen des Kapitän de Long und seiner unglücklichen Gefährten, die man nach Amerika zu schaffen beabsichtigt, eingetroffen sei.

— Mit dem Eisenbahnbau in Persien soll es nun wirklich Ernst werden, und zwar zunächst mit der Strecke von Teheran nach Resecht am Kaspischen Meere. Die Nachricht wäre schwer zu glauben, wenn sie nicht vom britischen Gesandten in Teheran ausginge. Der persische Konsul in Baku ist angewiesen worden, Eisenbahnarbeiter zu engagiren, was sich daraus erklärt, daß solche dort augenblicklich nach Vollendung der transkaukasischen Bahn Tiflis-Baku in größerer Anzahl zu haben sind, und der persischen Regierung viel daran liegen muß, sich deren Dienste zu versichern, ehe sie sich in alle Welt zerstreuen.

— Nach dem Verwaltungsberichte der Centralprovinzen Indiens für 1881 — 1882 besuchten von einer Bevölkerung von fast zehn Millionen durchschnittlich nur 58 135 Kinder die Schule und nur 4,7 Procent der gesammten männlichen Bevölkerung konnten lesen und schreiben resp. waren dabei es zu lernen. Der Schulbesuch und damit die Verwendung von Seiten der Regierung weist einen viel höhern Procentsatz von Mohammedanern, als von Christen auf.

— Wie „Nature“ mittheilt, ist in Kanton von Chinesen und mit Bewilligung der Regierung eine Schule errichtet worden, in welcher chinesische Knaben in europäischen Wissenschaften unterrichtet werden. Die Zahl der Schüler beläuft sich schon auf 50; die Lehrer sind Chinesen, welche Englisch verstehen. Immerhin ein Zeichen von Fortschritt.

— Das „Echo du Japon“ vom 29. Oktober 1882 veröffentlicht die Uebersetzung eines Dekrets des Kaisers von China, den letzten Aufstand in Korea betreffend, welches im „Shen Pao“ und dann in „The North China Daily News“ veröffentlicht worden ist und folgendermaßen beginnt: „Korea ist eine Depedenz unseres Landes und uns seit vielen Generationen unterthan. Seine Aufführung ist stets weise und klug gewesen. Der Hof betrachtet es als zu derselben Familie (wie China) gehörig, mit welcher es Freuden und Schmerzen theilt.“ Und der Schluß des Aktenstücks lautet: „Li-hung-tschang und die anderen sollen mit Rath und Nachforschung dem Hofe helfen, unser tributäres Land zu pacificiren.“

Es geht daraus zur Evidenz hervor, daß China sich als den suzeränen Staat von Korea betrachtet, — was Prof. Ratzel noch kürzlich als falsch erklärte — wie es denn auch durch Besetzung der koreanischen Hauptstadt dieser Anschauung einen handgreiflichen Ausdruck verliehen hat.

— Seitdem Gensan in Korea 1880 dem japanischen Handel geöffnet wurde, ist die halbjährliche Einfuhr von circa 270 000 Papier-Jen (120 bis 170 Papier-Jen = 100 mexikanischen Dollars) auf 358 000 in dem, mit Juni 1882 endenden Halbjahre gestiegen, und die Ausfuhr von 186 000 auf 420 000 Jen. In Fusan betrug 1878 Ein- und Ausfuhr bezw. 205 000 und 245 000 Jen, 1881 dagegen 640 000 und 573 000 Jen. So berichtet Mr. Aston, welcher auf dem englischen Geschwader unter Admiral Willes neuerdings jene Häfen besucht hat. Derselbe fügt hinzu, daß während dieser Fahrt die Beziehungen zu den Beamten und Einwohnern Koreas sehr freundschaftlicher Natur gewesen wären. Nur waren die Koreaner zuweilen unangenehm vertraulich und ihre Wißbegierde kannte keine Grenzen.

— Der Resident von Bantam (Westspitze von Java) hat an die Regierung zu Batavia berichtet, daß im Monat September die ganze Bevölkerung eines Dorfes (Tjigenter), aus 755 Seelen bestehend, wegen wiederholter Angriffe der Tiger ihren Wohnsitz aufgegeben und sich vorläufig auf der Insel Groß Handelem (Andelum) in der Meeuwenbai niedergelassen hat. Genanntes Dorf, welches zu dem Distrikt Tjibiliun, Abtheilung Tjiringin, gehört und wo noch in der letzten Zeit fünf Personen, worunter eine Frau, die am hellen Tage am Webstuhl saß, das Opfer der Tiger geworden sind, liegt an der Meeuwenbai und kann nur über das Meer hin erreicht werden, da es auf der Landseite durch undurchdringlichen Wald und Wildnisse von allen Verbindungen abgeschnitten ist. Der Regent (höchste eingeborene Beamte), der sich mit einigen Jägern dorthin begab, fand in dem verlassenen Dorfe Blutspuren und Kopfhaar von den von den Tigern getödteten Personen und die Reste von Hühnern und anderen Hausthieren, während die Spuren der Bestien nicht nur unter dem etwas erhöhten Flur der Wohnungen, sondern sogar in denselben sichtbar waren. Die Bevölkerung des Dorfes Handelem (Andelum) Darat (Festland) befand sich in gleichem Zustand und hatte sich auch auf die oben genannte Insel begeben. Auch im Süden von Lebark, einer andern Abtheilung von Bantam, in der Umgegend von Malimping, waren die Tiger in diesem Jahre sehr unbequem geworden. Noch vor Kurzem waren zwei Personen dort angefallen und getödtet worden.

Afrika.

— Mit Beginn des neuen Jahres hat der österreichisch-ungarische Lloyd eine regelmäßige Dampfschiffsverbindung von Triest nach Tunis eingerichtet und damit dem österreichischen Handel eine direkte Verbindung mit Sicilien und Tunis eröffnet. Alle zwei Wochen fährt ein Schiff von Triest über Ancona, wo Anschluß von und nach Fiume und Zara stattfindet, Bari, Brindisi, Messina, Catania, Syrakus und Malta, wo es Anschluß nach Tripoli hat, nach Tunis, und ebenso alle vierzehn Tage in umgekehrter Richtung.

— Tunesien ist von der französischen Regierung in 22 Kreise getheilt worden, an deren Spitze je ein höherer Officier steht, welcher die eingeborenen Kaids hinsichtlich ihres Gehorsams gegen die Anordnungen Frankreichs zu überwachen hat. Diesem höhern Officiere sind andere unterstellt, welche über alle Vorgänge sich genau unterrichten und Beschwerden entgegennehmen sollen. In nächster Zeit sollen ferner die Steuern von den Kaids an die Militärkasse des betreffenden Kreises, statt wie bisher an die tunesische Regierung gezahlt werden, um eine bessere Kontrolle über die Rückstände zu ermöglichen. Alle diese Anordnungen beweisen, daß das sogenannte „Protektorat" Frankreichs nichts Anderes ist, als eine regelrechte Annexion.

— Roudaire's Projekt, die Unterwassersetzung der Salzsümpfe im südlichen Tunesien betreffend, ist durch die Weigerung der französischen Regierung, sich damit zu befassen, keineswegs beseitigt worden. In Privatkreisen wurden 1¼ Million Franken gezeichnet, Lesseps und Freycinet unterstützten das Unternehmen und Ende December 1882 ist Roudaire nach Nordafrika abgereist, um die Vorstudien für sein „Saharameer" fortzusetzen.

— Die Bitte um Mittheilungen über die Assabbai, welche in dem Sprechsaal eines englischen Blattes ausgesprochen wurde, hat eine Antwort hervorgerufen, der zufolge für die Kolonie wenig tröstliche Aussichten bestehen: „Folgender Auszug aus dem Briefe von Rubattino's Agenten zu Massauah wird dem Fragesteller genügende Aufklärung verschaffen. Es ist unmöglich, daß Assab jemals als Hafen auch nur halb soviel Bedeutung wie Aden bekommen wird. Die Karawanen, welche dort ankommen, sind die ärmsten von allen, da Elfenbein, Kaffee, Gold u. s. w. nur in kleinen Quantitäten vorkommen und die Ausfuhr eines ganzen Jahres dort nicht den Werth dessen erreicht, was in Bombay in einer Woche ausgeführt wird. Berbera, Zeila, Obok, Assab und Massauah werden immer nur ebensoviele kleine Ausfuhrkontore des umliegenden Landes sein. Alles zusammengenommen, haben sie nie einen Betrag der Ausfuhr und Einfuhr erreicht, der mehr als 20 Millionen beträgt; man kann sich also eine Vorstellung machen, wie groß der Antheil Assabs daran sein wird. Die Thatsache, daß die Engländer nach dem Siege von Magdala das Land verlassen und selbst die Schienen ihrer Eisenbahnen mitnahmen, zeigt, was sie von der Zukunft dachten; sie zogen die Beredsamkeit von Zahlen der Beredsamkeit von Träumern vor. Bis jetzt ist der Handel von Assab etwa Null gewesen. Assab mag vielleicht ein wichtiger Markt für Perlmutter werden, doch auch dann könnte es mit den österreichischen Häusern nicht wetteifern, da Italien nicht den tausendsten Theil von dem Perlmutter nöthig hat, den Oesterreich verbraucht." Ein anderer Einsender fügt hinzu: „Die ganze Zahl der Bewohner beläuft sich auf 177, worunter 7 Italiener. Die Kolonie besitzt keinen Handel und die Bewohner wissen nicht mehr, was sie anfangen sollen." Sollte dabei nicht ein klein wenig Eifersucht im Spiele sein?

— Die Raja-Galla, welche der französische Vicekonsul A. Raffray im Jahre 1881 kennen lernte, wohnen circa 35 km südöstlich vom Aschangi-See am Ostfuße des abessinischen Hochlandes in einer Ebene, welche 1450 m über dem Meere liegt und gegen Osten durch die dicht bewaldeten, circa 2000 m hohen Zebul-Berge begrenzt wird (s. „Globus" XLI, S. 143). In ihrem Aeußern fand sie der Franzose den eigentlichen Abessiniern sehr ähnlich, aber von wilderen Sitten. So wird den abessinischen Kindern bis zum Eintritte der Reife das Haupthaar abgeschoren und nur ein Kranz wird stehen gelassen. Dieselbe Sitte bindet die Raja-Galla, jedoch so lange, bis sie einen Feind erlegt haben, und kein Jüngling kann sich verheirathen, wenn er nicht der Auserwählten neben silbernen Hals- und Armbändern auch die Geschlechtstheile eines erlegten Feindes einhändigen kann. Diese Wilden hatte der König Johannes damals unterworfen, wie er denn seinen Hauptberuf darin sieht, die Gallas mit Waffengewalt zum Christenthume zu bekehren. Er ist Wittwer, hat geschworen, sich nicht wieder verheirathen zu wollen und läßt kein Weib an seinen Hof kommen, seine Schwester ausgenommen, die er aber keineswegs freundlich behandelt. Bei aller Pracht, die er entwickelt, und der strengen Etikette, die er fordert, lebt er wie ein Mönch ganz ascetisch. Alle Woche, so behauptet er, besuchen ihn Engel und überbringen ihm Gottes Befehle, und Kriegszüge läßt er sich stets in dieser Weise auftragen.

— Die französische Kammer hat am 28. December 1882 fast einstimmig der Regierung einen Kredit von 1 275 000 Franken für die Mission Savorgnan de Brazza's im

westlichen Afrika bewilligt. Vor Allem sollen zwischen der Küste und der Station Brazzaville am Stanley Pool acht Hauptstationen, die durch zwölf kleinere Posten in Verbindung mit einander stehen, angelegt werden und zwar auf einer nördlichern Linie vom Gabun längs dem Ogowe und der Alima und auf einer südlichern von der Loangoküste längs dem Quillu und dem Niari. An der Küste selbst sollen ferner zwei Hauptstationen in Majombe und Pontanegra errichtet werden. (Nebenbei gesagt, befand sich Stanley zu Ende 1882 schon wieder auf dem Kongo.)

Nordamerika.

Die „Colonies and India" vom 15. December 1882 enthalten einen längern Aufsatz eines Touristen in Kanada, dem wir einige Angaben entnehmen. . . . „Die reißend schnelle Entwickelung von Winipeg erinnerte mich an einige der Goldgräberstädte Australiens. An der Stelle, wo sich vor wenigen Jahren noch die bloße Prairie ausdehnte, befindet sich jetzt eine hübsche Stadt mit schönen Gebäuden; das Telephon erleichtert den Verkehr und in Folge seiner günstigen Lage hat Winipeg schon die fünfte Stelle unter den Städten der Dominion eingenommen. Die ganze Bevölkerung ist von einem Spekulationsfieber, vorläufig in Landscheinen, ergriffen und die Vorrathshäuser der Hudson Bay Company strotzen von allen Arten kostbaren Pelzwerks. Als ich mich dort aufhielt, war der Bau der Eisenbahn schon 400 Meilen über die Stadt hinaus bis Moose Jaw Creek vorgeschritten. Jeden Tag betrug der Fortschritt 3 bis 4 Meilen; die letzte Woche, ehe ich ankam, waren 22 Meilen Geleise gelegt worden. Die Arbeiter, welche in Karren übernachten, die auf den gelegten Schienen vorausgeschoben werden, verdienten 9 Schilling täglich. . . Wir trafen einige Trupps herumschweifender Indianer, Crees und Assiniboines, welche Pferde und Zelte besaßen und gut versorgt zu sein schienen. Wirklich behandelt die kanadische Regierung sie wie Lieblingskinder. Bei ihnen sowohl als auch im Allgemeinen zeigt sich die segensreiche Wirkung des Gesetzes wegen des Verkaufs von Alkohol. Die Prairie im Westen ist größtentheils mit hohem Grase bedeckt, welches theilweise abgeschnitten und in Haufen aufgeschichtet war, um als Viehfutter zu dienen. Schlechte sandige Stellen sieht man hier und da, doch im Allgemeinen ist der Boden mit einer mehrere Zoll bis einige Fuß dicken Humuslage bedeckt.

Die Wasserversorgung findet gegenwärtig aus den Flüssen und aus Brunnen von geringer Tiefe statt und das Wasser ist manchmal so sehr mit Alkalien geschwängert, daß es nachtheilig auf die Gesundheit wirkt. Doch glaubt man allgemein, daß es durch Abteufen tieferer Brunnen möglich sein wird, besseres Wasser zu bekommen. Am unangenehmsten kommt mir der Mangel an Bauholz vor; einzelne Gruppen von Bäumen sieht man von der Eisenbahn aus, doch kommen sie niemals in solcher Zahl vor, daß man sie einen Wald nennen könnte. Da die Wintertemperatur im Durchschnitt 5° unter Null beträgt, so ist die Frage wegen des Brennmaterials sehr wichtig. Allerdings sollen reiche Kohlenlager bestehen und dieselben werden auch wohl nutzbar gemacht werden; jedenfalls besteht aber ein großer Bedarf an Bauholz und sollte man schon bei Zeiten durch große Baumanpflanzungen denselben zu decken suchen. . . .

Alles in Allem besitze ich das feste Vertrauen, daß das westliche Kanada wegen seines ausgezeichneten Bodens für die Dominion sehr wichtig werden wird. Die Kanadier selbst geben zum Theil ihre alten Besitzungen auf, um sich hier eine neue Heimath zu gründen; sie sind an das rauhe Klima gewöhnt, — und Niemand sollte nach dem Westen auswandern, der nicht eine gute Gesundheit besitzt — haben die Entbehrungen, welche den Ansiedler erwarten, schon kennen gelernt, und haben daher größere Wahrscheinlichkeit die Schwierigkeiten, die sich im Westen erheben können, zu überwinden. Vielleicht wird Kanada, wenn einige Geschlechter dahingegangen sein werden, noch einmal der Sitz der politischen Größe der angelsächsischen Rasse werden.

Oceane.

— Ueber die Resultate von Beobachtungen, welche die Fischerei-Kommission der Vereinigten Staaten während elf Jahren an der Küste zwischen der Chesapeake-Bai und Labrador hat anstellen lassen, sprach auf der letzten Jahresversammlung der United States National Academy of Sciences Prof. Verrill von Yale. Danach verlegen die Karten den warmen Golfstrom um 30 bis 40 Miles zu weit von der Küste ab. Bis etwa 60 Miles von derselben ist die Fauna eine arktische, in dem warmen Strome dagegen eine tropische oder subtropische. Man hat bisher die Tiefenlinie von 100 Faden als die Grenze des Golfstromes angenommen; vielmehr aber ist es die von 65 oder 70 Faden. Verrill meint, daß in dem Körper des Stromes im Sommer und im Winter keine Veränderung, wie man angenommen hat, vorgeht, wohl aber an der Oberfläche. Beweis dafür ist die bestimmte Grenzlinie der beiden Faunenarten auf dem Boden; denn wenn Veränderungen einträten, würde dort das subtropische Leben zerstört werden. Der Theil des warmen Stromes südlich der Küste von Neu-England, 70 bis 120 Miles von der Küste, wimmelt von Thieren. Im Jahre 1880 brachte das Schleppnetz 800 Species zu Tage, wovon mehr als ein Drittel ganz neu waren, darunter 17 Arten Fische, 270 Mollusken und 90 Krustaceen. Bis zu der 100 Faden-Linie senkt sich der Meeresboden allmählich von der Küste an, dann aber fällt er plötzlich zu 1000 Faden und darüber ab. An diesem Absturze scheint der warme Strom nur etwa 125 Faden hinabzureichen. Die in großen Tiefen lebenden Thiere sind meist von rother oder orangegelber Farbe, welche vielleicht als eine Art Schutz anzusehen ist, indem sie sie unsichtbar macht. Der Boden unter dem arktischen Gürtel (zwischen der Küste und dem Golfstrom) ist grober Kies oder Sand, derjenige unter dem Golfstrom so feiner Sand, daß die einzelnen Körner nur unter dem Mikroskope zu unterscheiden sind. Dieser mit winzigen Muscheln vermischte Sand scheint eine Oberfläche, so eben und hart wie eine Tenne, zu bilden. Zwischen dem regen Thier- und Pflanzenleben, welches dieselbe bedeckt, finden sich hier und da Steine, welche wahrscheinlich von schmelzenden Eisschollen herrühren. Das Schleppnetz brachte mitunter ein Stück Gestein herauf, vielleicht pliocäner Formation, gefüllt mit fossilen Muscheln, denselben, welche noch jetzt auf dem Grunde sich finden. Zu bemerken ist das Fehlen aller Vertebraten-Fossilien, und nie brachte das Schleppnetz auch nur eine Spur von der Existenz todter Vertebraten herauf, trotzdem das Meer von Haien, Delphinen u. s. w. wimmelte, ebenso wenig eine Spur von menschlicher Existenz, ausgenommen eine, von einem Schiffe verlorene Kautschukpuppe, obgleich das untersuchte Gebiet in dem Kurse der europäischen Schiffe liegt und dort so manches derselben untergegangen sein muß. Solche Thatsachen brachten Prof. Verrill dahin, daß er an der negativen Beweiskraft in der Geologie zweifelt.

Inhalt: Die Sosnowski'sche Reise durch China V. (Mit sechs Abbildungen.) — E. Metzger: Der niederländische Theil von Neu-Guinea und die neueren Reisen daselbst I. — Ferdinand Blumentritt: Die Mandayas. — Kürzere Mittheilungen: A. Kirchhoff über Hermunduren und Thüringer. — Ferdinand Blumentritt: Die neue Provinz Valle de Cagayán auf Luzón. — Alphonse Pinart über die Indianer von Veraguas. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Oceane. (Schluß der Redaktion 7. Januar 1883.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIII. № 5.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Die Sosnowski'ſche Reiſe durch China.

(Nach dem Berichte des Dr. Pjaſetzki.)

VI.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen des Dr. Pjaſetzki.)

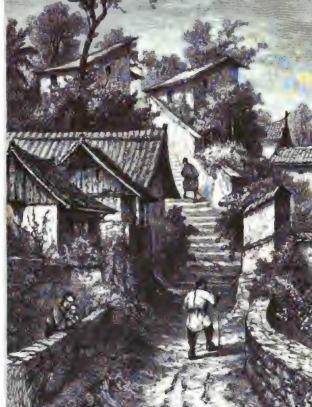
Die weite Ebene, die ſich im Norden von Han-tſchung-fu ausbreitet, gilt nicht mit Unrecht bei den Chineſen für einen beſonders bevorzugten Fleck Landes, für eine Art irdiſchen Paradieſes. Als Sosnowski und ſeine Begleiter in der Frühe eines hellen, warmen Maimorgens die Stadt verließen, um ihre Reiſe durch die nordweſtlichen Provinzen fortzuſetzen, ſchien es auch ihnen, als hätten ſie kaum je zuvor eine ſo reiche, üppige Landſchaft erblickt, wie ſie hier vor ihnen lag. Zwiſchen den grünen Weizen- und Baumwollenfeldern, welche die Stadt umgaben, erglänzten wie große Seen die vor wenigen Tagen neu bewäſſerten Reisfelder, auf denen jetzt Scharen von Arbeitern, die meiſt bis über die Knie im Waſſer ſtanden, beſchäftigt waren. Weiterhin zeigten ſich, von ſchönen Baumgruppen umgeben, anſehnliche Dörfer und einzelne Niederlaſſungen; wie ein großes ſilbernes Netz durchkreuzten breite, von grünen Böſchungen eingefaßte Kanäle die Ebene in allen Richtungen. Eine Menge von kleinen ſteinernen Brücken führte über dieſe Waſſerläufe; der unabläſſige Verkehr auf ihnen ließ erkennen, wie reich bevölkert die durch ſie verbundenen Ortſchaften ſein mußten. Einen eigenthümlich ſüdlichen Anſtrich verliehen der Landſchaft die zahlreichen ſchlanken Palmen (Chamaerops excelsa Thunb.), die theils vereinzelt inmitten großer Gruppen von Pfirſich- und Aprikoſenbäumen emporragten, theils in kleinen Hainen bei einander ſtanden. Die Blätter und Faſern dieſer Palmenart werden in China in ähnlicher Weiſe und zu ebenſo mannigfachen Zwecken verwendet, wie bei uns die der ihr verwandten Mittelmeerpalme (Chamaerops humilis L.).

Die Stadt Mian-hſien, die man nach mehrſtündigem Marſche erreichte, liegt ſchon außerhalb der Ebene von Han-tſchung-fu, in dem von Hügeln und Höhenzügen vielfach durchſetzten Vorlande des ſogenannten Tſin-ling-Gebirges. Auch hier war die Gegend augenſcheinlich reich bevölkert, der Boden zum großen Theile gut angebaut, doch ſah man in faſt allen Ortſchaften noch die traurigen Spuren der Verwüſtung aus der Zeit der Taiping-Revolution (1850 bis 1865) und der letzten Dunganenkämpfe. Mian-hſien ſelber, bis dahin eine bedeutende Stadt, wurde in dem letzten Jahre der Revolution von den mohammedaniſchen Aufrührern in Brand geſteckt. Der ganze Ort wurde ein Raub der Flammen; nur die alte ſtarke Umfaſſungsmauer blieb ſtehen und ſteht auch heute noch, die weite Trümmerſtätte umſchließend, deren durch Aſche und Schutt gedüngter Boden von den Einwohnern des neuen Mian-hſien, eines ärmlichen Fleckens, zur Anlage kleiner Mais- und Weizenfelder verwerthet worden iſt.

Bald hinter Mian-hſien fing die eigentliche Gebirgswanderung an; mehrere nicht unbeträchtliche Höhenzüge mußten überſchritten werden: es war ein unaufhörliches Bergauf und Bergab an zum Theil ſteilen Hügelwänden, und wenn auch die an den gefährlichſten Stellen in den Felſen gehauenen Stufenpfade die Paſſage erleichterten, ſo konnte doch ein jeder Fehltritt den Pferden ſo verhängnißvoll werden,

daß man sich bald genöthigt sah, die Thiere am Zügel führen zu lassen. Auf diese Weise kam die Karawane nur langsam vorwärts, und Pjaseßki hatte reichliche Muße, vom Wege obschwenkend, Proben der interessanten Gebirgsflora dieser Gegend zu sammeln. Ebenso erfreulich wie überraschend waren ihm hierbei das Verständniß und die Theilnahme, welche sowohl die chinesischen Diener und Lastträger der Expedition, als auch fremde, des Weges kommende Landleute für seine Thätigkeit bewiesen. Von dem Hohne, mit dem namentlich das Landvolk bei uns auf den „Unkraut zu ziehenden" Botaniker herabzusehen pflegt, war hier nicht die Rede. Es währte nicht lange, so brachten ihm die Leute unaufgefordert Alles, was sie von seltener vorkommenden Pflanzen erblickten, und aus ihren Fragen und Bemerkungen ging hervor, daß sie hierzu durch ein wirkliches Interesse für die Sache, nicht etwa durch die Hoffnung auf ein kleines Geschenk, veranlaßt wurden.

Das erste Nachtquartier wurde in der kleinen Stadt Lo-jan-hsien genommen, die, am Abhange eines Berges gelegen, mit ihrer starken Zinnenmauer und einem hoch emporragenden Thurme aus der Ferne stattlich genug aussah. Beim Nahekommen zeigte es sich freilich, daß auch diese Mauer außer 10 bis 12 neuerdings erstandenen kleinen Häusern und dem verschont gebliebenen festen Thurme nichts Anderes umschloß, als traurige Ruinen und grasüberwucherte Schutthaufen. Durch einen kleinen Fluß von dieser Stätte der Verwüstung getrennt, zieht sich noch ein zweites, augenscheinlich sehr altes Städtchen am Berge hinauf; es ist Alt-Lo-jan-hsien, das seltsamer Weise von den Verheerungen des Krieges gänzlich verschont geblieben ist. Trotzdem machten die Einwohner, die außer der Förderung von Steinkohlen in den benachbarten Gruben auch vielfach die Fabrikation des aus dem Marke einer Aralia (Aralia papyrifera Hook.) bereiteten, sogenannten Reispapieres betrieben, denselben Eindruck größter Dürftigkeit, der auch das Landvolk dieser ganzen durch Fruchtbarkeit und gute Bodenkultur doch ausgezeichneten Gegend charakterisirte. In den elenden, räucherigen Hütten lebte hier fast allenthalben ein kränkliches, schlecht genährtes und meist auch unzureichend bekleidetes Geschlecht, das



Lo-jan-hsien.

von der angestrengtesten Arbeit nicht mehr zu verlangen schien, als die kümmerlichste Fristung seines Daseins.

Nach mehrtägigem, zum Theil ungemein anstrengenden Marsche passirte man am 25. Mai den Kamm des Tsiuling-schan, die Wasserscheide zwischen den beiden mächtigen Stromgebieten des Jang-tse-kiang und des Huang-ho. Auf dem zu 9000 Fuß ü. d. M. ansteigenden Joch befindet sich ein stattlicher Tempel, der von mehreren Priestern bewohnt wird; die Existenz derselben, die auf der freien Höhe im steten Anschauen der herrlichsten zu ihren Füßen ausgebreiten Gebirgslandschaft ein sorgenloses Leben führten, erschien den Reisenden fast beneidenswerth. Der Abstieg zur Ebene war ziemlich beschwerlich; stundenlang führte der Weg an der steilen südlichen Wand des tiefen Thales entlang, in dem der Lo-ho, ein bedeutender Nebenfluß des Huang-ho, dahinfloß. Eine Menge größerer und kleinerer Wasserläufe strömte ihm von Norden her zu; das ganze von ihnen bewässerte Hügelland war mit unabsehbaren, der Reife nahen Weizenfeldern bedeckt; auf den Wiesenflächen der breiteren Thäler weideten große Viehherden. Einen merkwürdigen Gegensatz zu den, von herrlichen alten Bäumen umgebenen, malerisch gelegenen Dörfern dieser Thäler boten die hier vielfach auf den Gipfeln der Berge angelegten befestigten Ortschaften: gemeinsame Niederlassungen der durch den Krieg aus der Ebene vertriebenen Landleute. Eines dieser Bergdörfer, das Pjaseßki besuchte,

Digitized by Google

machte auf ihn den Eindruck größten menſchlichen Elends. Ein in Spiralen gewundener Fußpfad führte an dem kegelförmigen Hügel hinauf bis zu einer hohen, ſtarken Mauer. Die winzige Pforte in derſelben war ſo niedrig, daß die Reiſenden ihre Pferde draußen laſſen mußten. Drinnen ſetzte ſich der gewundene, in den Felſen gehauene Pfad bis zu dem abgeplatteten Gipfel fort, auf dem das Dorf, ein Haufen eng aneinander gebauter Hütten, ſtand. Augenſcheinlich waren dieſe aus Lehm und Stroh nothdürftig zuſammengeklecksten Ställe, in deren einzigem finſtern und räucherigen Innenraum Menſchen, Eſel und Schweine zuſammenhauſten, urſprünglich nur als proviſoriſche Unterkunft von den Flüchtlingen errichtet worden; die zunehmende Armuth jedoch und die mit ihr wachſende Energieloſigkeit hatte wohl bald jeden Gedanken an eine mögliche Verbeſſerung ihrer Lage verſchwinden laſſen. Die Produkte ihrer kleinen, am Fuße des Berges gelegenen Felder reichten eben aus, um ſie vor dem Verhungern zu ſchützen; der ganze Waſſerbedarf für die aus 170 Köpfen beſtehende Einwohnerſchaft des Dorfes wurde meilenweit aus dem Thale herbeigeſchafft. Unter dem dauernden Einfluß von Hunger und Krankheit nimmt die Verwilderung in dieſen iſolirten Hungerkolonien, deren ſeit der letzten Dunganeninvaſion unzählige im Gebirge entſtanden ſein ſollen, natürlich immer mehr zu. Nur mit großer Mühe erlangten Pjaſetzki und ſeine chineſiſchen Begleiter Einlaß in das Bergdorf, und bei ihrem Nahen flüchteten die Bewohner wie ſcheue Thiere in ihre elenden Behauſungen.

Eingang eines Hauſes in Tſing-tſchëu.

Je weiter man nach Norden, in die eigentliche Ebene kam, deſto augenfälliger wurden die Spuren des Krieges. Meilenweite Strecken Landes waren noch heute vollkommen verödet; wieder und immer wieder kam man an große, von ihren Einwohnern verlaſſene und in Trümmer fallende Dörfer. Mitten in dieſer heimgeſuchten Landſchaft liegt die Stadt Tſing-tſchëu, wo die Reiſenden am Abend des 30. Mai eintrafen. Dank ihrer ſtarken Beſatzung iſt die reiche Stadt von den Angriffen der Dunganen gänzlich verſchont geblieben und bietet heute noch ein Bild des größten Wohlſtandes, in ihrem äußern Anſehen ſowohl, als auch in dem Leben ihrer Bewohner. Von dem Mandarinen des Ortes freundlich aufgenommen, fand die Expedition in dem ihr angewieſenen Quartier allen Komfort des verfeinerten chineſiſchen Lebens und dazu die aufmerkſamſte Bedienung vor. Das Haus ſelber mit ſeinem zierlichen Dache und kleinen verandaartigen Vorbaue, mit ſeinem geräumigen, von einem weißen leinenen Zeltdache überwölbten Hofe, mit ſeinen hellen Zimmern, von deren blendendweißen Papiertapeten die zierlichen Formen der Lackmöbel ſich abhoben, war an und für ſich eine kleine Perle chineſiſcher Architektur. Drei Tage verweilte man an dem freundlichen Orte, dann ging es in nordweſtlicher Richtung weiter auf der Straße nach der am Huang-ho gelegenen, bedeutenden Stadt Lan-tſchëu. Wieder folgten eine Zeit lang niedergebrannte oder verlaſſene Dörfer und ausgedehnte, jetzt ganz verwilderte und ihrer Einzäunungen beraubte Obſtplantagen auf einander; dann nahm die Landſchaft plötzlich einen andern Charakter an. Das Terrain wurde wieder hügelig; man befand ſich in einem der geologiſch intereſſanteſten Theile von China, in dem Löß-gebiete des Huang-ho-Beckens. Die bis hoch hinauf künſtlich terraſſirten Hügel enthielten die ſeltſamen Höhlenwohnungen, die allein im Huang-ho-Gebiete mehreren Millionen Menſchen zum Aufenthalt dienen ſollen. Dieſe unterirdiſchen Behauſungen beſtehen gewöhnlich aus einer ganzen Reihe tief in den Löß der Hügel gegrabener Gemächer, die ihr Licht durch Oeffnungen in der Hügelwand erhalten. Außer dieſen Fenſtern und den Thüröffnungen ſind ſtets noch eine Reihe kleinerer Löcher durch die Wand gebohrt, in welche die Rohre der Feuerſtellen münden. Von weitem geſehen machen die Terraſſenhügel ſomit den Eindruck, als enthielten ſie die Schlupflöcher zahlloſer größerer und kleinerer wilder Thiere; eine nähere Beſichtigung dieſer faſt ohne Zuhilfenahme irgend eines eigentlichen Baumaterials hergeſtellten und eingerichteten Wohnungen läßt dieſelben jedoch unvergleichlich viel beſſer und geſunder erſcheinen, als die engen, dumpfigen und rauchigen Räume, in denen die Mehrzahl des chineſiſchen Landvolkes ſeine Tage zubringt. Frei von aller Feuchtigkeit, ſind die Höhlenwohnungen im Sommer kühl, im Winter angenehm warm, und der Einfluß dieſer günſtigen Bedingungen läßt ſich unſchwer in dem kräftigen, geſunden Ausſehen ihrer Inſaſſen erkennen. Außer dem eigentlichen Arbeits- und Wirthſchaftsgeräth iſt in dieſen primitiven Behauſungen nichts von Möbeln vorhanden. Die Bänke und Tiſche, die Fächerſchränke an den Wänden, die Krippen der Hausthiere, die Oefen und anderen Feuerſtellen, das Alles iſt direkt aus dem Löß herausgearbeitet, ebenſo wie auch die niedrige Mauer, die den kleinen äußern Hof umgiebt, und wie die Treppe, die zu der obern Terraſſe hinaufführt. Auf dem oft mit einigen Bäumen bepflanzten Hofe liegen die Brennholz- und Futtervorräthe der Bewoh-

ner aufgeschichtet; selten nur fehlt der in den Boden gegrabene Wasserbehälter. Um die Treppenstufen gegen die bei dem leicht bröckelnden Löß unvermeidliche Abnutzung zu schützen, übermauert man sie gewöhnlich mit Back- oder kleinen Hausteinen, und diese Steine, sowie das Holz zu den Fenstergittern und den Thüren, sind die einzigen nicht an Ort und Stelle vorhandenen Bestandtheile der Höhlenwohnungen. Uebrigens waren auch von diesen unterirdischen Dörfern gar viele durch den Krieg vollständig verdeet.

Die Straße nach Yan-tschou führt über mehrere große und bedeutende Städte; so über das malerische Fu-tien-hien, das mit seinen prächtigen Triumphbögen, seinen hohen Thürmen und bunten Tempeln, mit seinem geräuschvollen Leben und Treiben in den engen Straßen an die alten volkreichen Städte der östlichen Provinzen erinnerte. Tsao-tschi-fu, Nin-yuan-hsien und namentlich das alte feste Hun-tschang-fu waren durch den Krieg hart mitgenommen; die mächtigen Mauern und starken Thürme des letztgenannten Ortes hatten den Angriffen widerstanden; was sie jetzt aber beschirmten, das waren Brandstätten und Trümmerhaufen, zwischen denen sich hin und wieder ärmliche Hütten erhoben. Die Felder an der Straße lagen hier vollständig wüst und von Unkraut überwuchert da; nur neben den zahlreichen, neuerdings auf dieser Strecke errichteten und mit starken Besatzungen versehenen Forts zeigten sich schmale Streifen kultivirten Bodens, auf denen die Soldaten der Garnison Erbsen und anderes Gemüse zogen.

Am 11. Juni passirte man die Stadt Ti-dao-tschou, die während des Krieges das Aktionscentrum der aufrührerischen Mohammedaner war; ihr befestigtes Lager und der weite mohammedanische Begräbnißplatz mit seinen hohen Grabsteinen standen unversehrt, die Stadt selber hatte vielfach

Unterirdische Wohnungen in dem Lößgebiete des Huang-ho.

gelitten, und war man jetzt eifrig mit dem Wiederaufbau der zerstörten chinesischen Tempel und officiellen Gebäude beschäftigt. Der letzte Tagemarsch von hier bis Yan-tschou war wohl geeignet, die traurigen Eindrücke der vorhergegangenen Tage vergessen zu machen. Die Straße lief zwischen üppigen Wiesen, Weizen- und Gerstenfeldern, zwischen zahlreichen neu aufgebauten und angenscheinlich wohlhabenden Dörfern hin, um endlich kurz vor der Stadt in ein malerisches, schluchtartiges Thal einzulenken.

Der bekannte Ruf: „Yan! yan-dschou! (Fremder Mann!)“ begrüßte die Reisenden schon bei ihrem Betreten der äußeren Stadt, er gab das Signal für die Esorte neugierigen Volkes, die sich, bei jedem Schritte anwachsend, ihnen alsbald beigesellte. Ein reges Leben herrschte in den Straßen, die mit ihren luftig gebauten und reich verzierten Häuserfronten und den hin und wieder emporragenden alten Bäumen einen freundlichen Eindruck machten. Am Thore der innern Stadt, wo der Landessitte gemäß die Häupter einiger vor wenigen Tagen hingerichteter Verbrecher, buganonischer Insurgenten, in Käfigen aufgehängt waren, wurden die Reisenden von einer kleinen Abtheilung chinesischer Reiterei erwartet, die der Statthalter der Provinz ihnen entgegengesandt hatte, um sie in das für sie bestimmte Quartier in seinem Palaste zu geleiten. Tso-tsun-tan, der Statthalter und zugleich einer der höchsten Mandarinen des Reiches, war ein etwa sechzigjähriger Mann von kleiner starker Figur und einem Gesicht, aus dem eine mit Schlauheit gepaarte Gutmüthigkeit und daneben große Energie sprach. In der ersten Audienz, die er Sosnowski allein ertheilte, zeigte er das größte Wohlwollen; umsomehr war man am folgenden Tage überrascht, als er bei dem großen Empfange die Reisenden mit gänzlicher Nichtachtung behandelte. Und so ungleich blieb sein Verhalten während der ganzen Wochen ihres Aufenthaltes in Yan-tschou: bald lud er sie zu sich ein und überhäufte sie mit allen Ehren, welche die chinesische Etiquette für den Verkehr mit hohe

Digitized by Google

Straße in Kan-tschau-fu.

Digitized by Google

Würdenträgern vorschreibt, bald besuchte er sie freundschaftlich und ohne jedes Ceremoniell, bald wieder vernachlässigte er sie in der auffälligsten Weise. Pjalegski war der Einzige, der sich der dauernden Gunst des launenhaften Mannes erfreuen konnte, und zwar war es auch hier wieder sein Zeichnentalent, was den Weg ebnete. Er mußte das Porträt des Statthalters anfertigen und erntete großen Dank damit.

Nach Erledigung der officiellen Besuche widmete Pjalegski alle seine Mußestunden der eingehenden Besichtigung der Stadt und ihrer Umgebungen. Bei der ungeheuren Ausdehnung und der unregelmäßigen Anlage des Ortes war es nicht leicht, sich zu orientiren; einen einigermaßen guten Ueberblick hatte man nur von der Höhe eines Uferhügels aus, auf dem sich eine weithin sichtbare Pagode erhob. Tan-tschin liegt auf dem rechten Ufer des durch

Der Generalgouverneur Li-hung-tan.

seine Ueberschwemmungen auch hier schon oft furchtbaren Huang-ho. Die Breite des Flusses beträgt an diesem Punkte bereits mehr als 2 km; sein Wasser ist durch die Thonmassen, die er in seinem reißenden Laufe losspült und mit sich führt, stets trübe, und diese Eigenschaft hat ihm den Namen des Gelben Flusses eingetragen. Wie stark seine Strömung ist, sieht man deutlich an der großen Schiffbrücke, die von dem nördlichen Stadtthore aus an das jenseitige Ufer führt. Auf 24 Barken ruhend, die seltsamer Weise nicht festgeankert, sondern nur durch Taue und die hinübergeschlagenen Balken und Pfähle mit einander verbunden sind, befindet sich die nur an ihren beiden Enden am Ufer befestigte Brücke in einem steten Schwanken. Anstatt in gerader Richtung über den Fluß zu führen, bildet sie, von der Gewalt des Stromes fortgerissen, einen großen Doppelbogen wie ein lateinisches S. Ist die Passage für Fußgänger schon unbequem, so ist sie für Reiter geradezu gefährlich. Pjalegski war froh, als er mit seinem Pferde glücklich den Weg hin und her zurückgelegt hatte, doch wäre ihm ein kaltes Bad beinahe auf andere Weise zutheil ge-

Digitized by Google

worden. Von der Brücke zurückkehrend, ritt er auf einem ſchmalen Pfade längs des Ufers der Stelle zu, wo mehrere ſinnreich konſtruirte große Schöpfräder das ganze für den Bedarf der Stadt nöthige Waſſer emporheben, als ſein

Schiffbrücke über den Huang-ho.

Pferd plötzlich erſchreckt hoch aufbäumte und ſich zurückwarf. Es ſcheute vor einigen dicht am Ufer im Waſſer liegenden unförmigen Gegenſtänden, über deren Natur Pjaſetzki zuerſt ſelber nicht klar werden konnte, bis er, vom

Schöpfräder bei Lan-tſchēu-fu.

Pferde abgeſtiegen und näher tretend, große Schläuche aus ganzen Kuhhäuten darin erkannte, die, hoch aufgeblaſen, auf dem Waſſer ſchwammen. Wie er ſpäter erfuhr, werden dieſe Schläuche, zu mehreren aneinander gebunden, hier von

den Fährleuten als Flöße zum Transport von Waaren benutzt. Die oben erwähnten Schöpfräder werden durch den Strom ſelber in Bewegung geſetzt und ſpeiſen ſo unabläſſig die großen Reſervoirs in der Stadt, deren ſchönſtes ſich in einem Hofe des von dem Statthalter bewohnten Hauſes befindet. Die vorzügliche Maſchinerie hat nur einen und zwar einen ſehr bedeutenden Fehler: ſie fungirt allein zur Zeit des hohen Waſſerſtandes. Bei niedrigem Waſſer, alſo faſt regelmäßig während mehrerer Monate im Jahre, ſtehen die Räder ſtill, der ganze Waſſerbedarf der Stadt wird dann durch Arbeiter aus dem Fluſſe geſchöpft und in die Röhren gegoſſen, in denen es den großen Reſervoirs zufließt: eine Einrichtung, die eben nur in China möglich iſt, wo die Arbeitskräfte von ſo unendlich geringem Werthe ſind. Vor mehreren Jahren ſchon hatte ein Europäer hier eine Dampfmaſchine aufgeſtellt, welche bei niedrigem Waſſerſtande die Räder treiben ſollte. Man hatte ſie eine Zeitlang benutzt, dann aber, als etwas an ihr ſchadhaft geworden war, ſich nicht bemüht oder es auch nicht verſtanden, ſie auszubeſſern, und lieber wieder das alte Syſtem des Waſſertragens eingeführt.

Der niederländiſche Theil von Neu-Guinea und die neueren Reiſen daſelbſt.

Von **E. Metzger.**

II.

Reiſen nach der Südküſte.

Am 17. Mai 1880 verließ der „Bromo“ Ternate, um ſich nach der Südküſte von Neu-Guinea zu wenden. Zunächſt beſuchte man Waigamme auf der Nord- und Lelintah auf der Südküſte der Inſel Miſool; beide Orte treiben Handel mit Ceram, der namentlich in Lelintah recht lebhaft zu ſein ſchien, wodurch die Einwohner leider auch mit dem Opiumgebrauch, der dem Anſcheine nach mehr und mehr zunahm, bekannt geworden waren. Die Häuptlinge, welche an Bord kamen, theilten mit, daß Ruhe und Friede herrſchte. Die Papuas von Miſool ſollen in Sitten, Gewohnheiten, Kleidern und Waffen viel Aehnlichkeit mit den Alfuren von Halmaheira beſitzen; der Islam ſoll hier, ſelbſt im Innern, große Fortſchritte machen.

Danach wendete ſich der „Bromo“ nach dem Mc Cluer-Buſen, wo die Zeichen des niederländiſchen Beſitzes, Blechtafeln mit dem königlichen Wappen, inſofern es nöthig war, erneuert wurden. Die Ortſchaften hatten einige Veränderungen erfahren, beſonders iſt anzuführen, daß der Radja von Hati-Hati (Südküſte des Golfes) ſich auf Pulu Ega in der Nähe der Kapaurbai niedergelaſſen hatte, um dort ein Ankergeld von den Händlern zu erheben, welches per Prau auf einen Dollar feſtgeſetzt war und anſcheinend ohne Widerſpruch gezahlt wurde. Hier wird die Oberherrſchaft von Tidore anerkannt, welcher Umſtand jedoch zu manchen Mißbräuchen Veranlaſſung giebt, da ohne Mitwiſſen der Autoritäten allerlei Steuern erhoben werden. In der Bai von Kapaur zeigten verſchiedene kleine Ortſchaften die niederländiſche Flagge und bei Kapaur ſelbſt traf man eine kleine Handelsflotte aus Makaſſar und Ceram. Wie man erfuhr, herrſchte hier ein lebhafter Handelsverkehr und erfreute man ſich ruhiger Zuſtände, doch auch hier breitete ſich der Islam und der Opiumgebrauch mehr und mehr aus; die Eingeborenen gaben ihre alten Gewohnheiten in Kleidung u. ſ. w. auf; hier wurde die Hoheit von Tidore jedoch nicht anerkannt. Weiter richtete man die Fahrt nach Frederik Hendrik's Inſel, und ankerte in der Marianenſtraße, wo die Wappenſchilder erneuert wurden. Mangel an Kohlen nöthigte zur Rückreiſe, auf welcher man noch ſoviel wie möglich die Küſte anlief. Verſchwundene Dörfer und defekte Wappenſchilder ſind beinahe das einzige, worüber auf dieſer Reiſe zu berichten war; nur muß bemerkt werden, daß es glückte mit der Bevölkerung der Inſel Bakahia (4° ſüdl. Br.) in Berührung zu kommen, was früher wiederholt, aber vergebens verſucht worden war. Bei Tagesanbruch bemerkte man dort in der Nähe der Inſel einige Prauen, die jedoch ſich dem Dampfſchiff nicht zu nähern ſuchten und ſich mit einer Ausnahme entfernten, als ſich das Boot des „Bromo“ dem Lande näherte. Nachdem man den Papuas einige Geſchenke gegeben, waren ſie geneigt an Bord zu kommen, worauf eine große Anzahl anderer Prauen folgte. Da man aus ihren Worten und Geberden zu verſtehen glaubte, daß ſie Patente und Flaggen zu erhalten wünſchten, genügte man dieſem Verlangen. Die Eingeborenen waren im Allgemeinen geſund und kräftig, doch viele litten an Hautkrankheiten. Sowohl ihre Zierrathen als ihre Waffen (Bogen, Pfeile und Lanzen) gleichen denen der Bewohner der Geelvinksbai. Im Allgemeinen ſcheint wenig Handel getrieben zu werden, nur einzelne Leute von Kapaur vertauſchten Eiſenwaaren und Kattungewebe gegen Sago und Maſſori. Der Name des Sultans von Tidore war ihnen unbekannt. Wegen eines Unfalls an der Maſchine mußte der „Bromo“ die Fortſetzung ſeiner Reiſe aufgeben.

Viel wichtiger iſt die Reiſe der „Batavia“. Am 3. December deſſelben Jahres war man von Ternate abgefahren und hatte am folgenden Tage Sanana angelaufen, worauf am 5. December die Reiſe nach Neu-Guinea fortgeſetzt wurde. Auf Ambon und Debo wurde der Steinkohlenvorrath angefüllt, am 21. December der 141. Längengrad erreicht und der Verſuch gemacht, ſich der Südküſte zu nähern. Die Tiefe des Meeres nahm ſchnell ab und zwar in dem Maße, daß das Schiff bald nicht mehr weiter konnte; nur im Nordoſten war vom Topp aus Land zu ſehen. Nachdem man in allen Richtungen gelothet hatte und an dieſer Stelle kein Weg gefunden werden konnte, wurde der Anker wieder gelichtet und in tieferm Waſſer wieder ausgeworfen, da der Abend inzwiſchen angebrochen war. Während der Nacht zeigte es ſich, daß der Unterſchied zwiſchen Ebbe und Fluth an dieſer Stelle 13 bis 14 Fuß betrug. Nachdem man am folgenden Tage einen vergeblichen Verſuch gemacht hatte, ſich der Küſte an einer mehr weſtlich gelegenen Stelle zu nähern, glückte es endlich am 23. dem 141. Längengrad wieder nahe zu kommen. Am 24. December ging der Kontrolleur an Land; aus dem Boote konnte man nirgends feſtes Land ſehen, man bemerkte nur Mangelias und Rizophoren. Nachdem man lange

umſonſt nach einem Fleckchen feſter Erde geſucht hatte, um das Wappen aufſtellen zu können, mußte man ſich damit begnügen, daſſelbe in einem Baume aufzuhängen; ob das Zeichen vom Meere ſichtbar ſein wird, ſcheint fraglich, da ſich die „Batavia“ dem Lande ſo weit genähert hatte, wie es einem andern Schiffe nicht leicht möglich ſein wird. Die Reiſe wurde nun nach Weſten an der Küſte, welche traurig und verlaſſen blieb, entlang fortgeſetzt; das Meer wurde tiefer. Am 25. ſah man zuerſt gegen 9 Uhr den Strand und, als man ſich demſelben möglichſt näherte, Kokospalmen und ein paar Schutzdächer, doch keine Menſchen. Je weiter man am Strande entlang dampfte, deſto mehr veränderte ſich ſeine Phyſiognomie; die Kokosbäume wurden häufiger und es zeigten ſich Spuren von Bewohnern. Am Mittag ſah man ein großes Dorf und beſchloß ſich mit der Bevölkerung in Berührung zu ſetzen. Bald ſtachen einige Prauen mit Eingeborenen in See, doch vermochte man ſie nicht dazu zu bewegen, ſich dem Schiffe zu nähern. Am folgenden Morgen (den 26.) machte der Kontrolleur mit einem bewaffneten Boote einen, durch Gegenwind vereitelten, Verſuch das Land zu erreichen; und da man muthmaßte, daß die Küſte weiterhin auch bewohnt, und die Annäherung an dieſelbe leichter ſein würde, ſetzte man die Reiſe fort. Gegen Abend ſah man eine Menge Dörfer, denen man ſich jedoch, der Untiefen wegen, an demſelben Tage nicht mehr nähern konnte; dies glückte am nächſten Tage. Man erblickte einen hohen, dünenartigen Strand, der für die Aufpflanzung eines Wappenſchildes ſehr geeignet ſchien. Kaum war der Anker gefallen, ſo näherten ſich zahlreiche Prauen, welche je mit 8 bis 14 Mann beſetzt waren; ihrer dreißig ungefähr legten ſich etwa 100 m vom Schiff entfernt um daſſelbe, wobei die Eingeborenen ein fürchterliches Geſchrei erhoben. Die Papuas, deren genauere Beſchreibung im Zuſammenhang weiter unten folgt, machten durch ihr wildes Weſen und ihren ſonderbaren Aufputz einen unheimlichen Eindruck. Da ſie trotz aller Aufforderung ſich nicht näherten, beſchloß man eine Landung zu verſuchen, obwohl dies mit Rückſicht auf die große Menſchenmenge nicht ohne Gefahr ſchien. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Ein bewaffnetes Boot wurde ausgeſetzt und näherte ſich der Küſte; die Eingeborenen, welche, während daſſelbe ins Waſſer gelaſſen worden war, ſich etwas entfernt hatten, kehrten nach dem Lande zurück und umſchwärmten das Boot von allen Seiten, während die Zahl ihrer Prauen fortwährend zunahm. Die Papuas waren zuerſt am Lande und machten unter fortwährendem Geſchrei allerlei Zeichen, welche man ebenſo gut dahin auslegen konnte, daß ſie erfreut waren die Holländer am Lande zu ſehen, als auch daß das Gegentheil der Fall war. Doch nahm keiner der Eingeborenen eine drohende Haltung an. Vom Schiffe aus geſehen machte der Vorgang den Eindruck, als ob die Prauen das Boot ganz umzingelt hätten, weshalb ein zweites Boot zur Unterſtützung ausgeſchickt wurde. Die Mannſchaft wartete inzwiſchen ruhig ab, was die Eingeborenen thun würden, und da letztere grüne Zweige in die Hände nahmen, mit denen ſie der Bootsbeſatzung winkten, begriff man, daß ſie keine feindliche Abſichten hatten. Mit der Barkaſſe konnte man des Tiefgangs wegen nicht landen, weshalb der Kontrolleur und einige Officiere und Beamte in das kleinere Boot ſtiegen und mit demſelben zum Strande ruderten. Wildes Freudengeſchrei begrüßte dieſen Vorgang, die Eingeborenen wateten, bis an den Hals im Waſſer, dem Boot entgegen. Hierdurch wurde die Landung unmöglich gemacht, weshalb man wieder zurückruderte und ihnen ſo gut, wie man konnte, begreiflich machte, daß ſie zuerſt den Weg frei geben müßten, was ſie endlich verſtanden. Da der Meeresboden ſehr uneben war und es mit Rückſicht auf die Ebbe und andere Möglichkeiten nicht rathſam ſchien, das Boot auf das Trockene laufen zu laſſen, ging die Bemannung ins Waſſer, welches nur bis zu den Hüften reichte; die Marineſoldaten trugen die niederländiſche Flagge und das Wappenſchild. In einem Augenblicke waren die Europäer von 200 bis 300 Eingeborenen umdrängt; einige derſelben nahmen Waſſer in den Mund und ſpritzten es den Ankömmlingen ins Geſicht, nachdem ſie es im Munde mit ihrem Sirihpriemchen in Berührung gebracht hatten, eine ſehr unappetitliche Begrüßung, der man ſich jedoch unterwerfen mußte. Andere brachten Sagokuchen und Kokosnüſſe, welche angenommen und durch kleine Geſchenke erwiedert wurden. Dies Alles war von wildem Lärm und Geſchrei begleitet, wobei ſie, wie man aus ihren Geberden ſchließen konnte, ungemeine Luſt zeigten ihre Frauen gegen Gewehre zu vertauſchen. Niemand jedoch berührte die Europäer; erſt nach einiger Zeit wurde es ruhiger und nun war man im Stande ihnen zu bedeuten, was man mit dem Wappenſchild thun wollte. Ein großer Pfahl wurde herbeigeſchafft und auf dem etwas erhöhten Theil des Strandes in die Erde eingegraben; dann forderte man die Eingeborenen zum Niederknien auf, wozu die Europäer ſelbſt das Beiſpiel gaben. Als das Gedränge hierdurch etwas vermindert worden war, wurde das Wappenſchild an den Pfahl befeſtigt, während rundum ein Kreis gezogen wurde; außerhalb deſſelben wurde eine Menge Geſchenke, Meſſer, Perlen, kleine Spiegel, Kleidungsſtücke niedergelegt; hierauf wurde den Eingeborenen bedeutet, daß alles dies für ſie beſtimmt war, doch daß die Flagge und das Wappenſchild nicht weggenommen werden dürften. Hierauf rief die Mannſchaft dreimal Hurrah, in welchen Ruf die Papuas fröhlich mit einſtimmten; dann fingen ſie wieder an die Europäer mit Sirihwaſſer zu beſpritzen, während andere über die Geſchenke herfielen, und, ſoviel ſie davon ergreifen konnten, fortbrachten. An einige der älteſten wurden noch ein paar niederländiſche Flaggen vertheilt und in ihren Prauen befeſtigt, während man ihnen zu bedeuten ſuchte, daß, wenn ein Schiff käme, ſie mit der Flagge bei demſelben an Bord gehen ſollten. Natürlich muß bezweifelt werden, ob ſie dies begriffen haben. Man ſuchte noch einige ethnographiſche Gegenſtände zu bekommen, doch glückte dies nicht; der Kontrolleur kehrte nun mit ſeinen Begleitern nach der „Batavia“ zurück, die ſofort unter Dampf ging, da das Waſſer indeſſen ſo ſehr gefallen war, daß es gefährlich wurde länger liegen zu bleiben. Das Dorf, wo das Wappen aufgepflanzt wurde, liegt auf 140° 0,5′ öſtl. L. und 8° 12,5′ ſüdl. Br.

Während man an der Küſte entlang fuhr, ſah man fortwährend Dörfer und gegen Abend bekam man eine Inſel in Sicht, die nicht auf den engliſchen Karten verzeichnet iſt und deren Lage man daher beſtimmen wollte; da es hierzu zu ſpät war, konnte man erſt am folgenden Morgen in ihrer Nähe ankern; wegen bedeckter Luft glückte es aber erſt am nächſten Tage die nöthigen Beobachtungen zu machen. Dieſe Verzögerung hatte übrigens gute Folgen, denn das Schiff lag kaum eine Stunde vor Anker, als es von etwa zehn mit Eingeborenen bemannten Prauen umringt war; die Papuas zeigten ſich hier weniger ſcheu, ſie kamen bald unter dem Ruf kaja, kaja (was wahrſcheinlich eine Aeußerung der Freundſchaft iſt) an die Langſeite des Schiffes. Einige Geſchenke machten ſie ſchnell zutraulich und, als ihre Prauen mit der niederländiſchen Flagge geſchmückt worden waren, zeigten ſie bald Neigung alles wegzugeben, was ſie beſaßen, was man benutzte, um eine ziemlich vollſtändige Sammlung von Kopf-, Ohren-, Naſen-, Hals-, Arm- und Leibzierrathen für die Sammlungen des Batav.

genootschap van kunsten en wetenschappen einzutauſchen.

Es dürfte hier der Ort ſein eine möglichſt genaue Beſchreibung dieſer Eingeborenen der Südküſte von Guinea im Oſten von Prins Frederik Hendrik-Inſel zu geben, die jedoch nicht vollſtändig ſein kann, da alle Eingeborenen in verſchiedener Weiſe geſchmückt waren; einige Zeichnungen würden ein beſſeres Bild geben, doch bot ſich keine Gelegenheit dieſelben anzufertigen. Beinahe alle Eingeborenen, die dort geſehen wurden, waren mit wenigen Ausnahmen kräftige, muskulöſe Männer mit tiefſchwarzem Kraushaar, welches viel Aehnlichkeit mit dem der Afrikaner hat, doch länger iſt und gleichſam in dünnen Strähnen am Kopfe entlang über die Schultern fällt. Sie haben eine hohe Stirn, weit vortretende Backenknochen, platte durchbohrte Naſe, breiten Mund, den ſie vermuthlich noch in künſtlicher Weiſe vergrößern, ſowie ſie dies auch mit den Naſenlöchern thun. Die Ohrläppchen ſind lang ausgezogen, ihre Bruſt breit, ihre Schamtheile ſehr entwickelt, während einzelne ein ſehr großes Scrotum haben; unter ihnen befanden ſich Leute, bei denen daſſelbe die Größe eines Kinderkopfes erreichte. Ob dies eine Folge von Krankheit oder künſtlich hervorgerufen war, konnte man nicht ermitteln. Ihre Beine waren ſehr muskulös.

Die Frauen ſind feiner gebaut, haben eben ſolches Haar wie die Männer und ebenſo Naſe, Mund und Ohren verunſtaltet; weiter haben ſie ſchmale Schultern und kleine, hängende Brüſte mit großen Warzen. Weder die Männer noch die Frauen kleiden oder tätowiren ſich, doch reiben ſie ihre Haut mit ſchwarzen, rothen, weißen und gelben Farbſtoffen ein; einige hatten ſich mit denſelben Dreiecke und andere Figuren auf den Körper gezeichnet. Durch dieſe Bemalung war es ſchwierig auszumachen, welche Farbe ſie eigentlich hatten, doch ſcheint es, daß dieſelbe als zwiſchen dunkelbraun und ſchwarz variirend angenommen werden muß. Die Kinder, die man zu ſehen bekam, hatten nichts beſonders Auffallendes, als daß ihre Naſe und Ohren noch nicht durchbohrt waren, weshalb man vermuthete, daß ſie dieſer Operation ſich erſt ſpäter zu unterwerfen hatten.

Die Männer durchflochten ihr Haar mit jungen Kokosblättern, und zwar brachten ſie eins in jeder Haarſträhne an, ſo daß ſie in ſolcher Menge am Halſe niederhängen, daß ſie den ganzen Rücken bedecken. In der Höhe der Schultern wird der Haarſchmuck mit einem Bande zuſammengeknüpft, und ſo loſe auf der Mitte des Kopfes zuſammengebunden. Auf der Stirn tragen ſie Zierrathe von Perlmutter, Kaſuar- und Paradiesvogelfedern, wovon einige platt liegen, andere gerade in die Höhe ſtehen. Viele haben noch oben auf dem Scheitel ein paar lange Federn aus dem Schweif des ſchwarzen Paradiesvogels gerade in die Höhe ſtehen. In der Naſe tragen ſie Verzierungen von Muſcheln, Knochen, Bambu und namentlich Zähne von wilden Schweinen, womit ſich manche die Naſe ganz vollſtopfen. In den Ohren tragen ſie ebenfalls Muſcheln und Bambuſtücke, namentlich aber eine große Menge Ringe von Baumrinde oder Leder. Ihren Hals verzieren ſie vorzugsweiſe mit Halsbändern von allerlei Arten von Früchten, Kernen, kleinen Muſcheln, Stückchen Perlmuttermuſchel, die bis auf die Bruſt herabhängen und an denen noch Stücke getrockneter Hirſchhaut, Schweineſchwänze und Baumrinde befeſtigt ſind, die bis an den Nabel reichen. Um den Arm tragen viele einen von Rottan geflochtenen Köcher, wahrſcheinlich als Armharniſch, andere hatten Armzierrathen, welche wie ſich dies auch bei anderen Papua-Stämmen findet, aus geſpaltenem Rottan geflochten waren. Die Frauen tragen als einzige Hülle einen ſehr ſchmalen tjidako (Gürtel) oder eigentlich ein ſchmales Band von Baumrinde, welches um den Bauch gebunden wird; das eine Ende wird ſtramm zwiſchen den Beinen durch geholt und auf dem Rücken mit einem einigermaßen zierlichen Knoten feſtgemacht. Die Männer tragen ein aus Rottan geflochtenes Band, an dem eine Muſchel von allerlei Form und Farbe befeſtigt iſt, welche die Schamtheile bedeckt. Die Beine ſind beinahe bei allen ganz nackt, nur einzelne hatten kurze Knieſtücke von geflochtenem Rottan. Außerdem ſind alle noch mit grünbunten Blättern verziert, die auch auf Ternate unter den Namen dahun goliho und dagenara bekannt ſind. Möglicherweiſe iſt dies jedoch keine tägliche Gewohnheit, ſondern wird nur bei feſtlichen Gelegenheiten angewendet.

Die hauptſächlichſten Waffen ſind Bogen und Pfeile, nur einzelne hatten eine Art Keule bei ſich, an deren Ende eine eiſerne Spitze befeſtigt war, der einzige Gegenſtand von Metall, den man bei ihnen bemerkt hat. Keine andere Gegenſtände, die von europäiſchem Urſprung ſein konnten, wurden an ihren Körpern bemerkt. Keiner von allen trug einen Schild. Ihre Prauen ſind ausgehöhlte Baumſtämme; unter ihnen befinden ſich einige von 14 bis 16 m Länge. Sie beſitzen am Vorder- und Hintertheil eine Art Verdeck, einzelne, aber nur ſehr wenige, waren mit Schnitzereien verziert. Auf dem Hinterdeck ſteht der Steuermann, während auf dem Deck am Bug meiſt eine Perſon ſtand, die einen Buſch Kaſuarfedern, den ſie in der Hand hielt, ſchwenkte; dieſe Perſon ſtand manchmal auch in der Mitte des Fahrzeuges. Die Ruderer ſtehen in den Prauen und bewegen dieſelben mit langen Riemen, die häufig nur Stücke geſpaltenen Bambus ſind. Wie ſie dieſe ungeheuren Baumſtämme fällen und aushöhlen, iſt nicht bekannt, vermuthlich mit den eben erwähnten Keulen, da das an denſelben befindliche Eiſen die Form eines Meißels hat. Steinwaffen und Steingeräthe wurden nicht bemerkt, nur eine Art Stampfer, wie ſie in den indiſchen Küchen gebraucht werden; hier werden ſie zum Stampfen von Sirih verwendet, wenigſtens ſah man an einem derſelben, den die Eingeborenen gegen ein Gewehr vertauſchen wollten, ein Gemenge von Sirihkalk und Pinangnuß.

Die Bewohner der Küſte nähren ſich von Sago, Kokosnüſſen, Fiſchen, kleinen Muſcheln und wilden Schweinen. Aus dem Sago wiſſen ſie kleine Kuchen zu bereiten, welche eine viereckige Form haben und ſehr wenig einladend ausſehen; übrigens iſt alles, was die Leute um und an ſich haben, ſchmierig und verbreitet, wie auch ihre Perſon, einen ſtarken, unangenehmen Geruch; dies war übrigens bei allen Stämmen der Papuas, mit denen man in Berührung kam, der Fall.

Ueber ihre Religion konnte man nichts erfahren. Nirgend bemerkte man geſchnitzte Bilder, doch alle trugen eine Art Amulet und wie bereitwillig ſie auch waren, alles was ſie am Leibe trugen, gegen Meſſer, Perlen und andere Gegenſtände zu vertauſchen, ſo hatte doch jeder ein kleines Stückchen Bambu oder Baumrinde, deſſen er ſich nicht entäußern wollte, während man auch in vielen Prauen ein Stück Holz von ſonderbarer Form ſah, zu deſſen Hergabe ſie ſich nicht verſtanden.

Einem der Papuas zeigte man, wie eine Cigarre geraucht wird, wobei das Wort „Tabako“ gebraucht wurde. Dieſes Wort ſchien ihnen bekannt, denn es erregte allgemeines Entzücken und als die Cigarre angezündet war, wurde ſie gut aufgeraucht und die Nachfrage nach mehr nahm kein Ende.

Die Wohnungen ſind, nach dem zu urtheilen, was man davon geſehen, elende Hütten, ohne beſtimmte Form; einige ſind rund wie die Hütten der Kaffern, andere wieder läng-

lich; manche haben nur ein einfaches Schutzdach. Sie sind aus Bambu und wildem Holz, mit Wänden und Dachbedeckung von Atap und Blättern der Kokospalme gebaut. Hausrath besitzen sie wenig oder gar nicht. In jeder Hütte lag ein Haufen Brennholz und ein Bambu mit einem Querstücke, mit dem sie das Feuer anblasen, wie sie den Besuchern zeigten; weiter einige mit Stopfen versehene Bambu, in denen sich süßes Wasser befand, und ein Haufen trockner Blätter, der, wie sie andeuteten, ihre Schlafstelle war und auf denen einige aus Baumfasern und Binsen geflochtene Säcke lagen, in denen sie vermuthlich schlafen; wenigstens sah man in einem derselben ein Kind ruhen. Ferner befanden sich in den Hütten noch eine Menge Bogen und Pfeile, welche ungefähr dieselbe Form, wie die sonst auf Neu-Guinea gebräuchlichen hatten; ebenso einige von Rottan und Kokosnußfasern geflochtene Körbe, in denen Sagokuchen, Pinang und andere Früchte bewahrt wurden. Von Hausthieren sah man nur Hunde. Vom Tauschhandel scheinen sie einen Begriff zu haben, wenn man wenigstens danach urtheilt, wie schnell sie die Absicht verstanden, wenn man ihnen ein Messer zeigte und dabei auf eins ihrer Zierrathe hinwies.

Die Insel, bei welcher wir die „Batavia“ verlassen hatten, ist vermuthlich die durch Carstens erwähnte Meermuizen-Insel, welche die Portugiesen St. Bartholomäus-Insel nennen. Auf der Karte in dem Werke des Herrn Robidée van der Aa ist sie angegeben, doch zu dicht am Lande. Nach den Bestimmungen der Officiere der „Batavia“ liegt sie auf 139° 27½′ östl. L. und 8° 17′ südl. Br. Sie hat eine Oberfläche von 2 bis 3 engl. Q.-Meilen, ist theilweise von steiniger Bildung und besteht im übrigen aus Morast, der von Sand umgeben ist. In der Nähe befindet sich ein großes Riff, welches sich bei niedrigem Wasser über See erhebt. Es ist bewohnt und theilweise mit Kokospalmen bepflanzt; als man an Land kam, sah man auch viele Pinang, Mangya und Nankabäume, weiter viele Rhizophoren und auch Rottan. Man wurde sehr freundlich empfangen, kleine Geschenke wurden angeboten, doch die Bespritzungen mit Sirihwasser unterblieben. Je mehr man mit den Leuten in Berührung kam, schreibt Herr van Oldenborgh, desto günstiger wurde der Eindruck, den sie machten. Es sind große Kinder, gutmüthig und hilfreich, wie sich zeigte, als einige Matrosen an Land kamen, um Futter für das Schlachtvieh zu holen. Kaum hatten die Eingeborenen begriffen, was man bezweckte, als alle Hand anlegten und in einem Augenblick war das Boot gefüllt. Wenn sie übrigens ganz still etwas annektiren konnten, thaten sie es, wurden sie jedoch bemerkt, so gaben sie den Gegenstand unter dem Ruf kaja, kaja wieder zurück. Bei allem, was ihre Verwunderung erregt, rufen sie kaja, kaja und lassen diesem Ausruf einen eigenthümlichen, schluchzenden Ton folgen.

Am folgenden Tage setzte man die Reise fort und ankerte am östlichen Eingang der Mariannen-Straße, wo man wieder mit den Eingeborenen, denselben, die man schon im Jahre 1879 besucht hatte, in Berührung kam. Eine niederländische Flagge, welche sie damals erhalten hatten, war sorgfältig bewahrt worden; hierfür wurden sie mit Geschenken reichlich bedacht; einige von ihnen, die man ganz in europäische Kleidung gesteckt hatte, fühlten sich darüber so glücklich, daß sie das Wenige, was sie besaßen, gern weggaben, wovon denn auch Gebrauch gemacht wurde, um die ethnologischen Sammlungen zu bereichern.

Am 31. December wurde die Südküste von Neu-Guinea verlassen. Der Hauptzweck der Reise war erreicht, die niederländische Grenze war bezeichnet worden und man war mit den Eingeborenen in Berührung gekommen. Der große Abstand, auf den man von der Küste entfernt bleiben muß, die Untiefe des Meeres, die vielen Modder- und Sandbänke, die man da trifft, die verhältnißmäßig nirgends sicheren Ankerplätze sind Ursache, daß diese Küste nur bei stillem Wetter und ruhiger See besucht werden kann, während der geringe Grad der Entwickelung, den die Eingeborenen besitzen, es nicht wahrscheinlich macht, daß Kaufleute geneigt sein sollten hier Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Ob dort noch andere Erzeugnisse als Sago und Kokosnüsse zu finden sind, konnte nicht festgestellt werden. Dagegen bietet die Küste für Naturforscher, Geologen u. s. w. ein reiches Feld; doch Reisen dorthin werden der Natur der Sache nach und namentlich wegen der Ungesundheit des Landes für Eingeborene sehr viele Schwierigkeiten haben. An Bord der „Batavia“ nahm die Anzahl der Kranken zu, namentlich der an Beri-Beri Leidenden. Man dampfte nun an Prins Frederik Hendrik-Insel auf 2 bis 3 Meilen — näher konnte man nicht kommen — vorbei; ohne Zweifel ist das Innere bewohnt, doch die Küste ist dafür nicht geeignet. Am 1. Januar kam man mit einiger Schwierigkeit um den Balschen Hoek; die Modderbänke reichten wohl 7 bis 8 Meilen in See. Am 2. Januar erreichte man Kap Kolff, den nordwestlichen Eingang der Mariannen-Straße, am 3. passirte man ein paar Dörfer, die wegen ungünstigen Wetters und untiefen Wassers nicht besucht werden konnten. Am 4. Morgens war schönes Wetter und hatte man bei Sonnenaufgang eine prächtige Aussicht auf das Schneegebirge; einzelne Spitzen desselben sind wirklich mit Schnee bedeckt. Bei dieser Bemerkung möchte ich einen Augenblick verweilen. Schon S. Müller in seinen Reisen im Indischen Archipel sagt hierüber: „Einige ihrer Spitzen scheinen sich selbst über die Grenzen des ewigen Schnees zu erheben; wir wenigstens wußten die glänzenden weißen Lagen, womit die Gipfel und hohen Rücken bedeckt waren, keiner andern Ursache zuzuschreiben, und in einer Note fügt er hinzu: „Es ist genügend bekannt, daß bereits verschiedene Reisende über Schneeberge auf Neu-Guinea berichtet haben. Obwohl sich hieraus durchaus nicht mit Gewißheit ableiten läßt, daß in diesem Lande wirklich Berge von einer so erstaunlichen Höhe gefunden werden, daß ihre Spitzen ewig mit Eis und Schnee bedeckt sein sollten, so ist doch der Umstand, daß der Anblick dieser Berge bei verschiedenen Menschen dieselbe Meinung erweckt hat, durchaus geeignet, dieser Vermuthung viel Wahrscheinlichkeit zu geben.“ Denselben Eindruck haben spätere Reisende gehabt und noch vor Kurzem wurde, um den an Bord der „Batavia“ gemachten Beobachtungen mehr Gewicht beizulegen, angeführt, daß dieselben durch mit Fernröhren bewaffnete Personen gemacht worden seien. Ich kann natürlich nicht behaupten, daß die Schneeberge in Neu-Guinea *nicht* mit Schnee bedeckt sind, aber auf Grund meiner eigenen Erfahrungen und der von anderen möchte ich darauf aufmerksam machen, daß in dieser Sache, so lange nicht absolute Thatsachen vorliegen, ein Irrthum immerhin *möglich* ist. Als einen schlagenden Beweis führe ich folgende Worte aus der „Novara“-Reise an: „Der Anblick der Rhede“ (von Batavia) „ist namentlich bei trübem Wetter ein gar trauriger, die Küste ist niedrig, sumpfig und dicht mit den unschönen Mangal- oder Mangrove-Bäumen bedeckt, aus denen nur wenige rothe Dächer der untern, alten, ihres ungesunden Klimas wegen jetzt verlassenen Stadt Batavia herausragen. Bei heiterm Himmel gewinnt die Landschaft allerdings ein freundlicheres imposanteres Aussehen, wenn die Konturen der Vulkanriesen Javas mit ihren himmelanragenden, *theilweise mit Schnee bedeckten* Gipfeln im Hintergrunde zum Vorschein kommen :c.“

Nun erreicht aber kein einziger der von der Rhede Batavia ſichtbaren Gipfel auch nur die Höhe von 10000 rheinl. Fuß, von ewigem Schnee kann alſo keine Rede ſein und Schnee überhaupt kommt auf Java, wie ich mich zehn Jahre lang bei den Triangulirungsarbeiten überzeugen konnte, nicht vor, und doch wurde dieſe irrige Beobachtung an Bord der „Novara“ gemacht, obwohl die Berge kaum 90 bis 100 km entfernt ſind, und doch ſind früher und ſpäter Hunderte, worunter auch ich, in den gleichen Irrthum verfallen; ja was noch ſtärker iſt, während meiner Arbeiten ließ ich mich häufig, wiewohl ich wußte, daß an Schnee und Eis nicht zu denken war, verführen eine ſolche ſilberglänzende Erſcheinung mit dem Fernrohre genau zu betrachten, ohne bei größerer Entfernung Sicherheit über die Art des Glanzes zu erhalten. Wo dies aber geſchah, waren es entweder von Vegetation entblößte Stellen, namentlich bei friſchen Erdſtürzen (ſelbſt rothe Erde erſcheint beinahe weiß, wenn ſie ſtark von der Sonne beſchienen wird und mit dem Blau der Wälder kontraſtirt), Kalkfelſen, mit Schwefel beſchlagene Kraterwände, namentlich aber kleine weiße Wolken. Wenn man letztere lange betrachtet und ſie hat entſtehen ſehen, entdeckt man die Täuſchung ſofort; wenn dies aber nicht der Fall iſt oder wenn man ſich gar an Bord eines Schiffes befindet, welches in Bewegung iſt, meint man, wenn eine ſolche Wolke von der Sonne beſchienen wird, einen Gletſcher zu ſehen. Dieſe Erſcheinung iſt ſo häufig, daß, wer lange in Indien gelebt hat oder da geboren iſt, wenn er z. B. am Bodenſee einzelne ſchneebedeckte Gipfel und Abhänge ſieht, gewiß nicht leicht an Schnee denkt, und wenn es ihm geſagt wird, Mühe hat daran zu glauben, daß da in der heißen Sommerſonne noch Schnee liegen geblieben ſein ſoll. Die Beobachtungen der Schneeberge in Neu-Guinea ſind im vorliegenden Fall auf großen Abſtand vom Schiffe aus, welches ſich bewegte, gemacht und demnach iſt ein Irrthum durchaus nicht ausgeſchloſſen. Am Abend des 4. Januar kam die „Batavia“ nach Utenate, wo man kein Dorf fand; der großen Menge Kranker halber, die man an Bord hatte, ſetzte man die Fahrt fort und kam am 5. nach Lakahia, wo man verſchiedene befreundete Häuptlinge traf. Die Eingeborenen haben nichts Beſonderes, als daß ſie die Naſenlöcher nicht durchbohren und krauſes Haar beſitzen. Sie leiden beinahe alle an Hautkrankheiten; an Kleidung haben ſie nur den tjikado, viele rothe Kopftücher und einige eine Jacke; ſie waren durchaus nicht ſchüchtern. Am 6. kam man nach Dobo, wo in den folgenden Tagen Kohlen geladen wurden; da die Beri-beri immer ernſtlicher auftrat, kehrt man über Ambon nach Ternate zurück, wo man am 21. Januar ankam.

Dr. O. Puchſtein's archäologiſche Reiſe im nördlichen Syrien.

Von Heinrich Kiepert.

I.

Manche von Natur reich geſegnete, einſt reich angebaute und dicht bevölkerte Landſchaft iſt ungeachtet der unmittelbaren Nachbarſchaft des Schauplatzes der größeſten Weltbegebenheiten dem durchgehenden Verkehr dennoch durch ihre Lage ſoweit entrückt geblieben, um ein ſtilles, faſt unbemerktes Leben Jahrhunderte hindurch zu führen, ſo daß ſelbſt ihr Name in der geſchichtlichen Ueberlieferung kaum Erwähnung findet. So iſt es unter anderm der Landſchaft am Südabhange des Taurus, beſpült von dem das Gebirge in enger Felsſchlucht durchbrechenden Euphrat ergangen, welche die Periode griechiſcher Beſitznahme des Orients unter dem Namen Commagene eine Zeitlang als ſelbſtändiges kleines Reich kennt. Ungefähr ſeit dem Beginn des letzten vorchriſtlichen Jahrhunderts hatten hier, ähnlich wie faſt ein Jahrhundert früher in dem benachbarten Armenien, einheimiſche Dynaſten die Schwäche der ſpäteren ſeleucidiſchen Herrſcher benutzt, um ſich eine unabhängige Herrſchaft zu gründen. Nach dem ſchnellen Ende jenes ſyriſchen Königshauſes und ihres armeniſchen Erben Tigranes durch Lucullus' und Pompejus' Siege wurde dann bei der Verwandlung des eigentlichen Syriens in eine römiſche Provinz Commagene mit Beibehaltung des königlichen Titels einer jener Vaſallenſtaaten, welche die römiſche Politik an den Außengrenzen ihres weiten Staatsgebietes aus praktiſchen Gründen fortbeſtehen ließ. Von Tiberius 17 n. Chr. eingezogen, nachher noch einmal einem Sprößling des alten Hauſes, Antiochus IV. (38 bis 72 n. Chr.) verliehen, verſchwindet dann das Land aus der Geſchichte, um als Annex der römiſchen Provinz Syrien, deren nördlichſten Theil es bildete, fortzuvegetiren. Es wird von den Geographen der Kaiſerzeit eben nur genannt, hauptſächlich wegen ſeiner Lage an der öſtlichen durch den Euphrat gebildeten Reichsgrenze; ſelbſt der bedeutendſte unter ihnen, Strabon (um 16 n. Chr.) fertigt es ſammt ſeiner Hauptſtadt Samoſata als ein zwar überaus fruchtbares aber eingeſchränktes Gebiet, mit wenigen Worten ab; keiner von ihnen gedenkt irgend welcher hervorragenden Monumente oder ſonſtigen Merkwürdigkeiten der Landſchaft. Da dieſe wegen ihrer Lage am Hochgebirge von den wiederholten römiſch-partiſchen Kriegen, die ſich weſentlich in der benachbarten meſopotamiſchen Ebene abſpielen, ſelbſt unberührt blieb, ſo haben auch die Hiſtoriker ſelten Veranlaſſung ſie zu nennen; höchſtens gedenken ſie gelegentlich der Könige von Commagene mit den wechſelnden Namen Antiochus und Mithradates (jener bekanntlich griechiſch, dieſer perſiſch), was den Gedanken an eine Dynaſtie gemiſchten Urſprungs nahe legte [1]).

Selbſt der alte Name verſchwindet in der neuen, von Diocletian eingeführten Adminiſtrativ-Eintheilung des Reiches und wird durch den räumlich ausgedehnteren der „Euphrat-Provinz“ (Augusta Euphratensis, griechiſch Euphratesia)

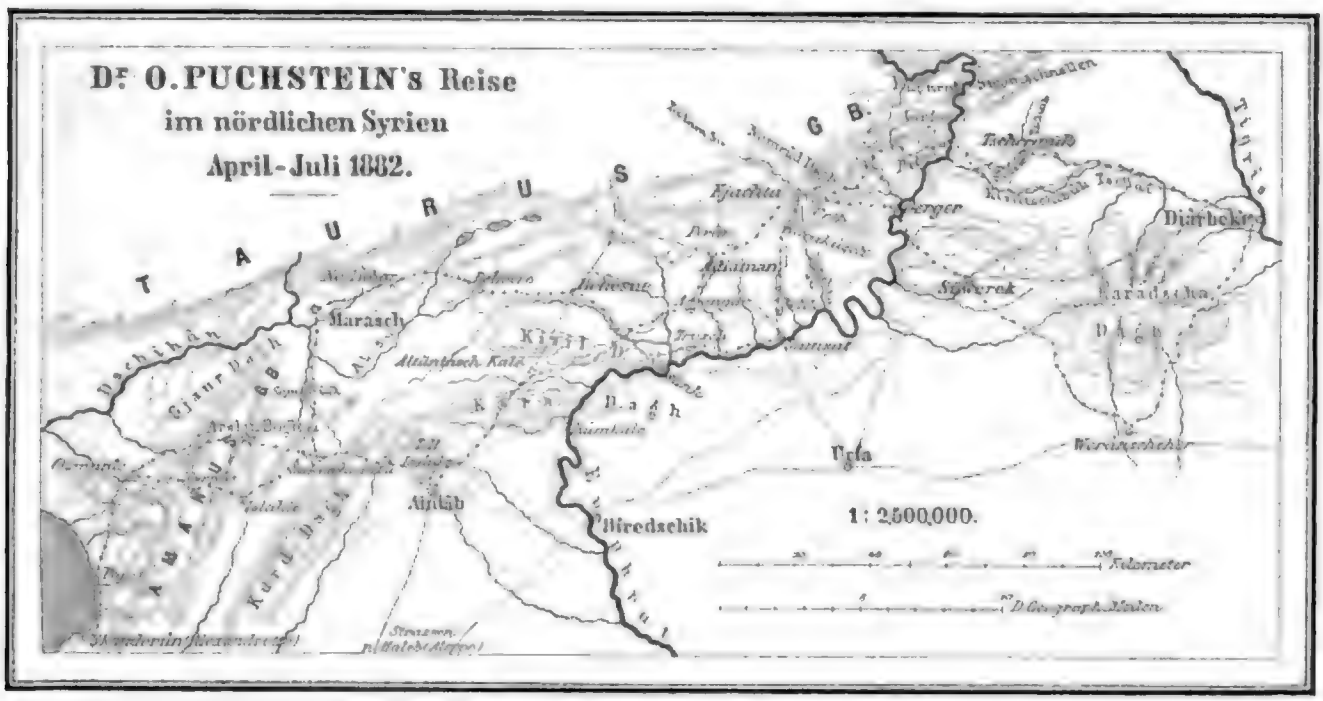
---

[1]) Aus Inſchriften zu Epheſus und Athen (in dieſer Stadt hat ein letzter Sprößling jener Familie ſein Gedächtniß in dem bekannten Philopappus-Monument auf dem ſogenannten Muſeums-Hügel hinterlaſſen) hat ganz richtig, wie jetzt die neuen Entdeckungen beſtätigen, Th. Mommſen bewieſen (in den Mittheilungen des deutſchen archäologiſchen Inſtituts zu Athen, Bd. I, 1877), daß die bisher gewöhnlich angenommene Abſtammung von den Seleuciden auf die weibliche Linie zu beſchränken ſei, während der orientaliſche Urſprung der männlichen aus den dem armeniſchen Königskoſtüme gleichenden Münztypen jenes Mithradates ſchon früher durch Waddingten (den früheren Miniſter der franzöſiſchen Republik, bekanntlich einen der gelehrteſten Numismatiker) erſchloſſen worden war.

auf ein paar Jahrhunderte bis zur arabiſchen Eroberung erſetzt; dieſe ſo wenig als die ſpätere türkiſche hat einen anderen an die Stelle geſetzt und gemeinhin gilt der jetzt namenloſe Landſtrich, deſſen Bevölkerung heute, wie wahrſcheinlich ſchon im Alterthume, nach Abſtammung und Sprache zumeiſt dem kurdiſchen Stamme angehört, nur als ein Theil des ausgedehnten geographiſchen Begriffes Kurdiſtan.

Andererſeits iſt aus einer faſt ein Jahrtauſend ältern Periode, in welche die von den Griechen uns überkommene Geſchichtskunde nicht hinaufreicht, jener uralte Name neuerdings wieder zum Vorſchein gekommen, natürlich ohne die ihm im griechiſchen Munde angehängte Endung. Kumuch nennen die inſchriftlich erhaltenen Kriegsberichte der aſſyriſchen Könige, deren Entzifferung aus dem verwickelteſten Syſtem der Keilſchrift eine ſo glänzende Entdeckung der letzten Jahrzehnte bildet, das Land an der Weſtgrenze ihres älteren Reiches, an dem Strome Buratuw (Euphrat), welches ſie in wiederholten Kriegen ſeit dem 9. Jahrhundert v. Chr. ſich tributär machten; es wird dann bis zum 7. Jahrhundert öfters als aſſyriſche Provinz und Theil des ausgedehnten Landes Chatti (Chetiter-Land, d. i. Syrien der klaſſiſchen Völker) genannt [1]).

Das iſt ziemlich alles, was wir über dieſen Theil des Orients aus geſchichtlicher Ueberlieferung erfahren; mit dem Zuſammenſturz des einſt auch hier herrſchenden arabiſchen Chalifenreiches und der Eroberung, jedoch nur ſpärlichen Anſiedelung durch türkiſche Stämme, breitete ſich das tiefſte Dunkel über jene Gegend. Da ſie Jahrhunderte lang von keinem europäiſchen Beſucher betreten war und die ſpärlichen und ungenauen Angaben der mittelalterlichen arabiſchen, ſowie des einzigen türkiſchen Geographen auch kein helleres Licht verbreiteten, mußten die erſten Verſuche einer Kartenzeichnung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, welche unter der Aegide eines ſo berühmten Namens wie Bourguignon d'Anville ein Jahrhundert lang



in Ermangelung jeder anderen Quelle maßgebend blieben und von den anderen Kartographen einfach kopirt wurden, durchaus unrichtig ausfallen [1]). Eine wahre Entdeckung eines völlig unbekannten Terrains war ſomit die erſte Bereiſung mit Meßinſtrumenten durch geübte Beobachter, wie ſie vor einem halben Jahrhundert von zwei Seiten her faſt gleichzeitig erfolgte: von Weſten durch Mitglieder der Euphrat-Expedition unter Colonel Chesney (Stromlauf von Samſat abwärts 1832, Landrouten von Lt. Lynch 1836 und dem Arzt der Expedition Dr. Ainsworth 1836 und 1839); weit vollſtändiger von Norden her durch einen deutſchen Officier, den damals in Malatia als Artillerie-Inſtrukteur im Dienſte der Pforte ſtehenden Freiherrn v. Moltke (den jetzigen Generalfeldmarſchall), als ihm 1838 und 1839 die kriegeriſchen Vorbereitungen gegen das im nördlichen Syrien ſtehende ägyptiſche Heer die Recognoscirung der verſchiedenen Tauruspäſſe, ſowie des Euphratlaufes ſelbſt zur Aufgabe ſtellten; der letztere wurde damals vielleicht zum erſten Male auf dieſer, durch ſchwierige Stromſchnellen unterbrochenen Strecke zuſammenhängend mittels des landesüblichen Kellek, eines aus aufgeblaſenen Schläuchen zuſammengebundenen Floſſes, befahren [2]). So gelangte Herr v. Moltke zu Waſſer, wie ein anderes Mal auf dem Landwege zum Endpunkte der Recognoscirung der Eng-

[1]) So iſt darin z. B. die allgemeine Richtung des Euphratlaufes aus dem Taurus-Durchbruch zum ſyriſchen Flachlande, die thatſächlich von N O nach S W geht, geradezu in N W—S O verkehrt, während ſelbſt die Hauptquelle der geographiſchen Vorſtellungen der älteren Gelehrten, die ptolemäiſche Karte aus dem zweiten Jahrhundert, ſie doch nur von N nach S gehen läßt.

[1]) Doch vielleicht nur im willkürlich ausgedehnten geographiſchen, nicht ethnographiſchen Sinne; vielmehr ſcheint nach Lenormant's ſcharfſinniger Bemerkung (Lettres assyriologiques, 1872) der in jenen Inſchriften ſich öfter wiederholende Name des Fürſten von Kumuch Kuſtaſpi, alſo wohl wenigſtens die Dynaſtie, auf dieſelbe iraniſche Stammverwandtſchaft zu deuten, welcher auch die heutigen kurdiſchen Bewohner angehören.

[2]) Auf dieſen Moltke'ſchen Aufnahmen, combinirt mit denen der Engländer, beruht die in unſerer großen Karte von Kleinaſien 1844 publicirte und daraus unverändert, in Ermangelung neuerer Beobachtungen, in alle ſpäteren Karten übergegangene, nunmehr zum erſten Male zu modificirende Kartenzeichnung dieſer Tauruslandſchaft.

länder, dem heutigen Samſat, d. i. der alten Königsſtadt Samoſata, die er nur als Trümmerhaufen mit vereinzelten Spuren der alten Herrlichkeit beſchreibt; vorher aber, weiter ſtromauf zu dem überaus merkwürdigen, noch jetzt von einem kurdiſchen Bei bewohnten Schloſſe Gerger, auf deſſen unzugänglicher Felshöhe architektoniſche Formen und Inſchriften ſeine Aufmerkſamkeit erregten, ohne daß der Dienſt Zeit zu näherer Unterſuchung gelaſſen hätte. Den Endpunkt einer anderen Tour von Norden her durch den Taurus bildete die höher im Gebirge gelegene, gleichfalls noch bewohnte Felſenburg Kjachta, in deren Nachbarſchaft eine römiſche Bogenbrücke gefunden, ein ſeitab gelegenes Säulenmonument nur von fern geſehen wurde. Darauf beſchränkte ſich der archäologiſche Gewinn dieſer, unter Umſtänden, wie ſie für ſolche Forſchungen nicht wohl ungünſtiger ſein konnten, unternommenen Streifzüge. Mangel an Muße und mittheilendem Entgegenkommen der kurdiſchen, ihren türkiſchen Herren gegenüber ſtets ſehr zurückhaltenden, wo nicht feindlichen Bevölkerung entzogen damals dem berühmten Strategen die Entdeckung eines ganz nahe bei Kjachta gelegenen, überaus merkwürdigen und großartigen Monumentes, deſſen begonnener Erforſchung er nunmehr nach 44 Jahren noch den lebhafteſten Antheil widmet.

Das Verdienſt, dieſen durch einen glücklichen Zufall gemachten Fund an der richtigen Stelle verwerthet zu haben, gebührt einem Herrn Karl Seſter aus Aſchaffenburg, der mehrere Jahre als Ingenieur der Verwaltung des Vilajets Diârbekir zugetheilt war, und die dazu gehörige Tauruslandſchaft am Euphrat auf ſeinen Dienſtreiſen kennen gelernt hatte. Die Erzählungen, welche er von ſeinem Funde auf gewaltigem Berggipfel, dem Nemrûd Dagh, von geräumigen Felſenterraſſen mit wohlerhaltenen Koloſſalſtatuen und langen Inſchriften, ſchon vor mehreren Jahren in Konſtantinopel, unter anderm auch auf der deutſchen Botſchaft zum Beſten gegeben haben will, ſcheinen keinen rechten Glauben gefunden zu haben. Erſt als Herr Seſter des damals wenig lohnenden türkiſchen Dienſtes müde, im Herbſt 1880 in Aegypten eine neue Stellung ſuchte und bei dem deutſchen Konſulat in Alexandrien ſeine Angaben über jenen Fund wiederholte, wurde von dieſer Stelle her an kompetente Fachmänner in Berlin ausführliche Mittheilung gemacht und die Glaubwürdigkeit des Entdeckers in Schutz genommen, die denn auch im Verfolg des Unternehmens ſich vollauf beſtätigt hat. Der näheren Unterſuchung im höchſten Grade werth erſchien demnach jene Stätte allen wiſſenſchaftlich dabei betheiligten; nur über die Zeit, das Volk, die Dynaſtie, welcher man etwa ein ſo koloſſales Denkmal zutrauen durfte, konnten die Vermuthungen ſchwanken. Am wenigſten dachte man an die nachher als wirkliche Urheberin konſtatirte ſpäte commageniſche Königsherrſchaft, eher an die Möglichkeit eines bis in die aſſyriſche Periode hinaufreichenden Werkes. Dahin ſchien neben der Koloſſalität der ganzen Anlage ſelbſt der heutige Name der Oertlichkeit zu weiſen, wie denn Nimrod neben Schamirâm (Semiramis) am häufigſten durch den ganzen vorderen Orient den Namen zur Bezeichnung jener alterthümlichſten Klaſſe von Monumenten hat herleihen müſſen. Eine fernere Unterſtützung erhielt jene Hypotheſe durch ein paar Entdeckungen von Skulpturen unzweifelhaft aſſyriſchen Urſprungs in derſelben Region, ſogar noch weiter weſtwärts: in Maraſch am Taurus durch Nachgrabungen der dortigen amerikaniſchen Miſſionäre und weiter ſüdlich im Dorfe Saktſchigözü, wo ſie einem 1881 flüchtig durchreiſenden britiſchen Ehepaare aufgefallen waren [1]). Auch dieſe Punkte, wie manche andere ohnehin auf dem Wege liegenden von archäologiſchem und hiſtoriſchem Intereſſe ſchienen eine nähere Unterſuchung, deren Hauptziel allerdings immer der Nemrûd Dagh bleiben mußte, in hohem Grade zu verdienen.

Ein glücklicher Zufall fügte nun, daß der wiſſenſchaftlich wohl vorbereitete Mann, den ein ſolches Unternehmen unbedingt verlangte, dem Schauplatz deſſelben hinreichend nahe ſchon zur Verfügung ſtand. Herr Dr. Otto Puchſtein, früher Aſſiſtent bei der Direktion der Antikenabtheilung des Berliner Muſeums, war als Stipendiat des kaiſerl. deutſchen archäologiſchen Inſtituts auf einer Reiſe in Aegypten begriffen und Herrn Seſter in perſönlichem Verkehr näher getreten. Der Antrag, beide Herren gemeinſam mit der Löſung der bezeichneten Aufgabe zu betrauen, und die dazu erforderlichen Geldmittel zu bewilligen, wurde demnächſt von mehreren, daran ſpeciell intereſſirten Mitgliedern bei der königl. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin eingebracht und ſofort genehmigt; mit dem Beginn der für Aegypten ohnehin ungeeigneten wärmeren Jahreszeit konnte die Reiſe angetreten und vor dem Eintritt der geſundheitsgefährlichen größten Sommerhitze abgeſchloſſen werden. Ein in Athen von Dr. Puchſtein abgefaßter ausführlicher Bericht iſt ſeitdem der Akademie zugegangen und im erſten Sitzungsbericht dieſes Jahres von ihr veröffentlicht worden, ſo daß wir bereits die wichtigſten darin enthaltenen Thatſachen in nachfolgendem Auszuge wiedergeben können [1]).

Nach kurzer, nur durch einen mehrtägigen Aufenthalt in Beirut unterbrochener Seefahrt betraten die Reiſenden Mitte April die ſyriſche Küſte an ihrem nördlichſten Buſen, den das Alterthum nach der uralten Handelsſtadt Iſſus benannte, die ſpätere Zeit nach der neugegründeten Stadt, welche die Erinnerung an den dort durch den macedoniſchen Eroberer errungenen Sieg in ihrem Namen Alexandria bewahrt; Skanderûn ſprechen ihn die Einheimiſchen aus, Alexandrette mit verkleinernder Endung zur Unterſcheidung von der ägyptiſchen Namensſchweſter, dem in der Lingua franca der Kreuzzüge aufgekommenen Gebrauche noch heute folgend, die europäiſchen Seefahrer; es iſt als kleiner und im Sommer ſeiner Fieberluft wegen gefürchteter Hafenplatz für das große Emporium des innern Nordſyriens, Aleppo, zugleich Dampfbootſtation und Sitz europäiſcher Konſulatsbehörden, deren zuvorkommend gewährte Beihilfe zur völligen Ausrüſtung der Expedition in Anſpruch genommen wurde.

In der Inſtruktion war die Hoffnung ausgeſprochen, daß die hohe Kette des alten Amanus (Gipfel bis nahe 2000 m) an irgend einer Stelle nördlich von der gewöhnlichen Aleppiner Straße überſtiegen werden möchte; ſolcher Päſſe wurden im Oſten des Meerbuſens mehrere namhaft gemacht, aber alle zeigten ſich in dieſem Spätfrüh-

[1]) Mß. Scott. Stevenſon, ſ. „Globus“ Bd. 41, S. 301.

[1]) Den Reiſenden war ſeitens der Akademie natürlich auch ſorgfältige topographiſche Beobachtung, womöglich kartographiſche Aufzeichnung der zurückzulegenden, größtentheils noch nie von einem europäiſchen Beobachter betretenen Wege zur Pflicht gemacht. Von Herrn Seſter, deſſen Ingenieur-Beruf ihn dazu vorzugsweiſe zu qualificiren ſchien, iſt auch eine Reiſekarte in großem Maßſtabe verſprochen, bis jetzt aber noch nicht eingegangen. Herr Puchſtein, dem eine ähnliche Aufgabe ferner lag, hat dafür wenigſtens ſeine in Diſtanzen, Winkelmeſſungen und Terrainbeſchreibungen ſehr ſorgfältig geführten Reiſejournale eingeſendet; dem Schreiber dieſes lag die etwas mühſame Aufgabe ob, danach die Details des Itinerars zu conſtruiren und ein Auszug dieſes Entwurfs (Maßſtab 1 : 1 000 000) iſt dem akademiſchen Berichte beigefügt worden. Auch dem vorliegenden Artikel durfte zur vollen geographiſchen Verſtändlichkeit eine ſolche, wenngleich noch erheblich verkleinerte Kartenſkizze um ſo weniger fehlen, da gerade die in Rede kommenden Hauptpunkte in den vorhandenen Karten, ſelbſt den ſpeciellſten, vergeblich geſucht werden würden.

ling noch verschneit; erst zwei Tagereisen weiter nördlich war von Osmanie aus ein bereits schneefreier Sattel zu benutzen, der über den neu gegründeten Kreishauptort Jarpûs (officiell Dschebel-Berekât „Berg des Segens" genannt) nach dem frühern Hauptorte der Gegend, dem gleichfalls in einem Hochthale gelegenen Islahie, führte. Antike Mauerreste, namentlich um die Felsakropole, sowie der bereits von dem Botaniker Haußknecht 1864 erkundete und auf Befragen der Bewohner bestätigte ältere Nebenname Nebol erwiesen die Oertlichkeit als die einer griechischen oder römischen Nikopolis, deren Lage nach den Distanzangaben der römischen Itinerarien in dieser Gegend zu vermuthen war.

Oestlich von Islahie wird die hohe Thalebene durch eine, parallel mit den dasselbe umschließenden Hochketten verlaufende Reihe einzelner Basaltkegel in zwei Längszonen getheilt, deren Entwässerung nach entgegengesetzten Seiten erfolgt. In der östlichen, deren Bäche nach Norden durch den Gjaurgjöl („Christensee"), dem Dschihan zufließen, liegt wiederum am östlichen Rande das Dorf Saktschigözü, wo im Hause des kurdischen Beis die von den obengenannten englischen Reisenden zuerst bemerkten Reliefs assyrischen Stils sich fanden, deren Gegenstand die in ähnlichen Bildwerken des Orients so häufig wiederkehrende Jagd eines Königs auf Löwen bildet. Als Fundort dieser Steinplatten gaben die Bewohner einen 3/4 Stunden vom Dorfe mitten in der Ebene gelegenen flachen Hügel von nur etwa 400 Schritt unterem Umfange an, der gänzlich verschieden von den benachbarten natürlichen Felskuppen durchaus den Anschein eines zerstörten antiken Monumentes gewährte; auch fanden sich in der That aus dem Schutte hervorragend noch mehrere Reliefplatten und Stücke kolossaler Löwenfiguren, so daß eine Ausgrabung an dieser Stelle reichen Erfolg zu versprechen schien; nur erlaubte natürlich die knapp zugemessene Zeit und die ferneren Hauptziele der Reise für jetzt keinen längern Aufenthalt.

Ueber mäßig aufragende Kalksteinzüge ohne interessante Formen, durch eine wenig angebaute, mehr von nomadisirenden, selbst den Winter durch in Zelten lebenden Kurden bewohnte Gegend wurde dann die Stadt Aintâb erreicht, wo das Haus der amerikanischen Missionäre liebenswürdigste Gastfreundschaft gewährte. Nächster Gegenstand der Untersuchung war hier der die niedrigen Hügelreihen der Nachbarschaft hoch überragende Tell-Dülük, die Trümmerstätte der altsyrischen, bis ins frühere Mittelalter bestehenden Stadt Doliche, von der aber unter dem massenhaft aufgehäuften Schutt keine erheblichen Denkmale, nur wenige schmucklose und wie es schien, erst der christlichen Zeit angehörige Felsengräber sich zugänglich zeigten. Aehnlich enttäuscht wurden die Reisenden in der zweitnächsten Station, dem „Goldstein-Schloß", Altüntasch-Kale. Die Lage desselben war, ohne daß es selbst besucht worden zu sein scheint, durch eine der Querrouten der Chesney'schen Expedition auf der Karte fixirt worden und da ungefähr in diese Gegend nach der Distanzangabe der römischen Itinerarien die nach dem bekannten Cäsar, dem auch auf diesem syrischen Boden thätigen Feldherrn Germanicus benannte Römerstadt Germanicia fallen mußte, hatte ich mir erlaubt, den Reiseplan auf diese Oertlichkeit hinzulenken. Indeß die das heutige Dorf überragende isolirte Höhe zeigt sich zwar von Burgruinen, aber höchstens mittelalterlicher Entstehung, bedeckt; die Stätte des alten Germanicia harrt also noch der Entdeckung.

Altüntasch liegt in einem flachen Thale, welches sich von West nach Ost dem Euphrat zu zwischen zwei einförmigen, aber in der Färbung ihres Gesteins einen auffallenden Gegensatz bildenden Höhenzügen erstreckt. Der bereits überschrittene „schwarze Berg", Kara Dagh, setzt sich, wie bei dieser Gelegenheit zuerst konstatirt wurde, noch jenseit des Euphrat gegen Osten fort; ganz auf dem rechten Stromufer verläuft sein nördlicher Parallelzug, der „rothe Berg", Kizil Dagh, von dessen Höhe Herr Sester seinem Reisegefährten zum ersten Male weit über die ausgedehnte Ebene hin am Horizont die ihm wohlbekannte hoch aufragende Pyramide des Nemrûd Dagh zeigen konnte. Diesem Hauptziele der Reise wurde nunmehr auf dem nächsten Wege zugestrebt und nur als der Fuß des Taurusgebirges erreicht war, in der Kurdenstadt Adiaman beim katholischen Bischof Tokmadschi eine willkommene kurze Ruhepause gemacht. Sie wurde in Folge der hier empfangenen Belehrung benutzt, die Stätte der antiken Stadt Perre, welche man nach Maßgabe der alten Itinerarien bisher in Adiaman selbst vermuthet hatte, an der nur eine Stunde entfernten Stelle zu besuchen, wo mit dem Namen Pirûn sich noch zahlreiche Felsengräber und andere Spuren städtischen Anbaues erhalten haben.

Mit dem Ende der folgenden Tagereise trat man in ein großartiges Bergamphitheater ein, dessen östlichen Rand eine aus den Vorbergen des Taurus vorspringende, die Ebene weithin überschauende Kuppe bildet, auf deren Rücken ein seltsames Monument schon von ferne die Blicke auf sich zog[1]). Es bestand einst aus drei symmetrischen Gruppen von je drei etwas plumpen dorischen Säulen, die verschiedenartigen Bildwerken als Träger dienten; fünf davon sind umgestürzt und großentheils zertrümmert, von den vier noch aufrechten trägt eine einen kolossalen Adler, wonach das ganze Monument den türkischen Namen Karakûsch „schwarzer Vogel" führt, eine andere einen liegenden Stier, die dritte eine Reliefplatte, auf der ein tiaragekrönter König und eine Frau lebensgroß dargestellt sind; am Boden liegen ein kolossaler sitzender Löwe und andere mehr zerstörte Skulpturreste. Weitere Aufklärung über die Bedeutung des Ganzen wird hoffentlich bald eine Untersuchung der hoch oben an den Säulen nur schwach sichtbaren griechischen Inschriften gewähren; für jetzt waren alle Versuche dieselben zu lesen in Ermangelung eines Gerüstes vergeblich; nur der Name des Königs Mithradates ließ sich mittels des Fernglases erkennen.

Bevor das burggekrönte Dorf Kjachta erreicht wurde, überschritt man einen nordwestlichen Zufluß des Kjachta-su, den schon aus v. Moltke's Streifzügen bekannten Bölam-su, unmittelbar unterhalb seines Austrittes aus einer engen Felsschlucht mittels des gewaltigen Brückenbogens, dessen lateinische Inschrift uns den alten Namen des Flußes, Chabinas, und die Thatsache der letzten Restauration des Bauwerkes unter dem Kaiser Septimius Severus überliefert; ihm, seiner Gemahlin und seinen beiden Söhnen waren auf den noch erhaltenen Säulen, welche die Eckpfosten der Brücke bilden, jetzt natürlich längst zertrümmerte und verschwundene Statuen von den vier großen commageniſchen Stadtgemeinden (ihre Namen fehlen leider) errichtet.

Die hohe Pyramide des Nemrûd, welche so lange als ersehntes Ziel gewinkt hatte, war hier hinter ihren steilabstürzenden Vorbergen verschwunden; besonders das Erklettern der das Dörfchen Urik überragenden senkrechten Kalkwände zeigte sich überaus beschwerlich, und als man endlich auf dem wüsten Felsgetrümmer des Gipfels angelangt war und den gewaltigen Steinkolossen, die hier einst Menschen-

[1]) Dasselbe, welches schon Herr v. Moltke, ebenso wie die benachbarte Römerbrücke, auf seiner Karte notirt hat, wo es namenlos nur als „zwei Säulen" bezeichnet ist; da er es nur aus der Ferne zu Gesicht bekommen hat, ist ihm die Ausdehnung des Baues entgangen.

hand aus dem an Ort und Stelle brechenden Material aufgethürmt hatte, unmittelbar gegenüber ſtand, bereitete eine neue Enttäuſchung der ſoeben noch am 8. Mai friſch gefallene Schnee, der vereint mit kaltem Regen für jetzt jede nähere Unterſuchung unthunlich machte. Aber Herrn Seſter's früher ſo märchenhaft erſchienene Ausſagen waren durch die Koloſſalität der nur in ihren allgemeinſten Formen erkennbaren Statuen, durch die gewaltige Ausdehnung der Inſchriften, ſo wenig davon auch augenblicklich entziffert werden konnte, glänzend beſtätigt. Erfreuen konnte man ſich immer ſchon, wenn auch nur auf Augenblicke, an der nach Süden hin die ungeheure meſopotamiſche Ebene beherrſchenden, nach Norden in noch höhere Felszacken der Tauruskette den Einblick gewährenden Ausſicht von einem Gipfel, der ſelbſt ſchon (nach vorläufiger Berechnung ſpäter gemachter Barometerbeobachtungen) die reſpektable Höhe von wenigſtens 2000 m erreicht und den ſüdweſtlichen Vorſprung einer langen, dem Euphratthale parallel ſich erſtreckenden Kette bildet.

Die nähere Unterſuchung ſomit günſtigeren klimatiſchen Verhältniſſen vorbehaltend, ſtiegen die Reiſenden abwärts auf das ſchon von weitem ſichtbare und auch aus früheren Beſuchen bekannte Euphratſtädtchen Gerger zu. Die etwas halsbrechende Erkletterung ihres Burgfelſens, nur möglich gemacht durch die Exiſtenz eines antiken eingehauenen, nur ſtellenweiſe völlig zerſtörten Fußweges, wurde zunächſt belohnt durch die Entdeckung eines Reliefbildes in einer Felſennniſche, das nach dem Stil der mit einer ſpitzen Tiara gekrönten männlichen Figur ſogleich die Erinnerung an das bekannte ſogenannte Seſoſtris-Denkmal bei Nymphi unweit Smyrna wachrief. Weiterhin zeigte ſich ein ſchmaler Gang quer durch den Burgfelſen gebrochen, der zu Reſten griechiſcher Bildwerke mit Weihinſchrift des Königs Antiochus führte, welche ſich nachmals als Wiederholungen der auf dem Nemrûd Dagh vorhandenen Inſchriften erwieſen.

Der Euphrat tritt unmittelbar oberhalb Gerger aus einem engen Felſenthore mit ungeheurer Gewalt hervor und behält noch weiter abwärts dieſen ſtürmiſchen Charakter, ſo daß der Uebergang mittels des oben geſchilderten Schlauchfloſſes keineswegs zu den Annehmlichkeiten der Reiſe gehörte. Ebenſowenig die Fortſetzung der Wanderung durch eine einförmige, wenig bewohnte, nur hier und da durch friſchgrüne Saatfelder belebte Fläche[1]) — ein Umweg nach Südoſten, der nur im Intereſſe eines von Herrn Seſter früher wahrgenommenen Keilſchrift-Denkmals gemacht wurde. Aber nach der Ankunft in Werânſcheher wurde der Stein ungeachtet alles Suchens nicht wiedergefunden und die Reſte des alten Tela (dies der alte ſyriſche Name der Stadt, der unter römiſcher Herrſchaft in Antoninopolis, ſpäter in Conſtantina umgewandelt wurde) beſchränken ſich auf Denkmäler der chriſtlichen Periode, namentlich eine große achteckige Kuppelkirche und aus Baſaltquadern aufgemauerte Gräber. Auch die Ueberſteigung des durchaus baſaltiſchen Karadſcha Dagh („ſchwärzlichen Berges"), in welchem nur nomadiſche Araber auf dem ſüdlichen und Kurden auf dem nördlichen Abhange hauſten, wurde durch Regenwetter, welches jede Ueberſicht verhinderte (Ende Mai), höchſt unerfreulich.

[1]) Das Städtchen Sümerek, welches auf dieſem Wege berührt werden mußte, iſt ſeit einigen Jahren im Beſitz einer (allerdings nur türkiſch ſchreibenden) Telegraphenſtation und gewährte ſo die Möglichkeit, die erſte Kunde von der gelungenen Entdeckung über die internationale Station Aleppo ſchnell der Heimath zuzuführen.

Aus allen Erdtheilen.

Aſien. Ueber die ruſſiſche Lena-Polar-Expedition hat die K. R. Geogr. Geſellſchaft in St. Petersburg aus Irkutsk folgendes Telegramm erhalten. „Der Chef der Station, N. D. Jürgens, hat am 12. Oktober durch die von der Lena zurückkehrenden amerikaniſchen Officiere gemeldet: Die Lena-Expedition verließ Bulun am 20. Juli, am 28. Juli hatte ſie bei Taß-Ary einen Sturm zu beſtehen, in Folge deſſen ſie ihre Schiffe ausladen und ausbeſſern mußte. Die wiſſenſchaftlichen Inſtrumente ſind unverſehrt geblieben, doch ſind gegen 20 Pud Petroleum ausgefloſſen. Am 3. Auguſt lief das Schiff der Expedition in einen Arm des Delta ein und langte am 10. Auguſt bei der Inſel Sagaſtyr an. Am 11. Auguſt begann man mit der Ausladung der Schiffe. Die Station befindet ſich unter 73° 22' 30" nördl. Br. und 96° 15' 15" ö. L. von Pulkowa. Das Haus iſt warm und bequem; durch verdeckte Gallerien iſt es mit vier Pavillons verbunden, welche zum Zweck der wiſſenſchaftlichen Beobachtungen aus Schiffsplanken errichtet ſind. Brennholz iſt in genügender Menge vorhanden. Der Geſundheitszuſtand aller Mitglieder der Expedition iſt ein guter."

Afrika. Die dritte Expedition, welche von der Mailänder „Società d'esplorazione commerciale in Africa" ausgeſendet wird, ſollte zu Anfang Januar nach Maſſaua abgehen. An ihrer Spitze ſteht Bianchi, welcher bereits Abeſſinien gut kennt; ihn begleiten Graf Salimboni als Ingenieur und Prof. Licata als Naturforſcher. Ihr Ziel iſt Baſo in Godſcham, wo ſie eine Handelsſtation errichten wollen.

— Am 16. Januar traf Lieut. Wißmann's erſter Bericht (d. d. Kairo, 5. Januar) in Berlin ein, welcher in der nächſten Nummer des „Globus" zum Abdrucke kommen ſoll. Wir bemerken für heute nur ſo viel, daß die Reiſenden (Pogge und Wißmann) jenſeits des Lulua, von wo ſie zum letzten Male Nachricht gegeben hatten, weite, äußerſt ſtark bevölkerte Prärien erreichten. Von Seen trafen ſie auf dem Marſche nach Nyangwe nur den kleinen Mukamba, überſchritten dann den Lubi, einen Zufluß des mit Stanley's Sankuru identiſchen Lubilaſch, und kamen in das üppige, herrliche Land der verhältnißmäßig hoch civiliſirten Baſſonge und weiter zu einer Reihe von Kannibalenvölkern, zwiſchen denen die Urbewohner des Landes, die kleinen häßlichen Bátua, hauſen. Den Lomami paſſirten ſie unter 5° 42½' und wanderten dann unter ſtrömendem Regen nach Nyangwe, wo ſie bei den Arabern gute Aufnahme fanden und ſich trennten.

Inhalt: Die Sosnowski'ſche Reiſe durch China VI. (Mit ſieben Abbildungen.) — E. Metzger: Der niederländiſche Theil von Neu-Guinea und die neueren Reiſen daſelbſt II. — Heinrich Kiepert: Dr. O. Puchſtein's archäologiſche Reiſe im nördlichen Syrien I. (Mit einer Karte.) — Aus allen Erdtheilen: Aſien. — Afrika. (Schluß der Redaktion 16. Januar 1883.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIII. № 6.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Die Sosnowski'sche Reise durch China.

(Nach dem Berichte des Dr. Pjasetzki.)

VII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen des Dr. Pjasetzki.)

An eigentlich Sehenswerthem war für die Reisenden in Lan-tschöu nicht viel vorhanden. Die Stadt besitzt keine bedeutende, oder wenigstens keine eigenartige Industrie; denn die großen hier befindlichen Etablissements, eine Geschützgießerei und eine Gewehrfabrik, beide mit Dampfbetrieb, sind von Europäern eingerichtet und nur insofern von Interesse, als sie heute ausschließlich von Chinesen geleitet werden und nur chinesische Arbeiter beschäftigen.

Unter den landschaftlichen Aufnahmen, mit denen Pjasetzki während des Verweilens in Lan-tschöu sein Skizzenbuch bereicherte, befinden sich mehrere Ansichten aus den Gärten des General-Gouverneurs Tso-tsung-tang. Er wählte dieselben, weil sich in ihnen besonders charakteristische Proben der alten chinesischen Gartenkunst mit ihren kindischen Spielereien und geschmacklosen Schnörkeln darstellten. Der sogenannte Blumengarten war fast ebenso arm an Blumen, wie an Schatten; seine Hauptreize bestanden in einer großen Anzahl seltsam verzierter Kiosks und buntgeschmückter Triumphbögen, in breiten, mit bunten Backsteinen zierlich gepflasterten, sonnigen Steigen, in hochgewölbten, steinernen Brücken und dergleichen. Die Pforten, die aus dem Blumengarten in den schattigern Obstgarten führten, zeigten die wunderlichen Formen von Theekannen, Krügen, Vasen u. s. w.

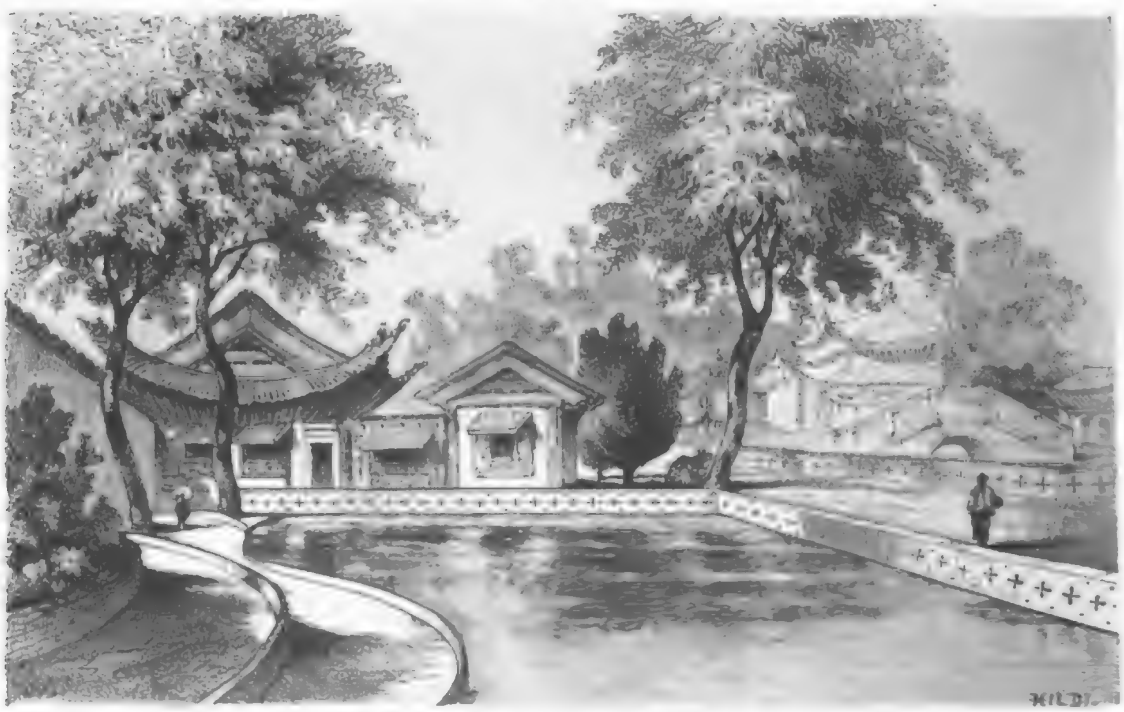
Als die Expedition nach dreiwöchentlichem Aufenthalte Lan-tschöu verließ, wurde sie von dem Gouverneur auf das Freundlichste entlassen. Er überhäufte die einzelnen Mitglieder mit kostbaren Geschenken, unter denen, wie gewöhnlich, große Stücke werthvoller Seidenstoffe und Papierbänder, die von des Gebers eigener Hand mit Sprüchen und Sentenzen beschrieben waren, die Hauptrolle spielten. In seinem Eifer, sich den Europäern freundschaftlich zu erweisen, gab er sogar verschiedene Lieblingsstücke aus seinem eigenen Besitz, allerhand Erzeugnisse europäischer Industrie, hin, und hielt es daneben noch für angezeigt, den Reisenden auch eine nicht unbedeutende Summe Geldes zu übersenden. Natürlich wurde dieselbe mit Dank zurückerstattet, um so freudiger dagegen das Anerbieten Tso-tsung-tang's angenommen, der Expedition außer der militärischen Eskorte auch noch drei Mandarinen beizugesellen, die als Quartiermacher fungiren sollten. In dem arg verwüsteten, halb entvölkerten Lande, das man zunächst zu passiren hatte, erwies sich diese Einrichtung bald als unschätzbar.

Nachdem man die Schiffsbrücke passirt hatte, ging man zunächst mehrere Meilen weit am linken Ufer des Huang-ho entlang, der, hier sehr breit und reißend, von einem dichten bläulichen Nebel bedeckt war. Kahle, nur stellenweise mit graubraunem Grase bedeckte Hügel zogen sich fast bis an den Fluß hin, dann folgten blühende Baumwollenfelder und große Strecken Gartenlandes, auf denen Wasser- und andere Melonen sowie Gurken aller Art gezogen wurden; kleine Strohhütten für die Wächter erhoben sich zwischen den ausgedehnten Beeten. Auch Obstgärten mit Aprikosen- und Pfirsichbäumen kamen hier wieder vor; daneben freilich fehlte

es auch nicht an Ruinen von Dörfern und an den, nicht minder als ſie an den Krieg und ſeine Gefahren erinnernden befeſtigten Niederlaſſungen der neu angeſiedelten Landleute. Es ſind dies gewöhnlich Komplexe von drei bis ſechs Wohnhäuſern mit ihrem Zubehör von niedrigen Stall- und Wirthſchaftsgebäuden und je einem kleinen von denſelben

Gartenpforten in Lan-tſchëu.

eingeſchloſſenen Hofe. So eng aneinander gebaut, daß die finſteren Durchgänge zwiſchen den einzelnen Grundſtücken kaum als Gaſſen bezeichnet werden können, iſt jede dieſer kleinen, durch die Furcht vor abermaligen Invaſionen zu-



Garten des General-Gouverneurs in Lan-tſchëu.

ſammengebrachten Kolonien von einer ſtarken Mauer umgeben, welche die Dächer der Häuſer überragt. Hohe Bruſtwehren, die äußere derſelben weit über Manneshöhe und oft mit Schießſcharten verſehen, erheben ſich auf derſelben. Mehrfach ſahen die Reiſenden hier oben auch kleine Wachthäuſer errichtet, und daneben Haufen großer Feldſteine auf-

Digitized by Google

gethürmt, die als Geschosse gegen einen anstürmenden Feind bereit lagen. Eine starke, durch allerhand künstliche Vorrichtungen zu befestigende Steinplatte bildet die Thür sowohl in der einzigen Pforte der äußeren Mauer, als auch in den inneren Zugängen zu den einzelnen Grundstücken. Nach den Angaben der Bewohner einer solchen, von vier Familien errichteten Niederlassung hatte der ganze Bau eine Zeit von drei Jahren und einen Kostenaufwand von etwa 24 000 M. nach unserm Gelde erfordert. Neben diesen, auch im besten Falle nur anzureichenden Befestigungswerken der neuesten Zeit zeigten sich hier längs der Straße die Ueberreste eines Theils der alten Riesenmauer, an dieser Stelle wie an so mancher andern nur noch ein mäßig hoher Erdwall, den Regen und Wind voraussichtlich in wenigen Jahren gänzlich verschwinden machen werden.

Den Lauf des Flusses verlassend und nach NW abgelenkend, führte die von den Reisenden verfolgte Straße nach Kan-tschéu jetzt mehrere Tage lang durch eine traurig öde Gebirgsgegend. Nur in weiten Entfernungen von einander lagen größere Dörfer, von Feldern umgeben, auf denen Weizen, Oberle und Sommercaps (Brassica campestris Doc.) gebaut wurden; dazwischen zeigten sich an den Hügelwänden vielfach verlassene Höhlenwohnungen. Auffallend arm war das Thierleben dieser Gegend; Vögel waren kaum vorhanden; das Einzige, was man häufiger sah, waren Murmelthiere und zahlreiche, unter dem dürftigen Buschwerk der Hügel umherschlüpfende Eidechsen. Die Einwohner der Dörfer wiesen zum großen Theil schon einen von dem chinesischen sehr abweichenden Typus auf. Auch die chinesische Kleidung und Haartracht fand sich nur vereinzelt vor. Ueberraschend war die seltsame Scheu und Angst, mit der das Landvolk hier den Reisenden begegnete; von

Befestigtes Dorf bei Lan-tschéu-fu.

zudringlicher Neugier war keine Rede, jeder ging den Fremden so weit als möglich aus dem Wege.

Am zweiten Tage passirte man das große Dorf Ti-tsia-pu, das in seinem Tempelhaume eine berühmte Merkwürdigkeit besitzt. In einer Straße des ausgedehnten Dorfes steht ein alter, in seinem untern Theile hohler Baumstamm von ungeheuren Dimensionen. Seiner Rinde beraubt und am obern Ende abgefeilt, trägt er auf seinen verschiedenen Vorsprüngen sowie auf der Spitze kleine Tempel, zu denen theils von außen, theils innen im Baume Treppen hinaufführen. Bald hinter Ti-tsia-pu wendet sich das breite Flußthal, durch welches die Straße hier führt, nach Westen, wo es durch hohe, schneebedeckte Berge, das Thy-lian-Gebirge, begrenzt erscheint. In bestimmten Abständen zieht sich meilenweit eine Reihe von kleinen Wartthürmen längs der Straße hin, deren jeder zwei oder vier Soldaten beherbergt. Es sind die für den Schutz der Grenze ungemein wichtigen Signalthürme, auf denen vermittels Aufspflanzen und Schwenken großer schwarzer Fahnen ein gut organisirter Telegraphendienst unterhalten wird.

Die Gebirgsgegend, in der man sich jetzt befand, ist durch ihren Reichthum an Rhabarber für den chinesischen Handel wichtig. Der Rhabarber, der hier auf den Bergen und an feuchten Stellen wild wächst und eine Höhe von über 2 m erreicht, wird im August und September geerntet, d. h. ausgegriffen. Die Chinesen nehmen mit Vorliebe drei- und vierjährige Pflanzen, deren Wurzeln am zartesten und saftigsten sein und die am meisten gewünschte hellgelbe Farbe haben sollen. Nachdem die dünne schwarze Haut sorgfältig abgeschält ist, wird die Wurzel in Stücke geschnitten und in den Häusern getrocknet. Das Recht, Rhabarber einzusammeln, steht jedem zu und wird von der Regierung durch keinerlei Abgaben beschränkt. Sie begnügt sich mit einem mittelbaren Antheil, den sie durch Erhebung von Einfuhrzöllen für die in Kiachta eingehandelten Waaren, Pelzwerk u. s. w. einzieht. Jetzt war auch dieser Handel durch

Aufstand und Krieg ins Stocken gekommen; wie großartig er in guten Zeiten aber sein muß, geht aus dem Umstande hervor, daß ein im Dorfe Tscha-koa-i ansässiger Kaufmann allein jedes Jahr eine Karawane von 300 bis 400 Kameelen mit Rhabarber nach Kiachta zu schicken pflegte. Für den besten Rhabarber gilt der von Si-ning-fu und Lan-tschēu, der auch im Lande selber besonders hoch bezahlt wird; in der Materia medica der Chinesen spielt nämlich die Wurzel des Taï-huan (Rhabarber) eine noch wichtigere Rolle als bei uns.

Während der ersten Tage des Marsches von Lan-tschēu aus hatten die Reisenden unter drückender Hitze und häufigen Gewittern mit Platzregen, welche die Wege fast grundlos machten, zu leiden gehabt. Jetzt stieg das Terrain bedeutend an, der Horizont wurde immer weiter; trotz dem klaren Sonnenschein war die Luft eisig kalt. Man näherte sich den schneebedeckten Bergen im NW immer mehr. Auch auf dieser Höhe war die Straße zu beiden Seiten von gänzlich verwüsteten Ortschaften eingefaßt. Viele derselben waren ganz unbewohnt, in anderen befand sich außer einigen elenden, nothdürftig zusammengeflickten Hütten nur ein einziges wirklich bewohnbares Haus, das zur Aufnahme der auf Dienstreisen den Ort passirenden Beamten hergerichtet worden war. Dank den ihn begleitenden Mandarinen fand Sosnowski für sich und seine Gefährten stets ein erträgliches Unterkommen in diesen Beamtenhäusern.

Baum mit kleinen Tempeln in Ti-tsia-pu.

Statue des Gottes Fu oder Da-fo-je.

Bei strömendem Regen und heftigem Winde wurde der Paß U-su-ling oder U-schi-ling überschritten, der 10 900 Fuß über dem Meere liegt und somit der höchste Punkt war, den die Reisenden auf ihrer ganzen Tour betraten. Leider wurde der Anblick der großartigen Gebirgslandschaft, mit den auf allen Seiten hoch emporragenden rothen Granitfelsen durch den Regen bedeutend beeinträchtigt. Auf der Nordseite des Gebirges herrschten kaum weniger traurige Zustände, als wie auf der südlichen, nur äußerst selten kam man während der folgenden Tage an einem unversehrt gebliebenen Orte vorbei. Indessen sah man hier doch vielfach den Wiederaufbau zerstörter Ortschaften in vollem Gange und begegnete auf der Straße häufig großen, mit Bauholz beladenen Wagen, die, da in dieser Gegend von einigermaßen beträchtlichen Holzbeständen nichts mehr zu sehen war, augenscheinlich von weither kamen. Die Einwohner der Landschaft boten auch hier der Mehrzahl nach ein Bild trauriger Herabgekommenheit; halbverhungert, kränklich und namentlich wieder in auffallender Weise mit Augenkrankheiten aller Art behaftet, schlossen sie sich oft scharenweise der Karawane der Reisenden an und begleiteten sie von einem Orte zum andern, in der selten getäuschten Hoffnung, für einen gelegentlichen Dienst ein kleines Geldgeschenk zu erhalten.

Unter den am Nordfuße des Nan-schan belegenen Ortschaften, die man während der heißen, von Gewittern heimgesuchten nächsten Tagemärsche passirte, war die Stadt Liang-tschēu-fu die bedeutendste. Aus weiter Ferne schon zeigten sich die großen, schönen Pagoden und der prächtige, über dem nördlichen Thore der Stadt empor-

Digitized by Google

Ruinen von Su-tſchou.

ragende Tempel. Ausgedehnte Begräbnißſtätten, deren mit Kuppeldächern verſehene oder in Arkaden aneinander gereihte Grabdenkmäler zwiſchen ſchönen Bäumen ſtehen, umgeben den Ort auf allen Seiten. Auch innerhalb der 50 Fuß ſtarken Umfaſſungsmauer der Stadt findet ſich ein Reichthum an herrlichen alten Bäumen vor, die den breiten, ungemein belebten Straßen die unſchätzbare Wohlthat ſchattiger Kühle zutheil werden laſſen. Liang-tſchëu-fu machte den hier ſeltenen und deshalb um ſo wohlthuendern Eindruck einer nicht unbedeutenden Wohlhabenheit, und das nämliche war auch bei der anſehnlichen Stadt Schen-dan-hſien der Fall, die man am folgenden Tage erreichte. Eine hohe, an den vier Ecken von gewaltigen Thürmen überragte Mauer gab der am Fuße eines Berges gelegenen Stadt etwas feſtungsartiges; deſto mehr überraſchte der Anblick, der ſich den Reiſenden innerhalb des Thores darbot. Es war eine entzückende Gartenſtadt: einzelne Häuſergruppen inmitten ſchattiger Bäume; ein kleiner, ſchneller Bach ſchlängelte ſich, mehrfach überbrückt, dazwiſchen hindurch. Freilich war dies nur die ſogenannte äußere Stadt oder Wai-tſchen; doch ließ auch die innere (Li-tſchen) hinſichtlich ihrer Anlage und der Bauart ihrer Häuſer nichts zu wünſchen übrig. Von einer zahlreichen, munteren Volksmenge belebt, konnte ſie mit ihren kleinen, aber reichverzierten Tempeln und Pagoden, mit den luſtigen Triumphbögen und den offenen Verkaufshallen in den breiten Straßen für eine der hübſcheſten Typen einer echtchineſiſchen Stadt gelten. Einige Meilen weiterhin kam man an einem unweit der Straße belegenen Heiligthum des Gottes Fu oder Da-fo-je vorbei. Es waren mehrere kleine, von Pappeln überſchattete Tempel und daneben eine in Thon ausgeführte Koloſſalſtatue des Gottes. Die 17 bis 18 m hohe ſitzende Figur hat als Kunſtwerk durchaus keinen Werth. Der Kopf ſitzt unvermittelt auf dem viel zu lang gerathenen Oberkörper, der die Form eines etwas flach gedrückten Cylinders hat. Die unverhältnißmäßig langen Arme und die Finger der auf das Knie geſtützten rechten Hand ſind ſteif und hölzern, trotzdem macht das rohe Bildwerk eben durch ſeine Größe einen bedeutenden Eindruck. Je mehr man auf der hier in beinahe weſtlicher Richtung laufenden Straße ſich Kan-tſchëu näherte, deſto mehr veränderte ſich das Ausſehen der Landſchaft. Das Terrain ward ebener; zu beiden Seiten der Straße zogen ſich gut angebaute, von breiten Bewäſſerungsgräben durchſchnittene Felder hin; in weitem Umkreiſe lagen die ausgedehnten Begräbnißplätze um die Stadt, dann folgte ein durch die Belagerung wüſt gelegter, jetzt ſchon mit einer Menge einzeln ſtehender, neu aufgebauter Häuſer bedeckter Landſtrich, endlich die Mauer des ungemein weitläufig gebauten Kan-tſchëu. Von den anſtrengenden Märſchen der letzten heißen Tage ermüdet, beſchloß man, hier einen zweitägigen Aufenthalt zu nehmen. Ein, auf einem öden, grasbewachſenen Platze inmitten der Stadt belegener Tempel gewährte den Reiſenden ein angenehm luftiges Quartier. Pjaſetzki beſtieg gleich am erſten Abend die Umfaſſungsmauer, von wo ſich ihm ein unvergeßlicher Anblick darbot. Nach Süden gewahrte er die ſchneebedeckten Gipfel der Nan-ſchan-Kette in glänzendſter Abendbeleuchtung; zu ſeinen Füßen breitete ſich das abwechſelungsreiche Kan-tſchëu aus, eine maleriſche „Parkſtadt", mit großen ſchilfbedeckten Teichen, langen Baumalleen und kleinen Hainen, mit prächtigen Tempeln, deren ſchönſter ſich auf einer Inſel inmitten eines der Teiche erhebt. Eine hohe, aus vier Stockwerken beſtehende hölzerne Pagode und ein ſeltſames, wie eine Vaſe oder Flaſche geformtes koloſſales ſteinernes Denkmal, beide angeblich von ſehr hohem Alter, gelten für die größten Merkwürdigkeiten der Stadt.

Die Straße von Kan-tſchëu nach Su-tſchëu, der letzten großen Stadt im eigentlichen China, über welche die Route der Expedition führen ſollte, geht in der Richtung von SO nach NW. Sümpfe, Wieſen, kleine, von Waſſervögeln bevölkerte Seen, fruchtbare Felder zeigten ſich, ſo weit das Auge reichte; dazwiſchen kamen freilich von Zeit zu Zeit, die Nähe der großen Sandwüſte verkündend, ſandige Stellen, die wie gelbe unfruchtbare Inſeln in der grünen Ebene erſchienen. Die Bewohner der hier befindlichen Dörfer machten den Eindruck größerer Wohlhabenheit, waren aber auffallend zahlreich mit Kröpfen behaftet. Längs dieſer ganzen Straße waren in Entfernungen von etwa 5 zu 5 km kleine Militärlager angelegt. Hatten ſie ſchon vor dem Kriege beſtanden, oder hatte man dem Lande erſt den Schutz gegeben, nachdem es alle Schrecken der mohammedaniſchen Invaſion erfahren hatte? Su-tſchëu und ſeine nächſte Umgebung ſprachen für die letztere Annahme. Die ganze äußere Stadt des einſt blühenden und wichtigen Ortes war ein großes Ruinenfeld, Dank der mit einem entſetzlichen Maſſacre verbundenen Einnahme durch die Mohammedaner und der nachherigen Wiedereroberung chineſiſcherſeits. Die innere Stadt, obgleich auch arg verwüſtet, iſt zum größten Theile erhalten geblieben; von ihrer alten Pracht und dem Reichthum ihrer Tempel iſt jedoch natürlich nichts mehr vorhanden.

Lieutenant Wißmann's erſter Bericht über ſeine Durchkreuzung Afrikas[1]).

Kairo, den 5. Januar 1883.

Aus einem engliſchen Blatte habe ich geſehen, daß der Bericht von Dr. Pogge vom Lulua, datirt Mukenge, den 27. Nov. 1881[2]) eingegangen iſt, während der meinige vom König Kingenge (6° 8' 45" ſüdl. Br.) verloren gegangen zu ſein ſcheint (ſ. unten Nachſchrift). Anfangs December von Kingenge aufbrechend, vereinigte ich mich wieder mit Dr. Pogge. Wir hatten nur wenige Träger, wurden aber von Mukenge mit 200 Tuſchilange begleitet und bildeten alſo eine ſtolze, unſeren beſcheidenen Mitteln wenig entſprechende Karawane.

Wir hatten mit dem Lulua die Grenze des weſtafrikaniſchen Savannen-Waldgebietes erreicht und betraten jetzt die weiten, äußerſt ſtark bevölkerten Prärien Centralafrikas.

Unſer erſtes Ziel, den Mukambaſee, erreichten wir Mitte December 1881 in 5° 45' 25" ſüdl. Br. (meine Längen ſind noch nicht zur endgültigen Veröffentlichung ausgerechnet). Das nähere über dieſen, übrigens einzigen und unbedeutenden See, den wir berührten, ſpäter. Eine

[1]) In Berlin eingegangen 16. 1. 1883. Aus „Mittheilungen der Afrikaniſchen Geſellſchaft in Deutſchland" Bd. III, Heft 4.

[2]) S. „Globus" Bd. 42, S. 167 ff.: „Von der Pogge-Wißmann'ſchen Expedition".

Meuterei der Träger, die zur Folge hatte, daß wir dieselben bis auf zwanzig fortjagten, zwang uns, den Tuschilange Lasten zu übergeben.

Durch das überaus stark bevölkerte Land der prachtvoll wild bemalten Baschilange (Singular Muschilange), die übrigens Baluba sind wie alle Völker vom Kassai bis weit östlich vom Sánkuru, gelangten wir am 5. Januar 1882 an den Lubi, einen prächtigen, durch die reichste Flora geschmückten Tropenfluß, der sich in den Lubiláſch ergießt. Wir passirten den Fluß und gelangten in eine neue Welt. In reinlichen, schönen Dörfern, deren geräumige, nette Häuser, von eingezäunten Gärtchen umgeben, sich in schnurgeraden Straßen aneinanderreihen, überschattet von Oelpalmen und Bananen, leben die Bassonge (Singular Mussonge), ein schöner, kräftiger Menschenschlag, unberührt von jedem Einfluß von außen, stark an Zahl, reich an allen Bedürfnissen des Lebens, die ihm die üppige Natur spendet, hochstehend in kunstfertiger Bearbeitung des Eisens, Kupfers, Thones, Holzes, der Mabele-Kleiderstoffe und Korbflechtereien. Sie sind schon, wenngleich nur dem Namen nach, dem König Katschitsch unterthan, unserm letzten bekannten Reiseziel, denn bis zu ihm waren schon einmal vor fünf Jahren einige Kiokos gelangt. In zwei riesigen Tagereisen einen nur von Elephanten, Büffeln und Warzenschweinen belebten Urwald passirend, gelangten wir am 14. Januar in die Residenz Katschitsch's. Dieser Fürst beherrscht das von Bassonge und einigen anderen unterworfenen Stämmen gebildete Reich Kotto. Seine Residenz liegt am linken Ufer des Lubiláſch in 5° 7′ 8″ südl. Br. Die Macht des uralten, blinden, geheimnißvollen Fürsten beruht offenbar nur in seinem Rufe als Fetischero.

Nachdem wir acht Tage bei ihm verweilt hatten, drängten wir zum Aufbruche nach Osten. Aber auf welche Schwierigkeiten stießen wir! Zunächst schlug Katschitsch die Erlaubniß zum Passiren des Lubiláſch ab, da er noch immer hoffte, wir würden ihn bei einem Rachezuge gegen die in sein Gebiet von Norden einfallenden Bakuba (Luquengos) unterstützen. Dann weigerten sich sämmtliche Träger, bis auf fünf Mann, energisch, weiter zu gehen, und auch die Tuschilange verlangten zurück. Ein Gewaltstreich gegen den großen Fetischero Katschitsch, der fortwährend für Verbreitung der entsetzlichsten Menschenfressergeschichten in unserm Lager sorgte und Träger und Tuschilange zittern machte, hätte dazu geführt, daß uns alle Leute entflohen wären. Wir benahmen ihm daher alle Aussicht auf Unterstützung und Geschenke, und Pogge und ich machten durch nächtliches Schießen und Abbrennen von Feuerwerk dem Alten unsere Nachbarschaft höchst unheimlich. Den Trägern verweigerten wir für den Fall des Umkehrens weitere Existenzmittel und nahmen ihnen die Waffen ab. Dem schon etwas schwankenden Mukenge machten wir bekannt, daß im Fall seiner Weigerung er schmachvoll ohne uns zurückkehren und seinem, uns selbstverständlich zu Hilfe eilenden Todfeinde und Rivalen in der Hegemonie im Reich der Tuschilange, meinem Gastfreunde, dem jungen König Kingenge, unsere fernere Eskortirung überlassen solle; denn er wisse, daß dieser nur ungern und durch meine Bitten bewogen, die Ehre, uns zu begleiten, ihm, dem Aelteren überlassen habe. Bei seinem Schwanken gab endlich unsere fest und unumstößlich gegebene Erklärung, daß Pogge mit den Waaren bei Katschitsch bleiben und ich allein den weitern Weg suchen solle, den Ausschlag. Wir marschirten ab, passirten am 29. Januar 1882 unter 5° 13′ südl. Br. den Lubiláſch und zugleich den Sánkuru, da wir nämlich jetzt erfuhren, daß dies ein und derselbe, im Westen und im Osten verschieden benannte Strom ist. Circa 150 m breit, ruhig strömend, wälzt er seine hellgelben Wasser zwischen senkrecht abfallenden Sandsteinwänden, oder wo sich das Thal erweitert, zwischen undurchdringlichen Urwäldern dahin, dem Vater Kongo zu. Der Lubiránzi und Luwómbi sind die Quellflüsse des Sánkuru.

Nun gings 1½ Monat durch reich bewässerte Prärien, bewohnt von den kriegerischen Bassonge, den bis 17 km lange Dörfer bewohnenden Benécki (Singular Munécki), den bei unserm Eintreten meist flüchtig die Dörfer räumenden Kalebue (schon bis hierher hatten sich die Raubzüge der Araber ausgedehnt!), zum Lomámi, den wir am 8. März erreichten. Auf dieser ganzen Tour mußten wir uns mit dem Kompas von Dorf zu Dorf fühlen; wegen der ewigen Feindseligkeiten der Dörfer unter einander wurden wir auch oft von Führern in die Irre geleitet. Fast alle diese Völker, ja schon die Baschilange, sind zum größten Theil Kannibalen.

Hier will ich bemerken, daß ich vom Lúbi bis zum Tanganika Ueberreste eines Volkes, scheinbar die Urbewohner dieser Gebiete, die Bátua[1]), fand. In nur einzelnen Gehöften oder kleineren Dörfern, in kleinen liederlichen Strohhütten, von den Baluba-Stämmen verachtet, wohnen diese kleinen, häßlich gewachsenen, mageren, schmutzig und wild aussehenden Leute. Sie kultiviren nichts, halten nur einige Hühner, nicht Ziegen und Schweine, leben nur von Jagd und wilden Früchten. Sie haben eine besondere Sprache und ihre Waffen und Werkzeuge stehen auf einer sehr tiefen Stufe; nur eiserne Pfeilspitzen sieht man hier und da, jedoch ziehen sie eine bessere windhundähnliche Hunderasse für die Jagd.

Unter 5° 42½′ passirten wir den Lomámi. Wir nahmen nun Direktion auf Nyangwe, da unsere Tauschartikel völlig zu Ende waren. Wir rechneten darauf, daß Nyangwe noch eine arabische Station sei, und daß wir dort auf Kredit Waaren bekommen könnten. Erwies sich diese Voraussetzung als irrig, so war unsere Lage eine höchst kritische, denn wir befanden uns fast genau im Centrum Afrikas. Bei heftigstem Regen zogen wir durch Ueberschwemmungen und Sümpfe, und was das schlimmste, einen entsetzlichen, zu Filz verwachsenen Grasbestand, der oft erst Schritt für Schritt passirbar gemacht werden mußte, nach NNO und erreichten am 2. April den Lufubu (bei Stanley als Kasúku fälschlich verzeichnet, während der weiter nördliche Kasúku richtig ist) einen kleinen Fluß, jetzt ein Meer. Bis zum 11. April hatten wir zwei Kanoes angefertigt, erreichten am 16. den mächtigen Lualába und am 17. Nyangwe, das sich genau zwischen 4° 13′ und 14′ ausdehnt. Sehr gute Aufnahme bei den Arabern, Kredit und einige längst nicht mehr gekannte Genüsse machten uns den Aufenthalt in dieser Insel der Halbcivilisation inmitten der Wildniß angenehm.

Jetzt beschlossen wir, daß Pogge mit der Karawane nach der Station Mukenge zurückkehren solle. Ob er dort auf eine etwaige neue deutsche Expedition wartet oder sofort zur Küste geht, wird von den Verhältnissen abhängen. Daß ich mich zur Ostküste wandte, war um so nothwendiger, als wir sonst wahrscheinlich in Nyangwe von den Arabern keinen Kredit erhalten hätten. Dann war diese Trennung auch angezeigt, weil im Osten noch Aussicht war, arbeiten zu können, während die zurückkehrende Karawane höchst ermüdet und sich nach dem Heim sehnend, denselben Weg in aller möglichen Eile zurücklegen wollte, und endlich, weil nach den von der Gesellschaft an frühere Reisende gewordenen Aufträgen derselben an einer Durchkreuzung des Kontinents zu liegen schien.

[1]) Wohl Stanley's „Walwa". Red.

Pogge und ich trennten uns am 5. Mai bei voller Geſundheit und mit den beſten Hoffnungen, daß jedem ſeine Aufgabe gelingen werde. Ich blieb in ganz neuen Verhältniſſen, ohne mich mit Arabern oder Eingeborenen verſtändigen zu können, mit 5 Gewehren und 4 Leuten von der Weſtküſte zurück, um mich einer ſpäter abgehenden Karawane von Arabern anzuſchließen. Da aber Woche auf Woche vergeblichen Wartens entſchwand, brach ich am 1. Juni allein auf. Scheich Abed-bin-Salim hatte mir 20 Sklaven und 10 Gewehre geliehen. In Caſſongo, einer andern Niederlaſſung von Arabern, lieferten meine Wakuſu (Abed's Sklaven, Leute vom Ruiki aus Ukuſu), die auf dem ganzen Wege ſchon mit großer Frechheit geplündert hatten, den Sklaven der hieſigen Araber ein Gefecht. Mit ſolchen Leuten und nur 15 Gewehren konnte ich nach der Meinung ſämmtlicher Araber unmöglich den Tanganika erreichen und ſandte daher Botſchaft nach Nyangwe an Abed. Deſſen lakoniſche Antwort war, daß er mir jeden Ungehorſamen, den ich erſchöſſe, ſchenke. Andere Träger waren nicht zu haben und ſo gelangte ich doch mit dieſen Dank verſchiedenen Einſchüchterungen meiner Räuberbande und meiner ſpartaniſchen Strenge am Tanganika an. Kurz vor meinem Eintreffen an den Ufern des Sees hatte ich mit den Bena Mulolwa (ſiehe Stanley's Karte), die eines meiner Gewehre geraubt hatten und auf die Aufforderung zur Zurückgabe mit vergifteten Pfeilen antworteten, kleinere Plänkeleien, die den Tod eines und die Verwundung mehrerer der Räuber, und ſchließlich die Herausgabe meines Gewehres zur Folge hatten. Stanley's und Cameron's Route hatte ich in Manyema nördlich gelaſſen, dann dieſelbe in Ca-Bambarre gekreuzt und war nördlich durch das Land der Waſi Malungo und Ubújwe nach Ugúhha gelangt. Am Tanganika in Ruanda raſtete ich 14 Tage auf der engliſchen Miſſionsſtation und wurde von Reverend Griffith auf das liebenswürdigſte reſtaurirt. Von der Station aus unternahm ich einen viertägigen Ausflug nach dem Lukuga und bin dadurch in den Stand geſetzt, Licht in die dunkeln, ſich oft widerſprechenden Nachrichten über den intereſſanten Fluß zu bringen. Nun ſetzte ich nach Udſchidſchi über und nahm für meine an Abed zurückgeſandten Träger 20 Waniamuezi bis Tabora an.

Am 9. Auguſt 1882 ging ich in der Abſicht, den König Mirambo zu beſuchen, nördlich von der Karawanenſtraße ab nach Uhha mit nur fünf Gewehren. Gleich zu Anfang mußte ich einer Horde Wawinza durch Nachtmarſch und Umwege ausweichen, da mich dieſelbe für die Verwüſtungen, die Tibbu Tibb in ihrem Lande angerichtet hatte, verantwortlich machen wollte. Dann wurde eine der Frauen meiner portugieſiſchen Träger, ein Kaſchilange-Weib geraubt, ohne daß ich im Stande war, mir mit meinen fünf Gewehren zu meinem Rechte zu verhelfen. Endlich wurde ich, ſchon ſtets wegen meiner geringen Macht verhöhnt, von gegen 100 betrunkenen Wahha ſo in die Enge getrieben, daß nur die vorgeſchützte Freundſchaft Mirambo's mich und die vier bei mir ausharrenden Leute von der Weſtküſte vom ſichern Tode rettete. Bei Mirambo wurde ich auf das freundſchaftlichſte empfangen (mit zwei Flaſchen Champagner und einem Schlachtochſen). Dieſer bedeutendſte Neger, dem ich in Afrika begegnet bin, wird in Europa gründlich verkannt; ich verlebte drei höchſt intereſſante Tage bei dem kriegeriſchen Fürſten, der ſelbſt einem Europäer einige Achtung einflößen muß.

Am 5. September 1882 traf ich in Tabora ein und fand freundlichſte Aufnahme in der franzöſiſchen Miſſionsſtation. Von hier aus beſuchte ich unſere Station in Gonda und betrachtete dort meine geographiſchen Arbeiten im Anſchluß an die von der Oſtküſte ausgehenden des Dr. Kaiſer als beendet. Ich freue mich, berichten zu können, daß ich die Herren Dr. Böhm und Reichard in beſter Geſundheit und voller Ungeduld auf den Moment des Antritts ihrer größeren Reiſe ins Innere antraf. Dr. Kaiſer war ſchon vorausgeſandt.

Nach der Küſte brach ich auf mit dem bekannten Tibbu Tibb, da mir meine letzte Reiſe eine außerordentlich ſprechende Lehre dafür war, daß man in Oſtafrika nicht ohne eine angemeſſene Macht reiſen darf. Bis Mpwapwa nahmen wir die gewöhnliche große Karawanenſtraße durch Ugogo; hier aber hielt ich mich einige Tage zum Jagen auf und ließ Tibbu Tibb vorausgehen. Die Jagd hat mir in der öſtlichen Hälfte Afrikas manche ſchöne Stunde bereitet und mich für das erfolgloſe Abmühen in Weſt- und dem faſt wildloſen Central-Afrika reichlich entſchädigt. Tibbu Tibb hatte die ſüdliche Route nach Bagamójo genommen, während ich die nördliche, nähere und wildreichere nach Saadáni einſchlug, wo ich am 15. November 1882 mit frohem Herzen das Meer begrüßte. Ich kam in Zanzibar an, als das Poſtboot eben die Anker lichten wollte, ſo daß ich kaum Zeit hatte, einige kurze Worte der Benachrichtigung nach Berlin zu richten. So hatte ich denn mein Ziel erreicht und kehre, wenn auch noch etwas nervös, mit guter Geſundheit zurück.

Es iſt uns gelungen, mit ſehr geringen Mitteln ſtets dahin zu kommen, wohin wir wollten, und ſo bleibt mir nur noch übrig zu hoffen, daß auch Pogge bald von ſich hören läßt. Meine ziemlich umfangreichen ethnologiſchen Sammlungen gehen per Segelſchiff nach Hamburg.

Durch die liebenswürdige Aufnahme im Hauſe Oswald in Zanzibar, ſowie durch freie Beförderung meiner Weſt-Afrikaner in ihre Heimath ſind mir große Unkoſten erſpart.

Da die Poſt wegen Quarantäne in der Delagoa-Bai mir zu lange ausblieb, benutzte ich von Zanzibar bis Suez, wo ich am 1. Januar eintraf, ein franzöſiſches Frachtboot. Auf dem Rothen Meere zog ich mir eine ſo ſtarke Erkältung zu, daß ich jetzt hier in Kairo das Bett hüten muß, und in dieſem Monat nicht an eine Weiterreiſe denken kann. Deshalb beeile ich mich, vorläufig in großen Zügen den Verlauf der Reiſe mitzutheilen, und hoffe, daß das Ergebniß unſerer, von den erſten Anordnungen der Geſellſchaft abweichenden Unternehmung deren Beiſtimmung finden werde.

Nachſchrift. Lieutenant Wißmann's oben erwähnter Brief, datirt vom Wohnſitze des Königs Kingenge 17. November 1881, iſt ſehr verſpätet am 23. Januar 1883 in Berlin eingetroffen, länger als ein halbes Jahr nach dem Pogge'ſchen vom 27. November 1881. Er enthält außer den — jetzt antiquirten — Plänen des Reiſenden beſonders nähere Angaben über die beiden Rivalen im Tuſchilange-Reiche. Red.

Dr. O. Puchſtein's archäologiſche Reiſe im nördlichen Syrien.

Von Heinrich Kiepert.

II.

Diarbekir, die bekannte Vilajets-Hauptſtadt am Tigris, gewährte durch den mehrtägigen Verkehr mit anderen Leuten als den Gefährten der letzten Woche, die arabiſchen und kurdiſchen Nomaden, beſonders mit dem deutſchen Militärarzte und dem armeniſchen Biſchof erwünſchte Erholung und Herrn Seſter Rath für ſein rheumatiſches Leiden, für deſſen Kur dann noch das benachbarte, ſchon im Alterthume vielbeſuchte heiße Schwefelbad von Tſchermük zu Hilfe genommen werden mußte. Der Weg dahin führte über die Hochfläche mit kaum bemerkbarer Senkung, längs des ſtellenweiſe faſt ſtagnirenden, jedoch ſilberklares Waſſer von den Baſalthöhen des Karadja Dagh herabführenden Kiziltſchibuk-Tſchai (d. h. Rothrohrfluſſes). Tſchermük, wo Seſter's Zuſtand mehrere Tage zu verweilen nöthigte, welche Puchſtein zu Exkurſionen in die umliegende Berglandſchaft verwandte, liegt mit ſeinen äußerſt primitiven Badeeinrichtungen in einem nördlichen engen Nebenthale, welches der vom mitgeführten Kalk des Taurus milchweiß gefärbte Sinek-Tſchai in ſchäumenden Kaskaden durchfließt.

Ein kurzer, aber durch Terrainhinderniſſe beſchwerlicher Weg war von hier noch zum Euphrat zurückzulegen. Nach ſchwindelnd ſteilem Abſtieg über die Felsterraſſen des Thalrandes wurde der mächtige Strom dicht unterhalb ſeines Austrittes aus einer ſchauerlich engen Felskluft und mehrere Meilen oberhalb des erſten Uebergangspunktes auf dieſelbe Weiſe wieder gekreuzt und das Dorf Bibol [1]) erreicht. Der daſſelbe überragende Berglegel Girſe, höher als der Nemrûd Dagh, war von den Kurden ſchon aus weiter Ferne wiederholt als angebliche Stätte von Monumenten, ähnlich demjenigen von Karakuſch, gezeigt worden. Selbſtverſtändlich mußte er erſtiegen werden, erwies ſich aber als unberührt von Menſchenhand, lohnend nur durch den nähern Einblick in die Eis- und Schneewelt der höchſten Taurusketten. Ein beſchwerlicher, aber durch die großartigſten alpinen Landſchaftsbilder entſchädigender Saumpfad führte dann nach Urik am Nemrûd Dagh zurück; doppelt erſchwert wurde dieſe Partie durch eine der häufigſten Epiſoden kurdiſchen Volkslebens, blutige Fehden zwiſchen den einzelnen Dorfſchaften, deren eine ganz nahe dem Wege ſo eben in Brand geſteckt wurde, daher nur mit großer Schwierigkeit von Ort zu Ort Führer zu gewinnen waren.

Der drohende Zeitverluſt durch den ſchlimmen anderthalbſtündigen Pfad zwiſchen dem Nemrûd Dagh und dem nächſtgelegenen aber auch ungaſtlichen Dorfe Urik, wo Herr Seſter aus Rückſicht auf ſeine Geſundheit zu bleiben vorzog, bewog Herrn Puchſtein zwei Wochen hindurch auf jede Bequemlichkeit, ſogar auf ausreichende Nahrung zu verzichten und in unmittelbarer Nähe der Denkmäler ſich zuerſt im Zelte eines Kurden, dann in Felshöhlen ſo gut als möglich unterzubringen, was wenigſtens die wärmere Jahreszeit geſtattete. Ein ernſteres Hinderniß bot noch in Ermangelung des Dolmetſchen, auf deſſen Hilfe ſicher gerechnet worden war, für den eben erſt ſeine türkiſchen Sprachſtudien beginnenden, des Kurdiſchen aber völlig unkundigen Gelehrten der Verkehr mit den Arbeitern, die ſelbſt nur wenige türkiſche Worte kannten und nur träge und unwillig die verdungene Arbeit, die Entfernung von Schutt und Geröll, das Aufrichten umgeſtürzter Bildwerke oder Inſchriftſteine zu verrichten begannen. Dieſer Mangel an geeigneter Hilfe und die Kürze der Zeit — denn vor Eintritt der geſundheitsgefährlichen heißeſten Periode mußte die Rückkehr bewerkſtelligt werden — erlaubte für diesmal nicht die Erforſchung des merkwürdigen Monuments ſo weit als wünſchenswerth zu verfolgen; aber ſchon die vorläufige Unterſuchung lieferte ein ſelbſt hochgeſpannte Erwartungen weit übertreffendes Reſultat, vor allem ein völlig geſichertes über Zweck und Bedeutung der Anlage.

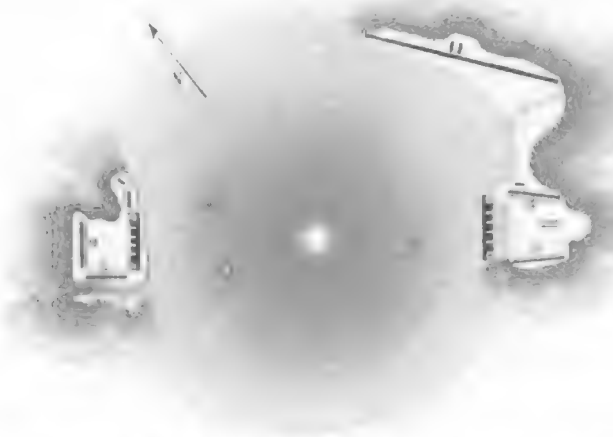
Den Mittelpunkt derſelben bildet ein den Gipfel des Berges noch um 45 m erhöhender, an der Baſis 150 m breiter, aus kleineren Steinen aufgeſchichteter Tumulus, nach den klaren Worten der ſogleich zu beſprechenden Inſchrift der Grabhügel des Erbauers, des commageniſchen Königs Antiochus II. (69 bis 34 v. Chr.), und wohl ſeiner ganzen Dynaſtie, deren Reſte aller Wahrſcheinlichkeit nach unberührt noch heute darunter ruhen. Denn drei kreisförmige Aushöhlungen an der Außenſeite des Bauwerkes zeugten zwar von früheren, jedoch vergeblichen und nicht weit in die Tiefe dringenden Verſuchen, die dort unten vermutheten Schätze zu heben. Wenn auch Alterthumsſchätze im Sinne der europäiſchen Kulturwelt hier begraben ſein mögen, über deren relativen Werth wir uns aber immer nur eine ganz unbeſtimmte Vorſtellung machen können, ſo wird die naheliegende Idee einer Aufgrabung bis zu der tief, vielleicht erſt im natürlichen Felsboden liegenden Grabkammer, doch der ſehr bedeutenden Koſten wegen wohl aufgegeben werden müſſen.

Auf drei Seiten iſt der dieſen Mittelpunkt umgebende Rand des Felsgipfels zu größeren Terraſſen künſtlich geebnet, von denen die nach Nordoſten gerichtete ſchmalere an ihrer langen Quadermauer keine erkennbare Spuren von Bildwerken, in der Mitte von einer einſt vorhanden geweſenen Koloſſalfigur nur geringe Bruchſtücke zeigt. Deſto reicher und in auffallend ſymmetriſcher Weiſe mit ſich immer doppelt wiederholenden Bildwerken ausgeſtattet ſind die beiden quadratiſchen Terraſſen in Oſten und Weſten oder genauer, wie die Richtung der Nordlinie in der Planſkizze erkennen läßt, in OSO und WNW. Auf beiden erheben ſich, mit dem Rücken gegen den Tumulus, mit der Vorderſeite gegen den Bergrand und den einſt hinaufführenden Zugang gewendet (auf der Oſtterraſſe über einer an 20 Fuß hohen in den Fels gehauenen Treppenflucht) in imponirender Ruhe fünf ſitzende Koloſſalſtatuen von über 20 Fuß Höhe, beiderſeits eingefaßt von den auch ſonſt vielfach wiederkehrenden ſymboliſchen Thierfiguren, gewiſſermaßen Wappenbildern dieſes Königreichs, je zwei ſitzenden Löwen und ſtehenden Adlern, von reſp. 6 und 4 Fuß Höhe. Nur eine jener Statuen, eine weibliche mit Aehrenkranz, Füllhorn, Blumen und Früchten, durch die Inſchrift als

[1]) Dies der auf Fragen beſtätigte richtige Name, nicht Dibol oder Ibol, wie Herrn v. Moltke geſagt wurde, wie daher auf unſerer älteren Karte und allen daraus abgeleiteten zu leſen iſt.

die perſonificirte Commagene „das allnährende Vaterland“ bezeichnet, iſt faſt vollſtändig erhalten, die übrigen theils arg beſchädigt, theils völlig zerſtört durch Verſchiebung der einzelnen innen hohlen Kalkſteinblöcke, aus denen ſie zuſammengefügt ſind, und durch Hinabwerfen der dabei theilweiſe arg zertrümmerten Köpfe. Dieſes Schickſal, das man wohl nur auf ein Suchen nach verborgen geglaubten Schätzen zurückführen kann, hat ſämmtliche männliche Figuren getroffen, ſowohl den Vater der Götter in der Mitte, als den Apollon und Herakles an den Enden, und endlich den Stifter der ganzen Anlage, König Antiochos, deſſen Porträtſtatue, korreſpondirend der Göttin, auf der andern Seite des Zeusbildes thronte.

Einen ungewöhnlichen, ja geradezu einzigen Commentar erhält ferner unſer Monument, gegenüber den Räthſeln und verſchiedenartigen Deutungen, womit ſo zahlreiche ſchriftloſe Bildwerke des Alterthums den Scharfſinn der Nachwelt herausfordern, durch das uns überlieferte königliche Stiftungsdokument. Daſſelbe bedeckt zweimal völlig gleichlautend in 240 Zeilen griechiſcher Schrift die ganze, 40 Quadratmeter große Rückwand jeder der beiden Koloſſalgruppen. Darin rühmt ſich „der große und gerechte König Antiochos Epiphanes, der Freund der Hellenen und der Römer, der Sohn des Königs Mithradates Kallinikos und der Königin Laodike Thea Philadelphos, Tochter des (ſyriſchen) Königs Antiochos Epiphanes Kallinikos“ in dem etwas bombaſtiſchen Stile, wie er lange, bevor er im abendländiſchen Kulturkreiſe zur Mode wurde, dem helleniſtiſchen Orient geläufig war, ſeiner Frömmigkeit und ſeiner Verdienſte um ſein Volk und verkündet, daß er hier „auf dem Gipfel der Tauriſchen Nacken“ ein Heiligthum (Hierothesion) als ewig dauerndes Grabmal für ſich ſelbſt und ſeine Familie errichtet und deſſen zum Zeichen die „göttergleichen Bildniſſe“ aufgerichtet habe. Als ſolche nennt er, neben ſich ſelbſt und der Landesgöttin Commagene in ſeltſam orientaliſche und griechiſche Kulte vermiſchender Titulatur den Zeus Oromazes (altperſ. Ahuramazda, neuperſ. Ormuzd), den Apollon Mithras Helios Hermes und den Artagnes Herakles Ares, Namenhäufungen, welchen auch die Miſchung griechiſcher und orientaliſcher Symbole und Koſtüme, z. B. Tiara neben der Keule des



Das Königsgrab auf dem Nemrûd Dagh, nach Puchſtein's Plan. (Maßſtab 1 : 3000.)

Herakles, entſpricht. Es folgt dann das Gedächtniß der Heroen, der Ahnen des königlichen Hauſes und ausführliche Vorſchriften über das Ceremoniell der ihrem Angedenken zu bringenden Opfer und Liturgien, Errichtung einer ſtändigen Prieſterſchaft, für die perſiſches Koſtüm ausdrücklich vorgeſchrieben wird, und einer Muſikgenoſſenſchaft, einer erblichen Inſtitution, denn es werden ſpecielle Einkünfte für die Ausbildung der Söhne und Töchter dieſer „Hierodulen“ (Diener des Heiligthums) angewieſen, wie nicht weniger für die Verpflegung der die großen mehrtägigen Feſte, je am Geburts- und Krönungstage des Stifters, mitfeiernden Menge „ſowohl Einheimiſcher als Fremder“. Die ſchließlichen feierlichen Verwünſchungen etwaiger ſpäterer Eingriffe durch Entfremdung der Einkünfte von dieſen heiligen Zwecken ſind allerdings durch das Erlöſchen der Dynaſtie ſchon nach weniger als einem Jahrhundert gegenſtandelos geworden.

Unſere Neugier nach den in der großen Inſchrift nur insgemein angedeuteten Ahnen des königlichen Hauſes wird nun allerdings durch den gegenwärtigen Zuſtand der übrigen Theile des Monuments, oder wenigſtens durch die bei dieſer erſten Unterſuchung erlangten Reſultate nur zum kleinen Theile befriedigt. Ehe das große Werk, am meiſten doch offenbar durch Menſchenhand, ſo gewaltige Zerſtörungen erlitt, umgaben die 32 lebensgroßen Ahnenbilder in Reliefplatten ſchwärzlichen Sandſteins, wiederum genau wiederholt nur in etwas verſchiedener Aufſtellung (wie die Planſkizze erkennen läßt) die äußeren Seiten der beiden Terraſſen. Auch hier war durch Inſchriften auf der Rückſeite der Reliefs für das Verſtändniß geſorgt: dem ausführlichen Titel des königlichen Stifters folgte, wie man nur noch an wenigen wohlerhaltenen Platten wahrnehmen kann, der Name des dargeſtellten Vorfahren, und zwar enthielt die eine der beiden Reihen diejenigen perſiſchen Geſchlechts, die andere die griechiſchen. Jene beginnt mit dem großen Dareios, dem Sohne des Hyſtaſpes; von der zweiten umgeſtürzten, wahrſcheinlich Xerxes darſtellenden Tafel iſt die Inſchrift verlöſcht, die größtentheils verdeckt liegende und bei dem Gewicht der Steinmaſſe ohne umſtändliche Vorbereitungen nicht frei zu legende Skulptur dagegen vortrefflich erhalten; ſie zeigte dem mühſam unter den engen Raum ſich zwängenden Forſcher überaus ſorgfältige Ausführung aller Koſtümdetails. Eine weiter folgende Tafel enthüllt den verwandtſchaftlichen Zuſammenhang der commageniſchen Dynaſtie mit den Achaemeniden durch die Inſchrift, welche den auch ſonſt aus Hiſtorikern bekannten Perſer Aryandes, Sohn des Artaſyras, Gemahl der Rhodogune, Tochter des Königs Artaxerxes nennt; ſonſt kommen in den bis jetzt frei gelegten Inſchrifttafeln dieſer Linie nur noch die wohlbekannten Namen Sames (wohl des Gründers

Digitized by Google

der Hauptſtadt Samoſata) und Mithradates vor. Auf der korreſpondirenden andern Seite (immer der weſtlichen Plattform, denn auf der öſtlichen iſt alles viel mehr zerſtört) ließen ſich in den Skulpturreſten nur deutliche Spuren griechiſcher Waffenkleidung, in Inſchriftfragmenten die Namen des Königs Demetrios Nikator und der Königin Iſias erkennen; natürlich aus der ſeleukidiſchen Verwandtſchaft der Gemahlin des Stifters, der Königin Laodike.

Alles in allem tritt uns hier ein Zeugniß einer eigenthümlichen, aus Miſchung helleniſchen und orientaliſchen Geiſtes hervorgegangenen Kulturepoche in einer Vollſtändigkeit und Anſchaulichkeit entgegen, wie es die trümmerhaften Reſte der antiken Kunſtwelt nicht zum zweiten Male aufweiſen, ein Werk, deſſen noch vorhandene, aber bei dieſem erſten Verſuch in Ermangelung der erforderlichen Apparate unzugänglich gebliebene Theile den Plan einer gründlichen Aufräumung durch eine neue Expedition, wie ſie ſeitens unſerer Akademie beantragt worden iſt, nahelegen. Erſt dann wird es möglich ſein, was die zufällige Lage der meiſten Skulpturen für diesmal noch nicht zuließ, durch Abformung oder wenigſtens mit Hilfe der Photographie für unſere Muſeen authentiſche Proben dieſer Leiſtungen einer griechiſchen Kunſtſchule auf orientaliſchem Boden zu gewinnen, deren Exiſtenz überhaupt man bisher nicht einmal ahnen konnte.

Anders lautete wohl über den Werth der gemachten Funde das weiſe Urtheil des heutigen Machthabers über dieſe Oertlichkeit, des türkiſchen Kaimmakams zu Kjachta; er blieb bei der vorgefaßten Meinung, daß der Franke nicht ſo lange Hunger und Durſt oben auf dem Berge ertragen und im Schweiße ſeines Angeſichts gearbeitet haben würde, wäre er nicht ſicher geweſen, durch die in den Ruinen und Statuen gefundenen Goldſchätze belohnt zu werden. Jedoch zu ſchwerfällig um ſelbſt Okularinſpektion zu halten, ließ er ſich durch Herrn Seſter's Ueberredungskünſte, unterſtützt durch das zweckmäßige Geſchenk von ein paar Flaſchen Rum beſchwichtigen.

Zur Rückreiſe drängte nun auch die ſteigende Hitze in den erſten Tagen des Juli, deren Wirkung ſich den Reiſenden zunächſt durch die Verödung der dürren baumloſen Ebene, in ſchärfſtem Kontraſt zu dem Ueberfluß an Grün in den Hochthälern um Kjachta, weiterhin noch durch das auch unter den Einheimiſchen weit verbreitete Fieber bemerklich machte.

Die Reiſe ging diesmal über Samſat, weil in dem unterwegs gelegenen Dorfe Selik alte Bildwerke ſein ſollten; es zeigte ſich ein mäßig großes Relief, in dem die ſchon bekannten Geſtalten eines commageniſchen Königs und des Herakles ſich wiederholten, ebenſo in der zugehörigen Inſchrift ein Theil des Inhalts der großen Inſchrift vom Nemrûd Dagh. Dann wurde ein ſchon bei der Hinreiſe aus der Ferne geſehenes Denkmal, Seſûnk genannt, aufgeſucht, deſſen Lage auf flacher Höhe nach Süden hin das Euphratthal beherrſcht. Bei kleineren Verhältniſſen iſt es dem oben geſchilderten Monument von Karakuſch ähnlich: ein Tumulus, umgeben von drei durch Querbalken verbundenen Säulenpaaren, welche Reliefs trugen, von denen nur noch Fragmente vorhanden ſind; daran ſchließt ſich nördlich eine in den Felſen gehauene Gallerie, welche zu einer Grabkammer zu führen ſcheint. Die bereits konſtatirte Zahl ſolcher über die ganze Landſchaft zerſtreuten Denkmäler läßt bei genauerer Durchforſchung die Auffindung noch weiterer Kunſtſchätze erhoffen.

Schon waren in der vorgerückten Jahreszeit die Dörfer des untern Hügellandes faſt ganz verlaſſen; es wurde daher der obere längs des Fußes des Taurus über Behesne nach Maraſch führende Weg eingeſchlagen. In dieſer anſehnlichen Stadt gewährten wieder die amerikaniſchen Miſſionäre für mehrere Tage Gaſtfreundſchaft und Einblick in ihre Funde vorgriechiſcher (vielleicht aſſyriſcher) Alterthümer. Dann ging es über die Hochebene nach Süden zu einem nochmaligen Beſuch der Fundſtätte von Saktſchigözü; allein die Hoffnung, einiges von den dortigen Reliefs erwerben und mitführen zu können, ſcheiterte an den ungemeſſenen Forderungen der kurdiſchen Beſitzer. Auf einem etwas nördlichern Wege, als im April, durch den vielbetretenen tiefern Paß Arslan Boghâz („Löwenſchlund", denſelben nach aller Wahrſcheinlichkeit, welchen der letzte Darius benutzte, um mit ſeinem großen Heere dem bereits von Iſſus nach Süden vorgerückten Alexander in den Rücken zu gelangen und ihn ſo zur Entſcheidungsſchlacht zu zwingen) wurde endlich die ciliciſche Ebene und die Küſte wieder erreicht und an dem Ausgangspunkte Alexandrette endete mit Ablauf des dritten Monats dieſe über Erwarten erfolgreiche Expedition.

Möge ihr bald unter noch glücklicheren Auſpicien die zweite, ohne Zweifel ergebnißreichere folgen!

Der niederländiſche Theil von Neu-Guinea und die neueren Reiſen daſelbſt.

Von **E. Metzger.**

III.

Reiſe nach der Nordküſte.

Eine weitere Reiſe nach Neu-Guinea wurde im März und April 1881 nach der Nordküſte gemacht, welche hauptſächlich den Zweck hatte, an der öſtlichen Grenze des niederländiſchen Gebietes auf der Nordküſte das Staatswappen als Grenzzeichen aufzurichten und die früher nicht beſuchten Orte anzulaufen. Die „Batavia" dampfte am 14. März mit dem Kontrolleur und zwei Prinzen von Tidore an Bord von Ternate und kam am 16. in die Nähe der drei durch Riffe mit einander verbundenen Aſia- oder Paſei-Inſeln (nördlich von Waigu, öſtlich von Djilolo), wo man keinen Ankerplatz finden konnte. Einige Papuas, welche an Bord zugelaſſen wurden, erzählten, daß ſie zu Waigu zu Hauſe waren und ſich nur vorübergehend hier befanden um Schildkröten und Tripang zu fangen; die Inſeln haben keine beſtändige Bevölkerung, erzeugen nichts und waren noch nie von Weißen beſucht worden. Am folgenden Tage kam man an die von ungefähr 1500 Menſchen bewohnten Jowl- oder Aju-Inſeln; einzelne der Bewohner waren zum Islam übergetreten. Man findet nur ein größeres Dorf, Oba genannt, im Uebrigen wohnen die Einwohner hier und da zerſtreut. Sie leben vom Schildkröten- und Fiſchfang; am Morgen hatte man etwa 30 Prauen, jede mit zwei Männern bemannt, paſſirt. Dieſe Prauen gingen bis drei Stunden weit in See. Die Frauen pflanzen

einige Erdfrüchte. Wie berichtet wurde, ſind auch hier noch nie europäiſche Schiffe geſehen worden. Die „Batavia“ dampfte von hier weiter nach den Mapia-Inſeln und nach kurzem Aufenthalt (worüber weiter unten Näheres) nach Doreh auf Neu-Guinea, welches man am 20. März erreichte, um dort Kohlen einzunehmen. Sowohl die Häuptlinge als die Miſſionäre berichteten, daß hier Ruhe und Frieden herrſchten; letztere waren mit den Früchten ihrer Arbeit nicht recht zufrieden, denn obwohl die gottesdienſtlichen Uebungen und die Schulen gut und regelmäßig beſucht wurden, war die Kultur nur wenig fortgeſchritten und ſtellten ſich die Eingeborenen immer noch mit den primitivſten Bedürfniſſen zufrieden. In den Schulen wurden Geſchenke vertheilt und dann mit den Häuptlingen über das Laden von Kohlen verhandelt, wozu dieſelben wenig Luſt zeigten; erſt als ihnen per Tonne 2,25 Gulden geboten wurde, zeigten ſie ſich bereit dieſe Arbeit thun zu laſſen und wurden in zwei Tagen achtzig Tonnen geladen, ein Beweis, daß die Papuas arbeiten können, wenn ſie wollen.

Nach fünftägigem Aufenthalt kam man nach den Schouten-Inſeln und ankerte am 26. März vor Koridо. Dies iſt der aus verſchiedenen Dörfern beſtehende Hauptort der Inſel Sowek, der weſtlichſten der Gruppe. Mit dem Häuptling, der die maſoorſche Sprache ſprach, konnte man ſich mit Hilfe des Dolmetſchen unterhalten; er machte die Mittheilung, daß hier Ruhe und Frieden herrſchten, und auch aus anderen Gegenden keine Prauen mehr kämen um Menſchenraub zu üben. Seit Jahren hatte man hier keine europäiſche Schiffe geſehen, nur von Zeit zu Zeit kam ein Schuner von Ternate. Die Leute waren gutmüthig, aber recht ungebildet; dem Beamten riſſen ſie die zu Geſchenken beſtimmten Gegenſtände aus den Händen und ſtritten ſich um dieſelben; der Kontrolleur wurde beinahe zu Boden geworfen und die Ordnung nicht früher wieder hergeſtellt, bis der Häuptling einen Stock ergriff und ohne Unterſchied der Perſon tüchtig auf die Streitenden einſchlug; es war dies der einzige Fall, in dem ein Häuptling ſeine Autorität geltend zu machen ſuchte. Für Schiffbrüchige dürften dieſe Leute nicht ganz ſo ungefährlich ſein. Die Eingeborenen ſind kleine, wenig entwickelte Menſchen, beinahe alle leiden an Cascado und anderen ekelhaften Hautkrankheiten; vielen fehlte die Naſe, andere hatten ſchwärende Hände und Füße. Einige ſchienen an Lepra zu leiden. Im Allgemeinen haben ſie viel Aehnlichkeit mit den Leuten von Doreh. Auch ſie leben von Sago und dem Ertrage des Schildkröten- und Fiſchfangs. Wenn keine Händler zu ihnen kommen, treiben ſie Tauſchhandel mit Doreh. Die Dörfer, die man früher dort gefunden hatte, beſtanden zum Theil nicht mehr, neue hatten ſich gebildet. Wie der Sengadji (Häuptling) erklärte, hatte jedes Dorf nur 2 bis 3 Häuſer, die gewöhnlich nach 3 bis 4 Jahren ihren Ort wechſelten, was im Zuſammenhang mit Heirathen, Sterbefällen u. ſ. w. ſtehen ſoll; die Häuſer waren auf Pfählen gebaut; die Frauen ſahen ohne Ausnahme noch ſchmutziger als die Männer aus.

Die Reiſe wurde nun nach Japen oder Jobi fortgeſetzt, wo einige nur mit dem Tſikado bekleidete Häuptlinge an Bord kamen und erzählten, daß die Kleider, welche ſie früher erhalten, abgenutzt wären. Den Sultan von Tidore kannten ſie nicht, dagegen erzählten ſie, daß die Prauen von Salawatti wohl einmal kämen um Zins zu holen; ſie lebten augenblicklich in Unfrieden mit einigen Stämmen im Innern, welche ihnen nicht erlauben wollten Dammar (das zur Firnisbereitung verwendete Harz von Dammara orientalis) zu ſammeln, der einen Haupttauſchartikel bildet. Auf der Küſte befinden ſich noch einige Dörfer, ebenſo im Innern, worunter Warinean und Koreap. Die Bewohner des Innern wurden mit dem gemeinſchaftlichen Namen Arwendorie benannt.

Die Papuas an der Küſte trugen wenig Zierrathen; ein Theil war mit blauen Figuren auf Stirn, Bruſt, Rücken, Armen und Beinen tätowirt. Von ihrer Sprache verſtand Herr van Oldenborgh kein Wort; nur bemerkte er, daß ſie die Vokale ſehr undeutlich hören laſſen und willkürlich verändern oder auslaſſen, gerade wie die Leute, welche die maſoorſche Sprache ſprechen. Die Nordküſte von Japen iſt ſehr hoch und erhebt ſich ſteil aus dem Meere; mit dem Fernrohr bemerkte man in dem Gebirge verſchiedene Dörfer.

Am 29. März dampfte die „Batavia“ in die Humboldtbai; bald war das Schiff von einer Menge, mit 2 bis 8 Mann beſetzter Prauen umringt. Die Eingeborenen ſahen alle geſund und kräftig aus, ihre Sprache wurde auch vom Dolmetſcher nicht verſtanden; ſie ſchienen namentlich für Meſſer und Eiſenwaaren eine große Vorliebe zu beſitzen, da ſie unter lautem Geſchrei allerlei Gegenſtände für dieſelben zum Tauſch anboten. Die von ihnen gekauften Gegenſtände waren im Allgemeinen ſehr nett gearbeitet. Ueberhaupt war man überraſcht, wie entwickelt die Bevölkerung der Humboldtbai, wiewohl ſie nicht einmal den Tſikado trug, im Verhältniß zu den Eingeborenen der Südküſte war. Die Frauen trugen einen kurzen Rock von Baumrinde. Ihre Prauen waren viel ſtärker und beſſer als an anderen Theilen der Küſte; ſie beſaßen Beile, deren Schärfe von fein geſchliffenem Stein gemacht war. Von der Wildheit und der Barbarei der Bewohner der Humboldtbai, von denen in früheren Reiſeberichten ſo viel geſprochen wird, wurde wenig bemerkt; ſie machten allerdings viel Lärm und ſtießen als Antwort auf Fragen zuweilen im Chor laute Schreie aus; die Worte „Sultan“ und „Tidore“ wurden gar nicht begriffen. Hier mag noch bemerkt werden, daß ſich die im Jahre 1858 aufgenommenen Karten als ſehr genau ergaben; auch hier zeigten ſich Veränderungen in Bezug auf in früheren Berichten erwähnte Ortſchaften. Von der Humboldt- bis an die Sadipibai iſt die Küſte hoch und ſteil; hier und da ſah man eine kleine Bucht mit einigen Kokospalmen und einigen kleinen Hütten; am Nachmittag warf man in der Sadipibai Anker. Auffallend war es, daß die Leute keine Bogen und Pfeile in den Prauen bei ſich hatten, ſie verſuchten das Schiff zu erklettern und zeigten ſich verſtimmt, als dies nicht erlaubt wurde; einige kleine Geſchenke genügten indeß ihre gute Laune wieder herzuſtellen. Im Allgemeinen glichen ſie den Bewohnern der Humboldtbai, waren aber ſchwächer und weniger mit Zierrathen geſchmückt; viele litten an Hautkrankheiten (namentlich Cascado). Man ſah dort vier große Dörfer, die aus 10 bis 14 über dem Waſſer gebauten Häuſern beſtanden, deren jedes als Aufenthaltsort für verſchiedene Haushaltungen dient. Sie waren wie die in der Humboldtbai gebaut und ſahen ziemlich verfallen aus. Auf den Abhängen der benachbarten Berge waren große Felder angelegt, auf denen Erdfrüchte, Piſang und Mais gebaut wurden. Wie man aus den in ihrem Beſitz befindlichen Meſſern und Perlen ſchloß, kamen ſie in Berührung mit Handelsleuten von Ternate, was ſich bei einer durch den Dolmetſcher angeſtellten Nachfrage auch beſtätigte.

Da der Ankerplatz nicht genug Sicherheit zu bieten ſchien, wurde er bei einbrechender Nacht verlaſſen und nach der Balkenaersbai Kurs geſetzt. Am 31. März dampfte man in dieſe Bucht; überall zeigten ſich Spuren, daß die Küſte bewohnt war, doch die Brandung machte es unmöglich mit Booten ans Land zu gehen. In See befand

ſich eine Menge Prauen, deren Bemannung unter freundlichem Winken auf die zahlreichen, in der Bai gelegenen Inſeln wies. Auf der am öſtlichſten gelegenen ſah man an der Südküſte eine Menge Menſchen am Strande. Man entſchloß ſich alſo dahin zu dampfen, dort einen Ankerplatz zu ſuchen und eine Wappentafel aufzuſtellen. Der Empfang am Lande war herzlich. Frauen und Kinder brachten Kokosnüſſe und andere Früchte, während die Männer dem Boot durch die Brandung halfen. Niemand verſuchte es etwas aus der Schaluppe zu nehmen oder auch nur einen der darin befindlichen Gegenſtände zu berühren und unter Freudengeſchrei wurden die Ankommenden nach dem Dorfe Jori geleitet. Auch hier wurde eine dem Dolmetſcher unverſtändliche Sprache geſprochen. Das Dorf beſteht aus ungefähr 14 Häuſern, deren jedes durch einige Familien bewohnt wird. Jedes Haus ſteht für ſich allein und wird durch eine Pflanzung von Kokos, Piſang, Pinang und anderen Bäumen, von Kembangſepatu-Sträuchern und anderen Pflanzen, deren bunte Blätter einen Pfeffermünzgeruch verbreiten (man findet ſie überall in dieſen Gegenden), umgeben. Mit ſolchen Blumen und Blättern hatten ſich die Eingeborenen geſchmückt. Die Häuſer waren ebenſo gebaut und eingerichtet, wie die der Hattammers, von denen in verſchiedenen Werken bereits Abbildungen gegeben ſind. Die Papuas hier gehören zu einem andern Stamme, wie die der Humboldt- und der Sadipibai. Die Männer ſind gut gebaut mit rothſchwarzer Haut, die Frauen ziemlich ſchlank, dunkler von Farbe als die an der Humboldtbai, doch nicht ſchön. Die Männer tragen den häufig verzierten Tjidako, die Frauen eine Art kurzen Rockes von Baumrinde.

Die Bewohner der Valkenaersbai fallen durch ihre Haartracht auf; ſie haben nämlich ebenſo wie die Bewohner der Südküſte auf 140° ö. L. ihr Haar in Strähnen geflochten, welche, wenn ſie losgemacht werden, über die Schulter fallen; die großen Krausköpfe, die man ſonſt auf der Nordküſte ſieht, trifft man hier nicht an. Das Haar wird in allerlei phantaſtiſchen Formen getragen; manche ſehen aus, als ob ſie einen Helmhut aufhätten, andere tragen daſſelbe in der Form eines Turbans, während wieder andere eine Art Thurm daraus bilden. Beinahe alle trugen gar keinen Schmuck im Haar, ſelbſt die gewöhnliche Gabel fehlte, nur einige wenige hatten eine Feder von dem ſchwarzen Paradiesvogel hineingeſteckt. Ohren und Naſe waren bei vielen, aber nicht bei allen, durchbohrt. In den Ohren trugen ſie kleine Ketten von Schildpatt, wie man ſie häufig bei den Papuas von Doreh und Jobi ſieht. Vom Sultan von Tidore hatten ſie nie gehört und auch der Name Salawatti war ihnen fremd, was auch erklärlich iſt, da die Hongizüge von Tidore ſich niemals bis öſtlich vom Ambernaufluß ausgedehnt haben. Einzelne malaiſche Worte ſchienen ſie von den Händlern aufgefangen zu haben, welche dort den gewöhnlichen Tauſchhandel trieben. Auch das Wort Korano wurde verſtanden, doch ſcheint es hier mehr „Familienälteſter“ zu bedeuten; man ſah ihrer beinahe ebenſoviele, als es Häuſer giebt. Hautkrankheiten ſcheinen hier nicht ſo häufig vorzukommen, doch traf man ein paar Wahnſinnige, deren einer die beſondere Aufmerkſamkeit dadurch erregte, daß er ſich jeden Augenblick auf den Boden fallen ließ; die Umſtehenden waren dann ſehr ehrfurchtsvoll bemüht, ihm wieder auf die Füße zu helfen.

Das niederländiſche Wappen mit der Fahne wurde an einem Waringinbaum befeſtigt, ebenſo einige Prauen mit Flaggen geſchmückt, worüber die Beſitzer viele Freude zeigten.

Man ſetzte nun die Reiſe fort und dampfte ſo dicht wie möglich längs der Küſte hin, welche nach und nach niedriger wurde. Zahlreiche Dörfer und Kokospalmen zeigten, daß dieſer Theil der Küſte von Neu-Guinea gut bevölkert iſt. Die „Batavia“ paſſirte während der Nacht die Arimoa-Inſeln und am nächſten Morgen die Mündung des Ambernaufluſſes. Jetzt war keine Spur von Bewohnern mehr zu ſehen, nur Modderbänke und eine niedrige, mit Rizophoren bewachſene Küſte. Hier wurde die früher ſchon oft bemerkte Verfärbung des Meeres beobachtet. Herr van Oldenborgh behauptet im Gegenſatz zu anderen, daß der Ambernau ein großer Fluß iſt; die Mündungen ſind ſehr breit, viel breiter als die des Kapuas auf der Weſtküſte von Borneo, während das Flußwaſſer, welches natürlich die Verfärbung des Meerwaſſers verurſacht, dort viel weniger Einfluß hat als an der Mündung des Ambernau, woraus er den Schluß zieht, daß hier große Maſſen ſüßen Waſſers dem Meere zugeführt werden. Am frühen Morgen dampfte man durch die Straße zwiſchen Japen und Krudu und ankerte am Nachmittag gegenüber den nebeneinander liegenden Dörfern Serui und Ambai auf der Südküſte von Japen, welches von der Bevölkerung hier gewöhnlich Jobi genannt wird. Die Häuptlinge kamen an Bord und erklärten, daß ihr Dorf ruhig ſei; es war nicht möglich einen Lootſen nach der ſüdlicher gelegenen Geelvinkbai zu bekommen, da ſie angeblich ſich fürchteten dorthin zu gehen, weil früher wohl einmal Menſchen geraubt worden waren. Ueberhaupt hatten ſie nicht viel Luſt über Geſchäfte zu ſprechen; doch drückten ſie ihr Verlangen nach Genever, Tabak und Kleidern aus. Dem wurde entſprochen und das Dorf beſucht, wo verſchiedene niederländiſche Flaggen wehten. Die männliche Bevölkerung empfing die Europäer gut, doch die Frauen hatten ſich größtentheils geflüchtet. Am 3. April dampfte man nach Anſus, welches weiter im Weſten gleichfalls auf der Südküſte von Japen liegt; wohl hundert Prauen mit Männern, Frauen und Kindern umſchwärmten das Schiff, doch kam keiner der Häuptlinge an Bord, bis ſie dazu aufgefordert wurden. Die Eingeborenen machen im Vergleich mit denen der Humboldt-, Sadipi- und Valkenaers-Bai, was ihren Körperbau betrifft, einen traurigen Eindruck; ihre Körperzierrathen ſind gering an Zahl und einfach. Im Allgemeinen herrſchten Ruhe und Friede, Streitigkeiten, welche mit den Bergbewohnern über das Einſammeln von Dammar entſtanden waren, hatte man gütlich beigelegt. Es zeigte ſich, daß die Papuas Rechte auf den von ihnen bewohnten Boden beanſpruchen und weder dem Sultan von Tidore noch der niederländiſch-indiſchen Regierung das Recht zuerkennen, über denſelben zu verfügen; dies hatte ein europäiſcher Händler von Ternate, welcher mit fünfzig Arbeitern dorthin gekommen war, um Dammar zu ſuchen, zu ſeinem Nachtheil erfahren. Der Zutritt zu den Wäldern wurde von den Papuas ſeinen Leuten verboten, ſo daß ſich der Bevollmächtigte genöthigt ſah, ſich auf das Aufkaufen von Dammar zu beſchränken; auch ein zweites Haus zu Ternate kaufte durch einen Bevollmächtigten dort Dammar auf; dieſe Unternehmungen warfen jedoch nicht ſoviel Gewinn ab, wie man erwartet hatte. (Hier befand ſich damals der Naturforſcher La Glaize.)

Im Jahre 1881 hatte die Regierung von Tidore unter Vorbehalt der Genehmigung des Gouverneur-Generals einige Konceſſionen für die Ausnutzung von Jobi und einiger anderer Inſeln in der Geelvinkbai gegeben, und zwar eine derſelben (für Biak und die Padeido oder Traitors-Inſeln) einem Europäer, die andere für Jobi, Anſus und einige andere Inſeln einem arabiſchen Handelsmann. Da in dieſen Konceſſionen nicht nur die Ausnutzung des Bodens und der Aufkauf von Erzeugniſſen des Landes, ſondern

auch das Recht der Ausbeutung etwaiger Mineralschätze, sowie das der Steuererhebung eingeräumt worden war, hat die niederländisch-indische Regierung Bedenken getragen, so weit gehende Konzessionen zu genehmigen und wünscht abgesehen hiervon zu untersuchen, in welcher Weise die Interessen der Eingeborenen gegen etwaige Uebergriffe gesichert werden können.

Die Bevölkerung war viel zutraulicher als früher, wo Weiber und Kinder in die Wälder flüchteten. Auch hier glückte es ebensowenig wie in Serui einen Lootsen für die Geelvinkbai zu finden. Am folgenden Tage dampfte die „Batavia" nach der Ostküste der Bai. Bereits auf Serui und Ansus hatte man die Mittheilung empfangen, daß man dieselbe unbewohnt finden würde, da die Dörfer mehr im Innern an größeren oder kleineren Flüssen liegen. Am 5. dampfte man an der Küste entlang und fand sie wirklich ganz unbewohnt; sie ist niedrig, mit Rizophoren und Lolaroholz dicht bewachsen, während man eine Menge schmalerer und breiterer Buchten sieht, wahrscheinlich die Mündungen von Flüssen, die auf dem Charles-Louis-Gebirge entspringen. Nachmittags gegen vier Uhr sah man einige Prauen, die, als man ihnen folgte, in einer schmalen Bucht verschwanden. Als das Dampfschiff vor Anker gegangen war, kamen sie nach und nach wieder zum Vorschein und es glückte mit der Bemannung freundliche Beziehungen anzuknüpfen, was sehr erleichtert wurde, da sie die Sprache der Wandammers verstanden, die auch der von Doreh mitgenommene Dolmetscher sprach. Man vernahm, daß sie zu dem Stamme der Aropier gehörten, und ihr Dorf, welches Wazukami heißt, an der Mündung des Flusses liegt, der sich in die Bucht ergießt, aus welcher sie zum Vorschein gekommen waren.

Ihre äußere Erscheinung unterscheidet sich nicht von der der Wandammer; sie nähren sich meistens von Sago und Fisch, doch legen die Frauen auch Gärten an, in denen Kartoffeln, Pisang u. s. w. angebaut werden. Die Messer und das Eisen für andere Waffen und ihre Geräthschaften erhalten sie von den Wandammern und Wandessiern, die während des Ostmonsuns zu ihnen kommen, um Tauschhandel zu treiben; die Wandammer scheinen eine gewisse Herrschaft auszuüben. Die anderen Dörfer in Aropen liegen im Innern, weil das Trinkwasser an der Küste schlecht ist. Nach Angabe der Eingeborenen herrschte jetzt Ruhe unter den benachbarten Stämmen; auch hatten sie weniger als sonst von den Leuten von Japen zu leiden, welche früher manchmal hierher gekommen waren, um Menschen zu rauben.

Der größte Theil der Häuser in Aropen ist über dem Wasser gebaut, alle dienen verschiedenen Familien zur Wohnung und alle haben die an der ganzen Geelvinkbai übliche Form des Rückens einer Schildkröte. Nachdem das Wappenschild unter dem Jubel der Eingeborenen auf 135° 48' östl. L. und 3° südl. Br. aufgestellt und einige Geschenke vertheilt worden waren, kehrte man an Bord zurück. Als Kuriosum möge erwähnt sein, daß man sich der 1705 durch die Fregatte „Geelvink" verfertigten Karte bediente, die an verschiedenen Stellen große Genauigkeit zeigte. Am 6. April wurde soweit wie möglich die Reise längs der Küste fortgesetzt; diese hatte überall dasselbe einförmige Aussehen und zeigte keine Spuren von Bewohnern, doch sah man zuweilen tief im Gebirge Rauch. So wurden die Inseln Mabun und Saway, Bader Smith, Alkmaar, Enkhuizen und einige kleinere, deren Namen nicht bekannt waren, im südlichsten Theil der Bai passirt. Sobald man an denselben vorbei war, veränderte sich die Physiognomie der Küste, sie wurde nach und nach höher; die Rizophoren und das Lolaro-Holz verschwanden, die Farbe des Meeres, welche längs der ganzen Ostküste der Bai schmutzig grün ist, ging nach und nach in Blau über. Am Abend warf man an der Südseite der Insel Ankermies Anker. An dieser Seite ist, wie sich am folgenden Morgen zeigte, genannte Insel nicht bewohnt. An demselben Tage, 7. April, erreichte man Roon; die Häuptlinge, welche an Bord kamen, berichteten, daß sie in friedlichen Verhältnissen mit ihren Nachbarn lebten. Allerdings war ein einige Jahre vorher mit den Leuten von Mansinam entstandener Streit noch nicht beigelegt, doch wollte man den ersten Schritt thun, wenn der Kontrolleur glaubte, daß derselbe gut aufgenommen werden würde. Die Dörfer sahen gut aus, sichtlich fing mehr Wohlstand zu herrschen an, verschiedene große Häuser waren im Bau. Man traf hier einen Theil der Bemannung des verunglückten, zu Ternate zu Hause gehörigen Schuner „Hanefi". Diese Leute erklärten, daß die Eingeborenen von Wandammen und Roon ihnen bei der Strandung sehr viel Hilfe bewiesen hatten, was sehr dafür spricht, daß die Kultur hier vorgeschritten ist, da vor nicht gar langer Zeit Schiffbrüchige dort in ganz anderer Weise behandelt wurden. Der Häuptling von Wandammen, der sich zufällig zu Roon befand, theilte mit, daß in seinem Gebiet Ruhe herrschte. Nachdem man einige Geschenke vertheilt, dampfte man nach Audai, wo man am 8. April Vormittags ankam; da die heftige Brandung es unmöglich machte über eine vorliegende Sandbank in den kleinen Fluß, in dem Audai liegt, zu gelangen, entschloß man sich die Reise nach dem nur eine halbe Stunde entfernten Doreh fortzusetzen, wo man Kohlen laden und einige nothwendige Reparaturen an der Maschine vornehmen wollte. In der hierfür nöthigen Zeit wurden verschiedene Unterhandlungen mit den Häuptlingen betrieben, um sie zurückzuhalten Menschen zu rauben oder, was gegenwärtig öfter vorkommt, geraubte Menschen zu verhehlen. Wie gewöhnlich versprachen sie den Befehlen des Kontrolleurs nachzukommen; ob aber in den ersten Jahren Veränderung in den bestehenden Zustand kommen wird, bezweifelt dieser Beamte. Auf der Rhede lagen vier zu Ternate zu Hause gehörige Schuner, die mit Dammarharz beladen waren. Am Nachmittag des 12. wurde Doreh verlassen und am 13. Abends ankerte man vor dem Dorfe Has, welches nur aus drei Häusern besteht und ganz verlassen schien.

Am 14. kam man nach der Insel Salawatti, welche westlich von Neu-Guinea liegt. Die Häuptlinge, welche an Bord kamen, suchten den Korano zu entschuldigen, der wegen Krankheit den Tribut, den er dem Sultan von Tidore zu erlegen verpflichtet war, noch nicht abgetragen hätte; ihm wurde aufgetragen eine Gesandtschaft an den Sultan zu senden und hiermit war der eigentliche Auftrag des Kontrolleurs beendet. Der Kommandant der „Batavia" hatte jedoch noch einen besondern Auftrag. Im (oben schon erwähnten) „Java Bode" vom 27. März 1880 war nämlich eine Mittheilung enthalten, daß ein gewisser Herr Th. B. Leon bei einem Besuche, den er kurz vorher der Inselgruppe, der Ogar und Arguni angehören, abgestattet hatte, ein Hindubild mit Inschriften und Abdrücken von Händen in den Felswänden gefunden habe. Die Direktion des „Batav. genootschap van kunsten en wetenschappen" bat Herrn Leon um nähere Mittheilungen, die er auch unter dem 29. August gab; die eben erwähnte Direktion ersuchte nun den Kommandanten der Seemacht während der Reise der „Batavia" die Sache näher untersuchen zu lassen, auch sollte die „Batavia" noch einige hydrographische Aufnahmen machen.

Am Abend des 15. April ließ man den Anker vor dem verlassenen Dorfe Hai-Hai fallen; das früher hier auf-

geſtellte Wappen befand ſich noch an ſeiner Stelle. Einige Häuptlinge kamen an Bord und berichteten, daß der Zuſtand günſtig war, auch erfuhr man, daß der gewöhnliche Maildampfer ein paar Tage vorher hier geweſen, ſowie daß ein anderer Dampfer geſtrandet war.

Herr van Oldenborgh bemerkt, daß er erſtaunt war, welche Veränderungen hier in den letzten Jahren vorgegangen ſind. Noch vor Kurzem, ſagt er, war der Tjikado noch das hauptſächlichſte Kleidungsſtück und jetzt iſt beinahe jeder mit Beinkleidern, Kopftuch und Jacke verſehen; es wimmelt von Ceramſchen und anderen Kaufleuten und das Dorf breitet ſich ſtets aus. Leider wird der Opium hier ſtark begehrt, ſo daß die Wohlfahrt wohl nur von kurzer Dauer ſein wird; auch der Islam ſcheint mehr und mehr Anhänger zu gewinnen und die Moſchee war ſeit dem letzten Beſuch des Beamten wieder vergrößert und in guten Stand geſetzt worden.

Nachdem noch die Bai von Sekaar beſucht worden war, wo man auch alles ruhig fand, dampfte man am 17. nach Arguni. Der Zweck der Fahrt wurde nicht erreicht, vergebens ſuchte man von den Eingeborenen einige Angaben über die Alterthümer zu erhalten, ebenſo nahmen einige Officiere vergeblich Unterſuchungen auf den in der Nähe liegenden Inſeln vor; nur ein Eingeborener erzählte, daß auf einer der benachbarten Inſeln Hände auf den Felſen ſichtbar ſeien. Die „Batavia“ dampfte dorthin; als ſie jedoch näher kam, zeigte es ſich, daß es nur weiße und rothe Flecke waren, wie man ſie auf verſchiedenen dieſer Inſeln bemerkt hatte, da hier eine große Zahl mit Vegetation bedeckter Felſen ſich befindet, die alle verſchiedene Farben aufweiſen. Dagegen fand man eine prächtige, wohl hundert Meter tiefe Tropfſteinhöhle; da man einige Todtenſchädel in derſelben entdeckte, muthmaßt man, daß ſie als Begräbnißplatz gebraucht worden iſt. Vom 17. bis 23. April wurden hydrographiſche Aufnahmen in der Manavalka-, Goram- und Ceramlautgruppe gemacht und dann über Waru und Giſſer nach Ambon gedampft, wo man am 29. April ankam.

Ich habe abſichtlich die Erzählung, wie ſie in den officiellen Rapporten enthalten iſt, nicht durch Bemerkungen unterbrochen und beſchränke mich auch jetzt nur darauf hervorzuheben, wie ſich aus Vergleichung mit älteren Berichten ſehr deutlich ergiebt, daß der Verkehr mohammedaniſcher Handelsleute an einzelnen Stellen ſeinen Einfluß zu äußern beginnt, daß aber im Ganzen für europäiſchen Handel und europäiſche Kultivationsunternehmungen (für letztere vielleicht mit einzelnen Ausnahmen) ſich an der Küſte kein Feld findet und daß das Innere noch zu unbekannt iſt, um nur mit einiger Ausſicht auf Verwirklichung Pläne an daſſelbe anknüpfen zu können.

Kürzere Mittheilungen.

Völkerſtämme am Brahmaputra

betiteln ſich die Reiſeergebniſſe und Studien, welche der unermüdliche A. Baſtian ſoeben (Berlin, Ferdinand Dümmler) veröffentlicht hat. Sein Ausflug nach Aſſam iſt ein ſehr fruchtbringender geweſen und neben den eigenen Erfahrungen vereinigt er in dieſer Schrift, was in ſeltenen indiſchen und anderen Quellen über die Kaſſias, Miri, Daſia, Garo, Kuki, Katſchar und andere Völker bekannt iſt, die bunt wechſelnd und noch faſt unberührt von fremden Einwirkungen in den Bergen am Brahmaputra wohnen. Es iſt die Häufung der Thatſachen, welche Baſtian's Arbeiten charakteriſirt und die auch hier wieder zur vollen Geltung gelangt und zwar in einem Maße, daß ſelbſt derjenige, welcher in ethnographiſchen Dingen erfahren zu ſein ſcheint, davor manchmal erſchrickt. Wir wollen dieſe Methode, wenn ſie klar und geordnet vor uns tritt, manchem genial erſcheinenden Werke vorziehen, das gleich alles von den erſten Dingen an erfaßt haben will, „denn“ — wie Baſtian an anderer Stelle richtig ſagt — „mit einem einzigen kleinen Faktum, das unerwartet aus ſeinem Verſtecke hervortritt, ſtürzt oftmals ein mühſam aufgethürmter Hypotheſenbau, während die im Zuſammenſchleppen des Rohmaterials aufgewendete Zeit, wenn auch beſcheideneres, doch manchmal wenigſtens dauernderes geliefert haben mag.“

Von hohem Intereſſe iſt, was Baſtian über die Errichtung der Menhirs bei den Kaſſia (Khaſya) mittheilt, da hier durch den noch lebendigen Gebrauch eines Naturvolkes helles Licht über prähiſtoriſche Denkmale bei uns verbreitet wird, deren Deutung ſonſt dunkel iſt. Die Kaſſia verbrennen ihre Todten und ſammeln die übrig bleibenden Knochenreſte in einen Topf, der unter einem Stein beigeſetzt wird. Bei einer Frau iſt es ein flacher Tafelſtein (Maw kynthai), zu welchem Steinringe führen; bei einem Manne iſt es ein aufrechtſtehender Stein (Maw ſhinrang), der zugleich als Erinnerungsſtein dient. Nach urſprünglicher Sitte jedoch werden die Ueberbleibſel bei dem großen Leichenfeſte nach einem gemeinſamen Familiengrab des Stammes gebracht und dort in einer mit einem Ganggrab angebauten Steinkiſte (wie auf Sylt!) beigeſetzt. So lange ſolche Steinkiſten offen bleiben, nämlich ehe der Thürſtein eingefügt iſt, bilden ſie eine Art Dolmen. Es gilt als Ehrenpunkt, um den hohen Rang des Verſtorbenen anzudeuten, daß der Denkſtein möglichſt ſtattlich erſcheine. Iſt die Familie nicht allein im Stande den Stein aufzurichten, ſo ruft ſie die übrigen Dorfbewohner zur Hilfe, die durch ein Feſt belohnt werden. Oft findet man die Steine reihenweiſe, bis zu neun und mehr Stück, am Wege ſtehen. Auch Steinkreiſe, die unſeren Cromlechs ähneln, finden ſich bei den Kaſſia.

Aus allen Erdtheilen.

Aſien.

— Der „New York Herald“ vom 7. Januar veröffentlicht einen Privatbrief des amerikaniſchen Künſtlers D. L. Weſt d. d. Filippowski in Sibirien, 21. Juli 1882, wonach derſelbe in einer Hütte am Chatanska-Buſen zwei Männer und einen Bericht gefunden hat, laut welchem dieſelben zu Lieutenant Chipp's Abtheilung von der „Jean-

nette" gehörten. (Dieselbe bestand aus Lieutenant Chipp, dem Eispiloten Dunbar und sechs Matrosen und war durch den Sturm am 12. September 1881 von den beiden anderen Abtheilungen getrennt worden.) Der eine der Männer war todt, der andere vermochte nicht mehr zu sprechen und starb bald nach seiner Auffindung. Der Bericht spricht von dem Tode dreier anderer Männer.

— Die türkische Regierung hat neuerdings folgende Concessionen verliehen: 1) für eine Eisenbahn von Antiochia nach Seleucia (Suëdie) an der Orontes-Mündung und für einen Hafen bei Seleucia, auf 40 Jahre an zwei Grundbesitzer in Antiochia; 2) für eine Bahn von 85 km Länge von Akka nach Dschisr el-Medschamia am Jordan, auf 99 Jahre an eine aus sechs reichen türkischen Unterthanen bestehende Gesellschaft, Namens Hamidie; 3) für einen Damm, Kai und Molo im Hafen von Banderma an die Behörden dieser Stadt. Auffallend ist, daß alle drei Male türkische Unterthanen die Concessionäre sind. Wollen wirklich Landeseingeborene den einzigen Weg zur Hebung der Türkei betreten — oder stehen hinter ihnen Westeuropäer, deren unmittelbares Eingreifen die Pforte durchaus zu verhindern bestrebt ist?

— In einer der letzten Sitzungen der Gesellschaft zur Unterstützung des russischen Handels im Jahre 1882 gab Herr Th. Studnitzky einen Bericht über die hydrographische Expedition, welche 1881 zur Erforschung der Obmündung unternommen worden war. Die Geschichte des Seehandels durch das Karische Meer ist interessant und belehrend. Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts erkannte die russische Regierung den Vortheil einer solchen Untersuchung, welche jedoch erst in jenem Jahre durch die Herren Sibirjäkow veranlaßt wurde, welche dazu 8000 Rubel hergaben. Das Finanzministerium wies 63 000 Rubel an und erließ für die am 15. Mai 1881 an den Ob abgefertigte Expedition, unter Oberst J. A. Moiseiew, eine besondere Instruktion. Zur Expedition gehörten einige Marine-Officiere, ein Arzt und eine beträchtliche Mannschaft, im Ganzen fast 100 Personen. Sie hatte aber leider das Schicksal sehr vieler ähnlicher russischer Unternehmungen. Die ungenügende Vorbereitung der Mitglieder, sowie eine Menge ungünstiger Umstände waren die Ursache, daß die Expedition erst Ende Juli ihre Thätigkeit beginnen konnte; die dunklen Abende und die kurzen Tage ließen die Arbeiten nur bis zum 1. September zu, so daß die Expedition kaum etwas über einen Monat thätig gewesen war. Die mit großer Mühe herbeigeschafften Böte erwiesen sich untauglich, und die Dampfschiffbesitzer in Tjumen ließen sich erst durch Dreinrede des Gouverneurs dazu bestimmen für 8000 Rubel eine große Barke herzugeben, welche von einem Dampfboot geschleppt wurde. Auf diesen beiden Fahrzeugen fuhr die Expedition den Irtysch und Ob hinab. Zwei neuentdeckte Inseln benannte Moiseiew Jermak- und die Sidorow-Insel, und eine der von der Expedition besuchten Durchfahrten wurde nach der großen Zahl der gefundenen Störe Ostrow Proliw getauft. Nach der Ansicht des Herrn Moiseiew ist es nothwendig, auf der Insel Waigatsch und an anderen Stellen meteorologische Stationen zu gründen, um die Eisbewegung im Karischen Meere zu beobachten; es könnten diese Stationen der Handelsschiffahrt großen Nutzen bringen, indem sie zur rechten Zeit den nördlichen Häfen über den Zustand des Eises telegraphirten.

— Oberst Barabasch, Generalstabschef in Chabarowka am Amur, wurde kürzlich mit Briefen an den Gouverneur von Kirin in der Mandschurei gesendet und hat seine 54 Tage dauernde Reise benutzt, sich mit den civilen und militärischen „Reformen" in jenem Grenzlande bekannt zu machen und seine Route aufzunehmen. Dieselbe führte vom Karaul Poltawa nach Ninguta und Girin und von da auf bisher von Europäern noch nicht betretenen Wegen über Amosso, Tschunow und Tschutschun nach Fort Possiet am Japanischen Meere. So anerkennenswerth an sich dieses Bestreben der Russen ist, die Grenzgebiete ihrer asiatischen Besitzungen kennen zu lernen, so sehr ist es zu bedauern, daß die Ergebnisse solcher Reisen so spät, wenn überhaupt, der Wissenschaft zugänglich gemacht werden.

Afrika.

— Zwei portugiesische Marineofficiere, Lieutenant Cardoso und Dr. Franco sind im September 1882 von Mozambique nach Umzeila's Kraal gereist, wie es scheint, theils zu politischen, theils zu geographischen Zwecken. Wenn das Land bereist und die von Paiva de Andrada in der Nähe von Manica gefundenen Minen bearbeitet werden sollen, müssen sich die Portugiesen zunächst mit Umzeila benehmen. Von dessen Sitz aus wollte Cardoso nach Senna am Zambesi und nach dem Njassa-See sich begeben.

— Zwischen Großbritannien und Portugal ist ein Vertrag abgeschlossen worden, wonach der Hafen von Waibay britisch wird, und dafür Großbritannien das Anrecht Portugals auf die Westküste Afrikas nördlich bis 5°12' südl. Br. anerkennt. Auf portugiesischen Karten, z. B. derjenigen von Sa de Bandeira, ist die Grenze stets so gezogen worden, daß das Land mehr als einen Breitengrad nördlich vom Kongo zu den portugiesischen Besitzungen gehörte; aber faktisch war dort von portugiesischer Herrschaft nicht die Rede. Kabinda und Malemba sollen jetzt sofort von den Portugiesen besetzt werden.

Vermischtes.

— Tauschhandel und Geldsurrogate in alter und neuer Zeit behandelt in einer klar und gut geschriebenen Broschüre (Graz 1882, Leuschner und Libensky) Franz Ilwof. Das Schriftchen ist wohl geeignet einen Ueberblick über das in Rede stehende Gebiet zu geben, wiewohl es seiner Natur nach nicht erschöpfend sein kann und neue Gesichtspunkte kaum gewonnen werden. Der Verfasser beginnt mit den alten Kulturvölkern, geht zu den Germanen über, um sich dann dem Norden und Osten Europas zuzuwenden. Den Schluß bilden die Geldverhältnisse und Tauschbeziehungen in den außereuropäischen Ländern, doch verfügt Ilwof hier nicht über ein so reiches Material, wie in Europa. Hätte der Verfasser die Abhandlung über „Werthmesser" in Richard Andree's Ethnographischen Parallelen (Stuttgart 1878) gekannt, so würde er einen wesentlich weitern Horizont gewonnen haben. Zur Kritik bemerken wir, daß nicht die Phönizier es waren, welche am frühesten Münzen prägten. Den großen Fortschritt der menschlichen Gesittung, Geld wirklich geprägt zu haben, danken wir den kleinasiatischen Griechen, wie dieses J. Brandes in seinem Werke „Das Münz-, Maß- und Gewichtswesen in Vorderasien bis auf Alexander d. Gr." (Berlin 1866) nachgewiesen hat, eine grundlegende Arbeit, welche der Verfasser hätte kennen müssen. Die ältesten Münzen, die sich nachweisen lassen, stammen aus Lydien; sie sind aus Elektron und nur in zwei Exemplaren vorhanden.

Inhalt: Die Sosnowski'sche Reise durch China VII. (Mit sechs Abbildungen.) — Lieutenant Wißmann's erster Bericht über seine Durchkreuzung Afrikas. — Heinrich Kiepert: Dr. O. Puchstein's archäologische Reise im nördlichen Syrien II. (Mit einer Planskizze.) (Schluß.) — E. Metzger: Der niederländische Theil von Neu-Guinea und die neueren Reisen daselbst III. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: Völkerstämme am Brahmaputra. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion 20. Januar 1883.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIII. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Die Sosnowski'sche Reise durch China.

(Nach dem Berichte des Dr. Pjasetzki.)

VIII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen des Dr. Pjasetzki.)

Bei seinen Gängen durch die Straßen von Su-tschëu-fu glaubte Pjasetzki die trübe Stimmung, die ihn selber bei dem Anblick all' dieser Zerstörung ergriff, auch in den Mienen und dem Wesen der Eingeborenen wiederzufinden. Es kam ihm vor, als herrsche eine verzweiflungsvolle Muthlosigkeit unter ihnen, doch sah er bald genug ein, daß er sich hierin getäuscht hatte. Von einem Spaziergange durch die Trümmerstadt heimkehrend, hörte Pjasetzki am ersten Abend die Klänge einer fröhlichen Musik von einem kleinen Tempel her erschallen, vor dem mehrere Laternen und ein Holzfeuer brannten. Nähergehend gewahrte er, daß mehrere Priester vor dem Tempel den üblichen Trauergottesdienst für einen Verstorbenen abhielten. Ihre Klagegesänge und Gebete wurden von den lustigen Weisen der Instrumente, unter denen namentlich die Violinen mit wahrer Meisterschaft gespielt wurden, vollständig übertönt. In weitem Kreise um diese seltsame Trauerscene hatte sich eine ungeheure Menge von Zuschauern und Leidtragenden geschaart; am Boden kauernd schwatzten, lachten und rauchten sie in der unbekümmertsten Weise. Sie alle schienen die Veranlassung, die sie hier vereinte, vollkommen vergessen zu haben; Pjasetzki konnte sich kaum erinnern, je so viel Heiterkeit und in tollen Späßen sich kund gebende übermüthige Laune auf einem Volksfeste oder Jahrmarkte gesehen zu haben, wie in dieser Trauerversammlung inmitten der Ruinen.

Bei trübem, kaltem und windigem Wetter verließ man Su-tschëu, um sich nach dem etwa 30 km entfernten Tsia-jui-guan zu begeben, das nach den Aussagen der chinesischen Begleiter der Expedition eine starke Grenzfestung sein sollte. Auch der Mandarin des Ortes, der den Reisenden zu Pferde entgegen kam, sprach von der Wichtigkeit des Platzes, von seiner starken Besatzung und von der auf 50 000 Seelen geschätzten reichen Einwohnerschaft. Nicht wenig erstaunt war man, nach all' diesen Erzählungen eine kleine, freilich von ungemein starken Mauern umzogene Stadt zu finden, die nichts von militärischer Bedeutung verrieth. Enge Straßen, in deren Hütten die Armuth zu Hause zu sein schien, umgaben drei augenscheinlich sehr alte feste Thürme, die den Mittelpunkt der Stadt bildeten und vor Zeiten wohl von strategischer Bedeutung für die Grenzvertheidigung gewesen sein mochten. Von der zahlreichen Besatzung war in den öden Gassen nichts zu sehen; weder auf den Thürmen noch auf der Mauer war ein Geschütz vorhanden, und doch gilt Tsia-jui-guan allgemein im Volke und vielleicht auch in Peking für einen festen Platz ersten Ranges! — Interessant war die Aussicht von der Mauer auf die Umgebung der Stadt: im SW die mächtige Kette des Nan-schan, dann das schöne Thal des Si-ho; rings um die Stadt aber eine sterile, graubraune Ebene ohne jede Spur von Vegetation, auf drei Seiten von den Ueberresten der großen Grenzmauer eingefaßt, die von hier noch etwa 15 km bis zum Nan-schan sich hinzieht und am Si-ho endigt.

Von 300 chinesischen Soldaten, Fußvolk und Reiterei

nebſt einem anſehnlichen Muſikkorps, begleitet, paſſirten die Reiſenden am 4. Auguſt die Grenze des eigentlichen China, um ſich durch die große mongoliſche Wüſte über Chami und Barkul nach Rußland zurückzubegeben. In acht angeſtreng-

Trauergottesdienſt in Su-tſchen.

Weſtliches Ende der chineſiſchen Mauer.

ten Tagemärſchen erreichte man die am Südrande der Gobi belegene Stadt An-ſi-tſchöu (Ngan-ſi-fan). Der Weg führte durch eine an Kontraſten reiche Landſchaft; konnte man ſich auf meilenweiten Sandſtrecken und zwiſchen kahlen

Hügeln ſchon mitten in der Wüſte glauben, ſo zeigten ſich plötzlich in einer Thalſenkung reiche, von uralten Linden beſchattete Dörfer, deren Wieſen und kleine Felder von klaren Bächen bewäſſert wurden. Mehrere Tage lang genoß man dieſe verſchiedenartigen Anblicke auch gleichzeitig: auf der linken Seite der Straße traurig öde Wüſte ohne jede Spur von Vegetation, auf der rechten das Thal des Ta-ho, Wieſen und Felder, deren reiche Ernten meiſt ſchon in Garben aufgeſetzt waren, ſtattliche Linden- und Taxusbäume rings um die anſehnlichen Niederlaſſungen. Auch die den Reiſenden leider nur zu wohl bekannten Ruinenſtätten fanden ſich mehrfach vor: Dörfer, in denen kein Stein auf dem andern geblieben war; große Haufen vom Feuer geſchwärzter Backſteine, durch umherliegende Stücke zerſchlagener Götzenbilder als Ueberreſte von Tempeln gekennzeichnet. Einen Vorſchmack der Wanderung durch die große Wüſte boten die in dieſen Tagen häufig beobachteten Sandhoſen und ſchönen Luftſpiegelungen. Durch eine der letzteren erſchien die Stadt An-ſi den näher kommenden Reiſenden wie inmitten eines großen Sees gelegen, der ihre mit Thürmen beſetzte Mauer wiederſpiegelte. Eben wie dieſe Täuſchung zerfloß auch die Vorſtellung, die man ſich von dem ehemals bedeutenden Orte, dem letzten gegen die Wüſte vorgeſchobenen ſtarken Poſten, gemacht hatte. Vom Kriege hart mitgenommen, zum größten Theile in Trümmern liegend und der Mehrzahl ſeiner Einwohner beraubt, geht An-ſi jetzt unaufhaltſam ſeinem Schickſale, der Verſchüttung durch den Wüſtenſand, entgegen. Die ſchon an der Nordſeite der Stadt befindlichen ungeheuren Sandhügel rücken mit jedem Tage weiter vor, und die mit Erde ausgefüllten hohen doppelten Bretterwände, welche die Einwohner als Schutzwälle vor ihren Häuſern aufführen, können dem allgemeinen Verderben nicht Einhalt thun.

Ein zweitägiger Aufenthalt in An-ſi wurde zu allerhand Vorbereitungen und namentlich zur Verproviantirung für die Wüſtenreiſe benutzt. Man ließ eine bedeutende Anzahl kleiner Brode backen, mehrere Hammel ſchlachten und das Fleiſch derſelben nach landesüblicher Weiſe präpariren. Dieſe höchſt einfache und nach Pjaſetzki durchaus zweckentſprechende Konſervirungsmethode beſteht darin, daß man das in große Stücke geſchnittene Fleiſch in kochendes Salzwaſſer taucht und es danach einen bis zwei Tage an der Luft, ſoviel als möglich in der Sonne, trocknen läßt.

Die weite Strecke von An-ſi bis Chami wurde in neun

Raſt in der Gobi.

Tagen zurückgelegt. Wegen eines mit dem General-Gouverneur von Kan-ſu abgeſchloſſenen, auf Lieferungen für die chineſiſche Armee bezüglichen Geſchäftes kam es Sosnowski darauf an, die Heimreiſe möglichſt zu beſchleunigen. So gönnte man ſich außer den Nachtlagern kaum einen Aufenthalt; ſelbſt an den in dieſem Theile der Gobi nicht ganz ſeltenen Quellen ging es oft ohne Raſt vorüber. Der Boden war hier meiſt ſteinig, nur ſtellenweiſe inſelartig mit Flugſand überſchüttet. So war denn auch das eigentliche Vorwärtskommen bei weitem nicht ſo beſchwerlich, wie in einer Sandwüſte; Menſchen und Thiere litten aber gleichmäßig unter der brennenden Sonnengluth. Von Tranſpiration war keine Rede; es war eine trockne, verzehrende Hitze, die den ganzen Körper durchdrang und ein Gefühl des Unbehagens, aber nicht der Schwäche, verurſachte. Geſicht und Hände brannten trotz den angewandten Vorſichtsmaßregeln in ſchmerzhafter Weiſe. Wie ein erfriſchendes, kühles Bad empfand man jedesmal den Schatten, den eine an der Sonne vorübergehende Wolke ſpendete. Am 19. Auguſt, dem ſechsten Marſchtage, kam man an eine Stelle, welche die troſtloſe Einförmigkeit der Wüſte erfreulich unterbrach. Steile Granitberge ragten aus der Ebene hervor, zwiſchen ihnen breitete ſich eine ſchöne Wieſe aus, von einem anſehnlichen Bache bewäſſert, der weiterhin einen Sumpf bildete. Es war die Quelle Bei-tſy-tſy-tai, eine natürliche Station, an der jede die Wüſte durchreiſende Karawane Halt macht. Am 21. Auguſt konnte man die Zelte für die Nacht in einer größern Oaſe, einer mit Gras und Buſchwerk, ja ſelbſt einigen Bäumen beſtandenen Thalſenkung, aufſchlagen. Zwei Chineſen, Vater und Sohn, führten hier in einer kleinen, am Bachrande errichteten Hütte ein freiwilliges und dem Anſcheine nach zufriedenes Einſiedlerleben. Sie boten den Reiſenden Waſſer- und Zuckermelonen aus ihrem kleinen Garten zum Verkauf an und erwähnten dabei als eines unſchätzbaren Vorzuges ihrer weltabgeſchiedenen Lage, daß ſie hier von allen Steuern und Abgaben frei lebten.

Am Nachmittage des 23. Auguſt kamen die Reiſenden zu der großen Oaſe Chami, die, etwa 40 km von der ſüdlichen Abzweigung des Tien-ſchan entfernt, gegen die nördlichen Winde geſchützt iſt. Der fruchtbare, von zwei kleinen Flüſſen bewäſſerte Boden iſt faſt auf ſeiner ganzen Fläche vortrefflich angebaut. Weizen, Hirſe, Buchweizen, Waſſer- und Zuckermelonen, verſchiedene Obſtbäume, ja ſelbſt der Weinſtock gedeihen hier in vorzüglicher Qualität und in ausreichender Menge für den Bedarf der Einwohner der

großen, aus drei geſonderten Theilen beſtehenden Stadt Chami, ſowie der kleinen Dörfer, Weiler und der zahlreichen einzelnen Niederlaſſungen, die ſich in der Oaſe befinden. Wenn innerhalb der letzten Jahre die Produktion der Oaſe wirklich ſo bedeutend abgenommen hatte, wie der chineſiſche Gouverneur, General Tſchan, behauptete, ſo war

Ruinen des Palaſtes von Chami.

Mohammedaniſcher Tempel in Chami.

dies einfach durch die Abnahme der Bevölkerung zu erklären. Die große Anzahl zerſtörter Häuſer in der Stadt ließ keinen Zweifel über dieſe Abnahme beſtehen.

Während des ſechstägigen Aufenthaltes der Expedition in Chami hielt ſich Pjaſetzki tagsüber vorzugsweiſe in der mohammedaniſchen Stadt (Hui-tſchen) auf, die ihm weitaus intereſſanter war, als die beiden chineſiſchen Stadttheile Liao-tſchen und Sin-tſchen (die alte und die neue Stadt). Freilich von der ſtolzen Mohammedanerſtadt, wie ſie vor dem Kriege geweſen ſein mußte, waren nur noch ſehr unvollkommene Ueberreſte vorhanden. Trümmer und Mauerſtücke, dazwiſchen viele neu aufgebaute kleine Häuſer,

Digitized by Google

auf sie und sie auf mich. Und so, wie ich es empfinde, so wird es Rußland sein: Ein Ineinander, ein Sich-Durchdringen, ein Sich-Verschränken, ein Sich-Verschlingen, ein Sich-Verlieren, ein Sich-Finden, ein Sich-Verwechseln, ein Sich-Vertauschen, ein Sich-Verwandeln, ein Sich-Erkennen, ein Sich-Verkennen, ein Sich-Vermischen, ein Sich-Verbinden, ein Sich-Trennen, ein Sich-Wiederfinden, ein Sich-Verlieren, ein Sich-Wiederfinden, ein Sich-Verlieren, ein Sich-Wiederfinden, ein Sich-Verlieren

Trugschlüsse beseitigt und uns zum ersten Male eine treue Skizze der Oberfläche des Gebietes (zwischen Aschabad und Herat) geliefert hat. Wieder und immer wieder wurde vor der Royal Geographical Society und auf anderen öffentlichen Versammlungen von den „pfadlosen Wüsten“ und den „unnahbaren Gebirgsketten“ gesprochen, welche die Natur als Damm gegen jeden Einfall in Indien von Norden und Nordwesten her aufgerichtet haben soll. Diese Schutzwehr Indiens ist aber nach Lessar nur eine armselige Kette von Sandsteinbergen, keine 1000 Fuß rel. hoch, welche man auf einem fahrbaren Wege in wenigen Stunden überschreiten kann, und die bei der Berührung durch einen russischen Eisenbahningenieur zerkrümeln würde. Lessar hat die Hypothese, daß sich der Paropanisus (Hindukusch) als Hochgebirge westwärts bis an den Heri-rud erstrecke, vernichtet und damit (nach Rawlinson's Ansicht) England einen wichtigen Dienst geleistet; er hat aber auch die Linie für einen künftigen russischen Vormarsch von Aschabad nach Serachs, von da auf dem rechten Ufer des Heri-rud nach Herat gewiesen und gezeigt, daß jederzeit mit leichter Mühe und in kurzer Frist dort eine Eisenbahn gebaut werden kann, auf welcher nicht nur Kaufmannswaaren, sondern auch Truppen und Proviant schnell nach Herat geschafft werden können. Dort aber hören alle Schwierigkeiten auf und man kann von dort in einem vierspännigen Wagen bis zu den englischen Vorposten am Chodschal-Passe, nördlich von Pischin, fahren. Sir Henry Rawlinson weist ferner darauf hin, daß bisher die Landschaft Attek (d. i. Rand, Saum, nämlich des Gebirges) unbestritten als persisches Gebiet gegolten hat, daß die Russen es aber jetzt so darstellen, als würden die dort angesiedelten Turkmenen von den persischen Behörden des nahen Gebirges bedrückt, so daß es den Anschein gewinnt, als suche Rußland nach einem Grunde sich der Turkmenen gegen die Perser anzunehmen.

Für die alte Geographie von Werth ist der Nachweis von Sümpfen und Seen, in welchen der Tedschend nördlich von Serachs ein Ende findet. Nach Rawlinson nahm dieser See einst außer dem heutigen Tedschend noch die kleinen Flüsse von Kelat und Abiwerd ꝛc., den Murghab und auch den (bei Tschardschui abzweigenden) südlichen Arm des Oxus (?) auf und entsprach der Aria Palus des Geographen Ptolemäus (VI, c. 17), welche man gewöhnlich mit dem Sumpfsee von Seistan identificirt. Red.

Im November und December 1881 machte ich die erste Reise durch Attek und Chorassan. Seitdem war die Situation noch günstiger geworden: im Februar dieses Jahres (1882) war alles so friedlich, daß zu einer Reise von Aschabad nach Serachs gar keine Bedeckung erforderlich war, sondern es genügte eine bewaffnete Bedienung von 2 bis 3 Mann als Schutz gegen zufällige Räubereien. Um aber gegen alle Vorkommnisse hinreichend geschützt zu sein, wählte ich zu der beabsichtigten Expedition eine Begleitung von 20 Mann berittener Alieli-Turkmenen, welche die Aeltesten des Dorfes Kaachka beschafften. Ich mußte den Leuten 40 Rubel monatlich zahlen, doch waren sie dafür verpflichtet, sich selbst und ihre Rosse zu beköstigen. Zehn Mann meines Konvois erhielten in Aschabad Berdan-Gewehre, die anderen zehn waren mit eigenen Gewehren bewaffnet, daneben führte jeder einzelne ein ganzes Arsenal bei sich, zwei oder gar drei alte Pistolen, einen Säbel und ein Messer.

1. Attek.

Am Abend des 16. April (25. April n. St.) verließ ich Aschabad und am 21. traf ich in Serachs ein, nachdem ich in Kaachka einen Rasttag gemacht hatte, um die Bedeckung zu erwarten, welche bei meiner Abreise, trotz dem gegebenen Versprechen, noch nicht bereit war. Um die Pferde zu schonen, gestattete ich meinen Turkmenen bis Serachs in der Nacht, oder sowie es ihnen beliebte, zu reiten; ich selbst ritt ein einfaches, aber sehr ausdauerndes Kabardiner-Pferd und zwar stets im Trab. Die Tekke-Pferde können nicht traben, entweder gehen sie im Schritt oder galoppiren. Der Weg ist hier vollkommen gefahrlos; denn während ich noch im vorigen Jahre Gruppen von bewaffneten Eingeborenen begegnete, traf ich jetzt häufig einzelne unbewaffnete, zu Fuß marschirende oder auf einem Esel reitende Personen. Der Beschreibung von Attek, wie ich sie auf Grundlage meiner ersten Reise geliefert habe (vergl. „Globus“ XLI, S. 218) füge ich hier einiges hinzu. Der Weg von Aschabad nach Serachs hat eine Länge von 280 Werst (Kilometer)[1]) und zieht sich in einiger Entfernung vom Gebirge parallel mit demselben durch eine völlig ebene Gegend hin. Nur bei Annau (ca. 13 Werst von Aschabad) und nahe bei Gjaurs (ca. 31 Werst von Aschabad) sind einige Sandhügel zu passiren. Das Wort „Attek“ d. i. Fuß (Rand) des Gebirges, diente früher zur Benennung der ganzen Gegend von Kazandschik (125 Werst von Michailowsk am Kaspischen Meere) bis Serachs; im Uebrigen war diese Bezeichnung aber wenig im Gebrauch. Derjenige Theil des Gebiets bis Gjaurs, welchen die Tekke inne haben, heißt Achal; der südöstliche Theil dagegen ist unter dem Namen Arakadsch bekannt. Die Bedeutung des Wortes „Attek“ kennt Niemand, weder in Afghanistan noch in Persien. Die Nothwendigkeit aber, den noch unabhängigen Theil der Oasen von dem unterworfenen durch eine besondere Bezeichnung zu unterscheiden, ließ das Wort „Attek“ sehr bald sich einbürgern, und zwar für das Gebiet am Fuße des Gebirges von der russischen Grenze bis nach Serachs, während das jetzt russische Gebiet der Oase Achal heißt.

Gjaurs ist der letzte bewohnte Punkt der Achal-Oase, denn Babadurmaz, 71 Werst von Aschabad an der russischen Grenze belegen, ist nicht bewohnt. Im Gebiete von Attek sind zwei (nach Col. Stewart aber weit mehr) Orte, Lutfabad und Schiljan von persischen Schiiten, Unterthanen des Schahs, bewohnt; an allen übrigen Orten leben Turkmenen, und zwar in Kaachka und zum Theil in Küren Alieli-Turkmenen, sonst überall Merw-Turkmenen, welche sich erst in der letzten Zeit hier angesiedelt haben. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren in Achal bis Durian die Stämme Emrali und Karagaschli ansässig und weiter nach Südosten bei Janga-Kala, Churman, Göktepe und Aschabad, nomadisirten Alieli-Turkmenen. Als nun die Tekke aus Mangyschlak nach Kizil-Arwat übersiedelten und die Einwohner von Achal bedrängten, begann ein Kampf, der ein halbes Jahrhundert währte und mit dem Sieg der Tekke endigte. Der Stamm der Karagaschli zog nach Chiwa, der Stamm Emrali nach Meana und Tschaatscha, die Alieli theils nach Persien, nämlich nach Tschinarat, theils nach Kjäsir bei Nachur, theils nach Küren und Abiwerd.

Vor 54 Jahren besiegte Alla-Kull, Chan von Chiwa, die Turkmenen und führte die Goklanen, die Alieli und Emrali nach Chiwa; von den Tekke aber nahm er Tribut und Geißeln. Nach dem Tode des Chans Terdeli, welcher 1855 in Serachs erschlagen wurde, verließen die Alieli Chiwa und gingen an ihre früheren Plätze zurück. In Folge des immerwährenden Drängens von Seiten der Perser kehrten die Alieli noch einmal nach Chiwa zurück, um erst 1872 nach Beendigung des russischen Chiwa-Feldzuges abermals abzuziehen und sich endlich in Attek niederzulassen; hier erbauten sie sich eine neue Befestigung bei Kaachka. Die Uebersiedelung der Tekke nach Attek hat erst in den letzten Jahren ihren Anfang genommen: Die Merw-Turkmenen, durch Erschöpfung des Bodens und Wassermangel bedrängt, verlassen ihre Oasen und besiedeln die Ufer der vom Gebirgszug Daman-i-kuh (oder Kopet-dagh) herabströmenden Flüßchen. Hier ist viel Wasser und der Boden jungfräulich,

---

[1]) Nimmt man die neuerdings durch Gladyschew bestimmte Position von Serachs (36° 32′ 14″ n. Br., 79° 1′ 34″ ö. L. Ferro) und diejenige von Aschabad, wie sie auf der neuen russischen Karte der russisch-persischen Grenze niedergelegt ist, so beträgt die Entfernung ca. 300 km. Red.

alſo Ausſichten auf gute Ernte; ſtörend iſt für ſie nur die Nachbarſchaft der perſiſchen Gewalthaber in Deregez und Kelat; denn ſeit Achal von den Ruſſen unterworfen iſt, ſind die Perſer muthig geworden, ſie laſſen keine Gelegenheit vorüber, um ſich an den Tekke, ihren alten Bedrückern, zu rächen.

In Attek leben die Einwohner ſowohl in Gebäuden aus Lehm als auch in Kibitken (Zelten); doch ſind im Ganzen nur wenig Kibitken vorhanden. In den Orten von Lutfabad bis Kaachka giebt es keine Kibitken, und auch in Duſchak, Meana und Tſchaatſcha wird ihre Zahl ſeit dem Aufhören der Kämpfe geringer. Nur ſehr vorſichtige Merw-Turkmenen laſſen ihre Familien zu Hauſe in Merw und kommen zur Beſtellung ihrer Felder nach Attek; der bei weitem größte Theil iſt endgiltig nach Attek hinübergeſiedelt. Früher beſtand jede Anſiedelung aus einer Befeſtigung, Kala genannt; im Innern derſelben ſtanden Lehmhütten und außen herum Kibitken, welche bei drohender Kriegsgefahr leicht in

Ingenieur Leſſar's Reiſe von Aſchabad nach Ghurian und Meſchhed. (Maßſtab 1 : 3 000 000. Nach den neueſten Quellen zuſammengeſtellt von Richard Kiepert.)

die Befeſtigung gebracht werden konnten. Jetzt werden in Tſchaatſcha alle neuen Gebäude aus Lehm außerhalb der Befeſtigungsmauer aufgebaut.

In Betreff des Reichthums und der Vertheilung der für jede mittelaſiatiſche Landſchaft unumgänglich nothwendigen Waſſermenge befindet Attek ſich unter denſelben Verhältniſſen wie Achal, d. h. Waſſer iſt nur in geringer Menge vorhanden, und die einzelnen Flüſſe fließen weit von einander entfernt. In Attek kommt aber noch folgender ungünſtige Umſtand hinzu: die Flüßchen entſpringen und verlaufen eine Strecke auf perſiſchem Gebiet, ſo daß den Perſern die Möglichkeit gegeben iſt, den Tekke durch Ableiten des Waſſers zu ſchaden. Sie thun das auch oft und es bedarf dann großer Mühe, um vom Ilchan aus eine regelrechte Vertheilung des Waſſers zu erwirken. Die Waſſerfrage iſt für Attek von der allergrößten Bedeutung; ohne Waſſer giebt es keine Ernte. Wenn daher die Angelegenheit nicht bald in günſtigem Sinne entſchieden wird, ſo wird der Landſtrich wieder verlaſſen werden und ſich in eine Wüſte verwandeln.

Auf der ganzen Strecke, von Babadurmaz bis Serachs,

wohnen (von Lutfabads und Schiljans persischen Einwohnern abgesehen) etwa 7000 Alieli- und Tekke-Turkmenen; man zählte etwa 1400 Kibitken und rechnet auf jede Kibitke im Durchschnitt fünf Menschen. Es ist diese Zahl aber nicht als sicher anzusehen, da nur die Bevölkerung von Küren und Kaachka als eine stetige gelten kann, dagegen an anderen Orten seit dem Frieden die Einwohnerzahl wächst. Man darf jedoch keinen großen Zuwachs erwarten, weil Attek keine große Menschenmenge ernähren kann; obgleich der Boden fruchtbar ist, so wird doch die beschränkte Wassermenge sehr bald der weitern Ansiedlung der Turkmenen aus Merw und vom Tedschend (Unterlauf des Heri-rud) eine Grenze setzen.

Die geringe Bevölkerung Atteks ist durchweg mit Ackerbau und Gemüsezucht beschäftigt. Es werden angebaut: Weizen, Gerste, Klee; nur in Tschaatscha auch Baumwolle; außerdem in den Gemüsegärten Melonen und Arbusen (Wassermelonen). Fruchtbäume und Fruchtgärten finden sich nur zwischen Lutfabad und Kaachka, während es von dort bis Serachs überhaupt keine Bäume giebt. Im Allgemeinen herrscht große Armuth und es ist begreiflich, daß keine reichen Leute aus Merw fortziehen. Besonders im ersten Jahr haben die Ankömmlinge viel gedarbt; sie führten nur Korn zur Aussaat mit sich und hofften sonst alles in Kelat kaufen zu können; allein die Perser verlangten hohe Preise und bedrückten die Käufer soviel als möglich. Im Frühjahr konnte man in Tschaatscha, Meana und Duschak selbst für wenige Pferde keine Fourage auftreiben. Die vortreffliche Ernte dieses Jahres hat dann die Lage der Einwohner gebessert.

Daß unter den obwaltenden Verhältnissen von einem Handel in Attek keine Rede ist, versteht sich von selbst. Im Allgemeinen haben auch die Turkmenen sehr geringe Bedürfnisse und bei ihrer Armuth keine Mittel auch nur das Allernöthigste sich zu kaufen; die Bazare in Lutfabad und Kaachka reichen daher vollkommen zur Befriedigung der Bedürfnisse von ganz Attek aus.

2. Die Wege von Serachs und Merw nach Herat.

Von Serachs aus stand mir ein Weg durch völlig unbewohnte Gegenden bevor; man mußte sich darauf gehörig vorbereiten und deshalb wurde in Serachs ein Rasttag gemacht. Das Aussehen der kleinen Befestigung hat sich seit dem vorigen Herbst nicht wenig geändert: die Bewohner von Merw haben ihre Einfälle in russisches Gebiet, sowie nach Chorassan, aufgegeben, und es ist so vollständige Ruhe eingetreten, daß die Perser jetzt ohne jede Bedeckung nach Meschhed reisen. Der Kommandant von Serachs, ein 70jähriger persischer Oberst, Abbas-Bey-Chan, wagte früher nicht ohne eine Begleitung von 50 Reitern außerhalb der Festung zu erscheinen, jetzt dagegen begnügt er sich mit der geringen Anzahl von zehn. Der Oberst empfing mich wie einen alten Bekannten; er wollte uns durchaus alle Nahrung und Fourage umsonst geben, und nur mit Mühe wurde er überredet zu gestatten, daß wir alles Nothwendige bei den Bewohnern von Serachs einkauften. Während des Aufenthalts in Serachs war ich mit meiner Begleitung sein Gast.

Ich bemühte mich hier, nähere Erkundigung über den weitern Weg einzuziehen. Mein Führer Ana-Geldy-Serdar aus Merw, welcher früher öfters Raubzüge in das nördliche Afghanistan und Chorassan ausgeführt hatte, kannte freilich alle Wege; auch unter meinen Alieli-Turkmenen waren einige, welche nicht zum ersten Male den Heri-rud überschritten, aber ich durfte mich nicht auf ihre Aussagen verlassen. Die Aussicht, die Reise vom Heri-rud zum Murghab direkt zu machen, versetzte sie in Schrecken: sie logen mir vor, daß man bei Serachs nicht über den Heri-rud setzen könnte, daß es gar keinen Weg weiter gäbe; dagegen lobten sie alle den Weg durch persisches Gebiet; das, was sie auf diesen Weg lockte, war allein die völlige Gefahrlosigkeit desselben. Aber jemand, der die Turkmenen kennt, wird sich nicht betrügen lassen. Meine Erkundigungen ließen mich annehmen, daß der gute Weg direkt zwischen dem Heri-rud und Murghab, aber nicht auf persischem Terrain zu finden sei. Daß bei Serachs eine Fuhrt sei, hatte ich schon früher von Kaufleuten erfahren, welche von Merw nach Aschabad gereist waren. Am 23. April früh morgens verließ ich Serachs und setzte über den Heri-rud, indem ein vom Kommandanten mir gegebener Führer mir die Fuhrt zeigte.

Die Umgebung von Serachs ist belebt. An beiden Ufern des Flusses um die Befestigung herum sind Ansiedelungen der Merw-Turkmenen zerstreut, denen die persische Regierung gestattet hat, das Land in Besitz zu nehmen und zur Bearbeitung der Felder Wasser aus dem Heri-rud zu leiten; dafür zahlen sie dem Kommandanten von Serachs eine Abgabe im Betrage eines Zehntels der Ernte. Schon bei Daulet-abad theilt sich der Heri-rud in einige Arme und wird an einigen Stellen überaus breit; in Folge dessen erreicht er bei niedrigem Wasserstande im August, ja sogar schon im Juli, Serachs nicht mehr. Sechzehn Werst oberhalb dieser Festung sind Dämme vorhanden, welche das Wasser in tiefe Kanäle (Aryk) leiten, in denen es nicht allein bis Serachs, sondern sogar 10 bis 12 Werst darüber hinaus fließt. Vom Damm aus beginnen drei Hauptkanäle, welche fast einander parallel hinziehen, der eine läuft auf dem persischen (westlichen) Ufer, die beiden anderen auf dem östlichen (afghanischen). Der westliche versorgt Serachs und Kale-i-nau; die beiden anderen sind im Laufe des Jahres 1882 von den hier und bei Alt-Serachs angesiedelten Turkmenen wieder in Stand gesetzt worden. Dieselben existirten bereits zu der Zeit, als noch keine persische Befestigung in Serachs war, und daselbst noch Merw-Turkmenen wohnten: ein Kanal war Eigenthum des Stammes Otamysch, der andere des Stammes Tochtamysch. Jetzt ziehen sich die Kanäle bis Alt-Serachs, früher gingen sie noch weiter nach Nordosten bis Aschabad.

Vor der Eroberung von Göktepe wagten die Perser keinen Anspruch auf das Land am östlichen Ufer des Heri-rud zu erheben; auch am westlichen Ufer erstreckten sich die Ansiedelungen nicht über 50 Werst von Meschhed hinaus. Jetzt aber haben sich die Umstände geändert und die Perser beginnen sich bei Alt-Serachs einzurichten; sie benutzen die Gelegenheit, insofern als die Salur-Turkmenen, welche das Land früher in Besitz hatten, nicht im Stande sind, ihre Rechte auf dasselbe zu vertreten. Und doch ist die Gegend hier eine der besten am Heri-rud; von Kusan an, wo er seine westliche mit der nördlichen Richtung vertauscht fließt der Heri-rud bis Pesch-Rabat durch anbaufähiges Land. Weiter tritt er in eine enge Schlucht zwischen zwei hohen Bergrücken; Thäler, in welche Bewässerungskanäle geleitet werden können, sind dort selten und nur von geringer Ausdehnung. Erst von Pul-i-Chatun auf dem persischen Ufer und von Kassan-Kala auf dem östlichen Ufer, 16 Werst südlich von Serachs, ist das Land wiederum in größerer Ausdehnung zu Ansiedelungen geeignet. Von Kusan bis Pul-i-Chatun fließt der Heri-rud größtentheils in einem 15 bis 20 Saschen (30 bis 60 m) breiten Bette. Der Wasserstand ist von Anfang Januar bis Ende März hoch, die Strömung stark und die Fuhrten daher sehr gefährlich, aber schon im April kann man an vielen Stellen bei einer Tiefe von höchstens 1,2 m bequem übersetzen.

Im Sommer nimmt die Waſſermenge ſchnell ab, ſo daß man im Juni oder Juli überall dort, wo die ſchroffen Ufer kein Hinderniß darbieten, den Fluß paſſiren kann. Als der Engländer Mac Gregor im September von Kuſan nach Kafir-kala überſetzte, hatte der Fluß eine Tiefe von etwa 0,9 m und faſt gar keine Strömung. In ſeinem ganzen Thale ſind die Bergabhänge größtentheils mit Piſtazien bewachſen, hier und da auch mit Maulbeerbäumen. An ſeichten Stellen ſtehen Weiden, allerlei Geſträuch und Schilf, ſo dicht, daß man weder hindurchreiten noch hindurchgehen kann. Gutes und reichliches Pferdefutter iſt überall vorhanden. Das Waſſer des Fluſſes iſt trübe, aber ſchmackhaft und geſund. In Serachs wird behauptet, daß er früher waſſerreicher geweſen ſei; es iſt aber kein Grund vorhanden, dies zu glauben. Burnes, welcher im September 1832 Serachs beſuchte, fand ſein Bett vollkommen trocken und ſo unbedeutend, daß er daſſelbe für das eines beſondern Flüßchens Tedſchend hielt, welches auf dem nahen Hügel entſpringen und mit dem Heri-rud nicht zuſammenhängen ſollte. Tedſchend iſt aber nur die Fortſetzung des Heri-rud von Serachs nach Norden und Nordweſten, welche nur zeitweilig Waſſer enthält, aber trotzdem an vielen Stellen völlig unpaſſirbar iſt. Lieutenant Alichanow und Fähnrich Sokolow überſchritten ihn mit der Karawane des Kaufmanns Konſchin beim Damm Karybent; damals, um die Mitte Februar, hatte er eine Breite von 24 m und eine Tiefe von 1,6 m. Oft iſt die Tiefe aber viel beträchtlicher und dann iſt während eines oder anderthalb Monate die Paſſage für Karawanen nur möglich bei Alaman-Dſchungul, wohin der Tedſchend ſelbſt nicht mehr gelangt, ſondern nur einige aus ihm abgeleitete Kanäle. Während des Sommers hört das Waſſer im Tedſchend zu fließen auf; an einigen Stellen verſiegt er ganz; meiſt beſteht er aus langgeſtreckten Seen, von denen die Einwohner ſagen, daß ſie durch Quellen geſpeiſt würden oder durch unterirdiſche Fortſetzungen der Flüßchen von Tſchaatſcha, Meana und Duſchak, welche 15 bis 20 Werſt vom Tedſchend in Sümpfen verſchwinden. Das Waſſer jener Seen iſt nämlich kalt und verſchwindet auch in einem trocknen Sommer nicht. Die Anſiedelungen der am Tedſchend nomadiſirenden Tekke-Turkmenen koncentriren ſich nördlicher als Karybent in der Richtung nach Alaman-Dſchungul.

Die Gegend zwiſchen den beiden Flüſſen Heri-rud und Murghab war bis jetzt vollkommen unbekannt. Südlich von Merw liegen am Murghab die Anſiedelungen der Saryk-Turkmenen: Julatan, Pende[1]) und Murghabi-bala; weiter nach Süden an den Abhängen des Paropamiſos[2]) wohnen die Turkmenenſtämme der Dſchemſchiden und Teimuren. Weſtlich vom Murghab giebt es bis zum Heri-rud keine einzige Anſiedelung; alle Befeſtigungen vom Fluſſe Kuſchk (linker Zufluß des Murghab) an liegen in Trümmern und ſind von ihren Bewohnern verlaſſen. Den Weg von Merw nach Herat längs dem Murghab beſchrieben die Engländer Shakeſpeare und Abbot, welche im Jahre 1840 und 1841 dort reiſten. Ueber das Gebiet zwiſchen dem Kuſchk und dem Heri-rud aber hatte man keine Nachricht; hierher iſt noch kein europäiſcher Reiſender gelangt; ja ſogar unter den Bewohnern der angrenzenden Orte ſind die Wege nur den Serdaren, d. i. den Anführern bei Gelegenheit der Raubzüge bekannt. Die Saryk-Turkmenen in Julatan müſſen wider ihren Willen den offenen Kampf mit den zu nahe wohnenden Merw-Turkmenen meiden; die von Pende und Murghabi-bala dagegen machen beſtändig Raubanfälle in das Gebiet von Merw. Die Merw-Turkmenen blieben ihnen nichts ſchuldig, und die Beziehungen beider Stämme zu den Dſchemſchiden und Teimuren waren ebenſo ſchlecht. Von allen Stämmen in gleicher Weiſe hatten aber die Anſiedelungen des nördlichen Afghaniſtan und Choraſſan zu leiden. Wohin auch der Raubanfall gerichtet war, immer führte der Weg der Räuber durch die bezeichnete Gegend und deshalb wagte niemand ſich hier niederzulaſſen: die früher am Kuſchk und Heri-rud befindlichen Befeſtigungen, ſowie alle Arbeiten an dem Wege wurden verlaſſen; weder Karawanen noch einzelne Reiſende wagten es ſich hier zu zeigen aus Furcht vor den Merw- oder Saryk-Turkmenen. Gegenwärtig ziehen von Merw wohl vereinzelte Diebeshorden aus; nur allein die Saryk-Turkmenen rauben offen. Die mich begleitenden Alieli-Turkmenen und Ana-Geldy-Serdar, mein Führer aus Merw, fürchteten auch das Zuſammentreffen mit irgend einer räuberiſchen Bande und hofften nur darauf, daß gegenwärtig niemand es wagen würde, einen Ruſſen anzufallen.

Saryk-Turkmenen habe ich nicht begegnet. Die Begegnung dagegen mit Merw-Turkmenen und mit Afghanen beſtätigten die Meinung der Alieli. Beim erſten Male 15 Werſt von Serachs wäre es faſt zu einem Kugelwechſel gekommen. Ich war zur Seite geritten; da zeigten ſich Leute aus Merw, welche einen Kanal reinigen wollten. Die Alieli ſprengten nach verſchiedenen Seiten auseinander um mich aufzuſuchen. Die Merw-Turkmenen aber, welche uns für Sarykен hielten, rüſteten ſich zur Gegenwehr. Endlich wagte es Ana-Geldy-Serdar hinüber zu reiten, um ſich mit den Leuten auseinanderzuſetzen und die Sache lief glücklich ab. Um ähnliche Vorkommniſſe zu vermeiden, ließ ich von nun ab, ſobald mir Leute begegneten, alle meine Begleiter zurück und ritt, nur vom Dolmetſch begleitet, voran. Die Merw-Turkmenen ſprangen gewöhnlich, ſobald ſie unſerer anſichtig wurden, von den Pferden und verbargen ſich in der nächſten Schlucht, um ſich zu vertheidigen. Der Anblick eines Mannes in fremdartiger Kleidung, welcher ohne Bedeckung ſich ihnen näherte, beruhigte ſie; ſobald ſie erfuhren, daß ich ein Ruſſe ſei, begann eine Unterhaltung und meinen Alieli wurde das Zeichen zum Näherrücken gegeben. Man tauſchte Begrüßungen aus, rauchte eine Waſſerpfeife und ſchied in freundſchaftlicher Weiſe. Auf Afghanen ſtießen wir erſt viel weiter ſüdlich bei Kuſan; ſie ſind viel tapferer als die Merw-Turkmenen und verbergen ſich niemals bei einer Begegnung. Sobald ſie ſahen, daß zwei Männer ihnen entgegen ritten, ſandten auch ſie uns 2 oder 3 entgegen. Die Tekke erkennen die Tapferkeit der Afghanen auch an und entſchließen ſich nur, wenn ſie in Uebermacht ſind, bewaffnete Afghanen anzugreifen. Ihre Einfälle in Afghaniſtan werden darum ſtets von großen Haufen unternommen und, was die Hauptſache iſt, man iſt bemüht, einzelne unbewaffnete Leute zu überfallen.

Der Weg von Serachs nach Kuſan (218 Werſt) wurde in 5 Tagemärſchen zurückgelegt. Von Serachs geht er anfangs nach Südoſten, dann aber, etwa eine Werſt von der Feſtung Alt-Serachs, biegt er gerade nach Süden um. Eine halbe Werſt von der perſiſchen Befeſtigung überſchritten wir den Heri-rud an einer äußerſt günſtigen Fuhrt. Der Fluß hat hier vier Arme, aber nur in einem reichte das Waſſer den Pferden bis an den Bauch, die anderen waren noch flacher. Die Ufer ſind nicht ſteil, der

[1]) Nach Pende oder Pandſchdeh iſt im Oktober 1882 eine ruſſiſche Expedition geſandt worden, welche ein Stück in das Gebiet der Sarykен eingedrungen und gegen Ende des Jahres wieder nach dem Tedſchend zurückgekehrt iſt. Red.

[2]) Dieſer den Hindukuſch bezeichnende antike Name wird hier fälſchlich um 7 Längengrade zu weit nach Weſten bis auf das Barchut-Gebirge nördlich von Herat ausgedehnt. Red.

Boden feſt, ohne Gräben und Steine. Bei unſerm Uebergang war übrigens das Waſſer ſchon gefallen; es ereignet ſich, daß die Fuhrt bei Serachs unpaſſirbar iſt, doch gewöhnlich nur für einige Tage. Bei der Fuhrt haben die Merw-Turkmenen mit Einwilligung der perſiſchen Regierung am öſtlichen Ufer eine Befeſtigung erbaut, welche nach ihrem Anführer Popyſch-Peluan-kala heißt. Drei Werſt weiter geht der Weg über die Felder und Kanäle der neuen Anſiedler hin und zieht ſich bis zu dem zerſtörten Daukala längs der großen Kanäle hin, welche bei Daulet-abad beginnen. Die Gegend iſt vollkommen eben, der Boden zeigt Sand und Lehm.

Daukala, 14 Werſt von Serachs, iſt eine kleine in Trümmern liegende Befeſtigung; der Weg läßt hier den Kanal rechts liegen und geht bis Kaſſan-kala, etwa fünf Werſt in die Ebene, dann weiter über Hügel bis gegenüber der perſiſchen Feſtung Nauruz-abad, welche auf dem weſtlichen Ufer liegt. Der Heri-rud tritt hier dicht an die nicht ſehr hohen Abhänge des öſtlichen Ufers heran und drängt dadurch den Weg auf die unbedeutenden Höhen. Doch iſt derſelbe ſo gut, daß er ohne Weiteres mit Wagen befahren werden könnte. Gegenüber dem perſiſchen Nauruz-abad fällt er wieder in das Thal und berührt 4 Werſt weiter ſüdlich die Trümmer des tekke-turkmeniſchen Ortes Nauruz-abad, 21½ Werſt von Daukala. Beide Ortſchaften ſind in Folge der Ueberfälle von Seiten der Tekke- und Saryk-Turkmenen vollſtändig aufgegeben. Noch 10 Werſt weiter nach Süden, faſt bis zum Hügel Schir-Tepe, zieht ſich der Weg längs dem Heri-rud hin; dann aber ſchwenkt er nach Südoſten ab, läßt den Fluß rechts und kommt bis Kuſan nicht mehr an ihn heran. Von der Biegung bis zu den Trümmern eines Rabats beim Uebergang über das Gebirge Barchut, 50 Werſt vor Kuſan, iſt der allgemeine Charakter des Weges immer derſelbe: die Gegend iſt theils eben, theils hügelig, doch ſind die Hügel nicht bedeutend. Der Boden iſt überall Sand und Lehm. Steile Abhänge ſind ſelten, obgleich der Weg nur Saumpfad iſt und deshalb, jeden kleinen Umweg vermeidend, gerade über die Anhöhen hinweg geht und in die Schluchten hinunter ſteigt. Um ihn zu einer fahrbaren Straße umzugeſtalten, müßte an einigen Stellen die Richtung geändert werden, an anderen eine wirkliche Straße gebaut werden; doch iſt der Boden hier weich. Auf der ganzen Strecke findet ſich gutes Futter für Pferde, und an den Abhängen der Berge trifft man häufig einzelne Piſtazienbäume.

29 Werſt von Nauruz-abad geht der Weg etwa eine halbe Werſt weit neben einem theilweiſe verſchütteten Kjäris. Darunter verſteht man eine Reihe von Ciſternen oder Waſſerreſervoirs, welche in geringer Entfernung von einander liegen und durch einen unterirdiſchen Gang mit einander in Verbindung ſtehen; man ſammelt hier Waſſer, um es weiter zur Bewäſſerung der Felder zu benutzen. In einigen Ciſternen war noch Waſſer vorhanden, daſſelbe hatte aber einen bittern Geſchmack, welcher nach Anſicht der Turkmenen daher kommt, daß die Ciſternen lange nicht gereinigt ſind; auch früher, zur Zeit als die Kjäris gehörig in Ordnung gehalten wurden, ſei das Waſſer nicht völlig ſüß geweſen, immerhin aber trinkbar. Das Vorhandenſein von Salz in den nahen Gebirgen wird dadurch beſtätigt, daß in nicht zu großer Entfernung vom Wege, im Weſten am Fuße des längs dem Heri-rud hinlaufenden Gebirges, zwei beträchtliche Moore ſich finden, welche nach Angabe der Tekke mit einer dicken Salzſchicht überdeckt ſind.

Die zwei Brunnen in Adam-jolan, 41 Werſt von Nauruz-abad, liegen in einer elliptiſchen Einſenkung zwiſchen den Hügeln; hier war vollkommen ſüßes Waſſer vorhanden, trotzdem daß die Reſervoirs lange nicht gereinigt waren. Auch hier behaupteten die Merw-Turkmenen, daß zur heißen Jahreszeit das Waſſer einen ſchwach ſalzigen Geſchmack habe. Die Reſervoirs haben eine Tiefe von 4,4 m, ſind jedoch nur auf ca. 1 m mit Waſſer gefüllt. Früher war die Anzahl der Brunnen größer, doch ſind gegenwärtig alle bis auf zwei verſchüttet. Vortreffliches Pferdefutter iſt überall vorhanden.

Agar-tſchisme (12½ Werſt von Adam-jolam) iſt eine Quelle mit ausgezeichnetem ſüßen Waſſer; eine halbe Werſt weiter aufwärts im Thal iſt eine zweite gegenwärtig verſchüttete. Die Ruinen von Kungrueli liegen 8½ Werſt von Agarutſchisme; die Brunnen von ca. 5,5 m Tiefe haben reichlich Waſſer, welches freilich ſchwach ſalzig ſchmeckt. Von dort führen zwei Wege nach Afghaniſtan: der eine über Kizil-bulak (bis hierhin faſt vollkommen eben) und Chombou, welchen wir einſchlugen; der andere über Alrabat. Kizil-bulak, 39½ Werſt von Kungrueli, mit einer reichlichen Süßwaſſerquelle, liegt ca. 420 m ſeitwärts vom Wege in einer zum Heri-rud führenden Schlucht, deren Wände aus rothem Sandſtein beſtehen. 20 Werſt weiter überſchreitet der Weg das Flüßchen Schar-jäb, welches ſo ſalziges Waſſer hat, daß nicht einmal alle Pferde daſſelbe trinken wollten. Der Weg geht weiter längs dieſem Flüßchen, an welchem ſich eine kleine Süßwaſſerquelle befindet, fünf Werſt bis zu einem zerſtörten Rabat, am Eingange in eine Schlucht der Borchut-Berge. Der Aufſtieg zu denſelben bietet keine Schwierigkeiten dar, und mit geringer Mühe würde der Weg zu einer Fahrſtraße gemacht werden können. Das Gebirge beſteht aus Sandſtein, und auf der Höhe deſſelben entſpringt der Schar-jäb aus einem Sumpfe. Die Höhe des Paſſes beträgt ca. 945 m über dem Meeresſpiegel und ca. 270 m über der anliegenden Gegend [1]). Der Abſtieg nach Kuſan zu iſt bequemer als der Aufſtieg und würde auch heute ſchon für Wagen paſſirbar ſein. Etwa in der Mitte des Abſtiegs befindet ſich ein Süßwaſſerquell Chombou (36 Werſt von Kizil-bulak) und zwei Werſt weiter am Ende eines kleinen aus der Quelle entſpringenden Baches die Trümmer des Rabats Abdallah Chan. Von Chombou an ſenkt ſich der Weg noch 6 Werſt weit allmählich, dann theilt er ſich; rechts geht es nach Peſch-Rabat am weſtlichen Ufer des Heri-rud; links nach Kuſan; beidemal durch eine völlig ebene Gegend.

Kuſan (45½ Werſt bis Chombou) iſt der erſte afghaniſche Ort am Heri-rud auf dem Wege von Meſchhed nach Afghaniſtan. Der Weg von Kuſan nach Herat iſt bereits von vielen ruſſiſchen wie engliſchen Reiſenden zurückgelegt und beſchrieben worden; er zieht ſich am nördlichen Ufer des Heri-rud durch eine vollkommen ebene Fläche hin.

Der von mir gemachte und beſchriebene Weg iſt der beſte zwiſchen Serachs und Kuſan, folglich auch der beſte zwiſchen Aſchabad und Herat, wie aus einem Vergleich mit den anderen Wegen hervorgeht. Alle Wege vom Kaſpiſchen Meer über Meſchhed nach Herat durchſchneiden größtentheils Gebiete, welche beſiedelt, bearbeitet und reichlich mit Waſſer verſehen ſind und deshalb für größeren Verkehr ſich eignen. Der Nachtheil dieſer Wege aber liegt darin, daß man unbedingt einige Bergrücken überſteigen muß; die Herſtellung eines fahrbaren Weges oder noch mehr die Anlage einer Eiſenbahnlinie würde hier ſehr bedeutende Arbeiten erfordern. Ganz beſonders ſchwierig geſtalten ſich in dieſer Beziehung die Wege von Aſchabad über Meſchhed nach Herat: um aus

[1]) Auf einer zweiten Reiſe im Auguſt und September 1882 fand Leſſar weſtlich vom Paſſe von Chombou noch einen um ca. 100 m niedrigeren und für Wagen fahrbaren, Namens Kerwan-aman.

Achal und Attek nach Choraſſan zu gelangen, muß man unbedingt das Gebirge Daman-i-kuh (Kopet-dagh) überſchreiten. Für den bequemſten gilt der Germab-Paß von Göktepe nach Budſchnurd; aber auch er böte einer Eiſenbahn bedeutende Schwierigkeiten, welche kaum von den Vorzügen des Weges durch Choraſſan anſtatt desjenigen durch Attek ausgeglichen würde. Sollte ein Schienenweg ſchnell gebaut werden müſſen, ſo kann von einer andern Richtung als über Serachs nicht die Rede ſein.

Den Weg von Serachs nach Herat auf dem perſiſchen Ufer werde ich ſpäter beſchreiben; Waſſer iſt genug vorhanden, aber die zu überſchreitenden Päſſe erforderten gleichfalls viel mehr Arbeit, als auf dem Wege über Chombon. Die ganze Wegſtrecke von Aſchabad bis Herat beträgt 585 Werſt. Der Bau einer Eiſenbahn in dieſer Richtung fordert auf den erſten 300 und den letzten 135 Werſt keine beſondere Arbeiten, die Strecke von 150 Werſt in der Mitte zeigt dieſelben Verhältniſſe, unter denen anderweitig in Rußland Eiſenbahnen gebaut worden ſind, welche theils über ebene Flächen, theils durch hügeliges Land führen. Der Paß iſt leicht zu überſchreiten; wenn ein ſchneller Bau erforderlich wäre, ſo würde mit Zulaſſung ſcharfer Steigungen der Paß nicht hinter der übrigen Strecke zurückbleiben; auf allen übrigen Linien wäre dies abſolut unmöglich.

Der Weg über Chombon iſt größtentheils befahrbar; außer dieſem Wege giebt es noch einige andere, welche gleichfalls die Gegend zwiſchen dem Heri-rud und Murghab von Norden nach Süden durchziehen und unter einander durch quer verlaufende Wege in Verbindung ſtehen. Durch verſchiedenes Hin- und Herfragen habe ich auch über dieſe Wege einige Nachrichten geſammelt. Nächſt dem Weg von Merw nach Herat bietet am meiſten Intereſſe derjenige, welcher ſich von dem von mir zurückgelegten bei Kungrueli nach Ak-rabat, eine reichlich mit Süßwaſſer verſehene Lokalität, abzweigt. Gräbt man hier 1 Saſchen (2,1 m) tiefe Brunnen, ſo kann man an jeder beliebigen Stelle Waſſer finden. Weiter geht der Weg über zwei Süßwaſſerflüßchen Gürlen und Tſchilime-Souz. Der Paß über das Borchut-Gebirge bei Tſchilime-Souz iſt nach den Beſchreibungen von derſelben Beſchaffenheit, wie der bei Chombon. Hinter dem Paßübergang zieht ſich ein Weg bis Kuſan, in einer völlig ebenen Fläche, hin; der andere Weg führt nach Schikiwan über einige nicht hohe Hügelreihen. Der Weg von Merw nach Ak-rabat läuft anfangs längs dem Murghab, dann bis Tſchemenibeid längs dem Kuſchk. (Dieſe Wegſtrecke iſt von Shakſpeare und Abbot beſchrieben; ſie iſt zum Verkehr geeignet, da ſie am Fluſſe hinziehend, ſtets Waſſer und Pferdefutter bietet.) Dann wendet der Weg ſich und geht an der Quelle Islim-Tſchilime vorbei nach Ak-rabat. Durch dieſen Weg wird das für Fahrzeuge unpaſſirbare Paropamiſus-Gebirge am Urſprunge des Kuſchk vollſtändig vermieden. Die Länge der ganzen Wegſtrecke von Merw nach Herat beträgt ungefähr 380 Werſt.

Die Bremer Expedition nach der Tſchuktſchen-Halbinſel.

Von Dr. Aurel Krauſe.

I.

In den Jahren 1881 und 1882 unternahmen wir, mein Bruder und ich, im Auftrage der Bremer Geographiſchen Geſellſchaft eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach einigen Küſtengebieten des Stillen Oceans, deren Verlauf in Folgendem kurz geſchildert werden ſoll.

Das Ziel der Reiſe war zunächſt die nordöſtlichſte Halbinſel Aſiens, welche nach dem ſie bewohnenden Volke der Tſchuktſchen den Namen Tſchuktſchen-Halbinſel führt. An ihrer Küſte hatte Nordenſkiöld den Winter von 1878 zu 1879 zugebracht, und ſeine und ſeiner Begleiter Schilderung von dem Lande und ſeinen Bewohnern erweckten allgemeines Intereſſe und den Wunſch zu einer weitern Erforſchung der in vielfacher Beziehung merkwürdigen Halbinſel. Scheint doch die Beringſtraße, welche dieſelbe von dem gegenüberliegenden amerikaniſchen Feſtlande ſcheidet, die Brücke geweſen zu ſein, über die in alten Zeiten die Stammväter wenigſtens eines großen Theiles der amerikaniſchen Urbevölkerung hinübergezogen ſind; treten doch hier die beiderſeitigen Kontinente ſo nahe an einander, daß bei klarem Wetter die Küſten des einen von denen des andern erblickt werden können, und daß eine Bootfahrt von nur eintägiger Dauer den Verkehr der Bewohner vermittelt.

Der ſicherſte und ſchnellſte Weg zur Erreichung dieſer Halbinſel ſchien über San Francisco zu führen, da ſich von dort aus alljährlich eine Anzahl von Walfiſchfängern und Handelsfahrzeugen nach der Beringſtraße und durch dieſelbe in das nördliche Eismeer begeben. So war denn auch für unſere Expedition San Francisco als Ausgangspunkt in Ausſicht genommen. Am 5. Mai 1881 trafen wir, vier Wochen nach unſerer Abreiſe von Europa, daſelbſt ein, in dieſer wunderbar ſchnell aufgeblühten Stadt, welche trotz ihres geringen Alters von wenig über 30 Jahren heute bereits mehr als 300 000 Einwohner zählt. Leider erfuhren wir hier, daß die meiſten Schiffsgelegenheiten, auf welche wir gerechnet hatten, nicht mehr vorhanden waren, und wir mußten in der That froh ſein, ſchließlich noch eine letzte Gelegenheit wahrnehmen zu können. Auf einem kleinen Segelſchiffe, einer Bark von 200 Tonnen, die den Walfiſchfängern, bevor ſie ihre Spätſommer-Kampagne im nördlichen Eismeer beginnen, die bis dahin eingebrachte Ladung an Thran und Fiſchbein abnehmen ſollte, entſchloſſen wir uns die Reiſe über den Stillen Ocean, bis zu den Küſten der Beringſtraße zu machen. Außer unſerer Ausrüſtung führten wir ein Walfiſchfängerboot mit uns, ſowie einen deutſch-ruſſiſchen Matroſen, der uns als Bootsmann und Gehilfe bei unſeren Arbeiten große Dienſte leiſtete und ſich bis zuletzt unſeres Vertrauens werth zeigte.

Acht Wochen lang dauerte dieſe Fahrt, welche unter günſtigeren Verhältniſſen bequem in der halben Zeit hätte zurückgelegt werden können. Aber Windſtillen und widrige Winde, ſowie die geringe Segelfertigkeit des Schiffes verurſachten eine ſo große Verzögerung, welche uns bei der bereits vorgeſchrittenen Jahreszeit doppelt unangenehm war. Die Fahrt bot wenig Momente von größerer Bedeutung; keine Begegnungen mit anderen Schiffen oder Landungen

in fremden Häfen unterbrachen die Einförmigkeit des Lebens an Bord; erſt als wir uns den Aleuten näherten, dieſer Inſelkette, welche ſich quer über den Ocean von dem amerikaniſchen Kontinente zu dem aſiatiſchen, von der Halbinſel Alaska zu der Halbinſel Kamtſchatka hinüberſtreckt, gewährte ein reicheres Thierleben, ſowie der Anblick der aus dem Meere auftauchenden Gebirgslandſchaft eine größere Abwechslung. Hier geſellten ſich zu den wenigen Vögeln, die bisher unſer Fahrzeug begleitet hatten, zahlreiche neue Arten; überall trafen wir entwurzelte Rieſentange, vor allem eine Art (Macrocystis pyriformis), deren baumlange hohle Stämme in eine kinderkopfgroße Kugel endigen, an welcher lange ſchmale Laubblätter ſitzen.

Das erſte Land, das wir nach vierwöchentlicher Fahrt erblickten, war die kleine Inſel Ukamok, ſüdlich von Kodiak gelegen. Viel zu weit nach Oſten hatten uns die beſtändigen Weſtwinde getrieben, und noch volle zwei Wochen hatten wir an dieſer durch Nebel und Stürme gefährlichen Inſelkette herumzulaviren, bis uns endlich die Durchfahrt durch einen der zahlreichen Päſſe glückte. Von den nordwärts gehenden Schiffen wird am häufigſten der Unimak-Paß zwiſchen den Inſeln Unimak und Akun gewählt, doch widrige Winde verwehrten uns hier die Paſſage. Wir ſegelten weiter zum Akutan-Paß, zwiſchen den Inſeln Akutan und Unalaſchka, doch auch hier gelang die Durchfahrt nicht, ebenſowenig bei dem weiter weſtwärts gelegenen Paß der Four mountains, der vier Berge, wie er nach vier hohen Felſeneilanden benannt wird. Jetzt wurde wieder oſtwärts geſegelt, zum Akutan-Paß zurück, und dieſes Mal glückte auch endlich die Paſſirung deſſelben. Aber wenig fehlte und die Fahrt hätte hier ein unliebſames Ende erreicht. Eine ſtarke Ebbeſtrömung floß durch die enge Paſſage aus der Beringſee in den Großen Ocean, gerade als wir uns mitten in der Straße befanden, und eine Zeitlang bewegten wir uns trotz der durch einen günſtigen Wind geſchwellten Segel nicht von der Stelle. Die einbrechende Nacht und die große Nähe der felſigen Küſte machte die Lage keineswegs unbedenklich, und nur ein Zuſammentreffen günſtiger Umſtände, Abnahme der Strömung, Verſtärkung des günſtigen Windes und eine ausnahmsweiſe klare Nacht befreiten uns von der drohenden Gefahr der Strandung.

Die Kette der Aleuten, die wir nun paſſirt hatten, wurde im Jahre 1741 von Bering auf der Rückkehr von ſeiner letzten unglücklichen Fahrt nach den Küſten des amerikaniſchen Feſtlandes entdeckt. Auf der weſtlichſten dieſer Inſeln ſtrandete Bering's Fahrzeug; die Mannſchaft, durch den Skorbut, welchem auch der Kommandeur unterlag, decimirt, wurde zu einer beſchwerlichen Ueberwinterung gezwungen, deren Einzelheiten uns durch die Beſchreibung des trefflichen Steller, der Bering als Arzt und Naturforſcher begleitete, anſchaulichſt geſchildert worden ſind. Im folgenden Jahre kehrten die Schiffbrüchigen auf einem Boote, das ſie ſich ſelber aus den Trümmern des Wracks gezimmert hatten, nach Kamtſchatka zurück. Ihre Berichte von dem großen Reichthum der entdeckten Länder an werthvollen Pelzthieren regten zu zahlreichen Handelsunternehmungen an, durch welche in den nächſten Jahrzehnten die ganze Inſelkette und die benachbarten Küſten des amerikaniſchen Feſtlandes im Intereſſe des Pelzhandels erforſcht wurden. Promyſchlenniks nannte man die kühnen Abenteurer von oft zweifelhaftem Rufe, welche dieſem Gewerbe nachgingen, und welche in der Ausſicht auf einen verlockenden Gewinn ihr Leben den größten Gefahren und Beſchwerden ausſetzten. Pelzrobben und Seeottern waren die Thiere, denen man vorzüglich nachſtellte; namentlich die Felle der letzteren fanden einen ſehr guten Markt in China, mit welchem Lande auch ſehr bald ein lebhafter Handel betrieben wurde. Die eingeborene Bevölkerung bewog man theils durch gütliches Zureden, theils unter Anwendung von Gewalt, bei der Jagd der Thiere behilflich zu ſein. Nachdem einige Widerſtandsverſuche mit rauher Hand erdrückt worden waren, fanden die Ruſſen hier ergebene Diener, die ihren Glauben und ihre Sprache annahmen, und in frommer Hingebung an die ihnen geſandten Prieſter und in dem Feſthalten an den Satzungen der griechiſchen Kirche mit ihren ruſſiſchen Glaubensbrüdern wetteiferten. Noch heutigen Tages ſind die Aleuten eifrige Bekenner der griechiſch-orthodoxen Kirche, trotzdem ſie bereits ſeit fünfzehn Jahren der Herrſchaft der Vereinigten Staaten unterworfen ſind.

Wie zur ruſſiſchen Zeit iſt auch jetzt noch die Jagd der Pelzthiere die Hauptbeſchäftigung der ſpärlichen Bevölkerung, doch iſt der Ertrag nicht mehr ſo bedeutend, wie ehemals. Die waldloſen Inſeln ſind vulkaniſcher Natur; eine ganze Reihe thätiger feuerſpeiender Berge befindet ſich auf ihnen, wiederholentlich ſahen wir Kegelberge von tadelloſer Regelmäßigkeit, auch Rauch von einzelnen derſelben aufſteigen. Wenig bedeutend iſt das Thierleben auf dem Lande, dagegen ſind die Meere reicher bevölkert; ergiebige Kabeljau-Gründe befinden ſich bei Kodſak und den Schumagin-Inſeln, welche von einigen Firmen in San Francisco mit Erfolg ausgebeutet werden.

Doch ich kehre zu unſerer Fahrt zurück. Kaum hatten wir die Aleuten-Kette paſſirt und das Berings-Meer erreicht, als auch gleich ein reicheres Thierleben die flacheren Gewäſſer ankündigte. Rings um das Schiff herum ſah man breite Walfiſchrücken auftauchen, zwiſchen denen ſich Delphine und Seehunde tummelten. Hier und da hatten ſchwimmende Tangmaſſen, auch für uns ein ergiebiger Fundort für allerhand kleines Gethier, Scharen verſchiedener Vögel herbeigelockt, welche daſelbſt reichliche Nahrung fanden. Die Bering-See iſt im Allgemeinen nur von geringer Tiefe; 25 bis 30 Faden, alſo ungefähr 50 m beträgt die mittlere Tiefe. Nur im weſtlichen Theile und in einem ſchmalen Strich nördlich von den Aleuten ſind größere Tiefen, bis zu 80 und mehr Faden vorhanden. Südlich von den Aleuten dagegen exiſtirt eine große Depreſſion, in der ſich die größten aller bisher gelotheten Meerestiefen, von über 4000 Faden, d. h. mehr als der doppelten Höhe des Mont-Blanc, befinden.

Die geringere Tiefe der Bering-See verräth ſich auch ſofort durch den verſchiedenen Wellengang. Statt der lang gedehnten Wogen des Stillen Oceans haben wir hier einen kurzen Seegang, der bei ſtarker Briſe ein viel unangenehmeres Schwanken der Schiffe verurſacht, als es bei dem ſtürmiſchſten Wetter im Großen Ocean der Fall zu ſein pflegt.

Mitten in dieſem Meere, das wir jetzt durchfuhren, liegen zwei kleine, öde Felſeneilande, die trotz ihres geringen Umfanges eine hohe kommercielle Bedeutung beſitzen. Pribylow-Inſeln werden ſie nach ihrem erſten Entdecker genannt, St. Paul heißt die eine, St. Georg die andere. Sie ſind die Zufluchtsſtätten der Pelzrobben oder Seebären (Callorhinus ursinus), die alljährlich in großen Zügen mit dem Beginn des Sommers hier anlangen und ihre Jungen hierſelbſt aufziehen, um dann im Herbſte wieder die Wanderung nach Süden anzutreten. Eine Privatgeſellſchaft in San Francisco, die „Alaska Commercial Company“, beſitzt das Monopol der Ausnutzung dieſer Inſeln. Um einer Ausrottung der Thiere vorzubeugen iſt in dem Vertrage mit der Regierung nur die Tödtung einer beſchränkten Zahl erlaubt; 100 000 dürfen danach nur alljährlich geſchlagen werden, 75 000 auf St. Paul, Zahlen,

welche beſſer als Worte von der ungeheuren Menge der Thiere, die ſich hier einfinden, einen Begriff geben, zumal da man nur drei- und vierjährige Männchen tödtet. Trübes Wetter verwehrte uns auf der Hinfahrt den Anblick der Inſeln. Erſt die Lorenz-Inſel kam uns wieder zu Geſicht, ſo benannt, weil ſie am St. Laurentiustage im Jahre 1728 von Bering zuerſt erblickt wurde. Sie wurde in die im Jahre 1867 für 7 200 000 Dollars an die Vereinigten Staaten verkauften ruſſiſchen Gebietstheile mit inbegriffen, wiewohl ſie den Küſten des aſiatiſchen Feſtlandes näher liegt, als denen Amerikas. Am folgenden Tage, dem 4. Auguſt, kam uns zum erſten Male ein Theil des aſiatiſchen Kontinents zu Geſicht, eine vorgeſtreckte Landſpitze, Point Tſchaplin oder Indian Point genannt, hinter welcher ſich in der Ferne höhere Bergkuppen zeigten. Am 6. Auguſt endlich waren wir unſerm Ziele, der Lorenzbai, nahe; aber dicker Nebel verhüllte wieder wie gewöhnlich die Küſte. Trotzdem hielt der Kapitän auf dieſelbe los, bis plötzlich der Nebelſchleier auf einen Augenblick zerriß und uns das felſige Geſtade wenige Schiffslängen vor uns offenbarte. Eine ſchnelle Wendung ließ uns der Gefahr der Strandung entgehen; hüllte auch der Nebel uns wieder dichter ein, ſo waren wir doch ſoweit orientirt, um ohne fernere Zwiſchenfälle den ſichern Ankerplatz auffinden zu können.

Die Lorenzbai auf der Weſtſeite und Point Providence oder Ploverbai auf der Südſeite der Tſchuktſchen-Halbinſel bieten zwei wohlgeſchützte Hafenplätze dar, welche von den Walfiſchfängern zur Einnahme von friſchem Waſſer, ſowie zum Auskochen des Thrans und Reinigen des Fiſchbeins faſt regelmäßig aufgeſucht zu werden pflegen. Kahle felſige Ufer faſſen die Bucht ein, nur hier und da wird das einförmige Grau durch ein ſaftiges Grün von Gräſern und Kräutern unterbrochen. Einzelne Schneeflecken, die bis an das Meeresgeſtade heranreichen, machen den Anblick dieſer öden arktiſchen Natur nur noch unfreundlicher. Dazu ein nebelgrauer Himmel, ein herniederrieſelnder kalter Regen, eine Lufttemperatur von durchſchnittlich 5 bis 6° C. in dem wärmſten Monat des Jahres, fürwahr das Bild, welches ſich hier unſeren Blicken bot, war kein beſonders anziehendes. Aber ſo wenig reizvoll dieſe Regionen auch dem Touriſten erſcheinen mögen, ſo intereſſant ſind ſie dem Forſcher. Der Kampf um die Exiſtenz, den Thier und Pflanze ſowohl wie der Menſch hier unter beſonders erſchwerenden Umſtänden zu führen haben, verleiht den arktiſchen Gegenden ein hohes Intereſſe. Die rauhen Winde laſſen die Pflanze nicht in die Höhe wachſen, der in geringer Tiefe beſtändig gefrorene Boden läßt ſie nicht tief wurzeln; ſo vegetirt ſie denn, dem Boden angeſchmiegt, mit ausgebreiteter Blattroſette, aus deren Mitte ſich die große lebhaft gefärbte Blume erhebt. Und mit wenigen Ausnahmen ſind alle Gewächſe ausdauernd; ohnedem würde ihre Fortdauer eine höchſt unſichere ſein, da ihre Samen in der kurzen Sommerzeit nicht immer zur Reife gelangen können.

Nicht minder lehrreich iſt es, zu ſehen, mit welchen Mitteln der Menſch ſeine Exiſtenz einer armen Natur abringt, wie er in der Kleidung, in der Nahrung, in der Wahl und Einrichtung ſeiner Wohnplätze unbewußt den beſtehenden Naturverhältniſſen aufs Beſte Rechnung trägt.

Als wir in der Nähe einer kleinen Sandinſel in der Lorenzbai vor Anker gingen, unterlagen wir einer komiſchen, durch den Nebel hervorgerufenen Täuſchung. Zahlreiche Hütten der Eingeborenen glaubten wir an dem fernen Ufer zu erkennen, ſowie auch Scharen von auf- und niedergehenden Menſchen. Selbſt die ſeekundige Schiffsbeſatzung war längere Zeit in dem gleichen Irrthum befangen, bis die vermeintlichen Hütten durch das Teleſkop als Grashügel erkannt wurden und die vermeintlichen Menſchenſcharen ſich alsbald dadurch, daß ſie ſich in die Luft erhoben, als Gänſe entpuppten. Wir ſahen nun, daß die Küſte, die vorher ſo fern ſchien, ganz nahe vor uns lag. Bald machten wir auch die Bekanntſchaft mit wirklichen Eingeborenen; zwei Böte, vollgepfropft mit Männern, Frauen und Kindern näherten ſich unſerm Fahrzeug. Lärmend und lachend begrüßten ſie uns und ſtiegen ohne Bedenken an Bord, um hier durch Gebehrden und Zeichen das Verlangen nach Sättigung auszudrücken. Einer und der andere ſprach auch ein Wort engliſch, oder wenigſtens das Kauderwelſch, das unter dem Namen „pigeon english“ (korrumpirt aus „business english“) unter den Seefahrern bekannt und mit vielen ſpaniſchen und auch kanakiſchen Wörtern gemiſcht iſt; „mi hungri“ und „kaukau“ riefen ſie ein über das andere Mal, indem ſie dabei zur größern Deutlichkeit mit den Händen auf ihren Bauch klopften. Für unſere Beſucher wurde denn auch nach der durch die Walfiſchfänger einmal eingeführten Sitte ein großes Mahl bereitet, d. h. eine Schüſſel mit Syrup und eine Portion Schiffszwieback hingeſtellt, über welche leckere Speiſen ſie gierig herfielen. Löffel und Gabel gebrauchten ſie nicht; die Finger wurden in den Syrup geſteckt und dann abgeleckt.

In der Lorenzbai nahmen wir von dem Schiffe, das uns zwei Monate lang beherbergt hatte, Abſchied. Mit unſerm Boote und Gepäck begaben wir uns ans Land, woſelbſt wir alsbald auf dem kieſigen Strande neben zwei koloſſalen Walfiſchſchädeln ein Zelt aufſchlugen. Auf den feuchten Boden wurde eine Gummidecke gebreitet, darüber eine wollene Decke; ſo ward unſer Nachtlager hergeſtellt, das im Hinblick auf die nichts weniger als komfortable Lagerſtätte an Bord des Schiffes noch leidlich bequem gefunden wurde. Den übrigen Raum des Zeltes nahm ein Theil unſeres Gepäckes ein, ein anderer mußte wohl oder übel draußen gelaſſen werden, nur durch Gummidecken gegen den Regen geſchützt. Während des zweiwöchentlichen Aufenthalts in der Lorenzbai widmeten wir unſere Aufmerkſamkeit größtentheils der ſchwindenden Flora des kurzen Sommers. Außerdem wurden mehrfach Bootsausflüge zum Fiſchen mit dem Schleppnetz gemacht, welche auch reichliche Ausbeute an Konchylien und anderen niederen Seethieren lieferten. Daß alle, auch die kleinſte Arbeit von uns ſelbſt beſorgt werden mußte, erfuhren wir ſehr bald, und ſo erwünſcht uns auch ein näherer Verkehr mit den Eingeborenen im Intereſſe von ethnologiſchen Studien und ethnologiſchen Erwerbungen war, ſo wenig konnte uns doch ihre Gegenwart bei der Vornahme von botaniſchen und zoologiſchen Sammlungen angenehm ſein. Ganz beſonders mußten wir darauf bedacht ſein, unſern Spiritusvorrath vor ihren Augen und Naſen zu bewahren. Zwar war derſelbe mit einer gehörigen Doſis Brechweinſtein verſetzt und dadurch für einen civiliſirten Gaumen jedenfalls ungenießbar gemacht worden, aber wir hatten allen Grund zu befürchten, daß unſere tſchuktſchiſchen Freunde keinen Anſtoß daran nehmen würden.

An unſerm Zeltplatze befanden ſich zur Zeit unſeres Aufenthalts keine Hütten, nur Reſte alter Anſiedlungen. Das nächſte größere Dorf mit 13 Hütten, Jarangen genannt und etwa 60 Einwohner bergend, lag $^3/_4$ Meile weit ab. Bei einigermaßen günſtigem Wetter kamen jedoch von hier ſowohl, wie von einigen kleineren Niederlaſſungen am jenſeitigen Ufer der Bai zahlreiche Beſucher zu uns, theils zur Befriedigung ihrer Neugier und in Erwartung einiger Geſchenke, theils auch, um dem Fange von Lachsforellen obzuliegen. Unter den Männern wie Frauen ſind wohlgebildete Geſtalten durchaus nicht ſelten; durchſchnittlich ſind ſie von mittlerer Größe und zeigen durch breite, ſtumpfe

Naſen, etwas hervorſtehende Backenknochen und ſchmale Augen eine Annäherung an den mongoliſchen Typus. Das Haar tragen die Männer kurz geſchoren, indem ſie jedoch einen Kranz von 4 bis 5 cm langen Haaren rings um das Haupt ſtehen laſſen; die Frauen flechten das Haar in zwei über die Schultern herabhängende Zöpfe. Die Kleidung iſt ſehr gleichförmig, und Männer und Frauen unterſcheiden ſich darin nur wenig. Ueber die gewöhnliche Pelzkleidung, die meiſtens aus Renthierfellen hergeſtellt iſt, wird bei Regenwetter ein aus Walfiſch- oder Seehundsdärmen gefertigter Ueberrock getragen. Das Schuhzeug aus Seehundsleder iſt ganz vortrefflich, außerordentlich leicht und waſſerdicht. Die Mannſchaften der Walfiſchfänger pflegen ſich damit zu verſorgen, und auch wir ſelber nahmen es ſeiner beſonderen Vorzüge wegen viel in Gebrauch.

Kürzere Mittheilungen.

Lieutenant Wißmann's Brief aus dem Tuſchilange-Lande.

Im Nachſtehenden geben wir den auf S. 88 der vorigen Nummer erwähnten und bereits verloren geglaubten Brief des Reiſenden mit Weglaſſung alles deſſen, was jetzt nach Eintreffen ſeines Geſammtberichtes (ſ. oben S. 86) veraltet erſcheint. Der Brief wurde in Kidimba, der Reſidenz des Tuſchilange-Fürſten Dſchingenge (6° 8' 40" ſüdl. Br., ca. 22° öſtl. L., 600 m hoch am linken Ufer des Lulua gelegen), am 17. November 1881 geſchrieben und hat mehr als 14 Monate gebraucht, um Berlin zu erreichen. Zu ſeinem Verſtändniſſe dienen die Schütt'ſchen Karten, namentlich Tafel 3. Der Brief, welcher beſonders deshalb wichtig iſt, weil er uns zeigt, unter welchen Verhältniſſen die dortige deutſche Station beſtehen ſoll, lautet:

„Soeben erſcheint ein Kioque-Häuptling, der mit uns hierher gereiſt iſt, und der nun zurückkehrend, meinen Brief mitnehmen will. In höchſtens einer Stunde will er ſeinen ſchon vorausgegangenen Leuten folgen. Ob dieſe Zeilen ihren Beſtimmungsort erreichen, iſt ſehr fraglich, aber doch möglich!

Nach einer dreimonatlichen Reiſe von Kimbundu trafen wir hier am letzten Tage des Oktober ein, und zwar Pogge mit dem Gros der Karawane beim Mukenge, dem Kalamba d. h. erſten Fürſten der Tuſchilange (Plural von Kaſchilange), ich mit 20 Trägern beim Dſchingenge (Kingenge nennen ihn die Ambaquiſten), einem mit Mukenge in Fehde lebenden, aber ebenſo mächtigen Empörer, der uns auf dem Wege begegnete und uns den Weg zum Lualaba zu zeigen verſprach.

Deshalb begleitete ich ihn, während Pogge zum erſten Fürſten ging, um dort die Station zu gründen. Die Feindſchaft der beiden Häupter iſt für uns ganz gleichgiltig, und habe ich ſchon Pogge von hier aus (in einer ſtarken Tagereiſe) beſucht, auch ſtehen wir in Briefwechſel, der ſo ſicher iſt, als wenn er unter Dr. Stephan's Leitung ſtände.

Ueber unſern Weg kann ich vorerſt nur in aller Eile berichten, daß wir hauptſächlich Schwierigkeiten mit den Kioques (Kiokos, Quiocos) hatten, die aus Furcht, wir würden ihnen den hier noch jungfräulich lohnenden Handel verderben, uns vielfach Schwierigkeiten in den Weg legten. Indeß ſind wir ſtets entweder durch Bezahlen oder durch eiliges Marſchiren, nur einmal mit Drohung, gewaltſam durchzubrechen, bis ins Lunda-Reich gelangt, das zwar dem Häuptling Kahungula gehört, aber dem vielgenannten Negerkaiſer Muata Jamwo tributpflichtig iſt. Den Häuptling Kahungula, denſelben, der Herrn Dr. Buchner ſo ſchmählich hintergangen hat, haben wir ſelbſt nicht geſehen, ſondern nur die Schweſter deſſelben, Namens Ginambanſa, welche uns in unſerm Eilmarſche nicht aufzuhalten vermochte. Hier ſind wir durchgeſchlüpft, ehe Kahungula oder ſeine Boten uns erreichen konnten.

In der Stadt, wo die Dame Ginambanſa reſidirt, haben wir auch Buchner's Weg gekreuzt, nach meiner Beobachtung auf 7° 23' 10" ſüdl. Br. Dann paſſirten wir den öſtlichen Theil der Länder Muata Kumbana's ohne beſondere Hinderniſſe und überſchritten den Kabuankabe, eine, einem kleinen Gebirge ähnliche Bergkette, an deren Fuß die Reſidenz Kiluata liegt, der nördlichſte Punkt auf der Reiſe, welche Schütt unternahm. Wir ließen dieſe Negerreſidenz jenſeits (am rechten Ufer) des Tſchikapa, höchſtens zwei Tagereiſen von uns entfernt, liegen. Sie befindet ſich nach meiner Karte 10' nördlich von der bei Ginambanſa gemachten Beobachtung, alſo 7° 10' bis 13'.

Immer dicht am linken Ufer des Tſchikapa marſchirend, kamen wir durch einige Dörfer der Tulluba oder Bena Mai, wie ſie ſich ſelbſt lieber nennen, und dann durch das Land der Tuvende bis an den Kaſſaifluß. Von Kimbundu bis hierher hatten wir Nord mit wenig Oſt, von Kaſſai zum Lulua Oſt-Nord-Oſt. Die beiden großen Fälle des Kaſſaifluſſes, obgleich in wenigen Stunden zu erreichen, konnte ich nicht beſuchen, da man mich allgemein vor dem dortigen Häuptling Mai Munene (Munene = groß) warnte; derſelbe würde mich nicht wieder fortlaſſen. Die beiden Waſſerfälle heißen in der Sprache der Eingeborenen „Mbimbi Mukaſch" (Mann) und „Mbimbi Mulume" (Frau) und ſind dicht an der Einmündung des Tſchikapa in den Kaſſai und 5 bis 6 Tagereiſen nördlich von Kiluata. Schütt, welcher ihre donnernden Laute auf ſeiner Reiſe gehört haben will, ohne ſich ihnen ſelbſt nähern zu können, dürfte ſich wohl getäuſcht haben.

Die Paſſage des Kaſſai ſelbſt ging außer den üblichen Prellereien der Fährleute gut von Statten, aber zur höchſten Zeit, denn noch war Pogge mit der Ueberbringung der Reitſtiere auf dem linken Ufer beſchäftigt, während ich auf dem rechten Ufer Ordnung hielt, als einige Boten von Häuptlingen am rechten Ufer ankamen, die unſere Paſſage hintertreiben ſollten, mit der Drohung, auf dem rechten Ufer würden wir Feuer bekommen. Als die Kerle aber ſahen, daß ſie zu ſpät kamen, denn unſere Träger waren alle ſchon übergeſetzt, zogen ſie ſich zurück, und keine Feindſeligkeiten hinderten uns mehr, bis zu unſerm jetzigen Aufenthaltsort vorzudringen.

Nur ein Strike unſerer Träger drohte, die mehr Sold verlangten. Aber nachdem ſie die Laſten auf unſer Geheiß abgeliefert und bis auf zwanzig die Erlaubniß erhalten hatten, in ihre Heimath zurückzukehren, kamen ſie beſchämt wieder an, denn ſie ſahen ein, daß es für ſolche Scherze zu ſpät ſei. So nahmen ſie denn auch ihre Laſten wieder willig auf die Schulter.

Ein Streit, den die Träger, von Palmwein berauſcht, in großer Betrunkenheit unter ſich hatten, und bei dem einige Leute nicht unbedeutend mit Aexten und Meſſern verwundet wurden, war ſchon ernſtlicher, denn von einigen wurde in der Aufregung des Streites bereits die Loſung ausgegeben: „Laßt uns das Gepäck der Weißen rauben und entfliehen!" Glücklicherweiſe gelang es, dieſe Aufwiegelung zu unterdrücken,

und wir vermochten sogar den Gebrauch der Feuerwaffe bei der Schlägerei zu verhindern.

Unser jetziger Aufenthaltsort Kidimba ist ein wirklicher sicherer Hafen. Es wohnt hier ein gutmüthiges Volk, das in dem Weißen ein so unendlich höheres Wesen erblickt, daß Unzuträglichkeiten zwischen uns und den Eingeborenen, wenn auch nicht völlig unmöglich, so doch höchst unwahrscheinlich scheinen. Von hier aus steht in Wahrheit nicht nur der Weg nach Norden, zu dem Tukete-Fürsten Luguengo, der unendlich gern einen Weißen bei sich sähe, sondern auch die Route nach Osten und nach Süden offen. Wir haben uns für den Weg nach Osten entschieden, da der Mukamba-See in dem Reiche des Negerfürsten Mukenge selbst liegt. Es ist das der einzige hier nach Osten bekannte See, von dessen großen Wellen ꝛc. der Tuschilangestamm sich viel zu erzählen weiß.'

Waaren zum Tauschhandel und für Geschenke haben wir, Dank der großen Sparsamkeit und des richtigen Ueberschlages, den Dr. Pogge machte, noch genug. Ein Theil, genügend zur Rückkehr von hier nach Malange, bleibt hier unter Aufsicht unseres Dolmetschers Germano, der auch während unserer Reise das Stationshaus herzustellen hat."

Die schwedische Expedition von 1882 nach Spitzbergen.

Die Resultate der Untersuchungen von Baron G. de Geer und Dr. Nathorst, welche im vergangenen Sommer von der schwedischen Akademie der Wissenschaften zum Studium der Geologie und Geographie von Spitzbergen dorthin geschickt wurden (vgl. „Globus" XLII, S. 32, 256 und 288), sind der „Nature" (Nr. 689) zufolge sehr interessant. Dahin gehören zwei Karten, deren eine die Umrisse der Fjorde und Thäler im Süden der Insel nebst der Grenze des Inlandeises verzeichnet, während die andere die Meerestiefen um Spitzbergen und Skandinavien zur Anschauung bringt. Aus letzterer ergiebt sich, daß beide Länder gehobene Grate sind auf einem verhältnißmäßig ebenen Plateau, welches westlich von Spitzbergen steil in den Ocean abfällt. Ferner hat die Expedition festgestellt, daß die tiefen Fjorde und engen Thäler der Insel nicht durch Emporhebung der Erdkruste oder durch starke Wasserläufe, sondern durch die Wirkung von Gletschern während der Eiszeit entstanden sind. Spuren an den Felsen der Beeren-Insel machen es wahrscheinlich, daß einst die spitzbergischen Gletscher bis dorthin gereicht haben. Am Schlusse der Eiszeit erfolgte höchst wahrscheinlich ein plötzliches Sinken von Spitzbergen und Skandinavien und dann ein noch bedeutenderes Aufsteigen der Küsten, wie die Entdeckung alter Kiesgestade und Schalen von Salzwassermuscheln weit landeinwärts in beiden Ländern beweisen. Das Vorhandensein einiger der charakteristischesten Species der skandinavischen Flora und Fauna in Spitzbergen läßt sich vielleicht erklären durch eine Wanderung von Skandinavien her zu einer Zeit, als das Plateau zwischen den beiden Bergketten sich über dem Meeresspiegel befand (die „Arktis" des Geologen Karl Pettersen in Tromsö), etwa bald nach dem Ende der Eiszeit. Auf andere Weise scheint es unmöglich zu sein zu erklären, wie z. B. Vögel und namentlich solche, die auf dem Lande leben, ihren Weg nach jener circa 660 km von Skandinavien entfernten Insel gefunden haben könnten. Gleichzeitig sind zweifellos auch der gemeine skandinavische „Blaamusling" (Mytilus edulis) und einige andere Species in Spitzbergen eingewandert. Erstere ist jetzt zwar ausgestorben, muß aber den großen, an den Ufern sich findenden Muschelhaufen nach zu schließen, einst ziemlich gewöhnlich gewesen sein. Letzterer Umstand scheint auch zu beweisen, daß das Klima von Spitzbergen früher viel milder als gegenwärtig gewesen ist und bestätigt die Theorie eines Zusammenhanges von Spitzbergen und Skandinavien zur Eiszeit, da eine solche Landmasse den östlichen Arm des Golfstromes, welcher jetzt beim Nordkape vorbeifließt, in eine nördlichere Richtung und so die mildernden Elemente eines südlichen Klimas den jetzt öden Felsmassen im Arktischen Oceane, dem Archipele von Spitzbergen, zugelenkt haben muß.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die baierische Stadt Wörth in Unterfranken (am linken Ufer des Main zwischen Miltenberg und Aschaffenburg) hat durch die zweimalige Ueberschwemmung dieses Winters derart gelitten, daß die Regierung dem Magistrate vorgeschlagen hat, die Stadt an eine andere Stelle zu verlegen. Der Magistrat ist darauf eingegangen und hat einen Plan ausgearbeitet, nach welchem sich die Bewohner auf einem höher gelegenen Terrain ansiedeln sollen. Diese Verlegung einer ganzen Stadt ist in Europa wenigstens etwas seltenes.

— Marseille hat sich in den letzten Jahrzehnten zu einem Haupttheehafen entwickelt. Im Jahre 1850 wurden dort nicht mehr als 12 000 kg eingeführt, und zwar meist aus den Lagerhäusern der Hansastädte und Londons. Zehn Jahre später stieg in Folge direkter Verbindungen mit dem Osten die Einfuhr auf 229 114 kg, wovon der weitaus größte Theil, nämlich 223 813 kg, aus China direkt kam. Seitdem hat sich dieser Handel beständig vergrößert, indem 1881 der Import auf 3 198 430 kg, davon 2 878 675 direkt aus China, gestiegen war. Die Gesammteinfuhr aller französischen Häfen an Thee betrug 3 572 268 kg; mithin entfallen auf Marseille allein über 95 Proc. derselben.

— Dr. Schliemann beabsichtigt im Nordwesten von Athen, wo die im Kampfe gefallenen Bürger beerdigt wurden, Nachgrabungen zu veranstalten und hofft dort des Perikles' Grabstätte zu finden. Später gedenkt er auch auf Kreta zu graben, einer Insel, deren geographische Lage die Ansicht vollauf rechtfertigt, daß gerade hier solche Untersuchungen Licht über die ältesten historischen Zeiten und darüber hinaus verbreiten werden.

Asien.

— In letzter Zeit haben sich die materiellen Hilfsmittel Britisch-Indiens rasch entwickelt. In wenigen Jahren ist der Weizen von Nord- und Central-Indien, der früher von gar keiner Bedeutung war, einer der Hauptexportartikel geworden. Die Tabak- und Cigarrenmanufaktur in Bengalen, Madras und Birma wächst jährlich an Bedeutung und verheißt eine große Zukunft. Kürzlich ist, wie der Calcuttaer Times-Korrespondent schreibt, eine neue Industrie dazugekommen, indem sich eine Gesellschaft zur Ausbeutung der Kupferlager von Baragunda in Tschota Nagpur gebildet hat. Dieselben sind schon längst bekannt, auch anscheinend im Alterthum bearbeitet und nur aufgegeben worden, weil die Eingeborenen nicht in größere Tiefen vorzudringen vermochten. Prof. Ball urtheilt in seiner „Economic Geology of India" sehr günstig über jene Lager, weil sie ausgedehnt sind und nahe an dem Eisenbahnsystem und den großen bengalischen Kohlenfeldern liegen. Schwierigkeit bereiteten bis jetzt die hohen Forderungen der Zemindare;

doch ist dieselbe jetzt überwunden, und daß die Calcuttaer Kaufmannswelt das Unternehmen für gut hält, wird dadurch bewiesen, daß die Aktien desselben in ein paar Tagen vergriffen waren und schon über Pari stehen sollen.

— Im Jahre 1878 wurde ein eingeborener Forschungsreisender, der zum Departement der indischen Aufnahme gehörte, nach dem nördlichen Tibet gesendet. Etwa vor einem Jahre verbreitete sich das Gerücht, daß er in der Nähe der Hauptstadt Lhassa von den Tibetanern ergriffen und so verstümmelt worden sei, daß er weder seine Reise fortsetzen, noch zurückkehren könne. Dasselbe hat sich indessen nicht bestätigt, vielmehr ist der betreffende Indier kürzlich wohlbehalten in Calcutta eingetroffen. Seine Schicksale sind sehr wunderbare gewesen: er wurde ausgeraubt, diente einige Zeit bei Mongolen als Hirte und wurde später von chinesischen Tataren sieben Monate lang zum Sklaven gemacht. Indessen ist es ihm gelungen, nordwärts über den Oberlauf des Huang-ho bis Tsaidam (westlich vom Kukunor) vorzudringen, also in Gegenden, welche uns durch Prschewalski bekannt geworden sind. Als es ihm auf der Rückreise nicht gelang, durch das Land der Mischmi (westlich von Assam) britisches Gebiet zu erreichen, mußte er einen großen Umweg bis Sikkim machen. Weiteren Einzelheiten über diese Reise darf man mit Spannung entgegen sehen.

Afrika.

— Der bekannte russische Reisende Peter von Tschihatschef hat die Zeit vom November 1877 bis Juni 1878 in Algerien und Tunis vornehmlich mit geologischen und botanischen Studien zugebracht. Seine in Briefform gekleideten Berichte darüber, welche nur selbst Gesehenes und persönliche Eindrücke wiedergeben, fanden bei ihrem Erscheinen 1880 in Frankreich großen Beifall, wie solcher auch der vom Reisenden selbst besorgten und überarbeiteten deutschen Ausgabe „Spanien, Algerien und Tunis" (Leipzig, Th. Grieben 1882) nicht fehlen wird. Das Buch, für ein größeres Publikum bestimmt, behandelt in allgemein faßlicher Weise neben den persönlichen Erlebnissen besonders die physischen Verhältnisse, die Geologie, für welche bis jetzt noch wenig geschehen ist (S. 191), mit besonderer Vorliebe die Botanik, dann die Meteorologie (auf S. 168 wird Neues über das Klima der Stadt Alger mitgetheilt), die Aenderung des einst feuchteren Klimas in historischer Zeit (S. 326 und 375), die Bergwerke, wie z. B. (S. 289) den mächtigen Eisenberg von Mokra, die Fauna, wie z. B. die Löwen und Panther (S. 287 und 310) u. s. w. Den Schaden, welchen die Löwen allein, ihre Zahl zu nur 100 angenommen, jährlich der Viehzucht zufügen, beziffert sich auf mehr als 1½ Million Franken. Ungemein groß ist die Zahl der algerischen Mineralquellen (etwa ebenso groß, wie die Zahl der Löwen), wie überhaupt in Algerien die Wirkungen des Vulkanismus sehr zu Tage treten, während vulkanische Gesteine eine unbedeutende Rolle spielen (S. 363). Ungemein lobend äußert sich Tschihatschef über den Einfluß der französischen Verwaltung, ohne einzelne Schattenseiten (z. B. S. 68 die elende Dotation der Bibliothek und Sternwarte von Alger; S. 380 die Waldbrände ꝛc.) zu verschweigen. So viel auch immer noch Ackerbau, Baum- und Viehzucht im Allgemeinen zu wünschen übrig lassen, so ist der gewaltige Fortschritt der letzten Jahrzehnte in diesen Zweigen nicht zu verkennen. Erst 1881 begann die Ausfuhr von Getreide, Früchten und Gemüsen und erreichte nach fünf Jahren schon einen Werth von über 55 Millionen Franken! Ebenso hat sich der Export von Apfelsinen, Wein, Oel, Tabak, Halfa, der Ramie-Nessel und des Schlachtviehs ansehnlich gehoben (S. 383 ff.), ebenso die Mineralproduktion, der eine große Zukunft bevorstehen soll. Nur die Baumwollenkultur, welche in der Provinz Oran während des nordamerikanischen Bürgerkrieges blühte, ist seitdem vollkommen erloschen (S. 54). Ebenso zählen zu den Ruhmestiteln der Kolonie die verbreitete Schulbildung, die große dort herrschende Sicherheit, die Toleranz, die Vollendung vieler öffentlichen Bauten. Merkwürdig ist übrigens, daß es im Jahre 1876 in Algerien ebenso viele Franzosen, wie sonstige Europäer gab, daß die letzteren voraussichtlich bald die Franzosen an Zahl übertreffen werden, und daß die Zahl der Juden in Abnahme begriffen ist. Zu bedauern ist, daß die geschichtlichen Notizen oft nicht auf gleicher Höhe mit den naturwissenschaftlichen stehen (z. B. die Anmerkung auf S. 412), auch daß der Autor gelegentlich den Herodot, Polybios und Prokop lateinisch redend anführt, und daß keine bessere Karte dem Buche beigegeben ist, dessen Lektüre wohl zu empfehlen ist.

Vermischtes.

— Die Regierung der Vereinigten Staaten hat in einem diplomatischen Rundschreiben die Annahme eines gleichförmigen internationalen Meridians in Vorschlag gebracht, womit allerdings den Interessen der Schifffahrt und der Geographie gedient wäre. Es fragt sich nur, welcher Meridian gewählt werden soll. England wird natürlich nicht von seiner Greenwicher Bezeichnung abgehen wollen. Aber sollen andererseits die Generalstäbe von Frankreich, Oesterreich und Deutschland ihre sämmtlichen Karten, deren Eintheilung auf demjenigen von Paris resp. Ferro beruht, einer englischen Grille zu Liebe umarbeiten? Schwerlich!

— Diejenigen unserer Leser, welche die Ausbreitung der Mission mit Interesse verfolgen, erlauben wir uns darauf aufmerksam zu machen, daß Pfarrer Dr. G. Warneck seinen „Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart" in zweiter Auflage (Leipzig, 1883) hat erscheinen lassen. Es giebt jetzt 70 protestantische Missionsgesellschaften mit 2942 Missionären, 1 889 783 Christen und 32 663 372 Mark Einnahme. Der Löwenantheil davon entfällt auf die englischredenden Gesellschaften in Großbritannien und Nordamerika, nämlich 45 Gesellschaften mit 2308 Missionären, 1 520 000 Christen und 29 Millionen Mark Einnahme.

— Seit Beginn dieses Jahres erscheint bei F. Vieweg und Sohn in Braunschweig unter der Redaktion von Richard Fleischer die „Zeitschrift für die gebildete Welt über das gesammte Wissen, unserer Zeit und über alle wichtigen Berufszweige", die einzige unter allen deutschen, wie auswärtigen Zeitschriften, welche durch fortlaufende und allgemein interessirende Berichte von hervorragenden Fachautoritäten (deren Namen die Beilagen zu Nro. 3 und 4 des laufenden Globusbandes mittheilen) über jeden wichtigen Berufszweig den Leser unterrichtet. Es bietet dieselbe deshalb für Alle einen hohen geistigen Genuß und eine reiche Belehrung. Die Berichte sind in Form von allgemein verständlichen Essays geschrieben und erstrecken sich auf Menschen- und Völkerkunde, Erdkunde, Astronomie, Physik, Chemie, Botanik, Mineralogie, Geologie, Innere Medicin und Gesundheitspflege, Augenheilkunde, Chirurgie, Physiologie, Anatomie, Zoologie, Philosophie, Geschichte, Theologie, Staats- und Rechtswissenschaften, Nationalökonomie, Handel, Gewerbe, Industrie, Forstwirthschaft, Landwirthschaft, Meteorologie, Nautik, Kriegswissenschaften, Archäologie, Philologie, Pädagogik, Literaturgeschichte, Bildhauerei, Malerei, Architektur, Kunstgewerbe, Musik, moderne Literatur, Theater, die neuesten Erfindungen ꝛc.

Inhalt: Die Sosnowski'sche Reise durch China VIII. (Mit sechs Abbildungen). — Ingenieur P. M. Lessar: Von Aschabad nach Ghurian und Meschhed I. (Mit einer Karte). — Dr. Aurel Krause: Die Bremer Expedition nach der Tschuktschen-Halbinsel I. — Kürzere Mittheilungen: Lieutenant Wißmann's Brief aus dem Tuschilange-Lande. — Die schwedische Expedition von 1882 nach Spitzbergen. — Aus allen Erdtheilen: — Europa. — Asien. — Afrika. — Vermischtes. — (Schluß der Redaktion 28. Januar 1883).

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIII. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Die Sosnowski'sche Reise durch China.

(Nach dem Berichte des Dr. Pjasetzki.)

IX.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen des Dr. Pjasetzki.)

In der Frühe eines sonnigen Morgens brach man von Chami auf, und nach einem langen Marsche durch die steinige Wüste, während dessen man die imposanten Schneegipfel des Gebirges immer vor sich hatte, kam man mit Einbruch der Dämmerung an den ersten Vorbergen an, wo das Lager aufgeschlagen wurde. In einem engen Thale stieg man am folgenden Tage empor. Der herrliche, von unzähligen Singvögeln belebte Wald, durch den der Weg zuerst führte, blieb bei dem schnellen Ansteigen des in den Felsen gehauenen Pfades bald hinter den Reisenden zurück. Nur an den nördlichen Abhängen zeigten sich noch dichte Waldstrecken, in denen schöne Lärchen und mächtige Wachholderbüsche vorherrschten. Bald war die Schneeregion erreicht; die eisige Luft und der scharfe Wind, der sich plötzlich erhob, erschien den durch die Wüstenhitze Verwöhnten fast unerträglich. Es hatte augenscheinlich erst in der letzten Nacht hier oben geschneit; der zusammengewehte Schnee bedeckte an einigen Stellen kaum das feine dichte Gras des Bodens, an anderen hüllte er über fußhohes grünes Buschwerk fast vollständig ein. Eine Menge von Insekten und Schmetterlingen lagen erstarrt auf der Schneedecke. Auf dem Kamme des Bergrückens, in einer Höhe von 9000 Fuß über dem Meere, stand ein alter chinesischer Tempel; daneben waren einige Jurten aufgeschlagen, die von chinesischen Soldaten bewacht, den Reisenden eine Unterkunft für die Nacht gewähren sollten.

Auf einer Straße, die für drei oder vier nebeneinander fahrende Wagen breit genug gewesen wäre, ging es am nächsten Morgen wieder abwärts. Zwei Tagemärsche brachten die Karawane der Reisenden nach der Stadt Barkul, deren hohe mit vier starken Thürmen besetzte Mauer einen chinesischen, ziemlich gut erhaltenen und einen fast gänzlich verwüsteten Mandschu-Stadttheil umschloß; jeder derselben war noch für sich von einem starken Erdwall umzogen. Einen eigenthümlichen Eindruck machte ein über dem Thore der chinesischen Stadt aufgehängter Käfig, der hier nicht, wie man es an anderen Orten so oft gesehen hatte, das Haupt eines hingerichteten Verbrechers, sondern ein paar Stiefel enthielt. Auf ihre Fragen nach der Bedeutung des wunderlichen Thorschmuckes erfuhren die Reisenden, daß dies die Fußbekleidung eines vor Kurzem von hier nach einem andern Orte versetzten Mandarinen gewesen sei, der von seinen Untergebenen und der ganzen Einwohnerschaft besonders geliebt, ihnen nach altem symbolischen Brauche die Schuhe, die er beim Verlassen der Stadt an den Füßen trug, als Andenken hinterlassen hatte.

Das jetzige Oberhaupt von Barkul, der Mandarin Wan, empfing die Reisenden mit dem größten Wohlwollen. Er hatte schon mehrfach zu Europäern in Beziehung gestanden und war nicht wenig stolz auf die dabei erworbene Kenntniß ihrer Sitten, die er in der bei vornehmen Chinesen heute nur zu häufig vorkommenden lächerlichen Art zu kopiren bemüht war. Ein großer Liebhaber von Waffen, Pferden und kostbarem Reitzeug, ruhte er nicht eher, als

© 2008 Nature Publishing Group

bis ſämmtliche Mitglieder der Expedition ſeine in der That reichen Sammlungen in dieſen Artikeln geſehen und bewundert hatten. Die Prachtſtücke derſelben waren ein ſchönes Winchestergewehr zu 16 Schuß und ein Zaum, für den er ſeiner eigenen Angabe zufolge etwa 7000 Mark nach unſerm Gelde bezahlt hatte. Sehr verſchieden von der freundlichen Aufnahme ſeitens des Gouverneurs war das Verhalten der Einwohner von Barkul den Fremden gegenüber. Bei jedem Gange durch die Straßen der Stadt, die an hübſchen Tempeln und Thürmen, ſowie an reichen, vor den Häuſern der Beamten errichteten Altären manches Sehenswerthe bot, wurden die Reiſenden von einer Volksmenge begleitet, die von ſtummem Anſtaunen bald zur roheſten Verhöhnung der Europäer überging.

Es war ein ſtattlicher Zug, in dem die Expedition nach eintägigem Aufenthalte in Barkul die Stadt verließ. Eine Eskorte von dreißig berittenen, mit Piken und Luntengewehren bewaffneten Soldaten ſollte ſie bis nach Gutſchen, der letzten chineſiſchen Stadt, begleiten; neun Wagen und dreißig Kameele waren zum Transport des Gepäcks und der Mundvorräthe nothwendig. Kaum vor der Stadt angelangt, mußte die ganze Karawane auf Wunſch der chineſiſchen Begleiter an einem Tempel Halt machen, der das Tſintſchan-bei, eines der größten Heiligthümer Chinas, enthielt. In einem aus Gitterwerk errichteten, von einem Leinwanddache überwölbten Kiosk inmitten des Tempelhofes befindet ſich der heilige Stein, eine aufrechtſtehende Nephritplatte von etwa 2 m Höhe, 1 m Breite und $^1/_2$ m Dicke. Mit ihrem in Form eines koloſſalen Pilzes ſich verbreiternden untern Ende tief in die Erde eingegraben, trägt die Platte auf ihrer einen polirten Breitſeite eine lange Inſchrift, die angeblich vor 3000 Jahren von dem berühmten Feld-

Triumphbögen in Gutſchen.

herrn Tſchjan ſelber eingeſchrieben worden iſt und eine Aufzählung ſeiner ſämmtlichen Kriegszüge und Siege enthält. Kleine, in Stein geſchnittene Nachbildungen dieſes Denkmals werden zu Tauſenden und aber Tauſenden durch das ganze chineſiſche Reich verkauft und ſtehen als gegen Feuersgefahr wirkſame Amulete bei dem Volke im höchſten Anſehen. Die Mandarinen von Lan-tſchöu-fu, welche die Reiſenden bis hierher begleitet hatten und nun die Heimreiſe antraten, verehrten jedem von ihnen als Abſchiedsgabe eines dieſer koſtbaren Amulete. Am folgenden Tage kam man an dem großen *See von Barkul* vorbei, der ſich, von einem breiten, am Ufer abgeſetzten weißen Salzrande umgeben, rechts von der Straße lang hinzog. Getreidefelder, auf denen die Ernte im vollen Gange war, gelbe, verdorrt ausſehende Wieſen, kleine Dörfer und vereinzelte Häuſer folgten nun eine gute Strecke weit; dann kam wieder eine menſchenleere, traurige und unfruchtbare Gegend. Nach ſieben heißen Tagemärſchen durch dieſelbe langte man in *Gutſchen* an, wo ein von dem oberſten Mandarinen des Ortes vorbereiteter feſtlicher Empfang die Reiſenden erwartete. Schon weit vor der Stadt war an der Straße ein großes blaues Zelt aufgeſchlagen, in dem eine feierliche Begrüßung ſtattfand; vor dem Hauſe aber, das zur Aufnahme der Expedition hergerichtet worden war, erhoben ſich ſtattliche Triumphbögen, die, mit rothem und blauem Baumwollenſtoff umwunden, in dem hellen Sonnenſchein heiter genug ausſahen. Die Stadt Gutſchen ſelber, auch wieder ein Komplex von nicht weniger als fünf kleinen Ortſchaften, die jede für ſich von einem Erdwalle und alle zuſammen von einer gemeinſamen Mauer eingeſchloſſen ſind, iſt ebenſo unanſehnlich wie unbedeutend. Die meiſten der Häuſer ſind ziemlich rohe Lehmbauten. Auch die von einem einzigen niederen Thore durchbrochene Zinnenmauer und der kleine, das Thor überragende Tempel ſind aus demſelben Material aufgeführt. Von Handel und Verkehr iſt in dem kleinen Orte, der nur als Stationspunkt für die Karawanen

einige Wichtigkeit hat, nichts zu merken. Die nächſte Umgegend iſt unfruchtbar und zum größten Theil unangebaut; die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe müſſen von weither gebracht werden und haben einen dementſprechend hohen Preis.

Bei trübem Wetter und ſtarkem Winde verließ man am 18. September Gutſchen, von einem in der Stadt engagirten Führer begleitet, der es übernommen hatte, die Karawane auf dem kürzeſten Wege nach dem Grenzpoſten Saiſan zu bringen. Das ſichere Auftreten des Mannes, der behauptete, den Weg ſchon mehrmals gemacht zu haben, bewog Sosnowski, ſeinen Angaben mehr Glauben zu ſchenken, als den Warnungen der Mandarinen von Gutſchen, die entſchieden von der Wahl eines andern, als des allgemein gebräuchlichen, freilich weitern Karawanenweges durch die Wüſte abriethen. So verſah man ſich denn auch mit einem nur geringen Vorrath an Lebensmitteln für Menſchen und Thiere; denn der Führer erklärte, daß man überall Wild in Menge, ſowie auch zahlreiche Weideplätze für Pferde und Kameele finden würde.

Nachdem man die traurige Umgebung von Gutſchen hinter ſich hatte, kam man zunächſt durch weite Steppen, deren hohes Gras den Pferden bis über die Köpfe reichte. Hier befanden ſich einige große Winterlager der mongoliſchen Nomaden, um deren im Kreiſe aufgeſtellte Jurten Herden von Kameelen, Rindern und Schafen weideten. Am folgenden Tage ging es ſchon wieder durch die Wüſte; ſo weit das Auge reichte, war nichts zu ſehen als einförmige, oft 20 m hohe Hügel gelben Flugſandes. Da ſich die Ortskenntniß des Führers am erſten Tage ſchon als durchaus nicht zuverläſſig erwieſen, hatte Sosnowski in einem der Mongolenlager noch einen zweiten, angeblich wegkundi-

Der Bogdo-Ola.

gen Führer engagirt. Leider zeigte es ſich nur zu bald, daß auch dieſer mehr verſprochen hatte, als er leiſten konnte. Es währte nicht lange, ſo waren die Beiden über die einzuſchlagende Richtung uneins; nun ging es bald nach rechts, bald nach links, bald hatte man die Sonne im Geſicht, bald im Rücken bei dem vergeblichen Suchen nach der erſten der verheißenen Quellen, deren Erreichung für die Pferde ſchon dringend nothwendig erſchien. Schließlich mußte man nach einem ganzen, in ſo unerſprießlichem Hin und Her verlorenen Tage das Nachtlager aufſchlagen, ohne den erſchöpften Thieren ausreichendes Futter oder einen Tropfen Waſſers geben zu können. Der nächſte Tag brachte klares Wetter; die Schneegipfel des Tiön-ſchan, die mächtige Bergmaſſe des Bogdo-Ola zeichneten ſich in ſcharfen Umriſſen gegen den blauen Himmel ab. Nach Angabe der chineſiſchen Begleiter der Expedition (man hatte von Gutſchen eine Eskorte von zehn Mann Militär mitgenommen) befand man ſich hier etwa 50 km von dem Bai-ſchan entfernt, einem großen, angeblich thätigen Vulkane des Tiön-ſchan (in Wahrheit ſind es brennende Kohlenlager, ſ. „Globus“ XL, S. 334). Leider durften die Reiſenden nicht daran denken, ſich durch einen Ausflug nach jenem Theile des Gebirges über die Begründung oder Nichtbegründung dieſer Angabe Gewißheit zu verſchaffen. Auch von den gewaltigen Gipfeln des Bogdo-Ola behaupten die Chineſen, daß auf ihnen von Zeit zu Zeit Flammen und mächtige Rauchwolken zu ſehen ſeien: eine Erſcheinung, die im Volksglauben durch das häufige Verweilen des Gottes Fo oder Fu-je auf dieſen Bergen erklärt wird.

Ein glücklicher Zufall ließ die Führer am Abend des vierten Marſchtages die Brunnen von Sebi-küllei auffinden; es war die höchſte Zeit für die halbverhungerten und verdurſteten Thiere, freilich, noch nicht das Ende ihrer Leiden. Schon am nächſten Tage verloren die Führer, die, durch ihr Glück muthig gemacht, behauptet hatten, den Weg nach Saiſan von hier aus mit verbundenen Augen finden

zu können, aufs neue die Richtung. Schwere Tage des Leidens und der Entbehrung, unaufhörlich fruchtlosen Umherirrens und trüber Ahnungen folgten für die Reisenden. Pferde und Kameele versagten eines nach dem andern den Dienst, man mußte sich entschließen, sie am Wege liegen zu lassen, nachdem man denen, die der chinesischen Regierung angehörten, zuvor den Schwanz und ein Ohr abgeschnitten hatte; denn diese beiden Stücke müssen zum Beweise, daß die Thiere wirklich umgekommen und nicht etwa verkauft sind, den betreffenden Verwaltungsbehörden abgeliefert werden.

Nach vielfach vergeblichen und verlorenen Märschen in brennender Sonnengluth kam man endlich aus dem Gebiete der Sandwüste, wo sich doch hin und wieder noch eine dürftige Spur von Pflanzenwuchs, ein niedriger Strauch oder einige vereinzelte Grasbüschel gezeigt hatten, in die bei weitem traurigere Region, deren thoniger Boden felshart und vollständig kahl ist. Jetzt endlich gaben die Führer zu, was sie während der ganzen letzten Tage beharrlich abgeleugnet hatten, daß sie den Weg gänzlich verloren hätten. So war es denn wieder einem glücklichen Zufalle zu verdanken, daß man am 25. September an einer Quelle, den Brunnen von Charmali, ankam. Das salzige Wasser, das hier in einem dünnen Strahle aus der Spalte eines gewaltigen Granitblockes hervorsprudelte, wurde von Menschen und Thieren mit gleicher Begierde getrunken. Man schlug das Lager für die Nacht im Schutze der Hügel auf, die hier aus der einförmigen Ebene emporragten, und trat am nächsten Morgen etwas gestärkt, wenn auch nicht zuversichtlicher, den Marsch ins Ungewisse an. Es war nur eine Wiederholung dessen, was man in den vorhergehenden Tagen durchgemacht hatte. Die Thiere konnten nicht mehr

Ritt durch die Sandwüste.

vorwärts, auch die Leute waren allmählich so kraftlos geworden, daß man immer von neuem Halt machen und die Führer allein auf die vergeblichen Entdeckungstouren aussenden mußte. Voller Verzweiflung entschloß man sich nach drei so verbrachten schrecklichen Tagen, nach der Quelle von Charmali zurückzukehren. Mit Aufbietung der letzten Kräfte erreichte man sie am Abend des 29. September und fand hier durch das glücklichste Zusammentreffen die Rettung, auf die man kaum noch gehofft hatte. Eine Karawane von chinesischen Kaufleuten und einigen Mongolen, die auf dem Wege von Gutschen nach Kubuk-saïry begriffen waren, hatte ihr Lager bei der Quelle aufgeschlagen. Unter den Mongolen, die einen Viehtransport von Kubuk-saïry nach Gutschen gebracht hatten, befanden sich zwei, die sich als Führer nach Saisan anboten und für deren Zuverlässigkeit ihre Begleiter gutsagten. Mit Freuden nahm Sosnowski das Anerbieten an, und so brach man denn am Morgen des 30. September, gerade 20 Tage, nachdem man Gutschen verlassen hatte, von der Charmali-Quelle auf.

Ohne weitere Schwierigkeiten legte man nun den letzten Theil der Wüstenreise zurück. Am 7. Oktober kam man bei dem ersten Winterlager der torgutischen Kalmücken in der Steppe, am 10. in Tschagan-hamyr an. Am 14. endlich erreichte man Saisan, wo das lange Ausbleiben der Reisenden schon Besorgniß erregt hatte. Eine Militäreskorte, die ihnen von hier aus nach Bulun-tochoi entgegengesandt worden, war nach acht Tagen vergeblichen Wartens von dort zurückgekehrt; seitdem hatte die Möglichkeit eines traurigen Endes in der Wüste, dem die Expedition in der That ja auch nur durch Zufall entgangen war, die Gemüther vielfach beschäftigt.

Ein achttägiger Aufenthalt in Saisan ließ die Strapazen der Wüstenreise bald vergessen. Dann löste sich die Reisegesellschaft auf: Sosnowski und die übrigen officiellen

Mitglieder der Expedition traten die Heimreiſe nach Petersburg an; die Koſaken und der Dolmetſcher Andrejewski kehrten nach Semipalatinsk zurück. Von den drei Chineſen, die ſich mit der Abſicht, nach Rußland zu gehen, der Expedition angeſchloſſen hatten, zogen zwei es jetzt plötzlich vor, wieder in die Heimath zurückzukehren. Nur einer, ein junger Burſche von 15 Jahren, folgte dem Koſaken Smokotnin, ſeinem beſondern Beſchützer und väterlichen Freunde, nach Semipalatinsk.

Die Bremer Expedition nach der Tſchuktſchen-Halbinſel.

Von Dr. Aurel Krauſe.

II.

Mit dem Benehmen der Leute uns gegenüber konnten wir im Allgemeinen zufrieden ſein, nur daß uns wiederholt ihre Neugier und Bettelſucht läſtig fielen, und daß es ſchwer war auch gegen gute Bezahlung (d. h. in Waaren; von dem Werthe des Geldes haben ſie noch keine Ahnung) ſie zu kleinen Dienſtleiſtungen zu bewegen. Lieber ſaßen ſie den ganzen Tag träge vor dem Zelte, müßig unſeren Arbeiten zuſchauend und über Hunger klagend, als daß ſie ſich aufgemacht hätten, uns Fiſche, Vögel oder was wir ſonſt begehrten, zu beſorgen. Mit Mühe erhielten wir einige Lachsforellen, deren Kopf ſie ſich jedoch regelmäßig ausbaten, um ihn auf der Stelle roh zu verzehren. Auch ſonſt ließen ſie ſich gern mit den Ueberreſten unſerer Mahlzeiten bewirthen, ohne dabei im geringſten wähleriſch zu ſein. Nur reichlichere Zuſätze von Salz und Pfeffer waren ihnen unangenehm, während ſie dagegen an Süßigkeiten einen großen Gefallen fanden. Uebrigens wurden wir durch einige kleine Diebſtähle gewarnt, unſeren Beſuchern nicht allzuſehr zu vertrauen. Auch war unſere geringe Zahl keineswegs geeignet, ihnen zu imponiren, und ein vorſichtiges Auftreten daher geboten, um ſo mehr als dieſe Küſten-Tſchuktſchen von dem Vorhandenſein einer ruſſiſchen Regierung keine Ahnung haben und ſich einer Verantwortlichkeit für ihre Handlungen nicht bewußt ſind.

Schon mit dem Gedanken vertraut, für Monate auf den Verkehr mit den Eingeborenen angewieſen zu ſein, wurden wir durch die unerwartete Ankunft eines ruſſiſchen Kriegsdampfers, des „Strjelok“ freudig überraſcht. Der „Strjelok“ hatte zu dem Geſchwader gehört, das vor zwei Jahren, als man den Ausbruch von Feindſeligkeiten mit China befürchtete, in die oſtaſiatiſchen Gewäſſer geſchickt worden war. Nach Beilegung der Differenzen hatte er Ordre bekommen, die nordöſtlichen Küſten Sibiriens zu beſuchen, um durch Entfaltung der ruſſiſchen Flagge den Eingeborenen eine Idee von ihrer Zugehörigkeit zur ruſſiſchen Macht beizubringen. Der Kommandant, Kapitän de Livron, der bereits auf Vermittelung des Auswärtigen Amtes durch ſeine Regierung von unſerm Aufenthalte in Kenntniß geſetzt worden war, bot uns freundlichſt jede Unterſtützung an. Nachdem wir noch an einer Booterpedition in das Innere der Bucht Theil genommen hatten, folgten wir dem Anerbieten des Kommandanten, uns mit dem „Strjelok“ nach dem Oſtkap zu führen. Am Abend des 30. Auguſt verließen wir die Lorenzbai und am folgenden Morgen waren wir angeſichts der ſteilen Felſen des Oſtkaps. Nachdem wir daſſelbe bei ſchönſtem Wetter umfahren hatten und ſomit in das Eismeer eingedrungen waren, verließen wir mit unſerm Boote den Dampfer, der nach Kap Serdzekamen weiter dampfte, während wir dem Lande zuſegelten, nach einer Stelle, woſelbſt wir unſeren Erkundigungen zufolge eine größere Tſchuktſchen-Niederlaſſung erwarten durften. Bald entdeckten wir auch am Strande die Hütten der Eingeborenen, die aus der Ferne geſehen das Anſehen von Maulwurfshaufen hatten. Zwei Tſchuktſchenböte, die auf den Walfiſchfang ausgegangen waren, gaben uns das Geleit. Als wir aber am Strande anlangten, bemerkten wir, daß derſelbe völlig ungeſchützt vor uns lag, und eine toſende Brandung jeden Verſuch einer Landung zu verbieten ſchien. Auf Zureden der Eingeborenen jedoch brachten wir zunächſt einen Theil unſeres Gepäckes in ihre leichten Lederböte und ſtiegen ſelbſt in dieſelben hinein. Die nun bewerkſtelligte Landung bildete eine aufregende, aber auch höchſt intereſſante Epiſode. Nachdem jeder ſeinen Poſten eingenommen hat, wird auf die Brandung zugerudert, deren Getöſe die lauten Zurufe der Männer übertönt. Da, als eben eine beſonders hohe Welle das Boot faſt auf den Strand ſchleudert, wirft ein Mann von der Spitze aus einen an langer Leine befeſtigten aufgeblaſenen Seehundsſack in die Brandungswelle, die ihn weit auf das flache Geſtade hinaufrollt; zugleich aber rudert die Mannſchaft unter Aufbietung aller Kräfte rückwärts, um das Boot aus der gefährlichen Nähe des Strandes zu entfernen. Der am Ufer geſtrandete Sack wird eiligſt von einem der dort wartenden Leute erfaßt und höher hinaufgezogen, wo zahlreiche hilfbereite Hände die Leine ergreifen. Wiederum wird nun eine günſtige Welle abgewartet, dann auf ein gegebenes Zeichen unter Zuſammenwirken der Ruderer und der am Lande befindlichen Dorfbewohner das Boot mit einem Male auf den Strand gebracht. In demſelben Moment ſpringen die Inſaſſen heraus, erfaſſen das Boot und tragen es höher hinauf aus dem Bereich der nachfolgenden Brandungswelle. Doch glückt es nicht ganz, und ein Sturzbad durchnäßt noch Kleider und Gepäck. Nach dieſer Erfahrung durften wir unſer ſchwereres Boot einer gleichen Procedur nicht ausſetzen. Auf einem weiten Umwege mußte es in die gleich hinter dem Strandwalle befindliche Lagune geführt werden, und erſt nach Mitternacht langte es zu unſerer Beruhigung an.

Die Niederlaſſung, in der wir uns nun befanden, iſt vielleicht die bedeutendſte an der ganzen Küſte des Tſchuktſchenlandes. Uedle wird ſie von den Eingeborenen genannt; ſie zählt 42 Hütten und etwa 250 Einwohner. Die Hütten beſtehen aus einem aus Walfiſchrippen hergeſtellten Gerüſt, über welches Walroßhäute geſpannt ſind; im Innern iſt noch ein kleiner viereckiger Schlafraum abgegrenzt. Die Tage unſeres Aufenthalts in Uedle waren uns durch den regen Verkehr, welchen wir mit der völlig naturwüchſigen Bevölkerung unterhielten, beſonders intereſſant. Wir beſuchten den größten Theil der Hütten, lernten ihre Einrichtungen kennen, beobachteten die täglichen Beſchäftigungen der Männer und Frauen, zogen allerhand

Erkundigungen ein und unterhielten einen lebhaften Tauſchhandel, durch welchen wir die charakteriſtiſchſten Geräthe des Haushaltes, Waffen und Kleidungsſtücke erwarben. Trotzdem unſer Zelt täglich der Sammelplatz einer großen Schar von Beſuchern, von Männern, Weibern und Kindern war, ſo hatten wir doch weniger als in der Lorenzbai Veranlaſſung, mit ihrer Aufführung unzufrieden zu ſein. Auch kam uns nicht die geringſte Kleinigkeit abhanden, wiewohl eine ſtrenge Aufſicht unſererſeits ganz unmöglich war; desgleichen zeigten ſie ſich bei dem Handel durchaus ehrlich, wenn ſie auch einen möglichſt hohen Gewinn zu erzielen ſuchten. Freilich hatten wir uns in den Schutz des reichſten Mannes, der uns als der Vornehmſte bezeichnet wurde, begeben, und deſſen Einfluß ſchien doch hinreichend groß zu ſein, um uns vor Uebergriffen ſeiner Landsleute zu ſichern. Auch war die Bettelſucht in Uedle minder groß als in der Lorenzbai, und wohl nicht mit Unrecht glaubten wir darin eine Folge des geringern Verkehrs mit den Walfiſchfängern zu erkennen. Doch klagte man auch hier über Hungersnoth im Winter, und man wies uns die lange Gräberreihe der im letzten ſtrengen Winter dem Hungerstode Erlegenen. Auf dem ſteinigen Abhange in der Nähe des Ortes befanden ſich dieſe Grabſtätten, die in nichts anderm beſtehen, als in einer Umrahmung von Steinen, innerhalb welcher der Leichnam offen niedergelegt wird. Wölfe, Hunde und Raben ſorgen bald für die Vertilgung der irdiſchen Ueberreſte. In der That ſind die Subſiſtenzmittel des Volkes ſeit etwa 20 Jahren außerordentlich verringert worden. Vor dieſer Zeit ſoll die Beringſee von Walfiſchen und Walroſſen dicht bevölkert geweſen ſein. Der ſchonungsloſe Vernichtungskrieg, den jedoch die Walfiſchfänger ſeit Jahren gegen dieſe Thiere führen, hat ihre Reihen gelichtet und die Ueberlebenden immer weiter nach Norden gedrängt.

Ein heftiger Südſturm, der drei Tage lang wüthete, machte größere Ausflüge von Uedle aus unmöglich. Das Meer war in einem gewaltigen Aufruhr; jeden Augenblick hatten wir zu befürchten, daß uns das Zelt über den Köpfen fortgeriſſen würde. Als der Südſturm etwas nachgelaſſen hatte, war es Zeit an die Abreiſe zu denken. Denn Gefahr lag im Verzuge; der kurze Sommer neigte ſich ſeinem Ende zu, und von der Gewalt der Herbſtſtürme hatten wir bereits durch den eben überſtandenen Sturm eine Vorſtellung erhalten. So verließen wir denn am 24. Auguſt Uedle und begannen unſere Bootfahrt der Küſte entlang nach Süden. Nur einige Momente dieſer faſt dreiwöchentlichen Bootfahrt, während welcher wir durch ſtürmiſches Wetter wiederholt zu unfreiwilligem Aufenthalte gezwungen wurden, will ich hier hervorheben. Der ſchwierigſte Theil war die Umſeglung des Oſtkaps. Die ſteilen Felsküſten bieten nicht den geringſten Zufluchtsort gegen ein plötzlich entſtehendes Unwetter. Heftig und unregelmäßig pflegen die Winde in dem engen Thor zwiſchen dem aſiatiſchen und dem amerikaniſchen Kontinente zu wehen, und dazu iſt noch eine ſtarke Strömung aus der Bering-See in das Eismeer zu überwinden. In der That mißglückte auch der erſte Verſuch einer Umſegelung. Durch den heftigen Gegenwind wurden wir zur Umkehr genöthigt, und nach zweitägigem vergeblichen Bemühen mußten wir froh ſein, wieder ungefährdet in die Lagune eindringen zu können, was eben auch nur unter Aufbietung aller Kräfte gelang. Erſt ein zweiter Verſuch hatte beſſern Erfolg. Ein außergewöhnlich ruhiges und ſchönes Wetter begünſtigte die Fahrt, bei der es uns gelang, die wahre Geſtalt des Oſtkaps genauer zu beſtimmen und weſentliche Irrthümer, die auch auf den neueſten ruſſiſchen und amerikaniſchen Karten enthalten waren, zu berichtigen. Nach 18ſtündiger Fahrt, die größtentheils rudernd zurückgelegt wurde, trafen wir um Mitternacht in einer kleinen Bucht, die wir als nächſten Landungsplatz erkoren hatten, ein. Hier wurden wir abermals drei Tage lang durch einen Nordſturm aufgehalten. Bei der Weiterfahrt nach Süden nöthigte uns ein plötzlich entſtehendes Unwetter wieder in die Lorenzbai einzulaufen. Von hier fuhren wir dann nach der Metſchigmenbai, deren unbekanntes Innere wir zu erforſchen gedachten. Nicht ohne Mühe gelangten wir durch die enge Einfahrt in die weite Bucht. Drei Tage verwandten wir auf die Erforſchung derſelben und drangen ziemlich tief in das Innere ein, mußten dann aber mit Rückſicht auf die vorgeſchrittene Jahreszeit einen günſtigen Wind für die Rückkehr benutzen. Wir durchfuhren dann den Seniavin-Archipel, umſegelten weiter Point Tſchaplin, beſuchten noch die Markusbai und langten ſchließlich am 12. September in der Ploverbai an, woſelbſt wir erwarten durften, von einem der nach San Francisco zurückkehrenden Walfiſchfänger aufgenommen zu werden. Die Ploverbai hat ihren Namen nach dem engliſchen Schiffe Plover erhalten, welches unter dem Kommando des Kapitän Moore zur Aufſuchung Franklin's in das Eismeer geſchickt wurde und hier von 1848 bis 1849 überwinterte. Während unſeres dreiwöchentlichen Aufenthalts hierſelbſt widmeten wir unſere Zeit hauptſächlich zoologiſchen Sammlungen und dem Studium der ſpärlichen Eskimobevölkerung, die vielfach vermiſcht und in beſtändigem Verkehr mit den Tſchuktſchen, oder richtiger Tſchautſchuat, die Lebensweiſe und die Sitten des ſeßhaften Theiles derſelben angenommen haben, aber ſich doch durch den verſchiedenen Typus und die verſchiedene Sprache von dieſen unterſcheiden. Durch die rauhe Witterung, welche Bootfahrten nur an wenigen Tagen geſtattete, wurden wir jedoch in unſerer Thätigkeit ſchon ſehr beeinträchtigt. Nachdem bereits wiederholentlich Nachtfröſte ſtattgefunden hatten, bedeckte ſich in der Nacht zum 29. September die Bucht, an der wir unſer Zelt aufgeſchlagen hatten, mit einer ziemlich ſtarken Eisdecke, die glücklicherweiſe noch einmal aufthaute und unſer Boot wieder frei gab. Als nun ein Schuner, derſelbe, der die amerikaniſche meteorologiſche Expedition nach Point Barrow gebracht hatte, in den Hafen einlief, benutzten wir die Gelegenheit, mit demſelben die Rückreiſe nach San Francisco anzutreten, und dabei noch einige Punkte der Küſte, namentlich Indian Point und die Lorenzinſel zu beſuchen. Im Gegenſatz zu der Hinfahrt wurde die Rückreiſe in verhältnißmäßig kurzer Zeit bewerkſtelligt. Bereits am 3. November 1881 langten wir in San Francisco an. Nachdem wir von dort aus unſere Sammlungen ſpedirt hatten, was einige Zeit in Anſpruch nahm, rüſteten wir uns zu einer neuen Fahrt nordwärts. Wir gedachten den Winter in Alaska zuzubringen, woſelbſt uns die Unterſtützung einer Handelsgeſellſchaft, deren Präſident, Herr Paul Schulze in Portland, uns freundlichſt eingeladen hatte, zugeſagt war. Wir begaben uns zunächſt von San Francisco nach Portland, einer aufblühenden Stadt am Willamette, nicht fern von ſeiner Einmündung in den Columbia. Von dort fährt allmonatlich ein Dampfer nach Alaska. Wir beſtiegen denſelben am 3. December und nach Paſſirung der Barre am Ausfluß des Columbia und des berüchtigten Kap Flattery am Eingange der Fuca-Straße, landeten wir am 5. December in Port Townsend, einem jetzt noch unbedeutenden Orte von wenig über 5000 Einwohnern, der jedoch durch ſeinen guten Hafen und durch ſeine Lage an der Mündung des Puget Sound, dieſer trefflichen Waſſerſtraße in das Innere von Waſhington Territory, alle Vorausſetzungen einer glänzenden Zukunft beſitzt. Von Port Townsend fährt man in ſechs Stunden nach Victoria auf der Inſel Van-

couver hinüber. Die Fahrt führt an den San Juan-Inſeln vorbei, welche im Jahre 1859 beinahe zu einem Kriege zwiſchen England und den Vereinigten Staaten Veranlaſſung gegeben hatten. Durch den Schiedsſpruch des deutſchen Kaiſers wurde die Streitfrage im Jahre 1872 zu Gunſten der Vereinigten Staaten entſchieden. Victoria iſt eine freundliche engliſche Stadt, deren Ruhe angenehm gegen das geſchäftige Treiben in den amerikaniſchen Städten abſticht. Die klimatiſchen Verhältniſſe der Inſel ſind außerordentlich günſtig, denen des ſüdlichſten Englands entſprechend; zahlreiche immergrüne Sträucher ſchmücken die ſchönen Waldungen.

Von Victoria aus begann nun eine pittoreske Fahrt durch enge von waldigen Ufern umrahmte Kanäle, die uns lebhaft an verwandte Scenerien der norwegiſchen Küſtenlandſchaft erinnerte. Je nördlicher wir kamen, deſto höher wurden die Berge, deſto häufiger ragten einzelne nackte Schneekuppen über den dunklen Tannenwald empor. Port Wrangel in Alaska war der nächſte Haltepunkt, und hier hatten wir bereits eine wirklich alpine Landſchaft vor Augen. Der Ort ſelber verdankt ſeine Bedeutung dem Stikinfluß, der einen ziemlich bedeutenden Verkehr nach den Goldbergwerken am Caſſiane in Britiſch Columbien vermittelt. In Wrangel ſahen wir auch die erſten Tlinkith-Indianer, den Stakhin-Stamm, deſſen Anſiedlung durch eine ganze Reihe eigenthümlicher, zum Theil bunt bemalter Wappenpfähle ausgezeichnet iſt. Am 12. December langten wir in Sitka an. Der Ort iſt jetzt ganz unbedeutend; kaum 300 Weiße, von denen die Mehrzahl noch Halbblut iſt, bewohnen ihn. Aber die Lage iſt herrlich; einen prächtigen Rundblick hat man zumal von dem alten ruſſiſchen Kaſtell, nach der einen Seite auf die ſteil bis 3000 Fuß aufragenden Berge des Innern der Inſel, nach der andern auf die unzähligen kleineren und größeren bewaldeten Inſeln im Hafen und auf die ſchneeweiße abgeſtumpfte Pyramide des Mount Edgecombe, der an den japaniſchen Fuſi-jama erinnert.

Von Sitka aus fuhren wir durch die enge Peril-Straße nach Harrisburgh oder Juneau city, einer erſt vor zwei Jahren gegründeten Goldgräberſtadt. Goldſucher durchſtreifen jetzt ganz Alaska und ihren wohl etwas zu ſanguiniſchen Berichten nach dürfte das Land werthvolle Mineralſchätze beherbergen. Die reichſten Goldadern ſind bisher in Juneau city gefunden worden und hier hat ſich auch alsbald ein reges Treiben entfaltet. Ein Stück altcaliforniſchen Lebens aus den Zeiten der erſten Goldfunde ſpielt ſich da wieder ab, doch ſcheint das kalte Klima etwas ernüchternd zu wirken.

In Harrisburgh verließen wir den Dampfer, um mittels eines Bootes unſer Ziel, die Handelsſtation Chilcoot am Nordende des Lynn-Kanals zu erreichen. Sechs volle Tage nahm dieſe Fahrt, bei welcher uns ein Weißer und zwei Indianer begleiteten, in Anſpruch. Der Boden war bereits überall mit mehrere Fuß tiefem Schnee bedeckt, ſo daß, wenn wir durchnäßt und durchkältet den Lagerplatz aufſuchten, erſt lange Zeit an dem Wegräumen des Schnees gearbeitet werden mußte, ehe wir uns der Wohlthat eines Lagerfeuers erfreuen konnten. Am 23. December erreichten wir glücklich die Station, in der wir uns nun zu einem längern Aufenthalte einrichteten. In völliger Abgeſchiedenheit von der Außenwelt verbrachten wir hier den Winter inmitten der Chilkat-Indianer, des mächtigſten und von der Civiliſation noch am wenigſten berührten Stammes des Tlinkith-Volkes; die einzigen Weißen außer uns waren der Händler, der Miſſionär und deſſen Frau, welche letztere erſt vor einem halben Jahre ihre Wirkſamkeit begonnen hatten. Somit war uns hier die beſte Gelegenheit zum Studium des Tlinkith-Volkes gegeben, deſſen höchſt intereſſante Sitten und Gebräuche in einem ſpäter folgenden Aufſatz geſchildert werden ſollen.

Dr. Otto Finſch's Fahrten in der Südſee.

Ueber die im Auftrage der Humboldt-Stiftung in der Südſee 1879 bis 1882 ausgeführten Reiſen des Dr. Otto Finſch verlautete bisher wenig, und gelegentliche Mittheilungen darüber in den Monatsberichten der Berliner Akademie blieben ſo gut wie unbeachtet. Der „Globus“ enthielt nur zwei Notizen, in Bd. 35, S. 176 über den Beginn der Reiſe und in Bd. 41, S. 287 über den Beſuch von Matupi bei Neu-Britannien, Neuſeeland und Thursday-Island in der Torres-Straße. Seitdem iſt Dr. Finſch nach Deutſchland zurückgekehrt und hat am 2. December 1882 in der Berliner Geſellſchaft für Erdkunde einen Bericht erſtattet (ſ. deren „Verhandlungen“ Bd. IX, Heft 10), dem wir das Wichtigſte entnehmen.

Dr. Finſch war durch jahrelange Studien mit der Fauna der Südſee vertraut geworden und wünſchte durch eigene Beobachtungen namentlich im Weſten derſelben, in Mikroneſien, von dem wir ſeit Chamiſſo und Kittlitz kaum eingehendere Kunde erhalten haben, dieſe Kenntniſſe, namentlich in Betreff der geographiſchen Verbreitung der Thiere, zu erweitern, obwohl er ſich bewußt war, daß in jenen thierarmen Gebieten keine großen Entdeckungen von neuen intereſſanten Thierformen zu erwarten ſtänden. Wichtiger noch war die ethnologiſche Seite der Reiſe, denn es galt zu retten, was noch zu retten möglich war, ehe der beſtändig wachſende Einfluß des Handels und der Miſſion die letzten Spuren des einſtigen Naturlebens der Inſulaner vollſtändig zerſtörte. Wirklich gelang es Finſch auch auf verſchiedenen Inſeln gleichſam noch im letzten Augenblicke werthvolle Notizen und Sammlungen zuſammenzubringen, während es auf anderen dazu ſchon zu ſpät war. Seine ohnehin anſehnlichen Reſultate wären noch größer geweſen, wenn er das erſte Erforderniß eines Südſeereiſenden, einen kleinen Schoner von c. 20 Tonnen und 6 bis 7 Leute gehabt hätte, wodurch ihm volle Unabhängigkeit von den ſpärlichen Reiſegelegenheiten auf jenem unermeßlichen Oceane geſichert geweſen wäre.

Im April 1879 reiſte Dr. Finſch über die Vereinigten Staaten nach Honolulu auf Hawaii, wo er kaum zwei Monate ſpäter eintraf. Von dort beſuchte er Waimanalo an der Oſtküſte der Inſel Oahu, wo ihm zwar alte Gräberfelder reiche Ausbeute lieferten, aber für Zoologie und Ethnologie nichts zu holen war. Dann wandte er ſich nach der Inſel Maui, wo Zuckerplantagen und verwildertes Rindvieh die eigenthümlichen Wälder ſchon zum großen Theile vernichtet und damit auch die ſonderbaren Vögel und Landſchnecken verdrängt haben. Erſt in einer Höhe von ca. 1650 m erreichte der Reiſende an der Nordſeite des Vulkans Haleakala, deſſen über 3050 m hohen Gipfel er

auch erſtieg, die Region der einheimiſchen, hauptſächlich aus herrlichen Koa- und Ohia-Bäumen beſtehenden Wälder, konnte dort die ſeltenen Vögel in der Natur beobachten und erlegte unter anderem die herrliche, ſichelſchnäbelige Drepanis coccinea, einen Vogel von der Größe einer Blaumeiſe, aus deſſen ſcharlachrothen Federn früher die koſtbaren Königsmäntel verfertigt wurden, wie ein ſolcher ſich noch von Cook's Zeiten her im Berliner Ethnographiſchen Muſeum befindet, und wie er wegen Mangels an Federmaterial nie wieder angefertigt werden wird. König Lunalilo, der Vorgänger Kalakaua's, war der letzte, welcher einen ſolchen Mantel beſaß, und dieſes letzte Stück des frühern Kunſtgewerbes eines Naturvolkes wurde dem letzten männlichen Erben aus dem königlichen Geſchlechte der Kamehameas mit in das Grab gelegt. Auf Hawaii vermochte der Reiſende nichts von ethnographiſchem Intereſſe zu ſammeln, da das wenige aus alter Zeit Vorhandene ſich in Privatbeſitz befindet.

Am 30. Juli verließ Dr. Finſch auf dem Regierungsſchiffe „Hawaii", welches von der Marſhall-Gruppe Einwanderer reſp. Arbeiter für die Zuckerplantagen holen ſollte, die Sandwichsinſeln und langte nach 22tägiger Fahrt durch ein an Thieren äußerſt armes Meer auf Jaluit an, einem Atoll, das aus 58 Inſeln und Inſelchen beſteht, welche eine 27 Seemeilen lange, in der Mitte ca. 17 Seemeilen breite Lagune umſchließen, deren Ufer ſich mit bloßem Auge nur an gewiſſen Stellen undeutlich erkennen laſſen. So anziehend der erſte Anblick von Atollen mit ihren anſcheinend dicht geſchloſſenen Palmenwäldern und ihrer mächtigen Brandungswelle iſt, ſo ſehr enttäuſcht die große Armuth der Fauna und Flora. Letztere gipfelt in Kokospalmen und Pandanus; der mit Korallentrümmern und Muſchelreſten bedeckte Boden bringt kaum mehr als 60 Pflanzenarten hervor, während die Thierwelt noch ärmer iſt. Außer unſeren beiden europäiſchen, durch Schiffe eingeführten Rattenarten giebt es kein einziges Säugethier, und von Vögeln gar nur 20 Arten, darunter nur einen einzigen Landvogel, die weitverbreitete Fruchttaube (Carpophaga pacifica), die aber nur auf Inſeln, wo der Brotfruchtbaum gedeiht, in ſpärlicher Anzahl vorkommt.

Auch auf den Marſhall-Inſeln, welche insgeſammt 10 000 Bewohner (auf ca. 400 qkm nach Behm und Wagner) zählen, iſt durch den Einfluß der Weißen — die kleine Inſel Jabwor des Atolls Jaluit, wo ſich die Faktoreien der beiden deutſchen Häuſer Hernsheim und Comp. und A. Capelle u. Comp. befinden, bildet den Mittelpunkt für den Handel von ganz Mikroneſien — bereits ein großer Theil der Eigenthümlichkeiten der Eingeborenen verſchwunden. Manches indeſſen konnte Dr. Finſch noch erwerben, z. B. eines jener ſeetüchtigen Kanoes aus Brotfruchtbaum, welche jetzt ſchon nicht mehr gebaut werden, und mit welchen die Marſhall-Inſulaner ſich den Ruf ausgezeichneter Seefahrer erwarben, wenn ſie auch, wie der Reiſende ſich zur Genüge überzeugen konnte, von Navigation keinerlei Kenntniſſe beſitzen. Auf Jaluit bot ſich nun Gelegenheit, den ſüdöſtlich davon zu beiden Seiten des Aequators gelegenen Gilberts oder Kingsmill-Archipel auf einem Schiffe zu beſuchen, welches von jenen menſchenreichen Inſeln[1]) eine Ladung Arbeiter nach Hawaii befördern ſollte. Er verließ Jaluit im November 1879 und kehrte Anfangs Januar 1880 dorthin zurück, nachdem er auf dieſer Kreuze die Inſeln Marakei, Makin, Butaritari, Apaiang und Tarowa mehr oder minder hatte kennen lernen. Obgleich die Gilberts-Inſulaner beſonders durch die vielen zeitweiſen Auswanderer ſchon mancherlei von ihren Sitten und Gebräuchen verloren haben, ſo hat ſich bei ihnen im Ganzen doch noch mehr Urſprünglichkeit erhalten, als bei den Bewohnern der Marſhall-Gruppe, denen die der Gilberts nicht allein körperlich, ſondern auch in vielen anderen Dingen überlegen ſind. Leider ruiniren ſie ſich aber durch den reichlich eingeführten Branntwein, den ſie in Zeiten des Mangels durch ſelbſtbereiteten Palmſaft, den ſogenannten ſaueren Toddy, erſetzen. Sie beſitzen wohlgepflegte Dörfer, deren Maneap oder Verſammlungshäuſer durch die für hieſige Verhältniſſe koloſſalen Dimenſionen Bewunderung erregen. So hatte das große Maneap auf Butaritari eine Länge von 250 Fuß, bei 114 Fuß Breite, was für ein in ſeinen Theilen nur mit Stricken aus Kokosfaſern zuſammengebundenes Bauwerk gewiß ſehr bedeutend iſt. Die Gilberts-Inſulaner kultivirten früher auch Taro und verfertigten ſehr ſchöne Kanoes und die eigenthümlichen, mit Haifiſchzähnen beſetzten, höchſt gefährlichen Waffen, wie ihnen auch die ſonderbaren aus Kokosfaſern geflochtenen Rüſtungen eigen ſind. Von allen dieſen Gegenſtänden gelang es Dr. Finſch ſich noch eine ziemliche Anzahl zu verſchaffen.

Im Februar und März 1880 folgte er einer Einladung des Konſuls F. Hernsheim, ihn auf einer Reiſe nach den Karolinen zu begleiten und dabei zunächſt Kuſai, Strongs-Island oder Ualan zu beſuchen. Seit von Kittlitz (Ende der 20er Jahre dieſes Jahrhunderts) war Dr. Finſch der erſte Naturforſcher, welcher dieſes prächtige hohe Eiland mit ſeinen 2000 Fuß hohen Bergen und ſeiner überſchwenglich reichen Vegetation betrat. Die von jenem geſchilderte Thierwelt war noch dieſelbe, nicht aber die Bevölkerung; dieſelbe iſt vollſtändig chriſtianiſirt und ſpricht mehr oder minder engliſch, geht aber raſch ihrem Ende entgegen, da die Geſammtzahl kaum 300 erreicht. Dieſer erheblichen Civiliſation zum Trotze hat ſich der eigenthümliche Bauſtyl der Häuſer erhalten, ebenſo die Anfertigung der ſchönen, aus gefärbter Bananenfaſer gewebten Gürtel, welche die Eingeborenen noch immer trotz ihren europäiſchen Kleidern unter dem Hemde tragen. Anderes, was der Reiſende dort erwarb, wie ſchön gearbeitete Beile aus Tridacna gigas, Schmuck aus Schildpatt u. ſ. w., gehört bereits der Antike an. Dann wurde die größere und bevölkerte Inſel Ponapé oder Aſcenſion, die Perle des ganzen Archipels der Karolinen, beſucht, wo ſich trotz dem Einfluſſe von Walfiſchfängern und Miſſionären noch mehr Originalität, z. B. die Feudalherrſchaft, die Bauart der Häuſer und anderes mehr erhalten hat. Schon auf der kleinen, Kuſai benachbarten Inſel Lälla hatte Finſch die Ruinen von Koloſſalbauten aus zuſammengelegten Baſaltſäulen bewundert, wie ſie vielleicht auf Erden einzig daſtehen; in Ponapé ſah er ſie in bedeutend größerer Ausdehnung unter Leitung ihres Beſchreibers J. Kubary, der ein Jahrzehnt lang für das Muſeum Godeffroy in der Südſee ſammelte. Dieſe Ruinen von Nanmatal bedecken einen Flächenraum von über 41 Hektaren und beſtehen aus etwa 80 künſtlichen, auf dem Korallenriffe erbauten Inſeln, welche durch Kanäle verbunden ſind, deren größter mehr als 2000 Fuß lang und 200 Fuß breit iſt. Dana und Darwin ſahen in dieſen Kanälen jetzt mit Waſſer gefüllte, früher trockene Straßen und begründeten darauf hauptſächlich ihre Senkungstheorie einer gewiſſen Südſeezone — mit Unrecht; denn wie die Bohrlöcher gewiſſer Muſcheln deutlich beweiſen, hat eine Hebung ſtatt einer Senkung ſtattgefunden. In den von Kubary als Königsgräber bezeichneten Gewölben auf Nan Tauatſch förderten Nachgrabungen, welche der Reiſende anſtellte, Bruchſtücke von Fiſchhaken aus Perlmutter und Schmuckſachen

[1]) 37000 Bewohner auf ca. 430 qkm nach Behm und Wagner; Dr. Finſch giebt das Areal der Marſhall-Inſeln zu ca. 35 Quadratmeilen (was für welchen?) an, das der Gilberts zu nur ca. 12.

aus rother Spondylus-Muſchel zu Tage, die zur Genüge bewieſen, daß die Erbauer der Gewölbe mit der heutigen Bevölkerung von Ponapé identiſch waren, was Kubary früher verneint hatte. Auch anſehnliche zoologiſche Sammlungen konnte Dr. Finſch auf Ponapé anlegen, welches eine weit reichere Fauna und namentlich Ornis (darunter den einzigen Papagai der Karolinen überhaupt) beſitzt, als das nur 300 Seemeilen entfernte Kuſai, welches doch von ganz derſelben Beſchaffenheit und Vegetation iſt.

Als Finſch nach Jaluit zurückgekehrt war, verſtrichen über drei Monate, ehe ſich ihm Gelegenheit zur Weiterreiſe bot; erſt im Juli traf der Hernsheim'ſche Dampfer „Pacific" von Hongkong ein und brachte ihn nach Blanche-Bai auf Neu-Britannien (der jetzt in Mode kommende Name Birara bezeichnet nur einen kleinen Küſtenſtrich, keineswegs die ganze Inſel), wo ſich ihm ſowohl hinſichtlich der Zoologie, als im Hinblick auf die ſchwarzen, kraushaarigen, noch faſt ganz urſprünglichen Bewohner eine neue Welt erſchloß. Dieſelben gehen noch nackt und ſind Menſchenfreſſer, kennen aber weder Trunkſucht noch Syphilis, ein Beweis, wie ſehr ſie bisher dem Einfluſſe der Weißen widerſtanden haben. Acht Monate lang beutete der Reiſende dieſes reiche Arbeitsfeld aus, ohne daß er über die Grenzen von Blanche-Bai und der Nordküſte hinausgekommen wäre. Denn zu Küſtenreiſen fehlte es ihm an einem Boote, und Ausflüge in das Innere laſſen ſich mit den Eingeborenen hier, wie auf Neu-Guinea nicht unternehmen, nicht etwa ihrer Wildheit wegen, ſondern weil ſie nicht über gewiſſe enge Bezirke hinausgehen und als Träger durchaus unzuverläſſig ſind. Finſch kam mit ihnen ſonſt prächtig aus und ſammelte eine Menge von Nachrichten über ſie; wenn dieſelben während der Zeit ſeiner Anweſenheit fünf Weiße erſchlugen, ſo hatten nur die letzteren Schuld daran.

Ende März 1881 fuhr der Reiſende auf einem kleinen ſchmutzigen Schoner nach Sydney und von dort Mitte Mai nach Neu-Seeland, um im Anſchluſſe an ſeine polyneſiſchen Studien die Maoris aus eigener Anſchauung kennen zu lernen. Da dieſelben faſt alle Originalität eingebüßt haben, ſo brachte er wenigſtens eine Sammlung von Gipsabgüſſen der ſchönſten Arbeiten in Stein und Holz, meiſt aus Privatſammlungen, zuſammen, und nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten gelang es ihm auch, einige Gipsmasken von Maoris zu nehmen, die erſten, welche überhaupt von ſolchen angefertigt worden ſind. Auch in zoologiſcher Hinſicht erlangte er, namentlich durch einen Ausflug in die Gletſcher des Mount Cook, mancherlei Intereſſantes.

Mitte Auguſt nach Sydney zurückgekehrt, beendete er ſeine Ausrüſtung und ſegelte Ende September nach Thursday-Island in der Torres-Straße ab, um von dort in einem Perlfiſcherboote nach Neu-Guinea überzuſetzen. Doch bot ſich dazu keine Gelegenheit, und ſo beſuchte er zunächſt einige andere Inſeln, wie Morilug (Prince of Wales Island) und Mabiak (Jervis-Island) und verbrachte faſt den ganzen December in Somerſet, nahe Cape York, der äußerſten Nordſpitze Auſtraliens, mit dem Studium der letzten Reſte dreier eingeborener Stämme, die zuſammen kaum noch 50 bis 60 Köpfe zählen. Dieſelben ſind durchaus verſchieden von den Bewohnern der Torres-Straße, reinen Papuas, welche er bald darauf in ihrer eigentlichen Heimath Neu-Guinea kennen lernen ſollte. Zu Beginn des Jahres 1882 konnte er, freilich unter ziemlich unangenehmen Verhältniſſen, in einem kleinen Schoner nach Port Moresby, der Hauptmiſſionsſtation an der Südoſtküſte von Neu-Guinea, abſegeln und erhielt dort von der Miſſion ein leerſtehendes Haus. Die dortigen Papuas haben bis jetzt wenig von ihren Eigenthümlichkeiten eingebüßt, einmal weil die Londoner Miſſionsgeſellſchaft nicht ſo zerſtörend auf die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen einwirkt, wie die Wesleyaner und Hawaiier, und zweitens weil der Handel, von ein paar kleinen Trepangfiſchern abgeſehen, gleich Null iſt. Es gab für ihn daher ausreichend Gelegenheit, das Leben von Pfahlbauern, zum Theil noch tief in der Steinzeit, zu beobachten, Sammlungen anzulegen und Gipsabgüſſe, Skizzen und Photographien zu nehmen. In einem Walfängerboote unternahm er einen Ausflug öſtlich zur Keppel-Bai, wobei er auf kurzen Strecken weſentliche Abweichungen im Haushalt, in Geräthſchaften und Waffen fand; während man vielleicht an dem einen Küſtenſtriche Bogen und Pfeile geſchickt handhabt, ſind dieſelben nicht weit davon gänzlich außer Gebrauch. Dann ſetzte er ſich, um ſich etwas im Innern anzuſiedeln, mit Inländern vom Stamme der Koiäri in Verbindung — die Küſtenbewohner ſind als Träger ganz unzuverläſſig —, warb nach vielen Enttäuſchungen 20 Träger für die mitzunehmenden Vorräthe an und ließ ſich nahe dem prächtigen wilden Gebirgsfluſſe Laloki nieder, wo er ſich mit etwa einem Tage Arbeit und anderthalb Mark Koſten ein höchſt primitives Haus „Humboldtsheim" aufführen ließ. Von dort aus machte er verſchiedene Ausflüge bis zum Goldie, einem rechten Nebenfluſſe des Laloki, der aus dem Herzen der Alpen des über 13 000 Fuß hohen Mount Owen Stanley herabbrauſt. An eine Beſteigung deſſelben, die ohne Zweifel für alle Zweige der Naturwiſſenſchaften reiche Ausbeute liefern würde, konnte er jedoch ebenſowenig denken, als ſeine Vorgänger, aus dem einfachen Grunde, weil es ihm an Trägern fehlte. Mit Eingeborenen von Neu-Guinea wird dies überhaupt nie gelingen; es bedarf dazu Kräfte von auswärts und beſonders hinreichender Mittel. Wie ſchwierig es iſt, in jenem Theile der Inſel mit den vorhandenen Trägern einen wenn auch noch ſo geringen Vorſtoß zu machen, kann nur der ermeſſen, welcher jene Gebiete aus eigener Anſchauung kennt. Der Miſſionar Chalmers z. B., der mit den Eingeborenen beſſer vertraut iſt als irgend ein anderer, gelangte auf ſeiner Inlandreiſe nicht ſo weit als die Goldgräber, welche vom Golddurſte getrieben, unter unſäglichen Beſchwerden, obwohl im Beſitze von Packpferden, in gerader Linie kaum 40 engl. Meilen ins Innere vordrangen. Nur 5 Meilen weiter liegt der Owen Stanley, und die ganze Breite der ſüdöſtlichen Halbinſel, die bisher noch kein Weißer durchkreuzt hat, beträgt kaum 100 engl. Meilen.

Nach fünfmonatlichem Aufenthalte kehrte Dr. Finſch, nachdem er erreicht hatte, was zu erreichen war, nach Thursday-Island zurück, verpackte dort ſeine Sammlungen und fuhr nach Batavia, wo er ſich faſt den ganzen Auguſt aufhielt und malaiſche Geſichtsmasken in Gips abgoß. Ueber Singapur, Ceylon und den Suez-Kanal kehrte er dann nach einer Abweſenheit von faſt drei und einem halben Jahre nach Europa zurück, nachdem er mehr als 30 000 Seemeilen allein auf Schiffen durchmeſſen hatte.

Seine Sammlungen umfaſſen nicht weniger als 4000 ethnologiſche Gegenſtände von 43 Lokalitäten, 290 Schädel, 200 Haarproben, zahlreiche Körpermeſſungen, über 200 Gipsmasken von 66 Lokalitäten (71 Abgüſſe der hellfarbigen Polyneſier, von denen er übrigens die Mikroneſier nicht zu unterſcheiden vermag; 100 Masken von den dunkelen, negerähnlichen Melaneſiern, ferner ſolche von Auſtraliern, Negern, Chineſen, Japanern und 9 Malaienſtämmen), 6000 Wirbelthiere, 30 000 Invertebraten, 1000 Pflanzen, mineralogiſche Stücke, namentlich Korallenbildungen der Atolle und Petrefakten von Neu-Seeland, 400 ſelbſtgefertigte Photographien und 200 Skizzen. Ein erſtaunlicher Fleiß!

Von Aschabad nach Ghurian und Meschhed.

Von Ingenieur P. M. Lessar.

II.

3. Vier Tage in Afghanistan.

Ursprünglich hatte ich gar nicht die Absicht, nach Afghanistan zu reisen, aber der Zufall wollte es anders. Von Chombou geht der gerade Weg nach Persien über die Ruinen von Pesch-rabat; hier in der Nähe sind zwei oder drei Fuhrten, welche Ende April keine Hindernisse zum Ueberschreiten des Heri-rud geboten hätten, sobald sich ein Führer fand. In Ermangelung eines solchen blieb uns aber nichts anderes übrig, als bis Kusan zu marschiren und von hier auf der großen Straße nach Meschhed in Persien zu reisen.

In Kusan langten wir um neun Uhr morgens an. Vier Werst von der Festung ließ ich meine Alieli-Turkmenen zurück und sprengte in Begleitung zweier Dolmetschen allein voran. In Chorassan und Afghanistan spricht man persisch und fast niemand versteht tatarisch, mit dessen Hilfe man sich in West-Persien und mit den Turkmenen verständigen kann. Jemand, der Russisch und Persisch kann, ist in Aschabad eine große Seltenheit. Ich mußte deshalb zwei Dolmetschen haben, einen zum Uebersetzen aus dem Russischen ins Tatarische und den andern zum Uebersetzen aus dem Tatarischen ins Persische. Selbstverständlich ist dieser Modus schwerfällig und ermüdend.

In Kusan liegt noch viel in Trümmern, aber die Folgen des Friedens nach der Eroberung Achals sind auch hier bemerkbar: die zerstörten Gebäude werden wieder hergestellt und die Aecker werden nicht nur in der Nähe der Festung, sondern auch in beträchtlicher Entfernung davon bebaut. Als wir uns der Festung näherten, betrachtete uns die Wache nicht mit feindseliger, wohl aber mit bedenklicher Miene; die Richtung, aus welcher wir herankamen, schien vor allem wunderlich; denn für die Afghanen ist der von uns zurückgelegte Weg auch jetzt noch unpassirbar. Man eilte den Befehlshaber der Festung Ata-Mamed-Chan zu benachrichtigen, welcher uns bis an das Thor der Festung entgegen kam und uns nöthigte, in seine Behausung einzutreten. Nachdem wir einige enge Gäßchen zwischen Aeckern und Gärten durchschritten hatten, traten wir in ein zweistöckiges Haus, welches inmitten eines schönen mit einem Wasserbassin versehenen Gartens gelegen war. Hier ist überall Ueberfluß an Wasser, welches durch Kanäle aus dem Heri-rud geleitet wird, deshalb ist die Vegetation sehr üppig. Der Chan lud uns in liebenswürdiger Weise ein, einen Imbiß zu nehmen und rühmte sich vor seiner Umgebung, daß er in Kabul viele „Frengi“ (Abendländer) gesehen habe und ihre Gewohnheiten kenne; deshalb gab er den Befehl, ein Huhn zu braten, aber dasselbe nicht nach afghanischer Weise in kleine Stücke zu zerschneiden, sondern nach fränkischer Weise in zwei Hälften zu zerlegen. Als man Thee reichte, versammelten sich gegen 20 Menschen im Gemach und sprachen darüber, was wohl meine Anwesenheit bedeute: ein Europäer und vor allem ein Russe kommt selten nach Kusan, im Jahre etwa einer; überdies erschien der Weg, welchen ich gemacht hatte, ungewöhnlich. Die vorsichtigen Leute meinten, daß der Herrscher Herats, Kundus-Chan, unzufrieden sein würde, wenn man ihm nicht meine Ankunft meldete; andere dagegen fürchteten, daß der Chan durch das Anhalten eines Russen sich Unbequemlichkeiten schaffte. Der Chan schwankte lange, wie er verfahren solle; endlich gewann die erste Ansicht die Oberhand; er bat mich, ein oder zwei Tage bei ihm zu verweilen, bis er einen Brief nach Herat geschickt und Antwort erhalten hatte. Ich hatte gar nichts dagegen, so lange Zeit im Thal von Herat zu verbringen, doch wünschte ich nicht in Kusan zu bleiben, eröffnete also dem Chan, wenn es nöthig sei, zu meiner Weiterreise nach Kafir-kala Erlaubniß aus Herat einzuholen, so wollte ich das Eintreffen derselben in Ghurian abwarten. Ata-Mamed war sehr erfreut darüber, weil er mich dadurch seinem Vorgesetzten, dem Chan von Ghurian, zuwies und von sich die Unzufriedenheit Kundus-Chans ablenkte, falls derselbe die mir bereiteten Hindernisse nicht gut heißen sollte. Drei Reiter und der Gehilfe des Chans (Naib) sollten mich nach Ghurian begleiten.

Als ich nun mit Ata-Mamed aus dem Thore der Festung heraus trat, fand ich meine Alieli-Begleiter, welche die ganze Zeit über mich erwartet hatten, sehr aufgeregt: ich hatte mehr als zwei Stunden in der Festung zugebracht und die Alieli hatten schon befürchtet, daß mir irgend etwas zugestoßen sei, und damit auch ihr Schicksal besiegelt gewesen wäre. Ihre Furcht vermehrte sich, als ich ihnen befahl, aufzusitzen und mit mir nach Ghurian zu reiten. Der Umstand, daß uns nur Afghanen begleiteten, beruhigte sie keineswegs, im Gegentheil brachte sie auf eine richtige Tekke-Idee: sie erbaten sich durch die Dolmetscher von mir die Erlaubniß im geeigneten Moment die Afghanen niederzuhauen und dann zu fliehen. „Lieber das Glück probiren, als sich lebend dem Feinde in die Hände liefern“, sprachen sie, „die Grenze ist nahe; sie werden uns nicht einholen und werden nicht wagen uns über die Grenze hinaus zu verfolgen“. Ich verbot dem Dolmetsch mir solche Dummheiten zu übersetzen. Alle meine Bemühungen sie zu überzeugen, daß wir uns in einem organisirten Staat, aber nicht unter Räubern, wie bisher, befänden, waren vergeblich: die wohl verdienten Gefühle des Hasses und des Abscheus, welche die räuberischen Horden der Tekkestämme allen ihren Nachbaren einflößen, waren den Alieli nicht fremd; sie erwarteten in Afghanistan und in Persien weniger Schonung zu finden, als von den Saryken. Die einzige Hoffnung gründete sich noch auf die Unverletzlichkeit meiner Person als eines Russen; sie bemühten sich deshalb unmittelbar in meiner nächsten Nähe zu bleiben.

Der Weg von Kusan nach Ghurian trennt sich von der Straße nach Herat nahe bei der Festung, zieht sich eine Strecke längs den Bewässerungskanälen hin und überschreitet auf der zwölften Werst bei Tirpul den Heri-rud. Die hier befindliche von Jar-Mamed-Chan erbaute Brücke hat mit der Auffahrt eine Länge von circa 8,4 m und wird auch bei hohem Wasserstande nicht überfluthet. Ihre Pfeiler und die Bögen bestehen aus Ziegelsteinen, und die Eisbrecher sind mit einer festen Gesteinsart bekleidet; in strengen Wintern wird nämlich das Eis so stark, daß es

einen Reiter trägt und die Eisgänge ſind ſehr heftig. Bei hohem Waſſerſtande geht der Weg von Herat nach Meſchhed auch nicht über Kuſan, ſondern über Tirpul und weiter am linken Ufer bis Kafir-kala. Da der Heri-rud an die Bodenerhebungen an ſeinem Süduſer heranreicht, zieht ſich der Weg ſowohl nach Kafir-kala als nach Ghurian als ein ſchmaler Pfad an ſteilen Abhängen hin. Deshalb überſchreitet man bei niedrigem Waſſerſtande gar nicht die Brücke, ſondern zieht es vor, an einer Fuhrtſtelle den Fluß zu durchreiten und ſo in der Ebene ſich weiter zu bewegen. Zehn Werſt von Tirpul wird das Thal des Heri-rud breiter, am Ufer dehnen ſich reiche Wieſen aus, auf welchen große Pferdeherden, 40 000 Stück, weiden. Pferde ſind einer der wichtigſten Ausfuhrgegenſtände aus Herat nach Perſien; ſie ſind klein von Wuchs, von einfacher Raſſe, aber kräftig und ausdauernd. Außerdem beſitzen die Bewohner hier noch zahlreiche Viehherden.

Von Ghurian nach Herat iſt es noch eine Tagereiſe (45 Werſt). Das Thal erweitert ſich noch mehr und iſt überall fruchtbar. Oberhalb Herats iſt ein Damm gebaut, wodurch das Waſſer des Heri-rud in Kanäle geleitet wird, um das ganze Thal zu bewäſſern, welches das reichſte aller Thäler in Mittelaſien ſüdlich vom Amudarja iſt. Seine Hauptprodukte ſind: Aſa foetida, Safran, Piſtazien, verſchiedene Früchte, ausgezeichnete Weintrauben, Roggen, Weizen und Klee. Auch Seidenzucht wird in bedeutendem Maße betrieben. Wälder und Geſtrüpp aber findet man nur hier und da am Heri-rud; die Bergabhänge ſind vollkommen nackt; jeder Ort hat reiche Fruchtgärten, doch als Brennmaterial dienen nur verſchiedene Dornengewächſe, welche aus weit ablegenen Gegenden zugeführt werden.

Am Wege trafen wir nur nomadiſirende Hirten; die Ortſchaften ſelbſt liegen alle in Trümmern und ſind wegen der drohenden Einfälle der Turkmenen verlaſſen. Man zeigte uns auch Dörfer, welche im November des vorhergehenden Jahres (1881) von den Merw-Turkmenen geplündert worden waren. Zu jener Zeit machte ich die Voruntersuchung der Bahnlinie von Aſchabad nach Serachs; das Gerücht, daß 3000 Reiter aus Merw ausgerückt, wohin, war unbekannt, rief in ganz Attek eine Panik hervor; allein die Merwer zogen auf verſchiedenen Wegen nach Süden und plünderten alle Dörfer zwiſchen Schabaſch und Schikiwan (weſtlich von Herat). Der Ueberfall wurde ſo plötzlich ausgeführt, daß die Räuber nicht verfolgt werden konnten; ſie kehrten mit vielem Vieh und Gefangenen heim. Das war der letzte Raubzug (Alaman) der Merwer. Seither erſcheinen nur ſelten noch Saryk-Turkmenen, aber ſtets nur in kleinen Haufen.

In Ghurian verbrachte ich zwei Tage. Der Chan bemühte ſich ſoviel als möglich, mich zufrieden zu ſtellen; ich äußerte aber ſtets meinen Unwillen darüber, daß man mich aus reinen Formalitäten hier zurückhielt. Ich fragte, ob man ſo in Samarkand mit den afghaniſchen Kaufleuten verfühe? Ob man wegen eines jeden Reiſenden die Erlaubniß des Jarim-Padiſchah (Halbkaiſer; unter dieſer Bezeichnung iſt in ganz Mittelaſien der Generalgouverneur von Turkeſtan bekannt) einhole? Ich äußerte, daß die Ruſſen ungehindert durch ganz Perſien und umgekehrt die Perſer durch ganz Rußland reiſen dürften; das gefiel dem Afghanen nicht. Er ſuchte die Nothwendigkeit der bei ihnen herrſchenden Gebräuche zu erklären: „Rußland iſt ein großes Reich“, ſagte er, „es hat niemanden zu fürchten; aber uns kann ſchon ein Menſch ſchaden; deshalb beſteht bei uns das Geſetz, daß die höheren Behörden wiſſen ſollen, wenn irgend jemand herumreiſt. Und nun hat das Glück einen Mann aus einem ſo großen Reiche, wie das ruſſiſche in unſer Land geführt; wir müſſen ihn aufnehmen, bewirthen und begleiten, wie es ſich gehört. Sind wir keine Menſchen“, fügte der Chan in beleidigtem Tone hinzu, „daß man bei uns nicht zu Gaſte ſein kann; was haben wir Euch denn gethan, daß Ihr an unſerm Hauſe vorbeireiten wollt, ohne etwas auszuruhen. Ihr ſeid ja nicht unſer Gefangener, ſondern unſer Gaſt; das ganze Land iſt Euer, fordert, was Ihr haben wollt.“ Der Chan verbot, uns etwas zu verkaufen, befahl das Geld zurückzugeben, was ich einem Afghanen für Brot bezahlt hatte und ſchickte mir und den Alieli während der ganzen Zeit unſeres Aufenthaltes alles Nothwendige zu. Für mich war ein geräumiges Zelt aufgeſchlagen worden und alle Minute erſchien irgend jemand und fragte, ob ich nichts brauchte.

Am Abend des zweiten Tages kam aus Herat Niſa-metdin-Chan, der Gehilfe und Hauptrathgeber des Gouverneurs in Herat Serdar-Kundus-Chan mit großer Begleitung. Derſelbe, bekannter unter dem Namen Achund-Sade (Sohn des Gelehrten), gilt in Herat für einen ſehr klugen und ſchlauen Menſchen und war ausgeſchickt, um von mir zu erforſchen, warum ich reiſte. Nach Austauſch vieler Artigkeiten und langem Hin- und Herreden, wodurch der Afghane ſeinen Zweck ſchwerlich erreichte, kamen wir darin überein, daß am andern Tage bei Tagesanbruch zwei Führer nach Chaf in Perſien zu meinen Dienſten bereit ſein ſollten.

Endlich, als es dämmerte, entſchuldigte der Chan ſich mit der Länge des Weges und ritt zurück, nachdem er mir zum Abſchied eine große Menge Artigkeiten geſagt und den Befehl hinterlaſſen hatte, alle meine Wünſche genau zu erfüllen. Jetzt war es den lokalen Behörden ſchon klar, wie man in Herat über meine Ankunft dachte; ſie wußten nicht, was ſie vor Liebenswürdigkeit machen ſollten und langweilten mich dadurch: ob ich nicht etwas brauche, ſie wollten ſich zu mir ſetzen, damit ich keine Langeweile ſpüre u. ſ. w. Vergeblich betonte ich die Nothwendigkeit morgen früh aufſtehen zu müſſen; die Chane verſtanden die Anſpielungen nicht und ritten erſt um 9 Uhr Abends fort. Beim Abſchied nahmen ſie von mir ein Schreiben mit, des Inhalts, daß ich völlig zufrieden mit der Aufnahme ſei. Ich lehnte es ab, mein Siegel unter ein perſiſches Schreiben zu drücken, ſondern faßte ſelbſt das Schreiben ruſſiſch ab. Es wäre intereſſant zu wiſſen, wer in Herat das Schreiben leſen wird.

4. Von Ghurian über Türbet-i-Haidari nach Meſchhed.

Am 30. April verließen wir bei Tagesanbruch Ghurian. Der Weg geht zuerſt über gute Weideplätze, wo große Schaf- und Pferdeherden weideten und verläßt dann ſchnell den Heri-rud. Wir begannen zu ſteigen, um einen 90 m hohen Bergrücken zu überſchreiten, den man mit einem kleinen Umweg vermeiden könnte. In dem breiten Thale, welches wir durchritten, waren wir an einigen Einkehrhäuſern (Rabat) vorbei gekommen; in ihren Waſſerreſervoirs befand ſich noch Waſſer, aber die Gebäude ſelbſt waren durch die Merwer und Saryken zerſtört. Jeder Schritt zeigte die Spuren der Erfolge jener Räuber, das ganze Thal bis Kerat iſt von den Einwohnern verlaſſen.

Die Gegend iſt übrigens nicht waſſerreich; das etwa auf der Hälfte des Weges aus den nördlichen Gebirgszügen hervorkommende Flüßchen Scharou hat nur nach einem Regen Waſſer; als wir vorbeiritten, bemerkten wir nur hier und da Lachen mit ſchwach ſalzigem Waſſer. Eine

Werst weiterhin zeigte mir der Führer die persisch-afghanische Grenze, welche auf allen Karten weiter nach Osten angegeben wird.

Rechts und links am Wege sind künstliche Hügel sichtbar; sie wurden nach Angabe der Afghanen auf Befehl Nadir-Schahs aufgeschüttet um als Befestigungen und zur Errichtung von Wach- und Signalthürmen zu dienen. Wenn man sich Kerat nähert, so sieht man eine hohe Säule, welche unter demselben Fürsten die Bewohner von Balch errichtet haben, als sie hier Wache hielten; sie dient oben als Wachtthurm; der obere Theil ist eingestürzt, der Rest geneigt und wird bald einfallen. Innen ist sie hohl und enthält eine nach oben führende Wendeltreppe.

Kerat hat jetzt eine große Bedeutung als Stützpunkt für die Beschützung der persisch-afghanischen Grenze gegen die Einfälle der Saryken und Merwer; die Stadt liegt dort, wo die große Straße von Chaf nach Ghurian aus dem Gebirge tritt; von dort aus werden Wachen an die übrigen Bergübergänge geschickt und so die große Straße nach Meschhed vor den räuberischen Banden geschützt.

Von Kerat aus geht der Weg sechs Werst weit durch die Schlucht des Baches Ser-i-Tschischme, überschreitet den Paß und senkt sich zur Quelle Schischou. Einige Tage vor unserer Abreise waren in diesen Bergen sechs Einwohner aus Chaf, welche mit Kameelen nach Kerat wanderten, von den Saryken gefangen worden. In Folge dessen herrschte überall eine große Panik. Eine Anzahl Perser, welche mit beladenen Eseln uns begegneten, ließen bei Anblick der Alieli sofort Esel und Ladungen im Stich und flohen in die Berge. Der uns begleitende persische Dolmetsch ritt hinauf auf die Höhe, rief den Flüchtlingen zu und suchte sie zu beruhigen; sie hatten sich aber weit versteckt und entschlossen sich nicht hervorzukommen.

Von Schischou senkt sich der Weg hinab ins Thal; Chaf ist schon in einer Entfernung von 15 Werst sichtbar; vor der Stadt geht der Weg über zwei nach Süden fließende Bäche. Material zur Feuerung ist auf dem ganzen Wege von Ghurian an fast nicht vorhanden; nur mit Mühe findet man soviel, als zur Bereitung des Mittagessens oder Thees nöthig ist. Auch Futter für Pferde ist, sobald man das wiesenreiche Thal des Heri-rud hinter sich hat, nicht viel zu finden.

Chaf besteht aus einigen neben einander erbauten Befestigungen; um zu dem Bazar zu gelangen, muß man durch drei Thore reiten. Die Karawanserais sind fast alle leer, nichts ist zu haben; die Verkaufsläden liegen innerhalb der Befestigung inmitten schöner Gärten mit Mohn-Pflanzungen, mit Maulbeer- und Fruchtbäumen. Die Verkaufsgegenstände sind fast nur lokale persische; einfache Baumwollen- und Wollenzeuge sind zum Theil russisches, zum Theil englisches Fabrikat, wie aus den Etiquetten zu erkennen ist, welche die Kaufleute an die Wände ihrer Läden kleben.

Chaf ist der Aufenthaltsort des englischen Agenten für Herat, Oberst C. E. Stewart. Nach dem unglücklichen Schicksal, welches den Major Cavagniari in Kabul betroffen, wohnen die englischen Agenten nicht in den ihrer Aufsicht anvertrauten Provinzen, weil bei dem herrschenden Haß der Afghanen gegen die Engländer ihr Leben in Gefahr ist, sondern irgendwo anders in der Nähe. Stewart reiste als armenischer Kaufmann verkleidet während der Tekke-Expedition 1880 und 1881 unter dem Vorwand Pferde zu kaufen nach Deregez und verfolgte von hier aus die Aktionen der russischen Armee. Gegenwärtig ist, wie gesagt, Chaf das Hauptquartier des Obersten; doch reist er viel umher und beschäftigt sich mit Aufnahme der persisch-afghanischen Grenze. Im Frühjahr war er in Kasir-kala und reiste bis Pesch-Rabat; darauf rüstete er einige erfolglose Expeditionen aus, welche nach Merw unternommen werden sollten, und reiste dann nach dem Süden Persiens.

Der Weg von Chaf geht bis Türbet-i-Haidari nordwestlich durch ein breites Thal; nach Osten sind immerfort Gebirge zu sehen; nach Westen dagegen unbedeutende Hügel oder gar nichts. Der obere Boden ist fester Kies. Ueber alle Schluchten mit steilen Abhängen sind kleine Brücken gebaut, über welche ein nicht schwer beladener Wagen fahren kann. Die Vegetation ist überall sehr reich, doch ist eine besondere Entwickelung dieses Gebiets nicht zu erwarten, weil hier Wassermangel herrscht. Alle am Wege liegenden Dörfer erscheinen mit ihren Gärten als dunkelgrüne Flecken auf dem hellgrünen Grunde der die Dörfer umgebenden Aecker von Weizen, Gerste, Klee u. s. w. Diese Flecken unterscheiden sich scharf von dem dunklen, trüben und staubigen Aussehen des übrigen Thales: alles Wasser ist in Reservoirs gesammelt und zu den Dörfern geleitet, so daß das übrige unfruchtbare Land nicht einmal Gras und Gesträuch hervorbringen kann. Viehfutter giebt es bis Meschhed keins; Pferde werden nur von den Chans gehalten, und oft ist in einem ganzen Dorfe kein einziges zu finden. Als Transportmittel dienen Esel, sowohl für Waaren, als auch für Personen, namentlich für die nach Meschhed reisenden Pilger, Männer wie Weiber. Kameelen begegnet man selten und nur bei großen weit herkommenden Karawanen; wegen der bergigen Beschaffenheit der Gegend ist der Transport von Türbet nach Meschhed auf Kameelen unvortheilhaft. — Fruchtbäume sind in jedem Dorfe in Gärten zu finden; Wälder nirgends. Der gänzliche Mangel an Bäumen giebt allen persischen Baulichkeiten, sowohl den einzeln stehenden Häusern, als auch den Karawanserais, einen eigenthümlichen Charakter. Ein Gebäude von einiger Größe wird durch Säulen in kleine Quadrate getheilt, welche von Kuppelgewölben bedeckt sind. Kein Stück Holz ist sichtbar. Einkehrhäuser (Rabat) für Reisende sind häufig; sie sind am Wege in der Nähe einer Quelle angelegt, oder im Falle keine solche vorhanden, an einer Cisterne. Es stehen diese Häuser zum Theil entfernt von den Ortschaften, oft nahe dabei, aber stets außerhalb der Mauer der Befestigung. Der Rabat enthält im Innern eine an der Mauer befindliche erhöhte Abtheilung, eine Art aus Lehm gemauerte oder gepflasterte Bank, Pritsche, und eine mit dem Erdboden gleiche niedrige Abtheilung für das Vieh und die Pferde. Nahe den Bänken befinden sich Herde zum Bereiten des Essens; in der Ecke führt eine Wendeltreppe auf das Dach, woselbst alle einzelnen Kuppelgewölbe zum Schutz mit Brustwehren versehen sind. Jetzt wird dieser Theil des Gebäudes meist gar nicht mehr unterhalten. Die Gebäude, theils aus gebrannten Ziegeln, theils aus unbehauenen Steinen erbaut, haben, wie alle asiatischen Baulichkeiten, keinen langen Bestand und viele liegen in Trümmern. In den Rabats wird für das Wohnen nichts bezahlt; sie sind gewöhnlich von frommen Leuten zum allgemeinen Besten erbaut. Der Holzmangel ist eine der größten Unbequemlichkeiten bei Reisen auf diesem Wege: man kann nicht überall Holz kaufen und Gestrüpp ist auch nicht überall vorhanden.

Bei Hindabad tritt der Weg aus der Ebene in ein Hügelland, und sobald dasselbe überschritten, sieht man Türbet-i-Haidari. Die die Befestigung umgebenden Gärten dehnen sich über viele Werst aus; wir ritten mehr als eine Stunde durch dieselben; das Wasser für dieselben stammt aus Quellen oder aus Reservoirs. Türbet-i-Haidari ist eine der größten Städte dieses Theiles von Persien. Der daselbst befindliche Bazar ist ein schönes T-förmiges Gebäude aus Ziegelsteinen mit Kuppeln gedeckt; der mittlere Theil hat eine breite Einfahrt; die Läden sind geräumig, so daß die

Verkäufer daſelbſt wohnen können. Hauptgegenſtände des Handels ſind dieſelben wie in Meſchhed: allerlei Gewebe und Stoffe, Reitutenſilien (Filz, Sattel, Zügel, Querſäcke u. ſ. w.), ferner Thee, franzöſiſcher Zucker, Lampen, allerlei Eiſenarbeiten, Glas- und Juwelierarbeiten, dann allerlei Nahrungsmittel, Fleiſch, Gemüſe, Grütze, Brot u. ſ. w.

Hinter Türbet beginnt der eigentliche bergige Theil des Weges, der ſich bis Meſchhed hinzieht. Drei Gebirgspäſſe von mehr als 6500 Fuß (1950 m) über der Meeresfläche ſind zu überſchreiten. Der Weg iſt ſteinig, ſo daß ſogar die Eſel gleiten und fallen; die Ab- und Aufſtiege ſind ſehr ſteil; der Weg iſt wenig gepflegt, im Allgemeinen ſchwierig. Der allerſchlechteſte Theil iſt in der Nähe von Meſchhed, nämlich von Kafir-kala bis Turuk. An Waſſer iſt kein Mangel; doch an Pferdefutter, an Holz und Feuerungsmaterial fehlt es überall. Je näher wir Meſchhed kommen, um ſo häufiger holen wir Waarenkarawanen ein, beſonders häufig aber Pilger, welche zur heiligen Stadt wandern. Von den Bergen kann man in einer Entfernung von 15 Werſt ſchon die vergoldete Kuppel über dem Grabmal des Imam Riza bemerken.

Ich beabſichtigte in Meſchhed zwei Tage zuzubringen, um der Vorbereitungen zur Weiterreiſe willen. Dank der Gaſtfreundſchaft und Liebenswürdigkeit des ruſſiſchen kaufmänniſchen Agenten daſelbſt, Herrn Naſyrbekow, ging die Ausrüſtung ohne Schwierigkeiten von Statten und dadurch wurde der Aufenthalt in Meſchhed zu einer angenehmen Erholung. Das Gerücht von meinem Aufenthalte in Ghurian hatte bereits Meſchhed erreicht, aber in ſehr entſtellter Form. Man erzählte ſich, ich ſei von dem Chan von Ghurian gefangen und ſpäter auf Befehl der Regierung in Herat befreit worden. Dieſelben Gerüchte noch mit dem Zuſatz, daß es mir verboten ſei nach Herat zurückzukehren, waren nach Teheran und von da per Telegraph an die ruſſiſchen und engliſchen Zeitungen gedrungen.

Am Tage vor meiner Abreiſe war aus Meſchhed der General-Gouverneur von Choraſſan, Prinz Ruchnud-Daule, ein Bruder des Schahs, ausgerückt, um die perſiſche Oſtgrenze zu bereiſen und in Kanſchut-kala, Alt-Serachs und auf der Tedſchent-Linie Feſtungen anzulegen. Auf dieſe Weiſe nahmen die Behörden von Choraſſan das öſtliche Ufer des Heri-rud in Beſitz, was ihnen niemals gehört hat, aber zur Anſiedelung und Bearbeitung ſehr geeignet iſt; ſie hoffen dadurch ihren Einfluß unter den Turkmenen, ſowohl unter den dort angeſiedelten, als auch unter den in Merw wohnenden zu befeſtigen. Die Bewohner von Merw, von Rußland bedrängt, haben aufgehört den Perſern ſo furchtbar zu ſein wie früher; im Gegentheil, ſie ſuchen die Geneigtheit derſelben zu gewinnen. Die fiktive Oberhoheit eines ſchwachen Reiches, wie Perſien, wäre den Merwern ſehr annehmbar, weil ſie ihnen geſtattet zu thun, was ihnen beliebt. Es erhielt ſich hartnäckig das Gerücht, daß zwiſchen den Turkmenen von Merw und den Perſern unter Betheiligung von engliſchen Agenten Beſprechungen ſtattfänden; einer der Agenten ſollte den Prinzen Ruchnud-Daule auf ſeiner Reiſe begleiten. Der Prinz hatte 1000 Mann Fußvolk, 1200 Mann Reiter und 4 Geſchütze, im Ganzen mit ſeiner Dienerſchaft ca. 3000 Mann, dazu noch 2000 Mann als Bedienung des Gepäcks bei ſich. Sein Weg ſollte ihn längs des Kaſchaf-rud nach Pul-i-Chatun und von da nach Serachs führen. Die Expedition rief in Meſchhed große Aufregung hervor, weil zum Transport des Gepäcks eine große Menge von Kameelen und Eſeln erforderlich war, welche requirirt wurden. Karawanen, welche um dieſe Zeit in Meſchhed eintreffen ſollten, zogen es vor zehn Tage oder noch länger irgendwo zwei oder drei Tagereiſen von der Stadt entfernt zu warten, nur um nicht zu riskiren, daß man ihnen die Kameele nahm; denn die Bezahlung für requirirte Kameele iſt mehr als zweifelhaft, die Wiedererſtattung derſelben ſehr unwahrſcheinlich.

Kürzere Mittheilungen.

Die alten ſchottiſchen Seewohnungen.

Unter dieſem Titel ſchrieb Sir John Lubbock in der „Nature“ vom 14. December 1882 einen Aufſatz über das unter dem Titel „Ancient Scottish Lake Dwellings“ by Dr. Munro (Edinburgh, David Douglas, 1882) erſchienene Werk, dem wir Folgendes entnehmen: Die erſten Berichte über die iriſchen Crannoges reichen bis zum Jahre 1839 zurück, die Pfahlbauten in der Schweiz, welche ſoviel Licht in die prähiſtoriſchen Wiſſenſchaften gebracht haben, ſind im November 1853 entdeckt worden, und über ähnliche Anſiedelungen in Schottland hat Dr. Robertſon im Jahre 1857 eine Vorleſung gehalten.

Dr. Munro hat nun alles, was über die alten ſchottiſchen Seeanſiedelungen oder Crannoges bekannt geworden iſt, durch eigene Forſchungen bereichert, in einem intereſſanten Werke mitgetheilt; die Zahl derartiger mehr oder weniger künſtlicher Inſeln, ſoweit ſie bis jetzt bekannt geworden ſind, iſt ſehr anſehnlich. In Wigtownſhire ſollen früher einmal die Seen voll davon geweſen ſein. Nach Allem, was bis jetzt darüber bekannt geworden iſt, beſteht kein Grund, den ſchottiſchen Crannoges ein ſo hohes Alter, wie den Pfahldörfern der Schweiz, zuzuerkennen. Gegenſtände aus Stein findet man verhältnißmäßig ſelten in denſelben, dagegen ſind die aus Knochen, Horn und Holz verfertigten ſehr zahlreich. Keiner der gefundenen Ueberreſte von Thieren gehörte einer ausgeſtorbenen Species an; das Horn rührt meiſt vom Rothwilde her; einige Reſte mögen auch dem Renthier angehören.

Die aus Metall verfertigten Gegenſtände ſind größtentheils von Eiſen, doch ſind auch einige goldene Zierrathen entdeckt worden und in einem Falle, in Buſton hat man eine Münze gefunden, welche, merkwürdig genug, falſch iſt. Sie beſteht nämlich aus zwei dünnen Goldplättchen, die durch irgend eine harzige Subſtanz mit einander verbunden ſind. Dieſelbe iſt wahrſcheinlich ſächſiſch und datirt aus dem 5. oder 6. Jahrhundert.

Der nächſte Zweck, den dieſe Wohnungen zu erfüllen hatten, war die Sicherung der Bewohner gegen feindliche Angriffe (von Menſchen und Thieren). Der größte Theil der in den Crannoges gefundenen Gegenſtände gehört zu den Bedürfniſſen der Haushaltung; neben einigen eiſernen Dolchen, Pfeil- und Speerſpitzen und ſogenannten Schleuderſteinen findet man allerlei häusliche Geräthſchaften, Mühlſteine, Glätter, Feuerſteinſplitter, Nadeln, Pfriemen, Wirteln, Meſſergriffe, Hämmer, Aexte, Sägen, Stücke Eiſen und allerlei Ueberbleibſel von Metall, welche deutlich beweiſen, daß die Bewohner der

Seewohnungen verschiedene friedliche Künste und Handwerke ausgeübt haben.

Aus den Ueberresten von Knochen, welche in den Seewohnungen in Dowalton, Lochlee und Buston gefunden worden sind, kann man sich eine deutliche Vorstellung von der Nahrung der Bewohner machen. Das keltische Kurzhorn (Bos longifrons), das sogenannte ziegenhörnige Schaf (Ovis aries, var. brachyura) und eine Art Hausschweine wurden vielfach konsumirt. Pferde wurden selten verzehrt. Die häufigen Reste von Rothwild und Rehbock beweisen, daß Wildpret den Bewohnern sehr häufig zur Nahrung diente. Von Vögeln ist mit Sicherheit nur die Gans nachzuweisen, doch hiermit ist noch nicht endgiltig bewiesen, daß keine andere Arten den Bewohnern der Seewohnungen zur Nahrung dienten, da nur größere Knochen gesammelt und in den Berichten erwähnt worden sind. Diesem Speisezettel fügten die Bewohner von Lochspouts Crannog, welche verhältnißmäßig nahe am Meere lebten, einige Arten Schalthiere hinzu. In allen Seewohnungen, die Dr. Munro selbst untersucht hat, wurden große Mengen zerbrochener Haselnußschalen gefunden. Diese Seewohnungen sind durchaus nicht gleichmäßig über Schottland vertheilt. Wenn man auch aus der jetzigen geographischen Vertheilung derselben keinen bestimmten Schluß ziehen kann, so sind doch nach Munro viele Anzeichen vorhanden, welche die Vermuthung rechtfertigen, daß dieselben den von keltischen Stämmen bewohnten Distrikten eigenthümlich sind. Wenn man nämlich Skene's Eintheilung von Schottland nach den vier Stämmen der Pikten, Skoten, Angeln und Strathclyde-Briten zu Grunde legt (nach dem Abzug der Römer), so findet man, daß keine Crannoges in dem Gebiet der Angeln, zehn resp. sechs in dem der Pikten und Skoten, dagegen achtundzwanzig in dem schottischen Theil des Königreichs Strathclyde gelegen sind; auch wird dieses Verhältniß wenig geändert, wenn man die kleinen Steininseln, die man so häufig in den schottischen Seen findet, auch noch dazu rechnet. Andererseits kann der Umstand, daß man sie nicht im südöstlichen Theile des Königreichs findet, die Vermuthung erregen, daß diese Distrikte durch die Angeln besetzt wurden, ehe die keltische Civilisation oder vielmehr die kriegerischen Umstände dieser Periode Veranlassung zur Anlage der Seewohnungen gewesen sind. In diesem Falle müßte man annehmen, daß ihre Entwickelung in die Periode fällt, welche gleich nach dem Abzug der römischen Soldaten folgte, an deren Schutz die Bevölkerung des südwestlichen Schottland so lange gewöhnt war. Die in den Seeansiedelungen gefundenen Scherben von samischen Gefäßen, Bronzeschüsseln, wovon eine mit römischen Buchstaben, harfenähnliche Fibulae, Perlen, Nadeln aus Bronze und Knochen, Kämme aus Knochen u. s. w., sind den Gegenständen, welche man in den aufgegrabenen brito-römischen Städten gefunden hat, so ähnlich, daß kein Zweifel darüber bestehen kann, daß römische Civilisation in Berührung mit den Seebewohnern getreten ist und theilweise Einfluß auf ihre Gewohnheiten gehabt hat. Doch ist das keltische Element nicht nur im allgemeinen Charakter mancher der Geräthschaften von Stein, Knochen und Eisen sehr entwickelt, sondern dieser Stil zeigt sich auch deutlich in den gefundenen Kunstgegenständen.

Lubbock macht zum letzten Theil folgende Bemerkungen: „Wir bekennen, daß wir geneigt sind zu zweifeln, ob die geographische Vertheilung der schottischen Seewohnungen, wie sie bis jetzt bekannt ist, wirklich mit derjenigen der alten Kelten in Verbindung zu bringen ist und ob sie nicht vielmehr der Thätigkeit der Ayrshire und Wigtownshire Archaeological Society, sowie der des Mr. Cochrane Patrick und des Dr. Munro selbst zugeschrieben werden muß."

Die Malaria in Italien.

Durch Zusammenwirken der italienischen Militär- und verschiedener Civilbehörden, wie der Steuer- und Eisenbahnverwaltungen und namentlich sämmtlicher Sanitätsbeamten ist Graf Luigi Torelli, der Vorsitzende einer dazu eingesetzten Kommission des Senats, in den Stand gesetzt worden, eine „Carta della Malaria dell' Italia" (1 : 1,500,000) zu entwerfen und dieselbe mit einem sehr interessanten Texte zu begleiten. Der Besprechung dieses Werkes in den „Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" (1883, S. 79) durch Dr. M. Bartels entnehmen wir das Folgende.

An die 259 „Consigli di sanità del Regno" wurden vom Florentiner Militärtopographischen Institute Karten im Maßstabe von 1 : 100,000 vertheilt, um darauf in übereinstimmender Weise durch Farbentöne die Verbreitungsgebiete der leichten, schweren und perniciösen Malaria zu bezeichnen, welche letztere oft innerhalb 24 Stunden mit dem Tode endet. Auf Grundlage von 590 solcher Einzelkarten wurde dann jene oben genannte Gesammtkarte hergestellt. Es zeigt sich nun auf den ersten Blick, daß z. B. die ganze Strecke fast von Livorno bis fast zu Neapel in einer Breite von etwa einem Drittheile der ganzen Halbinsel der perniciösen Malaria verfallen ist, daß von den 69 Provinzen des Königreiches nur sechs (Genova, Porto Maurizio, Firenze, Massa Carrara, Pesaro und Piacenza) von der Plage gänzlich frei sind, nur in 13 (Ancona, Aquila, Ascoli Piceno, Cremona, Cuneo, Forli, Lucca, Macerata, Mantova, Milano, Reggio d'Emilia, Treviso und Vicenza) die leichte Malaria auftritt, von dem ganzen Reste jedoch 29 Provinzen mit schwerer und 21 mit perniciöser Malaria inficirt sind.

Wie sehr Italien auch in pekuniärer Hinsicht dadurch zu leiden hat, dafür einige Beispiele. Die calabrische Eisenbahn verausgabt jährlich nur an Arzneien und Unterstützungen für erkrankte Beamte $1^1/_2$ Millionen Lire; besondere Züge sind erforderlich, um allabendlich das ganze Personal der Station Leonforte in Sicilien nach dem gesunderen Castrogiovanni und morgens zurückzuführen, und unter den 2300 sicilianischen Eisenbahnbeamten kamen in einem Jahre 1455 Malariaerkrankungen (durchschnittlich von 11 Tagen Dauer) vor. Das Deficit der Eisenbahnen, welches 1877 bis 1880 jährlich etwa 3 Millionen Lire betrug, erklärt sich durch die Malaria; denn gerade die am wenigsten rentabelen Strecken führen durch die gefährlichsten Malariagebiete. Der Ertrag pro Hektar, welcher sich auf 500 bis 600, ja sogar bis auf 1000 Lire steigern kann, sinkt in Malariagegenden bis auf 20, 15, ja auf 10 Lire herab. Im Heere, also bei den gesundesten, kräftigsten Leuten des kräftigsten Lebensalters, waren in einem einzigen Jahre nicht weniger als 42 000 Malariaerkrankungen zu verpflegen! Den Gesammtschaden, welchen diese Landplage jährlich dem Königreiche zufügt, veranschlagt Torelli auf mehr als $5^1/_4$ Millionen Lire.

Das zuerst überraschende Faktum, daß seit der Einigung Italiens die Malaria in stetem Wachsen begriffen ist, erklärt sich einfach durch die seitdem erfolgte bedeutende Ausdehnung des Eisenbahnnetzes, die damit verknüpfte starke Abholzung zur Beschaffung von Eisenbahnschwellen und die Vermehrung der feuchten, abflußlosen Gräben längs der Linien. Denn der wahre Grund der Ausbreitung der Malaria ist stets stagnirendes Gewässer mit Algenvegetation, wie es sich in jenen Gräben findet. Anderswo sind es austrocknende Seen und Moräste oder Ueberschwemmungsgebiete schlecht regulirter Bäche und Flüsse oder die versandenden Mündungen größerer Ströme, welche durch mitgeführten Schlamm sich selbst den Ausgang versperren und bei dem Andrange der Meereswogen sich mit Seewasser mischen. Diese stagnirenden Brackwassergebiete, die sogenannten Acque salmastre, werden für besonders gefährlich erklärt. Zur Abhilfe empfiehlt die Kommission, welche zugleich einen Gesetzentwurf zur energischen Durchführung dieser dringend nothwendigen Verbesserungen veröffentlicht, folgende Maßregeln, welche sich sämmtlich bereits an dem einen oder anderen Orte bewährt haben: Regulirung des Bettes und Laufes der Flüsse und Bäche durch Dämme, Deiche und Wehre, die Anlage von Kanälen und Drainirungen, Pumpwerken und Brunnen, die Beseitigung der Unreinigkeiten, den Bau von selbstthätigen Schwebeschleusen, welche das Flußwasser frei

austreten lassen, während das andrängende Meereswasser sie schließt und sich selbst den Eintritt in das Gebiet des süßen Wassers zusperrt, vor allem aber die massenhafte Anpflanzung von Eucalyptus globulus in Mittel- und Unteritalien, an dessen Stelle in dem kälteren Oberitalien nahe verwandte Arten, wie E. amygdalina und besonders E. resinifera treten müssen.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die türkische Regierung hat eine weitere Anzahl von Konceſſionen an türkische Unterthanen verliehen (ſ. oben S. 96), nämlich zur Austrocknung von Sümpfen in der Ebene von Adana, der sogenannten Tschukur-Owa (in Kilikien), Schiffbarmachung des unteren Seihan und Dschihan (ebenda), für eine Hafenanlage in Ajas (ebenda), Eisenbahn zwischen Mersin und Adana (ebenda), Eisenbahn von Burnabad bei Smyrna nach Parsa (südlich von Kassaba) und für eine Dampferlinie auf dem Tigris.

— Beim britischen auswärtigen Amte ist gegen Ende des vorigen Jahres das Tagebuch einer Reise des Mr. Hosie durch die chinesischen Provinzen Kwei-tschou und Jün-nan eingegangen und seitdem gedruckt worden. Danach hat erstere Provinz einen großen Mineralreichthum, namentlich an Kohle und Eisen; in zwei Bezirken giebt es Quecksilberminen. Seine Meinung von Jün-nan ist nicht so günstig; die Ernten fand er überall dürftig und von den passirten Städten weiß er nicht viel rühmenswerthes zu berichten. In einem Anhange giebt Hosie eine Liste von Wörtern der Miao-tze-Sprache.

Afrika.

— Die französische Regierung hat die Aussendung zweier weiteren Expeditionen nach Afrika beschlossen: Révoil soll zum vierten Male das Somal-Land bereisen, um den dortigen Handel (den übrigens Révoil selber als sehr unbedeutend schildert) vielleicht nach Obok, der französischen Kolonie, zu lenken; und Aubrey und Hamon gehen nach den Galla-Ländern im Süden von Schoa, wo vor ihnen d'Abbadie und jüngst die Italiener Cecchi und Chiarini reisten.

— Dr. Stecker, der Abessinien-Reisende unserer Afrikanischen Gesellschaft, hatte zuletzt am 15. Februar 1882 Nachricht von sich gegeben, wonach er damals im Begriffe stand, nach Kaffa im Süden von Abessinien abzureisen und etwa im Februar 1883 an der Küste des Atlantischen Oceans anzukommen hoffte. Diese Pläne haben eine Verzögerung erlitten; denn wie Paul Soleillet am 10. November 1882 aus Ankober in Schoa an die Pariser Geographische Gesellschaft schreibt, hat er zehn Tage vorher unseren Reisenden in Shigem getroffen. Derselbe befand sich bei guter Gesundheit, war auf dem Wege nach Boru-Meida zum Kaiser Johannes und beabsichtigte bald nach Schoa zurückzukehren und sich dann erst nach Kaffa zu begeben. Ebendahin wollte Soleillet am 13. November reisen; er hat von König Menelek angeblich große Zusagen für die von ihm vertretene Handelsgesellschaft erhalten, Landabtretung, Ausbeutung der großen Waldungen wilder Oelbäume, die aber erst noch zu pfropfen sind, und Eisenbahnkonceſſionen (!).

— Seit dem Jahre 1879 hat der Abbé Guyot, welcher sich jetzt nach dem mittleren Kongo begiebt, zweimal im Auftrage des Erzbischofs Lavigerie von Alger Missionärkarawanen nach Tabora in Ostafrika geführt. Als er zum zweiten Male von dort nach der Küste zurückkehrte, benutzte er die Erlaubniß seines Oberen, um statt des oft gemachten geraden einen südlicheren Weg längs des Kizigo-Flusses und des Luaha (Ruaha) oder Lusidschi zu wählen und dessen Schiffbarkeit zu untersuchen. Die Reise dauerte 72 Tage und lieferte ein negatives Ergebniß; der Fluß ist bald sehr breit, bald ganz schmal, reich an prächtig bewaldeten Inseln und Klippen und zur Beschiffung untauglich. Wenigstens wird aber durch diese Route die Karte von Ostafrika gewinnen, da sie durch unbekanntes Gebiet führte und aufgenommen wurde. Das Land muß ungemein wildreich sein, da es dem Abbé, einem großen Nimrode, gelang, für seine ganze, 28 Köpfe starke Karawane, die Nahrung mit seiner Flinte herbeizuschaffen. Elephanten, Flußpferde, Giraffen, Zebras, Gnus, Rhinoceronten und Löwen, von letzteren an einem einzigen Tage fünf, fielen ihm zur Beute, so daß er die Beköstigung von 28 Menschen während 72 Tagen mit 75 Franken bestreiten konnte.

— Die auf S. 287 des vorigen Bandes als aufgegeben bezeichnete Expedition des Polen Rogozinski, deren Ziel das Gebiet im Osten des Camerun-Gebirges war, ist nun doch unternommen worden. Wie wir einem Privatbriefe aus Madeira entnehmen, langte dieselbe, aus 17 Personen bestehend, auf einem kleinen Schiffe Mitte Januar dort an, nachdem sie zu der Ueberfahrt von Havre nicht weniger als 56 Tage gebraucht hatte. Gleichzeitig befand sich auch Dr. Passavant aus Basel daselbst, welcher auf eigene Kosten, von Dr. Reyer aus Tübingen begleitet, eine wissenschaftliche Reise nach Afrika unternimmt und zunächst das Camerun-Gebirge ersteigen will.

Nordamerika.

— Als Désiré Charney, über dessen Reisen und Ausgrabungen in Centralamerika der „Globus“ in Bd. 41 zu berichten angefangen hat, im Jahre 1882 mit vieler Anstrengung die von ihm „Ville Lorillard“ getaufte Ruinenstadt am Rio Usumacinta im nordwestlichen Guatemala erreichte, fand er dort bereits einen Engländer vor, den Mr. A. P. Maudslay. Dieser versprach ihm angeblich, ihm das Recht der Entdeckung zu überlassen und nichts veröffentlichen zu wollen, hat aber darüber der Royal Geographical Society einen Bericht erstattet, in deren „Proceedings“ derselbe erscheinen wird. Am 13. Januar hat Mr. Maudslay England verlassen, um Centralamerika zum dritten Male zu besuchen, diesmal besser als früher ausgerüstet, um neu entdeckte Skulpturen und Inschriften genügend auszubeuten.

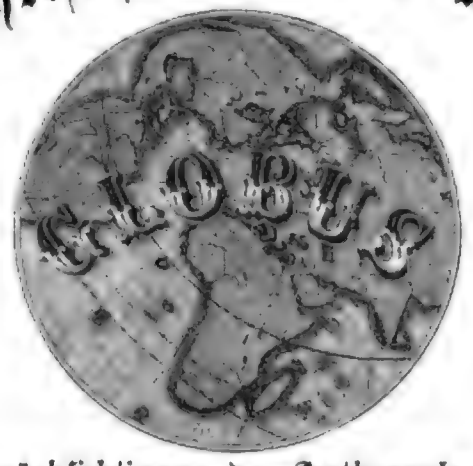
Berichtigung: In Nr. 7, S. 103 ist der Maßstab der Karte in Myriametern (nicht Kilometern) zu verstehen.

Inhalt: Die Sosnowski'sche Reise durch China IX. (Mit vier Abbildungen.) (Schluß.) — Dr. Aurel Krause: Die Bremer Expedition nach der Tschuktschen-Halbinsel II. (Schluß.) — Dr. Otto Finsch's Fahrten in der Südsee. — P. M. Lessar: Von Aschabad nach Ghurian und Meschhed II. — Kürzere Mittheilungen: Die alten schottischen Seewohnungen. — Die Malaria in Italien. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion 4. Februar 1883.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLIII. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Gallieni's Erforschungs-Expedition nach dem obern Niger.

(Nach dem Französischen des Kommandanten Gallieni.)

I.

In Afrika, das besonders seit der Mitte dieses Jahrhunderts die ganze geographische Welt in Athem erhält und dessen Erforschung von allen Seiten zugleich in Angriff genommen wird, hat sich Frankreich das specielle Verdienst erworben, durch Organisation politisch-wissenschaftlicher Missionen die ungeheuren Sudan-Gebiete dem Handel und der Industrie zu erschließen, die, obgleich in allgemeinen Zügen durch berühmte Reisen bekannt geworden, doch noch detaillirter und methodischer Durchforschung harren als der nothwendigen Vorbedingung zu den großartigen Projekten, die für den afrikanischen Kontinent geplant sind. Unter diesen Expeditionen ist, in Hinsicht auf die überwundenen Schwierigkeiten und erreichten Resultate, die des Kapitäns Gallieni von der Marine-Infanterie eine der wichtigsten. Während Oberst Flatters den Sudan von Algerien und der Sahara aus zu erreichen versuchte und Brazza sich bemühte, auf friedlichem Wege das Kongo- und Ogowe-Thal zu erschließen, erhielt jener junge Officier, der eben von einer glücklich vollbrachten Mission in das südliche Flußgebiet Senegambiens zurückgekehrt war, von dem Gouverneur der Kolonie, Brière de l'Isle, den Auftrag, einen Plan auszuführen, der seinen Ursprung dem General Faidherbe verdankt, nun aber vom Marineminister Jauréguiberry wieder aufgenommen war, nämlich in das obere Nigerthal durch das Gebirge vorzudringen, welches diesen mächtigen Strom vom Senegal trennt. Man wollte, wie bei der Mission des Marinelieutenants Mage im Jahre 1862, mit den Negerstämmen jener Gegenden, die nur durch die unvollständigen Berichte Mungo Park's (1796 bis 1805) bekannt waren, Verbindungen anknüpfen und den Grenzniederlassungen der Kolonie, Medina und Bakel, einen Weg zu Märkten erschließen, welche bis dahin nur dem primitiven Handel halbwilder Völkerschaften offen standen.

Das ganze zu durchziehende Gebiet von Medina an, welches als Operationsbasis diente, bis zu den Ufern des Niger steht unter der nominellen Souveränität des Negerkönigs von Segu, Amadu; aber die Macht dieses Häuptlings, eines Sohnes des berühmten Gründers des Touconleurs-Reiches, El Hadsch Omar, erstreckt sich in Wirklichkeit nur längs des rechten Nigerufers, während außerhalb dieses einige 100 km langen Streifens seine Autorität sich nur durch periodische Einfälle bei den nicht unterworfenen Horden zum Zweck der Tributerhebung fühlbar macht. Unter diesen Umständen schien es am gerathensten, der Expedition einen durchaus friedlichen Charakter zu geben, d. h. mit anderen Worten, die Zwietracht zwischen der erobernden Rasse, den Touconleurs, und ihren nur halb unterworfenen Tributpflichtigen auszubeuten und, um die Gunst des wankelmüthigen Amadu zu erlangen, seiner Eitelkeit durch eine feierliche Gesandtschaft zu schmeicheln.

Eine in der Regenzeit 1879 unternommene vorläufige Rekognoscirung zwischen Medina und Bafulabe, wo man trotz ganz ausnehmender Ueberschwemmungen am 12. Oktober eintraf, hatte das gute Resultat, daß Gallieni, dessen Begleiter, Lieutenant Vallière, das Itinerar aufnahm, freundschaftliche Beziehungen mit den Häuptlingen der Ma-

linke-Länder zwiſchen Bafulabe und dem großen Strome anknüpfte. Einige von dieſen vertrauten ihm Verwandte, der Häuptling von Logo ſogar ſeinen 8jährigen Sohn Sega an, um ſie in Saint-Louis dem Gouverneur vorzuſtellen, der ſie mit Freundlichkeiten und Geſchenken überhäufte und ſie im December in ihre Heimath entließ, bis auf die Söhne der Häuptlinge von Kita und Bammako, welche die große Niger-Expedition begleiten ſollten.

Zu Genoſſen ſeiner Reiſe wählte ſich Gallieni vier mit den zu einem derartigen Unternehmen unentbehrlichen Charaktereigenſchaften und wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen ausgeſtattete Officiere, den Lieutenant der Marine-Artillerie Piétri, der bereits im untern Senegalgebiet die topographiſchen Vorarbeiten zu der projektirten Eiſenbahn vom Atlantiſchen Ocean zum Niger geleitet hatte und dem er nun die Oberaufſicht über den ſchweren Train, die Präciſionsinſtrumente und die aſtronomiſchen Beobachtungen übertrug, den ſchon oben genannten, in topographiſchen Aufnahmen geübten Lieutenant der Marine-Infanterie Vallière, den durch ethnographiſche und naturhiſtoriſche Kenntniſſe ausgezeichneten Marinearzt Dr. Tautain, der interimiſtiſch den Poſten Dagana kommandirte, und endlich den Marinearzt erſter Klaſſe Dr. Bayol.

Sowohl um den Sudannegern durch ſein Auftreten zu imponiren, als auch um den nöthigen Schutz und Arbeitskräfte zu haben, ſetzte er ſich eine Eskorte von eingeborenen

Spahis. (Nach einer Photographie.)

Spahis und ſenegaliſchen Tirailleurs, eine mit Chaſſepots bewaffnete Elitetruppe von 30 Mann, zuſammen; überdies ließ er in die Koffer 3000 bis 4000 Patronen packen, eine Vorſicht, die durch die Ereigniſſe glänzend gerechtfertigt wurde. Als Hilfstruppen beim Ueberſchreiten zahlreicher Waſſerläufe fügte er dieſen an Arbeit und Disciplin gewöhnten Soldaten eine Rotte Laptots oder ſchwarzer Matroſen hinzu, die, mit der Beſchiffung des Senegal und der anderen Gewäſſer vertraut und außerdem mit Doppelflinten bewaffnet, unter ihrem Patron Samba Uri, einem Veteran der ſenegambiſchen Schifffahrt, eine weſentliche Verſtärkung ſeiner Macht bildeten.

Der Monat Januar 1880 ging mit der Beſchaffung von Vorräthen aller Art hin; unter dieſen ſpielte der enorme Hauſe von Geſchenken, welche die kindlichen Begierden der Neger befriedigen ſollten, eine Hauptrolle: farbige Decken, weißer Kaliko, blaues Guineezeug, indiſche Schärpen, Tücher in ſchreienden Farben, vergoldete Säbel, verſilberte Flinten, Glaswaaren, Meſſer, Spiegel, Muſikdoſen, kleine Elektriſirmaſchinen u. ſ. w. Alles wurde in Segeltuch gehüllt und in ſorgfältig numerirte Kiſten gepackt.

Am 30. Januar endlich gab das Hiſſen der Flagge am Maſt des Gouvernementshauſes in Saint-Louis das Signal zur Abfahrt. Vorauf im „Dakar“, an deſſen Seiten die mit den Vorräthen beladenen Schuten befeſtigt waren, ſchifften ſich Bayol, Piétri und Vallière ein; ihnen folgten auf dem „Cygne“ Gallieni und Tautain, denen der Gouverneur bis Podor das Geleit gab. Der Senegal bietet mit ſeinen ſteilen Thonufern um dieſe Zeit einen ganz andern Anblick dar als zur Regenzeit, wo er in rieſigen

Waſſerflächen die weiten ſpärlich bewachſenen Ebenen überfluthet, ſein Bett verſchwindet, und ſo manches Handelsfahrzeug, durch den Anſchein getäuſcht, ſich in der Ebene verirrt und ſeine Anker in die Zweige des Judendorns wirft. Die Woloffs, deren Gebiet auf dem linken Ufer liegt, ſind jetzt gänzlich den Franzoſen unterworfen; die gegenüber wohnenden Trarſas aber ſind einer der unruhigſten mauriſchen Stämme, welche die Wüſte bewohnen; in Dagana tauſchen ſie in großen Quantitäten ihren Gummi gegen Manufakturwaaren, beſonders das blaue Guineezeug, ein, den Woloffen aber ſind ſie unbequeme und räuberiſche Nachbarn. Gegen Abend erreichte man den einer reizenden europäiſchen Villa gleichenden Militärpoſten Richard-Toll, deſſen eleganten Bau und prächtigem Park einige Stunden Aufenthalt gewidmet wurden und, nach einer weitern Fahrt von drei Stunden, die erſte große Handelsſtation am Senegal, Dagana. Dieſem hübſch gelegenen, in Bäumen verſteckten Poſten gilt jedoch nur ein kurzes Anhalten, dann geht es weiter, unter wiederholtem Erlegen von Kaimans, deren Fleiſch den Laptots eine hochwillkommene Speiſe iſt, und von Affen, die in den Bäumen ihr Spiel treiben, vorbei an der Grenze zwiſchen Woloffen und Toucouleurs, wo die Ufer bebauter zu werden und dichtes Siddim-Gebüſch mit weißlichem Laube die Ebene zu verbergen beginnt, vorbei an dem Ausfluß des Duë, eines breiten Armes, der den Hauptſtrom bei Salde verläßt und mit ihm die Inſel

Tirailleure vom Senegal. (Nach einer Photographie.)

Morfil bildet, bis man endlich, am Abend des 31. Januar, die Anker vor Podor wirft, nachdem deſſen weißes, von den rothen Backſteingebäuden des Hafens grell abſtechendes Fort ſchon ſeit langer Zeit in Sicht geweſen war.

Podor iſt, trotz den Feindſeligkeiten der Toucouleurs des Torogebiets im Jahre 1854 von Frankreich wieder beſetzt worden. Das ſtattliche Regierungsgebäude liegt ca. 200 m vom Fluß ab, der jährlich bei Hochwaſſer an Terrain gewinnt; thalabwärts liegt der Handelsplatz, aus zwei parallelen Straßen beſtehend, deren eine, von großen Bäumen beſchattet, ſich längs des Stromes hinzieht. Im Hintergrunde ſieht man die ſpitzen Dächer der Eingeborenendörfer Podor und Tioffy.

Die folgenden Tage wurden darauf verwandt, das umfangreiche Material ſo gut wie möglich in den Schuten zuſammenzurücken, da die Reiſenden ſelber auf ihnen Platz nehmen mußten; der „Dakar“ nämlich konnte ſie am 4. Februar nur noch bis zur Mafu-Bank bringen, von wo an in der trockenen Zeit, d. h. von November bis Juni, der Senegal für die Dampfaviſos von größerem Tiefgange nicht mehr ſchiffbar iſt. Dort langte man am Abend an und beſtieg dann definitiv die kleineren Fahrzeuge, um die beſchwerliche Schifffahrt bis Bakel zu beginnen. Die Schwierigkeit der Verbindung zwiſchen dem Hauptort der Kolonie und den jenſeits Podor gelegenen Niederlaſſungen während eines großen Theils des Jahres gehört zu den größten Unannehmlichkeiten des Lebens in Senegambien: braucht man ſo doch häufig einen Monat bis nach Medina, um ſo mehr als ein gern angewandtes Mittel der Laptots, das Schiff vom Ufer aus durch Taue zu ziehen, oft an der dichten

Mark Shaw - Mursi Headdress

Vegetation ſcheitert, und überdies der mittlere und obere Lauf des Senegal reichlich mit Stromſchnellen und Sandbänken verſehen iſt.

Die Reiſenden befanden ſich auf der Höhe von Toro, eines Staates, den die Politik der Gouverneure von dem mächtigen und gefährlichen, früher ununterbrochen von Dagana bis Bakel ſich erſtreckenden Bunde der Futa losgelöſt hatte, indem ſie die inneren Zwiſtigkeiten unter den einzelnen Stämmen ſchlau benutzte. Toro bildet heute ein unabhängiges Land unter franzöſiſchem Einfluſſe, deſſen junger Fürſt, Amadu Abdul, Frankreich ganz zugethan iſt. Am andern Ufer hauſen die mauriſchen Brahnas, die, eben ſo rebelliſch gegen die Civiliſation wie die Trarſas, doch einen lebhaften Gummihandel in Podor betreiben.

Der Dolmetſch Alaſſan. Thiama.

(Nach einer Photographie.)

Am 7. paſſirten ſie die letzten Toro-Dörfer, Aleibe, Boki und Walalde, deren übrigens ſehr gaſtfreie Bewohner einen recht armſeligen Anblick gewährten, obgleich die Gegend reich iſt und der Landbau eine ebenſo beträchtliche Entwickelung nehmen könnte wie in Kajor oder anderen Gegenden Senegambiens. Als Tags darauf die Reiſenden nach Lao, einem kleinen Toucouleurs-Staat, der ſich ebenfalls von Futa getrennt und unter franzöſiſchen Schutz geſtellt hat, kamen, gewahrten ſie, wie auf dem rechten Ufer mit Gewehren bewaffnete mauriſche Reiter laut ſchreiend Rinder und Hammel vor ſich her trieben, welche ſie zweifellos den Pöls, den Hirten Lao's, deren zahlreiche Herden die Ebenen bedecken, geſtohlen hatten. In der That erfuhren ſie, daß am Morgen ein Scharmützel ſtattgefunden, und daß ein ſtarker Trupp Mauren, die Nachts den Fluß durchſchwommen, Vieh geraubt hätten und es nun in ihr Lager trieben, wo ſie unangreifbar wurden. Derartiges wiederholt ſich täglich: die Mauren rauben die Herden der Pöls, dieſe

gebracht, so daß sie sich für die Zeit, wo sie nicht arbeiten, ihre Kleidung selbst herstellen können. Die Kleidung der Männer besteht aus einem Hemd und einer Hose, die der Frauen aus einem Rock und einer Bluse. Die Kinder gehen bis zum 10. Jahre nackt. Die Kleidung wird aus Baumwollstoff hergestellt, der in Ballen eingeführt wird. Die Kleidung wird in der Regel aus weißem Stoff hergestellt, der mit Farbstoffen gefärbt wird. Die Kleidung wird in der Regel aus weißem Stoff hergestellt, der mit Farbstoffen gefärbt wird.

Typ der Ibo. (Aus der Sammlung.)

Die Ibo sind ein Volk, das in Nigeria lebt. Sie sind ein Volk, das in Nigeria lebt. Sie sind ein Volk, das in Nigeria lebt. Sie

in dieſen Gegenden zur Ausbeutung der Landesprodukte, ſpeciell des Goldes von Galam und Bambuk, angelegt hatte. Jetzt beſteht es aus zwei großen, ſchönen Gebäuden, die durch eine Terraſſe miteinander verbunden ſind; ſowohl die Räume für die Officiere wie die für die Mannſchaften ſind luftig und bequem und nichts iſt, ſoweit möglich, verabſäumt, um die Unzuträglichkeit, welche ein längerer Aufenthalt in dieſer ungeſunden Gegend für den Europäer mit ſich bringt, abzuſchwächen.

Kaum gelandet, machte ſich Gallieni mit ſeinen Gefährten daran, den ungeheuren Zug zu organiſiren, der ihre Vorräthe und Geſchenke transportiren ſollte. Für ihr perſönliches Gepäck reſervirten ſie 12 Mauleſel, die eine beſondere Sektion bildeten. Die 250 Eſel wurden in vier Hauptſektionen unter ebenſoviel Zugführern, dieſe wieder in Unterſektionen zu 10 bis 12 Eſeln mit 4 bis 5 Treibern getheilt. Um einige 60 Eingeborene hierzu aufzutreiben, waren mehrere Tage nöthig, denn nur mit großer Mühe konnten ſie bewogen werden, ihre Hütten zu verlaſſen, um ſich in ganz unbekannte und übel beleumundete Gegenden zu ſtürzen. Endlich ſtellten ſich ca. 30 Toucouleurs und ebenſoviel Bambaras unter den Befehl Piétri's, der ſie nach beſtimmten Regeln vertheilte. Die Schwarzen ſind ſo an Unordnung gewöhnt, daß es abſolut nothwendig iſt, vor jeder Unternehmung mit ihnen tauſenderlei Vorſichtsmaßregeln zu treffen, um ſo viel wie möglich die Unzuträglichkeiten zu verhindern, die aus ihrer gewohnheitsmäßigen Sorgloſigkeit und Nachläſſigkeit erwachſen. Um noch mehr Methode in die letzten Vorbereitungen zu bringen, wurde ca. 3 km von Bakel ein proviſoriſches Feldlager errichtet, wohin Gallieni nach und nach die verſchiedenen Sektionen führte, die Piétri empfing und definitiv organiſirte.

Hier vereinigte auch am Abend des 6. März ein fröhliches Mahl die Reiſenden mit den Officieren von Bakel, die ihren Kameraden noch das letzte Lebewohl vor der Abreiſe ſagen wollten, und am nächſten Morgen, als kaum der letzte Stern am Himmel erloſchen, war alles auf den Beinen. Das nahe Brüllen eines Löwen wurde als günſtiges Omen aufgefaßt, das Signal ertönte, und fort gings, den erſten Tagemarſch am linken Senegalufer aufwärts durch den Gura-Wald bis zum Dorfe Golmi zurückzulegen. Alles war ſchon im Bivouak, und die Eſeltreiber begannen bereits, ihren Reis und ihre Kuskus (Mehlklöße) zu bereiten, nur der Mauleſel mit Gallieni's und ſeiner Gefährten Kochgepäck, der dem Koch Yoro übergeben war, fehlte. Und doch war Yoro zu allererſt aufgebrochen. Es ergab ſich, daß er in einem Dorfe unterwegs einer ſeiner Frauen einen Beſuch abgeſtattet hatte, der ihm natürlich reichliche Vorwürfe von Seiten der Officiere eintrug. Yoro, dem ſie die Fürſorge für ihre Magen und die Obhut der Kaſſerole anvertraut, iſt ein Toucouleur aus dem Stamme der Laobes, die, weil ſie durch Holzarbeit ihr Leben friſten, verachtet werden, wie denn überhaupt in Afrika die arbeitenden Kaſten, wie Weber, Schuſter, Schmiede, mit tiefſter Geringſchätzung betrachtet werden. Die Laobes ſind in ganz Senegambien zu finden; ſie leben beſonders und heirathen nur unter einander, ſind aber einer der reichſten Stämme des Landes. Ueber Yoro iſt noch eine Eigenthümlichkeit zu berichten: er glaubt, der Lanzenſchlange verbunden zu ſein und ſeine größte Pein iſt, ein Reptil dieſer Gattung tödten zu ſehen, ja, er widerſetzte ſich einmal in Nango aufs Lebhafteſte der Zerſtörung eines Neſtes derſelben, welches auf dem Dach der Behauſung entdeckt worden war, nachdem die Schlangenmutter beinah dem Dr. Tautain durch einen Biß ein jähes Ende bereitet hätte. Doch ſteht dieſes Faktum nicht vereinzelt da: faſt jeder Schwarze iſt durch ſeine Familie mit irgend einem Thiere verbunden und giebt im Nothfall gern ſeinen ganzen Beſitz hin, um nur ſein Familienthier vor dem Tode zu retten. Yoro iſt ein Typus vom Neger, wie er häufig unter jenen Eingeborenen angetroffen wird, die mit der Civiliſation in Berührung gekommen ſind. Er iſt eitel, lügneriſch und diebiſch; aber dafür hat er andere ſchätzbare Eigenſchaften und vor allen Dingen verſteht er, kaum am Ruheplatz angekommen, das Frühſtück mit fabelhafter Geſchwindigkeit zu bereiten und in einem Augenblick den Tiſch mit herzerfreuenden Speiſen zu bedecken. Hintereinander war er Tirailleur, Küchenjunge, Maulthiertreiber, Laptot; dabei immer bettelnd, immer ſpottend, immer armſelig, aber immer ſeinem Herrn durchaus ergeben.

Die vier Zugführer auf ihren guten einheimiſchen Pferdchen bewährten ſich als eifrig und zuverläſſig. Außer dem ſchon erwähnten Samba Uri, einem prächtigen, von allen geliebten, unermüdlichen und ſtets arbeitsfreudigen Alten — leider war er eines der erſten Opfer des Hinterhaltes, welcher die Reiſenden in Beledugu erwartete — war der Macha Kurbari, ein großer und ſchöner Bambara aus königlicher Familie, der die Eſeltreiber ſeiner Raſſe befehligte; ferner Thiama, bisher Polizeikommiſſär in Bakel, vordem Tirailleur, ein kräftiger und treu ergebener Alter, der noch nicht, wie ſein Verwandter Macha, die väterlichen Sitten abgelegt hatte; ſein krauſes Haar trug er in Flechten gewunden unter einem rieſigen Hut, den ein dicker Buſch von Aloeſtroh krönte, er war ſchon etwas gekrümmt, aber immer luſtig und kein Feind des Cognacs, der ihm von Zeit zu Zeit angeboten wurde. Der vierte und jüngſte der Führer endlich war Silman N'Diaye, ein junger Chaſſonke und Bruder des Dolmetſchen Alpha Sega.

Am 8. wurde Golmi verlaſſen. Lange Hügelketten zeichnen ſich vom ſüdlichen Horizont ab, aber gegen den Fluß hin iſt das Land flach, und die Marigots bilden vorläufig die einzige Terrainſchwierigkeit. Bald aber gilt es ein ernſthaftes Hinderniß zu überwinden: der Faleme, ein ſtattlicher Fluß, der im Futa-Staate Dſchalon entſpringt und zur Regenzeit bedeutende Waſſermengen dem Senegal zuführt. Jetzt gewährte er einen ganz andern Anblick; aber, obgleich er viele bequeme Furten beſitzt, bietet ſein Bett, zwiſchen zwei ſteilen Ufern, dem Ueberſchreiten des Trains ziemliche Schwierigkeiten dar. Zuerſt wurden nun die Vorräthe, die dem Waſſer nicht ausgeſetzt werden durften, wie Zucker, Salz, Munition u. ſ. w. in eine Schute gepackt und glücklich übergefahren. Dann ſtiegen die Eſel und Maulthiere unter Führung ihrer Treiber in den Fluß hinab und erreichten viel leichter, als man gedacht, den überaus ſteilen Abhang, der auf ein kahles Plateau führt, auf dem ein neues Lager aufgeſchlagen wurde. Einige Ladung fiel zwar ins Waſſer, einige Laſtthiere rollten ebenfalls die Klippe herab, aber im Grunde lief die Sache ohne großen Unfall ab und war, um 10 Uhr Morgens begonnen, am Abend um 5 Uhr glücklich zu Ende. Ein erfriſchendes Bad ſtärkte die müden Glieder, und ein freilich recht frugales Mahl feierte den Eintritt in das Gebiet von Kamera.

Von hieran befand man ſich unter Stämmen, die nicht Frankreich direkt unterworfen, d. h. tributpflichtig ſind, ſondern nur unter ſeinem Schutze ſtehen. Die friedliche und arbeitſame Bevölkerung gehört zu der ſchon oben beſprochenen Raſſe der Sarrakolets, die man nicht mit Unrecht die Juden des Sudan genannt hat, und deren eigenthümlichen Typus nur ein mit den Verhältniſſen Senegambiens Vertauter ſofort herauserkennt.

Es erſchien nun angezeigt, den Train etwas anders zu

organiſiren: um Piétri's Autorität beſſer zu wahren und zugleich die Märſche nach der Sonne einzurichten, wurde ihm ein ſchwarzer Chef gegeben, der die Ausführung der Befehle der Expeditionsleiter ſicherſtellen und als Mittelglied zwiſchen ihnen und den verſchiedenen Sektionsführern dienen ſollte. Der durch ſeine relative Bildung, wie durch ſeinen Einfluß auf die Neger dazu geeignetſte war der Dolmetſch Alpha Sega, ein Chaſſonke von Medina; dieſer alſo wurde zum Oberanführer des Train ernannt und erhielt eine Trikolore anvertraut, die er mitten im Lager aufzupflanzen hatte und um die ſich nach einander die einzelnen durch verſchiedenfarbige Flaggen und entſprechende Bänder am Halſe der Thiere von einander unterſchiedenen Abtheilungen der Karawane gruppiren ſollten.

Alpha Sega war ein ſonderbares Gemiſch von Gut und Böſe. Er ſprach korrekt Franzöſiſch und kannte alle Idiome des weſtlichen Sudan. Er beſaß eine große Vertrautheit mit den lächerlich majeſtätiſchen Sitten der Negerfürſten und verſtand es mit der größten Geſchicklichkeit ſich bei ihnen beliebt zu machen, Gehör zu verſchaffen, und oft ſie zu überzeugen. Ueberdies war er ein ſo wüthender Ariſtokrat, wie es nur ein Parvenu ſein kann; er betete alle jene Dutzendfürſtchen an, wie ſie ſich maſſenhaft in den elenden Dörfern Senegambiens finden, und wie wußte er mit ihnen zu ſprechen, ihnen zu ſchmeicheln und von ihnen zu erreichen, was er wollte! Alles dies gewiß unſchätzbare Eigenſchaften eines Diplomaten; aber dafür auf der andern Seite wie viel Fehler! Er hatte die Schwäche, obgleich Proletarierkind und Angehöriger einer bedenklichen Miſchraſſe, ſich für einen Pöl reinſten Blutes und königlichen Prinzen auszugeben. „Dies ſind die Krondomänen!“ ſagte er eines Tages, als man an dem Felde eines ſeiner Brüder, eines armſeligen Chaſſo, vorüberkam. Ueberdies verfügte er über eine Portion Eitelkeit, die ihn ſelbſt unter den Negern auszeichnete und deren Naivetät oft die Heiterkeit der Reiſenden hervorrief.

Von Aſchabad nach Ghurian und Meſchhed.

Von Ingenieur P. M. Leſſar.

III.

5. Von Meſchhed über Türbet-i-Scheich-Dſchami nach Serachs.

Von Meſchhed rückten wir am 9. Mai aus nach Türbet-i-Scheich-Dſchami, um von hier längs dem Heri-rud nach Serachs zurückzumarſchiren. Es giebt von Meſchhed nach Türbet mehrere Wege. Die engliſchen Karten geben einen an, welcher direkt längs des Gebirges hinläuft und benutzt wurde, ſo lange die große Straße von Meſchhed nach Herat den ſteten Anfällen der Merwer und Saryken ausgeſetzt war. Auf der ruſſiſchen Karte iſt ein zweiter Weg etwas niedriger angegeben, welchen aber ebenfalls Gebirgsausläufer und viele Schluchten ſchneiden. Jetzt, da die Wege gefahrlos ſind, iſt der Gebirgsweg verlaſſen und die Kommunikation findet direkt ſtatt, das Thal entlang über Ferimun, Katty Schemſchir, die Ruinen von Cheirabad und Lenkar; dieſer Weg iſt nicht allein beſſer, ſondern auch um 10 Werſt kürzer. Im Vergleich mit dem Wege von Chaf her iſt er öde und unfruchtbar. Hier ſind noch die Spuren der Einfälle der Turkmenen ſichtbar, obgleich jetzt Ruhe herrſcht; das Land fängt an ſich zu beleben, hat aber noch keine Zeit gehabt ſich von dem erlittenen Ungemach zu erholen. Der Weg iſt größtentheils eben, nur hier und da, beſonders zwiſchen Huſſein-abad und Ferimun, auf einer Strecke von ſechs Werſt ſind Schluchten und beim Paſſiren der Waſſerſcheide zwiſchen dem Kaſchaf-rud und dem Dſcham finden ſich Hügel; für eine Bahn gäbe es keine Schwierigkeit. Hinter Ferimun iſt die Gegend vollkommen eben, Waſſer iſt in Fülle vorhanden, auch Bewohner finden ſich faſt in allen Ortſchaften. Die Bevölkerung ſind überall Perſer, mit einziger Ausnahme von Lenkar, woſelbſt viele Salyren wohnen, welche vor 30 Jahren ſich hier angeſiedelt haben; ſie ſprechen ein Gemiſch von Türkiſch und Perſiſch.

Um die Straße zu ſchützen und zugleich etwaige Räuberhorden zu verfolgen, ſind nach Oſten zwei Ortſchaften mit Truppen belegt: Budſchgun mit 400 und Moſynabad mit 100 Milizreitern. Moſynabad iſt 5 Werſt vom großen Wege entfernt; es hat 300 Häuſer und reichlich Waſſer. Der auf den Karten unter dem Namen Moſynabad-ſu verzeichnete Nebenfluß des Heri-rud iſt den Einwohnern unter dem Namen „Rawas“ bekannt. In Wirklichkeit iſt es gar kein Fluß, ſondern eine Schlucht, welche nur nach heftigem Regenguſſe Waſſer enthält. Bei einem Blick auf die Karte dieſer Gegend kann man überhaupt leicht in den Fehler verfallen, zu glauben, daß das ganze Flußſyſtem des Heri-rud ſehr reich an Waſſer ſei; denn dort ſind eine Menge von Flüſſen und Zuflüſſen angegeben; in Wirklichkeit ſind es aber Schluchten, welche nur nach Regen Waſſer führen. Es giebt dort nur zwei Flüſſe, den Kaſchaf-rud (Kara-ſu) und den Dſcham, und beide haben keine Nebenflüſſe. Auch der Teibad-ſu erreicht den Heri-rud nicht, ſondern hört bereits bei Teibad auf. Im Allgemeinen iſt die ganze Gegend, wie ganz Choraſſan eher arm, als reich an Waſſer zu nennen.

Von Moſynabad ritt ich nach Käriz auf vollkommen ebenem Wege; der Ort liegt zum großen Theil in Trümmern; auch das Einkehrhaus (Rabat) iſt zerſtört und die Einwohner fangen jetzt erſt an zurückzukehren. In demſelben Zuſtand befindet ſich der an der afghaniſchen Grenze gelegene Rabat Dagaru, von wo aus man die Feſtung und den Rabat Kafir-kala deutlich ſehen kann; hierher werden täglich von Kuſan aus fünf Mann geſchickt, um die Ueberfahrt über den Heri-rud zu bewachen; zur Nacht kehren ſie nach Kuſan zurück. Von Dagaru wandten wir uns nach Nordnordoſt und marſchirten in dieſer Richtung zum Heri-rud bis Peſch-rabat, welches nach Angabe des Chans von Moſynabad von einer Tochter Timur's erbaut worden iſt. So ſoll eine Inſchrift melden, welche an der Façade in einen dort eingefügten grauen Stein eingehauen iſt. Das aus Ziegeln aufgeführte Gebäude hat ſich verhältnißmäßig gut erhalten; nur eine Ecke iſt eingeſtürzt, aber die Gewölbe der einzelnen Gemächer des Hauſes zeigen keine Riſſe. Die Dimenſionen ſind großartig, und man kann im Innern überall reiten. Bei Peſch-rabat tritt der Weg an den Heri-rud, deſſen beide Ufer hier mit

so dichtem Schilf, Gesträuch und Bäumen bewachsen sind, daß man an vielen Stellen an den Fluß weder heranreiten noch zu Fuß herangehen kann.

Von Dagaru nach Zurabad führen drei Wege: der erste überschreitet den Fluß, führt landeinwärts, um die Berge, welche die Schlucht des Heri-rud bilden, zu umgehen und kehrt erst kurz vor Zurabad auf das persische Ufer zurück. Eine große Unbequemlichkeit desselben ist das zweimalige Uebersetzen über den Fluß, was nicht das ganze Jahr hindurch möglich ist. Der zweite Weg, der kürzeste von allen, den ich selbst einschlug, geht durch die Berge; er kann, genau genommen, gar nicht als Weg bezeichnet werden, da stellenweise nicht einmal ein Saumpfad vorhanden ist. Der dritte ist der längste, aber der beste: er führt über Türbet und Lenkar und überschreitet nur einmal die Berge.

Der zweite Weg geht von Pesch-rabat längs dem Heri-rud bis Kalsan-kala, wendet sich dann nach Westen und überschreitet den Dscham drei Werst vor seiner Einmündung in den Heri-rud. Von hier ab ist die Gegend hügelig, der Weg geht an den Ruinen von Kale-i-melu bei einem Süßwasserbach vorbei und tritt sechs Werst weiter in die Berge. Von hier ab muß man sich auf engen Pfaden durch Schluchten fortbewegen, bald Berge erklimmen, bald in tiefe Thäler hinabsteigen; der Boden ist steinig. Ein eingetretener Weg existirt nicht; sogar der Transport von Lastthieren ist beschwerlich, und die Herstellung einer Fahrstraße würde kolossale Arbeiten erfordern. Wasser ist genug vorhanden; denn fast in jeder Schlucht rieselt ein Bach, und ebenso ausgezeichnetes Pferdefutter. Die Bergabhänge sind mit Bäumen bedeckt und in der Nähe des Baches Gelebet ist sogar ein recht dichter Wald. Wir verließen die Berge 12 Werst vor den Ansiedelungen der Salyren und ritten an einigen Reihen verlassener Wasserreservoire, dann an einem wasserreichen Bach vorbei, der auf die Felder von Zurabad geleitet wird. Zurabad hat augenblicklich eine große Bedeutung; denn hier haben sich mit Einwilligung der russischen Regierung gegen 2000 Kibitken Salyren angesiedelt, welche im Anfang der 70er Jahre in Alt-Serachs saßen. Die Merwer fielen über sie her, trieben ihr Vieh fort und zwangen den größten Theil des Stammes nach Merw überzusiedeln; dort aber hatten sie weder Wasser noch Land, sie trieben also Viehzucht und arbeiteten bei den Tekke-Turkmenen für Geld. Während der Expedition 1880—1881 waren in Merw gegen 4000 Kibitken Salyren; die übrigen vertheilten sich wie folgt: 1000 Kibitken nomadisirten am Murghab mitten unter den Saryken, 400 Kibitken bei Tschardschui, 200 bei Maimene, gegen 100 Häuser bei Herat in Pul-i-Salar. Nach dem Rath Tykma-Serdars beschlossen die Merwer im Sommer vorigen Jahres die Salyren nicht mehr zurückzuhalten, sondern sie an ihre alten Plätze zurückkehren zu lassen. 2000 Kibitken gingen nach Serachs; die Perser aber wiesen den Salyren Wohnplätze in Zurabad an, um auf diese Weise längs dem Heri-rud einen Schutzkordon gegen die Einfälle der Saryken und Merwer zu gewinnen. Die Salyren sind der schwächste aller turkmenischen Stämme; da sie von keinem geschützt wurden, so konnten sie sich nicht widersetzen und auch nicht ihr Recht auf Alt-Serachs geltend machen, welches sie doch bis vor Kurzem besaßen; überdies waren sie vollständig ruinirt und litten Noth; denn es fehlte ihnen an Korn zur Aussaat. In Folge dessen waren die Salyren genöthigt, sich dort niederzulassen, wo man ihnen Plätze anwies, obgleich Zurabad ihnen gar nicht behagte. Wasser ist freilich reichlich vorhanden, aber die Bäche fließen in engen Schluchten, zu Anlagen von Aeckern ist kein Platz und die Herleitung in Kanälen aus dem Heri-rud verursachte viel Arbeit. Jetzt haben die Salyren alle zum Ackerbau sich eignenden Plätze von Pul-i-chatun bis Zurabad und weiter nach Süden längs dem Ufer des Heri-rud besetzt. Das Land reicht kaum; dennoch wünschen auch die noch in Merw zurückgebliebenen 2000 Kibitken mit ihren Stammesgenossen vereinigt zu werden; die Aeltesten von Zurabad aber gehen in ihren Wünschen noch weiter und reden von der Nothwendigkeit, alle Salyren an einem Orte zu vereinigen. Die Hauptansiedelung der Salyren liegt auf einem Hügel bei der alten Festung Zurabad, unweit deren die Perser eine neue Befestigung zu erbauen beabsichtigen.

Die Salyren nahmen mich äußerst gastfrei auf — mit dem Ausdrucke der tiefsten Ergebenheit und Dankbarkeit gegen Rußland: sie schreiben ihre Befreiung aus Merw, wo sie schlecht lebten, nur der Eroberung Achals durch die Russen und dem Rathschlage Tykma-Serdars zu. Das alles aber hinderte sie keineswegs, sich alles dreifach von mir bezahlen zu lassen.

Von Zurabad nach Pul-i-chatun führen zwei Wege: der kürzere aber schwierigere über Deana-derbent geht durch die Berge; der andere geht auf das östliche Ufer des Heri-rud über, bei German-derbent vorbei und kehrt dann auf das persische Ufer zurück. Näher bei Deana-derbent senkt sich der erstere zum Heri-rud herab und zieht längs dessen Ufer bis Serachs; die Berge rücken hier von Osten fast bis Pul-i-chatun heran, am persischen Ufer dagegen weichen sie vom Fluß zurück und der Weg schneidet nur stellenweise die nicht hohen Ausläufer derselben; von Pul-i-chatun bis Serachs geht er über eine ganz allmählich abfallende Ebene.

Pul-i-chatun heißt wörtlich „Brücke der Frau“; hier war schon vor Zeiten durch eine Frau eine Brücke über den Heri-rud erbaut (näheres wissen die Tekke nicht); vier Bogen derselben stehen noch heute; der mittelste, fünfte Bogen dagegen ist von Medchly-Chan bei Gelegenheit eines Feldzuges gegen Merw zerstört worden. Die Länge der Brücke beträgt 50,2 m. Nahe dabei fällt der Kara-su (Kaschaf-rud) in den Heri-rud, dessen Breite hier etwa 12 m beträgt, während die Tiefe sehr unbedeutend ist, und das Wasser den Pferden nur bis an die Knie reicht; doch ist die Fuhrt sehr unbequem wegen der großen den Boden des Flusses bedeckenden Kieselsteine.

In Pul-i-chatun schlugen wir unser Nachtlager in der Nähe des Lagers des Prinzen Ruchmud-Daule auf. Während ich in großem südlichen Bogen über Käriz nach Pul-i-chatun gekommen war, war der Prinz nur 120 Werst am Kaschaf-rud vorgerückt. Er selbst und die ihm zugetheilten Militär- und Civilbeamten fuhren in Wagen, die Begleitung war zu Pferde; das Lager selbst war äußerst unbequem errichtet. Beim Marsche bewegte sich alles — ausgenommen die Artillerie — äußerst formlos, und der Gepäcktrain dehnte sich über 10 Werst aus. Gut gekleidet waren nur die dem Prinzen nahestehenden Personen, die anderen alle hatten zerrissene Gewänder. Bei den den Prinzen begleitenden Fußsoldaten waren Stiefel nicht obligatorisch; überdies ward auf die Uniform wenig geachtet. Die Bewaffnung war nach dem alten System; Revolver hatten nur einige Officiere. Am folgenden Tage, 18/30. Mai, holte ich die persische Armee bei Nauruz-abad ein und kam bald in Serachs an, woselbst schon große Vorbereitungen zum Empfang des Prinzen gemacht waren.

Auf dem ganzen Wege von Serachs nach Aschabad hat man immerfort die Klagen der Bewohner Atteks über ihre armselige Lage anzuhören: die Perser nehmen ihnen systematisch das Wasser gerade zu der Zeit, wo sie es zur Aussaat am nothwendigsten brauchen. Die Turkmenen wagen es nicht, mit Gewalt ihr Recht zu vertheidigen und sehen

nur zwei Auswege dabei: entweder perſiſche Unterthanen zu werden, und den perſiſchen Beamten (Ilchani) Tribut zu zahlen, oder ihre Niederlaſſungen zu verlaſſen und in Merw oder am Tedſchend zu nomadiſiren. Chr. H.

Der Ruhetag.

Von Richard Andree.

Wenn vom Standpunkte der Geſundheitslehre die Sonntagsfeier verlangt wird, der Staat amtliche Handlungen an Sonntagen unterſagt und der Schutz der Arbeiter gegen Sonntagsarbeit ausgeſprochen iſt, ſo ſtimmt dieſes überein mit den Forderungen der Kirche von der Sonntagsheiligung, die allerdings auf keinem beſtimmten Gebote des Neuen Teſtaments beruht. Erſt zur Zeit Konſtantin's des Großen wurden von der weltlichen Obrigkeit förmliche Verbote der gewöhnlichen Geſchäfte am Sonntage erlaſſen und ſeit dieſer Zeit wurde die Strenge der jüdiſchen Sabbathfeier auf die chriſtliche Sonntagsfeier übertragen. Nach der Bibel beruht die Sabbathfeier auf göttlicher Stiftung; der ſiebente Tag war der Ruhetag des Herrn nach ſechstägiger Schöpferarbeit, aber die eigentliche Feier iſt erſt durch Moſe als ein den Iſraeliten eigenthümliches heiliges Inſtitut mit Arbeitseinſtellung, Sabbathopfer ꝛc. und als ein Bundeszeichen des göttlichen Eigenthumsvolkes eingeführt worden. Die Bibel erzählt uns nichts von einer Sabbathfeier in vormoſaiſcher Zeit, dagegen haben die Aſſyriologen neuerdings darauf hingewieſen, daß die Hebräer möglicherweiſe aus ihrer babyloniſchen Urheimath (Ur Chasdim) mit der ſiebentägigen Woche auch den Sabbath und ſeine Feier übernommen haben. Der ſiebente Tag der Woche war ein Ruhetag auch bei den Aſſyrern und für dieſen ſiebenten Tag gebrauchten jene bereits den Namen Sabbat, wie aus den Angaben eines aſſyriſchen Synonymenverzeichniſſes hervorgeht, welches um nu-uh lib-bi, Tag der Ruhe des Herzens, durch sabat-tuv, Sabbat, erklärt [1]).

In Rom war der Sabbath (Sabbata) bereits im erſten Jahrhundert vor Chriſtus bekannt und wurde mit vielen abergläubigen Gebräuchen gehalten. Er wird von Horaz, Ovid, Tibull (dies Saturni), Perſius und Juvenal erwähnt. Ovid nennt ihn einen Tag rebus minus apta gerendis. Flavius Joſephus hatte Recht, wenn er [2]) bemerkt, daß es keine griechiſche oder barbariſche Stadt gab, wohin der Gebrauch der Heilighaltung des ſiebenten Tages nicht gedrungen war.

Hier haben wir nun, von Babylonien ausgehend, eine deutlich zuſammenhängende und auf Ueberlieferung beruhende Kette, die durch die Juden zu den Römern und Chriſten führt und durch letztere fortgeführt worden iſt mit ihrer Herrſchaft über alle Erdtheile; wo der Chriſt hindrang, da feiert man heute den ſiebenten Tag der Woche als Ruhetag.

Auch die mohamedaniſche Welt gehört in dieſen Kreis hinein. Mohamed, der im Gegenſatz zu den Juden und Chriſten den Freitag als wöchentlichen Ruhetag beſtimmte, wollte auch dafür das höchſte Alterthum in Anſpruch nehmen und ſagte, daß dieſer Tag urſprünglich zum Ruhetag eingeſetzt worden; nur habe Moſe den Juden nachgegeben, welche hierüber mit ihm ſtritten und den Samſtag als ſolchen forderten. Dennoch behielt der Samſtag bei den Arabern den Namen Sabbath, d. h. Ruhetag [1]).

Einer ſolchen kulturhiſtoriſchen Erſcheinung gegenüber hat der Ethnograph die Pflicht zu erwägen, ob ſie einzig in ihrer Art daſteht; er muß Umſchau halten bei den übrigen Völkern und danach forſchen, ob ähnliche oder gleiche Erſcheinungen ſich bei dieſen wiederholen. Im vorliegenden Falle nun erſcheint mir die Ausbeute etwas ſpärlich, aber immerhin genügen die Beweiſe doch, um zu zeigen, daß der jüdiſche Sabbath und chriſtliche Sonntag als Ruhetage nicht ganz iſolirt daſtehen.

Wie uns Krapf mittheilt, haben die ackerbautreibenden nördlichen Galla „große Achtung vor dem Sonntag und Samſtag, an welchem Tage ſie nicht auf dem Felde arbeiten. Den Sonntag heißen ſie Sanbata gudda (großer Sabbath) im Gegenſatz zu dem Sanbata tenna (kleiner Sabbath)“. Allein dieſes Volk wohnt im Bereiche der chriſtlichen Abeſſinier ſowie der Mohammedaner, und ſo mag — worauf ſchon der Name Sanbata deutet — der Ruhetag bei ihnen etwas entlehntes ſein. Bei den rein heidniſchen äquatorialen Galla fand Krapf dagegen dieſe Ruhetage nicht und er erklärt dies daher, daß ſie, als Nomaden, alle Tage ruhen können, daher kein Bedürfniß nach einem beſondern Ruhetage haben.

Etwas anderes dagegen iſt es um die ackerbautreibenden Wanika Oſtafrikas, welche, nach demſelben Gewährsmann, jeden vierten Tag als Ruhetag feiern [2]).

An der Guineaküſte ſehen wir beſtimmte Fetiſchtage als Ruhetage. Am Donnerſtag wird dort nicht in den Pflanzungen gearbeitet und nicht gefiſcht. Einzelne Familien feiern dort auch verſchiedene Tage der Woche, an welchen ſie weiße Kleider tragen, und ſich des Palmweins und der Arbeit enthalten. So z. B. den Tag der Woche, an welchem ſie geboren ſind [3]).

Es iſt das allerdings wenig, was ich über den Ruhetag bei Naturvölkern hier beizubringen vermag. Vielleicht ergiebt ſich aber bei weiterm Nachforſchen mehr. Von Wichtigkeit für die Beurtheilung der Frage nach der Nothwendigkeit eines Ruhetages erſcheint aber der gänzliche Mangel eines ſolchen bei einem ſo arbeitſamen und kultivirten Volke wie die Chineſen. Dort ſehen wir Millionen im harten Kampfe ums Daſein. Alle Klaſſen der Geſellſchaft arbeiten dort Tag für Tag und jeder gönnt ſich nur ſo viel beliebige Feiertage, als er für ſeine Geſundheit und ſeine Mittel zuträglich hält, ohne daß darum eine allgemeine geiſtige und phyſiſche Demoraliſation eingetreten wäre.

[1]) George Smith's Chaldäiſche Geneſis, deutſch von Friedrich Delitzſch S. 301.

[2]) contra Apion. II, 39.

[1]) Koran, Sure 16. Vergl. Ullmann, Der Koran, Bielefeld, 1853, 227.

[2]) L. Krapf, Reiſen in Oſtafrika, Kornthal 1858. I, 106. Hildebrandt in Ztſchft. f. Ethnologie 1878, 390 führt an, daß die Wanika an jedem fünften Tage ruhen.

[3]) E. Bowdich, Von Cape Coaſt Caſtle nach Aſhantee, Deutſch, Weimar 1820, 362.

Nekrologe.

Das letzte Verzeichniß ſolcher Verſtorbenen, welche auf dem Gebiete der Geographie und Ethnographie und in verwandten Fächern ſich einen Namen erworben haben, iſt in Bd. XLI, S. 172 ff., 190 f. und 202 f. enthalten und umfaßte die Zeit vom November 1880 bis in den Februar 1882. Aus dem Jahre 1881 ſind noch folgende neue Männer nachzutragen:

— Adolphe Joanne, der Verfaſſer und Herausgeber zahlreicher franzöſiſcher Reiſebücher und Kartenwerke und Begründer des franzöſiſchen Alpenklubs, geboren 15. September 1813 in Dijon, geſtorben 1. März 1881 in Paris.

— Chodzko, Generallieutenant im ruſſiſchen Generalſtabe und hervorragender Geodät, geboren 18. December (n. St.) 1800 in Wilna, geſtorben 5. März 1881 in Tiflis. Seine Hauptarbeit war die Leitung der trigonometriſchen Vermeſſung Transkaukaſiens in den Jahren 1847 bis 1854 und der Triangulation der nördlichen Kaukaſusländer 1860 bis 1864.

— Fleuriot de Langle, franzöſiſcher Vice-Admiral, geboren 1809, geſt. 23. Juli 1881 in Paris; er war 1838 bis 1840 zweiter Kommandant der nach Spitzbergen entſendeten Korvette „La Recherche“ und förderte als Befehlshaber der Marineſtation am Gabun durch Entſendung mehrerer Expeditionen die Kenntniß der Länder am untern Ogowe. Der „Globus“ brachte in Bd. XXV und XXX nach ſeinen Schilderungen eine Reihe illuſtrirter Artikel über die Weſtküſte Afrikas.

— C. P. Patterſon, zuletzt Kapitän und Leiter der Küſtenvermeſſungen der Vereinigten Staaten, geboren 24. Auguſt 1816 bei St. Louis in Louiſiana, geſtorben 15. Auguſt 1881 bei Waſhington. Namentlich betrieb er die Fortſetzung der von Agaſſiz und Pourtalès begonnenen Tiefſeeforſchungen.

— A. Kornerup, geboren 7. Februar 1857 in Kopenhagen, geſtorben 3. September 1881 ebenda; machte ſich durch wiederholte Forſchungsreiſen (1876, 1878, 1879) nach Grönland bekannt.

— Vincent Eyre, engliſcher Generalmajor, geb. 1811, geſtorben 24. September zu Aix-les-Bains in Savoien, Verfaſſer des für die Kenntniß Afghaniſtans epochemachenden Buches „The military operations at Kabul 1811 bis 1842“.

— Marcheſe Ricci, italieniſcher Generallieutenant, geb. 1811, geſtorben 5. Oktober 1881 bei Novara, hervorragender Geodät, der als Leiter des militär-topographiſchen Inſtituts in Florenz die Ausführung der Karte von Geſammt-Italien im Maßſtabe 1 : 100,000 in Angriff nehmen ließ.

— R. Mallet, engliſcher Ingenieur und bekannter Erdbebenforſcher, geboren 3. Juni 1810 in Dublin, geſtorben 5. November 1881.

— E. J. Bird, engliſcher Admiral und Polarfahrer, ſtarb im 83. Jahre am 3. December 1881 in Witham (Eſſex). Die arktiſchen Reiſen, an welchen er Theil nahm, ſind folgende: 1821 bis 1823 und 1824 bis 1835 Parry's Expeditionen auf der „Fury“ und „Hecla“ zur Aufſuchung der nordweſtlichen Durchfahrt; 1826 bis 1827 Parry's Expedition auf der „Hecla“ nördlich von Spitzbergen; 1839 bis 1843 James Roß' antarktiſche Reiſe mit „Erebus“ und „Terror“; 1848 bis 1849 Roß' Expedition zur Aufſuchung Franklin's.

— Adam, belgiſcher Generalſtabsoberſt und Direktor des militär-kartographiſchen Inſtituts, welches beſonders ihm ſeinen Ruf zu danken hat, ſtarb im 52. Lebensjahre am 13. Januar 1882 zu Ixelles.

— Nain Singh, indiſcher Forſchungsreiſender, geboren um 1825, geſtorben Ende Januar oder 1. Februar 1882 in Moradabad an der Cholera. Anfangs Schullehrer (Pandit) im Dorfe Milum, Bezirk Dſchohar, Provinz Kumaon im Himalaja, war er der erſte Eingeborene, den Oberſt Montgomerie im Gebrauche der geodätiſchen Inſtrumente unterwies. Er gehörte zu den Bhutiah (nicht zu verwechſeln mit den Bewohnern Bhutans), welche im Sommer in einer Höhe von 10000 bis 13000 F. am Fuße der nach Tibet führenden Päſſe wohnen und während dieſer Zeit beſtändig mit der Provinz Nari-Chorſum Handel treiben. Auf Schafen, Ziegen, Ponies und Jaks führen ſie Getreide, engliſche Waaren, beſonders wollene, u. ſ. w. nach Tibet und exportiren von dort Borax, Salz, Wolle, Goldſtaub und Ponies. Dieſer Kaufmannsſtamm rechnet ſich zu den Hindus, wird aber von denſelben nicht anerkannt, läßt auch jenſeit der tibetiſchen Grenze von ſeinem Hinduismus nichts merken. — Im Januar 1865 wurde Nain Singh, der ſchon früher die Gebrüder Schlagintweit auf ihren Reiſen begleitet hatte, und ſein Vetter Mani oder Maun Singh nach Tibet geſandt, und es gelang erſterem nach mehreren vergeblichen Verſuchen von Nepal aus den Jaru-dſang-po zu erreichen und denſelben bis Lhaſſa zu verfolgen, wo er ſich einige Monate lang als Rechnenlehrer ernährte. Dann trat er die Rückreiſe an und erreichte 1866 die Quelle des Jaru-dſang-po. 1867 wurde er über den Mana-Paß nach Gartok, der Hauptſtadt von Nari-Chorſum, und den Goldminen von Thok-dſchalung geſandt und 1873 begleitete er die Forſyth'ſche Expedition nach Jarkand, trennte ſich auf der Rückkehr von derſelben und trat ſeine größte Reiſe quer durch Tibet von Weſten nach Oſten an. Dieſelbe begann bei den Pangkong-Seen, führte zur Entdeckung einer ganzen Reihe großer Seen nördlich des Jaru-dſang-po, berührte Lhaſſa und den Bezirk Tawang und endete im Mai 1875 in Kalkutta. Für dieſe Leiſtung erhielt er von der Londoner Geographiſchen Geſellſchaft eine goldene Medaille und von der indiſchen Regierung ein kleines Landgut, wohin er ſich in der kalten Jahreszeit von ſeinem hochgelegenen Heimathsdorfe Milum zurückzog, und wo er auch geſtorben iſt.

— Ramaeckers, belgiſcher Hauptmann und Leiter der belgiſchen Station Karema am Tanganjika-See, ſtarb daſelbſt im Alter von 33 Jahren am 23. Februar 1882. Seit März 1871 im aktiven Dienſt, arbeitete er 3½ Jahre im Kriegsminiſterium und ein Jahr im kartographiſchen Inſtitute. Gegen Ende 1877 wurde ihm eine wiſſenſchaftliche Miſſion nach Tripoli und Fezzan übertragen und im Juni 1880 wurde er dazu gewählt, den Hauptmann Cambier in der Leitung obengenannter Station zu erſetzen, wozu ihn eine Anzahl vortrefflicher Eigenſchaften beſonders befähigten. Er ſtarb kurze Zeit vorher, ehe er die Heimreiſe von dort antreten wollte.

— Arnoux, franzöſiſcher Kaufmann aus Nizza, den der Zufall nach Abeſſinien geführt und der mit dem Könige von Schoa Verbindungen angeknüpft hatte. Nach Frankreich zurückgekehrt, gründete er zu deren Verwerthung eine äthiopiſche Geſellſchaft, begab ſich mit etwa zehn Franzoſen im Juni 1881 nach Obok, überwarf ſich aber mit ſeinen Gefährten und wurde, noch ehe er die Reiſe in das Innere angetreten, am 3. März 1882 von Danakils ermordet.

— Sir Charles Wyville Thomſon, der wiſſenſchaftliche Leiter der Challenger-Expedition, geboren 5. März 1830 in Bonſyde, Linlithgow, geſtorben 10. März 1882 ebenda. Er ſtudirte hauptſächlich in Edinburgh, wurde 1850 Docent der Botanik in Aberdeen, 1853 Profeſſor der Naturgeſchichte in Cork, 1854 Profeſſor der Mineralogie und Geologie in Belfaſt, 1870 Profeſſor der Naturgeſchichte in Edinburgh, was er bis Oktober 1881 blieb. 1868 und 1869 nahm er an den Tiefſeeforſchungen der Schiffe „Lightning“ und „Porcupine“

theil und ſchrieb über die dabei gemachten zoologiſchen Entdeckungen das Werk „The Depths of the Sea“. 1872 wurde er zum wiſſenſchaftlichen Chef der berühmten, 3½ Jahre dauernden Challenger-Expedition gewählt, welche 68,890 Miles zurücklegte, und während deren an 362 Stationen ſyſtematiſche Beobachtungen gemacht wurden, deren Bearbeitung er nach der Heimkehr gleichfalls leitete. Einen vorläufigen Bericht über die gewonnenen Reſultate gab er in der zweibändigen „Voyage of the Challenger“. Doch hatte ſeine Geſundheit ſo gelitten, daß die Hauptſache bei der Bearbeitung der Reiſeergebniſſe während der letzten zwei Jahre ſeinem erſten Gehülfen John Murray zufiel.

— Francesco Emiliani, italieniſcher Militär, zuletzt ägyptiſcher Mudir von Dara in Darfur, ſtarb dort 15. März 1882. Vom Jahre 1874 an begleitete er den Geologen Mitchell auf deſſen Reiſen zwiſchen dem Nil und Rothen Meere, 1875 nach Zeila und Tadſchurra und 1875 bis 1876 auf der verunglückten Expedition in den abeſſiniſchen Grenzgebieten. 1878 wurde er nach dem Sudan geſchickt, wo er an verſchiedenen Punkten, in Kaklabia, Kolkoe und zuletzt in Dara als Mudir und Befehlshaber der Truppen fungirte. Es wird ihm nachgerühmt, daß er dort gemeinſchaftlich mit Geſſi kräftig für die Unterdrückung des Sklavenhandels gewirkt hat.

— Charles Darwin, geboren 12. Februar 1809 in Shrewsbury, geſtorben 19. April 1882 in Down (Kent) und begraben 26. April in der Weſtminſter-Abtei unweit des Grabes von Sir Iſaac Newton. Bald nachdem er 1831 in Cambridge promovirt hatte, bot er der Aufnahme-Expedition, welche im „Beagle“ unter Kapitän Fitz Roy die Erde umſegelte, ſeine unentgeldlichen Dienſte als Geologe an. So beſuchte er Braſilien, die Magalhaensſtraße, die ſüdamerikaniſche Weſtküſte und die Inſeln des Großen Oceans und kehrte im Oktober 1836 nach England zurück, in ſeiner Geſundheit ſo geſchädigt, daß er ſein Leben lang ſich ſorgfältig in Acht zu nehmen hatte. Im Jahre 1839 veröffentlichte er aus dem reichen, von ihm geſammelten Materiale ſein „Journal of researches in natural history and geology“, welches 1845 nochmals als „Voyage of a naturalist round the world“ erſchien, das Muſter eines naturwiſſenſchaftlichen Reiſewerkes, welches in England nur zu wenig Nacheiferung hervorgerufen hat, reich an Beobachtungen und Generaliſirungen in phyſikaliſcher Geographie. In daſſelbe Gebiet gehören ſeine Schrift über den Bau und die Verbreitung der Korallenriffe (1842), die „Geological observations on vulcanic islands“ (1842) und die „Geological observations on South America“ (1846). Was dann ſein 1859 erſchienenes Hauptwerk „On the origin of species by means of natural selection“ und ſeine weiteren Schriften für einen umgeſtaltenden Einfluß auf die beſchreibenden Naturwiſſenſchaften gehabt, iſt bekannt genug.

— Jules Crevaux, franzöſiſcher Marinearzt und Forſchungsreiſender in Südamerika, geboren 1. April 1847 zu Lörchingen (Lorquin) im jetzigen Deutſch-Lothringen, von Indianern am Pilcomayo ermordet am 24. April 1882. Er ſtudirte in Straßburg und auf der Ecole de médecine navale in Breſt, wurde im Oktober 1868 Unterarzt, nahm am Kriege 1870/71 theil und wurde am 21. Januar 1871 bei Chaffois verwundet. 1877 begann er ſeine erſte Reiſe den Maroni aufwärts; es gelang ihm, wie unſeren Leſern aus Bd. XXXVII bekannt iſt, die Waſſerſcheide des Tumuc-Humac-Gebirges zu überſchreiten und auf dem Jari den Amazonenſtrom zu erreichen. Gleich im folgenden Jahre machte er ſeine zweite Reiſe durch Guayana, erforſchte dabei die Flüſſe Djapok und Parn, fuhr dann den Amazonenſtrom und den Rio Iça bis zum Fuße der Anden aufwärts und den Rio Yapurá hinab. 1880 fuhr er in ſechs Monaten den Magdalena in Colombia hinauf, überſchritt die Anden und ließ ſich auf einem Floſſe den Guaviare hinabtreiben bis in den Orinokko, an deſſen Mündung er die Guaraunos kennen lernte (ſ. S. 1 dieſes Bandes). Seine letzte Reiſe, über welche der „Globus“ wiederholt berichtete, hatte den Pilcomayo, Parana und ſüdliche Amazonas-Zuflüſſe zum Ziele; gleich im Beginne derſelben fand er ſeinen Tod. (Ueber Crevaux' erſte Reiſe ſ. Globus XXXVII, No. 1 bis 6, über ſeine zweite Bd. XL, No. 1 bis 7 u. 17 bis 21; über ſeine vierte und letzte Bd. XLI, S. 16 und 144 und Bd. XLII, S. 32, 192, 288, 336 und 368.)

— Karl Aubel, Bergingenieur und Erfinder des nach ihm benannten Aubel-Druckes, geboren 1838 in Kaſſel, geſt. 27. April 1882 zu Köln. In jungen Jahren ſchon bereiſte er aus naturwiſſenſchaftlichem Intereſſe Skandinavien, dann England und war ſpäter in den transuraliſchen Bergwerken des Fürſten Demidow mehrere Jahre lang thätig. Dann gewann er den Großinduſtriellen Baron Ungern-Sternberg für ſeinen Plan zur geognoſtiſchen Durchforſchung des nördlichen Rußland und unternahm mit ſeinem Bruder, dem Landſchaftsmaler Hermann A., in einem eigenen Schiffe eine längere Reiſe, welche von beiden gemeinſchaftlich in dem anziehenden Buche „Ein Polarſommer. Reiſe nach Lappland und Kanin“ (Leipzig, Brockhaus 1874) beſchrieben worden iſt.

— Thomas Woodbine Hinchliff, geboren 1826, geſtorben 8. Mai 1882 zu Aix-les-Bains in Savoien, einer der Mitbegründer des Londoner „Alpine Club“ und 1878 bis 1880 deſſen Präſident. Er veröffentlichte 1857 „Summer Months among the Alps“, ein Buch, welches die alpine Paſſion in weitere Kreiſe zu verpflanzen weſentlich beigetragen hat. Nachdem ein Unglücksfall ihm die rechte Hand zerſchmettert hatte, mußte er das Bergklettern aufgeben, beſuchte dafür aber wiederholt Südamerika und machte eine Reiſe um die Welt. Seinen „South American Sketches“ (1863) und „Over the Sea and Far Away“ (1876) wird ein vortrefflicher Stil, lebhafte Freude an der Natur und Anſchaulichkeit der Schilderung (namentlich der ſüdbraſilianiſchen Vegetationspracht, der californiſchen Bergwelt u. ſ. w.) nachgerühmt.

— Albert Roſenthal, Rheder in Bremerhaven und Förderer der deutſchen Polarforſchung, geſtorben 19. Mai 1882. In der Hoffnung, daß Entdeckungsfahrten im arktiſchen Meere zur Auffindung neuer Walfiſchgründe führen würden, trat er mit A. Petermann in Verbindung und ſandte mehrere Schiffe nach Norden, ſo 1869 den Dampfer „Bienenkorb“ mit dem Phyſiker Dr. Dorſt aus Jülich an Bord, 1870 den Dampfer „Albert“, auf welchem ſich Dr. E. Beſſels aus Heidelberg befand, und 1871 den Dampfer „Germania“, deſſen Beſtimmung die Mündung des Ob oder Jeniſei war. Zwar gelang es demſelben nicht, bis in das Kariſche Meer vorzudringen; doch konnten die an Bord befindlichen Naturforſcher Th. von Heuglin und Aagard aus Chriſtiania reiche zoologiſche und botaniſche Sammlungen heimbringen. Die ſpäter von Roſenthal gegründete „Deutſche Polarfiſchereigeſellſchaft“ hatte kein Glück, ſondern mußte liquidiren; der von derſelben in Bremerhaven gebaute Dampfer „Jorn Mayen“ jedoch hat ſpäter, in „Vega“ umgetauft, Nordenſkiöld und Palander um ganz Europa und Aſien herumgetragen.

— J. P. François Van de Velde, belgiſcher Artillerie-Lieutenant, geboren 5. Januar 1855 in Gent, geſtorben 23. Mai 1882 in Gangila in Weſtafrika. Von König Leopold ausgewählt, um der Stanley'ſchen Kongo-Expedition beigegeben zu werden, machte er in den Marine-Werkſtätten einen einjährigen praktiſchen Kurſus in der Mechanik und dem Schiffsbau durch und ging im Januar 1882 an ſeinen Beſtimmungsort ab. Obwohl ihn ſchon im April in Iſangila am untern Kongo das Fieber ergriff, reiſte er doch weiter ins Innere, mußte aber bald umkehren und ſtarb. Seine ſchwarzen Diener begruben ihn in Vivi.

Kürzere Mittheilungen.

Die Sterblichkeit unter dem europäiſchen Theil der Armee in Holländiſch-Indien.

Ein alter Spruch lautet wohl: „Batavia iſt ein Paradies für Unſterbliche und das Grab der Europäer"; in Wirklichkeit iſt die Sache aber nicht ſo ſchlimm, wie man gewöhnlich glaubt, und Batavia einer der beſt verleumdetſten Orte in der Welt. Wir wollen hier den Gegenſtand nicht zu erſchöpfen ſuchen, ſondern nur eine Ueberſicht über die Sterblichkeit bei dem europäiſchen Theile der Armee in den letzten Jahren geben; wir entnehmen dieſe Angaben den Regierungsberichten und glauben, daß die Mortalität unter dem genannten Theil der Europäer am größten iſt. Bemerkt werden muß, daß ſich unter der Stärke auch eine Anzahl in Indien geborener Vollblut- und Halbblut-Europäer befinden.

Die Stärke betrug am 31. Dec.	Mann	Davon geſtorben	Davon an Bleſſuren	Außerdem geblieben vor dem Feinde: Mann	Officiere
1871	13 087	343	—	—	—
1872	12 798	319	8	4	1
1873	12 720	825	22 (u. 3 Offic.)	46	5
1874	13 709	1461	59 (u. 13 „)	42	1
1875	14 461	1426	20 —	12	2
1876	15 513	1435	39 (u. 9 „)	38	4
1877	16 396	1131	28 (u. 3 „)	29	4
1878	16 266	824	37 (u. 8 „)	18	3
1879	15 768	715	16 (u. 1 „)	26	1
1880	15 399	444	11 —	22	1
1881	14 524	623	8 —	1	—
	160 661	9546	248 (u. 37 Offic.)	238	22
		— 248		248	37
		9298		486	59

Es ergiebt ſich alſo ein Verluſt vor dem Feinde von 59 Officieren und 486 Mann (wir haben bei den letzten Rubriken auch die Zahl der gebliebenen und an den Wunden geſtorbenen Officiere beigefügt; die Durchſchnittszahl der letzteren (wirkliche Stärke) in den letzten 7 Jahren betrug 1117). 9298 Mann oder etwa 5¾ Proc. ſtarben an Krankheiten. Man ſieht auf den erſten Blick, daß die Sterblichkeit in den einzelnen Jahren ſehr verſchieden war. Während ſie 1871 und 1872 etwa 2⅓ Proc. betrug, ſteigt ſie 1873 (Atjeh und Cholera) auf 6 bis 7 Proc., im Jahre 1874 auf beinahe 11 Proc. Auch die Ziffern der folgenden Jahre beweiſen, daß ſelbſt, als die Cholera nicht mehr herrſchte, der Einfluß des Krieges ein ſehr verderblicher war; vielleicht darf man noch mehr annehmen, daß es die erſte Beſitzergreifung eines bisher noch nicht von Europäern in größerer Anzahl betretenen Bodens war, welche, wie dies unter ſolchen Umſtänden gewöhnlich iſt, eine ſo bedeutende Mortalität verurſachte. In den folgenden Jahren zeigt ſich eine erhebliche Abnahme, bis im Jahre 1881 die Cholera wieder das Verhältniß ungünſtiger geſtaltete. Die Stärke betrug 14 524 Mann; unter Behandlung kamen 48 479 Mann (alſo jeder der 14 524 durchſchnittlich 3,35 mal), worunter 410 an Cholera. Von letzteren ſtarben 269 Mann, und zieht man dieſe von der Summe der Verſtorbenen (623) ab, ſo bleiben noch 354 Todesfälle oder 2,4 Proc. der Stärke aus anderen Urſachen.

Dies Reſultat iſt, wenn man die Verhältniſſe und namentlich das durchſchnittlich höhere Alter und das Vorleben eines größeren Theils der Mannſchaften berückſichtigt, gewiß nicht ungünſtig zu nennen.

Zum Vergleich dienen folgende Angaben über die Sterblichkeit in früheren Jahren. Dieſelbe betrug:

	Mittlere Stärke		Sterblichkeit		Verhältniß in Proc.
1819—1824	6 848	Mann	796	Mann	11,54
1825—1829	9 286	„	2 134	„	22,98
1830—1834	10 026	„	943	„	9,41
1835—1839	7 005	„	824	„	11,77
1840—1844	6 308	„	562	„	8,91
1845—1849	5 379	„	336	„	6,25

Während des Java-Kriegs 1825 bis 1830 betrug die Sterblichkeit 12,02 Proc., 21,24 Proc., 26,00 Proc., 29,41 Proc., 22,23 Proc., 13,42 Proc. im Jahre. Die günſtigſten Jahre ſind 1848 mit 3,00 Proc., 1845 mit 5,21 Proc., 1844 mit 5,66 Proc., 1846 mit 6,70 Proc., 1847 mit 6,82 Proc. Die ungünſtigſten außer den ebengenannten Jahren des Java-Kriegs: 1821 mit 16,19 (Cholera auf Java, Expedition gegen Palembang), 1840 mit 13,05 Proc., 1837 mit 12,73 Proc. und 1819 mit 12,33 Proc. Ueber 20 Proc. betrug die Sterblichkeit in 4, von 10 bis 20 Proc. in 12, von 5 bis 10 Proc. in 14 Jahren, 3 bis 5 Proc. in nur einem Jahre. E. M.

Die Deutſchen in Südbraſilien.

Hugo Zöller, der Specialkorreſpondent der Kölniſchen Zeitung, deſſen „Rund um die Erde" der „Globus" in Bd. XL, S. 112 beſprach, hat jüngſt, außer dem Panama-Kanal (ſ. „Globus" XLII, S. 368), die deutſchen Kolonien im ſüdlichen Braſilien beſucht und ſtudirt und ſeine Erfahrungen in zwei handlichen Bänden: „Die Deutſchen im Braſiliſchen Urwald" (Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1883) niedergelegt. Dieſelben ſind ſehr gut geſchrieben, mit warmem Intereſſe für die Sache und, ſoweit man urtheilen kann, mit großer Unparteilichkeit, welche in der ſonſtigen Literatur über dieſen Gegenſtand nur allzu oft ſehr vermißt wird. Die deutſchen Kolonien ſelbſt behandelt nur der zweite Band, während im erſten die Reiſe nach Braſilien und Rio de Janeiro beſchrieben werden. Zöller's Urtheil über jene verdient gerade jetzt, wo die Auswanderungs- und Koloniſationsfrage auf der Tagesordnung ſteht, beſondere Aufmerkſamkeit — wie viele von denen, welche dabei mitreden, ſprechen denn auf Grund eigener Beobachtungen? Von dem Auswandern ſelbſt (II, 91) hält er nichts, ſo lange es zu vermeiden iſt; aber „ſo lange wir noch keine deutſche Kolonie unter deutſcher Flagge beſitzen, ſo lange wir noch fremden Boden düngen müſſen, ſo lange bietet Südamerika, bieten namentlich die ſüdbraſiliſchen Provinzen Rio Grande do Sul und Santa Catharina ein weit beſſeres Feld des Vorwärtskommens als Nordamerika, ein weit beſſeres als Auſtralien oder irgend ein anderes Land, das ich kenne". Aber wohl verſtanden, nur für Ackerbauer und etwa ſolche Fabrikarbeiter, die ſich an landwirthſchaftliche Arbeiten gewöhnen können (II, 110); Leute aus den gebildeten Ständen kann es dagegen einſtweilen bloß in geringer Anzahl aufnehmen. Die volkswirthſchaftliche Schattenſeite Südbraſiliens iſt der Mangel eines großen Exportartikels, der, wie z. B. Kaffee, leicht und überall verkäuflich iſt. Das gilt beſonders für Santa Catharina, diejenige Provinz, welche von der Natur vielleicht am reichſten ausgeſtattet, thatſächlich aber die ärmſte des Landes iſt. Freilich iſt wahre Armuth vielleicht nirgends ſeltener, ein mäßiger Wohlſtand nirgends häufiger; es fehlt bloß an dem großen Stil des Lebens, an den Unternehmungen mit größeren Mitteln. Das Fehlen eines großen Exportartikels erklärt Zöller dadurch, daß einerſeits die Koloniſten, zufrieden mit

behäbigem Leben, viel zu wenig energisch produciren und daß andererseits die brasilische Regierung trotz aller Summen, die für Kolonisation ausgeworfen und weggeworfen worden sind, durch Ausfuhrzölle, interprovinzielle Zölle, Chikanen, Thorheiten und unglaublich liederliche Rechtspflege (im Süden sowohl wie auch im Norden) die Entwickelung in einer auf Erden beispiellosen Weise hemmt (II, 25 f.). Damit soll jedoch gar nicht gesagt sein, daß es die Regierung mit den Kolonien schlecht meint. Trotz alledem sind die deutschen Kolonien (II, 30) „wahre Paradiese in der Einöde des brasilischen Lebens, wahre Paradiese nicht des Reichthums und Luxus, wohl aber der Reinlichkeit, des Wohlstandes und Lebensgenusses. Auch hat der Charakter der Leute bei aller kolonialen Freiheit etwas Liebes, Edles, Anheimelndes, Vertrauenerweckendes, ohne eine Spur der Zudringlichkeit, Renommisterei und geschraubten Smartheit des Yankeedeutschen von Nordamerika. Alles dies fällt umsomehr auf, als Brasilien im Gegensatze zu Nordamerika fast gar keine wohlhabenden Einwanderer aus Deutschland erhalten hat, da die meisten dieser Leute, als sie herüberkamen, blutarm waren". Ein ganz besonderes Lob wird in dieser Hinsicht der zuerst besuchten Kolonie Dona Francisca (Hauptort Joinville) in der Provinz Santa Catharina zu Theil, der besigeleiteten, die Zöller gesehen (II, 4). „In Joinville giebt es hübsche Holzhäuser und allerliebste Villen; aber gerade darin, daß sie nichts mehr als hübsche Holzhäuser und allerliebste Villen sein wollen, darin liegt ihr Adel. Und ebenso, wie mit den Holzhäusern und Villen ist es mit den Leuten: ich habe in der Kolonie Dona Francisca nichts Falsches und Unwahres zu entdecken vermocht; was die Leute schienen, das waren sie auch. Es herrscht ein feiner angenehmer Ton, der gleichmäßig alle Klassen durchdringt und in den auch die neu hinzugekommenen Kolonisten sich schnell hineinfinden. Was sonst bloß das Vorrecht großer Kulturmittelpunkte zu sein pflegt, die Ausbildung einer eigenen Art von Urbanität, das ist seltsamer Weise dem idyllischen Kolonialstädtchen Joinville beschieden gewesen. Herzlichkeit, Liebenswürdigkeit, Zuvorkommenheit, Selbstachtung und Achtung des Nächsten finden sich überall; dazu heitere Lebensfreude und jenes Selbstbewußtsein, welches bei unmittelbarem Verkehr mit der Natur jedes energische Schaffen belohnt. Joinville hat mir zum ersten Mal das Bild einer größeren deutschen Kolonie geboten, wo nicht ein Einziger, sage nicht ein Einziger, über den Andern schimpfte oder die schwachen Seiten in dessen Privatleben ans Tageslicht zu zerren suchte, wo alles sich in die Hände zu arbeiten schien, wo es weder erdrückenden Reichthum noch die leiseste Spur von Armuth gab und ein jeder mit seinem Loose zufrieden war. Auch war Joinville in fremdem Lande der erste von mir besuchte deutsche Ort, wo die Zufriedenheit mit der neuen Heimath nicht im Geringsten den Zusammenhang mit der alten gelockert hatte, wo der Stolz auf die eigenen Kulturerrungenschaften mit jener liebenswürdigen Bescheidenheit hervortrat, die ihren Werth verdoppelte. Die Leute arbeiteten mit solcher Ordnung und Ueberlegung, daß man ihnen die Arbeitsfreude ordentlich ansah: sie verkehrten untereinander und mit mir, als ob sie alle einer und derselben gewählten Gesellschaft angehörten."

Es stimmt das — wir können es nicht verhehlen — durchaus nicht zu der Ansicht, welche eine solche Autorität, wie Dr. W. Reiß über die deutschen Kolonien Südbrasiliens geäußert hat (s. „Globus" XLII, S. 32), und wonach es lediglich die schlimmen Elemente sind, welche das Leben in der Kolonie loben. Aber auf welcher Seite der Irrthum liegt, vermögen wir nicht zu entscheiden.

Es sei uns gestattet, noch auf einiges andere aufmerksam zu machen. So berührt es angenehm, auf S. 88 des ersten Bandes zu lesen, daß Wappäus mit echt deutschem Fleiße, ohne jemals in Brasilien gewesen zu sein, das beste (jetzt freilich etwas veraltete Werk) geschrieben hat, welches jemals über dieses Land veröffentlicht worden ist. Geographen von Fach wird es interessiren, daß dem für die Ausstellung von Philadelphia zusammengestellten officiellen Berichte absichtliche Fälschung nachgewiesen wird (I, 94), während Kaufleute auf S. 168 ff. des ersten Bandes manches über Handel und Einfuhr, Herkunft der einzelnen Verbrauchsgegenstände u. s. w. finden. Auch die Sklavenfrage erfährt eine eingehende Behandlung (I, 133 bis 150). Wie die Sache jetzt liegt, so dauert die Sklaverei im Großen und Ganzen noch an und erst im Jahre 1892 wird sich der erste Ausfall an Menschenkräften fühlbar machen, weil alsdann die erste Generation der Freigeborenen das Alter der Mündigkeit (21 Jahre) und damit freie Verfügung über ihre Arbeit erreichen wird. Wer soll dieselbe ersetzen? Europäische Einwanderer gewiß nicht; auch nicht Chinesen, welche zur Auswanderung nach Brasilien keine rechte Lust bezeugen. Und daß die Neger freiwillig arbeiten werden, glaubt man auch nicht recht. „Wenn schon jetzt die brasilischen Finanzen seit langen Jahren mit einem Defizit rechnen, wie soll es alsdann erst werden, wenn die ersten Wirkungen des Emanzipationsgesetzes sich fühlbar machen? Von Brasiliens Staatseinnahmen bilden Ein- und Ausfuhrzölle 70 Prozent; 92½ Prozent der Ausfuhr aber entfallen auf Kaffee, der einstweilen bloß an ein paar verlorenen Ecken durch europäische Ansiedler, in seiner überwiegenden Menge dagegen durch Sklavenarbeit gewonnen wird. Die meisten, namentlich die Kaufleute, sehen der Zukunft mit trüben Ahnungen entgegen, während andere von den bevorstehenden Umwälzungen zum allgemeinen menschlichen Besten eine Wiedergeburt Brasiliens erwarten, indem die brasilischen Großgrundbesitzer, welche jetzt vielfach die Rolle des auf dem Heu liegenden Hundes spielen, alsdann entweder selbst zu größerer Thätigkeit angespornt werden oder anderen und energischeren Kräften Platz machen würden."

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der am 6. December vorigen Jahres zu Frankfurt a. M. begründete „Deutsche Kolonialverein" erläßt an alle nationalgesinnten Männer einen Aufruf zum Beitritt (Jahresbeitrag 6 Mark), um sich die Mittel zu sichern, daß er mit vollem Gewicht seine aufklärende und anregende Thätigkeit in der Frage der deutschen Kolonisation beginnen und durchführen, zugleich einen wirklichen Mittelpunkt für die bisher getrennt arbeitenden Kräfte bilden kann. „Neben der praktischen Förderung von Handelsstationen als Ausgangspunkt für größere Unternehmen, sowie wirthschaftlicher Niederlassungen anderer Art über See, erblickt der Verein seine Hauptaufgabe in der Klärung der öffentlichen Meinung, damit die Nation für eine Lösung in weiterem Umfange bereit sei, für den Tag, wo dies die Gunst der Verhältnisse gestatten wird. Zur Mitarbeit an diesem, vielleicht nur langsam und allmählich sichtbaren Erfolg versprechenden Werke rufen wir alle Vaterlandsfreunde auf. Mögen vor Allem diejenigen, welche in den Grundanschauungen mit uns übereinstimmen, nicht gleichgiltig bei Seite stehen, vielmehr durch den Beitritt zum Verein und durch wirksames Eintreten für seine Ziele, ein

Jeder nach seinen Kräften, ihrer Ueberzeugung auch thatsächlichen Ausdruck geben. Schon oft sind große nationale Fortschritte aus kleinen Anfängen, aus der Anregung und der Arbeit kleiner Kreise hervorgegangen, wenn sie durch die allgemeine Lage bedingt waren. Wir sind von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Kolonialfrage nicht willkürlich aufgeworfen, daß sie vielmehr aus den gesammten Verhältnissen und Zuständen des deutschen Volkes entsprungen, eine endliche, nur zu sehr verzögerte Lösung unbedingt erheischt und deswegen auch unter der Zustimmung und Mitwirkung der gesammten Nation finden wird."

— Unsere volle Sympathie verdienen gewiß jene, an Zahl und Bedeutung ständig zunehmenden Vereine, welche sich die Erforschung und Zugänglichmachung einzelner Theile unseres herrlichen Vaterlandes zum Ziele gesetzt haben. Wie viel in wenigen Jahren durch solche Centralisirung der Kräfte geleistet werden kann, zeigt der „Gebirgsverein für die Sächsisch-Böhmische Schweiz", dessen erstes Jahrbuch (September 1882) uns vorliegt. Derselbe kann mit Befriedigung konstatiren, daß sein praktisches Wirken in Bezug auf Herstellung und Verbesserung von Wegen, Anbringung von Wegweisern, Eröffnung von Aussichtspunkten und Unterkunftsstätten, Hebung der Hausindustrie im Vereinsgebiete u. s. w. schon manchen schönen Erfolg aufzuweisen hat. In seinem „Jahrbuche" andererseits läßt sich der Verein die wissenschaftliche Erforschung seines Gebietes angelegen sein. Von Werth ist namentlich Prof. S. Ruge's Aufsatz: „Die Sächsische Schweiz am Ende des 16. Jahrhunderts", worin er die älteste Forstbeschreibung und die älteste Landesvermessung behandelt, nämlich die von ihm wieder aufgefundene Karte Kursachsens von Matthias Öder aus Freiberg, die in den Jahren 1586 bis 1607 mit Meßschnur, Quadranten und Boussole aufgenommen wurde, und von welcher bereits 96 Blätter von je 76 cm Breite und 52 cm Höhe wieder ans Licht gezogen worden sind. Prof. Ruge nennt sie die „beste und getreueste Karte, welche überhaupt im ganzen Jahrhundert entworfen" worden ist. Aus einer, bald nach Öder's Tode hergestellten vierfach verkleinerten Kopie derselben, welche sich wie das Original im K. Sächsischen Hauptstaatsarchive findet, ist ein die Sächsische Schweiz darstellender Abschnitt dem Jahrbuche beigegeben. Ferner hat das K. Sächsische Statistische Bureau eine Abhandlung über Bevölkerung und volkswirthschaftliche Verhältnisse der Sächsischen Schweiz mitgetheilt, und auch die übrigen Artikel über Hohnstein, den Plauenschen Grund und den Porsberg wird man wegen mancher interessanten oder belustigenden historischen und kulturgeschichtlichen Notiz mit Vergnügen lesen.

— Heute giebt es — schreibt H. Zöller (Die Deutschen im brasilischen Urwald I, 48) — unter der Aristokratie Portugals nur noch sehr wenige, die ein Haus machen. Die Leute leben abseits von ihren Besitzungen, um aller gesellschaftlichen Pflichten enthoben zu sein; werden Besuche gemacht, so lassen sich die Damen unter zehn Fällen neunmal verleugnen, und Einladungen ergehen fast nur noch zu Begräbnissen. Die meisten Extravaganzen gestatten sich wie vielfach auch bei uns die höheren Bürgerklassen; das eigentliche Volk dagegen lebt im höchsten Grade einfach und bescheiden. Ein Dutzend Flaschen Wein oder sonstige Vorräthe sollen nur selten im Keller einer portugiesischen Fidalgo zu finden sein, dagegen verwendet man reichliche Mittel auf die ganz in englisch-französischem Stil gehaltene Toilette. An den alten Reichthum erinnern nur wenig Dinge mehr, so beispielsweise die rohgearbeiteten, aber 20karätigen Goldwaaren, die Leichtigkeit, mit der alte Luxusmöbel von bemerkenswerther Schönheit zu erstehen sind, sowie ab und zu ein unzeitgemäßer, aber keineswegs anmaßender Stolz, der sich selbst bis auf die Dienstboten erstreckt. Daß die Köchinnen zur Begleitung nach dem Markte einen Gallego (Spanier aus Galicien) verlangen, der die eingekauften Sachen zu tragen hat, soll ein von jeder Hausfrau beklagter Uebelstand sein. Die hervorragendste Reminiscenz aus alter Zeit ist jedoch das Bettlerwesen, das ebensosehr und vielleicht noch mehr als in Spanien, Italien und dem Orient blüht. Was besonders auffällt, ist aber die vornehme Bettelei, von deren Getriebe man in Deutschland keine Ahnung hat. „Jesus," so sagt man, „bettelte, aber er arbeitete nicht", und diesem Grundsatze huldigend, erachtet es mancher höhere Beamte durchaus nicht für entwürdigend, nach einer längern Krankheit oder ähnlichen Unglücksfällen irgend welches Theater gegen eine gewisse Summe für eine Wohlthätigkeitsvorstellung zu pachten. Dann werden in den Zeitungen die Verdienste des Mannes erörtert; auf seine Kosten kommt er stets, meist bleibt auch noch etwas Erkleckliches übrig.

— Die rumänische Kammer hat kürzlich beschlossen, daß in den Jahren 1884, 1885 und 1886 Eisenbahnstrecken von zusammen ca. 600 km Länge erbaut werden sollen; und zwar lauter schmalspurige Sekundärbahnen mit Ausnahme der Linie Byrlat-Waslau in der Moldau. Die Kosten werden freilich auf 320 Millionen Mark berechnet; dafür wird aber Rumänien am Schlusse des Jahres 1886 ein Eisenbahnnetz von mehr als 2200 km Länge besitzen.

— Mit Unterstützung der Berliner Akademie der Wissenschaften werden die Professoren Bücking in Kiel und Lepsius in Darmstadt im nächsten Winter auf Grundlage der von preußischen Generalstabsofficieren hergestellten „Karten von Attika" (s. „Globus" XL, S. 175) eine geologische Aufnahme der Umgebung von Athen ausführen und dabei die geologisch wichtige und viel erörterte Streitfrage über die Entstehung der dortigen Marmorlager womöglich endgiltig zur Entscheidung zu bringen suchen.

— Am Kanale durch den Isthmus von Korinth ist bis jetzt eine Viertel Million Kubikmeter Erdreich abgetragen und dort, wo an der Kanaleinfahrt Molen und Dämme zu errichten sind, ins Meer geschüttet worden. Die Arbeit geht mittels Schächten und zwei unterirdisch kommunicirenden Galerien, die in einer Entfernung von 4,5 m von der Axe des Kanals laufen, vor sich. Zu gleicher Zeit werden 40 massive Gebäude und eine Eisenbahn zur Wegschaffung der ausgegrabenen Erde ꝛc. erbaut.

Asien.

— In einer der letzten Sitzungen der Gesellschaft zur Unterstützung des Russischen Handels im vergangenen Jahre theilt M. K. Sidorow einiges über die Arbeiten zur Vereinigung des Jenissei- mit dem Ob-Gebiete mit, wozu die russische Regierung die Summe von 8 Millionen Rubel angewiesen hatte. Im Voranschag des Reichsbudget für die Jahre 1883 und 1884 sind bereits 300 000 Rubel alljährlich bestimmt, um etwas auszuführen, was der Berichterstatter für durchaus überflüssig erachtet mit Rücksicht auf die Existenz eines natürlichen Kanals, nämlich des Karischen Meeres. Eine gut ausgeführte Untersuchung dieses Wasserweges und einige meteorologische Stationen erfordern viel geringere Unkosten und das, was nur mit Hilfe von Millionen erreicht werden sollte, könnte zum großen Vortheil der Schiffahrt auf bequemere Weise erlangt werden, weil der Seeweg vom Jenissei in den Ob wohl länger, aber günstiger ist, insofern als derselbe nicht vom Stand des Wassers abhängt; denn dieser Umstand macht nicht selten alle Kunstkanäle zu Schanden. (Vergl. oben S. 96.)

— In der Sitzung der Naturforscher-Gesellschaft zu St. Petersburg am 14. (26.) November 1882 berichtete A. N. Beketew, der Minister Graf Woronzow-Daschkew habe im Frühling dieses Jahres den Wunsch zu erkennen gegeben, daß einer zu besonderen Zwecken in den Altai geschickten Kommission von Seiten der Gesellschaft einige Gelehrte sich zugesellen möchten, um das Gebirge in naturhistorischer Hinsicht zu untersuchen. Die Gesellschaft sandte die Herren Polenew, Sokolew, Nikolskij und Krasnew ab, welche unlängst von ihrer Exkursion mit reichen geologischen,

botanischen, mineralogischen und zoologischen Sammlungen heimgekehrt sind. Am 13. Juli traf die Expedition in Tomsk ein, um sofort nach Barnaul sich zu begeben. Der Weg dahin ist abscheulich. Von Barnaul nach Bijsk führt der Weg durch die Steppe. Bei Bijsk sieht man bereits die Vorberge des Altai. Von Bijsk aus begab sich die Expedition weiter in der Richtung nach Dugudai und Ulmen. Der Steppencharakter des Weges hört am Fuße des sich plötzlich erhebenden Gebirges auf. Nachdem die Expedition 300 Werst durch den nördlichen Altai zurückgelegt, erreichte sie Ust-Kansk und wandte sich dann in das Thal Obai, welches schon zum centralen Altai gerechnet wird. Die Station Krasnojarsk, welche berührt wurde, liegt in einer der schönsten Gegenden des Altai; vor fünf Jahren war die Gegend hier nicht gefahrlos, weil noch kein Weg existirte; jetzt sind durch die hier angesiedelten Bauern solche angelegt worden, welche an die Straßen in Finnland erinnern. Am 10. Juli traf die Expedition in Ober-Ulmen ein, von wo aus verschiedene Exkursionen gemacht wurden, und am 25. August kehrte man nach Barnaul zurück.

— Eine zu Anfang dieses Jahres in Meschhed (Persien) eingetroffener Turkmene aus Merw berichtete, daß eine Abtheilung russischer Truppen im vergangenen Herbste damit beschäftigt gewesen sei, den Tedschend nach Merw hin abzuleiten (s. die Karte oben S. 103), schließlich aber abgezogen sei, weil der niedrige Wasserstand ihren Arbeiten hinderlich war. Dieselben sollen im kommenden Frühjahre, wenn der Fluß mehr Wasser enthält, wieder aufgenommen werden.

— Die indische Volkszählung vom 17. Februar 1881 ergab für die Nordwest-Provinzen und Oude (Audh) 44 852 736 Bewohner, nämlich in den Nordwest-Provinzen 32 699 436, in Oude 11 407 625 und in den Vasallenstaaten Rampur und Garhwal zusammen 745 675. Es hat sich ergeben, daß die Tschamars, die unterste Kaste, an Zahl die Brahminen um nicht weniger als 7 000 000 Seelen übertreffen. In jenen Provinzen fanden sich 1100 Schauspieler, 3000 Balladensänger, 146 Zauberärzte, 33 Spieler, 97 Schlangenbeschwörer, 50 Zündhölzchen-Fabrikanten, 4 Dichter, 10 000 Sänger und Tänzer, 4 Geschichtenerzähler und 7 Diebe. Ackerbauer zählte man 7½ Millionen, Grundbesitzer 10 000 und Gelddarleiher fast 40 000.

— Zu Ehren des trefflichen Schiffslieutenants Francis Garnier, des China-Reisenden und Eroberers von Hanoi in Tongking, ist in Saigon (Frz. Cochinchina) eine Subskription eröffnet worden, um eine Büste des Verstorbenen zu errichten und den Sockel mit Darstellungen aus seinem ruhmvollen, aber für ihn unglücklichen Kriegszuge in Tongking (vergl. „Globus" XXXIII, S. 114 ff.) zu schmücken.

Afrika.

— Oberst Warren, der mit der Bestrafung der Mörder von Prof. Palmer und Hauptmann Gill (s. „Globus" XLII, S. 335) beauftragt ist, berichtet am 21. Januar von Wadi Sudr auf der Sinaihalbinsel, das man außer anderen Gegenständen meilenweit über die Wüste verstreut Theile der Tagebücher jener Unglücklichen gefunden habe. An der Mordstelle wurde ein Trauergottesdienst gehalten und in der Nähe auf einem weithin sichtbaren Hügel ein 15 Fuß hoher, mit einem Holzkreuze gekrönter Steinhaufen errichtet.

— Nach den letzten Nachrichten von unserer ostafrikanischen Station Gonda (in Ugunda südwestlich von Tabora; vergl. „Globus" XLII, S. 286) sind deren Tage gezählt. Die Reisenden Dr. Böhm, Dr. Kaiser und Reichard haben erkannt, daß eine Station so nahe bei Tabora gar nicht im Interesse der internationalen Gesellschaft liegt, und daß der Ort besonders in der Regenzeit ungesund ist; für geographische Ergebnisse ist bei der Einförmigkeit der Umgebung dort kein günstiges Feld und auch behufs naturwissenschaftlicher Sammlungen und Beobachtungen ist ein Ortswechsel durchaus erwünscht. Da nun Herr Reichard schon seit längerer Zeit einen Zug auf eigene Kosten behufs Einkauf von Elfenbein in das Innere jenseits des Tanganika vor hatte, so beschlossen Dr. Böhm und Dr. Kaiser, sich demselben anzuschließen und nach dem Moëro-See (9° s. Br.) am obern Kongo vorzudringen. Bisher wurde derselbe nur von Gamitto und Livingstone besucht und ist naturhistorisch eine vollständige terra incognita. Auch eine spätere Reise nach der Westküste, also eine Durchkreuzung von ganz Afrika, ist ins Auge gefaßt. Leider erfuhr dieser Plan einen unvermeidlichen Aufschub durch ein Schadenfeuer, welches am 16. August 1882 die Jagdhütte „Waidmannsheil" ergriff und große Mengen von Munition, leider aber auch das Archiv der Station, die Tagebücher, Excerpte, gedruckten Bücher ꝛc. des Dr. Böhm vernichtete und dadurch dessen weitere zoologische Arbeiten stark beeinträchtigte. Trotzdem ließen die Reisenden den Muth nicht sinken und halten an ihrem Projekte fest, das freilich erst nach Neubeschaffung der Ausrüstung ausgeführt werden kann. Dr. Kaiser hatte am 1. September eine Reise nach Ufipa (Landschaft im Südwesten von Ugunda, am Ostufer des Tanganika-Sees) angetreten, war jedoch schon nach wenigen Tagereisen durch einen Fieberanfall in einem Grenzorte von Ugunda festgehalten worden.

Nordamerika.

— Ende Januar ist in New-York die erste Nummer eines photolithographirten und von Chinesen redigirten Wochenblattes in chinesischer Schrift „The Chinese American" betitelt, erschienen. Es wurden davon 8000 Exemplare unter der chinesischen Bevölkerung abgesetzt.

— Im Herzen von Texas, etwas nördlich von der Hauptstadt Austin, wo sich die beiden Bahnen Gulf-Colorado-Santa Fe und Texas-St. Louis schneiden, sollte, wie eines Tages im September 1881 beschlossen wurde, eine neue Stadt Mc Gregor gegründet werden. Die Nachricht davon verbreitete sich, und am nächsten Morgen wurde der Stadtplan mit Straßen, Squares u. s. w. ausgesteckt und die einzelnen Bauplätze bei dem ersten Termin, jede 1½ Minuten durchschnittlich einer und im Ganzen ihrer 442, welche zusammen 300 Acres groß waren, losgeschlagen. Dann ging man sofort an die Gründung zweier weiteren Städte, die eine zwei, die andere drei Miles von Mc Gregor entfernt. Alsbald rollten auf Räder gesetzte Baracken eilig über die Prärie nach Mc Gregor heran, und am zweiten Tage befanden sich bereits 12 Häuser in Bau, während deren Besitzer unter Zelten kampirten. Als zwei Monate verstrichen waren, zählte der Ort 170 Häuser mit 500 Bewohnern; im nächsten Monate kamen weitere 13 Häuser hinzu und es erschien eine Wochenschrift, der „Plaindealer". Die Zukunft der Stadt soll vielversprechend sein; im letzten Sommer versandte sie schon 15 000 Ballen auf den Eisenbahnen. (Mail.)

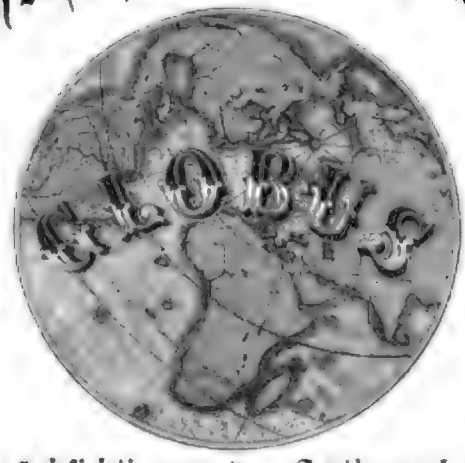
— In Nicaragua ist am 23. Oktober 1882 die Eisenbahn, welche Leon mit der Stadt Chinandega und dem Hafen Corinto am Stillen Oceane verbindet, für den Frachtverkehr eröffnet worden.

Inhalt: Gallieni's Erforschungs-Expedition nach dem obern Niger I. (Mit fünf Abbildungen.) — P. M. Lessar: Von Aschabad nach Ghurian und Meschhed III. (Schluß.) — Richard Andree: Der Ruhetag. — Nekrologe. — Kürzere Mittheilungen: Die Sterblichkeit unter dem europäischen Theil der Armee in Holländisch Indien. — Die Deutschen in Südbrasilien. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion 10. Februar 1883.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLIII. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1883.

Gallieni's Erforschungs-Expedition nach dem obern Niger.

(Nach dem Französischen des Kommandanten Gallieni.)

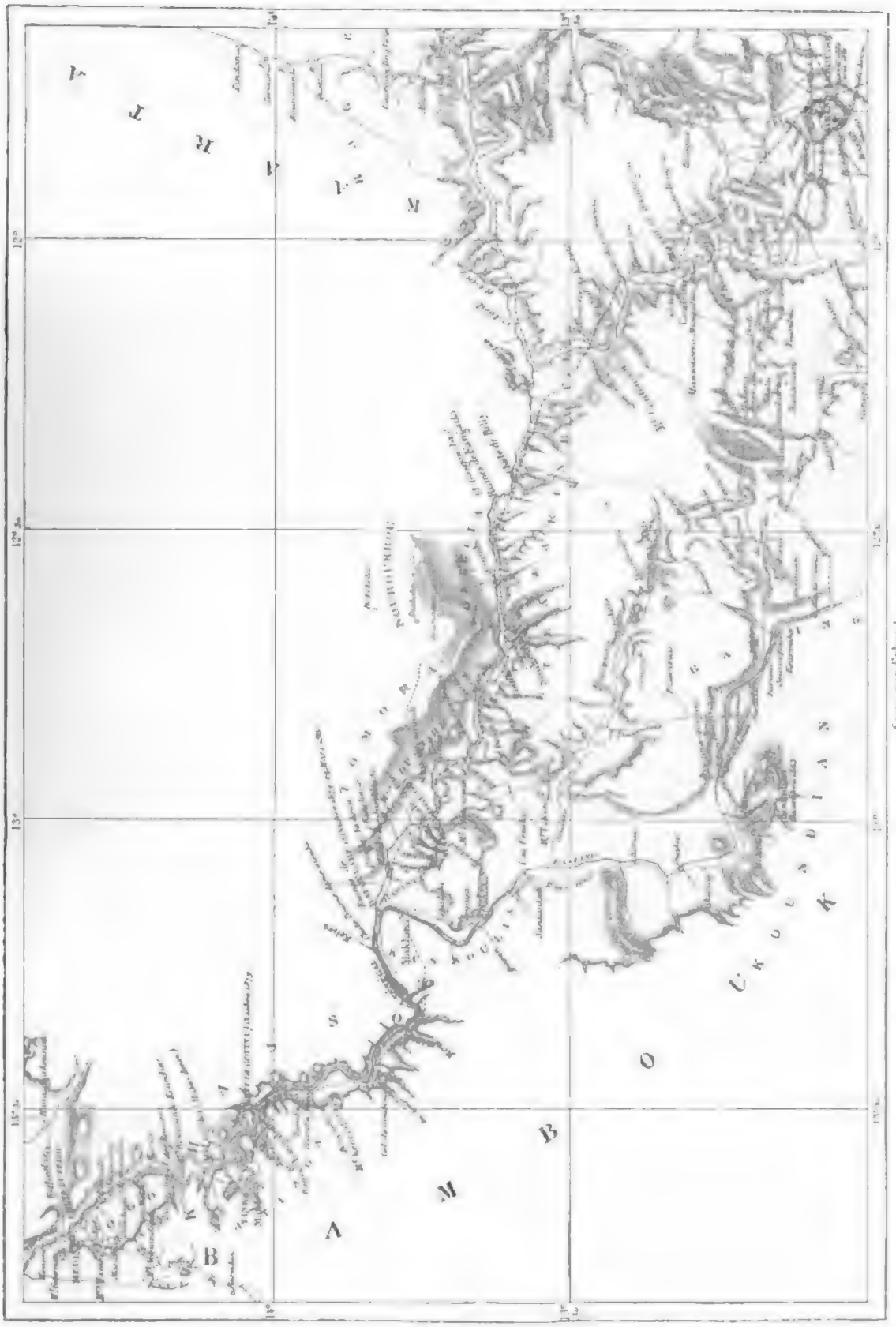
II.

Nach dem Ueberschreiten des Faleme war die Marschregel folgende: Vallière und Tautain brachen vorweg auf und suchten einen günstigen Lagerplatz aus; der Zug setzte sich in vorgeschriebener Ordnung in Bewegung; Gallieni und Piétri ritten auf Arabern hinten nach und dann allmählich an den einzelnen Sektionen vorbei, bis sie im Bivuak wieder mit ihren Kameraden zusammentrafen. Auf diese Weise wurde das Terrain durch den Vortrab rekognoscirt und die Treiber beim Aufbruch und während des Marsches überwacht. So wurden die Etappen Segala, Sebeku und Gore erreicht. Alle diese Dörfer sind sich gleich: sie sind am Flußufer gebaut und von einer Erdmauer (Tata in der Landessprache) umgeben. Zwischen den dicht aneinander gedrängten Hütten befindet sich nur eine enge und gewundene Gasse, durch die ein Reiter meist Mühe hat sich hindurchzuarbeiten. Die Hütten der Sarrakolets bestehen aus einer runden Mauer von Stampferde, die etwas niedriger ist als ein Mann, und auf welcher ein spitzes Strohdach ruht. Festgestampfte Erde bildet den Fußboden der Behausung; diese hat nur eine Oeffnung, wodurch eine, besonders bei brennendem Feuer geradezu unerträgliche Hitze entsteht. Ein Familienhaupt besitzt gewöhnlich mehrere Hütten, eine für sich, von den anderen je eine für seine verschiedenen Frauen. Alle diese Hütten sind von einem Erdwalle eingeschlossen und in jede führt eine Vorhalle, eine Art Hütte mit zwei Thüren.

Die Gegend, durch welche die Reisenden zogen, bot nichts Merkwürdiges. Ab und zu ein Marigot, ein Wald oder Gesträuch und, in der Nähe von Dörfern, Hirsefelder, welche die Eingeborenen Lugans nennen.

Am Morgen des 11. März schlugen sie ihr Zelt in Gore auf, einem wichtigen Mittelpunkte derjenigen Bambaras, die dem Schwerte Amadu's bei seinem letzten Zuge nach Kaarta im Jahre 1874 entgangen waren. Ihr Häuptling Dama gehört zur Familie der Massassis, die vor 30 Jahren ganz Kaarta beherrschten. Er selbst hatte sich, nach langem Kampfe gegen die Toucouleurs, in dem Dorfe Gemonkura verschanzt und war von hier durch den König von Segu erst nach einer langen, im Lande berühmt gewordenen Belagerung vertrieben worden; darauf hatte er sich auf Gebiet geflüchtet, welches unter französischem Schutz steht und dort, mit den ihm gebliebenen Kriegern, das Dorf Gore gegründet und sofort mit größter Sorgfalt befestigt. Dama ist ein kleiner Greis mit weißem Bart und energischem Gesicht, der sich unter allen Senegal-Häuptlingen sicher des besten Gehorsams erfreut. Sein Name ist im ganzen West-Sudan bekannt und besonders bei den Feinden Amadu's populär. Ein Freudenlächeln erglänzte auf seinem Gesichte, als Gallieni ihm von der Absicht des Gouverneurs sprach, sich fortan auf die Bambaras und Malinkes zu stützen, um den Einfluß der Mohammedaner zu zerstören. Von ihm erhielt man auch Nachricht über Dr. Bayol, der, zur Anwerbung von Eseltreibern auf einige Tage vorausgeschickt, in Gore schwer erkrankt war und beinahe einem heftigen Fieberanfalle zum Opfer gefallen wäre, hätte ihn nicht die hingebende Sorgfalt des Lieutenants

Bd. 1 – Bd. 1187 (bis alte Nutz. Nr. 1) = Nutz. Nr. 1 – Nutz. Nr



Gravé par Erhard

Gallieni's Marsch von Medina bis zum Massive von Kita. (Maßstab ca. 1 : 1 000 000.)

Digitized by Google

aus der Kapelle, Gebetbuch, Rosenkranz und Kreuz. Die Kleidung ist ein schwarzes Kleid, ein weißer Kragen und eine weiße Haube, die das Gesicht einrahmt. Die Nonnen sind meist Töchter aus guten Familien, die sich dem Orden aus Neigung widmen. Sie haben ihre Ausbildung in einer Schule des Ordens erhalten und sind dann in ein Noviziat eingetreten, das sie nach einem Jahre mit dem Gelübde der Armut, Keuschheit und Gehorsam verlassen. Sie können dann in ein Kloster eintreten, wo sie ihr Leben lang bleiben müssen, oder sie können in die Welt zurückkehren und sich einen Beruf wählen. Sie können auch Lehrerinnen werden und in Schulen des Ordens unterrichten. Sie können auch Krankenpflegerinnen werden und in Krankenhäusern des Ordens arbeiten. Sie können auch Missionarinnen werden und in Missionsstationen des Ordens arbeiten. Sie können auch Sozialarbeiterinnen werden und in Sozialeinrichtungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Künstlerinnen werden und in Künstlerateliers des Ordens arbeiten. Sie können auch Schriftstellerinnen werden und in Verlagen des Ordens arbeiten. Sie können auch Musikerinnen werden und in Musikschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Tänzerinnen werden und in Tanzschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Schauspielerinnen werden und in Theatern des Ordens arbeiten. Sie können auch Filmschauspielerinnen werden und in Filmstudios des Ordens arbeiten. Sie können auch Fotografinnen werden und in Fotostudios des Ordens arbeiten. Sie können auch Modedesignerinnen werden und in Modeateliers des Ordens arbeiten. Sie können auch Innenarchitektinnen werden und in Innenarchitekturbüros des Ordens arbeiten. Sie können auch Landschaftsarchitektinnen werden und in Landschaftsarchitekturbüros des Ordens arbeiten. Sie können auch Stadtplanerinnen werden und in Stadtplanungsbüros des Ordens arbeiten. Sie können auch Verkehrsplanerinnen werden und in Verkehrsplanungsbüros des Ordens arbeiten. Sie können auch Umweltschutzbeauftragte werden und in Umweltschutzabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Qualitätsmanagerinnen werden und in Qualitätsmanagementabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Controllerinnen werden und in Controllingabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Buchhalterinnen werden und in Buchhaltungsabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Sekretärinnen werden und in Sekretariaten des Ordens arbeiten. Sie können auch Empfangsdamen werden und in Empfangsbereichen des Ordens arbeiten. Sie können auch Telefonistinnen werden und in Telefonzentralen des Ordens arbeiten. Sie können auch Hausmeisterinnen werden und in Hausmeisterwohnungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Gärtnerinnen werden und in Gärten des Ordens arbeiten. Sie können auch Köchinnen werden und in Küchen des Ordens arbeiten. Sie können auch Kellnerinnen werden und in Speisesälen des Ordens arbeiten. Sie können auch Barkeeperinnen werden und in Bars des Ordens arbeiten. Sie können auch Hotelfachfrauen werden und in Hotels des Ordens arbeiten. Sie können auch Reiseleiterinnen werden und in Reisebüros des Ordens arbeiten. Sie können auch Flugbegleiterinnen werden und in Fluggesellschaften des Ordens arbeiten. Sie können auch Lokführerinnen werden und in Eisenbahnen des Ordens arbeiten. Sie können auch Busfahrerinnen werden und in Busunternehmen des Ordens arbeiten. Sie können auch Taxifahrerinnen werden und in Taxiunternehmen des Ordens arbeiten. Sie können auch Lastwagenfahrerinnen werden und in Speditionen des Ordens arbeiten. Sie können auch Schiffsführerinnen werden und in Schifffahrtsgesellschaften des Ordens arbeiten. Sie können auch Hafenarbeiterinnen werden und in Häfen des Ordens arbeiten. Sie können auch Lagerarbeiterinnen werden und in Lagerhäusern des Ordens arbeiten. Sie können auch Kommissionierinnen werden und in Kommissionierabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Versandfachfrauen werden und in Versandabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Einkäuferinnen werden und in Einkaufsabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Verkäuferinnen werden und in Verkaufsstellen des Ordens arbeiten. Sie können auch Kassiererinnen werden und in Kassenbereichen des Ordens arbeiten. Sie können auch Regalauffüllerinnen werden und in Verkaufsräumen des Ordens arbeiten. Sie können auch Dekorateurinnen werden und in Schaufensterabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Werbefachfrauen werden und in Werbeabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Marketingfachfrauen werden und in Marketingabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Public-Relations-Fachfrauen werden und in Public-Relations-Abteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Journalistinnen werden und in Redaktionen des Ordens arbeiten. Sie können auch Lektorinnen werden und in Verlagen des Ordens arbeiten. Sie können auch Übersetzerinnen werden und in Übersetzungsbüros des Ordens arbeiten. Sie können auch Dolmetscherinnen werden und in Konferenzabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Bibliothekarinnen werden und in Bibliotheken des Ordens arbeiten. Sie können auch Archivarinnen werden und in Archiven des Ordens arbeiten. Sie können auch Museumsfachfrauen werden und in Museen des Ordens arbeiten. Sie können auch Restauratorinnen werden und in Restaurierungswerkstätten des Ordens arbeiten. Sie können auch Konservatorinnen werden und in Konservierungswerkstätten des Ordens arbeiten. Sie können auch Präparatorinnen werden und in Präparationswerkstätten des Ordens arbeiten. Sie können auch Tierpflegerinnen werden und in Tierhaltungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Laborantinnen werden und in Laboratorien des Ordens arbeiten. Sie können auch Chemikantinnen werden und in Chemiebetrieben des Ordens arbeiten. Sie können auch Biologielaborantinnen werden und in Biologielaboratorien des Ordens arbeiten. Sie können auch Physiklaborantinnen werden und in Physiklaboratorien des Ordens arbeiten. Sie können auch Mathematikerinnen werden und in Mathematikabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Informatikerinnen werden und in Informatikabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Programmiererinnen werden und in Softwareentwicklungsabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Systemadministratorinnen werden und in Rechenzentren des Ordens arbeiten. Sie können auch Netzwerkadministratorinnen werden und in Netzwerkabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Datenbankadministratorinnen werden und in Datenbankabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Webmasterinnen werden und in Webabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Grafikerinnen werden und in Grafikabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Illustratorinnen werden und in Illustrationsabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Fotografinnen werden und in Fotostudios des Ordens arbeiten. Sie können auch Filmemacherinnen werden und in Filmstudios des Ordens arbeiten. Sie können auch Tonmeisterinnen werden und in Tonstudios des Ordens arbeiten. Sie können auch Lichttechnikerinnen werden und in Lichttechnikabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Bühnenbildnerinnen werden und in Bühnenbildabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Kostümbildnerinnen werden und in Kostümbildabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Maskenbildnerinnen werden und in Maskenbildabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Requisiteurinnen werden und in Requisitenabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Inspizientinnen werden und in Inspizientenabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Regieassistentinnen werden und in Regieabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Regisseurinnen werden und in Theatern des Ordens arbeiten. Sie können auch Schauspielerinnen werden und in Theatern des Ordens arbeiten. Sie können auch Sängerinnen werden und in Opernhäusern des Ordens arbeiten. Sie können auch Tänzerinnen werden und in Ballettensembles des Ordens arbeiten. Sie können auch Choreografinnen werden und in Choreografieabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Musikerinnen werden und in Orchestern des Ordens arbeiten. Sie können auch Dirigentinnen werden und in Orchestern des Ordens arbeiten. Sie können auch Komponistinnen werden und in Kompositionsabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Arrangeurinnen werden und in Arrangementabteilungen des Ordens arbeiten. Sie können auch Musikpädagoginnen werden und in Musikschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Gesangspädagoginnen werden und in Gesangsschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Instrumentalpädagoginnen werden und in Instrumentalschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Tanzpädagoginnen werden und in Tanzschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Schauspielpädagoginnen werden und in Schauspielschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Regiepädagoginnen werden und in Regieschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Kunstpädagoginnen werden und in Kunstschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Designpädagoginnen werden und in Designschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Architekturpädagoginnen werden und in Architekturschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Ingenieurpädagoginnen werden und in Ingenieurschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Naturwissenschaftspädagoginnen werden und in Naturwissenschaftsschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Mathematikpädagoginnen werden und in Mathematikschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Informatikpädagoginnen werden und in Informatikschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Sprachpädagoginnen werden und in Sprachschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Geschichtspädagoginnen werden und in Geschichtsschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Religionspädagoginnen werden und in Religionsschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Philosophiepädagoginnen werden und in Philosophieschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Theologiepädagoginnen werden und in Theologieschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Missionspädagoginnen werden und in Missionsschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Sozialpädagoginnen werden und in Sozialschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Heilpädagoginnen werden und in Heilschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Sonderpädagoginnen werden und in Sonderschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Grundschulpädagoginnen werden und in Grundschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Hauptschulpädagoginnen werden und in Hauptschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Realschulpädagoginnen werden und in Realschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Gymnasialpädagoginnen werden und in Gymnasien des Ordens arbeiten. Sie können auch Berufsschulpädagoginnen werden und in Berufsschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Fachschulpädagoginnen werden und in Fachschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Hochschulpädagoginnen werden und in Hochschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Universitätspädagoginnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Professorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Dozentinnen werden und in Hochschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Lehrbeauftragte werden und in Hochschulen des Ordens arbeiten. Sie können auch Assistentinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Tutorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Mentorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Coachinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Supervisorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Evaluatorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Qualitätsbeauftragte werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Studienberaterinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Prüferinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Gutachterinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Forscherinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Wissenschaftlerinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Doktorandinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Habilitandinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Privatdozentinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch außerplanmäßige Professorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Honorarprofessorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Gastprofessorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Vertretungsprofessorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Juniorprofessorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Seniorprofessorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Emeritierte Professorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenprofessorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrendoktorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenbürgerinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenmitglieder werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenpräsidentinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenrektorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenkanzlerinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenvizepräsidentinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenvizerektorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenvizekanzlerinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenprorektorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenprokanzlerinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenprovizepräsidentinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenprovizerektorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenprovizekanzlerinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenassistentinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrentutorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenmentorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrencoachinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrensupervisorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenevaluatorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenqualitätsbeauftragte werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenstudienberaterinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenprüferinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrengutachterinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenforscherinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenwissenschaftlerinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrendoktorandinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenhabilitandinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenprivatdozentinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenaußerplanmäßige Professorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenhonorarprofessorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrengastprofessorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenvertretungsprofessorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenjuniorprofessorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenseniorprofessorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenemeritierte Professorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenprofessorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrendoktorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenbürgerinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenmitglieder werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenpräsidentinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenrektorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenkanzlerinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenvizepräsidentinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenvizerektorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenvizekanzlerinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenprorektorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenprokanzlerinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenprovizepräsidentinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenprovizerektorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenprovizekanzlerinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenassistentinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrentutorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenmentorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrencoachinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrensupervisorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenevaluatorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenqualitätsbeauftragte werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenstudienberaterinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenprüferinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrengutachterinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenforscherinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenwissenschaftlerinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrendoktorandinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenhabilitandinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenprivatdozentinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenaußerplanmäßige Professorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenhonorarprofessorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrengastprofessorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenvertretungsprofessorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenjuniorprofessorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenseniorprofessorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten. Sie können auch Ehrenehrenemeritierte Professorinnen werden und in Universitäten des Ordens arbeiten.

Marie Ursula. Nach der Photographie.

Ancient Mississippian Depictions, and Jaw and a Half

Bei der Ankunft Speke's und Grant's in Uganda, Ende 1862, war Mtesa, der Sohn Suna's, bereits König. Er hatte seinen Vater, der ihn bis dahin in Unmündigkeit gehalten hatte, ermordet und sich auf den Thron geschwungen. Mtesa war ein Mann von ungewöhnlicher Begabung, ein Despot, wie er im Buche steht, grausam, aber auch gerecht, wenn es ihm gefiel, und ein Freund der Europäer, die er mit Vorliebe um sich hatte. Er starb 1884 und hinterließ seinem Sohne Mwanga ein großes Reich und eine Hauptstadt, die 70 000 Einwohner zählte.

Abdel Kerim und Kamrasi auf dem Thron

Abdel Kerim, der Sohn Ismail Ajub's, war 1871 in Fatiko, der Residenz Kamrasi's, Nachfolger Gordon's geworden. Er hatte sich mit Kamrasi, dem Sohne Rumaliza's, befreundet und ihn auf den Thron gesetzt. Kamrasi war ein Mann von ungewöhnlicher Größe und Stärke, ein Despot, wie er im Buche steht, grausam, aber auch gerecht, wenn es ihm gefiel, und ein Freund der Europäer, die er mit Vorliebe um sich hatte. Er starb 1884 und hinterließ seinem Sohne Mwanga ein großes Reich und eine Hauptstadt, die 70 000 Einwohner zählte.

Paul Holl, eines intelligenten und äußerst energischen Mannes, zurückgelassen. Aber El Hadsch ließ nicht auf sich warten. Während 97 Tagen belagerten 20 000 fanatisirte Toucouleurs diese Handvoll Leute. Am 18. Juli 1856 waren die Lebensmittel erschöpft, und eine beträchtliche Menge durch Krankheit und Hunger gestorben, und schon war der Kommandant im Begriff, das Fort mit den letzten übrig gebliebenen Kartuschen in die Luft zu sprengen, da ertönten vom Fluß her, abwärts von der für die Dampfavisos so gefährlichen Passage der Kipps, Salven: Faidherbe hatte, dem niedrigen Wasserstande zum Trotz, mit einem Dampfer 600 Kämpfer hergebracht; in einem Augenblick sind diese an Land, drängen mit Hilfe der beiden Haubitzen des Dampfers die Toucouleurs zurück und schlagen sich bis zum Fort, aus dem Paul Holl mit seinen Leuten ihnen entgegenkam und die Feinde aus dem Hinterhalte jagte.

Der alte Sambala, der seitdem ein treuer Verbündeter der Franzosen geblieben, war vor einigen Monaten, über 100 Jahre alt, gestorben, und die Regierung war, wie in jenen Gegenden üblich, auf seinen Bruder Machasse Sambala übergegangen. Chasso bildete ehemals einen zusammengehörigen und mächtigen Staat, der über beide Ufer des Senegal reichte und von den Pöls den Bambuk-Malinkes abgewonnen war. Durch die Kriege mit den Kaarta Bambaras und El Hadsch Omar's Toucouleurs hat es heute jede Einheit verloren und ist in drei voneinander unabhängige Provinzen zerfallen: das eigentliche Chasso, Logo und Natiaga.

Da man sich in Medina mehrere Tage aufhalten mußte, um der Mission ihre definitive Organisation zu geben, mußte man eine Lagerstelle in der Nachbarschaft des Forts suchen. Nun waren aber in dieser Jahreszeit die Umgebungen von Medina trocken und ohne gute Weiden, Quellen und Bäche versiegt, und nur der Senegal im Stande, einer so großen Truppe das nöthige Wasser zu liefern; die Schwierigkeit war groß, aber schließlich wählte Vallière im Süden des Dorfes eine geräumige, fast horizontale Stelle, die von zwei oder drei großen Bäumen beschattet und von einem Kreise von Affen und Hyänen bewohnter Felsen umgeben war. Zwar strahlte die Hitze von den nackten Felsen wieder, zwar war der Fluß etwas weit, aber nirgend sonst fand man einen für die eigenthümlichen Zwecke des Zuges geeigneteren Ort. Die Tage bis zum 22. gingen in großer Thätigkeit und Unruhe hin. Handelsschiffe hatten gegen Ende December eine große Anzahl Gepäckstücke für die Expedition nach Medina transportirt; diese mußten auf die Esel vertheilt werden und erforderten die Einrichtung einer fünften Zugabtheilung, zu deren Führer der frühere Dolmetsch Mamadu Kumba ernannt wurde. Dieser Mensch, den Dr. Bayol, in Rücksicht auf seine Intelligenz und Kenntniß der Sudan-Sprachen in seinen persönlichen Dienst genommen, war wegen Diebstahls von seinem Amte entlassen worden; dennoch glaubte Gallieni ihm das Kommando über eine wichtige Gruppe des Trains anvertrauen zu dürfen, um ihm so Gelegenheit zu geben, sich durch Eifer und Ergebenheit wieder etwas Achtung zu gewinnen.

Um nun aber den Train nicht übermäßig anschwellen zu lassen und doch so weit wie möglich die Subsistenz der Menschen und Thiere sicher zu stellen, beschloß Gallieni auf dem weitern Wege nach Bafulabe und dem Bachoi zu Lebensmittel in Etappen aufstapeln zu lassen. Von Medina bis Bafulabe steigt das Senegalthal auf eine Länge von circa 130 km um fast 100 m. Der Flußlauf folgt dieser Steigung und zeigt so auf einander folgende Gerinne von außerordentlich verschiedener Ausdehnung, deren Wasser, durch mehr oder weniger hohe natürliche Dämme zurückgehalten, in der trockenen Jahreszeit bei oft beträchtlicher Tiefe nur einen schwachen Strom hat. Dies Verhältniß hält das Wasser in den oberen Gegenden zurück, und man ist sehr erstaunt, wenn man nach Bafulabe kommt, einen viel breitern und tiefern Fluß als in Medina zu finden. Auf den ersten Blick scheint es demnach, als ob die Schiffahrt über diese letztere Niederlassung hinaus fortgesetzt werden und ganz allein zum Transport von Lebensmitteln und Materialien dienen könnte; bald aber leuchtet ein, daß dem nicht so ist. Die natürlichen Dämme befinden sich durchaus nicht in regelmäßigen Zwischenräumen, sondern häufen sich an gewissen Stellen an und bilden so Strecken von mehreren Kilometern Länge, die für die Schiffahrt absolut unbrauchbar sind. Man kann sagen, daß der Fluß in jeder Jahreszeit vom Felu bis Dingira und selbst bis Bukaria benutzt werden muß; jenseits dieses Punktes hört der Verkehr zu Wasser auf, denn bei Bafulabe sind nicht weniger als 16 Dämme, darunter einige wahre Fälle von 3 bis 5 m Höhe, ohne die über 15 m hohen Katarakte von Guina zu rechnen. Der Tirailleur-Korporal Bánis, ein herkulischer und, wenn nüchtern, höchst intelligenter, energischer, entschlossener und findiger Mensch, erhielt demnach den Befehl, mit Pirogen vorauszufahren und an jeder Etappe die nöthigen Lebensmittel niederzulegen; in Bukaria sollte er große, für die Expedition bestimmte Vorräthe vorfinden und diese bis Bafulabe ebenso, nur zu Lande vertheilen.

Der Aufenthalt in Medina, unter Leuten, die die Mission zu Amadu nicht alle mit günstigen Augen ansahen, mußte auf die Dauer verderblich auf das Personal des Trains wirken. Die Toucouleurs hatten in gewohnter Unbeständigkeit nicht mehr denselben Eifer für die Reise wie in den ersten Tagen und fanden ihre Mühen zu gering bezahlt. Eine förmliche Verschwörung brach aus und die Unzufriedenen, unter zwei, drei Anführern, drohten Gallieni zu verlassen, wenn er ihnen nicht höhern Lohn bezahlte, als ursprünglich in Bakel verabredet war. Ihre Hitze kühlte sich allerdings an seinem entschiedenen Auftreten etwas ab, doch ließ er sich auf Unterhandlungen ein um nicht etwa, wie es den meisten Afrikareisenden gegangen, im Augenblick der Abreise von seinen Leuten in Stich gelassen zu werden und so einen höchst fatalen Aufenthalt zu haben.

Am 21. waren alle Geschäfte beendet und die kranken und schwachen Esel waren gegen stärkere Thiere umgetauscht, neue einheimische Pferde angekauft und endlich noch eine Rinderherde erworben worden, um unterwegs mit frischem Fleisch versehen zu sein. Der Aufbruch wurde also für den nächsten Tag festgesetzt und, wie in Bakel, vereinigten sich die Officiere der Garnison mit den Reisenden zu einem Abschiedsdiner. Am Abend, als Gallieni ins Lager zurückkehrte, erhielt er den Besuch zweier reicher Händler aus Medina, Usman Fall und Abdulaje Ba, die von der einheimischen Bevölkerung der umliegenden Dörfer abgeschickt waren, um ihm alles mögliche Glück für seine Expedition zu wünschen. Usman Fall war von drei reizenden kleinen Mädchen begleitet, die er von derselben wolofischen Frau hatte. „Guten Tag, Tubab" (so nennen die Neger in Senegambien die Weißen) sagten sie, „komm uns bald zurück und nimm dich vor den Verräthereien der Schwarzen im Innern in Acht!" Kumba, die Tochter Abdulaje Ba's, war ebenfalls ein hübsches Mädchen von circa 15 Jahren, die in Saint-Louis von einer Europäerin erzogen worden war. Alpha Sega, der 5 oder 6 Mal verheirathet war, benutzte die Gelegenheit, um zwei seiner Weiber vorzuführen, die eine eine Woloff, die andere eine Chassonke; der stolze Dolmetsch hatte seine Sache verstanden, und Fa-

tuma und Aissata trugen, nach Landessitte gekleidet und frisirt, an Armen, Hals und Ohren prachtvollen Goldschmuck, der nicht ohne eine gewisse Geschicklichkeit von Schmieden in Medina gearbeitet war.

Die Vorstellung schloß mit einer Serenade, die Tortillard — so haben die Soldaten und Matrosen den Sänger von Medina getauft — umgeben vom ganzen Personal der Expedition, vor Gallieni's Zelte veranstaltete. Er mischte dabei einheimische und französische Melodien untereinander, und es war höchst komisch, ihn die „Tochter der Mutter Angot“ oder die „Großherzogin“ in eigenthümlicher Verstümmelung singen und sich dazu auf seiner Guitarre begleiten zu hören. Einige Geldstücke bewirkten, daß er seine Produktion beendete und die Reisenden zur ersehnten Ruhe kommen ließ.

Schuller und Königstein.

Von Dr. F. W. Paul Lehmann.

Die Besichtigung der Stadt und ein Besuch der sie um fast 400 m überragenden „Zinne“ füllten, da mir der Himmel wie die Menschen ein freundliches Gesicht zeigten, den ersten Tag nach meiner Ankunft im schönen Kronstadt sehr lehrreich und angenehm aus. Der Weg zur Zinne führt zunächst längs der Promenade an der alten Seilerbastei vorüber und steigt dann in schönen Serpentinen an dem steilen, mit prächtigen Buchen bestandenen Abhange empor. Der Blick auf die Stadt und die Landschaft erinnert an die Panoramen, wie sie sich in Salzburg vor dem Besucher des Mönchsberges oder des Festungsthurmes entrollen. Enger und steiler ist das Thal in Kronstadt, aber es fehlt der breite Wasserstreifen der Salzach mit den Brücken. Unvermittelter noch als am Rande der Alpen sind hier die Gegensätze von Gebirg und Ebene aneinander gerückt; während aber dort zwischen saftgrünen Hügeln die Salzach hinauseilt in die am Horizont verschwimmende Ebene, zeigt sich hier die völlig horizontal erscheinende Fläche bald wieder umrahmt von Hügeln und Bergen. Doch genug der Vergleiche, obschon sie sich unschwer unter immer neuen Gesichtspunkten wiederholen ließen! Es hat jede Gegend ihre specifischen Schönheiten, die sich schwer gegen einander abschätzen und abwägen lassen, abgesehen von dem Einflusse, den das mit den Jahres- und Tageszeiten und dem Wechsel von Bewölkung und Beleuchtung wechselnde Kolorit der Landschaft, und auch die jeweilige Stimmung des Beschauers auf die Formulirung eines solchen ästhetischen Urtheils haben. Nach Südosten senkt sich der von SW nach NO gerichtete kurze Kamm der Zinne mit waldlosen Hängen in ein enges nach Nordosten gegen die Ebene gerichtetes Thal; waldlos sind auch die Abhänge, an denen man über die Trümmerstätte der alten Burg hinabsteigt zu der eng von den Berghängen umgrenzten gar freundlich aus den dichten Obstgärten hervorschauenden Oberstadt. Der Buchenwald über Kronstadt ist nicht bloß ein Schmuck, sondern auch ein Schutz, denn ohne ihn würde der von der steilen aus den Schichtenköpfen gebildeten Wand reichlich abbröckelnde Kalkschutt bald gegen die Stadt und in dieselbe vorrücken. Ueber dem Schützenhause zeigten sich einige auf das sorgfältigste kultivirte Halden; nur hier und da blickte noch der weiße eckige Kalkschutt zwischen Gras und jungen Fichten hervor. Es war das erste und neben einigen kleinen Parcellen an den mäßig hohen Steilhängen des obern Kronstädter Thales das einzige Versuchsfeld einer systematischen Aufforstung, das ich auf der Reise in Siebenbürgen beobachtete! Jetzt wird wahrscheinlich in größerm Maßstabe vorgegangen sein, wenn die ungarische Regierung und ihre neuen Organe ihre umgestaltenden forstwissenschaftlichen Pläne auch nur annähernd zur Ausführung bringen.

Für den Vormittag des 31. Juli war eine Besteigung der Schullerspitze in Aussicht genommen, auf der mich zwei Söhne eines Kronstädter Professors begleiten sollten. Die jungen Leute verschliefen die Zeit, so daß wir statt um vier Uhr erst um sechs aufbrachen und damit der siebenbürgischen Landesart ihr Recht einräumten. Uebrigens schritten meine jungen Kronstädter Begleiter, denen sich noch ein Grieche beigesellt hatte, frisch zu; bald ließen wir die Straßen oder Gassen der rumänischen Oberstadt hinter uns und eilten durchs enge Thal an italienischen Straßenarbeitern vorüber, bis wir auf steilem Pfade über einen waldigen Abhang hinaufstiegen zur Pojana, der großen Kronstädter Bergwiese. Eine Reihe von zwölf kleinen siebenbürgischen Pferden kam uns entgegen und kletterte — jedes mit zwei mächtigen Heubündeln beladen — ins Thal hinab. Sicher trugen die schmächtig und doch stark gebauten Thiere ihre Last den steinigen steilen Pfad hinunter. Als sie an mir vorüber waren, blickte ich mich um und sah nun nur eine Reihe von Heubündeln, die in eigenthümlich schaukelnder Bewegung abwärts eilten und hüpften. Ein Pferd war schlecht bepackt, die Heubündel hingen rechter Hand über und schleiften. Der rohe unverständige Führer oder Treiber hieb dafür so unvernünftig auf das Thier ein, daß ich mich lebhaft versucht fühlte, ihn mit meinem Alpenstocke bekannt zu machen.

Die Pojana, eine sanftwellige Bergwiese, welche sich allmählich gegen Süden neigt und ihre Quellwasser durch das Comornthal zum Weidenbache schickt, gewährt kein weite Umschau, da sie als hochgelegene Mulde in einer Breite von einem bis anderthalb Kilometer zwischen zwei Kalksteinhöhen liegt, von denen die westliche, der sogenannte „Hohe Rücken“, sich (ganz gegen die nur für die Burzenländer Ebene geltende Benennung!) wenig markirt, während gegen Ost und Südost die Lehnen zum Schuller hoch emporsteigen. Während der Nordrand der Pojana etwa 1000 m Meereshöhe hat, erhebt sich der Gipfel des Schuller oder Cristian mare zu 1804 m. Der Weg zu dem in der Luftlinie noch über 5 km entfernten Gipfel windet sich in sehr ungleichmäßiger Steigung durch dunkele Fichtenwälder und bietet weder besondere Schwierigkeiten noch nennenswerthe Abwechslungen. Eine freie Weidefläche von beträchtlicher Ausdehnung, an deren obern Rande viele feuchte Stellen waren, da Quelle an Quelle hervorsickerte, lag mitten im Fichtenwalde, ein zweiter freier Platz nicht fern der obern Grenze des Waldes. Nur einmal machten wir einen kleinen Abstecher vom Bergpfade, um in die „Wolfsschlucht“ zu blicken. Jähe Abstürze und Felszacken schauen nackt aus der sie umhüllenden Walddecke hervor; eng und steil und düster ist die Schlucht, ganz entsprechend dem Charakter eines aus

Kalkſtein aufgebauten Hochgebirges! Als der Fichtenwald lichter ward, ſahen wir vor uns die kahle Felſenſpitze des Schuller, welche aus dem bis 1750 m hinaufreichenden Fichtenmantel wenig hervorragt. Wir konnten nicht direkt auf den Gipfel losgehen, da ſich vor uns eine Schlucht einſenkte, die zum Quellgebiet des nach Unter-Tömös ſteil hinabführenden Valé Lambia gehörte; ſo machten wir eine Ausbiegung gegen Süden und ſtiegen dann von S.-W. aus allmählich zum Kulminationspunkte empor. Schichtenköpfe und abgewitterte Blöcke ſchauen aus dem Raſen hervor; Krummholz beſinne ich mich nicht geſehen zu haben. Gegen Nordweſten und Norden bot ſich nichts Neues, der Geſichtskreis war etwas weiter als der von der Zinne, aber nicht maleriſcher. Das Auge ſchweifte natürlich vornehmlich nach den bisher unbekannten Berglandſchaften. Ueberraſchend und feſſelnd war der Blick in den Tömöspaß, welcher zwiſchen dem 6½ km in ſeinen Gipfeln von einander entfernten Brüderpaar des Schuller und Piatra mare in einem 13 km langen Thale vom Rande der Ebene (656 m) hinaufführt zur Paßhöhe an der Landesgrenze (1051 m). Eine Thalſohle fehlt; neben dem Bache iſt kaum Raum für die beiden jetzt durch dieſes Gebirgsthor führenden Kunſtſtraßen, die Eiſenbahn und die Chauſſee, deren hellſchimmernder Kalkſtreifen ſich in dem großartigen Waldthal, in dem nur einzelne Häuschen von Ober- und Unter-Tömös ſtehen, am ſchärfſten markirt. Erſt gegen die Paßhöhe hin wird das Thal, in welches man von dem in der Horizontalprojektion noch nicht 3 km entfernten Gipfel mehr als 1000 m tief hinabblickt [1]), etwas breiter; die Chauſſee, welche bis auf eine kleine Strecke bei Unter-Tömös immer zwiſchen Eiſenbahn und Fluß verlief, führt unter der Eiſenbahn durch und ſteigt dann in 6 Serpentinen von Ober-Tömös noch 180 m empor, während die Eiſenbahn eine weite Ausbiegung gegen Oſten macht und durch zwei Tunnel wieder gegen den Paß zurückbiegt. Langſam führte eine dampfende Lokomotive einen Zug zwiſchen den Waldlehnen hin, die unten mit gemiſchtem Laubwald, höher hinauf bis nahe an die Kulmination des gleich wie der Schuller von Südweſt nach Nordoſt ſtreichenden Piatra-mare-Kammes mit dunkelen Fichten bedeckt ſind. Nur eine Stina zeigte ſich in dem ſchönen Waldgebiet, das erſt in der Umgebung des Paſſes zerfetzt ausſieht und ſo vorbereitet auf die aus tief herabgedrückter Waldlinie mit Grasabhängen hervorſchauenden Kuppen, die zwiſchen dem Piatra mare und Bucſecs den Horizont begrenzen. Kahl ſind die nordöſtlichen, etwa 1000 m hohen Partien des Piatra mare, die ſich ſteil hinabſenken zu der großen 6 km langen Anſiedlung der Siebendörfer. So verwüſtet wie die Berghänge ſieht das Flußbett des Tatrangbaches aus, der bei ihrem öſtlichen Ende hinter dem Piatra mare hervorſtrömt und zwiſchen verwilderten, abgebrochenen Ufern, mehrfach getheilt gegen Nordoſten über die Ebene fließt. Auf eine nähere Darſtellung der wellenförmigen, grau, hell- und dunkelgrün geſcheckten Waldberge, die ſich weiter im Südoſten vor und neben dem aus ihnen zackig aufragenden Csukas erheben, gehe ich ebenſowenig ein als auf die Art, wie ſich der Bucſecs und das Fogaraſcher Gebirge präſentirten. Als ſcharfer Hahnenkamm zeigte ſich der, wie erwähnt, vom Zeidner Berge als Gebirgsſtock erſcheinende Königſtein und über ſeinem niedrigern ſüdweſtlichen Flügel blickte der Gipfel der Gſera hervor.

Beim Hinabwandern unterhielten mich meine jungen Begleiter recht intereſſant über die Ebenbürtigkeit ihrer Anſtalt mit den beſten Gymnaſien Deutſchlands, wie z. B. dem Joachimsthal'ſchen Gymnaſium in Berlin, über Honterus, über ihre Schulfeierlichkeiten, die Kunſtſchätze und die ſchöne Orgel ihrer Vaterſtadt. Ich glaubte die Anregung der gerade erſchienenen Lieferungen ſiebenbürgiſcher Denkmäler zu erkennen und freute mich darüber wie über die Friſche und Wärme, mit der die unbefangenen Aeußerungen über die Lippen glitten. Der Grieche war verhältnißmäßig ſchweigſam, er ging mit dem Plane um in die Heimath zurückzukehren, um zur Stelle zu ſein, wenn der Türkenkrieg ausbräche.

Das Kronſtädter Thal machte beim Abſteigen von der Pojana einen wildern und engern Eindruck als am Morgen beim Hinaufwandern, da die aus den Abhängen hervortretenden Felſenmaſſen ſich jetzt mit ſchrofferen Wänden präſentirten. Die Sonne ſchien heiß und ließ den Anzug der in der rumäniſchen Vorſtadt ſpielenden Kinderſcharen als ganz geeignet für dieſe Temperaturverhältniſſe erſcheinen. Die Mehrzahl der muntern Geſellſchaft war mit einem kurzen Hemdchen bekleidet, einige hatten auch das noch für überflüſſig gehalten und trugen nur ein kleines Halsband oder zeigten ihre bronzefarbenen Körper ohne jeden Behang und Aufputz.

Ich mußte in aller Eile einige Beſorgungen und Beſuche machen, denn gegen Abend ſollte ich in Begleitung mehrerer junger Kaufleute nach Zerneſt fahren, um für den folgenden Tag auf dem wilden Königſtein der Begleitung nicht zu entbehren. Meine Eile war unnöthig, denn diesmal ging die Verzögerung der Abreiſe ſelbſt über das übliche ſiebenbürgiſche Zeitmaß hinaus. Bei einem Tuchmacher war Verſammlungsplatz; ein Reiſegenoſſe fehlte und war noch nicht zur Stelle, als ich des Wartens müde einen vier Seiten langen Brief über die Erlebniſſe der letzten Tage beendet hatte. Plötzlich erſchien der Beſitzer des gemietheten Wagens — betrunken und verweigerte ſein Geſpann. Zum Glück gehorchte der Kutſcher nicht, ſondern fuhr in die Vorſtadt, von der die Reiſe weiter gehen ſollte. Als wir uns nach lebhaften Disputationen mit dem Fuhrwerksbeſitzer in die Vorſtadt begaben, kommt der bisher vermißte Reiſegenoſſe geſprungen und bittet noch ein wenig zu warten, er müſſe nur noch einige(!) wenige Beſorgungen machen und ein Paar Bergſtiefel abholen. Wir warteten — Gott ſei Dank in einem ganz hübſchen Garten — zwei Stunden und rumpelten nun in der Nacht nach Zerneſt. Ich war erſt ärgerlich in meinem Sinn, tröſtete mich aber bald mit dem Gedanken, daß auch dieſe Erlebniſſe Land und Leute kennen lehrten. In Zerneſt wurden wir in der Papierfabrik, die derweile geruht hat und jetzt in anderen Händen und unter anderer Leitung iſt, freundlich aufgenommen und ſtreckten uns, während es draußen blitzte und donnerte, auf primitivem Lager, um uns für die kommende Bergfahrt zu ſtärken. Am nächſten Morgen war vor 4 Uhr die ganze Reiſegeſellſchaft auf den Beinen, ja ſogar der rumäniſche Bergführer mit ſeinem Packpferde zur Stelle. Die Wanderluſt war ſehr groß, oder war es die Angſt, daß eine während der Nacht im Gaſthauſe von Zerneſt angelangte Geſellſchaft den Vortritt erhielte, meine Begleiter wollten nüchtern ins Gebirge hinein und waren mit Mühe zu bewegen, ſich Zeit für den Genuß einer Taſſe Kaffee zu gönnen. Der Kaffee wurde hinuntergeſtürzt, die Kiſten mit Proviant, Wein und Sauerwaſſer, den beiden Beſtandtheilen des ſogenannten „Miſchmaſch", eines herrlichen Getränkes, das für ſiebenbürgiſche Bergfahrten als unentbehrlich erachtet wird, wurden auf das Pferd geladen und vorwärts ging es der ſteil aufragenden Gebirgsmauer entgegen.

[1]) Unter-Tömös liegt 722 m hoch, die Thalfurche zwiſchen den beiden höchſten Gipfeln 779 m.

Zerneſt liegt im äußerſten Winkel der Burzenländer Ebene in 700 m Meereshöhe. Faſt mauerartig werden im Südweſten die Alluvialniederungen der Bäche und die flachen mit Birken und Strauchwerk beſtandenen Diluvialſtreifen überragt von einem Kalkgebirge, das zwiſchen dem Törzbache und der bei Zerneſt in die Ebene ausmündenden Abiſuſchlucht Magura (1376 m) und weiter nach Nordweſten der „kleine Königſtein“ genannt wird. Durch eine ſteil zum Burzen hinabführende Schlucht, die ſogenannte Crepatura, wird der kleine Königſtein von dem „großen Königſtein“ geſchieden, an deſſen Fuß ſich die aus mehreren den Waldſchluchten des Schiefergebirges entſtrömenden Quellbäche des Burzen, 4 km oberhalb Zerneſt, zu einer nur hin und wieder durch Schotterbänke und Inſeln getheilten Waſſerader vereinigen. Die von Zerneſt aus ſichtbaren, ſteil abfallenden Felſen bilden nur die Nordoſtecke des großen Königſteins, der kein Gebirgsſtock iſt, ſondern ein ſchmaler, ſcharfer Gebirgsgrat von 13 km Länge, der ſich quer über die Landesgrenze hinſtreckt, ſo daß nur $5^1/_2$ km der kürzern, höhern und wildern Hälfte auf ſiebenbürgiſches Terrain fallen. Die Landesgrenze folgt der Waſſerſcheide zwiſchen dem Burzen- und Dimbovitzagebiet und läuft über einen zwiſchen 1500 und 1700 m hohen, noch zum Gebiet der kryſtalliniſchen Schiefer gehörigen Gebirgsrücken, der die Oſtecke des Fogaraſcher Hochgebirges mit dem Kulminationspunkte des Kalkgebirges (2241 m) verknüpft. Auch an der Oſtſeite des Königſteins, inmitten eines vorwiegend aus eocänen Konglomeraten beſtehenden Berglandes folgt die Landesgrenze der Waſſerſcheide über La Crucia, die Kulmination des Törzburger Paſſes, gegen den Steilrand des Bucſecs und längs deſſelben bis zur Kulmination des Tömöspaſſes am Predeal. Scharf und ſchmal wie das Stauffengebirge bei Reichenhall erhebt ſich der Grat des Königſteins; während aber dort zwei mächtige Gipfel, Zwieſel und Hohe Stauffen, auf der Schneide hervorragen, liegt hier auf dem hahnenkammartigen Gebirge, durch kleinere Scharten getrennt, Gipfel an Gipfel.

Im Geſchwindſchritt durcheilte die bergluſtige, um nicht zu ſagen bergwüthige Geſellſchaft die Gaſſen von Zerneſt und ſchritt auf einem guten Pfade zwiſchen ſchwach geneigten Raſenflächen hin, auf deren naſſem Teppich ſich ein zerlumpter Menſch mit widerlich aufgedunſenem Geſicht zu einem Morgenſchlafe ausgeſtreckt hatte. Nach einigen Minuten war das Felſenthor der Abiſu- (ſo die Specialkarte des k. k. Generalſtabes) oder Riu-Schlucht erreicht. Der Bach hat ſein Hauptquellgebiet in dem durch den kleinen und großen Königſtein gebildeten Winkel. Ein Netz von Quellarmen hat hier ein 1300 bis 1500 m hohes Gebiet, in deſſen Umkreis am Fuße der Kalkberge mehrere Stinen liegen, zu einer Padure mare genannten, tief gefurchten Wald- und Gebirgswildniß ausgemeißelt. Die Furchen vereinigen ſich zu der grotesken Propaſta-Schlucht, von der ab die vereinigten Bergwaſſer zwiſchen ſteilen Waldlehnen und ſchroffen Felſen $3^1/_2$ km bis zum Austritt in die Ebene nach Nordoſten fließen. Wir ſchritten etwa $1^1/_2$ km am linken Ufer des Baches ohne bedeutende Steigung aufwärts, dann bog unſer Führer rechts ab. Zwiſchen prächtigen Buchen ſtiegen wir über eine Schutthalde ſteil hinauf und dann auf holprigem Pfade durch den Fichtenwald, bis wir etwa in 1300 m Höhe aus dem Walde heraustraten und vor uns auf einem langſam anſteigenden Weideplatze eine Stina erblickten. Ueber der Stina folgten nach Nordweſten Fichtenbeſtände, Grashänge und Schutthalden, über denen ſich der hier wenig imponirende kahle Gipfel des kleinen Königſteins erhob. Großartiger war das Panorama im Weſten. Jenſeit der fichtenbewachſenen Rücken und Schluchten lagen einige Stinen am Abhange des großen Königſteins. Zerfetzte Waldhänge, zerriſſene Grashalden, ſteile Schutthalden, ſchroff aufragende geiſterbleiche Kalkfelſen, verbunden zu einem im Lichte der Sonne ſchimmernden zackigen Kamme, ſo war das wilde großartige Bild, welches ſich unter dem reinen blauen Himmel vor den Blicken aufthat.

Der rumäniſche Führer bezeichnete frech den kleinen Königſtein als das Ziel unſerer Wanderung, der wilde Kamm im Weſten ſei gar nicht der Königſtein! Darauf gab's wildes Gezänke und große Rathloſigkeit. Als ich, anfänglich zum großen Schrecken meiner Begleiter, vorſchlug den Patron mit Schimpf und Schande heimzuſchicken und in der benachbarten Stina Führer und Pferde zu engagiren, ſchritt er plötzlich andern Sinnes unter den Abhängen des kleinen Königſteins hin und führte uns auf einem leidlichen Pfade durch den Fichtenwald, zu der unter dem Fuße des Königſteingrates gelegenen Stina Carmatura. Hier trafen wir einen großen Trupp von Bergſteigern, der vor uns von Zerneſt aufgebrochen war und ſich anſchickte, direkt emporzuſteigen zu dem bereits über 2000 m aufragenden Kamm, um auf der Schneide deſſelben 4 km weit nach Südweſten gegen den Kulminationspunkt vorzugehen. Verleitet durch meine Karte, die einen Pfad von der Stina Carmatura über Stina Martoi zu der unmittelbar am Fuße des Hauptgipfels liegenden Stina Vleduska verzeichnet, ſchlug ich vor zunächſt am Fuße des Gebirgskammes fortzugehen. Anfänglich ging die Sache ganz gut, dann verlor ſich der Pfad mehr und mehr. Wir paſſirten eine furchtbar verwüſtete Waldbrandſtelle und kletterten dann an ſteilen Abhängen weiter über verfaulte Baumſtämme, Felſentrümmer und durch dichtes Geſtrüpp. Es war kaum begreiflich, daß die Pferde noch fortkamen und nicht in die Abgründe ſtürzten. Eine ſchroffe Felspartie zwang mich noch weiter nach der Tiefe auszubiegen, dort mußte — wenn mich die Karte richtig belehrte — der verlorene Pfad gefunden werden. Der Pfad fand ſich nicht, wir kamen in eine Schlucht, die ein ſeltenes Bild von der verheerenden Wirkung der Lawinen bot. Maſſenweiſe, zum Theil noch umhüllt von dem harten Lawinenſchnee, lagen haushohe Haufen von Fichtenſtämmen und bedeckten die Sohle des ſchluchtartigen Thales vollſtändig. Die noch grünen Nadeln und der friſche Bruch an dem zerſpaltenen und zerriſſenen Stammende bewieſen, daß die Maſſen, durch die wir uns mit Gefahr, Arm und Beine zu brechen, hindurch arbeiteten, erſt in dieſem Jahre dem wüthenden Angriff der Lawinen zum Opfer gefallen waren. An einigen Stellen zeigte ſich die ſteile Thalwand bewachſen, offenbar war über dieſe nahezu ſenkrechten Stellen die ſtürzende Maſſe weggeſprungen direkt in den Abgrund! Einmal konnte man auf einem gleichmäßiger gegen den Königſtein anſteigenden Terrain hoch hinauf die Lawinenbahn überblicken. Dort, wo der ernſte Fichtenwald geſtanden hatte, ſproßten ſpärlich Kräuter und Gräſer und zwiſchen ihnen ragten die meiſt meterhohen Baumſtümpfe hervor. Die alte Bahn hatte ſich augenſcheinlich im letzten Jahre beträchtlich verbreitert. Erſtaunt war ich über die Länge eines ſo friſch geſchorenen Streifens; welche Phalanx mußte ſelbſt der Flügel der Lawine niedergeſchmettert und mitgeriſſen haben! An den meiſten Stümpfen ſah es aus, als ob die Stämme abgedreht und nicht einfach abgebrochen ſeien.

Meinen Begleitern waren dieſe Phänomene und die Kletterei durch die von den Lawinen aufgehäuften Maſſen weit weniger intereſſant als mir; ſie bedauerten entſchieden, mir ihr durchaus nicht erſchlichenes und erbetenes Vertrauen geſchenkt zu haben. Von einem Raſtmachen und einer

Nachforschung nach den im Walde mit ihren Pferden zurückgebliebenen Führern wollte Niemand etwas wissen. Ich erbot mich nach dem Pfade weiter zu forschen und wünschte, daß ein anderer derweile die Pferde aufsuche und durch einen Führer etwas Wein und Brot herbeischaffen lasse, fand aber mit meinen Vorschlägen keinen Beifall. An einer Stelle war der Kamm des Königsteins sichtbar, wir wollten — so schlug einer der Bergsteiger vor — direkt hinauf steigen, denn in einer (!) Stunde müßten wir oben sein! Ohne Weg und Steg 800 bis 900 m hinauf in einer Stunde! Ich sah mich noch nach den Führern um, damit ich mich wenigstens mit einem Stück Brot versorge, das ich ganz gegen meine Gewohnheit diesmal garnicht zu mir gesteckt hatte; es war nirgends eine Spur von ihnen zu sehen und ich mußte mich anschicken, den im größten Eifer direkt an Felsen und Grashängen durch den Fichtenwald emporkletternden Genossen zu folgen, wenn ich nicht neben der Pfadfinder- auch noch die Bergsteiger-Reputation einbüßen wollte. Wie ich langsam und gleichmäßig fortkletterte, ward ich plötzlich durch ein Genrebild eigener Art erheitert. Ein Mitglied der Partei, welche wir bei der Stina Carmatura getroffen hatten, war uns gefolgt und nun bei seiner ersten Fahrt ins Hochgebirge gleich gründlich mit dem wilden Charakter desselben bekannt gemacht. Unter dem kleinen runden Hut schaute ein gutmüthiges, fleischiges Gesicht recht verzweifelt hervor, der Rock war dem großen schnell aufgewachsenen Burschen zu eng, die Aermel waren zu kurz und die leichten Stiefel nach einem Marsch von zwei Stunden schief getreten! Von Hunger und Durst gequält wagte er doch den reichen Vorräthen, die er in einem Tornister auf dem Rücken und in einer großen, an starkem Bindfaden um den Hals gehängten Flasche mit sich schleppte, nicht zuzusprechen aus Furcht vor Bergschwindel und Uebelkeit. Die große an unsere Selterwasserflaschen erinnernde Flasche hing ihm, wie er sich mühsam am Abhang emporarbeitete, zwischen den Armen dicht unter dem Halse wie einem weidenden Thiere die Glocke. Ich hätte gern um einen Trunk gebeten, aber das wagte ich nicht, da mir der Monolog des Jünglings bewies, daß gegen mich sein ganzer Zorn gerichtet sei. Wie ich an ihm vorbeistieg, hörte ich, während ihn die Angst vor der grausen Wildniß hinter mir hertrieb, aus seinem Munde folgende Aphorismen: „So ein Unsinn! Wird man hier noch liegen bleiben! Wär' ich doch bei den anderen geblieben! Wozu *der* hier wohl hergekommen ist!"

Die meisten Bergsteiger blieben bei der wachsenden Hitze am Abhange liegen, nur einer, ein Kronstädter Tuchmacher — stieg im leichten Leinenanzuge flott auf und gelangte vor mir auf den Kamm, auf den mir von den acht Genossen, mit denen ich von Zerneşt aufgebrochen war, nur noch einer folgte. So weit, wie man sich umsah, überall kletternde und kriechende Kronstädter Bergwanderer! Die beiden großen Trupps hatten sich in kleine Gruppen aufgelöst oder völlig vereinzelt. Dicht unter dem Kamme lag ein des langwierigen Kletterns müder Wanderer und reichte mir, als ich hungrig und erschöpft anlangte, ein Stück Brot und etwas Käse. Einigermaßen gestärkt durch den kleinen Imbiß stieg ich völlig auf den Kamm, den ich zwischen den mit 2154 und 2129 m auf der Generalstabskarte bezeichneten Punkten erreichte. In Begleitung eines Reisegefährten verfolgte ich den Kamm bis zu dem nächsten höhern Punkte und hielt Umschau.

Unwillkürlich wendet sich der Blick zuerst hinab in die Tiefe der 1300 m unter dem Königsteinkamme liegenden Burzenthäler; 400, 500 und 600 m stürzt der sich schon nach Osten steil abdachende Kamm mit schauerlichen Schründen in die Tiefe, aus der scharfe Grate und Spitze, zum Theil auf dem Gipfel malerisch mit einem Knieholzstrauche geschmückte Zacken dem Auge entgegenstarren. Unter den kahlen Höhen des Fogaraścher Gebirges glaubte ich Vistea mare, Piatra Roscie und Durla in der Ferne zu erkennen; die das Dimbovitzathal umschließenden Höhen zeigten die für den ganzen Südabhang des Fogaraścher Gebirges charakteristischen, kahl und einförmig aus den Waldthälern aufragenden Rücken; ohne ragende Gipfel präsentirt sich der massige Kamm der Gesera, die ihren Steilabfall nach NW auf der uns abgewandten Seite hat. Nach Osten sah man über die Schutt- und Grashalden hinab in die mühsam durchirrte Waldwildniß, die sehr ungleichmäßig gegen die Höhe emporstieg und stellenweise weit hinab durch die Lawinenzüge verheert war. Steil geneigte Kalksteinplatten und nicht minder steile Grashalden sind offenbar ein für verheerende Lawinenbildung sehr günstiges Terrain. Das Knieholz, welches bis nahe an den Kamm auf der Ostseite reichen könnte, ist sehr spärlich vertreten und wohl in früheren Jahrhunderten durch den Weidebetrieb zerstört. Warum sollte es sich gerade an den für Hirten und Herden unzugänglichen Zacken finden, die im Laufe der Zeit scheinbar wachsen, da ihr Kopf gegen die weitere Erosion in ähnlicher Weise durch die Knieholzsträuche geschützt wird wie durch Steinblöcke die Gipfel mancher der weltbekannten Bozener Erdpyramiden?

Hunger und Durst, die vorgeschrittene Zeit und die über der noch $1^1/_2$ km entfernten „Hirtenspitze" [1]) schwebenden Wolkenschleier nebst den jenseit der Gesera und von Rumänien her drohenden stärkeren Wolkenansammlungen bestimmten mich den Kamm nicht weiter zu verfolgen, sondern an den Rückweg zu denken. Bergab gings, als die steilsten Partien hinter uns lagen, natürlich schnell; wir hielten uns über der Waldregion und schritten quer über die Grashalden nach Nordosten. Aus der Tiefe des Waldes und von der Höhe des Kammes her verstärkte sich unser Trupp. Bei einer winzigen Quelle ward, damit alle nacheinander sich laben könnten, einige Zeit Halt gemacht, dann gings weiter. Auch diesmal durchschritten wir nicht weit oberhalb der Stina Carmatura ein von Lawinen arg mitgenommenes Terrain, doch machte es allen trotz den zwischen den Felsentrümmern umherliegenden grünen, dürren und faulenden Stämme nach dem Anblick, den wir in der Frühe gehabt hatten, wenig Eindruck. Wir traten aus dem Walde, erblickten auf dem Rasen bei den Führern und Pferden einige der vermißten Genossen und stürzten im Laufschritt vorwärts. Es war 3 Uhr geworden, seit 11 Stunden hatten die meisten außer einem Stückchen Brot, das der jetzt betoastete und gepflegte Samariter mehreren gespendet hatte, nichts genossen; da war es kein Wunder, daß sich die Vorräthe an Speise und Trank zusehends verminderten.

Auf der höchsten Spitze des Königsteins war ich nicht gewesen; das 17fache, oder wie im Jahrbuch des siebenbürgischen Karpathenvereins vom Jahre 1882 durch J. Römer berichtet wird, 13fache Echo hatte ich auch nicht gehört, aber mit der Fülle der unter Schweiß und Entbehrungen gewonnenen Eindrücke konnte ich zufrieden sein. Mit Behagen betrachtete ich das vor mir aufragende Gebirge und ließ das Auge über die Reihe der nahezu gleich hohen Gipfel schweifen, während ich den ermüdeten Gliedern so lange Ruhe gönnte, bis die prächtig mundende Cigarre auf die Neige ging. Trüber ward's über der Hirtenspitze, ich brach auf und war eine Stunde in der Papierfabrik an der Tafel des

[1]) So hat der Karpathenverein den höchsten Punkt des Königsteins getauft.

freundlichen Direktors, als die ersten meiner Gefährten anlangten. Ein Theil der Königstein-Fahrer war von dem Hauptgipfel zur Stina Bleduska abgestiegen und von hier auf dem im Jahrbuch des Karpathenvereins beschriebenen Wege zurückgekehrt. Wer jetzt mit einem guten Führer und den gehörigen Mundvorräthen gemüthlich in der neu erbauten Schutzhütte [1]) einkehrt und von dort einige Ausflüge macht, wird leicht dazu kommen, meine Darstellung für übertrieben zu halten. Es ist aber etwas anderes hinter dem Führer herzulaufen oder wohl gar zu reiten, als sich selbst durch Dick und Dünn einen Weg zu suchen. Die Besteigung des Königsteins ist an und für sich nicht schwer und unter gleichen Verhältnissen weniger ermüdend als die des Hocheck's am Watzmann, von dem eigentlichen Watzmanngipfel zu schweigen. Meinen Begleitern war — trotz der Verirrung! — meine Terrainkenntniß sehr unheimlich gewesen, besonders war es ihnen aber aufgefallen, daß ich die Aufzeichnungen und Skizzen in meinem Notizbuche durch plötzliches Umschlagen vor jedem neugierigen Blicke geschützt hatte. Daß ich spioniren wolle, war ihnen, wie mir mein Freund in Kronstadt lachend erzählte, unzweifelhaft gewesen; sie hätten nur gern wissen mögen, was ich eigentlich ausspionire!

[1]) Der im November 1880 gegründete Karpathenverein zählte im Mai des Jahres 1882 bereits 1176 Mitglieder und hat in noch nicht zwei Jahren seit seiner Gründung im Bau von Schutzhütten u. s. w. eine rege, umsichtig geleitete Thätigkeit entfaltet. Das Jahrbuch, bis jetzt zwei Mal ausgegeben, erscheint als ein circa 200 Oktavseiten umfassendes Heft und bringt theilweise gute und lesenswerthe Abhandlungen, die sich ebenbürtig an die Publikationen im Archiv für siebenbürgische Landeskunde und Mittheilungen des naturwissenschaftlichen Vereins anzureihen versprechen. Die Lichtdruckbilder im zweiten Hefte sind sehr mäßig gerathen, auch einer und der andere der Aufsätze lassen zu wünschen übrig. Daß „Bergluft erquickt" ist so selbstverständlich, daß es nicht alle Augenblicke versichert zu werden braucht; hier und da werden Stil und Ausdruck gar zu überschwenglich, da wird z. B. im Winter schon ein Ausflug auf den Königstein geplant, als ob es im Himalaja wäre, und natürlich wird nach sechsmonatlichen Plänen im Sommer aus der Fahrt nichts Rechtes.

Ueber die Gründung und Einweihung der Schutzhütte berichtet kurz J. Römer im Jahrbuch II, S. 112 ff.; ausführlicher hat über dieselbe Herfurth in der Kronstädter Zeitung (1881, Nro. 154 und 155) erzählt. Daß rumänische Priester dieselbe geweiht haben, wird der Hütte hoffentlich gut thun und dürfte die beste Feuerversicherung für dieselbe sein! Die unter dem Negoi erbaute ist, wie ich höre, schon einmal ausgeplündert; die auf der Hargitta gebaute soll, da der in Metern gemachte Anschlag in Klaftern ausgeführt wurde, ein recht stattliches Gebäude sein!

Ein empfehlenswerthes siebenbürgisches Reisehandbuch ist 1881 von E. A. Bielz erschienen, einem gründlichen Kenner seines Heimathlandes nach den verschiedensten Richtungen hin.

Giacomo Bove über die Feuerländer.

Es giebt wohl auf der Erde — schreibt Bove in der „Nuova Antologia" vom 15. December 1882 — kein mehr durch Kanäle, Meerengen, Baien, Busen und Golfe gegliedertes und zerschnittenes Land, als jenen ausgedehnten Archipel zwischen dem Kap Horn und der Magalhäesstraße; der Gesammteindruck ist mächtig und überraschend, hohe mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel, ungeheure Gletscher, rauschende Wasserfälle, steile Felsen und liebliche Thäler, dichte und immergrüne Wälder, alles wirkt zusammen, um der schönsten Alpenlandschaft die Palme streitig zu machen. Sehr abweichend ist das Land von Verschiedenen beschrieben worden und dies ist sehr erklärlich; denn der Eindruck, den es macht, ist ein ganz anderer, je nachdem man sich demselben von der einen oder der anderen Seite nähert. In wenigen Ländern ist der Uebergang von einem Extreme zum anderen so äußerst schroff, wie in Feuerland; der von Nordwesten her einschneidende Admiralty Sound, die Bai von Jandagaia und der On-Aschaga (Beagle-Kanal) theilen den Archipel in zwei von Natur verschiedene Theile, daß man kaum glauben sollte, beide seien auf demselben Breitenkreise gelegen; Klima, Formation, Thierleben sind in beiden Theilen des Landes ganz von einander verschieden. Jene Linie bildet aber auch die Grenze zwischen den beiden so sehr verschiedenen Rassen, welche das Feuerland bewohnen, nämlich den Alakaluf und den Jagan im Westen und Süden und den Ona im Osten und Norden. Von der Geschichte dieser südlichsten Bewohner Amerikas wissen wir sehr wenig; daß sie Patagonier sind, scheint gewiß. Ob sie aber von den westlichen Ausläufern der Anden oder von den Ebenen der Pampas hergekommen sind, scheint unsicher. Die Alakaluf und die Jagan besitzen in ihrer Sprache alle Merkmale, welche die Eingeborenen des unteren Stillen Oceans charakterisiren, während die Ona mehr Aehnlichkeit mit den Tehueltschen zeigen. Alakaluf und Jagan, die von gemeinschaftlichem Ursprung sind, liegen gleichwohl fortwährend mit einander im Streite. Das Gebiet der ersteren reicht vom Kap Pillar (an der westlichen Einfahrt zur Magalhäesstraße) bis zur Stewartinsel, während letztere an den Ufern des Beagle-Kanals und der südlich gelegenen Inseln leben; die Ona dagegen sind die Herren des östlichen Theils der größten der feuerländischen Inseln (des eigentlichen Feuerlandes). Die Zahl der Ona beträgt nach Bridges 2000, die der Alakaluf 3000, die der Jagan 2000. Die Mittheilungen Bove's beziehen sich fast ausschließlich auf die Jagan.

Ihren Namen erhielten die Jagan von dem Kanale Jaganaschaga, welcher die Insel Ualla (Navarin) von Usin (Hoste) trennt und den Mittelpunkt der bewohnten Gebiete dieses Theiles von Feuerland bildet. Sie selbst legen sich den Namen Jamana (menschliches Wesen) bei, was ja mit der Praxis der meisten Wilden, sich selbst als die einzigen vernünftigen Wesen zu betrachten, übereinstimmt. Sie tragen das Gepräge einer verkümmerten Rasse; die Männer sind meist von mittlerer Größe oder wenig größer, was beides bei den Frauen nur ausnahmsweise der Fall ist. Die Gesichter sind im Allgemeinen platt, breit, rund und voll, die Jochbeine treten weit hervor, die Stirn ist niedrig und breit über der Augenlinie. Die Nase ist groß und platt, die Augen vom tiefsten Schwarz, klein, unstät, triefend, traurig, aber voll drohender Blitze. Die sehr großen Lippen sind dick und hängend, ihre Kiefern stark, mit schönen Zähnen geschmückt, sie haben aber keine Augenzähne, keine Zähne, die spitzer sind als die anderen, so daß ihr Gebiß mehr dem der Wiederkäuer als dem der Fleischfresser ähnlich ist. Auge und Ohr sind bei diesem Volke, welches von Jagd und Fischfang lebt, ungemein entwickelt. Die Haare

ſind lang, ſchwarz und grob; allerdings ſah man in einer Gegend (Jandagaia) einige Perſonen mit wallendem, kaſtanienbraunem Haar, doch ſcheinen dieſelben ihre Exiſtenz dem zufälligen Beſuch von Walfiſchfängern zu danken. Männer und Frauen tragen ſehr langes, auf die Schultern fallendes Haar, einige nur befeſtigen es mit einem Lederbande; die meiſten aber laſſen es ſo wild wachſen, daß beide Geſchlechter eher wie Furien, als wie Menſchen ausſehen. Selten nur ſieht man Kahlköpfe und nur bei den Allerälteſten findet man Spuren von grauem Haare. Die Männer haben nur wenig Bart und dieſes wenige pflegen ſie auszuzupfen oder mit Muſchelmeſſern abzuſcheeren; auf dem Körper haben Männer und Frauen keine Haare. Das Mißverhältniß zwiſchen Kopf und Rumpf und zwiſchen Rumpf und Gliedmaßen tritt ſo ſtark hervor, daß man glauben ſollte, der Körper jedes Feuerländers ſei aus Theilen verſchiedener Perſonen zuſammengeſetzt. Beine und Arme ſind erſtaunlich dünn und man wundert ſich, wie erſtere einen ſo maſſiven Kopf und eine ſo gut entwickelte Bruſt tragen können. Die Beine ſind bei beiden Geſchlechtern ſtark gekrümmt und werden beim Gehen einwärts geſetzt, wodurch der Gang ſchwankend wird; da ſie gewohnt ſind, lange auf den Ferſen zu hocken, iſt die Haut gereckt, und bildet wenn ſie ſtehen, viele Falten, namentlich in der Gegend der Knie, Hände und Füße ſind ſehr klein.

Die Begierde nach Schmuck ſcheint bei den Männern noch ſtärker als bei den Frauen zu ſein; Muſchelhalsbänder, Armringe aus Seehundsfell, Litzen aus den Sehnen des Guanaco bildeten bis vor Kurzem ihren Schmuck. Das Tätowiren hat glücklicherweiſe ſeinen Weg noch nicht bis hierher gefunden; dagegen bemalen ſie ſich auf allerlei Art; meiſtens ſind es Parallellinien von verſchiedenen Farben, quer über das Antlitz, krumme Linien auf den Wangen und der Naſe, die ſonderbarſten Zeichnungen auf Bruſt und Armen. Die Meiſten aber, welche die Mühe einer langen Toilette erſparen möchten, begnügen ſich damit, eine oder mehrere Farben auf Haare, Geſicht und Körper recht dick aufzutragen. Dieſer Schmuck und ein kleines Mäntelchen von Guanaco- oder Seehundsfell bilden die Ausrüſtung eines Feuerländers; manche beſitzen nicht einmal einen Mantel, ſondern mit bloßer Bruſt, nackten Armen und Beinen trotzen ſie allen Unbilden der ſchlechten Witterung, welche während des größten Theiles des Jahres das Feuerland heimſuchen.

Ihre ärmlichen Hütten, aus ineinander geflochtenen Zweigen hergeſtellt, liegen gewöhnlich an der innern Seite der kleinen Baien, welche ſo tief in das Feuerland einſchneiden. Wenn ſie auch in denſelben einigen Schutz gegen das Wetter finden, ſo kommt es doch vor, daß die armen Bewohner am Morgen halb begraben im Schnee oder vom Regen halb erſtickt ſind. Die Hütten haben im Allgemeinen eine kegelförmige Geſtalt und zwei einander diametral gegenüberliegende Thüren. Im Mittelpunkt befindet ſich die Feuerſtelle, in einer Ecke ein Haufen Zweige oder Blätter, welche das Lager bilden; dieſe elenden Hütten paſſen ganz zu ihrem herumſchweifenden Leben; mit Ausnahme derjenigen, welche ſich in der Nähe der Miſſionsſtation niedergelaſſen haben, bleiben ſie nur ſelten zwei oder drei Tage an demſelben Orte; in ihren kleinen Booten kreuzen ſie die Kanäle, dringen überall in die Buchten ein, begeben ſich aufs offene Meer und leiſten dort ſelbſt da noch den Elementen Widerſtand, wo die Walfiſchfänger zum Rückzuge gezwungen ſind. Ihre Canoes ſind aus Buchenrinde verfertigt, mit Seehundsfell oder Binſen zuſammengenäht, die Fugen mit einer Art Algen verſtopft. Die Länge ſchwankt zwiſchen 4 und 6 m, die Breite zwiſchen 70 und 90 cm. Das Gerippe beſteht aus Baumäſten, welche der Länge nach durchgeſchnitten und gekrümmt werden; in der Mitte befindet ſich eine mit Erde bedeckte Lage Baumrinde, auf welcher, ſo lange das Canoe im Gebrauch iſt, das Feuer in Brand gehalten wird. In Folge der ungenügenden Dichtung tritt das Waſſer manchmal ſo ſtark ein, daß es mit Schaufeln aus Baumrinde fortwährend ausgeſchöpft werden muß. Wenn ſie ſich auf der Jagd nach Delphinen oder Walfiſchen befinden, entfernen ſie ſich wohl ſoweit in die offene See, daß ſie das Land aus dem Geſichte verlieren. Das Meer liefert ihnen den Hauptbeſtandtheil ihrer Nahrung in Geſtalt von Fiſchen, Muſcheln, Krabben, Seehunden und Waſſervögeln; im Sommer finden ſie außerdem in den Wäldern etwa zwanzig genießbare Schwämme und einige eßbare Gräſer. Nur wer unter ihnen gelebt hat, kann ſich eine Vorſtellung von der Anſtrengung und der Schlauheit machen, welche ſie aufbieten müſſen, um ſich die einfachſte Nahrung zu verſchaffen. In dieſem Kampfe um das Daſein fällt den Frauen die Hauptrolle zu, die mehr als Sklavinnen, wie als Gefährtinnen betrachtet werden. Während der Herr und Meiſter beim Feuer liegt, ſteht die Frau im Schnee und Regen, dem Winde ausgeſetzt im Waſſer um für ihren müßigen Gatten zu fiſchen. Dieſer Umſtand wirkt natürlich ſehr dazu mit, daß die Polygamie unter ihnen Wurzel geſchlagen hat, und es trotz allen Anſtrengungen der Miſſionäre kein ſeltener Fall iſt, daß diejenigen, welche die neue Religion angenommen haben, mit einem ihrer erſten Grundſätze brechen und eine zweite oder dritte Frau zu der einen, welche ihnen erlaubt iſt, hinzunehmen. Obwohl übrigens bei den Alakaluf ebenſo wie bei den Jagan und den Ona ein Mann ſoviel Frauen nimmt, wie es ihm gefällt, ſo ſieht man doch ſelten Männer mit mehr als vier Frauen. Es ſcheint bei einer ſolchen Zahl von Gattinnen das häusliche Glück gar nicht mehr recht geſichert zu ſein und die Hütte oder das Canoe ſich täglich in ein Schlachtfeld zu verwandeln, ſo daß eine junge und ſchöne Gattin den Vorzug, den der Mann ihr giebt, wohl zuweilen mit dem Leben bezahlt; ſchlimmer wird es für den Mann, wenn die Frauen ihre eigenen Streitigkeiten beilegen und ſich gegen den Herrn des Hauſes verbinden, wobei ihm wohl einmal deutlich gemacht wird, daß ſchon eine einzige Frau unter Umſtänden recht unbequem werden kann.

Trotzdem ſind die Nothwendigkeit Ruderer für das Canoe zu haben, ſowie die große Vorliebe für das weibliche Geſchlecht die Veranlaſſung einer ſo ausgedehnten Polygamie. Es iſt dies zweifellos die wirkſamſte Urſache der Verarmung jener Raſſe. Uebrigens iſt die Liebe zum andern Geſchlecht vielleicht in den Frauen nicht weniger mächtig; das Verlangen nach dem Manne läßt ſich bei ihnen früh ſchon fühlen und der Eingriff der Miſſion in dieſe Verhältniſſe wird als die größte Tyrannei der Civiliſation angeſehen; die Heirathen der Feuerländer werden daher im Allgemeinen früh geſchloſſen; mit 12 bis 13 Jahren ſchon machen die Mädchen Jagd auf einen Mann, doch erſt mit 17 oder 18 Jahren werden ſie Mutter; die Männer heirathen zwiſchen 14 und 16 Jahren. Das Verhältniß zwiſchen den Ehegatten kann eher als ein Handelsvertrag aufgefaßt werden. Zwiſchen den verſchiedenen Bewerbern um die Tochter wählt der Vater den ſtärkſten, den geſchickteſten, den, welcher gegen ſeine Wünſche am nachgiebigſten iſt und mit dieſem verhandelt er über die Zahl der Felle, welche der Schwiegerſohn ihm geben und die Anzahl der Tage, die er für ihn arbeiten muß. Erſt wenn der Vertrag abgeſchloſſen iſt, theilt man ihn der Braut mit, und was auch ihre eigenen Gefühle ſein mögen, ſie hütet ſich wohl, etwas davon zu verrathen, und ob ſie einverſtanden iſt oder nicht, wird ſie in die Hütte des Bräutigams geführt. Die Geſichtspunkte, welche den Vater leiten, finden

gewöhnlich auch die Zustimmung des Mädchens; ein Krüppel, ein Rhachitischer kann getrost das Gelübde des Cölibats ablegen und die Frauen sehen einen solchen wie ein unreines Wesen, wie einen Paria der Gesellschaft an.

Ein Canoe und eine Harpune sind die Mitgift der Braut; kein Fest, keine Feierlichkeit begleitet die Hochzeit, die einfach darin besteht, daß die Braut sich in die Hütte des Bräutigams begiebt, oder letzterer läßt sich bei dem Schwiegervater nieder. Wenn übrigens der Bräutigam nicht für immer auf den Genuß von Guanaco- und Seehundsfleisch verzichten will, muß er sich am Morgen nach der Hochzeit durch ein Bad im Wasser des Meeres reinigen. Diese Bäder sind ohne Zweifel die Ursache vieler Krankheiten, denen die jungen Leute des Feuerlandes unterworfen sind, doch man sieht sie für nöthig an, um die verlorene Kraft zu ersetzen. Ebenso badet man die Neugeborenen gleich im Meere; die armen Geschöpfe bezahlen natürlich diesen Aberglauben oft mit dem Leben. Uebrigens sind die Frauen sehr fruchtbar; sieben oder acht Kinder sind der Durchschnitt, doch findet man nicht selten junge Frauen, die schon deren zehn bis zwölf haben. Die Sterblichkeit zwischen zwei und zehn Jahren ist ungeheuer. Außerdem haben die Besuche civilisirter Nationen dort noch ein anderes Uebel eingeführt, welches mit allem andern zusammen wirkt, um dieses unglückliche Volk heimzusuchen. Die kleine Gestalt der Neugeborenen ist Ursache, daß die Frauen ohne Anstrengung gebären; wenn der große Augenblick gekommen ist, verlassen sie in Begleitung ihrer Freundinnen die Hütte und gehen zum nächsten Gebüsch um dort, fern vom Anblick der Neugierigen, das Kind zur Welt zu bringen. Oft sieht man am folgenden Tage schon die junge Mutter im Canoe beim Fischen, oder an der Küste Muscheln sammeln.

Die Mutterliebe dauert etwa so lange, als das Kind an der Brust liegt; mit sieben oder acht Jahren hört der Einfluß der Eltern bald ganz auf, denn sobald der Sohn im Stande ist die Eltern zu entbehren, trennt er sich von ihnen; das einzige Gefühl, welches sie leitet, ist Liebe zum eigenen Ich. Wie oft, wenn ich in eine Hütte eintrat, sagt Bove, sah ich den Hausvater, der die Nahrung verschlang und um ihn Frauen und Kinder, welche mit starrem Auge, das Gesicht von Hunger verzerrt, neben dem Gatten, dem Vater saßen und furchtsam die Brocken sammelten, die von seinem Mahle abfielen.

Der Ausdruck „Autorität“ ist ein todtes Wort; die Nothwendigkeit einer gemeinschaftlichen Vertheidigung treibt einige Familien zusammen, um einen kleinen Stamm zu bilden; doch tritt keiner an die Spitze. Angriffe auf andere werden nach gemeinschaftlichem Uebereinkommen unternommen, und der Ertrag unter die Theilnehmer vertheilt. Die Jakumusch oder Doktoren, welche nach Fitz-Roy als Stammeshäupter betrachtet werden, besitzen nach Bove keine Autorität, sondern gehören zu den am meisten verspotteten und verachteten Menschen. Wenn einer vom Stamme erkrankt, nimmt der Jakumusch, ob er gerufen wird oder nicht, sich seiner an; langsam und bedächtig, das Haupt mit Asche oder Sand bestreut, herausgeputzt mit den Federn von Wasservögeln, Gesicht und Körper bunt bemalt, geht er aus seinem Wigwam in den des Kranken. Wenn er zu ihm gekommen ist und ihn über die Art seiner Krankheit befragt hat, wird er von sonderbaren Krämpfen befallen, die Augen verdrehen sich, die Nasenlöcher blähen sich auf, die Backen schwellen an und ein absichtlich schrecklicher Ton kommt unartikulirt aus dem halbgeöffneten Munde des Betrügers. Mit einem Male hören diese Erscheinungen auf, der Jakumusch sperrt den Mund auf und erbricht Pfeilspitzen, Haken von Harpunen, Bruchstücke von Steinen; alles dies gilt als Ursache der Krankheit, da die Feuerländer glauben, jede Krankheit sei dadurch veranlaßt, daß auf Betreiben ihrer Feinde die bösen Geister Waffen in ihren Körper eingeführt haben. Wenn übrigens der ärztliche Eingriff nicht von Erfolg begleitet wird, kommt es wohl vor, daß der Kranke den Doktor ganz gehörig durchprügelt. In der Mission Uschuwaia am Beagle-Kanale schämen sich die Jakumusch schon so sehr ihres Handwerks, daß sie nur bei Nacht ausgehen und ihr Handwerk ohne Geschrei, ohne Gesang und ohne jeden Lärm ausüben.

Nicht die Jakumusch allein, sondern alle Feuerländer besitzen die Gewohnheit den Körper mit Federn zu schmücken, was in Verbindung mit ihrer Bemalung ihnen ein abschreckendes Aussehen giebt; eine Schar, welche zum Gefecht ausgerüstet ist, gleicht eher einem Trupp Teufel als einer Handvoll Menschen, denn sie glauben, daß sie um so größern Eindruck hervorbringen, je schrecklicher sie sich zugerichtet haben. Seit der Gründung der Mission von Uschuwaia sind die Kämpfe im Beagle-Kanal sehr selten geworden; dieselben Alakaluf, welche früher jährlich regelmäßige Streifzüge über den Nordwestarm des Beagle-Kanals machten, raubend und mordend, wo sie Jagan fanden, überschreiten jetzt nur selten die Insel Stewart und leben in gutem Einverständniß mit den angrenzenden Jagan. Nur die Bewohner des Ostens (Picton Island) und die von Abduvaia (New Year Sound) bekämpfen sich noch häufig und oft genug bringt die traurige Nachricht von Gewaltthat, Todschlag und Beleidigungen zu der Mission. Doch auch in diesen abgelegenen Theilen von Feuerland bricht sich das Wort Christi Bahn und der Tag scheint nicht mehr fern zu sein, wo aller Haß unter ihnen aufhören und alle sich als Brüder betrachten werden. Spieße aus Walfischknochen und geschleuderte Steine sind die Waffen, die sie in ihren Kämpfen gebrauchen. Besonders die Schleuder ist in den Händen eines Feuerländers eine fürchterliche Waffe; auf einen Abstand von vierzig bis fünfzig Schritt treffen und tödten sie selbst das kleinste Thier. Die Steine haben die Größe von Hühnereiern und liegen in den Booten und Hütten stets in großer Anzahl bereit.

Die Spieße, welche theils Harpunen, theils Wurfspeere sind, gebrauchen sie auch für die Jagd auf Seehunde und große Wasservögel. Die Harpune besteht aus einem leichten, 2 bis 3 m langen Schaft, an dessen äußerstem Ende eine 25 bis 30 cm lange Spitze von Walfischknochen befestigt ist; an dieser Spitze befindet sich eine Angel von 15 bis 20 mm, welche aus einem Streifen Seehundsleder gemacht ist. Mit einer so einfachen Waffe ausgerüstet ziehen die Feuerländer aus den Walfisch anzugreifen, aber oft genug werden Canoe, Harpunirer und Ruderer durch einen Schlag vom Schwanz des gereizten Thieres in die Luft geschleudert. Der Wurfspieß ist von derselben Länge wie die Harpune, und der Kopf, in Sägenform, ist solide am Schaft befestigt. Er dient hauptsächlich zur Jagd auf Vögel und kleine Wasserthiere. Die Ona gebrauchen in ihren Kämpfen Bogen und Pfeile. Die Gewalt, welche ihr kräftiger Arm dieser Waffe giebt, ist so groß, daß Guanacos, Pumas und Pferde mit der größten Leichtigkeit von derselben durchbohrt werden. Der Bogen der Ona ist von Buchenholz, die Sehne besteht aus einem Geflecht von Flechsen des Guanaco. Ihre Pfeile haben eine Länge von etwa 70 cm und werden aus sehr hartem Holze (Berberis illicifolia) verfertigt; bei einigen sind die Spitzen von Feuerstein, aber im Allgemeinen sind sie von Glas, welches sie von Schiffen, die auf ihrer Küste gescheitert sind, sammeln. Die Geschicklichkeit und die Geschwindigkeit, mit der sie Pfeilspitzen machen, ist wirklich überraschend; in zehn bis zwölf Minuten kommt

der Pfeil ſo ſpitz, ſo ſcharf aus ihren Händen, daß man gewiſſermaßen ſich fürchtet ihn zu berühren.

Wenn nun auch blutige Gefechte unter den Jagan heutzutage zu den Ausnahmen gehören, ſo ſind doch Streitigkeiten und Schlägereien etwas gewöhnliches, ſogar in Uſchuwaia ſelbſt, ſo daß man, wenn man ſich einige Tage dort aufgehalten hat, über das Vorkommen derſelben ſich gar nicht mehr verwundert. Herr Bridges erzählt, daß bis vor einigen Jahren nur ſehr wenige eines natürlichen Todes ſtarben, und die ſchrecklichen Narben, welche die Körper der älteſten bedecken, beweiſen, wie kriegeriſch die Feuerländer waren und noch ſind. Das jus talionis lebt bei ihnen noch in ganzer Kraft, Zahn um Zahn, Auge um Auge, Arm um Arm, Leben um Leben. Die Familie und Freunde des Beleidigten ſind es, welche die Rache ausüben. Sicher iſt es aber nicht die Liebe zu den Beleidigten, welche einen Stamm dazu bringt, die Waffen zu ergreifen, ſondern der Geiſt der Rache herrſcht übermächtig in ihrem Gemüthe. Es ergiebt ſich dies aus dem Vorhergegangenen deutlich; wie ſchon geſagt, iſt Selbſtſucht der herrſchende Zug ihres Charakters, und hieraus erklärt ſich auch die Gleichgiltigkeit gegen die Todten. Die Schreie, welche ſie ausſtoßen, die Schläge, die ſie ſich beibringen, die Zerſtörung der Hütte, in welcher der Verſtorbene ſeine Seele ausgehaucht hat, ſind mehr Eingebungen der Gewohnheit als wirklicher Ausdruck des Schmerzes. Wenn nun auch damit nicht geleugnet werden ſoll, daß es wirklich Perſonen giebt, welche den Verluſt ſehr lebhaft fühlen, ſo muß doch in Fällen, wie der folgende, das Bild des Verſtorbenen im Geiſt mit nur wenig tiefen Zügen eingegraben ſein. Die Frau Macool, die liebreichſte unter den Gattinnen, die keuſcheſte unter den Frauen, hatte ihren Gatten ſeit 48 Stunden begraben und tröſtete ſich — ſie eine Frau von 45 Jahren — indem ſie einen jungen Mann von 18 Jahren heirathete, dem wahrſcheinlich das eheliche Bett weniger unbequem erſchien, wenn er an die zwölf oder fünfzehn Kühe, welche die Macool beſaß, und ihr ſchönes Haus, ihren ſchönen Garten dachte, die ſie ihm als Mitgift darbot. Der Eifer übrigens, den reife Frauen an den Tag legen, um Jünglinge zu heirathen, muß wirklich überraſchend genannt werden und dabei erreichen ſie beinahe immer ihr Ziel. Von den fünf oder ſechs Heirathen, die Bove hier ſchließen ſah, war die Frau bei dreien um 10 bis 12 Jahre älter als der Mann, bei einer war die Frau ſechzig, der Bräutigam zwanzig Jahre.

Die letzten Augenblicke eines Sterbenden werden durch ſchreckliches Geheul angekündigt; alle Anweſenden nehmen am Schmerz der Familie Theil. Frauen und Männer färben ſich Geſicht und Hände ſchwarz und die nächſten Verwandten raufen ſich gar die Haare aus und zerſchneiden ihren Körper mit Muſcheln und Meſſern. Das dauert aber nicht lange; man hüllt den faſt noch warmen Körper des Verſtorbenen in einige Lumpen, bringt ihn aus der Hütte und verſcharrt ihn. In dem Grabe werden, wenn es ein Mann iſt, Stücke von Harpunen, von Wurfſpießen, Schleudern u. ſ. w., wenn es eine Frau iſt Netze und Fiſchgeräth mit der Leiche begraben; früher verbrannte man die Todten auch wohl, doch heutzutage findet das nur noch ſelten ſtatt. Es iſt vorgekommen, daß ein angeblich Todter nur in Ohnmacht lag, der die Feuerländer häufig unterworfen ſind. Die Verwandten des Verſtorbenen verbrennen die Hütte, die ſein letzter Aufenthalt war, und verlaſſen auf einige Zeit die Gegend. Die Leichtigkeit, mit der Bove Skelete erhielt, ſteht im Widerſpruch zu der Ehrfurcht gegen die Todten, welche ihnen ſowohl Fitz-Roy, als die Miſſionäre nachrühmen. Einer der Begleiter verkaufte ſogar das Skelet des eigenen Vaters, dem er folgende Anrede hielt: „Lebe wohl, theurer Vater! Du, der Du im Leben nur unſern Schnee geſehen haſt und unſere Stürme, jetzt, nun Du todt biſt, gehſt Du ſehr weit. Lebe wohl! Möge Deine Reiſe glücklich ſein.“ Die Feuerländer ſind im Allgemeinen nicht ſehr abergläubiſch; wenn einer todt iſt, glauben ſie, daß der Geiſt den Körper verläßt und durch die Wälder und über die Berge irrt, unruhig und leidend, wenn er im Leben böſe war, freudig und ruhig, wenn er gut war. Sie kennen einen guten und einen böſen Gott; der eine wird aber nicht mehr und nicht weniger geachtet als der andere. Curspi, der Teufel, rächt ſich aber gelegentlich durch Sturm, Schnee und Regen. Der Regenbogen iſt ein Zeichen ſeines Zornes; die Frauen und Kinder fürchten ſein Erſcheinen, die Männer aber ſchimpfen und ſpucken ihn an. Die Sprache iſt ſehr reich; die der Jagan iſt ohne Zweifel eine der älteſten und reinſten; ſie zählt ungefähr 30000 Worte und iſt durch Agglutination einer großen Vermehrung fähig; Zeitwörter und Fürwörter ſind ſehr zahlreich und erſetzen gewiſſermaßen die Armuth an Adverbien und Präpoſitionen. Das Jagan iſt wohllautend, angenehm und voller Vokale, dagegen iſt die Sprache der Alakaluf und der Ona hart, guttural und voller Konſonanten. Die Feuerländer beſitzen eine erſtaunliche Rednergabe; ſehr häufig nimmt ein Alter in den Hütten das Wort, um ſtundenlang ohne Aufhören von Kämpfen, heftigen Stürmen, Zuſammentreffen mit dem böſen Geiſte und Jagdabenteuern zu erzählen.

Bove widerſpricht mit Entſchiedenheit den Angaben Darwin's über die Anwohner von Agaia (Ponſonby Sound der Hoſte-Inſel), welche letzterer als ſehr barbariſch beſchreibt; als Bove zu ihnen kam, wurden gerade einige Kriegsgefangene freigegeben und zwei der allerälteſten ſtreckten die Hand nach dem Brautkranz aus. Die Beſchuldigung der Menſchenfreſſerei und ſchlechten Behandlung der Gefangenen, welche der große Naturforſcher gegen ſie ausgeſprochen, findet Bove ebenſo ungegründet wie ſo manche ähnliche Beſchuldigung, die bei näherer Unterſuchung ſich in ein Nichts auflöſt. Allerdings iſt es wohl ohne Zweifel die Anweſenheit der engliſchen Miſſionäre, welche den Charakter der Bewohner des Feuerlandes geändert hat, und nach Bove's Anſicht wird man in wenigen Jahren von allen Feuerländern ſagen können, was heutzutage von dem einen Pallalaia gilt: er war einer der kriegeriſchſten, der abergläubiſchſten, der ſchurkiſchſten unter den Feuerländern, und heute lebt er im Schatten des Kreuzes als ein Vorbild von Tugend, ein Beiſpiel von Arbeitſamkeit.

Kürzere Mittheilungen.

Ein Leichenfest bei den Igorroten.

(Aus dem Tagebuche des Herrn Dr. Hans Meyer[1]).

Tublay, Provinz Benguet, 27. August 1882.

Bevor wir uns nordwärts in die Berge wendeten, machten wir einen seitlichen Abstecher nach dem westlich von La Trinidad gelegenen Pueblo Tublay. Unser Besuch galt diesmal einer Todten, die, wie man uns erzählte, bereits 23 Tage lang dort unbegraben aufgebahrt liege, da ihre Anverwandten noch nicht alle von ihr Abschied genommen.

Unser Gepäck bis auf den photographischen Apparat in La Trinidad zurücklassend, eilten wir auf den besten Pferden, die in der ganzen (aus vier einzelnen Hüttengruppen bestehenden) Provinzialkapitale aufzutreiben waren, fort. 4½ Stunden lang dauerte das Klimmen und Rutschen nach und von den 1000 bis 1500 Fuß hohen zerschluchteten Bergzügen, weit mehr Arbeit für uns als für die Pferde, die mehr als ¾ des Weges geführt werden mußten. Kurz vor Tublay stand am Pfad ein Baumfarnstamm aufgerichtet, an dessen oberes Ende die hörntragende Hirnschale eines Carabaobüffels festgebunden war als Merkzeichen, daß im nächsten Pueblo ein Todtenschmaus abgehalten werde und jeder des Weges kommende Reisende zur Theilnahme eingeladen sei. Das Dorf liegt malerisch an einer Berglehne. In seinem aus Fichtenholz aufgeführten reinlichen Tribunal begrüßte uns der „Directorcillo". Auf unser Ersuchen hin führte er uns nach dem Trauerhaus, wo der Schmaus gerade im vollen Gang war. Vor der Wohnhütte kauerten um die Fleischmassen eines frisch geschlachteten Büffels einige zwanzig Igorroten, die Köpfe zweier bereits verspeister Carabaos lagen daneben auf einem Gestell. Der leidtragende Vater der Verstorbenen saß abseits unter einem Schuppen und schaute dumpf vor sich hinbrütend in die Flammen der riesigen brodelnden Kochkessel. Das gekochte Fleisch schien den Männern weniger zu behagen als die rohen Bestandtheile der Lungen, des Magens und der Leber, die mit Salz und Chilipfeffer bestreut verschlungen wurden. Die Weiber (und unter ihnen einige von so feinen Gesichtszügen und so weißer Haut wie jedwede hübsche Europäerin) hockten theils um die Kessel, theils unter dem vorspringenden Dach der Haupthütte; kein lautes Wort ließ sich vernehmen. Wir drückten dem schweigenden Alten die Hand und stiegen auf der Leiter in die Hütte. Ein einziger Raum, nur durch die Thür und eine Fensteröffnung erleuchtet, der Fußboden aus roh behauenen Fichtenbohlen gefügt, die Wände gleichfalls aus Fichtenbrettern gezimmert, das darüber sich erhebende Dach aus Rotanglatten; Kinder, Hunde, Lebensmittel, Haus- und Feldgeräthe in allen Ecken und Winkeln und alles dunkel geschwärzt vom Rauch und Ruß des inmitten des Raumes auf großer Steinplatte glimmenden Kienfeuers.

Unmittelbar hinter der Feuerstätte auf hochbeinigem Stuhlgestell saß der Leichnam, den Kopf aufrecht an die Rücklehne mit zwei gekreuzten Tüchern festgebunden, die Arme auf den Armlehnen liegend, die Füße auf eine vorstehende Leiste gestützt. Der Körper, den die aufwirbelnden Rauchwolken vollständig mumificirt und geschwärzt hatten, war in sein gewöhnliches Gewand, kurzärmeliges Jäckchen aus indigoblauem Baumwollenstoff und gleichfarbigen sarongartigen Rock, gekleidet; Kopf, Unterarme und Füße blieben unbedeckt. Der Gestank in der Hütte nach Vieh, Unrath und faulendem Fleisch war pestilenzialisch; aber doch hielten wir standhaft bis zur fertigen photographischen Aufnahme des merkwürdigen Hausinterieurs aus.

Wenn die letzten Verwandten nicht bald der Verstorbenen Lebewohl sagen, wird wohl selbst den sonst so ausdauernden Igorroten die Geschichte langweilig werden, und die Todte wird unverabschiedet ins Grab sinken. Am ersten zwingt vermuthlich der Wunsch nach Beendigung des Todtenschmauses zur Beerdigung. Fast dauert die Feier einen Monat; Pferde, Schweine, Hunde und drei Carabaos sind bis jetzt mit Unmassen von „Basi" (Reisschnaps) verzehrt, und wäre der Leidtragende nicht einer der reichsten Principes im ganzen Distrikt Benguet, dem es gerade bei dieser Gelegenheit darauf ankommt, seine Größe zu zeigen, er wäre längst ruinirt.

Abends waren wir wieder in La Trinidad.

[1]) Herr Dr. Hans Meyer aus Leipzig, augenblicklich auf einer wissenschaftlichen Reise um die Erde begriffen, hat von August bis November 1882 in Begleitung des Apothekers Au im Norden der Insel Luzon und zwar speciell in den Provinzen Benguet, Lepanto, Abra, Bontoc und Ilocos Sur besonders zu ethnologischen Zwecken Reisen gemacht und dabei Gegenden betreten, die bisher noch kein Europäer besucht hat, dabei auch circa 150 Gegenstände der Igorroten, Guinanen und Tinguianen gesammelt. Seinem sehr frisch und lebenswahr geschriebenen, als Manuskript gedruckten Tagebuche, das uns sein Vater, Herr Verlagsbuchhändler Hermann J. Meyer gütigst zur Verfügung gestellt hat, entnehmen wir das Nachstehende, dem Weiteres folgen soll.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Die internationale afrikanische Gesellschaft in Brüssel bestreitet die ihr zugeschriebenen, Frankreich feindseligen Absichten und erklärt, alle ihre Agenten (also auch Stanley) seien angewiesen, die Gebietserwerbungen Savorgnan de Brazza's am Kongo streng zu respektiren. Brazza ist inzwischen, zum Schiffslieutenant ernannt, am 20. Februar nach Afrika abgereist.

Australien.

— Da Ackerbau in Australien immer ein unsicherer Betrieb ist, so hat man in Süd-Australien schon seit etlichen Jahren hier und dort die Straußzucht eingeführt. Um dieselbe zu heben und allgemeiner zu machen, will jetzt die Regierung an Personen, welche die Straußfarmerei betreiben wollen, Kronland bis zum Umfange von 5000 Acres (20,14 qkm) auf 21 Jahre verpachten, und für den ganzen Zeitraum soll nur eine Rente von 2 sh. 6 d. (2,5 Mark) gezahlt werden. Nach Ablauf der 21 Jahre können die Betreffenden das gepachtete Areal für ein Pfund Sterling per Acre (40,46 Ar) als Eigenthum erstehen, wobei die eingezahlten 2 sh. 6 d. in Abzug gebracht werden.

Inhalt: Gallieni's Erforschungs-Expedition nach dem obern Niger II. (Mit einer Karte und vier Abbildungen.) — Dr. F. W. Paul Lehmann: Schuller und Königstein. — Giacomo Bove über die Feuerländer. — Kürzere Mittheilungen: Dr. Hans Meyer: Ein Leichenfest bei den Igorroten. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Australien. (Schluß der Redaktion 16. Februar 1883.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIII. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Gallieni's Erforschungs-Expedition nach dem obern Niger.

(Nach dem Französischen des Kommandanten Gallieni.)

III.

Das erste Hinderniß, welches sich dem Zuge entgegenstellte, befindet sich gleich vor den Thoren von Medina. Das Senegalthal, hier zwischen zwei Höhenreihen eingeengt, wird von einem ca. 30 m hohen Felsstock, dem Felu-Plateau, vollständig versperrt; dahinter dehnt sich die schöne Logo-Ebene aus. Eine Untersuchung des Felu ist höchst

Tata von Sabusfire.

interessant: man glaubt hier die Spuren eines wirklichen Dammes zu sehen, der ehemals die Gewässer des Senegal aufstaute und einen großen See bildete. Sein Bau entspricht dieser Meinung durchaus: gegen Sabusfire hin senkt sich das Plateau in sanftem, allmählichem Abhang, dessen weite Sandsteinfläche die Spuren der Thätigkeit des verschwundenen Wassers zeigt, und auf dessen Gipfel bizarre Felsblöcke thronen, die der Fluß dorthin gespült und nieder-

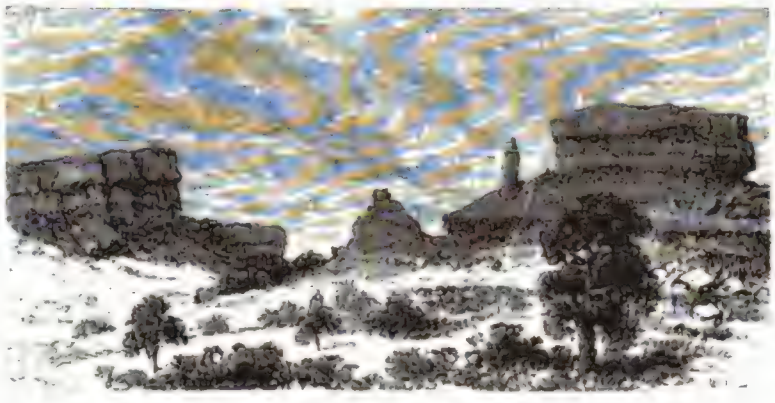
Stoß- und Gleitschwellen (Fig. 1 und 2). Schwellen, die auf der Stoßstelle der Schienen liegen, werden Stoßschwellen genannt. Sie sind in der Regel stärker als die Zwischenschwellen, damit sie den größeren Beanspruchungen widerstehen können. Gleitschwellen sind solche, auf denen die Schienen gleiten können, um Spannungen infolge Temperaturwechsels zu vermeiden.

Fig. 1. Stoßschwelle.

Fig. 2. Gleitschwelle.

Stoßverbindungen (Fig. 3 bis 5). Die Stoßverbindungen dienen zur Verbindung der Schienenenden. Sie müssen so beschaffen sein, daß sie den Schienenstoß in seiner Lage sichern, ihn gegen Durchbiegung widerstandsfähig machen und die Ausdehnung der Schienen durch Wärme gestatten. Die Verbindung kann durch Laschen, Klemmplatten, Schraubenbolzen, Keile, Schienenstühle, Schienenschuhe, Schienenklammern, Schienenstege, Schienenschlösser, Schienenschrauben, Schienenkrallen, Schienenhaken, Schienenbänder, Schienenschellen, Schienenstifte, Schienennägel, Schienenschrauben, Schienenbolzen, Schienenke

Thal und zwingt den Strom einen plötzlichen und ziemlich weiten Bogen zu machen; vorher aber breiten ſich ſeine Fluthen aus und bilden üppig bewaldete Inſeln, während auf ſeinem linken Ufer, dicht um die Hütten des Dorfes, eine kleine Ebene in ſeltener Fruchtbarkeit prangt und unter enormen Wollbäumen den Karawanen angenehme und erfriſchende Lagerplätze gewährt.



Eintritt in das Tinke-Thal.

Ballière hatte ſeinen Weg auf Bukaria zu fortgeſetzt, um die Vertheilung der Lebensmittel mit Zuhilfenahme aller Transportmittel bis nach Bafulabe auszuführen; aber trotz aller Nachforſchungen hatte er nicht ein einziges Laſtthier auftreiben können. So ſah ſich denn Gallieni, als am Tage darauf die ganze Expedition in Bukaria eintraf, vor der traurigen Nothwendigkeit, hier mehrere Tage zu verlieren, wenn nicht andere Anordnungen getroffen würden; aber kurz entſchloſſen, ließ er drei Sektionen hier ihr Gepäck ablegen, um noch am ſelben Abend unter Piétri und Ballière aufzubrechen und 9000 bis 10 000 kg Getreide und andere Lebensmittel nach Bafulabe zu transportiren. Weiterhin ſollte dann Ballière mit den Laſtthieren dieſer Garniſon längs dem Bachoy Vorräthe aufſtapeln, während Piétri dort zurückbleiben und den Uebergang über den Baſing organiſiren ſollte.

Berg Tekubala.

Iſt die Landſchaft um Dingira die ſchönſte, ſo iſt die um Bukaria die großartigſte und an Ueberraſchungen reichſte des Senegal-Thales. Der Lagerplatz lag dicht am Ufer, im Centrum einer weiten Ebene, deren Peripherie ſteil abfallende Sandſteinmauern in den groteskeſten Formen bildeten. Auf dem rechten Ufer der Macha Denez oder Logobakru, ein gigantiſcher Würfel von 4 bis 5 km Flächenlänge; dann der Duley, ein rieſiges, abſolut regelmäßiges Prisma, über dem ſich ein kleiner Hügel erhebt, ſo daß er einer mittelalterlichen Burg mit Thurm und ſteilen Mauern ähnelt, eine Illuſion, die durch breite, Schießſcharten gleichende, Felsſpalten noch erhöht wird; endlich, auf dem linken Ufer, der Felſenkeſſel von Manſonnah mit ſeinen ganz ebenen Plateaus, ſeinen Kegeln mit geometriſchen Kanten, ſeinen ſenkrechten, ſtaunenerregenden Nadeln. Mitten in dieſem Gewirr öffnet ſich das Tinke-Thal, welches nach Bambuk führt und einen natürlichen Weg zum Faleme und zum Gambia darbietet.

Am 26. März wurde Bukaria verlaſſen. Tautain blieb zurück, um das Gepäck zu bewachen, welches die drei Sektionen am Abend vorher niedergelegt hatten und welches ſie nach Erfüllung ihrer Aufgabe wieder abholen ſollten. Der Engpaß von Tekubala zwiſchen zwei hohen Felſenmauern, von denen herab die großen Hundskopfaffen mit langem Gebell grüßten, wurde durchſchritten und der Duley umgangen; gegenüber, auf dem rechten Ufer, ſtreckte der Macha Njan ſeine beiden Zwillingsthürme in die Luft. Immer drückender wird die Hitze, 40 Grad im Schatten machen ein Schlafen unmöglich. Am folgenden Tage windet man ſich durch ein Labyrinth von Terrainſchwierigkeiten jeder Art, um, nach Ueberſchreitung des 50 bis 60 m breiten Baguko durch eine Furt, die ſich mitten im felſigen Strombette durch Sandanſchwemmung gebildet, den berühmten Fall bei Guina zu erreichen. Je nach der Jahreszeit iſt der Anblick dieſes Kataraktes ſehr verſchieden: während der Regenzeit erreicht der Fluß eine Breite von ca. 200 m und

Berg Macha Njan.

ſtürzt ſich in einer Maſſe herab, eine rieſige Waſſer- und Schaumwolke bildend; in der trockenen Zeit iſt das Schauſpiel zwar nicht ſo impoſant, aber viel lieblicher: die Felsblöcke zeigen ihre glatt polirten Flächen, der Strom iſt höchſtens halb ſo breit und ſeine Gewäſſer gleiten durch die Spalten, rieſeln zwiſchen den Felſen, ſteigen in Regenbogengarben auf und fallen wieder in ſilbernen Kaskaden oder in mehreren Abſätzen hintereinander herab, und bieten ſo dem Auge ein entzückendes Geſammtbild.

Nicht in Guina, ſondern erſt gegenüber Fuchara, einem kleinen Dorfe auf einer Flußinſel, wurde das Lager aufgeſchlagen. Die Einwohner werden oft durch Flußpferde beläſtigt und, wenn die Ernte auf dem Halme ſteht, werden die ganze Nacht über die Tamtams gerührt, um die Beſtien abzuwehren.

Am 29. März wurde das Natiaga-Gebiet verlaſſen. Dieſes kleine Land bildet ein Annex zu Logo, mit dem es bei der Affaire von Sabuſſire verbündet war. Heute ſucht es mühſam die Wunden zu heilen, die ihm ein zehnjähriger Krieg geſchlagen; die Dörfer werden wieder aufgebaut, die vor den Chaſſonkes in die Bambuk-Berge geflohenen Einwohner zurückgerufen; aber alles das erfordert viel Zeit, und die Dörfer, welche die Reiſenden berührt hatten, waren in erbärmlichem Zuſtande. Zwei Tage waren nöthig um nach dem Sumpf von Talahari zu gelangen; der Weg durchſchneidet eine wahre Wüſte, in der Trümmerhaufen von

Uebergang über den Baſing.

dereinſt wichtigen, heute im hohen Graſe kaum noch auffindbaren Ortſchaften Zeugniß ablegen. Der lange Train hatte auf dem ſteinigen, kaum gebahnten Pfade, der nach Bafulabe führt, viel Schwierigkeiten zu überwinden, aber ohne Unfall erreichte man das Ziel. Der Bugeda, der Balugo-Fluß, der Gubugo-Paß, der Mumania-Strom, Alles wurde mit Eifer überſchritten und in guter Ordnung kam man an dem Sumpf von Talahari, einer großen, von Seeroſen bedeckten und von enormen Flußpferden bevölkerten ſtehenden Waſſerfläche an. Zum erſten Male kampirte man unter einem großen Karite- oder Butterbaum (Bassia Parkii), deſſen ſpärliches Laub nur unvollkommen die Hitze abhielt. Entweder verſchuldete es dieſer Umſtand oder die Nähe des Sumpfes, daß Gallieni von einem förmlichen Sonnenſtich befallen wurde, der den Dr. Bayol erſchreckte, aber ſchließlich vor 3 bis 4 Doſen Chinin wich. Das Dorf Machina lag ſchon hinter den Reiſenden und der Zug ging am linken Ufer des Baſing entlang, da kam ihnen der Lieutenant Marchi entgegen, um ſie in die Baracken zu führen, die ihnen bis zur Fertigſtellung des Forts zur Behauſung dienten; hier kamen ſie zu fröhlichen Kameraden und gut beſetzter Tafel, eine doppelte Annehmlichkeit, welche die Mühſal der Reiſe bald vergeſſen ließ.

Bafulabe iſt der Zuſammenfluß der beiden Ströme, die den Senegal bilden; der Name ſelbſt bedeutet „Zwei Ströme“. Der wichtigſte, der Baſing oder ſchwarze Fluß, iſt 450 km lang und kommt von Süden her aus den Gebirgen in Futa-Dſchalon. Der zweite, der Bachoy oder weiße Fluß, kommt aus Oſten und fließt im niedrigſten Theile des Senegalbeckens; man kann ſeine Stromrinne als

den kürzeſten natürlichen Weg zwiſchen den franzöſiſchen Niederlaſſungen am obern Senegal und dem Niger betrachten. Bafulabe, circa 130 km von Medina gelegen, war alſo wie von Natur beſtimmt für die erſte der Niederlaſſungen, die bis zum Dſcholiba (Niger) errichtet werden ſollten, ja die Beſetzung dieſes Punktes konnte allein geſtatten, mit den Malinkes oder Bambaras jener Gegenden in Verbindung zu treten. Als Gallieni bei ſeiner erſten Rekognoſcirung am 12. Oktober 1879 in Bafulabe angekommen war, hatte er das Land in einem ſeinen Abſichten ungemein günſtigen Zuſtande angetroffen. Alle Malinke-Häuptlinge des oberen Senegal waren in Aufruhr gegen Amadu und belagerten vereint den Tata von Waliha, eine Tagereiſe aufwärts von Bafulabe. Gallieni ließ ſie zu einer Zuſammenkunft mit ihm bitten, und auf dieſer erklärten ſie, daß die Ankunft der Franzoſen im ganzen Lande mit großer Freude aufgenommen werden würde. Der Gouverneur hatte die Beſetzung des Poſtens thätig betrieben und ſchon zu Anfang Oktober die 50 Mann dorthin dirigirt, welche die Garniſon bilden ſollten; Vorräthe und Materialien waren in Medina aufgekauft worden, die Vorarbeiten gingen raſch von Statten, und als die Expedition eintraf, war bereits eine proviſoriſche Redoute mit Graben und Palliſaden erbaut, ebenſo wie gute, dick mit Stroh bedeckte Kleiberlehmhütten als Kaſernements. Das Terrain war bis auf 300 m im Umkreis abgeholzt, zwei Kanonen aufgefahren und der Platz für eine Negerarmee uneinnehmbar.

Alaſſan.

Die ganze Karawane — außer Vallière, der bereits längs dem Bachoy bis Fangalla Lebensmittel aufſtapelte und den paar Sektionen, die umgekehrt waren um die unter Tautain's Obhut gelaſſene Bagage nachzuholen — war nun auf dem linken Ufer des Baſing vereinigt. Jetzt galt es, ans andere Ufer zu gelangen, was bei der Breite des Fluſſes von 450 m und ſeiner beträchtlichen Tiefe eine mühſelige und zeitraubende Aufgabe geweſen wäre, hätte man die Thiere hinüberſchwimmen laſſen und das Gepäck mit den paar vorhandenen Böten befördern müſſen. Die Eingeborenen verſicherten hartnäckig, weit und breit gäbe es keine Fuhrt; zum Glück jedoch trieb Piétri einen kranken Alten auf, der, um den Preis eines herrlichen blau und rothen Taſchentuches für ſeine Tochter, eine ſolche verrieth. Sofort wurde dieſe abgeſteckt und für die Thiere durch zwei ſchräge Rampen zugänglich gemacht; zwar bockten die Eſel, aber Thiama ergriff einen der am wenigſten ſtörrigen an den Ohren, führte ihn ins Waſſer und ſiehe da — alle anderen folgten ohne ſich zu beſinnen in langer Reihe, ein hochkomiſcher Anblick. Nachdem nun noch am folgenden Tage Tautain mit dem Reſt nachgekommen, befand ſich am 2. April die ganze Expedition auf dem rechten Baſing-Ufer.

Noch verſtärkte man ſich um zwei Mann, die zwar von verſchiedenem Charakter, aber für den Verlauf der Reiſe von gleich großem Nutzen waren. Der erſte war Alaſſan, Dolmetſch von Bafulabe, ein Touconleur, aber nicht allzu ſtrenger Beobachter der Regeln des Koran; ſein breiter, kräftiger Rumpf, ſein viereckiger Kopf, ſein lebhaftes Auge verriethen eine unter den Schwarzen ſeltene Intelligenz. Er erhielt die Stelle Alpha Sega's, der von nun an eine mehr diplomatiſche Verwendung fand. Der zweite war Sambo, ein großer Waſſulunke; trotz ſeiner 2 m und ſeiner furchtbaren Stimme ſeinen Leuten gegenüber war er ein herzensguter Kerl, ſanft, lenkbar und naiv wie ein Kind. Er war früher Artillerieunterofficier geweſen und leitete jetzt die Transporte zwiſchen Medina und Bafulabe; hier wurde er Oberleiter der Maulthiere.

Es war nicht viel Zeit zu verlieren, wollte man vor Anfang der Regenzeit am Dſcholiba ſein. So wurde denn am Nachmittage des 2. April auf Kita zu aufgebrochen, von nun an in unbekanntes Land, wo die Rolle des Forſchers und Diplomaten beginnen ſollte; doch hatte man noch bis Fangalla an Lieutenant Marchi, der die Expedition begleitete, einen kundigen Führer.

Das Nachtquartier ſollte in einer Entfernung von circa 10 km an der Fuhrt Demba-Diube aufgeſchlagen werden. Auf ebenem Terrain ging der Marſch durch dichten Wald am linken Ufer des Bachoy entlang. Aber die Nacht brach eher herein, als die Nachtſtation erreicht war und führte ſo, beim Durchſchreiten eines Marigot mit ſteilen Ufern, einige Unordnung im Train herbei. Was die Verwirrung aber vermehren und die Kolonne für einen Augenblick in die ſchlimmſte Gefahr verſetzen ſollte, war ein Brand, der plötzlich einige 100 m vom Lagerplatze ausbrach, wo die erſten Sektionen ſchon im Begriff waren ſich niederzulaſſen. Man war eben in der trockenen Jahreszeit, d. h. in der Periode, wo die Schwarzen das hohe Gras abbrennen, um ihre künftigen Felder von einer paraſitiſchen Vegetation zu befreien. Es war etwas Wildes in dieſem Schauſpiel von um ſich greifenden Flammen, welche die ganze Atmoſphäre in Gluth ſetzten. Das Gras brannte mit raſender Geſchwindigkeit und entwickelte dabei ein Kniſtern und Praſſeln, welches gewiß auf mehrere Kilometer in der Runde hörbar war. Die Kolonne befand ſich unter dem Winde und es war keine Minute zu verlieren, wollte man nicht in das furchtbarſte Unglück ſtürzen. Schon hatten einige Eſel erſchreckt das Gepäck abgeworfen und ſich in den Wald geflüchtet. Die Neger bewaffneten ſich daher mit großen be-

Afrika (Abbildungen). Die Neger. Ein Negerdorf. Ein Negerhäuptling. Ein Negerkönig. Ein Negerkönig mit seinen Frauen. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen und Palästen. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen und Palästen und Gärten. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen und Palästen und Gärten und Feldern. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen und Palästen und Gärten und Feldern und Wäldern. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen und Palästen und Gärten und Feldern und Wäldern und Flüssen. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen und Palästen und Gärten und Feldern und Wäldern und Flüssen und Seen. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen und Palästen und Gärten und Feldern und Wäldern und Flüssen und Seen und Bergen. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen und Palästen und Gärten und Feldern und Wäldern und Flüssen und Seen und Bergen und Tälern. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen und Palästen und Gärten und Feldern und Wäldern und Flüssen und Seen und Bergen und Tälern und Himmel. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen und Palästen und Gärten und Feldern und Wäldern und Flüssen und Seen und Bergen und Tälern und Himmel und Erde. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen und Palästen und Gärten und Feldern und Wäldern und Flüssen und Seen und Bergen und Tälern und Himmel und Erde und Sonne. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen und Palästen und Gärten und Feldern und Wäldern und Flüssen und Seen und Bergen und Tälern und Himmel und Erde und Sonne und Mond. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen und Palästen und Gärten und Feldern und Wäldern und Flüssen und Seen und Bergen und Tälern und Himmel und Erde und Sonne und Mond und Sternen. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen und Palästen und Gärten und Feldern und Wäldern und Flüssen und Seen und Bergen und Tälern und Himmel und Erde und Sonne und Mond und Sternen und Wolken. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen und Palästen und Gärten und Feldern und Wäldern und Flüssen und Seen und Bergen und Tälern und Himmel und Erde und Sonne und Mond und Sternen und Wolken und Regen. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen und Palästen und Gärten und Feldern und Wäldern und Flüssen und Seen und Bergen und Tälern und Himmel und Erde und Sonne und Mond und Sternen und Wolken und Regen und Schnee. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen und Palästen und Gärten und Feldern und Wäldern und Flüssen und Seen und Bergen und Tälern und Himmel und Erde und Sonne und Mond und Sternen und Wolken und Regen und Schnee und Eis. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen und Palästen und Gärten und Feldern und Wäldern und Flüssen und Seen und Bergen und Tälern und Himmel und Erde und Sonne und Mond und Sternen und Wolken und Regen und Schnee und Eis und Feuer. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen und Palästen und Gärten und Feldern und Wäldern und Flüssen und Seen und Bergen und Tälern und Himmel und Erde und Sonne und Mond und Sternen und Wolken und Regen und Schnee und Eis und Feuer und Wasser. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen und Palästen und Gärten und Feldern und Wäldern und Flüssen und Seen und Bergen und Tälern und Himmel und Erde und Sonne und Mond und Sternen und Wolken und Regen und Schnee und Eis und Feuer und Wasser und Luft. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen und Palästen und Gärten und Feldern und Wäldern und Flüssen und Seen und Bergen und Tälern und Himmel und Erde und Sonne und Mond und Sternen und Wolken und Regen und Schnee und Eis und Feuer und Wasser und Luft und Licht. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen und Palästen und Gärten und Feldern und Wäldern und Flüssen und Seen und Bergen und Tälern und Himmel und Erde und Sonne und Mond und Sternen und Wolken und Regen und Schnee und Eis und Feuer und Wasser und Luft und Licht und Finsternis. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen und Palästen und Gärten und Feldern und Wäldern und Flüssen und Seen und Bergen und Tälern und Himmel und Erde und Sonne und Mond und Sternen und Wolken und Regen und Schnee und Eis und Feuer und Wasser und Luft und Licht und Finsternis und Leben. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen und Palästen und Gärten und Feldern und Wäldern und Flüssen und Seen und Bergen und Tälern und Himmel und Erde und Sonne und Mond und Sternen und Wolken und Regen und Schnee und Eis und Feuer und Wasser und Luft und Licht und Finsternis und Leben und Tod. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen und Palästen und Gärten und Feldern und Wäldern und Flüssen und Seen und Bergen und Tälern und Himmel und Erde und Sonne und Mond und Sternen und Wolken und Regen und Schnee und Eis und Feuer und Wasser und Luft und Licht und Finsternis und Leben und Tod und Ewigkeit. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen und Palästen und Gärten und Feldern und Wäldern und Flüssen und Seen und Bergen und Tälern und Himmel und Erde und Sonne und Mond und Sternen und Wolken und Regen und Schnee und Eis und Feuer und Wasser und Luft und Licht und Finsternis und Leben und Tod und Ewigkeit und Gott. Ein Negerkönig mit seinen Frauen und Kindern und Dienern und Sklaven und Gefangenen und Tieren und Waffen und Schätzen und Palästen und Gärten und Feldern und Wäldern und Flüssen und Seen und Bergen und Tälern und Himmel und Erde und Sonne und Mond und Sternen und Wolken und Regen und Schnee und Eis und Feuer und Wasser und Luft und Licht und Finsternis und Leben und Tod und Ewigkeit und Gott und Amen.

Ein Negerkönig mit seinen Frauen. Weltall-Verlagsanstalt.

Afrika (Völker und Stämme). Die Neger. Die Negerstämme. Die Negervölker. Die Negerrassen. Die Negerkulturen. Die Negersprachen. Die Negerreligionen. Die Negersitten. Die Negergebräuche. Die Negerkleidung. Die Negerwaffen. Die Negerwerkzeuge. Die Negerkunst. Die Negerwissenschaft. Die Negergeschichte. Die Negerzukunft. Die Negerhoffnung. Die Negerliebe. Die Negerehe. Die Negerfamilie. Die Negerkinder. Die Negerjugend. Die Negerschule. Die Negerbildung. Die Negerarbeit. Die Negerwirtschaft. Die Negerhandel. Die Negerindustrie. Die Negerkolonien. Die Negerstaaten. Die Negerregierungen. Die Negerverfassungen. Die Negergesetze. Die Negergerichte. Die Negerpolizei. Die Negerarmee. Die Negerflotte. Die Negerkriege. Die Negerfriedensschlüsse. Die Negerverträge. Die Negerbündnisse. Die Negerfeinde. Die Negerfreunde. Die Negerbrüder. Die Negerschwestern. Die Negereltern. Die Negerkinder. Die Negerenkel. Die Negerurenkel. Die Negerahnen. Die Negerurahnen. Die Negerstammväter. Die Negermütter. Die Negerväter. Die Negersöhne. Die Negertöchter. Die Negerenkelinnen. Die Negerurenkelinnen. Die Negerahninnen. Die Negerurahninnen. Die Negerstammmütter. Die Negerväter. Die Negersöhne. Die Negertöchter. Die Negerenkelinnen. Die Negerurenkelinnen. Die Negerahninnen. Die Negerurahninnen. Die Negerstammmütter.

mittag wurden Bäume gefällt, Felsblöcke aus dem Wege geräumt, Buſchwerk abgehauen und um 8 Uhr Abends war der Weg, in ſo miſerablem Zuſtande er ſich auch immer noch befand, doch ſo weit geſäubert, daß man auf ihm den Weitermarſch wagen konnte.

Gallieni hatte inzwiſchen mit dem Häuptling des Dorfes Diuka-Muſſa, der die Provinz Makadugu kommandirte, unterhandelt und ſo die erſte Rolle als Diplomat gegeben. Dieſe Thätigkeit gehört keineswegs zu den angenehmeren. Die Neger ſind leidenſchaftliche Schwätzer, und die Unterhandlungen in brennender Sonne, mitten in einer lärmenden, ſchmutzigen und zerlumpten Verſammlung haben nichts Erfreuliches. Oft mußte Gallieni ſtundenlang auf die wunderlichſten Fragen antworten und dann Schmeichelreden der Griots über ſich ergehen laſſen, die ihn im größten Ernſt mit Sonne und Mond verglichen und ſeine Intelligenz nicht hoch genug preiſen konnten. Das beſte Mittel, um die Unterhandlungen zu günſtigem Ende zu führen, war ſchließlich immer der Inhalt der Koffer! Bei Diuka-Muſſa ſpeciell hatte es keine große Schwierigkeit, ihn zur Unterzeichnung des Vertrages zu bringen, der ſein Land unter franzöſiſches Protektorat ſtellen ſollte, denn die Nachbarſchaft der Toucouleurs auf dem rechten Ufer hatte ihn ſchon lange den franzöſiſchen Schutz wünſchen laſſen. Ein hübſcher buntſcheckiger Mantel und ein koſtbarer türkiſcher Säbel dienten dazu, den Freundſchaftsvertrag noch feſter zu kitten. Als Gegengeſchenk kamen am Abend zwei nette Ochſen an, die ſofort geſchlachtet wurden und in Begleitung von Tamtam, Raketen und Tanz die erſte friedliche Eroberung auf der Reiſe zum Niger feiern halfen.

Unvermeidlich waren natürlich die Vorſtellungen, die bei den Negern ſtets auf eine Entrevue zwiſchen zwei Häuptlingen folgen. Diuka-Muſſa führte Gallieni ſeine vier Frauen vor, deren bis zum Gürtel nackter Rumpf mit Glasperlenketten, an denen ſilberne Fünffrankenſtücke hingen, geſchmückt war. Um die Hüften hatten ſie einen Schurz aus einheimiſchem Baumwollenſtoff geſchlungen. Dann kam ein Trupp Negerknaben, deren ganzes Koſtüm aus einer Leinwandbinde um den Leib beſtand; es waren dies die Söhne und Neffen des Häuptlings. Unter ſie wurde eine reichliche Portion Farinzucker vertheilt, und es gewährte ein gewiſſes Vergnügen zu ſehen, wie mehrere von ihnen ihn ſchleunigſt mit ihren Müttern theilten.

Gallieni ſetzte Diuka-Muſſa in großes Erſtaunen durch die Ankündigung, daß nächſtens eine Eiſenbahn durch den Engpaß von Beſſo gebaut werden ſollte; da der Dolmetſch den Begriff „Eiſenbahn“ ſchwer überſetzen konnte, ſo erklärte er ihm, daß ein Weg gebaut werden ſollte, auf welchem Dampfſchiffe zu Lande fahren könnten; hier aber zeigten ſeine Blicke, daß er dieſe Worte mit der vollſtändigſten Ungläubigkeit aufnahm.

Die geiſtigen Fähigkeiten der auſtraliſchen Eingeborenen [1]).

I.

Die Eingeborenen Auſtraliens unterſcheiden ſich eben ſo ſehr von einander wie ungebildete Europäer. Aber während dieſe die Anlagen zu höherer Bildung in ſtarkem Maße beſitzen, fehlen ſie beim Auſtralneger faſt gänzlich. Begabt mit ſcharfen Sinnen, lebhaftem Faſſungsvermögen und überraſchender Frühreife bleibt er in ſeiner Entwickelung plötzlich an dem Punkte ſtehen, von welchem er zu einer vollkommenen Aenderung ſeiner Geiſtesart fortſchreiten müßte.

Kommt der erwachſene Eingeborene in Berührung mit den Weißen, ſo lernt er die engliſche Sprache ſchnell und leicht, auch die Worte, welche offenbar ſeiner Zunge unbequem auszuſprechen ſind; ſind ſie aber allzu hart oder kommen Sibilanten darin vor, ſo formt er ſie um. Im Satzbau hält er ſich ſtreng an die Grammatik ſeiner eigenen Sprache. Die Kinder der Schwarzen lernen in der Schule ſehr ſchnell und ſtehen in Faſſungsvermögen, Gedächtnißkraft und Unterſcheidungsgabe, um nicht zu viel zu ſagen, den Kindern in Europa mindeſtens gleich. Der Miſſionar Hagenauer, ein Mann von viel Talent, welcher die Aufſicht über die Eingeborenen-Station am Lake Wellington führt, berichtet, daß nach den Reſultaten der Prüfungen, welche durch die Bezirks-Schulinſpektoren angeſtellt werden, die bei ihm unterrichteten eingeborenen Schüler den weißen ganz gleich ſtehen. Er konſtatirt in ſeinem letzten Berichte, daß die ganze fünfte Klaſſe ſeiner Schule das Normalexamen, welches für Schüler in Staatsſchulen angeordnet iſt, beſtanden und demgemäß Zeugniſſe erhalten habe. Ob die Schwarzen aber in ihrer weitern Ausbildung gleichen Schritt halten werden mit ihrer körperlichen Reife, das iſt eine andere Frage. Geſchieht dies nicht, unter der Obhut eines Lehrers, der ſich aus reiner Menſchenliebe der Aufgabe gewidmet hat, die Lage der Eingeborenen zu verbeſſern, ſo kann man wohl mit Recht annehmen, daß die ſonſt herrſchende Meinung über die geiſtigen Anlagen der Auſtralier richtig iſt.

Die folgende Geſchichte eines jungen Eingeborenen, wie ſie ſich in den Berichten der Geſellſchaft für Schutz der Eingeborenen findet, gleicht in mancher Hinſicht den Aufzeichnungen über Verſuche, welche anderwärts zur Erziehung und Civiliſirung von Eingeborenen gemacht worden ſind. Dieſelbe lautet folgendermaßen: „Thomas Bungeleen zeigt alle Merkmale des reinen Auſtraliers und iſt in ſeinen geiſtigen Fähigkeiten und Anlagen ſowie im Charakter ein echter Typus ſeiner Raſſe. Bevor die Geſellſchaft ſich ſeiner annahm, war der Verſuch gemacht worden ihn zeichnen zu lehren; auch hatte Bungeleen gelegentlich beim Kopiren von Briefen und in anderen Schreiberdienſten Beſchäftigung gefunden. Aber alle die Leute, welche ein freundſchaftliches Intereſſe an ſeinem Fortkommen nahmen und ihm etwas beizubringen ſich bemüht hatten, ſtimmten in der Verſicherung überein, daß ſein Mangel an Geiſtesanſtrengung eine weitere Vervollkommnung nicht erhoffen laſſe. Man hatte gefunden, daß er träge war, und daß ihm alles das fehlte, was einen Europäer zum Streben antreibt. Er wurde daher vor die Geſellſchaft gebracht und auf ſeine Fähigkeiten

---

[1]) Nach dem zu Melbourne erſchienenen zweibändigen Werke: The Aborigines of Victoria, with notes relating to the habits of the natives of other parts of Australia and Tasmania. Compiled from various sources for the governement of Victoria by R. Smyth (London, Trübner). Es iſt dies die wichtigſte Quelle zur Ethnographie der Auſtralier.

geprüft. Es zeigte ſich, daß er einigen Unterricht genoſſen hatte. Er konnte mit Leichtigkeit leſen, deutlich ſchreiben und ſchien einige Kenntniſſe in der Arithmetik zu beſitzen. Er benahm ſich gelaſſen und ohne Verlegenheit; auf jede Frage antwortete er ruhig und ſchnell. Es ſchien ſich daher in dieſem Falle der Geſellſchaft eine günſtige Gelegenheit zu bieten, der Welt zu beweiſen, daß die Eingeborenen Auſtraliens auf niedriger Stufe ſtehen mehr in Folge ihrer Lebensweiſe als wegen Mangels an geiſtigen Fähigkeiten, und obwohl der junge Menſch nur Durchſchnittsanlagen zeigte, glaubte man doch, er werde bei ſorgfältiger Erziehung und gutem Unterrichte dereinſt ein nützliches Glied der Geſellſchaft werden nnd beſonders im Verkehr mit der eingeborenen Raſſe von großem Nutzen ſein. Man ſuchte alſo um ſeine Zulaſſung zu der Lateinſchule in der St. Kilda-Straße (Melbourne) nach; dieſe wurde aber verweigert. Bungeleen wurde nun der Obhut eines Lehrers am Fitzroy-Platze, eines Herrn Doig, anvertraut, der ſich ſeiner ſehr freundlich annahm. Aber ſchon eine kurze Erfahrung lehrte, daß gewöhnliche Zwangsmaßregeln nicht im Stande waren, Bungeleen an Fleiß und Gehorſam zu gewöhnen, und die Geſellſchaft ſah ſich zu ihrem großen Leidweſen genöthigt, alle weiter gehenden Pläne aufzugeben. Nachdem der Knabe noch kurze Zeit unter der Aufſicht eines Herrn Thomas geſtanden hatte, wurde er auf das Schiff „Victoria“ gebracht, wo er hoffentlich unter Kapitän Norman die Obliegenheiten eines Seemanns lernen wird.

Einem Eingeborenen, welchem doch noch manches von ſeiner frühern Wildheit anhaftet, mag er noch ſo gute natürliche Anlagen haben, Erziehung und Bildung beizubringen, hat ſehr große Schwierigkeiten. Gerade die Leute, welche nach Erziehung und Charakter am geeignetſten erſcheinen, einen Eingeborenen zu belehren und zu beaufſichtigen, haben am wenigſten Luſt ein ſolches Amt auf ſich zu nehmen, und die Zucht einer gewöhnlichen Schule dürfte nicht im Stande ſein einen Wilden zu beſſern, ſelbſt wenn er dazu gebracht würde, ſie regelmäßig zu beſuchen. Bungeleen's Geiſt kann durch geeignete Behandlung noch ſo gezogen werden, daß er einer höhern Bildung fähig wird, und wenn er ſich Gehorſam und Fleiß aneignet, erreicht er auch ſicherlich noch dieſes Ziel. Dennoch muß man die Eingeborenen überhaupt als vergnügungsſüchtig bezeichnen; Arbeit nnd Beſchränkung irgend welcher Art lieben ſie nicht. Von glücklicher, heiterer und freundlicher Natur, wie ſie ſind, können ſie wohl kaum dauernde Anſtrengung ertragen, wie ſie zur Erwerbung der Kenntniſſe, welche man im civiliſirten Leben braucht, unumgänglich nothwendig iſt.“

In einem ſpätern Berichte, dem für 1862, meldet die Geſellſchaft das Nachſtehende über Bungeleen: „Dieſer junge Eingeborene, für deſſen zukünftige Laufbahn man einmal große Hoffnungen hegte, befand ſich einige Zeit auf dem Schiff „Victoria“ unter Aufſicht des Kapitäns Norman. Er hat die Reiſe nach Carpentaria mitgemacht und ſeit dem Tage, wo er an Bord kam, immer auf dem Schiffe gelebt, einen oder zwei kurze Beſuche zu Melbourne abgerechnet. Die Geſellſchaft bedauert, berichten zu müſſen, daß ſeine Führung ſehr wenig zufriedenſtellend iſt. Er erfüllt ebenſowenig die Pflichten eines Matroſen, wie er ſich zu Lande brauchbar zeigt. Wenn in Folge ſehr ſchlechten Verhaltens die Anwendung von Strafe nöthig wurde, ſo trug er, wie Kapitän Norman verſichert, ſtupide Unempfindlichkeit zur Schau. Er trotzte, und mochte die Strafe noch ſo empfindlich ſein, ſie bewirkte keine Beſſerung. Iſt dieſer Charakterzug mit anderen guten Fähigkeiten verbunden, ſo kann er nicht das Zeichen eines niedern geiſtigen Standpunktes ſein; aber in dieſem Falle *fehlt der Ehrgeiz, der perſönliche Stolz*, der Wunſch, ſich geachtet zu ſehen, Eigenſchaften, ohne welche ein geiſtiger Fortſchritt nicht möglich iſt. Thomas Bungeleen's ſchlechte Aufführung an der Küſte führte zu Beſchwerden, welche vor Kapitän Norman kamen. Da es in Folge deſſen nothwendig wurde, Bungeleen von der „Victoria“ zu entfernen, ſo iſt die Geſellſchaft jetzt in ſchwerer Sorge darüber, was nun mit ihm geſchehen ſoll. Doch wird dieſer Fall nicht eher als hoffnungslos betrachtet werden, als bis jedes Mittel, den jungen Mann zu erziehen, fehlgeſchlagen iſt.“

Im Bericht für 1864 heißt es „daß Thomas Bungeleen unter Aufſicht des Geſellſchafts-Sekretärs ſteht und mit Nutzen im Bureau verwendet wird. Er ſchreibt ſehr gut, befolgt aufmerkſam die ihm gegebenen Befehle und macht ſchöne Fortſchritte im Lernen. Er hat einige Kenntniſſe in der Arithmetik und gewinnt allmählich auch Verſtändniß für den Gebrauch mathematiſcher Inſtrumente. Schon kann er nach einfachen Notizen geometriſche Aufnahmen machen und Pläne erträglich zeichnen. Was er fertig gebracht hat, ſcheint ihm Freude zu machen. An Bord der „Victoria“ war er zwar ſehr ſtörriſch, doch ſcheint die ſtrenge Zucht auf dem Schiffe ſehr wohlthätig für ihn geweſen zu ſein. Zwar hat ſeine Gemüthsart noch manches Eigenthümliche, doch iſt er nicht mehr ſo heftig wie früher. So kann man jetzt einige Hoffnung hegen, daß er ein geordnetes, ehrbares Leben führen wird. Es wird eifrig dafür Sorge getragen, daß ihm nützliche Kenntniſſe beigebracht werden und er die Fähigkeit erhält, eine höhere Stellung einzunehmen, als bisher einem Eingeborenen von Auſtralien möglich geweſen iſt.“

Bungeleen ſtarb 1865. Wir leſen: „Thomas Bungeleen, ein Eingeborener, welcher einige Monate in unſerm Bureau zu Melbourne beſchäftigt wurde und Proben einigen Talentes ablegte, iſt todt. Man hoffte einmal, er werde ein nützliches Glied der menſchlichen Geſellſchaft werden; aber ſei es, daß die Fehler ſeiner früheſten Erziehung daran Schuld trugen, oder auch angeborene Neigung zum Böſen, er wurde in der Schreibſtube bald ebenſo ſtörriſch, wie er ſich an Bord der „Victoria“ gezeigt hatte. Er ſtarb an gaſtriſchem Fieber im Hauſe des Herrn Hinkins, Moonee Ponds, am 3. Januar 1865.“

Eine weitere Illuſtration bietet folgende Geſchichte: „Der Gouverneur Phillip, erzählt Bennet, nahm zwei vielverſprechende junge Leute dieſer unglücklichen Raſſe mit ſich nach England. Es waren zwei unzertrennliche Freunde, Bennilong und Yemmerawannie mit Namen. Im Umgange mit dem Gouverneur hatten ſie die Sitten des civiliſirten Lebens kennen gelernt und beſaßen beide viel Lebensart. Der eine von ihnen ſtarb in England, der andere aber kehrte in die Kolonie zurück. Dieſer wurde während ſeines Aufenthaltes in London Georg III. vorgeſtellt und war bei den bedeutendſten Männern der damaligen Zeit eingeführt. Die geſellſchaftlichen Formen eignete er ſich mit merkwürdiger Leichtigkeit an und benahm ſich bei jeder Gelegenheit mit Anſtand und Sicherheit. Bald nach ſeiner Heimkehr aber legte er ſeine guten Kleider und die beengenden Sitten der Civiliſation ab, als wenn ſie für ihn unſchicklich und unangenehm wären, und kehrte trotz allen Zuredens zu ſeiner alten Lebensweiſe und ſeinen alten Gewohnheiten zurück.“

Der auſtraliſche Eingeborene liebt kleine Kinder. Dem auserwählten Gefährten bewahrt er treue Freundſchaft; er zeigt außerordentlich hohe Achtung vor alten Leuten und dient willig ihren Bedürfniſſen. Oft genug giebt er auch Beweiſe von inniger Liebe zu einem Weibe. Bei Gelegenheit bewährt er ſich als äußerſt muthig; er iſt gaſtfrei und

weiß Großmuth zu üben, auch wenn er dabei auf eine harte Probe geſtellt wird. Aber er kann ebenſo grauſam, verrätheriſch, gemein und feig ſein. Einmal beſchämt er ſogar den Weißen, ein ander Mal iſt er ſo hinterliſtig wie ein Fuchs und ſo wild wie ein Tiger. Manche Stämme und Familien ſcheinen aller guten Eigenſchaften baar zu ſein, und wieder andere zeigen bei jeder Gelegenheit Ehrenhaftigkeit, Treue, Tapferkeit und Großmuth.

Das Verhalten der Eingeborenen von Victoria, welche den verlaſſenen Buckley auffanden, und die Freundlichkeit, mit welcher ſie ihn während ſeines 30jährigen Verbleibens behandelten, die außerordentliche Freundſchaft, welche dem ſchiffbrüchigen Seemann Murrell erwieſen wurde, der länger als 17 Jahre unter den Schwarzen von Queensland lebte, ihr Benehmen gegen Thomas Pamphlet, die Gaſtfreundſchaft, welche King bei den Eingeborenen am Cooper's Creek fand, die mannigfaltigen Beweiſe von Anhänglichkeit und Dankbarkeit, welche Anſiedler und Forſcher für erwieſene Wohlthaten erhielten — ſind wohl hinreichend, die Behauptung zu rechtfertigen, daß alle die edleren Gefühle, worauf wir Weißen ſtolz ſind, auch in der Bruſt des Wilden leben.

Obwohl die Reiſenden durch den Knall ihrer Gewehre, welche ſie von Zeit zu Zeit über den Köpfen der Eingeborenen abſchoſſen, um ihnen das Wegtragen ihrer Vorräthe zu verleiden, denſelben einen nicht geringen Schreck einjagten, waren ſie dennoch freundlich und zuvorkommend gegen King. Er ſagt in ſeiner Reiſebeſchreibung: „An demſelben Tage kam eine Frau zu mir, mit welcher ich meine Mahlzeit getheilt hatte, und gab mir etwas Nardusamen, indem ſie ſagte, ſie wollte wir gern mehr geben, aber ſie hätte einen ſo ſchlimmen Arm, daß ſie nicht viel arbeiten könnte. Sie zeigte mir ein Geſchwür an ihrem Arm, und dabei kam mir der Gedanke, die Wunde mit warmem Waſſer und einem Schwamme auszuwaſchen. Während ich dies that, ſaß der ganze Stamm leiſe ſich unterhaltend um uns herum. Der Mann meiner Patientin ſetzte ſich neben ſie; ſie ſelbſt weinte in einem fort. Nachdem ich den Schaden gereinigt hatte, betupfte ich ihn mit etwas ſalpeterſaurem Silber. Da ſtieß das Weib ein gellendes Geſchrei aus und lief mit dem Rufe: mokow! mokow! (Feuer! Feuer!) davon. Von der Zeit an aber brachte ſie oder ihr Mann mir jeden Morgen eine kleine Quantität Nardu, und wenn der Stamm zum Fiſchen ging, machten ſie mich darauf aufmerkſam, ſo daß ich mich anſchließen konnte. Auch unterſtützten ſie mich beim Bau meiner Hütte oder bei der Anfertigung eines Windſchirmes, ſo oft wir die Lagerſtelle wechſelten. Ich ſchoß dann gewöhnlich eine Krähe oder einen Habicht und vergalt ihnen damit ihre Dienſte. Alle vier oder fünf Tage kam der ganze Stamm zu mir und frug mich, ob ich den Fluß hinauf- oder hinabzugehen wünſchte. Ich machte ihnen endlich verſtändlich, daß ich ihnen ebenſogut ſtromaufwärts wie ſtromabwärts folgen würde, und ſeitdem ſchienen ſie mich als einen der Ihrigen zu betrachten und verſorgten mich regelmäßig mit Fiſchen oder Nardu."

Ganz anders werden die Bewohner derſelben Gegend von Gaſon beſchrieben: „Ich glaube nicht," ſagt er, „daß es eine hinterliſtigere Raſſe giebt. Sie ſaugen den Verrath mit der Muttermilch ein und üben ihn bis zum Tode, ohne ſich dabei eines Unrechts bewußt zu ſein. Dankbarkeit iſt ihnen eine unbekannte Tugend; wie freundlich und edel man ſich auch gegen ſie erweiſt, man kann ſich nie ihrer Zuneigung für verſichert halten. Und dies müſſen nicht etwa bloß Fremde, nein, auch ihre Stammesgenoſſen erfahren. Wegen einer Kleinigkeit können dieſe Schwarzen ihrem beſten Freunde das Leben nehmen. Daher herrſcht auch unter ihnen immer Feindſchaft und Mißtrauen, während der Haß gegen den weißen Mann nur durch Furcht in Schranken gehalten wird. In dem einen Augenblicke lachen ſie ihrem Opfer noch freundlich ins Geſicht, im andern verſetzen ſie ihm ohne Gewiſſensbiſſe den Todesſtreich. Nur Furcht kann ſie zu Freundlichkeit zwingen. Wären die erſten Anſiedler nicht ſo energiſch und feſt aufgetreten, ſie würden nie die Erlaubniß erhalten haben, Land zu bebauen. Der Stamm iſt ſtark, und wenn er ſeine eigene Macht kennte, ein Fall, deſſen Eintreten allerdings zu befürchten iſt, ſo wäre es für die jetzigen weißen Anſiedler unmöglich ihn niederzuhalten, ja ſie könnten auch nicht einen einzigen Tag ihre Beſitzungen behaupten. Am Lügen ſcheinen dieſe Eingeborenen ein beſonderes Vergnügen zu finden, beſonders wenn ſie denken, daß dem Zuhörer angenehm iſt was ſie ſagen. Wenn man irgend eine Frage an ſie richtet, muß man ſchon darauf gefaßt ſein, belogen zu werden, als ob das ganz natürlich wäre. So belügen ſie aber nicht bloß die Weißen, nein, ſie hintergehen ſich auch einander und ſcheinen darin gar nichts Schlechtes zu ſehen. Was ich aber auch immer von ihrem hinterliſtigen Weſen erzählt habe und wie paradox es auch klingen mag, drei große Tugenden beſitzen dieſe Wilden doch, nämlich Gaſtfreundſchaft, Ehrfurcht vor dem Alter und Liebe zu Kindern und Eltern."

Dr. Hans Meyer's Reiſen im nördlichen Luzon. (Philippinen.)

(Auszüge aus ſeinem als Manuſkript gedruckten Tagebuche.)

I.

Am Mittag des 16. Auguſt 1882 ging in Manila Dr. Hans Meyer in Begleitung ſeines dort engagirten Reiſegefährten Herrn Au, eines jungen deutſchen Apothekers, der bereits den Norden der Inſel Luzon bereiſt hatte und perfekt ſpaniſch ſpricht, an Bord des Küſtenfahrers „Jorge Juan" und landete am Vormittage des 18. bei San Fernando, der aus 40 bis 50 Bambushütten beſtehenden Hauptſtadt der Provinz La Union, um von dort oſtwärts in den Diſtrikt Benguet vorzudringen. Zunächſt fuhren ſie längs der Küſte ſüdwärts bis Aringay und traten von da am 20. den überaus beſchwerlichen Marſch über die bis 1250 m anſteigenden Berge nach La Trinidad an, gleichfalls einer Diſtriktshauptſtadt (von Benguet), welche ſich aus vier einzelnen Hüttengruppen (Rancherias) zuſammenſetzt. Ihr Gepäck wurde von 18 igorrotiſchen Trägern geſchleppt — die Diſtrikte Benguet und das nördlich davon gelegene Lepanto ſind nach Blumentritt's ethnographiſcher Karte ausſchließlich von Igorroten bewohnt. Dann ging es hinüber über die Waſſerſcheide in das Thal des Rio Agno (mündet in die Bai von Lingayen) und nach

Ambuclao. Als einziges lebendes Weſen begegnete ihnen auf dem 8½ſtündigen Marſche ein eingeborener Poſtbote, der von Ambuclao ein amtliches Schreiben nach La Trinidad beförderte; der Brief war in einen geſpaltenen Bambuſtab eingeklemmt, und obſchon er die Bemerkung „urgente“ (eilig) trug, nahm ſich der nackte Briefträger doch Zeit, in Muße am Frühſtück von Dr. Meyer's Trägern theilzunehmen und ſie wegweiſend eine weite Strecke zurückzugeleiten. In der Nähe von Igorrotenniederlaſſungen (Rancherias) fanden ſie den Wald durch den Holzverbrauch und durch Niederbrennung für die Gewinnung von Feldboden (Brennwirthſchaft) ſo ſtark gelichtet, daß in der Regenzeit vielfach Erdrutſche von ungeheueren Dimenſionen entſtehen. Sie und die ziemlich ſchnell eintretende Unfruchtbarkeit des gerodeten Bodens veranlaſſen dann gemeinſam mit dem damit Hand in Hand gehenden Mangel an Brenn- und Bauholz die Igorroten zum periodiſchen Wechſel ihrer Siedelungen. Sie paſſirten mehrere Stellen, wo noch Spuren von Hofumwallungen und Feldterraſſen die ehemalige Exiſtenz von Rancherien bekundeten, welche heute meilenweit entfernt, gewöhnlich aber unter dem alten Namen zu finden ſind. Die Genauigkeit der Croquiskarten kann darum in dieſer Hinſicht nie von langer Dauer ſein. Anders iſt es mit den größeren Dörfern. Sie wirthſchaften geordneter und haben namentlich an Stelle der verwüſtenden Brennwirthſchaft eine an den Ort gebundene Wechſelbeſtellung treten laſſen.

Von Ambuclao aus ſtiegen die Reiſenden das Thal des Rio Agno nach Norden hinauf; von da ab wird das Gebiet ſo ſelten von Europäern betreten, daß die wenigen in ihren Feldern arbeitenden Igorroten von Kalu und Magangan bei ihrem Erſcheinen in voller Flucht davon liefen. Der 31. Auguſt brachte ſie über die Rancheria Lutab nach Cabayan. Beide Orte haben ein von den bisher beſuchten Rancherien weſentlich verſchiedenes Ausſehen. Die durchweg aus Fichtenbalken und -Brettern erbauten Hütten ſind mit Wällen von übereinander geſetzten Steinen umfriedet, die in Terraſſen aufſteigenden Reisfelder mit faſt javaniſcher Sorgfalt angelegt, die Berieſelung iſt durch Gräben und ausgehöhlte Baumſtämme gut geregelt, auf den abgeholzten Matten weiden neben den dickbäuchigen Carabaos ſchlanke, kleine Pferde und glatte, unſerm europäiſchen Vieh gleiche Rinder; die Hütten ſind im Innern wohnlicher, der Hausrath reicher und die Igorroten, Männer und Weiber, größer und muskulöſer als weiter unten nach La Trinidad hin.

Da der erſte Tag des September Regen brachte, ſo blieben die Reiſenden in Cabayan, kauften ethnographiſche Gegenſtände, photographirten, zeichneten und ſetzten ſich Nachts heimlich in den Beſitz einiger Igorroten-Schädel. Am 2. September reiſten ſie bei fortdauerdem Regen bis Bugias, welches im ganzen Diſtrikt einen Ruf wegen ſeiner Eiſenſchmiede hat. „Aber die Leute, die ihre Kunſt als Geheimniß bewahren, ſind bisher noch von keinem Reiſenden zu bewegen geweſen, einen Einblick in ihr Schmiedehandwerk zu geſtatten. Mir gelang es nach vielem Zureden und Verſprechen. Sie führten uns nach einem Hügel abſeits von der Rancheria, wo unter einem Schilfdach Schmiede bei der Arbeit waren. Nebeneinander in den Boden gerammt ſtehen zwei circa 1 m hohe ausgehöhlte Baumſtämme, in die unten unmittelbar über dem Erdboden je ein Loch gebohrt iſt, groß genug, daß zwei Bambusrohre hineingefügt werden können, die ihrerſeits nach einem ebenfalls auf der Erde liegenden Thonrohr konvergiren und durch dieſes das nöthige Gebläſe dem Kohlenfeuer zuführen, das vor der anderen Oeffnung des Thonrohres brennt. Das Gebläſe wird durch zwei Holzſcheiben hervorgebracht, die, des dichteren Schluſſes wegen mit Federn gefüttert, in die beiden Baumſtämme eingelaſſen ſind und an zwei Stäben als Handhaben von einem Igorroten abwechſelnd auf und ab bewegt werden wie die Stempel zweier Dampfcylinder. Das Gußeiſen, das ſie weiter oben in den Bergen angeblich durch denſelben Mechanismus aus dem dortigen Erz gewinnen, verwandeln ſie hier durch nichts als auf einander folgendes Glühen, Schmieden und Kühlen in Schmiedeeiſen, und dies verarbeiten ſie durch Schmieden auf Quarzſteinblöcken mit Hämmern aus Baſalt zu Waffen und Geräthen. Die Schmiede ſind das erſte mir bisher vorkommende Beiſpiel einer eigentlichen Handwerkerklaſſe unter den Igorroten.“

Zwei Tage ſpäter überſchritten ſie die Grenze des Diſtrikts Benguet und kletterten ſteil hinab zu der durch ihre igorrotiſchen Goldwäſchereien bekannten Rancheria Suyuc, welche bereits zum Diſtrikte Lepanto gehört. Hier iſt der Uebergang zu einem etwas anders gearteten Igorrotenſtamm ſchon an der Bauart der Hütten bemerklich. „Ein ſehr dicht geflochtener Zaun aus Schilfrohr umhegt die Hütte ſo dicht, daß man außer dem Giebel des tief zur Erde herabreichenden Daches von außen nichts von der Wohnſtatt erblicken kann. Die Igorroten ſelbſt ſind ſchmächtiger und kleiner als die aus dem Benguetdiſtrikt, haben aber dieſelbe Tracht und mit geringen Abweichungen dieſelben Sitten wie jene; erſt weiter im Innern von Lepanto ſollen die Gebräuche mehr differiren. Neu war mir hier ein Grabmal, wie ich es in Benguet nirgends geſehen. Auf der Spitze des kahlen Berges von Suyuc ſteht eine aus unbehauenen Steinen aufgethürmte Pyramide, die im hohlen Innern die Leichen zweier Principes birgt. „Luddut“ nennen die Igorroten ſolche Grabmäler, und ſie werden nur den Beſten des Dorfes errichtet. Das dort oben hat einen beſonders bevorzugten Stand; vor ihm öffnet ſich das viele Meilen weite und lange Thal von Lepanto, links hebt der breite Monte Malupo ſeine zackigen Gipfel empor, rechts thront der mächtige, finſtere Monte Datá, und zahlreiche Rancherien, darunter Mancayan und Cayan, blinken von den Höhen.“

In Mancayan, wo mächtige Kupferminen in unglaublich liederlicher Weiſe von einem Dutzend Igorroten und Chineſen bearbeitet werden, trafen ſie am Abend des 5. September ein, verweilten dort zwei Tage und erreichten am 8. nach 8½ ſtündigem ſehr beſchwerlichen Marſche Banaáo, eine intereſſante Anſiedelung. „Erſtens einmal liegt es am Fuße des ſchützenden Monte Datá, abweichend von den bisher beſuchten Rancherien, ganz im Grünen; Bananen, Gujavoſträucher, Bambusbüſche (die hier auf der Höhe von 1195 m wieder erſcheinen) und anderes Geſtrüpp umlagert Hütte um Hütte; dann iſt der Bezirk jedes Wohnplatzes außer durch einen Steinwall noch durch einen auf letztern geſetzten Zaun abgegrenzt, was ſo einem Hofe faſt das Ausſehen einer Schanze giebt, und endlich verſtehen ſich die hieſigen Igorroten vortrefflich auf Anfertigung von Baumwollgeweben, originellen Stein- und Zahnſchmucken und theilweiſe auch auf Schnitzerei von Holzfiguren. Ihre Tracht unterſcheidet ſich nicht ſehr von derjenigen der Benguetleute; die Männer ſchlagen ſich die viereckige Decke um, die Weiber tragen das kurze, vorn halb offene Baumwolljäckchen mit kurzen Aermeln und um die Hüften den ſarongartigen „Edéng“; auf dem Kopf haben beide Geſchlechter entweder ein ſchmales Turbantuch oder den ilocaniſchen Sonnenhut, um den Hals, im Ohrläppchen und um Fuß- und Handgelenke Ketten aus Meſſing, Steinen, Flechtwerk und Meſſingringe und die Weiber im Haar Ketten aus Perlen, Pflanzenſamen, Holzſtückchen, Kupfer-

ringen u. dergl. Die Tätowirung zeigt dagegen ganz neue Formen. Zwar ſind es vorwiegend auch hier Kombinationen von geraden und krummen Linien, aber die Muſter erſtrecken ſich oft über den ganzen Körper und haben insbeſondere regelmäßig auf der Bruſt und dem Rücken eine Geſtaltung, die ganz nach einem geſtreiften Matroſenhemd oder, wenn man will, nach einem Schuppenpanzer ausſieht. Mir fiel es auf, daß ich nur bei älteren Männern (die Weiber tätowiren nie mehr als die Arme) ſolche vollſtändige Tätowirung vorfand. In den „pacificirten" Rancherien ſcheint die jüngere Generation der alten Sitte untreu werden zu wollen. Wenigſtens begnügt ſich in Banaáo die Mehrzahl der jungen Männer mit ein wenig Armtätowirung, einem ſpiral- oder kreisförmigen Sonnenbild auf dem Handrücken und einer Reihe paralleler Ringe um die Wade, welch letztere dann täuſchend wie mit einem Tiroler Knieſtrumpf bekleidet ausſieht. Als Waffen ſind hölzerne längliche Schilde und kurze Lanzen mit Eiſen- oder Bambuſpitzen im Gebrauch; ein einſchneidiger Bolo oder zweiſchneidiges Waldmeſſer von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fuß Länge trägt Jedermann in der Schambinde über der Hüfte. Bogen und Pfeile fand ich weder in Benguet noch hier."

Die ganz nahe gelegene Rancheria Cagubátan, wo Dr. Meyer vom 11. bis 13. September verweilte, iſt intereſſant wegen eines Baches, der von den Bewohnern beſonders in Ehren gehalten wird, weil er eine große Menge heiliger Aale enthält, die den dortigen Igorroten als Verkörperung ihrer Anitos (Ahnen) gelten. Wie dieſer ſonderbare Glaube entſtanden iſt, weiß Dr. Meyer nicht. Die Igorroten ſelbſt haben darüber keine klare Vorſtellung; jedenfalls aber bleibt dieſer Zug eines Glaubens an eine Art Seelenwanderung um ſo merkwürdiger, als er vereinzelt iſt.

Die Beſteigung des Monte Datá. „Der Monte Datá, der höchſte Gebirgsſtock der Provinz Lepanto, jener mächtige Wall, der gen Oſten die Provinz nach den unabhängigen Gebieten Sapao, Sagut und Quinga abgrenzt, iſt bis jetzt noch von keinem Europäer erſtiegen worden. Sorgfältige Erkundigungen belehrten mich, daß die Beſteigung an zwei Punkten wohl möglich ſei, daß dort ſogar Igorrotenpfade exiſtirten, deren einer zu der auf dem Hochplateau liegenden Rancheria Luput führe, während der andere von Igorroten Suyucs und Lipatans betreten werde, welche, in gerader Linie über das Gebirge herüberkommend, die Thäler von Miligan Leſſep beſuchen. Auch ſprach man von einem See, der ſich auf der Höhe befinde, was mir wegen der ſcharf abgeſtumpften Form des Berges, die ihm von Weſten aus faſt das Ausſehen des kapländiſchen Tafelberges giebt (obſchon ich letztern nur aus Abbildungen kenne), und wegen der zahlreichen großen Waſſerfälle, die unmittelbar über den oberſten Rand des Berges herabſtürzen, nicht unwahrſcheinlich war. Einige munkelten, daß der See dort oben mit demjenigen am Fuße des Berges bei Cagubátan in unterirdiſcher Verbindung ſtehe und zwar in ſofern, als behauene Balken, die oben hineingeworfen worden, unten wieder zum Vorſchein gekommen ſeien, und andere Abenteuerlichkeiten mehr; kurzum, mir ſchien die Beſteigung der Mühe werth; ich ſchickte meinen Muchacho Fernando mit dem zu ſolcher Exkurſion nicht abſolut nothwendigen Gepäck nach Cayan voraus, wohin wir in einigen Tagen nachkommen wollten, und machte mich in Begleitung von Herrn Au mit einigen Igorroten auf den Weg.

Der Berg ſteigt in drei Stufen empor; auf jeder liegt eine Rancheria, auf der oberſten, dem Hochplateau, der kleine Rancho Luput. Dieſer war unſer Ziel. Die Abhänge, an denen der Pfad emporklettert, ſind ſo ſteil, daß die beſtändigen Abrutſche, wenigſtens am untern Theil des Berges, keine Vegetation außer Cogongras aufkommen laſſen. Von Cagubátan aus erreichten wir in $1\frac{1}{2}$ Stunden Pandáyan auf dem erſten Abſatz des Aufbaues, von dort in $3\frac{1}{2}$ Stunden Gadanaánan auf der zweiten Stufe und von Gadanaánan aus Luput hart am Rande der Hochebene in weiteren 3 Stunden. Schon unterhalb Gadanaánan (1535 m) waren wir in die Region der Nebel getreten, die uns alltäglich in Mancayan, Banaáo und Cagubátan den Ausblick auf die obere Hälfte des Berges verhüllt hatten. Sie verließen uns nicht, bis wir auf der Höhe waren, und verhinderten jede genauere Beobachtung. Oberhalb Gadanaánan tritt mit einem Mal Laubholz ziemlich dicht auf, nur der letzte Abhang iſt von den Igorroten Luputs durch Niederbrennen abgeholzt und mit Camote beſtellt, wo die Ranken dieſer ſüßen Kartoffel nur Halt finden können. Der feine Sprühregen hatte uns bis auf die Haut durchnäßt und ließ uns fröſteln wie an einem ungemüthlichen deutſchen Spätherbſtabend, als wir auf einer obern Lichtung der Dſchangeln ein paar mit Wildſchweinzäunen umhegte Igorrotenhütten vor uns ſahen; es war Luput. Meine eingeborenen Begleiter verſchafften uns unbehelligten Zugang und in Kurzem ſaßen wir in der Hütte eines Princeps am kniſternden Feuer; Männer, Weiber, Kinder, Hunde und Schweine krochen und lagen um uns herum und begafften, betaſteten und belachten die „Caſtilas", die dem größten Theil dieſer vereinſamten Bergbewohner etwas ganz Neues waren.

Die Körper- und Geſichtsbildung der Igorroten des Monte Datá gleicht derjenigen der übrigen Lepantoleute. Trotz des ſehr viel kältern Klimas kleiden ſie ſich nicht wärmer als die von Cagubátan. Der Mann hat ſeinen ſelbſtgewebten Guábau (Mantel), das Weib ſeinen Ebóng (Saya) und Benad (Jacke) aus Baumwolle, und die Kinder laufen ganz nackt. Ihre Hütten gleichen mit den tiefen Dächern ebenfalls denen von Cagubátan, Geräthe und Waffen desgleichen, auch ſprechen ſie den nämlichen Dialekt wie die Igorroten von Suyuc, Lipatan, Mancayan, Banaáo ꝛc.; nur haben ſie die eine Eigenthümlichkeit, daß ſie ihre Todten ausſchließlich unter ihren Hütten begraben und zwar in rohen Särgen aus Eichenholz, worin der mit einem langen Todtenhemd bekleidete Leichnam liegt. Konnte ich auch keinen dieſer Särge erhalten, ſo erſtand ich doch eins der Todtenhemden, ein Kauf, deſſen Zweckmäßigkeit den biederen Leutchen gar nicht recht einleuchten wollte.

Als die Sonne (am nächſten Morgen, 15. September) die Luft etwas erwärmt hatte, begannen wir unſere eigentliche Entdeckungsreiſe: Aufſuchung des Hochſees und der höchſten Spitze des Gebirgsſtocks. Neun Igorroten führten den Zug an, mit Bolos und Waldmeſſern bewaffnet, um den Weg zu bahnen. Schritt für Schritt wurde der Pfad in verwachſene Dſchangeln gehauen. Der Boden ſteigt kaum merklich an. Wir hielten uns genau öſtlich und erreichten nach nahezu zweiſtündigem Fortkriechen einen Bach, in deſſen ſeichtem Bett es nun unter dem ſchattigen Laubdach ſchnell vorwärts ging. Eine Stunde ſpäter lichtete ſich der Buſch, der Boden wurde ſumpfig, und wir traten an den offenen See heraus: ein kleines, $1\frac{1}{2}$ bis 2 Stunden im Umkreis meſſendes Waſſerbecken, an den Rändern hohes Schilf, hier und da ein rother Dangaſtrauch, wie er in den Reisfeldern ſo häufig iſt, ſonſt keine Vegetation noch Gethier im oder auf dem Waſſer. Er liegt an der öſtlichen Abflachung der höchſten Erhebung des Bergzuges, die von hier aus als ſolche erkannt werden konnte. Das Waſſer ſammelt ſich aus den Abläufen von dort und fließt nach

Angabe der Igorroten in ſechs Bächen ab. Ich konnte außer dem, wo wir ſtanden, nur noch einen zweiten gegenüber erkennen. Eine unterirdiſche Verbindung mit dem Teich bei Banaáo ſcheint mir ſehr unwahrſcheinlich, weil das Waſſerbecken hier oben viel größer iſt als das am Fuße des Berges liegende und ſomit das Geſetz der kommunicirenden Röhren auf den Kopf geſtellt ſein würde; auch wußten meine Begleiter aus Luput nichts davon.

Am Himmel zog ein ſchweres Gewitter herauf. Die Igorroten drängten zum Weitermarſch in der Richtung nach Leſſep hin und behaupteten auf meinen Einwand, den höchſten Punkt des Berges unmöglich im Regen finden zu können. Dieſer Hinderungsgrund leuchtete mir aber ſo wenig ein, daß ich böſe Miene machte, mit Schießen drohte und endlich doch erreichte, daß ſich die Horde wieder zum Wegbahnen anſchickte. Auf einer kleinen Lichtung ließ ich Halt machen, verſprach den Leuten doppelte Belohnung, wenn ſie die Nacht mit mir hier zubringen wollten, damit am nächſten Morgen der Marſch fortgeſetzt werden könnte, und ſah ſie nach kurzer Berathung unter ſich Baumäſte herbeiſchleppen und eine Schutzhütte für die Nacht bauen. Ich ließ daher auch mein Zelt aufſchlagen, und als das Gewitter mit Gewalt losbrach, waren wir alle unter Dach und Fach. Die Abkühlung am Abend nach dem Regen war ſehr empfindlich. Ich verſöhnte meine igorrotiſchen Begleiter durch eine Flaſche Schnaps und wärmte mich dafür an ihrem Lagerfeuer. Im Zelt war es leider um ſo kälter.

Bei + 5° R. erwachten wir am 16./9., vor Froſt zitternd. Die nur mit ihren Mänteln bedeckten Igorroten hatten die Nacht ums Feuer hockend zugebracht, waren aber trotz Froſt und Hunger guter Dinge. Ein heißer Kaffee erwärmte uns alle, Herr Au nahm eine Photographie des maleriſchen Lagerbildes auf, und das Pfadhauen von geſtern wurde fortgeſetzt. Nach zwei Stunden kreuzten wir den Pfad, der von Suyuc herüber nach Leſſep führt, und um 9 Uhr waren wir am Ziel. Der ganze Berg läßt ſich vom Gipfel nicht überblicken, wegen der hohen Baumbeſtände iſt der Ausblick nach Oſt und Nord verdeckt; dafür aber iſt das Panorama im Süden und Weſten, wohin der Berg ſchroff abfällt, deſto herrlicher. Vor uns in der Tiefe die grünen Thäler des Rio Cagubátan und Rio Namatek, rechts der zugeſpitzte, dunkele Monte Canitan, links die Höhen von Cayan und noch weiter im Weſten die bekannten Zacken des Monte Malaya und der Cordillera del Tila. Die Barometermeſſung ergab 2245 m über der Chineſiſchen See. Wir hingen eine leere Flaſche mit unſeren Namenskarten und einem „Vivat Alemania“ an eine der wenigen Pinien, die den Gipfel krönen; dann kehrten wir auf den Pfad von Suyuc zurück und ſtiegen vorbei an einigen rauſchenden Waſſerfällen, deren Abſtammungsgeheimniß wir gelöſt hatten, hinunter ins Thal des Rio Cagubátan. In Miligan verabſchiedeten wir unſere Genoſſen von Luput, und vor Sonnenuntergang trafen wir über Leſſep in Ginſadan ein.

Weit im Nordweſt ſchimmerten Cayans Holzhütten von der Berglehne, als wir am 17./9. Ginſadan verließen. Ein paar ſaftige Carabaorippen, gute Batatas (Kartoffeln) und ſaure Apfelſinen kräftigten uns zu dem ſonnenwarmen Marſch, und in flottem Tempo wanderten wir über die abgeholzten Bergrücken auf ziemlich gutem, 2 bis 3 Klafter breitem Reitweg, der bereits die Nähe der Provinzkapitale verrieth, Cayan zu. Die Rancherien Bauco und Tadian feſſelten uns nur ſo lange, bis Herr Au eine Typenaufnahme gemacht hatte; vor Eintritt der ſtärkſten Mittagshitze betraten wir die Caſa real in Cayan, wo uns der Gouverneur als ſeine Gäſte willkommen hieß. Mein Gepäck war von Cagubátan aus wohl angekommen, man konnte ſich wieder einmal baden, wieder wie ein anſtändiger Menſch mit Meſſer, Gabel und Löffel eſſen, hatte etwas anderes zu beißen als Huhn, Reis und Camote, ja es gab ſogar Brot in Cayan, auf dem Tiſch lagen neue Zeitungen aus Manila, und für die Nacht ſtand ein richtiges ſauberes Bett bereit; was konnte ſich gerade ein hungriger, abgeriſſener Wanderer mehr wünſchen?“

Nekrologe.

— **Konſtantin von Kaufmann**, ruſſiſcher General und ſeit 1867 Generalgouverneur von Turkeſtan, geboren 1818 in Maidani bei Iwangorod, geſtorben im Mai 1882. Ihm, dem Sprößling einer holſteiniſchen Familie, verdankt Rußland die Eroberung Samarkands (20. Juni 1868) und Chiwas (11. Juni 1873), Chokands und die Organiſation der Provinz Turkeſtan, die gelehrte Welt die Veranlaſſung von zahlreichen wiſſenſchaftlichen Reiſen in den özbegiſchen Chanaten, Afghaniſtan, dem Tien-ſchan, Ruſſiſch- wie Oſt-Turkeſtan und dem noch immer des Unbekannten viel bergenden Pamir-Hochlande.

— **Siegfried Langer**, Orientaliſt und Reiſender in Arabien, geboren 1. September 1857 zu Schönwald bei Mähriſch-Auſſee, ermordet im Juni 1882 im ſüdlichen Arabien. Mit großem Fleiße und vieler Umſicht bildete er ſich durch das Studium der arabiſchen Sprache und der arabiſchen Epigraphik zum Reiſenden heran. Durch Vermittelung der Wiener Geographiſchen Geſellſchaft mit hinlänglichen Geldmitteln verſehen, verließ er am 22. Juni 1881 Wien und hielt ſich zunächſt etwa ein halbes Jahr lang im Oſtjordanlande auf, wo er Sprache und Sitten der Beduinen ſtudirte. Im December 1881 verließ er Jaffa, landete 21. Februar 1882 in Hodaida und begab ſich von dort auf einem neuen noch nicht betretenen Wege nach Sana, deſſen Gouverneur ihn jedoch an der Weiterreiſe hinderte und nach der Küſte zurückſchaffen ließ. Er fuhr nach Aden und trat von dort am 20. Mai die als gefährlich bekannte Reiſe nach der Landſchaft Jafa an, auf welcher er am Wadi Bona von Räubern erſchlagen wurde. Seine Bücher und Papiere wurden vernichtet. 18 auf der Reiſe nach Sana geſammelte Inſchriften, welche er von Aden aus heimſandte, ſollen von großer ſprachlicher und geographiſcher Bedeutung ſein.

— **Broch**, norwegiſcher Oberſt und ausgezeichneter Kartograph, Kommandant der Feſtung Fredrikſten, ſtarb am 1. Juli 1882 zu Kriſtiania.

— **John Petherick**, einer der Pioniere unter den Reiſenden im Gebiete des Weißen Nil, ſtarb 15. Juli 1882 in London. Urſprünglich Bergmann, ſpäter Kaufmann, bereiſte er 1845 die Sinaihalbinſel, 1847 Kordofan, wo er Gummihandel trieb; dann ſeit 1853 den Bahr el-Ghazal, 1857 den Sobat und erreichte 1858 durch das Land der Dſchur das der Niam-niam. Dieſe Reiſen beſchrieb er in „Egypt, the Soudan, and Central Africa“ (1861). Als er im November 1860 in England war und nach dem obern Nil zurückzukehren im Begriffe ſtand, wurde er zum britiſchen Konſul für

den Sudan ernannt und übernahm den Auftrag der Königlichen Geographischen Gesellschaft, den von Süden kommenden Reisenden Speke und Grant bis Gondokoro Boote, Vorräthe und Leute entgegen zu bringen. Jene erreichten aber diesen Punkt erst ein volles Jahr später, als man erwartet hatte, jedoch fünf Tage früher, als Petherick, welcher in Gesellschaft seiner heldenmüthigen Frau einen weiten Umweg westlich vom Weißen Nil gemacht und mit endlosen Hindernissen und Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt hatte. Die von Petherick versprochenen Boote und Vorräthe waren zwar zur Stelle, aber Speke zog es vor, von Sir Samuel Baker, welcher inzwischen gleichfalls in Gondokoro eingetroffen war, Hilfe anzunehmen. Das wurde Petherick verhängnißvoll: bald nach Speke's Ankunft in England verlor er das Konsulat und gerieth in Streitigkeiten mit ägyptischen Beamten, worunter seine Handelsunternehmungen schwer litten. Schließlich erhielt er von der ägyptischen Regierung einige Entschädigung und verlebte seine letzten Jahre in Zurückgezogenheit im westlichen England.

— Edward Henry Palmer, englischer Orientalist und Reisender, geboren 7. August 1840 in Cambridge, von Beduinen im Wadi Subr ermordet am 10. August 1882 (vergl. „Globus" XLII, S. 335, wo sein Ende ausführlicher erzählt ist). Er begann sehr früh mit dem Erlernen der orientalischen Sprachen, ging aber dann nach London und widmete sich dem Kaufmannsstande, bis er 1863 nach Cambridge zu seinen sprachlichen Studien zurückkehrte und über Persisch und Arabisch die klassischen Sprachen Griechisch und Lateinisch fast ganz vernachlässigte. 1867 graduirte er und begleitete zwei Jahre später den damaligen Kapitän Wilson auf der Sinai Survey Expedition, um die Traditionen, Dialekte und Alterthümer der Sinaihalbinsel zu erforschen. 1870 bereiste er in Gesellschaft von C. F. Tyrwhitt Drake im Auftrage des Palestine Exploration Fund das Land im Süden Palästinas und die Wüste Tih und berichtete darüber 1871 in dem „Quarterly Statement" jener Gesellschaft und in dem populären Buche „The Desert of the Exodus". Im selben Jahre wurde er Professor des Arabischen in Cambridge. Palmer war ein ausgezeichneter Sprachenkenner; zu den Sprachen, die er mehr oder weniger beherrschte, gehörte Arabisch, Persisch, Hindustani, Urdu, Türkisch, Französisch, Deutsch, Italienisch, Schwedisch, Dänisch, Norwegisch, Isländisch, Zigeunerisch und etwas Russisch und Polnisch. Ebenso vielseitig war seine literarische Thätigkeit, welche in das kurze Jahrzehnt seit 1871 fällt; er lieferte eine Revision der persischen Uebersetzung des Neuen Testamentes, eine arabische Grammatik, ein arabisches Handbuch, ein persisches Lexikon, einen Bericht über die Beduinen des Sinai, eine Uebersetzung von Moore's „Paradies und Peri" in das Arabische, eine Ausgabe nebst Uebersetzung des arabischen Dichters Boha ed Din Zohair, eine Uebersetzung des Koran, eine Geschichte Jerusalems, ein Leben des Kaliphen Harun al-Raschid, den „Song of the Reed" nach arabischen und persischen Quellen, einen Band Gedichte in Zigeunerisch und eine Uebersetzung des schwedischen Dichters Runeberg.

— Gill, englischer Kapitän, der Reise- und Todesgefährte von Prof. Palmer, geboren 1843 in Bangalore in Indien. Er trat 1864 bei den Ingenieuren ein, diente längere Zeit in Indien, kehrte 1872 nach Europa zurück und konnte nun, durch einen Glückszufall in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gelangt, seinem Verlangen nach Entdeckungsreisen nachgeben. Mit Oberst Baker ging er nach Persien, hauptsächlich um das Thal des Atrek zu erforschen, was den beiden Officieren wenigstens für den Oberlauf des Flusses gelang. Diese seitdem von Engländern mehrfach durchwanderten Theile Chorassans schilderte dann Baker in seinem Buche „Clouds in the East". Ungleich bedeutender aber war Gill's Reise durch China, wo er im September 1876 eintraf. Nach einigen Ausflügen im Nordosten von Peking fuhr er den Jang-tse hinauf, ging zu Lande nach Tsching-tu-fu und, als er von dort weder nordwärts nach Kaschgar, noch westwärts nach Tibet vordringen konnte, reiste er von Batang südlich nach Talifu und weiter nach Birma. Der Bericht über diese Reise ist in seinem „River of Golden Sand" enthalten, einem Buche reich an geographischem, ethnographischem und linguistischem Materiale; seine Routenaufnahme umfaßte 42 Blätter. Nach seiner Rückkehr trat er in das Intelligence Department des „War Office", von welchem er einmal nach Konstantinopel, das andere Mal nach Afghanistan, zuletzt nach Tripoli geschickt wurde. Kaum von dort zurückgekehrt, mußte er sich nach dem Rothen Meere begeben und fand dann am 10. August auf der Sinaihalbinsel in der bekannten Weise seinen schmählichen Tod.

— Sir Woodbine Parish, englischer Diplomat, geboren 1796, gestorben 16. August 1882 in St. Leonard's-on-Sea. Er war 1825 bis 1832 britischer Geschäftsträger in Buenos Aires und brachte von dort fossile Reste des Megatherium, Glyptodon ꝛc. nach Europa. Sein Buch „Buenos Ayres and the Provinces of the Rio de la Plata" (1839 und 1852) ist bis heute eine Hauptquelle über jene Gebiete. Der Londoner Geographischen Gesellschaft gehörte er seit 1833 an, bis 1853 als Vicepräsident oder Mitglied des Council; Band 3 bis 6 ihres „Journal" enthält mehrere Beiträge von ihm über Südamerika.

— Graf Fedor Petrowitsch Lütke, russischer Admiral und Weltumsegler, geboren 29. September 1797 in den Ostseeprovinzen, gestorben 20. August 1882 in St. Petersburg. Mit 16 Jahren trat er als Volontär in die Flotte, welche das von den Franzosen besetzte Danzig belagerte, und wurde für seine Tapferkeit zum Midshipman befördert. 1817 bis 1818 unternahm er seine erste Reise um die Welt unter dem Kommando des Admirals Golownin, welche Reise großen Einfluß auf seine weitere Laufbahn ausübte. Im Jahre 1821 erhielt er den Auftrag, an den Ufern von Kamtschatka eine Expedition zu unternehmen. Hierauf begab er sich nach Nowaja Zemlja. Diese Expedition, unter dem Oberbefehl F. P. Lütke's, dauerte bis 1825 und ergab glänzende Resultate. Leider gelang der viermalige Versuch des tapfern Seemannes, Nowaja Zemlja zu umschiffen, nicht, was ihn später bewog, an die Unschiffbarkeit des Karischen Meeres zu glauben. Die 1828 erschienene Beschreibung dieser „Viermaligen Reise ins nördliche Eismeer" gab Erman deutsch heraus (Berlin 1835). Im Jahre 1826 übertrug die Regierung seiner Führung die vierte Reise um die Welt, welche auf dem Fahrzeuge „Senjawin" unternommen wurde. Die Expedition erforschte die Ufer des asiatischen und amerikanischen Rußlands und entdeckte vier Inseln im Großen Ocean. Am 16. September 1828 traf er wieder in Kronstadt ein und veröffentlichte die Resultate seiner Fahrt in der vierbändigen „Voyage autour du monde" (Paris 1835 ff.). 1832 wurde er zum Flügeladjutanten und zum Erzieher und später Kurator des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch ernannt, 1855 zum Admiral befördert und in den Reichsrath versetzt. Bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums wurde ihm der Grafen-Titel verliehen. Viele Jahre hindurch stand er als Vice-Präsident der Geographischen Gesellschaft vor, deren Mitbegründer er war und deren Präsident sein früherer Zögling, der Großfürst Konstantin Nikolajewitsch ist. Vor wenigen Jahren trat er von diesem Posten zurück, um jüngeren Kräften Platz zu machen, doch bewahrte er der Gesellschaft seine vollste Sympathie und verfolgte ihre Wirksamkeit mit dem regsten Interesse. Im Jahre 1869 wurde er zum Posten des Präsidenten der Akademie der Wissenschaften berufen. Es war gerade zur Zeit des stärksten Aufflammens der nationalen Leidenschaften; Lütke fiel die schwierige und peinliche Aufgabe zu, inmitten des Kampfes erhitzter Parteien die wissenschaftlichen Interessen der Akademie wahrzunehmen. Eine Last von Feindschaft und Unpopularität fiel damals auf ihn. Seine Gesundheit zwang ihn vor einigen Monaten um Enthebung von dieser Stellung zu bitten.

— Bischof Steere, starb 54 Jahre alt am Schlagfluß am

27. August 1881 in Zanzibar, wo er Leiter der Universities Mission war. Er war einer der thätigsten Gegner der Sklaverei, der erste, welcher den Plan faßte, für befreite Sklaven in ihrem eigenen Gebiete Zufluchtsstätten zu errichten, und denselben längs der nach dem Njassa-See führenden Straße ins Werk setzte. Als gewandter Linguist übersetzte er den größten Theil der Bibel, Erbauungsschriften, Erzählungen u. s. w. in das Swaheli und Jao; seine kühne Reise nach dem Ostufer des Njassa-Sees, welche zum großen Theil durch unerforschtes Gebiet führte, beschrieb er in „A Walk to the Nyassa Country, 1876". Eine praktische Folge derselben war die Errichtung der Missionsstation zu Masasi (unweit nördlich des Rovuma in 38° 36' ö. L. Gr.), von wo durch Rev. Chauncey Maples und andere bereits mehrere interessante Forschungsreisen unternommen worden sind.

— Fr. Kreutzwald, Dr. med., Sammler esthnischer Lieder und Gesänge, geboren 1804, gestorben August 1882 in Dorpat. Schon als Student sammelte er Gesänge und Geschichten des esthnischen Landvolkes und veröffentlichte seit den vierziger Jahren eine Reihe bemerkenswerther Arbeiten über esthnische Antiquitäten, Mythologie, Ueberlieferungen u. s. w. (Kreutzwald und Neuß, Lieder der Esthen, Petersburg 1851; Esthnische Märchen, deutsch von F. Löwe, Halle 1869). Sein Hauptverdienst erwarb er sich um die Redaktion und Erklärung des großen esthnischen Epos „Kalewi Poëg", das in die hervorragendsten Sprachen Europas übersetzt wurde. 1877 mußte Kreutzwald seine Praxis in Werro aufgeben und starb in Dürftigkeit.

— Otto Delitsch, Professor der Geographie in Leipzig, geboren 5. März 1821 zu Bernsdorf bei Hohenstein, gestorben 15. September 1882 in Leipzig. Von Hause aus Theologe, lehrte er seit 1850 an der Leipziger Realschule, docirte 1866 auch an der Universität, zuerst privatim, dann seit 1874 als Extraordinarius. Von 1869 bis 1878 redigirte er die von ihm begründete geographische Zeitschrift „Aus allen Welttheilen". Mit großem Eifer förderte er namentlich den geographischen Unterricht und die Kunde Deutschlands durch Herausgabe von Karten und Schriften, unter denen seine Wandkarten mit Höhenschichten, namentlich die des Königreichs Sachsen, seine Bearbeitung von Stein's „Geographie für Schule und Haus", von Westindien und den Südpolarländern in Stein und Hörschelmann's Handbuch (7. Auflage) und die Schrift „Deutschlands Oberflächenform" (Breslau 1880) zu nennen sind. Seine Kenntniß der deutschen Landschaften soll eine ganz außerordentliche gewesen sein, und ebenso wird sein thätiges Interesse von der Leipziger Gesellschaft für Erdkunde schmerzlich vermißt.

— Wyatt Rawson, englischer Marineofficier und Nordpolfahrer, geboren 27. August 1853, gestorben 21. September 1882 im Hafen von Malta. 1866 trat er in die Flotte, zeichnete sich 1874 im Aschanti-Feldzuge aus und wurde auf seinen Wunsch im April 1875 zum dritten Lieutenant auf dem Nordpolarschiffe „Discovery" ernannt. Während dieses Schiff in der Lady-Franklin-Bai überwinterte, ging er auf den nördlicher vordringenden „Alert" über, um später dessen Winterquartiere der „Discovery" zu melden. Indessen scheiterte sein erster Versuch zu Anfang Oktober 1875, die „Discovery" zu erreichen, ebenso der zweite zu Anfang März 1876; erst am 24. März glückte es ihm und Lieutenant Egerton. In der Folgezeit unternahm er eine Reihe von Schlittenreisen, auf welchen er sich durch kaltes Blut, gesundes Urtheil und Energie auszeichnete. Kap Rawson und Mount Wyatt verewigen in jenen unwirthlichen Regionen sein Andenken. 1877 bis 1880 diente er im Mittelmeer, dann im Stillen Ocean und wurde 1882 dem General Sir Garnet Wolseley als Adjutant beigegeben. Als solcher führte er am frühen Morgen des 13. September die Hochland-Brigade zu dem, am Tage vorher bestimmten Angriffspunkte auf die Wälle von Tell-el-Kebir, wo ihn die Kugel traf, welche ihm acht Tage später den Tod brachte.

Kürzere Mittheilungen.

Mc Minn's Reise im Northern Territory.

Von Henry Greffrath.

Wir haben bereits oben S. 48 in Kürze auf eine Reise hingewiesen, welche der in Port Darwin an der Nordküste von Australien stationirte Obergeometer Mc Minn im Auftrage der südaustralischen Regierung im September 1882 unternehmen sollte. Es handelte sich dabei um Feststellung des Laufes und der Mündung des Mary-Flusses, von welchem man bis dahin nicht viel mehr wußte, als daß er in 13° 10' südl. Br. und 131° östl. L. Gr. existirte, so wie um die Erforschung der wenig bekannten großen Ebenen am Adelaide. R. Mc Minn kehrte im December 1882 nach Port Darwin zurück und sandte einen Bericht ein, aus welchem wir das Wesentlichste mittheilen wollen.

Ueber die Mündung des Mary, beginnt Mc Minn, hatte man bis jetzt nur Vermuthungen. Einige ließen ihn in einem der Alligator-Flüsse, deren es drei giebt, den East, South und West-Alligator, Andere wieder in den Adelaide R. münden. Diese Annahmen haben sich als unrichtig erwiesen, denn der Mary hat keine Verbindung mit irgend einem anderen Flusse, wie wir sehen werden. An der Stelle, wo ich annahm, daß der Mary wohl schiffbar sei, ist er 20 Yards (18,28 m) breit und 15 Fuß (4,57 m) vom Ufer ab 20 Fuß (6,09 m) tief. Nirgends bemerkte ich sogenannte snags (an Flußufern angewachsene und umgeworfene, die Fahrt hemmende Baumstämme) und ebenso wenig Stromschnellen. Die sehr steilen Ufer waren mit Bambu besetzt. Nachdem wir den Mary eine Zeit lang in nördlicher Richtung verfolgt hatten, stießen wir auf Sümpfe, wo uns dieselben Schwierigkeiten entgegen traten, welche wir auf der Westseite erfahren hatten. Nach einigen Tagen weiteren Vordringens erreichten wir eine Anhöhe und von dieser aus erkannte ich, daß wir uns an der Seite eines sumpfigen Terrains von enormem Umfange befanden, in welchem kein Zeichen eines Flusses sichtbar war. Zur Regenzeit muß sich hier ein mächtiger Binnensee bilden. Die Möglichkeit war nicht ausgeschlossen, daß sich weiter westwärts ein Fluß wieder finden werde, und wir wollten daher den Sumpf überschreiten. Alle Versuche dieser Art mißlangen indeß vollständig. Trotz den Wassermengen, welche wir vor Augen hatten, hielt es bei dem morastigen Boden doch mitunter schwer, das nöthige Wasser für uns und die Pferde zu erlangen. Aus den vielen verlassenen Lagerplätzen mußten wir schließen, daß sich in dortiger Gegend zu gewissen Zeiten im Jahre zahlreiche Eingeborene aufhalten. Die häufig vorgefundenen Fischreusen waren mit großem Scharfsinn angefertigt, und an einem Creek entdeckten wir sogar eine Art Trambahn, die offenbar von Eingeborenen herrührte, aber deren Zweck mir räthselhaft blieb. Acht Fuß (2,44 m) lange Schwellen von verschiedener Stärke waren auf der Länge einer halben englischen Meile (0,80 km) wenige Fuß von einander parallel gelegt.

Nachdem wir mehrere Tage vor- und rückwärts gezogen waren, gelangten wir endlich östlich bis an den Wildman R., von welchem man bisher ebenfalls sehr wenig wußte. An der Stelle, wo wir auf ihn stießen, war er reichlich 150 Yards (137,16 m) breit, und sein Wasserstand differirte bei Ebbe und Fluth um etwa 16 Fuß (4,87 m). Die Ufer sind theils frei, theils mit Mangroves (Avicennia) bestanden, und das vom Flusse abliegende Land ist einige englische Meilen weit offen und überhaupt mit den weiten Ebenen am Adelaide R. vergleichbar. Ich glaube nicht, daß der Wildman einen langen Lauf hat, da er dem West-Alligator zu nahe ist und auch aus dieser Richtung herzukommen scheint.

Wegen der zahllosen Moskitos waren wir herzlich froh, das sumpfige Terrain zu verlassen. Die Moskitos sind dort wahrhaft schrecklich, und nach Sonnenuntergang mußten wir uns sofort in Schleier hüllen, um uns wenigstens einigermaßen gegen die Marter zu schützen.

Ich hatte auch ein Interesse daran, den Baum ausfindig zu machen, welchen der große Reisende John Mc Douall Stuart auf seiner berühmten Reise durch den australischen Kontinent, an der Nordküste signirt hatte. Ich vermuthete denselben am Point Stuart, in 12° 13′ südl. Br. und 131° 50′ östl. L. Gr. zwischen Chambers und Finke Bays, und richtete nun meine Reise dahin. Aber zu meinem Leidwesen fand ich, daß das Meer gerade an der betreffenden Stelle in neuester Zeit einen beträchtlichen Theil der Küste losgerissen und weggespült hatte. Wo zuvor eine Reihe von Bäumen gestanden hatte, war die Küste jetzt offen und frei, und bei niedriger Ebbe konnte man noch auf einer beträchtlichen Strecke nach der See zu die Baumreste deutlich erkennen. Indem ich indeß die an Point Stuart vorgefundene Oertlichkeit mit der Beschreibung in Stuart's Journal verglich — und Stuart ist bekanntlich in seinen Schilderungen immer außerordentlich treu gewesen — erkannte ich wenig Uebereinstimmung. Dies brachte mich auf den Gedanken, daß Point Stuart doch wohl nicht der richtige Ort sei. Ich sprach über diese Angelegenheit mit einem alten Eingeborenen, welcher aussagte, daß er die Flagge gesehen, welche Stuart einst auf einem Baume aufrichtete. Er erzählte dann weiter: „Wir hielten dieselbe anfänglich für ein Anzeichen, daß sich dort ein anderer Schwarzer aus einem noch viel heißeren Klima niedergelassen und scheuten uns, den Ort zu betreten. Erst nach und nach faßten wir Muth und überzeugten uns, daß es ein bloßer Baum war." Der Eingeborene behauptete übrigens, daß der Baum sich in der Nähe von Cape Hotham (12° 3′ südl. Br. und 131° 21′ östl. L. Gr.) befinde.

Unsere Reise ging nun westwärts nach dem Adelaide R. Da in kurzer Entfernung von der Küste Sümpfe liegen, so mußten wir der Küste folgen und hatten hier und da Salzwasser-Creeks sehr trügerischer Art zu passiren. Der Grund zeigt eine harte Oberfläche; versucht man aber hinüberzureiten, so sinkt das Pferd plötzlich bis an den Bauch und darüber in den weichen blauen Schlamm. Wir waren daher gezwungen, uns — was namentlich an einem Salzwasser-Flusse der Fall war — förmliche Uebergänge zu bauen, wobei uns die Eingeborenen große Hilfe leisteten. Wir waren erst wenige Meilen nach Westen zu gereist, als mir klar ward, daß in der Regenzeit, also vom December bis Ende März, eine große Masse Wasser über diese Ebenen in die See fließen müsse. Die Fluthmarke zeigte eine Höhe von 3 bis 4 Fuß (0,91 bis 1,22 m) und ging selbst darüber hinaus, und der Lauf des Wassers mußte an manchen Stellen ein reißender und ungestümer gewesen sein. Da ein ungefähr 7 englische Meilen (11,26 km) langes Gebiet diese Zeichen an sich trug, so folgerte ich daraus, was sich denn auch voll bestätigte, daß hier der Ausfluß des Mary zu suchen sei. Nachdem also dieser Fluß hunderte von Quadratmeilen drainirt hat, endigt er, ohne ein bestimmtes Flußbett, in solch unrühmlicher Weise auf einer weiten Ebene, von wo seine Wasser in die Chambers Bay (12° 15′ südl. Br. und 131° 35′ östl. L. Gr.) ablaufen.

Auf der ganzen Küstenlinie, welche wir passirten, waren die Eingeborenen äußerst zahlreich, wie schon die viel betretenen Wege anzeigten. Dies erklärt sich aus der Masse von Wild, welches in dortiger Gegend existirt. Die Sümpfe wimmeln von Enten und Gänsen; Kibitze und für heilig gehaltene Ibisse giebt es in Menge u. s. w.

Wir setzten nun unsere Reise noch weiter westlich bis zum Lake Finniß, einer schönen Wasserfläche, welche die Eingeborenen Winnwa nennen, fort. Es fiel uns auf, daß sich kein Geflügel darauf aufhielt; dagegen muß der See sehr reich an Fischen, und zwar recht großen, sein, wie die Gräten bewiesen, die an den Lagerplätzen der Eingeborenen herumlagen. Vom Lake Finniß ab reisten wir in südlicher Richtung weiter und folgten dem Laufe des Adelaide R. Die Ebenen, welche sich an diesem Flusse ausbreiten, zeigten ein vorzügliches Aussehen; sie waren mit Gras bis 6 Zoll Länge (152 mm) üppig bestanden. Die vielen wohlgenährten Büffel, die uns zu Gesichte kamen, legten Zeugniß davon ab. An der östlichen Seite dieser Ebenen zieht sich niedriges Gebüsch hin und auf Entfernungen von 1 bis 2 englischen Meilen erblickt man die schönsten, meist durch den Banyan-Baum (Ficus indica) gebildeten natürlichen Lauben, wie ich sie nie zuvor sah. Mancher dieser herrlichen Banyan-Bäume überschattet fast einen Acre Land (40,46 Ar), und bei dem dichten Laubwerk ist auch der Schatten immer vollkommen. In der Regel umstehen ihn andere, nur dieser Gegend eigene Bäume, deren botanische Namen ich leider nicht angeben kann. Solche schattige Plätze zählen in einem tropischen Klima zu den gütigsten Gaben der Natur.

An der Küste entlang und auch in einiger Entfernung davon fanden wir in allen Lagerplätzen der Eingeborenen Canoes vor, was gleichfalls auf gelegentliche Ueberschwemmungen hinweist. Diese Canoes werden in der Regel aus dem sehr weichen Holze der großen Cotton trees, welche dem Bombax ähnlich sind, angefertigt. In einem der Lager fanden wir Canoes von ganz besonderer Konstruktion. Man hatte dazu die Rinde von Melaluca, gewöhnlich paper bark genannt, verwendet, indem mehrere Schichten derselben bis zu einer Dicke von ungefähr 9 Zoll (228 mm) zusammen gelegt waren. Das eine Ende lief in eine durch Reben befestigte Spitze aus; das andere war gegen 4 Fuß (1,22 m) breit. Das Ganze hatte eine Länge von 16 Fuß (4,87 m) und glich eigentlich mehr einem Floß. Es konnte 10 bis 12 Personen tragen. Es war um diese Zeit gerade ein herrlicher Komet sichtbar. Ich wünschte zu wissen, was sich die Eingeborenen dabei dachten, und rief sie eines Morgens in aller Frühe aus ihrem Lager. Sie waren über die Erscheinung nicht im Geringsten erstaunt und gaben mir über den Ursprung des Kometen eine Erklärung, welche wiederzugeben mir der Anstand verbietet, doch bin ich gern bereit, sie Ethnologen mitzutheilen.

Der ungeheure Sumpf, in welchem der Mary sein Flußbett verliert, dürfte nach meiner ungefähren Berechnung ein Areal von 1000 bis 1200 englischen Quadratmeilen (2500 bis 3100 qkm) umfassen. Wenn man bedenkt, daß die verwesten und vermoderten Substanzen von Jahrhunderten hier angehäuft sind, so würde sich, wenn der Sumpf drainirt werden könnte, das schönste Agrikulturland gewinnen lassen.

Wir setzten unsere Reise in südlicher Richtung fort, bis wir den Ueberlandtelegraphen ungefähr an der Stelle, wo er den Adelaide R. überschreitet, erreicht hatten — eine vollständige Rundreise — und kehrten dann nach Port Darwin zurück.

Nordenskiöld's neue arktische Expedition.

Von W. Finn.

In Veranlassung seiner beabsichtigten Expedition nach Grönland hat Professor Freiherr von Nordenskiöld an König Oskar folgendes Schreiben gerichtet: „Nachdem eine Privatperson die Mittel zur Fortsetzung der schwedischen Forschungen in den arktischen Gegenden zu meiner Verfügung gestellt

hat, habe ich die Absicht, begleitet von drei oder vier Naturforschern während des kommenden Sommers Grönland zu besuchen, um in Uebereinstimmung mit dem Reiseplan, der dem Herrn Staatsrath und Chef des Finanzdepartements privatim mitgetheilt worden ist, zu versuchen, theils durch die Eiswüsten längs der Küste nach dem Innern des Landes vorzudringen, welches ich, aus den im Reiseplan angeführten Gründen und im Widerspruch zu den Ansichten, welche gegenwärtig unter den Fachmännern geltend sind, für eisfrei halte, theils auch um die Ostküste von Grönland zu besuchen behufs Anstellung von Untersuchungen bezüglich ihrer wenig gekannten Geographie und Naturverhältnisse. Außerdem sollen die Theilnehmer an der Expedition, wenn die Gelegenheit sich dazu bietet, verschiedenen anderen Untersuchungen sich widmen, ähnlich denjenigen, welche früher von schwedischen Gelehrten in den Polarländern angestellt worden sind, und durch welche ein so helles Licht über deren Naturbeschaffenheit in der Vorzeit und Gegenwart verbreitet worden ist.

Da diese Arbeiten eine unmittelbare Fortsetzung der umfassenden und wichtigen Untersuchungen bilden, welche früher von unseren arktischen Expeditionen angestellt worden sind, und da besonders die Aufklärungen über die Naturverhältnisse des Innern von Grönland nicht nur von außerordentlicher Wichtigkeit für die Wissenschaft im Ganzen genommen sind, sondern auch für die Geologie Skandinaviens unmittelbare Bedeutung haben, so wage ich zu hoffen, daß diese neue Expedition von Ew. Königl. Majestät mit demselben hochsinnigen Interesse umfaßt werden wird, wie demjenigen, das ihren Vorgängern zu Theil geworden ist.

Aus diesem Grunde wage ich in tiefster Unterthänigkeit anheimzugeben, inwieweit Ew. Majestät nicht sollten für gut befinden zu gestatten, daß die Expedition über den Königl. Postdampfer „Sofia" während der Sommermonate sollte verfügen können, d. h. also während der Zeit, wo genannter Dampfer für Rechnung des Postwesens nicht benutzt wird, mit der Verpflichtung, falls das Schiff nicht verloren gehen sollte, dasselbe nach der Rückkunft im nächsten Herbst in gutem Zustande an das Postwesen wieder zurückzuliefern. In Veranlassung der Schwierigkeiten, Schiffe für solche Fahrten wie die in Frage stehende versichert zu erhalten, und auf Grund der für den Erfolg der Expedition selbst oft ungünstigen Bedingungen, welche von den Versicherungsgesellschaften vorgeschrieben werden, wage ich, für den Fall, daß mein Wunsch, zu der Expedition das genannte Dampfschiff verwenden zu können, gnädigst bewilligt wird, in Verbindung hiermit unterthänigst zu ersuchen, daß Ew. Majestät gestatten — insofern Ew. Majestät den von mir ausersehenen Schiffskommandeur, sowie die Ausrüstung und andere für die Sicherung der Expedition ergriffene Maßnahmen gutheißen —, daß mir nicht die Verpflichtung auferlegt werden möge, das Schiff versichern zu lassen, welches ich zu dem angegebenen Zweck von der Königl. Postverwaltung zu meiner Disposition gestellt erhalten möchte, oder daß mir für die Unglücksfälle, welche möglicherweise im Laufe der Expedition dieselbe treffen könnten, keine andere Verantwortlichkeit auferlegt werde, als diejenige, welche in solchem Falle den Kommandanten eines Schiffes von Ew. Majestät Flotte trifft.

* * *

Nach einer der Kopenhagener „National-Tidende" zugegangenen Mittheilung ist der Plan für die neue Expedition Prof. Nordenskiöld's folgender: Mit dem eisernen Dampfschiffe „Sofia" will er gleich zu Anfang des Sommers Reykjavik auf Island anlaufen, um Kohlen einzunehmen, und dann westwärts durch die Danmarksstraße steuernd die Ostküste von Grönland unter ungefähr dem 61° nördl. Br. zu erreichen suchen. Eine Reihe dänischer Versuche schon seit den Tagen Friedrich's II. bis zur Gegenwart haben dargethan, daß hier die Eiskurven sich stark der einstmals so eifrig gesuchten Ostküste nähern. In den Zeiten Friedrich's III. sah Daunell Land; im vorigen Jahrhundert machten die Marineofficiere Rothe und Egede heroische Anstrengungen dasselbe zu erreichen, und zuletzt hat Mourier nachgewiesen, daß unter dem genannten Breitengrad das Eis eine starke westliche Einbiegung macht. Diese Eisbucht ist es, welche Nordenskiöld bei diesem neuen Versuche Grönland zu erreichen benutzen will. Sollte dies ihm aber nicht glücken, dann will er südwärts und so nahe dem Lande als möglich segeln, um Kap Farewell herumgehen und alsdann eine Expedition über das Inlandseis in der Umgegend von Disco machen, von wo aus er auch seine frühere Eiswanderung unternahm. Ferner will er eine Reihe anderer physikalischer Untersuchungen längs der Westküste von Grönland anstellen und schließlich ist es seine Absicht bis zur Melvillebucht zu fahren und seine naturwissenschaftlichen Untersuchungen soweit als möglich gegen Norden auszudehnen, hoffentlich bis Kap York am Eingange in Smiths Sound. Die ganze Expedition soll jedoch im Laufe des Sommers beendet werden.

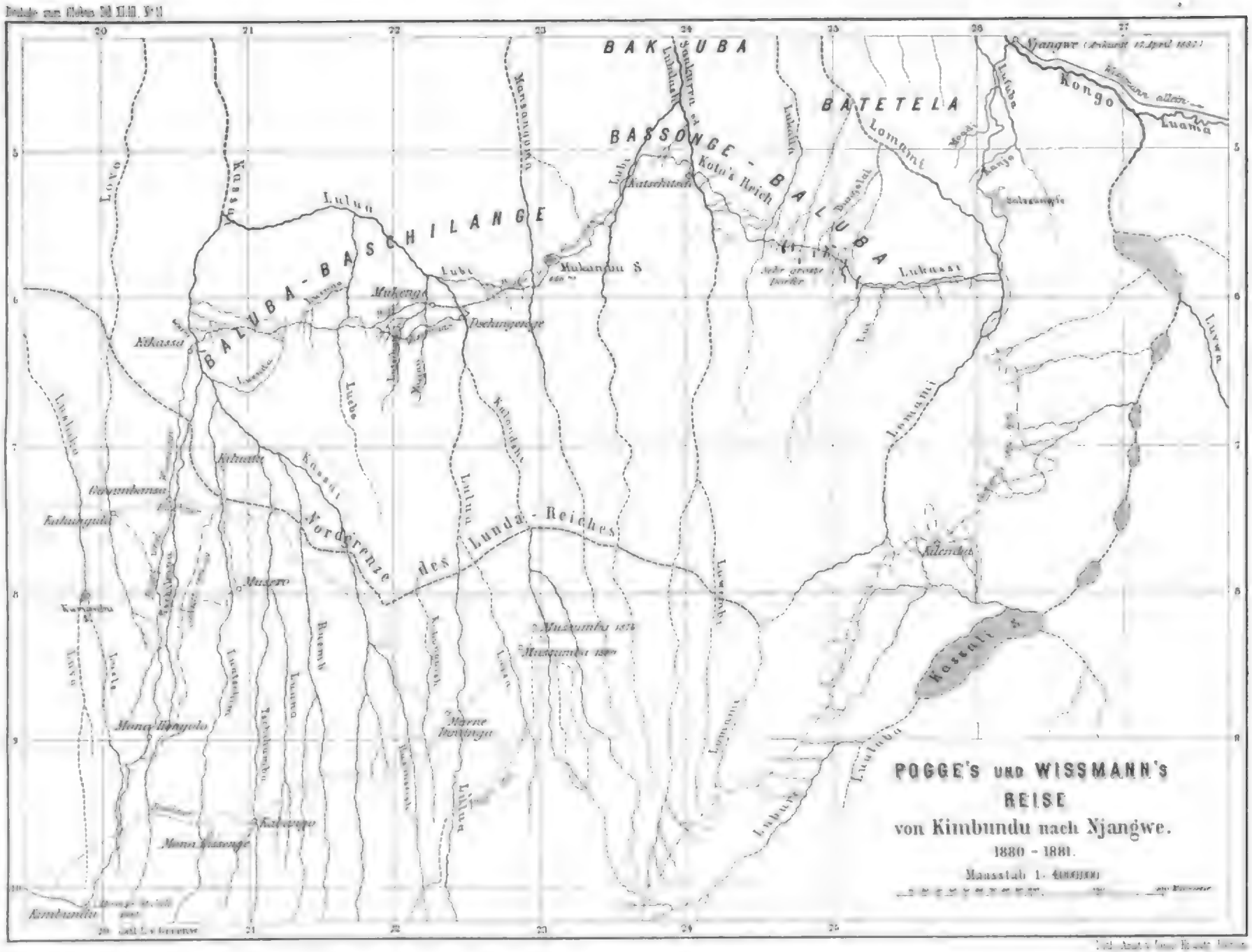
Die Karte der Pogge-Wißmann'schen Reise.

— Mehr als peinliches Erstaunen erregt es zunächst in Berliner geographischen Kreisen, daß das zweite diesjährige Heft des in Mailand erscheinenden „Esploratore" die erste genaue Routenkarte von Pogge's und Wißmann's Reise durch Afrika von Prof. G. Schweinfurth's Hand (auf derselben beruht die dieser Nummer beigegebene Skizze, vergl. zu deren Erläuterung die Wißmann'schen Briefe oben S. 86 u. 110) enthält, während die Afrikanische Gesellschaft bis jetzt in dieser Hinsicht ohne jede Mittheilung geblieben ist. In Deutschland ist die Reise geplant worden, mit deutschem Gelde wurde sie glücklich von deutschen Reisenden durchgeführt, und ein italienisches Blatt wird in den Stand gesetzt, die erste genaue Karte der Reise mitzutheilen! So etwas wäre in England, in Frankreich, in Italien nicht möglich, nicht denkbar. Wen trifft die Schuld? Den Herrn Lieutenant Wißmann selbst schwerlich! Denn sein mit der Afrikanischen Gesellschaft abgeschlossener Kontrakt besagt in §. 8 ausdrücklich: „Die Tagebücher und Sammlungen werden dem Vorstande der Gesellschaft mit sicherer Gelegenheit übersandt. Die Veröffentlichung der ersteren, erforderlichenfalls nach geschehener Ueberarbeitung, steht allein der Gesellschaft zu. Die Reisenden verpflichten sich, anderweitige Nachrichten nur mit Genehmigung der Gesellschaft zu veröffentlichen." Die Afrikanische Gesellschaft, welche so vielen Unglücksschlägen und Enttäuschungen zum Trotze seit einem Jahrzehnt ihr Ziel unentwegt verfolgt, hat es wahrlich nicht verdient, daß ihr die Veröffentlichung eines ihrer besten Ergebnisse, die ihr allein moralisch und rechtlich zusteht, vorweggenommen wurde. Hoffen wir, daß die bereits beantragte Untersuchung den Schuldigen ermittelt und rücksichtslos bloßstellt!

Inhalt: Gallieni's Erforschungs-Expedition nach dem obern Niger III. (Mit zehn Abbildungen.) — Die geistigen Fähigkeiten der australischen Eingeborenen I. — Dr. Hans Meyer's Reisen im nördlichen Luzon. (Philippinen) I. — Nekrologe. — Kürzere Mittheilungen: Henry Greffrath: Mc Minn's Reise im Northern Territory. — W. Finn: Nordenskiöld's neue arktische Expedition. — Die Karte der Pogge-Wißmann'schen Reise. (Mit einer Kartenbeilage.) (Schluß der Redaktion 22. Februar 1883.)

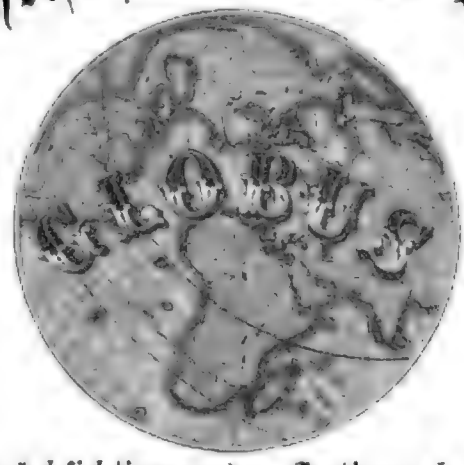
Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.


BAK-UBA
BATETELA
BASSONGE-BALUBA
BALUBA-BASCHILANGE
Kotta's Reich
Nordgrenze des Lunda-Reiches
Kongo
Luama
Lomami
Lubefu
Lubilasch
Lubudi
Lualaba
Kassai
Kalamba
Mukenge
Mukamba S
Katschitsch
Kikassa
Kalumba
Kasenge
Kalongo
Kalewapo
Kambundu
Mona Kiangolo
Mona Kasenge
Kosenji
POGGE'S UND WISSMANN'S
REISE
von Kimbundu nach Njangwe.
1880 - 1881.

Digitized by Google

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLIII. № 12.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunſchweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten zum Preiſe von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Gallieni's Erforſchungs-Expedition nach dem obern Niger.

(Nach dem Franzöſiſchen des Kommandanten Gallieni.)

IV.

Am 4. April machte man ſich wieder auf den Weg. Gallieni mit den anderen Officieren nahm die Spitze, denn trotz der vorhergegangenen Arbeiten mußte man annehmen, daß der Marſch durch das Defilé den ganzen Tag beanſpruchen würde, und es wäre unklug geweſen ſich den Sonnenſtrahlen während der heißen Nachmittagsſtunden auszuſetzen; war doch die trockene Jahreszeit auf ihrem Höhepunkt, und erhob ſich doch täglich um 8 Uhr früh der Harmattan mit ſeinen Staubwolken und ſeinem Gluthhauche. Sie trafen frühzeitig im Dorfe Niakale-Cirea, welches unter Dinka-Muſſa ſteht, ein. Der Durchzug war ſtellenweiſe ſo ſchwierig geweſen, daß man die Thiere hatte entladen und die Kiſten auf dem Kopfe tragen müſſen; doch hatte, außer einer Drehorgel, die mit ihrem Ochſen in den Bachoy (Ba-thoy der Karte) ſtürzte, die Ladung wenig Schaden gelitten. Die verſchiedenen Sektionen kamen nach und nach an, aber erſt um 9 Uhr Abends hatten alle das neue Lager erreicht.

Das Zelt war unter einem ſtattlichen, dichtbelaubten Ficus, der in der Mitte des Dorfes ſtand und den „Tara“ bedeckt, aufgeſchlagen. Es iſt dies ein rieſiger Tiſch aus über Baumſtümpfe gebreiteten Matten, der den Notablen des Ortes zum regelmäßigen Verſammlungs- und Unterredungsort dient. Auch wurden die Reiſenden hier von Neugierigen beiderlei Geſchlechts belagert. Man konnte übrigens konſtatiren, daß von Medina an die Raſſe jeden Tag häßlicher wurde, was ſich aus dem ſtetigen Abnehmen des Pöl-Blutes bei dieſen faſt ganz reinen Malinke-Stämmen erklärt.

Ein unangenehmer Zwiſchenfall ereignete ſich hier. Gara Mamady Cire, jener Sohn Dama's, dem Gallieni geſtattet hatte, ihn bis zum Niger zu begleiten, kam am 5. an und zwar, wider das ausdrückliche Verbot, mit einem zahlreichen Gefolge Bewaffneter. Sofort beſchwerte er ſich darüber, daß er, der Sohn eines großen Häuptlings, ein ſchlechteres Pferd bekommen, als der Dolmetſch Alpha Sega. Dann eröffnete er dem Franzoſen, daß er ihm nur folgen könnte, wenn er noch 50 Mann ſeines Dorfes, die am nächſten Tage eintreffen ſollten, mitnehmen dürfte. Dieſer aber befürchtete von dem wilden Krieger nur Verlegenheiten und entledigte ſich ſeiner, indem er ihn nach dem Dorfe Fataſi, deſſen Häuptling er war, abziehen ließ, wodurch ſich der Neger übrigens durchaus nicht beleidigt zeigte.

Beſonders neugierig waren die Weiber; kaum giebt es unternehmendere Koketten als die jungen Mädchen von Niakale Cirea. Sie bildeten um die Reiſenden einen engen Kreis, quälten ſie mit Fragen, entführten Glasſchmuck, unterzogen den ganzen Inhalt der Koffer einer genauen Betrachtung und waren ſelig, wenn ſie ſich in einem der Spiegel bewundern konnten. Und doch kann man nicht gerade ſagen, daß ſie ſich ihres Koſtüms wegen in Unkoſten ſtürzten; die Frau des Häuptlings war nicht mehr bekleidet

als die Jungen in Kale: zwei dicke Goldringe um die Beine, ein kleinerer in der Naſe und ein Baumwollengürtel um die Hüften bildeten ihre ganze Garderobe, ja, zwei Gefangene, die in einiger Entfernung vom Zelt Hirſe ſtampften, waren noch weniger vor den Blicken der Tirailleure geſchützt, die ungeduldig auf die Zubereitung des ihnen verſprochenen Kuskus warteten. Einen geradezu luxuriöſen Eindruck hingegen machten dieſe ſelben Malinke-Weiber, als Gallieni ſie bei ſeiner Rückkehr vom Niger in weißem Kattun gekleidet und mit Schürzen aus blauem Zitz verſehen erblickte, welche Stoffe inzwiſchen von franzöſiſchen Händlern eingeführt worden waren.

Einen Kilometer jenſeits Niakale Circa durchſchneidet ein zwar nur ca. 50 m hoher, aber ſehr breiter Querriegel das Bachoy-Thal und ſchiebt ſich über das Dorf Tuba hinaus bis zum Fluſſe vor, der dadurch zu einem ſtarken Bogen gen Norden gezwungen wird. Die Eingeborenen behaupteten natürlich, man könnte dieſen Felſenwall nicht überſchreiten, ſondern müßte den Marſch auf dem rechten Ufer fortſetzen, was ein zweimaliges Ueberſchreiten des Fluſſes erfordert hätte — ſind ſie doch durch die ewigen Plackereien der Toucouleurs-Reiter jeden Augenblick gezwungen, ſich ins Gebirge zu flüchten und die Eingänge dazu möglichſt geheim zu halten! Glücklicherweiſe aber hatte Vallière, der immer um 2 bis 3 Tagemärſche voraus war, durch geheimes Fragen und Verſprechen einer großen Belohnung herausgebracht, daß dem nicht ſo ſei, und unter der Führung eines jungen Malinke eine 80 bis 100 m breite natürliche Breſche in der Felſenmauer entdeckt und ſofort ein Croquis der Itinerars Gallieni übermittelt, der nun durch Piétri verſchiedene Klippen, die den Weg verſperrten, ſprengen und die ſchlimmſten Stellen durch Alaſſan und die Laptots ſäubern ließ.

Frau des Häuptlings von Niakale-Circa mit zwei Sklavinnen.

Trotzdem war der Zug durch den ca. 4 km langen Paß noch beſchwerlich genug. Es folgte dann ein leicht zu durchſchreitendes Thal, das aber von zwei, tiefe Schluchten bildenden Waſſerläufen, dem Balu und dem Duku, durchſchnitten war. Darauf mußte ein felſiger und ſehr ſteiler Abhang erklommen werden, um auf ein weites Plateau zu gelangen. Endlich hielt das ca. 60 m breite Banja-Ule-Delta noch eine gute Stunde auf, obgleich der Fluß faſt ganz trocken war, und ſo wurde denn, da man das Dorf Solinta doch nicht mehr erreichen konnte, das Biwuak an der Fuhrt von Dinbe-Ba (auf der Karte: Guó de Diou-beba) aufgeſchlagen.

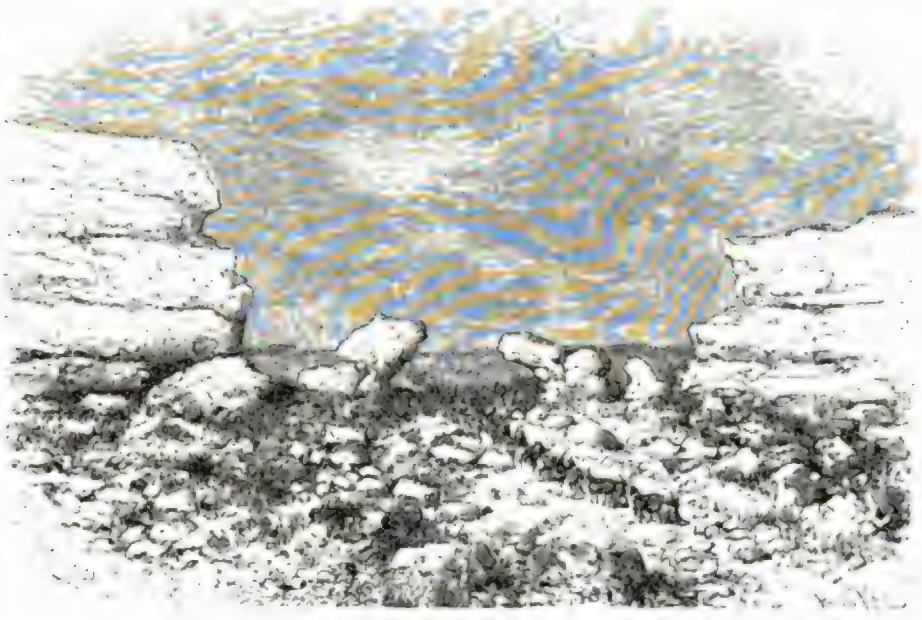
Hier aber ſollte man ſich keiner ungeſtörten Ruhe erfreuen. Kaum war die Sonne untergegangen, als ſich rings umher eines der ſeltſamſten Koncerte vernehmen ließ: die Hyänen begannen mit ihrem heiſern und kläglichen Geſchrei die Reiſenden zu betäuben, während ihre mageren und häßlichen Formen ſich wunderbar am Schein der Wachtfeuer abzeichneten. Von den Reſten eines am Tage geſchlachteten Ochſen angelockt, kamen ſie ganz dicht heran und ließen ſich auch durch Flintenſchüſſe nicht abſchrecken. Dann kündigte die Aufregung, welche ganz plötzlich die Eſel befiel, einen unheimlichern Beſuch an, und wirklich übertönte auch bald das Brüllen des Löwen allen andern Lärm im Lager. Sofort machten ſich Piétri und Tautain mit mehreren Tirailleuren auf ſeine Suche, aber vergebens, und der König der Thiere, ohne Zweifel von den Wachtfeuern erſchreckt, ließ ſeine Stimme nicht mehr ertönen. Das iſt der gewöhnliche Verlauf des Abenteuers; die mähnenloſen Senegal-Löwen von großer Raſſe greifen ſelten Menſchen an, ſie fliehen gewöhnlich bewohnte Ortſchaften und begnügen ſich damit, um die Dörfer zu ſchleichen, um ein verirrtes Rind oder Schaf zu erwiſchen. Aber noch war man mit unangenehmen Gäſten nicht zu Ende. Der Bachoy wimmelt von Flußpferden. Dieſe Pachydermen verlaſſen gewöhnlich am Abend ihre feuchte Behauſung, um oft ziemlich weit vom Ufer zu weiden. Groß war daher ihr Erſtaunen, andere Weſen auf ihrem Gebiete zu erblicken und, da ihre weithin ſchallenden Rufe auf die Eindringlinge keine Wirkung ausübten, ſo machten ſie ſich daran, wie allabendlich, langſam das Ufer zu erklimmen, welches zum Lager führte. Für den Train war keine Gefahr vorhanden, denn der kampirte auf einem kleinen Felsplateau abſeits vom Geſtade; wohl aber waren die Officiere ernſtlich bedroht, da ſie ihr Zelt unter einem Feigenbaum aufgeſchlagen hatten, deſſen Wurzeln bis in den Bachoy hinabreichten. Das erſte Alarmzeichen gab der Hund Tom, der mit wüthendem Bellen unter den Tiſch flüchtete und dieſen ſammt dem Mahle und der brennenden Laterne umwarf, ſo daß volle Dunkelheit

herrschte, als die Bestien eben die Höhe erklommen hatten. Auf gut Glück wurde daher eine Salve abgegeben, welche die erstaunten Angreifer zum Rückzug zwang; weiterhin genügte eine lange Reihe von Feuern längs dem Flusse, sie für den Rest der Nacht ganz fern zu halten. Nicht immer freilich sind diese Thiere so leicht zu beruhigen, und einige Tage später wurde ein Laptot von einem Flußpferde niedergetreten und wäre zermalmt worden, hätte man ihm nicht noch rechtzeitig zu Hilfe kommen können.

Von der Fuhrt bei Diube-Ba bis nach Solinta war der Weg gut und bot den Eseltreibern keine Schwierigkeit mehr dar, die, von Bakel an mehr und mehr disciplinirt, zu vorzüglichen und zuverlässigen Führern geworden waren; sie sahen ein, daß dies in ihrem eigenen Interesse lag, da für ihre Gesundheit und Nahrung besser gesorgt wurde als je vorher in ihrem Leben, und sie wohl wußten, daß, wenn sie die Expedition im Stiche ließen, sie ohne Schutz den Toucouleurs und den wilden Bestien preisgegeben waren.

Das Dorf Solinta, das erste in der Provinz Beteadugu, liegt in einem Engpaß zwischen dem Bachoy und dem Berge Sulun, von dessen Höhe herab Piétri und Tautain den ganzen Flußlauf von Fangalla bis Kale überschauen konnten. Das umliegende Terrain war sehr zerklüftet, aber im Ganzen nicht von bedeutender Bodenerhebung.

Hier bemerkte man eine große Anzahl junger Leute in wesentlich von den Anderen verschiedener Kleidung. Sie trugen ein blaues, bis auf die Füße reichendes Gewand und darüber, auf der rechten Schulter befestigt, eine Art blau und weiß gestreiften Schurz; eine weiße Mütze, Ringe, Amulete jeder Art und eine lange Lanze vervollständigten dieses schöne Kostüm. Es sind dies die Neubeschnittenen des Jahres, die aber nur 40 Tage lang in diesem Aufzuge getrennt leben. Uebrigens sind diese Malinke-Stämme



Oeffnung in der Felsenmauer bei Niakale-Cirea.

durchaus keine Mohammedaner und sind es nie gewesen.

Im Dorfe lenkte ein bemerkenswerther Bau die Blicke der Forscher auf sich: ein bei 1 m Umfang ca. 3 m hoher, fast cylindrischer, gegen die Mitte hin ausladender Hochofen aus Erde, der zur Bereitung des zu Schwertern, Lanzen, Messern und Werkzeugen nöthigen Eisens diente — das erste Beispiel industrieller Thätigkeit, welches man bisher erblickt hatte. Der Ofen ist mit mehreren Oeffnungen versehen, in die die Röhren von Handblasebälgen geleitet sind; eine größere, bei Beginn des Processes geschlossene Oeffnung führt in eine Grube aus Stampferde, in welche sich später der Strom ergießt. Soll eine bestimmte Quantität Eisen bereitet werden, so machen sich alle Schmiede des Dorfes zugleich ans Werk. Dieser Arbeitstag ist für sie zugleich ein Festtag: der Guß wird vorher mit „Dolo" (Hirsebier) angefeuchtet und, durch reichliche Spenden dieses edlen Trankes angeregt, häufen die Arbeiter Erz und Kohle schichtenweise übereinander. Ersteres wird in reichlicher Menge aus den benachbarten Bergen gewonnen, letztere aus bestimmten Bäumen in vorzüglicher Qualität gebrannt. Das Feuer wird angesteckt, Gesang und Geschrei verdoppelt sich, und alles macht sich an die Blasebälge und bläst, bis das Metall gewonnen ist. Es ist dies demjenigen Eisen ähnlich, welches man in den Pyrenäen durch die sogenannte katalonische Methode erzielt. Dann wird es ohne anderweitige Zubereitung, wie es aus dem Ofen kommt geschmiedet.

Den 8. April verlebte man in Sukutali, dessen Häuptling Sambachoto, ein schöner Greis mit entschlossenem und freimüthigem Wesen, sich bei der Mittheilung der Niger-Projekte höchst erfreut zeigte. Er hätte, vertraute er Gallieni an, einige seiner Krieger nach Sabussire geschickt, um dies Dorf gegen die Franzosen vertheidigen zu helfen; aber die französische Kriegführung habe ihn so in Erstaunen versetzt, daß er seitdem die größte Hochachtung vor dem Gouverneur gewonnen habe. Natürlich schmeichelte es ihm sehr zu hören, daß diesem sehr viel über ihn zu Ohren gekommen, und daß er ihm einen schönen Mantel und eine mit Silber ausgelegte Flinte übersende. Er

Mythologie und Religion. Bilder-Atlas zur Religion, Mythologie und Völkerkunde. Mit 1000 Abbildungen auf 100 Tafeln und 1 Karte. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1909. 4°. 100 S. Text. 100 Tafeln. 1 Karte. Geh. 10 M., geb. 12 M.

Der Bilder-Atlas zur Religion, Mythologie und Völkerkunde, der in 1. Auflage 1909 erschien, ist ein Unternehmen, das sich in seiner Art neben die Bilder-Atlanten zur Geschichte, Geographie, Naturkunde, Kunst und Literatur stellt, die das Bibliographische Institut in Leipzig herausgegeben hat. Es ist ein Werk, das in seiner Art einzig dasteht und das sich in seiner Anlage und Ausführung den Vorzügen seiner Vorgänger würdig anschließt. Es ist ein Werk, das in seiner Art einzig dasteht und das sich in seiner Anlage und Ausführung den Vorzügen seiner Vorgänger würdig anschließt.

Der Bilder-Atlas zur Religion, Mythologie und Völkerkunde.

Es ist ein Werk, das in seiner Art einzig dasteht und das sich in seiner Anlage und Ausführung den Vorzügen seiner Vorgänger würdig anschließt. Es ist ein Werk, das in seiner Art einzig dasteht und das sich in seiner Anlage und Ausführung den Vorzügen seiner Vorgänger würdig anschließt.

San José Mesa. Mission Mountain.

den 12. Band des „Brockhaus" (1. Teil, Leipzig 1931) ist Österreich noch ein Land, das „Deutschland" heißt. Im Register des 17. Bandes (1. Teil, Leipzig 1933) ist Österreich bereits ein Land, das „Österreich" heißt. Im Register des 20. Bandes (1. Teil, Leipzig 1935) ist Österreich wieder ein Land, das „Deutschland" heißt.

Der Kanzler im Gespräch — Man vom Montafon

Bildung. Es gibt keine Analphabeten in Österreich. Die Schulpflicht dauert 9 Jahre. Es gibt 5 Universitäten, 4 Technische Hochschulen, 1 Hochschule für Bodenkultur, 1 Hochschule für Welthandel, 1 Montanistische Hochschule, 1 Hochschule für Musik und darstellende Kunst, 1 Hochschule für angewandte Kunst, 1 Akademie der bildenden Künste, 1 Veterinärmedizinische Hochschule

erſchien, zur Annahme des franzöſiſchen Protektorates zu bewegen. Mit zitternder Hand, die der Dolmetſch führte, machte er unter den Vertrag ein wunderliches Zeichen, welches ein Kreuz vorſtellen ſollte. Gar zu gern hätte er noch einen Artikel aufgenommen geſehen, laut deſſen die grünen Tauben, als Schutzgötter des Dorfes, nicht getödtet werden dürften, doch ließ er ſich durch die Vorſtellung beſchwichtigen, daß eine ſolche Spezialbeſtimmung nicht in einen derartigen Vertrag aufgenommen werden könnte, daß aber hierüber die ſtrengſten Befehle gegeben werden ſollten.

In Badumbe wurde ein ſehr heißer Tag verlebt; rings herum war freies Feld, und eine Gruppe von drei Akazien in einiger Entfernung vom Tata ſchützte während des Frühſtücks und der verſuchten Sieſta nur ſehr unvollkommen gegen die Sonnenſtrahlen. Zum Glück war der Bachoy nicht weit, ſo daß man nach Sonnenuntergang die erſchlafften Glieder in einem Bade wieder ſtärken konnte.

Junge Männer von Solinta. (Nach einer Photographie.)

Am Abend ritten Piétri und Tautain voraus, um Ballière zu erreichen, der in Faugalla wartete. Hier mußte nämlich ein Aufenthalt gemacht werden, da der Punkt unbekannt war und Dispoſitionen zur Durchſchreitung der Wüſte, welche den Ort von Kita trennt, getroffen werden mußten. Mit jedem Schritte weiter zum Niger wuchſen die Schwierigkeiten und ſomit die Nothwendigkeit, das Terrain durch eine Vorhut rekognoſciren zu laſſen. Nichts iſt ermüdender und entmuthigender zugleich für eine derartige Karawane, als plötzlich vor einem unvorhergeſehenen Hinderniß zu ſtehen. Um ſo unabwendlicher wurde dieſe Vorſichtsmaßregel, als ein Uebel ſich bemerkbar zu machen anfing, welches binnen Kurzem die Transportmittel unbrauchbar zu machen drohte. Mehr und mehr wurde, trotz dazwiſchen liegender Strohſäcke — Saumſättel in Saint-Louis anzufertigen war bei der Kürze der Zeit nicht möglich geweſen — der Rücken der Eſel von der Ladung durchgeſcheuert und einige von ihnen zeigten ſogar bereits Wunden, die unheilbar ſchienen und ſie zu jedem Dienſte unfähig machten. Unter ſolchen Umſtänden mußte man doppelt darauf bedacht ſein, den großen Fluß des Sudan zu erreichen, der dann zum ferneren Transport des Gepäckes benutzt werden konnte.

Die geiſtigen Fähigkeiten der auſtraliſchen Eingeborenen.

II.

„Einer meiner Korreſpondenten," ſagt Smyth, „hat mir intereſſante Mittheilungen gemacht über einen Eingeborenen, welcher zwei Männer begleitete, die Depeſchen für Burke überbringen ſollten, den Leiter der Expedition, zu welcher King gehörte. Als die Weißen wie der Schwarze faſt vor Hunger ſtarben und mit einer kleinen Schnecke und der gewöhnlichen Portion Nardu einen ganzen Tag auskommen mußten, als die Weißen, wie ſie ſelbſt erzählen, nicht vor einem Verbrechen zurückgeſchreckt ſein würden, wenn ſie ſich dadurch Speiſe hätten verſchaffen können, da war es der Eingeborene, der eine wahrhaft erſtaunliche Reſignation zeigte und ſich ruhig mit den Portionen der Schnecke begnügte, welche ihm ſeine weißen Genoſſen zutheilten, obwohl doch er ſelbſt die Schnecken fing und kochte. Mein Gewährsmann ſchließt ſeinen Bericht folgendermaßen: die Treue des armen Burſchen war äußerſt rührend. In der erſten Zeit, als ſie vergeblich auflauerten, etwas zu fangen, trafen die Reiſenden auf einen Stamm von Eingeborenen, dem die Familie ihres Führers verwandt war. Dieſer erſchöpfte alle ſeine diplomatiſchen Künſte, um ſeine ſchwarzen Brüder zu bewegen, daß ſie dem elenden Kleeblatt Hilfe leiſteten; und zu ihrer Ehre ſei es geſagt, obwohl ſie nach der Neugier zu urtheilen, mit der ſie die weiße Haut der Reiſenden anſtaunten, noch nie einen Weißen geſehen hatten,

theilten ſie doch freigebig ihre Jagdbeute an Geflügel und anderem mit ihnen. Zuletzt machten ſeine beiden Gefährten dem Eingeborenen das gewiß ſehr verlockende Anerbieten, ihn bei ſeinen Landsleuten zu laſſen. Obgleich er aber dadurch Gelegenheit erhalten hätte, ſeinen Stamm am Darling River wohlbehalten wieder zu erreichen, während ihn auf der Weiterreiſe nur Mühen und Entbehrungen erwarteten, hielt er doch treu bis zu Ende aus. Und als die Expedition dem Untergange nahe war, wie erſtaunten die Reiſenden, als dieſe gute Seele ſich erbot, allein den Weg nach dem Darling zurückzufinden, um dort Hilfe zu holen, ein Beweis von Muth, der die weißen Männer tief beſchämte. Und wirklich legte der arme Burſche die hunderte von Meilen zurück und erreichte Menindie, und zwar buchſtäblich auf nackten Sohlen. Die Sprache iſt völlig unzureichend, die mühſelige und gefahrvolle Reiſe zu beſchreiben, welche der Schwarze unternahm, bloß um ſeinen weißen Freunden zu helfen. Das iſt eine That, welche beweiſt, daß die „armen, einfältigen Eingeborenen von Victoria“, wie ſie manche zu nennen belieben, ſich in der Stunde der Gefahr ſo zu zeigen wiſſen, daß ſie durch ihren Muth, ihre Geduld und ihre Ergebenheit die meiſten Weißen ſchamroth machen würden.“

Porteous, ein Eingeborenenaufſeher, erzählt von einem Schwarzen, der treu, muthig und ehrenhaft war. Er ſagt: „Von dem Eingeborenen, welcher am ſechsten dieſes Monats (Mai 1872) geſtorben iſt, kenne ich von vor 30 Jahren her eine That, welche zu ſeiner Ehre aufgezeichnet werden ſoll. In jener Zeit wußten die Eingeborenen noch nichts von Civiliſation und Geſetzen; aber wer keine geſchriebenen Geſetze beſitzt, der trägt ſein Geſetz in der Bruſt. Im Jahre 1838 alſo war der Mount Emu-Stamm ſehr zahlreich und kriegsluſtig und dadurch der Schrecken vieler ſeiner Nachbarn und auch des weißen Mannes. Einmal hatte der Stamm an der äußerſten Grenze der Niederlaſſungen des Mount Emu ſein Lager aufgeſchlagen, und deshalb waren die dortigen Anſiedler geflohen und hatten ſich verborgen, indem ſie ihre Hütte mit allem, was darin war, den Wilden überließen. Es fand ſich in der Hütte eine Quantität Mehl, Zucker, Thee und Fleiſch, ferner zwei oder drei Gewehre mit Zubehör, ein Bett und Kleider. Das wollten ſich einige aus dem Stamme aneignen und mitnehmen. Als aber unſer Mann davon erfuhr, eilte er in die Hütte, ergriff ein Gewehr und drohte ſeinen Stammesgenoſſen, er würde jeden, der zu ſtehlen verſuchte, ſofort niederſchießen. Darauf ſchickte er einen von ihnen zur nächſten größern Anſiedelung und ließ den Beſitzer auffordern, einen Weißen zu ſchicken, der die Obhut der Hütte übernehmen ſollte. Bis dieſer ankam, bewachte unſer Schwarzer ſelbſt die Hütte. Während der 31 Jahre, in welchen ich dieſen Mann kannte, war ſein Lebenswandel ſtets in Uebereinſtimmung mit dieſer That, treu, redlich und reich an Freundſchaft. Mich ſchmerzt es tief, ſeinen Tod verzeichnen zu müſſen.“

Auch Major Mitchell hat eine gute Meinung von vielen der Eingeborenen, welche er auf ſeinen verſchiedenen Expeditionen kennen lernte. Seine eigenen Worte lauten: „Meine Erfahrungen erlauben mir, nur in den günſtigſten Ausdrücken über die Eingeborenen zu ſprechen. Ihre niedrige Stellung unter der weißen Bevölkerung liefert jedenfalls nicht den richtigen Maßſtab für ihre Fähigkeiten. Die Schnelligkeit der Auffaſſung bei den Eingeborenen im Innern war eine außerordentliche; nichts an allen den komplicirten Apparaten, welche wir mit uns führten, überraſchte oder verwirrte ſie. Sie ſind nie ungeſchickt; im Gegentheil, in Manieren und Intelligenz ſtehen ſie höher als manche Sorte weißer Bauern, die ich kennen gelernt habe. Ihre Geſchicklichkeit im Nachahmen von Geberden ſcheint ganz einzig dazuſtehen; ihre Klugheit erkennt man ſogar durch den Schleier ihrer unausgebildeten Sprache hindurch.“

Major Mitchell erzählt folgendes für die Intelligenz der Schwarzen ſprechendes Beiſpiel: „Ein Opoſſum hatte ſich in einen hohlen Baum verſteckt und alle Mühe einiger jungen Leute, es zu fangen, vereitelt. Deshalb riefen ſie den Häuptling zu Hilfe. Dieſer kam, erſtieg den Baum in einem Augenblicke, ließ nach flüchtiger Unterſuchung einige kleine Holzſtücke in die Höhlung hinabfallen, lauſchte und zeigte dann auf eine weit unten befindliche Stelle des Stammes. Hier machten die anderen einen kleinen Einſchnitt und zogen ſogleich das Thier heraus.“

Die Art und Weiſe, wie die Wilden etwas verweigern, und wie ſie Verachtung ausdrücken, hat derſelbe hervorragende Forſcher ebenfalls beſchrieben. Ein Eingeborener und ſein Knabe weigerten ſich aus dem Wege zu gehen und die Schafe vorbeitreiben zu laſſen. Als der Schäfer ihnen einen grünen Zweig entgegenhielt, ergriffen ſie ebenfalls Zweige, ſpuckten darauf und warfen ſie ins Feuer. Auch als Major Mitchell, ebenfalls ein grünes Reis in der Hand, auf den Alten zuging, wußte er ſich zu helfen. Er nahm einen Zweig und ſchwang ihn über ſeinem Haupte ſo, daß er damit andeutete, Mitchell ſolle umkehren. Darauf wirbelten beide Eingeborenen geſchickt mit ihren Füßen Staub gegen die Weißen hin auf. Dieſe Zeichen von Feindſchaft und Verweigerung waren nicht mißzuverſtehen; auch ließen ſich die Wilden durchaus nicht freundlich ſtimmen, ſondern holten ſofort ihren Stamm herbei. Major Mitchell giebt eine lebhafte Schilderung von den ſeltſamen Geberden dieſer von der Kultur noch gänzlich unberührten Schwarzen. Sie kamen auf die Geſellſchaft der Weißen zu mit Zweigen in der Hand, bewegten ſie aber ſo, daß man erkennen mußte, ſie wünſchten die Entfernung der Fremden. Sie ſchwangen die Zweige abwehrend und ſpien gegen die Reiſenden aus. Dann ſtimmten ſie ein Kriegslied an, ſpringend, ſchreiend, ausſpeiend und Staub aufwirbelnd. Endlich zogen ſie ſich zurück, indem ſie im Kreiſe tanzten, die Glieder verrenkten, hüpften und die Speere ſchwangen. Am nächſten Tage erſchien derſelbe Stamm wieder. Jetzt war ein alter Mann von ungewöhnlicher Erſcheinung dabei, wahrſcheinlich ein Häuptling oder Prieſter. Wieder ſtimmten die Wilden einen feierlichen Geſang an, ſchwangen langſam ihre Zweige und näherten ſich dabei der Werkſtätte des Schmiedes. Mit Ausnahme des Alten und einiger anderer Greiſe trug jeder ſeinen Schmuck zur Schau; der ganze Schmuck beſtand aber in einem kleinen Mantel aus Fell, welcher über die linke Schulter hing. Während alle ihre traurigen Hymnen ſangen, drehte der Alte von Zeit zu Zeit Mitchell und ſeinen Begleitern den Rücken zu, berührte ſeine Augenbrauen, ſeine Naſe und ſeine Bruſt, als wollte er ſich bekreuzigen, legte dann die Hand auf's Herz und erhob den andern Arm zum Himmel, wobei er immer mit äußerſt feierlicher Miene ſang. Seine Genoſſen zeigten ſich ſehr diebiſch, indem ſie ſich bemühten, alles mögliche von der Schmiede wegzuſtehlen. Gab aber der Schmied dem Diebe einen Stoß, ſo begann er wieder zu tanzen, auszuſpeien und Staub aufzuwirbeln, indem er Bewegungen machte, als wollte er ſeinen Speer gebrauchen. Mitchell ſagt, er habe nie eine ſo unangenehme Art von Eingeborenen geſehen, wie dieſe, „feindſelig, unverſöhnlich und ſchamlos diebiſch“.

Richtig ſind auch die Angaben von Collins über die Schwarzen. Er bemerkt einmal, daß ſie „rachſüchtig, mißtrauiſch, muthig und verſchlagen ſind. Daß ſie einander in nächtlichem Ueberfalle morden, darf nicht als ein Zeichen von Mangel an Muth angeſehen werden, ſondern iſt viel-

mehr die Eingebung eines teufliſchen Rachetriebes, der ſie lehrt, ſo ihr Opfer ſicherer abzuthun, als es im offenen Kampfe Mann gegen Mann möglich wäre.“

Collins fügt hinzu, daß die Eingeborenen von Neuſüdwales ein glänzendes Talent der Nachahmung beſitzen. Nach ſeinem Zeugniß ſind ſie im Stande, nachdem ſie in der Kirche aufmerkſam zugeſehen haben, hinauszugehen, ein Buch zu nehmen und mit viel Geſchick die heiligen Gebräuche und die Art des Geiſtlichen nachzuahmen, voll ausgelaſſener Freude über den Beifall, welchen ſie dafür ernten.

Ein ſehr ſchmeichelhaftes Bild entwirft derſelbe Autor von den Frauen der Wilden: „Die Geſichter dieſer Leute ſind meiſt weit davon entfernt, häßlich zu ſein, beſonders die der Weiber. Die ſchwarzen, ſtruppigen Bärte der Männer und die Knochen oder Rohrſtückchen, welche ſie durch die Naſe ſtechen, geben ihnen im Allgemeinen ein abſtoßendes Aeußere. Aber auf den ſchwarzen Wangen der Frauen ſpiegelt ſich dieſelbe Schämigkeit wieder, wie man ſie bei civiliſirten Völkern findet. Und obwohl ihnen Kleidung gänzlich fremd iſt, ſuchen ſie doch mit angeborener Schamhaftigkeit durch ihre Haltung das zu verbergen, was der Mangel an jeder Hülle ſonſt zeigen müßte, und erinnern ſo den Beobachter an jene berühmte Statue aus dem Alterthume, obwohl man zugeben muß, daß die Aehnlichkeit nur in der Stellung beruht.“

An einer andern Stelle deſſelben Werkes wird die beſondere Zuneigung hervorgehoben, mit welcher die Wilden an ihren Kindern hängen, und die ſie auch Verwandten und Freunden gegenüber beweiſen.

„Ein anderer weit verbreiteter Irrthum“, ſagt Bunce, „iſt der, daß bei den Auſtralnegern keine beſtändige Liebe, keine dauernde Zuneigung zwiſchen den Geſchlechtern exiſtire. Es beſteht nicht nur die feſteſte Liebe zwiſchen Mann und Weib, ſondern auch zwiſchen Perſonen deſſelben Geſchlechts kann man ſie oft genug beobachten, beſonders aber dann, wenn ein Familienglied Abſchied nimmt, um eine weite und gefahrvolle Reiſe anzutreten. Man kann ſich kaum eine rührendere Scene denken, als die, welche ſich bei einer ſolchen Gelegenheit abſpielt. Wenn der Augenblick des Scheidens gekommen iſt, erhebt ſich der Abreiſende und geht auf ſeinen älteſten Anverwandten zu, die eine Hand ausgeſtreckt, mit der andern ſich die Augen bedeckend. Und ebenſo thut der Alte. Jeder ergreift feſt die Hand des andern und hebt den Arm bis über Haupteshöhe. In dieſer Stellung verharren ſie eine geraume Zeit, während welcher man bittere Thränen zwiſchen ihren Fingern hindurchperlen ſehen kann. Dann ſenken ſie die Arme wieder, ſchütteln ſich dreimal kräftig die Hand und gehen in verſchiedener Richtung auseinander, immer noch mit geſenktem Haupte und ohne jemand anzuſehen. Dieſe rührende Ceremonie wird aber nur zwiſchen Verwandten und den nächſten Freunden beobachtet, während anderen nur dreimal die Hand geſchüttelt wird.“

Die Eingeborenen zeigen ſich bei der einen Gelegenheit energiſch, bei der andern phlegmatiſch; ſie können die größten Anſtrengungen ertragen auf der Jagd, beim Fiſchen, im Gefecht und im Tanze, überhaupt da, wo Ausſicht auf einen unmittelbaren Erfolg iſt, aber ausdauernde Arbeit, die erſt ſpät Frucht bringt, iſt ihnen zuwider. Sie ſind fleißig und unverdroſſen bei der Anfertigung der Dinge, von welchen ſie wiſſen, daß ſie ihnen nützen, und an deren Gebrauch ſie ſich gewöhnt haben; aber ſie zeigen ſich unanſtellig und träge, wenn ſie ſich die mechaniſchen Erfindungen der Weißen aneignen ſollen. Sie lieben Bequemlichkeit ſogar mehr als Vergnügen. Ein Eingeborener geht nicht auf die Jagd, weil er Freude daran hat, ſondern nur um ſich Nahrung zu verſchaffen. Ohne ſtreitſüchtig zu ſein, greift der Schwarze doch leicht zur Waffe und oft zeigt er ſich, wenn auch vielleicht nicht mit kalter Ueberlegung, grauſam gegen den beſiegten Feind.

Aberglaube und Leichtgläubigkeit ſind bei den Wilden herrſchend und, wenn ihre Zauberer und Wahrſager etwas befehlen, ordnen ſie willig ihren Verſtand unter und verleugnen ihr Gefühl. Sie glauben an die Exiſtenz böſer Geiſter und fürchten ſich, in der Nacht ihr Lager zu verlaſſen; wenn ſie aber eine erlittene Beleidigung rächen wollen, dann hält ſie weder Angſt vor böſen Geiſtern noch Furcht vor der Dunkelheit von ihrem Vorhaben ab.

Ebenſo ſelten wie ſich körperliche Gebrechen unter den Eingeborenen finden, ebenſo ſelten zeigen ſich auch Merkmale eines verdunkelten Verſtandes. Vielleicht iſt es auch ohne Ausnahme ſicher, daß Wahnſinn unter den Eingeborenen, die ſich nicht mit Europäern vermiſcht haben, überhaupt unbekannt iſt. Liederliches Leben und unmäßiger Genuß der giftigen Spirituoſen, welche die elenden Schenken im Buſche verkaufen, haben ohne Zweifel in manchen Fällen ihre gewöhnliche Wirkung hervorgebracht; aber der wilde Schwarze iſt immer bei geſundem Verſtande. Idioten giebt es unter den Schwarzen nicht; Taubheit und Stummheit ſind außerordentlich ſelten.

Das Vorrücken des blauen Graſes in Kanſas.

Von **Wilhelm Schweitzer.**

Daß der Menſch einen beſtimmenden Einfluß auf die Pflanzendecke der Erde hat, daß gewiſſe Pflanzen, von den künſtlich angebauten ganz abgeſehen, mit ihm wandern und im Geleit der Veränderungen von Ackerbau und Verkehr ſich neue Verbreitungsbezirke erobern, das wird der Botaniker durch Thatſachen aus civiliſirten Ländern belegen können. Nicht minder iſt es anerkannt, daß der Menſch durch Eingriffe in den natürlichen Pflanzenwuchs auf das Klima einwirkt. Man faßt dieſe Wirkung freilich meiſtens in ungünſtigem Sinne auf, indem dabei an die Folgen der Wälderverwüſtung gedacht wird. Wie aber Klima und Pflanzenwuchs mit der fortſchreitenden Kultur ſich ändern, tritt in unberührten Gegenden noch ſchärfer als in längſt angebauten zu Tage. Nicht nur die Lichtung des Urwaldes bringt einen Wechſel im Klima und in der Zuſammenſetzung der Flora hervor, ſondern auch die Verdrängung wilder Jägerſtämme durch den weißen Anſiedler aus baumloſen Grasebenen liefert dafür Beweiſe. Hier lernt man verſtehen, daß der die Bodenkraft ausbeutende Menſch auch einen wohlthätigen Einfluß auf das Klima haben kann. Wie hat ſich doch der „brodelnde Urwaldkeſſel“ zu ſeinem Vortheil verändert, auf deſſen Rodungen heute die ſchmucke und geſunde deutſche Kolonie Dona Franciſca in Südbraſilien ſich ausbreitet! Um ein Beiſpiel von einer ähnlichen Umwandlung auf Prairieboden anzuführen, können wir kaum ein auffallenderes wählen, als das, welches uns die neueſte Kultur-

entwickelung des Staates Kansas bietet. Wir stützen uns in der Darstellung dieser interessanten Erscheinung auf einen Vortrag, den Herr Litton Forbes in der 1882er Versammlung der British Association zu Southampton über die Geographie und Meteorologie von West-Kansas gehalten hat.

Der Vortrag ist nicht in der Absicht ausgearbeitet, Vorzüge zu erörtern, die Kansas für den Einwanderer besitzen mag, obwohl er voller Anerkennung für die Erfolge ist, welche in der Ausbreitung der Bodenkultur besonders durch die Atchison Topeka und Santa Fe-Eisenbahn erreicht worden sind; vielmehr verfolgt er den Zweck, in englischen Kolonien wie Neusüdwales und Südaustralien, welche hinsichtlich der geringen atmosphärischen Niederschläge und der geringen Bodenfeuchtigkeit sich ähnlich verhalten, wie Mittel-Kansas vor 20 Jahren und West-Kansas noch heute, zu Versuchen anzuregen, und durch Heranziehung einer stärkeren Bevölkerung, die Ackerbau treibt, anstatt das Land als harte trockene Schafweide zu benutzen, die Bedingungen für Feuchtigkeitsansammlung günstiger zu gestalten. Selbst das östliche Kansas, das jetzt zu den fruchtbarsten Theilen der Vereinigten Staaten gehört, litt von 1855 bis 1865 unter so häufigen Mißernten, daß es gleich Neusüdwales und Südaustralien in dem Ruf der Dürre stand. Von solchen Leiden waren die Landwirthe in diesem Theile von Kansas während des Jahrzehnts von 1870 bis 1880 frei, wogegen ihre westlicher angesiedelten Nachbarn mit Trockenheit zu kämpfen hatten. In dem Maße wie die Besiedelung westwärts fortschreitet, nimmt der Regenfall zu, wird der Boden fähiger, die Feuchtigkeit anzuhalten, und tritt in der Pflanzendecke des Bodens eine förmliche Umwälzung ein.

Die atmosphärischen Niederschläge, die in den Bezirken längs des Missouri reichlich fallen, vermindern sich je weiter westlich, desto mehr. Prof. Snaw, der Staats-Meteorologe, unterscheidet drei Regengürtel in Kansas, einen östlichen bis Fort Riley, einen mittlern bis zur Westgrenze von Ellis County und einen westlichen bis zur Grenze von Colorado. Es wird nun von verschiedenen Beobachtern behauptet, daß die Grenzen dieser Zonen sich westwärts schieben, oder daß die jährlichen Regenmengen in den einzelnen Zonen steigen, und zwar in der mittlern und westlichen mehr als in der östlichen. Indessen beweiskräftiger als die Zahlen der jährlich gefallenen Zoll Regen ist die Umwandelung, die mit der Vegetation vor sich gegangen ist. Vor einem Menschenalter durfte man nicht an Landbau auf den Höhen westlich von Topeka denken, einer Stadt, die jetzt im Mittelpunkt eines Bezirks von außerordentlicher Fruchtbarkeit liegt. Etwa 18 engl. Meilen westlich von Topeka verläuft der 96. Meridian, und diesen betrachtete man als die Markscheide des Ackerbaues. Zehn Jahre später ward dieselbe bis zum 97. Meridian hinausgeschoben, und fünf Jahre später bis zum 98. Dieser Meridian fällt mit dem westlichen Saum des Golfes von Mexico zusammen, von wo die Südwinde Dünste bringen. Da die westlich vom 98. Meridian wehenden Winde über die heißen und trockenen Gegenden von Mexico streichen, so bezweifeln manche, daß der Ackerbau über diese Linie hinaus werde rücken können. Man hat aber an den verschiedenen Grasarten ein untrügliches Merkmal, um die Linie zu erkennen, wo die feuchte Region aufhört und die trockene beginnt. Oestlich davon ist das „blaue Gras“, ein langes, hochwachsendes Gras, und eine Vegetation allgemein, die Feuchtigkeit verlangt; westlich gedeihen nur Gräser und Kräuter, die mit einem beschränkten Maße von Feuchtigkeit vorlieb nehmen, besonders das „Büffelgras“, ein niedriges, rothbraun verbrannt aussehendes, krauses Gras. Das „blaue Gras“ ist so charakteristisch für die klimatischen Verhältnisse, daß an dem Vorrücken gerade dieses Grases die Vorschiebung des feuchteren, das Zurückdrängen des trockneren Klimas gemessen werden kann. Hier hat die fortschreitende Kultur eine immer größere Kulturfähigkeit zur Folge. Das blaue Gras begleitet die gen Westen sich wälzende Fluth der Einwanderung. Zwanzig Jahre zurück fand es sich nicht weiter westlich als Emporia an der Atchison Topeka und Santa Fe-Eisenbahn und als Junction City an der Kansas Pacific-Bahn; vier Jahre später war es bis Marion Center an der erst- und Abilene an der letztgenannten Bahn vorgedrungen. Vor zehn Jahren gab es kein blaues Gras in den Countys Harwey und Saline, ausgenommen längs der Flüsse; heute ist das Büffelgras in diesen beiden Countys verschwunden. Schon breitet sich das blaue Gras in allen Countys zwischen dem 98. und 100. Meridian aus, und es ist wahrscheinlich nur eine Frage der Zeit, daß dieser Landstrich damit ganz bedeckt sein wird, obgleich die westliche Wanderung dieses Grases desto langsamer werden wird, je mehr die Erhebung über dem Meere zunimmt. Mit dem Fortschreiten des blauen Grases, im Geleit der Besiedelung des Landes, hat auch der Anbau des Weizens sich ausgedehnt. Vor zehn Jahren hätte Niemand geglaubt, daß der prächtigste Weizen westlich vom 97. Meridian wachsen oder daß Mais in Sedgwick County gedeihen könnte, einem Bezirk, der jetzt in der Produktion dieser Getreideart den vierten Rang im Staate einnimmt. Vor acht Jahren vermochten die Officiere in Fort Larned nicht, selbst wenn sie durch Soldaten jeden Morgen das Feld bewässern ließen, Körnerfrüchte oder Gemüse zu bauen. Ein paar Jahre später, als die Wogen der Einwanderung Pawnee Valley erreichten, wurden von allen Früchten Ernten erzielt.

Diese Thatsachen sprechen für eine Zunahme der der Vegetation zu Gute kommenden Feuchtigkeit. Es giebt für dieselbe zwei Quellen: eine auswärtige im Golf von Mexico und eine lokale. Die Wasser des Golfes verdunsten, die Dünste werden durch einen obern Luftstrom nordwärts geführt, verdichten sich, sinken vermöge ihrer Schwere herab und nähern sich der Erde ungefähr im 30. Parallel. Von hier ab streichen sie an der Oberfläche hin und schlagen sich bei Berührung mit kühlerer Luft oder anderen abkühlenden Einflüssen als Regen nieder. Die andere Ursache der Feuchtigkeit ist die lokale Ausdünstung. Sie ist nicht wegen der dadurch erzeugten Regenmenge wichtig, sondern wegen ihres Einflusses auf die Anziehung des Regens aus der dunstschwangern Luftströmung vom Golfe her. Die Pflanzendecke der Erde greift dabei vermittelnd ein, indem sie je nach ihrer Beschaffenheit mehr oder minder geeignet ist, den gefallenen Regen zu vertheilen und auszunutzen. Von den ersten Ansiedlern, die vor einem Menschenalter nach Kansas kamen und das blaue Gras nur an den Flüssen entlang fanden, wissen wir, daß entsprechend der kargen Vegetation der Rasen der Prairie filzig, von der Sonne verbrannt und so undurchdringlich war, daß der Regen wie von Asphalt ablief. Die damals so häufigen Prairie-Feuer beförderten den Austrocknungsproceß und hatten daneben — wenn wir nach den bei unserm Höhenrauch gemachten Erfahrungen schließen dürfen — noch die Wirkung, die Regenwolken zu zerstreuen. Es ist ein sehr bemerkbarer Unterschied in der Temperatur auf einer in Brand gewesenen und einer mit frischer Vegetation bedeckten Prairiefläche. Die von der brennenden oder verbrannten Fläche aufsteigende Hitze kommt mit den Gewitterwolken in Berührung und bewirkt deren Zertheilung. Zu der Zeit, von der die ersten Ansiedler erzählen, war die Sommerhitze vermöge der Ausstrahlung der glühenden Oberfläche unerträglich und

ein Regentag, der jetzt nicht ungewöhnlich iſt, kaum bekannt. Der Regen ergoß ſich damals wolkenbruchartig, begleitet von Donner und Blitz, allermeiſt nach Sonnenuntergang und dauerte nur wenige Stunden. Mit der Ankunft der Anſiedler änderten ſich dieſe Verhältniſſe. Der harte Raſen ward aufgebrochen und der Regen konnte in den Boden dringen anſtatt abzulaufen. Bäume wurden gepflanzt und die Oberfläche des Bodens wurde von langſtengeligen Gewächſen wie Mais und Weizen beſchattet. Feuchtigkeit und Verdunſtung waren nicht länger auf die Nähe der Flüſſe und Bäche beſchränkt, ſondern verbreiteten ſich über das ganze angebaute Land. Der Dunſtgehalt der Atmoſphäre nahm in Folge deſſen zu. Das blaue Gras verließ die Niederungen, überzog auch die höher gelegenen Ländereien mit dichter Beſchattung und beförderte ſo den Proceß, dem es ſeine eigene Ausbreitung verdankt. Selbſt der feſte Prairieraſen wird mürbe und porös, wenn kräftigere Gräſer ihn beſchatten und mit den Wurzeln durchdringen, und er geſtattet dem Regen Eingang. Man kann ſich davon ſehr leicht überzeugen, wenn man den Boden in der Nachbarſchaft von Florence (Chaſo County) z. B. mit dem Boden der weſtlicheren Ebenen, etwa in der Nähe von Dodge City vergleicht. Alle dieſe Einflüſſe der höheren Gräſer, der wohlbebauten Felder, der angepflanzten Bäume, der reichern Beſchattung haben zur allgemeinen Verbeſſerung des Klimas beigetragen, indem dadurch die Heftigkeit der Regengüſſe gemildert, die Ausſtrahlung gemäßigt, die feuchte Luft mit der Erde in Berührung gebracht und vielleicht auch die Elektricität der Atmoſphäre ſtärker angezogen wurde. Die Folge iſt, daß mit jedem Jahr der Regen allgemeiner und beſſer über den beſiedelten Theil von Kanſas vertheilt wird, daß er gleichmäßiger und weniger in plötzlichen Güſſen fällt und die Erde Zeit hat, das Waſſer zu trinken, das vom Himmel kommt. Auch die Flüſſe liefern einen Beweis von der klimatiſchen Veränderung, welche die Beſiedelung und die Kultur von Bäumen und Gräſern hervorbringen. Ehemals pflegte ein Gewitterregen die Flüſſe ſofort hoch anzuſchwellen, das Waſſer lief von dem trockenen Boden ſo geſchwind ab, wie es herabgeſtürzt war, und wenige Stunden danach hatte ſich die Fluth verlaufen. Dergleichen kommt nicht mehr vor. In Harvey County regnete es im Oktober 1880 einmal 24 Stunden hinter einander, jedoch dauerte es 12 Stunden, bevor das Waſſer in den Bächen zu ſteigen begann. Es wuchs allmählich und nach 48 Stunden war noch ein gut Theil Waſſer zurück. Dank der Aufnahme des Regens im Boden ſind manche Waſſerläufe, die früher zeitweilig trocken waren, jetzt beſtändig fließend und manche ſind entſtanden, die vor der Beſiedelung nicht da waren.

Nachdem die fortſchreitende Beſiedelung und Kultur des Landes eine ſolche Macht über anfänglich ungünſtige klimatiſche Verhältniſſe in Oſt- und Mittel-Kanſas erlangt hat, iſt nicht zu zweifeln, daß auch in Weſt-Kanſas mit der Zeit, wenn die Niederlaſſungen dichter werden, ſich ähnliche Erfolge einſtellen werden. Jedoch wird die jährliche Regenmenge im weſtlichen Kanſas immer geringer ſein als im öſtlichen und es muß hier die künſtliche Bewäſſerung eintreten, mit welcher ſchon gelungene Verſuche gemacht ſind. Der Arkanſas kann nach Forbes' Meinung für dieſen Theil des Staates von derſelben Wichtigkeit werden, wie der Nil für Aegypten. Wenn einmal, was über kurz oder lang geſchehen wird, das ſüdlich an den Staat Kanſas ſtoßende Indianer-Territorium für die Anſiedelung des weißen Mannes frei gegeben wird, ſo muß auch dies auf das Klima von Kanſas günſtigen Einfluß haben, weil die vom mexicaniſchen Golf kommenden Winde, die ſechs Monate hindurch wehen, dann nicht mehr über kahle Flächen ſtreichen werden. Wer jetzt als Knabe nach Kanſas gelangt, mag es bei der Energie, mit welcher der amerikaniſche Farmer vordringt, ehe er Greis wird, erleben, daß das blaue Gras vom ganzen Staate Beſitz ergriffen hat. Dann wird es wie eine halb verſchollene Sage klingen, daß Kanſas einſt zu der großen amerikaniſchen Wüſte gehörte, die vom Miſſouri zu den Felſengebirgen und vom Golf von Mexico bis zu den nördlichſten Theilen der Vereinigten Staaten reichte. Noch vor 30 Jahren war das Land 50 Meilen weſtlich vom Miſſouri in Kanſas und Nebraska eben ſo öde, als es heute 300 Meilen weſtlich davon iſt. Mit ſolchen Rieſenſchritten eilt in Amerika die Kultur vorwärts!

Ueber den Bucſecs nach Sinaia.

Von Dr. F. W. Paul Lehmann.

I.

Es war Abend geworden und bereits nach 8 Uhr, als ich mich von dem freundlichen Direktor der Zernester Papierfabrik verabſchiedete und den vom Förſter des Ortes für mich beſtellten Wagen beſtieg, um nach Törzburg an den Fuß des Bucſecs (ſprich: Butſchetſch) zu fahren. Man hatte mir abgerathen, den Weg, der direkt am Fuße der Kalkfelſen nach Törzburg führt, einzuſchlagen und empfohlen, einen Umweg über Alt- und Neu-Tohan zu machen. Noch war ich nicht lange gefahren, da zogen über dem ſich prächtig präſentirenden Königſtein dunkele Wolken auf. Es blitzte ſtark, immer düſterer und drohender ſtieg das Gewölk empor, ſo daß ich Plaid und Schirm zum Schutze gegen Wind und Regen in Bereitſchaft ſetzte. Der Weg war hinter Alt-Tohan ſchlechter geworden, der Wagen wurde ernſtlich auf ſeine Haltbarkeit geprüft. Während wir durch die Waſſer des Törzbaches fuhren, flammte ein Blitz hernieder und zeigte den Bach und die Häuſer des an demſelben erbauten Dorfes Neu-Tohan in greller Beleuchtung. Neu-Tohan lag hinter uns, wir fuhren gegen Süden auf beſſerer Straße, das merkte ich an dem gleichmäßig hinrollenden Wagen. Wenn es nicht blitzte, war es ſo dunkel, daß ich nicht begriff, wie mein Rumäne fahren konnte. Das Wetter kam uns gerade entgegen; ſtärker rauſchte der Regen, um den Bucſecs flammte es unaufhörlich und krachte, als ſollte der Himmel einfallen. Mir ſchien es, als habe ich die Natur nie in einer ſo gewaltigen Aufregung geſehen. Um uns her leuchteten unaufhörlich breite Flammen, dann fuhr wieder ein zuckender Strahl hernieder, zweimal ſo dicht neben uns in die ſich links am Wege hinziehende Bodenwelle, daß wir zuſammenfuhren und die Pferde zitterten. Zu unſerer Rechten lag das Thal des Törzbaches; bei jedem Blitze ſchimmerte hell aus demſelben ein Kirchthurm, endlich — die 4 km von Neu-Tohan waren mir recht lang geworden — zeigten ſich Häuſer am Wege, der Wagen

hielt. „Aica Törzburg?“ „Aica!“ Das war die ganze Unterhaltung zwiſchen mir und meinem Kutſcher! Das Gaſthaus zeigte mir ein Blitz. Alles war verſchloſſen, erſt nach langem Pochen ſchob ſich vorſichtig ein Kopf aus einem kleinen Fenſter. „Was giebt es?“ „Ich wünſche Nachtquartier!“ „Habe keines.“ „Ich denke, es iſt vom Herrn Förſter aus Zerneſt für mich beſtellt?“ „Ach, es ſind der Herr aus Breslau! Kommen bei dem furchtbaren Wetter, hätt's nie mehr geglaubt! gleich, gleich!“ Ich athmete auf, als ich von Herrn Frantzen, meinem Wirthe, in ein einfaches, ſauberes Zimmer geführt wurde und meine naſſen Sachen ablegen konnte. Auch mein Fuhrmann blieb mit ſeinen Thieren unter Dach und fuhr erſt am nächſten Morgen zurück, merkwürdiger Weiſe ohne Zahlung, ſo daß ich ihm dieſelbe nachſenden mußte. Draußen ſchien die Macht des Gewitters ſich bald ausgetobt zu haben, ferner und ſeltener ertönte der Donner. Wie ſollte es morgen mit der Bucſecsbeſteigung werden? Wahrſcheinlich hüllte er ſich doch in Wolken! Nicht lange beſchäftigte ich mich mit dieſen Gedanken, noch einmal betrachtete ich auf der Karte den in Sturm und Graus zurückgelegten Weg, dann ging's zur Ruhe und bald waren Königſtein, Gewitter und Bucſecs vergeſſen.

Der nächſte Morgen brachte wider Erwarten wolkenloſen Himmel. Von dem Rücken, auf dem unmittelbar über einer Felſenenge des Törzbaches die alte, durch allzu ängſtliche Grenzbefeſtigungen leider arg verſtümmelte Törzburg liegt, bot ſich eine hübſche Ausſicht nach Norden auf den nach Südweſten in das Bergland dringenden Seitenarm der Burzenländer Ebene, in der die große Verbreitung licht geſtellter, im Winde ſchwankender Birken auffiel, und nach Süden auf das gegen die Landesgrenze anſteigende Bergland, das durch ſeinen Wechſel kleiner Wald- und Feldparcellen eigenthümlich buntgeſcheckte Gebiet der Kalibaſchen. Keine Wolke an den vom blauen Himmel ſcharf abgezeichneten Konturen des Königſteins und Bucſecs! Das lockte hinaus und mahnte zugleich zu ſchnellem Aufbruche.

Herr Frantzen verſprach eiligſt für einen geeigneten Führer zu ſorgen: „Leider ſei Lehmann mit dem Herrn Kaſtellan zur Jagd im Gebirge, es würden ſich aber andere finden!“ Einen geſtikulirenden, ſchwatzhaften Rumänen, der ſich trotz aller Verſicherungen von ſeiner Vortrefflichkeit wenig orientirt zeigte, ſchickte ich wieder fort und engagirte einen Szekler, der während der ganzen Verhandlung mit dem Rumänen in beſcheidener Entfernung ruhig dageſtanden und mich mit ſeinen großen dunklen Augen gemuſtert hatte. Die Rumänen hatten ſich bis jetzt als Bergführer bei mir nicht beſonders empfohlen, es konnte ja nun, da es mit dem Namensvetter, der übrigens Magyar ſein ſollte, nicht möglich war, einmal mit einem Szekler eine Bergfahrt verſucht werden! Gyerkö Andras war ein ſtattlicher, ſtarker Mann, er war Waldheger und ſtand unter dem Forſtmeiſter Kronſtadts, das entſchied! Der Rumäne ward mit dem gewünſchten Schnaps verabſchiedet und Gyerkö Andras mußte ſich reiſefertig machen. Während die Backhähnel für mich gebraten wurden und der übrige Reiſeproviant beſchafft ward, zeigte mir mein Wirth das im Bau begriffene niedliche Sommerhäuschen eines in Kronſtadt lebenden rumäniſchen Advokaten und gab mir eine Charakteriſtik aller im Laufe der Jahre bei ihm eingekehrten Touriſten. Er war mit ſeiner Aufzählung ſchnell beim Ende angelangt. Einer Wette wegen hatten ſich zwei Iren, ich vermuthete trotz der Verneinung Herrn Frantzen's Engländer, längere Zeit bei ihm aufgehalten und eine kleine Pflanze auf dem Bucſecs geſucht. Als ſie das Pflänzchen — das am Karaiman im Nordoſten des Bucſecs vorkommende Edelweiß? — gefunden hätten, ſeien ſie ſo hoch geſprungen, ſagte der Gaſtwirth, und gab eine Höhe an, die mir vor der Sprungkraft, welche die Sonderlinge in ihrem Freudentaumel entwickelt hatten, allen Reſpekt einflößte. Gyerkö war fertig und ſo wanderten wir das Poartathal, deſſen Bach unter ſeinem Geſchiebe auch einen hellgrauen, leicht zerbrechlichen Glimmerſchiefer führte, hinauf den Felſenwänden entgegen [1]). Als wir auf dem Rücken eines mit einem kleinen grasbewachſenen Plateau vorſpringenden Ausläufers angelangt waren, hielt ich eine kurze Umſchau über das mannigfach geſtaltete, mir in ſeinen Hauptzügen bereits vertraute Terrain und ſtieg dann ſteil und ohne Pfad durch den dichten Fichtenwald in die Höhe. Trotzdem ging es im raſchen Tempo vorwärts, denn Andras ſtieg ſchnell und ich wollte nicht zurückbleiben. Uebrigens zeigte ſich der Szekler als aufmerkſamer Führer, er brach Zweige ab und räumte andere aus dem Wege, dabei war er viel lebhafter als unten im Thale, wo er ſtarke Zweifel geäußert hatte, ob ich hier auch hinauf kommen werde. Nach ſcharfem, $1^1/_2$ ſtündigem Steigen kamen wir auf eine kleine Waldblöße, in deren Nähe eine Quelle hervorſprudelte, die $7^1/_2{}^0$ R. hatte, während die Temperatur im Schatten der Fichten $16^1/_2{}^0$ betrug. Wir traten aus dem Walde, der hier ſchon in etwa 1500 m Höhe aufhörte und Grasflächen Platz machte, und ſchritten in öſtlicher Richtung gegen den Coltin Gliuci vor. Zur Rechten ſenkten ſich die Graslehnen ins Poartathal, an deſſen gegenüberliegenden Wand aus dem Walde große Klippen, wie koloſſale, oben abgebrochene Pfeiler hervorſchauten, während wir zur Linken zwiſchen nackten Felſenpfeilern in einen Waldgrund hinabblickten. Mehrfach wand ſich der allmählich emporführende Pfad zwiſchen Felſenpfeilern hin, hinter denen wir zeitweilig vor einem ſauſenden, aus Südſüdweſt heranwehenden Sturme Schutz ſuchten. Es war ein Glück, daß dieſer Orkan, dem wir wohl den wolkenloſen Himmel zu danken hatten, uns nicht entgegenwehte; ſo konnten wir an den Grashängen zuletzt beinahe mit halbem Winde emporwandern! Coltin Gliuci (2071 m) war erreicht; wir ſtiegen über denſelben fort und hatten nun, wo ſich das im oberen Theile einförmige, von Grashängen umgebene Poartathal unſeren Blicken entzog, auf unſerer Wanderung gegen Süden zur Linken die wilden Malajeſtſchluchten. Faſt 3 km wanderten wir nach Süden dem Steilrande des Bucſecs entgegen, zur Rechten dicht über uns den grasbewachſenen allmählich an Höhe wachſenden Rücken, zur Linken die durch einen Mittelgrat in zwei Theile geſchiedene, von ſteilen Wänden umrahmte Schlucht. In dieſem öden Felſengebiet erfolgte 1772 nach langen Regentagen ein größerer Bergſturz, eine Kataſtrophe, die durch einen Blick auf die im Hintergrunde aufragenden Wände ſehr begreiflich wird. Mächtige Schollen Kalkſteins ragen hier aus den leichter verwitternden Maſſen des groben Konglomerates hervor und ſtürzen, wenn die Regen die umhüllenden Maſſen wegwaſchen, in die Tiefe. Im Hintergrunde der Schlucht paſſirten wir einige heikle, nirgends indeſſen gefährliche Partien, und erreichten die Höhe des Bucſecs-Plateaus über den ſich zu einem Grat verſchmälernden Rücken, ſo daß wir noch einmal einen Blick in eine wilde zum Poartagebiet ge-

[1]) Ueber den Bucſecs handeln in den Verhandlungen und Mittheilungen des Vereins für Naturwiſſenſchaft in Hermannſtadt unter andern Andrae, Bd. V, S. 40 folg. und Herbich, Bd. XV folg. — Im Jahrbuch des ſiebenbürg. Karpathenvereins 1881 und 1882 finden ſich Reiſeberichte; im vorliegenden Aufſatz habe ich mich auf Wiedergabe meiner Reiſeerlebniſſe und Beobachtungen beſchränkt. Eine kurze Skizze der phyſiſchen Verhältniſſe des Burzenlandes gab ich als Referat eines Vortrages in die Verhandl. d. Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin. 1882. Nr. 4.

hörige Schlucht werfen konnten, an derem Rande sich ein Adler behaglich niedergelassen hatte. Die Höhe war erreicht und vor uns breitete sich, über einen Quadratkilometer groß, eine Grasfläche, die als Exercierplatz für Kavallerie hätte dienen können. Zwischen dem Steilabfall zur Malajestschlucht und der ihr an wilder Oede ebenbürtigen Gaura, die von Westen her in das Massiv eingreift und das kleine zuerst betretene Plateau von den sich weit nach Süden ausbreitenden Hochflächen trennt, schritten wir nach Osten weiter gegen den Hauptgipfel, La Omu (2508 m).

Kürzere Mittheilungen.

Aus Korea.

Wir finden in einer der letzten Nummern der „North-China Daily News" einen Bericht eines Korrespondenten über die Reise des, von China in Begleitung mehrerer chinesischen und in chinesischen Diensten stehenden europäischen hohen Beamten, nach Korea zurückkehrenden koreanischen Prinzen Tschao, dem wir Folgendes entnehmen: Nach zweitägiger, wegen des unbekannten Fahrwassers gefährlicher und langsamer Fahrt erreichte das Schiff von Tschifu aus bei Rose Island die Mündung des Seul-Flusses in die Bai von Yentschuen. Vor Rose Island, einer Insel von ca. 3½ Miles Umfang, mit gutem Hafen, warf es Anker; zahlreiche Scharen von Koreanern strömten ans Ufer und überraschten durch die Sauberkeit ihrer weißen, blauen, grünen oder violetten Kleider. Eine japanische Korvette lag im Hafen, und die Neuangekommenen konnten die Frechheit beobachten, mit welcher die japanischen Matrosen unter dem Vorwande Kulis zum Kohlenschleppen zu engagiren in die Häuser der Koreaner drangen und die harmlosen Leute mit Stockprügeln traktirten. Bald nach der Ankunft des Prinzen stattete der kommandirende General von Yentschuen einen Besuch an Bord ab, dem es dort zu gefallen schien; zumal erfreute sein Appetit, mit welchem er Plum-Pudding mit Mostrich verzehrte. Die Fremden gingen an Land, wo sie mit officiellem Gepränge empfangen wurden: Truppen waren aufmarschirt, die beim Nahen des Prinzen sich niederwarfen, um mit der Stirn den Boden zu berühren. Zur Weiterreise nach Yentschuen ließ man ihnen die Wahl zwischen Ponys und Tragstühlen, doch entschied sich die Mehrzahl für das erstere Transportmittel, weil der koreanische Tragsessel aus nichts anderm besteht, wie aus einer 4 Fuß hohen Holzkiste von 3½ Fuß im Geviert, deren Boden durch schmale Bambusstöcke mit ca. 1 Zoll Abständen hergestellt ist. Trotz einer, allerdings sehr dürftigen Matte sitzt der Reisende mit gekreuzten Beinen in solcher Kiste ebenso angenehm wie auf einem Roste. Auffallend war die Uniform der Eskorte des Prinzen. Die Kopfbedeckung derselben bestand aus schwarzen Filzhüten, von denen oben ein Strang rothgefärbter Pferdehaare über den Rücken herabhing. Diese Hüte entsprechen in Form und Größe genau denen der römischen Bauern. Der dichte Bart der Leute, ihr Teint, ihre Sandalen und der eigenthümliche Schnitt ihrer dunkeln Mäntel verlieh ihnen große Aehnlichkeit mit einem römischen Contadino. Nach einer Reise von 10 Miles erreichte man Yentschuen. Die Häuser wurden bei der herrschenden starken Kälte durch eine Art primitiver unterirdischer Steinöfen geheizt, aus welchen Röhren unter jedes Zimmer geleitet sind, während der Rauch durch einen, im Hofe mündenden 4 Fuß hohen Schornstein seinen Ausgang findet. Die Häuser sind aus sehr zartem Material verfertigt: Wände und Fenster bestehen aus Papier. Die Hitze der Fußböden ist unerträglich, während der kalte Wind zur selben Zeit durch alle Fugen bläst. Die Fremden unternahmen eine Wanderung durch die Stadt, jede Gruppe in Begleitung eines niedern Beamten, nicht als ob ihnen irgend eine Gefahr gedroht hätte, sondern weil sie als Gäste des Prinzen betrachtet wurden. Mehrere versuchten kleine Einkäufe zu machen, erfuhren aber, daß ihr Silber keinen Kurs hatte; sie durften aber auch keine Landesmünze einwechseln. Alles, was sie zu kaufen wünschten, wurde ihnen geschenkt, und erst später erfuhren sie, daß dies auf Befehl des Prinzen geschehe. Wenn Korea noch manche solcher aufgeklärten und liebenswürdigen Staatsmänner besitzt, wie Prinz Tschao und seinen Begleiter Tsching, dann werden Fremde und fremder Handel mehr Entgegenkommen in Korea finden, wie ihnen je in irgend einem Lande des Ostens zu Theil geworden ist.

W. J.

Dr. G. Liebscher über die Entstehung der japanischen Landwirthschaft.

In der Versammlung der Geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena am 20. Februar hielt Dr. G. Liebscher, dessen Buch über Japans landwirthschaftliche und allgemeinwirthschaftliche Verhältnisse der „Globus" in Bd. 42, S. 48 angezeigt hat, einen Vortrag über obiges Thema. Herr Dr. F. Regel hat uns darüber gütigst folgendes Referat in einem Separatabdrucke aus der „Jenaischen Zeitung" zugesandt.

Nach einleitenden Bemerkungen über die religiösen Mythen der Japaner in Betreff der Herleitung des Ackerbaus, Mythen, welche in ihrem Kern viele Aehnlichkeiten mit indogermanischen Sagen zeigen, schildert Herr Dr. Liebscher zunächst die Form des landwirthschaftlichen Betriebes in Japan, welche mit den bei uns geltenden Grundsätzen der Nationalökonomie auf das Grellste kontrastirt.

Mit Entzücken denkt er zurück an seine Wanderungen im Süden der Hauptinsel Nipon (in den Provinzen Totomi und Suruga), wo unmittelbar an der Meeresküste zu beiden Seiten einer von mächtigen Kiefern beschatteten Hauptstraße des Reiches die menschlichen Siedelungen so dicht geschart beisammen liegen, daß Ort an Ort grenzt, freilich nur in unmittelbarer Nähe der Hauptstraße selbst. In diesen von der warmen Meeresströmung des Kuro-Siwo bespülten Gegenden ist der beste Theebezirk Japans. Der Südwestmonsun bringt im Sommer mächtige, fast tropische Regen. Die Temperatur gleicht der Siciliens, nur daß in Japan gerade während der Hauptvegetationsperiode auch eine große Niederschlagsmenge vorhanden ist. Nirgends ist die Lage günstiger für den Handel und das Geschäftsleben als hier! Wir treffen Felder, wie sie nicht schöner in der Umgebung unserer Gärtnerstädte (Erfurt, Bamberg) angetroffen werden. Ein eigenartiges Gepräge zeigt hier die Landschaft: die Gebirgsscenerien drängen sich bis an die Küste heran, die Straße geht nicht weit von den Sanddünen des Strandes hin, der ganze Verkehr drängt sich da auf einen schmalen Saum zusammen, der Ackerbau hat sich an den ganzen Bergflanken ausgebreitet. Bezaubernd ist der Anblick dieser Kulturgebiete für jeden Naturfreund durch die enorme Kraft und Ueppigkeit der Pflanzenwelt: die Felder mit Reis, Zuckerrohr, Baumwolle, Thee bebaut, wechseln mit den reizenden Zwergpalmen, den zierlichen Bambusschäften, saftigen Bananen und den übrigen Ziersträuchern in der Umgebung der Häuser. Erhöht wird dieser Eindruck einer strotzenden Fülle durch die wundervolle Lage, da neben der bebauten Hügellandschaft mit dem unvergleichlichen Fusi-jama im Hintergrund — der, bis zur Höhe von 3745 m aufsteigend, mit seiner herrlichen Schneehaube wie ein Riese unter lauter Zwergen die Landschaft gegen das Innere abschließt — die weite Fläche des blauen

Meeres sich ausbreitet. Aehnliche Eindrücke, wie hier, trifft aber der Reisende überall in Japan, wo eine günstige Verkehrslage den intensivsten Anbau erzeugte. Wer daher nur die Hauptstraßen kennen lernte und niemals Gelegenheit hatte auch so zu sagen einmal hinter die Kulissen zu blicken, gewinnt den denkbar günstigsten Eindruck von der Kultur dieses Landes und stellt dieselbe in überschwenglichem Lobe weit über die anderer Länder!

Allein diese verlockenden Bilder verschwinden bald für den, welcher es nicht scheut in das Innere des Landes fernab von den wenigen Hauptstraßen einzudringen. Eine Fahrt auf einem außerordentlich leicht gebauten Fahrzeuge eine der Wasseradern des gebirgigen Innern hinab nach der Küste, wie sie der Vortragende auf dem Fuji-Kawa machte, wobei in 8 Stunden ziemlich 10 deutsche Meilen fast ohne Ruderschlag nur durch die Geschwindigkeit der Strömung zurückgelegt wurden, rufen bald gänzlich verschiedene Vorstellungen hervor; bei aller Schönheit der landschaftlichen Bilder drängen sich dem Landwirth hier viele Fragen auf: er sieht kein einziges Dorf, kahle Berge, welche dem Klima nach bewaldet sein könnten, keine Landstraße, so daß für den Verkehr von der Küste in das Innere hinein jede Möglichkeit eines größeren Waarenaustausches verschwindet (1 Pfd. Salz, an der Küste mit 7 Pf. bezahlt, kostet z. B. 10 Meilen landeinwärts bereits 22 Pf.!).

In solchen Gegenden des Innern mit schlechter Wegeverbindung nach dem Meere ist der landwirthschaftliche Betrieb ein ganz anderer als der oben geschilderte: es fehlt hier überall an Dünger; zu dem kultivirten Lande kommen sehr viel umfangreichere gänzlich unbebaute Striche bloß zur Komposgewinnung, um den Anbau auf kleinen Ackerstücken recht intensiv zu gestalten (auf 46 Hektar Reisland kommen fast 2000 Hektar Land zur Gewinnung von Grasasche). So zeigt sich, daß von der gesammten Oberfläche des Landes nur $\frac{1}{9}$ Kulturland ist, während $\frac{8}{9}$ fast ganz unbebaut daliegen. Aus dem Umstand, daß die Dichtigkeit der japanischen Bevölkerung aber gleichwohl noch größer ist als bei uns, ergiebt sich die außerordentliche Intensität, mit welcher dieses eine Neuntel bewirthschaftet werden muß! Das nähere Studium dieser merkwürdigen Verhältnisse ist lehrreich, da dieselben allen unseren sonstigen Vorstellungen über die geschichtliche Entwickelung landwirthschaftlicher Verhältnisse widersprechen, indem hier die intensivste Hochkultur unmittelbar neben ganz extensiver Bewirthschaftung des Bodens, ja neben völliger Unbenutztheit großer Strecken angetroffen wird! Wie läßt sich dies nun erklären?

Eine Hauptrolle bei der Entstehung derartiger Verhältnisse spielen zweifellos die politischen Verhältnisse, wie sie vor dem Jahre 1868 in Japan bestanden haben. Das von den Göttern hergeleitete Kaisergeschlecht der Mikados hatte bekanntlich seit vielen Jahrhunderten seine thatsächliche Herrschergewalt ganz eingebüßt, in Wirklichkeit herrschten die dem Kriegsadel angehörenden Oberfeldherren, die Shogune. Neben diesen waren jedoch aus dem Adel des Landes allmählich eine Menge kleiner Fürsten, die sogenannten Daimios, hervorgegangen, welche indessen das mächtige Shogunat nicht zur vollständigen Souveränetät gedeihen ließ, da sonst das Shogunregiment gefährdet war. Man verhinderte das Zustandekommen gefährlicher Bündnisse der vielen kleinen Fürsten durch gegenseitigen hermetischen Abschluß ihrer Gebiete, so daß auf das Ueberschreiten der Grenzen die Todesstrafe stand. Nur wenige Hauptstraßen, fast lediglich für militärische Zwecke, waren eingerichtet, beinahe der ganze Handelsverkehr war auf den Transport durch Menschen angewiesen. Um nicht den Reichthum der Fürsten zu einer dem Shogunat gefahrbringenden Weise anwachsen zu lassen, wurde das Gesetz durchgeführt: Das vorhandene Feld darf nicht vergrößert werden! Hierdurch wurde das Zusammendrängen der Wirthschaft auf ein kleines, nur um so intensiver zu bebauendes Gebiet unerläßlich. Eine Produktion zum Verkauf neben dem eigenen Konsum wurde hierdurch von selbst auf's Aeußerste beschränkt und nur für sehr werthvolle und leichttransportable Produkte wie Thee, Seide, Ginseng überhaupt durchführbar.

Die Fürsten ihrerseits erhoben nun wieder in ihrer Landschaft von ihren Untergebenen eine Steuer von circa 50 Proc., ja bis 70 Proc. der jedesmaligen Ernte; nur der Rest blieb also der Bevölkerung zur eigenen Nahrung. Ein Nichtzahlen dieser enormen Abgaben hatte eine Versetzung in die unterste Klasse der Bevölkerung zur Folge, aus welcher fast Niemand sich wieder emporzuarbeiten vermochte. Nur eine möglichst hohe Produktion des als Kulturland gestatteten Bodens konnte hier wiederum allein helfen, so daß trotz der Abgaben noch genug für den so außerordentlich anspruchslosen Japaner zum Leben übrig blieb.

Bei eintretender Mißernte erhielt der Untergebene allerdings bei den trotz des großen Druckes meist sehr patriarchalischen Verhältnissen einen Theil der Steuern aus den fürstlichen Speichern als Almosen zurück, doch blieb seine Lage natürlich stets eine äußerst abhängige.

Zu diesen wichtigsten Momenten, welche die japanische Landwirthschaft zu erklären vermögen, gesellt sich nun ferner noch die eigenthümliche Lebensweise des Volkes, welches, ohne einen Viehstand, kein Fleisch, nur Fische verzehrt und also fast vegetarianisch lebt. Daher drängt bei dem hohen Bedarf an pflanzlicher Nahrung alles auf einen gärtnerischen Betrieb der Landwirthschaft hin, so daß auch das Getreide in 50 cm weiten Reihen gesäet wird, zwischen welche man vor der völligen Reife bereits eine zweite Aussaat ausstreut, um so zwei, ja im südlichen Japan selbst drei Ernten in einem Jahre zu erzielen!

Von Feldbau in unserm Sinne kann auf dem beschränkten Kulturland daher eigentlich gar nicht die Rede sein, es existirt vielmehr nur Gartenbau neben der extensiven Ausnutzung der die Grasasche liefernden weiten Flächen!

Seit 1868 haben sich freilich durch den Sturz des Shogunats, durch das Aufhören des hermetischen Abschlusses und den Eintritt in den Weltverkehr diese älteren Verhältnisse alle geändert; es bleibt der Zukunft überlassen, wie rasch ein anderes Kultursystem in Japan Platz greifen wird.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der Osterwoche vom 29. bis 31. März dieses Jahres wird in Frankfurt a. M. der Dritte Deutsche Geographentag zugleich mit einer Ausstellung geographischer Lehrmittel abgehalten werden. Unter den zu haltenden Vorträgen sind solche von Penck, Kan, Ratzel, Buchner, Pechuël-Lösche, Breusing, Günther, Toula und Lieutenant Wißmann zu nennen, denen sich wie bisher in den Nachmittagssitzungen Verhandlungen über schulgeographische Fragen anschließen werden. Bei dieser Gelegenheit weisen wir auf die „Verhandlungen des Zweiten Deutschen Geographentages zu Halle“ (Berlin 1882, D. Reimer) hin, welche nicht weniger als neun wissenschaftliche Vorträge brin-

gen, darunter den sehr bedeutenden von Prof. G. Gerland „Ueber das Verhältniß der Ethnologie zur Anthropologie", worin er den oft verkannten Werth der Sprache für die Eintheilung der Völker hervorhebt und das einseitige Geltendmachen anthropologischer Resultate zurückweist. „Eine Systematik der Menschheit wird sich nur gewinnen lassen aus möglichst umfassender Gesammtbetrachtung, bei welcher zugleich Anthropologie, Linguistik, Geschichte und Kulturwissenschaft ihre Stimme abgeben und die ethnologische Kritik, indem sie diese Stimmen gegen einander abwägt, die Entscheidung trifft."

— In Niederbayern sind kürzlich Lager von gold- und silberhaltigem Sande entdeckt worden, und zwar in einer Gneißschicht, welche in einer Länge von ca. 22 bis 27 km zwischen den Dörfern Innenzell (Bezirksamt Grafenau) und Zenting (Bezirksamt Deggendorf) der Granitformation eingelagert ist. 100 kgm Sand enthalten etwa 10 bis 15 g reinen Silbers und 2 bis 10 g reinen Goldes. In 4 bis 6 m Tiefe ist der Sand noch reicher.

— Nach einer Veröffentlichung des Münchener städtischen statistischen Bureaus, welche auszüglich in der „Allgemeinen Zeitung" besprochen wird, gab es dort 1881 36 Brauereien, welche 671 769 hl Malz verbrauchten und 369 906 hl Bier exportirten, d. h. 27½ Procent ihrer Produktion. In München selbst wurden 1881 994 251 hl Bier (darunter nur etwa 20 000 hl fremder importirter Waare) im Werthe von fast 25 Millionen Mark verkauft, was einer täglichen Ausgabe der Bevölkerung und ihrer Gäste von rund 68 000 Mark oder einem jährlichen Konsum von 432 l auf den Kopf der Bevölkerung ohne Unterschied des Alters, Geschlechtes oder Berufes entspricht.

— Prof. Dr. Friedrich Simony in Wien hatte bereits vor vielen Jahren für den Zweck der Demonstration bei seinen Vorträgen eine aus eigenen Naturaufnahmen komponirte Landschaft in Farben ausgeführt, welche alle wichtigeren Gletscherersheinungen in einem einzigen großen Gesammtbilde zur Anschauung bringt. Dieses ca. 7 qm große Tableau, auf den Weltausstellungen von 1862 und 1873 prämiirt, hat namentlich von Seiten der Schulmänner den Wunsch angeregt, daß dasselbe in verkleinerter Form einer allgemeineren Benutzung zugänglich werde. Da einige Reproduktionsversuche nicht befriedigten, unterblieb die Veröffentlichung bis jetzt, wo die große Vervollkommnung des Lichtdruckes es gestattete, ein treues Facsimile der Landschaft unter dem Titel „Gletscher-Phänomene" (Wien, E. Hölzel, Preis 4 Mark) zu publiciren. Ein begleitender Text bringt das hauptsächlichste über das Wesen und die allgemeiner vorkommenden Erscheinungen der Gletscher.

— Bekannt ist das Bestreben der großbritannischen Großgrundbesitzer, ihren Latifundien noch weitere Ausdehnung zu geben. Als ein Beispiel, wie dadurch das schottische Hochland entvölkert wird, konstatirt die Januar-Nummer des „Celtic Magazine", daß die Bevölkerung von Argyllshire seit der Zählung von 1831 von 100 973 auf 76 468 Seelen herabgesunken ist. Da nun von letzterer Zahl 30 387 in den Städten wohnen, so bleiben für das Land nur 46 081 gegen 85 973 im Jahre 1831. Die Landbevölkerung hat sich also im letzten halben Jahrhundert um fast die Hälfte vermindert.

— Der italienischen Kammer ist nach der „Allgemeinen Zeitung" Mitte Februar der Gesetzentwurf über die Bonificirung der römischen Campagna, welcher alles Gebiet in einem Umkreise von etwa 10 km um das Forum unterliegen soll, vorgelegt worden. Binnen Jahresfrist müssen die Eigenthümer erklären, welche Entwässerungen, Anpflanzungen, Straßenanlagen, Bauten u. s. w. sie auf ihren Grundstücken vornehmen wollen, und diese Vorschläge werden durch eine Kommission im Ackerbauministerium geprüft. Dann, 18 Monate nach Erlaß des Gesetzes, setzt das Ministerium die Eigenthümer von den auszuführenden Arbeiten, Kostenanschlägen und der präsumtiven Ausführungsfrist in Kenntniß. Unter Uebergehung der weiteren Bestimmungen sei nur noch hervorgehoben, daß nach Ablauf von fünf Jahren, nachdem der Entwurf Gesetzeskraft erlangt hat, die Benutzung der bezeichneten Ländereien zur Viehweide nicht mehr gestattet ist. Der eigenthümliche Reiz, den jetzt die Campagna ausübt, wird dann wohl zum größten Theile verschwinden; aber Rom wird nicht länger in einer unproduktiven und ungesunden Einöde liegen, und außerdem steht zu hoffen, daß bei den umfangreichen Erdarbeiten so manche vergrabene Reste des Alterthums ihre Auferstehung feiern werden, wie unlängst bei Fortifikationsarbeiten die Stadtmauern und sonstige Reste des früh zerstörten Antemnae.

— Die schon so lange geplante Trockenlegung des Kopais-Sees in Böotien, durch welche viel fruchtbares Land gewonnen und ein verderblicher Fieberherd vernichtet werden kann, soll neuerdings der „Allgemeinen Zeitung" zufolge von einer griechisch-französischen Gesellschaft in Angriff genommen worden sein. Dieselbe erwartet jetzt 300 bis 400 Arbeiter aus dem vordern Kleinasien.

Asien.

— In der letzten Nummer des kürzlich unterdrückten Petersburger „Golos" giebt Ingenieur Lessar in einem aus Askabad datirten Briefe seine Meinung über die Vereinigung des Aralsees mit dem Kaspischen Meere durch Einlenkung des Amu-Darja in sein altes Bett (Usboi) ab. Er hält das für unthunlich, wenn nicht ganz unmöglich und befürwortet anstatt dessen die Herstellung eines schiffbaren Bewässerungskanals zwischen den beiden Seebecken.

— In England wird jetzt an einem Fond gesammelt, der bereits über 400 Pf. beträgt, um dem bereits in Kleinasien gereisten Mr. Ramsay die Möglichkeit zu weiteren, namentlich archäologischen Untersuchungen daselbst zu gewähren. Er hofft im Frühjahr 1883 die Lage von Erythrae (Chios gegenüber) und Samos, dann die Katakekaumene im östlichen Lydien zu untersuchen und im Juni sich nach dem höher gelegenen Phrygien zu begeben. Dort ziehen ihn besonders das obere Mäanderthal, die Umgebung der Midas-Nekropole und die Marschlinie der Zehntausend zwischen Peltae und Thymbrium an.

— Ernst Häckel hat seine im vorigen Winter ausgeführte Reise nach Ceylon in der „Deutschen Rundschau" beschrieben und diese Briefe, welche z. B. in der englischen Zeitschrift „Nature" eingehende Beachtung erfuhren, jetzt unter dem Titel „Indische Reisebriefe" (Berlin 1883, Gebr. Pätel) gesammelt erscheinen lassen. Es ist ein in bestem Sinne populäres Reisewerk und von besonderm Interesse, weil ein Naturforscher von Fach uns in das wunderbare Thier- und Pflanzenleben der herrlichen Insel und des umgebenden Meeres einführt, wie es überhaupt fast einen größern Reiz hat, die Schilderung selbst eines bekanntern Landes durch einen Fachgelehrten zu lesen, als die eines neuentdeckten durch einen jener Reisenden von Profession, aber ohne specielle Vorbildung, wie sie jetzt leider mehr und mehr sich breit machen. Die gewählte Sprache Häckel's sei besonders hervorgehoben; er versteht es, seine Leser die Freude mitempfinden zu lassen, die ihn beseelte, als sein Jugendwunsch, die Tropen zu sehen, sich erfüllte, und seine Beschreibungen vermögen in seltener Weise Vorstellungen zu erwecken. Wir empfehlen die „Indischen Reisebriefe" als ein edles und belehrendes Buch.

— Der Sekretär der Manchesterer Handelskammer fordert in einem Rundschreiben vom 5. Januar zu Geldbeiträgen auf, welche den durch seine kürzliche Reise durch Südchina bekannten Mr. Colquhoun in Stand setzen sollen, eine neue Forschungsreise und eine Eisenbahnaufnahme von Rangun in Britisch-Birma durch die Schan-Staaten nach dem südwestlichen China auszuführen und damit dem englischen Handel neue Gebiete zu erschließen. Die Kosten dieses Unternehmens werden auf nicht weniger als 140000 Mark

verauſchlagt, wovon die Kaufmannswelt die eine Hälfte, die Regierung die andere beiſteuern ſoll.

Afrika.

— Die Bd. XLI, S. 256 erwähnte engliſche Geſellſchaft zur Aufgrabung der Ruinenhügel im Delta des Nil hat ihre Arbeiten am Tel-el-Maſchuta im Wadi Tumilat begonnen. Die Leitung führt Edouard Naville neben Prof. Maspero. An jener Stelle vermuthet man die Reſte von Raamſes, einer jener beiden Städte, welche dem Exodos zufolge von den Juden zwangsweiſe erbaut wurden, und hofft auf inſchriftliche Funde, durch welche der Pharaoh des Moſes identificirt, die Zeit der Knechtſchaft und der Weg der fortziehenden Juden feſtgeſtellt werden könnte.

— In Harrar hat ſich Pietro Sacconi niedergelaſſen (vergl. „Globus“ XLII, S. 208) und bereits zwei Karawanen mit Waaren nach Zeila expedirt. Er beabſichtigt in Kürze das von Europäern bisher noch nicht betretene Land der Ogadin-Somali zu beſuchen.

— Wie ein Telegramm aus Zanzibar meldet, iſt am 8. November 1882 das Mitglied der deutſchen oſtafrikaniſchen Expedition Dr. Kaiſer einem Schlagfluſſe erlegen. Die geplante Reiſe nach dem Moëro-See (ſ. oben S. 144) erleidet durch dieſen ſchmerzlichen Verluſt offenbar neuen Aufſchub. Der Verſtorbene, früher Aſſiſtent an der Sternwarte in Bonn, trat im Frühjahre 1880 an Stelle des urſprünglich in Ausſicht genommenen Dr. med. Fiſcher jener Expedition bei und traf Anfangs Juni in Zanzibar ein. Auf dem Marſche in das Innere hatte er zuerſt von heftigen Fieber- und Dyſenterie-Anfällen zu leiden, nahm aber doch ſeinen Marſch bis zur Station Kakoma und ſpäter (1881) ſeine Reiſe zum Tanganjika-See auf und legte dieſelben als Aſtronom von Fach durch eine Reihe von (noch unveröffentlichten) Poſitionsbeſtimmungen feſt, wobei er der Stanley'ſchen Karte recht beträchtliche Fehler nachweiſen konnte. Auch umfangreiche meteorologiſche Beobachtungen hat er angeſtellt. Den letzten Nachrichten zufolge hatte er am 1. September 1882 eine Reiſe nach der Landſchaft Fipa angetreten, war aber unterwegs am Fieber erkrankt. Sein Verluſt iſt um ſo mehr zu beklagen, als nur die allerwenigſten Afrikareiſenden ſo wie er zu brauchbaren aſtronomiſchen Beobachtungen befähigt ſind.

— Lord Mayo beendete ſoeben einen längern Aufenthalt in dem Gebiete öſtlich von Moſſamedes (Portug. Weſtafrika), wo er nicht nur der Jagd nachgegangen iſt, ſondern auch im Verlaufe mehrerer Ausflüge, bei deren einem er den Cunene überſchritt, viel geographiſche Daten geſammelt hat.

— Am 19. December 1882 iſt in Gegenwart einer ſtaunenden Negermenge das erſte Stück der franzöſiſchen Senegal-Eiſenbahn von ca. 2 km Länge eröffnet worden. Die Eingeborenen klatſchten in die Hände und verſuchten mit dem Zuge um die Wette zu laufen.

— Die franzöſiſche Expedition unter Oberſtlieutenant Borgnis-Desbordes (ſ. „Globus“ Bd. XLII, S. 320) hat am 1. Februar Bamaku am obern Niger, wo ſie eine Befeſtigung errichten ſoll, erreicht. Dieſe Nachricht brauchte vom Niger bis Paris nur zwanzig Tage.

— Mr. Deans Cowan, bekannt durch Reiſen in Madagaskar, hat beſchloſſen, den Süden dieſer Inſel durch eine zwei Jahre dauernde Reiſe zu erforſchen. Er verſpricht ſich davon gute Reſultate namentlich für die Ethnographie und die Geologie, denn er wird Gegenden beſuchen, deren Formationen andere ſind, als dort, woher faſt alle Handſtücke unſerer Muſeen ſtammen.

Inſeln des Stillen Oceans.

— Inſelgruppen in Oceanien. Reiſeergebniſſe und Studien von A. Baſtian. Mit 3 Tafeln (Berlin, Ferd. Dümmler 1883). Abermals eine neue Schrift des unermüdlichen Ethnographen, die ſechſte ſeit ſeiner Heimkehr von der letzten Reiſe. Es galt in der Südſee zu retten, was noch zu retten war, und ſo ſehen wir denn hier von religiöſen Traditionen und prieſterlichen Geheimniſſen der dahinſinkenden Naturvölker den Schleier entfernt; überall in der bekannten Weiſe des Verfaſſers mit Rückſicht auf den Vergleich: Tahiti, Tonga, Samoa, Fidſchi, Neu-Seeland, Hawaii und der auſtraliſche Kontinent kommen in dieſer Art, theils nach geſammelten eigenen Erfahrungen, theils nach Excerpten aus ſelteneren Werken zur Behandlung. Von Belang iſt das Vorwort mit reichlichen Anmerkungen, die Vorſtellungen und den Aberglauben bezüglich der Menſtruation behandelnd.

Oceane.

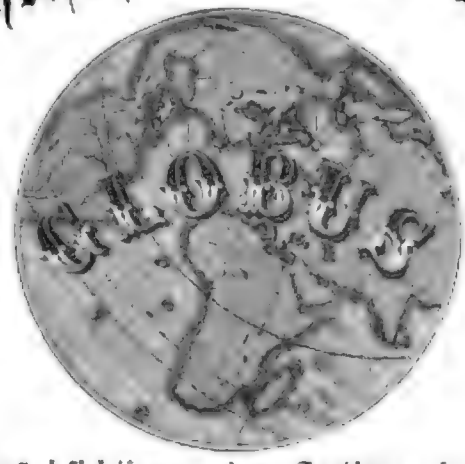
— Die letzte wiſſenſchaftliche Fahrt des franzöſiſchen Schiffes „Le Travailleur“ fand vom 3. Juli bis 30. Auguſt 1882 ſtatt (ſ. „Globus“ XLII, S. 32 und 223) und berührte die Küſten Spaniens, Portugals und Marokkos, die Canariſchen Inſeln und Madeira. Man hatte beſchloſſen, bei Tage mit dem Schleppnetze zu arbeiten und bei Nacht zu fahren; aber wider alles Erwarten war das Wetter im Gascogner Meerbuſen und an der portugieſiſchen Küſte ſo ſchlecht, daß das Schiff wiederholt am Lande Zuflucht ſuchen und den Theil ſeiner Reiſe ſüdlich von der Straße von Gibraltar ſehr beeilen mußte. Trotzdem iſt man mit den Ergebniſſen zufrieden. 71 Mal wurde in Tiefen von 100 bis 3700 m mit dem Schleppnetze gefiſcht und zahlreiche neue Species erbeutet. Die Lothungen ergaben, daß ſich der Nordküſte Spaniens ein bis 20 Seemeilen vom Lande reichendes Plateau, das in regelmäßiger Weiſe bis zu 200 m ſich ſenkt, vorlagere; an der portugieſiſchen Küſte reicht es bei Kap Roca 5 bis 6 Seemeilen, bei Kap S. Vincent noch etwas weniger, an der marokkaniſchen Küſte bis zum Kap Ghir hinab 15 Seemeilen ſeewärts. Jenſeit dieſes Plateaus iſt der Meeresboden an der ſpaniſchen und portugieſiſchen Küſte von überraſchender Unregelmäßigkeit, voll von Bergen und Thälern und von ebenſo wechſelnder Beſchaffenheit und Verſchiedenheit der darauf lebenden Thierwelt. Anders iſt die Küſte Marokkos: ein regelmäßig ſich ſenkendes Plateau, bedeckt mit einem weichen röthlichen Schlamm, in welchem neue Arten von Fiſchen, Kruſtenthieren und Molusken hauſen. In dem vulkaniſchen Gebiete der Canariſchen Inſeln nehmen die Unregelmäßigkeiten des Meeresbodens wieder bedeutend zu. Zwiſchen Teneriffa und Madeira fand der „Challenger“ früher Tiefen zwiſchen 2500 und 4000 m. Ebenſo lothete der „Travailleur“ am 9. Auguſt ſüdlich von Madeira 4512 m und fiſchte vorher 25 Seemeilen nördlich von Teneriffa (deſſen Pik, nebenbei geſagt, augenblicklich zum erſten Male ſeit 1798 in Thätigkeit iſt) in 3700 m Tiefe. Dann kehrte er raſch nach Liſſabon und Rochefort zurück, wobei ihm nur gelegentlich noch einige Beobachtungen glückten.

Inhalt: Gallieni's Erforſchungs-Expedition nach dem obern Niger IV. (Mit ſechs Abbildungen.) — Die geiſtigen Fähigkeiten der auſtraliſchen Eingeborenen II. (Schluß.) — Wilhelm Schweitzer: Das Vorrücken des blauen Grafes in Kanſas. — Dr. F. W. Paul Lehmann: Ueber den Buſeck nach Sinaia I. — Kürzere Mittheilungen: Aus Korea. — Dr. G. Liebſcher über die Entſtehung der japaniſchen Landwirthſchaft. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Aſien. — Afrika. — Inſeln des Stillen Oceans. — Oceane. (Schluß der Redaktion 2. März 1883.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLIII. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Gallieni's Erforschungs-Expedition nach dem obern Niger.

(Nach dem Französischen des Kommandanten Gallieni.)

V.

Fangalla, oder vielmehr die Ruinen von Fangalla, zu finden war nicht leicht gewesen, und nur mit großer Mühe hatte Vallière einen Elephantenjäger von Badumbe aufgetrieben, daß er ihn durch einen Wald führe, in dem er sich erst mit Faschinenmessern einen Weg bahnen mußte. Fangalla war früher die Hauptstadt von Farimbula. Bevölkerte Dörfer erstreckten sich damals längs dem Bachoy und auf dessen üppig grünen Inseln; unaufhörlich durchschnitten die Pirogen der Malinke-Fischer seine Fluthen; riesige Herden des in ganz Kaarta und Bambuk berühmten Häuptlings weideten an seinen Ufern; ein Heer von Gefangenen bebaute diese Wüsten, die jetzt nur wilden Thieren aller Art zum Aufenthalt dienen; die Einwohner waren stolz auf ihren Reichthum, und ihr Muth kam ihrem Stolze gleich. Da fiel gegen 1850 der Prophet El Hadsch Omar an der Spitze seiner fanatischen Talibe-Banden mit Raub und Brand in das Land ein und zwang den alten Häuptling, der sich in seinen Inseldörfern verschanzt hatte, nach heldenmüthiger, 40tägiger Gegenwehr durch Hunger zur Uebergabe; dieser selbst rettete sich durch nächtliche Flucht in die Bambuk-Gebirge, die gesammte Besatzung aber mußte, da sie die Gnade des Siegers nicht annehmen wollte, über die Klinge springen. Heute herrscht, wie überall, wohin der Eroberer-Prophet gedrungen, in dem einst so blühenden Lande Elend und Verwüstung.

Piétri und Tautain langten erst am selben Tage wie Gallieni, freilich sehr früh Morgens, in Fangalla an, da ihr Führer gänzlich den Weg verloren hatte und sie so gezwungen waren, die ganze Nacht auf der Suche umher zu irren, bis sie sich, der vergeblichen Arbeit müde, mit geladenem Gewehr am Fuße eines Baumes niederließen und den Anbruch des Tages erwarteten. Hingegen war Vallière schon seit vier Tagen dort, hatte sein Croquis in Ordnung gebracht und die ganze Umgebung von Fangalla aufgenommen. Das Lager hatte er dicht am Ufer des Bachoy, gegenüber den prächtig bewaldeten Inseln Banta Gugu und Gugu Ba aufgeschlagen und durch die Tirailleure mit Zuhilfenahme der mächtigen Zweige dreier stattlicher Tamarinden zwei Hütten errichten lassen, deren eine einen angenehm kühlen Speisesaal, die andere ein eben solches Arbeitszimmer bildete. Bei seiner Ankunft hatte er sich in ein wahres Heer von Vierfüßlern jeder Art versetzt geglaubt: Herden von Antilopen flohen um ihn herum, Affen schnitten ihm von den Bäumen herab ihre Grimassen, Flußpferde grunzten ihn in drohender Weise an, Alle vereint betäubten ihn mit ihrem Geschrei und zwangen ihn und seine Begleiter eine ganze Nacht auf den Beinen zu bleiben, um jeder Eventualität begegnen zu können.

Fangalla scheint wie von der Natur zu der Niederlassung geschaffen, die Bafulabe mit Kita verbinden soll. Fast halbwegs zwischen beiden Orten, am Eingange zu der Wüste von Fuladugu gelegen, bietet es in einem den Fluß beherrschenden Thon-Plateau von ca. 15 m Ausdehnung eine günstige Lage für den Bau des Forts mit den nöthigen Magazinen, Ställen, Gärten u. s. w., und in Sandsteinbrüchen und Cedratbäumen von einem Querschnitt von

15 bis 20 cm im Gevierk prachtvolles Material bar. Ueberhaupt hat es seine Schwierigkeiten, auch zweifellos werthvolle Dinge in die Heimat gelegentlich Einwohner zurückkehren aus der reichen Fülle auswählen zu können, besonders da sich doch ein starker französischer Hang gegen die Einfuhr der Zimmerleute-Mannen geltend machte.

Der 10. und 11. April wurden thätig ausgewandt. Die Gallieni Kisa und dem riesigen Neger erreichen hatte, so mußte er eine Fahrt suchen, durch die er auf das rechte Ufer und zu dem Plateau, welches das Bahoye von dem Dankt-Thal trennt, gelangen konnte. Seit Mungo Park hatte kein europäischer Reisender diese Gegenden durchfahren, und er hatte befohlen die Kenntnis von dem Zusammenfluß des Bahoye und einer nochmaligen Niederkreuzung, der er nach der Vorfage der Malinke-Neger unweit Kanjakalla aufnehmen sollte. Die Ausführung der Fahrt und der Vorbereitungen einer solchen Expedition, in dem mehrere wichtige Punkte zusammentreffen, erforderten alle besonderer Aufmerksamkeit. Es wurde daher beschlossen, daß Vallière und Tautain mit den Malinke-Führern, die Klaffat im Bahoye verschifft hatte, an einem Tagemarsch vorausgehen und Piétri, sobald er den richtigen Zeitpunkt gekommen glaubte, mit der nöthigen Mannschaft mit dem Hauptgepäck nachkommen und in einer ungefähr 300tägigen Expedition jenen Nebenfluß erforschen helfe, und so bezog man denn, nachdem Lieutenant Marsha mit Karten, Berichten und Berichten seinen Rückweg nach Medina angetreten, am 12. in die Nähe von Kulabugu ein.

Dem kleine Vegetation, in der Nähe mit Bambu, kommen Dornen überwogen, ganz den Typ sich möglichst nahe am Ufer zu halten und zwischen beiden und sich nur einen Streifen niedrigen, lumpigen Landes, das Wechsel der Uebersichtsmessung während der Regenzeit, zu sahen. Gegen 9 Uhr Morgens gelangte man zu den 12 bis 15 m hohen Felsen von Bili, die von dem beschriebenen von Mungo Park stimmen. Sie bestehen hier aus Quarz an einigen Stellen absolute Nacktheit, an anderen wieder anderlichen Unwald bar: Akazien, Tamarinden, Karitee,

Tengella.

Gladde, Felsgebäume bildeten mit ihren dichten Laub und Ordnung, in welcher sich unentwirrbare Ranken schlangen, die Ufer und Vorsprünge ein höchst beschwerliches Hinderniß, so wechselt häufig mit Terrain und Fischerwasserfluren Wechsel gelegt werden mußte. Am Vormittag, den Vallière den Lauf entgegenschickte, schritt man an den Fluß durch Tag ausgeschlossen Tagegang bei der Fahrt zum Tubaco.

Am Mittag des nächsten Tages gelangte man wieder an das Ufer des Bahoye, gerade gegenüber der Furt von Tubaco. Wie schon in Tubaco, war es auch hier sehr schwer, sich an den Strand leichtes zu bringen, unerlangt als die Furchat seine Lust gehabt, das Terrain von dem Dickicht zu säubern, sondern sich breit hatte, den Strom zu durchfahren und die Furt zu erkunden. Sofort machte man sich alle daran, Boniel aufzuräumen und in einer Stunde war die ganze Karawane, Menschen und Thier, im Wasser untergebracht.

Eine Zeitdauer bildete den unregelmäßigen Grund des Bettes und hob bei schwimmender Lange, während sie 60 m breite Zeitel die Wasser in zwei Arme theilte, deren rechter einen Teich, von einer 6 bis 8 m hohen Thonmauer umgebenen Kessel umgrenzenden hatte. In der Regenzeit mussen Zabel und Kessel bedeckt, jetzt wurden der Strom 500 m breit sein. Besonders war der Tiefe wegen, da betrug nur 40 bis 60 cm, wohl aber konnten bei Hochregen, wenn wahrscheinlich Felsen getrennten Strome bis Fußtiefe zu Fall bringen. Man mußte also das Pferd auf dem Kopf hindurchgehen und für den Uebergang sowohl an beiden Ufern bei Fahrt als auch auf der Zabel Vorbereitungen treffen. Die Tirailleure, Tragend und Eingeborener machten sich zum Pferd und spülten sich in der Kessel; während die einen mit der Hand in der Hand einen Tragang zum Hinüberschaffen, bahnten die anderen mit Axt und Buschmesser weiter einen Weg durch den Urwald, der die Zabel bedeckt; die Tragend endlich schlugen die Wasserfahrt ein.

Zu zwei Malen verbrachte man am 14. den Tagesbedarf den Mundvorräthen zu hinaus. Zuerst ging ein Theil mit seinen leichten Tragen in Bewegung. Er hatte die jenen Zeitdauern ein Ende, das Gepäck-Mission empfangen, die Gallieni so wichtig hielt, daß er zum Mitgehen anfingt,

obgleich beser für ihn selbst nützlich war; an seine Stelle trat nun der alte Damba Ali.

Dann überschritt, um den Zug am rechten Ufer in Empfang nehmen und den Uebergang auf jener Seite überwachen zu können, Dr. Baud den Strom. Nun nah die erste Sektion, alle Gitterwerke öffneten, das Gepäck auf den Kopf, und Pferde und andere lastfähig. Nicht viele ausgeglitten; drüben wurden sie von Baud in den oben erwähnten Zeltlehen gestützt, ben er als Sagerplatz ausgewählt hatte. Nach Zusammensetzung des Gepäcks wurden die Thiere nachgeholt, und so ging es für jede Sektion. Zuerst kamen die Gepäck- und Munitionsträger, jeder seine Last an der Hand und den Stutzen auf dem Kopfe. Dem Beispiel machte Ouallimi selbst barbarisch ein Ende, indem er sich zur Tauchung den Grundsatz auf einen Stab hielte. Am Abend war der Uebergang beendet. 650 Gepäckstücke und 400 Pferde, Maulthiere, Rinder, Esel waren über den breiten Strom gebracht. Die außergewöhnliche Reinigung und den Lohn an den Zag gelegten jeden Abend mit einer Ration Kleidern und Reis. Der Mundvorrath reichte noch für 20 Tage.

Am 15. marschirten wir, indem man der immer mehr Unfruchtbarkeit verbreitenden Richtung des Thales folgte, bis zum Dorfe Kobadalinda, welches nach dem gleichnamigen, in der Regenzeit an 30 m breiten, jetzt aber trockenen Fluße zu durchschreitenden Flusse liegt, an beiden Mündungen in den Bachen es liegt. Unterwegs hatte man von dem erfrischenden Palmwein und die Thiere das eines Heer-Kornes gesehen; dieses große Dorf, welches bei einem ersten Angriff Kapsa können, den mit der Erforderung Zahlungen beauftragten Offizier El Hadsch Omar's, zurückgeschlagen hatte, war einem großen Theile zerstreuten und, wie Ingalla, von seinen kunstreichen Besitzer in Brand und Asche verwüstet worden.

Der Beschuß einer der Häuser, Abdulaie, eine Herde von Damba-Kamlingen, die zur Tränke am Ufer versammelt waren, zu erlegen, scheuchte an der Schnelligkeit der Thiere.

Die Bili-Fälle.

Abdulaie ist ein 1,80 m großer muskelpracentirter Bambara, mit hervorragender Physiognomie und eher europäischen als Negerzügen, ein viel Führer sehr verschiedener Mann; ein wenig er selbst den Zug stehe, aber stets wacher er. Baud setzer großen Vertrauensheit mit Stolz und Schlüte, die Zuneigung der anderen Führer wieder gut. Um nun Schwierigkeiten vorzubeugen, machte sich ein Nachmittag Baud mit Damba und den nöthigen Maulthieren nach Kreer-Kura (h. h. Neu-Kreer) auf, einem kleinen, von verschiedenen Gebäuden bestehenden Dorfe, welches Dr. Baud bei seinem Durchzug, den er auf Mitte 30 gemacht hatte, 2000 bis 3000 Mann Heere (an etwa zwei Tiere) aufgebracht und bei dem Gutsherrn der Expedition unter der Thüre des Schlafzimmers gelassen. Bei Baud's Erscheinen hatte sich der ganze Bevölkerung die Flucht ergriffen und nur mit großer Mühe gelang es ihm, sich mit dem Eingeborenen zu verständigen.

Am nächsten Tage wurde aufgebrochen, nachdem man einen Brief erhalten, in welchem Sallieer anfänglich, daß man bald vor der Ebene von Kolingara stehe und daß man in einem langen Tagemarsch nach Gwaniferi, der Hauptstadt seiner Mutter-Staates gelangen könnte. In der That erreichte man bleim Ort nach siebenstündigem Gange, nicht gerade beträchtlicher Terrainschwierigkeiten. Es besteht aus drei Dörfern, die 300 bis 400 m von einander entfernt sind, und liegt in einer kleinen sehr fruchtbaren und mit prachtvollen Bäumen bebauenden Ebene. Der höhere Gebirgsrand von Bakaya im Norden, der Fuß Gebirge im Osten, ein Felsplateau im Süden und der Bachen im Westen begrenzen beliebig, während ein von grünenden Gebüschen eingefaßtener Wasserlauf mitten hindurch fließt und nicht weit davon in den Strom mündet. Die drei Dörfer haben vereint kaum mehr als 500 Einwohner, auch hat seitens sie der Hauptstadt von Kolingara, der Residenzgebieten Tombo, welcher alle Orte in zwischen Kamita, Dolingara und Mamburg umfaßt. Diese Stadt zeigt, in welche Verwüstung und Verwüstung beim ausgebrochene Krieg der beiden Brüder gestürzt ist, welche sie erst gegen die Bambaras und dann gegen die mohammedanische Invasion getheilt hat; es ist ein ja Ortsende gestürzter Stadt. Inbesondere

Lager am Ufer bei Kodoro.

gens beſitzt der Häuptling von Goniokori, Bulunkun Dafa, keine andere Autorität als die über ſeine 500 Unterthanen; obgleich er der Erbe der Herrſcher des alten Fuladugu iſt, haben ſich die anderen Häuptlinge, ſeine Ohnmacht und die Zerſtückelung des Landes benutzend, ſeiner Oberherrſchaft entzogen und leben unabhängig auf ihren kleinen Gebieten.

Als Ballière am Tage vorher angekommen, war er ſehr überraſcht von der Armſeligkeit und Barbarei dieſes Repräſentanten der alten Könige des Landes, den man ſich als reich und mächtig vorgeſtellt hatte. Der Empfang, den er jenem bereitete, zeigte Gleichgültigkeit und ſogar etwas Furcht. Obgleich ihn Gallieni durch ſeinen ziemlich intelligent ſcheinenden Sohn, der ihm bis Tudora entgegen gekommen war, darauf hatte vorbereiten laſſen, daß die franzöſiſche Expedition käme um ſich mit ihm gegen ſeine natürlichen Feinde, die Toucouleurs, zu verbünden, verurſachte ihm die große Menge der Beſucher mehr Schreck als Freude; er verſtand augenſcheinlich gar nicht, um was es ſich handelte, und ließ die Sache mit einem Gemiſch von Reſignation und Stumpfheit über ſich ergehen.

Der Führer Abdulaje.

Deſto lärmendere Geſchäftigkeit entwickelte ſein Bruder, der eines der drei Dörfer unter ſich hatte; doch merkte man bald, daß dies Uebermaß in Worten und Geſten bei ihm wie bei einer alten Negerin, die ihm wie ſein Schatten folgte, das Reſultat übermäßigen Genuſſes von Dolo, einem aus gegohrener Hirſe bereiteten Schnaps, war. Da alſo mit dieſem königlichen Trunkenbold nichts auszurichten war, ſo wandte ſich Gallieni an einen Greis, der die Fremdlinge mit einem gewiſſen Intereſſe betrachtete und ſich bemühte, die neugierigen Weiber und Kinder zu entfernen. Von dieſem erfuhr er, daß da, wo man unter drei prachtvollen Wollbäumen das Lager aufgeſchlagen, die Hütte des alten Fuladugu-Königs Manſa Numma geſtanden habe. „Einſt“, erzählte er, „als ich noch nicht geboren, erſchien ein Mann mit fremdem Geſicht am linken Ufer; er ſchrie in einer unbekannten Sprache und als er ſah, daß man ſeine Worte nicht verſtand, ſprang er in den Fluß und kam mitten unter den Notablen an, die ihn am Strande erwarteten. Man gab ihm eine Hütte für die Nacht, brachte ihm Kuskus und Milch und nahm ebenſo noch viele weiße Männer auf, die am nächſten Tage nachkamen. Dieſer weiße Häuptling hat ſich gut und großmüthig gezeigt und den freundlichen Empfang mit einem prachtvollen ſilbernen Armband belohnt, welches ſeitdem immer von dem Haupt der königlichen Familie getragen wurde, bis es El Hadſch mit anderen Schätzen nach Segu entführte. „Ihr“, ſchloß er, „ſeid reicher als jener erſte Weiße, und ihr werdet ſicherlich das verlorene Armband durch ſchönere Geſchenke erſetzen.“ Dieſer Bericht erfüllte die Reiſenden mit Freude, war es doch das erſte Mal, daß ſie Spuren von Mungo Park fanden, und konnten ſie doch ſtolz darauf ſein, an derſelben Stelle zu ruhen, wo 75 Jahre vor ihnen der berühmte Schotte ſein Lager gehabt, und die ſeitdem kein Europäer wieder betreten hatte! Ein Nachſchlagen in dem Reiſebericht dieſes Forſchers ergab übrigens ein Detail, welches der alte Malinke wohl nicht unabſichtlich verſchwiegen hatte; es handelte ſich nämlich um nichts weniger als die Plünderung des Reiſenden durch die Ahnen des jetzigen Häuptlings.

Die Unterhandlungen über den abzuſchließenden Vertrag führte Gallieni dem verſtändnißloſen Bulunkun Dafa gegenüber natürlich nicht mit allzu großer Höflichkeit. Zu ſeinem großen Erſtaunen aber erhob ſich dieſer, als von Errichtung eines Forts in Goniokori die Rede war, von ſeiner Matte, ſprach mit außerordentlichem Enthuſiasmus vom Gouverneur, deſſen unterthänigſter Diener er fortan werden wollte, und ſtellte für den Bau ſeine Perſon, ſeine Unterthanen und ſein ganzes Land zur Verfügung. Als Anerkennung ſeines guten Willens wurden ihm zwei tüchtige Stück gelben Stoffes — dieſe Farbe wird in jenen Gegenden ſehr hoch geſchätzt — und auf ſeine inſtändigen Bitten eine große Flaſche Taſia geſchickt. Erſt am Abend erfuhr man den Grund dieſer ungewöhnlichen Dienſtwilligkeit: er fürchtete, man könnte ſich bewegen laſſen, das Fort in Woro zu erbauen, einem kleinen Dorfe, durch welches man Tags zuvor gekommen, und deſſen Häuptling ſchon Anerbietungen hierfür hatte machen laſſen.

Ballière und Tautain hatten das Badugu-Gebirge beſtiegen, um ſich von der Konfiguration des Landes zu unterrichten. Von dort hatten ſie das ſchöne Panorama des Bachoy-Thales, der Ketten von Gangaran und der Höhen von Fuladugu geſchaut und konſtatiren können, daß das Thal durch das Felsplateau im Süden gänzlich verſperrt

ist, da der Fluß hier ein Knie von 100 zu bereiten, auf beiden Seiten von hohen, zerklüften sich von dem Plateau, welches die ungeheuren Massen losstürzen Felsenwände, welche die Ufer des Flusses einfassen. Das sich über und über mit wirklichen Urwäldern bedeckt, hier weiter vorspringen, zu übergungen, verschwinden die beiden Ufern einen Durchsicht in das hohe Gebirge und das großartige Vegetation, welche die Ufer des Baches bekleidet, machen aber bald durch ein Gewirr von Felsblöcken und Baumstämmen oder Gerölles gesperrt, den ferneren Verkehr zu Wasser unmöglich.

Man schlug also eine östliche Route nach Manambugu ein. Dieser Weg führt mit schwachem Fall in der Richtung des Flusses und hohen Bergen am Ufer einer Reihe von zerklüfteten Thälern. Die gänzlichen Einwohner bieten hübschen Erkennungsdienst sich kaum 150 Klafter hoch und ähneln in nichts ihren barbarischen Nachbarn von Gwindschi; sie sind freundschaftig, gastfreundlich und soll bestehen. Ihre Bekleidung, ein viel geweiter und von feinen Baumwollen gewebter Stoff, welcher sich durch ein lichtgrauer Gürtel und mit einfachem in feiner ganzen Erscheinung an den Tuaregs erinnerten der Stadt.

Vom Marsch des nächsten Tages berichtet der Kapitän, ein jener nur 15 bis 20 zu bereist, aber 5 bis 6 zu beim Gwindschi, einige Schwierigkeit, die aber durch die Intelligenz unter Leitung des Dragoman Sabiela und der Interpreter Bonie beseitigt wurde. Diese erhalten eine Ortsgemeinderecht, indem sie Führer und Leiten passirt. Der Pfad ist in einem einen Strange in das Dorf wurden, die Schaufel dieser Stranges mit starken Ketten, bekanntem Ortsrath und Dauda Isiaka und dem Chefe mit einer Schaar von Kriegern und Gefolge bestehen. Dragoman gelangte der Trupp bestimmt, überschritt dann einen tief so einer bei Dauma erhobenen Festtag, durchquerte den Dandefe-Bach und erreichte den klug Kerinafasa, an dessen linken Ufer das Lager aufgeschlagen wurde. Hier hatte die Reise nicht nen langer Dauer sein. Gegen 2 Uhr

Das Dorf Manambugu.

Nachmittags erhob sich plötzlich im Osten eine riesige Rauchsäule, die ein brennender Wald dem Lager zutrieb. Da Lager. Seit langer der Brand beim Ortsrath am nah das furchtbares Staunen der Einwohner, welche in den Bäumen und den hohen Gräsern wüthetten, sich ein großes Inferno bestrichen. Sofort ließ Galliени den Generalmarsch blasen und, wie er hob bei einer solchen Gelegenheit eingeübt, verschwemmte sich in einem Augenblick der ganze Mannschaft um ihn; die Trailleure und Tapfere stürzten sich mit Jinrigsmuth den Feuer entgegen, während die Spahis und Zouave sich theilten, Thüre und Ordnung und das andere Ufer zu schützen. Gott sei Dank war der Distrikt sandig, nur die großen Bäume ließen in der Nacht noch ihre glühenden Stämme brennen.

Den Terrainplan bot ganz nächsten Nachgewinne, Bivouac im Freie Alles, was ein ganzer leichter aber langer Tagemarsch und das Feuer, welches man schon früher an den Ufern konstatirt, hatte sich so beträchtlich verbreitet, daß hier wie von ihnen sterben; den Westen einer Stelle gab jener Nacht ja großer Freude unter den Truppen, gemacht aber keinen Erfolg. Es galt also, möglichst schnell eine längere Rubepause eintreten zu lassen. Zum Glück konnte ein Kurier Marsch nach dem zunächst bewohnten Orte, Matakombugu, am Fuß des berühmten Kita-Berges, um den Expedition eine gute Woche bleiben sollte. Tatsache, der jugendliche, intelligente, kräftig gebaute Häuptling bestätigte, empfing die Reisenden mit unbeschreiber Zuvorkommenheit und großen Freudenbezeugungen, welch letzterer einerlei, ebenso wie bei der gewissenen Einwohnerschaft, zum großen Theile Kitas Berge Ursachen gaben, der neben Galliени sitt. Die sehr gastfreundlich Hütte gebot, da bis die Trailleure errichtet werden war, schon dem Feuer der Expedition zu nahe am Dorfe und es befahl daher, das Lager 300 bis 400 m entfernt davon weiten in der Ebene aufzuschlagen.

Ueber den Bucſecs nach Sinaia.

Von Dr. F. W. Paul Lehmann.

II.

Der Bucſecs iſt kein Berg, ſondern ein Gebirgsmaſſiv wie das Todtengebirge, das Tännengebirge in den Alpen und ſtellt ſich dar als eine 6 bis 7 km breite und doppelt ſo lange, faſt nach allen Seiten ſteil abbrechende Maſſenerhebung. Die breite Oberfläche erſcheint als eine von Nord nach Süd von der Jalomitza durchfloſſene Mulde, deren mehr oder weniger ungleichmäßig anſteigende, und mehr oder weniger durch die Eroſion ausgemeißelte Wandungen meiſtens mit Gräſern und Alpenkräutern bedeckt ſind und nur in den tieferen Furchen an der Jalomitza und ihren Seitenbächen Fichtenwald zeigen. Der bequemſte und öfter beſchriebene Weg [1]) auf dieſen Höhen führt von Törzburg aus durch das Thal Simonu am Weſtabfalle des Maſſivs empor gegen den am Rande deſſelben gelegenen Grenzpoſten Strunga (1905 m), die ſteilſten und impoſanteſten Steilwände liegen im Nordoſten in der Umrandung des Karaiman (2495 m); gegen das Balé Acerbului. Der Bucſecs ruht auf Glimmerſchiefer, der an der Weſtſeite bis nahe unterhalb der Strunga unter den gegen die Jalomitza hin einfallenden Kalkbänken hervortritt, die Hauptmaſſe des Gebirges beſteht aus Konglomeratbildungen von ſehr wechſelnder Zuſammenſetzung und nicht leicht zu enträthſelnder Tektonik. Zwiſchen La Omu und Karaiman bemerkte ich an einer Stelle Bänke, die ebenfalls nach der Jalomitza zu einfielen und von Südweſt gegen Nordoſt aufgerichtet ſchienen, ſo daß ſich hüben und drüben die Abhänge als aus den Schichtenrücken der gegen die Jalomitza geneigten Bänke darzuſtellen ſchienen.

Das Panorama von La Omu über die fahlen Grasflächen nach Süden hin hat etwas Monotones und Langweiliges; hinter den weit verzweigten Vorhöhen liegt in ſchimmerndem Dunſte die Ebene. Feſſelnder iſt das Bild, welches das Burzenland und ſeine Umgebungen bieten, obſchon ſich dieſelben vom Zeidener Berge aus geſehen entſchieden weit wirkungsvoller gruppiren. Erſt in einiger Entfernung vor dem breiten Buckel des Gipfels gewinnt man einen wirkungsvollen Einblick in die von Norden und Nordoſten in das Maſſiv hineingreifenden, wilden Schluchten. Drei aus einem thonigen Sandſtein beſtehende Steinblöcke, von denen der größte höher war, als ich mit der Bergſtange reichen konnte, gewährten gegen den noch immer heftig brauſenden Sturm einen willkommenen Schutz. Merkwürdig war mir trotz der Vertrautheit mit den viel barockeren Formen verwitternden Sandſteins bei der völlig homogenen Maſſe die, wenn auch ſchwache, immerhin erkennbare halsartige Ausſchweifung des größten Blockes, und ebenſo am Rande einer treppenartig abbrechenden Geſteinsplatte die an die Hohlkehle einer Schneeſchanze erinnernde Schweifung. Mir fielen die Worte des Profeſſors Reiſtenberger aus Hermannſtadt ein „Andrae wollte am Bucſecs Gletſcherſpuren erkennen, wir hielten's für Wirkungen des Regens“, obwohl ich an dieſem Platze weder für die eine, noch für die andere Anſchauung einen Beleg finden konnte.

Wir waren nach einem forcirten, faſt fünfſtündigen Marſche auf La Omu kurz vor 3 Uhr angelangt und brachen bald nach 4 Uhr auf nach dem in etwa 1700 m Meereshöhe an der Jalomitza gelegenen, in der Luftlinie von La Omu nur $5^1/_2$ km entfernten Felſenkloſter Scitta Jalomitza. Von dem Rücken, auf dem wir entlang ſchritten, hatten wir anfänglich noch den Einblick in die Hochgebirgsſchluchten der Gaura und die Wandungen von Acerbului, bald aber überſchritten wir breite, wellige Flächen oder rannten auch wohl, den Bergſtock nach Art eines Ruders hinter uns haltend, über die mäßig geneigten Grasflächen dahin. Wir mochten zwei Drittel unſeres Wegs zurückgelegt haben, als ich Andras zu Liebe bei einer ſchmutzigen Stina Halt machte. Während Andras in die Hütte ging, betrachtete ich mir einen auf die Neige gehenden Beſtand von Knieholz, mit dem man umgegangen war, als ob in der Umgebung die größten Holzvorräthe zur Hand ſeien.

„Domnule! Domnule!“ ſchallte es aus der Hütte und auf dieſe, einem an die ſchleſiſchen Deminutiva gewöhnten Ohre eigenthümlich weich klingende Anrede folgte aus dem Munde eines alten, freundlich winkenden Hirten eine mir unverſtändliche Fortſetzung. Als ich das dem Hüttenbewohner, ſo gut oder ſo ſchlecht ich's vermochte, auseinanderſetzte, tönte mir aus dem halbdunkeln, an einer Seite offenen Vorbau der Holzbaracke ein: „Parlez français, Monsieur?“ entgegen. Die Worte kamen aus dem Munde eines rumäniſchen Popen, der in Begleitung ſeiner jungen, bildſchönen Frau Käſevorräthe einkaufte, oder ſoll ich ſagen, darum feilſchte. Die Gattin ſaß in ihrem großkarrirten, nach franzöſiſchem Schnitt gemachten Kleide ganz behaglich zwiſchen den ſchmutzigen Steinen. Was mir außer ihrer Schönheit am meiſten auffiel, war ein großes, rechteckiges Loch in ihrem Kleide und zwei ſicher einſt recht koſtbare Pantoffeln, aus denen vorn die Spitzen der kleinen Füße hervorſchauten in Strümpfen, die einmal weiß geweſen ſein mochten. Mit dem Popen war ich bald in vollſter Unterhaltung, nachdem ich ihm auf ſeine Bemerkung, er ſpräche leider kein gutes Franzöſiſch, zum Troſte verſichert hatte, das ſei mir äußerſt angenehm, da habe ich nicht nöthig mich zu geniren. Zunächſt mußte ich die ſchon zu Homer's Zeit üblichen Fragen nach meiner Heimath und dem Zweck und Ziel meiner Reiſe beantworten. Mein Bericht intereſſirte den Popen höchlich und neugierig umſtanden ihn die männlichen und weiblichen Bewohner der Hütte, ihn mit Fragen beſtürmend, was ich denn wichtiges erzähle. Wenn der Pope über irgend eine, nach meiner Anſicht ganz gleichgültige Bemerkung lachte, ſo lachten einige der übrigens merkwürdig häßlichen Bewohner mit, ſchon bevor der Pope zum Dolmetſchen kam, was mir einen ſo eigenthümlichen Eindruck machte, daß ich mich des Lachens kaum erwehren konnte. Viel Fröhlichkeit um nichts! Der Pope erklärte, daß er in der Nähe des Felſenkloſters in einer Hütte übernachten werde und daß es ihm eine Ehre ſein ſolle, mich im Kloſter einzuführen. So brachen wir denn unſer vier auf, und darunter ſogar eine Dame, die, mit den zerriſſenen Pantoffeln in der Hand, graziös auf Strümpfen nicht bloß über die Grashänge hinlief, ſondern auch über ſteile

[1]) Siehe die Literatur in der Anmerkung.

Felsen kletterte, wie ich das am Ende unserer unter lebhaftester Konversation fortgesetzten Wanderung zu beobachten Gelegenheit hatte. Was wir über Berg und Thal, Länder und Völker dort oben auf dem Bucsecs radebrechten, ist gottlob vom Bergwinde verweht; in lebhafter Erinnerung ist mir noch eine kurze komische Episode unserer Unterhaltung über das Kloster, auf dessen eigenthümlichen Charakter mich der Pope aufmerksam machen wollte.

Monsieur c'est une cave, begann der Pope und suchte mir seine Worte durch lebhafte Gestikulationen noch deutlicher zu machen. Une caverne replicirte ich, um anzudeuten, daß ich verstanden habe; un antre, une grotte, fuhr der Pope fort, une — une — une chose admirable! Seinen Geberden nach ging ich einem Weltwunder entgegen! Er verzog das von einem langen Bart umrahmte Gesicht und gestikulirte mit Armen und Beinen, so daß unter den auseinanderfliegenden Schößen des langen kaftanartigen Rockes die Pluderhosen sichtbar wurden, welche in Halbstiefeln, natürlich mit heraushängenden Strippen, steckten.

Wir wanderten weiter über die Grashänge, inmitten deren sich hin und wieder dunkle Knieholzgebüsche erhoben, betraten den Fichtenwald und standen nach kurzer Wanderung vor einem steinernartigen Holzhäuschen. In der Nähe desselben erblickten wir auf dem Rasen vor einem riesigen Folianten und einem emeritirten Strumpfe kauernd die Gestalt eines alten Mönches oder „Kalugers". Der Alte erhob sich und hieß uns willkommen. Mein beredter Pope stellte mich als einen Mann vor, der alle Berge und alle Pflanzen und Thiere kenne. Mir fielen Klopstock's ironische Worte „der Schule Meister kennt" u. s. w. gerade ein, und ich freute mich in meiner Seele, daß der Pope so unverschämt aufschnitt. Als ich dem mich erstaunten Blickes betrachtenden Kaluger auf seine Frage, ob ich ein Doktor sei, eine bejahende Antwort gab, zeigte sich der Alte so von Hochachtung durchdrungen, daß ein doctor in absentia hätte hochmüthig werden können. Der Pope und seine Gattin, obwohl am heutigen Ziel ihrer Reise angelangt, geleiteten mich bis zum Kloster, zu dem der Kaluger uns anfänglich auf einem Umwege führen wollte, da er mir, wie er meinte, eine Kletterpartie nicht zumuthen könne. Wir stiegen, als der Graubart wegen seiner Besorgniß beruhigt war, über eine niedrige Felswand hinab zur Jalomitza, die sich gerade durch ein prächtiges Felsenthor hellgrauer Kalkwände gestürzt hatte, überschritten auf schmalem Stege den Bach und stiegen an der andern Seite ein wenig empor zu einem Kirchlein, das im Vordergrunde einer 100 m tunnelartig in den Berg hineinführenden Höhle erbaut ist. Quer vor dem Eingange zu dem Kirchlein, das schon unterhalb der sicher 10 m hohen Wölbung liegt, streckt sich ein niedriges, einstöckiges Holzhäuschen, in dem sich eine Reihe von kleinen, höchst primitiv eingerichteten Zellen befindet. Die Zellen waren leer, da die meisten der hier oben weilenden Heiligen [1]) in die Thäler hinabgestiegen waren, um milde Gaben einzusammeln. Der Kaluger ließ mich durch den Popen sondiren, ob er mir eine solche Zelle wohl anbieten dürfe. Als ich zwei Pritschen, einen Bretterverschlag an der Wand, und vor einem nach der Jalomitza zu gelegenen Fensterchen einen Schemel und ein Holztischchen mit einem Zinnleuchter nebst Talglicht erblickte, erklärte ich dem Popen, daß mir die Zelle als eine chose admirable erscheine, und daß ich es dankbar anerkenne, wenn mir und Andras dies Logement für die Nacht eingeräumt würde. Als der Pope sich verabschiedet hatte, setzte ich mich, während Andras und der Kaluger Feuer anmachten, vor das Thor und schaute auf den rauschenden Bach und die Kalkwände, welche am linken Ufer mit Fichten geschmückt aufragten und sich über mir mächtig hervorwölbten. Im Süden zogen wieder dunkle Wolkenmassen herauf und wälzten sich bereits gegen den Rand des Bucsecsmassivs; heute fühlte ich mich geborgen! Da Andras die von mir gekochte Bouillon gegen den Kaluger lobte, und der Alte das Getränk neugierig betrachtete, executirte ich meine Kochkünste zweimal und lud den Alten ein sich zu uns an den Tisch zu setzen. Nach einiger Ziererei holte er einen Schemel, und so placirten wir uns an den lange nicht gescheuerten Holztisch um die Flamme des Talglichts, tranken, da wir uns gar zu schlecht verständigen konnten, schweigend unsere Bouillon und nickten uns durch den Rauch der von mir offerirten Cigarren verständnißinnig zu. Was der Kaluger und Andras gedacht haben mögen, weiß ich natürlich nicht; ich betrachtete bald den in seinem härenen Gewande dasitzenden Greis, der auf dem von langem grauem Haupt- und Barthaar umwallten Kopfe eine hohe Filzkappe trug, bald den tief brünetten Szekler in seiner kurzen abgerissenen Soldatenjacke, und dachte mir, daß wir in einer für diese Gegenden jedenfalls seltenen Eintracht zusammensitzenden Vertreter dreier Nationen ein eigenthümliches Genrebild abgeben müßten in unserer Holzbude, unter der mächtigen Höhle, die oft erhellt wurde von dem magischen Schein der hell aufflammenden Blitze. Der Alte verabschiedete sich mit tiefem Bückling; Andras legte sich auf eine Pritsche, schnarchte, als ob er die ganze Holzbude durchsäge und fuhr einmal wie zur Abwehr gegen einen eindringenden Feind so wild empor, daß ich mich entsetzt von dem kleinen Guckfenster nach dem sogleich wieder ruhig Schlafenden umwandte. Nachdem ich mein Tagebuch geordnet und den mir zum Lager bestimmten Schafpelz mit Insektenpulver gründlich bestreut hatte, legte ich mich auf meine Pritsche und schlief vortrefflich bis zum nächsten Morgen.

Nach einem gemeinsamen Frühstücke, zu dem bei der anscheinend tiefsten Ebbe in den Vorräthen des Klosters mein Reiseproviant diente, besichtigte ich die Höhle und verabschiedete mich von dem jede Bezahlung abwehrenden Kaluger mit Cigarre und Händedruck. Andras und ich wanderten thalabwärts an einer mißglückten Versuchsstelle auf Gemüsebau vorüber (zwischen 1600 und 1700 m!). Wir überschritten die Jalomitza und gingen an ihrem linken Ufer südwärts. Mehrmals zeigte sich ein trockener und unebener, von tief ausgetretenen Viehsteigen durchschnittener Grasboden, der noch erkennen ließ, daß hier früher mooriges und von Knieholz bestandenes Terrain gewesen war, inmitten der Fichtenregion. Links neben uns kreisten Geier über einem bei einem Aas beschäftigten großen Schäferhunde, sonst war keine Spur von Leben in den vereinzelten Parcellen von Fichtenwald und den sie breit umrahmenden Grasrücken sichtbar. Wir durchschritten einen Waldstreifen und kamen über einen Rücken, von dem aus wir das noch 5 km von uns entfernte, zwischen schroffen Felsen und Waldhängen tief einschneidende Ausgangsthor der Jalomitza aus der Prairienwelt des Bucsecs sehr gut betrachten konnten, in eine 2 bis 3 km breite und 6 km lange Thalmulde, welche durchflossen wird von einem nirgends felsige Ufer bildenden, wasserarmen Bache, einem Zuflusse der Jalomitza, und mit halb trockenem, graugrünem Grase bedeckt war. Da auch der Außenrand des Massivs eine wenig undulirende Linie bildet, so bot das Thal, durch welches der sonnenbeschienene Pfad in möglichst großen Bogen hinführte, ein Bild unbeschreiblicher Langweiligkeit. In meinem Szekler mußte sich noch nach Jahrhunderten der Steppen-

[1]) Ihre Vergangenheit soll oft eine sehr zweifelhafte sein.

sohn regen, denn er blieb stehen und sagte, um sich mir verständlich zu machen auf rumänisch, „bun!“ Ich bestritt ihm das nicht, bog aber, da ich von der Hochregion und den im Grase lärmenden Grillen nichts mehr wissen mochte, ohne den Platz des Abstiegs vom Rande des Massivs zu kennen, vom Pfade ab und schritt über den Bach und quer durch das Thal. Nahe am Außenrande des Bucsecs trafen wir unvermuthet zwei im Grase liegende Hirten und standen, von diesen über den Abstieg belehrt, nach 15 Minuten einem völlig veränderten, überraschenden Panorama gegenüber. Ueber steile Felsen und Waldhänge blickten wir 1400 m hinab ins Prahovathal, aus dem die schimmernden Häuser Sinaias heraufgrüßten, und hinüber auf die am linken Prahovaufer zu stattlicher Höhe mit grasbewachsenen Kuppen aus der Waldregion hervorragenden Berge. Im Angesichte des unmittelbar unter uns liegenden Reiseziels ward der Wein bis auf die letzte Neige getrunken, dann schritten wir neu erfrischt weiter, langsam durch die Felspartien, im Trabe über die Grasflächen bis an die Waldgrenze. Ein Pfad führte vom sogenannten Reitwege links steil hinab in den unteren Theil der Bucsecsschlucht, Piatra arse. Unter Fichten, bald unter prächtigen Buchen und Tannen, an denen sich auffallend oft die leierartig gebildeten Kronen zeigten, die entstehen, wenn der Längstrieb zerstört wird und zwei oder mehr Seitentriebe sich umbiegen und vertikal fortwachsen, schritten wir steil hinab. Der Pfiff der Lokomotive, das Krähen der Hähne drang an unser Ohr, an einer Stelle im Walde wurden Lehmziegel bereitet, an einer andern Marmorblöcke gebrochen. Bessere, fast promenadenartige Wege, einige Wegweiser und Ruhebänke offenbaren die Nähe eines civilisirten Ortes.

Der Wald öffnet sich und vor mir liegt ein mit zwei Kuppeln geschmücktes, stattliches Klostergebäude, umgeben von weißgetünchten Wohnhäusern, Speichern und Ställen. Sechs Dorobanzen in engen, aus filzartigem Stoffe verfertigten Hosen und langen, blaumsäumten, durch breiten Gurt zusammengehaltenen Kitteln, umstehen als drei Doppelposten mit aufgepflanztem Bajonett den Gebäudekomplex. Trotzig schauen die wohlgestalteten, aber leider recht schmutzigen Kerle unter ihren Pelzmützen hervor, doch lassen sie uns ungehindert passiren und wir treten, da nirgends eine Warnungstafel „Unbefugten“ den Eintritt verbietet, in den Klosterhof. Auf einer Freitreppe hocken zu meiner Verwunderung einige reich dekorirte Officiere, an mir vorüber eilen einige Bediente. Der eine sieht so urdeutsch aus, daß ich ihm „Guten Tag!“ zurufe und mich nach dem Ingenieur S. erkundige. Es wird deutsch und freundlich, aber sehr eilig geantwortet, denn Seine Königliche Hoheit, es war am 3. August 1880, sind soeben in dem bis zur Vollendung des Schlosses als Sommerwohnung benutzten Kloster angekommen und müssen bedient werden. Ingenieur S. wohnt in dem Seitenthal, an dessen Lehne ich herabgekommen war, in der Nähe des im Bau begriffenen fürstlichen Schlosses. Nach 10 Minuten ist auf einem Waldpfade der Bauplatz erreicht und vor mir steht das bis zum ersten Stock aufgeführte Schloß und ihm zur Seite das bereits die Dachsparren tragende Dienergebäude. Balken und anderes Baumaterial liegen auf dem vom Walde umrahmten Bauplatze, daneben stehen einige Holzbaracken für Maurer und Zimmerleute und zwei wohnlichere Häuschen, nämlich die Ingenieurwohnung und die Kanzlei. Alle diese Gebäude sind natürlich nur für die Bauzeit bestimmt und stehen auf einem Terrain, das wohl einst durch Parkanlagen des Schlosses verschönert werden wird. Da der Ingenieur S. nicht zu Hause ist, will ich mich bereits anschicken nach dem Flusse hinabzugehen und ein Hotel zu suchen, da fallen meine Augen auf ein Häuschen, das auf dem blaugestrichenen Giebel das Mecklenburger Wappen zeigt und eine wohlbeleibte Gestalt in blauem Frack, gelber Weste und Stulpenstiefeln mit der Unterschrift: „Zum Onkel Bräsig!“ Eiligen Schrittes wende ich mich dem Hause zu und erblicke auf einer im Rohbau aufgeführten Veranda einige echt deutsche Gestalten. Auf das „Mahlzeit, meine Herren!“ wird mir zu meiner Verwunderung mit Nennung meines Namens und einem „Wir warten schon auf Sie“ geantwortet. Der liebenswürdige Forstmeister aus Kronstadt hatte den in Sinaia dauernd oder zeitweilig beschäftigten Deutschen brieflich die vermuthliche Ankunft eines Landsmannes gemeldet. Nachdem für den braven Szekler gesorgt ist, geht's hungerig zur Mittagstafel Onkel Bräsig's, denn so hieß der mecklenburgische Gastwirth, der seit Jahren in Bukarest und nur für die Zeit des Schloßbaues in Sinaia lebte, bei seinen Gästen. Die verschiedensten Dialekte der deutschen Muttersprache klangen mitten in der rumänischen Gebirgswelt durcheinander; Württemberg, Sachsen, Hannover, Mecklenburg und Pommern waren vertreten; vier Krieger von 1870/71 stießen an auf das Wohl ihres Kaisers.

Von der Veranda schweifte der Blick auf die Plätze, wo die Arbeiter ihr Mittagsbrot verzehrten und zwar unter einem seltsamen babylonischen Sprachengewirr. Innerhalb der Kantinenräume hört man vorwiegend das deutsche Idiom, denn Rumänen, Bulgaren, Albanesen und Italiener holen vom Gastwirth meist nur Schnaps und kochen Morgens, Mittags und Abends aus Maismehl ihre Mamaliga, während die deutschen nach besserer Nahrung und einem Stück Fleisch verlangen.

In Begleitung eines Forstmannes, der mir auf's Freundlichste die Gastfreundschaft anbot, ward am Nachmittage ein Spaziergang durch und um Sinaia gemacht. Wir wanderten zunächst zu dem oberhalb des Schlosses im Walde versteckten Forsthäuschen, das die Fürstin (heute Königin) in altdeutschem Stil für sich hatte aus- und umbauen lassen.

Die großen viereckigen, aus grünen Kacheln erbauten Oefen, die Fenster mit den kleinen in Blei eingefaßten Rauten und zum Theil hübscher Glasmalerei, die Plafonds mit dem saubern Holzgetäfel gaben den Zimmern, obwohl sie theilweise noch garnicht, theilweise auf das Dürftigste, z. B. mit einem Pianino und drei Stühlen, möblirt waren, etwas Anheimelndes und Gemüthliches. Aus den Fenstern dieses kleinen Dichterheims — Rumäniens Fürstin dürfte dieses Häuschen unfern des Schlosses weniger bedürfen als Carmen Sylva! — blickte man auf einige Gartenanlagen; die mächtigen, düsteren Tannen und die majestätisch ins Thal schauenden, gezackten Felsenwände des Bucsecs. Da das fürstliche Paar, für das ein kräftiger Förster mit wallendem, blondem Vollbart das ganze Gefolge bildet, sich diesem inmitten wilder Romantik lieblich entfaltenden Idyll nahete, lenkten wir unsere Schritte an dem zum Teiche aufgestauten Bache und einer in Stein gefaßten, murmelnden Quelle vorüber, in den Fichtenwald und erstiegen ein kleines Plateau, von dem man die fertigen und unfertigen Villen Sinaias und das im Bau begriffene Schloß bequem betrachten konnte. Ganz Sinaia, außer dem bis vor einigen Jahren inmitten wilder Gebirgswaldungen einsam liegenden Kloster, ist nagelneu und zeigt ebensoviel werdende als fertige Gebäude, so daß man sich verwundert fragt, wie das schmale Thal der rapide wachsenden Sommerresidenz des seit dem russisch-türkischen Kriege sehr beliebten Landesherrn auf die Dauer genügen soll. Sinaia wird eine sehr lang gedehnte Villenstadt wer-

den, denn an einzelnen Stellen fehlt der Thalboden gänzlich, so daß z. B. der Raum für den Bahnhof theilweise durch Aufschüttungen der Prahova abgetrotzt werden mußte. Den Verglehnen ist, wie sich das schon beim Schloßbau gezeigt hat, nicht überall zu trauen und baulustigen Leuten ist jedenfalls Vorsicht zu rathen.

Der Fremdenbesuch ist zeitweilig, besonders wenn die Extrazüge aus Bukarest anlangen, so stark, daß die beiden großen Gasthäuser, das Hotel Sinaia und Noul Hotel Sinaia für denselben nicht ausreichen; heute wird wohl das bei meinem Besuche 1880 bereits in seinen Fundamenten abgesteckte dritte Gebäude vollendet sein. Recht stattlich ist das Badehaus, in dem für warme, kalte und Dampfbäder gesorgt ist; daneben erhebt sich zwischen Gartenanlagen der Musiktempel und das Kasino, in dem französische Singstücke dem Publikum zum Besten gegeben werden.

An dem Telegraphenamte und der kleinen Kaserne vorüber ging ich mit meinem liebenswürdigen Führer nach dem Bauplatze zurück. Es dunkelte schon, und im Süden stand, wie an den beiden vorhergehenden Abenden, ein schweres Gewitter. Auf dem Platze braunten einige Feuer und beleuchteten die zerlumpten, unter den schwarzen Tannen hingelagerten Gestalten, die ihre Blicke immer nach dem inmitten jeder Gruppe über dem Feuer brodelnden Kessel gerichtet hatten. Einzelne schön geformte Körper und hübsch geschnittene Gesichter fielen angenehm auf, so z. B. einige Albanesen, die sich mit dem rothen Fez, dem breiten rothwollenen Gürtel und den weiten um Knöchel und Wade eng zusammengeschnürten Beinkleidern recht malerisch präsentirten. Uebrigens fehlte es an häßlichen Albanesen keineswegs, das abscheulichste Individuum aber, ein wahres Monstrum, gehörte den Bulgaren zu. Einzelne Arbeiter hatten sich bereits auf dem Lagerplatze ausgestreckt, der mit Ausnahme der wenigen in Baracken untergebrachten Leute an 150 Männern und Weibern zur Ruhestätte diente. Bei dem heranrückenden Gewitter schien mir das Moospolster unter den Tannen wenig beneidenswerth!

Von früh 4 Uhr bis ½8, von 8 bis 12 und von ½2 bis 8 Uhr Abends waren diese bunt zusammengewürfelten Scharen von Arbeitern in Thätigkeit für ein Tagelohn, das für Maurer und Zimmerleute 4 bis 6 Franken, für Handlanger und Weiber 1 bis 2 Franken betrug. Ich habe am zweiten Tage meines Aufenthaltes ihrem interessanten Treiben lange zugesehen und selten Müssige beobachtet. Wenn einmal einige Bursche am Brunnen mit den Dirnen zu schäkern begannen, so genügte der Ruf eines deutschen oder rumänischen Aufsehers, um sie sofort an die Arbeit zu treiben. Leicht schritten die Träger, die Ziegelsteine in einem Holzgestell auf dem Rücken und die Weiber, zu zweien die mit Mörtel gefüllten Eimer an einer Stange tragend auf den breiten, ziemlich steil gestellten Planken empor, an denen durch quergenagelte Leisten ein Halt für die Füße geschaffen war. Ich sah mir das geschäftige, fleißige Treiben an und fand, daß trotzdem im Vergleich zur Zahl der Arbeiter wenig geschafft wurde. „Was in Wien vier aufladen", meinte der leitende Ingenieur auf eine darauf hinzielende Bemerkung, „bringen hier nicht sechzehn von der Stelle." Wie soll das bei Kleister und Fusel auch anders möglich sein!

„Wo ist't mit'n lütten Kümmel?" fragte der Wirth zum Onkel Bräsig, als wir eintraten. „Köhm, Manning!" antwortete ich dem guten Mecklenburger, der seit fast 20 Jahren kein ordentliches Wort „plattdütsch" mehr gehört und gesprochen hatte.

Der Blitz beleuchtete hin und wieder unsern Pfad, als die bei Getränk, Kartenspiel und Unterhaltung vereinigte Gesellschaft sich trennte und heimging. Am nächsten Morgen weckte mich das Rufen der Fuhrleute, die mit Ochsen und abgetriebenen Gäulen Steine und Bauholz zum Bau heranschleppten.

Der Mittagszug führte mich das schöne Prahovathal hinauf; nach kurzen Pausen in Kronstadt, Schäßburg und Deva verließ ich Siebenbürgen, in dem ich manchen Berg erstiegen, manches Thal durchwandert und manchen tüchtigen, wackern Menschen kennen und schätzen gelernt hatte.

Dr. Hans Meyer's Reisen im nördlichen Luzon. (Philippinen.)

(Auszüge aus seinem als Manuskript gedruckten Tagebuche.)

II.

Am 21. September 5 Uhr Morgens brachen die Reisenden von Cayan auf. „Unter den Trägern waren heute ein halbes Dutzend Männer aus Bontok, die nach Angaki gehen wollten, um Hühner zu kaufen. Sie benutzten die Gelegenheit zu einem Nebenerwerb und ließen sich als Träger engagiren. Lauter hohe, kräftige Gestalten, die in Haltung und Gesichtsausdruck sich vortheilhaft von den Cayan-Igorroten unterscheiden. Ihre Haut ist etwas dunkler, die Augen größer, die Augenbrauen mehr in die Höhe gezogen, die Nase ist weniger knollig, der Mund nicht so wulstig, und das Haar tragen sie vorn bis über die Ohren ringsum abgestutzt, hinten lassen sie es bis in den Nacken fallen oder wickeln es in einen Schopf auf, der von einem geflochtenen Käppchen bedeckt ist. Dies Käppchen, in dem sie zugleich ihre Pfeifchen und Tabak unterbringen, bildet mit einer Halskette aus bunten Glasperlen oder einem einfachen Reif aus dickem Messingdraht ihren Schmuck neben der Brust- und Armtätowirung, die aus immer sich wiederholenden geradlinigen Mustern besteht. Ihr einziges Kleidungsstück ist ein schmaler Lendenschurz aus Rindenzeug, und in diesem steckt das igorrotische Schlagmesser. Drei Stunden lang gings beharrlich abwärts über die abgeholzten Bergzüge ins Thal des Rio Abra. Kurz vor dem in der Tiefe liegenden Cervantes führte mich mein Jagdglück zum Schuß auf einen großen Nashornvogel, der als Trophäe am Sattelknopf festgebunden wurde. Es ist geradezu befremdend, wie wenig Vogelwild in diesen doch scheinbar so günstigen Berglanden zu finden ist. Ich bin mitunter tagelang durch die Wälder gezogen, ohne von Wild etwas anderes zu sehen als Meisen, Krähen und hier und da einen Geier; Wildschweine sind offenbar allerorts sehr zahlreich, aber sie treten nur Nachts aus dem Busch und kommen selten schußgerecht. Zweimal sah ich in weiter Ferne Hirsche; Rehe, Hasen, Marder, Katzen und sonstiges Raubzeug kamen mir nie zu

Geſicht. Die Igorroten ſtellen viele Fallen, und das meiſte Wild, das ſie erlangen, iſt in dieſen gefangen. Am ergiebigſten ſcheinen mir die Vogelſprenkel in den Thalgründen; dort bemerkte ich vielfach in den auf Zäunen, Felſen, Dächern angebrachten Schlingen Droſſeln, Reisvögel und Wildtauben.

Die Reiſe von Cervantes nach Angaki iſt weniger mühſam als lang. Entweder im oder neben dem Flußbett oder auf den Hügeln fortreitend, die vom breiten Stromthal zu den mächtigen Kämmen des Monte Malayo im Weſten ſowie zu den zerriſſenen Ausläufern der Montes del Polis im Oſten den Uebergang bilden, ſtiegen wir mit dem Flußlauf tiefer und tiefer hinab. Der Weg war ziemlich belebt. Igorroten, die eingekauftes Vieh und Lebensmittel von den Märkten der Küſtenprovinz Ilocos Sur heimſchleppten, Chineſen, die handeltreibend eine Waarenkarawane in die Berge führten, Poſtläufer und Patrouillen der Guardia civil begegneten uns des öftern. Spät am Nachmittag ritten wir in den breiten Thalkeſſel von Angaki ein und bezogen die Caſa des indiſchen Maeſtro."

Am folgenden Tage (22. September) wurde die ſteile und beſchwerliche Cordillera de Tila überſtiegen und am 23. das Gebiet der Igorroten verlaſſen und Candon unweit der Küſte erreicht, wo ſie einige Tage raſteten. Von dort beſuchten ſie das nahe Bila.

„Bila iſt eine der am weiteſten nach Süden liegenden Rancherien der Tingianen (Tinguianes), deren Hauptwohnſitz die Provinz Abra iſt. Nach Ilocos Sur ſchieben ſich die Anſiedelungen dieſes friedfertigen Stammes wie ein Keil zwiſchen die Igorroten im Oſten und die Ilocanen im Weſten. Ihre Hütten tragen hier ganz das Gepräge derer der ilocaniſchen Inder, von denen ſie ſich aber wie von den Igorroten in Habitus und Kleidung unterſcheiden. Ihre Hautfarbe iſt ſehr hell, ihre Geſtalten mittelgroß, die Geſichter ſcharf geſchnitten. Das lange, glatte ſchwarze Haar tragen ſie in zwei offenen Strähnen um den Kopf gewunden, gewöhnlich noch mit einer turbanartigen Binde feſtgehalten; die Kleider ſind meiſtens weiß, und zwar tragen die Männer eine geſchloſſene Jacke, theilweiſe auch Beinkleider, die Weiber ebenfalls eine Jacke und eine Saya, dazu letztere um den Unterarm oft mehrere ellenlange Schnüre von Glasperlen, namentlich ſchwarzen und gelben. Die Kürze meines Beſuches ließ mich mit ihren Sitten nicht enger bekannt werden. Später in Abra wird ſich mir dazu mehr Gelegenheit bieten.

Sehr viel mehr als die Tingianen ſelbſt intereſſirte mich aber eine andere Erſcheinung. Blumentritt bezweifelt in ſeinem „Verſuch einer Ethnographie der Philippinen" das Vorkommen von Reſten der einſtigen Urbevölkerung, die Exiſtenz von Negritos in dieſen Diſtrikten. Und doch giebt es hier ſolche. Der Zufall wollte es, daß eine Familie von fünf Männern und zwei Weibern dieſer ausſterbenden Raſſe an demſelben Nachmittag nach Bila gekommen war, um Tabak und Lebensmittel einzuhandeln. Es ſind klägliche Erſcheinungen, ganz von dem Typus der Negritos von Mariveles, aber ſchwächlicher und furchtſamer. Sie hauſen hier in den Vorbergen der Cordillera Tovaling, aus deren Wäldern ſie ſich nur herauswagen, wenn ſie der Hunger zwingt. Herab zu den Ilocanen kommen ſie nie, nach Norden und Süden ſtreifen ſie nie über die genannte Cordillera hinaus. Weiber und Männer trugen nur Schurze aus erhandeltem Baumwollzeug, zwei jüngere Männer waren mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Die Zahl des ganzen verſprengten Stammes überſteigt ihren eigenen Angaben nach nicht hundert. Sie ſprachen denſelben ilocaniſchen Dialekt wie die Tingianen, ihre Nachbarn, aber mit ſonderbarer Betonung und Untermiſchung eines mir fremden (vermuthlich ihres eigenen) Idioms. Bogen und Pfeile kaufte ich ihnen ab, beglückte ſie mit Tabak und kehrte um eine doppelte Erfahrung reicher nach Candon zurück."

Dr. Hans Meyer's Reiſe im nördlichen Luzon.

Von Candon aus folgte Dr. Meyer am 30. Septbr. der Küſte nach Norden bis S. Maria und am 1. Oktober bis Narvacan, von wo er noch am gleichen Tage in vier Stunden nach dem breiten Thale des Rio Abra hinüberſtieg. „In St. Quintin, wo wir am Abend eintrafen, war gerade der Gobernador anweſend, um den verſammelten Principes der umliegenden Rancherien Zahlungen für abgelieferten Tabak zu machen. Der Betrag war ziemlich bedeutend und die Bevölkerung guter Dinge. Am Abend bei hellem Feuerſchein führten Tingianenmädchen einen Tanz auf, der mich lebhaft an den der ägyptiſchen Ghawaſis erinnerte: langſames Drehen und vibrirendes Zittern des ganzen Körpers.

Spät in der Nacht bei herrlichem Mondſchein ritten wir, von Fackelträgern begleitet, in großer Kavalkade nach Banged (Banguet) fort, wo wir nach Ueberſchreitung des Rio Abra auf Fähren gegen Morgen anlangten.

Banged hat mir bisher von allen Provinzkapitalen noch am beſten gefallen. Freilich iſt es im Geſammtcharakter ebenfalls nur ein großes Dorf, aber der Gobernador iſt eifrig für die Verſchönerung ſeiner Reſidenz thätig, und wenn er vollführt, was er begonnen, kann Banged ein nettes Städtchen werden. In der Caſa real verlebte ich ſehr angenehme Stunden, die kleine ſpaniſche Kolonie that alles, was uns den Aufenthalt erquicklich machen konnte. Sogar Theater wurde auf einer improviſirten Bühne geſpielt, zum Beſten der Armen; Europäer und Eingeborene erſchienen in Menge, und die Armen erhielten 200 und einige Peſos (über 800 Mark). Man ſieht, ganz europäiſche Zuſtände. Ich hatte meinen Igorroten in einen meiner Linnenanzüge geſteckt und auf den letzten Platz geſchickt. Am Ende über den Eindruck der Vorſtellung befragt, antwortete er mir, die gemalten Bäume und Häuſer ſeien doch gar zu ſchön geweſen, und er möchte ſie wohl noch einmal ſehen. Dies der Effekt eines Theaterſpiels auf einen Wilden.

Am dritten Tage wurde mir die anhaltende Feſtivität, die Einladungen, die Copa- und Copitatränke geradezu peinlich, ich drängte zur Weiterreiſe. Meine Abſicht, nach einer Abſchweifung zu den Tingianen-Rancherien La Paz und Dolores in Bukay, dem alten Hauptort des Diſtrikts, den Camino militar zu erreichen, dieſen über Bakeros, Bultok und Binurugan bis an ſein Ende in Balbalaſang an der Cordillera grande zu verfolgen, von dort aus die noch ganz unbekannten Gebiete Gináan und Balatók zu beſuchen und über Sumatel nach Bontok vorzudringen, dieſe meine Abſicht wurde mit bedenklichem Kopfſchütteln und Achſelzucken aufgenommen. Jene Bergſtämme ſind zwar 1879 von einer Expedition ſpaniſcher Truppen beſucht und dem Namen nach pacificirt worden, haben ſich aber thatſächlich noch ſo weit unabhängig erhalten, daß ſie für zehn Jahre keinen Tribut zahlen, nicht einen einzigen Militär- oder Guardiaposten in ihrem Gebiet haben und ihren alten blutigen Sitten der Kopfjägerei und gegenſeitigen Bekriegung treu geblieben ſind. Die Unterwerfung beſteht faktiſch nur darin, daß ſie nicht mehr die Spanier direkt bekämpfen, ſondern ſich auf Fehden unter ſich beſchränken. Allein in jenen Diſtrikten zu reiſen, iſt ein Ding der Unmöglichkeit; bis nach Balbalaſang braucht man kaum einen militäriſchen Begleiter, von dort ab aber deren mindeſtens ſechs bis acht, vorausgeſetzt, daß man ſelbſt gut bewaffnet iſt. Ich bat alſo den Gobernador um einen Avis an den letzten Poſten in Balbalaſang, damit ich dort mit Bedeckung verſehen würde, verſah mich genügend mit Manteldecken, Schmuckperlen, Tabak und ähnlichem als Tauſchgegenſtänden (der Werth des Geldes iſt jenen Stämmen gänzlich unbekannt), ſchickte das Gepäck nach Bukay auf dem Camino militar voraus und brach am Mittag des 5. Oktober nach La Paz auf.

Ich geſtehe, daß mein Erſtaunen wenig freudig war, als ich beim Verabſchieden vom Gobernador dieſen nebſt ſeinem ganzen Anhang reiſefertig ſah, um mir bis Bukay das Geleit zu geben. Es geſchah, wie ich vermuthete. Weder in La Paz noch in Dolores kam ich dazu mich mit den Eingeborenen zu beſchäftigen. Mit Schmaus, Tanz und Schlaf gingen die Tage und Nächte hin, und wir langten in Bukay an, ohne von dem Ausflug (5. bis 7. Oktober) mehr wirklichen Vortheil für meine Zwecke gehabt zu haben als eine oberflächliche Bekanntſchaft mit dem flußreichſten Theil des tiefländiſchen Abra.

Nach Anordnung des Gouverneurs von einem Alferez (Fähnrich) begleitet, verfolgten wir (von Bukay an am 9. Oktober) den Camino militar. Durch düſtern tropiſchen Laubwald ſteigt der Weg langſam höher und höher, durchkreuzt ein paar kleine Flüſſe, die auf Bambuflößen überſchritten werden, und erreicht in Báai den erſten Poſten der Guardia civil. Anfangs iſt der Weg gut, weiterhin iſt er verfallen und verwachſen. Ein Sturm, der vor einigen Wochen durch das Land ſauſte, hat dazu ſein übriges gethan, das Menſchenwerk zu zerſtören. Geſtürzte Baumrieſen nöthigen an vielen Stellen zu mühſamen Umgehungen, und Gießbäche haben hier und da den Damm auf lange Strecken aufgeriſſen oder völlig weggeſchwemmt. Und in dieſer Wildniß begleitet der Vermittler des momentanen Gedankenaustauſches den einſamen Wanderer ſtetig, der Telegraphendraht läuft von Baum zu Baum bis ans Ende des Camino militar, bis nach Balbalaſang.

In Báai hatte der Sturm das Cuartel (Stationshaus) der Guardia civil umgeſtürzt. In einer proviſoriſchen Hütte nebenan frühſtückten wir mit dem kommandirenden Korporal und marſchirten dann weiter. Der Weg gleicht nun ganz einem Lepantoer Reitpfad. Er läuft ununterbrochen auf den kahlen Bergkämmen hin, umgeht jede Schlucht und vermeidet allen Brückenbau. Das Land iſt entſetzlich menſchenöde. Während der trockenen Jahreszeit führt keiner der jetzt ſo zahlreichen Bäche Waſſer. Die vielen am Wege liegenden gebleichten Pferde- und Carabaoknochen geben Zeugniß von den Mühſalen, denen die Expeditionen in den Sommermonaten ausgeſetzt waren. Jetzt ſind die Buſchdickichte an den Rinnſalen von Nashornvögeln bevölkert, deren hohl tönendes Geſchrei weithin vernehmbar iſt.

Nach Einbruch der Dunkelheit kamen wir ans Ziel. Bakeros beſteht aus 5 bis 6 Hütten aus Bambu und Cogongras, die von einigen zwanzig Mann der Guardia civil bewohnt ſind. In der zeltartigen Hütte des gerade abweſenden Teniente (Lieutenants) fanden wir ein behagliches Unterkommen für die Nacht, die auf dieſer Höhe von 735 m bei der freien Lage von Bakeros ausnehmend friſch war: Morgens um 6½ Uhr + 15° R.

Die Träger waren weit zurückgeblieben. Da meilenweit im Umkreis keine Rancheria liegt, ſtrich ich den Tag über (10. Oktober) mit der Flinte in den Wäldern umher und ſorgte dafür, daß wir die dürftigen Vorräthe des Teniente nicht zu ſchmälern brauchten. Am Abend trafen die Träger ein, und vor Sonnenaufgang (des 11. Oktober) konnten wir weiter marſchiren.

Wir ſind nun ſchon im Bezirk der Cordillera grande. Von jeder weitern Höhe öffnet ſich ein großartigeres Bergpanorama. Die Formen ſind breiter, mächtiger als die von Banged und Lepanto, das Gebirge weniger zerriſſen. Der Boden iſt hier ein gelblicher Thon, der das Fortkommen erheblich erſchwert. Scharen von Blutegeln kleben auf den Steinen und Pflanzen und beläſtigen uns. Nicht nur, daß ſie ſich an die nackten Füße der Träger heften, ſie kriechen auch uns zwiſchen Hoſe und Strumpf und verurſachen brennende Wunden, deren Blutung kaum zu ſtillen iſt. Nach zweiſtündigem Steigen traten wir ins Gebiet der Pinien, eine Stunde ſpäter erreichten wir Bultok, ein paar Hütten wie Bakeros, Militärpoſten und Telegraphenſtation. In der jämmerlichen Stationshütte traktirte uns der miſchblütige Beamte mit Aniſado, dem Lieblingsliqueur der Spanier; wir ſandten einen Gruß nach Banged, und fort gings wieder, Dupagan zu. Von 1380 m kletterten wir hinab zum Rio Malanas (940 m) und in nicht enden

wollenden Zickzacksteigungen auf und ab von mehr denn vierstündiger Dauer nach Dupagan (965 m).

Durch den schweigenden Urwald stiegen wir (am 12. Oktober) zur dritten Gebirgskette der großen Cordillera auf. Kein Vogel singt in diesen Wäldern, da und dort huscht einmal eine Schlange über den Weg, oder eine Schar schwarzer Affen flieht kreischend in die Dschangeln, sonst hört man nichts als das grelle Zirpen von Hunderttausenden kleiner Grillen, welche diese Dickichte bewohnen. 2½ Stunden mochten wir gestiegen sein, als sich von der Paßhöhe (1690 m) mit einem Mal der Ausblick auf den Hauptstock der Cordillera öffnete, ein Bild von eminenter Großartigkeit. Wären der Monte Rosa und das Breithorn nebst Dependenzen, anstatt mit Schnee, mit dunkeln Wäldern bedeckt, ich wüßte keinen bessern Vergleich. Das Stromthal des Rio Cabucayan trennt uns von dieser Gebirgskette. 1000 Fuß tiefer sehen wir schon die Hütten der Militärfaktorei Binurugan liegen, die wir nach einstündigem Hinabsteigen erreichen. Die ersten Bedürfnisse einer größern Truppenabtheilung, Kleidung, Waffen und Lebensmittel, sind hier in den Hütten aufgespeichert; aber die Ratten und die Fäulniß fressen an den Vorräthen, und für die Menschen wird im Nothfalle wenig übrig bleiben.

Nach schwerem Gewitterregen kletterten wir hinunter zum Rio Saltan und langten gegen Abend im letzten Militärposten, Balbalasang, an. Dieser Endpunkt der Civilisation in diesen Gebieten ist zugleich der am meisten nach Civilisation aussehende. Allerdings auch hier nur ein Hüttenhaufe, aber das Anwesen ist größer, es herrscht Ordnung in dem Ganzen, es giebt Vieh und Felder, und der kommandirende Teniente hat sich seine Behausung so wohnlich gemacht, wie es die Umstände nur gestatten.

Eine halbe Stunde vom Militärposten stromabwärts liegen die beiden Barrios, welche die Rancheria Balbalasang ausmachen. Die Bewohner sind ausgesprochene Tingianen in Körperbildung, Sprache und Kleidung, und obwohl sie von den Soldaten und dem Lieutenant selbst Igorrotes genannt werden, bin ich überzeugt, daß dieser Name ein mißbräuchlicher ist. Ihre Häuser stehen nicht auf Pfählen, sondern haben nur im Innern den Fußboden hoch gestützt. In der Mitte des aus Bambu gebildeten Fußbodens brennt auf einem Stein das Herdfeuer, Hausgeräthe stehen an den Wänden. Die Männer tragen weiße, geschlossene Jacken und einen Lendenschurz oder auch Hosen, die Weiber Jäckchen und Saya und äußerst schwere Schmuckketten aus Glasperlen und bunten Achatstückchen. Tätowirungen sah ich nur an Weibern und da bloße geradlinige Muster auf dem Arm von der Handwurzel bis zur Schulter. Das Haar winden sie in zwei langen Strähnen rund um den Kopf und halten es durch ein Stück Zeug wie mit einem Turban fest. Ihre Waffen sind Lanze und Schild. Die Schilde stammen aus Bontok und Guináan, die pfeilspitzigen Lanzen schmieden sie durch denselben Mechanismus wie die Igorroten von Bugias selbst, ebenso ihre Aexte, Bolos und Grabscheite. Das Eisen bringen sie von Bangeb herauf. Ihre Reisfelder sind in tadelloser Ordnung, Zuckerrohr bauen sie nur wenig zur Bereitung von Basi (Branntwein), Tabak gar nicht, da er auf dem hiesigen Boden nicht gedeiht. Sie holen ihre Vorräthe an Tabak aus Cagayan und schätzen ihn so hoch, daß er ihnen als Werthmesser gilt: so und so viel Bündel Tabak, heißt es, wenn man nach dem Preis eines Dinges fragt. Ihr Glaube ist ein bloßer Ahnenkultus. Es ist ein friedfertiges Völkchen, das dem Teniente des Guardiapostens nie Unannehmlichkeiten macht."

In Begleitung von sechs Gardisten unter Führung eines Fähnrichs traten die Reisenden dann am 15. Oktober den äußerst anstrengenden und schwierigen Marsch über einen steilen, im Passe zu 1990 m ansteigenden Bergzug und durch dichte Dschangeln nach Guináan an, wo sie zwei Tage später anlangten trotz dem Fieber, das Herrn Dr. Meyer bedroht hatte. Der Empfang, der ihrer dort harrte, war ein freundlicher. „Unmittelbar vor der Rancheria erwartete uns der greisenhafte Kapitän, der, mit einer dicken, aus der Zeit der spanischen Expedition (1878) stammenden Filzjacke geschmückt, ungemein würdig dreinschaute. Lauter kernige, muskelstramme Gestalten, die in Gesichtsschnitt, Farbe und Körperbau ganz auf den Typus der Igorroten vom östlichen Lepanto und von Bontok (wie ich sie in Cayan gesehen habe) hinauskommen. Der Kapitän führte uns zu seiner Hütte, die bereits gereinigt und für uns geräumt war. So hatte ich das Ziel erreicht, zu dem vor mir noch kein europäischer Reisender vorgedrungen ist. Die Principes brachten uns ein paar Bündel Cagayantabak, Hühner, Eier und ein kleines Schwein als Freundschaftsgeschenk, und zuletzt schleppte der Kapitän noch eine respektable „Tinaja" voll Zuckerrohrbasi herbei, in deren alkoholkräftigem aromatischen Inhalt wir uns zum Wohl unserer Gastfreunde ein bene thaten. Wie früher in Benares, so vergaß ich auch hier Fieber und Kopfschmerz, nahm noch eine kräftige Dosis Chinin und schlief unter dem Schutz zweier ausgestellter Schildwachen bis in den hellen Tag hinein, den ich wieder frisch und wohlauf begrüßte."

Kürzere Mittheilungen.

von Heldreich's botanische Reise im östlichen Thessalien.

Th. von Heldreich, der Direktor des botanischen Gartens in Athen, hat im Sommer 1882 mit Unterstützung der Berliner Akademie der Wissenschaften das in botanischer Hinsicht fast gänzlich unbekannte Thessalien bereist und darüber einen Bericht (s. Sitzungsberichte der kgl. preuß. Akad. d. W. zu Berlin 1883, VI) erstattet, dem das Folgende entnommen ist.

Ausgezeichnet durch Quellenreichthum und üppigen Baumwuchs ist besonders das Pelion-Gebirge auf der Halbinsel Magnesia, und deshalb ist auch seine Vegetation eine überaus reiche und mannigfaltige, wie denn schon im Alterthum seine Fülle an Wäldern und Obstbäumen gepriesen wird. An der Ostküste des zu 1618 m Höhe ansteigenden Gebirges gedeihen die Orangen und auf beiden Abhängen der Oelbaum bis zur Höhe von ca. 1000 m. In dieser Region liegen die nach ihrer Zahl sogenannten vierundzwanzig zum Theil sehr bedeutenden Ortschaften des Pelion (τὰ εἴκοσι τέσσαρα χωριά), meist inmitten eines dichten Waldes von Obstbäumen, vorzüglich Apfel-, Kirschen-, Pflaumen-, Wall- und Haselnußbäumen. Sehr häufig ist auch der Kastanienbaum (Castanea vulgaris Lam.), öfters kleine Wälder bildend. Von 1000 m Seehöhe an bis auf die höchsten Gipfel ist das Gebirge größtentheils mit Buchen (Fagus silvatica L.) bewachsen, doch leider meist nur in Gestalt von mannshohem Gesträuche

und nur selten baumförmig in größeren Beständen; denn hier, wie allenthalben in Griechenland geht die Zerstörung der Wälder und die Entwaldung der Berge mit Riesenschritten und unaufhaltsam vorwärts. Häufig und oft baumförmig findet sich am Pelion die im übrigen Hellas seltene, nördlicher am Olymp und in Macedonien jedoch sehr gemeine Stechpalme (Ilex aquifolium L.). Durch üppiges Wachsthum und Größe ganz vorzüglich hervorragend ist die Platane (Platanus orientalis L.), überall in Menge wuchernd, wo fließendes Wasser in der Nähe ist. Einzelne Platanen in den Dörfern, gewöhnlich auf den Markt- oder Gemeindeplätzen, die öffentlichen Trinkquellen beschattend, haben bei entsprechend hohem Alter ganz kolossale Dimensionen erreicht, wie sie Herr von Heldreich anderswo nicht gesehen hat. Im Dorfe Zachora, auf der Ostseite des Pelion sind prachtvolle Gruppen solcher Riesenbäume; der Stamm eines der größeren hatte, 50 cm über dem Boden gemessen, 12 m im Umfange, während die vielbewunderte Platane von Kephissia bei Athen ganz am Boden nur 9,75 m Umfang hält. Die vorzüglichsten Erzeugnisse und zugleich wichtigsten Ausfuhrartikel des Pelion sind Olivenöl, Aepfel, Haselnüsse und Kartoffeln. Die größten Olivenwälder, der Hauptreichthum des Landes, sind auf der Westseite des Gebirges. Die Aepfel, die einer nur wenig veredelten Spielart des sogenannten Spitzapfels angehören, sind zwar klein, aber von angenehm süßem Geschmacke und unter dem Namen μηλάκια bekannt und geschätzt und werden in großen Quantitäten vorzüglich nach Athen und Konstantinopel ausgeführt. Die Produktivität der Bäume ist eine ganz außerordentliche, und wenn sie im Spätsommer mit halb roth und gelben Aepfeln bis zum Brechen der Zweige beladen sind, gewähren sie einen überaus lieblichen Anblick. Die Kartoffeln gedeihen sehr gut und werden bis in die oberste Region hinauf fleißig kultivirt; es sind die besten im Orient und sie werden ebenfalls meist nach Athen und Konstantinopel ausgeführt. Auch sehr guten rothen Wein erzeugt der Pelion, doch nur in geringer Quantität. Die Kastanie wird nicht veredelt, daher die Früchte klein und von schlechter Qualität sind; der Baum wird mehr seines zur Anfertigung von sehr dauerhaften Balken, Dauben und Faßreifen geeigneten Holzes wegen geschätzt und benutzt.

Was die spontane Vegetation des Pelion anlangt, so trägt sie im Allgemeinen den Charakter der griechischen Gebirgsflora, namentlich der von Euböa, nicht ohne Anklänge an den Westen der Insel Kreta. Charakteristisch ist das massenhafte Auftreten von Adlerfarrn (Pteris aquilina L.) vom Meeresufer an bis auf die höchsten Höhen, ganz wie auch am Ossa, am Olymp und auf Euböa. Außerdem sind an den Quellen und Bächen Moose und Farrnkräuter ziemlich häufig, eine in den griechischen Gebirgen seltene Erscheinung. Der merkwürdigste Fund, den Herr von Heldreich machte, ist Siphonostegia Syriaca (Boiss. et Reut.), indem das eigentliche Verbreitungscentrum der Rhinanthaceen-Gattung Siphonostegia Benth. in Ostasien liegt, und die in westlicher Richtung am weitesten vordringende Art, nämlich S. Syriaca, bis jetzt nur aus Syrien und Cilicien bekannt war. Es ist ein für die Flora Europas neuer und fremdartiger Typus.

Das Ossa-Gebirge, jetzt Kissavos genannt und nordwestlich vom Pelion gelegen, fand Herr von Heldreich botanisch weniger interessant, viel einförmiger und trockener, weil in der obern Region weniger quellenreich. Doch sind seine Wälder, besonders auf der Ostseite, ausgedehnter und besser erhalten als am Pelion, weil der Ossa viel unzugänglicher, wilder und weniger bewohnt ist. Dennoch werden auch hier die herrlichen Wälder von Kohlenbrennern schonungslos ausgebeutet und zerstört, namentlich die jüngeren, leichter fällbaren Bäume. Der schönste, wegen seiner Dichtigkeit und seines naturwüchsigen Zustandes fast einem Urwalde zu vergleichende Bestand liegt auf der Ostseite zwischen dem am nordöstlichen Fuße des Ossa gelegenen Küstenorte Tziägesi und dem Dorfe Karyza; er zieht sich vom Meere bis hoch an den Berg hinauf und gehört zu dem höchst malerisch mitten darin gelegenen alten Kloster Hagios Demetrios. Er besteht hauptsächlich aus Kastanien, Buchen, Platanen, Erlen, Quercus conferta Kit., Q. Ilex L., Fraxinus excelsior L., F. Ornus L., Acer campestre L., Pirus malus L., Pirus amygdaliformis Vill., Sorbus domestica L., Cercis Siliquastrum L., Tilia intermedia DC. und T. argentea Desf. Die Kornelie (Cornus mas L.) findet sich so massenhaft am Ossa, daß die reifen Früchte eine kleine Einnahmequelle der Landbevölkerung ausmachen; dieselben werden von den Weibern gesammelt und auf den Märkten von Ampelakia, Agyiá und Larissa verkauft. Auch die Früchte des in großer Menge wachsenden Erdbeerbaumes (Arbutus unedo L.) werden, was in Hellas unbekannt ist, von den Bauern in Massen gesammelt, um einen sehr guten Branntwein daraus zu bereiten. Die Kultur des Bodens ist am Ossa sehr beschränkt, denn die Bewohner der wenigen Dörfer sind zumeist Kohlenbrenner, Hirten und Seeleute. Die einzigen Produkte sind Mais, Kartoffeln, etwas Oel und Wein.

Besonders kennzeichnend für die Flora des Pelion und Ossa ist der gänzliche Mangel der Abietineen, während doch Pinus Halepensis Mill. auf Euböa und im ganzen südlichen Hellas, mit Ausnahme der meisten Inseln, auf allen Vorbergen bis an das Meeresufer der verbreitetste Baum ist, und Abies Apollinis Link, oft mit Pinus Laricio Poir. gemischt, auf den meisten Hochgebirgen in einer Seehöhe von ca. 2500 oder 3000 bis zu 5000 Fuß ausgedehnte Waldgürtel bildet. Die beiden letztgenannten Koniferen treten erst wieder am thessalischen Olymp auf, wo sie zum Theil mit Buchen abwechselnd große Wälder bilden.

Zwischen Ossa und Pelion liegt das fruchtbare wohlbewässerte Thal mit dem Städtchen Agyiá, wo Getreide, Mais, sehr viel Sesam und Wein gebaut wird; bei Agyiá und Neziani finden sich große Maulbeerbaumpflanzungen zur Seidenzucht. Eine der fruchtbarsten und besonders für die Maiskultur geeignetsten Gegenden Thessaliens (doch nur zum kleinsten Theile zu Griechenland gehörig) ist die Küstenebene zwischen dem Olymp und dem Thermäischen Meerbusen; Mais ist ihr Hauptprodukt. Höchst einförmig gegenüber dem landschaftlich schönen und reich bewaldeten Tempe-Thale und fast ganz baumlos ist die zum größten Theile mit Getreide, dessen Ausfuhr die bedeutendste Einnahmequelle des Landes ausmacht, bebaute große thessalische Ebene; im Winter oft überschwemmt und zum Theil in seeartige Sümpfe verwandelt, ist sie im Sommer ein großes Stoppelfeld und wegen der unerträglichen Hitze nur bei Nacht zu bereisen. Der Botaniker findet hier nicht viel zu beobachten; die ganze Flora besteht zur Sommerszeit aus einigen Disteln und Ackerpflanzen, zu denen sich merkwürdigerweise einige Arten gesellen, die sonst den Meeresniederungen eigen sind, hier aber noch tief im Lande in beträchtlicher Entfernung von der Küste auftreten.

Islands Alterthümer.

Von W. Finn.

Unter diesem Titel hat Dr. Kr. Kälund in den dänischen „Jahrbücher für nordische Alterthumskunde und Geschichte", Kopenhagen 1882, eine interessante Uebersicht über die auf dieser denkwürdigen Insel bisher gefundenen Alterthümer gegeben. Verfasser bemerkt, daß Island, obgleich durch seine älteste Literatur für das Studium des nordischen Alterthums von so großer Bedeutung, hinsichtlich der Alterthümer und sonstiger Ueberreste aus der Vorzeit bei weitem nichts Entsprechendes biete, auch bezüglich der Menge der Funde und der Anzahl der erhaltenen Gegenstände den meisten anderen Gegenden des Nordens gegenüber wohl immer bedeutend zurückstehen werde. Was die eigentlichen Alterthümer oder die Gegenstände aus der vorchristlichen Zeit betrifft, so wird man leicht einsehen, daß ihre Anzahl unmöglich groß sein kann, da die Insel erst im Jahre 874 sich zu bevölkern begann und

das Christenthum schon im Jahre 1000 eingeführt wurde. Auf der andern Seite hebt der Verfasser hervor, daß die auf der Insel gemachten Funde aus dem Eisenalter ein ganz besonderes Interesse durch den bestimmten, scharf begrenzten Zeitraum erhalten, welchem dieselben zuzuweisen sind.

Die Leichen sind stets unverbrannt begraben, was auch zu erwarten war, theils wegen der Armuth des Landes an Holz, theils auch weil die Saga niemals von einer Leichenverbrennung berichten. In der Regel wurden die Leichen in aus aufgestapelten Steinen gebildeten und auswendig mit Grastorf bedeckten Hügeln beigesetzt. Die der Leiche zunächst angebrachten Steine scheinen wie zu einem Steinsarge von länglicher oder länglich-viereckiger Form, passend zu der Länge der Leiche, zusammengestellt gewesen zu sein. Unterirdische Begräbnisse sind jedoch auch bekannt und scheinen die Leichen in diesen manchmal in gekrümmter Stellung beigesetzt zu sein. Begräbnißplätze scheinen nicht ungewöhnlich gewesen zu sein, was auch mit den Angaben in einzelnen Saga übereinstimmt; dagegen liegt kein zuverlässiges Beispiel vor, daß Verstorbene in einem Schiffe begraben worden sind. In zehn Gräbern hat man Pferdeknochen zusammen mit Menschenknochen gefunden und in zwei Gräbern hatten die Pferde eigene, kreisrunde Hügel (dysser) erhalten. In drei von diesen Gräbern waren auch Hunde beigesetzt gewesen und in zwei wurden nur Menschen- und Hundeknochen gefunden. Die übrigen gefundenen Gräber, im Ganzen ca. 20, enthielten nur Menschenknochen. Verfasser weist darauf hin, daß dieses häufige Vorkommen von Pferde- und Hundeknochen mit einer aus alter Zeit bewahrten Tradition in Uebereinstimmung stehe, nach welcher ein solches Begräbniß als ein Zeichen schlimmsten Heidenthums galt. Im „Flatøyjarbog" heißt es bezüglich eines verstockten Heiden, Svade, der durch einen plötzlichen Tod an weiteren Missethaten gehindert wurde, daß er auf der Stelle, wo er verschiedene Unschuldige zu morden beabsichtigt hatte, wie „ein schändlicher Heide mit Hund und Pferd" begraben wurde.

In mehreren Hügeln sind reiche Funde gemacht worden, welche darthun, daß die Isländer ihre Todten manchmal mit großer Pracht begraben haben. Bei Havrbjarnarstad auf Romshvalanäs in Guldbringesyssel wurden im Jahre 1868 vom Winde sieben Gräber freigelegt, welche von dem Besitzer des Hofes untersucht wurden. Das größte Grab war 14 Fuß lang und 4 Fuß breit und beide Enden spitz auslaufend. Ganz nach Westen und auch mit den Köpfen nach Westen lagen in dem Grabe die Skelette eines erwachsenen Mannes und eines 10 bis 12 Jahre alten Kindes und zu ihren Füßen die Knochen eines Pferdes. Auf dem Kopfe des Mannes saß ein Helm; an seiner rechten Seite lag, außer einem Zaum und einer Axt, ein prächtiges Schwert, dessen Handgriff mit Silber eingelegt und dessen Holzscheide mit Leder bezogen war. Die Zwinge der letzteren ist aus vergoldeter Bronze und mit Thierarabesken in durchbrochener Arbeit geschmückt. Das Grab enthielt ferner eine große Lanzenspitze, Ueberreste von einem Schildbuckel, Knochenkämme, Messer, einen Wetzstein, einen Kessel, einen großen Zahn, eine Menge Nägel und viele mit Eisenrost durchzogene Holzstücke. Es ist möglich, daß die Leichen in einem Boote beigesetzt worden sind. Die bekannten schalenförmigen Spangen, welche jedenfalls Frauenschmuck gewesen sind, sowie Perlen kommen in den isländischen Gräbern häufig vor. Die Runenschrift blieb auf Island länger im Gebrauch als in irgend einer andern Gegend des Nordens; trotzdem aber die Kenntniß der Runen ebenso alt ist wie die Kolonisirung des Landes, so ist doch nicht ein einziger Runenstein aus der Zeit des Heidenthums bekannt. Man muß also wohl annehmen, daß zu der Zeit, als die Auswanderung nach Island vor sich ging, die Sitte in Norwegen aufgehört hatte, zur Erinnerung der Verstorbenen Runensteine zu errichten. Noch sonderbarer muß es erscheinen, daß auf Island keine Bautasteine bekannt sind, da doch nach den Saga in der letzten Zeit des Heidenthums in Norwegen solche zum Gedächtniß hervorragender Männer errichtet wurden; dies ist aber, meint der Verfasser, wohl zunächst aus den kleineren Verhältnissen auf Island zu erklären, welche als eine natürliche Folge aus den ungünstigen Umständen resultiren mußten, unter welchen die Bevölkerung lebte. Im Uebrigen sind 30 bis 40 isländische Runensteine und einzelne lose Gegenstände mit Runenschrift bekannt, welche aus der christlichen Zeit stammen. Schließlich giebt Verfasser eine interessante Beschreibung der alten Berathungs- und Gerichtsstätten (Hov- und Thingstedsomter) sowie einiger isländischer Sachen aus dem Mittelalter.

Die heiligen Gefäße der Dajaken.

— In Bd. XLII, S. 334 brachte der „Globus" eine Mittheilung über die Vorliebe, welche die Dajaken im Süden und Westen von Borneo für Thongefäße haben; als ein Seitenstück möge Folgendes dienen, was einem Bericht von J. E. Teysmann über seine Reise im Timor-Archipel („Naturk. Tydschr. voor Nederl. Indie XXXIV") entnommen ist.

Die Einwohner von Ombaij (auch Allor, Emmer oder Maluwa genannt) schätzen ihre kupfernen Gefäße, „Mokko" genannt, sehr hoch, zwischen 10 und 1000 Gulden und sogar noch höher. Dieser Unterschied wird nicht durch Größe oder Schönheit, sondern allein durch besondere, nur den Eingeborenen bekannte Formen und Zeichen bestimmt. Die Gefäße haben etwas von einem eigenthümlich geformten Ofen und werden bei feierlichen Gelegenheiten als Musikinstrumente gebraucht, wobei mit der Hand auf den festsitzenden Deckel geschlagen wird. Einige verengen sich auf der halben Höhe und haben Henkel; die Höhe beträgt ein bis zwei Fuß bei einem Durchmesser von ein bis anderthalb Fuß. Sie bestehen aus mehreren Stücken, in welche Zeichnungen und Figuren getrieben sind. Es heißt, daß sie in früherer Zeit von Java gebracht wurden, aber jetzt nicht mehr nachgemacht werden können. Teysmann sah einige, die sehr alt zu sein schienen und etwas beschädigt waren; gleichwohl wurden gerade diese am höchsten geschätzt.

Die Vorliebe der Dajaken für die „Tampajans" oder „Martavanen", von der Bock erzählt, findet man übrigens bei allen Stämmen derselben. Aus den für die Verhältnisse ungeheuren Preisen, die für die Gefäße bezahlt werden (für die am meisten geschätzte Art bis zu 2000 Gulden), kann man schon den Schluß ziehen, daß ihnen übernatürliche Kraft beigemessen wird. Eine Legende, die hierüber in Bandjermassing erzählt wird, ist folgende: Ratu Tjampa, der aus dem Himmel gekommen war und sich zu Madjapahit auf Java niedergelassen hatte, machte da diese Gefäße aus dem Thon, welche von der Schöpfung der Sonne, des Mondes und der Sterne übrig geblieben war und aus der das höchste Wesen sieben Berge geformt hatte. Ratu Tjampa bewahrte seine mit Kunst bearbeiteten Töpfe und andere von ihm gefertigte Gefäße, Gongs u. s. w. in der Grotte eines Berges und bewachte sie da sorgfältig. Er trat mit Putih Onak Manjang, einer Tochter des Fürsten von Madjapahit, in die Ehe und bekam einen Sohn von ihr, Radhen Tunjong. Ratu Tjampa hatte viel Unannehmlichkeiten auf der Erde und beschloß in den Himmel zurückzukehren; ehe er jedoch seinen Entschluß ausführte, theilte er seinem Sohn das Geheimniß der in dem Berge befindlichen Höhle mit, wo die Töpfe und andere Produkte seines Kunstfleißes verborgen waren, und forderte ihn auf dieselben sorgfältig zu bewachen. Der Sohn war aber gleichgiltig und nachlässig und so kam es, daß Töpfe, Instrumente und Waffen, die man nicht schnell genug festhalten konnte, nach allen Richtungen hin entflohen; einige liefen ins Meer und verwandelten sich da in eine besondere Art von Fischen, die man Tampana nennt; andere flüchteten in die Wälder und wurden Hirsche und Schweine, die Waffen wurden zu Schlangen, die Gongs zu Schildkröten. Auch jetzt noch kann es geschehen,

daß ein glücklicher Jäger ein Wild erlegt, welches aus einem solchen Gefäß entstanden ist, und welches in den Todeszuckungen seine ursprüngliche Gestalt wieder annimmt. Außer daß Ratu Tjampa aus der vom höchsten Wesen übrig gelassenen Erde die Töpfe u. s. w. formte, hat er auch hunderte von Gegenständen daraus gemacht, welche als Talismane gebraucht werden, die ihren Eigenthümer mit Reichthum überschütten und ihm den Besitz von Ansehen, Muth und langes Leben, häusliches Glück u. s. w. sichern (Schwaner, Borneo).

Uebrigens möge noch bemerkt sein, daß männliche und weibliche Martavanen unterschieden werden; letztere gelten nur etwa halb soviel als erstere.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Das von uns auf S. 359 des XLI. Bandes ausführlicher besprochene Buch Paul du Chaillu's „Im Lande der Mitternachtsonne" ist seit einiger Zeit vollständig erschienen (4 brochirte Halbbände zu je 5 Mark oder 2 elegant gebundene Bände zu 24 Mark). Ein Besuch des hoch interessanten Landes, den Schreiber dieses inzwischen ausgeführt hat, hat ihm die Treue der du Chaillu'schen Schilderungen und der vielen Bilder bestätigt; ob erstere durchweg auch bei den Skandinaviern selbst — die schwedische Ausgabe des Buches findet sich auf allen Bahnhöfen des Landes durch große Plakate angezeigt — Gnade finden, bleibe dahingestellt. Jedenfalls empfiehlt sich das Buch neben den Schriften von Dulk und Hartung, Passarge und E. Zöller den von Jahr zu Jahr zahlreicher werdenden deutschen Besuchern des Nordens als anmuthige Vorbereitung zur Reise.

— Die k. geographische Gesellschaft in St. Petersburg hat ihrem Ehrenmitgliede, dem Akademiker Dr. Hermann Abich, für sein Werk „Geologische Forschungen in den kaukasischen Ländern" die Constantin-Medaille, den höchsten Ehrenpreis zuerkannt.

— Das türkische Salnameh (Staatshandbuch) für das Jahr 1300 der Flucht, welches im November 1882 begonnen hat, enthält folgende Daten über die höheren Unterrichtsanstalten des Reiches, die den Angehörigen aller Glaubensbekenntnisse offen stehen. Die Civilschule hatte 25 Professoren und 300 Studenten; das kaiserliche Lyceum von Galata Serai 48 Lehrer und 576 Schüler, meistens Stipendiaten; die Civil-Medicin-Schule 33 Professoren und 502 Studenten; die Normalschule 74 Schüler und die Normalschule für Mädchen 13 Lehrer und 129 Schülerinnen. Der Grund davon, daß letztere mehr besucht wird, als die Normalschule für das männliche Geschlecht, liegt darin, daß einerseits die Knabenschullehrer meist an den Moscheen gebildet werden, und daß andererseits in den letzten Jahren neben den für beide Geschlechter bestimmten Freischulen zahlreiche Mädchenschulen errichtet worden sind, dadurch also der Bedarf an Lehrerinnen gestiegen ist. So kommt es, daß es jetzt in manchen Bezirken Konstantinopels mehr Mädchen- als Knabenschulen giebt. Ueberhaupt empfangen dort 7012 Knaben und 5761 Mädchen Unterricht in Schulen.

Asien.

— Die russische Kommission, welche zur Entscheidung der Frage eingesetzt worden war, welcher der beiden Häfen Poti und Batum ausgebaut werden sollte, hat sich für Poti als den Ausgangspunkt der Eisenbahn nach Tiflis entschieden, obgleich die natürlichen Bedingungen bei Batum bessere sind. Die Kosten der auszuführenden Arbeiten werden auf 2 365 000 Rubel, die Zeitdauer derselben auf vier Jahre veranschlagt.

— Das russische Marineministerium fährt mit der hydrographischen Untersuchung des Ob-Busens (vergl. oben S. 96) fort. Für die Expedition im Jahre 1883 sind 45 000 Rubel angewiesen und der Kapitän Miakischew zum Leiter ernannt worden. Außer der Fortsetzung der Arbeiten von Moiseiew und Fuß soll derselbe auf der Insel Waigatsch und in der Meerenge Matotschkin Schar (Nowaja Zemlja) je eine meteorologische Station errichten, welche telegraphisch mit einander verbunden werden, sowie die Kenntniß der hydrographischen und meteorologischen Verhältnisse der Einfahrten in das Karische Meer zu fördern suchen.

Polargebiete.

— Im kommenden Frühjahr und zwar zu Anfang Mai denkt der niederländische Verein zur Veranstaltung von Nordpolarfahrten wieder eine Expedition auszusenden, welche unter anderm auch nach der „Varna" Nachforschungen anstellen soll. Letzteres Schiff war bekanntlich bestimmt, im vorigen Sommer die Mitglieder der niederländischen Circumpolarstation nach Dicksonshafen unweit der Jenisei-Mündung überzuführen, fror aber zusammen mit dem dänischen Nordpolschiffe „Dijmphna" des Lieutenant Hovgaard im Karischen Meere 80 Seemeilen östlich der Waigatsch-Insel ein. Die bisherigen Nachforschungen nach der „Dijmphna" waren erfolglos: Samojeden, welche am 6. Januar d. J. nach Liapina unweit Obdorsk (am untern Ob) zu Markte kamen, sagten einstimmig aus, sie hätten kein Schiff im Meere gesehen und nichts von einer Mannschaft von Schiffbrüchigen gehört.

— Dr. Franz Boas aus Minden wird Ende Mai eine längere Reise nach dem Archipel im Norden und Nordosten der Hudsonsbai antreten, indem er sich auf der „Germania", welche die am Cumberland-Sunde stationirten deutschen Meteorologen abholt, einschifft. Von dort aus will er Reisen nach Norden unternehmen und besonders die Wanderungen, Jagdgebiete, Handelswege und Beziehungen der einzelnen Eskimo-Stämme unter einander kennen zu lernen suchen.

Inhalt: Gallieni's Erforschungs-Expedition nach dem obern Niger V. (Mit fünf Abbildungen.) (Fortsetzung folgt in einer spätern Nummer.) — Dr. F. W. Paul Lehmann: Ueber den Bueseco nach Sinaia II. (Schluß.) — Dr. Hans Meyer's Reisen im nördlichen Luzon. (Philippinen) II. (Mit einer Karte.) — Kürzere Mittheilungen: von Heldreich's botanische Reise im östlichen Thessalien. — W. Finn: Islands Alterthümer. — Die heiligen Gefäße der Dajaken. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion 13. März 1883.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIII. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1883.

Antwerpen.

(Nach dem Französischen des M. E. Lemonnier.)

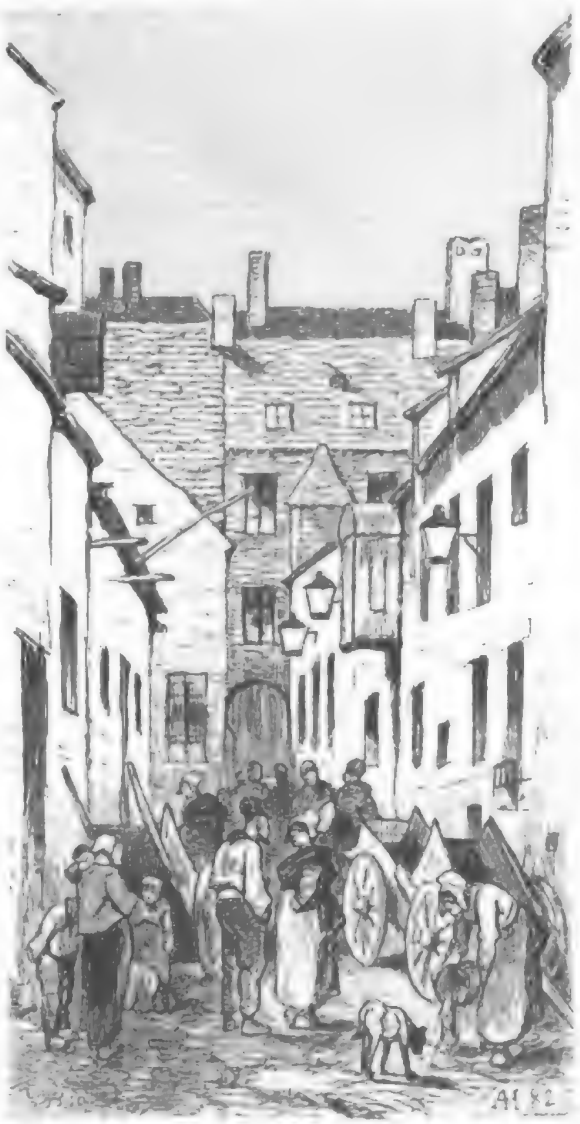
I.

Wer seit einer längern Reihe von Jahren Antwerpen nicht besucht hat und nun heute, vom Brüsseler Bahnhofe kommend, durch die Rue de Keyser der innern Stadt zufährt, wird das eigenartige Bild, das von einem frühern Aufenthalt her in seiner Erinnerung lebte, vergebens suchen. Die alten, der Stadt freilich längst zu eng gewordenen Festungswälle, die gewaltige, von Herzog Alba angelegte Citadelle, welche die höchste Blüthe, den gänzlichen Niedergang und das allmähliche Wiederemporkommen Antwerpens überdauert hatten, sind verschwunden und haben breiten Straßen Platz gemacht, die mit ihren palastähnlichen modernen Häuserkolossen weit weniger malerisch sind, als jene alten Thürme und Wälle es waren. Man sieht es diesen stolzen Boulevards und Avenues an, daß Reichthum und Luxus in ihnen zu Hause sind, und in der That werden sie auch fast ausschließlich von der großen Kaufmannschaft der Stadt bewohnt. Vornehme Ruhe und Abgeschlossenheit herrscht hier; denn die Komtore und Büreaus der Besitzer dieser Paläste liegen am andern Ende der Stadt, in den geräuschvoll belebten Quartieren am Flusse und in der Nähe des Hafens. Wie großartig der Aufschwung ist, den der Antwerpener Handel im Laufe der letzten Jahrzehnte und namentlich seit der im Jahre 1863 erfolgten Ablösung des drückenden Scheldezolls genommen hat, davon geben die von Jahr zu Jahr anwachsenden Ziffern der Ein- und Ausfuhrlisten, davon giebt auch das erstaunliche Leben und Treiben an der Börse der Stadt Zeugniß. Das prächtige spätgothische Börsengebäude, das, aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammend, eine Zierde der Stadt war, wurde im Jahre 1858 ein Raub der Flammen. An derselben Stelle im Centrum der Stadt, auch in demselben Style, nur in bedeutend größeren Verhältnissen ist in den Jahren 1869 bis 1872 die neue Börse erbaut worden, deren reicher innerer und äußerer Schmuck und in jeder Hinsicht zweckentsprechende Anlage ein Stolz der Antwerpener Kaufleute sind. Sie sehen in dem Prachtbau, der wie ein Phönix aus seiner Asche erstanden ist, ein Sinnbild ihres Handels, der sich ja auch nach den mannigfaltigsten Schlägen und Krisen immer von Neuem gehoben hat. Zu besonderer Genugthuung gereicht es der Antwerpener Bürgerschaft, daß dieser ihr neuer Handelspalast an Pracht und Großartigkeit das Börsengebäude von Amsterdam bei weitem übertrifft. Denn eine fast feindselige Rivalität, wie sie im Mittelalter zwischen Brügge und Antwerpen herrschte, besteht heute zwischen der letztern Stadt und dem Haupthandelsplatze Hollands. Unvergessen, weil vielfach in ihren Folgen noch fühlbar, sind der Druck und die Beschränkungen, die Antwerpen unter der holländischen Regierung ertragen mußte, und mit begreiflicher Eifersucht haben die Antwerpener seitdem den auf ihre Kosten herbeigeführten Aufschwung Amsterdams verfolgt.

Im Centrum der Stadt, in der nähern Umgebung der Börse, sind die Straßendurchbrüche und die Niederlegung ganzer Häuserquadrate, die seit funfzehn bis zwanzig Jahren mit dem historischen Antwerpen so unerbittlich aufräumen, bis jetzt noch schonend verfahren. Die beiden großen

Innenansicht der Kirche von Hanswerpen.

Parallelſtraßen der mittlern Stadt, die Rue neuve und die prächtige Place de Meir ſtehen mit ihren ſtattlichen, heute vielfach unbewohnten Schlöſſern der weſtflandriſchen Adelsfamilien noch ebenſo unverändert da, wie der daran ſtoßende Stadtheil um die Jeſuitenkirche, in deſſen engen alterthümlichen Straßen die gut konſervativen Nachkommen der alten Antwerpener Bürgergeſchlechter heute noch mit Vorliebe wohnen. Unverändert ſind darum auch in dem ariſtokratiſchen, wie in dem reichen Bürgerquartier die ſchmalen Durchgänge und Sackgaſſen geblieben, die ſich zwiſchen den Hinterhäuſern derſelben befinden und einen ſo ſeltſamen Kontraſt zu den ſtillen Hauptſtraßen bilden. Da iſt z. B., um nur einen von vielen zu nennen, inmitten des alten reichen Bürgerviertels, in deſſen Vorderhäuſern die Traditionen des alten Patrizierthums, behagliches Wohlleben und vornehme Gemeſſenheit, heute noch heimiſch ſind, der berühmte oder berüchtigte Zwanegang, eine luftloſe, ſchmutzige, nur von armem Volke bewohnte Gaſſe. Beim erſten Betreten des unſaubern Durchganges vielleicht zurückſchreckend, wird der Fremde, dem es auf das Studium von Volkstypen und Volksleben ankommt, bald inne werden, daß er im Zwanegang und ähnlichen verborgenen Winkeln der innern Stadt das, was er ſucht, beſſer findet als in den belebteſten Stadtheilen an der Schelde und dem Hafen, mit ihrer durch den Schiffsverkehr zuſammengewürfelten, gemiſchten Bevölkerung. Denn an charakteriſtiſchem Leben und geräuſchvollem Getreibe fehlt es auch hier nicht; ſpielt ſich ein großer Theil des Lebens der Gaſſenbewohner ſelber ſchon im Freien ab, ſo pflegen auch hier die zahlreichen Verkäuferinnen von Apfelſinen, Miesmuſcheln und Krabben, die mit ihren großen zweirädrigen Karren die Stadt durchziehen, gern Station zu machen und eine Art Markt oder Börſe abzuhalten. Käufer dieſer wohlfeilen Delikateſſen finden ſie hier ſtets und die handelnden und die feilſchenden Gruppen neben den aufgekippten Karren, die alten Häuſer mit ihren winkligen Vorſprüngen und unregelmäßigen Fenſtern, die gedämpfte Beleuchtung, in die ein ſchräg hereinfallender Sonnenſtrahl vielleicht ein grelles Schlaglicht wirft, das Alles führt uns die Motive vor, nach denen die niederländiſchen Genremaler ihre Meiſterwerke ſchufen. Schade nur, daß künſtleriſches Intereſſe und hygieniſche Beſtrebungen ſo ſelten Hand in Hand gehen können! Seitdem ſtatiſtiſche Erhebungen dargethan haben, daß bei Epidemien die Sterblichkeit in dieſen Gaſſen eine ebenſo unverhältnißmäßig große geweſen iſt, wie in den ſchlimmſten der heute ſchon mit Erfolg gelichteten und gelüfteten Stadtheile, iſt die Frage ihrer Wegräumung nur noch eine Frage der Zeit, und ſicherlich wird ſie, auf ſo triftige Gründe geſtützt, auch nicht ſo erbittertem Widerſpruche in den Kreiſen der belgiſchen Künſtler begegnen, wie ſo manches andere Zerſtörungsprojekt der Verwaltung. Daß die letztere gelegentlich den Eifer zu weit treibt und mehr der leidigen Sucht zu moderniſiren, als dem wirklichen Bedürfniſſe folgt, iſt ihr ſeit der in der That vollſtändig zweckloſen Beſeitigung des altberühmten „Blauen Thurmes“ an der heutigen Avenue des Arts vielfach vorgeworfen worden. Auch neuerdings iſt wieder eine heftige Polemik hervorgerufen worden durch die Veröffentlichung eines Durchbruchprojektes, bei dem das alte maleriſche Hoſpital in der Straße Otto Venius beſeitigt werden müßte. Dieſer intereſſante mittelalterliche Bau mit ſeinen düſteren Interieurs, mit ſeinen Thurmvorſprüngen und Giebeln wird von den Mitgliedern der Antwerpener Malerſchule beſonders hoch geſchätzt. Hendrik Leis, der Begründer der ſogenannten archaiſchen Richtung in der modernen belgiſchen Kunſt, pflegte auf dem Hofe des Hoſpitals oft ſtundenlang zu verweilen, um Studien für ſeine berühmten Darſtellungen aus der Geſchichte des 15. und 16. Jahrhunderts zu machen.



Der Zwanegang.

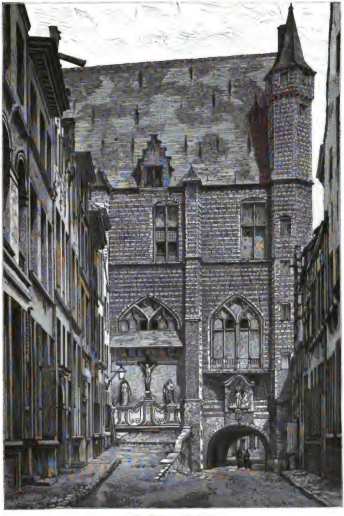
Den größten Reichthum an Baudenkmälern von wirklich hiſtoriſcher Bedeutung beherbergt natürlich die eigentliche Altſtadt, die ganze Reihe der weſtlichen, zum Fluſſe ſich hinziehenden Stadttheile. Hat auch hier ſchon manches altehrwürdige berühmte Bauwerk der Neuzeit und ihren Forderungen weichen müſſen, ſo ſieht man ſich doch einſtweilen bei einem Gange durch dieſe Stadttheile noch immer von Zeugen der großen wechſelvollen Vergangenheit Antwerpens umgeben. An die Zeit des höchſten Glanzes, wo die Scheldeſtadt Beherrſcherin des Welthandels war, gemah-

von der herrlichen Kirche, von denen die Merkwürdigkeit in den dieser Gesellschaft sich befindet, gemahlet auch dort großartige Studien und dem alten, von prächtigen Gebäuden freien ungeschmückten Marktplatze. Einmal nämlich nun betrat, in der Nähe der Kirche St. Paul, fängt am Eingange einer engen Straße die alte Fleischschalle, ein aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts stammendes Werk Herman de Waghemaekers. Von der Pracht und dem Glanze, die

Holzstiel in der Straße Otto Venius.

den herrlichen Hallen, von denen die Merkwürdigkeit in den prächtigen Stadthäusern und den Kellern des Ufers zusammengedrängt sind, oft allein Verkauf machen, sich bei historischen Erinnerungen jener Gasse fast kaum bemerken.

Weit breiter aber, wenn man von dem Ufer durch die Straße Otto Venius, die von der nördlichen Ecke der Börse nach dem Ufer geht, in



Haus der Fleischergilde in Antwerpen.

fen haben, und noch immer reichen sie für den ungeheuren Schiffsverkehr nicht aus, und immer beschäftigt man sich in den betheiligten Kreisen mit den Projekten für zweckmäßige Erweiterungen und Umwälzungen. Wieder und wieder gelangen solche Ideen an Dutzen, bis mit allen seinen Fehlern der Gegenwart und den Hoffnungen angeblickt, tagen auch noch verschiedene alte Zungen der großen Versammlung, Hamburg, Lübeck, Bremen, empor. Da ist vor allen anderen das große Hamburg zwischen den beiden alten Bollwerken genannt, das in den letzten Dezennien sich Unglaubliches erlaubt hat. In seinen inneren Bassins als Wasserhafen hat das deutsche Kaiserliche Kriegsschiff, entdeckt es in den oberen Stockwerken 300 mit fürstlicher Pracht eingerichtete Zimmer. Ein hoher Thurm mit einer Galerie, von dem aus man der Zahn und die einzelnen Wasserhäuser Schiffe beobachtet werden konnten, erhob sich über der Stadt; auf seiner Spitze errichtete ein Matrose sorgenvoller Art die Signalen. Als 1863 die Stadt Lübeck die Reden des preußischen Gesandten gelassenen Gelassenheit begrüßt und die Beratung einiger unter ihnen sich auf 60 000 Gulden belaufen haben. Die Stadt Bremen gab eine Prämie von 30 000 Gulden. Aber es schmeckt und Preußen für diese noch bemängelten Bogenfiren ungeheuerlichen Summen bekämpft wurde, war in überreichen großzügig, daß der Danziger Kaufmannschaft in einem langen Schreiben Verschwerde dagegen einlegt und den königlichen Entwurf als für Handelsherren ungünstig sich verwahrte. Die kaufmännischen Patrizier liegen sich durch diesen Protest sicherlich nicht beirren; in den herrlichen Räumen des mit gothischen Thürmen und Thürmchen, mit Erkern und Bilmerchen gebauten Rathhauses pflegen sie ein fürstliches Leben; wenn sie in corpore nach der Börse über per Straße in die Kathedrale gehen, so gebietet laut laute unter Vorantritt einer Schar von Spielleuten, denen Pfeifen und Flöten den vergoldete Mundstücke und reiche Zitherverzierungen hatten. Im Jahre 1865 haben die Danziger das alte, aus dem Mittelalter stammende Haus wiederum in seinen alten Zustand versetzt, und wer heute in Danzig ist, der kann sich in dem Hause, das Jahrhunderte lang die Residenz der polnischen Könige war,

nehmen war aber kaum im Gange, als ein im Volke ausgeſprengtes Gerücht, Schombeke vergifte das Waſſer in ſeinem Reſervoir, einen Pöbelaufſtand herbeiführte. Nur mit Hilfe der Obrigkeit vermochte der unglückliche Erfinder ſich vor der Wuth des Pöbels zu retten. Sein Haus und alle ſeine begonnenen großen Unternehmungen im Stiche laſſend, floh er im Juli 1554 nach Brüſſel, wo er wenige Jahre ſpäter ſtarb.

Dr. Hans Meyer's Reiſen im nördlichen Luzon. (Philippinen.)

(Auszüge aus ſeinem als Manuſkript gedruckten Tagebuche.)

III.

„Guinaan liegt an der Berglehne einige hundert Fuß hoch über dem linken Ufer des Rio Saltan. Es mögen einige dreißig Hütten ſein, die da auf künſtlich mit Steinwällen abgeſtuften Terraſſen neben- und übereinander ſtehen. Bambu, Cogonſchilf und Holzbohlen ſind das Baumaterial. Jede Hütte ſteht auf vier Pfählen, der Raum aber zwiſchen dem ſomit hoch liegenden Fußboden und der Erde iſt mit Brettern oder Bambulatten ringsum zugeſchlagen und bildet ſo im Innern ein Magazin für alles Mögliche oder auch den Stall für Schweine und Hühner. Darüber befindet ſich der eigentliche Hüttenraum mit verſchließbarer Thür- und Fenſteröffnung, mit der Feuerſtelle in der Mitte, mit Fußboden aus roh behauenen Brettern oder weit reinlicherm Bambu, mit Geräth, Waffen und allem, was der Guinane außer Feld und Vieh ſein eigen nennt. Wer viel Reis aufzuſtapeln hat, bringt ihn in einem beſondern kleinen Schuppen neben der Hütte unter. Noch im vorigen Jahre waren, wie die Gardiſten mir verſichern, die Thürpfoſten der Hütten mit den Schädeln der erſchlagenen Feinde geſchmückt, jetzt iſt dieſe Sitte wenigſtens in Guinaan ſelbſt geſchwunden; in den ferneren Rancherien beſteht ſie aber noch, namentlich in dem eine Tagereiſe entfernten Linues, deſſen Bewohner ſelbſt bei den Guinanen in ſehr üblem Ruf ſtehen. Kopfjäger ſind aber darum die Guinanen nach wie vor. Erſt vor einigen Tagen wurden unweit Balbalaſang drei Tinguianen von Guinanen die Köpfe abgeſchnitten, und die Begleitung meiner Patrouille hat für dieſe noch den Nebenzweck, die Schuldigen jener That ausfindig zu machen. Reis, Mais, Camote, Bananen und Zuckerrohr bilden den Fruchtbeſtand der Guinanen. Es iſt ein wahres Vergnügen, die muſterhaft bewäſſerten Terraſſenfelder mit der ſattgrünen Reisſaat zu ſehen; an Waſſer mangelt es nie, und ſo erfreuen ſich die Guinanen einer doppelten Reisernte im Jahre: einmal wird im Januar, das zweite Mal im Juli geſchnitten. Mais und Camote wachſen ohne viel Zuthun auf den gerodeten Abhängen, Bananen und Zuckerrohr, welch letzteres einzig zur Baſibereitung dient, um die Hütten herum.

Mit dem Viehbeſtand iſt es aber um ſo ſchlechter beſtellt. Außer Schweinen, Hühnern und Hunden giebt es hier keine Hausthiere, man müßte denn die Ratten als ſolche mitzählen, die in Maſſen vorhanden ſind. Von Carabaos, Rindern und Pferden, an denen manche Rancherien in Benguet ſo reich ſind, findet ſich hier nicht ein einziges Exemplar.

Und nun zu den Menſchen ſelbſt. Daß mich die Männer ſofort an die Bontok-Igorroten erinnerten, habe ich ſchon bemerkt. Sie haben daſſelbe dunkle Kaſtanienbraun der Hautfarbe wie jene; die Augen ſind runder als die der Benguet-Igorroten, die Naſe iſt ſelten knollig, mitunter ſogar leicht gekrümmt, der Mund groß, aber die Lippen nicht ausgeſprochen wulſtig, die Backenknochen ſtehen nicht auffällig hervor. Das harte, ſträhnige Kopfhaar iſt über der Stirn bis dicht über die Ohren rundum abgeſchnitten, hinten fällt es auf die Schultern herab oder iſt zu einem Schopf aufgewunden, der mit dem ſo charakteriſtiſchen geflochtenen Käppchen bedeckt iſt, das ja auch den Bontok-Igorroten eigen iſt. Der Bartwuchs iſt ſehr dürftig, obſchon ſie nicht dem Brauch des Igorroten huldigen, der mit einem Zänglein ſeinen Körper von allen Haaren (ausgenommen die Kopfhaare) befreit. Ihr Schmuck ſind Meſſingdrahtreifen um Arm und Hals, bei den Weibern vorwiegend Ketten aus großen bunten Glas- oder Achatperlen im Haar, um Hals und Arme und Ohrgehänge aus Perlen und Perlmutterſtückchen. Bei der Feldarbeit tragen die Männer Hüte aus Bambu oder Rotang, während der Regenzeit breite Kragen aus Cogonſchilf. Die blau und weißen Baumwollmäntel, wie ſie alle Igorroten tragen, fehlen auch hier nicht; ſie kommen von Bontok herüber oder von Abra herauf. Sonſt ſind die Männer mit weißen baumwollenen Schürzen, die meiſt tingianiſcher Provenienz ſind, bekleidet; die Weiber mit dunkelfarbigen baumwollenen Sayas oder, falls ſie dieſe koſtſpieligen Zeuge nicht erlangen können, Männer und Weiber mit Schürzen aus der verarbeiteten Rinde des Gobelbaumes. Die Kinder laufen nackt umher.

Die Tätowirungsmuſter der Weiber erſtrecken ſich nur auf die Arme, die der Männer auch auf die Bruſt, die Hüften, die Waden und namentlich auf Wundennarben, die gewöhnlich mit einem Strahlenkranz umgeben werden. Die Muſter ſelbſt ſind Zeichnungen, denen Federn oder auch Farnkrautwedel als Vorlage gedient haben mögen; ihre Farbe iſt daſſelbe Graublau wie bei den Igorroten, und die Auftragungsmethode mittels farbegetränkter Nadeln die nämliche, nur erſchienen mir hier die Narben viel tiefer als dort. Weiber und Kinder färben ſich vielfach Stirn, Wangen und Kinn zinnoberroth, verheirathete Weiber ſchwärzen ſich gewöhnlich die Zähne. Im Gürtel trägt der Guinane ſein Handbeil Ganian (von den Tinguianen „Ligua“ genannt); Speer und Schild ſind ſeine Kriegswaffen. Die Lanzen ſind ſolche mit zwei, mit vier, mit ſechs und mehr Widerhaken; der Schaft iſt oft mit rother, gelber und ſchwarzer Bejuco gefällig verziert, die ſauber gearbeiteten Holzſchilde haben unten zwei, oben drei Spitzen.

Geld kennt der Guinane ſo gut wie gar nicht; ich war darum froh, daß ich aus Banged ein ganzes Sortiment von Mänteln, Schürzen, Perlen und Aehnlichem mitgeſchleppt hatte, das mir als Tauſchmittel dienen konnte, und ich machte ein gutes Geſchäft damit. Kaum hatten die Leute begriffen, um was es ſich handelte, als ſie herbeitrugen, was ſie nur von ihrem Beſitz entäußern konnten. Ich ſaß wie ein fahrender Handelsmann auf meinem Waarenballen, gab für dieſe Holzſchüſſel eine Handvoll Perlen, für jene Lanze

zwei oder drei Lendenschurze, für einen guten Schild einen ilocanischen Mantel und so fort, und erledigte das Geschäft zu meiner und meiner Kunden Zufriedenheit. Nur mit dem Erwerb von Schmucken hatte ich wenig Glück; ich konnte nicht mehr wie zwei Paar Ohrgehänge erhalten, für deren jedes ein Männermantel in Tausch gegeben werden mußte. So zähe hängen namentlich die Weiber an dem ererbten Eigenthum.

Im Laufe des Tages trafen aus den umliegenden Barrios, auch aus den entfernteren Rancherien, wie Maxilei und Gabungu, Capitanes mit Geschenken ein. Wieder brachte einer ein Ferkel, das in Bananenblätter zum Packet eingeschnürt war und in seiner Zwangsjacke erbärmlich quiekte; so hatten wir für die nächsten Tage frisches Fleisch in Menge.

Herr Au nahm eine große Gruppe von Männern, Weibern und Kindern auf, dann machte ich mit Hilfe von vier Dolmetschen den Versuch, die Capitanes etwas über die Stammessitten auszufragen, stieß aber sehr bald auf Mißtrauen. Ihre Antwort war am Ende „kamáni" (nein) oder „Frage meinen Vater, der ist klüger als ich". Ich mußte davon abstehen und vertröstete mich auf gelegentliche Fragestellung und auf die Guinanen von Balatok, wohin sich morgen unsere Reise richtet."

Als die Reisenden nach einem schwierigen Marsche am 19. Oktober dort angelangt waren, fanden sie die dortigen Guinanes in ihrem Charakter womöglich noch verschlossener, in ihren Aeußerungen noch kürzer, als in Guinaan selbst; nur als das Gespräch auf die Weiterreise nach Bontok und auf die Rancheria Sumater kam, die den Uebergangspunkt von Balatok nach Bontok bildet, wurden sie lebendig und gesprächig und erklärten, die Reisenden überallhin, nur nicht nach Sumater und Bontok begleiten zu wollen; denn wer dorthin ginge, käme nicht wieder zurück. Da der Gouverneur in Banged gleichfalls schwere Bedenken gegen den Besuch jener Orte, die Zufluchtsstätte aller widerspenstigen und kopfjagenden Guinanes und Bontok-Igorroten, geäußert hatte, so änderte Dr. Meyer seinen Reiseplan dahin, daß er den Hauptstock der Cordillera Central in südwestlicher Richtung zu überschreiten und so zur Küste zurückzukehren gedachte. Auf dieser Reise ihn zu begleiten, zeigten sich auch die Leute von Balatok sofort bereit.

„Von Bontok bekomme ich somit nichts zu sehen, und das ist eine Lücke in meiner Igorroten-Expedition; aber ich tröste mich einerseits mit dem Gedanken, daß ich der Wissenschaft wenigstens durch den Besuch der Guinanes ein ganz neues Ergebniß geliefert habe, andererseits mit meiner festen Ueberzeugung, daß ich nach dem Besuch von Guinaan in Bontok doch nicht viel Neues gefunden haben würde, da nach dem Vielen, was ich erfahren, und dem Wenigen, was ich selbst gesehen, die Guinanes und Bontok-Leute ein und denselben Stamm ausmachen, oder doch zum mindesten so nah verwandte Stämme sind, wie die Banged- und die Lepanto-Igorroten.

Wir ließen (am 21. Oktober) Balatok, das in Anlage und Hüttenbau völlig Guinaan gleicht, zur Linken liegen und stiegen über abgeholzte Hügelrücken zu einer zweiten Hochebene empor, deren dichter Cogon- und Dschangelbestand vielfach durch Rodungen unterbrochen war, die ganz nach Ceyloner Kaffeepflanzungen aussahen, aber Camotefelder trugen. Zwei tief eingeschnittene Wildbäche wurden überschritten und der stellenweise arg morastige Pfad in langsamer Steigung verfolgt bis zum Nachmittag. Da hielten wir an einer Wegscheide. Nach Nordwest zweigte sich der Pfad nach Inalagan und Balbalasang ab, und ihn sollte vorherigen Verabredungen gemäß der Fähnrich mit Herrn Au, der besonderer Umstände halber nach Banged zurückkehren mußte, und der Hälfte der Patrouille einschlagen, während ich nach den Tingianenrancherien weiter ziehen wollte. So trennten wir uns mit kurzem Lebewohl und Händedruck, sie verschwanden im Dickicht, und ich machte nach einer Stunde an einem leidlich trockenen Platze Halt und bivuakirte die Nacht in einer improvisirten Cogonhütte mit meiner drei Mann starken Bedeckung, meinem Dolmetscher Camellin und 16 guinanischen Trägern.

Die aufgehende Sonne des nächsten Tages sah uns schon ein gutes Stück weiter auf dem Wege nach dem Cordillerenkamm. Heute sollte der Rio Saltan erreicht und morgen der zweite Gebirgszug der Cordillera überwunden und bis zur ersten Tingianenansiedelung vorgedrungen werden. Blutegel gab es wieder die Menge, und der sumpfige Boden machte das Fortkommen auf dem kaum einen halb Fuß breiten Pfad recht schwer. Hier und da zwitscherte einmal ein kleines meisenartiges Vögelchen, im Uebrigen waren runde, von den Wildschweinen gewühlte Wasserlöcher die einzige Spur der Fauna in diesen Urwäldern. Die anhaltenden Regen hatten auf den steilen Bodenerhebungen Bergrutsche von ungeheuren Dimensionen verursacht, ganze Wälder streckten in der Tiefe die gebrochenen Riesenstämme aus dem Chaos; ein Bild grauenvoller Verwüstung durch elementare Gewalten. Die Uebergänge unmittelbar am obersten Rand dieser Abgründe waren halsbrecherisch, da sich immer noch unter dem schreitenden Fuß Erdtheile und Steine loslösten und polternd hinabsprangen.

Kurz nach Mittag hatten wir die Höhe (2325 m) erreicht, es war recht frisch ($10^1/_2{}^0$ R.); von nun ab begann der nicht minder mühsame Abstieg zum Rio Saltan. Bald stellte sich der Regen wieder ein, und als ich vier Stunden später an das Ufer des tosenden Rio Saltan heraustrat, war es für heute mit meiner Energie zu Ende. Wiederum wurde eilig eine Hütte aufgerichtet, die Reisrationen vertheilt und abgekocht, und nach der Mahlzeit suchte sich jeder einen Platz um das gemeinsame Feuer, wo ich zur gleichfalls innern Erwärmung eine Flasche Ginbranntwein zum besten gab, unter deren Nachwirkung ich manches von den Leuten über ihre Sitten und Bräuche erfragen konnte, was mir ihre Genossen in Guinaan verheimlicht hatten.

Wenig mehr als 1400 m war die Höhe unserer Lagerstätte gewesen. Der Strom wurde am 23. Oktober mittels Baumstämmen, die von Fels zu Fels gefällt wurden, überschritten und jenseits der Höhe zugestrebt. Die Scenerie von gestern wiederholte sich in allen Stücken mit Sumpf, Blutegeln, Bergrutschen ꝛc., und einmal hatte ich von einer Lichtung aus den ungewohnten Anblick einer Familie wilder Carabaos, die in der Ferne aus dem Dickicht trat. Der wilde Stier ist hier wie in Java das gefürchtetste Wild der Berge, hier um so mehr, als ja die Philippinen außer ihm und Giftschlangen kein eigentlich gefährliches Thier bergen. Ich wunderte mich, den Carabao hier anzutreffen, jedenfalls müssen seine Futterverhältnisse bei dem gänzlichen Mangel an Grasweide in diesen Wäldern ganz andere sein wie in Java.

In vier Stunden waren wir um ca. 2000 Fuß emporgestiegen und standen auf dem Kamm der ersten Cordillera (2085 m). Zum erstenmal hatte ich hier wieder freien Ueberblick; und was für ein Panorama! Hinter mir im Osten und zu beiden Seiten die düsteren gigantischen Berge der Cordillera, vor mir das Tiefland des Rio Abra mit seinen grünen Ebenen und scheinbaren Hügelzügen, mit seinen zahlreichen Nebenflüssen und seenartigen Erweiterungen, weiter im Südwesten die Gebirge von Lepanto, geradeaus westlich die offene Ebene von S. Maria und Narvacan,

im Nordwesten die Berge von Banged und fern im Hintergrund das schillernde chinesische Meer. Nur zu bald mußte ich mich von dem herrlichen Landschaftsbild trennen.

Der Abstieg war noch beschwerlicher wie der gestrige. Die Kühle der Bergluft nahm von Stunde zu Stunde ab. Bald traten wir ins Gebiet der Fichten, später in das des Stachelbambu und des Buschwerks, in dem die Nashornvögel nisten, und schließlich erschienen auch vereinzelt die Fächerpalmen wieder. In einem Bach wurde ein allgemeines Bad genommen, ich vertauschte meine Wollenkleidung mit leichtem Linnenzeug, und nach weiterm zweistündigen Marsch in dem felsigen Thal des Rio Baso abwärts langten wir in dem obersten Barrio von Lingoy, bald darauf in der reisfeldumhegten Rancherie Lingoy selbst an.

Der erste Capitan trat mir seine saubere Bambuhütte ab, es wurde mir zu Ehren, als dem „Castila, der über die großen Berge nach Guinaan gegangen war", eine junge Kuh geschlachtet, Zuckerrohrbasi und Nipa-nipawein getrunken, gesungen und getanzt, kurzum die biederen Tingianen wußten nicht, was sie mir all für Gutes anthun sollten. Bis spät in die Nacht dauerte das Fest, dann erklärte ich, von meinen Märschen ausruhen zu wollen, und in größter Ordnung verlief sich das Volk, tiefster Friede herrschte über der Rancherie.

Die hiesigen Tingianen gehören zur Familie der Tingianes von Banao, einer einstigen Rancherie am Ende des Camino militar, von welcher heute nur noch der Barrio Balbalasang und einige kleinere Weiler vorhanden sind. Die Tingianes von Banao sind vor den vordringenden Spaniern südwestwärts gezogen und haben sich in dem abgeschlossenen Thal des Rio Baso neue Siedelungen geschaffen, in denen sie nun in tiefstem Frieden wohnen, ungestört von den Spaniern, denen sie aber einen nicht unbedeutenden Tribut zahlen, und von den Guinanes, deren Raubzügen sie ehedem in Banao sehr ausgesetzt waren. Ihre Hütten gleichen in der Konstruktion denen von Balbalasang; Baumaterial ist Holz für die Grundpfeiler, Bambu für alles Uebrige. Ihr Viehbestand ist reich an Pferden, Carabaos und Rindern, ihre Terrassenreisfelder, die das ganze Flußthal ausfüllen, sind in trefflicher Ordnung. Außerdem bauen sie Mais und Zuckerrohr. Den Reis ernten sie nur einmal, im Januar. Sie kleiden sich wie alle Tingianen vorzugsweise in weiße Baumwollzeuge, die Männer tragen geschlossene Jäckchen, die Weiber desgleichen und um die Lenden einen baumwollenen Tapis. Die Gewebe werden alle von ihnen selbst verfertigt. Der Kopf ist mit schmalen Binden aus der Rinde des Gabelbaumes bedeckt, die zugleich das in drei Strähnen umgewundene lange Haupthaar zusammenhalten, oder auch mit einem wettertüchtigen, aus Bambu und Bajuco geflochtenen runden Hut. Gegen Regen suchen sie den Körper durch Kragen aus Fächerpalmblättern zu schützen. Ihre Waffen sind die Handbeile (Gamans oder Liguas), wie sie auch die Guinanes führen. Diese sowie die zweizackigen Spitzen ihrer Jagdlanzen schmieden sie selbst oder holen sie aus Balbalasang, wo es geschickte Schmiede giebt. Ihre Schilde, die sie aber niemals brauchen, stammen von den Guinanes.

Am Abend vor meinem Aufbruch nach den stromabwärts gelegenen Rancherien fanden sich die Capitanes der verschiedenen Rancherien vor meiner Hütte ein und überreichten mir eine auf Gabelrinde geschriebene Bittschrift (verfaßt von einem der Schreibkunst und des ilocanischen Idioms kundigen Tingianen, der einst zur Guardia civil ausgehoben gewesen), die um Verminderung des relativ sehr hohen Tributs bat und die ich an den Generalgouverneur befördern sollte. Ich that ihnen den Gefallen sie anzunehmen, und will hoffen, daß die gerechte Bitte meinen braunen Freunden gewährt wird.

Träger stellten sich am Morgen (25. Oktober) bereitwilligst. Ich verabschiedete meine Gardistenpatrouille, die von hier in gerader Linie nach Balbalasang zurückkehrt. Zwei Capitanes begleiteten mich. Es war nach den Beschwerden der vorhergehenden Tage ein angenehmes Marschiren im Thalgrund durch die sprossenden Reisfelder. Die vielen Flußübergänge passirte ich trocknen Fußes, auf den verschränkten Armen der Capitanes reitend. In Dadladau (oder St. Andreas, wie es die Spanier umgetauft haben) bekam ich andere Träger, und so erreichte ich schon gegen Mittag die Rancherie Lalabey (das St. Guilermo der Spanier), wo während der heißesten Stunden gerastet wurde. Die Hütten sind hier zur Hegung des Viehs von hohen Bambuzäunen umgeben; im Innern herrscht eine Ordnung und Sauberkeit, die doppelt wohlthuend auf mich wirkte, nachdem ich so lange Zeit im Schmutz der Igorroten gelebt. Der Ort liegt bereits im Vorland, die Berge im Umkreis reichen nicht über 200 bis 300 m hinaus. Auch hier händigte mir der älteste Capitan ein Bittschreiben mit demselben Inhalt wie das von Lingoy ein. Wir stiegen hinab in das Thal eines schmalen Flusses und langten durch taubenreiche Casuarinenbüsche hinwandernd in drei Stunden in St. José an. Hier gab es wieder eine Spur von sogenannter Civilisation, d. h. St. José hat eine christliche Tingianengemeinde, die unter der geistlichen Leitung eines ilocanischen Maestro schon ganz entnationalisirt ist und auch örtlich von der heidnischen Tingianen-Gemeinde geschieden ist wie die Schafe von den Böcken. St. José hat ferner ein Quartel der Guardia civil mit fünf Mann Besatzung und endlich als Centrum der Civilisation einen spanischen Machthaber in Gestalt eines zwanzigjährigen Cabos (Korporals) dieser Besatzung. Wiewohl ich weit lieber direkt bei den echten Tingianen mir ein Unterkommen gesucht hätte, konnte ich doch nicht umhin, dem „Castila" meine Aufwartung zu machen, fühlte mich aber von der liederlichen Wirthschaft, die der rohe Bursche in seiner schmierigen Behausung mit einem christianisirten Tingianenweib führte, dermaßen angewidert, daß ich schleunigst unter einem wissenschaftlichen Vorwand mich zu den Tingianen zurückzog und dort in der ersten besten Hütte die Nacht ungestört und in einer reinlichen Umgebung zubrachte.

In der Frühe des 26., lange bevor es dem Cabo einfallen konnte, mir einen Gegenbesuch zu machen, war ich bereits unterwegs. Der tingianische Capitan hat mir sein Pferd geliehen, das, wenn auch nicht Vollblut und englisch gesattelt, mir doch über die Belästigung meiner Füße hinweghalf, die seit zwei Tagen dick angelaufen sind und empfindlich schmerzen. Der Weg ist trocken und die Träger tummeln sich. In 3½ Stunden sind wir am Rio Abra, dessen ruhiger breiter Wasserspiegel auf Bambusflößen überschifft wird; dann gehts über die Uferhügel, deren spärlicher Strauchwuchs fast keinen Schutz vor der sengenden Sonne gewährt, nach Lulunu fort, das tief in einem Kesselthal am nordwestlichen Fußpunkt des Monte Langoagoan liegt. Auf dem vierstündigen Weg vom Rio Abra an ist kein Tropfen Wasser aufzufinden, meine letzten Wein- und Kognakvorräthe waren schon gestern zu Ende gegangen; was Wunder, wenn ich unter der Einwirkung ungewohnter tropischer Sonnengluth am Ende mehr im Sattel hing als ritt und im Tribunal von Lulunu mich ermattet aufs Lager warf mit einer lauten Verwünschung auf Erde, Wasser, Sonne und Himmel?

Am Abend blinkte der Mond ſo ſtillvergnügt am Firmament und die Luft war ſo friſch und kühl geworden, daß ich beſchloß, wieder einmal einen Mondnachtmarſch zu machen. Für heute war es leider zu ſpät, ich verſchob es darum auf morgen für die ohnehin unintereſſante Strecke auf der Ebene bis Narvacan hin und gönnte mir wie den Trägern die heute gewiß nothwendige Nachtruhe.

Wir waren bereits auf dem Rücken der nächſten Höhenzüge, als die Sonne am Morgen des 27. Oktober über dem Monte Langoagoan emporſtieg. Im Frühnebel vor uns erhob ſich der kahle Kamm des langgedehnten Monte Adaad, des letzten Walles, der uns vom Tiefland, von der weiten Küſtenebene von Ilocos Sur trennte; hatten wir ihn vor Beginn der heißen Tagesſtunden erreicht, ſo war das Uebrige leichte Arbeit. Die Sache ging nach Wunſch, vom Gipfel nahm ich rückwärts gewendet Abſchied von den in der Ferne dämmernden Bergen der Cordillera, begrüßte die aus der Ebene heraufſchimmernden Dörfer und Flecken, und dann ſtiegen wir in langen Zickzacks und Bogenwindungen hinunter nach Baliliſing, der letzten unverfälſchten Tingianeuraucherie auf dieſer Route. Dort bekam ich wieder ein Pferd und andere Träger. Kurz danach durchſchritten wir das chriſtliche Pueblo Villavieja, deſſen Bewohner in Scharen zuſammenſtrömten, um die Schilde und Lanzenbündel in meinem Gepäck anzuſtaunen, verfolgten von da das Bett eines halbausgetrockneten Flüßchens (es hatte ſchon ſeit fünf Wochen hier nicht mehr geregnet) und waren am Abend in dem offenen Flachland von Ilocos Sur. Nach zweiſtündiger Raſt brachen wir mit aufgehendem Mond nach Narvacan auf, in deſſen Tribunal wir nach Durchwatung einiger metertiefer Moraſtſtellen müde und hungerig gegen Mitternacht eintrafen. Raſch wurde noch Reis abgekocht und verzehrt, dann ſuchte ſich jeder ein kühles Nachtlager. Ich legte mich auf den breiten Tribunalstiſch und blieb dort wenigſtens von den zudringlichen Beſuchen der ſkandalirenden Ratten verſchont.

Narvacan war mir von meiner Reiſe Candon-Banged her bekannt. Es hielt mich alſo nichts feſt. Ich miethete in aller Frühe des 28. drei Ochſenkarren zur Bergung und Beförderung meiner Sachen nach Vigan und ritt auf dem Camino real der Provinzialhauptſtadt zu. Vorher verabſchiedete ſich mein Dolmetſch Camellin von mir. Es that mir bitter leid, als der brave Menſch von dannen ging. Ich hatte den offenen, treuherzigen Igorroten lieb gewonnen und ihm den ernſten Vorſchlag gemacht, mich auf meinen weiteren Reiſen nach China und Amerika und ſpäter nach Europa zu begleiten, aber er wollte nicht. Das Naturkind ſehnte ſich nach ſeinen heimathlichen Bergen; dorthin eilte er nun auf den kürzeſten Wegen. Er verſprach mir, er wolle mich nicht vergeſſen, und ich glaube es ihm. Auch ich werde mich im Gedenken an meine Igorrotenfahrten immer des braven Camellin erinnern.

Der letzte Reiſetag war auch der heißeſte. Die ſtaubige Landſtraße tritt eine Stunde hinter Narvacan an die See heran, folgt bis Santa hin dem Meeresſtrand und zieht ſich dann wieder ins Land hinein nach Vigan. Einmal nur erregte ein Gegenſtand meine lebhafte Aufmerkſamkeit, es war ein hart an der Küſte ſtehender ruinenhafter „Morenthurm“, wie ſolche von den erſten Spaniern zum Schutz der Küſte gegen die Angriffe mauriſcher (d. h. mohammedaniſcher) oder auch chineſiſcher Seeräuber erbaut worden waren. Am Nachmittag ſetzten wir auf Flößen über den Rio Abra, der hier unweit der Mündung eine ſehr beträchtliche Waſſerfläche bildet, und zogen eine Stunde ſpäter in Vigan's Straßen ein, das eine ganz reſpektable „Poblacion“ iſt, über 20 000 Seelen birgt und ſeinem äußern Ausſehen nach von allen Philippinenorten, die ich geſehen, nächſt Manila am meiſten einen ſtädtiſchen Charakter trägt.“

Die Unterſuchung des alten Bettes des Amu-darja [1]).

Chr. H. Ueber die intereſſante Frage, ob es möglich ſei, die Wäſſer des Amu-darja in das Kaſpiſche Meer zu leiten, hat der Ingenieur P. Leſſar aus Aſchabad d. d. 6./18. Januar 1883 dem „Golos“ einen Bericht geſchickt, welchem wir Folgendes entnehmen.

Im December 1881 ging ein Telegramm über die Reſultate der im Herbſt ausgeführten Arbeiten der Expedition, welche mit der Erforſchung des alten Bettes des Amu-darja betraut war, durch alle Zeitungen, und im Februar 1882 brachten die „Bakuſchen Nachrichten“ (Nro. 21 und 22) und darnach auch andere Blätter weitere Mittheilungen darüber. Die Unterſuchungen ſind noch nicht beendigt, aber es ſind bereits einige Thatſachen bekannt geworden, welche die Frage nach der Waſſerverbindung zwiſchen dem Aral-See und Kaſpiſchen Meer in weſentlich anderm Lichte als bisher erſcheinen laſſen. Eine Erörterung der Frage iſt deshalb intereſſant und zeitgemäß; man möge aber dabei ihre theoretiſch-wiſſenſchaftliche von der praktiſchen Seite unterſcheiden.

Die theoretiſche Seite betrifft die Vergangenheit der ganzen Aral- und Kaſpiſchen Niederung; es fragt ſich zuerſt: Was bedeuten jene Vertiefungen, welche mit dem Namen des „alten Bettes“ (Ulzboi) belegt werden? Hat ſie das Meerwaſſer erzeugt oder der Lauf des einſt in das Kaſpiſche Meer ſich ergießenden Amu-darja? Was veranlaßte das Abfließen des Amu-darja in den Aral-See? Wann geſchah das?

Nicht minder intereſſant und wichtig iſt die praktiſche Seite der Frage: Können der Aral-See und das Kaſpiſche Meer vereinigt werden? Es iſt nicht unweſentlich zu wiſſen, ob einſt der Amu-darja wirklich in das Kaſpiſche Meer ſtrömte. Sind die Lokalitäten des ſogenannten „alten Bettes“ — einerlei, wie dieſelben entſtanden — geeignet auch heute die Waſſer des Amu-darja durchzulaſſen? Wenn jene Lokalitäten ungeeignet ſind, iſt es vielleicht möglich einen Kanal zu dieſem Zwecke zu bauen? Welche Koſten verurſacht die Verbindung beider Seen in dem einen oder andern Falle? Werden die zu erwartenden Reſultate den erforderlichen Auslagen entſprechen?

Die Nachrichten waren bis zum Jahre 1870 ſehr dürftig. Die Mittheilungen der alten Autoren ſind ſo unzuverläſſig und unklar, daß mittels derſelben die einander widerſprechendſten Theorien geſtützt werden können. Die Reiſenden der Neuzeit bis zum Jahre 1870 andererſeits

[1]) Nach dem Ruſſiſchen des Ingenieurs Leſſar im „Golos“ 1883, Nr. 43. Vergl. auch S. 191 des laufenden „Globus“-Bandes.

durchzogen die Steppe unter ſo ungünſtigen Umſtänden, daß ſie auch nicht viel ermitteln konnten; ſie ſahen das „alte Bett“ nur an einzelnen Stellen und theilen nur das mit, was ihnen die eingeborenen Führer erzählten. Seit dem Jahre 1870 beginnt die Reihe der kriegeriſchen Unternehmungen in den transkaſpiſchen Steppen, und das gab Veranlaſſung für einige Gelehrte das Land zu erforſchen. In der Folge wurden die allerverſchiedenſten und einander völlig widerſprechenden Anſichten verlautbart. Es fehlten eben ſichere Fakta; beim ſchnellen Marſch der Truppen konnte nicht viel erforſcht werden und ſich von den Truppen zu entfernen, geſtattete der unruhige Zuſtand der Steppe nicht.

Unter den ermittelten Thatſachen hatte die barometriſche Beſtimmung der Höhe einiger Punkte längs dem Uzboi, dem ſogenannten alten Bett — bis zu dem Brunnen von Igdy (unter 40° nördl. Br.) — in den Jahren 1870 und 1872 immerhin einige Bedeutung; die beſtimmten Punkte erwieſen ſich höher gelegen als das Waſſerniveau des Kaſpiſchen Meeres. Freilich ſind derartige vereinzelte Thatſachen noch unzureichend, um ſichere Schlüſſe zu ziehen. Die höhere Lage eines Punktes allein iſt noch kein Beweis, daß das Waſſer von dem höhern zu einem andern niedrigern geleitet werden kann; es können Senkungen dazwiſchen ſein. Auch andere hier und da gelegentlich geſammelte Thatſachen ſind zu fragmentariſch, um verwerthet werden zu können.

Im Allgemeinen, in der Mitte der ſiebenziger Jahre, zweifelte kaum jemand an der Möglichkeit den Amu-darja in das Kaſpiſche Meer zu leiten. Für einen Ingenieur, welcher die Schwierigkeit kannte auch in großen Strömen den Waſſerweg ſtets fahrbar zu erhalten, erſchien es eine ſonderbare Forderung, Waſſer 1000 Werſt durch ein Flußbett zu leiten, welches an einzelnen Stellen nur 10 Saſhen, (ca. 21 m), an anderen einige Werſt breit und ſtreckenweit mit Sand bedeckt iſt, und ſchließlich zu erwarten, daß ſich nun von ſelbſt ein ſchiffbarer Fluß bilde. Einige Gelehrten beſtritten die Möglichkeit den Fluß abzuleiten; den meiſten aber mit den Schwierigkeiten hydrotechniſcher Arbeiten nicht bekannten erſchien die Sache ſehr einfach. Es wurde als ausgemacht angeſehen, daß einſt der Amu-darja ſich in das Kaſpiſche Meer ergoſſen habe, und daß es, um ihn wieder in ſein früheres Bett zu leiten, hinreichend ſei, einen oder zwei Dämme zu durchbrechen und am Flußbette ſelbſt einige Arbeiten auszuführen. Man berechnete die Unkoſten auf einige Hunderttauſend Rubel, eine durchaus unanſehnliche Ausgabe im Vergleich zu dem zu erwartenden Ergebniß: zur Erlangung eines kontinuirlichen Handelsweges bis an die Grenzen Indiens, zur Wiederaufleben der Wüſte zwiſchen dem Amu-darja und dem Kaſpiſchen Meere in Folge der nun möglichen Bewäſſerung der Steppe.

Wenngleich nun dieſe Vorausſetzungen unbegründet waren, ſo hatten ſie doch etwas Gutes: es wurden nun der Uzboi und die angrenzenden Gebiete genauer erforſcht. Aber die ermittelten Thatſachen beſtätigten die Erwartungen nicht.

Die Urun-darja-Expedition der Jahre 1874 bis 1877 verſetzte den bis dahin herrſchenden Illuſionen den erſten Schlag. Die Arbeiten wurden mit den vollkommenſten Inſtrumenten gemacht; die Methode der Unterſuchungen garantirte vollkommen die Sicherheit der Reſultate; was ermittelte man? Man fand, daß der unterſuchte Theil des Uzboi-Bettes durchaus ungeeignet ſei, um das Waſſer des Amu-darja in das Kaſpiſche Meer zu leiten. Bei der Nivellirung des alten Bettes von Chiwa bis zu den Seen von Sarykamyſch (unter 42° nördl. Br.) zeigte ſich, daß der Waſſerſpiegel der letzteren 7 Saſhen (14,7 m) tiefer liege als der Spiegel des Kaſpiſchen Meeres. Um das Waſſer wieder nach Weſten fließen zu machen, müßte man eine koloſſale Niederung bis zu 40 Saſhen über den gefundenen Horizont mit Waſſer füllen; das iſt aber nicht möglich. Es blieb damals noch die Hoffnung übrig, daß außer dem eben unterſuchten Flußbette, welches bis zu den Seen von Sarykamyſch ſich erſtreckt, vielleicht ein anderes Bett exiſtire, welches den See umgeht und ſich mit dem Uzboi dort vereinigt, wo der Abfall zum Kaſpiſchen Meere bereits ein entſchiedener iſt. Freilich war dazu erforderlich ein geeignetes Flußbett aufzuſuchen, welches das erforderliche Waſſerquantum dem Uzboi zuzuführen im Stande wäre. Ein von Menſchenhand gegrabener Bewäſſerungskanal reicht in keinem Falle dazu aus. Ein ſolcher Kanal, auch wenn er eine Breite von 20 Saſhen (42 m) hätte, kann bei der üblichen geringen Neigung unmöglich hinreichend Waſſer beſchaffen für ein Flußbett, welches ſtellenweiſe mehrere Werſt breit iſt. Wenn ſich nun ein geeignetes Bett zwiſchen dem Amu-darja und Uzboi nicht findet, ſo wird dadurch der Uzboi ſelbſt zur Waſſerleitung unbrauchbar; denn einen Fluß von einigen Hunderten Werſt Länge durch Menſchenhand herzuſtellen, iſt unmöglich; dann wäre es viel billiger einen Kanal vom Amu-darja zum Kaſpiſchen Meere zu graben.

Im Jahre 1878 durchbrach der Amu-darja in Folge des hohen Waſſerſtandes die ſchützenden Dämme und ſtrömte durch die alten Flußbetten in die Seen von Sarykamyſch; dies Ereigniß gab das Signal zu einer erneuten Thätigkeit in der Amu-darja-Frage. Die Expedition vom Jahre 1879 hatte deshalb die Aufgabe, die alten Flußbetten vom Aral-See bis zum Kaſpiſchen Meere, ſowie den Amu-darja ſelbſt zu unterſuchen; ſie war nach allen Seiten hin ausgezeichnet ausgerüſtet. Allein die Arbeiten zogen ſich in die Länge und gegenwärtig iſt das Nivellement des Uzboi noch nicht bis zum Brunnen Iwanek gelangt; d. h. es ſind noch gegen 400 Werſt bis zum Kaſpiſchen Meere hin zu unterſuchen. Die Ergebniſſe der Arbeiten ſind bis jetzt durchaus unbefriedigend. Ein Telegramm aus Kyzyl-arwat vom 22. December 1881 lautete: „Die Arbeiten zur Unterſuchung des alten Amu-darja-Bettes wurden im Herbſt von zwei Ingenieur-Abtheilungen ausgeführt. Die eine Abtheilung nivellirte den alten Kanal Tſchermeniab, welcher von Daudan an der Grenze Chiwas nach Schachſenem und Giaurkala führt; die andere nivellirte von Sarykamyſch längs dem Uzboi bis zu dem Brunnen Tſcharyſchly. Das Ergebniß des Nivellements iſt: von der weſtlichen Grenze Chiwas bis zu dem Brunnen Tſcharyſchly am Uzboi ſenkt ſich die Gegend; man kann deshalb Waſſer hindurchleiten und durch Bewäſſerung dieſer Gegenden das Land in den blühenden Zuſtand verſetzen, in welchem es ſich früher befunden hat; von dieſem frühern Zuſtand zeugen heute noch die Ruinen der Feſtungen und Städte, die Spuren alter Kanäle und Waſſerleitungen.“ Das ſoll in anderer Weiſe ausgedrückt heißen: Das ganze unterſuchte Gebiet von der Grenze Chiwas bis Bala-iſchem am Uzboi (Brunnen nordöſtlich des Brunnen Igdy, etwas nördlich vom 40. Breitengrade, etwa dort gelegen, wo der Uzboi ſeine nord-ſüdliche Richtung mit der oſtweſtlichen vertauſcht) beſitzt kein einziges altes Bett, 200 Werſt etwa ausgenommen, welches geeignet iſt, das Waſſer des Amu-darja in den Uzboi zu leiten. Der genannte Kanal Tſchermeniab iſt ein unanſehnlicher Bewäſſerungskanal (aryk), von welchem jetzt nur ſtreckenweiſe Spuren erhalten ſind. Schachſenem und Giaurkala ſind Ruinen ganz gewöhnlicher Befeſtigungen der Sarten; ſie ſind wegen der Unſicherheit der Steppe verlaſſen worden; die Exiſtenz von Kanälen in ihrer Nähe iſt

ſchon im Jahre 1873 durch den General Skobelew bekannt geworden. Daß von Chiwa ab in jener Richtung ein Abfall des Terrains ſtattfindet, iſt unzweifelhaft, ebenſo, daß die Herſtellung einer Waſſerleitung ausführbar wäre; jedenfalls aber müßte ein vollſtändig neuer Kanal gegraben werden, da von dem alten faſt nichts übrig iſt. Demnach haben die im Telegramm mitgetheilten Thatſachen gar keine Bedeutung; es iſt ſehr auffallend, daß die viele Hunderttauſende von Rubeln koſtende Expedition, indem ſie ihr Reſultat mittheilt, Nichts über die Amu-darja-Frage verlautbart und nur berichtet, daß ſie es für möglich erachte, einen alten Bewäſſerungskanal zu erneuern. Das vermögen die Eingeborenen ohne Beihilfe gelehrter Expeditionen auch und auf billigere Weiſe zu thun. Die von den „Bakuſchen Nachrichten“ geäußerte Meinung, daß durch den Tſchermeniab-Kanal Waſſer aus dem Amu-darja in den Uzboi gelaſſen werde könne, bedarf darnach gar keiner Widerlegung.

Das eigentliche Reſultat der zweiten Expedition iſt daher folgendes: Um das Uzboi-Bett von Bala-iſchem ab zur Ableitung der Gewäſſer des Amu-darja in das Kaſpiſche Meer zu benutzen, muß ein Fluß auf künſtliche Weiſe vom Amu-darja bis nach Bala-iſchem von mehr als 200 Werſt Länge hergeſtellt werden. Das iſt natürlich unausführbar.

Das ſogenannte Bett von Tſchardſchui, welches ſich von Tſchardſchui (am mittlern Oxus unter 39° nördl. Br.) bis Bala-iſchem erſtreckt, iſt noch ſehr wenig unterſucht (vergl. „Globus“ 41, S. 222), und ob daſſelbe ein deutliches Gefälle zum Kaſpiſchen Meere beſitzt, iſt unbekannt. Jedenfalls iſt es jetzt in einem ſolchen Zuſtande, daß es zur Leitung des Waſſers aus dem Amu-darja durchaus nicht taugt.

Etwas Entſcheidendes über den Abſchnitt des Uzboi vom Brunnen Iwanek bis Aidin (am Fuße des Kleinen Balkan) läßt ſich nicht früher ausſagen, bevor hier eine Nivellirung vorgenommen; doch ſind genügende Anhaltepunkte vorhanden zur Annahme, daß auch dieſer Abſchnitt zum Durchlaß des Waſſers nicht tauge. Zum Beweiſe dieſer Annahme ſind freilich umfaſſende Unterſuchungen nothwendig. Der letzte Abſchnitt des Uzboi von Aidin bis zum Kaſpiſchen Meere iſt bekanntlich nichts als ein Buſen.

Das Endreſultat aller bisher angeſtellten Unterſuchungen läßt ſich dahin zuſammenfaſſen: Eine Waſſerverbindung zwiſchen dem Aral-See und dem Kaſpiſchen Meere durch eine einfache Ableitung des Amu-darja in den Uzboi herzuſtellen iſt unmöglich. Im Gegentheil, man kann hoffen, daß die Erbauung eines gewöhnlichen ſchiffbaren Kanals leichter und günſtiger iſt, wenngleich dieſelbe viele Millionen Rubel, 15 bis 20 mindeſtens, koſten würde. Dieſer letzte Punkt ändert die Sachlage bedeutend. Wenn die Hoffnung vorhanden wäre, daß mit einigen hunderttauſend Rubeln durch Ableitung eines Fluſſes ein Waſſerweg hergeſtellt werden könnte, ſo wäre es nützlich, ſofort die Ausführung zu beginnen. Aber dieſe Ausgabe von Millionen wird kaum durch die gegenwärtige Handelslage gerechtfertigt. Bisher hat ſich ein reger Handel in jenen Gegenden wegen der Unſicherheit der Steppe nicht entwickeln können, und erſt jetzt beginnt er in Folge des Friedens ſich zu beleben. Aber das Ruſſiſche Reich hat ganz andere Bedürfniſſe als die Errichtung eines ſchiffbaren Kanals vom Aral-See zum Kaſpiſchen Meere.

Doch ſoll daraus nicht gefolgert werden, daß die begonnenen Unterſuchungen abzubrechen ſind. Sobald mit der weitern Beruhigung jener Gegenden der Handel ſich reger entwickelt hat, woran nicht zu zweifeln iſt, wird die Herſtellung eines Waſſerweges durch die Steppe nothwendig werden. Deshalb müſſen die Unterſuchungen fortgeſetzt werden, aber mit beſonderer Rückſicht auf einen beide Meere vereinigenden Waſſerweg; es dürfen die Mittel nicht dazu verwandt werden um darzuthun, daß dieſe oder jene Steppengegend untauglich zu jenem Zweck ſei; ſo war es bisher.

Ob die Reſultate der bisherigen Unterſuchung bei Anfertigung des Projektes eines ſchiffbaren Kanals ſich werden verwerthen laſſen, kann man heute nicht ſagen, weil es unbekannt iſt, wie und wo dereinſt ein ſolcher Kanal entlang geführt werden ſoll, ob im Thal des Uzboi oder an einem andern Ort.

Für die weitere Forſchung iſt Folgendes zu berückſichtigen:

1. Es iſt unerläßlich das Nivellement des Uzboi-Bettes von der Stelle an, wo die Arbeiten im Jahre 1881 ſtehen blieben, zu beendigen und Querprofile der charakteriſtiſchen Lokalitäten anzufertigen. Letztere ſind in wiſſenſchaftlicher wie praktiſcher Beziehung äußerſt wichtig. Eine ſolche Arbeit muß aber als vorläufige Unterſuchung durchgehend gemacht werden; dazu reicht ein Nivelleur mit einem Gehülfen und 15 Arbeitern auf die Zeit von drei Monaten aus. Die Koſten der Arbeit mit Einſchluß der Ausgabe für Transport des Proviants, Waſſers u. ſ. w. würden ſich höchſtens auf 6000 Rubel (ca. 12 000 M.) belaufen. Eine militäriſche Bedeckung iſt gegenwärtig bei dem friedlichen Zuſtand der Steppe vollkommen überflüſſig; ſie würde die Arbeit nur geniren. Eine Bewaffnung der Arbeiter ſelbſt mit Flinten zur Abwehr etwaiger zufälliger Räuberhorden würde genügen.

2. Wenn man aber beſchließen ſollte, wirklich einen Kanal, welcher ſowohl ſchiffbar wäre, als auch zur Bewäſſerung des Landes diente, herzuſtellen, ſo muß Folgendes unternommen werden: a) Durch einige Rekognoſcirungen muß die allergünſtigſte Richtung des Kanals, ohne Rückſicht auf den Uzboi, feſtgeſetzt werden; bei dieſer Rekognoſcirung iſt eine barometriſche Nivellirung erforderlich, wie bei Vorunterſuchungen üblich. Ein großer Aufwand an Zeit, Arbeitskräften und Geld, um die größtmögliche Genauigkeit zu erreichen, iſt völlig überflüſſig. Bei der Rekognoſcirung genügen einige Tekke-Reiter als Bedeckung. b) Nachdem die günſtigſte Richtung des zu erbauenden Kanals feſtgeſetzt worden, müſſen nun die abſchließenden Unterſuchungen zur Ausführung eines Kanals beginnen. In einer Hinſicht ſind die Arbeiten in der Steppe in Folge des Mangels an Proviant und Waſſer ſchwierig, in anderer Hinſicht aber ſind ſie wegen der ebenen Lokalität ſehr leicht; die Koſten einer derartigen Unterſuchung zur Herſtellung eines Kanals vom Amu-darja bis zum Kaſpiſchen Meere würden kaum 40 000 bis 50 000 Rubel überſchreiten.

Die Tlinkith.

Von Dr. Aurel Krauſe.

I.

Unter den Indianervölkern der vielfach zerſchnittenen Nordweſtküſte Amerikas, vom Columbiafluſſe nordwärts bis zur Halbinſel Alaska, welche ſich durch ihren eigenthümlich entwickelten Kunſtſinn und das ausgebildete Ceremoniell ihrer Gebräuche auszeichnen, nehmen die Tlinkith eine hervorragende Stellung ein. Bis in die neueſte Zeit hinein haben wenigſtens ihre entlegeneren Stämme nur geringe Berührung mit den Weißen gehabt, ſo daß hier noch die alten Sitten und Gebräuche ziemlich unverändert beſtanden, als die ſüdlicheren Haida-, Tſchimſian- und Vancouver-Stämme ſchon lange ihre pſychiſche Selbſtändigkeit in dem Verkehr mit der einſtrömenden Einwanderung eingebüßt hatten. Doch nur wenige Jahre noch wird dieſer der Beobachtung unverfälſchter Sitten und Gebräuche eines Naturvolkes günſtige Zuſtand dauern. Bereits dringen Scharen abenteuernder und unternehmungsluſtiger Amerikaner, angelockt von den Berichten über reiche Goldfunde in den Gebirgen, in dieſes Gebiet ein, und die Indianer, die ſich früher den fremden Ankömmlingen gegenüber feindſelig und zurückhaltend gezeigt hatten, beginnen ihre Scheu abzulegen und unter Aufgabe ihrer individuellen Selbſtändigkeit ſich enger an die Weißen anzuſchließen, deren Güter theilweiſe auch ihnen ein nothwendiges Bedürfniß geworden ſind.

Die Tlinkith, d. h. Leute, bewohnen den Küſtenſtrich vom 56. bis zum 60. Breitengrade in einer Stärke von ca. 8000 Seelen, welche auch an den entlegenſten Punkten dieſelbe Sprache mit nur geringen dialektiſchen Verſchiedenheiten reden. Die Grenzen ihres Gebietes fallen faſt genau mit denen des ſüdöſtlichen Alaska oder des Sitkadiſtriktes zuſammen. Im Norden gehen ſie bis zur Yakutatbai, im Süden bis zur Prince of Wales-Inſel. Außer dem ſchmalen Küſtenſtrich des Feſtlandes bewohnen ſie die vorliegenden Inſeln, die Tſchitſchagoff-, Baranoff-, Admirality-, Prince of Wales-Inſel und zahlreiche kleinere. Ihre nördlichen Nachbaren an der Küſte ſind die Itugalakmuten oder Atnaer am Kupferfluß, die noch zum Eskimoſtamm gehören ſollen, ihre ſüdlichen die Haida auf Queen Charlottes Island und in dem ſüdlichen Theil von Prince of Wales Island und die Tſchimſian auf dem Feſtlande am Naß River. Die Haida und Tſchimſian ſind den Tlinkith in Sitten und Gebräuchen nahe verwandt und ſcheinen ſogar in vielen Dingen ihre Lehrmeiſter geweſen zu ſein. Die jenſeits des Küſtengebirges wohnenden Jägervölker, von den Tlinkith „Gunana“ genannt, gehören wahrſcheinlich zum Stamme der Tinneh oder Athabasken. Mit ihnen ſtehen die Tlinkith von Alters her in lebhafter Handelsbeziehung.

Die erſte allerdings ſehr dürftige Kunde von dieſer Küſte und ihren Bewohnern erhielt man durch die letzte große Expedition des im ruſſiſchen Dienſte ſtehenden Dänen Vitus Bering. Im Jahre 1741 ſegelte Bering, den der treffliche Steller als Arzt und Naturforſcher begleitete, mit zwei Schiffen, „St. Paul“ und „St. Peter“, von Kamtſchatka nach der amerikaniſchen Weſtküſte. Durch einen Sturm wurden die beiden Fahrzeuge von einander getrennt. Der „St. Paul“ unter dem Kommando von Tſchirikoff erreichte zuerſt die Küſte in der Gegend der heutigen Sitka. Der Steuermann mit 10 wohlbewaffneten Leuten wurde in einem Boote ans Land geſchickt, doch kehrten dieſelben nicht zurück, ebenſowenig ein zweites Boot, das mit einigen Matroſen bemannt zur Unterſtützung nachgeſandt wurde. Da Tſchirikoff keine weiteren Böte hatte, und die Wilden, welche ſich in den nächſten Tagen mit ihren Canoes zeigten, jede Annäherung vermieden, mußte er, ohne über das Schickſal der Gefährten Aufklärung erhalten zu können, die Rückreiſe antreten, während welcher er noch den als Arzt auf dem Schiffe befindlichen Naturforſcher de la Croyère durch den Tod verlor. Wenige Tage ſpäter als Tſchirikoff erreichte Bering die Küſte und ankerte vermuthlich in der Yakutat- oder Beringsbai. Steller, welcher mit einem Boote ans Land ging, entdeckte zahlreiche Spuren der Eingeborenen, ohne jedoch dieſen ſelbſt zu begegnen. Schon am folgenden Tage lichtete Bering, der durch Krankheit körperlich und geiſtig geſchwächt zu ſein ſchien und jede Unternehmungsluſt verloren hatte, wieder die Anker, um die Heimreiſe anzutreten, welche in dem Schiffbruch an der Beringsinſel und dem Tode des Kommandeurs daſelbſt ein trauriges Ende nahm. Der Reſt der Mannſchaft kehrte nach einer beſchwerlichen Ueberwinterung, deren Einzelheiten uns durch einen intereſſanten Bericht Steller's bekannt geworden ſind, auf einem aus den Trümmern des Wraks erbauten Boote nach Kamtſchatka zurück. Die Berichte der Schiffbrüchigen von dem Pelzreichthum der entdeckten Länder regten bald zu neuen Handelsunternehmungen an, durch welche in den folgenden Jahrzehnten die Kette der Aleuten und die benachbarten Küſten des amerikaniſchen Feſtlandes bekannt wurden.

Im Jahre 1776 fuhr der Weltumſegler Cook in der Abſicht, die Möglichkeit einer nördlichen Durchfahrt in das Atlantiſche Meer zu erforſchen, der Küſte entlang, ohne jedoch mit den Eingeborenen in Berührung zu kommen. Erſt der unglückliche La Pérouſe machte die Bekanntſchaft mit dieſen, indem er auf ſeiner durch ihren tragiſchen Ausgang bekannten Weltumſegelung in der Lituyabai, von ihm Franzoſenhafen genannt, ankerte. Er entwirft kein günſtiges Bild von dem Charakter der Eingeborenen, welche er im höchſten Grade unzuverläſſig und zu Diebſtählen geneigt fand. Bei einer Unterſuchung des Hafens gingen durch die ſtarke Brandung am Eingange zwei Böte mit 21 Mann zu Grunde. Bekanntlich nahm die von Ludwig XVI. unter großen Erwartungen ausgeſandte Expedition ein trauriges Ende, indem das Schiff in der Südſee verloren ging, ohne daß jemals wieder eine Spur von ihm oder der Bemannung entdeckt wurde. In der gleichen Abſicht wie Cook folgte in den Jahren 1792 bis 1794 ſein Schüler Vancouver der Nordweſtküſte Amerikas nordwärts von der Fucaſtraße; mit unermüdlicher Ausdauer erforſchte er das von ſeinem berühmten Vorgänger überſehene Inſelgewirr, bis in das Gebiet der Tlinkith hinein, wobei auch er mehrmals Gelegenheit hatte, ſich von dem hinterliſtigen und treuloſen Charakter derſelben zu überzeugen, wenn ihn auch ſeine Vorſicht vor Verluſten bewahrte.

Mit der Gründung der Ruſſiſch-Amerikaniſchen Kom-

pagnie im Jahre 1799 treten die Tlinkith in dauernde Beziehungen zu den Ruſſen, zunächſt freilich nur feindſeliger Art. Nachdem bereits im Jahre 1795 eine Kolonie in der Yakutatbai errichtet worden war, wurde in den Jahren 1799 bis 1800 von dem energiſchen Direktor der Kompagnie, Baranoff, auf der von den Eingeborenen Schitka genannten Inſel das Fort Archangel Gabriel gegründet, welches jedoch bereits im Jahre 1802 von den Indianern zerſtört wurde. Erſt zwei Jahre ſpäter gelang es Baranoff, für dieſe That blutige Rache zu nehmen. Mit zwei Schiffen kam er von Kodiak und landete in der Gegend des heutigen Sitka, woſelbſt auf einem Felſenhügel, auf welchem ſpäter das neue Kaſtell errichtet wurde, die Indianer ſich verſchanzt hatten. Nach zweitägiger Belagerung wurde die Poſition von den Ruſſen genommen, doch war es den Vertheidigern noch gelungen, in der Nacht zu entweichen. Unter dem Namen Neu-Archangel wurde nun an derſelben Stelle eine neue Niederlaſſung gegründet, welche ſpäter den indianiſchen Namen Sitka (Schitka) annahm und bald durch die Verlegung des Regierungsſitzes und der Verwaltung von Kodiak hierher eine ziemliche Bedeutung erlangte. Die Eingeborenen zwang man, ſich in der Nähe am Strande anzuſiedeln; durch einen ſtarken Palliſadenzaun mit mehreren Wachtthürmen wurde ihr Dorf von der ruſſiſchen Stadt geſchieden, und eine ſtehende Garniſon hielt ihre Aufſtandsgelüſte im Zaum. Nichtsdeſtoweniger brach 1832 eine Revolte aus und eine zweite 1855, nach deren Ueberwältigung 60 der Rädelsführer hingerichtet wurden. Im Jahre 1867 kam mit dem ganzen ruſſiſchen Nord-Amerika auch der Sitkadiſtrikt an die Vereinigten Staaten. Für die Tlinkith war dieſer Regierungswechſel inſofern von Bedeutung, als der regere Unternehmungsgeiſt der Amerikaner ſie bald in vielfache Beziehungen zu den Weißen brachte, indem mitten unter ihnen Handelsſtationen und Faktoreien errichtet wurden. Ernſtere Unruhen haben während der amerikaniſchen Herrſchaft nicht ſtattgefunden, wiewohl ſie mehrmals befürchtet wurden. Die Stationirung eines amerikaniſchen Kriegsſchiffes in den Gewäſſern, welches auch einige Proben ſeiner Leiſtungsfähigkeit vor den Augen der Eingeborenen ablegte, hat ſicher nicht wenig dazu beigetragen, die Tlinkith im Zaume zu halten, doch erſcheinen dieſelben noch heutzutage als ein trotziges und zu Gewaltthätigkeiten geneigtes Volk, das Milde und Nachgiebigkeit nur als Schwäche deutet.

Die ausführlichſte Schilderung der eigenthümlichen Sitten und Gebräuche der Tlinkith oder Koloſchen, wie ſie von den Ruſſen mit einem angeblich aleutiſchen Namen genannt wurden, giebt von älteren Autoren Holmberg, von neueren hat W. H. Dall in ſeinem Buche über Alaska unter ausgiebigſter Benutzung der bezüglichen Literatur die vollſtändigſte Ueberſicht gegeben. Immerhin erhalten wir durch dieſe Werke noch keineswegs ein klares Bild von dem intereſſanten Volke, und unſere eigenen Beobachtungen konnten auch nur Beiträge zu einer nähern Kenntniß desſelben liefern.

Die Tlinkith ſind von mittlerer Größe, doch findet man nicht ſelten unter ihnen auch einzelne hochgewachſene Leute, wie z. B. der Sohn des Häuptlings der Chilcat- (Tſchilcat)-Indianer, ein ſtattlicher, wohl proportionirter Menſch, der 1,81 m maß. Im Allgemeinen iſt ihre Geſtalt kräftig und gedrungen, ihre Geſichtszüge ſind markirt, meiſt mit einem finſtern Ausdruck, der durch die tiefliegenden großen und feurigen Augen noch verſtärkt wird. Die Naſe iſt wohl ausgebildet, nicht platt gedrückt; mitunter begegnet man ſogar ausgeſprochenen Adlernaſen. Das kohlſchwarze, derbe Haar hängt ſchlicht herunter, bis zum Nacken herab, nur die Schamanen tragen es in geſonderten Strähnen. Die Backenknochen ſtehen etwas hervor, die Lippen ſind voll und dick; der Bartwuchs iſt nur unbedeutend entwickelt, die Haut ziemlich hell und von ſchwach röthlich-gelber Färbung.

Seit den früheſten Zeiten erfreuen ſich die Tlinkith keines guten Rufes bei den Weißen. Wenn auch in dem ungünſtigen Urtheil, das La Pérouſe über ſie fällt, die Farben zu ſtark aufgetragen ſein mögen, ſo ergiebt ſich doch wohl ſo viel aus demſelben, daß die Tlinkith nicht erſt durch den Umgang mit den Weißen verdorben worden ſind. Da La Pérouſe nachweislich der erſte geweſen iſt, welcher mit ihnen in Berührung kam, ſo wird es nicht ohne Intereſſe ſein, die von ihm gegebene Schilderung des Verhaltens der Eingeborenen nach einer 1799 in Leipzig erſchienenen Ueberſetzung des Reiſewerkes zu vernehmen. „Ihre Künſte“, ſagt er darin, „ſind ziemlich weit getrieben und ihre Bildung hat in dieſer Hinſicht große Fortſchritte gemacht; aber diejenige, welche die Sitten verfeinert, die Wildheit beſänftigt, iſt noch in ihrer Kindheit. Ihre Lebensart, welche alle Unterordnung ausſchließt, macht, daß ſie beſtändig von Furcht oder Rache beunruhigt werden; hitzig und jähzornig habe ich ſie unaufhörlich mit dem Dolche wider einander geſehen. In Gefahr, während des Winters vor Hunger zu ſterben, weil die Jagd nicht glücklich ſein kann, ſind ſie während des Sommers in größtem Ueberfluß, indem ſie in weniger als einer Stunde die zur Unterhaltung ihrer Familie nöthigen Fiſche fangen können; müſſig während des übrigen Tages verbringen ſie ihn mit Spiel, für welches ſie eine ſo heftige Leidenſchaft haben, wie manche Bewohner unſerer großen Städte; dieſes iſt die große Quelle ihrer Streitigkeiten. Ich würde ohne Furcht ankündigen, daß dieſes Volk ſich ganz zernichten würde, wenn es mit all dieſen zerſtörenden Laſtern noch das Unglück verbände, den Gebrauch irgend eines berauſchenden Getränkes zu kennen. Die Indier waren in ihren Pirogen unaufhörlich um unſere Fregatten; ſie verbrachten hier 3 bis 4 Stunden, ehe ſie den Tauſch einiger Fiſche oder etlicher Häute von Fiſchottern anfingen. Sie ergriffen alle Gelegenheit uns zu berauben; ſie entriſſen das Eiſen, welches leicht wegzunehmen war, und ſie verſuchten überhaupt, durch welche Mittel ſie während der Nacht unſere Wachſamkeit täuſchen konnten. Ich ließ die Hauptperſonen an Bord meiner Fregatte kommen; ich überhäufte ſie mit Geſchenken; und eben dieſe Menſchen, welche ich ſo eben auszeichnete, verſchmähten niemals den Raub eines Nagels oder eines alten Strumpfes. Wenn ſie eine lachende und ſanfte Miene annahmen, ſo war ich gewiß, daß ſie etwas geraubt hatten.“ Zu dieſer Charakterſchilderung, die im Allgemeinen zutreffend geweſen ſein dürfte und es zum großen Theil auch heute noch iſt, iſt nur zu bemerken, daß ſie einſeitig die ſchlechten Seiten hervorhebt. Auch wird Manches in milderm Lichte erſcheinen, wenn wir mit den Augen der Eingeborenen die fremden Ankömmlinge als Feinde anſehen, zu deren Schädigung ſie alle Mittel, Liſt und Gewalt, anwandten. Wenn auch Diebſtähle unter den Tlinkith ſelbſt öfter vorkommen, ſo werden ſie doch immer als zu ſühnende Vergehen aufgefaßt, und gerade die Furcht vor der drohenden Vergeltung hält alle Gelüſte nach fremdem Eigenthum in ſehr engen Schranken. Der Begriff des Eigenthums iſt im Gegentheil ſehr zugeſpitzt, und im Allgemeinen wird der Beſitz des Einzelnen mehr reſpektirt, als es in vielen civiliſirten Ländern der Fall ſein dürfte.

Wie bereits La Pérouſe bemerkt, iſt der Tlinkith keineswegs ein Freund von großer Thätigkeit. In ſeinen Bewegungen iſt er langſam und phlegmatiſch. Während die

Weiber für die Küche ſorgen, liegt er träge im Hauſe oder hockt in eine wollene Decke gehüllt mit gekreuzten Armen unbeweglich am Meeresſtrande. Doch zeigt er ſich auch großen Anſtrengungen gewachſen und, wenn es ſein muß, auch ausdauernd. Seine Körperkraft iſt erſtaunlich, desgleichen ſeine Widerſtandsfähigkeit gegen klimatiſche Einflüſſe. Centnerſchwere Laſten tragen die Chilcat-Indianer auf ihren Handelszügen in das Innere über unwegſame Gebirgspäſſe, dabei einer Kälte von 20 bis 30° R. trotzend. Auch pflegen ſie mitten im Winter den Gebrauch kalter See- oder Flußbäder, und wir ſelber beobachteten einen Tlinkith, der eben erſt einer offenen Stelle des eisbedeckten Fluſſes entſtiegen, ſich noch längere Zeit im Schnee herumwälzte, ehe er ſeine Hütte aufſuchte.

Es iſt erklärlich, daß ein ſo abgehärteter Körper keiner beſondern Fürſorge in Bezug auf Kleidung bedarf. Statt der früher üblichen Pelzdecken, die aus den Fellen verſchiedener Thiere zuſammengenäht wurden, werden jetzt meiſt wollene Decken loſe über die Schultern geworfen getragen, übrigens ein in äſthetiſcher Hinſicht keineswegs vortheilhaftes Kleidungsſtück. In letzter Zeit iſt der Gebrauch europäiſcher Kleidungsgegenſtände allgemeiner geworden, und in Sitka hat man nicht ſelten an Feſttagen den erheiternden Anblick eines Indianers mit weißem Kragen und ſchwarzer Halsbinde oder einer Indianerin mit ſeidenem Schleppkleide.

Eine Tätowirung des Körpers iſt unter den Tlinkith nicht üblich, dagegen bemalen ſie bei Feſtlichkeiten, bei Jagd- und Kriegszügen ihr Geſicht mit Ocker, Zinnober oder am gewöhnlichſten mit Kienruß, welches mit Oel gemiſcht wird. Auch zum Zeichen der Trauer wird das Geſicht ſchwarz bemalt, desgleichen, um es vor der Einwirkung des Herdfeuers und gegen Schneeblindheit zu ſchützen. Zierrathen werden von beiden Geſchlechtern in großer Mannigfaltigkeit getragen; in den Ohrmuſcheln hängen Ringe und geſchnitzte Steine oder Haifiſchzähne, welche beſonders hoch geſchätzt werden. Auch durch die Naſenſcheidewand wird ein Silberring geſteckt. Um den Hals hängt man Perlenſchnüre; die Frauen tragen ſilberne Armbänder, von einheimiſchen Künſtlern aus amerikaniſchen Silberdollars gefertigt, oft mehrere an einem Arm, und Ringe aus demſelben Material an den Fingern. Silber iſt überhaupt das beliebteſte Metall und wird bedeutend höher geſchätzt als Gold. Der eigenthümlichſte Schmuck der Frauen iſt jedoch der Holzpflock in der Unterlippe. Den Mädchen im Alter von 12 bis 13 Jahren wird die Unterlippe durchbohrt, und ein Stift von Knochen, Holz oder Silber, welcher mit einem Knopfe gegen das Zahnfleiſch drückt und nach außen über dem Kinn etwa 2 bis 3 cm weit hervorſteht, hindurchgeſteckt. Nach der Verheirathung wird dieſer Stift unter ſteter Erweiterung der Oeffnung durch Knochen- oder Holzpflöcke von immer größeren Dimenſionen erſetzt, bis zu einer Breite von 3 bis 4 cm und einer Länge von 5 bis 8 cm; je größer dieſer ſogenannte Lippenlöffel war, deſto höher ſtand früher das Anſehen der Trägerin. Jedoch iſt in neuerer Zeit der Gebrauch dieſes Zierrathes ſehr abgekommen, und nur bei einzelnen hochbetagten Frauen haben wir daſſelbe noch wahrgenommen. Dagegen wird der Silberſtift, der eine bei weitem erträglichere Verunſtaltung des Geſichtes bildet, von der jüngern Generation noch allgemein getragen. Doch dürfen ſich auch dieſes Schmuckes nur freie Frauen bedienen, den Sklavinnen iſt er verſagt.

Kürzere Mittheilungen.

Die Okkupation der Inſel Tawi-Tawi durch die Spanier.

Das Amtsblatt von Manila veröffentlichte am 22. Januar 1883 folgende Kundmachung:

„Ich thue hiermit zu wiſſen, daß ſeit dem 17. December des eben verfloſſenen Jahres die ſpaniſche Flagge auf Tawi-Tawi weht und zwar in dem Orte Tataan, gelegen in der Mitte zwiſchen Bongao und Siaſſi im Sulu-Archipel, wodurch die Inſel dauernd und doppelt [1]) okkupirt bleibt.

In Erfüllung der Beſtimmungen des Artikels 3 des am 11. März 1877 zwiſchen Spanien, dem Deutſchen Reich und England unterzeichneten Protokolls bringe ich es hier in der „Gaceta oficiel“ zur allgemeinen Kenntniß.

Manila, 22. Januar 1883.

P. de Rivera, Generalgouverneur.“

Von einem Theilnehmer dieſer militäriſchen Expedition erhielt die „Oceania española“ den folgenden Brief (datirt Puerto Tataan, 23. December 1882), den ich hier wörtlich überſetze:

Am 13. d. M. wurde in Joló (Sulu, Alfonſo XII.) der Befehl gegeben, daß die zur Beſitznahme der gleichnamigen Hauptinſel des Archipels von Tawi-Tawi beſtimmten Truppen ſich auf dem Kreuzer „Velasco“ einzuſchiffen hätten. Die Streitkräfte beſtanden aus einer Kompagnie des (Eingeborenen-) Infanterie-Regimentes Iberia Nr. 2, 50 Mann der Disciplinar-Kompagnie von Joló und einem Zug Genieſoldaten mit dem entſprechenden Officier-Korps. Den „Velasco“ begleiteten die Kriegsgoëletten „Venceḍora“ und „Sirena“, auf welch' letzterer ſich der Chef der Expedition, Linienſchiffs-Kapitän Don Rafael de Aragon einſchiffte; an Bord des „Velasco“ befand ſich der Titular-Geniemajor D. José Maria de Toro, welcher mit der Anlage des zu erbauenden Forts betraut war. Im Morgengrauen des 14. wurde von der „Sirena“ aus den anderen Schiffen das Signal ertheilt die Anker zu lichten; die Flotille verließ Sulu und dampfte gegen Tawi-Tawi zu, indem 6 bis 7 Seemeilen in der Stunde zurückgelegt wurden. Ungefähr 3 Uhr Nachmittags bekam man die Hauptinſel von Tawi-Tawi zu Geſicht, drei Stunden ſpäter wurde im Puerto de Tataan Anker geworfen. Dieſer Hafen wird von der Nordküſte Tawi-Tawis und einer Anzahl kleiner Inſelchen gebildet, welch' letztere von zahlreichen die Schifffahrt bedrohenden Untiefen umgeben den Namen Islas Tahatan oder Simalaac führen. Auf dem Kanonenboot „Arayat“, welches hier bereits die Expedition erwartete, unternahmen die Führer der Expedition eine Rekognoſcirungsfahrt, bis der Punkt, wo man das Fort aufbauen wollte, gefunden worden war. Am 16. wurden die Truppen ausgeſchifft und mit dem Fällen des Werkholzes und dem Lichten des Urwaldes begonnen. Die dienſtfreien Matroſen unterſtützten die Soldaten; am 17. war ein großer Holzſchuppen („Camarin“ auf den Philippinen) fertig geworden, der bis zur Herſtellung des Forts den Soldaten als Kaſerne dient. Die Arbeiten der Soldaten und Sträflinge ſind hier durch den ſtändigen Regen und die weiche Beſchaffenheit des ſchlammartigen Bodens mehr erſchwert als ſeiner Zeit in Bongao und Siaſſi.

[1]) Bongao und Tataan.

Die Insel Tawi-Tawi wird der Länge nach von einer Gebirgskette durchzogen, in welcher besonders vier Berggipfel auffallen; man hat diesen Theil des Gebirges la Montaña del Dromedario genannt, weil ihr Anblick einigermaßen an dieses Thier erinnern soll. Die Insel ist mit einer üppigen Vegetation ausgestattet, Urwald bedeckt einen großen Theil derselben. Die Küsten sind von Mangle-Dickichten umsäumt. An einzelnen Stellen des Strandes sieht man Streifen des Bodens, welche nur mit Sand bedeckt sind, aber überschattet werden von den riesigen Bäumen, welche auf den gigantischen Felsblöcken wachsen, welche aufeinander gethürmt und, von bedenklichen Sprüngen durchzogen, jeden Augenblick herabzustürzen drohen.

Ferd. Blumentritt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Von Dr. J. Chavanne's Physikalisch-statistischem Handatlas von Oesterreich-Ungarn (s. „Globus" Bd. 42, S. 95) sind uns die Lieferungen 2 und 3 zugegangen, welche folgende Karten enthalten: Wärmevertheilung im Jahresmittel, im Januar und im Juli, alle drei von dem Herausgeber bearbeitet; Territorial-Eintheilung des Heeres und das Verhältniß der Kriegsdiensttauglichkeit von Ritter von Le Monnier (mit zwei interessanten Kartons über die Vertheilung der körperlich großen und der zu kleinen Männer); Stromgebiete von V. von Haardt und Höhenschichtenkarte vom Herausgeber, letztere unserm Dafürhalten nach von nicht ganz glücklicher Wahl der Farben und Höhenstufen. Die Technik ist sonst nur zu loben.

— Unter den neuesten Heften der „Europäischen Wanderbilder", auf welche wir schon wiederholt hingewiesen haben (vergl. „Globus" 42, S. 285), ist besonders Nr. 47/48, Augsburg, hervorzuheben als eine eingehende Städteschilderung mit vielen vorzüglichen Abbildungen, ferner Nr. 44 bis 46, Ajaccio, worin auf die hervorragende Eigenschaft der Hauptstadt Corsicas als eines klimatischen Kurorts nachdrücklich hingewiesen wird. Zu nennen sind außerdem Nr. 38 und 39 (Bad Krankenheil-Tölz) und Nr. 42 und 43 (das vorchristliche Rom).

— Am zweiten Osterfeiertage hatten wir die Freude, Herrn Lieutenant Wißmann wohl und munter in Berlin begrüßen zu können. Er ist äußerlich unverändert derselbe geblieben, als welcher er uns im Herbste 1880 verließ; kaum daß eine leichte Bräunung des Gesichts, wie sie auch ein Manöver erzeugt, von seinen Wanderungen Zeugniß ablegt. Aber die Unternehmungslust ist ihm gewachsen, und wir dürfen wohl die Hoffnung hegen, ihn in nicht ferner Zeit wiederum im Herzen Afrikas zu sehen, wo das Land der Tuschilange vor allen ihn zu weiteren Untersuchungen anzulocken scheint. Von der Art und Weise, wie seine Routenkarte (vergl. oben S. 176) an den „Exploratore" nach Italien und sogar fast gleichzeitig nach London gelangte, wo sie mit noch größeren Details im Märzhefte der „Proceedings of the Royal Geographical Society" veröffentlicht wurde, ist dem wackern Reisenden nichts bekannt, und er selbst bedauert die schamlose Veruntreuung auf das Lebhafteste. Die von Berlin aus eingeleitete Untersuchung hat den Schuldigen noch nicht mit Bestimmtheit ermittelt.

Südamerika.

— Das britische Geschwader auf der westindischen und nordamerikanischen Station ist im Begriff, Porto Cabello in Venezuela zu besuchen, vor welchem Orte der in einem Bleisarg eingeschlossene Leichnam des am 5. Januar 1595 am Fieber gestorbenen Sir Francis Drake in die See versenkt worden ist. Der befehligende Vice-Admiral Sir John Commerell soll den Wunsch, daß bei dieser Gelegenheit nach den Ueberresten des Seehelden gesucht werden möchte, sehr beifällig aufgenommen haben.

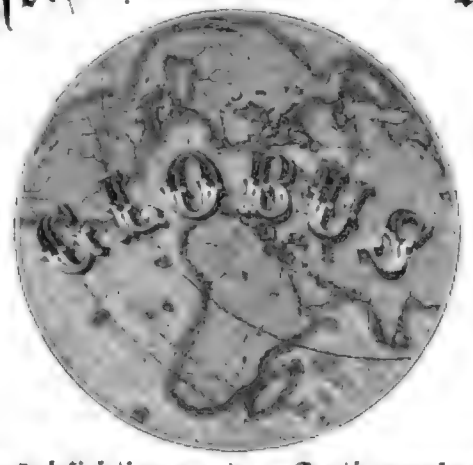
— Spaziert man durch irgend eine der Geschäftsstraßen von Rio de Janeiro, beispielsweise die Rua d'Alfandega — schreibt H. Zöller (Die Deutschen im Brasilischen Urwald I, 135) — in der sich die meisten deutschen Kaufmannshäuser befinden, so wird man vom frühen Morgen bis zum Eintritt der Dunkelheit einzelne Neger Hüte flechtend oder sonstwie beschäftigt auf den Treppenstufen sitzen sehen. Die Physiognomien werden einem bald bekannt, und zwar dies um so rascher, als die Leute alle recht höflich, freundlich und beinahe unaufgefordert zu jeder Auskunft bereit sind. Diese Neger vertreten die Stelle unserer Packträger, man ruft sie, wenn man ihrer bedarf, und sie sollen auf diese Weise durchschnittlich bis zu 6 Milreis (12 M.) täglich verdienen, mehr als irgend ein europäischer und selbst der bestgeschulte Arbeiter. Woher das? Nicht etwa weil diese Neger recht kräftig sind, denn ebenso muskulöse Leute findet man auch unter Portugiesen und Italienern; die auffallende Thatsache erklärt sich einzig und allein dadurch, daß diese Minas-Neger unter der ganzen Arbeiterbevölkerung von Rio das edelste, ehrlichste und vertrauenswürdigste Element darstellen. Wenn man — so sagten unserm Gewährsmann die Kaufleute — einem Portugiesen oder Italiener irgend welche Waaren zur Beförderung übergiebt, so ist man niemals sicher, daß er damit am Bestimmungsorte anlangt; jenen Negern aber dürfte man ohne die geringste Besorgniß ein ganzes Vermögen anvertrauen; obwohl Arbeiter, sind sie Kavaliere ureigenster Art. Dabei bilden diese Leute, die im Gegensatz zur großen Menge der Negerbevölkerung Brasiliens Mohammedaner sind, eine Art von geschlossener Gesellschaft, die den Loskauf jener wenigen besorgt, die noch Sklaven sind. . . . Und die Weiber geben ihren Männern weder an herkulischem Körperbau noch an guter Haltung etwas nach. Beim Neger ist immer eine tiefsatte Farbe (sei sie nun schwarz oder dunkelbraun), eine Farbe ohne hellere Stellen oder hellere Punkte das Zeichen physischer Kraft und Gesundheit. Nun muß man diese braunschwarzen Obstverkäuferinnen mit klassischer Ruhe, wenn man so sagen darf, klassischem Schnitt ihrer einfachen Gewänder, hier haben sitzen sehen, um zu verstehen, daß es auch unter ihrer Rasse eine besondere Art von Schönheit und Majestät giebt.

Inhalt: Antwerpen I. (Mit fünf Abbildungen). — Dr. Hans Meyer's Reisen im nördlichen Luzon. (Philippinen.) III. (Schluß). — Die Untersuchung des alten Bettes des Amu-darja. — Dr. Aurel Krause: Die Tlinkith I. — Kürzere Mittheilungen: Die Okkupation der Insel Tawi-Tawi durch die Spanier. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Südamerika. (Schluß der Redaktion 26. März 1883).

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLIII. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Antwerpen.

(Nach dem Französischen des M. C. Lemonnier.)

II.

Seit der Anlage des herrlichen Parkes und der breiten, von Baumreihen eingefaßten Avenuen hat Antwerpen keinen Mangel an schönen und ruhigen Promenaden, und doch bilden heute noch wie vor Jahren die Quais an der Schelde für den weitaus größten Theil seiner Bewohner das Lieblingsziel aller Spaziergänge. Die Stadt, die, von der Landseite gesehen, so viel von ihrem ursprünglichen Charakter eingebüßt hat, bietet von der Flußseite noch den alten malerischen Anblick dar. In schönem Halbkreise zieht sie sich um den Fluß, überragt von den zahlreichen Thürmen ihrer Kirchen. Am südlichen Ende des Quais haben Straßendurchbrüche und neue Straßenanlagen freilich manches verändert; am mittlern und nördlichen Theile dagegen stören selbst die in den dreißiger Jahren erbauten niedrigen, nüchtern ärmlichen Häuser, die hier den Quai begrenzen, die Harmonie des alterthümlichen Bildes nur wenig. Man achtet ihrer kaum; denn dicht hinter ihnen ragen die schönen Giebelreihen der alten Stadttheile empor. Leider auch nicht mehr für lange! In wenigen Jahren schon werden die prächtigen Giebelhäuser ebenso das Feld räumen müssen, wie jene dürftigen Gebäude, die mit ihren auf den internationalen Hafenverkehr berechneten polyglotten Schildern sich als Matrosenkneipen, Hotels letzten Ranges und Niederlagen von Seemannsbedarf aller Art kennzeichnen. An ihrer Stelle werden sich längs des gerade gelegten und um das Doppelte verbreiterten Quais moderne Prachtbauten erheben. Die alten, von der Schelde in die Stadt führenden Kanäle, die früher als Hafen dienten, und in denen die Schiffe zur Ebbezeit fast auf dem Trocknen liegen, werden dann auch verschwinden. Von den hohen Zugbrücken aus betrachtet, die am Quai über sie führen, macht jeder einzelne dieser Kanäle mit seiner Einfassung von alterthümlichen Häusern den Eindruck eines echt niederländischen Bildes. Die Abgeschlossenheit der Kanalstraße auf der einen, der breite Fluß mit seinen zahlreichen Schiffen und der weiten Ebene dahinter auf der andern Seite, das sind in der That Gegensätze von höchster malerischer Wirkung.

Der Antwerpener Bürger freilich, der seine der Erholung gewidmeten Stunden mit Vorliebe auf den Quais am Flusse und den Bassins, „aen't werf", zubringt, hat nur in seltenen Fällen ein Auge für den landschaftlichen Reiz der altgewohnten Umgebungen. Was er sucht, das ist der rastlose Verkehr, die großartige Thätigkeit, die hier herrschen. Er kommt immer und immer wieder hierher um das Ankommen und Abgehen der großen Schiffe, das Ein- und Ausladen der Waaren zu sehen. Stundenlang kann er bei den großen Dampfkrähnen stehen, die mit ihren riesigen Armen die umfangreichen Ballen überseeischer Produkte aus dem Schiffsraum des am Quai verankerten Dampfers emporheben, stundenlang auch das geschäftige, geräuschvolle Treiben beobachten, von dem die mächtigen Zoll- und Lagerhäuser umwogt sind. Mit lebhaftem Interesse sieht er der Einschiffung einer Herde armer Auswanderer, mit noch lebhafterm vielleicht dem mühsamen und lärmenden Anbordbringen eines nach England be-

stimmten großen Schiffahrts-Transportes zu, aber verlangt gewissen sehr wichtigen Punkten unbedingt eingehen Nebenvertrag. Das Eindringen eines organisatorischen Schiffes in einen der großen Transportvertrag ist stets ein wichtiges Ereignis. Und wer es in dem Hafen- und Schiffahrtsverkehr von Ereignissen eine lebhafte Theilnahme entgegenbringt, mit einer Antwerpenkunde, also wäre es eine ihm persönlich

Ein Kanal in Antwerpen.

brauchte, in dem sie heute noch stehen. Umgekehrter Gesichtsmast, klassischer Stolz und Hauch Poesie, das Alles ist heute noch oft genug als die bevorzugtesten Eigenschaften der Antwerpener Boote angepriesen. Und wenn diese Lobsprüche längere Zeit in der Schachtel gelebt, nur aus alten Dingen Gutgemischt gebadt hat, die Einwohner an einem Krankheit aber Verwöhnung zu leiden, der weiß, wie ungerecht jene Vorwürfe sind. Die feinere andere Stadt Belgiens hat bald widerlegt, d. h. dort spezielle germanische Element in den Vordergrund, was gerade in Antwerpen. Also wenn der leichtfertige Franzose bei seiner Entfernung ungezwungener Verkehr von Antwerpen verweilt, so kann er sicher sein, daß er, sobald das Gut erst einmal geschwollen ist, nirgends so viel zu Ausstellungen Gelegenheit finden wird, wie hier. Der erstaunlichste ungezwungene Verkehr zwischen Deutschen und Franzosen ist der Verschiedenen Gelegenheit mit den jenen Volksfesten ohne ebenso in Tage, wie ein Freiher und Bonn Jahrgängerjugend Humor, der wenigstens auf seinen Lungen, ebenso Gott schützen läßt. Das Beste aber ist ihren Gutgesinnt zur Verständigung einer leichten Reaktion, einen Volksfrieden „Cramponad", entgegen. Da kann jeden Mordanzug, zu jedem Besuch die große Gnade der Karlsruhe nach Berlin giebt, nennen die beiläufigen Eigenschaften der Antwerpener Boote, die sich

Ober einer großen überseeischen Hausse aber nur als Vorläufer im Hafen von dem Ebenen der Hauptsee direkt berührt werden, aber zu den Bieten gehören, die allein die indischen Reisen bezeichnen verfahren: gleichviel! Wie Antwerpener sieht er eben im Schiffahrtsverkehr die Einheit eine Wechselart und Hilfe ist ein Glied der großen, von vielen Gerichte abhängigen Gemeinschaft. Tiefer Gefühl des Zusammenhalten zu einem großen Ganzen eine und die Art von wohlerwogenen Abgeschlossenheit macht einen hin, die es leicht hervorruft, daß die Einwohner von Antwerpen selten sich bei ihren Landsleuten in den schönsten Bar- durchaus ihren Ruf als Weltstadt, als Stadt des Weltverkehrs, als Stadt, in der Fremde sich wohl fühlen, nicht nur nicht verloren, sondern sogar noch gehoben hat. Und wenn diese Eigenschaften, die Antwerpen zu einer Weltstadt machen, nicht in dem Maße, wie es wünschenswerth wäre, in die Augen springen, so ist das eben nur ein Beweis dafür, daß sie in Antwerpen nicht künstlich gezüchtet, sondern in natürlicher Weise entstanden sind.

an den Schultern befestigte Flügel als Engel gekennzeichnet, | die ja ihrer eigenen wie des Vaterlands höchster Behütigung
aufgestellten Mitglieder der Antwerpener Straßenjugend, | die Wasserstraßen bewachen. Mit besonderer Emsicht

Rückkehr der Fischerboote.

richten sie ihre Schritte gegen die mit Zuschauern dicht | schön herausgeputzten Frauen und Mädchen aus dem Volke
besetzten Fenster und Balkone der Hauptstraßen, auf die | und auf die im Sonntagsstaat prangenden Greise, die sich

Das Vlämische Theater in Antwerpen.

gern in das tolle Treiben mischen. Der allgemeine Jubel, | mit an langen Stäben befestigten Schwesterbesen, vor allem
der unaufhörlich Jeden mit sich fortreißt, scheint hinter | aber das berühmte Antwerpener Feuerwehrgeschwader an
herben Typen, zu denen auch die unablässigen Angriffe | Festmaskenbildzügen gehört, dem die beste Reklame. Die

Pepernoten, mit denen an jenem Tage ein erbittertes Kreuzfeuer zwiſchen den Häuſern und der Straße unterhalten wird, ſind ſteinharte, würfelförmige Honigkuchen von etwa einem halben Zoll Durchmeſſer. Die wenig ſchmackhaften Projektile werden von der Straßenjugend emſig aufgeleſen, und die Balgereien, die dabei um den Beſitz der mit Staub und Straßenkoth bedeckten „Noten“ entſtehen, tragen das ihrige zur Erhöhung der allgemeinen Heiterkeit bei.

Sieht man das Antwerpener Volk an einem ſolchen Tage ſich in kindiſcher Ausgelaſſenheit ergehen, ſieht man es den Beſchluß jedes dieſer Feſte mit dem über alles geliebten Vergnügen des Tanzes machen, ſo liegt der Gedanke nahe, daß von irgend einer ernſtern, höhern Richtung bei der Maſſe nicht wohl die Rede ſein könne. Und doch iſt dem nicht ſo. Etwas von dem Geiſte der alten Kunſt, der früher hier geherrſcht hat und der durch Tauſende von herrlichen Werken zu den Nachkommen jener Zeit redet, lebt noch heute im Volke der Scheldeſtadt. Hand in Hand mit der charakteriſtiſchen Leidenſchaft für den Tanz geht die Liebe zur Muſik; bis in die unterſten Schichten des Volkes giebt es muſikaliſche Vereine aller Art. Auch der Sinn für bildende Kunſt iſt durch das Aufwachſen inmitten ihrer herrlichſten Schöpfungen beſonders ausgebildet. Von den öffentlichen Zeichenſchulen Belgiens iſt die Antwerpener ſtets die beſuchteſte, und zwar ſetzt ſich ihre Schülerzahl aus Leuten jeden Alters und vorzugsweiſe aus ſolchen zuſammen, die ihr Talent nur zur eigenen Freude, nicht zur Verwendung in ihrem Berufe kultiviren.

Es kann nicht ausbleiben, daß eine ſo allgemeine Begeiſterung für die Kunſt in den ungebildeten Klaſſen gelegentlich zu ſeltſamen Verirrungen des Geſchmackes führen muß. Die während der letzten Jahre entſtandenen Privatbauten Antwerpens liefern zahlreiche Beiſpiele hierfür. Die ſtattlichen Wohnhäuſer der „nieuwen ryken“, wie das Volk die zu Millionären gewordenen Schiffsreheder und Häringshändler nennt, weiſen ohne Ausnahme eine ebenſo erſchreckende, wie beleidigende Ueberladung mit architektoniſchem Schmucke auf. Der Säulen und Säulchen, der Erker und Simſe, der Reliefs und überall angebrachten Statuen iſt kein Ende, eine zweckmäßige Harmonie der Anlage mit der Beſtimmung des Gebäudes ſucht man vergebens. Sehen wir genauer zu, ſo finden wir dieſe ſelben Fehler, in geringerm Maße freilich, auch an mehr als einem der öffentlichen Gebäude oder der auf den Plätzen der Stadt errichteten Denkmäler. Bei der Auswahl aus den eingelieferten Konkurrenzentwürfen hat augenſcheinlich die dem Antwerpener innewohnende Vorliebe für reiche Pracht in der Architektur, für maſſige Formen in der Skulptur beſtimmend mitgewirkt. Das neue Bankgebäude, der im franzöſiſchen Styl gehaltene, an die Schlöſſer Ludwigs XIII. erinnernde Juſtizpalaſt, vor allem aber das reiche und doch ſo wenig ſchöne Vlämiſche Theater in der Longue Rue Neuve gehören in jene Kategorie. Von den neueren Denkmälern iſt es namentlich das dem Andenken des Bürgermeiſters Loos und der Erinnerung an die Ablöſung des Scheldezolles gewidmete Monument, an dem man lehrreiche Studien anſtellen kann über die Abſchwächung einer urſprünglich glücklichen Idee durch das leidige Zuviel in Form und Ausführung. Die Figuren an dem unruhig gehaltenen Poſtament erinnern in ihrer wuchtigen Derbheit an manche Rubens'ſche Geſtalten, über deren Berechtigung oder Nichtberechtigung von künſtleriſchem Standpunkte aus ſeiner Zeit heftig geſtritten wurde. Möge man über ihre Schönheit denken, wie man wolle: gewiß iſt, daß der Meiſter ſich keiner Uebertreibung ſchuldig gemacht hat. Noch heute trifft man unter dem Antwerpener Volke häufig Figuren, deren überkräftige Muskelentwickelung und Fülle uns un-

Das Loos-Denkmal in Antwerpen.

wüstlichkeit zu gut Bilder gemalten. Dem Fremden, der an die Bevölkerung anderer großer Städte gewöhnt ist, wird das durchweg häßliche, gelbliche Aussehen der Antwerpener auffallen. Von einer großen eigentlichen Judenbevölkerung mit ihren abgebrauchten, schiefe gewachsenen Individuen ist hier nicht die Rede. Das Judenthum wirthschaftet beträchtlich, aber es ist in Stadt, der beträchtlichen Judenfeindlichkeit, die in den kunstgierigen engen Stadtchristen lebt, bisher zu geschlossen gewesen und namentlich hat den jüdischen Dual gelegene Theorien Dr. Andrei keinen Boden, sich mit der Erneuerung der Stadt verschwunden. Nach der Meinung der Antwerpener selber ist der ganze Gesundheitszustand ihres Volkes zum großen Theil der allgemein herrschenden Bosheit für körperliche Uebungen aller Art zuzuschreiben. Die reichen ausgiebige Vereine für Turner, Schwimmer, Schlittschuhläufer und Radrer, und wenn auch in der letzten beiden schon der Begriff des Sports mit allen seinen wahnsinnigen Torheiten an sich greift, so wird doch in anderen noch jener gesunde, frische und unverbrauchte Geist gepflegt, der die Niederlande einst groß gemacht und in uns der spanischen Herrschaft befreit hat.

Mit wechsen Stolz darf Antwerpener Volk auf die ehemalige Bedeutung seiner Stadt und ihrer großen Bürger zurückblick, das läßt sich aus dem pietätvollen Festhalten an so mancher alten Tradition, an der Begeisterung für Rubens und neuerdings auch an dem lebhaften Interesse für

Hof bei Meleuse Plantin.

das Werk Plantin und seine Schöpfe erkennen. Immer wieder und wieder wird dem Fremden angerathen, den Vorhof der „gulden Passer“ nicht zu versäumen, und man braucht in der That keine besonders Sympathien für Antwerpen und die Antwerpener mit zu bringen, um auch den Reizbaren aller dieser Zeugen alter Größe und alter Tüchtigkeit den wehmüthen Genuß zu schöpfen. „Den gulden Passer“, der goldene Kompaß, wie man alte Haus im Volke heißt, gehörte bis vor wenigen Jahren der Familie Moretus und wurde von dieser der Stadt Antwerpen zu weiterer Erhaltung überlassen. Von dem berühmten Buchdrucker Christoph Plantin im Jahre 1555 erbaut und per Frankreich eingerichtet, verweist es sich noch Plantin's Tod auf seinen Schwiegersohn und Geschäftsnachfolger Moretus, in dessen Familie es dann geblieben ist. Eine recht hoch gezogene Mauer schließt Hof und Garten ab, und Haus und die Geschäftsräume sind auf den heutigen Tag beinahe unverändert so benutzen und dadurch einen in seiner Art einzig dastehenden Schatz zu schaffen. Das Haus, das im östlichen Theile der Stadt, an der Place du Gerdeuil liegt, zeigt schon über der Thür das Wappen des alten Plantin'schen Geschlechtes mit dem Wahlspruche „Labore et constantia“. Der an der Straße gelegene Theil des alten Gebäudes enthält die Wohnräume, zu denen die prächtigen Tapeten, die schönen, altertümlich schweren Möbeln, die reichen Kamine, vor allem aber die zahlreichen Bilder den Besuchsaal des alten Patriziergeschlechtes erkennen lassen. Unter den zwanzig Porträts, theils Familienbildern, theils Bildern großer Zeitgenossen und Mitarbeiter des Plantin und Moretus, befinden sich 14 von Rubens und 2 von van Dyck. Beide

tige alte Krüge und Humpen, reicher Kaminſchmuck und ſchöne, von den eichenen Deckenbalken herabhängende Leuchter geben den Räumen, in die durch die grünlichen Butzenſcheiben nur ein gedämpftes Licht einfällt, etwas ungemein Behagliches. Ueber einen rings von weinberankten Gebäuden umgebenen Hof, über deſſen Arkaden bald das Wappen mit dem Wahlſpruche, bald die Büſte eines aus dem Geſchlechte der Plantin-Moretus angebracht iſt, gelangt man in die Druckerei und die übrigen Geſchäftsräume. Wie durch einen Zauberſchlag ſcheint hier die regſte Thätigkeit plötzlich zum Stillſtande gebracht worden zu ſein. Da ſtehen verſchiedene alte Preſſen mit dem angefangenen Satze daneben; dort die Letternkaſten, die Winkelhaken und Schrifthalter, auf Stühlen und Tiſchen liegen Setzſchiffe, Schließkeile und Linien, gerade als hätten die Arbeiter ſie geſtern aus der Hand gelegt um ſie heute wieder aufzunehmen. Dicht neben der Druckerei befinden ſich die Korrektorenzimmer, jedes mit dem ſchönen alterthümlichen Pulte, auf dem noch eines und das andere Werk, deſſen der Korrektor bedurft hat, aufgeſchlagen liegt; in einem dieſer Zimmer hat Juſtus Lipſius, der Freund und Geſinnungsgenoſſe Plantin's, gearbeitet. Empfangsräume für Geſchäftsfreunde, Bibliothekzimmer, ein großer Saal, in dem die Kontrakte abgeſchloſſen wurden, ſchließen ſich im Erdgeſchoß an. Im erſten Stock befinden ſich theils an der Wand, theils in Glaskäſten in der Mitte der Zimmer aufgeſtellt Druckproben, Autographen, Holzſtöcke, Kupferplatten nach Zeichnungen von Rubens, Jordanus, van Dyck und vielen anderen der großen zeitgenöſſiſchen Künſtler. Die Rechnungen für die gelieferten Arbeiten, die daneben liegen, laſſen keinen Zweifel an der Echtheit dieſer Zeichnungen aufkommen. Sehr bemerkenswerth iſt namentlich eine Anzahl alter Prachtbibeln aus der Plantin'ſchen Officin in verſchiedenfarbigem reichſtem Druck.

Die Tlinkith.

Von Dr. **Aurel Krauſe.**

II.

Nur den Winter über wohnen die Tlinkith in ſtändig feſten Anſiedlungen, mehrere Familien vereint in großen ſcheunenartigen Holzhäuſern. Im Sommer zerſtreuen ſie ſich meiſt in ihre Jagdgründe, woſelbſt aus einigen Stangen und Rindenmatten ſchnell ein nothdürftiges Obdach erbaut wird. Die Winterhäuſer liegen gewöhnlich am niedrigen Fluß- oder Meeresſtrande, mit der Giebelfront dieſem zugekehrt. Der Grundriß iſt quadratiſch, bei den größeren 11 bis 15 Schritt im Geviert. In den Ecken und Mitten der Seitenwände ſind ſtarke Pfoſten in die Erde gerammt; die 2 m hohen Wände zwiſchen denſelben beſtehen aus dicken Bohlen, die mit der Axt aus dem Stamme gehauen werden. Darüber liegt das flache Giebeldach, in deſſen Mitte ſich die Rauchöffnung befindet; auf der Giebelſeite iſt die früher runde oder ovale, jetzt meiſt rechtwinklige Thür. Im Innern ſind an den Seiten Bretterverſchläge angebracht, welche als Vorrathsräume und Schlafſtätten für die einzelnen Familien dienen. Der Fußboden iſt nur in den Häuſern der Vornehmen mit Brettern belegt, doch bleibt ſtets ein quadratiſcher Raum in der Mitte frei, der als Feuerſtätte benutzt wird. Ueber demſelben hängt gewöhnlich an einer eiſernen in der Dachfirſt befeſtigten Kette ein großer eiſerner Keſſel, das gemeinſame Kochgeſchirr der Hausinſaſſen. Die früher übliche Kochmethode mittels heißer Steine in hölzernen Gefäßen findet jetzt nur noch beim Auskochen des Fiſchöls Anwendung. Man benutzt gewöhnlich große Kloben, ungeſpaltene Stammſtücke, die kreuzweiſe über einander geſchichtet werden; bei ungünſtigem Winde füllt ſich der ganze Raum mit dichtem Qualm, der Ungewohnten einen längern Aufenthalt darin bald verleidet, und auch die Urſache der häufigen Augenkrankheiten der Eingeborenen ſein möchte.

Jagd, Fiſchfang und Handel ſind die Hauptbeſchäftigungen des Mannes und mit geringer Mühe kann er durch dieſelben die Befriedigung aller ſeiner Bedürfniſſe erlangen. Wie die Wälder von Pelzthieren, ſo ſind die auch in der kälteſten Winterzeit offenen Meere von Fiſchen aller Art bevölkert. Außerdem liefert das Pflanzenreich verſchiedene Nahrungsmittel, vor Allem eine große Zahl ſchmackhafter Beeren. Fürwahr, der Tlinkith braucht keine Noth zu leiden, und wenn zuweilen im Winter in Folge anhaltender Stürme oder Schneegeſtöber temporärer Nothſtand eintritt, ſo iſt dies eben nur eine Folge der Sorgloſigkeit, mit welcher das Volk in den Tag hineinlebt, ohne viel an die Zukunft zu denken.

Die Tlinkith ſind nicht ohne künſtleriſchen Sinn; ihre aus Holz, Knochen oder Stein gefertigten Hausgeräthe, die mit den verſchiedenſten Skulpturen und Malereien verſehen ſind, erwecken eine nicht ungünſtige Vorſtellung von dem Geſchmacke der Verfertiger, wie ſie andererſeits von einer ausgebildeten Technik und einer lebhaften Phantaſie Zeugniß ablegen. Beſonders auffallend ſind die bis 10 m hohen bunt bemalten Wappenpfähle vor den Häuſern, welche groteske Thier- und Menſchengeſtalten, die Wappenzeichen einzelner Familien, tragen. Auch die Frauen zeigen eine nicht geringe Geſchicklichkeit in den verſchiedenſten Handarbeiten; beim kümmerlichen Schein der Thranlampe nähen ſie mit Thierſehnen zierliche Mokaſſins, verfertigen ſie ſehr dauerhafte Fiſchnetze aus Schnüren, die ebenfalls aus Thierſehnen zuſammengedreht ſind, flechten ſie Körbe und Hüte aus Stroh oder Wurzelfaſern und Matten aus dem Baſte der rothen Ceder.

Ein charakteriſtiſcher Zug der Tlinkith iſt ihre Hinneigung zu Feſtlichkeiten. Feſte werden bei den verſchiedenſten Gelegenheiten gefeiert; ſie dauern mitunter Tage lang und beſtehen im Weſentlichen in einer Bewirthung und Beſchenkung der Gäſte, die ſich dafür durch Aufführung von Tänzen revanchiren. Die ſcheinbare Freigebigkeit der Wirthe, welche mit dem ſonſtigen Verhalten der Indianer in ſtarkem Widerſpruch ſteht, erklärt ſich dadurch, daß bei nächſter Gelegenheit die Gäſte wenigſtens gleichwerthige Gaben auszutheilen haben. Die Bewirthung geſchieht jetzt gewöhnlich mit Gebäck, Beeren und Zucker, welche Speiſen den um das Feuer herumgelagerten Gäſten von den Freunden des Gaſtgebers zum Theil direkt in den Mund geſteckt werden; auch Tabak wird, bereits in Pfeifen geſtopft und

angeraucht, herumgereicht. Die Feſtlichkeiten beginnen immer erſt nach Einbruch der Dunkelheit, dauern aber mitunter die ganze Nacht hindurch. Die Tänze beſtehen in taktmäßigen Bewegungen des Körpers, begleitet von einem ausdrucksvollen und keineswegs unmelodiſchen Geſange. Die tanzenden Perſonen ſind mit einem bunten Feſtesſtaate ausgeputzt, zum Theil mit grotesken Masken vor dem Geſicht, das Haupthaar mit Dunenfedern geſchmückt, gleichſam gepudert, und halten in den Händen hölzerne Klappern oder Stäbe, oder die blendend weißen Schwänze des weißköpfigen Adlers.

Das Leben der Tlinkith bewegt ſich in feſten, durch das Herkommen geregelten Formen. Die Frau erwartet ihre Niederkunft in einer kleinen Zweig- oder Schneehütte hinter dem Hauſe; ſie gilt während dieſer Zeit als unrein, und Nahrung darf ihr nur von den nächſten weiblichen Verwandten gereicht werden. Das neugeborene Kind wird, ſowie es nur wenige Wochen alt iſt, täglich im kalten Meer- oder Flußwaſſer gebadet. Die Behandlung der Kinder ſeitens der Eltern iſt eine liebevolle, und körperliche Züchtigungen ſind äußerſt ſelten. Bei beginnender Pubertät werden die Mädchen ebenfalls längere Zeit in einer kleinen Hütte eingeſchloſſen, früher bis zur Dauer von einem Jahre, jetzt ſelten mehr als drei Monate lang. Begehrt ein Tlinkith ein Mädchen zur Frau, ſo unterhandelt er zunächſt durch Zwiſchenhändler mit den Eltern über den Kaufpreis; an einem beſtimmten Tage werden dann von dem Vater die Verwandten eingeladen, in deren Beiſein der Bräutigam ſeine Geſchenke vorbringt und dafür die Braut erhält. Vielweiberei iſt geſtattet, doch nur die Reicheren beſitzen zwei, ſelten mehrere Frauen. Die Stellung der Frau iſt keineswegs eine untergeordnete; nicht ſelten übt ſie einen weſentlichen Einfluß auf die Entſchließungen des Mannes aus. Verſchiedene befreundete Familien gehören zu einem Geſchlechte. Die beiden vornehmſten Geſchlechter ſind das Wolfs- und das Rabengeſchlecht; dieſen ſchließen ſich die anderen, wie das Bären-, Walfiſch-, Lachs- und Froſchgeſchlecht als untergeordnete an. Der Mann aus dem Rabengeſchlechte darf nur ein Mädchen aus dem Wolfsgeſchlechte heirathen; die Kinder aber folgen der Mutter, beerben auch den Oheim von mütterlicher Seite. Auf dieſe Weiſe wird das Familienvermögen immer in einem und demſelben Geſchlecht erhalten. Gleiche Bedeutung hat auch die Sitte, daß der Neffe die Wittwe ſeines Oheims heirathen muß, ſelbſt wenn er bereits eine Frau beſitzt. Die Häuptlingswürde hat unter den Tlinkith nicht viel zu ſagen, ſie beruht auf dem größern Anſehen, das Macht und Reichthum und wohl auch körperliche und geiſtige Ueberlegenheit gewähren. Im Uebrigen führen die Tlinkith ein patriarchaliſches Gemeinweſen, das durch Uebereinkunft und ſtrikte Beobachtung des Herkommens in beſtimmten Formen gehalten wird.

Das Chriſtenthum hat unter den Tlinkith noch ſehr wenig Eingang gefunden; nur in Sitka giebt es eine Anzahl von Namenchriſten (anders kann man ſie kaum bezeichnen), die ſich größtentheils zur griechiſchen Religion bekennen. Seitdem aber der Gebrauch abgeſchafft worden iſt, daß jeder Konvertit ein neues weißes Gewand mit darauf befeſtigtem rothen Kreuze bei ſeiner Taufe erhielt, was mehrfach zu wiederholten Taufen deſſelben Individuums führte, ſind Bekehrungen ſelten geworden. Das religiöſe Leben der heidniſchen Bevölkerung geht im Schamanismus auf, d. h. in dem Glauben an Geiſter, die in das Leben der Menſchen eingreifen, und deren Macht durch einzelne Wiſſende, die Schamanen, gebrochen werden kann. Der Schamane, „Ichtha“ genannt, iſt durch ſein wildes, ſchmutziges Aeußere und ſein in Strähnen herabhängendes Haar, das weder durch Scheere noch Kamm entweiht werden darf, gekennzeichnet. Die Schamanenwürde iſt mit dem Beſitz von allerhand Ausputz, Geſichtsmasken, Klappern, Trommeln und dergleichen verbunden. Für jeden Geiſt beſitzt der Schamane eine beſondere Maske, deren er ſich bedient, wenn er dieſen Geiſt beſchwören will. Die Beſchwörungen beſtehen in einem wilden Tanze, der mit verſchiedenen Geſten um das Feuer herum ausgeführt wird. Der Schamane heilt Krankheiten, macht gutes Wetter, läßt reichliche Fiſchzüge in die Gewäſſer aufſteigen und Aehnliches mehr; ſeine Kunſt läßt er ſich jedoch gut bezahlen und zwar ſtets pränumerando. Hat die Beſchwörung nicht die gehoffte Wirkung, ſo iſt er um eine Ausrede nicht verlegen; andere böſe Geiſter ſind hindernd dazwiſchen getreten, und ihre Austreibung erfordert wieder neue Beſchwörungen und — neue Bezahlung. Bei unſeren Fahrten im Lynn-Kanal fanden wir Gelegenheit einer Krankenbeſchwörung beizuwohnen. Aus einer Hütte tönte Geſang; als wir eintraten, fanden wir dieſelbe gedrängt voll von Perſonen beiderlei Geſchlechts, die hier als Zuſchauer oder aktive Theilnehmer der Ceremonie verſammelt waren. Auf einer Matte neben dem Feuer ſaß ein kranker etwa fünfjähriger Knabe, ihm zur Seite der Schamane, eine hünenartige Greiſengeſtalt, der das ſchon graue Haar in dicken Strähnen bis auf die Kniekehlen herabfiel. Auf dem Haupte trug er eine Krone aus Holzſtäben, welche bei jeder Bewegung klappernd aneinander ſchlugen; um den Nacken hing ein mit allerlei Zierrathen beſetzter Kranz. Bis auf die Lenden, welche mit einer bunten Tanzſchürze aus der Wolle der Bergziege umgürtet waren, war er völlig nackt. Auf den Knien hockend bewegte er den Oberkörper in konvulſiviſchen Zuckungen mit ſolcher Gewalt hin und her, daß er bald in heftigen Schweiß gerieth. In der Hand hielt er eine hölzerne Klapper, die die Geſtalt eines Fiſchreihers zeigte und mit der er heftig geſtikulirend ſeinen Geſang begleitete, welchen er öfters durch unartikulirte Laute, wildes Aechzen und Stöhnen unterbrach. Um das Feuer herum hockte ein Kreis von Männern, welche mit kleinen Stäben auf untergelegte Bretter und Ruderſtangen den Takt zu dem einförmigen Geſange ſchlugen und auch auf eingeſtreute kurze Fragen des Schamanen ebenſo einſilbige Antworten gaben. Die Frauen verhielten ſich während der ganzen Zeit als ſchweigende Zuſchauer, ebenſo der Vater des Knaben, der übrigens dem Schamanen für ſeine Dienſte Waaren im Werthe von etwa 50 M. im Voraus bezahlt hatte. Nachdem der Ichtha den Knaben noch einigemal in verſchiedener Richtung um das Feuer herumgeführt hatte, erklärte er nach ungefähr einſtündiger Arbeit die Macht der böſen Geiſter für gebrochen und den Knaben für geſund.

Der Schamane erlangt ſeine Würde erſt nach längerer Vorbereitungszeit, während welcher er in der Einſamkeit der Wälder ſich vorzugsweiſe von Wurzeln ernähren ſoll. Die Einführung eines neuen Schamanen erfolgt mit großer Feierlichkeit. Als wir im Winter 1881/82 Klaquan, das größte Dorf der Chilcat-Indianer beſuchten, war gerade vor wenigen Wochen der alte Schamane des Rabenſtammes geſtorben, und ein neuer wurde während unſerer Anweſenheit eingeweiht. Alle erwachſenen Angehörigen des Rabenſtammes hatten vier Tage lang zu faſten, die Kinder nur zwei, der neue Ichtha dagegen acht Tage mit nur einmaliger Unterbrechung. In dem Hauſe des verſtorbenen Schamanen verſammelte ſich der ganze Stamm, und am Abend wurden feierliche, von Geſängen begleitete Tänze um das lodernde Feuer des aus mächtigen Kloben aufgebauten Holzſtoßes aufgeführt. Rings um das Feuer herum ſtanden die

Theilnehmer am Tanze, in feſtlicher Kleidung und mit Tannenzweigen geſchmückt; im Hintergrunde ſaßen die Frauen, der übrige Raum wurde von den dicht gedrängt ſtehenden Zuſchauern eingenommen. Von einem erhöhten Platze aus leitete ein Indianer die Feier, die hauptſächlich in einem lauten Chorgeſange beſtand, der durch Paukenſchläge und Aneinanderſchlagen zweier Holzſtäbe begleitet wurde. Als Pauke diente ein buntbemalter Holzkaſten, deſſen eine Seite mit einem Felle überzogen worden war; von Zeit zu Zeit wurde der Geſang durch Ausrufe, kurze Fragen und Antworten unterbrochen, dann rückten wieder alle Theilnehmer mit wilden Geberden, indem ſie die geballten Fäuſte vorſtreckten und mit den Füßen den Boden ſtampften, gegen das Feuer vor. Darnach wurde durch die Rauchöffnung die große hölzerne Truhe des verſtorbenen Schamanen in den Raum heruntergelaſſen; die in dieſer enthaltenen Masken, Klappern, Trommeln ꝛc. wurden nun einzeln ausgepackt und unter fortdauerndem Geſange der Verſammlung gezeigt. Plötzlich durchbrach während des wildeſten Lärms ein junger Indianer in höchſter Extaſe die Reihen der Sänger, um nach einigen konvulſiviſchen Zuckungen ſcheinbar bewußtlos niederzuſtürzen; es war der neue Schamane. An drei auf einander folgenden Abenden wurden dieſe Tänze aufgeführt; an einem derſelben producirte auch der neue Schamane ſeine Künſte, indem er um das Feuer herum den bekannten Beſchwörungstanz ausführte.

Sowie ein Tlinkith geſtorben iſt, erheben ſeine Verwandten ein lautes Klagegeheul. Vier Tage oder vielmehr Nächte lang dauern die Trauerfeſtlichkeiten, welche in Geſängen und Tänzen, ſowie in einer Bewirthung und Beſchenkung der Gäſte beſtehen. Am fünften Tage findet die Verbrennung ſtatt. Hinter dem Hauſe hat man einen Scheiterhaufen aus ſtarken Stammſtücken aufgeführt, in deſſen Mitte man den zuſammengekrümmten Leichnam bringt. Während der Verbrennung ſtehen oder hocken die Verwandten regellos herum, während eine Anzahl von Männern, in einer Reihe aufgeſtellt, die Ceremonie mit einem ausdrucksvollen Klagegeſange und mit taktmäßigem Aufſtoßen von hölzernen Stäben auf ein zu Füßen liegendes Brett begleiten. Nachdem der Holzſtoß niedergebrannt iſt, werden die Knochenreſte von den Weibern aus der Aſche hervorgeſucht, in Tücher eingeſchlagen und in einem Holzgefäße verwahrt, das dann in den kleinen Gräberhäuschen, welche ſich in der Nähe jedes Indianerdorfes befinden, aufgeſtellt wird. Der Schamane jedoch wird nicht verbrannt, ſein Leichnam wird vielmehr, in eine Decke eingewickelt, in einem auf einem oder vier freien Pfählen ruhenden, taubenſchlagartigen Häuschen niedergelegt. Auch den Leichnam der Sklaven, die, urſprünglich Kriegsgefangene, jetzt nur noch in geringer Anzahl unter den Tlinkith vorhanden ſind, wird die Ehre einer Verbrennung nicht zu Theil; ſie werden ohne beſondere Ceremonien den Fluthen des Meeres überlaſſen. Früher wurden auch Sklaven beim Tode der Häuptlinge geopfert; in neuerer Zeit ſcheint man jedoch dieſen Gebrauch aufgegeben zu haben. Nach dem Glauben der Tlinkith wandert die Seele nach dem Tode auf einem bequemen Pfade über die Berge bis zu einem großen Fluſſe, an deſſen jenſeitigem Ufer ſich das Schattenreich befindet, in welches ſie von den Seelen ihrer vorangegangenen Freunde hinübergeholt wird. Wenn aber die Hinterbliebenen die Todtenfeier unterlaſſen oder nicht in der gehörigen Form vollziehen, ſo muß die Seele ruhelos umherirren, ohne den Weg in die Geiſterwelt finden zu können. Doch auch dort wartet ihrer kein beneidenswerthes Loos; ſie müßte Hunger und Durſt leiden, wenn ihr nicht von ihren lebenden Freunden Speiſe und Trank geſpendet würde. Deswegen verſäumt es der Tlinkith auch nicht, bei der Mahlzeit ſeiner verſtorbenen Freunde zu gedenken, indem er unter Anrufung ihres Namens etwas von der Speiſe ins Feuer wirft.

Der Ackerbau der amerikaniſchen Urbevölkerung.

Wo immer, vom hohen Norden und tiefſten Süden abgeſehen, europäiſche Entdecker oder Conquiſtadoren mit der amerikaniſchen Urbevölkerung in Berührung kamen, fanden ſie Ackerbau, entweder in einer vergleichsweiſe hohen Entwickelung oder doch in Anfängen, die eine ſpätere beſſere Ausbildung nicht ausſchloſſen. Man darf die Grenze zwiſchen den vorgeſchrittenen Kulturvölkern Amerikas und den gewöhnlich als Jäger- und Fiſchernomaden bezeichneten Indianern nicht zu ſcharf ziehen, denn zwiſchen beiden finden Uebergänge ſtatt, und da wir vom naturwiſſenſchaftlichen Standpunkte dahin gelangt ſind die Rothhaut des Nordens, den Kannibalen der braſilianiſchen Hyläa, den Sohn der Sonne im äquatorealen Cordillerengebiete und den Bewohner Anahuacs zu einer und derſelben Raſſe zu rechnen, ſo können wir auch die verſchieden hohen Kulturäußerungen dieſer Raſſe nur auf eine gradweiſe, durch natürliche Umſtände beförderte Entwickelung und Abſtufung derſelben zurückführen, dabei Anſichten ausſchließend, wie v. Martius ſie vertrat, daß nämlich die heutigen Jagdindianer degradirte Nachkommen einſt höher entwickelter Völker geweſen ſeien.

Im heutigen Britiſch-Nordamerika lagen allerdings den Entdeckern keine Spuren von Ackerbau vor und die dortigen Indianer, meiſt Tinnévölker, verſtanden es auch ebenſowenig das Renthier zu zähmen, wie die benachbarten Eskimos. Aber ſofort im Gebiete Canadas beginnen die Spuren und Anfänge der Agrikultur; die Indianer benutzten die Samen des Waſſerreiſes (Zizania) und neben Tabakpflanzungen erwähnt ſchon Cartier (1534) Maiskulturen am St. Lorenzoſtrom. Im Jahre 1563 ſchreibt Kapitän Ribault in ſeiner Discovery of Terra Florida: „They labor and till the ground, sowing the fields with a grain called mahis, whereof they make their meal, and in their gardens they plant beans, gourds, cucumbers, citrons, peas etc. Their spades and mattocks are made of wood.“ Den vielbeſprochenen Hochäckern Europas gleichend, erſcheinen in Michigan in den Thälern des St. Joſeph und Grand River die höchſt eigenthümlichen garden beds, die bis jetzt (American Antiquarian vol. I. Cleveland 1878) die amerikaniſchen Archäologen beſchäftigen und ſicher alte Aecker, wenn nicht Gärten ſind, die nur mit der ſorgfältigſten Arbeit hergeſtellt wurden.

Eine höhere Stufe nahmen und nehmen die in Neu-Mexiko wohnenden Indianerſtämme, die Navajos, Mojaves, Yumas u. a. ein, welche Weizen bauen, die Felder bewäſſern und das Unkraut daraus entfernen. Emory

(Fremont and Emory's Notes of Travel p. 47) war erstaunt über die Anordnungen, welche die Papagos zur Bewässerung ihrer Felder trafen; die Dämme der Kanäle mußten vom ganzen Stamm ausgebessert und unterhalten werden, während die Bestellung des Feldes die Sache eines jeden Einzelnen war. Hier lassen sich die Anfänge jener Irrigationssysteme studiren, die in Mexiko und Peru die Conquistadoren überraschten.

Mit nichten mangeln die Keime eines Ackerbaues bei den Horden Südamerikas. Dort hat, wie v. Martius (Beiträge zur Ethnographie Amerikas I, 21) uns belehrt, unter der Hand des Indianers die Pupunhapalme (Guilelma speciosa) „den ursprünglichen Typus der Fortpflanzung durch den Samen gänzlich verlernt", so daß sie durch Stecklinge weiter verbreitet werden muß. Deutet dieses schon auf ein hohes Alter der Dienstbarmachung einer Pflanze zum Nutzen des Menschen, so weisen darauf ferner die Sagen vom Auftreten Carayba's hin, der mit dem Anbau gewisser Nährpflanzen ebenso von den brasilianischen Indianern in Zusammenhang gebracht wird, wie ähnliche Sagen dieses bedeutungsvolle Ereigniß in Mexiko und Peru verewigten. In Lichtungen (Roças), von den Männern im Urwalde ausgehauen, legten die Frauen der Indianer die Pflanzungen an und ernteten die Früchte, die zu mannigfaltigem Genusse bereitet wurden. Mais, Mandiok, Bataten, Erdmandeln wurden gebaut. Orellana erzählt, daß er auf seiner Reise den Amazonenstrom abwärts in den meisten Ortschaften Mais gefunden habe; ebenso wurde Alvar Nuñez Cabeça de Vaca auf seinem denkwürdigen Zuge von Santa Catarina bis zu den Ufern des Paraguay reichlich von den Indianern mit Mais versorgt. Wie uns Lery erzählt, war den Tupi diese hochgeschätzte Kulturpflanze unter dem Namen Avati bekannt. Fast noch ausgedehnter wurde die Kultur des Knollengewächses Maniok angetroffen. (Vergl. W. Schultz, Natur- und Kulturstudien aus Südamerika, Dresden 1868, 55.) Auch an beginnender Hausthierzucht fehlte es den Indianern Brasiliens nicht. Den kurzhaarigen stummen Alcohund (Canis mexicanus) treffen die Spanier auf den Antillen und dem ganzen Festlande nur als Begleiter des Menschen, nirgends aber wild, und bis heute findet man bei jeder Indianeransiedelung am Amazonas ꝛc. zahme Hokkohühner und Trompetervögel.

Gewiß wäre es eine dankbare Aufgabe, einmal die Anfänge des Ackerbaues bei den amerikanischen Naturvölkern im Zusammenhang zu bearbeiten und gleichsam als eine erklärende und grundlegende Vorhalle hinzustellen für den Ackerbau der Kulturvölker Perus und Mexikos. Was die letztern betrifft, so haben wir die Freude, unseren flüchtigen einleitenden Worten die Anzeige eines Buches anschließen zu können, welches jenes Thema, wie uns dünkt, mustergiltig löst und zum Abschlusse bringt.

Das Buch, welches wir meinen, führt den Titel: „Die Landwirthschaft bei den altamerikanischen Kulturvölkern von Max Steffen (Leipzig, Duncker und Humblot 1883). Berücksichtigt werden die Azteken, die Mayas in Yukatan, die Chibchas in Cundinamarca und die Inkaperuaner. Eine sehr sorgfältige Sichtung und Kritik der Quellen geht voran; überall schöpft der Verfasser aus den spanischen Originalquellen und benutzt moderne Arbeiten nur da, wo sie Licht verbreiten können über ältere Angaben. Er ist allenthalben durchaus sachlich und bringt so ein erschöpfendes Material zusammen. Die wichtige Frage der Vertheilung und Besitzart des Bodens wird stets vorausgeschickt und daran der Pflanzenbau, die Art der Feldbearbeitung und die Kulturpflanzen geknüpft; endlich werden die Zuchtthiere abgehandelt. So erhält man ein durchaus thatsächliches Bild der Landwirthschaft in den altamerikanischen Kulturländern.

Das Gesammtbild, welches wir aus der Lektüre dieses Werkes erhalten, erweckt uns getheilte Empfindungen. Wenn wir sehen, daß die menschlichen und thierischen Excremente in Amerika zum Düngen der Felder benutzt wurden, in Peru der Guano seine Anwendung fand, daß überall eine künstliche Bewässerung vorhanden war, die in den regenlosen Strichen Perus zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet war, so können wir dem Fortschritte der Amerikaner unsere Bewunderung nicht versagen. Aber andererseits wie ärmlich waren die Mittel, mit denen der Boden bearbeitet wurde; ja man muß sagen, daß diese überall auf demselben rohen Standpunkte verharrten, den wir oben bei den Naturvölkern andeuteten. Die Chibchas hatten nur eine hölzerne Schaufel und ein im Feuer gehärtetes Holz zur Bodenbearbeitung. Auch die Mexikaner hatten nur Holzschaufeln verschiedener Form. „Die eine Art handhabte man nur mit den Händen, indem man auf den Füßen hockte; die andere wurde mit vereinter Kraft von Hand und Fuß in die Erde getrieben." Und so ähnlich bei den Inkaperuanern, wo die elenden Pfähle und Schaufeln mit Gesang von den Arbeitern in den Boden gedrückt wurden. Freilich fehlte überall das Eisen, und die Bronze, die sie besaßen, scheint zu landwirthschaftlichen Geräthen keine Anwendung gefunden zu haben. R. A.

Die Insel Hendscham im Persischen Meerbusen.

Hendscham, eine Insel in der Straße von Hormuz, liegt südlich des bedeutend größern Eilandes Kischm, südwestlich von Bender Abbas und nordwestlich von Ras Mesandum, der Nordspitze von Oman. Ihr Name würde wohl selten oder nie genannt werden, trüge sie nicht eine Station des englisch-indischen Telegraphen, und einem frühern Beamten desselben, Mr. Ernest Ayscoghe Floyer, jetzigem Direktor der ägyptischen Telegraphen, verdanken wir denn auch ihre Beschreibung (in dem Reisewerke „Unexplored Baluchistan", London 1882, S. 123 ff.).

Hendscham ist für Jemanden, der nichts zu thun hat, eher alles andere, als ein angenehmer Platz. Fünf englische Meilen lang, drei breit, besteht es fast ganz aus schroffen Bergen, welche zuerst vollständig kahl aussehen, aber bei einem sorgsamen Botanisiren im März und April über hundert Species aufwiesen. Eine zierliche reizende Pflanze war neu und erhielt in Kew den Namen „Reaumuria Floyeri". In früheren Seeräuberzeiten muß die Insel eine merkwürdige Geschichte gehabt haben; denn ihre ganze Oberfläche ist bedeckt mit den Trümmern von Tausenden von Steinhütten, über deren Bewohner nichts genaues bekannt ist. Ebenso sind Hunderte von großen Wasserbehältern in dem festen Kalkgesteine ausgehauen und mit einem nahezu unverwüstlichen Cement überzogen, über-

all zerſtreut. Die Senkungen zwiſchen den Hügeln, wo ſich etwas Erdboden angeſammelt hatte, waren früher alle ſorgſam eingehegt. Regen fiel vor drei oder vier Jahrhunderten anſcheinend viel reichlicher, als jetzt, und ſetzte die Bewohner in Stand, ihrer ſonſt unabänderlichen Koſt von getrockneten Fiſchen durch Datteln, Bohnen und Ziegenmilch etwas Abwechſelung zu verleihen. Am Nordende der Inſel liegen die Ruinen einer ausgedehnten Stadt, welche ſich zweier Moſcheen rühmte. Ihrer Zerſtörung kann ſich die Tradition noch erinnern; die beſſere Maurerarbeit beweiſt, daß es eine perſiſche Kolonie war, und die Ueberlieferung, daß dieſelbe durch einen arabiſchen Raubzug zerſtört wurde, iſt ſehr wahrſcheinlich richtig.

Am ſüdlichen Ende der Inſel liegt ein kleines Dorf von Perlfiſchern, bewohnt von etwa 200 Familien der Beni Jaß von Debai (nahe Sharkah), einem ſo prächtigen Menſchenſchlage, als man nur irgend finden kann.

Floyer ſammelte Exemplare von faſt jedem Inſekte auf der Inſel, im Ganzen 140, wobei ihm ſeine beiden eingeborenen Diener behilflich waren. Beſonders intereſſant aber iſt die Geologie und Mineralogie. Höchſt wunderbar ſind die großen Salzhöhlen, namentlich eine faſt im Mittelpunkte der Inſel. Von außen geſehen ſtellt ſich ein mäßig hoher Berg von lebhafter karmeſinrother Färbung dar; nähert man ſich demſelben von Oſten, ſo erſcheint er wie mitten durchgeſchnitten, und man befindet ſich einer geraden Wand von Steinſalz gegenüber, die mit Blöcken rothen und gelben Kalkſteins durchſetzt iſt. Steigt man zur Oeffnung der Höhle hinauf, ſo klettert man über Maſſen von Eiſenkies, Glanzeiſenerz, große hellgrüne Steine, gelbes Geſtein und Geröll von allerlei Farben. Die Glanzeiſenerzblöcke ſind ſehr ſchwer und werden von den Perlfiſchern beim Tauchen als Senkſteine benutzt. Wenn man ſich in die enge und krumme Höhle, die ſich unter dem Berge hinzieht, einen Weg bahnt, ſo kommt man unwillkürlich auf den Gedanken, daß man hier ein Original jener wunderbaren Höhlen aus „Tauſend und eine Nacht“ vor ſich hat. Eiſenkies ſieht bei mattem Lampenlicht ganz wie Gold aus und das jetähnliche Eiſenerz wie funkelnde Juwelen. 200 Fuß weit drinnen öffnet ſich eine ſchöne Wölbung mit mächtigen Stalaktiten von Steinſalz; außerdem aber ſind Decke und Wände über und über mit einer herrlichen Salzefflorescenz gleich dem weichſten und reinſten Schnee, bedeckt. Zwei Officiere von einem engliſchen Kriegsſchiffe begleiteten einſt Floyer in dieſe Höhle und prieſen ſpäter ihre Schönheiten ſo hoch, daß zwei andere ſich alsbald mit ihren Laternen aufmachten und hinabſtiegen; ſie hatten indeſſen eine falſche Vorſtellung von der Größe der Grotte und wären faſt erſtickt, als ſie drinnen ein blaues bengaliſches Licht abzubrennen verſuchten.

Sieht man von dem Perlfiſcherdorfe ab, ſo giebt es auf der ganzen Inſel nur drei Brunnen; dieſelben ſind ſehr tief, enthalten aber ſelten mehr als einen Eimer voll Brackwaſſer auf einmal. Einer auf der Südweſtküſte iſt eine Art Merkwürdigkeit; ſein Waſſer ſchmeckt ſtark nach Erdpech und ſeine Mündung iſt ganz eng. Hat ſich aber das Auge an die Dunkelheit gewöhnt und ſieht die 120 Fuß bis auf den Grund hinab, ſo iſt man erſtaunt, daß der Brunnen voller Tauben iſt. Floyer entdeckte ihn erſt kurz vor ſeiner Abreiſe, ſonſt hätte er ihn genauer unterſucht. Wahrſcheinlich ſteht er durch eine Spalte, welche den Tauben Zugang gewährt, mit den etwa 200 Yards entfernten Klippen der Küſte in Verbindung.

Eine andere Merkwürdigkeit der Inſel ſind die „verſteinerten Dattelbäume“. In einigen Bänken ſalzhaltiger kalkiger Erde findet ſich nämlich ein Wald von ſonderbaren natürlichen Säulen von ſehr hartem und ſchwerem Lehm. Es dauerte lange, ehe Floyer zu der Ueberzeugung kam, daß ſie nicht wirklich verſteinerte Bäume ſein konnten. Eine dieſer Säulen grub er heraus und ſandte ſie an den politiſchen Agenten in Maskat, befindet ſich aber bis heutigen Tages im Unklaren über ihren Urſprung.

Furchtbar iſt die heiße Jahreszeit in Hendſcham. Floyer beſaß nicht weniger als fünf Betten in verſchiedenen Theilen der Inſel, um jeden Wind, falls ſich ein ſolcher erheben ſollte, ausnutzen zu können. Eines am Seeſtrande und ein zweites am Rande einer Klippe wurden vielleicht am meiſten benutzt; aber ſtets war es läſtig den Schlaf zu ſuchen bei ſchwerem, warmem Thau, bei einer Luft, die von dem Geruche des in den warmen, träumeriſchen Wogen faulenden Seetangs erfüllt war, und bei einem Thermometerſtande, der die ganze Nacht hindurch ſelten unter 96° F. betrug. Dennoch beſtand Floyer die Zeit ſeines dortigen Aufenthaltes gut, und nur einer ſeiner Diener wurde verrückt. Im Auguſt 1876 erhielt er ſeine Verſetzung nach Buſchir; die wenigen noch übrigen Schafe, welche er auf der Inſel beſaß, waren bald verkauft, ſeine Habe in Kameelladungen verpackt und ein Diener nach dem nahen Kiſchm geſchickt, um Kameele herüber zu holen. Die Hendſchamis haben eine eigenthümliche Weiſe, dieſe Thiere über den beide Inſeln trennenden Meeresarm zu ſchaffen. Sie laſſen zwei derſelben neben einander niederknien, binden ihnen dann alle Glieder ſo feſt als möglich an, ſchieben ein Boot auf den Strand zwiſchen ihnen hindurch, befeſtigen ſie außen an demſelben, ſchieben das Ganze wieder ins Waſſer und ſpannen dann das Segel auf. Kameele können auf dieſe Art Stunden lang transportirt werden, obwohl ſie faſt beſtändig ganz in den Wogen untertauchen.

So erreichte auch Floyer's Gepäck die Inſel Kiſchm, die hauptſächlich aus Salzebenen, durchſchnitten von niedrigen Kalkketten, beſteht.

Die Anthropologie der Litauer.

Es vergeht jetzt faſt kein Jahr, ohne daß wir von Dorpat her mit einer Diſſertation anthropologiſchen Inhalts beſchenkt werden. Im Jahre 1878 begann Grube mit ſeinen anthropologiſchen Unterſuchungen der Eſten; es folgte darauf Waeber mit den Beiträgen zur Anthropologie der Letten, ferner Waldhauer mit der Anthropologie der Liven und 1882 Blechmann mit einer Anthropologie der Juden. Dieſen reiht ſich die Inauguraldiſſertation von Iſidor Brennſohn „Zur Anthropologie der Litauer“ (Dorpat 1883) an, welche uns jetzt beſchäftigen ſoll. Die Quelle dieſer ebenſo gewiſſenhaften als erwünſchten Arbeiten iſt aber in allen Fällen eine und dieſelbe, nämlich der anregende Einfluß des Dorpater Anthropologen Ludwig Stieda, der mit preiswürdigem Streben ſeine Schüler

auf ein weites, noch wenig bebautes Gebiet hinlenkt, auf dem sie wissenschaftlich mehr zur Geltung gelangen können, als durch die schönste Krankengeschichte, welche nicht über den engen Kreis der Fachgenossen hinaus bekannt wird.

Da in körperlicher Beziehung der litauische Zweig des litauisch-lettischen Volksstammes noch nicht untersucht war, so fand Brennsohn ein Gebiet vor, auf dem er von Grund aus alles neu gestalten konnte. Er beginnt mit einer Uebersicht der ethnographischen und linguistischen Literatur über die Litauer, in welcher allerdings ein abschließendes und bahnbrechendes Hauptwerk, August Schleicher's Handbuch der litauischen Sprache, übersehen ist, ein Werk, das in seiner Vorrede auch dem Ethnographen viel wichtigen Stoff bietet. Die Trennung der Litauer in Samogitier (Schmuden oder Zemaiten) und eigentliche Litauer, ist keine scharfe und strenge; die Begriffe zeigen verschwommene Grenzen, lassen sich höchstens dialektisch begrenzen und haben keinerlei körperliche Grundlage; dieses geht aus den mit Sorgfalt und Sachkenntniß vom Verfasser aus der Literatur zusammengestellten Belagstellen hervor.

Brennsohn bestimmt dann, namentlich auf Rittich's Autorität hin, Kopfzahl und Wohnsitze der Litauer *im russischen Reiche*. Im Ganzen findet man dort noch 1 443 217 Seelen dieses Völkchens, von denen 809 517 eigentliche Litauer und 623 700 Samogitier sind. Sie wohnen in den Gouvernements Kowno, Wilna, Suwalki und in geringer Zahl auch in Kurland und Grodno.

Rittich's Darstellungen schließen mit der russischen Reichsgrenze ab; die Litauer wohnen aber, wie wir wissen und neuerdings sogar zu merken beginnen, auch in der Provinz Ostpreußen. Was Brennsohn über die Ausdehnung und Anzahl der Litauer in Preußen nach Trautvetter und Köppen mittheilt, sind veraltete Angaben. Ueber die der Gegenwart entsprechenden Verhältnisse liegt das Material gesichtet bei Richard Böckh vor, graphisch dargestellt in dessen Sprachenkarte des preußischen Staates (zwei Blatt, Berlin 1861) und eingehend erläutert in desselben Autors Werke „Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet" (Berlin 1869, S. 57 ff.). Das ganze, nur noch sehr kleine und dürftige Gebiet der preußischen Litauer ist kein zusammenhängendes mehr, sondern so von Deutschen durchsetzt, daß man nur noch von litauischen Sprachenclaven in Ostpreußen reden kann. Gegenwärtig haben dieselben eine etwas komische Bedeutung erlangt, indem man eine litauische Nationalitäten-Frage künstlich aufwarf, und mit Rücksicht hierauf möge es gestattet sein, kurz Anzahl und Sprachgebiet der preußischen Litauer vorzuführen, woraus allein schon sich ergiebt, wie aussichtslos und unbedeutend litauisch-bäuerliche Nationalitätsbestrebungen innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches sind.

Die preußischen Litauer sind gegenwärtig auf die beiden Landschaften Schalauen und Nadrauen beschränkt. Vorherrschend ist das litauische Element noch im nördlichsten Theile Ostpreußens jenseit der Memel und Scheschuppe, also in den Kreisen Memel, dem größern Theile von Heidekrug und Tilsit, dem kleineren von Ragnit, Pillkallen und Niederung. Von 121 000 Bewohnern sind hier 67 000 Litauer. Dagegen sind in den südlich jener Flüsse gelegenen Theilen Schalauens unter 160 000 Einwohnern nur 46 000, die sich zur litauischen Sprache als ihrer Muttersprache bekennen. Grenzt man den *überwiegend* litauischen Theil Schalauens nach Kirchspielen ab, so ergiebt sich mit Einschluß der deutschen Stadt Memel ein Gebiet von 52 Quadratmeilen mit 138 000 Einwohnern, von denen 75 200 der litauischen Nationalität angehören. Dieses ist die Hauptmasse.

In Nadrauen sind die Litauer noch weit spärlicher vertreten. Zu dieser Landschaft rechnet man die Kreise Gumbinnen, Stallupönen, Insterburg, den östlich der Deime gelegenen Theil der Kreise Labiau und Wehlau und den südlich der Arge gelegenen Theil des Kreises Niederung. Auf diesem Gebiete wohnen unter 210 000 Einwohnern nur 20 000 Litauer, deren Sprache aber im starken Rückgange begriffen ist, wie die statistischen Tabellen aus verschiedenen Jahren bezeugen. Im Jahre 1843 hatten die Litauer ihren Höhepunkt erreicht, seitdem ist ein Rückgang bemerkbar. Das litauische Sprachgebiet, d. h. die Orte, in welchen über ein Achtel der Bewohner litauisch reden, beträgt in Ostpreußen nur 57 Quadratmeilen und dieses Gebiet ist noch stark mit Deutschen durchsetzt. Die Zahl aller litauisch Redenden betrug 1861 nur 137 000. Rechnet man dazu die russischen Litauer, so ergiebt sich 1 600 000 als Gesammtzahl des Völkchens.

Die Hauptaufgabe und das Hauptverdienst Brennsohn's liegt in der Ermittelung der Körpermaße der Litauer. Er hat 100 Individuen, 60 Männer und 40 Weiber von „reiner, unverfälschter Rasse" gemessen und das Resultat seiner genauen und sorgfältigen Arbeit mit den Messungen der Letten von Waeber ꝛc. verglichen. An dieser Stelle können wir nicht auf die Einzelheiten eingehen und bemerken nur, daß die Arbeit den heutigen gesteigerten Ansprüchen der Anthropologie entspricht; doch ist es von Interesse, das Gesammtbild des Litauers, wie es Brennsohn gefunden hat, hier mitzutheilen. Der Litauer ist von mittlerer Größe, von kräftigem, wohlproportionirtem Körperbau. Korpulenz kommt nur äußerst selten vor. Die Hautfarbe ist weiß, bei den jungen Mädchen nicht selten von auffallender Reinheit und Weiße, der Haarwuchs am Körper ist ein geringer. Das Kopfhaar, schlicht, sehr selten leicht gelockt, ist blond oder hellbraun, selten dunkelbraun, sehr selten schwarz; rothes sah der Verfasser kein einziges Mal. Der Bartwuchs ist mäßig; meist werden Schnurrbärte allein getragen, Vollbärten begegnet man selten. Die Augen sind mittelgroß, die Augenlidspalte horizontal gerichtet; die Farbe der Augen ist meist schön blau, doch sind braune Augen nicht gar selten. Der Kopf ist von mittlerer Größe. Der Cephalinder für beide Geschlechter ist 82,62 (was einen eigentlichen Schädelinder von 80,62 ergiebt, also entschiedene Hinneigung zur Brachycephalie). Das Gesicht hat eine ovale Form, die Backenknochen springen nicht vor; die Stirn ist eine mittelhohe. Die Nase ist gerade, doch kommen auch kurze und gestutzte Formen vor. Der Mund ist von mittlerer Größe; die Zähne meist gut und gerade gestellt, bei den Weibern oft von einer auffallenden Kleinheit; Caries ist gar nicht selten. Die oberen Zähne stehen oft vor den unteren vor und sind häufig um $^1/_2$ bis 1 cm nach vorn gerückt. Die Lippen sind voll, doch nicht gewulstet. R. A.

Kürzere Mittheilungen.

Das Dorf-System in Perſien.

In Perſien werden Dörfer gegründet und wieder aufgegeben in folgender Weiſe. Ein reicher Mann baut irgendwo, wo ſich ein guter Boden und viel Waſſer findet, ein „Rabât“ d. h. eine große ummauerte Einfriedigung mit Zellen rings herum und ein paar großen Flügelthüren. Der Bau geht ſehr langſam von Statten, da vielleicht nur drei oder vier Männer auf einmal und auch nur während einiger Monate im Jahre daran arbeiten. Sobald die Umfaſſungsmauer, die Thore und einige Zellen fertig ſind, ſetzt der Eigenthümer eine Familie hinein, ohne ihr jedoch Steuern abzuverlangen. Andere Familien folgen nach, und wenn das Dorf wächſt, ernennt der Eigenthümer einen „Katchuda“ oder Vorſteher und beginnt allmählich mit der Beſteuerung. Iſt er vernünftig oder, was wichtiger, wird er genau über die Hilfsmittel ſeines Dorfes unterrichtet, ſo wartet er mit dem Anziehen der Steuerſchraube, bis ſeine Bauern ſich ordentlich eingewohnt haben; denn wenn er übermäßig viel fordert, ſo ſchneidet er ſich in ſein eigenes Fleiſch. Alsbald erbaut nämlich ein Konkurrent in der Nähe ein anderes Rabât und lockt ihm ſeine Einwohner fort. Uebermäßige Beſteuerung iſt keineswegs eine Folge von tyranniſcher Geſinnung, ſondern von Syſtemmangel und ungenügender Information. Ein richtig geleitetes Dorf wird bald groß genug, daß es ſich von dem Schutze des Rabât losſagen kann, worauf letzteres in Trümmer fällt.

Ein weiteres Moment zur Beurtheilung dieſer Frage iſt nach Ernest Ayſcoghe Floyer (deſſen Buche „Unexplored Baluchistan“, London 1882, S. 400 f. dieſe Angaben entnommen ſind) Folgendes. Die Perſer ſind weſentlich Nomaden, welche ihre Häuſer einfach zur Aufbewahrung ihrer Vorräthe benutzen und ſelbſt im Freien leben. Reiche Perſer, wie den Wakil-al-Malk, den Statthalter von Kirman, fand Floyer mitten im Winter bei lauter offenen Fenſtern und ſo gut wie in freier Luft ſitzen. Ihre Einrichtung beſteht nur aus Teppichen, Matratzen, Kiſſen und Kochtöpfen, alles gleich gut paſſend für den Marſch, das Lager im Freien, die Hütte oder den Palaſt. Bei aller Liebe zu ihrem Vaterlande haben ſie keine Idee von einer Heimath und damit haben ſie ein Mittel gegen übermäßige Beſteuerung in der Hand. Floyer hat wiederholt ganze Dörfer verlaſſen gefunden und geſehen, wie andere gerade von ihren Inſaſſen geräumt wurden; hätte er ſich in dieſen Fällen nicht genau nach den Umſtänden erkundigt, ſo würde er vielleicht ſpäter von greulicher Tyrannei, von gequälter und von ihrem Heim vertriebener Bauernſchaft und dergleichen in Perſien berichtet haben. Aber auf Befragen erfuhr er ſtets, daß die geforderten Steuern ſehr gering waren, daß die Leute aber jungfräulichen Boden irgendwo in der Nähe aufſuchten, wo ſie Waſſer, vorläufig keine Steuern und ein von einem Konkurrenten erbautes Rabât zum nächtlichen Obdach für Menſch und Vieh fanden. Wenn ein perſiſcher Bauer im Jahre drei Monate lang gearbeitet hat, kann er die übrige Zeit in der Sonne oder im Schatten ſitzen, ſpinnen und rauchen, während ſein Harem Teppiche webt.

Grönland im Jahre 1882.

Auf Grund der im vorigen Herbſte aus allen Koloniepläßen eingegangenen Berichte giebt die Direktion des königl. grönländiſchen Handels zu Kopenhagen folgende Ueberſicht über die Witterungsverhältniſſe und die ökonomiſche Lage Grönlands im Jahre 1882.

Das rauhe und kalte Wetter, welches während des Sommers und des Herbſtes 1881 in Nordgrönland vorherrſchend geweſen war, wurde Anfangs November von einer milden Witterung abgelöſt, ſo daß der bereits gefallene Schnee verſchwand; hier ſowohl wie in Südgrönland begann die eigentliche Winterkälte im December. Wohl war die Kälte nicht beſonders ſtreng, aber ungewöhnlich anhaltend; in Südgrönland, wo der Niederſchlag den ganzen Winter hindurch ſehr beträchtlich war, herrſchten ſtarke Winde, während die Witterung in Nordgrönland einen ruhigern Charakter hatte, indem Stürme faſt gar nicht vorkamen. Der Frühling fand ſich erſt ſpät ein und der Sommer war namentlich in Südgrönland wegen der vorherrſchenden nördlichen Winde recht kühl. Schon zu Anfang December 1881 legte ſich das Weſteis längs der äußern Küſte bei Egedesminde, und zu Ende März 1882 lag es ſogar während einiger Zeit auf der Küſtenſtrecke bis Kangek an der Mündung der Godthaabsbucht dicht am Lande. Das Großeis zeigte ſich im Laufe des Herbſtes und Winters dann und wann außerhalb der Diſtrikte Frederikshaab und Julianehaab, wurde jedesmal aber von den nördlichen Stürmen wieder zur See getrieben. Ende März fand ſich aber das Eis wieder in großen Maſſen ein und lag nun ununterbrochen längs der Küſte des Diſtriktes Julianehaab, beſonders aber ſüdwärts von der Kolonie; auf dieſer Strecke war das Eis häufig ſo dick gepackt, daß nicht nur der Verkehr gehemmt, ſondern auch der Fang und Erwerb unmöglich war. Auf der Strecke von Julianehaab und nordwärts längs der Diſtrikte Frederikshaab und Godthaab war das Eis wohl auch in größerer Menge als gewöhnlich angetrieben, lag aber zerſtreuter und weiter vom Lande. Die Eislage iſt, mit Ausnahme in den Diſtrikten Sukkertoppen und Holſtensborg ungewöhnlich andauernd geweſen; im Waigatt lag das Eis ſogar feſt von Anfang Januar bis Mitte Mai und in der Südoſtbucht bei Kriſtianshaab bis Mitte Juni.

Was den Erwerb der Eingeborenen betrifft, ſo iſt der Seehundsfang in Nordgrönland das ganze Jahr hindurch recht gut, in Südgrönland dagegen ſehr variabel geweſen, auf mehreren Stellen mißglückte ſogar der Herbſt- und Winterfang vollſtändig. Mit Ausnahme des Diſtriktes Godthaab, wo die Verhältniſſe beſonders ſchlimme waren, hat es jedoch überall kürzere oder längere Perioden gegeben, während welcher der Fang ſehr günſtig war. Der Maifiſchfang wurde in geringerm Umfange wie in früheren Jahren betrieben. Der Walfang bei Holſtensborg hat keinen Ertrag gegeben und an Krevorkakken wurden bei Frederikshaab und Holſtensborg nur drei Stück gefangen. In Nordgrönland war der Weißfiſchfang gut. Im Herbſte ſchien der Fiſchfang gut werden zu wollen, nahm aber ſpäter ab, als der bedeutende Schneefall in Südgrönland die Inordnunghaltung der Fallen beſchwerlich machte. Die Fiſcherei und die Jagd auf Seevögel waren befriedigend; in Südgrönland war die Einſammlung von Angmaſſät günſtig, in Nordgrönland dagegen wurde dieſelbe durch die Eisverhältniſſe verzögert. Die Hundekrankheit herrſchte im Diſtrikt Upernivik ſehr bösartig, dagegen kamen in den Diſtrikten Umanak und Ritenbenk nur vereinzelte Fälle vor.

Der Geſundheitszuſtand der Bevölkerung iſt, mit Ausnahme des Diſtriktes Julianehaab, ſeit dem Herbſte 1881 gut geweſen. Am Schluſſe dieſes Jahres hatte Nordgrönland eine Bevölkerung von 4217 Perſonen, davon waren 2031 Männer; zu Anfang des Jahres 1881 hatte die Bevölkerung 4277 Perſonen betragen. In Südgrönland belief ſich die Bevölkerung am 1. Januar 1881 auf 5475 Perſonen und am 31. December deſſelben Jahres auf 5484 Perſonen, wovon 2516 männlichen Geſchlechts waren. Die Geſammtbevölkerung

Grönlands betrug mithin am Schlusse des Jahres 1881 9701 oder 51 weniger als zu Anfang des Jahres. In Nordgrönland wurden in 1881 134 Kinder und in Südgrönland 210 Kinder geboren; die Anzahl der Gestorbenen betrug resp. 192 und 209. Es verunglückten 26 Personen, davon 18 im Kajak.

Für den königl. grönländischen Handel wurden 10908 Tonnen Robben-, Wal- ꝛc. Speck (gegen 10164 Tonnen in 1881) und 2348 Tonnen Fischleber (gegen 2902 Tonnen) angekauft. Der Verkehr zwischen Dänemark und den Kolonien in Grönland wurde durch die neun Schiffe des grönländischen Handels unterhalten, welche zusammen 11 Reisen machten.

Grönland wurde im Jahre 1882 von folgenden fremden Schiffen angelaufen: 6 amerikanischen Fischereischoonern, welche bei Holstensborg den Heilbuttenfang betrieben hatten, 9 Walfangerdampfern und dem Dampfer „Neptune", welcher im Auftrage der nordamerikanischen Regierung die im Vorjahre nach Lady Franklins Bay gesandte Expedition verproviantiren sollte, was bekanntlich nicht glückte. Die dänische meteorologische Expedition kam nach einer vierwöchentlichen Reise wohlbehalten am 14. Juni in Godthaab an.

In dem Kryolithbruch bei Ivigtout waren im vorigen Jahre 130 Arbeiter beschäftigt und 22 Schiffsladungen, enthaltend 589½ Kubikklafter Kryolith, wurden gewonnen.

W. Finn.

E. Giles' letzte Reise im centralen Australien.

Der bekannte australische Reisende Ernest Giles ist im December vorigen Jahres wieder von einer, wenn auch nicht gerade großen Forschungsreise im centralen Australien zurückgekehrt, welche recht befriedigende Resultate geliefert hat. Im Interesse reicher Squatter sollte er die westlich von der Ueberlandtelegraphenstation am Peake R. (28° 4′ s. Br. und 135° 52′ östl. L. Gr.) gelegene, wenig oder gar nicht bekannte Gegend näher erforschen. Drei Europäer und ein eingeborener Knabe begleiteten ihn und er verfügte über zwölf Kameele. Die Reise begann am 9. September 1882 von Farina aus, einem kleinen, von vielen Schäfereien umgebenen Orte in 30° 8′ südl. Breite und 138° 17′ östl. L. Gr. und wurde dann nach einiger Verzögerung am 9. Oktober von der Peake-Station aus fortgesetzt. Man verfolgte zunächst in westlicher Richtung das durch rauhe Felsen eingeengte, trockene Bett des Peake auf 109 Miles (175 km), wo es nach Nordwest ablenkte. Man verließ es und gelangte, weiter westlich reisend, auf ein offenes, steinigtes Tafelland, welches nach ungefähr 20 Miles (32 km) in ein Gestrüpp von Akazien und Eukalypten überging. Man arbeitete sich durch dasselbe hindurch und stieß auf ein gutes Wasserloch, genannt Barkee, an welchem sich zahlreiche Eingeborene befanden, die freundlich gesinnt waren.

Hier am Barkee wurde Halt gemacht und man stellte nun in dieser noch völlig unbekannten Gegend einen Monat lang auf weite Entfernungen und nach allen Richtungen hin Forschungen an. Ueberall fand man Wasser in reichlicher Menge, und zwar meistens in flachen Brunnen der Eingeborenen. Das bedeutendste Wasser benannte Giles nach einem seiner Begleiter, welcher es entdeckte, Verney's Well. Es hatte viel geregnet, und die Vegetation erwies sich durchweg als eine ausgezeichnete. Der Graswuchs war ein so vorzüglicher, daß die Kameele Wochen lang nicht nach Wasser verlangten. Fast an jedem Wasserloche lagerten Eingeborene, welche in streng von einander abgesonderten Stämmen lebten und mit denen sich im Ganzen freundlich verkehren ließ. Mit einem Worte, Giles hatte eine schöne Weidegegend von weitem Umfange entdeckt und damit den Zweck seiner Forschung erreicht. Wie es darin in der trockenen Jahreszeit aussehen wird, bleibt freilich erst abzuwarten.

Man trat nun in nordöstlicher Richtung die Rückreise an. Sie war zunächst auf den Ferdinand R., in 27° 45′ südl. Br. und 132° 20′ östl. L. Gr. gerichtet. Es ist dies ein großer Creek, welcher im Musgrave Rang in 26° 15′ südl. Br. und 131° 45′ östl. L. Gr. entspringt und von Giles auf seiner Reise im Jahre 1876 entdeckt wurde. Man fand im Bette desselben genügend Wasser. Vom Ferdinand ging die Reise nach dem Everard Range, in 27° 9′ südl. Br. und 132° 28′ östl. L. Gr. Die dortigen zahlreichen Eingeborenen waren diebisch und überhaupt eine garstige Sorte. Der Häuptling erklärte in kecker Weise, daß dies Gebiet ihm gehöre und daß die Weißen darin nichts zu suchen hätten. Es kam zum Kampfe, bei welchem von den Schießwaffen Gebrauch gemacht werden mußte. Vom Everard Range zog man nach dem Alberga R. und traf im December 1882 wieder in Farina ein. Man hatte auf der Reise zwei Kameele verloren; das eine lief davon und das andere krepirte.

Ernest Giles begab sich im Januar dieses Jahres nach Melbourne und konferirte dort mit Sir Julius Vogel, welcher beabsichtigte, einen großen Theil des aufgefundenen guten Pastorallandes für englische Kapitalisten anzukaufen oder auf einen längeren Zeitraum in Pacht zu nehmen.

Eine Legende der Dajaker der Südküste von Borneo.

Wenn der Reisende den Oberen Kapuas hinunterfährt und an der letzten Stromschnelle, Riam Huras genannt, glücklich vorbeigekommen ist, dann sieht er, nachdem er etwa eine kleine Stunde weiter gerudert hat, bei einer plötzlichen Wendung des Stromes einen weißen Kalkfelsen vor sich, der sich auf dem rechten Ufer etwa fünfzig Fuß über den Spiegel des Flusses erhebt und gegen den sich der reißende Bergstrom kochend und schäumend bricht, so daß er in rechtwinkliger Richtung sich von ihm abwenden muß. Dieser Kalkfelsen hat von weitem gesehen die Form einer riesenhaften Frau in einer knienden Haltung mit einem Sambolajong um den Kopf. Nach diesem Kopftuch und auch seiner Farbe wegen wird der Stein „Batu-Sambolajong" oder zusammengezogen „Batu Sambong" genannt, was in freier Uebersetzung „Wittwenstein" [1]) heißt. Nach der Ueberlieferung hatte hier früher eine kleine Hütte gestanden, worin das glücklichste Paar Eheleute in den Dajakländern gelebt haben soll. Aber leider ist auf dieser Welt das Glück nicht immer von langer Dauer. In dem entfernten Oberlande war ein mächtiger Fürst gestorben, und um ihm ein prächtiges Begräbniß zu geben, mußte eine große Anzahl unglücklicher Sklaven geschlachtet werden. Wohl hatte man eine große Anzahl solcher bemitleidenswerther Opfer zur Verfügung, doch, wie dies im Oberlande häufig vorkommt, die Erben fanden es viel mehr in ihrem Vortheil, andere menschliche Wesen zu opfern, als ihre Sklaven, welche gute zweihundert Gulden werth sein mochten. Doch wie andere Geschöpfe in die Hände bekommen? Nichts einfacher als dies; man unternahm bewaffnete Raubzüge bei den Nachbarn und suchte sich auf diesen Zügen aller Männer, Frauen und Kinder, alles dessen, was den Namen Mensch trug, zu bemächtigen und die Leute zu entführen; so ist man im Stande auf ziemlich billige Weise dem Verstorbenen eine seinem Range entsprechende Begleitung nach den elysäischen Gefilden mitzugeben, und können die vorhandenen Sklaven im Interesse der Erbschaftsmasse zurückbehalten werden. Bei einem solchen Plünderungszuge wurde die kleine Hütte, in welcher unser Paar lebte und das Leben mit nie gekanntem Glück genoß, überfallen. Im ersten Augenblick war es der Hausfrau, welche sich gar nicht dessen bewußt geworden war, was um sie her vorging, gelungen, sich zu retten und zu verstecken; aber als die Räuber mit ihren Booten vom Ufer abstießen und ihren Mann und ihre fünf Kinder mit sich führten, da erwachte in ihr die Mutter und Gattin, da dachte das arme Weib nicht mehr an Selbsterhaltung, sondern flog nach dem

[1]) Der Sambolajong ist nämlich das weiße, manchmal auch schwarze Kopftuch, das die Wittwen tragen.

Flußufer, fiel am Rande des Wassers auf die Knie und bat und flehte, man möge ihm seine Lieben wiedergeben. Doch welch' herzzerreißenden Ton die arme Frau auch in ihre Stimme legte, alles war vergebens. Einen Augenblick hörten die Räuber auf zu rudern. Nicht, daß Erbarmen in ihr Herz eingezogen wäre, nicht daß sie daran gedacht hätten, die Bitte der tief unglücklichen Frau zu erfüllen; aber die Zahl der Schlachtopfer war noch nicht voll und die Frau, welche ihnen entgangen war, die jetzt von ihrer Verzweiflung überwältigt, keine Gefahr mehr sah, schien eine sichere Beute, deren man sich leicht bemächtigen konnte. Das war es, was die Ruderschläge aufhören ließ und der Strom führte bereits die Frau nach dem Landungsplatz zurück und der unglücklichen Frau und Mutter entgegen, als in der Ferne das Alarmzeichen auf dem Gong sich hören ließ und die Räuber, welche den Angriff der vereinigten Bewohner der umliegenden Dörfer fürchteten, ihr Boot mit Anstrengung weiter bewegten und in einem Augenblick mit ihrer Beute im Dunkel verschwunden waren. Untröstlich blieb die unglückliche Frau am Flußufer knien, ihr mit Thränen gefülltes Auge war unverwandt nach der Stelle gerichtet, wo sie alles, was ihr auf Erden theuer war, hatte verschwinden sehen. Tage, ja Wochen lang blieb sie so liegen und lange, lange schon war die Nachricht vom Tod ihres Mannes und ihrer Kinder zu ihr gelangt; alle Hoffnung auf Wiedersehen war verflogen und doch blieb sie an die Stelle gefesselt, bis die mächtige Gottheit Sanggiang Assai, durch soviel Verzweiflung erweicht, die unglückliche Wittwe in einen ungeheuren weißen Stein verwandelte, der bei dieser Verwandlung ihre Gestalt behielt.

(Perelaer, Ethnographische Beschreibung der Dajaks.)

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Das 2. Heft des 11. Bandes der (magyarisch geschriebenen) Zeitschrift der ungarischen geographischen Gesellschaft enthält einen Aufsatz über die Bevölkerung der Städte Ungarns, welcher in dem französisch abgefaßten Anhange ausschließlich dem wißbegierigen Europäer zugänglich gemacht wird. In dem Verzeichnisse der Städte Ungarns, Siebenbürgens und Kroatiens sind natürlich alle mit ihren magyarischen Namen bezeichnet, denen aber wohl oder übel die allgemein gebräuchlichen beigefügt sind. So heißt es da: Szabadka (Theresiopel); Pozsony (Preßburg); Koloszvar (Klausenburg); Brassó (Kronstadt); Kassa (Kaschau); Nagy-Szeben (Hermannstadt); Segesvár (Schäßburg); Gyula-Fehérvár (Karlsburg) u. s. w. Warum „Fiume" nicht auch magyarisirt wurde, ist unerfindlich. Nun aber höre man folgende Unverschämtheit, womit der Redakteur diese doppelte Benennung in einer Note zu erklären sucht (a. a. O. S. 19): „Mehrere ungarische Namen unserer Städte haben während des Absolutismus der Wiener Regierung willkürliche Veränderungen oder Uebersetzungen zu dem Zwecke erfahren, daß sie nach deutscher Weise klängen. Dieses Verfahren hatte zur Folge, daß diese falschen und völlig ungebräuchlichen Namen in deutschen Karten Aufnahme fanden und von dort sich weiter verbreiteten. Um unsere Leser gegen unvermeidliche Irrthümer zu schützen, fügen wir in Klammern diese germanisirten Namen bei, welche von deutschen Kartographen und Autoren hartnäckig in Karten und Büchern über Ungarn oder Oesterreich-Ungarn festgehalten werden." Frecher und gemeiner ist wohl selten die historische Wissenschaft und Wahrheit verhöhnt worden, als in diesen Zeilen, die unter der Autorität einer sogenannten wissenschaftlichen Gesellschaft erschienen sind.

Asien.

— Wie die „Bakuer Nachrichten" erzählen, ist kürzlich von der Küste des Kaspischen Meeres auf der Strecke zwischen Baku und dem Kap Baïl eine sehr starke Hebung des Ufers, ähnlich der im Jahre 1880 stattgefundenen, beobachtet worden. Am 26. Januar zwischen 8 und 9 Uhr Abends hob sich das Ufer so stark, daß das Wasser um mehrere Faden zurücktrat und, was soeben noch Meeresboden war, nun trocken lag. Stellenweise hob sich die Erde um 1 bis 2 Fuß, und es bildeten sich tiefe Risse in der Breite bis zu 5 Zoll. Am Ufer befindliche Arbeiter konnten die Hebung des Bodens deutlich wahrnehmen.

— Der Gouverneur von Jakutsk hat vom Chef der Lena-Polarstation „Sagastyr" einen Bericht erhalten, in welchem Kapitän Jürgens meldet, daß die Expedition sich dort am 11. August einzurichten begann. Am 19. August war die Herrichtung des Hauses zu meteorologischen Beobachtungen beendet; am 28. August wurden die Mannschaften der Expedition in das Haus übergeführt, welches am 4. September auch von den Expeditionsmitgliedern bezogen wurde. Die magnetischen Beobachtungen begannen am 17. Januar. Diese Verspätung ist durch die während des Schiffbruchs bei Tollara erfolgte Beschädigung der Magnete veranlaßt. Die ordentlichen Beobachtungen in Uebereinstimmung mit der Instruktion wurden am 20. Oktober aufgenommen. Der detaillirte Bericht des Kapitäns Jürgens folgt per Post.

— Die auf S. 95 dieses Bandes mitgetheilte Nachricht, daß Mr. West im nördlichen Sibirien zwei Männer von der „Jeannette" todt aufgefunden habe, erweist sich jetzt als ein, wie es scheint, in den Vereinigten Staaten fabricirter Schwindel.

— Am 2. März d. J. schilderte Bergingenieur Edmond Fuchs vor der Pariser Geographischen Gesellschaft in großen Zügen die Geologie Hinterindiens, wies auf die weite Verbreitung der Kohlenformation hin und drückte den Wunsch aus, daß die Kohlen- und Goldvorkommnisse Tongkings recht bald durch die Aufrichtung eines klugen, aber kräftigen französischen Protektorats ihre Ausbeutung finden möchten — ein Wunsch, der uns durchaus berechtigt erscheint.

— Der französiche Konsul in Tientsin, M. Dillon, hat im verflossenen Januar eine Reise nach der Mandschurei angetreten, welche sich der direkten Unterstützung seitens der chinesischen Regierung erfreut. Er gedenkt über Niutschwang und Mukden bis Hulan und Tsitschar, chinesischen Städten und Militärposten am Sungari, zu gehen und wird so im Stande sein, genaue Nachrichten über die militärischen Maßregeln und die Kolonisation der Chinesen in jenen Gebieten zu sammeln. Ein Mandarin reist ihm voran und hat für seine Bequemlichkeit und den Erfolg seiner Unternehmung Sorge zu tragen.

Afrika.

— Der „Courrier de Bône" klagt darüber, daß Bona in Algerien durch starke Auswanderung namentlich des Arbeiterstandes nach Tunis und anderen Städten der früheren Regentschaft empfindlich zu leiden beginnt, und bringt darauf, daß die Behörden die schon lange in Aussicht gestellten öffentlichen Arbeiten dort in Angriff nehmen, um dem drohenden Verfalle der Stadt vorzubeugen.

— Der Afrikareisende Gottfried Roth aus dem Kantone Aargau, welcher als Inspektor zur Unterdrückung des Sklavenhandels schon seit 1880 im obern Sudan denselben mit Um-

ſicht und Energie bekämpfte und zugleich im Auftrage der St. Galler handelsgeographiſchen Geſellſchaft für die ſchweizeriſche Induſtrie am obern Nil neue Abſatzgebiete ſuchte, iſt nebſt ſeinem Begleiter, dem Italiener Roverſi, von den bisher ſiegreichen Anhängern des falſchen Propheten in Kordofan gefangen genommen und nach der Stadt Bara in Gewahrſam gebracht worden. Sie erfreuen ſich zwar einer milden Behandlung, ſollen aber ein übermäßig hohes Löſegeld bezahlen, da der falſche Prophet mit den Sklavenhändlern unter einer Decke ſteckt. Gottfried Roth iſt von Fach urſprünglich Brauer und Küfer und hat ſich vom einfachen Landökonomen zu ſeiner jetzigen Stellung emporgearbeitet; der erſt ſechsundzwanzigjährige Mann ſpricht und ſchreibt deutſch, engliſch, franzöſiſch, arabiſch und perſiſch.

— M. Fernand Foureau hat ſoeben in Geſellſchaft zweier Franzoſen und einiger erprobter Eingeborenen Wargla verlaſſen, um den Tuareg Trotz zu bieten und durch die Sahara hindurch die Hauſſa-Staaten oder Timbuktu zu erreichen. Beſondere Sorgfalt hat er auf die Wahl ſeiner Kameele verwendet und nur ungewöhnlich ſtarke und ſchnelle Thiere mit ſich genommen.

— Es verdient verzeichnet zu werden, daß an den ägyptiſchen Regierungsſchulen die Anſtellung von ſechs engliſchen Lehrern verfügt wurde, um die franzöſiſche Umgangsſprache durch die engliſche zu erſetzen.

— Aus Harrar ſchreibt Pietro Sacconi (ſ. oben S. 192) an den „Eſploratore", daß ſich die Lage der Stadt unter ägyptiſcher Herrſchaft bedeutend verſchlechtert habe. Gerade jetzt decimiren die Pocken die Bevölkerung, und nächtlicher Weile treiben ſich Hyänen in den Straßen herum, um die Leichen zu freſſen. Der Handel iſt faſt gleich Null. Als Harrar dagegen noch ſeinen eigenen Sultan hatte, war Armuth unbekannt und die Hyänen wurden durch gelegentliche Jagden, an welchen ſich die ganze Einwohnerſchaft betheiligte, in achtungsvoller Entfernung gehalten.

— Der Vorſtand der Royal Geographical Society in London hat dem Konſul O'Neill eine Unterſtützung bewilligt, damit er nochmals verſuchen kann, die nach ſeinen Angaben zwiſchen Mozambique und dem Njaſſa-See belegenen Schneeberge (ſ. „Globus" 41, S. 159 u. 295) zu erreichen. Derſelbe will am Schire, dem Abfluß des Njaſſa-Sees, hinaufgehen und von dort in nordöſtlicher Richtung zur Küſte reiſen.

— Mr. Comber, der bekannte Baptiſtenmiſſionär und Kongo-Reiſende, meldet vom 28. Oktober v. J., daß er ſich in Leopoldville am Stanley Pool, oberhalb der Katarakten des Kongo, niedergelaſſen habe. Das von der belgiſchen Kompagnie ſeiner Geſellſchaft abgetretene Grundſtück hat nach einem Wohlthäter derſelben den Namen Arthington erhalten. Bis ein Haus auf demſelben erbaut iſt, genießt Comber die Gaſtfreundſchaft des belgiſchen Agenten Grang. Ein zerlegbarer Dampfer, Namens „Peace", iſt für die Miſſionsſtation unterwegs und wird von Trägern längs der Stromſchnellen nach dem Innern geſchafft.

— In der Nacht vom 21. zum 22. März (nicht ſchon am 20. Februar, wie oben Seite 160 berichtet wurde) hat Schiffslieutenant Savorgnan de Brazza auf dem „Précurseur" Pauillac (an der Gironde) verlaſſen. Ihn begleiten zu wiſſenſchaftlichen Zwecken die Herren Blondel, de Chabannes, Mabru de Labard, Michelet und de Montaignac und 15 Freiwillige von der Marine und in Dakar ſtoßen noch der Lieutenant Decazes, 4 Unterofficiere und 50 Senegal-Tirailleure zu ihnen. Dort wird auch das vorangeſchickte Material eingeladen werden.

— Herr von Leſſeps bereiſt jetzt die Landenge zwiſchen dem Meerbuſen von Gabes und den ſüdtuneſiſchen Schotts und die Umgebung der letzteren, um ſich über die Ausführbarkeit der Unterwaſſerſetzung der Schotts zu unterrichten. Der dazu erforderliche Kanal iſt nach ſeiner Anſicht mit Hilfe von 100 Excavateurs, welche die Arbeit von 100 000 Menſchen erſetzen, leicht auszuführen; Bohrungen bis zu 73 m Tiefe haben nur Sand angetroffen. Freilich ſind die Schwierigkeiten des Unternehmens mit der Erbauung des Kanals keineswegs alle beſeitigt; ſelbſt wenn das Meereswaſſer bereits durch denſelben nach Weſten fließt, ſo iſt dadurch die Schaffung eines Binnenmeeres noch lange nicht geſichert.

Auſtralien.

— Die Parlamente der auſtraliſchen Kolonien, mit Ausnahme von Victoria, haben im letzten Jahre für theils freie, theils unterſtützte Einwanderung aus Europa ſehr beträchtliche Summen bewilligt, Queensland 250 000 Pfd. St., Neu-Seeland 200 000 Pfd. St., Neu-Süd-Wales 151 238 Pfd. St., Süd-Auſtralien 26 000 Pfd. St. Auch in Tasmanien ſind die ſeit Jahren derangirten Finanzen wieder ſo wohl geordnet, daß das Parlament im December vorigen Jahres 30 000 Pfd. St. für Einwanderung aus Europa auswerfen konnte, welche Summe ſich auf die drei nächſten Jahre mit je 10 000 Pfd. St. vertheilen ſoll. Ebenſo haben ſich in Weſt-Auſtralien, in Folge der Entdeckung ſehr umfangreicher ſchöner Ländereien im Nordoſten der Kolonie durch Alexander Forreſt die Finanzen ſo weit gehoben, daß man hier gleichfalls eine, wenn auch nicht große Summe, in Zukunft auf Einwanderung aus Europa zu verwenden gedenkt. Nur Victoria hält ſich durch die Bodenbeſchaffenheit des Landes und ſeinen Metallreichthum für ſo bevorzugt, daß es annimmt, die Einwanderung werde ihm, auch ohne pekuniäre Beihilfe, ſchon von ſelber zufallen, wiewohl die günſtigen Finanzen der Kolonie dieſe Auslage ſchon geſtatten würden.

— Die glänzenden Entdeckungen, welche Alexander Forreſt im Jahre 1879 im Nordoſten der Kolonie Weſt-Auſtralien machte, haben die Aufmerkſamkeit der Sqnatter (Herdenbeſitzer) und auch der Pflanzer (Zuckerrohr, Kaffee, Reis) in hohem Grade auf ſich gezogen. Ein ſehr großes Areal iſt dort bereits in Pacht genommen, und überhaupt ſcheint Weſt-Auſtralien in Folge dieſer Entdeckungen den Standpunkt ſeiner bisherigen Lethargie überwunden zu haben und ſich zu neuem Leben aufraffen zu wollen. Wieder iſt eine Forſchergeſellſchaft zuſammengetreten, um dieſes Gebiet, welches den Namen des Kimberley-Diſtriktes erhalten hat, noch genauer, als dies von Forreſt geſchehen konnte, zu erforſchen. Sie zählt ſechs Europäer und einen ſchwarzen Knaben. Für den Transport dienen 30 Pferde, und im Uebrigen iſt die Ausrüſtung die vollkommenſte. Die Führung haben Mr. O'Donnel und Mr. Carr Boyd, zwei alte bewährte Explorer, übernommen. Der erſtere nahm ſchon an der Howitt-Expedition zur Auffindung von Burke und Wills am Cooper's Creek im Jahre 1860 Theil, und der letztere begleitete Hodgkinſon in den Jahren 1875 und 1876 auf ſeiner Expedition im Nordweſten von Queensland. Die Reiſe wird in Port Darwin, an der Nordküſte von Auſtralien in 12° 27′ 45″ ſüdl. Br. und 130° 50′ 45″ öſtl. L. Gr., wohin von Sydney aus die Pferde per Schiff transportirt wurden, gegen Ende Februar 1883 ihren Anfang nehmen. Sie wird dann ſüdweſtlich, mit Abſchwenkung nach rechts und links, nach dem von A. Forreſt in 17° 30′ ſüdl. Br. und 128° 40′ öſtl. L. Gr. entdeckten Ord-Fluſſe verlaufen und ſoll in dieſer Richtung eine Straße für den Transport von Vieh nach dem Kimberley-Diſtrikte ausfindig gemacht werden. Der Ord iſt nach Angabe von Forreſt ein von Weſten her fließender breiter Fluß mit gutem Weideland an ſeinen Ufern. Vom Ord aus werden dann weitere Forſchungen vorgenommen werden.

— Mr. Durack und Genoſſen trafen am 1. Jan. 1883 von ihrer Forſchungsreiſe im Nordoſten von Weſt-Auſtralien in Perth ein. Derſelbe ging vom Cambridge-Gulf, in 14° 45′ ſüdl. Br. und 128° 7′ öſtl. L. Gr., aus in ſüdlicher Richtung nach dem Ord-Fluſſe in 17° 30′ ſüdl. Br. und 128° 40′ öſtl. L. Gr., und von da nach dem Fitzroy R. Der Bericht über den neuen großen Kimberley-Diſtrikt lautet günſtig, wiewohl der Graswuchs in der heißen trocknen Jah-

reszeit, wo man reiſte, öfters ſchlecht genug war. Man entdeckte mehrere kleine Flüſſe mit fließendem Waſſer und begegnete ſehr vielen Eingeborenen. Mr. Durack beabſichtigt, von Queensland aus 20- bis 30 000 Schafe, einige tauſend Stück junges Rindvieh und etliche hundert Pferde über Land in die von ihm bereiſte Gegend zu treiben.

— Um das Eiſenbahnnetz der Kolonie Queensland, welches zur Zeit eine Länge von ungefähr 800 engliſchen Meilen oder 1287 km hat, raſcher auszudehnen, als die pekuniären Mittel der Kolonie es geſtatten, hat die Regierung mit einem Syndikat von Geldmännern, an deren Spitze die Mrs. Shaw und Blyth ſtehen, folgenden Vertrag abgeſchloſſen. Das Syndikat verpflichtet ſich, die von Brisbane auslaufende große Weſtbahn weſtlich bis Charleville, einem kleinen Orte am Warrego-Fluſſe in 28° 15′ ſüdl. Br. und 145° 35′ öſtl. L. Gr., und weiter in ſüdlicher Richtung am Warrego entlang bis an die Grenze von Neu-Süd-Wales fortzuſetzen. Die Geſammtlänge würde ungefähr 250 engl. Meilen oder 402 km betragen. Das Syndikat muß den Bau binnen drei Jahren ausführen laſſen und erhält, anſtatt in Baar, für jede engliſche Meile ein Areal von 10 000 Acres Land (40 qkm). Der Regierung bleibt überlaſſen, die Bahn binnen ſechs Jahren nach ihrer Vollendung für den halben Koſtenpreis anzukaufen.

Im December 1882 wurde ein weiterer wichtiger Kontrakt zwiſchen dem Auſtralaſian Transcontinental Railway Syndicate in London und der Regierung von Queensland abgeſchloſſen. Nach demſelben übernimmt das Syndikat auf eigene Koſten den Bau einer 820 Miles langen Bahn von dem obengenannten Charleville nach Point Parker, einem neuen Hafen am Gulf of Carpentaria in 17° ſüdl. Br. und 139° 25′ öſtl. L. Gr. Abzweigen ſoll ſich eine 60 Miles lange Bahn nach Cloncurry, einem kleinen Orte mit Kupfer- und Goldminen in 20° 45′ ſüdl. Br. und 140° 15′ öſtl. L. Gr., und eine zweite 120 Miles lange nach Hughenden, einem Städtchen im Centrum eines wichtigen Weidediſtriktes in 21° 10′ ſüdl. Br. und 144° 10′ öſtl. L. Gr. Von Townsville, einer Hafenſtadt an der Cleveland Bay in 19° 16′ ſüdl. Br. und 146° 47′ öſtl. L. Gr., iſt eine 85 Miles lange Bahn nach Charters Towers, einem Orte mit Goldminen in 20° 6′ ſüdl. Br. und 146° 15′ öſtl. L. Gr., in Betrieb und wird von da ab um weitere 160 Miles bis Hughenden fortgeſetzt. Das Syndikat erhält für jede Mile Eiſenbahn ſüdlich von der durch das Mc Kinley-Gebirge gebildeten Waſſerſcheide 10 000 Acres Land (40,29 qkm) und nördlich davon 12 000 (48,37 qkm) in großen Blöcken zu beiden Seiten des Bahnkörpers angewieſen. Der ganze Bau muß in 7½ Jahren fertig ſein. Die Koſten für die Beförderung der nöthigen Eiſenbahnarbeiter aus Europa nach Queensland trägt zur Hälfte die Staatskaſſe der Kolonie.

Nordamerika.

— Obgleich New-York der volkreichſte Staat der Union iſt und etwa ein Zehntel der Geſammtbevölkerung derſelben enthält, ſo hat er doch nicht die größte Bevölkerungsdichtigkeit. Abgeſehen von den Indianergebieten und einigen noch nicht organiſirten Strichen umfaßt die ganze Republik 2 900 170 engl. Quadratmeilen; ihre Bevölkerung betrug im Jahre 1880: 50 155 785, d. h. 17,29 auf der Quadratmeile. Nun erreicht die Bevölkerung in Rhode-Island die enorme Dichtigkeit von 258,87 Menſchen auf der Quadratmeile, in Maſſachuſetts 221,78, in New-Jerſey 171,72, in Connecticut 128,52 und in New-York nur 106,74.

— Der bekannte Reiſende Robert von Schlagintweit hat ſo eben im Verlage von Eduard Heinrich Mayer in Köln eine Schrift: Neue Pfade, vom Miſſouri, durch Kanſas, Colorado, Neu-Mexiko und Arizona nach Californien (mit Illuſtrationen und einer Karte, Preis 0,80 M.) veröffentlicht, welche wir der Aufmerkſamkeit unſerer Leſer empfehlen. Dieſelbe iſt im Weſentlichen ein Wiederabdruck der in der „Gaea“ enthaltenen Artikel „Die Südpacificbahn in Nordamerika“. Dieſe Schrift wird, wie der Verfaſſer u. A. im Vorworte ſagt, „dazu beitragen, Belehrung über jene in Deutſchland noch ſehr wenig bekannten entfernten Gegenden des amerikaniſchen Weſtens und Südweſtens zu verbreiten u. ſ. w. — daß die hier geſchilderten Gebiete eine große Bedeutung für die menſchlichen Kulturverhältniſſe erlangen werden, erſcheint außer allem Zweifel.“

— In Arizona, Californien, Weſt-Texas und Neu-Mexiko haben die Landwirthe alljährlich mit gewiſſen Nagethieren zu kämpfen, welche oft ganze Gebiete verwüſten. Namentlich haben die mittleren und ſüdlichen Theile Californiens von zahlloſen Eichhörnchen zu leiden, welche ſich ſo reißend ſchnell vermehren, daß alle bisher verſuchten Weiſen, ſie zu vernichten, ſich als ungenügend erwieſen haben. In Arizona, Neu-Mexiko und Weſt-Texas ſind es verſchiedene Kaninchenarten, im ſüdlichen Arizona große Feldratten, welche die zarten Getreideſproßen, ſobald ſie über dem Erdboden ſich zeigen, abnagen; aber noch ſchlimmer iſt es, daß ſie durch ihr Wühlen in wenigen Stunden einem üppigen Saatfelde das Ausſehen eines friſch gepflügten Sturzackers zu geben im Stande ſind. Ein ſyſtematiſcher Vernichtungskrieg gegen dieſe Thiere iſt jetzt unbedingt nöthig.

— Bei dem mexikaniſchen Dorfe Mitla, 20 bis 30 engl. Meilen von Oaxaca, auf dem Tafellande von Mixtecapan, hat Hr. Emil Herbruger ausgedehnte Reſte von alten Paläſten und Gräbern entdeckt, welche ſich durch die nur hier vorkommenden Säulen vor anderen Alterthümern des Landes auszeichnen. Der Entdecker hat die Ruinen näher unterſucht und photographirt; Ausgrabungen wurden ihm jedoch unterſagt. Es befindet ſich dort unter anderm eine große Halle, 37 m lang, 7 m breit, mit ſechs Säulen von feſtem Geſtein, jede 3½ m hoch; drei Thüren führen in den Raum, welcher angeblich als Vorhalle für eine Leibgarde gedient hat. Herbruger will ſeine Entdeckungen in einem Buche beſchreiben und daſſelbe mit photographiſchen Abbildungen ausſtatten.

Südamerika.

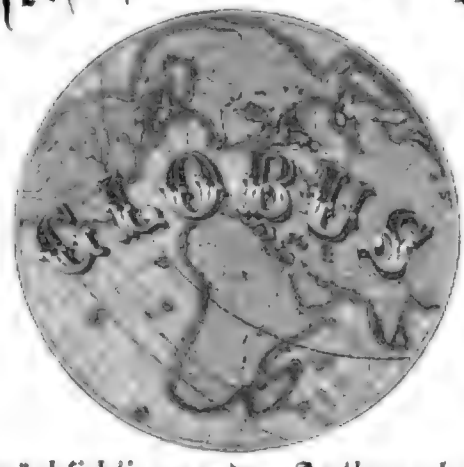
— In Lima fand am 3. März d. J. die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien durch den Präſidenten Calderon ſtatt, welche den langwierigen Feindſeligkeiten zwiſchen Chile und Peru-Bolivia ein Ende zu machen beſtimmt ſind. Das ſiegreiche Chile kommt dadurch in den endgiltigen Beſitz des metallreichen, bisher bolivianiſchen Küſtengebietes und der ſüdlichſten peruaniſchen Provinz Tarapacá; Bolivia erhält, um nicht vollſtändig vom Meere abgeſchnitten zu werden, das bisher peruaniſche Gebiet von Tacna, worin die Hafenſtadt Arica liegt, und Peru bezahlt den Haupttheil der Zeche.

Inhalt: Antwerpen. II. (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. Aurel Krauſe: Die Tlinkith II. (Schluß.) — Der Ackerbau der amerikaniſchen Urbevölkerung. — Die Inſel Hendſcham im Perſiſchen Meerbuſen. — Die Anthropologie der Litauer. — Kürzere Mittheilungen: Das Dorf-Syſtem in Perſien. — W. Finn: Grönland im Jahre 1882. — E. Giles' letzte Reiſe im centralen Auſtralien. — Eine Legende der Dajaker der Südküſte von Borneo. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Aſien. — Afrika. — Auſtralien. — Nordamerika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion 28. März 1883.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLIII. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1883.

Antwerpen.

(Nach dem Französischen des M. E. Lemonnier.)

III.

Die Kathedrale oder Notre Dame-Kirche von Antwerpen nimmt nicht nur unter den zahlreichen Kirchen der Stadt den ersten Rang ein: sie übertrifft an Größe und Schönheit auch alle übrigen gothischen Kirchen der Niederlande. Der mächtige Bau, eine siebenschiffige Basilika mit zwei Thürmen, wurde im Anfange des 14. Jahrhunderts begonnen. Ueber den Meister, der ihn entworfen und in Angriff genommen, fehlen zuverlässige Angaben; in Ermangelung derselben hat sich denn auch im flandrischen Volke dieselbe unvermeidliche Sage ausgebildet, die sich an den Ursprung fast aller großen Dome knüpft, und in der die Ermordung eines unschuldigen Kindes, ein Bund mit dem Teufel und schließlich der Selbstmord des schuldigen Baumeisters oder Gehülfen zu figuriren pflegt. Jedes Kind in Antwerpen weiß dem Fremden die bläuliche Steinplatte am Fuße des großen Thurmes zu zeigen, auf welcher der zerschmetterte Körper des Selbstmörders, der sich von der Höhe des vollendeten Gebäudes herabgestürzt haben soll, aufgefunden worden ist. In Wahrheit gehören Entwurf und Ausführung sowohl des Thurmes als der Hauptfaçade einer bedeutend spätern Zeit an. Sie sind ein Werk des berühmten Meisters Jean Amel aus Boulogne, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts lebte. Nach seinem Tode wurde der Bau von Rombout Keldermans und Donwan Waghemakere fortgesetzt. Der Letztere vollendete im Jahre 1530 den nördlichen Thurm in einer Höhe von 123 m; der südliche ist leider nie bis zur Vollendung gediehen, sondern in einer Höhe von kaum 50 m abgeschlossen worden. Eine Menge kleiner, meist unansehnlicher Häuser, die im Lauf der Zeiten rings um die Kirche entstanden sind, und mit deren Abbruch jetzt endlich vorgegangen werden soll, beeinträchtigen den großartigen Eindruck des prachtvollen Baues, dessen Hauptportal mit dem reichverzierten achttheiligen Fenster darüber zu dem Schönsten gehört, was auf dem Gebiete der Gothik geschaffen worden ist. An dem schlank und zierlich emporstrebenden Thurme vermissen strenge Kunstkenner freilich die harmonische Durchbildung; die wunderbar feine durchbrochene Arbeit des luftigen Baues, die schon Karl V. zu dem Ausspruche bewog, der Antwerpener Thurm verdiene, in ein Schmuckkästchen gestellt zu werden, muß aber Jeden zur Bewunderung hinreißen. Im Anschauen dieses unvergleichlichen „Spitzengewebes in Stein" vergißt man es, daß die verschiedenen Meister, die an dem Thurme gebaut, auch durchaus verschiedene Style zum Ausdruck gebracht haben. Gleich über dem ersten Rundgange zeigt sich statt der reinen gothischen Formen des älteren Theiles das gewaltsame Aufstreben des Flamboyantstyls, der weiter nach der Spitze zu in die Ueberladung und Verschnörkelung übergeht, die für den Verfall der französischen Gothik charakteristisch sind. Die Spitze selber weist schon die Formen der Renaissance auf.

Das Glockenspiel der Kathedrale von Antwerpen gilt für das schönste in ganz Belgien. Von seinen vierzig Glocken hat die kleinste einen Durchmesser von vier bis fünf Zoll, die größte aber ein Gewicht von 16 000 Pfund. Bei der Taufe dieser letztern, die im Jahre 1507 stattfand,

Thurm der Kathedrale von Antwerpen.

Digitized by Google

fungirte der nachmalige Karl V., der damals als siebenjähriger Prinz in Antwerpen weilte, als Pathe. Von den beiden Rundgängen unter und über dem Glockenspiele genießt man den herrlichsten Ueberblick über die Stadt und ihre mehrmeilige Umgegend. Die Grande Place mit dem prachtvollen Stadthause liegt nach der westlichen Seite scheinbar am Fuße des Thurmes, nur durch wenige verkehrsreiche Straßen von dem Flusse geschieden, dessen ungeheure Wasserfläche von Schiffen jeder Art und Größe belebt ist. In der unaufhörlichen Bewegung der Fahrzeuge auf den im Sonnenschein erglänzenden Bassins erscheinen die großen Speicher, die Zollhäuser und Docks, die dazwischen emporragen, selber wie kolossale, ihrer Masten beraubte Schiffe. Bildet die Schelde auf der Westseite eine Schranke für die Ausdehnung der Stadt, so sehen wir nach allen anderen Richtungen hin das Weichbild bereits weit über seine alten Grenzen vorgeschoben. Die Straßen der neuen Vorstädte stoßen mit ihren letzten Ausläufern zum Theil schon an Feld- und Wiesenwege. Zum Glück hat man bei der Anlage der i. J. 1859 begonnenen neuen Festungswerke mit ihrem starken, fünf Stunden langen Hauptwalle den Gürtel um die Stadt nicht zu enge gezogen; selbst wenn sie in demselben Maße sich vergrößert, wie sie es in den letzten Jahrzehnten gethan hat, wird sie noch auf lange hinaus nicht von den lästigen Beschränkungen betroffen werden, unter denen die Mehrzahl unserer befestigten Städte zu leiden hat.

Quentin Massys-Brunnen.

Von der Höhe des oberen Rundganges oder besser noch von der Laterne des Thurmes aus betrachtet, tritt das Bild der flandrischen Landschaft mehr in den Vordergrund. Das Gewirr von Häusern und Giebeln, von Thürmen und Masten, das zu Füßen des Beschauers liegt, erscheint eben nur wie ein Zug in diesem Bilde, wie ein bewohnter Punkt in der unabsehbaren grünen Ebene von Feldern und Wiesen, dem eigentlichen Garten von Flandern. Wie ein breites silbernes Band zieht sich der Fluß durch die üppige Landschaft; mit einem guten Fernglase bewaffnet, vermag man bei klarem Wetter den Lauf der Schelde bis zum Meere zu verfolgen; auch die Thürme von Bergen-op-Zoom, Brüssel, Mecheln und Gent sind dann von hier aus sichtbar.

Als Heiligthum der Schutzpatronin Antwerpens, der Jungfrau Maria, ist die Kathedrale stets auf das engste mit der Geschichte der Stadt und dem Leben ihrer Bewohner verbunden gewesen. Bis weit über die Grenzen des alten Weichbildes hinaus verkündeten ihre Glocken Kirchen- und Volksfeste, meldeten sie drohende Gefahr und riefen sie das Volk zu den Waffen. Mehr als ein Mal zur Zeit der spanischen Bedrängung dienten die weiten Räume des prächtigen Gotteshauses als Versammlungsort für die Aufständischen. Ein glückliches Geschick hat bei den mehrmaligen Belagerungen, die Antwerpen durchzumachen gehabt, den Thurm der Kathedrale stets vor den feindlichen Geschossen bewahrt. Das gläubige Gemüth des Antwerpener Volkes sieht und verehrt darin eine besondere Fürsorge der heiligen Jungfrau. Weniger glimpflich sind die Kriegsunruhen mit dem Innern der Kirche und seinen reichen Kunstschätzen verfahren. Namentlich die Verwüstungen durch die Bilderstürmer i. J. 1566 waren so groß, daß es bis auf den heutigen Tag noch nicht möglich gewesen ist, die alte Pracht auch nur annähernd zu ersetzen. Eine Menge ausgezeichneter Bilder, darunter die berühmte Kreuzigung von Quentin Massys und eine hochverehrte Himmelfahrt Mariä von Frans Floris, wurden durch die Schwerter und Dolche der fanatischen Aufrührer zerfetzt. Allein siebenzig kostbare Marmoraltäre, drei herrliche Orgeln, die reichen Lettner, die Taufbecken und eine Menge der schönsten Holzschnitzwerke an Kanzeln, Chor- und Beichtstühlen wurden damals in wenigen Tagen zerstört. Auch die französischen Republikaner des Jahres 1794 haben der Antwerpener Kathedrale manchen Schaden zugefügt, ihr manches hervorragende Kunstwerk geraubt. Trotz alledem bietet sie dem Besucher heute noch eine Fülle reichsten Kunstgenusses. Die großartige Architektur der sieben Schiffe, die sich in schöner Perspective für das Auge verschieben, die herrlichen alten und modernen Glasmalereien, die geschnitzten Chor- und Bischofsstühle, zum großen Theile auch der neuesten Zeit angehörend, vor allem aber Rubens' weltberühmte Meisterwerke machen die Notre Dame-Kirche zu einem Tempel der höchsten Schönheit. Die Kreuzabnahme und die Aufrichtung des Kreuzes sind durch unzählige Kopien bekannt, und doch kann sich Niemand von der Wirkung der beiden unvergleichlichen Kompositionen einen rechten Begriff machen, der sie nicht im Original und an der Stelle gesehen hat, für die der Meister sie bestimmte. Noch unter dem Einfluß von Rubens' jahrelangem Aufenthalte in Italien entstanden, zeigen beide Bilder eine Mäßigung in den Formen, die man an den Werken der späteren Jahre nur zu oft vermißt, und daneben jene leuchtende und doch zugleich warme und milde Farbe, in der er unerreicht geblieben ist; Schade nur, daß die Kirchenverwaltung, die aus

Blick vom Thurme der Kathedrale.

Digitized by Google

dem Belige der leidigen Gemälde nicht ganz unbetrübliche Einnahmen zieht, in wenig Verhältniß und Vergleich für ihre Erhaltung kommt. Unter dem hohen Vorhange von hartem Wollenstoff, der die Bilder gewöhnlich bedeckt, ist die Feuchtigkeit in langsamer Zerstörungsarbeit ausgebrütet und. Mehr als ein Mal haben daher die hohen Leder-Behörden verfügt, Pinsel gegen dieses unverantwortliche Verbrechen zu rufen: die Väter und guter Bürger aber hat jetzt noch immer an der Schlechtigkeit gesiegt, weil der Kirchenvorsteherung die Besitzrecht verbindlich.

Ein Gang durch die zahlreichen, hohe ausgedehnten Capellen und Chorumgänge voll und durch die in beiden enthaltenen Theilchen, Grabmäler und Gedächtnißbilder so manchen großen Mannes der Glanzzeit Antwerpens in die Erinnerung. Da ist zuerst das Marmordenkmal des Dichters Cornelius Van Ryckwart, das Rubens selbst componirt hat. Noch der Dichterkörner entgangen ist. Die Niederländischen Kunstliebhaber sind, Besonders Frankreich, Deutschland, Nürnberg, gewiß, sind die bornehmsten Kapelle; in einer anderen sehen wir den Trostbild Christus Plantin's mit einer von Dulcet Vigilius verfaßten Inschrift. Viele der Kapellen gehörten auch den verschiedenen Gilden der Stadt an, die in der Kunstausübung beschäftigt mit einander wetteiferten. Vorzugsweise ist auszeichnet die Kapelle der St. Lukasgilde, der Gilde der Lukasbrüder Malerschule und Buchgewerbe der heutigen Academie Royale des Beaux Arts. Urspünglich besaß sich diese neben dem Zunftgewölbe auch die Grabstein der Canonis Wasseg, eine große, die bis Wand eingelegte Grabplatte. Für einer Reihe von Jahren ist das Original jedoch in das städtische Museum übergegangen, und die Zeit, die dem Verfalle der Kapellen-Tage, den Belige der kostbaren Marmorplatte und Messingzierde

pen ist für solche auf mehr patriarchalische Zustände berechnete Lokalsatire nicht mehr der geeignete Boden. Mit einem ähnlichen Gefühle der Zusammengehörigkeit, natürlich mit größerer Verehrung hängt das Volk an den allenthalben in den Straßen der alten Stadt anzutreffenden religiösen Bildwerken: kleinen, in irgend einem Straßenwinkel angebrachten Altären; Bildern des Gekreuzigten, die meist in elender Ausführung und gewöhnlich lebensgroß, von einer Mauer herabhängen; Statuen von Heiligen mit ihren Attributen, die in einer Nische oder unter einem Schutzdache stehen. Vor den meisten dieser Bildwerke brennen Abends große, an Ketten oder starken Haken befestigte Lampen, ein Zeichen des gläubigen Vertrauens, das die Bewohner der Nachbarschaft für sie hegen. So wird denn auch jeder Abbruch eines Hauses oder einer Straße, der dem betreffenden Stadttheile eines dieser alten Bilder raubt, wie ein persönliches Unglück beklagt. Namentlich gilt dies von den kleinen eigenartigen Muttergottesbildern, an denen die Stadt früher reich war, die aber jetzt schon selten geworden sind. Mit geringen Unterschieden in den Details waren sie in der Auffassung und Anordnung fast durchweg übereinstimmend; eine in weite Gewänder mit steifem Faltenwurfe gekleidete Madonna, deren unschuldiges Kindergesicht mit den großen Augen wie verwundert unter der Krone der Himmelskönigin vorblickt. Das Jesuskind, das sie oft mit einer Art kindlicher Unbeholfenheit in den Armen hält, ist nicht selten von puppenhaften Dimensionen. Blumengewinde, die, von dem Schutzdache oder der obern Wölbung der Nische ausgehend, das Haupt der Madonna umrahmen, fehlen fast nie. Ein besonderes charakteristisches und wohlerhaltenes Exemplar dieser von den Antwerpener Frauen namentlich hochgeschätzten Muttergottesbilder befindet sich in dem Hofe des alten Hauses Joris.

Die Hindu-Wittwe in Indien.

Von **Emil Schlagintweit.**

Nach der letzten Volkszählung vom 17. Februar 1881 gab es in Britisch-Indien 99¼ Millionen weibliche Einwohner, darunter 21 Millionen Wittwen. Das fünfte weibliche Wesen ist verwittwet; ja berechnet man die Zahlen unter Ausschluß der Mohammedaner, unter denen das Mißverhältniß weniger groß ist, aus den Hindus allein, so ist häufig schon das dritte Mädchen eine Wittwe. So befinden sich in der Reichshauptstadt Calcutta unter 98627 weiblichen Einwohnern sogar 42824 Wittwen. Dabei gehören diese den Vorschriften für Wittwen unterworfenen unglücklichen Wesen nicht ausschließlich den Erwachsenen an. In Calcutta hatten 77 Wittwen nicht einmal das zehnte Lebensjahr erreicht, 346 trauerten im jungfräulichen Alter von 10 bis 14 Jahren, 1100 waren kurz nach ihrer körperlichen Entwickelung, zwischen dem 15. und 19. Lebensjahre, Wittwe geworden. Ebenso unnatürlich wie das Zahlenverhältniß ist das Leben, zu welchem nach Landessitte eine Wittwe gezwungen wird. Aus religiösen Gründen sind die Lebensgewohnheiten andere unter Hindus, als unter den Anhängern einer der vielen Sekten, in die sich nach den Hauptgottheiten oder theosophirenden Schulen der einst einheitlichere Glaube an die Gottheiten des brahmanischen Götterhimmels spaltete, und unter Mohammedanern; im Folgenden sind die Zustände unter Hindus geschildert.

In Indien fühlt sich ein Vater entehrt, der eine mannbare Tochter noch ledig im Hause hat; deßwegen sind im ganzen Reiche nur 6¼ Proc. aller weiblichen Wesen über vierzehn Jahre noch unverheirathet. Nicht die jungen Leute suchen sich, sondern die Eltern schließen die Verbindung; dabei wird der alte Hindu-Spruch: „Beachte beim Freien erst den Charakter, dann die Zeit, schließlich das Vermögen“ praktisch umgekehrt. Heirath ist ein Markten um die Mitgift und es ist schon ein fortgeschrittener Indier, der als Schwiegersohn einem jungen Manne mit dem Zeugniß der Reife und der Anwartschaft auf eine Subalternstelle im englisch-indischen Verwaltungsdienste den Vorzug giebt. Dennoch sind die Ehen glücklich und die Frau wird von ihrem Manne heiß geliebt; der Grund liegt in der hohen Achtung beider Theile vor einander. Ein Hindu-Sprichwort sagt: „Das Glück zieht aus dem Hause, worin eine Frau mißhandelt wird“; im ganzen Dorf oder Stadtviertel ist als ein Ungeheuer gebrandmarkt, wer seiner Frau einen Schlag versetzt.

Die Mehrzahl der Mädchen wird verheirathet vor Eintritt völliger Entwickelung und lebt als Frau bei den Männern. Ein hohes Fest ist der Eintritt der Pubertät; die beiden Familien feiern dieses Ereigniß gemeinsam als zweite Heirath, und so lebhaft ist die Freude, daß alter Familienzwist dabei neuer Freundschaft weicht. Groß ist der Schmerz der Frau um den sterbenden Gatten; er steigert, nicht vermindert sich, wenn der Tod vor dem Eintritt in die zweite Heirath erfolgte; denn die jungfräuliche Wittwe ist für ihr ganzes Leben denselben Beschränkungen unterworfen, wie die Matrone, der Kinder und Enkel tröstend zur Seite stehen. Die Wittwe folgt noch dem Leichenzuge des Gatten und entzündet, wenn ohne Sohn, selbst den Scheiterhaufen, auf welchem der Leichnam unvollkommen zu Asche verbrannt wird. Unmittelbar nachher wird die Wittwe an den Fluß oder den Dorfteich geführt; hier legt sie die Frauengewänder ab, zerbricht das eiserne Gelenkband, das als Symbol der Liebe ihres Gatten den Arm zierte, wirft es in das Wasser, wäscht von ihren Fußsohlen das Roth hinweg, das bisher täglich aufgetragen wurde und muß dulden, daß unter rohen Gebräuchen das Abzeichen ihrer Würde getilgt wird, ein rother Kreis, der von ihrer Stirn leuchtete wie der Venusstern am dunkel blauen Himmel.

Die heiligen Bücher, Sästras, spielen in der Form, wie die Gurus oder geistlichen Freunde ihren Inhalt wiederzugeben für gut finden, eine große Rolle im Leben der Hindus. Nach den Vorschriften in diesen Büchern soll die Wittwe sich jeden Wunsches entschlagen und jedem Wohlleben entsagen. Zum Heile der Seele ihres Gemahles soll sie nur eine Mahlzeit im Tage nehmen und Fleisch, Fische wie alle Leckereien vermeiden; dabei hat sie häufig zu fasten und vielerlei Kasteiungen sich aufzulegen. Ihre Kleidung muß möglichst unvortheilhaft gewählt sein. Das Haar, das sonst fleißig gekämmt, gesalbt und auf dem Hinterhaupte zierlich in Knoten geschlungen wurde, wird nicht mehr gepflegt; in den Spiegel zu schauen ist verboten. An Stelle eines Lagers aus weichen Polstern mit einem Mosquito-

Vorhang tritt eine Matte aus Baſt, ein Holzklotz oder ein Geflecht erſetzt das Kiſſen. Gleichen Wandel erleidet ihre Beſchäftigung. War die Ehefrau als Hausmutter Gebieterin über Kinder und alle weiblichen Inſaſſen im Haushalte, ſo wird ſie jetzt bis zur Ueberbürdung mit den unſauberſten häuslichen Arbeiten beladen; dabei werden ſolche Dienſte nicht erbeten, ſondern man befiehlt ſie in die Küche, zum Kehren der Hausflur, zur Wartung der Kinder; ſie ſoll das Brot verdienen, das ſie verzehrt. Es ſpricht für den Charakter der Hindus, daß ſich Wittwen allen Dienſten ohne Widerrede unterziehen; ſie mag Mutter geweſen oder als Jungfrau in ihren freudeloſen Stand eingetreten ſein, ihre Dienſte als Kinderwärterin ſind durch andere Perſonen nicht zu erſetzen. Die Wittwe erachtet ſich von der Gottheit zur Stütze der Verwandten ihres Gemahles beſtimmt; in den dichteſt bevölkerten Gegenden Indiens wird es wenige Erwachſene geben, die nicht ihre Jugendfreuden, ja ſelbſt ihr Leben den uneigennützigen, aufopfernden Dienſten einer Wittwe danken. Es fehlt deßwegen in den Familien auch nicht an dankbaren Herzen; aber erwachſene weibliche Familienglieder, wie die Frau des Hausſohnes, Schwägerinnen und entfernte Verwandtinnen, ſind der Wittwe ſelten günſtig geſinnt und nur zu geneigt, durch ihre Ehegatten ſie ihres Sondergutes zu berauben. Nach den heiligen Büchern ſoll die Wittwe allen Schmuck ablegen. Mitleid heuchelnd bietet ein Hausangehöriger Bewahrung deſſelben an, um ſodann die ihm anvertrauten oft wenig werthvollen Gegenſtände zu ſeinem Vortheile zu verwerthen. Daſſelbe thut der Hausvater mit den Staatspapieren, welche die Wittwe ihm übergiebt. Sonſt ſtand die Wittwe ziemlich ſchutzlos da; die engliſchen Gerichte nehmen ſich ihrer aber ſehr wirkſam an und die Beraubte tritt meiſt ſehr rückſichtslos auf; mehr als eine Familie iſt durch ſolche Proceſſe an den Bettelſtab gebracht worden.

Faſt jede Wittwe iſt von religiöſer Schwärmerei erfaßt. Der Brâhmane oder Prieſter, welcher die Todtenfeier vollzieht und die religiöſen Jahresfeſte in der Familie leitet, bringt es ohne Mühe dahin, daß die Wittwe einen Knaben ſeiner Kaſte als Bhikſchâputra (wörtlich Bettelſohn) annimmt und als eigenen Sohn aufzieht. Der Guru oder geiſtliche Rathgeber der Familie iſt der zärtlichſten Aufmerkſamkeiten Seitens der Wittwe ſicher und weiß ihr jederzeit eine andere Pûdſchâ oder religiöſe Ceremonie anzurathen, bei welcher die Wittwe dann mit offenen Händen giebt. Die Aermſten werden begeiſterte Apoſtel einer Wallfahrt nach einem hochverehrten Schreine, mag er in der Nähe liegen oder noch ſo entfernt ſein; bemittelte ſteuern zur Erziehung eines Brâhmanen-Sohnes bereitwillig bei, geben Almoſen an Tempel oder ſteuern zur Verwirklichung eines religiös-wohlthätigen Zweckes bei, wie es die Errichtung einer Badetreppe an dem Fluß iſt, um die vorgeſchriebenen Bäder zu erleichtern. Im Allgemeinen ſollte die Uneigennützigkeit der Wittwen beſſer geleitet ſein; erfreulicher Weiſe mehren ſich aber die Zeichen einer größern Selbſtändigkeit und eines weitern Geſichtskreiſes der Frauen, in Bengal z. B. haben verſchiedene reiche Wittwen Stipendien geſtiftet, aus denen Mitgliedern aller Kaſten die Koſten ihrer Studien an engliſch-indiſchen Kollegien beſtritten werden.

Glücklich iſt die Wittwe, die in ihren Stand in gereiftem Alter eintritt; wir geben im Nachſtehenden den Lebenslauf einer jungfräulichen Wittwe, wie er im Vorjahre in einer Gerichtsverhandlung in Ahmedabad (weſtliches Indien, nördlich von Bombay) feſtgeſtellt wurde. Dakhi war das Mädchen eines Brâhmanen, jetzt zwanzig Jahre alt und Wittwe. Die Zeit ihrer Verehelichung konnte nicht genauer feſtgeſtellt werden, als daß ſie zwiſchen ihrem dritten und achten Lebensjahre Frau wurde; mit neun Jahren war ſie Wittwe. Ihre einzige Stütze war eine körperlich gebrochene Mutter, auch Wittwe, einſt Ehefrau eines armen Tagelöhners und ohne alle Hilfsmittel. Dakhi ſuchte einen Dienſt und kam in das Haus eines frommen Hindu, der die täglichen Gebete mit peinlicher Genauigkeit verrichtete, und ſeiner Dienerin die Strafen, die heilige Bücher auf ihre Wiederverheirathung ſetzen, ausführlich erläuterte. Dieſer Hindu war ſeiner Sekte nach Mahârâdſcha. Gegründet im 16. Jahrhundert in der Blüthe der mohammedaniſchen Herrſchaft in Indien, nimmt dieſe Sekte als Grundlage ihres Syſtems das Liebesſpiel des Gottes Wiſchnu als Kriſchna mit den Schäferinnen an und lehrt, daß Befreiung der Seele nicht bedingt iſt durch Entſagung, ſondern in allen Annehmlichkeiten des Lebens erlangt werden kann. Dieſe Lehre iſt begreiflich unter den meiſt wohlhabenden Kaufleuten des weſtlichen Indiens ſtark verbreitet und führt hier praktiſch zu einem durchaus unmoraliſchen Lebenswandel. Man verſtieg ſich nämlich zu der ungeheuerlichen Lehre, Kriſchna werde in jedem männlichen Nachkommen des Stifters, die als Großkönige oder Mahârâdſchas angeredet werden, fortwährend voll geboren, wie ſich auch Kriſchna einſt jeder Schäferin voll enthüllt habe. In vollendeter Nachbildung des Spieles Kriſchnas mit den Schäferinnen geben ſich die weiblichen Mitglieder der Sekte dem Mahârâdſcha unbedenklich hin; im Weigerungsfalle verlangt es der Mahârâdſcha als ſein Recht. Im Laufe der Jahre wurde der hohe Titel dem Vorſtande jeden Ortes wie anderen einflußreichen Mitgliedern der Sekte verwilligt und damit ein politiſch einflußreicher Stand moraliſch zu Grunde gerichtet. In unſerm Fall wurde Dakhi die Concubine ihres Herrn und Mutter. Das Kind einer Magd hätte das Haus beſudelt; der uneheliche Vater klagte ſich vor ſeiner Kaſte des Fehltrittes mit einer Dirne an unter Verſchweigung der guten Herkunft ſeiner Dienerin; das Kaſten-Fünfmänner-Gericht legte dem Sünder Zahlung einer Geldſumme an die Vereinskaſſe auf, die Dienerin wurde verſtoßen und nahm bei ihrer Mutter Zuflucht. Hier wurden ihr bittere Vorwürfe, ihre Kaſte ſtieß das entehrte Mädchen aus und als die Zeit ihrer Niederkunft herangekommen war, ſetzte die verzweifelte Mutter das kleine Weſen auf die Straße. Die Polizei las es auf, ermittelte die Mutter und dieſe wurde zu einigen Jahren Gefängniß verurtheilt.

Nach der Sage ſtürzte ſich Sati, die Gemahlin des großen Siwa, des mit Brahmâ um den Vorzug ſich ſtreitenden Gottes, beim Opfer ihres Vaters Dakſcha in das heilige Feuer aus Bekümmerniß, daß ihr Gatte von Gott Brahmâ nicht zum großen Opfer eingeladen war. Seither heißt jede Ehefrau, die mit ihrem todten Ehegatten den Holzſtoß beſteigt, auf welchem deſſen Leiche zu Aſche verbrannt wird, Satî und der Gebrauch ſelbſt Sahagrama, das Mitgehen mit dem Gatten. In altariſcher Zeit beſtand die Unſitte des Sahagrama nicht; doch bereits im ſechsten chriſtlichen Jahrhundert wird nur jene Wittwe für zweifellos tugendhaft erklärt, welche den Scheiterhaufen ihres Mannes mitbeſteigt. Die Forderung muß nicht ſehr bereitwillig erfüllt worden ſein, denn ſonſt ſtänden in der Provinz Radſchputana (dem Lande zwiſchen Bombay und Dehli) nicht ſo viele Erinnerungsbauten an Satî-Verbrennungen, um den Ehrgeiz der Frauen anzuſtacheln. Ein indiſches Geſetz vom 4. December 1829 verbietet die Wittwenverbrennung, das Strafgeſetzbuch beſtraft alle Mitwirkende wegen Anreizung zum Mord mit ſchwerem Gefängniß bis zu zehn Jahren; dennoch ſind jährlich ein bis zwei Satîverbrennungen zu verhandeln; die Gerichte er-

kannten in dem letzten dieſer Fälle, der im Januar dieſes Jahres ſpruchreif geworden war, gegen ſämmtliche Theilnehmer auf Zuchthaus von 3 bis 7 Jahren. Der Gebrauch widerſpricht durchaus allen Anforderungen geſunder Moral. Immerhin iſt die Unſitte milder zu beurtheilen, wenn die Umſtände berückſichtigt werden, die zu ihrer Entſtehung führten. Wittwen-Verbrennung wurde in einer Zeit empfohlen, als zahlreiche indiſche Fürſtenhöfe beſtanden, und das Beiſpiel üppigſten Hoflebens ſittenverderbend auf das Volk einwirkte; noch heute kommen Satis nur in Vaſallenſtaaten vor, im engliſch-indiſchen Gebiet iſt der Gebrauch ausgeſtorben und macht hier unter frommen Wittwen einem aſcetiſchen Leben Platz.

Nach Hindu-Civilrecht fällt das Geſammtvermögen des Mannes an die Wittwe; ſie ſoll es genießen bis zu ihrem Tode und dann an die Erben des Mannes kommen laſſen. Indiſche Rechtsgelehrte folgerten daraus, die Wittwe ſei nun Nutznießerin, Eigenthümer aber die Erbberechtigten im Augenblicke des Todes des Ehegatten; anders die engliſch-indiſchen Gerichtshöfe. Die Praxis entſchied ſich für volles Eigenthumsrecht der Wittwe und welch' große Wohlthat durch ſolchen Urtheilsſpruch der indiſchen Geſellſchaft erwieſen wurde, zeigt ſich an den Beſtimmungen, welche das indiſche Recht gegen Unkeuſchheit der Wittwe giebt. Die altindiſchen Geſetzbücher — und das jüngſte derſelben, das mit göttlicher Autorität ausgeſtattet iſt, darf nicht höher als in das neunte chriſtliche Jahrhundert geſetzt werden — verlangen eheliche Treue der Wittwe für ihren Mann bis an den Tod und laſſen ſie ihre Erbſchaft durch Unkeuſchheit verwirken. Dem Indier wird gelehrt, daß Lüge eine Sünde iſt; aber er ſchwört unbedenklich Meineide, wenn er damit einen Nachtheil von ſich abwendet und macht ſich noch weniger Gewiſſensbiſſe, andere zum falſchen Schwure zu dingen. Der Schwarm von Rechtsbeiſtänden — ein Krebsſchaden der engliſch-indiſchen Gerichtsverfaſſung — zieht aus dieſem Mangel an Rechtsſinn Vortheil; eine Wittwe im Beſitze von Vermögen war nie vor einer Anzeige wegen Unkeuſchheit ſicher und mehr als die Hälfte aller vorgebrachten Thatſachen wurden durch meineidige Zeugen erhärtet. Da griff der engliſche oberſte Gerichtshof im Jahre 1880 durch und erließ in der Klage Abberam gegen Seram, beide ſehr wohlhabende Mitglieder einer Südra-Kaſte, einen Plenarbeſchluß dahin gehend: Unkeuſchheit nach dem Tode des Mannes und Erbſchaftsantritt bewirkt nicht Verluſt des ererbten Vermögens; hierzu müße Verletzung der ehelichen Treue nachgewieſen ſein aus der Zeit der ungetrennten Ehe. Begründet iſt dieſes Urtheil durch diejenigen Stellen in den heiligen Rechtsbüchern, nach denen Grundvermögen, deſſen Beſitz einmal durch Erbnachfolge angetreten iſt, nicht entzogen werden kann auf Grund von Thatſachen, die zwar, hätten ſie zur Zeit des Beſitzantrittes beſtanden, dem Eigenthumsübergange entgegen geſtanden hätten, hinterher aber ihn nicht mehr aufheben können. In den Motiven wird ſich dann auch auf die Rechtsunſicherheit bezogen, welche bei der herrſchenden Gewiſſenloſigkeit in Abgabe falſchen Zeugniſſes entſtehen müßte, wollte man ſolchen ſelbſtſüchtigen Bezichtigungen eine beſitzaufhebende Wirkung einräumen. Dieſes Urtheil, das auf erhobene Berufung vom Privy Council der Königin von England und Kaiſerin von Indien, dem oberſten Reichsgerichte des engliſchen Weltreiches, beſtätigt wurde, erregte die Gemüther von einem Ende der indiſchen Halbinſel bis zum andern. Die orthodoxen Hindus ſchüttelten den Kopf und prophezeiten ſo viele Schlechtigkeiten, daß das Gericht des Herrn über ihr unglückliches Land hereinbrechen müſſe; „Young India“ oder die an engliſch-indiſchen Mittel- und Hochſchulen gebildeten jungen Leute erklärten das ergangene Urtheil als Ruin der indiſchen Geſellſchaft, weil der Hausvater und Bruder der ſtrengen Aufſicht über ſeine verwittweten Angehörigen beraubt ſei und auch eine unmoraliſche Verwandte als Tochter und Schweſter anerkennen müſſe. Zahlreich beſuchte Verſammlungen proteſtirten gegen das neue geſchaffene Recht, alle Zeitungen füllten ihre Spalten mit Artikeln gegen und nur wenige für die Neuerung; alle Rechtsſchulen faßten Beſchlüſſe gegen den erlaſſenen Urtheilsſpruch. Die Erregung hat ſich gelegt und die öffentliche Meinung weiß jetzt den Gerichten Dank dafür, hier — wie in anderen Fällen — eine veraltete Rechtsbeſtimmung zeitgemäß umgebildet zu haben. Die ehrwürdigen Sâſtras haben ihren Zauber verloren, auch die Wittwe macht ihre Rechte geltend; wohl hat in der Gegenwart Unkeuſchheit unter Wittwen zugenommen; aber dieſe Klage beſtand ſchon vor dem Urtheile und hat ihren Grund in der Lockerung althergebrachter Gewohnheiten, die in Indien mit der Fremdherrſchaft und weſtländiſchen Kultur einzog.

Wiederverheirathung iſt der Wittwe, die auf ihre Kaſte hält, durch die Sitte verboten; nicht nur Brâhmanen und Râdſchputs, auch alle religiöſen Kaſten, die Sänger, ſelbſt Bettler verbieten ſie, und in der Hafenſtadt Bombay mußten die ſtädtiſchen Behörden die Schließung einer Mädchenſchule gutheißen, weil die Hauptlehrerin als Wittwe geheirathet hatte und deßwegen in die Acht erklärt wurde. Früher war es anders; erſt unter der mohammedaniſchen Fremdherrſchaft erſtarkte der Einfluß der geiſtlichen Rathgeber brâhmaniſchen Glaubens ſo ſehr, daß eine zweite Heirath als Makel empfunden wurde. Schreiendes Unrecht in einzelnen Familien führte 1856 zu dem engliſch-indiſchen Geſetz, daß eine Wittwe bei Eingehung einer zweiten Heirath den Fortgenuß ihres Erbe nicht verliere. Verſchiedene philanthropiſche Geſellſchaften empfehlen eine zweite Heirath insbeſondere für jungfräuliche Wittwen, aber ſo ſelten ſind zweite Heirathen, daß eine ſolche den leitenden anglo-indiſchen Blättern noch telegraphiſch angezeigt wird. Zahlreich ſind die Erörterungen über dieſe Frage in den öffentlichen Blättern; es verdient hervorgehoben zu werden, daß die Gründe gegen Wiederverheirathung nicht bloß den indiſchen Rechtsbüchern, ſondern auch weſtländiſchen Lehrbüchern entnommen ſind. So wird von den Gegnern geltend gemacht, daß ohne ſolches Verbot das weibliche Geſchlecht auch in Indien vorherrſchen würde — während jetzt noch verſchieden von Europa das Gegentheil der Fall iſt — und daß dann die Uebervölkerung Indiens, die jetzt ſchon große Sorge mache, alles Maß überſteigen müſſe.

Nach dieſen Proben würde eine durchgreifende Reform des Eherechtes der Wittwen den Boden hierzu unter der indiſchen Bevölkerung noch nicht genügend vorbereitet finden; aber es gehört zu den Verdienſten der engliſchen Verwaltung, die Wittwen vor dem bürgerlichen Tode errettet zu haben, dem ſie ſonſt mit dem Ableben ihres Gemahles verfallen waren.

W. Alexandrow über die ruſſiſchen Handelswege nach Mittel-Aſien [1]).

Chr. H. Als ein Hauptgrund der langſamen Entwickelung des ruſſiſchen Handels in Mittel-Aſien, beſonders in Buchara und Chiwa, iſt unbedingt die unbequeme Verbindung zwiſchen dieſen Chanaten und dem europäiſchen Rußland anzuſehen. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Ausfuhr von Rohprodukten aus Mittel-Aſien nach Europa und umgekehrt die Ausfuhr von Manufakturwaaren und Produkten des ruſſiſchen Gewerbfleißes nach Aſien ſich beträchtlich vermehren würde, wenn die Kommunikationswege einen bequemern und billigern Waarentransport zuließen. Gegenwärtig wird der Handel durch Karawanen betrieben, welche von Orenburg aus über die Städte Orsk, Turgai, Turkeſtan und Tſchimkent nach Turkeſtan ziehen; nach Buchara und Chiwa gehen ſie über Orsk und Kazalinsk. Beide Wege ſind ſehr lang; über Turgai bis Taſchkent 1705 Werſt, über Kazalinsk bis Buchara 1660 Werſt und bis Chiwa 1490 Werſt, und bieten bedeutende Unbequemlichkeit dar: die Kameele marſchiren ſehr langſam, durchſchnittlich 25 Werſt täglich; es ſind ſehr ſandige Gegenden zu durchwandern, ſolche, welche Ueberſchwemmungen ausgeſetzt ſind und welche mitunter dem Marſch der beladenen Thiere Hinderniſſe bieten. Dazu kommt, daß die Kameele täglich aufs Neue beladen werden müſſen, und daß die Waaren zum Theil verderben in Folge der klimatiſchen Einflüſſe, denen ſie während einer dreimonatlichen Wanderung durch die Steppe unterliegen. Unter dieſen Umſtänden finden ſich nur wenige Perſonen, welche ihre Arbeit und ihr Kapital bei einem, allen möglichen Zufällen unterworfenen Handel riskiren wollen. Derſelbe iſt nicht belebt und die Preiſe der Waaren ſind ſehr hoch. Es iſt daher geboten, nach Mitteln zu ſuchen, um einen billigern, vor allem aber einen bequemern Handelsweg zu finden.

Kann man nicht die natürlichen Wege, welche aus dem europäiſchen Rußland nach Mittel-Aſien führen — die Wolga, das Kaſpiſche Meer und den Amu-Darja benutzen? Beide Flüſſe ſind ſchiffbar ſogar für Dampfböte und das Kaſpiſche Meer dient längſt dem Handel. Der Waſſerweg bietet bei einer gewiſſen Schnelligkeit noch den Vortheil der Billigkeit des Transportes dar. Seit der Erbauung der transkaſpiſchen Eiſenbahn, welche durch militäriſche Rückſichten bedingt wurde, iſt man auf die Idee gekommen, dieſe Bahn auch für die Handelsbeziehungen mit Perſien, Chiwa, Buchara zu benutzen. Allein die genannte Bahnſtrecke bietet zur Verbindung mit Perſien, nicht aber zur Verbindung mit Chiwa und Buchara Vortheil. Von Chiwa bis Kyzyl-Arwat, dem Endpunkt der transkaſpiſchen Bahn, ſind gegen 500 Werſt; wenngleich das keine bedeutende Entfernung iſt, ſo iſt die Wegſtrecke insbeſondere zwiſchen dem Brunnen Igdy und der Einſenkung bei Sary-Kamyſch eine ſandige, waſſerloſe Wüſte, welche nur mit Kameelen und zwar unter Beſchwerden paſſirbar iſt. Die Strecke von Kyzyl-Arwat über Merw nach Buchara beträgt direkt etwa 900 Werſt; der Weg führt durch eine größtentheils ſandige Wüſte und iſt ohne jegliche Bequemlichkeit. Ueber Chiwa iſt die Entfernung noch größer.

Es giebt aber noch eine Richtung, in welcher es vielleicht möglich wäre, einen Handelsweg zu etabliren, nämlich vom Delta des Amu-Darja über das Plateau des Uſt-Urt zum nördlichen Theile des Kaſpiſchen Meeres. Der Kaufmann Wanjuſchin in Uralsk hat den Verſuch gemacht, dieſen Weg zu benutzen. Er ſchickte zwei Transporte Fiſche aus Kungrad am Amu-Darja bis zur Bucht Jaman-Airakty (am Buſen Mertwij Kultuk des Kaſpiſchen Meeres), wobei der Uſt-Urt auf ruſſiſchen vierrädrigen mit Kameelen beſpannten Wagen paſſirt wurde. Von der Bucht Jaman-Airakty bis Aſtrachan wurden zur Fahrt über das Meer Segelboote benutzt. Nachdem der Verſuch, den Uſt-Urt mit Wagen zu überſchreiten, einmal gelungen war, wurde dem Herrn W. Alexandrow, dem Verfaſſer des vorliegenden Berichts, der Auftrag zu Theil, eine Rekognoſcirung des Weges über den Uſt-Urt vorzunehmen mit dem Zweck zu ermitteln, in wie weit dieſe Strecke zur Anlage einer dauernden Verbindung zwiſchen Rußland und Chiwa benutzt werden könne.

Die Reſultate der von Herrn Alexandrow ausgeführten Recognoſcirung ſind folgende: Die Wegſtrecke von Kungrad bis zur Bucht von Jaman-Airakty beträgt 447 Werſt. Anfangs geht der Weg nach WSW, 18 Werſt von Kungrad aber überſchreitet er den ausgetrockneten Buſen des Aral-Sees Aibugir und ſteigt dann bei Adſchul auf den Höhenrand Tſchink hinauf. Nachdem er noch 37 Werſt in derſelben Richtung ſich fortgeſetzt hat, trifft er mit dem Wege aus Kunjä-Urgendſch (in der Oaſe Chiwa) zuſammen, wendet ſich dann nach NW und zieht ſich ſo bis zum Kaſpiſchen Meere fort. Der Boden des Plateaus iſt ſandig und ſteinig, Sedimentbildung. Der Boden des Buſens von Aibugir iſt im Frühling und Herbſt ſumpfig und ſchlammig; an einigen Orten ſammelt ſich das Waſſer an, doch können ſolche Stellen umgangen werden. Die Steigung und der Abfall vom Plateau geht allmählich in Terraſſen vor ſich; bis zur Mitte der Strecke, dem Brunnen Amandſchul, erheben ſich die Terraſſen, vom Brunnen Turlugul bis zum Kaſpiſchen Meere ſenken ſie ſich, ohne aber dem Wagen die geringſten Hinderniſſe darzubieten. Die Steigung bei Adſchul iſt ſehr allmählich und bequem, ebenſo der Abſteig zum Kaſpiſchen Meere durch die Schlucht Dſchagylgan. Der als Brennſtoff dienende Salzſtrauch (Saksaul) wird an zwei Orten an den Brunnen Sumbe und Iſſen-Kaſak in großer Menge angetroffen; durch die genannten Brunnen wird die ganze Wegſtrecke in drei faſt gleiche Theile von je 150 Werſt zerlegt. In ihrer Nähe befinden ſich große mit Saksaul beſtandene Oaſen, diejenige bei Sumbe umfaßt mehr als 200 Quadratwerſt. Auch an anderen Stellen des Weges wird ſowohl Saksaul als auch Stachelgras (Cenchrus?) angetroffen; im Buſen von Aibugir ſo wie am Ufer des Kaſpiſchen Meeres giebt es auch genug Schilf, welches ebenfalls als Brennmaterial dienen kann. Grasfutter findet ſich auf dem ganzen Wege; beſonders die zweite Hälfte des Weges vom Brunnen Amandſchul bis zum Kaſpiſchen Meere iſt ſehr reich an einem wohlriechenden Gras (Dſchuſan genannt), welches ein vortreffliches Futter iſt. Brunnen ſind von Atabay und Jaſybay 112 Werſt von Kungrad an auf dem ganzen Weg ſehr häufig in einer Entfernung von 10 bis 15 Werſt von

[1]) Nach dem Ruſſiſchen in der „Nowoje Wrewja“ (Neue Zeit) 1883, Nr. 2495.

einander; oft liegen ihrer zwei, auch fünf dicht bei einander. Alle ſind regelrecht mit Steinen ausgelegt; an einigen ſind ſogar ſteinerne Tröge zum Tränken vorhanden, woraus man ſchließen darf, daß der Weg ſchon früher benutzt wurde. Freilich iſt das Waſſer einiger Brunnen ſalzig und enthält Schwefelwaſſerſtoffgas, aber ſowohl die Kameele wie die Pferde trinken daſſelbe; von anderen Brunnen iſt das Waſſer vollkommen gut. Die Quantität des Waſſers iſt überall ſo reichlich, daß man mit einem Mal 300 Kameele tränken kann. Im Allgemeinen iſt die Wegſtrecke für Wagen bequem paſſirbar, nur die waſſerloſe Strecke vom Aufſtieg bei Adtſchul bis zum Brunnen Atabay, im Ganzen 94 Werſt, iſt unbequem. Aber man kann dieſe Lokalität umgehen, indem man von Kungrad aus etwas weiter nach Norden bei Tſchibin auf den Tſchink emporſteigt und von hier über den Brunnen Irbaſſan ſich direkt nach Weſten nach Amandſchul wendet. In dieſer Richtung hat man nur eine waſſerloſe Strecke von 50 Werſt zu durchſchreiten, doch iſt der Weg nicht ſo bequem, und erfordert, um für Wagen paſſirbar zu ſein, einige Verbeſſerungen. Der Landungsplatz am Kaſpiſchen Meere in der Bucht von Jaman-Airakty iſt ſehr gut. Die Bucht iſt von drei Seiten durch Berge eingeſchloſſen und deshalb vor Winden geſchützt. Die Wellen gehen nicht weiter als 5 Saſhen (ca. 10 m) über das Ufer hinaus; die Waſſertiefe beträgt in einer Entfernung von 70 Saſhen (147 m) 5 bis 6 Arſchin (ca. 3,5 bis 4,2 m), ſo daß bei einem unmittelbaren Abladen der Waaren die Länge der Anfahrt nicht über 90 Saſhen (189 m) betragen würde. Der Mertwij-Kultuk-Buſen iſt tief genug, ſo daß die gewöhnlichen Segelboote bequem in demſelben verkehren können; nach Angaben der dortigen Einwohner ſollen übrigens auch gelegentlich ruſſiſche Dampfer in den Buſen einfahren. Demnach iſt hier ein Zugang möglich [1]).

Der eben beſchriebene Weg bietet große Vortheile dar; er iſt nicht ſehr lang und bequem paſſirbar. Die Transporte können von Twer oder Niſhni-Nowgorod zu Waſſer bis zur Bucht Jaman-Airakty gehen, dann 450 Werſt auf Wagen bis zum Amu-Darja und auf dieſem 300 Werſt bis Chiwa oder 680 Werſt bis zur Feſtung Uſty und von da nach Buchara. Man kann aber den Amu-Darja auch noch weiter benutzen, inſofern derſelbe bis Chosret-Imamy für Dampfſchiffe befahrbar iſt. Will man den Amu-Darja nicht benutzen, ſo iſt die direkte Entfernung von Jaman-Airakty bis Buchara etwa 1160 Werſt und der Weg iſt bedeutend beſſer als der jetzige von 1660 Werſt. 500 Werſt Karawanenweg machen einen bedeutenden Unterſchied an Zeit und Geld aus, um ſo mehr, als die Waaren eine große Strecke auf Wagen transportirt werden können, ohne, wie bei Kameelen, täglich umgeladen zu werden, und der Weg von Kungrad bis zur bucharifchen Grenze bei Itſchke-Jar, eine Strecke von etwa 400 Werſt, durch bevölkertes Land geht. Die Schwierigkeiten, welche jetzt in Chiwa das Miethen von Kameelen hat, und der hohe Miethpreis (20 bis 25 Rubel monatlich im Sommer und 30 Rubel monatlich im Winter) werden dann jedenfalls geringer werden. Was den Waarentransport nach Chiwa und dem Amu-Darja-Delta betrifft, ſo würden die Waaren bei Benutzung des Weges über den Uſt-Urt im Ganzen etwa 500 bis 700 Werſt auf Wagen transportirt werden, ſtatt jetzt 1490 Werſt auf Kameelen. Auch gegenüber der Route über die transkaſpiſche Bahn (Michailowſk-Kyzyl-Arwat) hat diejenige über den Uſt-Urt ihre Vortheile. Die Entfernung von Kyzyl-Arwat bis Chiwa beträgt freilich nur 500 Werſt, von Jaman-Airakty bis Chiwa dagegen 740 Werſt. Aber der erſtere Weg führt zum Theil durch eine ſandige, waſſerloſe Wüſte, und iſt kaum von Kameelen zu paſſiren, der von Jaman-Airakty dagegen kann befahren werden. Dabei iſt zu berückſichtigen, daß die Stadt Chiwa im ſüdlichſten Theil der Oaſe liegt und demnach, je weiter nach Norden das Reiſeziel liegt, die Entfernung von Kyzyl-Arwat zunimmt: das Delta des Amu-Darja, welches ſeiner Fruchtbarkeit wegen entſchieden eine große Handelsbedeutung für die Zukunft hat, iſt von Kyzyl-Arwat 790 Werſt, von Jaman-Airakty aber nur 450 Werſt entfernt. Ueberdies iſt im letztern Falle die Fahrt über das Kaſpiſche Meer kürzer und man erſpart das Umladen der Waaren auf der transkaſpiſchen Eiſenbahn.

Schließlich hält der Verfaſſer es für nothwendig hinzuzufügen, daß ſeiner Meinung nach die Einrichtung eines Fahrweges oder gar einer Poſtverbindung über den Uſt-Urt, welche jedenfalls mit großen Unkoſten verbunden wäre, doch nur eine zeitweilige ſein würde. Diejenigen Perſonen, welche ſich für den mittelaſiatiſchen Handel intereſſiren und ihre Arbeit und Kapital dabei verwenden wollen, ſollten nicht bei halben Maßregeln ſtehen bleiben, ſondern direkt eine Eiſenbahn über den Uſt-Urt bauen. Die Bahn hätte nur eine Länge von 500 Werſt, böte beim Bau gar keine techniſchen Schwierigkeiten und verbände das Becken des Amu-Darja, d. h. die Oaſen von Chiwa und Buchara mit dem europäiſchen Rußland. Eine ſolche Bahn würde dem ruſſiſchen Handel die erſte Rolle in jenen Gegenden zuſichern.

[1]) Ein ausführlicher Bericht über die Rekognoſcirung iſt in der „Turkeſtaniſchen Zeitung“ 1882, Nr. 23 und 24 gedruckt.

Zur Charakteriſtik der Balutſchen.

Das im „Globus“ ſchon erwähnte Buch „Unexplored Baluchistan“ von Erneſt Ayscoghe Floyer (London, Griffith und Farran 1882) enthält hier und da zerſtreut verſchiedene Beiträge zur Charakteriſtik der Balutſchen, und zwar der auf perſiſchem Gebiete wohnenden, welche einer zuſammenfaſſenden Behandlung durch den Autor wohl werth wären. Einiges davon geben die folgenden Zeilen wieder.

Die verſchiedenen, in dem bezeichneten Buche geſchilderten Reiſen zerfallen gewiſſermaßen in zwei Arten, ſolche, die Floyer in Geſellſchaft von Balutſchen gemacht hat und ſolche in Gemeinſchaft mit Perſern. So lange er von erſteren ſpricht, iſt er, abgeſehen von den topographiſchen Theilen, luſtig und unterhaltend und bringt den Leſer oft zum Lautauflachen — in Perſien verfällt er alsbald in den langweiligen, beſchreibenden Ton, der dem Kenner der immer üppiger wuchernden Literatur über Perſien genugſam bekannt iſt. Dazu kommt noch, daß er in Perſiſch-Balutſchiſtan (vergl. „Globus“ 32, 320) faſt durchweg nie von Europäern betretene Pfade gewandelt iſt, im eigentlichen Perſien aber nur wohlbekannte große Heerſtraßen. Balutſchen ſind nach Floyer (S. 164) die beſten Reiſegefährten von der Welt; in ſchwierigen Lagen werden ſie angeregt, ſchreien und arbeiten

wie die Teufel; im Lager aber ſind ſie immer luſtig, und ihre Unterhaltung iſt ſtets anſtändiger, als die von irgend welchen Leuten ähnlicher Stellung, ſo viel ihrer der Reiſende kennen gelernt hat. Sie beſitzen eine hohe Werthſchätzung des Witzigen und eine unerſchöpfliche gute Laune. So lange es das Klima erlaubte, ließ Floyer Abends ſein Feuer unweit deſſen ſeiner balutſchiſchen Kameeltreiber anzünden, um ſich an ihren Späßen und tollen Geſchichten zu erfreuen. Als einmal ein hochmüthiger Perſer (S. 291) einen Diener Floyer's höhniſch fragte: „Ich glaube, der Fremde hat rieſig viel Geld. Sind nicht alle dieſe Kiſten voll davon?“ „Was?“, antwortete ihm jener ernſthaft: „Nein, es iſt Sand darin, und den bringt der Fremde dem Statthalter von Kirman zum Geſchenk mit, weil deſſen Land keinen hat“. Derſelbe Diener, Brahim mit Namen, gab in einer kalten Nacht jeden Fetzen, den er beſaß, an ſeine fröſtelnden Mitdiener und ſchlief lieber bloß in einem dünnen Baumwollenhemde, als daß durch jene die gerühmte balutſchiſche Abhärtung in einem ſchlechten Lichte erſchienen wäre.

Als derſelbe Brahim eines Abends ſeine Kleider in einem kalten Fluße wuſch (S. 265), folgten ihm alle ſeine Gefährten darin, aus Furcht vor unliebſamen Vergleichen; hoch im Norden (ſie begleiteten Floyer bis Kirman) und mitten im Winter fand ſie der Reiſende wiederholt in nichts als ihren friſchgewaſchenen, naſſen Kleidern umhergehen. Ein Balutſche ſelbſt aus der höchſtgeſtellten Familie wäſcht ſeine Kleider ſelbſt; aber in der Art und Weiſe, wie er es thut, liegt der Unterſchied. Er hockt ſich nicht in unwürdiger Stellung nieder und reibt unbeholfen mit beiden Händen; nein! Seine Gewänder ſind vier an der Zahl: feſte baumwollene Hoſen, die von unterhalb des Knies feſt anliegen und von ſeinem älteſten Weibe hübſch roth geſtickt ſind; darüber ein langes baumwollenes Hemde, gleichfalls am Halſe, auf der Bruſt und unten an den Aermeln geſtickt; ein großer Turban und ein dicker wollener Plaid vervollſtändigen ſeine Ausrüſtung, zu welcher unterwegs noch Flinte, Schwert, Schild, Piſtole und Sandalen kommen. Seine Satteltaſchen enthalten noch eine zweite Kleidung. Will er ſie waſchen, ſo ſucht er ſich eine tiefe Stelle im Fluß doch ſeinen Kameraden nahe genug, daß er mit ihnen plaudern und ſcherzen kann, bindet ſich den Turban um den Leib, nimmt die übrigen Kleider auf den Arm und ſteigt ins Waſſer. Aufrecht ſtehend, faßt er ein Stück an einem Zipfel, ſchwingt es über ſeinem Kopfe und ſchlägt es mit aller Kraft klatſchend auf das Waſſer. Eine Anzahl ſolcher Leute machen ein Getöſe, wie ein allgemeines Feuergefecht. Iſt das Zeug genügend rein, ſo wird es ausgewunden und ſofort wieder angezogen. —

Höchſt umſtändlich ſind die Begrüßungen der Balutſchen; unter den verſchiedenen Beiſpielen, die Floyer erzählt, heben wir Folgendes heraus, welches ſich gleich zu Anfang ſeines Buches (S. 12) findet. Er lag eines Tages, als die Sonne höher und höher ſtieg, in ſeinem Zelte und hörte träge dem Schwatzen ſeiner draußen befindlichen Kameeltreiber zu, als er eine fremde Stimme vernahm und beim Aufheben der Zeltleinwand ſah, daß ein großgewachſener und bis an die Zähne bewaffneter Balutſche mit ſeinen Leuten ſich zu begrüßen anfing. Der Reiſende mußte auflachen über die traurige Ergebung, mit welcher jener zuerſt jedem Kameeltreiber die Hände küßte, welche ihrerſeits in gemeſſener Weiſe die ſeinigen zweimal küßten. Dann begann die Begrüßung, welche gewöhnlich vier bis fünf Minuten in Anſpruch nimmt, da es für unhöflich gilt oder als ein Beweis, daß man eine höhere Würde für ſich beanſprucht, wenn man weniger Fragen nach dem Wohlbefinden des andern thut, als letzterer nach dem des erſtern. Und dieſe Begrüßung macht ſelbſt der gewöhnlichſte Kameeltreiber mit jedem, den er in ſeinem Heimathlande trifft, durch, ſo daß ſich Floyer vor jeder Begegnung mit einem Fremden unterwegs fürchtete, weil dadurch ſtets Aufenthalt verurſacht und die Marſchordnung geſtört wurde. Beide Theile fragen nach dem erſten „Salam“ faſt gleichzeitig: „Biſt Du munter?“, „Geht es Dir gut?“, „Iſt alles in Ordnung?“, „Iſt Dein Haus (d. h. die Frauen) wohl?“ Dabei reichen ſie ſich die Hände, und jeder küßt des andern Handgelenk dreimal und fährt dann fort „durch Gottes Güte befindet ſich alles wohl“ u. ſ. w. Jeder fragt dann den andern nach Neuigkeiten, worauf jeder ſich verlegen weigert, ſolche mitzutheilen; dann wird von neuem gefragt, und beide betheuern feierlichſt, daß nur das Wohlbefinden des andern für ihn von irgend welchem Intereſſe ſei. Wenn ein einzelner z. B. vier Männern begegnet, ſo kommt es nicht ſelten vor, daß er alle dieſe Fragen mit jedem der vier durchmacht; bei einer größern Anzahl jedoch fängt nur das Oberhaupt derſelben mit dem einzelnen die Unterhaltung an, da korrekter Weiſe die Mehrzahl ſich ſelbſt eine höhere Rangordnung zuerkennt, als dem einzelnen.

Sehr charakteriſtiſch iſt auch folgende Begegnung Floyer's mit zwei Balutſchen, als er einmal ſeiner eigenen Karawane etwas vorausgeeilt war (S. 165). Er befand ſich gerade in einer, nach balutſchiſchen Begriffen ſehr unwürdigen Lage: ſein Diener mit ſeinem Kameele war hinten bei der Karawane zurückgeblieben, und letztere war wegen des unebenen Terrains nicht zu ſehen. Man kann ſich das Erſtaunen der beiden großen, ſehnigen Männer mit den Adlernaſen und ſchwarzen, lockigen Bärten vorſtellen, als ſie den Engländer in ſeiner abgeſchmackten, ungeahnten Kleidung und einem, 2 Fuß im Durchmeſſer haltenden Ding auf dem Kopfe vor ſich ſahen. Sie hatten gewiß nie einen „Feringi“ (Franken) geſehen, vielleicht nicht einmal von einem ſolchen gehört; für ſie war Floyer offenbar zunächſt ein menſchliches Weſen, dann aber gänzlich unbewaffnet, während ſie natürlich bis zu den Zähnen bewaffnet waren. Schwert, Schild, Flinte, Meſſer, Kugeltaſche u. ſ. w. bildeten in der That den größern Theil ihrer Kleidung; denn außerdem trugen ſie nur noch ein mangelhaftes Tuch um die Hüften, Grasſandalen und ein Käppchen. Hätten ſie den Engländer früher erſpäht, als er ſie, ſo hätten ſie ihn gewiß beſchlichen und geſchoſſen, nicht aus Bosheit, ſondern nur, um zu ſehen, was er eigentlich wäre. Floyer hatte jedoch ein Notizbuch und einen prismatiſchen Kompaß, deſſen Wirkung er ſchon früher erprobt hatte, bei ſich und als die beiden Balutſchen näher kamen, viſirte er rings im Kreiſe herum und nahm zuletzt den erſten der beiden aufs Korn. Obwohl ſie nicht abergläubiſch waren, ſo brachte ſie das doch aus der Faſſung und ſie machten einen kleinen Umweg, um ihren Marſch fortzuſetzen. Das aber wünſchte Floyer nicht, weil er ſie über den Weg, Lagerplätze u. dgl. befragen wollte; er warf ſich alſo in die Bruſt und rief ſie auf Balutſchiſch an. Sofort faßten ſie mehr Zutrauen, murmelten etwas zu einander, ſtreckten ihre Gewehre dicht vor ihm und überſchütteten ihn mit einer Fluth von Fragen: „Wer biſt Du?“, „Was biſt Du?“, Wo kommſt Du her?“, „Warum ſprichſt Du Balutſchi?“, „Wir ſind Baluſchen!“, „Wo iſt Dein Kameel?“, „Wo gehſt Du hin?“ u. ſ. w. u. ſ. w. Floyer wartete ruhig, bis eine Pauſe entſtand und ſagte dann ruhig und voll Würde: „Friede ſei mit Euch!“ Das ſchlug durch und traf ihr Selbſtgefühl und ihre Höflichkeit; denn ihre allzu große Neugier hatte ſie zu einem ſchweren Verſtoß gegen die guten Sitten hingeriſſen: ſelbſt der gemeinſte

Balutſche macht ja die Begrüßung in der peinlichſten Weiſe durch. Dieſer falſche Schritt konnte nun nicht mehr zurückgethan werden; Floyer nahm mit der größten Höflichkeit, deren er fähig war, alsbald dieſen Vortheil wahr und begann die übliche Begrüßung:

„Friede ſei mit Euch!“
„Auch mit Dir ſei Friede!“
„Ihr ſeid willkommen!“
„Möge es Euch wohl ergehen!“
„Befindet Ihr Euch wohl?“
„Iſt Euer ganzes Haus wohl?“
„Durch Gottes Güte befindet ſich alles wohl.“
„Gieb uns Neuigkeiten.“
„Ich habe keine und intereſſire mich nur für Eure Geſundheit.“

Gerade wollten beide Theile dieſelben Fragen von neuem beginnen — denn es gilt für unfein, zuerſt damit aufzuhören, als Floyer's Karawane in Sicht kam. Als ein Kameel nach dem andern hinter der Ecke auftauchte, jedes von einem der wohlgekleideten und völlig bewaffneten Treiber geführt, ſpiegelten die Geſichter der beiden Balutſchen eine ganze Reihe wechſelnder Gefühle wieder, und der eine ſagte zum andern in reſignirtem, von Ehrfurcht erfülltem Tone: „Wahrhaftig, ich habe faſt 3000 Jahre gelebt und bin in ganz Balutſchiſtan gereiſt, aber in meinem ganzen Leben ſah ich nie einen Mann mit ſo viel Beſitz, wie dieſen“.

Aber ſein Verſtand ſollte noch einen weitern Stoß bekommen, als Floyer ſein Notizbuch hervorzog und einem Freunde in Dſchask, von wo er ſeine Reiſe angetreten, einen kurzen Brief ſchrieb. Nie hatte der Balutſche ein Buch, Papier oder Schrift geſehen. Als er die einzelnen Blätter anfaßte, gerieth er in Erſtaunen: „Oh, wie dünn, dünn, dünn! Wie weiß, weiß, weiß; weiß wie Milch, bei Gott!“ „Und er reibt es ein wenig mit dem Stifte dort, und der läßt ſchwarze Fußtapfen hinter ſich. Das iſt warhaftig wunderbar!“ Als er dann den Bleiſtift unterſuchte, fand er das Blei, zeigte es erfreut ſeinem Gefährten und ſagte: „Da ſiehſt Du; das iſt es, wie es zeichnet; ſein Herz iſt ſchwarz.“ —

Der Balutſche hat keinen Maßſtab für Entfernungen (S. 104). In jedem Dorfe werden zwei bis drei Entfernungen, die jedermann bekannt ſind, als Normalmaß für Vergleichungen gebraucht, und um einen neuen Weg zu kennzeichnen, wird man z. B. ſagen, er ſei weiter als von Dſchask nach Jekdâr und nicht ſo weit, wie von Geigen nach Uſchdâhn. Wenn man einen fremden Balutſchen nach dem Wege fragt, wird er es zuerſt mit dieſen ſeinen Normalmaßen verſuchen, und wenn er merkt, daß er mit denſelben nicht weiter kommt, wird er folgendermaßen verfahren. Er wird ſich langſam herumdrehen und nach der betreenden Richtung hinkehren; iſt die Entfernung ſehr weit, ſo ſtellt er ſich auf die Fußſpitzen oder ſtellt ſich auch auf einen Sandhügel, ſtreckt die Hand aus und ſchreit in hohen Tönen wiederholt „u-u-uh“. Je höher er den Ton der Stimme und den Kopf erhebt, um ſo weiter iſt die Entfernung, immerhin eine ſehr ungenügende Art und Weiſe dergleichen zu bezeichnen. —

Merkwürdig iſt die hohe Achtung, welche die Balutſchen vor Briefen haben. In Telling, einem großen und blühenden Dorfe unweit der Straße von Hormuz, kam ein Balutſche zu Floyer, um ihm einen Brief zu zeigen, der ihm vor Monaten zur Beſorgung nach dem nur 10 engliſche Meilen entfernten Karium anvertraut worden, und auf den er unendlich ſtolz war. Auf des Reiſenden Frage, warum er denſelben nicht abgeliefert habe, erwiederte er einfach, er habe noch keine Gelegenheit gehabt, dorthin zu gehen. In ſolcher Weiſe treiben ſich Briefe in Balutſchiſtan Monate lang herum, indem ſie bei denen, welchen es geſtattet wird, ſie zu beſichtigen, ehrfurchtsvolle Scheu und bei ihren Inhabern großen Stolz erregen; niemals aber ſcheinen ſie bei irgend jemandem den Gedanken anzuregen, daß ſie für irgend einen beſtimmt ſeien, und was ſie denn enthalten mögen. —

Was die angeblich mohammedaniſche Religion der Balutſchen anlangt, ſo ſpricht General Sir F. Goldſmid in ſeinem Werke über Balutſchiſtan von einer Anzahl ſchiitiſcher Heiligengräber in dieſem ſunnitiſchen Lande. Die Wahrheit darüber iſt nach Floyer (S. 73 f.) folgende. In dem ganzen Gebiete von Geſchkôk bis zur Küſte iſt von ſunnitiſcher, wie ſchiitiſcher Religion weiter nichts bekannt als der Name und einige arabiſche Formeln. Ferner wird ſich unter 500 Balutſchen nicht einer darüber Gedanken machen, welchen Urſprung oder welche Bedeutung ein Heiligengrab oder heiliger Ort (pîr) hat, wie ſolche vielfach exiſtiren und durch Niederlegung, z. B. einer Handvoll ſchlechter Datteln geehrt werden. Solche Stellen werden von feinfühligeren Leuten einfach als Zauber angeſehen, wo die Beobachtung gewiſſer leichter Ceremonien Glück bringen kann, die Nichtbeobachtung Schaden. Der Grund, weshalb ein Balutſche einem der hier wie anderwärts vielfach vorhandenen heiligen Steinhaufen einen neuen Stein hinzufügt, iſt derſelbe, welcher auch bewirkt, daß ein Schaf dem andern folgt. Floyer hat wiederholt geſehen, daß jedes Mitglied ſeiner Karawane einem angefangenen Steinhaufen ehrfurchtsvoll ſeinen Tribut darbrachte, hat auch Erörterungen darüber zugehört, ob ein gewiſſer Steinhaufen ein Heiligthum ſei oder nicht. Religion findet ſich in Balutſchiſtan nur bei je 8 bis 10 Knaben in jedem größern Orte, der ſich eines Mollah rühmt. Dieſe lernen den Koran leſen, was dort etwa ebenſo angeſehen wird, wie in England das Impfen, d. h. als ein Schutz der Kinder gegen allerlei Uebel, böſes Auge und dergleichen. Das einzige ſogenannte ſchiitiſche Heiligthum, welches Floyer in Balutſchiſtan antraf, iſt das Pai-i-duldul-i-Ali, unweit des großen Ortes Fanotſch, eine Reihe von Kreiſen, die etwa einen Faden im Durchmeſſer hatten und ſich dadurch auszeichneten, daß ſie von dem, die ganze Ebene ringsum bedeckenden Kies frei waren. Es ſollen das Fußtapfen der Stute Ali's ſein, obwohl Schriftgelehrte über die Frage, ob Duldul eine Stute oder ein Maulthier war, und ob es Ali oder Mohammed gehörte, noch uneinig ſind. Als Floyer dieſelbe Stelle ſpäter nach einem Schneefalle nochmals paſſirte, zeichneten ſich die Spuren in deutlicher, regelmäßiger Weiſe aus; ſie zogen ſich etwa eine engliſche Meile neben der Straße hin und endeten in dem Grundriſſe eines Hauſes, der mit weißen Steinen bezeichnet und offenbar als Moſchee gedacht war. Floyer unterſuchte die Spuren genau; ſie waren von ziemlich genauer Kreisform und wieſen dort, wo der Schnee verſchwunden war, wie erwartet, Eindrücke von Fingern auf. Als der Reiſende ſeinen Leuten gegenüber äußerte, daß das die Prieſter wegen des nahenden Moharram-Feſtes gethan, ſo lachten dieſelben und gaben die Wahrſcheinlichkeit zu, nahmen ſonſt aber nicht das geringſte Intereſſe an der Sache.

Kürzere Mittheilungen.

Müller-Beek über Portugal und die Portugiesen.

Nachdem wir auf S. 143 dieses Bandes eine Charakteristik der höheren Stände Portugals nach H. Zöller mitgetheilt, geben wir im Anschlusse daran einige Urtheile des Herrn Müller-Beek über das niedere Volk. Derselbe hat im Jahre 1878 das Land von Süden nach Norden kreuz und quer durchwandert und darüber am 3. März d. J. in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde gesprochen (s. deren „Verhandlungen" X, Nr. 3, S. 159 ff.)

Falsch und hinterlistig hat Herr Müller-Beek die Portugiesen nur auf dem armen und äußerst unfruchtbaren Plateau gefunden, welches im Nordnordwesten von Mertola (am Guadiana, ca. 37° 38' n. Br.) beginnt. Im übrigen Portugal, besonders im Norden, hat man von Seiten der Bevölkerung nichts zu fürchten. Es kann vorkommen, daß der Portugiese Quartier verweigert, denn gastfrei ist er nicht überall. Es dauert immer einige Zeit, bis er sich überzeugt hat, daß der Fremde kein Spanier ist, gegen den namentlich an den Grenzen ein Haß besteht, der jeder Beschreibung spottet. Reist man in ärmliche Distrikte, so muß man sich einen Weinschlauch und Proviant mitnehmen. Der portugiesische Bauer ist dumm, arm und unzufrieden, lebt äußerst ungemüthlich und ist ebenso schmutzig wie der Spanier. (Dessenungeachtet macht Portugal, wie Herr Müller-Beek weiterhin bemerkt, einen wohlhabenden Eindruck: Die Wälder sind größtentheils gut gehalten, die Aecker in gutem Zustande, die Bauern arbeitsam, ein ganz auffallender Gegensatz mit dem verwahrlosten Zustand der angrenzenden spanischen Bevölkerung.) Die große Steuerlast und Priesterwirthschaft und neuerdings der Straßen- und Eisenbahnbau haben den Bauer aufsässig gemacht. Ein sehr gutes Straßennetz verbindet gegenwärtig die Hauptprovinzialstädte und zum Theil schon die namhaftesten Ortschaften. Auf den Straßen sieht man aber nur Postkutschen fahren! Die Lasten und Waaren werden überall im Lande auf Maulthieren oder kleineren Pferden fortgeschafft, weil die Seitenwege eben unfahrbar sind. Den Vortheil einer kostspieligen Straße sieht der Bauer deshalb noch nicht ein. Wenn das Straßennetz mehr ausgebildet sein wird, muß sich namentlich der Produktenhandel in Portugal heben.

Die Bevölkerung des (nördlichen) Portugal theilt Müller-Beek in drei Gruppen: 1) in die des gewöhnlichen Bauerntypus, der namentlich von Pombal nördlich auftritt und in der Gegend von Coimbra und im Estrella-Gebirge vorherrscht; 2) den portugiesisch-spanischen Typus von Lissabon bis Pombal und nördlich vom Douro; 3) zwischen den Städten Oporto und Lissabon zerstreut, namentlich aber in der Gegend von Aveiro und Ovar (unweit der Küste), den Typus der Antua-Bevölkerung, wie er ihn nach dem Ausmündungsbecken des Flusses Vouga nennen möchte. Einen sogenannten Negertypus hat er nur in den Städten Oporto und Lissabon bemerken können. Seine Eindrücke über das Land faßt Herr Müller-Beek folgendermaßen zusammen:

In Portugal ist ein bedeutender Aufschwung bemerkbar. Das Ländchen beginnt sich namentlich von dem vorwiegenden Einflusse Englands zu emancipiren. Durch die Vermehrung des Straßenbaues und Eisenbahnnetzes wird der Produktenhandel ganz besonders gehoben werden. Der Oelhandel und die Wollindustrie haben bereits zugenommen. Die seit einem Jahr fertig gestellte direkte Bahn nach Spanien und die Eisenbahnbauten am Douro ermöglichen den Anschluß an die Hauptlinie in Spanien und damit den Anschluß an das europäische Eisenbahnnetz.

Die großen Grundbesitzer im Norden haben sich bereits die Vortheile der neueren Landwirthschaft angeeignet. Wenn man dem Weinbau und dem Olivenhandel mehr Sorgfalt schenken würde, so könnte sich der Export nicht unerheblich vermehren, wie denn auch der lukrative Betrieb der Minen noch einer großen Zukunft entgegengeht. Da neben England nun zunächst Deutschland an dem Handel mit Portugal betheiligt ist, so sollten deutsche Kaufleute speciell diesem Lande ganz besondere Aufmerksamkeit schenken; sie würden hier entschieden sicherere und bessere Geschäfte machen, als wenn sie sich der unsichern Kolonialpolitik in die Arme werfen.

Die Britische Circumpolar-Expedition in Fort Rae.

Am 30. August vorigen Jahres erreichte die Britische Circumpolar-Expedition unter Befehl des Artillerie-Hauptmanns Dawson ihren Bestimmungsort Fort Rae am nördlichen Arme des großen Sklavensees (welches übrigens nach den dort angestellten Beobachtungen dem Nordpole 60 engl. Meilen näher liegt, als man bisher angenommen hat, jedoch noch nicht innerhalb des Polarkreises). Die Expedition war auf Ansuchen der Royal Society von der Regierung ausgesendet worden, um gleichzeitig mit denen der anderen Nationen magnetische, meteorologische, Nordlicht- und sonstige Beobachtungen anzustellen, und besteht außer Dawson aus drei Artillerie-Sergeanten, welche England am 11. Mai verließen. Die lange und beschwerliche Reise ging von Winnipeg den an Stromschnellen reichen Saskatschewan hinauf, dann durch das fruchtbare Land des Prinz Albert-Distrikts, über die Prärie nach dem Green Lake über die Seen Buffalo und Methy, den Athabaska-Fluß abwärts zum gleichnamigen See, wobei die Boote unter großen Mühen, Entbehrungen und Anstrengungen oft über Felsen und Berge gezogen oder um Wasserfälle herumgetragen werden mußten, bis am 30. Juli Fort Chippewyan am Athabaska-See erreicht war. Dort mußten sie bis zum 17. August auf Boote warten, welche sie über den See und den Sklavenfluß abwärts bringen sollten. Nach Ueberwindung dreier „Portages" erreichten sie am 22. August Fort Resolution am Südufer des Großen Sklavensees. Als sie beim Uebersetzen über denselben auf einer öden Insel übernachteten, erhob sich ein Sturm, brachte ihre Boote zum Sinken und beschädigte ihren Proviant, so daß die Ruderer auf 1 Pfund Mehl täglich gesetzt werden mußten. Nach Ausbesserung der Boote mußten sie, da der Sturm noch andauerte, 20 Miles nach Osten ausbiegen. Der Kours war voller Felsen und Gefahren, und an der Mündung des Yellow Knife River kostete es große Mühe, die dortigen Untiefen zu vermeiden; schließlich aber langten sie wohlbehalten am 30. August in Fort Rae an und wurden von dem dortigen Gouverneur und seiner Frau gastlich aufgenommen. Seitdem wurde ein Observatorium errichtet und ein Gebäude zur Ausführung von täglichen Beobachtungen eingerichtet. Obwohl am 28. November das Thermometer 20° unter Null stand, hatten sie doch bis dahin von Kälte nicht zu leiden und befanden sich zu Anfang December im besten Wohlsein. Nordlichter wurden allnächtlich beobachtet. Ueber die dortigen Indianer, welche das Fort reichlich mit frischem Fleische von Moschusochsen und den massenhaft vorkommenden Hirschen versehen, schreibt Hauptmann Dawson („Nature" Nr. 699, S. 485):

„Diese Indianer sind der Hunderippen- (Dog-rib) Stamm,

T'akfwelottiné, wie sie sich selbst nennen, wie alle Wald-Indianer eine ruhige, harmlose Rasse. Sie gehören fast alle zur römisch-katholischen Kirche, welche in jenem Gebiete sehr zahlreiche Missionäre besitzt, sind gewiß sehr fromm und arbeiten hart. Auch protestantische Missionäre giebt es, die indessen niemanden bekehrt zu haben scheinen. Die Dog-ribs gehören zur Familie der Chipeways, welche den ganzen Kontinent zwischen den Felsengebirgen und der Hudsonsbai nördlich vom 55. Breitengrade bewohnen. Ihr Aeußeres ist wenig einnehmend und ihre Sprache für einen Europäer nahezu unaussprechbar. Ihr Alphabet, wenn sie eines hätten, würde nicht weniger als 71 Buchstaben umfassen. Ich glaube, ihre Sprache ist dem alten Mexikanisch verwandt (jedenfalls steht ihr das Navajo unter allen lebenden Idiomen am nächsten) und Buchstabenkombinationen wie in mexikanischen Namen (tl z. B.) sind in ihr sehr gewöhnlich. Höchst merkwürdig ist die nationale Gewohnheit der Dog-ribs zu stottern, was besonders diejenigen, welche selten in das Fort kommen, an sich haben. Ihre Weiber behandeln sie mit größerer Güte, als es sonst unter amerikanischen Indianern Sitte ist."

Seltene Fische in den dänischen Gewässern [1]).

Nach G. Winter's Verzeichniß über die in den dänischen Gewässern bisher gefundenen Fische, in „Naturh. Tidsskr.", Kopenhagen, 1879, zählt die dänische Fischfauna ca. 130 Arten von Seefischen, von welchen jedoch folgende ca. 30 Arten nur gelegentliche Gäste sind, die durch die Meeresströmungen zu diesen Gewässern geführt wurden oder theilweise an den dänischen Küsten gestrandet sind. Die schöne Seebarbe (Mullus surmuletus) aus dem Atlantischen und dem Mittelländischen Meere; dieser schon im Alterthum bei den Feinschmeckern Roms so beliebte Fisch, kommt recht oft im Kattegat vor, von wo er durch die tiefe Ostrinne in den Sund hinein geht und beinahe in jedem Jahre bei Kullen, einzeln auch bei Hornbäk, Snekkersten und Malmö gefangen wird. Nach Kröyer ist dieser Fisch auch im großen Belt und 1824 bei Kiel gefangen worden. — Ein im englischen Kanal häufiger vorkommender Fisch, welchen die Engländer den schwarzen Meerbrachsen (Cantharus lineatus) nennen, wurde im Jahre 1863 im Skagerack und im Jahre 1840 im Sunde an der Küste von Schonen gefangen. Auch der gewöhnliche Meerbrachsen (Pagellus centrodontus) und eine diesem nahestehende Art (P. erythrinus) sind bei Skagen resp. im Februar 1882 und im März 1873 gefunden worden. — Ein noch merkwürdigerer Gast aus den südlichen Meeren ist jedoch der Thunfisch (Thynnus Thynnus), der nicht selten auf der Verfolgung der Hornhecht- und der Häringszüge bis zum Sunde und den Belten kommt, aber auch schon in einzelnen Exemplaren bei Eckernförde und bei Bornholm beobachtet worden ist. Im November 1869 trieb bei Husby Strand ein Thunfisch von ca. 500 Pfund Gewicht an das Land, und Birkrichter Fiedler (Fischerei-Konsulent der dänischen Regierung) hat zwei Thunfische resp. bei Sävedö und bei Aggersösund im großen Belt gesehen. Georg Winther hat im August 1876 westlich von der Nordspitze von Seelands-Riff einen sehr großen Thunfisch ganz aus dem Wasser springen sehen; ein anderer sehr großer Fisch trieb im September 1876 bei Vedbäk am Sunde auf den Strand und im Sommer 1881 strandete noch einer bei Ulfshale auf der Insel Möen. Außer dem gewöhnlichen Thunfisch werden aber wenigstens noch zwei andere Arten in den dänischen Gewässern angetroffen, nämlich der kleine Thunfisch (T. thunnina) und der am Bauch gestreifte Thunfisch (T. pelamys); ersterer ist zweimal im Sunde gefangen, zuletzt im Jahre 1878, und der andere im Jahre 1876 im Kattegat bei Varberg. Zwei andere Arten von Boniten sind in je einem Exemplare gefangen worden, nämlich Pelamys sarda in den Scheeren von Bohus Län und P. unicolor im Jahre 1876 bei Strömstad. In Verbindung mit den Thunfischen dürfte ein anderer großer Fisch aus dem Mittelländischen Meere zu nennen sein, nämlich der Schwertfisch (Xiphias gladius). Dieser kommt weit häufiger in den dänischen Gewässern vor als der Thunfisch, denn beinahe jedes Jahr berichten die Blätter über die Strandung einzelner Exemplare. Wie weit derselbe in die Ostsee hineingeht, ist nicht bekannt; nach G. Lindström ist derselbe bei der Insel Gothland gefangen. Sogar von den sogenannten Krötenfischen, die sonst ausschließlich in den tropischen Meeren heimisch sind, kann die dänische Fauna eine Art aufweisen, nämlich Batrachus didactylus, freilich nur in einem einzigen Exemplare, das im Museum zu Lund aufbewahrt wird. Der ca. 8 Zoll lange Fisch wurde im Jahre 1820 in der Nähe von Kullen gefangen. — Von den arktischen Fischarten, deren Ausbreitungsgrenze gegen Süden die dänischen Gewässer bilden, kommen in diesen mehrere vor. Vor allen verdient der Trachypterus arcticus (dänisch: Vaagmär) genannt zu werden. Von diesem seltenen Fisch wurde im Jahre 1882 bei Skagen ein 3 Fuß langes Exemplar gefangen; derselbe gehört zu den sogenannten Bandfischen, welche einen sehr langgestreckten und stark zusammengedrückten Körper mit feinen Schuppen haben. Unter den Bandfischen zeichnet sich derselbe durch seine zwei Rückenflossen aus, von welchen die vordere nur wenige Strahlen hat, die gleichsam einen Büschel über der Stirne bilden. Die Schwanzflosse steht lothrecht auf der Spitze des Schwanzes, die Afterflosse fehlt, die Farbe ist silberglänzend und die Flossen sind rosenroth; die Knochen des Kopfes sind kaum stärker als feuchte Pappe und die Rückenwirbel sind außerordentlich lose mit einander verbunden. Der Fisch wird bis 8 Fuß lang, aber nur 8 Zoll hoch und 1 Zoll dick. Nur sehr selten wird dieser Fisch, der sich in den Tiefen der nordischen Gewässer aufhält, an den isländischen oder norwegischen Küsten gefunden. Das einzige aus früherer Zeit in Dänemark vorhandene Exemplar wurde im Herbste des Jahres 1827 zwischen Frederikshafen und Skagen auf den Strand geworfen. Von anderen nordischen Fischarten sind noch zu nennen: der Glanzfisch (Lampris guttatus) und Zeugopterus megastomus, der bis jetzt nur einmal (1868) bei Skagen gefangen ist, ferner Laemargus microcephalus, gefunden bei Sönder Nissum, bei Hov, mehrere Male bei Marstrand, ja sogar einmal bei Kullen, und schließlich der Goldlachs (Argentina silus), wovon Exemplare bei Blaavandshuk und bei Skagen gestrandet sind.

Die fremden Gäste aus den milderen Gegenden sind jedoch weit zahlreicher als die aus den arktischen. Der ächte Anchovis (Engraulis encrasicholus) ist in den dänischen Gewässern, trotzdem er jährlich im Kristianiafjord laicht, sehr selten; in der Kieler Bucht ist derselbe jedoch auch schon gefangen. Noch seltener ist die Sardine (Clupea pilchardus), denn mit Sicherheit ist nur der Fang von drei Exemplaren bekannt, nämlich bei Kullen, im Kjerteminde- und im Ringkjöbingfjord. Von der Stachelroche (Trygon pastinaca) sind drei Stück gefangen, nämlich 1849 eine bei Kullen und 1862 und 1875 zwei Stück bei Frederikshafen. Im Jahre 1875 wurde bei Skagen ein Seeengel (Rhina squatina), das einzige im Norden bekannte Exemplar, gefangen. Der Ringhai (Pristiurus melanostomus) ist dreimal in den dänischen Gewässern gefangen, davon einmal im Sunde bei der Insel Hveen. Unter den fremden Gästen hat jedenfalls der Klumpfisch (Orthagoriscus mola) die merkwürdigste Körperform; dieser Fisch ist nicht selten in den dänischen Gewässern und ist sowohl an der Westküste von Jütland als im Veilefjord gefangen worden.

Zu erwähnen ist schließlich noch, daß nach Prof. A. W. Malm in Gothenburg im Jahre 1833 bei Helsingborg im Sunde drei Saugefische (Echeneis remora), welche an einem

[1]) Nach A. Feddersen: Die dänischen Seefischereien. „Geografisk Tidsskrift". Kopenhagen 1883. Heft 1.

„blauen Menſchenfreſſer-Hai“ (Carcharias glaucus) ſaßen, gefangen worden ſind. Nach Prof. J. H. Reinhardt iſt dieſer Hai auch bei Skagen und nach A. J. Retzius ſogar in der Oſtſee gefangen. Der fliegende Fiſch (Exocoetus sp.) ſoll im kleinen Belt bei Fredericia gefangen worden ſein. Im Muſeum zu Kriſtiania wird ein Exemplar dieſes Fiſches aufbewahrt, das im Jahre 1850 bei Moß, alſo in dem innern Theile des Kriſtianiafjord, mit einem Netz gefangen wurde. Endlich ſei noch der gefleckte Baliſt (Balistes maculatus) genannt, der in den tropiſchen und ſubtropiſchen Theilen des Atlantiſchen, des Indiſchen und des Stillen Oceans heimiſch und wovon nur ein einziges Exemplar in Skandinavien gefangen iſt, nämlich im Gullmarfjord; daſſelbe befindet ſich noch jetzt im Muſeum zu Uddevalla.

W. Finn.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Kanal zwiſchen Kronſtadt und dem neuen Hafen von St. Petersburg iſt jetzt auf 17½ Fuß vertieft worden, ſo daß Schiffe bis zu dieſem Tiefgange bei Eröffnung der diesjährigen Schiffahrt unmittelbar nach der ruſſiſchen Hauptſtadt gelangen und am Putilow-Kai laden und löſchen können. Im vergangenen Sommer konnten nur erſt Schiffe von höchſtens 14½ Fuß Tiefgang den Kanal paſſiren.

— Die einſtigen Grenzen der Gletſcherbedeckung Rußlands ſcheinen von dortigen Geologen mehr und mehr ausgedehnt zu werden, je beſſer die poſtpliocänen Formationen Rußlands bekannt werden. In einer kürzlich erſchienenen Monographie über die Geologie des Wolga-Gebietes erklärt der mit demſelben genau bekannte Krotow die von Prof. Miller beſchriebenen Glacialbildungen im Süden des Gouvernements Niſchni-Nowgorod als eine Folge der Einwirkung von Gletſchern, nicht vom ſchwimmenden Eiſe. („Nature“.)

— General Rittich in St. Petersburg hat kürzlich in einem Vortrage eine intereſſante hiſtoriſch-ethnographiſche Statiſtik der Slaven geliefert. Aus ſeinen Mittheilungen iſt erſichtlich, daß ſich die Zahl aller Slaven Europas auf 90 327 573, unter Hinzufügung der in Sibirien und Central-Aſien anſäſſigen Ruſſen aber auf gegen 94 Millionen, beläuft. Von den in Europa lebenden Slaven gehören:

zum ruſſiſchen Stamm	59½	Mill.	oder	65,9	Proc.	aller Slaven
zu den Polen nahezu	10	„	„	10,9	„	„ „
Serben und Kroaten	6⅓	„	„	7,1	„	„ „
Bulgaren	5⅓	„	„	5,9	„	„ „
Czechen nicht unter . .	5¼	„	„	5,8	„	„ „
Slovaken über	2⅓	„	„	2,6	„	„ „
Slovenen über	1⅓	„	„	1,6	„	„ „

Den Reſt bilden die Lauſitzer und Kaſſuben mit etwa je 120 000.

Auf die einzelnen Länder vertheilen ſich die Slaven wie folgt:

auf Rußland (mit Kaukaſien und Finland) .	61 174 126		oder	67	Proc.	aller Slaven
Oeſterreich	18	Mill.	„	19	„	„ „
Balkanhalbinſel über .	7¾	„	„	8,4	„	„ „
Deutſches Reich nahezu	2¾	„	„	3,1	„	„ „
Rumänien über . . .	550 000					
Italien etwa	27 000					Slaven.

In Rußland giebt es über 56 Millionen Ruſſen, nahezu 5 Millionen Polen, über 100 000 Serben und ca. 60 000 Czechen.

Aſien.

— Sehr nachahmenswerth iſt das Beiſpiel der kaukaſiſchen Unterrichtsverwaltung, welche die Schullehrer auffordert, daß ſie Beſchreibungen ihres Wohnortes abfaſſen, lokale Traditionen, Märchen und dergleichen ſammeln, und die eingegangenen Berichte in einem beſondern Sammelwerke veröffentlicht. Auf dieſe Weiſe kann leicht viel Material zuſammenkommen, und die Anregung, welche durch ſolche wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen in das einförmige Leben eines in einem abgelegenen Dorfe wohnenden Lehrers gebracht wird, iſt auch nicht zu unterſchätzen; er findet Intereſſe daran, wenn er weiß, daß ſeine Mühe nicht vergebens iſt, und wenn er von einem geiſtigen Mittelpunkte aus mit den nöthigen wiſſenſchaftlichen Werken verſehen wird. Von jenem Sammelwerke ſind ſchon zwei Theile erſchienen, welche außer kürzeren Abhandlungen, Notizen, ethnographiſchen Skizzen, Märchen ꝛc. ſehr werthvolle Beſchreibungen von Eriwan, Gori und Nachitſchewan enthalten. („Nature“.)

— Der perſiſche Opiumhandel — ſchreibt E. Stack in ſeinen „Six Months in Persia“ (London 1882, I, p. 263) — datirt ſeit dem engliſch-chineſiſchen Kriege. In Folge der Sicherheit, welche die Beſetzung Hongkongs durch die Engländer gewährte, fand perſiſches Opium allmählich ſeinen Weg nach China. Die Prohibitivzölle in den indiſchen Häfen waren ein großes Hinderniß, und lange Zeit ging mehr Opium nach Konſtantinopel als nach Hongkong. Dann aber machten einige Händler von Jezd den Weg über Ceylon ausfindig, und jetzt wird die Drogue über Bender-Abbas durch Dampfer der Peiho-Geſellſchaft direkt nach China verſchifft. Im Jahre 1880 wurden 6000 Peicul (zu ca. 1¼ engl. Centner) oder Kiſten ausgeführt, 1881 ſchon 8000, während zehn Jahre vorher der Export nur 4000 betrug, ſich alſo in dieſer Zeit genau verdoppelt hat. 8000 Peiculs entſprechen nun 480 engl. Tonnen und ſind immerhin nur ein Zehntel von dem, was Indien exportirt. Sollte aber Perſien einmal beſſere Straßen bekommen, ſo könnte Indien wohl ſeine Konkurrenz fühlen. Das perſiſche Produkt ſteht etwas niedriger im Preiſe, wohl wegen der rohern Methode der Gewinnung; rohes perſiſches Opium koſtet das Ser (= 2 Pfund) 10, fertiges 13⅛ Rupien, fertiges indiſches dagegen 16 Rupien.

— Obwohl der einzige Luxus, den der Balutſche kennt, die Milch iſt, ſo benutzt er dieſelbe doch in keiner von den drei bei uns gebräuchlichen Formen. Friſche Milch, Sahne oder Butter rührt er niemals an, ausgenommen vielleicht, wenn er letztere dazu benutzen kann, den Stolz ſeines Herzens, ſein Haar, zu fetten. Friſche Milch verwandelt er ſofort in ſauere, indem er ihr entweder etwas alte ſaure Milch oder den Saft verſchiedener, ihm aus Erfahrung bekannter Kräuter zuſetzt. So behandelte Milch heißt „mäſt“. Erſt am zweiten Tage wird ſie ordentlich ſauer und bildet dann mit etwas Salz und Pfeffer die nahrhafteſte Speiſe, die man ſich nur wünſchen mag. So oft Flower, deſſen „Unexplored Baluchistan“ (S. 264) wir dieſe Angaben entlehnen, Gelegenheit hatte, aß er davon gewaltige Mengen, und ebenſo ſeine Leute. Wenn der Balutſche Butter macht, ſo kocht er ſie aus zu „Roghân“ (was in Indien „Ghee“ genannt wird), verwahrt ſie in einem ledernen Sack und thut

ein wenig davon in den Brotteig oder in seine sonstigen Speisen. Roghân ist der Hauptluxus im Leben der Balutschen, wie jeden Landes, wo es heiße Sonnenstrahlen und trockene Winde giebt. Um einen Freund zu bewillkommnen, öffnet man die Schnur des Buttersackes; in Zeiten der Noth wird derselbe zuerst leer und er füllt sich auch zuerst wieder, wenn das Glück wieder zu lächeln beginnt. Ohne ihn besteht die Nahrung aus trockenem Brot und Wasser, mit ihm in Brot und Butter, Toasts, Thee mit Sahne u. s. w. Die beim Buttern entstehende Buttermilch, dôgh mit Namen, wird gekocht; der Ueberrest (lutsch) wird gepreßt und getrocknet, bildet einen harten, weißen, sehr sauren Käse (schilantsch, persisch kaschk). Wenn derselbe gepulvert und mit wohlriechenden Kräutern gekocht wird, schmeckt er sehr gut. Das sind die hauptsächlichsten Stadien der balutschischen Milchwirthschaft; doch giebt es ihrer noch viel mehr, die alle ihren lokalen Namen haben und den Stolz des betreffenden Dorfes oder Lagers ausmachen, ähnlich wie in England jede Schweizerei ihr eigenes Recept hat, um schließlich zu demselben Resultate wie die anderen zu gelangen.

— Sindh — sagt E. Stack in dem ersten Kapitel seines Buches „Six Months in Persia“ — ist eine Provinz, welche die überraschende Eigenschaft besitzt, sich die Liebe derjenigen zu erwerben, welche verdammt sind, dort eine Reihe von Jahren zu leben und zu arbeiten — aber für den gelegentlichen Besucher hat ihr Anblick nichts Anziehendes. So weit der Blick von der Eisenbahn aus reicht, ist das Land eine ebene Fläche aus weißem Thon, theils kahl, theils mit Tamariskenwald bewachsen. Wenige Theile der Erde können sich eines feineren Staubes rühmen, als der sich hier bildet. Er besteht aus zerriebenem Thon, ist weiß und ganz fein, erfüllt die ganze Luft und verleiht den grünen Wedeln der Tamarisken einen grauen Hauch, als wären sie mit einem schmutzigen Reife bedeckt. Dieser Staub dringt überall hin, in die Eisenbahnwagen und in den Erfrischungsraum; der Reisende findet ihn in seinem Suppenteller, in der Waschschüssel und im Handtuche, mit dem er sich abtrocknet. Nächst ihm erwecken die Tamarisken in Sindh seine Aufmerksamkeit. Dieselben erreichen eine Höhe bis zu 30 Fuß und einen Umfang von 8 bis 9 Fuß und finden sich vielleicht in keinem Theile Indiens in solcher Vollendung; in den südlichen Provinzen Persiens dagegen findet man sie in noch größeren Dimensionen.

Australien.

— Die Bevölkerung der Kolonie Südaustralien belief sich am Schlusse des Jahres 1882 auf 299 176 gegen 292 778 im Vorjahre. Geboren wurden im Laufe des Jahres 10 844, während 4393 mit Tode abgingen. Es wanderten 12 714 Personen ein und 12 767 aus. Die Revenue des Jahres lieferte 2 087 075 Pf. St. gegen 2 171 987 Pf. St., und die Ausgaben erforderten 2 146 598 Pf. St. gegen 2 054 284 Pf. St. im Vorjahre. Ein beträchtlicher Ausfall in der Einnahme fand in dem Verkauf von Kronland statt (fast ¼ Million Pf. St.). Die öffentliche Schuld der Kolonie betrug 12 489 300 Pf. St. oder 41 Pf. St. 15 Sch. pro Kopf. Der Import bewerthete 6 707 788 Pf. St. gegen 5 224 063 Pf. St. und der Export 5 359 890 Pf. St. gegen 4 407 757 Pf. St. im Vorjahre. Auf exportirte Stapelprodukte, unter denen Wolle, Brotstoffe und Kupfer die wichtigsten sind, entfielen 4 187 840 Pf. St.; das Uebrige war Re-Import. Der jährliche Regenfall betrug nur 15,742 engl. Zoll (= 756 mm) oder 5,47 Zoll unter dem Mittel der letzten 43 Jahre. In Folge dessen hatte die Kolonie wieder unter einer Mißernte zu leiden. In den nördlichen Distrikten, wo man sich nie mit Ackerbau hätte befassen sollen, war die Mißernte, wie schon seit fünf Jahren wieder eine totale und 118 Farmer gaben ihre Farmen auf. Jene Gegend eignet sich nur für Viehzucht. Am Schlusse des Jahres 1882 hatten die eröffneten Staatseisenbahnen eine Totallänge von 945 engl. Meilen (1520 km), aus deren Nettoeinnahme sich das Anlagekapital mit nur 2,57 Procent verzinste. An Telegraphen waren 5131 engl. Meilen (8257 km) in Betrieb.

— Das größte, bisher von Privaten in Australien okkupirte Areal ist das, welches die drei Squatter Wooldridge, der Honor. D. Murray und der Honor. J. B. Spence kürzlich im centralen Süd-Australien auf 21 Jahre für Weidezwecke in Pacht genommen haben. Es liegt zwischen 21° und 23° südl. Br. und 132° 40′ und 135° östl. L. Gr. und umfaßt 20 000 englische oder 940½ deutsche geographische Quadratmeilen. Es soll zunächst mit 10 000 Stück Rindvieh bejagt werden. Der dortige jährliche Regenfall beträgt 15½ Zoll englisch und glaubt man, damit für Viehweiden ausreichen zu können. Das Land soll sehr grasreich sein.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die englische Regierung hat eine Kommission ernannt, bestehend aus Sir Arthur Gordon, ehemaligem Gouverneur der Fidschi-Inseln, und den beiden Admiralen Wilson und Hoskins, früheren Kommandanten der in Sydney stationirten Südsee-Flotille, welche darüber berathen soll, wie den vielen Unregelmäßigkeiten (Gewaltthätigkeiten), welche bei der Anwerbung von Südsee-Insulanern für die Plantagen auf den Fidschis und in Queensland vorkommen, am besten zu begegnen sei.

— In Hilo auf Hawaii starb kürzlich nach fast 48jähriger Missionsthätigkeit Rev. Titus Coan. Für den Vulkan Mauna Loa, an dessen Fuße er lebte, bewies er stets ein reges Interesse und bei jeder Eruption war er der erste zur Stelle, um zu beobachten und über die vulkanischen Erscheinungen zu berichten. Obwohl er kein Geologe von Fach war, haben seine Berichte, welche namentlich im „American Journal of Science“ erschienen, doch stets geologischen Werth. Die Hauptbeschreibungen der großen Eruptionen des Kilauea vom Jahre 1840 und des Mauna Loa vom Januar 1843 rühren von ihm her.

Oceane.

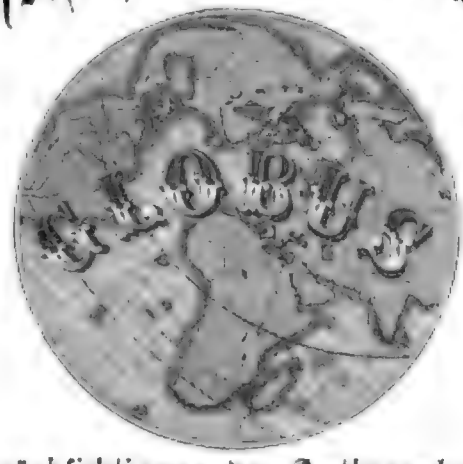
— Die bis jetzt größte Tiefe im Atlantischen Ocean ist von dem kürzlich von einer zweimonatlichen Fahrt nach New-York zurückgekehrten Dampfer „Blake“ der Küstenaufnahme gelothet worden, nämlich 4561 Faden, 75 Seemeilen nördlich von San Juan auf Puertorico und unweit der Stelle, wo früher der „Challenger“ die bis dahin größte Tiefe mit 3862 Faden angetroffen hatte.

Inhalt: Antwerpen III. (Mit vier Abbildungen.) — Emil Schlagintweit: Die Hindu-Wittwe in Indien. — W. Alexandrow über die russischen Handelswege nach Mittel-Asien. — Zur Charakteristik der Balutschen. — Kürzere Mittheilungen: Müller-Beek über Portugal und die Portugiesen. — Die britische Circumpolar-Expedition in Fort Rae. — Seltene Fische in den dänischen Gewässern. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. — Oceane. (Schluß der Redaktion 6. April 1883.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLIII. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Antwerpen.

(Nach dem Französischen des M. E. Lemonnier.)

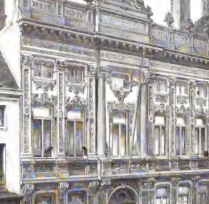
IV.

Das Antwerpener Museum und die berühmte Kunstschule befinden sich ziemlich im Mittelpunkte der Stadt, in den Räumen eines ehemaligen Franziskanerklosters und der dazugehörigen Kirche. Es könnte zuerst fast befremdlich erscheinen, daß die Stadt, die sich mit Vorliebe und auch mit gutem Rechte die Metropole der belgischen Kunst nennt, sich mit dieser Unterbringung ihrer beiden hervorragendsten Kunstanstalten begnügt, daß sie nicht wenigstens für ihre reichen Sammlungen ein eigenes Gebäude errichtet hat. Und doch zeugt der Eifer, mit dem man in den betreffenden Kreisen bisher alle Vorschläge zum Bau eines „der Stadt würdigern Museums“ verworfen hat, gerade für ein feines künstlerisches Verständniß: können doch die nahezu 700 Bilder der Sammlung — der Mehrzahl nach Meisterwerke ersten Ranges und mit nur wenigen Ausnahmen der flandrischen Schule angehörig — nicht leicht einen günstigern Aufstellungsort finden und zu glücklicherer Wirkung kommen, als in der weiten Halle der alten Klosterkirche. Durch schöne Gartenanlagen und einen säulengetragenen Vorbau gelangt man in die große Eintrittshalle, deren Wände durch die berühmten, die Geschichte der Antwerpener Kunst darstellenden Fresken Nicaise de Keyser's geschmückt sind. Eine Menge von Büsten und Statuen bedeutender Künstler älterer und neuerer Zeit sind hier aufgestellt; sie alle überragt die kolossale Marmorbüste des „größten Antwerpeners“, die im Jahre 1877 bei Gelegenheit der glänzenden Säkularfeier errichtet worden ist. Daß Rubens mit seinen Werken auch in der Sammlung des Museums den Mittelpunkt bildet, um den sich alles Andere scheinbar nur gruppirt, ist begreiflich. Mit einer fast abgöttischen Verehrung blickt der Antwerpener ja zu dem großen Meister empor; mit einer Verehrung, die durch die Umgebung, in der er lebt, täglich neue Nahrung empfängt, und die selbst durch das rastlose, zerstreuende Treiben der großen Handelsstadt nicht abgeschwächt oder in den Hintergrund gedrängt zu werden vermag.

Die St. Jakobskirche, nächst der Kathedrale die bedeutendste Kirche Antwerpens, enthält unter ihren zahlreichen Altären, Grabgewölben und Privatkapellen der ersten und wohlhabendsten Patrizierfamilien der Stadt auch die reichgeschmückte Kapelle der Familie Rubens. Hier befindet sich das Grab des großen Malers neben dem Altar, den ein herrliches Bild von seiner Hand ziert. Am 30. Mai 1640 starb Rubens in dem prachtvollen Hause an der Place de Meir, das er sich nach eigenen Plänen hatte erbauen lassen. Dasselbe liegt unweit des heutigen Palastes des Königs, dem alten Hause des Antwerpener Patriziers van Susteren, und kann einen Vergleich mit der Pracht dieses stolzen Gebäudes wohl aushalten. Ein Umbau im Jahre 1703 hatte das Rubenshaus im Aeußern und Innern vielfach verändert; erst die vor nunmehr 20 Jahren vorgenommene Restaurirung hat den ursprünglichen Entwurf des Meisters wieder zu Ehren gebracht und dem stattlichen Bau seinen alten reichen Ornamentenschmuck wieder-

gegeben. Eine Tafel am obern Thore berichtet das Datum und nach Montfaucons Rubrum eine Reihe des Künstlers ergeht sich darüber.

An der Südseite der Rathhalle, auf der Place Verte oder dem Quaranplatz, steht das kolossale Denkmal, das die Stadt im Jahre 1846 zum Gedächtniß des 300jährigen Todestages ihres größten Bürgers errichten ließ. Auf einem Sockel von 6 m Höhe erhebt sich die über 4 m hohe, in Erz gegossene Figur des Meisters im Kostüm seiner Zeit. Zu seinen Füßen liegen neben dem Hute und der Palette Rollen und Bücher; ein Diamant und seine vielseitige Wirksamkeit als Diplomat und Staatsmann, durch die er der Stadt Antwerpen mehr als ein Mal zum schwierigen Verrichtungen gedient hat. Leider tritt auch bei diesem, in den Details ungemein lieberoll ausgeführten Standbilde die gar zu dramatische Auffassung mehr störend hervor.



Rubens' Haus.

Die Gestalt hat beim ersten Anblick wohl etwas Imponirendes, nicht auf die Länge aber gerade durch ihre Einzelnheit ermüdendes und erkältendes.

Reich an Gegenständen wie die Kunst- und Handelsstadt Antwerpen leider ist auch die Provinz, deren Hauptort sie bildet. Ein leicht gewelltes Terrain, dem nur an wenigen Punkten eine etwas höhere Erhebung den Charakter der Ebene zu nehmen vermag, bietet sich den Antwerpenern Land zwischen Limburg und Ostflandern, zwischen Nord- und Südbrabant aus. Im südlichen Theile, in der Gegend von Lier, Mecheln und Boom, ziehen sich fette Wiesen und üppige Obstwälder hin, von Brustwehrumfassungen durchschnitten, deren Land allerdings durch Einsenkungen von Wiederungsfähigkeit, oft auch durch gleichmäßige Reihen kastellen illusorisch gemacht ist. Noch fruchtbarer und ertragreicher erscheint die Landschaft längs der Schelde, die, durch Deiche und Dämme gegen die Ueberschwemmungen des Flusses geschützt und von zahlreichen Entwässerungskanälen durch-

Digitized by Google

zogen, einen rein holländischen Charakter hat und auch wie die holländischen Küstenwanderungen Holland-gewinnen Polder oder Polderland genannt wird. Der weiche, elastische Boden der Antwerpener Polder belohnt die mühevolle und anstrengende Arbeit an den Deichen, Kanälen und Schleusen überreichlich und will sich unbändiger Vegetationskraft, mannenhoh Wiesen, Aehren und Halme keinen reichen Ertrag. So ist denn auch die Wohlhabenheit der Grundbesitzer dieser Niederung sprichwörtlich geworden: daß es in dem Polder keine Armuth giebt, ist für das Antwerpener Volk eine ausgemachte Thatsache, an die auch der Fremde, der das Land zum ersten Male durchstreift, bald glauben lernt. Ueber der ganzen üppigen Landschaft mit ihren mastgenden Heerden, über den stolzen Bauern- oder Reiterhäusern, wie über den großen Meierhöfen thronen jene beruhigende Atmosphäre der behaglichen Lebensgenüsse zu liegen,

Rubens' Standbild.

die uns an Jordaens und Rembrandt's Bildern entzückt. Man kann sich kaum einen erfreulicheren Anblick denken, als ihn die großen Polderdörfer darbieten. Die altertümliche Kirche und ihre viereckige Thurme steht inmitten einer kleinen Baumgruppe, vor den schönen Gutshäusern der höchsten Honoratioren, von Villen und Landwirthschaften umgeben ist. Die breiten Straßen, die meist ziemlich regelmäßig angelegt, auf den Markt münden, sind von niedrigen aber geräumigen Häusern eingefaßt, die mit ihrem bunten Anstrich freundlich genug aus dem Grün der kleinen Gärten hervorwinken. Eine sich holländische Sauberkeit verräth in ihnen, ebenso wie in den großen Meierhöfen, die mit ihren ausgedehnten Komplexen von Wirthschaftsgebäuden sich ringt um das eigentliche Herrschaftshaus stehen. Man sieht es den stattlichen Wohnhäusern mit ihren hohen breiten Fenstern und den gelangfüchtigen Dachfirsten, daß es den in vielen Bassinen aufgestellten massiven Ställen und Scheunen an, wo den großen saftstrotzenden Heu umgeben,

doch bei ihrem Bau nicht gespart worden ist. Und herrlichen Eindruck einer solchen Wohlhabenheit, wie sie uns hier im Ostgau entgegentritt, empfangen wir auch durch den Anblick des zahlreichen lebenden Inventars dieser Behausungen. Von den Pferden und Rindern heraus bis zu den in Menge vorhandenen Federvieh aller Gattungen in Küche und Keller und Korn in seinen Futterzeitstadien. Das Leben, das sich in dem großmaligen Wohnhause entfaltet, hat noch den patriarchalischen Zuschnitt des alten niederdeutschen Bauernlebens. Die große Küche bildet den Hauptaufenthalt für Herrschaft und Gesinde; in ihr werden alle Mahlzeiten gemeinsam eingenommen, und selbst der vornehmste Gast braucht an dieser Einrichtung keinen Anstoß zu nehmen. Auch holländischer Art sind die Wände und oft auch der Fußboden mit Fliesen belegt. Die Tapeten werden in großen verschließbaren Betten oder, in den älteren Häusern

Bauern und dem Polier.

namentlich, in weiten Kammern zubereitet, deren Einfassungen gewöhnlich und schön, nach Art der Zeister Fayence buntfarbig gemalten Kacheln bestehen. Manch schöner und heute noch unbezahlbarer Schrank aus altem Eichenholz, an geschnitzten Schränken und Truhen, altertümlichen Krügen und Schüsseln schmückt die Gast- und Prunkzimmer der reichen Bauernhäuser. Die Besitzer dieser Häuser aber sind ein kräftiger, gesunder Menschenschlag, energisch und arbeitsam, von gleichmäßig frohgemuthem Wesen. Wie sie einerseits an altvergebrachten Sitten und Bräuchen des ländlichen Lebens hängen, sind sie andererseits frei von jener bäuerlichen Beschränktheit, die sich gegen alle Fortschritte auf dem Gebiete der Landwirthschaft kommt. Die Art und Weise, in der der ingesamte Betrieb, ein und ihrer Mitte gemäßiger Kornbau zur Ueberwachung der Deiche und Leitung der Gemeindeangelegenheiten, stand Kanter walzet und die Zuiversehen der Fürsten wie der größten Volksbauern wahrnimmt, spricht für die Tüchtigkeit des Volkes

Grundverſchieden von dem durch ſeine hohen Deiche begrenzten Polderlande iſt die ſogenannte Campine, das ungeheure, theils ſandige, theils ſumpfige offene Heideland, das etwa zwei Meilen nördlich von Antwerpen beginnt, den ganzen nordöſtlichen Theil der Provinz einnimmt und ſich bis weit in das Limburger Land hinein erſtreckt. Stundenlang kann man über die öde, einförmige Heide wandern, aus der von Zeit zu Zeit ein kleines von einem binſenbewachſenen Sumpfe umgebenes Fichtengehölz emporragt, ohne auch nur ein Fleckchen urbar gemachten und bebauten Bodens anzutreffen, ohne einem andern menſchlichen Weſen zu begegnen, als etwa einem ſchweigſamen, mürriſchen Schäfer, deſſen Herde zwiſchen dem Geſtrüpp der niedrigen Hügel ihr dürftiges Futter ſucht. Die kleinen Anſiedlungen aber, die weitläufig zerſtreut zwiſchen Sand und Sumpf liegen, gewähren einen noch traurigern Anblick, als das

Rathhaus in Herenthals.

unkultivirte Land, das ſich doch wenigſtens während einiger Sommerwochen mit der reichen, leuchtenden Pracht des blühenden Heidekrautes ſchmückt. Mit unſäglicher Arbeit und unermüdlicher Geduld vermögen die in den ärmlichen Hütten wohnenden Koloniſten dem ſterilen Boden ihrer kleinen Felder kaum den nothdürftigſten Unterhalt abzugewinnen. Die meiſten von ihnen verſchaffen ſich einen ſpärlichen Nebenerwerb durch den Betrieb der primitivſten Hausinduſtrie. Auf allen Märkten des flandriſchen Landes halten die Leute aus der Campine ihre Reisbeſen und ihre aus Binſen oder Rohr geflochtenen Matten feil. Wo der Ackerbau in größerm Maßſtabe betrieben werden kann, iſt er natürlich auch hier lohnender. Wie das Polderland hat auch die Campine ihre großen Landwirthſchaften, ihre, von ausgedehnten Aeckern umgebenen Bauernhöfe, ihre großen Rinder- und Schafherden. Aber der Wohlſtand, der hier immer nur durch einen unverhältnißmäßigen Aufwand an Kraft und Arbeit erkauft wird, trägt deshalb auch einen

durchaus andern Charakter. Die von einem festen Terrengraben erfüllten Hafen selbst der reichsten Campinebauern gehen weiter in der äußern und in der innern Einrichtung über das Nothdürftigste kaum. Und schmutzig und übler wie die Häuser, ist auch das Leben, das ihre Bewohner führen. Der nachtheilende Einfluß, den die traurig einförmige Natur ihrer Umgebungen auf den Charakter soll aller Beobachtungen zufolge, tritt auch bei der spärlichen Berührung der belgischen Campine unverkennbar zu Tage. Ein abgeschlossener, ausgesprochener Typus geht hier mit festerm Körperbaue und reizgütes Physiognomie Hand in Hand. Bei dem sich beständigen Verkehren der Campinenvölker gegen alle Neuerungen und Anerungen hat die Regierung, die eine ackerbäuliche Kultur aller Oberhaupt kultivierbaren Strecken der Heide anstrebt, einen schweren Stand. Was sich aber bei vereinzelten Versuchen und mit den nöthigen Mitteln nach den hiesigen offenen Heideländer machen läßt, das sieht man heute schon an den Umgebungen des großen Militärlagers von Beverloo, der vom Staate eingerichteten großartigen Arbeits- und Ackerbauschule zwischen Hoogbeuren und Meerplaat und endlich an der Musterwirthschaft der Trappistenklosters bei Postmael. Auch die Umgegend von Turnhout, das durch sein altes, historisch merkwürdiges Rathhaus eine gewisse Berühmtheit besitzt, ist verhältnismäßig gut angebaut.

Die Dünen bei Calmpthout.

In Turnhout, dem Hauptorte der Antwerpener Cam-

pinedistrikts, finden sich neben dem Rathhaus, mit dem die Merkwürdigkeit seiner Bewohner sich beschäftigt, sogar eine große unbebaute und Jahrhundertalte. Quartiersmeisten, eine Maschinenmeberei und eine Spitzenklöppelschule haben der Heimen weitabgelegenen Stadt ein heute noch sehr lebhaftes Leben, das sich besonders in einer regelmäßigen Zeit, die Tuchfabrik, die gute Stammeinrichtungen über der Heide, seine Trompetenchöre „Worte und der Campine" führen und allen belgischen Ausstellungen mit größter Regelmäßigkeit und auch mit guten Erfolge mitsehr. Eine besondere Berühmtheit prägt sich aber für das etwa 25 km nördlich von Antwerpen belegene Calmpthout, eine Station der Eisenbahn Antwerpen-Rotterdam. Hier erheben sich die mit Eichengebüsch bedeckten Hügeln Hügel zu einer recht ansehnlichen Höhe. Aber gefährlicher Feu-

Meister zu „Stammungsbildern" liefert. Es hat sich eine förmliche Schule von Heidemalern gebildet, der Namen von guten Klange, wie Verschoeyen, Verstraete, Coosmans und andere angehören. Bilder der ernstblickenden, knorrenbeschäftigten Gestalt im großen, zitternden Ginster und Stammeinsamkeit, oder der von leichten Nebel überzogenen melancholisch-grauen Fernsichten oder Heidelandschaft, gehe

men und schroffen Abhänge geben der Landschaft einen gewissermaßen strengen Charakter. Von Calmpthout nach Osten hin erstreckt sich aber über eine Ausdehnung von mehreren Meilen ein ansehnlicher Wald, dessen Hauptbestand uralte, knorrige Eichen bilden.

Die Baduwis auf Java.

Von E. Metzger.

I.

Wie im Ganzen die Bevölkerung des malaischen Archipels dem Forscher manche Schwierigkeit bietet, so thut dies auch im Besonderen die Bevölkerung von Java. Trotzdem dies Land so zugänglich ist und so viele eifrige Männer ihre besten Kräfte daran gesetzt haben, diese reiche Fundgrube auszubeuten, muß man leider, wenn man die bis jetzt erhaltenen Resultate überblickt, immer noch sagen: „All unser Wissen ist Stückwerk“. Hiermit will ich keineswegs ausdrücken, daß unsere Kenntnisse bereits ihre Grenzen erreicht haben; das Gegentheil vielmehr ist wahr, denn in neuerer und neuester Zeit ist unser Gesichtskreis derartig erweitert worden, daß dieser ungeheure Fortschritt zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Leider nur für die Zukunft, da noch so manche Steine zu dem Gebäude zusammengetragen werden müssen, und dann wird wieder manches, was jetzt noch besteht, aber auch unerklärt geblieben ist, der Vergangenheit angehören und die Forscher, die dann leben, werden erst wieder Mühe haben, das, was jetzt gewesen und wie es gewesen ist, festzustellen. Nichts ist ja beständig auf der Welt außer dem Wechsel und nichts ist dem Wechsel mehr unterworfen, als eine Welt, in der ein fremder Eroberer Fuß gefaßt hat, der durch seinen Willen die naturgemäße Entwickelung stört und unter dessen Einfluß sich Erscheinungen äußern, die plötzlich und unvorbereitet eintreten. In unverhältnißmäßig kurzer Zeit verändert sich der Zustand, und wer Java im Jahre 1840 gekannt hat, würde es im Jahre 1870 nicht wieder erkannt haben. So ist es schon lange; der fortwährende Wechsel der Herrscher, Hindus, Mohammedaner, Europäer, hat die Spuren, welche die gerade vorhergehende Herrschaft dem Lande aufgeprägt hatte, verwischt. Doch dieser Vergleich ist nicht treffend genug, ich möchte mich eines schärferen Bildes bedienen und sagen: die verschiedenen Einflüsse sind wie ebenso viele flüssige Farben — der Einfachheit wegen will ich sie Gelb, Roth und Blau nennen — die man mit einem recht groben Pinsel nach einander über eine nicht ganz gleichmäßige weiße Fläche ausgebreitet hat. An der einen Stelle hat der Pinsel das Papier mehr, an der andern weniger, auch wohl gar nicht gefärbt; so ging es mit der zweiten, der dritten Farbe. An einer Stelle war die eben vorhergegangene Lage noch gerade feucht genug um sich mit der folgenden zu einer schönen Mischfarbe zu verbinden; an einer andern Stelle war sie zu trocken oder zu feucht, und so verwischten die Farben einander und es entstanden hellere und dunklere Flecken; an einer dritten Stelle kam gar keine Farbe. Doch wenn man alle Zufälligkeiten ausschließt, um die Zahl nicht bis ins Unendliche zu vermehren, so sieht man leicht, daß die Farben Gelb, Roth, Blau, wenn sie nach einander flüchtig über weißes Papier ausgebreitet werden, schon acht verschiedene Zusammenstellungen geben. Gelb deckt den weißen Grund und läßt Stellen weiß, Roth deckt Gelb und Weiß zum Theil und bildet damit Orange und Roth und läßt gelbe und weiße Stellen unverändert, Blau deckt Orange, Roth, Gelb und Weiß zum Theil, was vier neue Farben giebt, läßt aber an einzelnen Stellen die vier ebengenannten Farben so, wie sie gewesen sind. Dies würde, um den gebrauchten Vergleich noch einen Augenblick festzuhalten, das Bild sein, welches Java bietet; in demselben nehmen die in der Ueberschrift genannten Baduwis eine gelb, vielleicht sogar eine weiß gefärbte Stelle ein.

Ueber die Baduwis ist in Indien und in Holland viel geschrieben, so viel, daß Professor P. J. Veth (Java III. S. 129) sagt: „Ueber die Baduwis wäre viel mitzutheilen. Mit den Ueberlieferungen und Vermuthungen über ihre Abstammung und ihren Namen und den Bemühungen zur Erklärung ihrer eigenthümlichen Begriffe und Gebräuche könnte man Bände füllen, doch der Gegenstand ist mehr als bekannt; alles, was man von ihnen weiß und vermuthet, ist bis zur Ermüdung wiederholt worden und nur der Vollständigkeit wegen wage ich mich an diese flüchtige Skizze.“ Trotzdem wird es, wie ich glaube, keiner Entschuldigung bedürfen, wenn ich, was ich über diesen Stamm erfahren habe, unter Gebrauch der besten Quellen hier zusammenstelle um so mehr, als letztere über einen meiner Ansicht nach wichtigen Punkt ganz verschiedener Ansicht sind und ich hierüber sichere Auskunft geben kann, außerdem aber im Stande bin, noch eine, wie ich glaube, nicht uninteressante Angabe zu machen, die ich in keiner der zu meiner Verfügung stehenden Quellen berührt gefunden habe, wenn ich auch in Bezug auf manche andere Punkte nichts Bestimmteres zu berichten weiß, als meine Vorgänger schon gethan haben.

Soweit es für das Verständniß des Folgenden nöthig ist, will ich die Vorgeschichte und die weitere Entwickelung Javas mit ein paar Worten berühren. Daß eine Hindu-Einwanderung auf der Insel stattgefunden hat, daß die Herrschaft später in die Hände der Fremden gekommen ist, steht fest; wann die ersten Hindus kamen, weiß man nicht mit Sicherheit anzugeben [1]); Fa Hian, welcher Java im Jahre 413 unserer Zeitrechnung besuchte, fand die Hindu-Niederlassungen in blühendem Zustande (doch wenige oder keine Buddhisten). Dem Einfluß der Hindus müssen namentlich zwei für Java charakteristische Erscheinungen zugeschrieben werden: der Reisbau mit künstlicher Bewässerung und Terrassenanlage und die eigenthümliche Entwickelung der Sprache. Noch heute, um von feineren Nuancen abzusehen, bestehen im Javanischen gewissermaßen zwei Sprachen mit gleichem Bau, aber verschiedenen Wörtern (auch verschiedener Abstammung), welche neben einander gebraucht werden, je nach-

[1]) Daß die javanische Zeitrechnung mit dem Anfang der Saka 78 n. Chr. zusammenfällt, was möglich, jedoch nicht erwiesen ist, scheint, wenn es der Fall ist, als Zufall betrachtet werden zu müssen.

dem man mit einem Höhergestellten oder mit einem Untergebenen spricht. Gleichgestellte, die eine gewisse Bildung besitzen und mit einander vertraulich sprechen, Höhergestellte, die einen Untergebenen seines Alters oder seiner Verdienste wegen ehren wollen, bedienen sich einer dritten, mittlern Nuance, die, wenn sie auch vielleicht durch die Sprachwissenschaft nicht anerkannt wird, in der Praxis eigenthümliche Schwierigkeiten bietet, da sie mit seltenen Ausnahmen die gebrauchten Wörter der einen oder der andern Sprache (d. h. der hohen oder niedrigen) entnimmt, wie es der Sprachgebrauch gerade fordert. Es würde zu weit führen hierauf jetzt näher einzugehen; ich erlaube mir daher auf Wilhelm von Humboldt's Werk: „Ueber die Kawi-Sprache auf Java" I, 57 hinzuweisen, wo sich ein Versuch findet, diese Erscheinung zu erklären, der, soweit mir bekannt ist, immer noch als der beste Erklärungsversuch betrachtet werden muß. Weiter steht fest, daß der Einfluß der Hindus sich am stärksten auf den mittlern und östlichen Theil von Java geäußert hat, gleichwohl blieb auch West-Java nicht frei davon; doch möchte ich trotz den Denkmälern ihrer Anwesenheit in den Sundalanden (West-Java), die übrigens eigentlich noch gar nicht einmal so sehr lange bekannt, noch viel weniger erklärt sind, mich der Ansicht zuneigen, daß ihr Einfluß hier, namentlich auf die Bewohner des innern Berglandes, nur sehr gering gewesen ist. Die Sundanesen behaupten übrigens auch, daß sie die ursprünglichen Bewohner der Insel sind. Doch wie dies auch sein möge, im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts landeten Mohammedaner unter Scheikh Ben Mulana in West-Java und breiteten die Lehre des Propheten aus. Nur ein sehr, sehr kleiner Theil der Bevölkerung unterwarf sich nicht und zog sich in das wilde Kendang'sche Gebirge zurück [1]); da leben die Nachkommen dieser Flüchtlinge heutigen Tages noch, treu ihrem Gottesdienst, treu den von den Vätern erhaltenen Ueberlieferungen. Sie sind, soweit man dies nach Verlauf von einigen hundert Jahren noch sagen kann, der Typus der Bevölkerung von Java, wie sie war, ehe der mohammedanische Einfluß sie berührt hatte und zwar, wie es mir scheint — die Gründe werde ich unten beibringen — einer Bevölkerung, auf die auch die Einwirkung der Hindus nicht sehr stark gewesen sein kann.

Beschäftigen wir uns zunächst mit dem Namen „Baduwi", der ihnen officiell und durch einen Theil ihrer mohammedanischen Nachbarn gegeben wird. Wahrscheinlich ist es, daß er identisch mit dem arabischen badawi ist, ein Name, mit dem die Prediger der Lehre des Propheten, denen ja das Arabische nicht fremd blieb und die selbst häufig von arabischer Abkunft waren, sie bezeichneten, als sie in den Wildnissen und Einöden der südlichen Bergkette Schutz gegen den aufgedrungenen Glauben suchten; waren sie doch anfänglich wirkliche badawi, d. h. aus ihren Wohnsitzen vertriebene, herumirrende Flüchtlinge. Sie selbst nennen sich nach dem Ort, den sie bewohnen, z. B. Orang Knekes, Orang Beo, Orang Samodar (Menschen von Kneles, von Beo, von Samodar); da sie ihren Aufenthaltsort von Zeit zu Zeit wechseln, verändern sie auch diese Namen; der Name Orang Knekes wird jedoch auch kollektiv für alle gebraucht und ihnen namentlich auch von ihren östlichen Nachbarn, den Bewohnern der Preanger Regentschaften, im Volksmunde immer gegeben. In europäischen Werken kommen auch die Namen djelema (Männer, sudanes.), dangka und orang (Männer, malaisch) parahiang vor; sie selbst gebrauchen diese Namen nie; im Munde der Nachbarn scheinen diese Ausdrücke meiner Ansicht nach mehr als eine Charakteristik, wie als eigentliche Namen aufgefaßt werden zu müssen. Jonathan Rigg giebt in seinem sundanesisch-englischen Wörterbuch folgende Erklärung: „dangka ist alles, was sich auf die Menschen, welche vor Einführung des Mohammedanismus lebten, bezieht: unerleuchtet. Es entspricht daher etwa unserm: Heiden, Götzendiener. Es giebt auch Dangkastämme, wie die Baduwis im Süden von Bantam und den Dangka-Bergen, wo noch gewisse heidnische Gebräuche üblich sind." — „Herr Friedrich" (der bekannte Archäolog), „theilte mir mit: Dangka ist kein Sanskrit, auch kann ich kein Wort finden, aus dem es korrumpirt sein könnte. Das Wort kommt auch im Javanischen vor und bedeutet nach Gericke: den Aufenthaltsort oder die Wohnung eines Buta (bösen Geistes), ein gewöhnliches, elendes Haus". Hieran schließe ich gleich, nach Rigg, die Erklärung von parahiang an. Es ist dies ein Eigenname, der häufig in den Sundadistrikten vorkommt. Die Eingeborenen erzählen, daß an solchen parahiang genannten Stellen ihre Vorfahren bei Einführung des Mohammedanismus von der Erde verschwunden sind, und sie leiten das Wort ab von para (zur Zahl gehörig) und hiang (verschwinden). An solchen Stellen befand sich möglicherweise ein brahmanischer oder buddhistischer Tempel oder Opferplatz. Das Wort parahyang ist noch auf Bali im Gebrauch und bedeutet eine Tempelanlage für alle Götter und die Geister der Verstorbenen (pitaras).

Die heutigen Baduwis wohnen in der Abtheilung Lebak in der Residentschaft Bantam, in einer prächtigen, aber wilden und abgelegenen Berggegend; vielleicht versuche ich es ein anderes Mal ein Bild von diesem Lande, von den schwierigen Wegen, die dahin führen, die man großentheils nur zu Fuß zurücklegen kann, zu geben; für heute bitte ich den Leser sich gleich mit mir zu den Baduwis zu versetzen. Ehe wir in ihr Gebiet eintreten, will ich noch erwähnen, was der Mund der mohammedanischen Nachbarn über sie mittheilt und das, was in den Augen derselben am meisten charakteristisch ist, nicht der spätern Beschreibung einreihen, sondern hier gleich an die Spitze stellen. Als ich im Jahre 1867 zum ersten Mal in die Nähe der Baduwis kam, war mein Interesse für diesen Stamm sehr lebendig und ich erkundigte mich bei Eingeborenen aller Stände nach ihnen. Sie genossen bei Groß und Klein, bei Hoch und Niedrig einen sehr guten Ruf und erfreuten sich, wie man dies in europäischen Verhältnissen ausdrücken würde, allgemeiner Achtung. Streitigkeiten und Vergehen kommen nicht vor, bleiben wenigstens der Außenwelt unbekannt; nie sind sie mit der Bezahlung ihrer Steuern im Rückstand, „nie", sagen die Häuptlinge, „hat man Mühe mit ihnen". In den Augen der mohammedanischen Nachbarn haben sie zwei Eigenthümlichkeiten, die an die Spitze der Berichte über die Baduwis gestellt werden — es sind dies die beiden Punkte, auf die ich oben hinwies, deren einer durch die beste Quelle falsch dargestellt wird, während der andere in keiner der mir zugänglichen Quellen erwähnt ist — und beide Punkte scheinen mir nicht nur aus dem Grunde werth hervorgehoben zu werden, weil sie den Nachbarn in hohem Grade auffällig sind, sondern weil sie wirklich für die Beurtheilung der Stellung, welche die Baduwis in der Geschichte Javas

[1]) Roorda van Eysinga, Indie III, 2, S. 286, ist der Ansicht, daß die Baduwi als Nachkommen von Prabu Seda, dem letzten Fürsten von Padjadjaran, betrachtet werden müssen. Er sagt: „Dem siegenden Arm Hasan Udin's entkommen, ließ er sich mit den Seinen in diesen unzugänglichen Bergen nieder und beweinte den Fall seines Reiches und seines Gottesdienstes. Ihr Name ist dem Buddhadienst oder einem Berg oder Flüßchen in der Nähe entlehnt." Dies scheint mir nicht so einleuchtend, wie die im Text gegebene Erklärung des Namens, während die erwähnte Abstammung, für die keine Beweise da sind, innerlich unwahrscheinlich ist.

einnehmen, wichtig erſcheinen. Was nicht nur den Häuptlingen, ſondern auch den gewöhnlichen Eingeborenen auffällt, iſt der Umſtand, daß die Baduwis keine Sawahs (naſſe Reisfelder) bebauen *dürfen* (es iſt bujut, worüber weiter unten Näheres folgen wird), und daß ſie Jedermann, ſelbſt den Regent (höchſten eingeborenen Beamten) in der gewöhnlichen Sprache anreden. Daß ſie *keine* Sawahs bebauen dürfen, kann ich mit aller Beſtimmtheit behaupten und Profeſſor P. J. Veth befindet ſich über dieſen Punkt ganz entſchieden im Irrthum, wenn er (Java III, S. 132) ſagt: „Es iſt bei ihnen bujut Reis anders, als auf Sawahs zu kultiviren“ und in Bezug hierauf hat Profeſſor de Hollander ganz gewiß Recht, wenn er (Indische Land- en Volkenkunde I, p. 390, Ausgabe 1882) ſagt: „Sie dürfen Nichts kultiviren als Reis auf Uma's (trocknen, nicht gepflügten Feldern) und Mais; Sawahs ſind bujut“. Dieſer Punkt ſcheint mir wichtig genug, um einen Augenblick dabei ſtill zu ſtehen; er beweiſt deutlich, daß ihnen durch ihre Ueberlieferung verboten iſt, von der durch die Hindus dem Lande gebrachten Wohlthat zu ihrem Vortheil Gebrauch zu machen. Auch der zweite Punkt, den ich, wie ich ſchon mehrfach ſagte, in meinen gedruckten Quellen nicht erwähnt gefunden habe, hat eine hohe Bedeutung. Oben habe ich bereits mit ein paar Worten darüber geſprochen, in welch' eigenthümlicher Weiſe ſich die javaniſche Sprache unter dem Einfluß der Hindus entwickelt hat. Ebenſo wie in der genannten Sprache unterſcheidet man auch im Sundaneſiſchen eine niedrige und hohe (wörtlich grobe und feine) Sprache. Wenn nun auch manche Sprachforſcher behaupten, daß das Hochſundaneſiſche nur eine, unter dem Einfluß der *ſchon ausgebildeten* javaniſchen Sprache entſtandene Modifikation ſei — einer derſelben, Dr. Engelmann ſagt: „Es iſt eine Sprache, welche die Sundaneſen ſich *angequält* haben“ — ſo mögen ſie zu dieſem Ausſpruch vollkommen berechtigt ſein, ich kann es nicht beurtheilen; was ich aber mit Sicherheit weiß, iſt, daß ſelbſt der ungebildetſte Sundaneſe, mit verſchwindend kleinen Ausnahmen, ſich in ſeinen Ausdrücken nach der Perſon deſſen richtet, mit dem er ſpricht. Während bei den Javanen der richtige Gebrauch der hohen und niedrigen Sprache ſo zu ſagen allgemein durchgedrungen und, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, *dem Volke* anerzogen iſt, ſcheint er bei den Sundaneſen mehr individuelles Eigenthum zu ſein, je nachdem der einzelne mehr oder weniger Gelegenheit gehabt hat, der hohen Worte mächtig zu werden. Ich habe Hunderte von Sundaneſen aus den abgelegenſten Bergdiſtrikten geſehen, von denen viele gewiß ihre Heimath nie verlaſſen hatten, aber je geringer der Vorrath an höheren Wörtern war, je mehr ſchienen ſie ſich dieſes Mangels bewußt zu ſein und ſuchten wenigſtens einige feinere Ausdrücke in ihre Rede zu mengen. Kam es aber ja einmal vor, daß einer, der mich anredete, einen gar zu argen Verſtoß beging, daß er gar zu „grob“ ſprach, vielleicht ſogar von ſich ſelbſt ſprechend aing (ich, niedrig) anſtatt kuring (ich, hoch) ſagte, dann folgte ſicher ſofort ein lautes Gelächter meiner ſundaneſiſchen Begleiter, dem einige Ausrufe, wie: „Affe!“ „ganz dummer Menſch!“ „kaum aus dem Gebirge gekommen!“ „wirklicher Bergmenſch!“ folgten. Hiermit wurde aber nur angedeutet, daß dem Sünder die *Erziehung* fehle. Niemand hatte den Gedanken, daß er eine Grobheit habe begehen wollen oder ſich einer ſolchen auch nur bewußt geworden ſei; dem erſtaunten und verlegenen Mann wurde dann in aller Eile eine Vorleſung über Höflichkeit und Sprachgebrauch improviſirt. Da der Einfluß der Hindus, wie oben geſagt wurde, in den Sundalanden notoriſch viel ſchwächer als im mittlern und öſtlichen Theile von Java geweſen, auch, wie ich vermuthe, gar nicht einmal überall durchgedrungen iſt, erklärt es ſich von ſelbſt, weshalb die Entwickelung der hohen Sprache in den Sundalanden eine weniger hohe Stufe erreicht hat. Wenn nun aber die Baduwis ſelbſt dem Regenten gegenüber — und die Thatſache iſt mir nicht nur durch verſchiedene Häuptlinge wiederholt mitgetheilt, ſondern jedesmal wurde auch beſonderer Nachdruck auf dieſelbe gelegt — *nur* die gewöhnliche Sprache gebrauchen, ſo liegt einestheils in der wiederholten und nachdrücklichen Erwähnung dieſes Umſtandes ein Anzeichen der Wichtigkeit, welche durch die mohammedaniſche Bevölkerung demſelben beigemeſſen wird, andererſeits aber liegt in der Sache ſelbſt ein Beweis, daß die Baduwis nicht Willens ſind, in dieſem Punkte Zugeſtändniſſe zu machen. Daß ſie im Ganzen im Stande und geneigt ſind, dies zu thun, zeigt das gute Einvernehmen, in dem ſie trotz ihrer Abgeſchloſſenheit mit ihren Nachbarn ſtehen, ſowie die Achtung, der ſie ſich bei denſelben erfreuen, und es würde kaum anzunehmen ſein, daß ſie ſich ohne einen zwingenden innern Grund einer ſolchen, nach indiſchen Begriffen fürchterlichen Unhöflichkeit ſchuldig machen würden. Ob daher der Gebrauch der höhern Sprache für ſie bujut iſt, kann ich nicht mit Sicherheit angeben, vermuthe es jedoch ſehr ſtark. Jedenfalls aber ſcheint dieſer Umſtand darauf hinzuweiſen, daß ihre Trennung von den Nachbarn aus einer Zeit ſtammt, in welcher die hohe Sprache ſchon bekannt, aber bei Leuten im Gebrauch war, die den ſpäteren „Baduwis“ feindlich gegenüber ſtanden.

Ich habe wiederholt das Wort bujut gebraucht; es wird an der Zeit ſein die Bedeutung dieſes, den meiſten Leſern wohl ziemlich fremden Ausdrucks zu erklären. Veth ſagt (Java III, S. 132 Note): bujut iſt das tabu der Südſeeinſeln, das pali der Dajaks, das pamali der Bugineſen und Malaien u. ſ. w. Wie es ſich mit den Begriffen tabu und pali verhält, kann ich nicht mit Sicherheit angeben, aber pamali iſt durchaus kein Synonym von bujut. Allerdings aber ſind die äußeren Erſcheinungen, welche als eine Folge des bujut- oder pamali-ſein auftreten, kaum von einander zu unterſcheiden; übrigens iſt der Unterſchied bei dieſen und ähnlichen Begriffen gar nicht leicht zu machen, (namentlich nicht der Unterſchied zwiſchen bujut und dem gleich zu erwähnenden Worte tjadu) und wird erſt durch eine Menge Beiſpiele deutlich, denn die Definition, die ich hier (nach K. F. Holle, Tijdschr. Ind. Land, Taal en Volkenkunde XX, p. 165 und XXVII, p. 100) zu geben verſuche, würde in manchen Fällen kaum ausreichen.

Der einfachſte Begriff iſt pamali (nach Holle ziemlich identiſch mit dem tabu der Südſeeinſeln); es bezeichnet Sünde im Allgemeinen, dann was für *einen Jeden* verboten iſt; dem gegenüber ſtehen tjadu und bujut, beide haben mehr die Bedeutung: das ziemt ſich nicht, das thut man nicht, das iſt unpaſſend. Beide ſchließen im Allgemeinen *jeden*, im Beſondern einen *gewiſſen* Gebrauch eines Gegenſtandes aus, entweder weil er früher einmal geſchadet oder aber ſich nützlich erwieſen hat; im erſten Fall iſt es alſo *Furcht*, im zweiten *Dankbarkeit*, die ihn tjadu oder bujut macht. Der Unterſchied zwiſchen tjadu und bujut ſcheint nur darin zu beſtehen, daß bujut ſich auf das bezieht, was von den Voreltern überliefert iſt, tjadu auf die Gegenwart. Wenn ein Javaner Namens Wongſo ſich einige Male nach dem Genuß des Fleiſches eines ſchwarzen Huhnes unwohl gefühlt hat, ſo kann es ihm einfallen, daß dies für ihn und ſeine Nachkommen tjadu iſt; hat er dies aber feierlich erklärt und ſeinem ganzen Geſchlecht den Genuß des Fleiſches von ſchwarzen Hühnern als tjadu verboten, ſo ſind ſchwarze Hühner für die Nachkommen Wongſo's bujut. Tjadu und bujut gelten ſowohl für einzelne Perſonen und

Familien als auch für die Bevölkerung eines Dorfes, eines ganzen Landſtriches. Natürlich ſpielt bei Allem die Perſon und die Auffaſſung des Einzelnen eine große Rolle. Gewiſſermaßen hierher, d. h. zu pamali gehört auch larangan; es beſteht dies in einem von einem Fürſten oder Häuptling erlaſſenen Verbot ein Kleidungsſtück, Sonnenſchirm ꝛc. von beſonderer Farbe, beſonderm Stoff, beſonderer Form zu gebrauchen; der betreffende Artikel wird durch ein ſolches Verbot larangan.

Wenn nun ein tjadu, bujut oder pamali übertreten wird (der Uebertreter eines larangan wird durch die weltliche Gerechtigkeit gemaßregelt), ſo folgt ein Unglück, bei bujut und tjadu gewöhnlich von derſelben Art wie dasjenige, welches früher Veranlaſſung geweſen iſt, den Gegenſtand tjadu zu machen, oder aber Erkrankung; andere Eingeborenen unterlaſſen eine Uebertretung wegen eines unbeſtimmten Gefühls der Verehrung für eine Einrichtung der Voreltern. Da ich fühle, daß dieſe Erklärung kaum genügt, will ich, auf die Gefahr hin die Geduld des Leſers zu ermüden, wenigſtens einige Beiſpiele von pamali, tjadu und bujut geben.

Eine der am meiſten vorkommenden Pflanzen in den Sundalanden iſt die Glaga (saccharum spontaneum); die jungen Schößlinge, welche im Nothfall auch als Gemüſe gegeſſen werden und dann gar nicht übel ſchmecken, heißen boros. Nun lebte aber, wie die Ueberlieferung erzählt, vor ſehr langer Zeit im Diſtrikt Djampang Kulon, der ſüdweſtlichſten Spitze der Preanger Regentſchaften, ſüdlich von der Wijnkoopsbai ein Fürſt Boros Ngoro, der, wie ſo viele ſeiner Genoſſen, nach ſeinem Tode unter die Geiſter verſetzt wurde — man könnte für jeden Tag im Jahr ihrer zwei bis drei auf Java allein finden, ohne nur von den anderen Inſeln des Archipels zu ſprechen — und jetzt auf dem Berge Hiur ſich aufhalten ſoll. Aus dieſem Grunde iſt es im Diſtrikt Djampang Kulon pamali der jungen Pflanze der Glaga den Namen boros zu geben, wohl verſtanden: nur in dieſem Diſtrikt. Wer da eintritt, darf das Wort nicht mehr ausſprechen; verläßt er den Diſtrikt, ſo wird boros wieder boros; in dieſem Fall hat das pamali eine ganz lokale Bedeutung. Ein anderes Beiſpiel: Ein Beſenſtiel heißt gewöhnlich gagang, nur im Diſtrikt Melambong nennt man ihn perah (Handgriff), weil da ein früherer Fürſt noch in Ehren gehalten wird, welcher Tanduran Gagang hieß; auch dies Beiſpiel fällt natürlich unter den Begriff pamali.

Hieran ſchließe ich zwei Beiſpiele von tjadu und bujut.

„In dem Dorfe Sadangaja giebt es Menſchen, für die es tjadu iſt rothen Reis zu pflanzen.“ Der Grund hiervon iſt folgender: Einer der Ahnen hatte eine ſchöne Tochter; dies wurde nach der Hauptſtadt berichtet und der Fürſt wollte ſie zur Frau nehmen; aber das Kind wollte nicht und als der Bote des Fürſten es zwingen wollte, lief es weg nach dem trockenen Reisfeld. Vater und Mutter ſuchten es gemeinſchaftlich mit dem Boten; doch umſonſt, ſie fanden Nichts. Der Vater wurde nun von dem Boten nach der Stadt mitgenommen und dem Fürſten unter der Beſchuldigung überliefert, daß er ſein Kind verſteckt habe; danach wurde er ins Gefängniß geworfen. Nachdem ſeine Strafe abgelaufen war, ging er in ſein Dorf zurück und fand ſein Kind bereits da. Er fragte es: „Wo warſt Du verſteckt?“ und es antwortete: „In dem rothen Reis; auch habe ich den Vater wohl geſehen, der da herumſchnüffelte und mich ſuchte“. Der Vater that nun das Gelübde: „Von jetzt an ſollen meine Nachkommen keinen rothen Reis pflanzen, da er Urſache war, daß ich ins Gefängniß kam“ (das wird auch befolgt, wohl aber wird rother Reis gegeſſen). Es iſt wohl überflüſſig auf die eigenthümliche javaniſche Logik — in dieſem Falle giebt ſie dem rothen Reis die Schuld — aufmerkſam zu machen; im Verkehr mit den Eingeborenen kann man ſie täglich, ja ſtündlich beobachten. Was nun hier durch den Mann ſelbſt tjadu gemacht iſt, wird bujut für ſeine Nachkommen. Ein anderes Beiſpiel iſt folgendes: Ein Mann, der zu Tjikoneng wohnt, mit Namen Bapa Ipol, iſt bujut von Rehfleiſch. Der Grund iſt, daß ſeine Voreltern während des Krieges ſich nach dem Walde flüchteten, wo er am dichteſten iſt. Die Aufrührer verfolgten ſie, da trat ein Reh aus dem Gebüſch. Die Aufrührer ſagten: „Hier werden keine Menſchen ſein, denn es kommt ein Reh aus dem Walde“ und gingen weiter. Da traten die, welche ſich verſteckt hatten, aus dem Gebüſch hervor und gingen nach Hauſe; ſie riefen Zeugen herbei um ihr Gelübde zu hören, daß ihre Nachkommen tjadu ſein ſollten in Bezug auf das Eſſen von Rehfleiſch. Während in letzterm Falle das Fleiſch einer Wildart aus einer Art Dankbarkeit nicht gegeſſen werden ſoll, iſt es im erſten Falle der Aerger über den rothen Reis, der die vermeintliche Urſache der Gefangennahme war, welcher Veranlaſſung iſt, daß dieſe Frucht in der Gegenwart und in der Zukunft nicht mehr angepflanzt werden darf. Uebrigens giebt es auch Freigeiſter, die über tjadu und bujut ſpotten und den Vorſchriften nicht folgen; anfangs geſchieht dies zögernd und ängſtlich, denn ſie trauen nicht recht, ob nicht noch üble Folgen nachkommen. Bleiben dieſelben aber aus, ſo iſt die Freude ſehr groß und der Erfolg wird triumphirend verkündigt.

Doch ich fürchte die Geduld des Leſers ſchon zu lange mit dieſen Erklärungen in Anſpruch genommen zu haben und kehre zu den Baduwis zurück.

Dr. W. Kobelt's Schnecken-Studien in Spanien und Algerien.

Auf S. 286 des 40. Bandes enthielt der „Globus“ eine Notiz über die naturwiſſenſchaftliche Reiſe des Herrn Dr. W. Kobelt aus Schwanheim am Main nach Spanien und Algerien. Berichte über dieſelbe erſchienen im „Jahrbuch“ (IX) und im „Nachrichtsblatt der deutſchen Malakozoologiſchen Geſellſchaft“ (1881), die leider wohl weniger verbreitet ſind, als es die prächtigen Kobelt'ſchen Artikel verdienen. Auch der „Bericht über die Senkenbergiſche naturforſchende Geſellſchaft (1881 bis 1882)“, welcher unter dem Titel „Nach den Säulen des Herkules“ noch eingehendere Schilderungen darüber enthält (S. 89 bis 242), iſt im Buchhandel nicht erſchienen; jedem aber, der ihn in die Hände bekommt, ſeien dieſe Seiten beſtens empfohlen; ſie bieten ein treffliches Beiſpiel dafür dar, wie ein Fachmann auch einem ſchon viel beſchriebenen Gebiete neue intereſſante Seiten abzugewinnen und deren Kenntniß zu fördern verſteht. Wir theilen hier einiges daraus mit.

Bald nachdem er Spanien betreten, beim Erreichen von

Tarragona in Catalonien, erklärt ſich Dr. Kobelt ſeinen Leſern gegenüber folgendermaßen. „Ich muß hier nämlich, auf die Gefahr hin von meinen Leſern ausgelacht zu werden, bekennen, daß ich die ganze Reiſe nur unternommen habe, um Landſchnecken zu ſammeln und die geographiſche Verbreitung der einzelnen Arten im weſtlichen Europa und in Nordafrika zu ſtudiren. „Auch der Mühe werth", wird mancher denken. Es iſt aber ein ſolches Studium nicht ganz ſo unwichtig, wie es dem Unkundigen ſcheint, iſt ja doch keine Erſcheinung in der Natur ſo unbedeutend, daß ſie nicht bei richtiger wiſſenſchaftlicher Behandlung und gründlicher Unterſuchung zu Reſultaten von Wichtigkeit führen könnte. Ich will das an einem Beiſpiel erläutern.

Seit alter Zeit ſchon iſt man aus der Form des Mittelmeeres ſowie durch zahlreiche Beobachtungen, welche eine andere Erklärungsweiſe nicht zulaſſen, zu der Anſicht gekommen, daß das heute von den Säulen des Herkules bei Gibraltar bis zum Kaukaſus in ununterbrochenem Zuſammenhang ſich ausdehnende Mittelmeer früher in mehrere getrennte Becken zerfallen iſt und ganz beſonders an der Straße von Gibraltar einſtmals geſchloſſen war. Letzteres wurde ſchon von der Schifferſage der Phönicier als Thatſache angenommen; Herkules oder richtiger Melkarth hat die Straße zur Verbindung des innern mit dem äußern Meere geöffnet und zu ewigem Angedenken hüben und drüben die beiden mächtigen Felſenberge aufgerichtet, die man heute noch die Säulen des Herkules nennt. Daß die Meerengen zwiſchen dem Schwarzen und dem Aegäiſchen Meere einmal geſchloſſen waren, war im Alterthum weniger allgemein anerkannt; von dem Durchbruch des überfüllten Pontus melden aber noch die älteſten Sagen der Hellenen. Kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß die ſogenannte deukalioniſche Fluth nichts anderes war, als dieſer Durchbruch, der Griechenland verwüſtete und möglicher Weiſe aus einer fruchtbaren reichbevölkerten Ebene den heutigen Archipel ſchuf.

Einen dritten Landzuſammenhang nimmt man gewöhnlich zwiſchen Sicilien und Tunis an. Von dieſem melden keine alten Sagen, aber man glaubte das Vorkommen foſſiler Elephanten in Sicilien und ſelbſt auf dem kleinen Malta nicht anders erklären zu können; einen weitern Beweis ſuchte man in dem Wandern der Vögel gerade über dieſe ſchmale Stelle; die Vögel ſollten ſich die Erinnerung an einen alten Landzuſammenhang vererbt haben.

Um nun die Richtigkeit dieſer Anſichten zu prüfen, giebt es kein geeigneteres und ſichereres Mittel, als die gründliche Unterſuchung der geographiſchen Verbreitung der Schnecken. Dieſe Thiere ſind ohne alle Mittel, um Meere zu überſchreiten, ſie ſind an den Boden gefeſſelt und zeigen in der Form ihres Gehäuſes jede Veränderung in den phyſikaliſchen Einflüſſen. Finden wir an beiden Seiten eines Meeresarmes dieſelben oder auch nur annähernd dieſelben Arten, ſo können wir mit Sicherheit annehmen, daß der Meeresarm erſt in verhältnißmäßig neuerer Zeit entſtanden ſei. Finden wir dagegen hüben und drüben verſchiedene Arten oder gar verſchiedene Untergattungen, ſo müſſen wir ſchließen, daß ein Landzuſammenhang in neuerer Zeit, d. h. etwa ſeit der mittlern Tertiärzeit nicht beſtanden hat. Keine andere Thierklaſſe bietet ähnlich ſichere Reſultate, denn keine, ſelbſt die das Meerwaſſer ſcheuenden Reptilien nicht, iſt in ähnlicher Weiſe an den Boden gefeſſelt und aller Mittel, einen Meeresarm zu überſchreiten, beraubt.

Um die oben erwähnten Fragen zu prüfen, hatte ich ſchon einmal einige Monate im weſtlichen Sicilien zugebracht und dort die Ueberzeugung gewonnen, daß die Theorie eines ehemaligen Zuſammenhangs zwiſchen Sicilien und Tunis [1]) unhaltbar ſei. Meine diesmalige Reiſe ſollte mir Gewißheit verſchaffen über die alte Verbindung an den Säulen des Herkules, die freilich weit weniger problematiſch war. Meine Unterſuchungen haben denn auch, um das hier gleich zu erwähnen, nicht nur die Anſicht über die verhältnißmäßig ſehr neue Eröffnung der Straße von Gibraltar in vollſtem Maße beſtätigt, ſondern ſie haben mir auch die Gewißheit gegeben, daß der alte Landzuſammenhang nicht auf die Säulen des Herkules beſchränkt war, vielmehr mindeſtens bis zu dem Meridian von Oran und Cartagena zurückgereicht hat."

Im Anſchluſſe hieran geben wir Kobelt's Schilderung des Schneckenmarktes in Valencia (a. a. O. S. 120).

„Die letzte Abtheilung des Marktes enthielt eine Waare, die man auf deutſchen Märkten vergeblich ſuchen würde, nämlich Landſchnecken. Wohl ißt man auch bei uns in Süddeutſchland hier und da als Leckerei in der Faſtenzeit die große Weinbergſchnecke, doch kann man ſie kaum als ein Nahrungsmittel von Wichtigkeit bezeichnen. Der Spanier ißt dagegen ſo ziemlich alle Landſchnecken, die groß genug ſind, um das etwas mühſame Herausholen aus dem Gehäuſe zu lohnen, mit Ausnahme einiger weniger Arten, welche für zäh und ungeſund gelten (Helix Gualteriana, Leucochroa candidissima und baetica). Auf allen Märkten findet man deshalb ganze Körbe voll Schnecken zum Verkauf, und der Schneckenſammler kann wenigſtens die größeren Arten ſo ſehr bequem erwerben. Wer aber die geographiſche Verbreitung der Arten ſtudiren will, muß beim Ankauf ſehr vorſichtig ſein und ſich bei den Caracoleras, den Schneckenhändlerinnen, genau nach dem Herkommen der Schnecken erkundigen, denn ſeit die Kommunikationen durch Eiſenbahnen und Dampfſchiffe ſo unendlich erleichtert worden ſind, hat ſich ein beträchtlicher Handel in Caracoles (Schnecken) entwickelt. Ganz beſonders kommen ſie in großen Quantitäten von den Balearen und von Oran herüber, ſelbſt noch in Madrid kommen zur Faſtenzeit Schnecken aus Oran auf den Markt, dabei auch Arten, die in Spanien nicht gefunden werden. Wer das nicht weiß, kann leicht zu falſchen Schlüſſen verleitet werden. Nicht einmal wenn man eine Art ſelbſt draußen im Felde ſammelt, kann man ganz ſicher ſein, daß ſie wirklich in der Gegend einheimiſch iſt. Einzelne Exemplare können immer aus der Küche entwiſcht ſein; der Spanier hat ſeine Lieblingsſorten (Helix alonensis und Helix lactea) nicht nur in Spanien und Südfrankreich vielfach außerhalb ihres eigentlichen Verbreitungsbezirkes angeſiedelt, er hat ſie auch nach den Canaren und Südamerika verpflanzt; ja Helix aspersa ſoll auch auf den Philippinen vorkommen und findet ſich ſicher auf den Maskarenen und in Californien. Aehnliche Anſiedelungen finden wir übrigens auch in Europa. Helix pomatia, unſere Weinbergsſchnecke, iſt eigentlich weder in England noch in den Oſtſeeprovinzen heimiſch; aber die Mönche, welche ſich die leckere Faſtenſpeiſe nicht entgehen laſſen wollten, haben ſie dort eingeführt, und noch jetzt fin-

[1]) Aus geologiſchen Gründen tritt A. von Laſaulx für einen ſolchen ein; vergl. „Globus" Bd. 36, S. 119: die Inſel Sicilien iſt nur durch ſeichte Meere von dem nahen Italien wie von Afrika getrennt, und da ſie zugleich in Hebung begriffen iſt, ſo kann ſie dereinſt, wie ſchon in früheren Zeiten, eine Brücke bilden zwiſchen jenen beiden Ländern. Daß eine ſolche Verbindung einſt exiſtirte, beweiſt der geologiſche Bau, der im ſüdlichen Italien wie auf der gegenüberliegenden Partie Siciliens derſelbe iſt (Granit, Gneiß, altkryſtalliniſche Schiefer), das beweiſt das ſeichte Meer zwiſchen Sicilien und Tuneſien und die nach Afrika hinweiſende foſſile Thierwelt in den Kalkhöhlen, namentlich bei Palermo.

det man ſie vorwiegend in der Nähe aufgehobener Klöſter oder Burgen.

In Valencia befindet ſich der Schneckenmarkt auf einem kleinen freien Platz. Etwa ein Dutzend alter Weiber ſaßen da auf Matten, große Körbe mit Schnecken vor ſich; ſie erkannten in uns ſofort gute Kunden und ſchrien uns an: „Serranos, Señor, muy gordos“ (Bergſchnecken, Herr, ſehr fette)! Mit dem Namen Serranos bezeichnet der Spanier ausſchließlich die bergbewohnende Helix alonensis, welche für die delikateſte aller Schneckenſorten gilt. Um uns die Güte ihrer Waare zu zeigen, knackten die Verkäuferinnen die Schalen mit den Zähnen auf. Als wir ihnen aber ſagten, wir wollten die Schnecken nicht para comer (zum Eſſen), ſondern por estudio, begriffen ſie uns gleich und halfen uns die ſchönſten Exemplare mit unverletzter Mündung ausſuchen, gaben uns auch genau die Fundorte an. Helix alonensis, der Carracol serrano, war aus der Umgebung der Vega (fruchtbare Gartenebene) reich vertreten, noch häufiger Helix lactea, eine ſchöne, beſonders durch die glänzend braunſchwarze Mündung ausgezeichnete Art, die man in ganz Südſpanien findet; die hier verkauften Exemplare kamen aber von Mallorca. Die Dritte im Bunde war eine Art, die in Spanien nur an wenigen Stellen, nämlich zwiſchen Murcia und Cartagena, um ſo häufiger dagegen in der Provinz Oran vorkommt, Helix Dupotetiana; die ausgebotenen Exemplare ſtammten denn auch richtig aus Oran. Außerdem wurden noch zwei weiter verbreitete Arten verkauft, Helix vermiculata und Helix aspersa. Für zwei Franken erhielten wir ein paar Hundert Exemplare. Im Hôtel lachte man uns tüchtig aus, als wir ankamen und ſagten, daß wir nur die Häuſer mitnehmen, die Schnecken aber wegwerfen wollten, und die Köchin erklärte ſich gern bereit uns die Mühe zu ſparen und die Gehäuſe zu entleeren. Ich habe übrigens ſpäter mehrfach Gelegenheit gehabt, nach ſpaniſcher Methode zubereitete Schnecken zu eſſen und muß geſtehen, daß manche Sorten ganz delikat ſchmecken. Man genießt ſie entweder mit der Schale in einer Brühe mit vielen Zwiebeln gedämpft, oder man kocht ſie in Salzwaſſer, zieht ſie aus dem Gehäuſe, reinigt ſie, ſchmort ſie in der Pfanne und ſteckt ſie dann wieder in das Gehäuſe. Eine dritte, in Spanien ebenfalls beliebte Zubereitungsmethode iſt, die Schnecken in Reis zu dämpfen. Ungekocht, wie ſo viele Seeſchnecken, genießt man ſie nie. Die Fremden gewöhnen ſich übrigens ſelten an dieſes ſpaniſche Lieblingsgericht; „los caracoles por los Españoles“ ſagte unſere Führerin (Frau Rakosnic, deren Mann in Valencia eine Bierbrauerei beſitzt), wenn ihr eine Caracolera die Waare anpries.“

Lebensgewohnheiten der Birmanen.

(Nach Shway Yoe.)

E. S. Wenige Länder der Erde werden einen gleichen Reichthum an Arten von Völkerraſſen, Sprachen und Sitten aufzeigen, als Birma oder die Uferlandſchaften zu beiden Seiten des mittlern und untern Irawadi; wenn auch nicht der waſſerreichſte Fluß der hinterindiſchen Halbinſel, ſo dient er doch der Schiffahrt mehr wie jeder andere und iſt der einzige Strom, der ſeiner ganzen ſchiffbaren Länge nach von europäiſchen Poſtdampfern regelmäßig befahren wird. Birma iſt im Oſten von Siameſen, im Süden von Malaien, im Norden von Chineſen und Turko-Tataren, im Weſten von Hindus und ſtreitbaren, noch als Wilde lebenden Waldvölkern begrenzt. Eingebettet zwiſchen drei Gruppen von den fünf großen Menſchenſtämmen, in welche wir die Bevölkerung unſeres Erdballes einzutheilen uns gewöhnt haben, beſitzt Birma zahlreiche Anziehungskräfte für neue Anſiedler. Fruchtbare Thalniederungen, dichtbewaldete Abhänge belebt von vielen Thierarten, eine langgeſtreckte Seeküſte mit guten Häfen haben eine große Völkermiſchung zu Stande gebracht. Verſchiedene Thatſachen weiſen darauf hin, daß um den Beſitz von Birma heftig geſtritten wurde; die mongoliſche Raſſe erhielt ſchließlich das Uebergewicht, aber ſie tritt hier unter ſehr verſchiedenen Formen auf und die einzelnen Theile laſſen ſich nur ſchwer zu einem Stamme zuſammenfügen. Eine geradezu endloſe Liſte von Waldbewohnern bevölkert alle Gebirge; die volkreichſten ſind Shan und Karen. Mit den Bewohnern des Irawadithales, den eigentlichen Birmanen, haben ſich in den Talaing indiſche, in den Selong malaiiſche Stämme vermiſcht. In den Toungthu ſieht ein zu kühner Ethnograph die Urväter der alten Hunnen, während in den Karens ein Bibelforſcher die viel mißbrauchten zehn Stämme Israels gefunden haben will, die jedoch aus der babyloniſchen Gefangenſchaft nicht weiter ſüdöſtlich als bis an die Weſtküſte Südindiens (Malabar) flüchteten. Zu dieſen alten Einwanderern kamen in neuerer Zeit Europäer und Amerikaner, Chineſen aus den verſchiedenſten Theilen der Seeküſte wie der Binnenprovinzen, Mohammedaner bis von Perſien her; in der Zeit der Verſchiffung von Reis, dem Hauptausfuhrgegenſtande des Landes, hört man in den Seeplätzen eine Anzahl von Sprachen ſprechen, wie ſie nur in Singapur herrſchen oder in Port Said zur Zeit des Kanalbaues angetroffen wurden.

Iſt es von Intereſſe den Lebensgewohnheiten einer ſtammreinen Bevölkerung nachzuſpüren, ſo haben andererſeits auch die Gepflogenheiten einer ethnographiſch ſtark gemiſchten Nation ein hohes kulturgeſchichtliches Intereſſe. In orientaliſchen Ländern hält es ſchwer, dem Volke ſein tägliches Leben abzulauſchen; um ſo dankenswerther ſind die Mittheilungen, die wir für die Birmanen einem Verfaſſer verdanken, der ſich den echt birmaniſchen Namen Shway Yoe [1]) beilegt, dahinter aber ſeine europäiſche Abſtammung aus einer engliſchen, genauer ſchottiſchen Familie, verbirgt.

Ein Birmanen-Kind hat großen runden Kopf, flaches breites Geſicht, vorſtehende Backenknochen, kleine unruhige Augen und buſchiges Haar. Sobald der Knabe etliche Jahre alt iſt, begleitet er ſeine Spielkameraden zur Schule. Das Schulhaus iſt das Kloſter und der Lehrer ein Mönch; beide gehören zum buddhiſtiſchen Glauben in der Form, wie er auf Ceylon ausgebildet wurde. Der Schulunterricht wird in ganz Birma koſtenlos ertheilt; die Folge davon iſt, daß jeder Knabe leſen und ſchreiben kann. Sie beginnen mit Gedächtnißübungen und lernen hierzu Sprüche in der heiligen Pali-Sprache, in der alle religiöſen Bücher geſchrieben ſind. Zuerſt recitirt jeder Knabe einzeln, dann

[1]) Der Titel des zweibändigen Werkes lautet „The Burman: His Life and Notions“. London 1882.

im Chore und jedesmal mit lauter Stimme; Flüſtern gilt dem Lehrer als Unachtſamkeit oder Schlafſucht, einige kräftige Schläge bewirken wieder erhöhte Leiſtung. Jeder Spruch wird ſo lange wiederholt, bis jede Silbe ausdrucksvoll und ſo vollfließend wie Waſſer aus einer Pumpe dem Munde entquillt. Das Schreiben lehrt man, wie es auch im alten Teſtament berichtet wird, durch Eingraben der Buchſtaben mit dem Finger in einen mit Sand gefüllten Rahmen; ſpäter wird der Metallſtift in die Hand genommen und das Einritzen der Schrift in ein Palmenblatt gelehrt. Schulbänke giebt es nicht; die Kinder hocken auf ihren Knien auf dem Erdboden.

Während ſeiner Schulzeit wird der junge Birmane bekannt mit dem klöſterlichen Leben; alle Prieſter müſſen Mönche ſein, Weltgeiſtliche giebt es nicht. Mit herannahendem Jünglingsalter tritt der Knabe als Frater in die Kloſtergemeinſchaft ein. Dies geſchieht um ſich eine günſtige Wiedergeburt zu ſichern; die Weſen wandern und werden nach dem jetzigen Erdenwallen je nach ihren Verdienſten als Dämon, Thier oder Menſch wieder in die Welt geſetzt. Man ſchützt ſich nun in der künftigen Exiſtenz vor der Erſcheinung als Schlange oder noch Schlimmerem durch Uebernahme der Pflichten eines Kloſterbruders; das Gelübde bindet nicht auf ewig, aber wer ſich der Langeweile eines thatenloſen buddhiſtiſchen Mönchslebens auf Lebensdauer widmet, gilt in hohem Alter bei der Bevölkerung als Heiliger und kann nach den Religionsvorſchriften bei wirklicher hoher Frömmigkeit ſogar mit Entbindung von der Wiedergeburt belohnt werden. Meiſt wird der gelbe Rock, das Zeichen klöſterlichen Berufes, mit vollendetem fünfzehnten Lebensjahre angelegt; derſelbe läßt die rechte Schulter frei. Am feſtgeſetzten Tage wird der Jüngling mit ſeinen beſten Kleidern angezogen und dem Geſchmeide aller Familienglieder angethan, ſodann in einen aufgeputzten Büffelkarren geſetzt und dieſer unter Vortritt einer Muſikbande durch das Dorf geführt. Dann wird der Gefeierte in das Elternhaus zurückgebracht und hier ſein bisher langes Haar kurz geſchnitten; die Abfälle ſammeln Mutter, Tanten und Schweſtern und flechten ſie ſofort in ihr eigenes Haar ein. Dann wird der junge Mann mit einem Almoſentopf ausgeſtattet und mit dieſem unentbehrlichen Geräthe vor den Abt des Kloſters geführt, in das er eintreten ſoll. Dieſer ſtellt vor den verſammelten Kloſterangehörigen eine Prüfung an, zu deren Fragen die Antwort ſchon vorher eingeübt war, vollzieht einige Segens-Ceremonien und der neue Bruder ſchläft von nun an im Kloſter. Den nächſten Morgen geht er mit ſeinen neuen Kollegen an das Tagewerk des Einſammelns von Almoſen. Es iſt acht Uhr; die Kloſterpforte öffnet ſich und in langer Reihe ziehen die Inſaſſen im Gänſemarſche aus, ſich ihre Tagesnahrung zu holen. Langſam bewegt ſich der Zug durch die Hauptſtraßen des Dorfes, der Stadt und hält nur an, wenn ein Hausvater oder eine Mutter den Zug ſtellt, um in den Almoſentopf des erwählten Bruders ihre Gabe an Reis, Gemüſe oder Obſt hineinzulegen. Der Empfangende dankt weder mit Worten noch mit einer Geberde, hält den Blick vielmehr feſt auf den Boden ½ m vor den Füßen, geheftet, denn er iſt der Gnadenſpender, und wäre der Umzug nicht, ſo gäbe es für das Volk keine Möglichkeit Verdienſt zu ſammeln. Die guten Laien leben des Glaubens, daß die armen Mönche von dem bunten Gemengſel an rohen und gekochten Speiſen leben, das die Menge liefert; im britiſchen Theile Indiens wurde die engliſche Verwaltung jedoch bald inne, daß jedes Kloſter Verträge mit Lieferanten abſchließt und von dieſen gegen Hingabe der Bettelgabe appetitliche Vorräthe bezieht.

Was beim Kloſterbruder die Ceremonie des Einkleidens, das iſt beim Laien das Tatuiren der Schenkel von der Hüfte bis zum Knie. Berechtigtes Aufſehen erregte 1873 in Europa ein Albaneſe, der auf der Glücksjagd nach einem lohnenden Handelsartikel in Oberbirma in die Gefangenſchaft eines rohen Stammes gerieth und ſich der landesüblichen Tatuirung unterwerfen mußte, in der er ſich dann nach Rückkehr aus der Gefangenſchaft in Europa zeigte. Der Birmane zieht auf dem Beine eng nebeneinander Parallellinien, ſchwärzt ſie mit Lampenruß und giebt ſeiner Extremität dadurch das Anſehen der Bedeckung mit einem geſtreiften Leinwandſtoffe. Bei ſeinem abergläubiſchen Vertrauen in myſtiſche Sprüche und Figuren läßt der Birmane von Fall zu Fall auch andere Theile ſeines Körpers damit bemalen. So laſſen ſich die Anwohner des Irawadiſluſſes, die viel auf dem Waſſer leben, regelmäßig die Figur eines Reisvogels einritzen und erachten ſich dadurch vor dem Ertrinken ſicher; ihr Vertrauen auf dieſen Talisman iſt dabei ſo groß, daß es im Vorjahre in Britiſch-Indien zu einer Kriminalverhandlung führte. Der Tatuirte hatte die Probe verlangt; bereitwillig ließ er ſich vom Künſtler an Armen und Füßen binden, dann aufs Waſſer legen; der Beſprechende mochte von der Fettleibigkeit ſeines Klienten ein Gelingen des Verſuches erhoffen, täuſchte ſich aber, denn der Körper ſank unter und der Mann ertrank. Das Urtheil des Gerichtshofes gegen den Künſtler lautete auf Todſchlag; die große Menge erklärte ihn aber für unſchuldig und als das Opfer des Streiches eines böſen Geiſtes.

Was beim Manne das Tatuiren, das iſt beim Mädchen das Stechen der Ohrlöcher. Iſt die Pubertät eingetreten, ſo beſtimmt die Mutter mit Beirath des geiſtlichen Hausfreundes einen von dieſem als glücklich bezeichneten Tag, bittet die ganze Verwandtſchaft zu Gaſt und ſchweigend nimmt die Feſtgeſellſchaft in der Veranda des Hauſes Platz, bis der Horoſkopſteller den richtigen Augenblick für die Ceremonie gegeben erachtet. Das Ohrendurchſtechen iſt ein eigenes Gewerbe und gilt für eine Kunſt; denn die birmaniſche Frau begnügt ſich nicht mit einem Loch für einen dünnen Goldreif, ſondern verlangt eine Erweiterung des Ohrläppchens zu einer Kreisöffnung von drei und fünf Centimeter im Durchmeſſer. Jedem Beſchauer von Buddhabildern fällt ſofort das langgezogene und geſchlitzte Ohrläppchen auf mit ſeinem ſchweren, die Oeffnung in die Länge ziehenden Schmucke. Die heutige Birmanin liebt cylindriſchen Ohrſchmuck; der Cylinder iſt regelmäßig an den Enden verdickt, die ſchmalſte Stelle ſteckt im Fleiſche. Das Material wechſelt je nach dem Vermögen vom Bambuſtücke und farbigen Glas bis zum Ambra-, Bernſtein- und kunſtvollen Goldgeſchmeide mit Edelſteinen und Perlen beſetzt; das Ohrringpaar der jetzigen Kaiſerin wurde in Rangun angefertigt und koſtete 6000 Mark.

Einer Ehefrau ſpricht das Civil-Recht in Birma größere Vorrechte zu, als in Europa. Nicht bloß das Eingebrachte, auch das in der Ehe durch die Frau erworbene Vermögen verbleibt ihr Sondergut, und da eine Birmanin, gleich dem Chineſen, ihrem Nachbar, zur Handelſchaft eine hohe Anlage hat, ſo mehrt ſie regelmäßig ihr Sondergut. Als Mädchen ziert ſie mit Tſchirut (Cigarren von der Form der Manila-Cigarren), Mangos, Orangen auf der Straße im Schatten des väterlichen Hauſes ein Tiſchchen und bietet alle Grazie auf, um Abnehmer anzuziehen. Verheirathet beſorgt die Ehefrau den Verkauf der Erzeugniſſe in Landwirthſchaft und Gewerbe; iſt ſie das Weib des Poliziſten, ſo leiſtet ſie in Verhinderung des Mannes Wachtdienſte und weiß mit der Findigkeit der Frauen die Nachbarn rechtzeitig herbeizurufen, wenn es gilt einen Dieb dingfeſt zu

machen. Im Volke werden die Ehen aus reiner Neigung geſchloſſen, ein Zwang widerſpricht den Religionsvorſchriften. Man braucht nicht viel zum Leben. Aus Bambu, der dem Dickicht neben dem Dorfe unentgeltlich zu entnehmen iſt, und Blättern iſt leicht ein Haus gezimmert; die Nahrung beſteht aus Reis, der mit einer ſcharf gewürzten Tunke zweimal des Tages genommen wird. Des Fleiſches enthält ſich der Birmane gänzlich, weil er an Seelenwanderung glaubt und fürchtet im Huhn, der Kuh und dergleichen einen Verwandten zu tödten; dagegen gilt als Leckerbiſſen ein Fiſch, der bereits etwas in Fäulniß überging. Als Arbeiter iſt der Birmane träge; er rafft ſich wohl zeitweiſe zu einer kräftigen Leiſtung auf, aber die Natur liefert unter einem dem Wachsthum überaus günſtigen Klima alles, was zum Leben nöthig, ohne große Arbeit des Menſchen. Volksfeſte ſind Bootwettfahrten auf dem Irawadi. Dörfer ſtreiten gegen Dörfer. An einer paſſenden Stelle im Strome werden Pfähle geſchlagen und darauf ein Bamburohr gelegt, dann ein Weidenzweig, der an beiden Enden des Rohres etwas vorſteht. Gewinner iſt die Bootsmannſchaft, welche den Zweig herauszieht; dazu gehört neben kräftigem, gleichmäßigem Ruderſchlag ein ausgezeichneter Steuermann.

Als Soldat iſt der Birmane unmännlich. Das Heer iſt Miliztruppe, die Leibwache des Landesherrn iſt ein Elitekorps aus dieſem Volksheere. Der Fürſt beneidet die Engländer um ihr ſtehendes Heer und die Ausbildung ihrer Truppen; Abenteurer aus aller Herren Länder nehmen Dienſt in birmaniſchem Solde, aber ihre Anſtrengungen ſcheitern am orientaliſchen Gleichmuth der Rekruten. Nach wenigen reglementmäßigen Schritten und Uebungen ermüdet der Mann und er verlacht ſeinen Lehrmeiſter, wenn derſelbe ihn zur Fortſetzung der Griffe auffordert. Ebenſo hinderlich iſt die Kritik der Mannſchaften an ihren Kameraden; daſſelbe thun die Officiere an ſich und ſehen dem Gebahren ihrer Untergebenen ruhig zu ohne einzuſchreiten; Disciplin und Abrichtung können keine Fortſchritte machen.

Bei der Abgeſchloſſenheit des Staates Birma vom Meere ſeit den engliſchen Eroberungen von 1852 wird ſich bald ein merklicher Gegenſatz zwiſchen den Birmanen an der Küſte, die unter engliſcher Verwaltung ſtehen, und den Bewohnern des Innern herausgebildet haben; für das Binnenland bleiben die Schilderungen von Shway Yoe noch für Jahrzehnte zutreffend.

Die Lacandones-Indianer.

Oben auf S. 128 erwähnten wir das merkwürdige Zuſammentreffen des Franzoſen Déſiré Charnay mit dem Engländer A. P. Maudslay in den altindianiſchen Ruinen am Fluſſe Uſumacinta (auf der Grenze von Mexiko und Guatemala), welchen erſterer den Namen ſeines Mäcens Lorillard beigelegt hat. Beide haben über ihre Reiſen jetzt Bericht erſtattet, der Franzoſe am 15. December 1882 vor der Pariſer Geographiſchen Geſellſchaft, der Engländer am 11. December vor der Royal Geographical Society in London. Wir entnehmen dieſen Vorträgen das, was ſie über die Lacandones-Indianer der dortigen Grenzgebiete enthalten; beide ſtimmen im Weſentlichen überein und ergänzen ſich gegenſeitig.

D. Charnay lernte ihrer ſieben kennen, einen alten Häuptling mit ſeinen beiden Weibern und vier jungen Leuten (ſ. Société de Géographie. Compte rendu des séances 1882, Nr. 21, S. 552 f.). Alle trugen dieſelbe Kleidung, eine Art weiter Tunica mit kurzen Aermeln aus grobem, aber ſehr geſchmeidigem Kattun, den die Frauen ſpinnen und weben. Dieſe Gewänder ſind mit röthlichen Flecken bedeckt, welche Charnay zuerſt für Schmutzflecke hielt; aber ſie ſind zur Verzierung angebracht, und die Farbe dazu wird aus den Beeren eines dem Reiſenden unbekannten Strauches gewonnen. Da ſie nicht die ganzen Kleider färben können, ſo begnügen ſie ſich damit, dieſe rothen Flecken anzubringen, was eine Auszeichnung des Häuptlings ſein muß, denn die Kleider der jungen Leute zeigten dieſelbe nicht.

Beide Geſchlechter tragen um den Hals ſchwere Halsbänder aus Samenkörnern, Affen- und Schweinszähnen, Vogelklauen und kleinen Münzen. Das wenig gepflegte Haar hängt nach Belieben herunter; die Frauen ſtecken zwei Adlerfedern in daſſelbe. Kleider ſowohl, als auch Halsbänder ſcheinen ihnen von unſchätzbarem Werthe zu ſein, da Charnay vergeblich verſuchte, ſich etwas davon einzutauſchen. Als er ihnen eines ſeiner eigenen Hemden dafür anbot, lachten ſie laut. Aber ihre Bogen und die Pfeile mit Steinſpitzen gaben ſie ohne weiteres her. Sie bedienen ſich noch jetzt der Steinbeile und fällen damit Bäume, um Ackerland zu gewinnen. Als ihnen der Reiſende eiſerne Aexte, Säbel, Angelhaken und Salz ſchenkte, das ihnen fehlt, und das ſie nothdürftig aus einer gewiſſen Holzaſche gewinnen, rief der Häuptling entzückt aus: „Dieſer Mann iſt ein Gott, der uns ſo viel Sachen ſchenkt!“

Die Lacandonen ſind bartlos, von mittlerer Größe und wohl gewachſen. Eine der Frauen war hübſch. Aber bei allen war das Fleiſch welk und weich, die Lippen blaß, die Zähne ſchlecht; ſie ſchienen arm an Blut zu ſein. Ihre Sprache iſt das Maya, das Idiom von Jukatan. Sie leben von Jagd, Fiſchfang und von dem Ertrage ihrer Felder, welche beſſer beſtellt und gehalten ſein ſollen, als diejenigen der Weißen. Ihre Hütten ſind reinlich und enthalten ſtets einige Vorräthe an Tabak, Baumwolle, Mais und Früchten.

Sie ſind nicht ſo wild, wie man ſie verſchreit, aber ſehr ſcheu und furchtſam und verlaſſen beim Nahen von Fremden ihre Hütten, um ſich im Walde zu verſtecken. Schrecklich iſt nur ihre Rache; denn die Monteros haben ihre Argloſigkeit oft grauſam gemißbraucht. Ueber ihre Religion konnte Charnay nichts in Erfahrung bringen; ihm wurde nur verſichert, daß ſie, bis die Ruinen ihres Gebietes entdeckt wurden, zeitweilig in denſelben religiöſe Gebräuche vollzogen, ſie aber gänzlich im Stiche ließen, als ſie durch die Anweſenheit von Fremden entweiht worden waren.

Was die religiöſen Gebräuche anlangt, ſo führen wir hier gleich an, was Maudslay (Proceedings of the Royal Geographical Society, April 1883, S. 200) darüber berichtet. Derſelbe fand in den Ruinen der Stadt am Uſumacinta-Fluſſe irdene Töpfe, die zum Theile mit einer halb verbrannten harzigen Subſtanz gefüllt waren. In demjenigen Hauſe, welches er dort bewohnte, ſtanden ſie in großer Menge um ein Idol herum. Manche darunter

waren viel neuer als die anderen, und viele befanden sich in solcher Lage, daß sie offenbar erst nach der theilweisen Zerstörung der Häuser dort aufgestellt sein konnten. Maudslay glaubt, daß sie von den Lacandones-Indianern der Umgegend angefertigt und dorthin gebracht worden sind, und wenn diese Ansicht richtig ist, so kann die Thatsache, daß diese Indianer die von ihren Vorfahren erbauten Tempel noch verehren und dort Opfer an Weihrauch bringen, den lange Zeit in Mittelamerika gehegten Glauben hervorgerufen haben, daß noch, tief drinnen in den Wäldern verborgen, eine bewohnte Indianerstadt existire und wie in den Tagen vor der Conquista blühe. Stephens erzählt diese Geschichte, wie sie ihm von dem Padre in Sta. Cruz Quiche mitgetheilt worden war; derselbe berichtete, daß er selbst vom Gipfel eines hohen Berges an der Straße nach Chiapas eine große Stadt mit weißen, in der Sonne glitzernden Thürmen gesehen habe. Als dann die Gegend besser bekannt wurde, wurde diese mystische Stadt weiter hinein in den Urwald und schließlich an die Ufer des Usumacinta verlegt, wo ihres Bleibens nun auch nicht mehr länger sein kann.

Eine Niederlassung dieser Lacandones oberhalb der Ruinen von „Lorillard City“ hat Maudslay zweimal besucht. Das erste Mal fand er dort nur zwei Weiber vor, da die Männer alle im Walde nach wildem Kakao suchten. Die beiden Weiber empfingen ihn sehr gut und geriethen keineswegs in Furcht; sie schienen sogar in besseren Verhältnissen zu leben und gesitteter zu sein, als die Indianerinnen in den civilisirten Theilen Guatemalas. Bei seinem zweiten Besuche fand er auch die Männer vor, welche ihm gleichfalls freundlich entgegenkamen. Sie sprechen den Maya-Dialekt von Jukatan, und so konnte sich der Engländer, dessen einer Bootsmann denselben etwas verstand, sich mit ihnen unterhalten. Der Reisende wohnte in einem seitwärts gelegenen Schuppen; als er einem der Männer mittheilte, daß er gern eines ihrer Häuser betreten möchte, sagte dieser, er fürchte, daß ihn die Hunde beißen würden, öffnete jedoch die Thür seines Hauses, daß jener hineinsehen konnte. Das Gebell von einem halben Dutzend Hunde, die alle an ihren Stricken rissen, empfing ihn, und zwei oder drei weitere wurden nur von den Weibern zurückgehalten. Bei dieser flüchtigen Umschau konnte er keinen Unterschied von einem gewöhnlichen indianischen Rancho entdecken.

Auf den, die Hütten umgebenden Lichtungen wuchs Mais, Tabak, Chilis, Tomaten, Flaschenkürbiß und Baumwollbäume. Die Indianer schienen sich in guten Verhältnissen zu befinden und hatten ein gesundes Aussehen. Alle tragen dieselbe Art Kleidung aus einem selbstgewebten Stoffe, welche in Farbe und Form einem bis unter die Knie reichenden Sacke gleicht, in welchen für Kopf und Arme Löcher geschnitten sind; zuweilen sind noch weite Aermel eingesetzt. Jeder trug mehrere Halsbänder aus braunen Kernen, kleinen Thierknochen, einigen Glasperlen und Silbermünzen; aber nichts von allem, was Maudslay ihnen anbieten konnte, brachte sie in Versuchung, auch nur eines dieser Halsbänder herzugeben.

Die Hautfarbe dieses Stammes war viel heller, als die irgend eines seiner indianischen Begleiter. Sie hatten alle dicke Lippen, vorspringende Nasen und außergewöhnlich weit zurückfliehende Stirn, fast so, wie die Reliefs ihrer Ruinenstädte sie zeigen. Ihre einzigen Waffen, so weit er sehen konnte, waren Bogen und Pfeile mit Steinspitzen. Wenige von ihnen leben bei den Monterias und werden leicht die Lieblinge der Holzfäller; so viel aber Maudslay auch Fragen stellte, so konnte er doch nur sehr wenig über sie in Erfahrung bringen. Sie sollen gering an Zahl sein und in kleinen Gruppen von 2 bis 3 Familien längs der Flußufer zerstreut leben. Diese Gruppen führen oft Krieg mit einander, deren Zweck das Rauben von Weibern ist.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Aus den Sitzungsberichten der Naturforschenden Gesellschaft zu Halle theilt Prof. Dr. **Brauns** in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin eine neue Erklärung der berühmten **Bohrlöcher von Lithodomen** (Bohrmuscheln) mit, welche sich in 4 m Höhe an den Säulen des Serapeums von Pozzuoli finden. Die bisherige Annahme, daß in der geologisch genommen winzigen Zeit seit der Erbauung des Tempels (Inschriften melden von seiner Ausbesserung unter Marc Aurel und Septimius Severus) eine so intensive Senkung und nachfolgende ebenso intensive Hebung, sei es eine säkulare oder eine durch Erdbeben veranlaßte, erfolgt sei und das Anbohren der Säulen 4 bis 6 m hoch über dem Meere veranlaßt habe, wird für so gewagt erklärt, daß jede andere Erklärung, wenn sie überhaupt plausibel, den Vorzug vor derselben verdient. „Nehmen wir an, daß das Gebäude etwa zu Beginn, wo es möglicher Weise zu anderen Zwecken (zu Bädern?) diente, mit einem nahezu in Mannshöhe unter dem Meeresspiegel liegenden Pflaster versehen ward, daß es aber später, bis in die späteste Römerzeit, als ein Austerbassin oder dergleichen verwandt und nun mit einem, in der Höhe des Meeresspiegels befindlichen neuen Pflaster versehen wurde, daß es dabei bis zu einiger Höhe über der obern Grenze der Lithodomenzone mit Seewasser gefüllt ward und längere Zeit blieb: so sind die Thatsachen, welche am sogenannten Serapeum zu beobachten, sämmtlich erklärt, ohne daß ein wesentlicher Einwand möglich wäre. Wollte man einwenden, es sei nicht sehr wahrscheinlich, daß die Römer — in einer großen Stadt, der zweiten Campaniens, in welcher ein Amphitheater und eine Reihe Piscinen daneben befindlich — eine derartige Anlage gemacht hätten, so widerlegt sich dies hinlänglich schon durch die große Zahl ihrer Piscinen und durch die Größe einiger derselben, wie z. B. der von Miseno, welche man zwar hin und wieder verschieden gedeutet, für die man indessen mit Sicherheit keine andere Bestimmung nachgewiesen hat. Die specielle Konstruktion des „Serapeums“, die Zellen der Umfassungsmauern, besonders aber das kunstreiche Röhrensystem zum Zu- und Ableiten des Wassers sprechen durchaus für die hier gegebene Erklärung.“

Asien.

— Nach Ablauf der Zeit, während welcher die Bewohner des **Gebiets von Kars** zwischen der russischen und türkischen Nationalität wählen konnten, wurde eine Volkszählung veranstaltet, welche 145 412 seßhafte Einwohner der 4 Städte und 828 Dörfer und eine bewegliche Bevölkerung von 6306 Fremden oder Russen, zusammen nur 151 718 Einwohner von über einem Dutzend verschiedener Rassen und Bekenntnisse ergab. Dazu kommen noch 11 261 Soldaten. Auffallend ist die Kleinheit dieser Zahlen, welche beweist, daß

ein großer Theil der Bevölkerung nach der Türkei ausgewandert ist.

— General Tschernajew, der neue Generalgouverneur von Turkestan, hat im März die in Taschkend stattfindende Versteigerung von vier Naphtaquellen angekündigt, welche in der Provinz Ferghana aufgefunden wurden. Eine liegt bei Namangan, die zweite im Bezirke Tschangyrtasch, 35 Werst östlich von Andian, die dritte beim Dorfe Karin-duwan, 30 Werst südwestlich von Chokand, wo sich auch Schwefelminen befinden, und die vierte 6 Werst vom Dorfe Kani-bodam, südwestlich von Chokand und 70 Werst östlich von Chodschend. Nach der „Moskauer Zeitung" soll das Produkt derselben ebenso gut sein, wie das von Baku. Unter der Herrschaft der Chane wurde es zum Gerben gebraucht, und eine der oben genannten Quellen lieferte täglich 60 Gallonen. General Tschernajew erhofft von der bessern Ausbeutung der Quellen das Aufblühen einer neuen Industrie in Ferghana; demselben dürfte indessen für die nächste Zukunft die schlechte Beschaffenheit der Straßen entgegen stehen.

Afrika.

— Die Kommission für historische Denkmäler in Algerien hat jetzt zum ersten Male daran gedacht, sich der antiken Ruinen und hervorragenden Gebäude anzunehmen und hat folgende Monumente zu unterhalten beschlossen: die Moscheen Sidi-Bu-Medin und Sidi-Hallui in Tlemsen, die Basilica und das Prätorium in Lambessa, das antike Theater von Philippeville, die römischen Ruinen von Sur-Dschuab (Provinz Alger) und die Mosaiken von Saint-Leu (Provinz Oran). Es stehen der Kommission, die viel Versäumtes nachzuholen hat, 50 000 Franken jährlich zur Verfügung.

— Der französische Unterrichtsminister verlangt von den Kammern 1) eine Summe von 115 000 Franken zu einer großen wissenschaftlichen Mission nach Tunesien, welche drei bis vier Jahre dauern und archäologische, botanische und geologische Forschungen zum Zwecke haben soll; 2) 129 000 Franken, um die temporäre wissenschaftliche Mission in Kairo zu einer dauernden d. h. zu einem „Institut für orientalische Archäologie umzuwandeln.

— Im „Athenäum" (Nr. 2893, S. 450) giebt Stanley Lane-Poole ausführliche Nachrichten über die Ergebnisse der Ausgrabungen, welche der „Egyptian Exploration Fund" durch M. Naville im Tell El-Maskhûtah (s. oben S. 192) veranstalten läßt. Dieser Ruinenhügel liegt am Süßwasserkanal und an der Eisenbahn von Kairo nach Ismailia, etwa halbwegs zwischen letzterem und dem kriegsberühmten Tell El-Kebir, unmittelbar gegenüber der jetzt verlassenen und zerstörten Station mit dem ungehörigen Namen Rameses. Die Ausgrabungen haben in der That, wie vermuthet worden war, ergeben, daß der Tell identisch ist mit der von den Israeliten erbauten Stadt Pithom (2. Mos. 1, 11), die im gewöhnlichen Leben „Thuku" hieß, das biblische „Succoth", welches die erste Station der auswandernden Juden war (2. Mos. 12, 37). Der Name Petum (Pithom) hat sich auf drei verschiedenen Monumenten gefunden. Fast der ganze Raum innerhalb der Ringmauern, einen Tempel ausgenommen, ist mit Kammern angefüllt, die durch sorgfältig gebaute Mauern von der ungewöhnlichen Dicke von 2½ bis 3 m von einander getrennt sind und keine einzige Thür besitzen; aus Aegypten kennt man bis jetzt noch nicht ihres Gleichen. Da sich einzelne Spuren eines obern Stockwerkes erhalten haben, so glaubt Naville, daß diese Räume als Speicher und Vorrathskammern gedient haben, welche nur von oben her zugänglich waren, und das stimmt vortrefflich zu 2. Mos. 1, 11: „denn man bauete dem Pharao die Städte Pithon und Raemses zu Schatzhäusern". Die ältesten der aufgefundenen Denkmäler tragen den Namen Ramses' II., welchen Naville auch für den Erbauer der Stadt und des Tempels hält. Daß er sein Werk nicht vollendete, beweisen unbearbeitete Granitblöcke mit Steinmetzzeichen, welche neben dem Tempel liegen und offenbar zu dessen Ausschmückung bestimmt waren. Somit entspräche in der That Ramses II. dem Pharao des Moses. Auch zwei römische Inschriften, darunter ein Meilenstein aus dem Jahre 306 oder 307 n. Chr., wurden gefunden, welche den Namen Ero oder Ero Castra tragen, ferner ein griechischer mit den Buchstaben ΗΡΟΥ. Hero oder Ero bringt Naville mit dem ägyptischen Worte ara, d. i. Vorrathshaus, welches auch in einem der ältesten der dort gefundenen Monumente vorkommt, zusammen. Eine große hieroglyphische Stele des Ptolemäos Philadelphos und der Arsinoë, seiner Schwester und Gattin, harrt noch genauerer Entzifferung. Für eine sechswöchentliche Ausgrabung sind das wahrlich Resultate in Fülle; von künstlerischem Werthe sind die Funde nicht, wohl aber von großem historischen und geographischen: sie geben uns historische Daten von der Gründung von Pithom-Succoth-Heroopolis-Tell El Maskhutah im 14. vorchristlichen Jahrhunderte an, durch die 22. Dynastie (Inschrift des Schoschonk, Statuen des Osorchon II. und des Takeloth) und die ptolemäische Zeit hindurch bis herab auf Galerius und Severus (306 n. Chr.).

— Dr. Pogge ist glücklich wieder beim Mukenge im Tschilange-Land angelangt; ein von dort datirter Bericht von ihm, den wir unseren Lesern bald mittheilen zu können hoffen, ist in Berlin eingetroffen.

— Im Mai beabsichtigt Dr. E. Holub seine zweite große Reise nach Afrika anzutreten. Wir haben zwar seit lange ein Haar darin gefunden, Reiseprojekte mitzutheilen, denn nur ein Bruchtheil der projektirten Reisen wird ausgeführt und auch dann meist anders, als geplant wurde. Diesmal aber sei der Plan mitgetheilt: vom Kapland zum Zambesi, dem Bangweolo-See, nach Njangwe am Lualaba und weiter nordwärts bis zum Uëlle. Da Dr. Holub im Wiener Militärgeographischen Institute einen Kursus im Aufnehmen und astronomischen Beobachten durchgemacht hat, darf man von seiner zweiten Reise bessere kartographische Resultate erhoffen, als von seiner ersten.

— Kürzlich verließ Lieutenant Vanderkhoven Liverpool mit Verstärkungen für die Stationen der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft am Kongo; er nimmt eine Anzahl Brieftauben mit, um damit eventuell eine Verbindung zwischen dem Kongo und Zanzibar (?) herzustellen.

Polargebiete.

— Im kommenden Mai sendet die dänische Regierung eine Expedition nach Grönland, bestehend aus den Marinelieutenants Holm, der bereits dreimal jenes Land besucht hat, und Garde, einem Geologen und einem Botaniker. Dieselbe, auf wenigstens zwei Jahre berechnet, wird von Süd-Grönland aus in Grönlandbooten und von Eingeborenen begleitet, das Kap Farewell umfahren, längs der Ostküste nach Norden vordringen und ihr Möglichstes thun, um in das Innere zu gelangen. So meldete Admiral Irminger in Kopenhagen der Londoner Geographischen Gesellschaft.

Inhalt: Antwerpen IV. (Mit fünf Abbildungen.) (Schluß.) — E. Metzger: Die Baduwis auf Java I. — Dr. W. Kobelt's Schnecken-Studien in Spanien und Algerien. — Lebensgewohnheiten der Birmanen. — Die Lacandones-Indianer. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion 14. April 1883.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIII. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XXIV [1]).

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Die alte Festungsstadt Safed, bei der Lortet für die nächsten beiden Tage sein Lager aufschlug, ist der am höchsten gelegene Ort des galiläischen Landes. Nach dem ermattenden Aufenthalte in der schweren, feuchtheißen Luft des Tiberiasbeckens war diese Rast auf der freien Höhe (845 m ü. d. M.) für den Reisenden und seine Begleiter eine ebenso wohlthuende wie nothwendige Erfrischung, der selbst ein stundenlang andauernder sintflutartiger Gewitterregen während der ersten Nacht nichts von ihrer Annehmlichkeit zu rauben vermochte. Der Morgen brachte klaren Himmel und hellen Sonnenschein und mit ihm die unvergleichlichste Aussicht von dem Gipfel des Hügels, auf dem die Ruinen der alten Festung sich erheben; im Vordergrunde ringsum die theils bewaldeten, theils schroffen und kahlen Hügelrücken mit den tief einschneidenden grünen Thälern dazwischen; die Ketten des Dscholân und Haurân umziehen den östlichen Horizont; auch im SO jenseit des leuchtendblauen Spiegels des Sees von Tiberias zeichnet sich das Gebirge in klaren, scharfen Umrissen auf dem hellen Himmel ab. Am südlichen Horizont ragt in einsamer Größe der Berg Tabor, am südwestlichen die gewaltige Masse des Karmel empor; im W endlich zeigen sich der reichbewaldete Dschebel Zebûd und der Dschebel Dschermak. Diese das Land in weitem Umkreise beherrschende Lage macht die Bedeutung wohl erklärlich, welche die Stadt und namentlich die Festung Safed Jahrhunderte hindurch gehabt hat. Ueber die Zeit ihrer Gründung freilich weiß man nichts Genaues, doch geht aus einer Stelle des Talmud von Jerusalem hervor, daß sie im 3. Jahrhundert n. Chr. schon bestanden hat. Mehrere gläubige Palästinaforscher und Schriftgelehrte haben freilich behauptet, daß Safed ohne Frage schon zu Christi Zeit existirt habe. Da sie aber für diese ihre Behauptung keinen andern Beweis zu erbringen vermochten, als das bekannte Gleichniß von der „Stadt, die auf dem Berge lieget und deshalb nicht verborgen bleiben kann", so hat auch dieses Resultat einer zum mindesten kindlichen Forschung von vornherein jede ernsthafte Widerlegung überflüssig gemacht.

Die Festung Safed wurde im Anfang des 12. Jahrhunderts von den Kreuzfahrern erbaut; von Saladin erobert; später von dem Sultan von Damaskus fast vollständig zerstört, kam sie um 1240 wieder in den Besitz der Tempelherren, die sie in der großartigsten Weise restaurirten und zu einem ihrer festesten Plätze machten: freilich nicht für lange. Schon im Jahre 1266 fand jenes entsetzliche Blutbad von Safed statt, bei dem von der ganzen Besatzung, die sich monatelang heldenmüthig gegen das ägyptische Belagerungsheer gehalten hatte, kein Mann verschont blieb. Unter der ägyptischen, dann auch unter der osmanischen Herrschaft war Safed lange Zeit als Provinzhauptstadt von Wichtigkeit. Die Citadelle blieb erhalten, bis das Erdbeben von 1759 das Zerstörungswerk begann,

[1]) Vergl. „Globus" XLII, S. 321.

hat durch das zweite noch nicht fortgeführt worden 1. Januar 1837 vollendet worden sein. Von allen fremden Städten, die unter der russischen Knechtschaft zu leiden hatten, wurde Dubno am schlimmsten heimgesucht. Die in Tertien von Berge hinauf gebauten Häuser der jüdischen Stadt stürzten über einander, zahlreiche Opfer unter ihren Trümmern begrabend; die gewaltigen Festungsmauern wurden in systematische Steinbrüchen verwandelt, allenthalben thaten sich weitklaffende Trümmerlöcher auf. Die heftigen Stöße erfolgten auf die Zeite der Dreyer, an der sich amerikanische Stadtteile das jüdische Quartier der Stadt hinzieht. Hier blieb kein Haus stehen, wie denn auch von den 5000 Einwohnern, die an jenem Schreckenstage litten Zen hatten, über Zünftel Dreyhyer hatte Quartiersein

Dubno.

bürgerschulen und Synagogen, sowie durch die Errichtung einer eigenen Druckerei und die Verbreitung der bekannten Gebetbücher Spanisch und Frankreich zu einem Mittelpunkte jüdischen Lebens und jüdischer Wissenschaft machten. Die damalige Ihre, daß Dubno auch heute noch für die Strenggläubigen das „Heilige Dubno" die Bedeutung einer heiligen Stadt hat und daß viele Tausende dorthin hinwegreisen. Die jetzigen Bewohner des jüdischen Quartiers aber, die, etwa 2500 an Zahl, angeblich die Hälfte der ganzen Bevölkerung von Dubno ausmachen, sind fast ausschließlich gesetzliche Einwanderer, die unter allerstrengsten Privatrecht leben. Sie sind als sogenannte Rückkehrer von vielen Ortschaftsgesetzen sicher gestellt worden; die meisten von ihnen erhalten auch staatliche Unterstützung, alle aber haben die Verpflichtung, die täglichen Gebete und Klagen an den heiligen Stätten mit größter Regelmäßigkeit abzuhalten.

Am zweiten Tage seiner Anwesenheit in Dubno unternahm Trotzi einen Ausflug nach der westlich von der Stadt belegenen, wenige Stunden entfernten Dörfern Mirow und Klein Birim. Das erstere wird als Heimathsort schon im Talmud erwähnt und ist noch heute ein weltberühmter jüdischer Wallfahrtsort; denn einst um die Mauerüberreste einer längst verfallenen Synagoge liegen die Begräbnisstätten vieler hochberühmter Rabbinen und Talmudgelehrten und den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Auf den pfeilerartigen Grabsteinen stehen fromme Sprüche, in denen die fromme Wallfahrer Trost zu verkünden pflegen. Das eigentliche Ziel Mirows, das am Fuße der Synagogenruinen liegt, ist heute ausschließlich

mohammedaniſch; das etwa zwei Stunden nordweſtlich gelegene Kefr Birim dagegen wird von Maroniten bewohnt.

Kefr Birim hat ſeine frühere Bedeutung als jüdiſches Heiligthum jetzt längſt eingebüßt; für den Reiſenden aber iſt es bei weitem intereſſanter als Meirôn, denn die hier vorhandenen Ruinen zweier großartiger, neben den „Gräbern des Richters Barak und des Propheten Obadiah“ errichteter Synagogen weiſen noch zahlreiche Details einer reichen, ſchönen Architektur auf, die ohne Zweifel den erſten Jahrhunderten n. Chr. angehört.

Den Weg von Safed nach Damaskus, auf den gewöhnlich nicht mehr als zwei Tage gerechnet werden, legte Lortet, dem es ja weniger auf das Ziel, als auf die Reiſe ſelber ankam, in 10 kurzen, durch zahlreiche Nebentouren unterbrochenen Tagemärſchen zurück. Ein unaufhörliches Bergauf und Bergab über kahle, ſterile Kreidehügel, die von Zeit zu Zeit durch ihre ſchönen Fernſichten nach dem See Huleh und dem Jordanthale, ſowie nach den Vulkankegeln des Dſcholân und dem Großen Hermon die traurige Umgebung vergeſſen laſſen, führte zunächſt in nordnordweſtlicher Richtung zu dem ſteilabfallenden, tief eingeſchnittenen Wadi Uba. Der nach Oſten dem Jordan zugehende, jetzt ziemlich reißende Bach zeigte auf beiden Ufern eine reiche, ziemlich verſchiedenartige Algenvegetation, zwiſchen der unzählige kleine Fröſche ſich aufhielten. Bald nachdem man den Bach neben den Ruinen einer alten Brücke überſchritten und die jenſeitige Thalwand erſtiegen hatte, gelangte man an ein anſehnliches Dorf, deſſen ſchräge, nach beiden Seiten abfallende Strohdächer ihm einen durchaus fremdartigen, europäiſchen Anſtrich geben. Es iſt Dêſchun, eine Kolonie algeriſcher Familien, die Abd-el-Kader in die Verbannung gefolgt ſind. Schöne Feigenbäume umgeben

Ruinen der Synagogen von Kefr Birim.

den Ort, und inmitten eines von hohen Bäumen beſchatteten weiten Platzes fließt ein klarer Bach, der von zahlloſen Fiſchen (Capoeta fratercula) belebt iſt. Lortet's Verſuch, einige derſelben zu fangen, rief unter den Einwohnern das größte Mißfallen hervor. Die braunen, in ihre weißen algeriſchen Burnus gehüllten Burſchen ſchienen von einem Angriff auf die Fiſche irgend ein Unglück für ihr Dorf zu befürchten. Der Reiſende, der in dieſem Aberglauben einen ja immerhin möglichen Ueberreſt des alten Kultus des Gottes Dagon zu ſehen glaubte, wandte ſich um eine nähere Erklärung an den alten Scheich von Dêſchun, erfuhr von ihm aber nichts, als daß es verboten ſei, die dem „Sidi Mohammed geheiligten“ Fiſche des Baches zu fangen.

Ueber die Dörfer Kedes, das bibliſche Kedes in Naphtali, und Mês ging es am folgenden Tage in nördlicher Richtung bis zu dem Metualidorfe Hunîn, bei deſſen berühmten Ruinen ein längerer Aufenthalt genommen werden ſollte. Der Weg führte große Strecken weit über fruchtbares Land, wo die Abhänge der Hügel mit Getreidefeldern bedeckt waren und große Herden in den grünen Thälern weideten. Was das Land früher geweſen ſein muß, ehe die Türken und Beduinen es verwüſtet und abgewirthſchaftet haben, das zeigte ſich hier wieder an den vereinzelt noch vorhandenen Rieſenbäumen der alten Wälder. Dicht neben dem auf einem Hügelplateau erbauten Dorfe Mês erhebt ſich ſolch' ein alter Zeuge einer beſſeren Zeit, ein koloſſaler Terebinthenbaum (Pistacia Palaestina), deſſen Stamm in einer Höhe von 1 m über dem Boden noch beinahe 7 m Umfang hat. Zwiſchen den meiſt niedrigen Kermeseichen, die vielfach auch hier die Hügel bedecken, ſtehen überall rothblühende Ciſtusſträucher (Cistus villosus); inmitten eines kleinen Eichengehölzes aber in 700 m Höhe über dem Meere fand Lortet eine ihm bis dahin unbekannte prachtvolle Iris in hohen üppigen Büſcheln wachſend. Die aufrechtſtehenden Perigonblätter der großen Blüthe ſind von zart röthlichweißer Farbe, die nach außen um-

gelegenen bergigen Landschaftsbau mit schöner braun punktierter Schilderung. Die herrliche Pflanze, der Tharbun, den Namen Iris Lorentina beigelegt hat, wächst auch in anderen Ländern trefflich gedeihen und eine hervorragende Zierde unserer Gärten werden könnten.

Die umfangreichen Ruinen von Damiat gehören sehr verschiedenen Zeiten an; die gewaltigen Überbauten der Festung, die, auf großen Quadersteinen errichtet, von einem 6 m tiefen und etwa 50 breiten Graben umgeben sind, stammen unzweifelhaft aus den Kreuzzügen. Die runden Schießscharten sind von der viel früheren türkischen Festung übrig geblieben, die man an die Ueberreste des alten Thurmes gebaut hatte und die durch das Erdbeben von 1837 gänzlich zerstört wurden ist. Welchen Ort bei uns Syrien bei dem heutigen Damiat zu suchen ist, darüber herrscht die jetzt noch vollkommenste Dunkel. Eine Durchwanderung der großen inneren Räume des Unterbaues ist heute mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden. Dichtes Gestrüpp hat Jahrhunderlang Zeit ebenso wie heute nach den Verwüstungen der Umgegend gut gelegenen Unterbringung seiner Samen gefunden, so daß sie, sobald sie den Boden betreten, kaum mehr zu finden sind. Ein Gang durch die Ruinen, der nur gelingt durch die vollkommenste Kenntnis

wahren Netzwerk kleiner ſchnellfließender und vollkommen klarer Waſſeradern durchzogen und die naſſen Beete dazwiſchen werden von Beduinen eifrig beſtellt. Auf dem unbebauten niedrigen Ufer aber entfaltet ſich eine reiche Vegetation, unter der die hohen Diſteln mit ihren prächtigen röthlich blauen Blüthen wieder beſonders hervorragen. Einen glänzenden Schmuck erhalten dieſe Blüthen hier noch durch die großen buntſchillernden Käfer (Cetonia floricola), die wie leuchtende Edelſteine in den Staubfädenbüſcheln hängen. Ganz allmählich geht das ſchlammige Ufer in den See über, aus dem noch weithin kleine mit Schilf und Papyrusſtauden bewachſene Inſeln emporragen. Zwiſchen den großen Blättern der weißen und gelben Nymphaeen (Nymphaea alba und Nuphar luteum), die hier das Waſſer bedecken, ſpielen Tauſende von Fiſchen. Auf den Wunſch der Reiſenden gingen einige der am Ufer arbeitenden halbnackten Beduinen ins Waſſer, um ein Netz auszuwerfen. Gleich der erſte Zug ergab einen Fang von etwa fünfzig auffallend großen Exemplaren der Gattung Chromis, die, in Afrika und ſpeciell im Nil heimiſch, auch im See Tiberias vorkommt. Nach der Mitte hin nimmt der See plötzlich bedeutend an Tiefe zu; dort iſt ſeine klare Fläche von Waſſervögeln, Pelikanen, Enten und namentlich vielen Tauchern belebt. Je nach der Jahreszeit iſt die Ausdehnung des Sees Hûleh verſchieden; im Sommer und Herbſt iſt er meiſt 5 bis 6 km lang und ebenſo breit; zur Zeit des Hochwaſſers aber im Winter und Frühjahr tritt er weit über ſeine Ufer. In der Mitte beträgt ſeine Tiefe faßt überall 9 bis 10 m. Die weit hineingehenden Papyrusdickichte, die eine Höhe von 2 und 3 m erreichen, ſowie die ſchlammigen Ufer machen eine Explorationsfahrt auf dem kleinen Waſſerbecken zu einer ungemein ſchwierigen Sache. Vor einigen Jahren hat ein Engländer, Mr. Mac Gregor, auf einem ſogenannten Seelenverkäufer das Wagniß aber glücklich ausgeführt und danach eine ſehr genaue Karte des Sees entworfen (The Rob Roy on the Jordan,

Der Jordan in Banias.

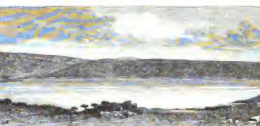
by Mac Gregor; London 1876). Eine gründliche Erforſchung des Thier- und Pflanzenlebens des Hûleh würde ſicherlich manches intereſſante Reſultat ergeben. Der kleine See hat für die Pflanzengeographie ſchon jetzt inſofern eine gewiſſe Bedeutung, als er der am meiſten nach Oſten vorgeſchobene Punkt des Verbreitungsgebietes der Papyrusſtaude iſt, die in Syrien nur noch bei Jaffa vorkommt. Am weiteſten weſtlich findet ſie ſich bei Palermo und Syrakus, wohin ſie ohne Zweifel von den Griechen und Römern gebracht worden iſt. Eine ſolche Verpflanzung darf auch wohl für Syrien angenommen werden, und es iſt wohl bemerkenswerth, daß mit der Pflanze des Nil zugleich auch ein Theil ſeines Thierlebens übergeſiedelt iſt. Außer der oben erwähnten in den Seen von Tiberias und Hûleh vorkommenden Chromis-Art findet ſich an einer Stelle Syriens, in dem Fluſſe Zerka bei Cäſaräa, auch das ägyptiſche Krokodil vor.

Der Marſch von Hunin nach Damaskus wurde Morgens um ſieben Uhr bei einer Temperatur von nicht weniger als 25° C. angetreten. Ein ſteiler Weg bergab führte in ein tief eingeſchnittenes Thal, in dem zwiſchen ſchwarzen und rothen baſaltiſchen Blöcken ein kleiner reißender Waſſerlauf dem Jordan zufließt. Dichtes Gebüſch von Oleander- und Keuſchlammſträuchern bedeckte die unteren Thalwände. Dann ging die Wanderung ſtundenlang über eine wellige unbebaute Ebene, aus deren hohem Graſe Diſteln und Zizyphus emporragen. Auf den felſigen Klippen an den Rändern der Ebene ſah man von Zeit zu Zeit große Adler ſich niederlaſſen. Wieder wurde ein zwiſchen ſteilen Baſaltwänden fließender Waſſerlauf, der Nahr Hasbâni, paſſirt. Es iſt dies der nördlichſte Zufluß des Jordans, oder vielmehr der Jordan ſelber, der, durch alle Bäche und Quellen dieſer Ebene verſtärkt, ſich in den See Hûleh ergießt. Bald ſah man rechts vom Wege den Tell el-Kadi emporragen, einen 330 Schritt langen, 270 Schritt breiten und etwa 12 m hohen Hügel von ſeltſam regelmäßiger Geſtalt und offenbar vulkaniſchem Urſprunge. An ſeinem Fuße befindet ſich ein großes, länglichrundes natürliches Becken, das durch mehrere größere und kleinere Quellen mit dem klarſten Waſſer gefüllt wird. Auf den Baſaltblöcken, die aus dem Waſſer emporragen, und in der durchſichtigen Fluth ſelber bewegen ſich unzählige Schildkröten (Emys caspica).

Digitized by Google

Der Weihrauch, welchen Bischof Peter Waldo Lobdan, den Hochpriester und den „Kleinen Lobdan“ begleitet. Die eine, nur der Heilige selbst schwingt, hervorgeschwungen. Ihr folgt ihr beschränkter Brummer. Dann drei alten Testamentes. Ein von einer wichtigen Geste beschleunigt, wohammenschlecht Heiligengrab erhebt sich darüber. Der ganze Thiegel ist mit sinnbringen und soll unbedeutsgleichen Gehalt bedeckt. Zwischen den Türken, neben Heiligenbildern, Verschlingen und an manchen Stellen von mit der Art zu beschäftigen ist. Ringe um die Tiarelle wachsen auch hier die schönsten Thiembre.

Daniel, das man nach Jenen einstimmigen Marsche neuen Zeit ist-Gebet zum erreichen, weiß nicht mit Sicherheit das Zweite Spiegel genannt. An den Vorderegen des Grabes Hermes, zwischen zwei Türmen belegen, hat es einen ungeschlossen Kirchgarten an Wasser und daraus die jüngliche Begräbnis. Ueberhaupt bietet man hier das Knaulchen und Plätzchen der kleinen Bäche, die sich einmal entschieden hat Dorfes sind der geringen Landausgabe vereinigen. Herrliche Thätigkeiten liegen Hafel zwischen dem einen als Schiffern bei



Der Palais oder Bischof zu Rom.

anderlichen Orten, Hafel einzeln von bewohnen. Daß hier von der Natur besorgtige Stelle von allerlei schon entsprechende geringfügig machen, besonders in der Unterlage gestiger, den verschiedenen Epochen der jüngsten Geschichte ausgehörigen Bauten. Der Name Damiani erinnert noch an den alten Namen Damiens, den der Ort von dem großen Heiligthum bei Paar erhielt, das sich hier befand. Die Straße von Paar mit den Resten der die Thürme, mit den in den Seiten gehaunten Zeichnissen noch noch heute von alten Resolutes besteht. Ein großer Tempel, den Gerhard zu Ehren der Augustus hier erbauen ließ, soll Grundlagung, den alten Namen Damiens in Erinnerung umgewandelt. Zwei prächtige Säulen sind neuen Testamente ist das heutige Damiani. Nach der Eroberung Jerusalems verwandelten Titus hier die gläubigsten Feste, Gladiatoren- und Thierkämpfe. Nach von den Kreuzfahrern, die von dem Heilig von Damiani ab zu Lanzen hatten, haben sich verschiedene Baudenkmäler erhalten. Das gegangtige von allen ist aber das imposante Gebäck der Dachreihe ebenfalls den Zweien, ein mächtiges Gebäude, das heute die verschiedenen an ihm zu Tage tretenden Bauthile seine Verschiedenheit und vers

Die Baduwis auf Java.

Von E. Metzger.

II.

Man unterſcheidet bei den Baduwis djelema dalem und djelema luwar (innere und äußere Menſchen). Erſtere leben in eigenen Dörfern, ſo viel wie möglich von der Außenwelt abgeſchloſſen. Da Batara Bima, einer ihrer Götter und ihr Vermittler bei dem Oberweſen, befohlen hat, daß nie mehr als vierzig Männer zum Opfer zugelaſſen werden ſollen, umgekehrt aber auch wieder alle Hausväter an demſelben Theil zu nehmen verpflichtet ſind, ſo darf die Zahl der Haushaltungen der djelema dalem nie mehr als vierzig betragen, was für die Bevölkerung nach dem gewöhnlichen indiſchen Maßſtab, wobei man fünf Perſonen auf die Haushaltung rechnet, eine Kopfzahl von etwa zweihundert Seelen ergeben würde. Wird die beſtimmte Zahl überſchritten, ſo müſſen eine oder einige Familien zu den djelema luwar übertreten; ſoviel mir bekannt iſt, werden die zur Auswanderung beſtimmten Perſonen durch den höchſten Häuptling des Dorfes bezeichnet. Die „Außen-Menſchen“ wohnen in den umliegenden Dörfern unter der mohammedaniſchen Bevölkerung, wo ſie ihre Sitten und Gebräuche nicht ſo ſtreng wie die djelema dalem bewahren und ihre gottesdienſtlichen Pflichten nicht ſo genau wie dieſe erfüllen können; gleichwohl bleiben ſie im Allgemeinen ziemlich abgeſchloſſen und vermeiden es, mit ſehr vereinzelten Ausnahmen, ſich mit den mohammedaniſchen Nachbarn inniger zu verbinden. Die Zahl dieſer Außen-Menſchen dürfte etwa tauſend betragen. Bei den folgenden Mittheilungen werde ich beſonders die ſtrengere Ordnung der „Inneren Menſchen“ im Auge behalten und nur hier und da eine Bemerkung über die djelema luwar einflechten, da ja erſtere das reinſte Bild der Baduwis bieten.

Die Verfaſſung der Dörfer iſt ganz patriarchaliſch; an der Spitze ſteht der Girang po-un (Quelle der Freude); er iſt der Lehrer und Vater ſeines Volkes, er leitet die Verwaltung und den Gottesdienſt, er ſorgt dafür, daß Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten werden; kommen Unordnungen vor und iſt er genöthigt Strafen aufzuerlegen, ſo beſtehen dieſelben in Verachtung, Schlägen und Verbannung. Das Wort „Verachtung“ habe ich in einer meiner gedruckten Quellen gefunden, in der mündlichen Mittheilung hörte ich nur: „er“ (der Girang po-un) „macht ſie beſchämt“, ein ſehr gewöhnlicher Ausdruck, der alſo nur eine Zurechtweiſung ausdrücken würde. Weiter iſt der Girang po-un auch Oberprieſter; er hat für den Gottesdienſt zu ſorgen und alle Maßregeln zu nehmen, daß die Sitten und Gewohnheiten der Väter erhalten bleiben; demgemäß leitet er alle religiöſen Feierlichkeiten, ſchließt Heirathen und verrichtet die Gebete. Die Girang po-un's der djelema dalem haben eine höhere Stellung als die der djelema luwar, die wohl denſelben Namen führen, doch ihnen durchaus nicht gleichgeſtellt ſind; der *eines* Dorfes führt eine gewiſſe Oberherrſchaft über die anderen und alle djelema dalem und djelema luwar; in anderen Fällen entſcheidet die Rathsverſammlung aller Girang po-un's der djelema dalem; die Girang po-un's der djelema luwar haben, um es kurz ſo auszudrücken, über eigentlich baduwiſche Angelegenheiten nicht mitzubeſchließen, ſondern ſind in dieſen immer den anderen untergeordnet. Wenn man die Nachbarn über dieſe Verhältniſſe fragt, ſo hört man immer einen, *den* Girang po-un als höchſten Häuptling nennen. Die Würde der Girang po-un's iſt erblich; ſind keine Erben da, ſo wählen die Girang po-un's einen Nachfolger; bei den Orang dalom muß das Oberhaupt verheirathet ſein. Stirbt die Gattin, ſo müſſen ſie, da ſie, wie alle Baduwis nur eine Frau haben dürfen und ebenſo wie Alle, wenn ſie dieſelbe durch den Tod verlieren, drei Jahre lang ledig bleiben müſſen, nothwendigerweiſe abtreten. Bei dieſer Gelegenheit will ich gleich bemerken, daß ſie ſehr keuſch leben. Eheſcheidungen kommen meines Wiſſens nicht vor; andere ſagen, daß ſie in ganz beſonderen Fällen erlaubt ſind. Der Girang po-un genießt keine Einnahme von ſeiner Gemeinde, er muß von dem Ertrage ſeiner Arbeit leben; er ſoll das Dorf nie verlaſſen, mit keinem Fremden verkehren, ſtreng genommen ſich nicht einmal vor einem ſolchen ſehen laſſen. Ihm ſteht der Girang seret zur Seite, der die Gemeinde nach Außen vertritt. Derſelbe wird von allen Hausvätern eines Dorfes erwählt; er behandelt alle Angelegenheiten mit den europäiſchen und mohammedaniſchen Beamten und begiebt ſich auf die Märkte um die nöthigen Bedürfniſſe einzukaufen reſp. einzutauſchen. Soviel ich gehört habe, iſt er der einzige, welcher Geld berühren darf; daſſelbe wird nur gebraucht um die Steuern an die Regierung zu bezahlen; für ihre eigenen Angelegenheiten machen ſie nur Gebrauch vom Tauſchhandel. Sie ernten, wie oben ſchon beiläufig erwähnt wurde, Reis nur von trockenen, ungepflügten Feldern, ſowie Mais; den Ueberfluß ihrer Ernte vertauſcht der Girang seret, der ſich, von einigen älteren Männern begleitet, nach den benachbarten Märkten begiebt, gegen Salz, Silber, Garn u. ſ. w. Da die arabiſche Schrift (die in Bantam auch für das Schreiben des Sundaneſiſchen gebräuchlich iſt) ſowie Schreibpapier für ſie bujut iſt, müſſen ſie alle Verhandlungen mündlich abmachen, was, da ſie auch nicht reiten dürfen, eine ziemlich ermüdende Aufgabe wird. Uebrigens ſollen ſie eine eigene Schrift beſitzen, die ſie auf ein beſonderes Material ſchreiben, aber auch, wie das im ganzen Archipel gebräuchlich iſt, mit einem Meſſer auf Bambu einkratzen. Für die inneren, mehr häuslichen Angelegenheiten des Dorfes ſteht dem Girang po-un bei den djelema dalem noch der älteſte der Dorfbewohner, pangasu kokolot, zur Seite. Wenn der älteſte Sohn des Girang po-un erwachſen und verheirathet iſt, bekommt er den Titel Girang dalem; er iſt, wie ich ſchon oben ſagte, ſelbſtverſtändlich der Nachfolger ſeines Vaters, von dem er in die Geheimniſſe des Gottesdienſtes und der Ueberlieferung eingeweiht wird. Er hat keinen beſtimmten Wirkungskreis, ſondern unterſtützt ſeinen Vater nach deſſen Anweiſung im ganzen Umfang ſeiner Geſchäfte.

Die Dörfer der Orang dalom ſind ganz abgeſchloſſen; außerhalb derſelben findet man ein Logirhaus mit den nöthigen Nebengebäuden, in dem fremde Gäſte, namentlich Beamte, durch den Girang seret und einige der djelema luwar empfangen und bewirthet werden; die Baduwis ſehen es nicht gern, wenn fremde Beſucher ſich lange in ihren

Dörfern umſehen und geben nur ungern auf Fragen, welche ihre Religion und ihre Geſchichte betreffen, Antwort; wenn ſie es nicht vermeiden können, geſchieht die Beantwortung zögernd, widerſtrebend und ſie ſind, ebenſo wie die mohammedaniſche Bevölkerung ſehr geübt nur das zu erzählen, was ſie offenbaren wollen. Aehnlich wie alle Häuſer der Sundaneſen, ſind ihre Häuſer hoch vom Boden auf Pfählen erbaut; alle ſind gleich groß und wenden die Hauptfront nach Norden oder nach Süden; das Haus des Girang po-un liegt am ſüdlichen Ende mit der Vorderſeite nach Norden gekehrt; demſelben gegenüber befindet ſich ein Raum, wo die Feſte gefeiert werden, weiter nach Norden ein Schuppen, in dem ein ausgehöhlter Baumſtamm — Lessung — liegt, wo die Frauen, wie in allen Dörfern, ſich gegen Abend verſammeln, um unter dem Singen ihrer Lieder den Reis zu ſtampfen. Rund herum liegen die Reisſcheuern aller Bewohner. Wenn man von letzterm Umſtand abſieht — gewöhnlich befindet ſich die Scheuer jeden Beſitzers bei ſeinem Hauſe — unterſcheidet ſich ein Baduwidorf von anderen ſundaneſiſchen Ortſchaften nur dadurch, daß die Häuſer, namentlich die Wände, ſehr nett und ſauber gearbeitet ſind und die Wege und Grundſtücke ſehr reinlich gehalten werden. Es gehört ſchon beſondere Aufmerkſamkeit dazu, um einige Eigenthümlichkeiten zu bemerken; ſo z. B. dürfen ſie die Dächer nur mit Kirai-(Metroxylon sagus)blättern decken. Dagegen unterſcheidet die Kleidung die Baduwis ſofort von ihren Nachbarn. Die Frauen müſſen alles zur Kleidung Gehörige ſelbſt weben, alle auffallenden Farben ſind verboten, nur weiße, ſchwarze und blaue Stoffe erlaubt. Bloß die Männer dürfen Kopftücher tragen, die immer einfarbig ſein müſſen (meiſt ſind ſie weiß); als Oberkleid dient für Männer und Frauen eine Art Kittel, gewöhnlich von weißem, blau geſtreiftem Zeuge. Als Unterkleid tragen die Männer, wie dies bei den Sundaneſen gebräuchlich iſt, ein zu einem tjidako (Gürtel, der um die Hüften gelegt und zwiſchen den Beinen durchgezogen wird) zuſammengerolltes Tuch und darüber einen kurzen Lendenſchurz, die Frauen letztern, der aber beinahe bis zu den Knien geht. Wenn ſie ſich unter ihre mohammedaniſchen Nachbarn begeben, unterſcheiden ſie ſich nur wenig von denſelben, nur werden immer alle ſchreienden Farben vermieden.

Wie ich ſchon ſagte, iſt es ſchwer, über ihre religiöſen Anſichten Aufſchluß zu bekommen; von der äußern Form ihrer Götterverehrung iſt Einiges bekannt, doch welche Gedanken derſelben zu Grunde liegen, kann man nur vermuthen, umſomehr, da ſie, wenn die Fragen dringender werden, wie es ſcheint, auch zu Unwahrheiten ihre Zuflucht nehmen, um ihr Geheimniß zu bewahren und doch den Fremden zu befriedigen. So findet man bei van Hovell ein Glaubensbekenntniß der Baduwi, in welchem die Namen von Mohammed und Allah vorkommen! Daß Mohammed bei ihnen eine Rolle ſpielen ſollte, glaube ich mit aller Beſtimmtheit zurückweiſen zu können; daß ſie den Namen Allah in einem für fremde Ohren beſtimmten Satz gebrauchen, iſt aber ſehr wohl möglich, um es zu vermeiden den Namen ihres höchſten Gottes zu nennen und ſie haben eine Entſchuldigung dafür, da ihr Begriff vom höchſten Weſen in vieler Beziehung mit dem der Mohammedaner auf Java übereinzuſtimmen ſcheint. Ich will das, was mir in dieſer Beziehung am wahrſcheinlichſten vorkommt, hier zuſammenfaſſen.

Der Grundzug ihres Gottesdienſtes ſcheint derſelbe wie bei den Ureinwohnern von Java zu ſein, obwohl die Anſchauung der Hindus wohl nicht ganz ohne Einfluß geblieben iſt. Sie glauben an ein unfehlbares, weiſes und wohlthätiges Weſen, welches die Welt erſchaffen hat und erhält; es iſt dies Batara Tunggul, der Einzige, der auch in der javaniſchen Mythologie vorkommt. Die Baduwis wagen es nicht ſich geradezu an ihn zu wenden, ebenſowenig wie ſie ein äußerliches Zeichen als ein Bild von ihm verehren. Haben ſie ihm eine Bitte vorzutragen, ſo wenden ſie ſich an Batara Bima als Vermittler, der gleichſam durch das höchſte Weſen angewieſen iſt, bei ihm die Intereſſen der Menſchen zu vertreten. Das höchſte Weſen hat aber außerdem einer großen Anzahl aus ihm hervorgegangener Gottheiten jedem einen Theil ſeiner Macht übertragen und den äußeren Zeichen, unter denen man ſich dieſelben vorſtellt, wird auch die äußere Gottesverehrung erwieſen. Sie werden ebenſo wie bei den Javanen, bei denen ſie ſich auch trotz des Islam erhalten haben, Sangjangs genannt; am Ufer eines Fluſſes, der Tjiudjung, hin ſtehen alte Steine, die Bilder genannt werden, jeder derſelben ſtellt einen der Sangjangs, Götter oder Heiligen, vor, und jeder derſelben hat ſeine beſondere Kraft. Z. B. giebt Sangjang Padang den Feldern Fruchtbarkeit, Sangjang pamudja ſegnet die Opfergaben und giebt die guten Entſchlüſſe ein; die Zahl derſelben iſt ſehr groß. Wenn der Menſch ſtirbt, ſagen die Baduwis, verläßt die Seele den Körper; die der böſen Menſchen brennt in dem Schlunde der Vulkane, die der Guten geht nach der lemah bodas — der weißen Erde, um da den Voreltern zu begegnen und mit ihnen die Seligkeit zu genießen; wenn die Seelen der Böſen ihre Strafzeit ausgehalten haben, kommen ſie auch zur lemah bodas. Dieſe liegt weiter flußaufwärts etwa eine Meile von ihren Dörfern entfernt. Ich füge hier eine Beſchreibung eines Beſuches dieſer Gräber bei, wie ihn Roorda van Eyſinga (Indie III, 2, p. 288, vermuthlich nach Blume) giebt: Nicht weit im Süden der genannten Dörfer liegen die heiligen Gräber der Voreltern, der Weg dahin iſt reich an Naturſcenen. Wenn man die Tjiudjung durchwatet hat, folgt man dem Wege durch die Wildniß und durch Wälder; danach bieten die Reisfelder eine angenehme Abwechſelung. Die Flußufer hängen über und nähern ſich einander, ſo daß ſie beinahe ein Gewölbe bilden, unter welchem der Reiſende ſich vor den glühenden Sonnenſtrahlen geſchützt ſieht und wo er eine kühlere Luft einathmet. Der Weg am Flußbett entlang wird nun ſehr mühſam; Felſenſtücke erſchweren das Vorwärtskommen und zwingen den Reiſenden das Ufer zu erklettern und den Weg über Spalten und Schluchten fortzuſetzen; hiermit verläuft ein ganzer Tag; da es nicht möglich iſt an demſelben Tage zurückzukehren, ſchläft man in einer Hütte, Talahaab (Bambubach) genannt. Mit Tagesanbruch wird die Reiſe weiter fortgeſetzt, und wenn man eine kleine Stunde gegangen iſt, ſieht man die Gräber vor ſich. Mitten im dichteſten Walde breitet ſich eine große Fläche aus, welche, je mehr das Ufer anſteigt, nach Süden hin in verſchiedene Terraſſen vertheilt iſt, die ohne beſondere Kunſt angelegt ſind. Baſaltſteine von verſchiedener Größe und Form liegen auf der Höhe zerſtreut umher, die langen und dünnen ſind aufgerichtet und durch andere Steine unterſtützt. Dies ſind nun die heiligen, hochgeehrten Zeichen der Vorzeit, ſie ſind mit einem Moos bedeckt, welches von den Baduwis als Arzneimittel hochgeſchätzt wird; aus Ehrfurcht für die Gräber wird jedoch nur jedesmal eine kleine Quantität mitgenommen. Ungern ſehen die Baduwis, daß man ſich den Gräbern nähert. Auf der unterſten Terraſſe liegt ein Stein zur Ehre Sangjang Merugel's, auf der zweiten die Djaga Pintu Ratu (die Wächter der fürſtlichen Thüre) und die Grabſteine von den Sangjang Batara Guru, Tiparoy, Padjarimang, Tjiroiak, Sayron, Mandarayu, Kabut, Pakambuwang, Djara anak, Bantaryaga, Pahadang und Koſſik.

Sowohl auf der dritten als auf der vierten Erhöhung ſind die Steine einigermaßen regelmäßig geordnet, in der Mitte erhebt ſich einer, der wohl acht Fuß hoch iſt; er iſt von vielen anderen umgeben. Wenn der tollkühne Reiſende ſich dieſen Steinen zu nahen wagt, erbleichen die Baduwis; dieſe Schändung des Heiligthums beängſtigt ſie, ſie behaupten eine warnende Stimme zu hören und ſie bitten den Fremden ſchnell zurückzukehren um nicht plötzlich an dieſer Stelle von einer höheren Macht getroffen zu werden. Die Stille des Ortes, das Dunkel der Wälder, die Feierlichkeit der Gräber, das Entſetzen der Baduwis erzeugen in dem Fremden einen tiefen Eindruck. In der Nähe liegen die von einem hohen Baume beſchatteten Reſte von Sangjang Gunung Pedayang, Tjunerak, Parahyang, Kabu Kudjang, Safaka Djong Kulon und Paneitan. Einmal im Jahre kommen die Baduwis zu den Gräbern ihrer Ahnen und erinnern ſich bei denſelben in feierlicher Stille der Tugenden ihrer Voreltern. Soweit Roorda van Eyſinga. — Wiewohl die Baduwis unter ihren Sangjangs auch Beſchützer ihrer Dörfer beſitzen, haben ſie doch eben ſolche Geiſter, wie die danhang deſa der Javanen und dieſen zu Ehren werden Opferfeſte gehalten (kawalu). Dieſe Feſte werden im erſten, zweiten und dritten Monat des Erntejahres (welches natürlich ein Sonnenjahr iſt) gefeiert. Außerdem aber haben die Baduwis ein Mondjahr von 354 Tagen, in 12 Monate eingetheilt. Den Feſten geht ein Faſttag vorher, eine große Mahlzeit folgt. Das Feſt des dritten Monats, kawala tutug, iſt das bedeutendſte. Ich gebe hier die Beſchreibung nach Veth, der die verſchiedenen Berichte genau unterſucht und ſo gut wie möglich zu einem Ganzen vereinigt hat. De Hollander ſtimmt beinahe wörtlich mit ihm überein. Bei dieſem Feſte macht in jedem Dorfe die vornehmſte Frau ein Bild von Reismehl, etwa von der Größe eines neugeborenen Kindes, färbt das Geſicht gelb, Augen und Augenbrauen ſchwarz und die Lippen roth, und wickelt den Körper in Leinwand. Dieſes Bild ſoll die Braut des Schutzgottes des Dorfes vorſtellen. Unterdeſſen bereiten einige andere Frauen in einem metallenen Topf (sangku), der ein heiliges Vermächtniß der Voreltern iſt, die Opferſpeiſe, welche aus einer Art Vermicelli von Reismehl beſteht, der Fleiſch von ſieben verſchiedenen Thieren zugeſetzt werden muß. Es ſind dies: Reh, Zwerghirſch, Schuppenthier, Stachelſchwein, Eichhorn, Flußſchnecken und Krabben. Wenn dieſe Opferſpeiſe fertig iſt, wird das Bild durch die ſieben älteſten Männer nach einer beſtimmten Stelle im Walde gebracht und in ſitzender Haltung mit dem Rücken gegen ein Hühnerei auf einer geflochtenen Matte niedergeſetzt. Danach werden ſoviel Körbe mit laksa (der oben erwähnten Opferſpeiſe), als Perſonen im Dorfe ſind, und ſoviel aus Blättern des Arén-Baumes geſchnittene Puppen, wie Frauen im Dorfe ſind, in einem Kreiſe um das Bild aufgeſtellt und darum hin einige Arén-Stöcke nach der Zahl der Männer in der Form von kleinen Lanzen in die Erde geſteckt. Ein Bambu mit Eſſig und ein zweiter mit Waſſer werden an einem Stocke in dem Kreiſe der Lanzen aufgehängt und ein Bund Reisſtroh angezündet; denn Eſſig, Waſſer und Feuer ſind nöthig um das Wild zu bereiten, welches der Bräutigam (der Gott), wenn er ſeine Braut beſucht, von der Jagd mitbringt.

Wenn alles dies geſchehen iſt, entfernen ſich die ſieben Männer und laſſen das Bild unter der Hut einer Spinne und eines Skorpions, die rechts und links von demſelben angebunden werden, zurück. Wenn die ſieben Männer in das Dorf zurückkommen, müſſen alle Frauen Reis ſtampfen; dann wird das Feſt mit einer Opfermahlzeit beendet. Der folgende Tag iſt für den oben ſchon erwähnten Beſuch der Männer bei den Gräbern der Ahnen beſtimmt.

Ehe ich ſchließe, will ich noch einige Bemerkungen über das Bujut machen. Was bei den Baduwis bujut iſt, ſteht nicht ganz feſt; ſicher iſt außer dem oben Erwähnten nur noch folgendes für den ganzen Stamm bujut (einzelne Dörfer und Familien haben auch noch andere Sachen, die bujut ſind; daher auch die Unſicherheit in den Angaben): das Kochen von Reis außer dem Hauſe, das Genießen von gekochter vegetabiliſcher Nahrung außer Reis, das Fleiſch von Affen, Hirſchen, Ziegen und Rindern (Fleiſch vom Reh, vom wilden Stier, Büffel und Geflügel ſind, wenigſtens theilweiſe, erlaubt). Bei dem Kauen von Sirih dürfen ſie keinen Gambir gebrauchen. Sie dürfen nicht reiten und keine Laſtthiere haben, alle Kleider müſſen durch ſie oder ihre Angehörigen verfertigt ſein, Gold und Tabak ſind ebenfalls bujut. Einige zweifelhafte Punkte übergehe ich mit Stillſchweigen um nur noch als ſicher anzuführen, daß nicht nur die djelema lawar, ſondern auch die djelema dalem und zwar beide Geſchlechter beſchnitten werden. (Uebrigens iſt nicht nur bei den Alfuren, ſondern auch noch bei anderen nicht mohammedaniſchen Stämmen im malaiſchen Archipel die Beſchneidung gebräuchlich.)

Ueber neuere Reſultate der Gletſcherforſchung und einige Erſcheinungen aus ihrer Geſchichte.

Von Dr. F. W. Paul Lehmann.

I.

Innerhalb der in den letzten Decennien in erſtaunlichem Maße angeſchwollenen Gletſcherliteratur ſind in jüngſter Zeit Erſcheinungen von ſo hervorragendem Werthe zu Tage getreten, daß ich mit Freuden der Aufforderung Folge leiſte, dieſelben im Rahmen dieſer Zeitſchrift zu beſprechen. Ich habe in erſter Linie zwei Werke im Auge, nämlich: „Die Vergletſcherung der deutſchen Alpen“ von Dr. Albrecht Penck, eine gekrönte Preisſchrift (Leipzig 1882 bei Johann Ambroſius Barth) und „Die Gletſcher der Vorzeit in den Karpathen und den Mittelgebirgen Deutſchlands“ von Prof. Dr. J. Partſch (Breslau 1882 bei Wilhelm Koebner). Obwohl mit einem großen Theile der in Rede ſtehenden Gebiete durch Autopſie vertraut und mit den verhandelten Fragen ſeit Jahren nicht unbekannt, muß ich von vornherein bekennen, daß ich den Werken beider Verfaſſer eine gründliche Förderung und Vertiefung meiner Kenntniſſe und eine beträchtliche Erweiterung meines Geſichtskreiſes verdanke. An den Platz, von dem ich Umſchau halte, bin ich zum guten Theil durch ihre Kraft gelangt. Dies offene Geſtändniß ſcheint mir eine Pflicht gegen die Verfaſſer und gegen meine Leſer. Nicht der mit dem Anſpruche der Kompetenz urtheilende Kritiker, ſondern der auf das lebhafteſte angeregte

Referent bittet für die folgenden Zeilen um Aufmerksamkeit.

Vielleicht ist ein kurzer Rückblick auf die Entwickelung der Gletscherliteratur nicht unerwünscht. Wer sich näher mit derselben bekannt machen will, der sei auf die betreffenden Abschnitte in dem vorzüglichen Werke des trefflichen B. Studer „Geschichte der physischen Geographie der Schweiz bis 1815“ (Bern und Zürich 1863) und für die letzten Decennien auf die gewandt und klar geschriebene Geschichte der Glacialgeologie im ersten Kapitel des oben citirten Buches von Penck verwiesen. Des, nach meiner Ansicht, allgemeinen Interesses wegen ist, als das Ergebniß eigener Studien, eine Skizze von Göthe's Stellung in der Gletscherfrage eingereiht. Wer der Ansicht sein sollte, daß der „Dichter“ hier unberechtigter Weise herangezogen wird und etwa mit Dubois-Reymond (in seiner viel besprochenen Rektoratsrede „Göthe und kein Ende“) geneigt ist, Göthe den Platz unter den Naturforschern zu bestreiten, der sei darauf verwiesen, daß Fachmänner wie Virchow, Helmholtz und Cohn ihn mit freudigem Stolze zu den ihrigen rechnen, und um Nachsicht gebeten, wenn ich es wage, den Ausführungen so großer Gelehrten auf den verschiedensten Zweigen der Naturforschung meinerseits auf einem kleinen, bisher unbeachteten Felde [1]) einige Bemerkungen über den großen Beobachter Göthe hinzuzufügen.

Im Heft 3 der Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, Jahrgang 1882, hat ein Herr Ludwig Grünwald einen Aufsatz „Zur Geschichte der Gletscherforschung“ veröffentlicht, der durch einen Vergleich mit den in präciser Klarheit geschriebenen Ausführungen Studer's und mit der gewandten Darstellung Penck's sicher nicht gewinnt. Mir ist schon der Sinn der einleitenden Sätze nicht immer klar. Will der Verfasser — wie mir scheint — sagen, daß, wer eine Geschichte der Gletscherforschung schreiben wolle, mit den Gletscherphänomenen durch eigene Anschauung bekannt sein müsse, so stimme ich ihm aus vollem Herzen bei. Was müssen das aber für neuere Werke sein, die uns „glauben machen wollen, man wisse noch nichts von der Gletscherbewegung, von dem Lebenslauf (??) der Moränen u. s. w.?“ Hätte Verfasser doch einige dieser die Resultate der Naturforschung umkehrenden und Werke (??) schreibenden Naturpfuscher genannt! Was meint Verfasser, wenn er unmittelbar fortfährt: „Mit Humboldt kam die exakte Forschung zu ihrem Namen und wir wissen ja, wie nur dieser die Sache präcisiren kann?“ Wozu soll der „siegenden Meinung ein Halt gegeben werden?“ Das ist doch, jenachdem man interpretirt, unnöthig oder grausam! Ich müßte einen eigenen Aufsatz schreiben, wenn ich alle Punkte anführen wollte, die mir unklar erscheinen. Auf Seite 332 meint Herr Grünwald: Scheuchzer und „fast gleichzeitig mit ihm der nicht minder berühmte Saussure suchte die Bewegung dieser scheinbar starren Masse zu erklären.“ Da Scheuchzer sieben Jahre todt war, als der berühmte Saussure geboren wurde, liegt hier wohl eine Verwechslung „geologischer Epochen“ mit „Menschenaltern“ vor! „Charpentier, lese ich S. 363, hat die Politur durch Gletscher zuerst als solche erkannt, obwohl er sie schon als bekannt erwähnt!“ Hätte uns Studer nicht vor zwanzig Jahren erzählt, daß Charpentier auf den Schultern des Ingenieur Venetz stand, würde ich den eigenthümlichen Satz Grünwald's schwerlich enträthselt haben. Doch genug und vielleicht schon zuviel! Wenn man im Jahrbuch des Schweizer Alpenklubs die Aufsätze liest, in denen z. B. ein Heim weit schwierigere Probleme in kurzer, allgemein verständlicher Form den Klubgenossen zum Verständniß bringt, regt sich lebhaft der Wunsch, daß wir mit unserer Zeitschrift nicht gar zu weit hinter der des kleinen Nachbarlandes zurückbleiben möchten!

Die Geschichte der Gletscherforschung beginnt im Anfange des vorigen Jahrhunderts, wo schon vor Scheuchzer's Arbeiten Hottinger in seiner „Montium glacialium helveticorum descriptio“ 1703 manche gute Beobachtung über Gletscherphänomene niedergelegt hatte, obgleich „der Unterschied zwischen dem Wachsthum der Masse und dem Vorrücken derselben noch nicht scharf durchgeführt war.“ (Studer S. 206.) Das regere Interesse an der Gletscherforschung erwacht mit dem Interesse an der alpinen Hochgebirgswelt überhaupt. Was man heute bei einem großen Theile unter den Mitgliedern einer beliebigen gebildeten Gesellschaft, wenigstens dem äußern Eindruck und der allgemeinen Anschauung nach, als bekannt voraussetzen muß, das hatten noch vor hundert Jahren nur wenige gesehen und vermochten sich andere, selbst mit gutem Anschauungsvermögen ausgerüstete Menschen, bei der Fremdartigkeit der durch naturgemäß mehr oder minder mangelhafte Beschreibungen bekannt gewordenen Objecte nur ungenügend zu vergegenwärtigen. Bei der größeren Kostspieligkeit und Langsamkeit der Reisen hatten nur verhältnißmäßig wenige Muße und Geld, um sich eine Alpenreise zu gestatten; der „Sinn für das Hochgebirge“ und ein Verständniß und Interesse für seine Erscheinungen mußte also schon aus diesem Grunde auf wenige Menschen beschränkt bleiben. „Unsere Führer, die wir gedingt hatten, das Eismeer zu sehen — so berichtet Göthe vom 5. Nov. 1779 — kamen bei Zeiten. Der eine ist ein rüstiger junger Bursche, der andere ein schon älterer, sich klug dünkender, der mit allen gelehrten Fremden Verkehr gehabt hat, von der Beschaffenheit der Eisberge sehr wohl unterrichtet und ein sehr tüchtiger Mann. Er versicherte uns, daß *seit 28 Jahren — so lange führ' er Fremde auf die Gebirge* — er zum erstenmal so spät im Jahre nach Allerheiligen Jemand hinaufbringe. Schon war auf dem Mont-Anvert eine „kleine Hütte aus Steinen“ erbaut und Monsieur Blaire, ein Engländer, der sich zu Genf aufhielt, hatte eine geräumigere, an einem schicklichen Orte, etwas weiter hinauf, erbauen lassen, wo man am Feuer sitzend, zu einem Fenster hinaus das ganze Eisthal übersehen konnte. Das sind Erscheinungen aus der Entwickelungsperiode der Schweizerreisen. Durch die Schriften eines Saussure und die von Göthe wie von Kant citirten Schilderungen eines Bourrit wurde das Verlangen nach den Regionen des ewigen Schnees in weitere Kreise getragen, und durch Saussure die Kenntniß der Gletscherphänomene energisch gefördert. Daß sich die Gletschermasse dem Thale zu bewege, war den Alpenbewohnern längst bekannt. Saussure hatte die Erklärung dieser Erscheinung versucht und, exakter als er, Bordier schon im Jahre 1773. Considérons donc heißt, es bei ihm (cf. Studer p. 561), l'assemblage des glaces non point comme une masse entièrement dure et immobile mais comme etc. flexible et ductile jusqu'a un certain point. Sehr interessant ist es zu sehen, wie oft in der richtigen Erkenntniß der Gletscherphänomene einzelne Männer ihrer Zeit weit voraneilen, ohne für die Resultate ihrer Studien und Beobachtungen Beachtung, geschweige denn gerechte Würdigung zu finden. Noch im Jahre 1787 unternahm es ein Professor der Naturgeschichte in Tübingen Namens Ploucquet, die Bewegung der Gletscher als irriges Volksvorurtheil und Märchen zu bezeichnen und ließ sich auch durch die Wiederlegung Kuhn's, der die von Saussure noch

[1]) Helmholtz weist einmal darauf hin, daß Göthe sehr bezeichnend die Erscheinung der Gletscher mit Strömen von Eis vergleicht.

nicht gegebene Erklärung der Mittelmoränen gefunden hatte, nicht die Augen öffnen. Das wissenschaftliche Interesse an den Gletscherphänomenen ward zunächst vorwiegend ein physikalisches. An der Bewegung der Eismassen konnte kein einsichtiger Mensch bei der Fülle gut beobachteter Thatsachen mehr zweifeln, über die Ursachen derselben ward noch lange gestritten, und mehrmals entbrannte der Kampf nach längeren Pausen mit erneuter Heftigkeit. Wer sich über die Elasticität des anscheinend spröden Gletschereises und über die Ursachen der Gletscherbewegung unterrichten will, der sei hier auf den meisterhaft und allgemein verständlich geschriebenen Aufsatz von Helmholtz über „Eis und Gletscher" verwiesen, der im ersten Hefte seiner „Populäre, Wissenschaftliche Vorträge". 2. Aufl. Braunschweig 1876, abgedruckt ist. Hübsche Resultate verspricht die physikalisch-topographische Vermessung, welche der Schweizer Alpenklub 12 Jahre lang (bis 1885) am Rhonegletscher durchführen läßt und über deren vorläufige Ergebnisse Prof. Forel dem vierten internationalen alpinen Kongreß in Salzburg einen sehr klaren und anziehenden Bericht gegeben hat. Um die stromartige Bewegung des Gletschers in seinen verschiedenen Regionen ziffernmäßig belegen zu können, wurden nach genauer Mappirung 1874 quer durch den Gletscher vier verschiedene Linien durch geradlinig dicht nebeneinander gelegte, mit Oelfarben bestrichene Steine bezeichnet. Schon jetzt ist durch die Berechnungen aus der Kurvatur der Steinreihen ermittelt, daß die Geschwindigkeit in der Mitte mehr denn 11 mal größer ist, als die am Rande des Stromes. Im untern Gletscher, wo die Spalten divergiren, geht die Strömung des Eisflusses in ähnlicher divergirender Richtung, während auf dem obern Gletscher der Lauf der numerirten Steine mehr parallel mit der mittleren Achse geht, so daß von den im Jahre 1874 nur 20 m vom Rande des Eisstromes entfernten Steinen 1881 noch kein einziger auf die Seitenmoräne geworfen war. Wer sich für die weiteren Resultate und für speciellere Angaben interessirt, wird den im Heft 3 der Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins S. 301 bis 317 veröffentlichten Bericht mit Nutzen lesen. Solchen Thatsachen gegenüber giebts überhaupt kein „meinen" mehr, da kann man jedem mit fünf Sinnen begabten Menschen, der noch an Gletscherbewegung zweifelt, einfach sagen: „komm und sieh!"

Wir nehmen hiermit schnell Abschied von den physikalischen Untersuchungen und wenden uns den geologischen zu, die im Laufe der Zeit neben und vor den anderen das allgemeine Interesse an sich gezogen haben. Die am Fuße der Alpen und an den Abhängen des aus Kalkgestein bestehenden Juragebirges bis zu 1000 m Höhe zerstreuten Blöcke aus den in der Centralzone der Alpen anstehenden krystallinischen Gesteinsvarietäten erregten die Aufmerksamkeit und veranlaßten zu mehr oder minder glücklichen Spekulationen. Auch hier hat es lange gedauert, bis sich die richtige Erklärung Bahn brach und bis man darauf verzichtete, an die Stelle des scheinbar Unglaublichen etwas viel Unglaublicheres zu setzen. Große Katastrophen und gewaltige Erdrevolutionen wurden zur Erklärung des räthselhaften Phänomens erfunden; besonders der Klang so gefeierter Namen wie der eines Leopold von Buch und Elie de Baumont erschwerte die Anerkennung der aus der Beobachtung und folgerichtigen Kombination der verschiedensten Thatsachen gezogenen Schlüsse. Elie de Baumont glaubte, daß bei dem Emporbringen heißer Massen eine plötzliche Schneeschmelze entstanden sei, deren gewaltige Fluthen dann die kolossalen Blöcke zum Theil ohne Abnutzung ihrer scharfen Ecken mit sich gerissen hätten. Selbst Humboldt schreibt im ersten Bande seines Kosmos, S. 299, daß er geneigt sei, die Verbreitung der großen Felsblöcke, „über deren Verbreitungsursache noch lange gestritten werden wird, minder tragenden Eisschollen," als „dem Durchbruch und Herabsturz zurückgehaltener Wassermassen bei der Hebung der Gebirgsketten" zuzuschreiben, und scheint damit fast den Erklärungsversuch Elie de Baumont's auf das norddeutsche Diluvium ausdehnen zu wollen.

Der erste, welcher die Ablagerung der großen krystallinischen Blöcke am Abhange des Jura durch die Annahme bis an den Jura sich erstreckender Alpen-Gletscher zu erklären versucht hatte, war 1815 der Schotte Playfair gewesen [1]). In Deutschland hat sich zuerst Göthe in ähnlicher Weise geäußert. In seinen „Briefen aus der Schweiz" giebt der große Meister anschaulicher Schilderung freilich nur die sinnlichen Eindrücke wieder ohne Reflektionen; seine Skizzirung vom mer de glace — im Jahre 1779 — ist unübertrefflich. „Wir stiegen — heißt es im Briefe vom 5. Nov. 1779 — den Mont-Anvert hinan, wo uns der Anblick des Eismeeres überraschen sollte. Ich würde es, um die Backen nicht so voll zu nehmen, eigentlich das Eisthal oder den Eisstrom nennen, denn die ungeheuren Massen von Eis dringen aus einem tiefen Thal, von oben anzusehen, in ziemlicher Ebene hervor. Grad hinten endigt ein spitziger Berg, von dessen beiden Seiten Eiswogen in den Hauptstrom hineinstarren .... Wir stiegen den Berg hinab und kamen an den Ort, wo der Eisstrom stufenweis bis hinunter ins Thal dringt." Während Göthe in seinen „Briefen" nur einmal bei Elnses an der Arve von Granitblöcken spricht, die er ganz kurz — sicher mit Unrecht — als abgestürzte bezeichnet, beschäftigt er sich auf der Schweizerreise im Jahre 1797 mehrfach mit dieser Erscheinung. So fallen ihm auf dem Wege von Altdorf nach Am-Stäg die „Granitgeschiebe" und dann „zusammengestürzte Gneismassen" auf und bei dem Rückwege von Am-Stäg nach Altdorf bemerkt er, „der Glimmerschiefer geht noch weit ins Thal herunter auf beiden Seiten. Der Charakter des Gebirges zeigt zugleich an, wo der Kalk anfängt." Am 7. Oktober berichtet er über den Weg von Küßnacht nach Immensee: Wir hatten einen sanft in die Höhe steigenden angenehmen Weg; gesprengte Granitblöcke lagen an der Seite, die man von einer Matte, wo sie wahrscheinlich als ungeheure Geschiebe liegen, herüber an die Straße geschafft hatte. Die Steinart ist die des Gotthards, nur wenig blätterig.

Auch hier ist die Möglichkeit eines Eistransportes nicht ausgesprochen und selbst 1814, wo Göthe die Ausarbeitung des ersten Theiles seiner „Italienischen Reise" (1786 bis 1788) begann, hören wir in der Darstellung der alten Etschmoräne, welche das untere Ende des Gardasee umrahmt, nur den getreuen Schüler Werner's. „Nun ging der Weg — so erzählt er Cotta, Ausg. Bd. 23, S. 36 — über einen Rücken, der das Thal der Etsch von der Seenvertiefung scheidet. Die Urwasser scheinen hier von beiden Seiten gegeneinander in ungeheuren Strömungen gewirkt und diesen kolossalen Kieseldamm aufgeführt zu haben. Fruchtbares Erdreich ward in ruhigen Epochen darüber geschwemmt, aber der Ackersmann ist doch stets aufs Neue von den immer wieder hervordringenden Geschieben geplagt. Man sucht soviel als möglich ihrer los zu werden und bildet dadurch am Wege hin dicke Quasimauern." Bis hierher sehen wir überall scharfe Beobachtung und eine Plastik des Ausdrucks in neugeschaffenen Terminis, die einem auf der Höhe moderner Gletscherforschung stehenden Physiker Ehre

[1]) Siehe Studer, Geschichte der phys. Geogr. S. 619.

machen würden — von Alpengeſchieben, als Zeugen einer frühern Glacialperiode, ſpricht Göthe erſt in ſeinen höchſt intereſſanten und ſeinen, ſo weit mir bekannt, nie beachteten „geologiſchen Problemen und Verſuch ihrer Löſung“. „Die beſonders an der ſavoyiſchen Seite an dem Genferſee ſich befindenden Blöcke, die nicht abgerundet, ſondern ſcharfkantig ſind, wie ſie vom höchſten Gebirge losgeriſſen wurden, erklärt man, daß ſie bei dem tumultuariſchen Aufſtand der weit rückwärts im Land gelegenen Gebirge ſeyen dahin geſchleudert worden. Wir ſagen: Es habe eine Epoche großer Kälte gegeben, etwa zur Zeit als die Waſſer das Kontinent noch bis auf 1000 Fuß Höhe bedeckten und der Genferſee zur Thauzeit noch mit dem nordiſchen Meere zuſammenhing. Damals gingen die Gletſcher des Savoyer Gebirges weit tiefer herab, bis an den See, und die noch bis auf den heutigen Tag von den Gletſchern niedergehenden langen Steinreihen, mit dem Eigennamen Gouſſerlinien bezeichnet, konnten ebenſo gut durch das Arve- und Dranſethal herunterziehen und die oben ſich ablöſenden Felſen unabgeſtumpft und unabgerundet in ihrer natürlichen Schärfe bis an den See bringen, wo ſie uns noch heut zu Tage bei Thonon ſchaarenweis in Verwunderung ſetzen.“ Die Geſchiebe im nördlichen Deutſchland erklärt Göthe theils als Reſte an Ort und Stelle zerſtörter Urgebirgsſtöcke, theils durch Herüberführen auch aus den überbaltiſchen Regionen durch Eis. Obwohl er ſich voll bewußt iſt Hypotheſen, gewonnen aus Analogien der in der Gegenwart zu beobachtenden Vorgänge, zu bieten, wendet er ſich ſchließlich gegen Erklärungen à la Elie de Baumont mit Erbitterung. „Die Sache mag ſeyn, wie ſie will, ſo muß geſchrieben ſtehn, daß ich dieſe vermaledeite Polterkammer der neuen Weltſchöpfung verfluche! und es wird gewiß irgend ein junger geiſtreicher Mann aufſtehen, der ſich dieſem allgemeinen verrückten Konſens zu widerſetzen Muth hat[1]).“

[1]) Es iſt bekannt, wie oft ſich Göthe ſpottend gegen die Uebertreibungen des Vulkanismus wandte. So ſagt er (Cotta's Ausg. Bd. 40, S. 298) in dem Aufſatz „Verſchiedene Bekenntniſſe“, er habe den Veſuv und Aetna beſtiegen und auch — in Böhmen nämlich — die ungeheure Ausdehnung der Erdbrände, im Gefolge ausgedehnter Kohlenlager beachtet, ſei aber geneigt geweſen, „beide mehr oder weniger als Hautſchwären der Erdoberfläche anzuſehen“. Dieſen nicht äſthetiſchen aber ſehr plaſtiſchen Ausdruck glaube ich ſtatt des ſinnloſen „Hauptſchweren“ ſetzen zu müſſen.

Göthe's Wunſch iſt in einer Beziehung in Erfüllung gegangen, nicht durch die Kraft eines einzelnen, ſondern durch Forſchung und Beobachtung vieler. Ich habe weiter oben nach Studer auf die Forſchungen von Venetz aufmerkſam gemacht und auf die weitere Begründung durch Charpentier (1841). „Charpentier's ‚Essai sur les glaciers‘ und die Arbeit von Agaſſiz (The Glacial Theory) ſind die Fundamentalwerke der Glacialgeologie“ (Penck). Agaſſiz verknüpfte mit den Beobachtungen in der Alpenwelt diejenigen aus den nordiſchen Regionen. Lange Zeit erfreute ſich die ſchon bei Göthe erwähnte Drift-Theorie, die Anſchauung, als ſeien die Geſchiebe der norddeutſchen Ebene durch und auf Treibeis an ihren heutigen Platz transportirt worden, allgemeiner Anerkennung. Der Geſichtskreis der Forſcher erweiterte ſich durch Beobachtungen in anderen Ländern und Erdtheilen, das eisbedeckte Grönland ward in den Kreis der Forſchung gezogen. Konnte nicht einſt das nördliche Europa, in dem Skandinavien ein Hauptcentrum bildete, in ähnlicher Weiſe vergletſchert geweſen ſein? Neben dem Studium der erratiſchen Blöcke und Trümmerwälle wurden die Erſcheinungen der Grundmoränen ſtudirt. Nordiſche Forſcher wie Kjerulf und Torell traten, geſtützt auf langjährige Studien, für die Annahme einer allgemeinen Vergletſcherung Skandinaviens ein und die Forſcher der norddeutſchen Ebene (vor allem Berendt) gaben dieſer Annahme durch eingehendes Studium der Diluvialebene neue Stützpunkte.

In der „denkwürdigen Sitzung der Deutſchen Geologiſchen Geſellſchaft“ (Nov. 1875) trat — ſo äußert ſich Partſch in ſeinem Vorwort — der bei uns lange wie eine unerſchütterliche Wahrheit gelehrten und erfaßten Drift-Hypotheſe die bisher völlig mißachtete Gletſcher-Theorie zur Erklärung der norddeutſchen Diluvialbildungen in neuer Entſchiedenheit gegenüber. Dieſelben Beobachtungen, „die lange als Stützen der einen Anſchauung gegolten hatten“ wurden „nun zu Gunſten der entgegengeſetzten gedeutet“ und auf Grund vertiefter Einſicht oft „geradezu als Argumente für ſie in den Kampf geführt“. Eine Vergletſcherung Nordeuropas wird kaum noch bezweifelt werden können; über die Erklärung dieſes Phänomens gehen die Anſichten noch weit auseinander, und wir halten es weder an der Zeit noch trauen wir uns die Kraft zu in dieſes ſcheinbar uferloſe Meer mit einigem Erfolg hinauszuſteuern.

Ronda.

Von **W. Kobelt.**

I.

Ronda! Dem Andaluſier ſchlägt das Herz höher, wenn er den Namen dieſer Stadt nennt. Iſt ſie doch das Herz Hochandaluſiens, die Heimath der unverfälſchteſten Majos[1]), der kühnſten Contrebandiſtas[2]) und der ritterlichſten Bandoleros[3]), die Stätte der erſten Corridas[4]) und der Sitz der höchſt geachteten Maeſtranza[5]) in Spanien. Nur in der Arena von Ronda und vor dem Publikum von Ronda kann ſich ein Eſpada den höchſten Ruhm erwerben. In Ronda dachte darum auch ich noch einen Reſt des unverfälſchten Andaluſierthums zu finden, das ich in Algeſiras und Malaga umſonſt geſucht. Ich war nach Andaluſien gekommen den Kopf voll Schilderungen von Tanz und Geſang, von Guitarrenklang und Serenaden im Mondſchein, und ich hatte bis dahin noch kein tanzendes Paar geſehen und noch keine Muſik gehört, außer der Fandangomelodie, nach welcher die Maulthiertreiber die verſchiedenartigſten Texte ſangen, ſo ohrenzerreißend, daß „die Seele ſich empörte“. Ich war ſogar meinen naturwiſſenſchaftlichen Zwecken untreu geworden, war in Algeſiras, wo es

[1]) Stutzer in Volkstracht.
[2]) Schmuggler.
[3]) Räuber.
[4]) Stiergefecht.
[5]) Ritterliche, mit großen Vorrechten ausgeſtattete Körperſchaft zur Abhaltung von Stiergefechten, Erhaltung des Nationalgeiſtes ꝛc.

nicht viel mehr zu ſammeln gab, ein paar Tage länger geblieben, um die berühmte Pfingſt-Feria mitzumachen, wo halb Südandaluſien zuſammenläuft, und hatte nur einen ganz gewöhnlichen Jahrmarkt geſehen mit dreſſirten Ratten und Flöhen als Sehenswürdigkeit, und nur einen Majo, den Eſpada der Stierkämpfertruppe, ein paar Tänzer, die für Geld tanzten, und an nationaler Muſik einen blinden Spanier, der mit einer echten und wahrhaftigen „Morithat“ herumzog und ſchauerlich zur Guitarre kreiſchte. Und was das Schlimmſte war, dem Eſpada in Majotracht liefen die Kinder nach und ſtaunten ihn an, ein Majo war auch ihnen eine Merkwürdigkeit, in Niederandaluſien war dieſe Menſchenraſſe offenbar ausgeſtorben. In Ronda aber war das ſicher noch anders; nach meinem Murray mußte dort zur Feria noch jeder Theilnehmer in Landestracht erſcheinen und er gab genau die Adreſſen an, wo man die einzelnen Beſtandtheile derſelben am beſten und billigſten kaufen könne. Alſo auf nach Ronda!

Wir — nämlich meine Frau und ich — waren etwas ſpät aus Marocco zurückgekommen und fanden in dem ſchönen Malaga ſchon eine ganz leidliche Hitze. Schon kamen die erſten Trauben zu Markte und die wohlhabenderen Malagueños hatten angefangen, ſich auf ihre reizenden Quintas (Landhäuſer) am Gebirge zurückzuziehen. Die Stadt liegt gegen Norden völlig geſchützt und macht von allen Städten, die ich bisher am Mittelmeere beſucht, den am entſchiedenſten tropiſchen Eindruck. Die Banane, ſonſt überall nur einzeln angepflanzt, erfüllt hier alle Gärten und öffentlichen Plätze und reift mit der Cherimoje, der edelſten der Tropenfrüchte, hier gerade ſo gut wie auf den Canaren. Die Vega von Malaga aber iſt mit Zuckerplantagen erfüllt und das Zuckerrohr hat für die Umgegend eine ſolche Wichtigkeit gewonnen, daß der Wein, den ohnehin die Phylloxera [1]) immer ärger bedroht, vor ihr faſt in den Schatten tritt; allein die vier Zuckerfabriken in Malaga produciren alljährlich gegen 90 000 Ctr. Rohrzucker. Die Felder waren abgeerntet und kahl, alles Grüne verbrannt, nur die ausgedehnten Eucalyptuswälder, welche einen Theil der Bergſchluchten erfüllen, ſahen noch friſch und üppig aus. Unſeres Bleibens war darum nicht lange in Malaga; am 3. Juli brachen wir auf, um in dem 2000 Fuß höher liegenden Ronda Kühle, echtes Andaluſierthum — und Schnecken zu ſuchen.

Es war bis in die neueſte Zeit nicht eben leicht, dieſe Stadt zu erreichen. Wie ein verwunſchenes Schloß im Märchen lag ſie auf ihrer Hochebene, umgeben zwar nicht von einem Dornenhag, aber von einer Felſenwildniß, durch welche nur ein paar Reitpfade führten. Kein Fuhrwerk hatte ſeit der Römerzeit ihr primitives Straßenpflaſter entweiht, nur ein zwölfſtündiger Ritt auf Pfaden, die ſelbſt in Andaluſien für halsbrechend galten, konnte den Fremden dorthin bringen. Auch das iſt anders geworden; auch nach Ronda iſt die Sehnſucht nach der Welt und nach bequemerer Verbindung mit ihr gedrungen, und ſeit die Eiſenbahn von Malaga nach Cordova führt, träumt man auch in Ronda von einer Bahn und hat einſtweilen eine Chauſſee nach der Station Gobantes gebaut, auf der eine Diligence den Verkehr vermittelt. So iſt man des Reitens überhoben und muß nur ſo vorſichtig ſein, die Diligenceplätze ſchon in Malaga zu belegen, wenn man nicht einen unfreiwilligen Aufenthalt in dem troſtloſen Gobantes riskiren will. Auch thut man gut, ſchwereres Gepäck zurückzulaſſen, denn die ſpaniſchen Diligencen ſind für Ueberfracht ſehr theuer.

Die Fahrt bis Gobantes iſt eine der ſchönſten, die man überhaupt machen kann. Sobald man das Gebiet des im Sommer waſſerleeren Guadalete — der Malaga, wenn er Waſſer hat, durchſtrömt — verläßt, kommt man in die Vega, welche der Guadalhorce bewäſſert, eine Ebene voll üppiger Vegetation, von unzähligen Gräben durchſchnitten, welche Waſſer und damit Leben überallhin führen. Dieſe Vegas zwiſchen den kahlen Felſenſierren ſind die Wahrzeichen Südſpaniens. Wo von Valencia ab ſüdwärts ein Thal ſich zur Küſte öffnet, haben die Mauren das es durchfließende Gewäſſer durch ein Wehr aufgeſtaut, die Ebene mit größter Sorgfalt nivellirt und mit einem Netz von Bewäſſerungskanälen durchzogen, das heute noch wohlerhalten iſt und die Bewunderung eines Jeden weckt. Zum Glück iſt trotz der Vertreibung der Mauren noch mauriſches Blut genug in den Vegabauern geblieben, um ſie dieſes unſchätzbare Erbtheil ſorgſam erhalten zu laſſen; noch gelten die mauriſchen Waſſergeſetze und noch ſprechen Volkstribunale in mauriſcher Weiſe Recht in allen Streitigkeiten der Vegabewohner. In Süditalien, in Griechenland, in Kleinaſien erfüllen Sümpfe die Stellen, welche in Spanien die Vegas einnehmen, und verpeſten weithin das Land mit ihrer Malaria. *Den Vegas allein hat es Spanien zu danken, wenn es die Geißel des Südens, die Malaria, kaum merkbar empfindet im Vergleich mit den anderen Ländern am Mittelmeer.*

Die Vega von Malaga iſt eine der ausgedehnteſten und fruchtbarſten unter dieſen Gartenebenen, ſieben Stunden lang und über drei breit; ſie iſt längs der Bahn anfangs mit Weinbergen, dann mit Weizenfeldern bedeckt und überall ſieht man den Eucalyptus, welcher auf den landſchaftlichen Charakter Südſpaniens einen bedeutenden und entſchieden günſtigen Einfluß ausübt und immer mehr ausüben wird. Beſonders um Malaga hat man ihn, nicht des Fiebers, ſondern nur des Holzes wegen, in allen Ramblas (Flußbetten, die nur im Winter oberirdiſch Waſſer führen) angepflanzt, und bei ſeinem reißend ſchnellen Wachsthum liefert er eine ſehr hohe Rente. Schon ſieht man häufig Stämme von zwei Fuß Durchmeſſer, welche an Höhe ſelbſt die ſchlanke Palme überragen und erheblich zur Verſchönerung der Gegend beitragen, und doch ſind kaum 25 Jahre verfloſſen, ſeit man den erſten Eucalyptus in Spanien pflanzte. Bekanntlich hat das landſchaftliche Ausſehen der Mittelmeerländer ſchon mehrfache Veränderungen erlitten; gerade die Gewächſe, welche den ſüdlichen Charakter der Gegend bedingen, Dattelpalme, Agave, Cactus und Orange, ſind dort nicht heimathsberechtigt, und ihnen ſchließt ſich nun der auſtraliſche Fieberbaum an.

Faſt eine Stunde lang bleibt die Bahn in der Ebene, dann wendet ſie ſich landein, dem Thal des waſſerreichen *Guadalhorce* zu. Bei *la Pizarra* rücken die Hügel näher zuſammen, und das Thal wird zu einem Orangengarten, gegen den ſelbſt die berühmten Orangenhaine von Burriana und San Felipe de Jativa in der Vega von Valencia die Segel ſtreichen müſſen. Hier ſind es keine Orangenſträucher mehr, ſondern Bäume von der Höhe und Stärke unſerer Obſtbäume, und in dem dichten Walde liegen die reizenden Quintas der reichen Malagueños, umgeben von gutgepflegten Ziergärten, in denen Palmen, Bananen und Cherimolien mit Araucarien, Bambu und Zuckerrohr um die Wette wuchern. Ihren Höhepunkt erreicht die Landſchaft bei dem reizenden *Allora*, das, von den Ruinen eines Maurenkaſtells überragt, in einem Keſſel liegt; dann rücken die Berge zuſammen und nehmen kühnere

[1]) Die Phylloxera iſt bei Malaga ſchon ſeit vier Jahren nachgewieſen, aber man wagt keine gründlichen Maßregeln dagegen zu ergreifen und begnügt ſich, echt ſpaniſch, ihre Exiſtenz überhaupt abzuleugnen.

Formen an, die Orangen verſchwinden, die Bahn beginnt ſtark zu ſteigen und eine ungeheure Felſenwand ſchiebt ſich quer vor das Thal, nirgends einen Ausweg laſſend. Nun beginnt eine Strecke, welche an großartiger Wildheit ihres Gleichen ſucht. Wie ſo viele der kleineren ſpaniſchen Flüſſe durchbricht auch der Guadalhorce den Rand der Hochebene in einer ſchaurigen Schlucht, einer echten Klamm. Der Hoyo, wie die Durchbruchsſtelle genannt wird, iſt ſo eng, daß nicht einmal ein Fußpfad darin neben dem Fluſſe Platz findet, während zugleich der Fluß, mit ſtarkem Gefäll über Felſenblöcke herabtobend, ſelbſt einem Schmuggler kein Vordringen in ſeinem Bette geſtattet. Elf Tunnels von einer Geſammtlänge von anderthalb Stunden waren nöthig, um die Bahn aus dem untern in das obere Thal zu führen; die Zwiſchenräume zwiſchen ihnen ſind nirgends länger als fünfzig Schritt, an einigen Punkten aber ſo ſchmal, daß ſie eben nur den Arbeitern, die auf Leitern von oben herabſtiegen, Raum zum Beginn ihrer Arbeit boten. Die Tunnels halten ſich immer dicht an der Klamm und in jedem Zwiſchenraume ſieht man das Waſſer unter ſich toben und ſchäumen.

Aehnliche Defileen finden ſich zwiſchen Hochandaluſien und der Küſte noch an vielen Stellen und gar manches hat in den Kämpfen zwiſchen Kreuz und Halbmond eine traurige Berühmtheit erlangt. Gar nicht weit vom Hoyo del Guadalhorce liegt an der alten Straße von Antequera nach Malaga die Cuesta de Matanza, die Mordſchlucht, wo ein großes Chriſtenheer, das Malaga erobern ſollte, von den Mauren unter el Zagal vernichtet wurde, ohne daß die Chriſtenritter einen Feind zu ſehen bekamen. Wer den Hoyo geſehen, begreift ſolche Vorgänge.

Unmittelbar vor dem Ausgange des letzten Tunnels liegt das armſelige Dörfchen Gobantes, die Station für Ronda. Die Orangen ſind verſchwunden, die Bäume ſind ausſchließlich immergrüne Eichen und Oliven, an den Gehängen dehnen ſich Felder mit Weizen und Garbanzos (Cicer arietinum). Wir ſind aus der Orangenregion in die Olivenregion gekommen. In ganz Südſpanien kann man dieſe beiden Regionen ſelbſt beim flüchtigen Durchfahren unterſcheiden, weil der Abſtieg vom Plateau zur Küſte mit den radial von Caſtilien auslaufenden Bahnen ſehr raſch erfolgt, ſo z. B. bei der Fahrt von Valencia nach Chinchilla und von da wieder nach Cartagena, beim Aufſtieg durch den Paß von Deſpeñaperros in der Sierra Morena, doch nirgends ſo ſcharf wie zwiſchen Malaga und Gobantes, wo ſich die Tunnels des Hoyo gerade zwiſchen die beiden Gebiete einſchieben. Kaum minder ſcharf iſt die Grenze an der Küſte, wenn man von Tarragona kommend ſtundenlang durch Olivenwälder und über dürre Haide gefahren iſt und dann aus einem Tunnel heraustretend auf dem Bahnhof zu Benicaſin plötzlich die Orangenpracht der Vega von Valencia vor ſich ſieht. Viel weniger ſcharf iſt die Grenze in Süditalien, doch wird ſie auch dort dem aufmerkſamen Reiſenden bei der Fahrt von Rom nach Neapel nicht entgehen.

Gobantes liegt in einem weiten Thalbecken, offenbar einem ehemaligen See, ehe der Guadalhorce den Felsriegel durchgenagt hatte; das ganze obere Thal, zu dem auch die baumreiche Ebene von Antequera gehört, behält dieſen Charakter bei. Die Gegend iſt gut angebaut und ſehr fruchtbar. Herr Tſchihatſcheff ſpricht in ſeinem neuerdings erſchienenen Reiſewerk ſeltſamer Weiſe von der Ueberſchreitung eines Paſſes im Hoyo, es iſt das ein entſchiedener Irrthum; die Bahn bleibt noch geraume Zeit im Gebiet des Guadalhorce. Auch die gute Straße nach Ronda, auf welcher wir von da ab in einem miſerabelen überfüllten Marterkaſten im Galopp dahin jagten, folgt einem Seitenflüßchen dieſes Gewäſſers, ehe ſie in die wildverworrenen Berge der Serrania de Ronda eintritt. Noch eine Weile blieb uns die Aloë getreu, dann ſchwand auch ſie und die Gegend nahm einen ausgeprägten nördlichen Charakter an; Ulmen und Steinobſt waren um die Gehöfte angepflanzt und man hätte ſich in Deutſchland wähnen können, hätte nicht immer noch der Oleander ſeine Flammenblüthen mit den Korbweiden am Bach gemiſcht. Das ganze Thal war leidlich angebaut, obſchon wir nur zwei kleine Dörfer paſſirten. Leider dunkelte es ſchon, als wir los Cuevas, wo umgeſpannt wurde, erreichten und wir konnten die ausgedehnten bewohnten Höhlen, von denen das Dorf ſeinen Namen trägt, nicht beaugenſcheinigen; ebenſowenig ſahen wir etwas von der romantiſchen Serrania, in welche wir nun eintraten; nach ſechsſtündiger ſcharfer Fahrt war Ronda erreicht.

Kürzere Mittheilungen.

Meyer's Sprachführer — Türkiſch.

(Leipzig, Bibliographiſches Inſtitut, 256 Seiten, 16.)

Als Schreiber dieſes vor vierzig Jahren zum Zweck längerer Reiſen im Innern des damals noch ſchwieriger als heute zugänglichen Kleinaſien türkiſche Sprachſtudien aus ſehr unbequemen Hilfsbüchern betrieb und noch, als er vor 12 Jahren auf einer neuen Reiſe eine noch lange nicht ausreichende Kenntniß dieſer Sprache zu verwerthen Gelegenheit hatte, wäre ihm ein ſo geſchickt abgefaßtes, bei handlichſter Kleinheit des Formats ſo inhaltreiches Büchelchen wie das vorliegende, von unbezahlbarem Werthe geweſen. Der Verfaſſer, dem Vernehmen nach der Bankdirektor Heintze in Smyrna, beherrſcht durch langjährige Uebung ſeinen Gegenſtand vollkommen und hat der immer ſteigenden Zahl von Deutſchen, welche ihre Arbeitskraft dem Orient widmen, ein überaus praktiſches Hilfsmittel geliefert, um ſich durch Erlernung jenes keineswegs ſchwierigen Idioms von den koſtſpieligen und durchaus nicht immer zuverläſſigen Dienſten profeſſioneller Dragomans zu emancipiren. Der beigefügte, nur 70 der kleinen Seiten enthaltende Abriß der Grammatik und Syntax iſt bei der überaus großen Regelmäßigkeit der türkiſchen Flexion völlig ausreichend zur Bemeiſterung der der Volksſprache angehörigen Formen; der lexikaliſche Apparat von Wörtern und Phraſen läßt kaum eine Frage unbeantwortet und gewinnt (ähnlich wie in den anderen gleichartigen Sprachführern deſſelben Verlags) eine große Ueberſichtlichkeit durch Einordnung ſinnverwandter Ausdrücke und Phraſen unter geeignete Stichwörter (z. B. Arzt, Bad, Bazar, Dampfſchiff, Speiſehaus, Polizei, Zeit u. dergl.), wo man einen ganzen Schatz ſofort verwendbarer Artikel zuſammenfindet. Eine aufmerkſame Durchſicht hat uns nur weniges derart vermiſſen laſſen, z. B. aus dem Kapitel der Speiſen die allbeliebten

ſüßen Nationalgerichte Börek, Halwa, Kaimák, Rahatlokum, Mohalebi, wogegen man das angeführte bifstek und rosbif ſchwerlich in einer türkiſchen Wirthſchaft verlangen und erhalten wird und in den fränkiſchen Hotels, wo man es findet, nicht türkiſch zu ſprechen braucht. Wenn ferner auch feinere arabiſirende Phraſen abſichtlich weggeblieben ſind, ſo hätten doch ſo alltäglich auch im Volke gebrauchte Gruß- und Dankformeln, wie ughúr ola „gute Reiſe", allah bin berekét wersún „Gott möge es tauſendmal vergelten", und ähnliche, wohl Aufnahme verdient. Endlich, in Beziehung auf die Tendenz dieſer Zeitſchrift, ein Wort über viele mit aufgenommene geographiſche Synonymien. Wir vermiſſen, gerade weil grundſätzlich das feinere europäiſirende und arabiſirende Türkiſch der Gebildeten ausgeſchloſſen iſt, neben ganz modernen dieſer Sprachweiſe angehörigen Formen wie Austria, Vienna u. dergl., die in der Volksſprache ausſchließlich gebrauchten entſprechenden Nemtsche dewleti, Betsch u. ſ. w.; der Artikel „Dardanellen" fehlt ebenſo befremdlich; einzelnes iſt geradezu geeignet Mißverſtändniſſe zu veranlaſſen, z. B. zweimal unter „Meer" und „Mittelmeer" iſt als deſſen türkiſcher Name Ak Deniz Bachri Szefid ohne das nöthige trennende Komma angegeben, ſo daß ein Unkundiger leicht dieſe vier Wörter für zuſammengehörig anſehen kann, während Ak-deniz („Weißes Meer") der faſt ausſchließlich auch von den Gebildeten gebrauchte Name, Bachr-i-sefid die halb arabiſch, halb perſiſch zuſammengeſetzte, bloß in der Kanzleiſprache gebrauchte Ueberſetzung deſſelben iſt. — Dieſe wenigen bei aufmerkſamer Durchſicht uns aufgefallenen Ausſtellungen thun dem Werth des Ganzen aber kaum irgend welchen Eintrag, vielmehr fühlen wir uns nochmals gedrungen, daſſelbe beſonders angehenden Reiſenden aufs Dringendſte zu empfehlen. H. Kiepert.

Dr. J. E. Polak über Baku, Reſcht und Hamadan.

Dr. J. E. Polak, der frühere Leibarzt des Schah, hat im Jahre 1882 in Geſellſchaft des Geologen Dr. Wähner und des Pflanzenſammlers Pichler eine Reiſe nach dem Karagan- und Elwend-Gebiete (Perſien) unternommen und berichtet darüber in den Mittheilungen der Wiener Geographiſchen Geſellſchaft (1883 Heft 2). Wir führen daraus Folgendes über einige der beſuchten Städte an.

Baku traf er in einem Uebergangsſtadium; als er es auf der Hinreiſe berührte, war es eine der ſchmutzigſten Städte der Welt. Ganze Gaſſen mit fußtiefem Moraſte bedeckt. Einige Monate ſpäter, im Juli, waren die meiſten Straßen gegen das Meer kanaliſirt, geebnet, überall neue Häuſer, Magazine, Faktoreien in Angriff genommen, wozu der leicht in Quadern zu bearbeitende Kalkſtein vortreffliches Material liefert. Die Stadt ſchmückte ſich als Braut, wohl bewußt, daß ſie im Beſitze des beſten Hafens des Kaſpiſchen Meeres durch die neue Bahnverbindung (mit Tiflis), vorzüglich aber durch die Erwerbung der neuen Gebiete in Turkeſtan eine der mächtigſten Handelsſtädte der Welt (?) werden und, den Handel aus den öſtlichen Ländern Buchara, Chiwa, von Perſien, ja zum Theil von Afghaniſtan an ſich ziehen und Tiflis brach legen wird, wozu natürlich die reichen Petroleumquellen in der Nähe wirkſam beitragen.

Reſcht, die Hauptſtadt der perſiſchen Provinz Gilan, gilt als Hauptſtation des Handels von Nordoſt-Perſien. Es iſt auch der Hauptſtapelplatz der perſiſchen Seide, wovon die Gilaner als die beſte gilt und in ziemlichen Quantitäten nach Marſeille geht. Seit 1863 beſteht auch hier die Raupenkrankheit, welche trotz Grainwechſel aus Japan die Ernte ſehr geſchädigt hat. Die Maulbeerbäume werden in dichten Reihen wie in einer Baumſchule gehalten. Seit der Ausdehnung der Krankheit haben ſich die Einwohner mehr auf die Reiskultur geworfen; es wird dort eine Sorte Sabri gebaut, die eine große Ausfuhr nach Rußland erlaubt. Merkwürdig iſt es auch, daß ſeit einigen Jahren der türkiſche Tabak, in dieſe Marſchländer übertragen, einer reichen Kultur ſich erfreut und ebenfalls viel nach Rußland ausgeführt wird. Von Induſtrie iſt nur die der Tuchmoſaik und der ſchillernden Seidenſhawls berühmt, welche Artikel ſich eines bedeutenden Exports erfreuen.

Hamadan liegt auf abſchüſſigem Granitgrunde, im größten Durchmeſſer parallel mit dem Elwendſtock, etwa 6 km vom Fuße des eigentlichen Gebirges entfernt. Der öſtliche Theil der Stadt fällt ziemlich ſteil gegen die Steppe ab; ſie iſt durch die abfließenden Bäche des Gebirges die beſtbewäſſerte Stadt Perſiens, nur ſind die Waſſerleitungen zu den Häuſern meiſt offen, daher auch das Waſſer ſehr verunreinigt. Sie iſt dicht bevölkert, zeigt auch weniger Ruinen als die ſonſtigen Städte des Landes; doch ſind die Gaſſen und Bazare ſehr unrein gehalten, ſo daß nur ihre ausgezeichnete Lage ſie vor häufigen Epidemien ſchützt. Die Einwohnerzahl wird zwiſchen 40 bis 50 000 geſchätzt, meiſt Schiiten, doch auch viele von der aus Kerman ſtammenden Sekte der Scheichi, denen volle öffentliche Religionsübung und Jurisdiktion gewährt iſt. Es giebt ein jüdiſches und armeniſches Viertel; in ganz Perſien hat Dr. Polak keine tolerantere Einwohnerſchaft gefunden, als in Hamadan; anglikaniſche und amerikaniſche Miſſionäre üben hier frei ihren Beruf — ſie bekehren freilich nur Juden — und gründen unbeläſtigt Schulen.

Die induſtriöſen Städtebewohner ſind Iraner und ſprechen perſiſch; doch in den vielen Dörfern und Anſiedelungen des ganzen Gouvernements wohnt der weitverbreitete türkiſche Stamm der Karagozlu (Schwarzäugler), welcher, ſeitdem ſich die Karaganer abgezweigt haben, in drei große Clans zerfällt, die alle unter Häuptlingen ſtehen, welche ihre Abſtammung direkt von Tamerlan herleiten. Die Juden ſind im Typus und in der Schädelbildung ganz den unſerigen gleich; man unterſcheidet ebenfalls beide Typen, den röthlichblonden, den ſogenannten polniſchen, und den ſpaniolischen feineren Typus. Dolichokephalie iſt äußerſt ſelten. Auch die Armenier bieten den doppelten Typus des blond-röthlichen brachykephalen mit äußerſt maſſivem Knochengerüſt und Neigung zur Dickleibigkeit und dann den mehr dolichokephalen mit dunklem Typus, feiner, oft gebogener Naſe und länglichem Geſicht. Die Stadt ſelbſt enthält kein einziges Bauwerk, welches Beachtung verdiente, und ebenſo wenig Reſte aus dem Alterthume; ſelbſt die Moſcheen ſind von außen ganz abgebröckelt und ihres Fliſendaches beraubt. Vom Gebirge an bis gegen die Stadt wird dagegen der Boden von vielen, oft mehr als hundert, Goldwäſchern nach Edelmetallen durchſucht; durch Schlemmen werden eine ganz bedeutende Anzahl von Gold- und Silberſchmucktrümmern, Gold-, Silber-, Kupfer- und Bronzemünzen aus der Zeit der Achämeniden, Alexanders, der Diadochen, Baktrier, Arſaciden, Römer, Saſſaniden, Muſelmanen und Byzantiner, außerdem Cylinder mit Keilſchrift, Kameen mit Pehlewiſchrift, Geſchmeide, Edelſteine (Rubin, Saphir, Lapis lazuli ꝛc.) und Votivbronzen, die alle einen Zapfen oder ein Loch zum Einfügen oder Anhängen beſitzen und meiſt Thiere (Vögel, Pferde, Fiſche), ferner Hände, Füße, geflügelte Thiermenſchen mit der Tiara, auch Pfeil- und Lanzenſpitzen darſtellen. Selten ſind dieſelben von Gold, oft jedoch mit griechiſcher Meiſterſchaft gearbeitet. Die langjährigen Kriege, die wiederholten Plünderungen und die Neigung aller Orientalen, ihr Habe unter die Erde zu verſtecken, erklären in genügender Weiſe dieſe Funde.

Mit Ausnahme der Bereitung von vorzüglichem Saffianleder und von geſchorenen Teppichen in der ganzen Umgegend bis gegen Farahan hin beſitzt Hamadan keinen bedeutenden Induſtriezweig, und der Großhandel liegt in den Händen einiger europäiſcher Häuſer in Täbriz, die ihre Agenten in dieſen Gegenden beſitzen. Deſto ausgedehnter iſt die Landwirthſchaft, weil es an Waſſer nicht fehlt, der verwitterte Granitboden fruchtbar und die Einwohner, wie alle Perſer, ſehr fleißige Land- und Gartenbebauer ſind. So gedeihen

Weizen (häufig mit Roggen zusammen, der nirgends als selbständige Frucht auftritt) und sechszeilige Gerste, mittlere Kichererbsen und andere Hülsenfrüchte in Fülle; von Klee besonders zwei Arten des Kopfklees. Sehr ausgedehnt ist der Weinbau, und der Wein von Hamadan hat in ganz Persien einen guten Ruf, den er auch wegen seines feinen Bouquets und seiner Güte verdient; er nähert sich am meisten dem Rheinwein. Aber wegen der schwierigen Ausfuhr wird der größte Theil der Trauben zu Rosinen getrocknet und zu fabelhaft billigem Preise verkauft oder der Traubensaft eingedickt und vom Volke statt des sonst häufigen Honigs und selteneren Zuckers benutzt. Wichtig ist der Mohnbau zur Gewinnung von Opium, trotzdem die Gegend demselben weniger günstig ist. Mangel leidet Hamadan nur an Brennmaterial, der in den kalten Wintern sehr empfunden wird, und eine Aussicht, in der Nähe Steinkohlen zu entdecken, ist nach Dr. Polak nicht vorhanden.

Oestlich von Hamadan an dem Wege nach der reichen Ortschaft Scheverin befinden sich mehrere muldenförmige Senkungen, die Eisbehälter der Stadt. Eis ist ein Hauptbedürfniß jedes Persers, und da es nicht jedes Jahr gewonnen werden kann, so wird eine seichte Bodenvertiefung mit Wasser gefüllt, die durch eine Mauer überall gegen die Sonne geschützt und nur gegen Norden offen ist. Nachts wird die dünne Eiskruste stets berieselt, bis eine Kruste von $^1/_2$ m Dicke erzielt ist. Das Eis wird meist in Kellern untergebracht, häufig auch in überirdischen, gegen Wärme gut isolirten Wölbungen; bei der ziemlich trockenen Luft hält sich das Eis das ganze Jahr hindurch und ist auch im Preise fast dem Aermsten zugänglich.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Zu Anfang Mai begeben sich Dr. med. Franz Bachmann und Dr. phil. Friedrich Wilms, letzterer Apotheker, nach Südafrika und speciell nach Transvaal, wo sie neben der Ausübung ihres Berufes die Verhältnisse des Landes kennen lernen und naturwissenschaftlichen (besonders botanischen) Studien obliegen wollen. Auch die handelspolitischen Verhältnisse zwischen Deutschland und Südafrika werden sie im Auge behalten und deutschen Waaren mehr Eingang in jene Länder zu verschaffen suchen.

— Dr. Bayol, dessen Abreise nach dem obern Senegal wir auf S. 320 des vorigen Bandes meldeten, hat von dem bekannten Militärposten Bafulabe am Senegal aus eine kurze Reise in das noch unerforschte Gebirgsland nördlich des Senegal unternommen. Durch die Drohungen der Toucouleurs der Stadt Diala indessen sah er sich gezwungen, bald umzukehren und sich mit einer kurzen Routenaufnahme und einigen naturwissenschaftlichen Sammlungen (Gesteine, Vögel, Hölzer ꝛc.) zu begnügen. Falls sich die Verhältnisse des Landes Kaarta (nördlich des Senegal, zwischen 11° und 13° w. Länge von Paris) nicht bald besserten, gedachte er nach Frankreich zurückzukehren.

Australien.

— Nach einem Telegramm aus Brisbane ergriff die Regierung der Kolonie Queensland formell Besitz von der Insel Neu-Guinea (d. h. von der Osthälfte, da der Westen niederländisch ist). Dieser Schritt ist in ganz Australien sehr populär, weil man so die Errichtung einer Strafkolonie dort abzuwenden hofft; indessen besitzen, wie frühere Vorkommnisse beweisen, die englischen Kolonien kein Recht zu selbständigen Landerwerbungen, sondern nur lediglich die Krone.

Nordamerika.

— Dem Parlamente von Canada hat der Marineminister einen Bericht für das Jahr 1882 vorgelegt, in welchem der Werth der canadischen Fischereiprodukte auf 16 088 672 Dollars geschätzt wird, 271 510 Dollars mehr als im vorhergehenden Jahre. Für 6 898 834 Dollars Fisch wurde ausgeführt, für 245 537 Dollars mehr als im Vorjahre. 11 Fischbrutanstalten standen unter der Aufsicht des Ministeriums; dieselben setzten über 58 Millionen Eier von Lachs, Lachsforelle, Forelle und Weißfisch aus. — Zu Ende 1882 waren 7312 canadische Schiffe registrirt, mit einem Tonnengehalte von 1 260 777. Davon waren 783 Dampfer mit 99 716 Tonnen, und hinzu kamen 288 neue Schiffe, davon 66 Dampfer, mit 60 113 Tonnen. Auf die einzelnen Provinzen vertheilen sich die Schiffe wie folgt: New Brunswick 1065 (308 980 T.); Nova Scotia 3026 (546 778 T.); Quebec 1754 (215 804 T.); Ontario 1112 (41 684 T.); British Columbia 84 (7697 T.); Manitoba 23 (2783 Tonnen).

Südamerika.

— Der in den chilenischen Anden weilende Dr. Güßfeldt (vergl. „Globus" Bd. 42, S. 192) hat d. d. Cauquenes, 30. December 1882 Folgendes an Dr. Reiß berichtet: „Ich bin sehr zufrieden mit meinen Erfolgen, habe 14 Tage in den Cordilleren bivouaquirt und die schöne Entdeckung eines Gletschers erster Ordnung von vier Stunden Länge, im Stile des Aletsch-Gletschers, gemacht; zwölf Photographien, alle gelungen, von ihm genommen. Sämmtliche Instrumente sind ausgezeichnet im Stande. Eine Basis von 980 m (Differenz ± 3 m) zweimal gemessen; viele Höhen trigonometrisch genommen. Die Uhren sind ausgezeichnet im Gange, so daß vortreffliche Zeitübertragungen erhalten wurden; eine botanische Kollektion alpiner Pflanzen (wilde Kartoffeln oberhalb des Gletschers) wurde gewonnen, ebenso Proben von anstehendem Gestein und von der Moräne. Gesundheit gut; morgen (31. December) breche ich auf, zunächst nach Argentinien, von da zurück durch Maipu, dann in die Aconcagua-Gegend, wo noch Schwierigkeiten zu überwinden sind."

(Verhandlungen der Ges. f. Erdk. zu Berlin.)

— Augenblicklich ist Lieutenant A. B. Tupper von der chilenischen Marine in Begleitung von Senhor C. Sage, eines Naturforschers, eines Landwirthes, eines Malers und eines Photographen mit der Erforschung Araukaniens beschäftigt.

Inhalt: Das heutige Syrien XXIV. (Mit sechs Abbildungen.) — E. Metzger: Die Baduwis auf Java II. (Schluß.) — Dr. F. W. Paul Lehmann: Ueber neuere Resultate der Gletscherforschung und einige Erscheinungen aus ihrer Geschichte I. — W. Kobelt: Ronda I. — Kürzere Mittheilungen: Meyer's Sprachführer, Türkisch. — Dr. J. E. Polak über Baku, Resecht und Hamadan. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Australien. — Nordamerika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion 21. April 1883.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIII. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1883.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XXV.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Nach einem vorläufigen Aufenthalte von nur wenigen Tagen brach Lortet wieder von Damaskus auf, um die interessante Tour nach dem Großen Hermon und dem obern Thale des Jordan anzutreten. Auf der Straße von Safed, auf der er gekommen, ging es zuerst in südwestlicher Richtung bis zum Dorfe El Mezrâ, von dort in ermüdendem Marsche über coupirtes Terrain nach NW bis zum Fuße des Berges, wo man unweit des kleinen drusischen Dorfes Arni das Lager aufschlug. Das Dorf liegt an der einen Seite eines breiten, reichbewässerten Thales, dessen Fruchtbarkeit durch eine Menge der schönsten alten Nußbäume, sowie durch üppig gedeihende Maulbeer- und Obstbaumplantagen bezeugt wird.

Bis spät in die Nacht hinein war das Lager der Reisenden von neugierigen Bewohnern von Arni umringt, denen europäische Touristen offenbar eine selten vorkommende Erscheinung waren. Die ungemein lohnende und verhältnißmäßig wenig beschwerliche Besteigung des Hermon wird in der That nur selten von dieser Seite aus unternommen; den gewöhnlichen Ausgangspunkt bilden die am westlichen Hange des Gebirges belegenen Dörfer Hâsbeya und Râscheya. Von einem Führer begleitet, machte sich Lortet am nächsten Morgen um fünf Uhr auf den Weg. In ziemlich bequemem Anstiege führte der Weg durch die schönste, von unzähligen munteren Bächen belebte Berglandschaft. Mehrmals kam man an kleinen, von irgend einem Bache gebildeten Bergseen vorbei, deren ruhige, klare Fläche den blauen Himmel und die herrlichen Bäume am Ufer wiederspiegelte. Die Thäler, in die man hinabblickte, zeigten denselben reichen Baumwuchs, wie das Thal von Arni. Auf der Höhe von 2000 m erschien freilich Alles ringsum verändert. Große Schneefelder breiteten sich aus, die Vegetation trug einen rein alpinen Charakter, die Luft war scharf und schneidend. Die grasbewachsenen Hänge wurden immer schroffer und steiler, und an vielen Stellen durchbrachen schwarze Lava- und Basaltmassen die Kreide- und jurassischen Schichten des Bodens. Der kahle Gipfel des Hermon wird durch zwei tiefe Senkungen in drei ziemlich schroffe Spitzen geschieden, von denen die südliche und die nördliche fast von gleicher Höhe (2860 m ü. d. M.) sind, während die westliche etwa 30 m niedriger ist. Auf der südlichen Spitze erhebt sich das Kasr Antar, die Ruine eines kleinen runden Tempels aus heidnischer Zeit, wahrscheinlich eine der vielen Kultusstätten des Baaldienstes, die sich auf dem heiligen Berge befunden haben. Einige Meter tiefer zeigen sich die Spuren eines zweiten, quadratischen Gebäudes und noch etwas weiter am Berge hinab eine große, augenscheinlich künstlich in den Felsen gegrabene Grotte, an deren Eingang sich noch Säulenreste befinden. Diese Grotte würde bei einem etwaigen Uebernachten auf der Höhe dem Touristen trefflichen Schutz gewähren; da sie aber zur Winterszeit den auf dem Hermon noch vielfach vorkommenden Bären häufig zum Aufenthalte dienen soll, steht sie bei den Führern aus den Bergdörfern im Rufe der Unsicher-

heit. Außer dem Bären (Ursus syriacus), der mit unſerm braunen Bär große Aehnlichkeit hat, kommen auch Wölfe, Füchſe und Schakale auf dem Hermon vor. Rothwild und Gazellen ſind ebenfalls reich vertreten. Jetzt war von höherm Thierleben in dieſer Schneewüſte nichts anderes zu gewahren, als einige Schmätzer und Haubenlerchen, die eifrig nach den auf dem Schnee befindlichen Inſekten (Lyggaea militaris) ſuchten. Unter den Pflanzen zeichneten ſich namentlich die Meleagris Hermonis mit zierlichen grünen Blüthen und eine hübſche veilchenfarbene Tulpe (Tulipa Lownei) aus, die beide an geſchützteren Stellen in großer Menge nebeneinander wuchſen.

Die Ausſicht vom Gipfel des Hermon iſt unvergleichlich ſchön und würde ſelbſt eine bei weitem ſchwierigere Bergtour reichlich belohnen. Bei hellem Wetter — und faſt neun Monate hindurch kann man ja hierzulande auf klare Luft rechnen — überblickt man von dieſer Höhe einen großen Theil Syriens. Im Süden die Berge von Adſchlûn bis in die Gegend von Moab, das breite grüne Thal des Jordans, den Lauf des Fluſſes und die Seen Tiberias und Hûleh; im Weſten die Berge von Samaria und Galiläa und die Mittelmeerküſte vom Karmel bis Tyrus; die Kette des Libanon mit ihren Schneegipfeln; weiter im Vordergrunde die Bekâa, das alte Cöleſyrien, mit dem tief einſchneidenden Laufe des Litâni; dann im Norden den Antilibanos. Im Nord-Oſt endlich zeigt ſich, ein ſeltſamer Kontraſt zu jenen abwechſelungsreichen Bildern, die Wüſte von Damaskus, die, gleichmäßig eben wie ein Meer, von einer goldenen, ſonnendurchglühten Staubatmoſphäre überfluthet iſt. Nur am Horizont, wo ſich der Dſchebel el-Aſuad und der Dſchebel el-Mânia erheben, denen ſich weiter nach Süden die Gebirgsmaſſe des Haurân anſchließt, geht das leuchtende Gelb der Luftſchicht in gedämpftere violette Tinten über.

Nachdem man das herrliche Panorama lange genug bewundert und dem Gedächtniß eingeprägt hatte, wurde der Abſtieg nach SW angetreten. In weitem Bogen führte

Phöniciſcher Tempel bei Hibbarijeh.

der beſchwerliche Pfad durch ziemlich dichten Wald, der zum Theil aus ſtachlichten Eichen (Quercus Ehrenbergii und Quercus Loot), zum Theil aber aus ſtattlichen hohen Wachholderbäumen (Juniperus excelsa und Juniperus drupacea) beſtand. Nach mehrſtündiger Wanderung kam man in dem Dorfe Schiba an, das am untern Ende einer tiefen Thalſchlucht gelegen iſt. Ein reißender Bach, der durch das Schneewaſſer des Hermon genährt wird, durchſtrömt das Thal. Schiba iſt eines der am höchſten gelegenen Hermondörfer; ſeine Bewohner leben ausſchließlich von Viehzucht, und zwar halten ſie vorzugsweiſe große Herden von Ziegen, die allenthalben an den Thalwänden und den benachbarten Berghängen umherklettern. Die trockenen Ziegenkäſe und die geronnene Ziegenmilch (leben), welche die Einwohner von Schiba nach Damaskus bringen, ſind dort beſonders beliebt. Am Ufer des Baches entlang gehend, erreichte Lortet bald ein kleines, mit ſchönen Oelbäumen bepflanztes Plateau, an deſſen einer Seite das freundliche Dorf Hibbarijeh liegt. Nicht weit von demſelben befinden ſich mitten zwiſchen den Feldern der Dorfbewohner die Ruinen eines alten Tempels, der bis vor wenigen Jahren noch drei faſt unverſehrte Mauern beſaß, jetzt jedoch durch verſchiedene neuere Erdbeben zum großen Theil in einen Trümmerhaufen verwandelt iſt. Daß es ſeinerzeit ein Prachtbau geweſen iſt, der ſich hier mitten in den Bergen erhoben hat, iſt aus Allem, was von architektoniſchen Details noch vorhanden, deutlich zu erkennen. Um den $2^1/_2$ m hohen Säulenfuß zieht ſich ein zierliches Kranzgeſims, auch die Innenwände des Pronaos und der Cella waren mit reichen Simſen geſchmückt. An den Ecken erhoben ſich Säulen mit joniſchem Kapitäl, zwiſchen denen auf der Oſtſeite zwei Mittelſäulen den Portikus bildeten. Die faſt 5 m hohe Pforte der Cella zeigt über dem Architrav ein ſchöngegliedertes Geſims. Zu beiden Seiten der Pforte befinden ſich je zwei übereinander geordnete Niſchen mit kunſtvoll ſtulpirter Muſchelwölbung und Säulchen. Die Steine der ſehr ſtarken Mauern ſind auf das Sorgfältigſte behauen; innerhalb eines in die Mauer hineingearbeiteten Schachtes führte eine kleine Treppe zum Dache der Cella empor.

Der Große Hermon, vom Wadi El-Teim aus gesehen.

Digitized by Google

In nordwestlicher Richtung ging es nun vorwärts über einige steile Höhen, bis man nach mehrstündigem Marsche an das große Dorf Hâsbeya gelangte, das schon längere Zeit vorher durch trefflich kultivirte Felder und große Weinberge sich angekündigt hatte, zwischen denen der Weg entlang führte. Hier wurde auf einer Wiese vor dem Dorfe unweit des Jordanufers unter prächtigen alten Oelbäumen das Lager für die Nacht aufgeschlagen. Das Dorf Hâsbeya liegt 670 m ü. d. M. in schönster Umgebung. Amphitheatralisch baut sich ein Kranz von Hügeln hinter ihm auf, von denen herab ein breiter Bach durch das Dorf fließt, um sich nach kurzem Laufe in den Nahr Hasbâni, den obern Jordan, zu ergießen. Zu beiden Seiten des Thales steigen in Terrassen angelegte Obstgärten und Olivenpflanzungen an. Namentlich der Weinbau wird hier eifrig betrieben; die Trauben kommen entweder als Rosinen in den Handel oder werden zur Herstellung von Syrup (dibs) verwendet, der in ganz Syrien vielfach anstatt des übermäßig theuren Zuckers gebraucht wird. Von den 5000 Einwohnern von Hâsbeya sind vier Fünftel Christen, ein Fünftel Drusen. Bei den blutigen Metzeleien des Jahres 1860 sollen in Hâsbeya allein 1000 Christen von den Drusen massakrirt worden sein. Wenn auch diese Zahl vielleicht übertrieben ist, so ist doch sicher, daß ein furchtbares Blutbad hier stattgefunden, und daß der türkische Gouverneur des Ortes, Oberst Osman Bey, dasselbe nicht nur geduldet, sondern die Drusen sogar dabei unterstützt hat.

In der Nähe von Hâsbeya, am Fuße der Kreidefelsen, befinden sich etwa vierzig alte Schachte, in denen auf die primitivste Weise Erdpech zu Tage gefördert wird. Eine Zeit lang war ihr Betrieb ganz eingestellt, jetzt aber sind die Gruben wieder von der Regierung verpachtet worden, und es wird fleißig in ihnen gearbeitet. An Stricken werden die Arbeiter in die Tiefe von 25 bis 30 m hinabgelassen, in der sich die bituminösen Schichten befinden, die sie in ungemein niedrigen kurzen Gängen abbauen. Von einer Zimmerung oder Mauerung dieser Schachte ist natürlich keine Rede. In großen Körben wird das gewonnene Erdpech an die Oberfläche gezogen; dann wird es im Jordan gewaschen und darauf geschmolzen, um es von allen Kalkpartikeln gänzlich zu säubern. Erkaltet, wird es in kleine Stücke zerklopft, in Kisten verpackt und zu Maulthier nach Sidon geschafft, wo es heute einen nicht unbedeutenden Exportartikel bildet. Der Kalkstein, der die Adern enthält, gleicht dem von Neby Musa. An einigen Stellen ist er vielfach geborsten, und die Spalten sind mit Bitumen ausgefüllt. Die Araber nennen das Erdpech el hummar und gebrauchen dasselbe seit langer Zeit schon zur Vertilgung schädlicher Insekten an den Obstbäumen und Weinstöcken. Sie vermischen das über dem Feuer geschmolzene Erdpech mit Oel und bestreichen mit dieser Mischung ihre Weinstöcke dicht über den Wurzeln. Auf dieses alte Verfahren, mit dem man jetzt in Frankreich gegen die Phylloxera vorzugehen versucht, hat Seetzen schon im Jahre 1805 aufmerksam gemacht. (Vergl. Seetzen, Reisen durch Syrien. Thl. I, S. 325.)

Ein siebenstündiger Marsch, der zum großen Theil über trockene, vielfach zerklüftete und mit eruptivem Gestein durchsetzte Kalkplateaux führte, brachte den Reisenden am Nachmittag des folgenden Tages nach Râschcya im Hochthale El-Teim. Die kleine Stadt von 3500 Einwohnern liegt ähnlich wie Hâsbeya an mehreren Hügeln und ist auch wie jenes von terrassirten Obstgärten und Weinbergen umgeben. Ein altes hochgelegenes Schloß beherrscht die Stadt, deren massive kleine Häuser ein ärmliches Aussehen haben, das dem Rufe der Wohlhabenheit, in dem ihre Bewohner stehen, durchaus widerspricht. Ueberraschend war es für Lortet, in diesem gesund und hoch gelegenen Orte so unzählig viele Kranke zu finden, die seine Hilfe begehrten. Wie in den sumpfigsten Niederungen um den See Tiberias und den Hûleh waren hier Wechselfieber und bösartige Dysenterien fast Haus bei Haus anzutreffen.

Von Râschcya hat man einen schönen und vollständigen Ueberblick über die ganze Bergmasse des Hermon, die sich in einer Länge von etwa 7 Stunden in weitem Bogen von SW nach NO hinzieht und durch die tief einschneidenden Thäler und Schluchten ein seltsam zerrissenes Ansehen erhält.

Der Weg von Raschcya nach Damaskus, der am nächsten Morgen angetreten wurde, führte zunächst durch das Thal von Kefr Kuk, in dem sich ein kleiner See befindet, der meist während des Sommers austrocknet und dann mit Getreide bebaut wird. Das Dorf Kefr Kuk mit seinen herrlichen schattigen Nußbäumen gewährte für viele Stunden eines ermüdenden Marsches den letzten wohlthuenden Anblick. Gleich nachdem man es passirt, mußte man, in nordöstlicher Richtung ansteigend, ein trockenes, felsiges und schroffes Thal hinaufgehen, das auf ein vielfach zerklüftetes und stellenweise noch mit Schnee bedecktes Plateau mündete. Hohe Berge mit vielfach ausgezackten Gipfeln ragen an den Seiten empor, an ihren unteren Abhängen mit Eichen und Tannen bestanden. Auch hier zeigt sich wieder eine eigenartige Gebirgsvegetation: hatte in dem steinigen Thale, das man soeben passirt, nur die Zwergkirsche (Cerasus prostrata) mit ihrem wenige Zoll hohen rankenden Gesträuch und den schönen rosenfarbenen Blüthen alle Lücken und Spalten ausgefüllt, so wucherte hier längs dem Wege und unter den Bäumen der Berghänge eine reiche und verschiedenartige, blühende Flora. Weiße Anemonen (Anemone blanda) und schöne silberglänzende Cruciferen (Arabis albida), ein Immergrün mit großen blauen Blüthen (Vinca Libanotica), eine eigenthümliche Boretsch-Art mit chokoladebrauner, nach Vanille duftender Blüthe (Solenanthus Tournefortii), die dicht am Rande der Schneeflächen wuchs, und ein prächtiges Vergißmeinnicht (Myosotis refracta) waren zahlreich vertreten. Inmitten schroff emporragender Felsklippen und am Rande des Schnees fand Lortet eine schöne, rothblühende Tulpe (Tulipa montana) und eine prächtige blaue Scilla (Lloydia Graeca). Von Thieren war hier außer großen Schaaren rother Rebhühner nichts zu sehen.

Ueber Aîn Meithelun, einer Station der neuen französischen Poststraße zwischen Beirut und Damaskus, ging man an diesem Tage noch bis Dimâes, das am Westrande der Sachrat Dimâes liegt, der steinigen, unbebauten, traurig wasserlosen Ebene, auf der während einiger Monate des Jahres ein Theil der Garnison von Damaskus Uebungen und Manöver abzuhalten pflegt. Nirgends ist hier ein Baum zu sehen, und auch Gras und krautartige Pflanzen sind nur spärlich vorhanden. Jetzt breitete jedoch an verschiedenen Stellen eine röthlich blaue Levkoje (Matthiola damascena) einen dichten Blumenteppich aus. Ungefähr eine Stunde dauert der Marsch durch diese Wüste, dann geht es über ziemlich steile Höhen in das tief eingeschnittene Thal hinab, in dem der Barada seine, durch den Zufluß der trüben aber eiskalten Bäche vom Antilibanos angeschwellten Fluthen nach SO wälzt. Prachtvolle Pappeln und zierliche Tamarisken mit ihren hohen, rosenfarbenen Fiederbüscheln stehen am Ufer des Flusses. Das freundliche Dorf Dûmar wird passirt, dessen Chan von außen mit gutgemeinten, aber die Lachlust des europäischen Reisenden unwiderstehlich anregenden Malereien

Damaskus.

Digitized by Google

bedeckt ist, in denen seltsame Dampfschiffe und unmögliche Kameele bunt durcheinander laufen. Vom Flusse ablenkend, wird ein Fußpfad eingeschlagen, der über einen Hügel und an einem alten Heiligengrabe vorbeiführt, von dem aus man Damaskus überblickt, das inmitten eines wahren Meeres von üppigstem Grün seine glänzenden Kuppeln und Minarete erhebt.

Wenn auch in Syrien kein Mangel an Steinen ist, und große Steinbrüche sogar ganz nahe bei Damaskus sich befinden, so sind doch die meisten Häuser der Stadt aus an der Sonne getrockneten Backsteinen gebaut, die mit einem gelblichen Verputz beworfen sind; gewöhnlich einstöckig, machen sie von außen den einfachsten Eindruck und enthalten doch im Innern eine unglaubliche Pracht. Das Zimmerholz liefern die großen Pappeln, die an den Ufern des Barada und der zahlreichen Bewässerungskanäle stehen. Die Mauern, durch welche die Gärten von der Straße und auch von einander geschieden werden, sind aus dem geringsten Material, aus mit gehacktem Stroh durchknetetem Lehm aufgeführt, was für das Klima der Stadt dauerhaft genug ist. Von eigentlichen Ziergärten ist auch in Damaskus nicht die Rede; alles sind Obstgärten, in denen außer verschiedenen unserer Obstarten vorzugsweise Mandeln, Feigen, Pfirsiche, Granaten und Aprikosen gezogen werden. Namentlich die kleine goldgelbe Aprikose von Damaskus (mischmisch) wird in großartigstem Maßstabe angebaut und bildet einen wichtigen Exportartikel Syriens. In den Handel kommt sie meist in getrocknetem Zustande oder in der Form der im Orient allgemein beliebten dünn zusammengepreßten Paste, dem sogenannten mardin, die ja jetzt auch bei uns schon vielfach zu haben ist. Die zahllosen Bewässerungskanäle, welche die Gärten tränken, die Wasserleitungen, welche durch fast jedes wohlhabendere Haus der Stadt fließen, die breiten Gräben in einzelnen Straßen, an denen die schönen, abends vielbesuchten Kaffeehäuser liegen, die vielen laufenden Brunnen auf Straßen und Plätzen: all dieser unschätzbare Segen für die Wüstenstadt wird allein von dem Nahr Barada geliefert,

Kaffeehaus am Ufer des Barada.

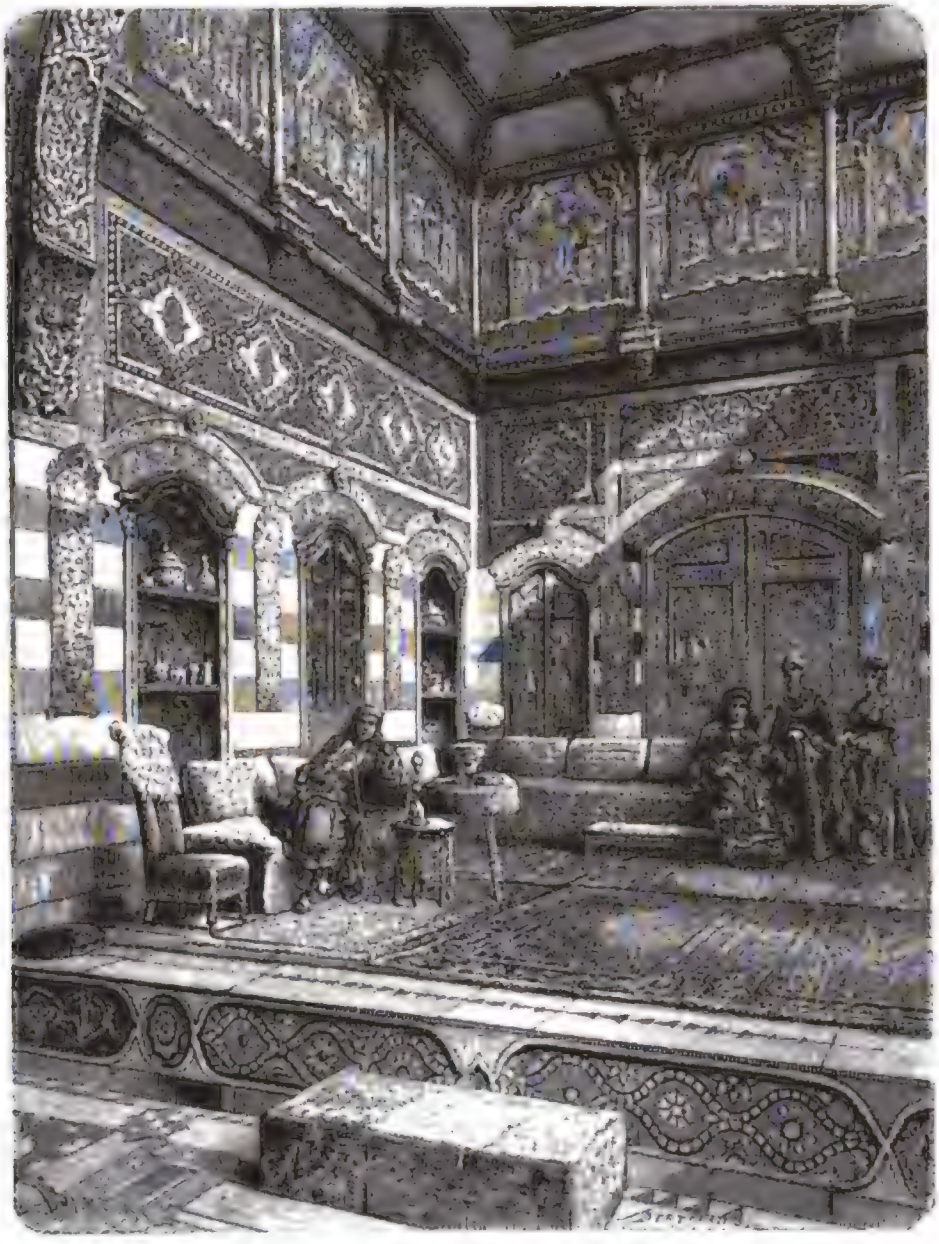
dem alten Chrysorrhoas oder Goldflusse der Griechen. Wie er vor Zeiten die Oase in dieser Sand- und Felswüste hervorgerufen und, in den Dienst der Menschen gezwungen, sie durch weite Vertheilung seines Wassers vergrößert hat, so ist er noch heute die erste Bedingung für das Bestehen der mächtigen Stadt. Alle die zahllosen großen und kleinen Leitungsarme, in die er sich in der Stadt zertheilt, vereinigen sich an der Ostseite derselben zu einem immerhin noch ansehnlichen Flusse, der nach einem ungefähr fünf Meilen langen Laufe sich in einem sumpfigen See, dem Bahr el Ateibeh, verliert. Nicht weniger als vier große Seen liegen hier in geringer Entfernung von einander, in einer tiefen Depression der Ebene von Damaskus. Sie werden von Flüssen des Hermon, des Dschedur und des Haurân gespeist und bilden zusammen ein weites Sumpfgebiet, das von undurchdringlichen Dickichten von Schilf (Arundo donax) und Binsen bestanden, von unzähligen Reptilien und Schildkröten (Emys caspica und Testudo mauritanica) belebt ist. Wasservögel aller Art, Pelikane, Bekassinen, Reiher, Rohrdommeln, Enten, im Winter auch Schwäne leben auf den Wasserflächen, deren großer Fischreichthum ihnen stets reichliche Nahrung gewährt. In der Nähe der Seen und auf der ganzen Strecke zwischen ihnen und Damaskus sind zahlreiche Dörfer entstanden, die mit ihren mächtigen Pappeln und Nußbäumen freundlich genug aussehen, aber fast ausnahmslos von Sumpffiebern heimgesucht sind, die ihre verderblichen Wirkungen auch bis in die Stadt hinein fortpflanzen. Am Laufe des Barada ziehen sich große Baumschulen und Gemüsegärten hin, in denen namentlich die in Damaskus sehr beliebte Kichererbse (Cicer arietinum) und eine eßbare Malvacee (Hibiscus esculentus) gebaut werden.

Jenseit dieses Sumpf- und Seenterrains, noch weiter nach O hin, befinden sich meist die Lagerplätze der nomadisirenden Araber, die sich mit dem Einsammeln und Verkauf der Sodapflanzen (Salicornia) jener Gegend beschäftigen. Die niedrigen Büsche werden im September dicht über der Wurzel abgehackt und nach Damaskus gebracht. Die blühenden Spitzen der Pflanzen, die im Handel nicht gern genommen werden, verwenden die Araber zum Waschen

Digitized by Google

ihrer eigenen Kleider. Außer mit dieſen Pflanzen treiben ſie auch noch mit anderen Wüſtenprodukten Handel. Die großen Stücken Schwefel, die ſie nach der Stadt bringen, und die zur Fabrikation des landesüblichen groben Schießpulvers verwendet werden, ſammeln ſie wohl im Haurân; der Salpeter aber, den ſie gleichzeitig anbieten, findet ſich in der unmittelbaren Umgebung der Stadt auf dem Boden. Einen ſehr beliebten Handelsartikel dieſer Araber bilden auch die großen und kleinen Falken, die ſie einfangen und zur Jagd auf Gazellen oder Haſen abrichten. Die großen werden von den reichen Jagdliebhabern von Damaskus oft mit ungeheuren Summen bezahlt.

Seit Jahrhunderten ſchon iſt es das Amt der Anazeh-Beduinen, die große Pilgerkarawane zu geleiten, die ſich alljährlich nach Mekka begiebt. Mit der Eröffnung der Landenge von Suez hat freilich die Bedeutung dieſes Pil-



Zimmer eines Hauſes in Damaskus.

gerzuges ſehr abgenommen. Die meiſten Pilger gehen heute über Konſtantinopel, Smyrna, Alexandrette und Port Said und landen bei Dſchedda in Yemen. Nur wenige, die aus dem mittleren Aſien über Perſien und Meſopotamien kommen, berühren noch Damaskus. Die Weiterreiſe von hier aus, die eben unter dem Schutze der Anazeh ausgeführt wird, dauert 45 Tage und iſt oft ſehr beſchwerlich. Die Pilgerſtraße geht zuerſt im Oſten des Jordanthales und des Todten Meeres bis nach Petra; von dort nach dem Ufer des Rothen Meeres, in deſſen Nähe ſie bis zum Grabe des Propheten bleibt. Bei ihrer Rückkehr nach Damaskus werden die Pilger von den Einwohnern der Stadt mit lebhafteſten Freudenbezeigungen empfangen. Es iſt ein hoher Feſttag, Alles zieht aus den Thoren, den Hadſchis entgegen. Faſt immer bringen dieſe allerhand Waaren mit, durch deren Verkauf ſie einen Theil ihrer Reiſeunkoſten decken: Mokkakaffee, Sennesblätter, Gummi, Aloe, graue Ambra, chineſiſches Porcellan, indiſche

Shawls und Gewebe. Für chinesisches Porcellan haben die Araber seit lange schon eine große Vorliebe. In ganz Syrien und namentlich in Damaskus existiren in den Häusern der reichen Leute unglaubliche Schätze an keramischen Waaren, wie sie das himmlische Reich heute kaum mehr so vollendet hervorzubringen vermag. Als kostbare Erbstücke gehen sie vom Vater auf den Sohn, und seit lange schon werden sie nicht mehr in eigentlichen Gebrauch genommen, sondern allein als Zimmerschmuck in den reich ausgestatteten Haremsgemächern verwendet.

Ronda.

Von **W. Kobelt.**

II.

Ronda hat eine so eigenthümliche und pittoreske Lage, wie man sie selbst in Spanien nicht zum zweiten Male findet. Nähert man sich der Stadt von Norden oder Nordosten her, so liegt sie auf einem sich langsam erhebenden Hochplateau ohne besondere Auszeichnung, über welches der klare Guadalvin der Stadt zuströmt. Kommt man aber von Süden, durch das Thal des Flusses, der weiter unten den Namen Guadiaro führt, so hängt sie in schwindelnder Höhe auf einer Felsenwand, die mindestens 1000 Fuß senkrecht abfällt, und in der Wand klafft ein Riß, durch welchen der Guadalvin schäumend herabstürzt. Nur ein steiler Pfad führt im Zickzack hinauf zu der alten Maurenstadt, beherrscht von verschiedenen Kastellen, deren Mauerwerk dem verwitterten Nagelfluhfelsen, welcher sie trägt, häufig so ähnlich sieht, daß es schwer fällt zu entscheiden, wo der Stein anfängt und das Mauerwerk aufhört. Der Spalt des Guadalvin, der Tajo de Ronda, ist das Wahrzeichen der Stadt. Nicht über 200 Fuß breit, aber am Ausgang fast tausend Fuß tiefer liegend als an seinem Eingang, durchschneidet er den Felsenrand bis zur Basis herunter; eine Brücke, aus einem einzigen Bogen von 110 Fuß Spannung bestehend, verbindet die Ränder an seiner schmalsten Stelle und gestattet eine prächtige Uebersicht über die Reihe von Kaskaden und schaumbedeckten Stromschnellen. Sie wurde 1761 von dem Architekten José Martin Aldeguela erbaut und sollte leider ihrem Erbauer verhängnißvoll werden: als er einst an der Brüstung stand und hinunterblickte, erfaßte ihn der Schwindel und er stürzte in die hier 300 Fuß betragende Tiefe. Wäre das ein paar hundert Jahre früher passirt, so hätten wir heute die schönste Legende von dem Teufel, mit dessen Hilfe die Brücke gebaut wurde und der sich nachher seinen verfallenen Lohn holte. Die gewaltigen Brückenpfeiler enthalten übrigens zugleich das Stadtgefängniß, in dem kürzere Strafen zu verbüßen sind. Weiter nach unten erweitert sich die Kluft etwas und giebt Raum für eine Menge noch ganz maurisch aussehender Mühlen, an denen vorbei der Blick in ein üppig grünes Thal schweift. Eine in den lebendigen Felsen gehauene Wendeltreppe, la mina de Ronda, vermittelte im Fall einer Belagerung die Verbindung zwischen der Stadt und den Mühlen; sie wurde 1542 von christlichen Gefangenen ausgeführt. Heute ist sie etwas schwer zu passiren; die Eisenplatten, welche ihre Stufen zur Maurenzeit bedeckten, wurden von den Spaniern weggenommen und durch Holz ersetzt; in dem kalten Winter 1833 aber fand es der Gouverneur General Rojas, in dessen Palast die Treppe ausmündet, bequemer, das Holz zur Heizung zu verwenden, und seitdem verfiel die Treppe.

Wunderbar ist auch der Anblick des Tajo, wenn man auf dem steilen Zickzackpfad zu seinem Ausgange hinabsteigt. In wilden Sprüngen kommt der Guadalvin aus dem nächtlichen Dunkel der Kluft herab, eine mächtige Schaummasse von oben bis unten; am Ausgang sammelt er noch einmal seine ganze Kraft und stürzt sich mit einem gewaltigen Satze etwa 60 Fuß tief in ein Becken, aus dem er dann beruhigt in vielen Krümmungen weiter fließt. Ueberraschend ist der Gegensatz zwischen dem kahlen, sonnverbrannten Nagelfluhfelsen und dem üppigen Grün im Thale. Hier ist jeder Zoll breit Landes sorgsam benutzt; Gemüsebeete bedecken den Boden und über ihnen erheben sich in dichtem Wald Nußbäume und Birnbäume, gemischt mit Quitten, Pfirsichen und Pflaumen. Das Obst von Ronda ist in ganz Südspanien berühmt. Am Flusse selbst stehen zahlreiche italienische Pappeln, ein Baum, der sonst in Südspanien so selten ist, daß Roßmäßler sein Vorkommen ganz in Abrede stellt.

Von maurischen Alterthümern ist in Ronda nicht viel übrig geblieben; die Christen haben nach der Eroberung des gefürchteten Raubnestes reine Arbeit gemacht. Außer einigen Befestigungsthürmen ist nur die Wohnung der alten Fürsten, la Casa del Rey Moro, übrig geblieben, erbaut 1042 von dem wilden Berberhäuptling Al Motadhed, von dem Conde berichtet, daß er aus den Schädeln der von ihm selbst erschlagenen Christen zu trinken pflegte. Nur eine Merkwürdigkeit hat Ronda noch, die ihres Gleichen auf der Welt sucht, seine Alameda. Dort hoffte ich auch endlich echt andalusisches Wesen zu finden, von dem in der Stadt des echten Majothums wenig mehr zu verspüren war. Zwar wurde in dem — nebenbei bemerkt recht guten — Hotel bei jeder Mahlzeit Gazpacho servirt, ein andalusisches Nationalgericht aus Brotschnittchen, Oel, Gurken, allen möglichen grünen Blättern und sehr viel Wasser, das man mit Löffeln ißt und mit dem man sich im Sommer schon befreunden könnte, wenn das Oel nur nicht immer ranzig wäre; zwar wurde allabendlich ein junger Stier, ein Novillo, durch die Stadt geführt, an dem jeder seinen Muthwillen büßen konnte, aber unter der Volksmenge, welche zu dieser echt andalusischen Volksbelustigung zusammenströmte, war kein einziger Majo und selbst die Zahl derer, welche noch den andalusischen Nationalhut, den Sombrero calañes, trugen, war verschwindend klein im Vergleich mit denen, welche sich in Nichts von anderen Europäern unterschieden. Auf die Alameda, wo in der Abendkühle die Elite von Ronda lustwandelt, hatte ich meine letzte Hoffnung gesetzt, aber auch hier wurde ich enttäuscht. Wohl herrschte bei den Damen noch die Mantilla vor, und das wird auch noch geraume Zeit so bleiben, denn sie kleidet gar zu gut, aber die aus höheren Ständen erschienen schon im französischen Hut, und von einem Majo war keine Spur zu sehen. Majo und Maja gehören der Vergangenheit an und bald

wird ſie auch der Andaluſier nur noch aus der Arena und dem Theater kennen; Guitarren und Caſtagnetten, Fandango und Bolero ſind im Begriff ihnen zu folgen; wieder iſt einer der wenigen Theile Europas, in denen ſich noch eine ſcharf ausgeprägte nationale Eigenthümlichkeit erhalten hatte, der allgemeinen Nivellirerei des Zeitalters der Eiſenbahnen verfallen.

Aber die Alameda von Ronda rechtfertigt noch heute ihren alten Ruhm. An ſich freilich iſt ſie nur ein leidlich gepflegter, faſt baumloſer Blumengarten mit breiten Gängen, Marmorbänken und ein paar rauſchenden Springbrunnen, aber ſie hängt gerade am Rande des furchtbaren Abſturzes, faſt tauſend Fuß hoch über dem Thale, und einzelne Balkone ſpringen über den Abgrund vor und bieten einen entzückenden Blick über die tief unten liegende grüne Vega und die Hügel des Guadalvinthales. Von hier oben betrachtet erſcheinen ſie faſt wie eine allmählich anſteigende Ebene, die in weitem Halbkreiſe eingefaßt wird von den gewaltigen Felſenbergen der Sierren von Yunquera, Gaucin und Montera, hinter denen die Berge der Sierra Bermeja erſcheinen, in welchen der edle Conde de Aquilar die ſchwere Niederlage am Rio Verde erlitt, von welcher das heute noch vielgeſungene Lied meldet:

Rio verde, rio verde
Tinto vas en sangre viva;
Entre ti y Sierra Bermeja
Murio gran caballeria.[1]).

Hier iſt keine Schlucht, kein noch ſo unbedeutender Bach, in denen nicht einmal Blutſtröme gefloſſen, an denen nicht eine Sage und eine Romanze haftet; ein gutes Theil der Kämpfe zwiſchen Mauren und Chriſten iſt hier ausgefochten worden. Es ſcheint, als hätten ſich ſchon bald nach der Landung Tariks und der Entſcheidungsſchlacht von Jeres de la Frontera Berberſtämme in dieſen Felſenwildniſſen feſtgeſetzt, die ihren Heimathbergen ſo ähnlich ſind und ihnen auf den Felſen ſichere Wohnung, in den grünen Thälern reiche Nahrung boten. Sie haben ſich mit zäher Ausdauer auch nach der Eroberung durch die Spanier gehalten, trotz den verſchiedenen Austreibungsverſuchen, und wenn heute auch die Benarraba, die Benadalid, die Ben Alauria und andere „Criſtianos viejos“ mit Entrüſtung die Inſinuation einer Beimiſchung mauriſchen Blutes zurückweiſen und jederzeit bereit ſind, auf eine derartige Behauptung mit dem landesüblichen Pugnale (Dolchſtoß) zu antworten, ſie können ihre Abſtammung nicht verläugnen. Schon der ſorgſam betriebene Ackerbau und die Pflege der Oelbäume deutet auf Maurenblut, wie auch in den Vegas von Valencia und Murcia und den Oaſen der Provinz Almeria; ein ganzes Volk läßt ſich eben doch nicht leicht ausrotten. Noch mehr tritt die Aehnlichkeit hervor, wenn man Gelegenheit hat, Südſpanier und Araber neben einander zu ſehen, wie z. B. in der Provinz Oran. Trotz dem beiderſeitigen Fanatismus vertragen ſie ſich ganz gut und in den Villages nègres, den für die Eingeborenen beſtimmten Vorſtädten der franzöſiſchen Städte, leben immer Araber und arme Spanier durcheinander. Haushalt und Lebensweiſe ſind genau dieſelbe, bei den Arabern wie bei den Spaniern wohnen Menſch und Vieh in einem Raume traulich beiſammen und zwei- und vierbeinige Jugend ſpielt in gleich reinem — oder richtiger nicht ſehr reinem — Naturzuſtande im Straßenſchmutz durcheinander; nur hält der Spanier ſtets auch ein vierbeiniges Schwein, um ſich — wie die Franzoſen boshaft behaupten — wenigſtens in einem Punkte vom Araber zu unterſcheiden und als Criſtiano viejo, als Chriſt von altem Blute, zu dokumentiren.

Sei dem nun, wie ihm wolle, die Bodenkultur in der Serrania de Ronda war immer eine verhältnißmäßig gute und ſie hat in neuerer Zeit einen unverkennbaren Aufſchwung genommen, bedingt durch dieſelbe Urſache, welche dem Majothum ein Ende gemacht hat, durch das faſt vollſtändige Aufhören des Schmuggels. Ronda war früher der Hauptſitz des Schmuggels und Rondeño oder Serrano (Bergbewohner) war in ganz Südſpanien gleichbedeutend mit Contrebandiſta. Das waren die gelobten Zeiten Gibraltars, in denen dieſes Felſenneſt, aus dem heute noch keine einzige fahrbare Straße in die Halbinſel hineinführt, mehr engliſche Manufakturwaaren und namentlich mehr Tabak importirte, als alle Häfen der Halbinſel zuſammengenommen. Ganz Ronda ſtand damals im Dienſte der engliſchen Importeure. Allabendlich liefen aus Gibraltar die ſchwer beladenen Schmugglerboote aus und wenn die ſpaniſchen Guardacoſtas [1]) einmal zu neugierig wurden, ſoll es gar nicht ſelten vorgekommen ſein, daß die Schaluppen der engliſchen Kriegsſchiffe ihren Landsleuten thatſächlichen Beiſtand leiſteten. Umſonſt wurde Algeſiras erbaut und befeſtigt, um Gibraltar beſſer überwachen zu können, der Schmuggel blühte weiter, denn meiſtens ſtanden auch die Zollwächter oder wenigſtens deren Officiere im Solde der Importeure und empfingen ihre Bezahlung reichlicher und regelmäßiger als von der Regierung. So gingen ſich die „Grünen“, die Zollwächter, und die Rondeños meiſtens hübſch aus dem Wege und ſtanden ſich beide ganz gut dabei, und wenn einmal ein Convoi anſtandshalber abgefaßt werden mußte, wurde das hübſch vorher abgemacht und verlief zwar mit vielem Geſchrei und Geknalle, aber ſonſt in aller Freundſchaft. Nur wenn einmal ein übermüthiger Rondeño einen Grünrock perſönlich beleidigte oder das Femininum ins Spiel kam, oder wenn ein neuer Kommandant, der die Geſchenke der Importeure noch nicht geſchmeckt hatte, von Madrid kam mit dem ſtrengen Befehl, dem Unweſen ein Ende zu machen und der leeren Staatskaſſe zu ihrem Rechte zu verhelfen, wurde auch einmal Ernſt gemacht. Dann allerdings bekamen die Escopetas und Trabucos [2]) Arbeit und mancher Guardacoſta, mancher Rondeño färbte den Felſenboden mit ſeinem Blute, mancher wanderte ins Preſidio von Ceuta, um ſpäter rückkehrend die Zahl der Räuber zu vermehren. Im Allgemeinen aber dauerten ſolche Paroxysmen nicht lange, auch der ſchärfſte „neue Beſen“ ſtumpfte ſich nach und nach ab und der alte angenehme Zuſtand trat wieder ein. Das war die glänzende Zeit der Serrania; die jungen Leute verdienten Geld wie Heu und konnten ihrer Neigung zu Putz und ſchönen Pferden und Waffen die Zügel ſchießen laſſen und ſie ſtellten das Hauptkontingent zu den Majos. Aber mit der Aera der Handelsverträge, der Einführung vernünftiger Zollgeſetze einerſeits und der Entwickelung der cataloniſchen Induſtrie andererſeits hat die Herrlichkeit ein Ende genommen; die Importeure konnten nicht mehr ſo gut zahlen, die Regierung dagegen wurde pünktlicher, und ſo gelang es dem energiſchen General Prim ſchließlich, die Guardacoſtas und Guardia Civiles, die Gensdarmerie, vollſtändig zu reorganiſiren und dem Schmuggel ein Ende zu machen. Heute werden

[1]) Rio Verde, Rio Verde,
Fließeſt rothgefärbt von Blut;
Zwiſchen dir und Sierra Bermeja
Fiel ein großes Ritterheer.

[1]) Küſtenwächter.

[2]) Escopeta iſt die lange einläufige, mauriſch geſchäftete ſpaniſche Flinte, Trabuco ein Gewehr mit trichterförmiger Mündung, in welches man eine ganze Hand voll kleiner Kugeln lädt, die Lieblingswaffe des meiſt nicht gut ſchießenden Andaluſiers.

Manufakturwaaren kaum mehr eingeführt und auch dem Tabaksschmuggel droht ein baldiges Ende, da England sich auf das Drängen Spaniens endlich dazu hat verstehen müssen, in Gibraltar ein Customhouse zu errichten.

Schmuggler und Räuber haben gewissermaßen immer in einer nahen Verbindung gestanden, obwohl man durchaus nicht glauben darf, daß der Schmuggler immer oder auch nur häufig sich zu Räubereien hergegeben habe. Aber aus dem gefangen gewesenen oder wegen Blutvergießens schärfer verfolgten Contrabandista wurde gar leicht ein Bandolero, um so leichter, als diesem Handwerk in den Augen des Spaniers im Allgemeinen und des Andalusiers im Besondern durchaus kein Makel anhaftet, sondern eher eine wildromantische Glorie, die den Räuber als den Beschützer der Armen, den Rächer der unter gesetzmäßigem Deckmantel verübten Schlechtigkeit, den Vertheidiger der Freiheit gegen despotische Mißregierung erscheinen läßt. Aus dem Bandolero, dem Räuberhauptmann, wurde im Falle eines Bürgerkrieges der Guerillero, der das Handwerk im Namen eines der Kronprätendenten etwas mehr ins Große trieb, aus dem unterlegenen Guerillero wieder ein Bandolero. Die Verbesserung der Verkehrswege und die Errichtung des wirklich ausgezeichneten Gensdarmeriekorps, der Guardia civiles, hat dem organisirten Räuberwesen ein Ende gemacht und der Reisende kann, außer in Zeiten eines Bürgerkrieges, ganz Spanien mit voller Sicherheit bereisen, selbst die Sierra Morena, das klassische Land der spanischen Fra Diavolo's, nicht ausgenommen. Rateros, Strolche, welche bei Gelegenheit einem Reisenden die Börse abnehmen, giebt es natürlich noch hier und da einmal, so gut wie in Italien, aber auch denen sitzt die Gensdarmerie scharf auf den Fersen und der Reisende hat von ihnen im Allgemeinen wenig zu fürchten.

Der Serrania von Ronda ist das Aufhören des Schmuggels ganz entschieden zum Segen ausgeschlagen. Im Anfang freilich, als der reiche Verdienst wegfiel, kam es den Rondeños ungewohnt an; das Majo-Spielen hörte auf, denn dazu gehört vor allem Geld, und nach und nach trieb die Noth entweder zur Auswanderung oder zu sorgsamerer Bodenkultur. Heute sieht man überall in Andalusien neu angerodetes Land und junge Oelbaumpflanzungen und im Allgemeinen ist die Hebung des Landes nicht zu verkennen. Die Olive allein könnte Andalusien zu einem reichen Lande machen, wenn der Spanier sich zu einer sorgsamen Oelbereitung entschlösse. Aber vorläufig fehlt ihm dazu die Lust; er ist seit alten Zeiten so an sein ranziges Oel gewöhnt, daß er gar nicht begreifen kann, warum man es anders haben will, und das feinste Provenceröl mit Hohn als geschmacklos zurückweist. Genießt er ja auch die Butter, wo solche bereitet wird, nicht frisch, sondern erst wenn sie ranzig geworden!

Noch ist in den Thälern der Serrania Raum genug für viele fleißige Menschen, aber auch hier ist der beste Grund und Boden in wenigen großen Händen und auch hier wird sich mit der Zeit die agrarische Frage melden, welche seit der Zeit der Gracchen in den Ländern am Mittelmeer ungelöst geblieben ist. In dem fruchtbaren Südwest-Andalusien hat die „Gesellschaft der schwarzen Hand" sie auf die Tagesordnung gesetzt und sie wird hier, wie in Italien und Irland nicht wieder verschwinden, bis dem Jahrhunderte lang unterdrückten ländlichen Proletarier sein Recht geworden. Die Auswanderungslust hat meines Wissens den Rondeño noch nicht ergriffen. Es sind nur wenige Gegenden in Spanien, welche fast das Gesammtkontingent der nicht unbedeutenden spanischen Auswanderung stellen. Aus dem Norden geht der betriebsame Baske nach der argentinischen Republik, um sich dort ein Vermögen zu erwerben und dann in sein grünes Heimathland zurückzukehren. Im Süden sind es die Bewohner der übervölkerten Vegas von Murcia und Valencia, in denen alles bewässerbare Land schon seit vielen Jahren in Kultur genommen ist, und der wüstenartig dürren Provinz Almeria, in deren Steppen Ackerbau nur lokal möglich ist, welche, anstatt die ebenso fruchtbaren wie menschenleeren Flächen von Estremadura zu besiedeln, lieber übers Meer hinüber nach Oran gehen und dort eine neue Heimath suchen. Ueberall sonst ist das Heimathsgefühl beim Spanier sehr stark entwickelt, und wenn der arme Arbeiter seine Heimath verläßt, thut er es immer nur um in Madrid oder einer Hafenstadt ein kleines Sümmchen zu verdienen und dann wieder in seine Provinz zurückzukehren, die er allein als Heimath betrachtet. Dieser Lokalpatriotismus ist ein Faktor, den man bei Beurtheilung der spanischen Zustände nicht außer Acht lassen darf.

Meine Hoffnung, auf dem Plateau von Ronda kühleres Wetter zu finden, wie an der Meeresküste, wurde getäuscht. Die Nächte freilich brachten mehr Abkühlung und wer den Tag im Hause verdämmern kann und erst Abends ausgeht, kann da eine ganz genußreiche Sommerfrische finden. Ein Naturforscher aber, der sammeln will, soll nur nicht hoffen, daß er in 1000 bis 2000 Fuß Höhe eine geringere Tagestemperatur finde, als am Meere; im Gegentheil, er wird die kühle Meeresbrise, die sich unten täglich erhebt, schwer vermissen und mehr von der Hitze leiden als unten. Für den sammelnden Naturforscher schließt mit Mitte Juli die Saison, wenn er sich nicht gerade in ein ausgedehntes Hochgebirge zurückziehen kann; mag er auch noch so unempfindlich gegen die Hitze sein, Fauna und Flora sind es nicht und die Sommerruhe ist in den meisten Küstenländern des Mittelmeeres eine nicht minder absolute und allgemeine, wie die Winterruhe diesseits der Alpen.

Ronda gilt für einen der gesündesten Punkte in Südspanien. „En Ronda los hombres à ochenta son pollones" (in Ronda sind Leute mit achtzig noch Küchlein) sagt ein bekanntes spanisches Sprüchwort. Die Rondeños gelten aber auch für die tapfersten unter den Andalusiern, wie die Franzosen zu ihrem Schaden erfahren haben: sie konnten in den Bergen niemals recht festen Fuß fassen und waren froh, als sie die Serrania wieder im Rücken hatten. In naturwissenschaftlicher Beziehung ist der südlichste Theil Spaniens immer noch zu den weniger bekannten Ländern zu rechnen; namentlich harren noch zahlreiche Höhlen der Untersuchung, und ich möchte das schöne Land darum den deutschen Forschern angelegentlichst empfehlen.

Die däniſchen Expeditionen nach Grönland im Jahre 1883.

Von W. Finn.

Die ſeit ſieben Jahren von däniſchen Forſchern an der Weſtküſte von Grönland vorgenommenen Unterſuchungen nähern ſich ihrem vorläufigen Abſchluß. Dieſe däniſchen Expeditionen waren ausſchließlich wiſſenſchaftlichen Zwecken gewidmete Unterſuchungen, deren Ziele genau beſtimmt und begrenzt waren. Die unterſuchte Küſtenlinie umfaßt 13 Breitengrade, nämlich von Cap Farewell bis Upernivik, eine für wiſſenſchaftliche Unterſuchungen ſehr beſchwerliche, ja auf einzelnen Stellen ſogar gefährliche Küſte. Es iſt deshalb erklärlich, daß eine gleich gründliche Unterſuchung nicht überall vorgenommen werden konnte, ſondern es mußten ſich die Forſcher nach der phyſiſchen Beſchaffenheit, dem wiſſenſchaftlichen Intereſſe oder der ökonomiſchen Bedeutung der einzelnen Küſtenabſchnitte richten. Trotzdem ſind aber gute und genügende Specialkarten hergeſtellt, die geologiſche Formation des Landes, ſeine Fauna und Flora, ſeine archäologiſchen und meteorologiſchen Verhältniſſe allſeitig beleuchtet worden. Die bisherigen Reſultate ſind von der grönländiſchen Kommiſſion zu Kopenhagen in mehreren Heften: „Meddelelſer om Grönland“, publicirt worden.

Die Unterſuchungen ſind, wie bereits erwähnt, abſchnittsweiſe erfolgt und zwar in der Reihenfolge von Norden nach Süden in folgenden vier Partien: 1) von Svartenhuk bis Godhavn, 2) der ſüdliche Theil von Egedesminde und der nördliche Theil von Holſtenborg, 3) von Godthaab bis Frederikshaab und 4) Julianehaab. Unter den ausgeführten Expeditionen ſind beſonders hervorzuheben: die Wanderungen des Lieutenants Jenſen auf dem Inlandseiſe im Jahre 1878, Aſſiſtent Steenſtrup's mineralogiſche Unterſuchungen in Nordgrönland, Lieutenant Hammer's Beobachtungen über die Eisſtrömungen in Jakobshavn im Jahre 1880, ſowie ſchließlich Lieutenant Holm's archäologiſche Unterſuchungen im Diſtrikt Julianehaab, ſeine großen Kartenarbeiten in den ſüdlichſten und wenig gekannten Gegenden Grönlands und ſeine Reiſe nach der Oſtküſte im Jahre 1881. Obwohl durch dieſe Forſchungen ſehr anerkennenswerthe Reſultate erreicht worden ſind, ſo ſind doch mehrere der intereſſanteſten und unbekannteſten Gegenden Grönlands wegen der Beſchränktheit der den bisherigen Expeditionen zu Gebote ſtehenden Mittel noch nicht unterſucht worden. Nach dieſen Gegenden werden deshalb auch die bevorſtehenden däniſchen Expeditionen hauptſächlich gerichtet ſein. Bei den früheren Unterſuchungen der Weſtküſte wurde es nothwendig, auch eine kleinere Strecke bei Egedesminde und den ganzen nördlichen Abſchnitt von Upernivik bis zur nördlichen Grenze der Kolonien zu übergehen. Dieſe Gegenden liegen ſo abſeits, daß ſich die Schiffe des grönländiſchen Handelsamtes zu Kopenhagen dort jeden Sommer nur ungefähr zwei Wochen aufhalten können, mithin ſind dieſelben nur mit Hilfe von Dampfſchiffen zu unterſuchen; da der grönländiſchen Kommiſſion ein ſolches aber nicht zur Verfügung ſtand, ſo mußte ſie ihre Thätigkeit für dies Jahr auf die kleinere Partie bei Egedesminde beſchränken. Dieſe Gegend hat aber gerade in dieſem Jahre eine erhöhte geographiſche Bedeutung dadurch erhalten, daß Prof. Nordenſkiöld dieſelbe als Ausgangspunkt für ſeine große Expedition vom Auleitſivikfjord nach dem Inlandseiſe gewählt hat. Die Karte über die Gegend iſt ſehr unvollſtändig und einige Berichtigungen Nordenſkiöld's (1870) können nur theilweiſe als Verbeſſerungen betrachtet werden. Um dieſe Arbeit, ſowie die Unterſuchungen an der Weſtküſte zu beendigen, werden deshalb Marinelieutenant Hammer und Cand. Sylow mit einem der Schiffe des grönländiſchen Handels im Mai nach Grönland abgehen; ihre Arbeit ſoll in dieſem Sommer vollendet werden und kehren dieſelben mit den letzten von Grönland abgehenden Schiffen nach Kopenhagen zurück.

Das Hauptintereſſe der geographiſchen Welt wird aber die ſeit langer Zeit vorbereitete mehrjährige Expedition des Lieutenants Holm nach der Oſtküſte von Grönland in Anſpruch nehmen. Seit Friedrich II. ſind beinahe während der Regierungszeit aller däniſchen Könige Expeditionen zu dieſem Zweck abgegangen oder vorbereitet worden. Mogens Heineſen, Allday, Danell, Hans Egede, Löwenörn, Theſtrup Egede, Walöe und Graah ſind die hervorragendſten Namen in der Reihe jener Männer, welche ihre ganze Energie und ihren ganzen Muth einſetzten, um dieſe Küſte zu erreichen, von welchen aber der glücklichſte kaum bis zwei Meilen Entfernung vom Lande gekommen iſt. Alle dieſe Expeditionen haben konſtatirt, daß das Grönlandseis in der Dänemarksſtraße nicht zu forciren iſt. Für eine Unterſuchung der Oſtküſte ſtehen deshalb nur zwei Ausgangspunkte offen. Die Expedition kann entweder von Cap Farewell nordwärts gehen oder vom 70. Breitengrad aus ſüdwärts, denn oberhalb der Dänemarksſtraße iſt es nach Kapitän Normann nicht ſchwierig Grönland zu erreichen. Alles, was wir von Oſtgrönland wiſſen, iſt auf dem ſüdlichen Wege erlangt worden.

Marinelieutenant Holm hat ſeit dem Jahre 1880 die bevorſtehende Expedition vorbereitet. Im Juli 1880 machte er zu dieſem Zwecke eine Reiſe von Julianehaab zu dem ſüdlichſten däniſchen Handelsplatz Ilua, um Nachrichten über die Oſtküſte einzuſammeln, und hatte er das Glück hier mit einigen Oſtländern zuſammenzutreffen, welche in Handelsangelegenheiten von der Dänemarksſtraße gekommen waren. Einer derſelben, ein älterer verſtändiger Mann mit Namen Inuk, machte ihm die Mittheilung, daß die Oſtküſte bis 66° 30′ n. Br. bewohnt und daß wahrſcheinlich noch weiter nördlich Eskimos zu finden ſeien. Zu Graah's Zeit ſcheint die Oſtküſte von ungefähr 1000 Eskimos bewohnt geweſen zu ſein, jedoch hat ihre Zahl in den letzten Jahren ſtark abgenommen, theils auf Grund von Witterungsverhältniſſen und theils weil die Oſtländer es vorziehen, in den däniſchen Handelsplätzen an der Weſtküſte zu wohnen. Nach Inuk's Erklärungen hat die Oſtküſte eine bei weitem ſchwächere Bevölkerung als früher. Nördlich vom 63. Breitengrade werde eine Expedition jedoch häufig bewohnte Plätze antreffen. Dieſer Umſtand würde für die Expedition von größter Bedeutung ſowohl wegen der Ueberwinterung als auch wegen Beſchaffung der nöthigen Arbeitskraft ſein. Mit Frauenbooten kann die Küſte den ganzen Sommer hindurch befahren werden, möglicherweiſe ſogar von April bis Oktober; das Eis geht oft weit ſeewärts, außerhalb der Inſel können ſchwere Brandungen toſen, aber nur der große Eisblick

Puiſertok ſcheint der einzige gefährliche Abſchnitt für die Schiffahrt mit Frauenbooten an der Küſte zu ſein. Während des Winters können innerhalb der Schären Hundeſchlitten benutzt werden und ſind dieſelben in den nördlichſten Gegenden das gewöhnlichſte Beförderungsmittel.

Demnächſt unternahm Lieutenant Holm im Jahre 1881 eine bedeutende Rekognoscirungsreiſe im Frauenboot nach der Oſtküſte. Auf dieſer Reiſe ſtudirte er die verſchiedenen Strömungen innerhalb der großen Inſelgruppe bei Cap Farewell und machte ſich mit der Natur des ſüdlichſten Theiles der Oſtküſte ſowie mit der dortigen Art und Weiſe des Reiſens bekannt. Urſprünglich war es ſeine Abſicht, die Expedition im Sommer 1882 zu beginnen. Proviant, Handelsvorräthe und Reiſerequiſiten waren ſchon damals bei Ilua magazinirt, die Frauenboote und Kajaks wurden gebaut, aber wegen der Erkrankung Holm's mußte die Reiſe bis dieſen Sommer ausgeſetzt werden.

Der Beſtimmung zufolge wird nun die Expedition im Mai von Kopenhagen abgehen und wird dieſelbe aus folgenden Mitgliedern beſtehen: Lieutenant Holm als Chef, Marine-Premierlieutenant Garde, Cand. geolog. Knudſon aus Norwegen und einem jüngeren däniſchen Botaniker. Mit einem Schiffe des grönländiſchen Handelsamtes werden dieſelben nach Godthaab an der Weſtküſte abſegeln und von dort die Reiſe ſüdwärts nach Ilua mit einem Schiffe oder einem Boote antreten. Hier wird eine größere Anzahl von Eskimos angeworben und wird im Uebrigen alles zu einem ſchnellen Aufbruch bereit ſein, ſo daß die Expedition Mitte Juli nach der Oſtküſte aufbrechen kann. Die Reiſe ſoll in zwei Frauenbooten mit grönländiſchen Ruderinnen vorgenommen werden. Dieſe Boote ſind ſehr geräumig, haben bedeutende Tragfähigkeit (über 30 Ctr.), geringen Tiefgang, ſind bequem aufs Land zu ſetzen und mit großer Leichtigkeit zu repariren. Eine große Anzahl Kajaks werden des Fanges wegen mitgenommen, denn wie die Expedition ausſchließlich die Transportmittel des Landes benutzen ſoll, ſo ſoll dieſelbe auch in weſentlichem Grade auf die eigenen Lebensmittel des Landes angewieſen ſein und namentlich ſoll die ganze grönländiſche Mannſchaft — abgeſehen von etwas Brot und „Pemmikan“ im Nothfalle — ausſchließlich ſelbſt für ihren Bedarf an Nahrungsmitteln ſorgen. Eine Partie Waaren zum Tauſchhandel mit den Eingeborenen wird mitgenommen.

Durch den Ikeklöbet nördlich von Eggerſö wird die Expedition ihren Weg nach der Oſtküſte nehmen, an paſſenden Stellen Proviantdepots errichten und ſoweit als möglich nordwärts vorzudringen verſuchen. Wenn Ende Auguſt der ſüdlichſte bewohnte Platz Tingmiarmiut (62° 45′ n. Br.) erreicht werden ſollte, dann ſoll ein Theil der Expedition hier überwintern, ein Officier und ein Naturforſcher ſollen aber auf jeden Fall nach der Weſtküſte zurückkehren und ihr Winterquartier bei Nanortalik nördlich von Frederiksdal aufſchlagen. Hier ſollen die Beobachtungen der däniſchen meteorologiſchen Station im Winter 1883/84 fortgeſetzt werden.

Im Frühjahr 1884 geht die Expedition wieder nach der Oſtküſte und die Hauptarbeit beginnt: die archäologiſche Abſuchung der Küſte, geographiſche Vermeſſungsarbeiten und geologiſch-botaniſche Unterſuchungen. Den Winter 1884/85 ſoll die Expedition an der Oſtküſte und zwar ſoweit nördlich als möglich zubringen, und im Sommer 1885 ſollen die Unterſuchungen ſo früh abgebrochen werden, daß die Expedition die Weſtküſte erreichen kann, bevor die Schiffahrt durch Eis gehindert wird. Die ganze Expedition ſoll ſomit zwei und ein halbes Jahr dauern.

Dieſe Expedition des Lieutenants Holm iſt aber nur ein Theil des Programmes, welches die grönländiſche Kommiſſion behufs Unterſuchung der Oſtküſte entworfen hat; dieſelbe beabſichtigt nämlich in naher Zukunft noch eine große kombinirte Schiffs- und Bootexpedition nach der Küſte nördlich von Island abzuſenden, um die Gegenden ſüdlich vom 70° n. Br. und bis zu dem nördlichſten von Lieutenant Holm erreichten Punkte kartiren zu laſſen.

Mit dieſen Expeditionen ſollen vorläufig die Forſchungen in Grönland abſchließen, welche die Dänen als zunächſt ihnen ſelbſt obliegend betrachten. Es iſt deshalb erklärlich, daß Prof. Nordenſkiöld's Expedition nach Grönland wenig Sympathie in Dänemark findet, ja vielmehr als eine überflüſſige Unternehmung betrachtet wird. Auf die zahlreichen Angriffe, welche in letzter Zeit in der däniſchen Preſſe gegen die von Prof. Nordenſkiöld aufgeſtellten Theorien gerichtet worden ſind, hat derſelbe in einem an die Kopenhagener „Nätional-Tidende“ gerichteten Schreiben geantwortet, welches ich hier ſchließlich noch ſeinem Wortlaute nach wiedergeben will; es lautet:

„Ich habe kürzlich den in Ihrer Zeitung vom 12. April aufgenommenen Artikel über meine beabſichtigte Grönlandsreiſe geleſen. Auf denſelben ausführlich zu antworten geſtattet mir die Zeit nicht. Nur einen in dem betreffenden Aufſatz vorkommenden Irrthum will ich berichtigen. — Meine Behauptung, daß das Innere Grönlands nicht eisbedeckt ſein kann, gründet ſich nicht, wie der Artikel angiebt, darauf, daß die Winde aus dem Inlande Föhnwinde ſind, ſondern darauf, daß alle Winde, welche von der Küſte nach dem inneren Lande kommen, nachdem ſie die hohen Küſtenberge paſſirt, den Charakter von Föhnwinden haben müſſen, d. h. daß ſie trocken und relativ erwärmt ſein müſſen. Die Bedingung für die Bildung einer permanenten Eisdecke iſt deshalb in dem Inneren von Grönland nicht vorhanden, im Falle nicht die orographiſchen Verhältniſſe dieſes großen Landes von denjenigen aller anderen bekannten Kontinente abweichen. Ueberhaupt iſt das Vorhandenſein von großen eisbedeckten Kontinenten unter den gegenwärtig auf der nördlichen Halbkugel ſüdlich vom 80° n. Br. herrſchenden meteorologiſchen Verhältniſſen eine phyſikaliſche Unmöglichkeit. — Die von mir gemachten Berechnungen ſind von einem Phyſiker unſeres Landes und von den hervorragendſten Europas geprüft und gut geheißen worden. Die Naturverhältniſſe am waldbedeckten Kältepol Aſiens, in Polar-Amerika, in gewiſſen Theilen Lapplands, im Inneren des Isfjords auf Spitzbergen beſtätigen meine Auffaſſung, und kaum dürfte einer der Meteorologen der Gegenwart ihre Richtigkeit beſtreiten wollen. Fragen ſie gefälligſt Ihre eigenen ausgezeichneten Fachmänner. — Geleugnet kann jedoch nicht werden, daß andere unbekannte Urſachen vorhanden ſein können, die einen größern Niederſchlag im Inneren Grönlands veranlaſſen, als man zu erwarten Grund hat, und die dem eiszerſtörenden Einfluſſe der Föhnwinde entgegenwirken, ſowie daß das Innere des Landes alſo, entgegen dem, was man nach theoretiſchen Gründen zu vermuthen Anlaß hat, auf alle Fälle eisbedeckt iſt. Hier liegt deshalb eine Frage vor von unermeßlicher Bedeutung nicht nur bezüglich der Kenntniß Grönlands ſelbſt, ſondern auch für die Geologie im Allgemeinen. Die ſichere Antwort kann nur durch eine faktiſche Unterſuchung erlangt werden, und dieſe iſt es, welche ich in dieſem Sommer auszuführen verſuchen werde.

Stockholm, den 18. April 1883.

A. E. Nordenſkiöld.“

Die Entdeckung des Benuë-Quellgebiets und die Bedeutung des Benuë für die Erforschung Afrikas.

Von Ed. Robert Flegel.

Lagos, den 28. März 1883.

Hochgeehrter Herr Redakteur!

Abermals nach der Küste zurückgekehrt aus Mangel an Mitteln — dieses Mal mit einigem Erfolge, da es mir geglückt ist das Quellgebiet des Benuë aufzufinden und am 19. August 1882 die Wasserscheide zwischen Benuë und Logone (Scherbewuël) zu überschreiten und auch eine der Quellen dieses Flusses zu entdecken — finde ich auch in ihrem geschätzten Blatte meinen Namen unter den deutschen Afrikareisenden mitgenannt.

Indem ich Ihnen für die liebenswürdige Weise, mit der Sie mich den Lesern des „Globus“ vorgestellt haben[1]), bestens danke, möchte ich Sie bitten, die Leser Ihrer Zeitschrift mit der hohen Bedeutung des Niger-Benuë für die deutsche Afrikaforschung sowohl, als für praktische Unternehmungen, Ausbreitung des deutschen Handels namentlich, bekannt zu machen und der Anschauung entgegen zu treten, daß die Hypothese Barth's von der schiffbaren Wasserverbindung zwischen dem obern Benuë und dem Schari eine, wenn überhaupt vorhanden, „wahrscheinlich praktisch werthlose“ ist.

Der Kostenpunkt ist doch gewiß eine der wichtigsten Fragen bei deutschen Unternehmungen in Afrika, und daß die Wasserwege weit billiger sind als die Landwege, ist wohl eine längst bekannte Thatsache. Legen wir einen Kreis um Afrika, so stößt zwischen West und Nord, Nord und Ost und Ost und Süd Land an denselben, zwischen West und Süd allein dagegen Wasser; wir werden also hier das Centrum dieses Kreises, d. h. aber das Herz Afrikas und gerade den Theil des schwarzen Kontinentes, wo gegenwärtig die wichtigsten geographischen Probleme noch der Lösung harren, mit den möglich geringsten Kosten erreichen können. Außerdem bietet gerade dieser Theil Afrikas diejenigen Vortheile — weit ins Land hineinreichende schiffbare Ströme — welche man dem Kontinente überhaupt ganz ohne Grund vollständig absprach, da seit Barth's Entdeckung des obern Laufes des Benuë und durch die Fahrt der „Pleiad“ im Jahre 1854 der Beweis der Schiffbarkeit dieser Wasserader, einer der mächtigsten des Erdtheils, geliefert wurde. Dr. Behm in den Petermann'schen Mittheilungen vergleicht sie der Länge des Rheins von der Mündung bis tief hinein in die Schweiz. Diese einfachen jedem bekannten Thatsachen sind die Gründe für meine wiederholten Gesuche an den Vorstand der „Gesellschaft für Erdkunde“ und der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ um Errichtung einer Station im Benuë-Gebiet und Anschaffung eines kleinen Dampfers zur Beförderung von Waaren, Reisenden und deren Sammlungen. Die deutschen Unternehmungen, hier centralisirt, könnten großartige Erfolge von praktischer sowohl, als auch wissenschaftlicher Bedeutung erzielen und, wie ich behaupten darf, verhältnißmäßig mit weit geringeren Mitteln. Es ist mir unerklärlich geblieben, daß von den zahlreichen deutschen Expeditionen nach Barth, die meist gerade auf dieses Gebiet oder ein nur wenig östlicher und südlicher gelegenes gerichtet waren, nicht eine sich den Barth'schen Gedanken zu Nutze machte, vermittels des Niger-Benuë leichter zum Ziele zu gelangen. Mich beschäftigt dieser Barth'sche Gedanke seit 1875, und er ist mir klar und einfach wie ein mathematischer Grundsatz. Rohlfs, der von Kuka nach Lokodja den westlichen Sudan durchzogen, der das verhältnißmäßig sehr leichte und angenehme Reisen im westlichen mohammedanischen Sudan ebensowohl, als auch die Dampfschiffverbindung auf dem Niger kannte, leitete dennoch seine mit Dr. Strecker unternommene Expedition durch die weite Wüste und deren fanatische Bewohner.

In der Ausschuß-Sitzung vom 9. Juni 1881 hat der Vorstand der „Afrikanischen Gesellschaft“ beschlossen festzuhalten an den alten Operationsbasen und nur die Ausgangspunkte zu verändern. Die Herren, ich muß es wiederholen, werden so leicht keinen bessern Ausgangspunkt nachzuweisen im Stande sein, als eine deutsche Station am Ende der Schiffbarkeit des Benuë oder Faro. Was außerdem durch Sammlungen für alle Zweige der Naturwissenschaften, für die Ethnographie — die zahlreichen sehr verschiedenen Völkerstämme gehen ihrem Untergange durch Verschmelzung mit dem Mischvolk mohammedanischen Glaubens schnell entgegen — was für die Ausbreitung des deutschen Handels hier gethan werden könnte, auch durch meteorologische, magnetische, astronomische Beobachtungen, werden sich Fachmänner leicht vergegenwärtigen können. Dieses ist meiner Ueberzeugung nach der einzig richtige „nördliche Ausgangspunkt“, „der Schlüssel zu dem weiten, zwischen Benuë und Ogowe gelegenen Gebiete“, der „sich jetzt, wo Henry Stanley (weiter im Süden, in der Nähe der einst von der „Afrikanischen Gesellschaft“ besetzten Loango-Küste) bestrebt ist, mit den ihm zu Gebote stehenden, fast unbeschränkten Mitteln einen Landweg bis zum mittlern Theil des Congo herzustellen, empfiehlt“. (Aus dem Berichte über die oben erwähnte Ausschuß-Sitzung, s. Mittheilungen der „Afrikanischen Gesellschaft“ Bd. II, S. 221.) Dieser Ausgangspunkt bietet noch andere Vortheile, er ist auch für die Erforschung des Schari, des weiten völlig unbekannten Gebietes von Adamaua nach Osten bis an den Uelle Schweinfurth's hin, der bestgelegene. Warum nun die schiffbare Wasserverbindung zwischen Benuë und Schari, wenn vorhanden, wahrscheinlich praktisch werthlos sein soll[1]), ist mir durchaus nicht klar, und es bedarf eine solche als Wahrscheinlichkeit hingestellte Behauptung des Beweises, denn, wenn die schiffbare Verbindung vorhanden ist — und dieses scheint sehr wahrscheinlich, da mir nach mehr als 30 Jahren von vielen dieselben Angaben wie

[1]) Vergl. „Globus“ Bd. 42, S. 335 und 351 und früher.

[1]) Dies die Ansicht des Vorstandes der „Afrikanischen Gesellschaft“ vergl. „Verhandlungen der Ges. f. Erdkunde zu Berlin“ 1882, S. 397 und „Globus“ Bd. 42, S. 335. Red.

1851 Barth gemacht wurden — so ist diese unfraglich von der höchsten praktischen Bedeutung sowohl, als auch von Bedeutung für die geplante Station in Adamaua zur Erforschung Central-Afrikas und den erbetenen Dampfer, der dann unter günstigen Umständen bis zu 25° oder 26° östl. L. von Greenwich vordringen könnte. Man hat diesen Gedanken seither stets mit seltener Hartnäckigkeit zurückgewiesen, ohne meines Wissens einen einzigen vernünftigen Grund anzugeben. Ja sollte diese schiffbare Verbindung in der That nicht bestehen, so könnte vom Mao Kebbi [1]) aus oder auch vom Bennë (wenn des erstern Existenz heute noch bezweifelt werden sollte) selbst mit verhältnißmäßig geringen Kosten ein zerlegbarer Dampfer nach dem Logone (in Bagirmi) transportirt werden, wodurch ja in gleicher Weise das weite Gebiet des Tsad-Systems der Beschiffung zugänglich gemacht wäre. Wenn Deutschland meinen Vorschlägen nicht Gehör schenkt, wird in wenigen Jahren die englische und (oder und auch) die französische Flagge auf dem Tsad und Schari wehen.

Ich bin mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebener

Ed. Robert Flegel.

Erkundigungen, gesammelt in Jola über die direkte Wasserverbindung zwischen Bennë und Logone.

Aus der Summe der Erkundigungen geht hervor, daß in der Tuburi- oder Tufuri-Gegend (beide Aussprachen sind häufig), welches Land, wie ja auch schon frühere höchst glaubwürdige Reisende bestätigt haben, verhältnißmäßig niedrig zum Bennë sowohl, als auch zum unfern gelegenen Logone liegt, in der That ein doppelter Abfluß zur Zeit des höchsten Wasserstandes stattfindet. Das nördliche Ende des Tuburisumpfgebiets, das Dr. Ed. Vogel als einen mächtigen unabsehbaren See beschreibt, hat Barth besucht und Abflüsse von dorther nach Nordosten zum Logone mit eigenen Augen gesehen. Die Nachricht, welche er vom Mao Kebbi mitbrachte, der in südwestlicher und westlicher Richtung aus dem Tuburi-Gebiet zum Bennë fließen soll, wurde auch uns (Henry Benn-Expedition) 1879 gegeben. Das Tuburi-Gebiet selbst wurde mir beschrieben als eine weite Ebene durchzogen von Faddamas (wasserhaltenden Senkungen von größerem oder kleinerem Umfang), die unter sich durch Wasseradern verbunden sind, der Mao Kebbi als ein ruhig strömendes, tiefes, zahlreiche Zuflüsse aufnehmendes Wasser, welches unweit der Tinglingberge (1879 Burdett Coutts Range benannt; in ca. 13½° ö. L. Gr.) in den Bennë fällt. Der Bennë wurde uns 1879 oberhalb des Mao Kebbi als ein felsiger Bach geschildert, er verdankt also seinen Wasserreichthum von hier bis zur Einmündung des von Süden kommenden Faro hauptsächlich dem Mao Kebbi. Die Regenmonate der Adamaua-Fulde sind benannt: Bandjaru gotel (es giebt drei Bandjadji; gotel heißt = ein einziger), Sumétel wauwe, Wairorde (dieser fällt auf das Ende des Juni und den Anfang des Juli, wonach die anderen zu deuten sind), Sumaie, Juhldahndu, Saturahndu, Leihadji. Die trockenen Monate sind: der Juhldahndu leihádji, die drei Monate Ha'ram und die drei Monate Baúdjadji. Im dritten Bandjaru fängt der Regen an und bald darauf auch das langsame Steigen des Wassers, und es soll dadurch bald eine direkte Wasserstraße von Jola nach Karnak Logone (in Bornu) entstehen, welche während der vier Monate des höchsten Wasserstandes (Wairorde, Sumaie, Juhldahndu und Saturahndu) eine Tiefe von 12 bis 15 Fuß — nach Aussage der Eingeborenen eine Hütte übertreffend — haben soll.

Wasserwege von Jola (in Adamaua) bis in den Scherbewuël (zu passirende Ortschaften am oder sehr nahe den Ufern derselben gelegen, vergl. Petermann's Mitth. 1880, Taf. 7 und Ergänzungsheft 34, Taf. 2): von Jola über Jebboleo, Dasin, Ribao oder Ribadu, Bodäre, Duló, Búlkito, Bilasie, Taëpe am Einfluß des Faro, Kinada, Sokatschi, Tāwi, Schidderi, Kokuno, Garúa, Badudi, Féma, Gébake, Ribadu am Hossere Tingling-Gebirge (bis hierher war Flegel 1879 mit der Henry Benn-Expedition vorgedrungen), Langi, Kenni am Mao Kebbi (dieser fließt unweit östlich von den Tinglingbergen dem Bennë zu), Madjaula Djuga, Déo, Golumbe, Nassarai, Bainga, Bissáre, Djalime, Kebbi (Ort), Gégu, Lére am Kebbi, daher Lére Kebbi genannt, Tirmi, Lazúa Getále (kriegerische Heiden des Tuburi-Gebietes). Von hier bis zur Ortschaft Tuburi kein Ort während 2 bis 3 Tagereisen, dann Alfu, ein Ort, bei welchem ein starker Wasserlauf dem Scherbewuël (Logone) zuströmt und der ganz in der Nähe dieses Flusses liegt. Eine andere Angabe stimmt mit dieser ersten bis Lére überein, von wo eine große südwärts abfließende Wasserader bis Binder führt, und führt dann in zwei Tagereisen mit Ostrichtung nach Döre, ferner eine kleine Tagereise nach Tufuri (hier sollen in letzter Zeit zwei Orte vom Wasser weggeschwemmt worden sein), dann 1 Tag bis Wiri, 1 Tag bis Dömo, 1 Tag bis Wuddaudda, 1 Tag bis Addabba im Musgu-Gebiete, Ort Bugumúne, und von hier in einem Tage in nördlicher Richtung nach dem Orte Kosa am Logone.

[1]) Rechter Zufluß des Bennë, durch welchen eben letzterer mit dem Logone zusammenhängen soll. Red.

Kürzere Mittheilungen.

F. von Hellwald's Amerika.

„Mit keinem Lande der Erde ist das deutsche Volk inniger verknüpft, als mit Amerika, wo in den Vereinigten Staaten Tausende und aber Tausende seiner Söhne eine neue Heimath suchen und finden. Ja, die Zahl der jenseits des Atlantischen Oceans wohnenden Deutschen beziffert sich nach Millionen und gewinnt eine täglich wachsende Bedeutung für das Staatsleben der großen Republik. Schon giebt es wenige deutsche Familien, die nicht den Einen oder den Andern ihrer Lieben da drüben besäßen, und doch weiß man bei uns im Allgemeinen nur wenig von dem merkwürdigen Lande. Wohl unterrichten die Tagesblätter uns sattsam über die politischen Vorgänge und Verhältnisse in den Vereinigten Staaten, selten aber begegnen wir einer richtigen Vorstellung von dem, was Land und Leute dem fremden Besucher in Wirklichkeit bieten." Diese den deutschen Lesern zu vermitteln hat der formen- und federgewandte, dabei überaus belesene Friedrich von Hellwald unternommen in seinem „Amerika. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten

Der Heilige-Kreuz-Berg (Mountain of the Holy Cross) in Colorado.

Digitized by Google

in Wort und Bild" (Schmidt und Günther, Leipzig. Etwa 50 Lieferungen à 1 Mark), dessen erste Hefte uns vorliegen. Was er verheißt, ist folgendes: er will die in Europa fast so gut wie unbekannten landschaftlichen Schönheiten schildern und damit der allgemeinen Vorstellung entgegentreten, als wäre die Union mit wenigen Ausnahmen reizlos; er will uns die Menschen, ihr Thun und Treiben vorführen, in ihre Sitten und Gebräuche eindringen, in ihre Denkart und ihre Pläne. „Nirgends hat sich je aus bescheidenen Anfängen in rascherer Zeit eine mächtige Nation entwickelt, welche die Schätze der Wissenschaft sich dienstbar macht und wie keine andere auf allen Gebieten praktischer Thätigkeit Großes geleistet hat. Nicht ohne Nutzen nehmen wir ihre Städte in Augenschein, studiren ihre verschiedenen Einrichtungen, besuchen Kirchen und Schulen und wandern durch die Werkstätten ihrer Industrie, versenken uns in die Schachte ihrer Bergwerke und ziehen mit der bewaffneten Macht auf den Kriegspfad gegen die rothhäutigen Urherren des Landes. Auch diese, soweit sie von der siegreich fortschreitenden Gesittung noch nicht verdrängt oder aufgesogen sind, geben ein interessantes Objekt für unsere Betrachtung."

Als Probe der Abbildungen geben wir den „Mountain of the Holy Cross" in Colorado, welchen Freiherr Max von Thielmann (s. dessen „Vier Wege durch Amerika" S. 89) mit folgenden Worten beschreibt. „Obwohl mit 14 176 Fuß (4321 m) den Gipfeln der Hauptkette (der Felsengebirge) an Höhe nachstehend, ist dieser Berg doch der gewaltigste von allen. Ein jäher Felskegel, an dessen steilen Wänden der Schnee nicht haftet, zeigt auf seiner Nordseite einen von der Spitze zum Fuße laufenden tiefen Riß und in Zweidrittel der Höhe eine Querspalte; in beiden hält sich der Schnee den ganzen Sommer hindurch und zeichnet so auf dem braunen Gestein das riesenhafteste Kreuz ab, welches die Erde trägt. Der Name soll dem Berge schon in früheren Jahrhunderten von den spanischen Entdeckern verliehen worden sein."

Aus allen Erdtheilen.

Australien.

— Neu-Guinea, Neu-Britannien, die Salomons-Inseln, die Neu-Hebriden und Neu-Kaledonien bilden mit Norfolk Island und Neu-Seeland eine natürliche Kette von Außenwerken für den Nordosten und Osten des australischen Kontinents. Es war, sagt man in Australien, ein großer politischer Fehler, daß England der Annektirung von Neu-Kaledonien und den Loyalty-Inseln durch Frankreich nicht zuvorkam. Letzteres beabsichtigt jetzt aus diesen beiden Inselgruppen, so wie auch aus dem Archipel der Neu-Hebriden, welcher ebenfalls unter französische Botmäßigkeit gestellt werden soll, Kolonien für rückfällige Verbrecher zu machen. Damit würden wenige Tagereisen von der Küste Australiens Strafgemeinden entstehen, welche sich aus der Hefe der französischen Gesellschaft ständig rekrutiren; und sicher werden dann von dort Flüchtlinge und Verbrecher, welche das Pensum ihrer Strafzeit absolvirt haben, den australischen Kolonien von Zeit zu Zeit zugeführt werden. Man ist über diese zu erwartende unsaubere Nachbarschaft, welche sich bisher aus kommunistischen Uebelthätern zusammensetzte, in Australien in hohem Grade indignirt, und um zu verhüten, daß Frankreich mit seinem socialen Kehricht nicht noch näher rücke, hat die Regierung von Queensland jetzt das dringende Gesuch an die englische Krone gerichtet: ihrer Kolonie die Insel Neu-Guinea einzuverleiben. Queensland will dort sofort eine Niederlassung ins Leben rufen und ist bereit, die sämmtlichen damit verbundenen Kosten auf sich zu nehmen. Die Präliminarien für die formelle Besitznahme einer geeigneten Lokalität an der Küste von Neu-Guinea sind bereits getroffen, und man hält es für gewiß, daß die englische Regierung, wiewohl Gladstone einer territorialen Erweiterung des britischen Reiches wenig günstig ist, dieser Vorstellung Gehör schenken werde. Großbritannien ist, sagt man, der Hauptträger des kommerziellen Weltverkehrs und es muß auf den großen Wasserstraßen, welche seine Schiffe passiren, sichere eigene Häfen besitzen. Dies ist der Fall auf den Seewegen durch den Suez-Kanal nach dem fernen Osten und um das Kap der Guten Hoffnung herum nach Australien, aber keineswegs in der Südsee, wo Frankreich einen Vorsprung gewonnen hat. Die englischen Schiffe, welche die großen Gewässer von Neu-Seeland bis Britisch-Kolumbien und von Japan bis Kap Horn befahren, finden dort, mit Ausnahme der Fidschi-Inseln, keinen einzigen Hafen, der unter britischer Flagge steht.

— Australien hat auch in diesem Jahre wieder (es ist das dritte) eine Mißernte gehabt. Namentlich sind die armen Farmer in Süd-Australien, wo eine Ernte von nur durchschnittlich 4½ Bushels Weizen (ein Bushel = 60 Pfund englisch = 27,21 kg) vom Acre = 40,46 Ar erzielt wurde, davon hart betroffen worden. Es petitionirten 951 Farmer in den nördlichen Agrikulturdistrikten der Kolonie, welche ihr Land auf Kredit von der Regierung gekauft hatten, um Erlaß der Zinsenzahlung, und andere 293 gaben ihre Farmen gänzlich auf und gingen verarmt davon. Auf vielen Feldern war gar nichts zu ernten. Mit dem Betrieb von Ackerbau ist in Australien der häufigen trockenen Jahre wegen immer großes Risiko verbunden. Auswanderungslustige sollten das wohl beherzigen.

Polargebiete.

— Der Akademiker Wild in St. Petersburg, Vorsitzender der internationalen Polar-Kommission, macht bekannt, daß in Folge des Beschlusses der amerikanischen und anderer Regierungen, die Beobachtungen auf den verschiedenen Circumpolarstationen nicht über den ursprünglich bestimmten Termin hinaus fortzusetzen, alle Expeditionen, soweit die Eisverhältnisse dies nicht hindern, im kommenden September zurückkehren werden. Nach Mittheilungen vom 16. Januar d. J. befand sich auf der russischen Station an der Lena-Mündung Alles wohl und die Beobachtungen nahmen ihren regelmäßigen Fortgang. Die niedrigste Temperatur betrug 48,7° C.

Inhalt: Das heutige Syrien XXV. (Mit fünf Abbildungen.) — W. Kobelt: Ronda II. (Schluß.) — W. Finn: Die dänischen Expeditionen nach Grönland im Jahre 1883. — Ed. Robert Flegel: Die Entdeckung des Benuë-Quellgebiets und die Bedeutung des Benuë für die Erforschung Afrikas. — Kürzere Mittheilungen: F. von Hellwald's Amerika. (Mit einer Abbildung.) — Aus allen Erdtheilen: Australien. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion 27. April 1883.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIII. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XXVI.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Durch Vermittlung einiger in Damaskus ansässiger Landsleute erhielten Lortet und seine Gattin Eintritt in die Häuser mehrerer wohlhabender arabischer und jüdischer Familien der Stadt. Der Luxus und die glänzende Pracht, die sie im Innern dieser von außen fast durchweg unansehnlichen Gebäude vorfanden, übertrafen die schon hochgespannten Erwartungen der Reisenden noch bei weitem. Die unglaubliche Verschwendung an Marmor und kostbaren Hölzern, an Mosaik und gemaltem, schönpolirtem Stuck, an reich mit Perlmutter und edlen Metallen eingelegter Arbeit; die herrlichen, gold- und silberdurchwirkten Vorhänge und Polster: dies Alles ließ erkennen, daß der von altersher schon in Arabien sprichwörtliche Reichthum der „Paradiesstadt“ Damaskus trotz dem türkischen Regiment noch heute unter ihren Einwohnern nicht ausgestorben ist. In der Grundanlage und Eintheilung des Raumes mit den Wohnhäusern des übrigen Syriens übereinstimmend, haben diese prachtvollen Wohnungen als einzigen Zugang von der Straße nur einen schmalen niedrigen Korridor, der in der Mitte ein Knie bildet, um jeden Einblick von außen unmöglich zu machen. Der innere Hof, in den dieser Gang mündet, und auf den auch die Fenster der Hauptgemächer des Hauses, der glänzenden Haremsräume, hinausgehen, ist mit bunten Fliesen oder Marmorplatten belegt und meist mit schönen Gruppen von Orangen, Lorbeern und Rosenbüschen geschmückt. In der Mitte des Hofes befindet sich das reichskulptirte Marmorbassin des laufenden Brunnens, dessen Rand mit blühenden Topfgewächsen besetzt ist, unter denen die Nelke, die Lieblingsblume des syrischen Volkes, stets eine Hauptrolle spielt. Der Luxus, den die reichen Einwohner von Damaskus mit diesen Zierpflanzen für ihre Höfe treiben, soll großartig sein. Dicht neben dem Eingange in den Hof liegt die Mandara, das Empfangszimmer für Gäste, zu dessen mit einem schweren Vorhange verhüllter Thür einige Marmorstufen emporführen. An den schön getäfelten und mit Koransprüchen verzierten Wänden des Gemachs zieht sich ein niedriger Divan hin. Der wohlhabende Damascener benutzt die Mandara jedoch nur

Frau aus Damaskus mit dem Chergeh.

während des Winters; im Sommer empfängt er ſeine Gäſte in dem ſogenannten Liwân, einer an der Südſeite des Hofes befindlichen, nach Norden offenen großen Halle mit hohem Bogeneingange, reichverzierten Wänden und ſchöner Kaſſettendecke. Das Liwân bildet in der heißen Jahreszeit den Lieblingsaufenthalt ſämmtlicher Bewohner des Hauſes; namentlich Abends, wenn der ſtark fallende Thau das Verweilen im Hofe oder auf dem flachen Dache verbietet. Mehr als einmal mußten die Reiſenden bei dem Beſuche in einem arabiſchen Hauſe vor der Thür des Hofes warten, bis die im Liwân verſammelte weibliche Hausgenoſſenſchaft ihren Rückzug in die oberen Gemächer angetreten hatte, in denen Frau Lortet freilich ſtets ein gern geſehener Gaſt war.

Der intereſſanteſte Theil von ganz Damaskus iſt ohne Frage der Bazar, der ein ausgedehntes Terrain in der Mitte der Stadt einnimmt und mit ſeinem verworrenen Netz von kleinen ſchmalen Gaſſen, mit ſeinen Kreuzwegen, dunklen Winkeln, großen Chans, finſteren überwölbten Durchgängen, und weiten von grellem Licht überflutheten Höfen, und mit ſeiner in alle Trachten des Orients gekleideten, lärmenden und geſtikulirenden Volksmenge dem Fremden zuerſt den Eindruck eines vollſtändigen Chaos macht. Wenige Tage freilich genügen, um dieſen erſten Eindruck gänzlich zu verwiſchen und an ſeine Stelle ein lebhaftes Intereſſe treten zu laſſen für alle Einzelheiten des fremdartigen, bunt bewegten Bildes. Hat man ſich über die zuſammen-

Liwân eines Hauſes in Damaskus.

gewürfelte Menge der Käufer und Schauluſtigen erſt einigermaßen orientirt, über dieſes bunte Durcheinander verſchiedener Volkstypen, die nicht nur aus allen Gegenden Syriens, ſondern aus dem ganzen Orient hier zuſammenſtrömen, ſo wird die Aufmerkſamkeit zunächſt durch die charakteriſtiſche Eigenart der verſchiedenen Verkäufer gefeſſelt, die ihren oft koſtbaren Kram in elenden Buden oder Läden von nur wenigen Quadratmetern Größe feilhalten. Wie überall im Orient, liegen auch hier dieſe Verkaufsmagazine ſtets etwa einen Meter hoch über dem Boden, und in dieſer Höhe kauert auch am Eingange des kleinen, halbfinſtern Raumes der mohammedaniſche Verkäufer, das Nargileh oder die Cigarrette im Munde, den Roſenkranz zwiſchen den Händen, mit dem Nachbar in der gegenüberliegenden Bude plaudernd, und ſcheinbar unbekümmert, ob ſich ein Abnehmer für ſeine Waaren finden wird oder nicht. Von Zeit zu Zeit unterbricht er das Fingern des Roſenkranzes, um mit einem Stückchen Schilfrohr, das er in das am Gürtel hängende Tintenfaß taucht, auf dem Rücken der linken Hand eine Berechnung der Tageseinnahmen niederzuſchreiben. Dann wieder liegt er ſtundenlang halbträumend in beſchaulicher Ruhe auf dem kleinen Teppich, in der Lieblingsſtellung des Arabers, einen ſeiner Füße, von denen er die Schuhe gezogen, in der Hand haltend. Richtet ein Käufer eine Frage an ihn, ſo erfolgt die einſilbige Antwort erſt nach langer Pauſe; der Europäer wird ſich über die verdroſſene Gleichgiltigkeit, über den Mangel an „Kulanz“ oft genug ärgern, und doch geht dieſelbe vielleicht weniger aus der Indolenz des Orientalen, als aus der Landesſitte hervor, die für den Abſchluß ſelbſt des geringfügigſten Handels

lange Zeit und vrisliches Ueberlegen verlangt. Sehr anders verhalten ſich die chriſtlichen und die jüdiſchen Verkäufer auf dem Bazar. Die erſteren namentlich (meiſt Armenier und Griechen) ſind von unerträglicher Geſchwätzigkeit und Zudringlichkeit. Irgend ein Stück ihres Krames in der Hand haltend, das der Fremde in ihrer Bude betrachtet oder nach deſſen Preis er im Vorübergehen gefragt, verfolgen ſie ihn unermüdlich über den ganzen Bazar. Nur ſehr ſelten gelingt es dem Europäer, ſich dem eifrigen Geſchäftsmanne und ſeiner furchtbaren Sauda zu entziehen; gewöhnlich kauft er, nur um den Plagegeiſt los zu werden, die ſo dringlich angeprieſene Sache für den geforderten Preis, d. h. für das Fünf- und Sechsfache ihres Werthes.

Die nach den verſchiedenen Verkaufsgegenſtänden getrennten Quartiere des Bazars enthalten heute ſchon eine Menge europäiſcher Waaren; ganz ſo ſtark, wie auf dem

Damaſcenerin auf Kahlköpfe oder Badeſchalen.

Bazar von Beirut z. B., iſt die abendländiſche Induſtrie hier jedoch noch nicht vertreten. Bei den Verkäufern von Sätteln und Reitzeug, von Stoffen und Teppichen, von feinen Holz- und eingelegten Waaren, bei den Waffenhändlern und Goldſchmieden kann man heute noch manch ſchönes Stück von echter Arbeit und echtem Stil zu ſehen bekommen. Wer Geduld, Zähigkeit und Zeit genug hat, kann auch wohl nach tagelangen Unterhandlungen, nach vielem Sprechen und unzähligen mit dem Händler eingenommenen Taſſen Kaffee es ſoweit bringen, einen echten perſiſchen Teppich, ein ſchönes Metallgefäß oder irgend ein anderes wirklich werthvolles Stück zu erhandeln. Nur eilig darf man es nicht haben und aufmerkſam muß man ſein; denn der ſchlaue Kaufmann wird immer damit anfangen, dem Fremden werthloſe Dinge vorzuführen, um ſein Verſtändniß und Urtheil zu prüfen, und ſich erſt nach langen vergeblichen Verſuchen dazu entſchließen, ſeine koſtbaren und ſeltenen Artikel aus ihren Verſtecken ans Licht zu bringen.

Digitized by Google

In einer langen, überdachten Gasse befinden ſich die Verkaufslager aller Arten von Webereien, unter denen die europäiſchen und amerikaniſchen Fabrikate von Jahr zu Jahr mehr überhand nehmen. In Damaskus ſelbſt werden mancherlei Seidenſtoffe fabricirt; außer einem leichten, halbklaren Zeuge, dem ſogenannten Scheitel, und dem ſchweren gemuſterten Gewebe, das von hier erſt den Namen Damaſt in den Handel gebracht hat, verfertigt man in der Stadt heute vorzugsweiſe die ſchön geſtreiften, mit langen Franzen verſehenen Tücher, die ſeidenen Keffiyeh, die Männer und Frauen über dem enganliegenden Fez um den Kopf geſchlungen tragen. Der eigentliche Turban kommt in Syrien immer mehr aus dem Gebrauche. Die in ziemlich primitiver Weiſe betriebene Seidenwirkerei, die heute noch etwa 2000 Arbeiter in Damaskus beſchäftigt, iſt im Laufe der letzten Jahre durch die Konkurrenz der Beiruter Fabriken, namentlich aber durch die ſtete Zunahme der Einfuhr franzöſiſcher Seidenſtoffe bedeutend zurückgegangen. Was die von dem Volke faſt ausſchließlich getragenen bunten Baumwollenſtoffe anbetrifft, ſo werden dieſe heute durchweg aus England und Amerika eingeführt; es ſind häßliche und ungeſchickte Nachahmungen der alten einheimiſchen Muſter, in ſchlechteſtem Material ausgeführt; leichte, undauerhafte Gewebe, denen die ſchnellvergängliche ſtarke Appretur ein täuſchendes Anſehen von Feſtigkeit giebt. Von der reicheren Bevölkerung wird indeſſen die alte ſolide Waare noch manchmal verlangt, und dieſen geringen Bedarf decken die Webereien von Damaskus. Der ſtarke dunkelblaue Baumwollen-

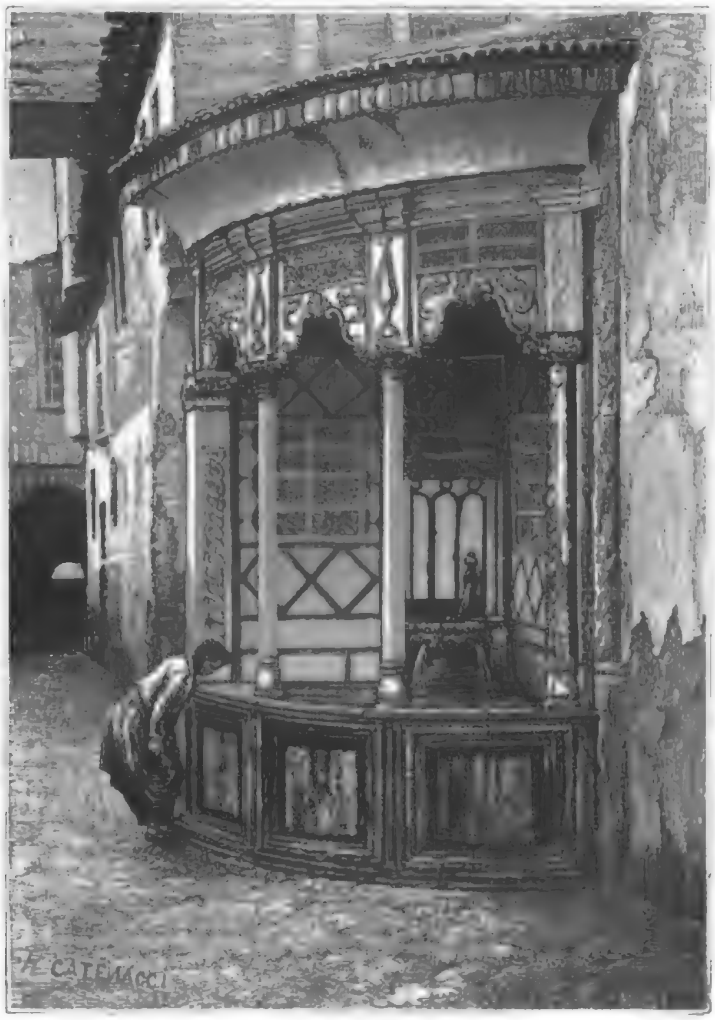
Damaſcenſiſche Tänzerin und Citherſpielerin.

ſtoff, in den die Beduinenweiber ſich kleiden, wird allein im Lande ſelber angefertigt; alle Verſuche, ihn durch ähnliche ausländiſche Waare zu verdrängen, ſind trotz den billigeren Preiſen an dem konſervativen und ſoliden Sinne der Damen der Wüſte geſcheitert. Auch für die geſtreiften Abbayen, die großen Mäntel der Beduinen und Fellachen, hat ſich noch kein fremdländiſcher Erſatz auf dem Markte eingefunden. Daggen kommen die weißen Schleier der Frauen heute ausnahmslos aus den großen Webereien der Schweiz, namentlich aus dem Kanton Glarus. Seit einigen Jahren werden, und zwar nicht zum Vortheil der einheimiſchen Gewebe, mancherlei chemiſche Färbeſtoffe aus Europa eingeführt, welche die dauerhaften und mit einander treffich harmonirenden Farben des Indigo und Saflor, der Cochenille und des wilden Krapp der Wüſte (Rubia tinctoria und Rubia Olivieri) zu verdrängen beſtimmt ſind.

In dem Quartier der Zeughändler, ſowie in dem der Juweliere und der Schuhmacher trifft man Nachmittags ſtets ganze Scharen verſchleierter, den beſſeren Ständen angehöriger Frauen an, welche mit einer Seelenruhe, die der ſo mancher unſerer ladenbeſuchenden Damen zum mindeſten gleichkommt, ſtundenlang den Verkäufer ſeine Waaren auskramen laſſen, von einer Bude zur anderen gehen und wieder zur erſten zurückkehren, um nach endloſem Wählen und Ueberlegen ſchließlich nichts oder eine unbedeutende Kleinigkeit zu kaufen. Mancher Blick ſtreift unter dem zurückgeſchlagenen Zipfel des Schleiers hervor den etwa in der Nähe befindlichen Europäer, und oft genug wird auch der Schleier etwas mehr gelüftet, als zu der eingehenden Prüfung der vorgelegten Waaren gerade nöthig iſt, um dem Fremden den erfreulichen Anblick eines jugendlich hübſchen Geſichtes zu gewähren. Große weiße Mäntel

Digitized by Google

verhüllen die ganze Figur und die oft ungemein koſtbare Tracht der Haremsſchönen. Die Frauen des kleinern Bürgerſtandes von Damaskus kleiden ſich heute noch ausnahmslos in die hübſche ſyriſche Landestracht; auch unter den wohlhabenderen Klaſſen giebt es noch viele, die daran feſthalten, viele jedoch auch ſchon, die durch Annahme einzelner Stücke der europäiſchen Moden ihren ſchlechten Geſchmack bekunden und ſich gründlich entſtellen. Neben dem reichſten Schmuck an goldenen und ſilbernen Ketten, Armſpangen, Ohr- und Fingerringen iſt hier der Chergeh oder Naſenſchmuck ungemein beliebt, ein goldner Ring mit großem, meiſt türkiſenbeſetztem Knopfe, der, durch den einen Naſenflügel gezogen, ein pikantes Geſicht durchaus nicht immer ſo ſchlecht kleidet, wie man vielleicht denken ſollte. Das Malen der Augenbrauen, das Rothfärben der Fingernägel iſt ziemlich allgemein, die Sitte des Tatuirens aber, die bei den Frauen einiger Beduinenſtämme herrſcht, findet ſich in Damaskus nur bei den Tänzerinnen und Sängerinnen wieder, die im ſchlechteſten Rufe ſtehen und deshalb das Privilegium haben, ſtets unverſchleiert zu gehen. Sehr viel werden, namentlich von den Frauen der höheren Stände, künſtliche Blumen als Kopfſchmuck getragen, die einen nicht



Brunnen am Bazar.

unwichtigen Artikel des europäiſchen Imports ausmachen. Die Fußbekleidung der Städterinnen bilden die weichen Pantoffeln aus gelbem Leder, die, mit koſtbarer Stickerei, manchmal auch ſchon mit kleinen Bouquets künſtlicher Blumen geſchmückt, ganze Budenreihen des Bazars füllen. Unter den feinen Holzwaaren jedoch und dem verſchiedenen Geräth in koſtbarem skamleh oder eingelegter Arbeit ſind die kabkâb oder Badeſchuhe der Frauen vielfach vertreten, kleine, auf dreieckigen Brettchen ruhende Bänke, mit einem breiten geſtickten Riemen auf der oberen Seite, durch den der Fuß geſteckt wird. Mit dieſen im höchſten Maße unſchönen Stelzen ſcheint ein großer Luxus getrieben zu werden; man findet ſie in der reichſten Ausführung mit goldenen und ſilbernen Behängen auf dem Bazar, was ſich dadurch erklärt, daß ſie durchaus nicht nur im Bade, ſondern vielfach auch auf den kalten Marmor- und Flieſenparquets der Säle und Höfe in den Häuſern getragen werden.

Die Waffenfabrikation von Damaskus, die angeblich ſchon unter Diokletian der Stadt eine beſondere Bedeutung gegeben haben ſoll, iſt begreiflicherweiſe heute gleich Null. Auf dem Sûk el-Aruâm, dem Bazar der Griechen, werden

neben modernen Feuergewehren und den langen, mit großen Straußfederbüſcheln geſchmückten Beduinenlanzen auch heute noch ſchön damaſcirte Dolche und Säbel angeboten, deren Klingen meiſt Solinger Waare ſind. Nicht ſehr viel beſſer verhält es ſich mit der Mehrzahl der „alten, echten“ Waffen, Küraſſe, Münzen ꝛc., die der unter dem Namen Abu antica (Vater der Alterthümer) bekannte Kunſthändler oder Trödler dieſes Quartiers dem europäiſchen Reiſenden zu verkaufen liebt. Seine prachtvoll damaſcirten Waaren, die er regelmäßig zu einem Viertel des geforderten Preiſes abläßt, ſind gewöhnlich ebenſo echt und alt, wie ſeine reich ciſelirten Kupfer- und Bronzeſchalen, die noch heute, freilich in geringerer Vollendung als früher, in Damaskus fabricirt werden.

Für den Fremden, der des Arabiſchen hinreichend mächtig iſt, bilden die Anpreiſungen und Ausrufungen, mit denen die ambulanten Verkäufer von Lebensmitteln ihre Waaren auf dem Bazar feilbieten, eine unerſchöpfliche Quelle des Vergnügens. Die lebhafte Phantaſie des Orientalen dokumentirt ſich in dieſen mit gellender Stimme ausgerufenen und je nach Zeit und Gelegenheit vielfach variirten Worten. Der Garkoch freilich überläßt es dem kräftigen Geruch ſeiner

Thor des Chan Aſad Paſcha.

gerösteten Fleiſchſchnitten und anderen Speiſen die Käufer anzulocken; der Bäcker aber, der ebenfalls auf offener Straße ſein verſchiedenartiges Gebäck bereitet und daſſelbe dann noch heiß zum Verkaufe umherträgt, ruft die gröberen, dünnen Brotkuchen mit den Worten: „Gott iſt der Ernährer“, oder: „O nährender Gott!“ aus; das feine mit Butter und Traubenſyrup beſtrichene und mit Seſamkörnern beſtreute Weizengebäck preiſt er als „Nahrung für Schwalben oder zarte junge Mädchen“ an. Die Verkäufer von Limonade und Zuckerwaſſer rufen: „Erfriſche Dein Herz“ oder: „Kühle die Hitze“ und begleiten dieſe Worte mit lautem Aneinanderſchlagen der kleinen Blechtaſſen, in denen ſie ihr Getränk verſchenken. Das Dſchullâb oder Roſinenwaſſer wird mit den Worten: „Sehr klar, mein Kind!“ angeprieſen; bei dem Chuſchâf, einem aus Roſinen, Orangen, Aprikoſen ꝛc. bereiteten und mit Schnee vom Antilibanos gekühlten Getränke heißt es: „Nimm Deine Zähne in Acht“, um anzudeuten, wie kalt und erfriſchend es iſt. Höchſt erfinderiſch ſind die Obſt- und Gemüſeverkäufer; die letzteren haben, um die beim ſyriſchen Volke ſehr beliebte Waſſerkreſſe anzupreiſen, einen alten arabiſchen Reim, der in der Ueberſetzung heißt: „Zarte Kreſſe von der Quelle el-Duiyeh! gieb einer alten

Frau davon, ſo iſt ſie am andern Tage jung“. Beſonders draſtiſch aber ſind die Worte, mit denen der Blumenhändler den Vorübergehenden ſeine Sträuße anbietet: „Beſänftige Deine Schwiegermutter!“

Von den großartigen Chans, die in dem Bazarviertel der Stadt belegen ſind, iſt der Chan Aſſad Paſcha der bedeutendſte. Es iſt ein ungeheures Häuſerquadrat mit zahlreichen Höfen, Säulengängen, Gallerien und nicht weniger als neun hohen Kuppeln; ein komplicirtes Bauwerk, das im erſten Stock große Geſchäftsräume und Waarenlager aller Art, im Erdgeſchoß Ställe und Wohnungen für Reiſende enthält. Das ſtarke Mauerwerk beſteht aus regelmäßigen Schichten ſchwarzer und gelber gut bearbeiteter Steine; prachtvoll iſt namentlich das Hauptthor mit dem ſchönen Stalaktitengewölbe, das der beſten Zeit der mohammedaniſchen Architektur angehört. In der Mauer, zu jeder Seite des Thores, befindet ſich ein fließender Brunnen in einer tiefen gewölbten Niſche; über jedem derſelben ein großes rundes Fenſter mit ſchön ſkulptirter Einrahmung.

Nicht weit von dieſem monumentalen Bau liegt am Kreuzungspunkte zweier Straßen ein zierlicher Brunnen, der ebenfalls aus der Glanzzeit der Stadt während der Herrſchaft der Omejjaden herſtammt. Zwei leichte Säulen, die ſich auf dem aus verſchiedenfarbigem Marmor hergeſtellten Baſſin erheben, tragen das Dach und den kunſtvoll gearbeiteten Bogengiebel mit der vergoldeten Inſchrift.

Die große Moſchee in Damaskus.

Das Waſſer fließt aus einer aufs ſauberſte ausgeführten Muſchel in das Baſſin; die Seitenwände ſind mit glänzend emaillirten bunten Flieſen bedeckt.

Das größte Denkmal der omejjadiſchen Zeit, die gewaltige Moſchee Dſchâmi el-Uma'ui an der nördlichen Seite der alten inneren Stadt, iſt leider bei weitem nicht ſo gut erhalten, wie jene beiden Bauwerke. Sie wurde zu Anfang des achten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung von Ualid, dem ſechſten omejjadiſchen Chalifen an der Stelle einer alten chriſtlichen Kirche, die ihrerſeits wieder aus einem heidniſchen Tempel entſtanden war, erbaut. Der Sage nach unterſtützten Geiſter den Chalifen bei der Herſtellung des großartigen, von zeitgenöſſiſchen arabiſchen Schriftſtellern als Weltwunder geprieſenen Baues. Dieſe Geiſter ſind aller Wahrſcheinlichkeit nach griechiſche Bauklünſtler geweſen, von denen der Chalif, wie es heißt, 1200 aus Konſtantinopel her berief. Eine Feuersbrunſt zerſtörte im Jahre 1069 einen Theil des Gebäudes, bei der Eroberung der Stadt durch Timur erlitt der herrliche Tempel neue Beſchädigungen. Seitdem iſt er wohl mehrmals nothdürftig reſtaurirt worden, den alten Glanz aber hat er nicht wieder erreicht.

Von der Höhe des nördlichen, bedenklich baufälligen Minarets der Moſchee hat man eine gute Ueberſicht über die innere Stadt, die mit ihren eng aneinander gebauten flachen Dächern einen mehr ſeltſamen, als gerade ſchönen Anblick darbietet.

Ueber neuere Reſultate der Gletſcherforſchung und einige Erſcheinungen aus ihrer Geſchichte.

Von Dr. F. W. Paul Lehmann.

II.

Am 26. Juni 1880 ward von der philoſophiſchen Fakultät der Univerſität in München die Preisaufgabe geſtellt: „Eine eingehende Beſchreibung der diluvialen Glacial-Bildungen und -Erſcheinungen ſowohl im Gebiete der ſüdbayeriſchen Hochebene als auch in den bayeriſchen Alpen“, und als letzter Termin für die Annahme konkurrirender Arbeiten der 30. April 1881 feſtgeſetzt. Vorbereitet durch Gletſcherſtudien in Skandinavien und in der norddeutſchen Tiefebene machte ſich Herr Dr. A. Penck an die für die kurze Zeit — trotz der bereits vorhandenen Litteratur — überreichlich zugemeſſene Arbeit und hatte ſich des ſchönen Sieges der Preisgewinnung zu erfreuen. Da die Innehaltung des Termins den Verfaſſer genöthigt hatte, manche ihm im Verlaufe der Unterſuchung und Bearbeitung aufſteigende Frage unerledigt zu laſſen, ſetzte er im Laufe des Jahres 1881, vorzüglich auf der ſüdbayeriſchen Hochebene, ſeine Studien fort und erweiterte mit vielfachen Umarbeitungen die urſprüngliche Redaktion, bis er ſie unter dem Titel „Vergletſcherung der deutſchen Alpen“ gegen Ende des Jahres 1882 erſcheinen ließ und dem Urtheil der gelehrten Welt unterbreitete.

Nach einer überſichtlichen, anziehend geſchriebenen Geſchichte der Glacialgeologie giebt der Verfaſſer eine kurze orographiſche Skizze nebſt einer Würdigung der Arbeiten ſeiner Vorgänger auf dem durch die Beſtimmungen der Preisaufgabe abgegrenzten Gebiete. Mit Ausſcheidung des Salzachgebietes wird ſpeciell das Gebiet des ehemaligen Inngletſchers und das weſtlich von ihm gelegene Terrain in Betracht gezogen. Beſonders das Auftreten kryſtalliniſcher Geſchiebe im Gebiet von Iſar und Loiſach, deren Einzugsgebiet ausſchließlich der Zone der nördlichen Kalkalpen angehört, ſtellte dem geologiſchen Unterſucher Fragen, die bisher unbeantwortet geblieben waren. Die Geſchiebe ſtammten aus der Centralzone der Alpen, ſie mußten über jene Sättel und Scharten gekommen ſein, die vom Hintergrunde des Iſar- und Loiſachthales aus der Region der barock geformten Kalkſtöcke hinüberführen in die, im Süden des Innthales, mit ewigem Schnee und Eis prangenden Höhen der Urgebirgswelt. Ich ſagte eben, für die Verbreitung der Geſchiebe im Iſar- und Loiſachthale habe es an einem Erklärungsverſuche gefehlt, denn der abenteuerlichen Phantaſie, daß eine 2000 bis 3000 Fuß mächtige Fluth dieſe Geſchiebe einſt über die aus dem Innthale nach Norden führenden Päſſe mit ſich geriſſen hätte, wäre doch wohl mit dem Namen einer „Erklärung“ zu viel Ehre angethan!

Penck giebt, geſtützt auf eigenes und fremdes Beobachtungsmaterial, eine Ueberſicht von der ehemaligen Vergletſcherung der bayeriſchen Alpen in vertikaler und horizontaler Ausdehnung. Nach der oberen Grenze der an den Thalgehängen hier und da zerſtreuten Findlingsblöcke wird das Bild des Innthales in ſeiner Maximalvergletſcherung konſtruirt. Da das linke Ufer des Inn, lange bevor das Thal ganz in das Gebiet der nördlichen Kalkalpen tritt, auf einer weiten Strecke von letzterm begleitet wird, fallen die Findlingsblöcke der kryſtalliniſchen Zone auf dem fremdartigen Boden dem Beſchauer naturgemäß auf. Es würde daher leicht ſein nach dieſen Merkmalen die obere Grenze des verſchwundenen Gletſchers zu beſtimmen, wenn ihr Auftreten nicht ſehr ſporadiſch wäre. Die Wanderblöcke ſind ſicher oft von den ſteilen Gehängen in die Tiefe gerollt, wenn die Wirkungen von Verwitterung und Eroſion die Grundlage zerſtörten, auf der ſie zeitweilig Station machten und an anderen Stellen wiederum unter raſch wachſenden Schutthalden begraben. Eine hübſche Ergänzung erfährt der auf die Vertheilung der hochgelegenen Irrblöcke geſtützte Beweis durch die Form mancher Kuppen und Felsnaſen. Man findet nämlich etwa korreſpondirend mit der oberen Grenze des erratiſchen Geſteins Felspartien, bei denen man nach ihrem petrographiſchen Charakter eine zerriſſene Geſtalt erwarten müßte, mehr oder minder der Form von Höckern und Buckeln angenähert.

Aus der Uebereinſtimmung der eben erwähnten Beweismittel geht hervor, daß über den Stätten von Innsbruck und Hall einſt ein Eisſtrom von mehr als 1000 m Mächtigkeit hinglitt. Sein Niveau erreichte in den Umgebungen des im Innthale aufragenden Tſchirgant, bei 1200 m Dicke, über 1800 m Meereshöhe und hatte ſich bei Kufſtein noch nicht weit unter 1400 m hinabgeſenkt. Von dieſem gewaltigen Eisſtrome zweigten ſich einzelne Arme ab und drangen mit ihren Moränen über die tief einſchneidenden Päſſe quer durch das Gebiet der Kalkalpen nach Norden vor.

Den größten Verluſt erlitt der Inngletſcher oberhalb Innsbrucks, wo er über den nur 1176 m hohen Seefelderpaß einen breiten, 600 m mächtigen Eisſtrom abzweigte, der zwiſchen dem Wetterſtein- und Kahrwändelgebirge hindurch dem ehemaligen Iſargletſcher tributär ward. Selbſt über das 1791 m hohe Marienberger Joch ſchob, wie die im Norden deſſelben auftretenden Geſchiebe beweiſen, der Inngletſcher einen Theil ſeiner Eismaſſen. Auffallend iſt es, daß unmittelbar im Norden des wichtigen, dem Marienberger Joche benachbarten Fernpaſſes keine Spur von Geſchieben aus der Centralzone auf ein Abfließen des Inngletſchers durch dieſes bis auf 1250 m eingeſchnittene Felſenthor hinweiſen. Penck ſchließt: Da hier kein Eisſtrom durchpaſſirte, ſo kann der Paß zur Zeit der größten Gletſcherentwickelung noch nicht vorhanden geweſen ſein. Die ganze Konfiguration des Paſſes deutet auf einen Zuſammenbruch des heute von ihm durchkreuzten Kalkgebirges, und der am Südende des Paſſes anſtehende Gyps läßt die Urſache dieſer poſtglacialen Paßbildung vermuthen. (S. 58 u. 59.) Unterhalb Innsbrucks entführte das Thal, in welchem heute der Achenſee [1]) liegt, dem Inngletſcher bedeutende Eismaſſen.

---

[1]) In lichtvoller Expoſition wird von Penck dargethan, daß der Achenſee durch mächtige Anhäufungen von Glacialſchottern des alten Inngletſchers im Süden abgedämmt wird.

In einer Mächtigkeit von 800 bis 900 m drang der alte Inngletscher zwischen den Kalkbergen hinaus in die Ebene und breitete sich auf derselben aus mit einer weiten, bis über die nördliche Breite Münchens hinausgehenden „Ausstülpung".

Wenn die Gletscherspuren — wie der Verfasser hervorhebt — im Hochgebirge hinter dem Aufbau der gewaltigen Bergkolosse zurücktreten, so werden sie auf der Hochebene dominirend und bestimmen die Konfiguration des Terrains. Die vornehmlich aus „Blocklehm" bestehenden Hügel und Rücken Südbayerns wurden anfänglich als aufgeschwemmte bezeichnet, bis von Stark ihr glacialer Ursprung erkannt ward. Penck hat diese Bildungen, deren Grenzlinien an manchen Stellen von ihm erst festgelegt sind, eingehend untersucht und setzt sehr klar auseinander, wie der Blocklehm und die unregelmäßig zwischen ihm abgelagerten, gekritzten Geschiebe das als Grundmoräne und Schleifpulver von dem Gletscher auf die Ebene hinaustransportirte Material sind. Daß neben und zwischen diesen glacialen Ablagerungen fluviale, durch die Gletscherwasser um- und abgelagerte Sedimente vorkommen können, ist leicht erklärlich und beweist nichts für den fluvialen Ursprung der ganzen Ablagerung. Nur vereinzelte, besonders an den höheren peripherischen Theilen der verschiedenen Gletscherausstülpungen abgelagerte Blöcke sind mit ihren mehr oder minder scharf erhaltenen Ecken und Kanten auf dem Rücken des Gletschers transportirt und schließlich nach Wegschmelzung ihres Vehikels liegen geblieben; die Hauptmasse des auf der 150 km langen Strecke zwischen Iller und Inn abgelagerten Materials, das durchschnittlich wenigstens 60 m (oft 100 m) mächtig ist und bei der Annahme einer mittleren Breite von 60 km nicht weniger als 540 cbkm beträgt, ist in der Form der Grundmoräne aus den Alpen hinausgeschafft.

Penck knüpft an die Besprechung der Grundmoräne interessante und beachtenswerthe Betrachtungen über die erodirende Thätigkeit der Gletscher, geht aber, wie bereits v. Richthofen [1]) hervorgehoben hat, zu weit, wenn er die ganze Masse der auf der Ebene abgelagerten Grundmoräne als ein Erosionsprodukt des Gletschers ansieht. „Denn es ist zu beachten — sagt v. Richthofen — daß die Gletscher bei ihrem Entstehen und Anwachsen vermöge ihrer ungemein großen Transportfähigkeit zunächst ausräumend wirken und in erster Stelle das vorher durch säculare Zersetzung freigewordene und gelockerte Material, welches die Berggehänge in unvergletscherten Gebirgen oft tief einhüllt, fortschaffen mußten. Glacialschotter und Grundmoränen werden daher bei eintretender Vergletscherung in sehr großem Maße aus diesem Material gebildet worden sein und geben nicht einen Anhalt zur Berechnung der Erosion des festen Gesteins durch die Bewegung des Gletschers." Daß ein 1000 m mächtiger Eisstrom, der sich unaufhaltsam mit kolossalem Druck auf der Felsunterlage fortschiebt, vornehmlich mittels der auf seinem Grunde mit fortgeführten Gesteine, erodirend auf dieselbe wirken muß, kann wohl mit Fug und Recht nicht mehr bezweifelt werden. Gerade an denjenigen Stellen — sagt Penck — wo diese Thätigkeit die intensivste sein muß, in der Längenachse derjenigen Gletscherpartien, die sich am schnellsten vorwärts bewegen, entzieht sich dieser Proceß unserer Beobachtung und läßt sich nur aus dem am untern Gletscherrande abfließenden schlammgetrübten Wasser schließen. Die Beobachtungen an dem untern Ende unserer kleinen Gletscherreste besagen nichts. Die Bewegung ist verlangsamt, und das Eis des flach ausgehenden, stark abgeschmolzenen Gletschers liegt oft in der Mitte gar nicht auf dem Boden, nur hier und da schiebt ein zeitweilig vorrückender Gletscher, der die „Nase im Boden hat", das lockere Material vor sich her und fältelt die den Thalboden überkleidende Rasendecke (Beobachtung Heim's).

Sehr hübsch ist der Vergleich, den Penck zwischen den Ablagerungen eines Flusses und denjenigen des Gletschers durchführt. Wie Niemand aus den Auffandungen eines Flusses Beweise gegen seine Erosionsfähigkeit herleiten wird, ebensowenig ist Jemand berechtigt, aus den Ablagerungen der Grundmoräne Schlüsse auf die Unfähigkeit des Gletschers zur Erosionsarbeit zu ziehen. Am Flusse wechseln Strecken, an denen er erodirt, mit solchen, wo er nach Gefällsbrüchen und Erweiterungen seines Profils seinen Detritus ablagert, ebenso beim Gletscher! Wo sich seine Bewegung bei geringerm Gefälle, breiteren Thälern und beckenartigen Erweiterungen verlangsamen mußte, da finden wir schon innerhalb des Gebirges Ablagerungen der Grundmoräne. So erklärt es sich leicht, daß die Längsthäler — also speciell das des Inn — mächtigere Grundmoränen bergen als die Querthäler. Die Formulirung, daß die mächtigsten Grundmoränen außer dem Hauptwege des Gletschers lägen, erscheint mir bedenklich. Ich möchte das eigentliche Innthal immer als den Hauptweg des Gletschers ansehen trotz der schnelleren Bewegung, welche die über die nach Norden führenden Pässe abfließenden Eismassen annehmen; es sind doch — wenn wir das Bild des Flusses festhalten — immer nur Wehre, über die sich seitwärts ein im Verhältniß zur ganzen Masse geringer Theil mit schnellerem Tempo ergießt. Vor dem Hauptstrom liegt auf der Ebene der Hauptablagerungsplatz der Grundmoräne und den hat, trotz den Verstärkungen des Isargletschers, immer noch der Inn!

Mechanisch unerklärbar scheinen mir einige Ausführungen über den Bergauf-Transport der Grundmoräne mittels des Gletschereises. Beharrungsvermögen und Kohäsion müssen jedenfalls sehr bald der Macht der Schwere weichen! Daß eine in Bewegung befindliche Gletschermasse auf horizontaler Fläche weit vorwärts geht, ist begreiflich, und die Rechnungen, welche durch Annahme eines Reibungscoefficienten die mögliche Grenze einer solchen Bewegung ziemlich eng setzen, sind darum nicht beweiskräftig, weil das Eis sich nicht als eine feste Masse über dem Boden hinschiebt, sondern gewissermaßen als zähflüssige weiterquillt und mit den oberen Theilen die unteren durch Reibung gehemmten überholt [1]). Daß der Gletscher bei wechselnder Härte und Widerstandsfähigkeit seiner Sohle oder bei ungleichem Druck auf dieselbe flache Becken ausmeißeln könne, habe ich im „Globus" Bd. XLI, S. 30 und 31 einmal gelegentlich geäußert mit dem Zusatze, ich gäbe diese Erklärung für die tellerartigen Vertiefungen in den oberen Thalböden des Fogaraſcher Gebirges als eine mögliche, nicht als eine positiv bewiesene. Da muß natürlich das Eis an der das Becken abdämmenden Felsenleiste ein Stück hinaufgeglitten oder richtiger hinaufgepreßt sein. Ich suchte nach Schrammen vergebens und ich stehe noch heute wie damals rathlos vor dem Probleme „tiefer kessel- und trichterförmiger Seen" in festem Gestein. Gern gestehe ich, daß ich in einige Verlegenheit gerathen würde, wenn ich die mögliche Maximaltiefe solcher flachen Erosionsbecken angeben sollte! Wenn ich so in mancher Beziehung dem

[1]) Verhandl. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin Bd. 9, S. 573.

[1]) Auf diese Weise erkläre ich mir auch die Art, wie ein vorrückender Gletscher eine alte Stirnmoräne aufs Neue der Grundmoräne einverleiben kann.

Verfaſſer beiſtimme und mich freue, eine von mir nebenbei geäußerte Vermuthung bei ihm als begründete und ausgeführte Hypotheſe zu ſehen, ſo habe ich nur ein non liquet für den Satz: „Mußten doch alle Urgebirgsgeſchiebe, welche ſich in den nördlichen Kalkalpen finden, das Innthal durchqueren und deſſen Nordgehänge erklimmen“ (??). Niemals kann z. B. ein Block, der etwa an der Stelle von Zirl in der Grundmoräne des Inngletſchers lag, hinaufgerutſcht oder -geſchoben ſein zum Seefelderpaß; ſchwerlich ſind Geſteine des Oetzthales, die in die Grundmoräne des Inngletſchers gelangten, durch jenes Thor gewendet. Die auf den Paßhöhen gefundenen und konſtatirten Reſte von Grundmoränen können ſich niemals in einem unter 1176 m gelegenen Niveau, alſo nie im eigentlichen Thalwege des Inn befunden haben, der weit oberhalb des Seefelderpaſſes ſchon unter 800 m lag. Die Grundmoräne des alten Inngletſchers lag ja nicht bloß auf der tiefſten Thalrinne, ſondern auch auf den Wandungen deſſelben!

Wenn ſich das Eis durch die nach Norden führenden Päſſe ſchneller ergoß als im Innthal, ſo iſt, um dieſe — man geſtatte den Ausdruck — ſchnellere Vorfluth auszugleichen, kein Emporſteigen der Eismaſſen gegen den Paß nöthig, ſo wenig wie die Waſſer eines Stromes ſich gegen ein ſeitlich mit ſchnellerm Schwall abfließendes Wehr erheben. Das Querprofil der ſchließlich durch das Seitenthor abfließenden Maſſen verbreitert ſich allmählich thalaufwärts. Das gilt vom Eisſtrom wie vom Waſſerſtrom — „allgewaltig waltet Schwere!“

Mit dem größten Intereſſe folgt man den die Frage der Seenbildung beleuchtenden und diskutirenden Abſchnitten. Alle Seen Südbayerns liegen im Gebiete der ehemaligen Alpengletſcher, ebenſo diejenigen der Schweiz und Italiens. Wo die Seen in den Thälern und beim Ausgange derſelben fehlen, da zeigen ſich, wie z. B. beim Inn, im Becken von Roſenheim wenigſtens, beträchtliche durch Alluvialbildungen allmählich ausgefüllte Depreſſionen. Die Zuſammengehörigkeit der beiden Erſcheinungen, nämlich der Seenverbreitung und der ehemaligen Vergletſcherung war ſchon mehrfach betont, eine große Meinungsverſchiedenheit aber herrſchte über die Art dieſer Zuſammengehörigkeit. Waren die Gletſcher die Urſache der Seebildung oder nur der Bewahrung der Seen vor Zuſchüttung durch fluviale Alluvialbildungen? Die Ausführungen Penck's haben mich zum Theil frappirt, und wenn ich vor 1½ Jahren an der oben citirten Stelle über die Beckenbildung durch Gletſcher fortfuhr „die Anſchauung von einer pflügenden Thätigkeit der Gletſcher, in deren Furchen die großen Alpenſeen lägen, ſei mir ſtets ungeheuerlich erſchienen“, ſo muß ich heute geſtehen, daß mir durch Penck's lichtvolle Argumentationen zwar noch nicht alle Scrupel ausgetrieben ſind, aber jedenfalls die Theorie von der Bildung dieſer großen Seen durch Gletſcher nahe gerückt iſt als eine beachtenswerthe und bei allen weiteren Unterſuchungen und Diskuſſionen mit gebührendem Ernſte zu behandelnde. Fragt man ſich, warum die Gletſcher gerade an den Stellen, wo ſich die Bewegung ſchon verlangſamt, und wo ſich der ſeitlichen Ausbreitung keine Schranken mehr entgegenſtellten, eine ſo wirkſame erodirende Thätigkeit entfalteten, ſo bleibt als einzige Erklärung allerdings ſchwerlich etwas anderes als die Annahme eines — auch erſt für jeden einzelnen Fall zu erweiſenden — weniger widerſtandsfähigen Untergrundes. Uebrigens fällt es Penck nicht ein, alle Seenbildungen nach einer Schablone erklären zu wollen, er macht ſelbſt auf den Königsſee aufmerkſam, als auf ein durch Gletſchererоſion unerklärliches Phänomen und führt mit demſelben Rechte den Zellerſee an. Ich will nicht an den Hallſtädterſee erinnern, an die Konfiguration des Vierwaldſtätterſees und die Tiefe des Brienzers, es wäre das eine Anmaßung gegen einen Verfaſſer, der ſelbſt immer mit Energie betont, die Sache muß von Fall zu Fall unterſucht werden. Ueberdies hat Partſch eine eindringlich geſchriebene Warnungstafel auf Seite 192 ſeines im Abſatz I bereits erwähnten Werkes angebracht, die nicht ohne Nutzen zu leſen iſt: „Es iſt mir immer als eine ſonderbare Thatſache erſchienen — heißt es da — daß die Gelehrten, welche über die Entſtehung von Seebecken handeln, faſt ausnahmslos ſich vorwiegend, manchmal ausſchließlich mit ſo großen Waſſerflächen, wie dem Genfer-[1]), dem Bodenſee, dem Lago Maggiore, beſchäftigen und die kleinen Bergſeen kaum beachten. Man ſollte doch meinen, daß kleinere, wohl überſehbare Objekte ſich für den Beginn des Studiums — und über dieſen Beginn ſind wir doch bei den Alpenſeen noch nicht hinaus! — beſſer eignen als große, deren langgedehnter, reich gegliederter Uferſaum ſehr mannigfache und nur theilweiſe erkennbare geologiſche Verhältniſſe umſchließt .... In dem Rahmen einer weiten Seelandſchaft haben mehr Deutungen und — mehr Irrthümer Platz als in einem engen Thalkeſſel, bei dem ein Blick bis in den Schooß jeder Felſenritze dringt und das taſtende Senkblei ſchnell die vollſte Klarheit ſchafft über die Natur des Grundes, den die ſtille ſchwarze Fluth verhüllt.“

Alle Zweifler und hartnäckigen Läugner jeder Eroſionsthätigkeit des Gletſchers ſeien auf das Kapitel III. des Penck'ſchen Buches über die „Grundmoräne“ verwieſen. Dort wird auf S. 41 auseinandergeſetzt, wie „minder feſte Geſteine unter der Grundmoräne“ aufgearbeitet und in dieſelbe eingeknetet und einverwebt ſind. So iſt z. B. im Paſſe Gaicht der dort anſtehende oberjuraſſiſche Kalkſtein unter der Grundmoräne zertrümmert und mit ſeinen Bruchſtücken derſelben einverleibt. Ueber Liasfleckenmergel wird die Grundmoräne dunkel, fett, thonig, über Diluvialſchotter wird ſie ſtark kieſig und umſchließt viel Gerölle. Das ſind Beobachtungen, welche dem Verſuche, die Depreſſionen der vor dem Ausgange der Thäler ſich aufbauenden Moränenlandſchaften als Produkte der Gletſchererоſion darzuſtellen, wichtige Stützpunkte geben, wenngleich natürlich nicht die ganze Differenz zwiſchen der Höhe des Moränenamphitheaters und ſeiner Mitte auf ihre Rechnung kommt, und die weiter oben geäußerten Bedenken noch nicht eliminirt ſind.

Eine Inhaltsangabe des reichhaltigen Buches, Kapitel für Kapitel zu geben, konnte nicht in unſerer Abſicht liegen; es ſind hier nur einige auch für einen größern Leſerkreis intereſſante Punkte herausgehoben. Auf die dem Geologen vielleicht noch werthvolleren, aber in populärer kurzer Darſtellung ſchwieriger zu behandelnden Forſchungen über die mehrmalige Vergletſcherung der Alpen und die ſcharfſinnig daran geknüpften Schlüſſe ſind wir hier abſichtlich gar nicht eingegangen; wir verweiſen noch einmal auf das leſenswerthe Buch und ſpeciell die Abſchnitte über die Verbreitung und Beſchaffenheit der alten Glacialſchotter. „Die Annahme dreier Vergletſcherungen — reſumirt Verfaſſer

[1]) Beim Eisgange auf der Oder habe ich das oft mit Intereſſe am ſogenannten Strauchwehr oberhalb Breslaus beobachtet.

[1]) Eine anziehend, man möchte ſagen verführeriſch geſchriebene Skizze über die mögliche Bildung des Genfer- und Neuenburgerſees giebt Penck; natürlich, da er ohne Specialunterſuchung ſchreibt, mit aller Reſerve!

am Ende des 23. Kapitel S. 324 — giebt uns Rechenſchaft über alle Ablagerungen unſeres Gebiets; ungezwungen erklärt ſie alle bisher bekannt gewordenen Thatſachen aus anderen Theilen der Alpen und ſteht im Einklang mit anderweitig gewonnenen Ergebniſſen [1]).“

[1]) Als Ergänzungsheft Nr. 70 zu Petermann's Mittheilungen iſt eine Arbeit von Bayberger: „Der Inngletſcher von Kufſtein bis Ala“ erſchienen, welche ſich ſpeciell mit jener Moränenlandſchaft beſchäftigt, welche Roſenheim in einem Halbkreiſe von durchſchnittlich 30 km Radius umgiebt. Die topographiſche Specialunterſuchung iſt anſcheinend ſehr ſorgfältig und fleißig, die Lage und Zuſammengehörigkeit der einzelnen Moränen wird durch eine Karte veranſchaulicht, die Auffindung und Beſchreibung mehrerer Gletſcherſchliffe iſt von Intereſſe. Stil und Ausdruck laſſen oft viel zu wünſchen übrig und erſchweren zuweilen das Verſtändniß; das an ſich gewiß löbliche Verlangen nach Gewinnung eines weiten Horizontes und allgemeiner Geſichtspunkte iſt dem Verfaſſer verſchiedentlich gefährlich geworden und führt ihn gelegentlich zu Behauptungen, die mir als „wiſſenſchaftlich nicht discutabel“ (Zöppritz Geogr. Jahrbuch 8, S. 76) erſcheinen. Wir wollen gern zugeſtehen, daß die Arbeit durch das Buch von Penck in eine verhältnißmäßig ungünſtige Poſition gebracht iſt. Gründliche Lokalforſchung und einfache Wiedergabe gut beobachteter und beſchriebener Thatſachen haben ihr entſchiedenes Verdienſt, beſonders wenn ſie Erſcheinungen feſthalten, die in Jahren und Jahrzehnten vielleicht nicht mehr zu beobachten ſind — ſie gewinnen aber nicht, ſondern verlieren an Werth, wenn man ſie mit ungenau und halb verſtandenen Theorien verquickt! Komiſch wirkt es, wenn der Verfaſſer auf S. 4 den alten Fundamentalſatz des Geologen Lyell in der Formulirung Habenicht's zur Deviſe wählt. Das heißt dem durch ſeine kartographiſchen Leiſtungen bekannten Manne, der ſich bei ſeinen geologiſchen Verſuchen nicht immer vom Geiſte Lyell's erleuchtet zeigt, denn doch zuviel Ehre anthun!

Der Reiſebericht von Dr. Paul Pogge [1]).

I.

Deutſche Station Mukenge (Ortſchaft des Kalamba Mukenge) am Lulua. (20. September 1882.)

Ich ſetze voraus, daß Sie in den Beſitz meines Briefes vom 27. November vorigen Jahres (vgl. „Globus“ XLII, S. 167) gelangt ſind und erlaube mir, hieran anknüpfend, Ihnen zu melden, daß ich am 21. Juli d. J. von Njangwe hierher zurückgekehrt bin. Auf einen ausführlichen Bericht über die Reiſe verzichte ich vorläufig, da vorausſichtlich Lieutenant Wißmann vor dieſen Zeilen in Berlin eingetroffen ſein wird . . . . . .

Ueberall auf der ganzen Strecke, namentlich in der Lubilaſch-Lomami-Ebene fanden wir eine ganz außerordentlich ſtarke Bevölkerung vor, und überall reichlich Lebensmittel für die Karawane. In der Ebene der beiden letztgenannten Flüſſe, welche von vielen kleinen verſchiedenen Völkerſchaften bewohnt iſt, ſind einzelne Gegenden derartig bevölkert, daß ich annehme, ſie können ſich vollſtändig mit den gut bevölkerten (sic!) Theilen Deutſchlands meſſen. Es iſt allerdings ſehr problematiſch, auf der Durchreiſe die Einwohnerzahl eines Ortes oder Diſtriktes richtig zu ſchätzen, aber ich glaube, nicht mit zu hohen Ziffern zu rechnen, wenn ich die Bevölkerung dieſer Gegenden auf 1500 bis 2000 Menſchen per Quadratmeile veranſchlage. Die Dörfer ſind dort meiſtens in angepflanzten Palmen-Wäldern aufgebaut, welche ſich auf der ebenen Höhe der Hügelplateaus befinden, die faſt von allen Seiten von Bächen begrenzt werden, welche ſich an 100 bis 200 Fuß tief und oft ziemlich ſteil in den wohl meiſtens auf Sandſtein ruhenden lehmigen Sand eingefurcht haben. Dieſe Palmenhaine (vorwiegend Oelpalmen), in der Regel ein Oblongum bildend, von 1 bis 2 deutſchen Meilen Länge und 600 bis 1200 Schritt Breite, ſind der Länge nach von einer oder mehreren breiten Schneiſen durchſchnitten, die als Hauptſtraßen dienen, und zu deren Seiten ſich die Anſiedelungen, oft ohne weitere Anpflanzungen, befinden. Ich hatte erſt auf der Rückreiſe ſo recht Gelegenheit, die große Maſſe der dort wohnenden Menſchen zu bewundern, da ſie ſich auf der Hinreiſe aus Furcht mehr unſeren Blicken entzog, während ſie jetzt, im Vertrauen auf die ihr bereits bekannte Friedfertigkeit der Karawane, von Neugierde getrieben, überall auf den Straßen der Dörfer und auf den Wegen in voller Zahl ſich zeigte . . . . . .

Nach ungefähr 3wöchentlichem Aufenthalte in Njangwe, am 5. Mai, nachdem Wißmann das Arrangement einer Karawane nach Udſchidſchi feſt abgeſchloſſen, und die Regenzeit ſich ihrem Ende genähert hatte, konnte ich die Rückreiſe antreten. Vom Lualaba bis zum Lomami habe ich, einige kleine Abweichungen ausgenommen, denſelben Weg genommen, bis uns von den weſtlichen Anwohnern des Lomami an unſerm alten Hafenplatze die Paſſage verſperrt wurde. Wir waren genöthigt, ca. 4 deutſche Meilen ſüdlich, nach vier vergeblichen Verſuchen an vier verſchiedenen Häfen, den Fluß zu paſſiren. An allen Fähren hatten die Bena Kalebue, ein kleiner weſtlich vom Lomami wohnender Stamm, deſſen Dörfer kurz vorher von einer Kriegerſchar des bekannten Njangweer-Händlers Tipu-Tip, die uns zwei Tagereiſen hinter Njangwe mit einer langen Koppel geraubter Weiber begegnete, heimgeſucht worden waren, uns die Kähne verſteckt reſp. geſtohlen. Hunderte von Bewaffneten hielten Tag und Nacht Wache am Fluſſe, um das Gebahren der Karawane zu kontroliren, und ließen wir uns am Ufer ſehen, ſo erfolgte ein Hagel zu uns herübergeſchleuderter Pfeile. Erſt am fünften Hafen, nachdem ich unſere Leute beordert, Hölzer zu fällen, Boote zu bauen und event. Feuer zu geben, erſchien der Häuptling des Ortes mit einem Canoe und mit dem erſten Ruderſchlage waren die den ganzen Vormittag über am jenſeitigen Ufer des Fluſſes aufgeſtellten lärmenden und drohenden Wilden ſpurlos verſchwunden. Wir hatten aber bei dieſer Gelegenheit ſechs Tage Zeit verloren und da bereits ſechs andere Tage mit der Paſſage von zwei kleinen Flüſſen, des Kihongo und Lufuba, verſtrichen waren, von denen der letzte faſt unüberwindliche Schwierigkeiten bot, da ſein ebenes, breites, weſtliches Campinenufer ca. 1/4 deutſche Meile weit mit

[1]) Der oben auf S. 272 erwähnte Bericht des Dr. Paul Pogge über ſeine Rückreiſe von Njangwe nach dem Lulua gelangte in den „Mittheilungen der Deutſchen Geſellſchaft in Afrika“, Bd. IV, Heft 1, zur Veröffentlichung. Die uns von Dr. W. Erman gütigſt mitgetheilten Aushängebogen deſſelben ſetzen uns in den Stand, im Anſchluße an Lieut. Wißmann's Berichte (vgl. oben S. 87 u. 110 und die Karte zu S. 176) umfangreiche Auszüge aus dem ſeines Reiſegefährten mitzutheilen, welche nicht verfehlen werden, allſeitiges Intereſſe zu erregen. Aus dem Anfange des Berichtes, welcher einen kurzen Abriß der bereits bekannten Hinreiſe enthält, heben wir nur den Abſchnitt über die Bevölkerung der öſtlich des Lubilaſch durchzogenen Gebiete heraus.

4 bis 5 Fuß Waſſer überſchwemmt war, ſo daß die kleineren Mitglieder der Karawane von den größeren getragen werden mußten, ſo war ein Monat vergangen, ehe wir das jenſeitige Ufer des Lomami erreicht hatten, gewiß ein beträchtlicher Zeitaufwand für die kurze Strecke Weges, um auf die kleinen Vorrathsſäcke der Karawane einen bedenklichen Druck auszuüben. Wo ich den Lomami paſſirt habe, windet er ſich in ſtarkem Bogen nach Oſten (d. h. er fließt NO) und behält dieſe Richtung etwa drei Tagereiſen, ſo daß wir etwa drei bis vier Tagereiſen ſo ziemlich parallel mit dem Fluſſe marſchirt ſind durch eine hügelige oder bergige und vielfach mit Felsblöcken und Steingeröll (Granit oder Gneis, Sandſteinquarz und ſtellenweiſe Konglomerate) überſäete Ebene. Nach ſieben ſehr ſtarken Märſchen bogen wir endlich, eine nördliche Richtung nehmend, wieder in unſern alten Weg ein. Bei dieſem Umwege kam uns indeſſen der Umſtand zu Hilfe, daß die Lebensmittel hier ſehr billig waren. Ein Huhn koſtete beiſpielsweiſe in manchen Orten 2 bis 5 größere Kauris oder 18 Stück rothe Perlen, oder 3 bis 4 Hühner oder 1 Ziege nur 1 Yard Fazenda u. ſ. w. Als wir auf unſerm alten Wege angelangt waren, verfehlten einige kleine, den Arabern freundlich geſinnte Häuptlinge nicht, uns durch Ehrendeputationen mit Sang und Klang begleiten zu laſſen. Die Leute waren abgeſandt, um ihre mitgebrachten oder unterwegs geraubten Sklaven und Ziegen für Spottpreiſe gegen Pulver und Fazenda zu verkaufen, und Ziegen wurden regelmäßig für 5 kleine Gewehrladungen Pulver, Menſchen für eine Taſſe voll Pulver oder 4 Ellen Zeug feilgeboten. Die Karawane fand in der That in allen dieſen Gegenden eine gute Aufnahme, bis uns im Lande der Bena Koto am Lubilaſch faſt überall ein lauer, unfreundlicher Empfang zu Theil wurde. In manchen Dörfern des letztgenannten Stammes beklagten ſich die Einwohner über unſern nächtlichen Aufenthalt oder unſern Durchzug, weil wir ihnen Kranke oder Todte ins Dorf brächten, da verſchiedene Perſonen in Folge wunder Füße in Tipojas getragen wurden. In dem erſten Kotodorfe, welches dem Katzetſch (Wißmann ſchreibt Katſchitſch) unterthänig war, raubten die Einwohner einem Nachzügler der Karawane meinen Koffer, ſo daß ich und ein Theil der Träger nach dem Abmarſche ins Dorf zurückkehren mußten, um drohend die Rückgabe des Koffers zu verlangen; überhaupt in allen Kotodörfern, auch in den nur paſſirten, gab es Grund zur Klage und zum Streite. Hunderte von Menſchen folgten dem Nachtrabe der Karawane, warfen die Ochſen mit Knitteln ꝛc., ſo daß wir oftmals drohend die Gewehre zur Hand nehmen mußten. Im Hafenplatzorte des Lubilaſch wurde zufälliger Weiſe ein Gewehr in unſerm Lager abgefeuert. Im nächſten Augenblicke ward in dem etwa 100 Schritt entfernten Dorfe die Kriegstrommel geſchlagen, und eine große Anzahl Bewaffneter ſtürmte aus dem nahen Palmenwalde heraus, wüthend ſchreiend und lärmend direkt auf das Lager der Tuſſelange [1]). Es gelang mir hier, allein, mit dem Gewehre in der Hand, ohne einen Schuß zu thun, circa 80 bis 100 dieſer wilden, im Sturmlaufe herbei eilenden Bena Koto ungefähr in 4 bis 5 Minuten um 40 bis 50 Schritt vom Lager zurückzudrängen, bis die Träger und Tuſſelange Zeit gewannen, ihre Gewehre zu laden und zur Stelle zu ſein. Inzwiſchen glückte es dem Dolmetſcher Viſerra, den Häuptling und ſeine Leute, welche den Schuß als eine Kriegserklärung betrachtet hatten, durch ein Geſchenk von zwei Ellen Fazenda zu beſänftigen und zu veranlaſſen, eine Ziege und diverſe Reiſegeräthſchaften der Tuſſelange, welche bereits bei dieſer Gelegenheit geraubt waren, zurückzugeben, ſo daß wir am nächſten Morgen ohne Störungen in freundſchaftlicher Weiſe den Fluß paſſiren konnten, um noch an demſelben Tage das Dorf Katzetſch's zu erreichen und zwei Tage dort auszuruhen. Während des Ueberſetzens über den Fluß war, durch die Nachläſſigkeit des Trägers verurſacht, ein Packet mit einigen ethnographiſchen Gegenſtänden, mit circa zwei Pfund Pulver und zehn Pfund Kauris von den anweſenden Bena Koto geſtohlen worden.

Ich begab mich ſogleich nach Ankunft im Lager zum alten, blinden Häuptling Katzetſch, mich über das Benehmen ſeiner Leute im Fährdorfe und über den Diebſtahl beklagend. Der alte Neger bedauerte ebenfalls den Vorfall und verſprach, mir noch im Laufe des nächſten Tages das vermißte Packet wieder zu verſchaffen, da, wie er ſich äußerte, ſeine Unterthanen nicht in den üblen Ruf gerathen ſollten, einen Weißen beſtohlen zu haben; und in der That am andern Tage wurden mir meine drei Beile und das Pulver unverſehrt überbracht, während das Kauriſäckchen um ungefähr acht Pfund leichter geworden war. Am Tage des Abmarſches, nachdem das Gros der Karawane bereits das Lager verlaſſen hatte und ſich im Gänſemarſche auf dem Wege befand, wurde ſie ohne jeglichen Grund angegriffen. Es befanden ſich ungefähr 60 bis 80 Männer aus der Umgegend im Orte vereint, welche mit der Beackerung der Felder des Häuptlings beſchäftigt waren. Dieſelben hatten ſich in einer Entfernung von 100 bis 200 Schritt längs dem Wege aufgeſtellt, kamen der langſam dahinziehenden Karawane im Sturmlauf näher, warfen ihre ſpitzen, hölzernen Wurfſpeere oder ſchoſſen ihre Pfeile und retirirten wieder ebenſo raſch. Bei der Länge des Karawanenzuges war es für unſere Bewaffneten ſchwer, gerade an den betreffenden Orten zur Stelle zu ſein, wo der Angriff erfolgte. Dies Spiel dauerte, bis wir nach etwa einſtündigem Marſche uns an dem Rande des, die kleine Campinenebene von Katzetſch umgebenden, nach Quadratmeilen ſeinen Flächeninhalt zählenden, großen „Mucubu"-Urwaldes befanden. Die Karawane hatte ſich am Rande des Waldes gelagert, um auf den Nachtrab zu warten. Die Koto-Leute hatten ſich etwa 300 Schritt von der lagernden Karawane in der Campine aufgeſtellt, und nachdem der Nachtrab, zu dem ich ſtets gehörte, die Lagerſtätte erreicht hatte, und die Reiſegeſellſchaft wieder aufgebrochen und bis auf einen kleinen Theil im Walde verſchwunden war, machte die Kriegerbande plötzlich im Sturmlauf ihren Angriff. Es befanden ſich aber die meiſten bewaffneten Träger und Tuſſelange um mich geſchart, und eine einzige Salve, bei der indeſſen nur einige Koto leicht verwundet worden zu ſein ſchienen, genügte, und in wilder Flucht, unter hoch aufwirbelnden Staubwolken ſtoben ſie wie fliegende Teufel über die ſchwarzgebrannten Stoppeln und Büſche dahin. Wir machten auf unſerm alten Lagerplatze in einer kleinen Campine, die gleichſam wie eine Inſel vom Meere hier vom Walde umgeben iſt, Halt. Ich war wieder im Beſitz meiner letzten zwei Pfund Pulver und war ſomit glücklicher Weiſe im Stande, ſofort nach Fertigſtellung der Schlafſtellen Patronen mit Schrotladung machen laſſen zu können, denn einerſeits konnten die Bena Koto uns aufs Neue angreifen, und andererſeits hatten wir am nächſten Tage das Gebiet der Bena N'Gongo zu paſſiren, die ſchon auf der Hinreiſe die Nachzügler der Karawane anzugreifen drohten. Wir hatten am andern Tage durch eine lange Strecke Waldes zu marſchiren, ehe wir das Wohngebiet der N'Gongo betraten, welches, hart von dieſem Walde begrenzt, ſich in einer, mit kleinen ca. 150 bis 200 Fuß hohen Hügeln

[1]) 200 Mann derſelben hatten bekanntlich unter Führung ihres Häuptlings Mukenge die Expedition nach Njangwe begleitet. Dr. Pogge ſchreibt durchweg Tuſſelange, Lieutenant Wißmann dagegen Tuſchilange. Red.

überſäeten Campine befindet, die von einigen mit Urwald umſäumten Bächen durchſchnitten wird, welche in den weſtlichen, von hier nach Norden fließenden Lubi-Fluß münden. Das Land dieſes Stammes ſcheint nicht groß zu ſein, da man daſſelbe auf meinem Wege in einer Stunde ſo ziemlich paſſiren kann; es ſcheint, für ſich abgeſondert, gleichſam in das Gebiet des Baſonge-Stammes hineingeſchoben, und beide Stämme ſprechen verſchiedene Sprachen. Als ich auf die Campine hinaustrat, lagerte die Karawane im Schatten eines Baumes hart am Wege in der Nähe einer kleinen Anſiedelung, deren Bewohner bereits mit unſeren Leuten in Verkehr getreten waren. Wir hatten nach meiner Ankunft noch zu warten, da einige an wunden Füßen leidende Weiber und eine Tipoja ſich noch im Walde befanden. Nachdem auch ſie unſern Warteplatz erreicht hatten, brachen wir auf; Biſerra den Vortrab, ich den Nachtrab führend. Der Weg führte auf ebenem Boden und an dem Fuße vieler kleiner Hügel und an zahlloſen kleinen Anſiedelungen (hier Kibundſchis genannt) vorbei. Größere zuſammenhängende Dörfer wie jenſeits des Lubilaſch finden ſich hier nicht. Ein Dorf der N'Gongo beſteht aus kleinen ſeparirten Gehöften, welche in der Regel von Palmen, Bananen u. ſ. w. beſchattet, nicht weit von einander entfernt liegen. Wir vermieden unſern alten Lagerplatz, um auf kürzerm Wege einen größern in weſtlicher Richtung in den Lubi fließenden Bach zu paſſiren, der mehr oder weniger die Grenze zwiſchen dem Baſonge- und N'Gongo-Lande bildet, um am jenſeitigen Ufer, auf gleichſam neutralem Boden, Lager zu nehmen. Aber auf dieſem Wege mußte ſo recht das Centrum des N'Gongo-Territoriums durchwandert werden. Eine große Zahl Eingeborener, nach Hunderten zu zählen, bewaffnete Männer, Weiber und Kinder begleiteten uns ſchreiend und tobend und mit jedem Schritte weiter vorwärts vergrößerte ſich lawinenartig der Haufe. Ortſchaften an Ortſchaften lagen, dicht an einander gedrängt, noch vor uns, neben dem Wege und von den Hügelkuppen herunter, auf denen oftmals im Urwalddſchungel verſteckt, ſich hier und dort eine Wohnung befindet, ſtürmten ſchreiend und wüthend ſich geberdende bewaffnete Männer. Ich bemerkte, daß die uns begleitenden Weiber und Kinder ſich allmählich zurückzogen, und die widerliche Begleitung eigentlich nur noch aus bewaffneten Männern beſtand, und machte meine beiden Doppelbüchſen ſchußfertig. Von einer Anhöhe aus geſehen, näherten ſich die vorderſten Reiſenden dem Bache, der nur noch zu überſchreiten war, um am andern Ufer auf fremdem oder herrenloſem Gebiete endlich Ruhe vor dieſen Quälgeiſtern genießen zu können. Wir hatten einige kleine Bäche, Mulden und Anhöhen mit etwas Aufenthalt zu paſſiren gehabt, wodurch größere Lücken im Zuge entſtanden waren, ſo daß ich verſchiedene Male genöthigt war, auf die Zurückgebliebenen zu warten. In Folge deſſen befand ich mich noch ca. 1/4 Meile vom Bache entfernt, als die Hälfte der Karawane bereits auf jener Seite des Baches angekommen war, und jetzt begannen die Wilden die Karawane zu attakiren, nicht in geſchloſſenen Haufen, ſondern einzeln. Hier drängte ſich im Sturmlaufe der eine an ein Weib mitten im Zuge, entriß ihr die Laſt und ſtürmte mit ihr davon, dort wurde ein unbewaffneter Mann angegriffen u. ſ. w. Dicht vor mir warfen ſich drei N'Gongos auf einen Tuſſelangehäuptling, riſſen ihm ein kupfernes Schmuckbeil aus der Hand und ergriffen ſchleunigſt die Flucht, den ſie verfolgenden Tuſſelange höhnend weit hinter ſich laſſend. Ich hatte das Gewehr im Anſchlag, ſetzte es aber dennoch wieder ab, immer noch hoffend, ohne Blutvergießen das Lager erreichen zu können. Ich ſah in weiterer Entfernung, daß die ganze Kriegergeſellſchaft ſich dem Waldrande des Baches näherte, und daß einige Träger und Tuſſelange mit dem Gewehre in der Hand die vorderſten ſich nähernden Feinde zurücktrieben, um den Weg der ruhig weiter marſchirenden Karawane offen zu halten. Es fielen Schüſſe, die Bena N'Gongo wichen zurück, drängten ſich aber immer wieder in die Nähe des Waſſers. Inzwiſchen befand ich mich auch im Walde, und als ein neuer Zuwachs von Wilden die beiden den Weg begrenzenden Anhöhen herunter auf uns einſtürmte, ſchreiend ihre Aexte, die großen Lunda-Meſſer und ihre Speere ſchwingend — da kommandirte ich Feuer. Es war nicht anders möglich; hätten wir uns noch ferner paſſiv verhalten, die Uebermacht hätte uns erdrückt. Ich ſah, daß nach den erſten Schüſſen einige Feinde fielen, aber es entſtand noch keine Flucht; ich glaube, die N'Gongo mögen gedacht haben, ihre Kameraden hätten ſich einfach geduckt. Als aber eine zweite Salve erfolgte, wiederholte ſich das Schauſpiel bei Katetſch — allgemeine Ausreißerei. Der Platz war nach einigen Minuten geſäubert und wir konnten den Bach ungeſtört paſſiren, um uns endlich nach 10ſtündigem Marſche der Ruhe hinzugeben. Biſerra hatte bereits den Bach überſchritten und befand ſich mit der Karawane auf der Höhe des Ufers auf freier Campine, von Walddſchungeln und dem Bachwalde begrenzt, gelagert.

Es waren bei dieſem Vorfalle fünf Bena N'Gongo getödtet und diverſe von ihnen verwundet, aber die Luft war jetzt rein — gründlich. Ich kann mich bei dieſer Gelegenheit nicht lobend genug über das Verhalten der Tuſſelange und einiger Träger äußern. Hätten die Leute Furcht gehabt, wären ſie geflohen — wir wären vielleicht alle verloren geweſen, denn die Menge der Feinde war zu groß. Wir hatten im Ganzen nur über 24 Musketen und 4 Hinterlader zu verfügen. Einzelne Träger benahmen ſich geradezu tollkühn; ſie ſtürmten gegen mein Verbot aus unſerer Schar, drangen im Sturmlauf gegen die Rotten der N'Gongo, gaben Feuer und kehrten wieder zurück; und eben ſo tapfer benahmen ſich die bewaffneten Tuſſelange. Nachdem ich mich beeilt hatte, das Ende der Karawane zu verlaſſen, um vorne am Bache zur Stelle zu ſein, deckte Kalamba Mukenge, der zufälliger Weiſe ſich hinten befand, mit drei ſeiner ihn begleitenden und mit Musketen bewaffneten Leute die Nachzügler und trotzte Pfeilen und Speeren von 30 bis 40 Wilden, ruhig in ebenem Schritttempo ſeinen Weg fortſetzend. Im Lager verſammelt, war das Benehmen ſämmtlicher Leute ganz daſſelbe wie gewöhnlich. Es wurden die Feuer angelegt, Waſſer geholt und jeder ſuchte mit etwas Speiſe und Trank ſich zu erquicken, aber von Angſt oder Unruhe habe ich nicht eine Spur bemerkt. Schon nach etwa einſtündiger Raſt, nachdem ich mich, auf meinem Lager ausgeſtreckt, dem Genuſſe einer Pfeife ergeben, erſchien Biſerra, im Auftrage Kalamba's mich um die Erlaubniß bittend, daß die Träger und Tuſſelange vereint nach N'Gongo zurückkehren könnten, um die Wohnungen zu plündern und zu verbrennen. Ich verſagte zuerſt meine Einwilligung zu dieſem Unternehmen, da ich die Strafe, welche den N'Gongo zu Theil geworden war, für genügend erklärte; als aber Kalamba mir antworten ließ, es ſei zweifellos, daß unſere Feinde uns nächtlicher Weile angreifen würden, wenn wir ſie nicht ferner züchtigten, zog ich meinen Einwand zurück und nach 10 Minuten brachen die Träger und Tuſſelange unter den Klängen ihrer Kriegsgeſänge und dem Knallen der Musketen nach N'Gongo auf. Schon nach einer Stunde mit Sonnenuntergang ſtiegen dicke Rauchſäulen hinter der Anhöhe des Baches am Horizonte empor zum Zeichen, daß die Miſſion mit Erfolg vollführt. Erſt nachdem vollſtändige Dunkelheit hereingebrochen war, kehrten unſere Leute gruppenweiſe ins Lager zurück. Die ganze Einwohner-

schaft, an 1000 bis 2000 Menschen zählend, hatte vor 16 mit Gewehren und etwa 60 mit Aexten ꝛc. bewaffneten Männern die Flucht ergriffen und in dem nahen Mucubuwalde Zuflucht gesucht. Zwei N'Gongomänner wurden noch von unseren Leuten getödtet und 16 wurden gefangen. Ich kann nicht umhin, gerade bei dieser Gelegenheit den künftigen Reisenden, welche von Mukenge aus aufbrechen werden, zu empfehlen, sich reichlich mit Waffen zu versehen, mit Hinterladern und Musketen. Die Tusselange von hier, gut bewaffnet, sind zu allen Reisen bereit, und das hat mich die Erfahrung gelehrt, sie besitzen mehr Muth als im Allgemeinen die Träger von der Westküste. In den von Wißmann und mir bereisten Gegenden ist die Bevölkerung zu groß, als daß man schlecht bewaffnet dort sicher reisen könnte, und im Norden von hier wird sie auch gewiß nicht viel geringer sein. Der Charakter dieses ganzen Gesindels taugt nichts. Ihre auf der Hinreise uns bewiesene Freundlichkeit haben wir nur ihrer Furcht vor unseren Waffen zu verdanken. Sie sind feige bis zum Exceß, und ihr Muth zu einem Angriffe besteht im Vertrauen auf ihre Schnellfüßigkeit. Ihre Force ist in der Ebene; der dichte Wald, welcher in den Ländern, wo Feuerwaffen existiren, für eine Karawane verhängnißvoll werden kann, wird im Allgemeinen bei größeren Attaken möglichst von ihnen gemieden, weil sie ihre Beine und Waffen im Dickicht nicht so gut gebrauchen können; und mir war der Urwald während der Reise oftmals eine willkommene Erscheinung, da seine Passage regelmäßig der lästigen Begleitung der neugierigen Eingeborenen endlich eine Schranke setzte. Vergehen gegen die Gesetze des Landes sind auf der Rückreise im Lande der Bena Koto und Bena N'Gongo absolut nicht vorgekommen; es war eben nur Habgier, Raubluft und der Glaube an die Unschädlichkeit des Gewehrknalls, was die Leute veranlaßte, uns anzugreifen. Außerdem erweckte das Aussehen unserer Karawane auf der Rückreise schwerlich einen besondern Respekt. Die meisten Männer waren unbewaffnet, da viele der Tusselange ihre Gewehre unterwegs verkauft hatten, und ein großer Theil der Karawane bestand aus Weibern und Kindern, von denen womöglich die Hälfte, auf wunden und müden Füßen humpelnd, kaum im Stande war, sich mühsam dem Zuge nachzuschleppen. Leider vermißten wir in N'Gongo fünf Personen: einen Träger aus Biserra's Gefolge und einen Sklaven, welche beide eine kranke Frau in der Tipoja trugen, wurden ermordet. Am Morgen des nächsten Tages erschien die kranke Frau am jenseitigen Ufer des Baches, schreiend um Hilfe bittend. Sie berichtete, im Lager angekommen, daß der Träger, welcher zu sehr hinter dem Karawanenzuge zurückgeblieben war, durch die Bena N'Gongo veranlaßt worden sei, einen kürzern Weg nach dem Lager zu nehmen. Sie hatten die Tipoja bis in den nächsten Urwald auf eine Bergkuppe begleitet und dort den Träger und den Sklaven getödtet, während sie selbst von ihnen verschont blieb, weil sie krank sei. Meine Leute behaupteten, die N'Gongo hätten die Frau laufen lassen, weil ihr Körper, mit Geschwüren bedeckt und zu mager, kein besonders einladendes Aussehen zum Verspeisen gehabt habe, und das glaube ich wahrhaftig auch. Außer diesen zwei Personen fehlten zwei marschunfähige invalide Kinder und eine Frau. Am nächsten frühen Morgen wurden im Lager der Tusselange lange Reden gehalten, die Männer imitirten zur allgemeinen Erheiterung ironischer Weise die Kriegstänze der Wilden, und Kalamba schickte mir einen Träger, mir zu erklären, daß es nöthig sei, hier mindestens vier Tage zu bleiben, um sämmtliche N'Gongo-Wohnungen zu zerstören, damit das Gerücht dieser Züchtigung weit in die Umgegend dringe, um uns bei den benachbarten Basonge in Respekt zu setzen. Es gelang mir indessen, den Häuptling noch im Laufe des Vormittags zum Aufbruch zu bewegen, da es ihm schließlich auch rathsam erschien, in Anbetracht des Pülvermangels seine Ziegen- und Hühner-Nachlesegelüste aufzugeben.

Kürzere Mittheilungen.

Gerhard Rohlfs' Mission nach Abessinien.

Freunde von anregenden und unterhaltenden Reisebeschreibungen werden Gerhard Rohlfs' letzt erschienenes Buch „Meine Mission nach Abessinien. Auf Befehl Sr. Maj. des deutschen Kaisers im Winter 1880/81 unternommen". (Leipzig, F. A. Brockhaus 1883) mit vielem Vergnügen lesen. Seine geographischen Resultate hatte der in Nordafrika so bewanderte Reisende bereits im Jahrgange 1882 der Petermann'schen Mittheilungen veröffentlicht; die dort erschienene schöne Hassenstein'sche Karte ist auch diesem Bande beigegeben, in welchem der Verlauf der ehrenvollen und glänzenden Mission mit einfachen schlichten, darum Vertrauen erweckenden Worten geschildert wird. Von besonderem Interesse sind, abgesehen von den überall eingestreuten Streiflichtern auf den Charakter des Volkes und den wenig befriedigenden Zustand des Landes, die Kapitel 2 und 3, in welchen die neueste Geschichte Abessiniens seit dem englischen Feldzuge und besonders der Krieg mit Aegypten ausführlich geschildert werden, Dinge, über welche wir, so viel wir uns entsinnen, nirgend anderswo so Eingehendes und Aufklärendes gelesen haben. Mit großem Interesse wird jeder S. 56 die phototypische Reproduktion des abessinischen Gemäldes der Schlacht von Gudda-Guddi, in welcher das ägyptische Heer seinen Untergang fand, betrachten. Auch die anderen Bilder, zum größern Theile nach Zeichnungen Zanders, die sich im Besitze des Herzogs von Anhalt befinden, sind, namentlich was Landschaften und Architekturen angeht, von großem Werthe und hoher Anschaulichkeit.

Die Verhältnisse in Abessinien fand Rohlfs wenig befriedigend, wenn er auch seine vorgefaßte Meinung über den Charakter des Negus Johannes zu dessen Gunsten änderte. „Ein Wütherich, ein perfider Mensch sollte er sein, und zwar fällte man schon während der englischen Expedition dieses Urtheil über ihn. Und doch erwies er sich dort als ein treuer Bundesgenosse, als ein Mann von Wort. Mit Zagen ging ich zu ihm hin, die Berichte der Missionare lauteten über ihn äußerst ungünstig. Ich fand aber in ihm einen ganz vernünftigen Menschen. Daß er keine Missionare in Abessinien dulden will? Auch wir haben die Jesuiten ausgewiesen, ... daß er das Rauchen verbot? Auch bei uns war es einst verboten; wer wollte ihm das vorwerfen? Daß er bei vielen Gelegenheiten grausame Strafen verhängt? Er beruft sich dabei auf das alte Testament!

„Indessen theilte er mir mit — ob diese Worte aber aufrichtig gemeint sind, wage ich nicht zu unterschreiben — daß er, im Fall es ihm gelinge, mit Aegypten Frieden zu schließen, sein Land den Europäern öffnen wolle. Nicht nur wünsche er alsdann Handwerker und Künstler, sondern auch Gelehrte herbeizuziehen. Am liebsten wäre es ihm, wenn

Eisenbahnen und Straßen sein Land durchzögen, um durch direkte Verbindung mit europäischen Ländern seine Waaren dorthin zu schaffen und andere von dort zu beziehen. Aber erst müsse Friede geschlossen sein.

„Bei den jetzigen militärischen Verhältnissen des Landes ist aber auch nach geschlossenem Frieden an eine eigentliche Civilisation des Volkes nicht zu denken. Die Soldaten leben eben nur durch Raub und Plünderung. Das Nothwendigste für Abessinien wäre, Regelmäßigkeit in die Abgaben zu bringen und sonach auch eine Bezahlung der Soldaten möglich zu machen."

Es sei uns gestattet, einige charakteristische Züge aus den Erlebnissen des Reisenden hier mitzutheilen. Da ist zunächst die Bettelei, die im ganzen Lande stark im Brauche ist (S. 219) und zu deren Umsichgreifen Hungersnoth, Raub, Plünderung und Kriegführung das ihrige beitragen. Eine ganze Menschenklasse lebt davon, Reisende zu begleiten und sich von deren Ueberfluß zu ernähren; man sieht und hört sie, merkt aber keineswegs in unangenehmer Weise ihre Anwesenheit. Giebt es für sie etwas zu essen, so sind sie da; ist nichts übrig geblieben, dann sind sie auch zufrieden. Sie sind nie unzufrieden oder zudringlich und klagen nie. Ja, im Laufe der Zeit bildet sich eine Art freundlichen Verhältnisses zwischen den eigentlichen Reisenden und diesen Bettlern: sie reisen eben mit. Auch leisten sie gern kleine Dienste, tragen Gepäck, bringen trockenes Holz zum Kochen und Brennen, holen Wasser, richten Botschaften aus und werden so, ohne Geld oder Kleidungsstücke zu verlangen, Diener der eigentlichen Diener.

Welche sonderbaren Auswüchse aber das gewohnheitsmäßige Betteln in Abessinien erzeugt, sollte Rohlfs auf der Rückreise in Mai Zebri erfahren. Dort kam eine Bande auf sein Lager zugeritten und machte in einiger Entfernung, die Hände bittend gegen ihn erhoben und um Almosen stehend, Halt. Die Hüftknochen ihrer abgemagerten, elenden Pferde, die sich gegenseitig vor Hunger auffressen zu wollen schienen, standen aus dem Körper heraus, als ob sie gar nicht dazu gehörten. Aber die darauf sitzenden Männer! Wahre Jammergestalten, hohläugig und hohlwangig, einige über und über gesteckt, andere mit aufgeschwollenen Gliedmaßen, einer mit offenen Wunden. Entsetzlich, schrecklich! Reitende Bettler?! Reitende Kranke?! — Schimper gab dem Reisenden die Erklärung. Es waren Aussätzige und andere mit widerlichen Krankheiten Behaftete, welche in Abessinien ihrem Schicksal überlassen bleiben, aber abgesondert leben müssen. Sie vereinigen sich dann zu ganzen Gesellschaften, kaufen auf gemeinschaftliche Kosten alte Klepper und senden die äußerlich Widerwärtigsten, welche am meisten das Mitleid zu erwecken im Stande sind, auf Bettel aus. Sie dürfen sich jedoch den Ortschaften nur bis auf eine gewisse Entfernung nähern, und Entgegenkommenden müssen sie sich von weitem schon durch Zurufen oder andere Zeichen bemerklich machen, da jeder das Recht hat, sie todtzuschlagen, falls sie nicht aufs Gewissenhafteste das eben Gesagte befolgen. Etwaige Spenden, Almosen, Lebensmittel, Kleidungsstücke legt man auf besondere Plätze, von denen die Kranken sie abholen.

Als ein Seitenstück zu diesen „reitenden Bettlern" führt Rohlfs (S. 301) Folgendes an. In Aksum verfolgte ihn zum ersten Male seit seiner Anwesenheit in Abessinien eine lästige Rotte Jungen und Mädchen, welche lärmend und schreiend hinter ihm drein zogen. Aksum ist Asylstadt und ermangelt einer weltlichen Behörde, denn der dort residirende Schum (Bürgermeister) ist eigentlich nur wegen der Umgegend da, soweit diese nicht unter der Botmäßigkeit des Nebreid (des höchsten Geistlichen nächst dem Abuna) steht, woher es denn wohl kommt, daß eine gewisse Zuchtlosigkeit unter der Jugend herrscht. Oft sammeln sich Hunderte von Familien, um ihr Eigenthum zu retten, in diesem Asyle, wozu sich Aksum auch deshalb besonders eignet, weil es, abgesehen von solchen Zufluchtshütten, welche ihrer natürlichen Beschaffenheit wegen Schutz gewähren, wie Debra Damo in Tigre, einer der geheiligtsten Oerter ist. Viele Kinder bleiben nun, wenn auch die Eltern in ruhigeren Zeiten nach der Heimath zurückkehren, in der „Stadt der Mutter Gottes", um sich dem geistlichen Stande zu widmen. Wo könnten sie auch besser als in diesem uralten Heiligthum die abessinische Religion erlernen! Die Geistlichkeit verhängt übrigens auch körperliche Strafen. Als Rohlfs, nachdem seine Soldaten, obwohl ungern, diese angehenden Heiligen auseinander getrieben, einen bessern Ueberblick über die kleinen Unholde gewann, bemerkte er mit vielem Erstaunen, daß viele von ihnen an den Füßen mit einer ziemlich dicken Kette gefesselt waren. „Was?" fragte er, „so jung und schon Verbrecher unter ihnen? „Das nun gerade nicht", antwortete der ihn begleitende Aksumit, „aber sie hatten ihre Aufgaben nicht gelernt, sie hatten die Schule ohne Erlaubniß geschwänzt und, um sie am Weglaufen zu verhindern, werden sie gefesselt und zwar mit Bewilligung ihrer Eltern. Sie sehen, daß sie nur hüpfen, aber nicht laufen können." — Das war in der That so. Aber wie höchst sonderbar: 6 bis 10jährige Knaben mit eisernen Ketten gefesselt! Welche Zustände!

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Vom „Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich" ist im März der 4. Jahrgang erschienen; derselbe bringt in 15 Hauptabschnitten für eine längere Reihe von Jahren Nachweisungen über Bevölkerung, Landwirthschaft und Gewerbe, über Handel und Verkehr, Geld- und Kreditwesen, giebt die Ergebnisse einer Berechnung des Verbrauchs mehrerer Gegenstände und theilt die Resultate der Reichstagswahlen, sowie Uebersichten aus dem Justiz-, Medicinal-, Kriegs- und Finanzwesen mit. Fast alle diese Abschnitte schließen sich, in ihren verschiedenen Theilen durch die Aufnahme der neuesten Daten ergänzt, denjenigen der früheren Jahrgänge an. Beigegeben sind drei instruktive Karten, welche das Verhältniß der Geborenen und der Gestorbenen zur Bevölkerung Deutschlands, sowie der unehelich Geborenen zu den Geborenen überhaupt nach dem Durchschnitt der neun Jahre 1872 bis 1880 darstellen.

— In Schweden geht man mit dem Plane um, durch die Korvette „Vanadis" eine Reise um die Welt ausführen zu lassen, an welcher verschiedene Gelehrte, darunter der Ethnograph Dr. Stolpe, theilnehmen sollen.

Asien.

— Dem „Levant Herald" zufolge läßt jetzt die russische Regierung den Theil der asiatischen Türkei östlich vom Euphrat, in welchem schon während des letzten Krieges einzelne größere Rekognoscirungen ausgeführt wurden, durch nahezu hundert Topographen in unauffälliger Weise bereisen und aufnehmen.

Afrika.

— Am 6. Februar kam ein Dampfer vom Gazellenstrome nach Chartum und brachte die Meldung des Gouverneurs Lupton-Bey, daß Dr. Wilhelm Junker nach den letzten Nachrichten sich dem Wohnorte Sultan Simio's bis auf vier Tagereisen genähert habe. Man hofft in Folge dessen auf sein baldiges Eintreffen in Chartum.

— Mr. James Stewart hat seine Arbeit an der „Seen-Verbindungsstraße" zwischen dem Njassa- und Tanganjika-See wieder aufgenommen, nachdem dieselbe im Jahre 1881 durch die Ermordung einiger seiner Leute durch einen kleinen Häuptling, dessen That übrigens rings umher mißbilligt wurde, unterbrochen worden war (vergl. „Globus" Bd. 41, S. 286). Mr. Stewart hatte am 22. December 1882 nach Schottland berichtet, daß er den Dampfer erwarte, welchen die „London Missionary Society" auf dieser Straße nach dem Tanganjika zu senden beabsichtigte, und daß er denselben in der kommenden trockenen Jahreszeit glücklich nach dem nördlichern See zu transportiren hoffe. Der Dampfer, „Good News" mit Namen, ist in Folge dessen abgeschickt worden und befindet sich jetzt voraussichtlich am Nordende des Njassa-Sees, um dort in 400 Theile zerlegt und nach Pambete am Südende des Tanganjika geschafft zu werden. Außerdem hat Stewart nicht ganz 70 engl. Meilen vom nordwestlichen Ende des Njassa-Sees entfernt eine neue Station für die Free Church Mission ermittelt; dieselbe liegt c. 4000 Fuß über dem Meere, zwar nicht auf sehr fruchtbarem Boden, aber in einer Gegend, wo Groß- und Kleinvieh gut fortkommt.

— In Brüssel trafen unlängst Nachrichten von Stanley ein, welche bis Mitte December 1882 reichen. Derselbe hatte an der Küste 223 Eingeborene von Zanzibar unter Anführung des belgischen Reisenden Cambier vorgefunden und sich mit denselben nach seiner ersten, untersten Station am Kongo, Vivi, begeben. Dort waren Vorbereitungen zum Bau einer kleinen Eisenbahn nach dem Landungsplatze am Flusse getroffen, aber die Arbeit ging wegen Mangels an Lastthieren nur langsam von statten. Bis jetzt existiren sieben Stationen: Vivi, Isangila, Manjanga, Lutete, Leopoldville am Stanley Pool, Gobila an der Mündung des Ibari, Nkutu und Bolobo, letztere etwa 700 engl. Meilen von der Mündung des Stromes entfernt. Von den vier kleinen Dampfern schwimmen bereits drei und der vierte befand sich auf dem Transporte von Manjanga nach Leopoldville. Nach Vivi wurde Hornvieh eingeführt und in Leopoldville mit Acker- und Gartenbau begonnen. De Brazza's Unternehmen sah man in den belgischen Kreisen mit Gleichmuth an, befürchtet aber von den portugiesischen (höchst ungerechtfertigten) Ansprüchen eine Beeinträchtigung des freien Handels und Verkehrs. Kürzlich haben sich auch verschiedene schwedische Officiere zu der Stanley'schen Mission begeben.

— Am 9. Februar d. J. haben sich zwei algerische Priester, Guyot und Baudouuet, nach dem Kongo eingeschifft, um im Auftrage des Kardinals Lavigerie den Lauf des Stromes vom Stanley Pool bis Njangwe zu erforschen und auf jener Strecke zwei neue (katholische) Missionsstationen zu errichten. Die algerischen Missionare haben bereits eine solche in Massange, nicht weit östlich vom Tanganjika-See. Von dort sollte vor einiger Zeit eine Karawane dem Kongo abwärts folgen, wurde jedoch von räuberischen Negern vollständig vernichtet, in Folge dessen Lavigerie diesmal seine Priester von Westen her nach ihrem Ziele sendet. Nachdem Ende März weitere sechs Missionare nach Centralafrika abgegangen sind, befinden sich dort jetzt im Ganzen 31, nämlich 22 Priester, 3 Fratres und 6 „auxiliaires". Vier wurden schon erschlagen, 9 erlagen den Anstrengungen und dem Klima, 5 wurden nach Europa zurückgerufen, so daß im Ganzen in weniger als fünf Jahren 49 katholische Missionare in Innerafrika beschäftigt waren. Sie klagen aber über Geldmangel gegenüber ihren gut gestellten englischen Kollegen protestantischen Glaubens.

Nordamerika.

— Nach dem Ausweise für 1880 gab es in den Vereinigten Staaten 1165 Kompagnien, welche rund 87 000 Miles Eisenbahnen in Betrieb hatten, d. h. eine Strecke viermal so lang als der Umfang der Erde. Die Herstellungskosten derselben betrugen fast 5660 Millionen Dollars, wovon die Gesellschaften ca $^2/_3$ baar bezahlt haben und den Rest schuldig sind. 1880 wurden 8215 Personen auf den Eisenbahnen getödtet und verletzt. Der Waarenverkehr belief sich im selben Jahre auf 291 Millionen Tonnen, welche durchschnittlich per Tonne und Mile 1,29 Dollar Fracht bezahlten; davon waren 0,53 Dollar Reingewinn. 270 Millionen Passagiere wurden befördert und zahlten durchschnittlich per Mile 2,33 C. (0,62 C. Reingewinn). Rechnet man die Passagiere nach ihrem Gewichte, 14 auf die Tonne, so nahmen die Gesellschaften 32,62 Dollars per Tonne und Mile von ihnen ein (8,68 Dollars Reingewinn), ein großer Ueberschuß gegen den Verdienst von den Frachtgütern. In Dienst stehen jetzt mehr als 17 000 Lokomotiven, deren Betrieb etwa 90 Millionen Dollars kostet, jährlich per Lokomotive gegen 5000 Dollars. Das Brennmaterial allein, welches zum großen Theil verschwendet wird, kostet 33 Millionen Dollars. An rollendem Material sind über 12 000 Personen- und etwa 400 000 Güterwagen vorhanden.

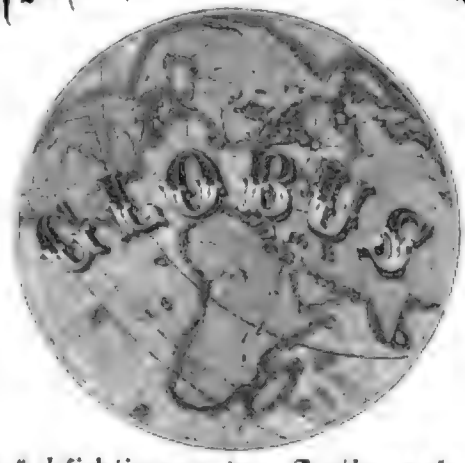
Zu Anfang 1883 hatte das gesammte Gebiet östlich vom Mississippi und nördlich vom Potomac und Ohio 49 598 Miles Bahnen und 26 973 250 Einwohner, d. h. 544 Menschen auf die Mile, und dennoch rentiren sich dort die Bahnen besser als im Süden, wo 740 Menschen auf die Mile entfallen. Der Grund davon liegt in der großen Verschiedenheit der Industrie, in der Entwickelung der Bergwerke und Manufakturen und in der Koncentration des fremden Handels in den nördlichen Seehäfen, in Folge dessen die Erzeugnisse des Westens und Südens in Menge über nördliche Bahnen gehen. Die südlichen Staaten östlich des Mississippi umfassen 436 370 Quadratmiles und 16 109 Miles Bahnen, d. h. auf eine Mile Bahn 27,1 Quadratmiles, die nördlichen Staaten östlich des Mississippi dagegen 418 495 Quadratmiles und 45 598 Miles Bahnen (8,4 auf 1 Mile Bahn). Dennoch verlangt der Süden durchaus nicht so heftig nach neuen Bahnen wie die Nordstaaten; im Norden sind im Jahre 1882 Tausende von Miles neugebaut worden und noch viel mehr im Bau begriffen, während die Thätigkeit des Südens in dieser Hinsicht ganz unbedeutend ist. Der Süden hat folglich schon mehr Bahnen, als er gut unterhalten kann.

Inhalt: Das heutige Syrien XXVI. (Mit sieben Abbildungen.) — Dr. F. W. Paul Lehmann: Ueber neuere Resultate der Gletscherforschung und einige Erscheinungen aus ihrer Geschichte II. — Der Reisebericht von Dr. Paul Pogge I. — Kürzere Mittheilungen: Gerhard Rohlfs' Mission nach Abessinien. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion 6. Mai 1883.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLIII. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1883.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XXVII.

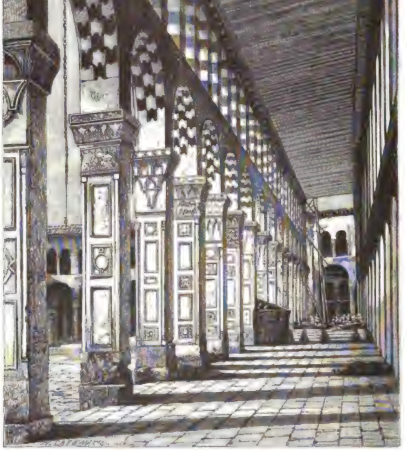
(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Wie so manches andere berühmte Bauwerk der Araber kann auch die große Omejjadenmoschee von Damaskus ihre Entstehung nach byzantinischen Vorbildern nicht verleugnen. Auf den ersten Blick sieht man, daß das ganze Gebäude nach Art einer Basilika angelegt ist; zwei große Säulenreihen theilen es in drei Schiffe, von denen das nördliche freilich sich an seiner ganzen Langseite nach dem weiten gepflasterten Hofe öffnet, den der mohammedanische Kultus verlangt. Die Wand des südlichen Schiffes dagegen zeigt eine Reihe schöner Rundbogenfenster mit buntfarbigen Scheiben. Unter diesen Fenstern ziehen sich längs der Wand die nach Süden, d. h. nach Mekka, gerichteten Gebetsnischen oder Michrâbs hin, vor denen sich zierlich schlanke Säulen erheben. Inschriften in kolossalen Lettern, Koransprüche und Chalifennamen, zieren die Wände und die Kapitäle der mächtigen, mit buntem Marmor belegten Pfeiler, die das Querschiff tragen. Von den herrlichen Mosaiken, die das Innere der Kuppel und den obern Theil der Wände bekleidet haben, sind nur noch vereinzelte Spuren zu sehen; auch die bunten Marmorplatten des theilweise mit Teppichen bedeckten Fußbodens sind an vielen Stellen gänzlich verschwunden. In der Mitte des Hauptschiffes unter der gewaltigen Kuppel steht eine große, heute noch reich verzierte Gebetskapelle; das Hauptheiligthum der Moschee aber befindet sich zwischen zwei Pfeilern des Transepts über einem unterirdischen Gewölbe, in dem das Haupt Johannes des Täufers in einem goldnen Schrein aufbewahrt werden soll, dieselbe Reliquie, die der Vorgängerin des mohammedanischen Tempels an diesem Platze, der alten griechischen St. Johanneskirche, ihre Bedeutung verliehen hat. Das heutige Heiligthum ist ein kleiner quadratischer Bau mit schönem Gitterwerk zwischen den mit Skulpturen geschmückten Pfeilern und einer reichvergoldeten Kuppel, auf der der goldene Halbmond sich erhebt. Rings herum steht eine Anzahl kolossaler Kandelaber.

Trotz seinen großartigen Verhältnissen kann auch das Innere der Moschee heute keinen Vergleich mehr aushalten mit dem der großen Moscheen von Jerusalem, die es doch seinerzeit bedeutend übertroffen haben soll. Bis auf die herrlichen antiken Marmorsäulen, die der Chalif aus ganz Syrien zusammenbringen ließ, um das Innere seines Tempels zu schmücken, ist von dem alten Glanze ja auch wenig mehr vorhanden. Die heute kahlen Gebetsnischen und die kleinen Säulen davor waren ursprünglich mit goldenem Rankenwerke bedeckt, zwischen denen überall kostbare Steine angebracht waren; von der reichen mit Gold eingelegten Decke hingen nicht weniger als 600 große goldene Lampen herab, die freilich schon von dem Nachfolger Ulids entfernt und durch andere ersetzt wurden. Die arabischen Schriftsteller, die von all' diesen Wundern berichten, wissen auch von den ungeheuren Summen zu erzählen, die der Bau verschlungen hat. Die Rechnungen für das dazu gelieferte Material sind der Sage nach dem Chalifen auf achtzehn Maulthieren zugesandt worden; doch soll der verschwenderische Fürst für diese Seite seines Unternehmens wenig Interesse gezeigt haben: wie es heißt, ließ er die achtzehn

Maulthierlasten sogleich verbrennen, ohne sie eines Blickes zu würdigen.

Nach dem letzten, wie immer höchst unvollkommenen, türkischen Census soll die Bevölkerung von Damaskus ungefähr 150 000 Seelen betragen; davon sind wohl zum mindesten vier Fünftel Mohammedaner, die übrigen aber Christen der verschiedenen Bekenntnisse und Juden. Den Haupttheil der christlichen Einwohnerschaft bilden natürlich griechisch-orthodoxe und griechisch-katholische Christen; Lateiner, Maroniten, armenische Orthodoxen, sowie armenische und syrische Katholiken sind verhältnißmäßig wenig vertreten. Englische und amerikanische protestantische Missionen sind gerade in Damaskus seit lange schon thätig; sie haben Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten gegründet, können hier aber nicht von so großen Erfolgen berichten, wie z. B. in Jerusalem und Beirut. Seit einer Reihe von Jahren



Nördliches Schiff der großen Moschee von Damaskus.

machen ihnen römisch-katholische Missionare, namentlich französische Jesuiten, Lazaristen und Franziskaner bedeutende Konkurrenz; dieselben wirken besonders eifrig für Bekehrung der damascenischen Juden. Dem altberüchtigten Fanatismus der mohammedanischen Bevölkerung der Stadt ist es vielleicht zuzuschreiben, daß die Angehörigen der verschiedenen christlichen Bekenntnisse sich hier nie so schroff und feindselig gegenübergestanden haben, wie in Jerusalem; von dem gemeinsamen Widersacher bedrängt und darniedergehalten, fühlten sie sich trotz allen Verschiedenheiten doch als zusammengehörige Gemeinde. Das jüdische Quartier, das eine große Anzahl ungemein reicher Familien beherbergt, liegt heute noch wie zur Zeit der Apostel bei der „Rechten Straße" (arabisch: Derb el-Mustakim) im südöstlichen Theile der Stadt; nördlich davon breitet sich das große Christenquartier aus mit engen, krummen Gassen, deren Häuser zum größten Theil noch die Spuren der Verwüstungen des Jahres 1860 tragen. Die ganze übrige Stadt

Inneres der großen Moschee von Damaskus.

Digitized by Google

gehört den Mohammedanern, und es war noch bis zu Anfang der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts weder Christen noch Juden erlaubt, die Straßen der mohammedanischen Quartiere zu Pferde zu passiren; der Esel war das einzige Reitthier, das ihnen hier gestattet war. Die verschiedenen Quartiere bestehen ihrerseits wieder aus eingeschlossenen Bezirken, deren jeder Abends beim Eintritt der Dunkelheit durch ein großes hölzernes Thor abgeschlossen wird. Diese primitive Sicherheitsmaßregel, die für den europäischen Reisenden ebenso beschwerlich wie lästig ist, giebt der jeder öffentlichen Beleuchtung ermangelnden Stadt einen festlich unciviliſirten Charakter. Wer nach neun Uhr Abends ausgeht, was freilich der eingeborene Damascener selten oder nie thut, muß, wenn er nicht in Konflikt mit der Wache kommen will, das landesübliche Fanûs, eine kleine Laterne aus Papier oder Blech, bei sich führen. An der Pforte jedes Quartierbezirks ist ein Wächter postirt, meist ein Blinder oder Krüppel, der auf den Ruf: „Oeffne, o Wächter“ dem Verspäteten Einlaß gewährt und dafür eine Bezahlung von einigen Paras erhält.

Damaskus ist seit lange schon über die alten festen Umfassungsmauern hinausgewachsen, die mit ihren starken, heute freilich im Verfall befindlichen Thürmen vor Zeiten so manche Belagerung von der reichen vielbegehrten Stadt abgehalten haben. Nach allen Seiten hin sind Vorstädte entstanden, entweder durch Führung einer Straße nach einem nahen Dorfe, oder durch Anbau dicht vor den Thoren der Stadt. Die interessanteste, wenn auch durchaus nicht schönste dieser Vorstädte ist der Meidân, eine breite, schlecht gepflasterte Straße, die sich von einem der südlichen Thore etwa 2 km weit nach Süden hinzieht und an einigen Stellen von kleinen Seitengassen und Gäßchen be-

Große Straße des Meidân von Damaskus.

gleitet ist. Aus viel neuerer Zeit stammend, als der größte Theil der inneren Stadt, machen die elenden Häuser des Meidân ebenso wie seine zahlreichen verfallenen Moscheen den Eindruck bedeutend höhern Alters. In seinem obern, an die Stadt grenzenden Theile bildet er eine Fortsetzung des Bazars. In den kleinen Häusern zu beiden Seiten der Straße befinden sich hier Schmiedewerkstätten, an die sich weiter hin die langen Reihen der Kornhändler schließen, die ihre Waare in großen Haufen unter offenen Schuppen aufgeschichtet haben. Die übrige ansässige Einwohnerschaft des Meidân besteht zum größten Theil aus Ackerbauern oder aus Leuten, die auf eine oder die andere Weise ihren Lebensunterhalt aus dem Fremdenverkehr ziehen; denn die eigentliche Bedeutung des Meidân liegt darin, daß er das Verkehrscentrum für die ganze nomadische und ackerbautreibende Bevölkerung des nördlichen Syriens bildet. Hierher kommen die Beduinen der Hauràn und der großen hyrischen Wüste, bald in kleinen Trupps, bald in großen Karawanen, um ihre Kamellasten an Getreide oder Thierfellen zu verkaufen; die kurdischen Hirten bringen hier ihre Schafherden zu Markte; die Bewohner der Wüste von Damaskus lagern in zahlreichen Gruppen auf der Straße, mit den im Meidân, wie in den meisten Dörfern bei Damaskus vielfach ansässigen Zigeunern feilschend und handelnd. Diese Zigeuner, die von den Arabern „Nuwar“ genannt werden, sind oft von dunklerer Hautfarbe als die Beduinen und an ihren mandelförmigen Augen, der geraden Nase und dem meist wolligen oder sogar lockigen Haar leicht von jenen zu unterscheiden. Im Meidân bewohnen sie besondere Gassen, in den Dörfern der Ebene aber elende Zelte oder kleine, aus Baumzweigen errichtete Hütten. Sie stehen unter einem Oberhaupte aus ihrer Mitte, das den türkischen Behörden gegenüber eine gewissermaßen verantwortliche Stellung hat. Die Männer beschäftigen sich vielfach mit Pferde- und Viehhandel; auch als Wahrsager und Kurpfuscher treten sie hier wie überall auf; die Frauen, die sich

Digitized by Google

durch große Schönheit auszeichnen und auf ihren elenden Lumpen ſtets reichen Silberſchmuck tragen, ſtehen hier allenthalben im übelſten Rufe und bringen ihre Jugend auch meiſt als Tänzerinnen in den großen Städten Syriens zu.

Der innerhalb der Stadt am Meidânthore belegene Theil des Bazars von Damaskus iſt faſt ausſchließlich für den Verkehr dieſer ganzen fluktuirenden Bevölkerung des Meidân beſtimmt. In ſeinen bedeckten Bogengängen iſt alles zu haben, was zu den Lebensbedürfniſſen der Dorf- und Wüſtenbewohner gehört: Kleiderſtoffe und Mäntel, Schaffelle, Stiefel, Waffen, kurze Pfeifen, Milchgefäße und anderes Geräth, buntgeflochtene Matten, die im Beduinenzelte als Speiſetiſch dienen, Mörſer aus Eichenholz zum Zerſtampfen der Kaffeebohnen u. ſ. w. So ſieht man denn auch den ganzen Tag über hier die langen hageren Geſtalten der Beduinen in ihren großen geſtreiften Abbayen, einige, wie die Sebil, auch nur in Gazellenfelle gehüllt, bedächtig umherſchlendern, die ausgelegten Waffen muſternd; die Weiber, die, ſtets unverſchleiert, in ihren dunkelblauen, langſchleppenden Gewändern wie Königinnen einherſchreiten, beſorgen die Einkäufe an Kleidern und Wirthſchaftsgeräth mit jenem unnachahmlichen würdevollen Ernſt, den ſie im Verkehr mit Fremden ſtets zur Schau tragen.

Die wichtigſten Tage des ganzen Jahres ſind für die Bevölkerung des Meidân die Tage des Auszuges und der Heimkehr der großen Pilgerkarawane, die ſtets durch das Thor am ſüdlichen Ende der Vorſtadt, das ſogenannte „Thor Gottes“ aus- und einzieht. Die ganze Einwohnerſchaft von Damaskus und unzählige Fremde aus allen Theilen des Landes ſtrömen dann hier zuſammen; ſchon Tage lang vorher lagern in der großen Straße und den

Beduinen der Wüſte von Damaskus.

Gaſſen des Meidân große Karawanen Schauluſtiger, die in den Chans keine Unterkunft mehr finden können.

Die Moſcheen des Meidân befinden ſich, wie ſchon oben erwähnt, der Mehrzahl nach im Zuſtande des hoffnungsloſeſten Verfalls; nicht ſehr viel beſſer erhalten ſind die großen ſtattlichen Kuppelgräber auf dem Friedhof Makbaret Bâb es-Saghir, der ſich längs der weſtlichen Seite der obern Meidânſtraße hinzieht und im Norden durch die Stadtmauer begrenzt wird. Nur ein einziges unter den zahlreichen Grabmälern zeigt glatte, unverfallene Wände und eine wohlerhaltene Kuppel. Es iſt das von den Frauen von Damaskus als beſonders heilig verehrte Grab zweier Gemahlinnen des Propheten und ſeiner Tochter Fatime. An beſtimmten Tagen im Jahr kann man hier ſtets kleine Gruppen von Weibern verſammelt ſehen, die gemeinſame Todtenklagen abhalten.

Im Norden der Stadt, durch den Lauf des Nahr Baraba von den alten Quartieren der Citadelle und der großen Moſchee geſchieden, breitet ſich die Vorſtadt Hamâra aus, verhältnißmäßig weitläufig angelegt, aber ohne hervorragende Gebäude. Von hier aus führt in nordweſtlicher Richtung eine breite, trefflich gepflaſterte Straße zwiſchen ſchattigen Baumreihen und Landhäuſern nach dem großen Dorfe Sâlihiyeh, das, trotzdem es etwa anderthalb Kilometer von Damaskus entfernt iſt, heute doch als Vorſtadt gerechnet wird. Am Fuße des Kâſiûn, eines nicht ganz unbedeutenden Hügels, gelegen, zeichnet ſich Sâlihiyeh durch ſeine reine und geſunde Luft aus und wird deshalb nicht nur von den wenigen europäiſchen Familien von Damaskus, ſondern ſeit einer Reihe von Jahren auch mit beſonderer Vorliebe von reichen arabiſchen Familien der Stadt bewohnt. So hat es denn auch heute ſchon eine Einwohnerſchaft von 7000 Seelen. Der Berg Kâſiûn, von deſſen Gipfel man einen ſchönen Blick auf das Dorf mit ſeinen ausgedehnten Gärten, auf das Thal des Baraba und ſeiner Nebenflüſſe, auf die Stadt und die zahlreichen

Die Tekyeh oder Kloſter und Moſchee der Derwiſche in Damaskus.

Digitized by Google

anderen Dörfer ihrer Umgebung, genießt, hat von altersher ſchon den Damaſcenern für heilig gegolten. Die Sage läßt Abraham hier zu der Erkenntniß der Einheit Gottes gekommen ſein; auch ſoll ſowohl Adam, als auch Mohammed ſich ſchon auf dieſem Berge aufgehalten haben, der letztere freilich nur, um Damaskus von Ferne zu betrachten. Der Käſiûn beſteht zum Theil aus einem dunkelrothen Geſtein; deshalb hat man eine in ihm befindliche Grotte zu der „Blutgrotte“ gemacht, in der Kain den Leichnam des erſchlagenen Abel (Häbil) verbarg, und aus dieſem Grunde wieder ließen ſich früher die reichen Einwohner von Damaskus an den Abhängen des hierdurch geheiligten Berges begraben. Zahlreiche große Kuppelgräber und Grabſteine erzählen heute noch von dieſem Gebrauch. Hoch verehrt iſt namentlich die Kubbet el-Arbain, in der vierzig mohammedaniſche Propheten beſtattet ſein ſollen. Sâlihiyeh beſitzt eine Anzahl ſchöner, leider nicht wohlerhaltener Moſcheen, an denen man die Eigenart des reichſten arabiſchen Styls, Stalaktitenwölbungen, zierliche Hufeiſenbogen und Kuppeln in ihrer vollendetſten Form ſtudiren kann.

Am Ufer des Baches Töra, der die Gärten von Sâlihiyeh bewäſſert, liegt unweit der Stadt das intereſſante Gebäude des alten Tekiyeh, des um die Mitte des 16. Jahrhunderts von Sultan Selim erbauten Kloſters der Derwiſche, das zur Aufnahme armer Pilger beſtimmt iſt. Eine hohe Mauer umgiebt das große quadratiſche Gebäude. Am Eingange befinden ſich einige niedrige, ärmliche Häuſer, in denen die Derwiſche ſelber wohnen. Der von ſchönen Nußbäumen beſchattete innere Hof enthält zwei große Waſſerbecken. Er iſt in reichem Moſaik gepflaſtert und von einem Säulengange umgeben, hinter dem ſich 24 Gemächer zur Aufnahme von Pilgern befinden. Jedes dieſer Gemächer iſt von einer bleigedeckten Kuppel überwölbt. An der Südſeite des Hofes ſteht hinter dem Säulengange eine prachtvolle Moſchee, die rings von Marmorſäulen umgeben iſt und auf jeder Seite ihrer ſtattlichen Kuppel ein ſchlankes Minaret hat. Die Tänze der Derwiſche, die hier an beſtimmten Tagen der Woche abgehalten werden, machen die Tekiyeh zum vielbeſuchten Verſammlungsorte der unteren Volksklaſſen von Damaskus, die nicht müde werden, dem tollen Treiben der begeiſterten Männer und ihres Scheichs zuzuſchauen.

Der Reiſebericht von Dr. Paul Pogge.

II.

Nach zwei kleinen Tagemärſchen von hier (dem Lager an der Grenze der N'Gongo) im Lande der Baſonge, erreichten wir, in weſtlicher und ſüdlicher Richtung marſchirend, die uns bereits bekannte Fähre des Lubifluſſes und bewerkſtelligten noch an demſelben Tage die Paſſage deſſelben. Ich kann wohl ſagen, mit mir war unſere ganze Reiſegeſellſchaft froh, endlich die größeren Flüſſe hinter ſich zu wiſſen. Es galt nur noch, den Lulua zu überſchreiten, aber wir waren bei einer Canoepaſſage doch nicht mehr abhängig von dem Wollen und Nichtwollen wilder Menſchen. Der Lubi ſcheint eine Art von Grenzſcheide zu bilden zwiſchen körperlich verſchiedenen Stämmen. Die ſchlanken Geſtalten, die ſchmäleren und längeren, mit freundlicherm Blicke ausgeſtatteten Geſichter der uns am Weſtufer des Fluſſes empfangenden Eingeborenen übten einen guten Eindruck auf mich aus im Vergleiche zu den Baſonge und ihren öſtlichen Nachbarn mit ihren robuſten Körpern, der breiten Stirn und den ſtarken Kinnbacken, überhaupt mit der bulldoggähnlichen Phyſiognomie. Es waren Bacua[1]), Tſchilumba und Bena Putu, von denen die erſteren dem Luntuſtamme angehören, deren Land ſich in der Breite ungefähr vom kleinen Mucambaſee bis zum Lubi erſtreckt. Die Tſchilumba hatten allerdings das Geſicht nicht ſo kunſtvoll hübſch und ſymmetriſch mit bunten Farben bemalt wie ihre Verwandten am See, die bemalten Tuſſelange, wie Wißmann und ich ſie nannten; aber immerhin waren auch ſie vielfach bunt genug bemalt und boten mit ihren chignonartigen, bizarren Friſuren, geſchmückt womöglich mit wehenden Federbüſchen, Lehmklumpen oder rother Farbe ꝛc. und mit der Lanze oder dem Bogen und Pfeil in der Hand, ein hübſches, maleriſches Bild. Vom Lubi nahmen wir in direkt weſtlicher Richtung unſern Weg durch das Land der Bena Putu-Lupula, eines kleinen Stammes, der die Sprache der nördlichen Tuſſelange ſpricht, und der Bena Kaſſongo, paſſirten einige Dörfer nicht hanfrauchender Tuſſelange und erreichten am vierten Tage ſchon das gelobte Land des heiligen Hanfes, das geliebte Heimathsland unſerer „Bena Mojo“, der gläubigen Verehrer und Raucher des „Riamba“. Das weſtliche Lubiplateau iſt beſonders fruchtbar und gut bevölkert, obgleich im Gebiet der Tuſſelange die vielen verlaſſenen Wohnſtätten Zeugen ſind von dem unbarmherzigen Vorgehen der Hanfraucher gegen ihre, den alten Sitten treugebliebenen Brüder, die Läſterer ihrer heiligen Lehre, die Tſchiplumba. Unendlich viel Urwald, an den unzähligen kleinen, tief in den Boden eingeſchnittenen Waſſerläufen und in deren breiten, tiefen Quellſchluchten wachſend, oder als kleine Dſchungel oder große zuſammenhängende Waldungen die Ebene bedeckend, findet ſich auf dieſem Landſtriche zwiſchen dem Lubi und Lulua, ſo daß der Farbenkontraſt zwiſchen der Campine und dem Urwald der Landſchaft einen mit einem buntgefleckten Tigerfelle vergleichbaren Anblick verleiht! Der verhältnißmäßig bequeme Weg windet ſich fortwährend ſchlangenartig an den Schluchten vorbei, und nur ſelten iſt einer der vielen Bäche zu paſſiren, die nach allen Richtungen hin ihren Lauf nehmen, ſo daß es ſchwer hält, die Waſſerſcheide dort heraus zu finden. Das meiſte Waſſer wird indeſſen durch die beiden kleinen Flüſſe oder größeren Bäche, den Lubudi und Manſamgome, dem Lulua zugeführt. In der Campine und in den Bachwäldern wachſen vielfach Palmen, und Kautſchuk findet ſich in allen auf trockeneren und nicht an zu ſteil gelegenen Orten wachſenden Urwäldern noch in ziemlicher Menge; außerdem ſind die Gegenden des Manſamgome reich an ſchönen Eiſenerzen. Nach einem Zeitraum von 11 Tagen und 9 ſehr ſtarken Märſchen (von durchſchnittlich 6- bis 7ſtündiger Dauer) erreichten wir Mukenge. Am 20. Juni, während des Ueberſetzens über den Lulua, nahm ich eine Zählung der Karawane

[1]) Bacua, Plural von Mucua, die „Familie“.

vor, welche eine Zahl von 135 Männern, 80 Weibern, 50 Kindern und 1 Säugling ergab. Verloren hatte sie 3 Tusselangemänner[1]), 1 do. Sklaven und 2 do. Weiber natürlichen Todes, 1 Träger von Malange durch ein Raubthier, 1 Träger aus Miéketta und 1 Tusselangesklave ermordet, 1 Tusselangeweib und do. 2 Kinder vermißt. An Waaren für Bezahlung von Rationen standen mir in Njangwe 320 Ellen Baumwollenzeug, 2 Stück Malange-Fazenda à 18 Ellen, 40 Pfund Kauris und ca. 10 Pfund Perlen zu Gebote, mit denen ich zu meiner großen Genugthuung nahe an 300 Menschen ungefähr 2½ Monate lang verpflegt habe, ohne daß auch nur ein einziger Grund gehabt hätte, sich über Hunger zu beklagen.

Unser Einzug am 21. Juli wurde mit großem Pompe vollführt. Etwa ¼ deutsche Meile vor dem Ziele, wo die Anpflanzungen der Stadt beginnen, wurde plötzlich an einer buschfreien, mit jungen Anpflanzungen bewachsenen Stelle Halt gemacht, und ein hochkomischer Anblick zeigte sich dem Zuschauer. Es war ein kurzer, aber ein ernster, wichtiger Akt, als alle die schwarzen Gestalten sich plötzlich in bunte, zum Malen geschaffene Karrikaturen verwandelten. Die Tusselange machten Toilette, um in ihre Heimathstadt würdig einziehen zu können, und zu meiner großen Verwunderung kam bei dieser Verpuppungsgelegenheit ein Stück Fazenda nach dem andern, die ganze Njangwer Rationsfazenda ꝛc. ꝛc., zum Vorschein. Wovon hatten diese Leute unterwegs gelebt? Allerdings war ihnen in denjenigen Gegenden, wo die Macht der Araber, der „Bacua Länga", in Ansehen steht, der Umstand zu Hilfe gekommen, daß die Pflanzungen der Eingeborenen-Dörfer gleichsam als eine res nullius den Reisenden zur freien Disposition stehen. Früchte der Pflanzungen kann jedes Karawanenmitglied nach Belieben sich aneignen; ein Vergehen gegen die Regel ist es nur, sich an Hausthieren zu vergreifen. Außerdem hatte ihnen stellenweise das nach den Bränden aufgesprossene junge Gras einen guten Vorrath an Raupen und anderen eßbaren Insekten geliefert; und überhaupt waren die Preise auf der ganzen Reisestrecke halb so billig als z. B. in Kioko; aber ein Wunder bleibt es mir doch, wie karg diese Leute ihre Lebensbedürfnisse zu bemessen wissen. Nachdem die ganze Gesellschaft in alle möglichen Kostüme und Umhängsel sich gehüllt hatte, ordnete sich der Zug, und die beiden großen Trommeln (engomma) gaben das Zeichen zum Abmarsch. Der Häuptling Kineme, ein schon bejahrter Mann, dessen Favoritin während vergangener Nacht in Folge ihrer Entbindung gestorben und begraben war, erschien in rother Husarenuniform und in Pantalons von rothem Flanell hergestellt. Sangula, die Schwester und Rathgeberin Kalamba's, ein für die Expedition wichtiges und tüchtiges Mitglied, prunkte in einer schwarzseidenen, alten Mantille auf alten, von Wißmann ihr verehrten Socken — mit einem Worte, die Pracht der Kostüme war groß. Drei Neger mit drei großen, mit Bändern gezierten Fahnen des Häuptlings eilten jetzt in schnellem Laufe, freudeschreiend und die Fahnen schwenkend, vorauf, während die Karawane sich langsam unter den Schlägen der engommas in Bewegung setzte. Kalamba vorauf, hinter ihm her die Trommeln und seine Leute, so daß ich mit den Trägern zuletzt folgte. In der Stadt tobte ein nicht endenwollender Jubel der Tusselange, ihren Häuptling wieder in ihrer Mitte zu sehen, denn ein Theil der Einwohner hatte ihn schon für verloren gehalten und geglaubt, er sei mit dem Weißen in dem unendlichen Wasser verschollen. Ich war bei meiner Ankunft auch freudig überrascht, da Germano[1]) während meiner Abwesenheit zum großen Nutzen der Station gewirkt hatte. Ich fand ein geräumiges, solide gebautes Haus vor, auf einem großen, gut gesäuberten, viereckigen Platze, ferner schöne, reingehackte, breite Wege, Bananenpflanzungen, Ziegenherden ꝛc. Mit einem Worte, mich empfing ein freundliches, wohnliches Heim, und es war mir wirklich ein Genuß, endlich einmal wieder ein bequemes und sauberes, kleines Haus betreten zu können. Ich habe seit den zwei Monaten, die ich hier bereits nach meiner Ankunft verweile, einige Verbesserungen an den Bauten und einige neue Pflanzungen beschafft und glaube mehr oder weniger im Stande zu sein, den zukünftigen Mitgliedern der Station eine einigermaßen wohnliche Stätte überliefern zu können. Ich werde meine Thätigkeit indessen auf die jetzigen Einrichtungen beschränken, da es mir an Arbeitskräften resp. an Fazenda zu ihrer Bezahlung fehlt. Den neuen Ankömmlingen wird es obliegen, je nach ihren Bedürfnissen, für mehr Wohnungen zu sorgen.

Das Land und seine Leute entsprechen in jeder Hinsicht den Wünschen und Anforderungen der Station. Die hanfrauchenden Tusselange, d. h. derjenige Theil des Stammes, welcher am meisten mit den Kiokos und Bangelas in Handelsverkehr stehen, sind nach meinem Urtheil, was Anlage zur Bildungsfähigkeit betrifft, geistig weit mehr begabt als alle anderen mir im Innern Afrikas bekannten Stämme. Sie haben ihre großen Fehler; ihre Scham- und Sittenlosigkeit ist geradezu empörend, und ihre Handelswuth ist derartig groß, daß es vorkommen mag, daß der Vater Frau und Kind verkauft, um in den Besitz einiger Ellen Kattun oder eines Gewehres zu kommen; aber sie haben ein gewisses Streben, etwas mehr zu werden, eine höhere Stellung einzunehmen; und an mich sind von den mir bekannteren schon oftmals religiöse Fragen gestellt, die wirklich eine Spur von Phantasie verrathen. Es sind die hiesigen Tusselange ein Volk wie geschaffen für das erfolgreiche Wirken eines Missionars. Ihre Strafgesetze sind milder und für den Reisenden nicht lästig, ihr Fetischglaube äußert sich den Kioko und Bangela gegenüber in milden Formen und das Gifttrinken wird durch Hanfrauchen ersetzt. Völker, welche nicht mit den Kioko oder direkt und indirekt mit den Europäern handeln, sind für die Tusselange Barbaren, und Sitten und Gebräuche, Geräthschaften, Waffen ꝛc., welche nicht denen ihrer Handelsfreunde gleichen, sind ihnen ein Gräuel. Ihre Häuser, Geräthschaften, Musikinstrumente ꝛc., alles ist Imitation der Bangela oder Kioko. Lanzen, Bogen, Pfeile ꝛc. finden sich hier im Orte höchstens heimlicher Weise im Besitz eines armen Tusselange. Das einzige Industrieprodukt, welches sie behalten haben, sind die aus der Blattfaser der Palme gewebten Bekleidungsstoffe. Der Häuptling Kalamba ist in der That ein guter Mann; ich wenigstens kenne keinen bessern Negerhäuptling. Die Reisenden, welche Mukenge besuchen sollten, mögen aber nicht glauben, daß sie einen Engel von Häuptling hier vorfinden. Das ist er nicht. Er ist auch ein echter Neger; aber wenn es möglich wäre, bei Charakterisirung eines solchen von denjenigen geistigen Eigenschaften zu sprechen, die wir Tugenden nennen, dann würde ich vielleicht sagen, Kalamba besitzt die eine oder die andere. Aber für die Station genügt er. Er ist empfänglich für die Rathschläge eines Weißen, ist bis jetzt nicht unverschämt und lästig im Bet-

[1]) Die Benennung „Tusselange", wie sie von den Kioko und Trägern genannt werden, ist den hiesigen Einwohnern nicht angenehm; sie wollen „Baluba", Sing. „Muluba" heißen.

[1]) Dr. Pogge's Dolmetsch, der in Mukenge zurückgeblieben war, vergl. „Globus" Bd. 42, S. 168.

teln und ist bereit, dem weißen Reisenden auf Wunsch Leute für seine Reisen zu stellen — natürlich gegen entsprechende Bezahlung, die indessen einstweilen noch eine Bagatelle zu nennen ist. Von mir hat er einschließlich der Geschenke, Rationen ꝛc., ausschließlich einer Musikdose, eines Chassepot und eines Doppelgewehrs im Ganzen für die Reise nach Njangwe ungefähr 150 Stück Malanger Fazenda à 18 Yards oder in Geld circa 420 Thaler bekommen. Daß die Tusselange in diesen Gegenden hier bessere Reisende sind als die Träger von der Westküste, haben sie bewiesen; als Lastträger stehen sie hinter ihnen allerdings zurück; indessen Lasten von 30 bis 40 Pfund wissen sie ebenfalls im Allgemeinen gut zu handhaben. . . . . .

Bei meiner Rückkehr von Njangwe habe ich wider Erwarten sämmtliche Träger hier vorgefunden. Dieselben, welche vor meiner Abreise von hier 8 Ellen Fazenda pro Kopf als Ration für die Rückreise nach Malange empfangen hatten, schützten als Grund ihres Hierbleibens vor, keine passende Reisegelegenheit gefunden zu haben; indessen hätten sie sich entweder der Karawane Silva Porto, die bekanntlich nördlich von hier in Cabao war, bis Kimbundu anschließen können, oder sie hätten mit der Karawane kleiner Händler aus Angola, die während meiner Abwesenheit in Kingenge gewesen war, direkt nach Hause gehen können. Der Grund ihres Bleibens bestand indessen darin, daß sie an die Tusselange „Lubuku“ gegeben hatten, ein ähnliches Handelsgeschäft wie in Lunda das Bansageben, eine Pränumerando-Bezahlung des Kaufobjekts. Der Schuldner in Kasselange hat die Gewohnheit, nach Empfang des Preises seinen Gläubiger gratis mit Speise zu versorgen, bis die Schuld getilgt ist, in Folge dessen das Geschäft „Lubuku“ (Freundschaft) genannt wird. Nach meiner Rechnung nehmen einige 70 Träger ca. 80 Frauen und Kinder mit sich in die Heimath; es giebt fast keinen unter ihnen, der nicht eine Lebensgefährtin für 1 Gewehr oder 16 Ellen Fazenda ꝛc. erstanden hätte. Für die Tusselange sieht es allerdings traurig aus, wenn sie so fortfahren zu wirthschaften. Ich habe mit den Dolmetschen die Berechnung aufgestellt, daß im Verlauf der letzten 10 Monate aus den kleinen, höchstens 20 bis 30 Quadratmeilen haltenden Distrikten von Kalamba und Kingenge ca. 300 Weiber exportirt worden sind. Außer von unserer Expedition wurden diese beiden kleinen Länder während dieser Zeit von einer Bihé-Karawane, einer größeren Kioko-Karawane des Häuptlings Mucanjanga (nördlich von Hongolo zwischen dem Tschikapa und Luaschimo wohnend), von einer Küsten- und einer Bangela-Karawane heimgesucht. Die Handelsprodukte hier bestehen aber nur in Weibern und Kautschuk; Elfenbein findet sich nur ausnahmsweise zum Verkauf. Die Söhne Kalamba's, welche während seiner Abwesenheit den Vater vertraten, verhandelten an Mucanjanga allein 40 Weiber gegen 12 Gewehre, 26 Fässer Pulver und 16 Stück Fazenda.

Ich habe mich entschlossen, die Träger mit Germano nach Hause zu schicken; mit der ganzen Gesellschaft hier noch lange zusammen zu bleiben, würde wegen Fazendamangel nicht gut möglich sein, und die Station jetzt in ihrem Entstehen so ohne Weiteres zu verlassen, wäre geradezu Sünde, und würde auch nicht mit meinen kontraktlichen Verpflichtungen im Einklange stehen. Wenn Germano in Malange Reisende der Gesellschaft oder Nachrichten ihres Kommens vorfindet, so ist er instruirt, sich bei ihnen zu melden und eventuell in ihre Dienste zu treten. Er hat sich hier auf der Station, die er mehr oder weniger allein während meiner Abwesenheit geschaffen hat, besonders nützlich gemacht und außerdem kann er, wenn es nöthig ist, die Träger für die Reise anwerben und über den Weg berichten, da er nicht über Kimbundo, sondern vom Kassai SW durch Lunda und die nördliche Cassange gehen wird. Sollte Germano weder Reisende noch Nachrichten in Malange antreffen, so ist er beauftragt, für mich ca. 10 Träger mit Waaren zu belasten und zu versuchen, mit einigen kleinen Händlern oder dem Empregado Saturninos vereint die Rückreise nach hier anzutreten. Von den hiesigen Trägern sind, wie ich höre, einige auch bereit, als Händler auf eigene Rechnung mit Germano zurückzukehren. Wenn er aber nicht im Stande ist, auf diese Weise eine Karawane zu arrangiren, so ist sein Kontrakt mit mir erloschen. Nach meiner Rechnung kann Germano innerhalb acht Monaten von Malange hierher zurückgekehrt sein. Bringt er mir dann keine Nachrichten und ist inzwischen keine neue Expedition hier eingetroffen, so muß ich mit Sicherheit annehmen, daß die Gesellschaft meine Rückkunft erwartet. Ich werde alsdann von hier abreisen.

Die Regenzeit hat hier mit dem 16. August begonnen. Seitdem ist im Allgemeinen der Regen, immer von Gewittern begleitet, nur spärlich gefallen; in den letzten acht Tagen nicht ein Tropfen, obgleich die Temperatur fortwährend sehr warm ist. Meine momentanen Thermometerablesungen ergaben in der Regel: des Morgens mit Sonnenaufgang zwischen 19° und 21° (Cels.), Mittags 12 Uhr 28° bis 30°, um 2 Uhr Nachmittags 31° bis 33° und Abends mit Sonnenuntergang, gegen 6 Uhr, 24° bis 27°. Der höchste Thermometerstand bis jetzt war 34½°, der niedrigste 18°.

Ueber neuere Resultate der Gletscherforschung und einige Erscheinungen aus ihrer Geschichte.

Von Dr. F. W. Paul Lehmann.

III.

Das im vorigen Aufsatze besprochene Werk von Penck ward zunächst veranlaßt durch die Preisausschreibung der Münchener Universität; der erste Impuls zu demjenigen von Partsch liegt etwas weiter zurück und kann als ein zufälliger bezeichnet werden. Noch ganz erfüllt von den Eindrücken einer Alpenreise trat der Verfasser von den „Gletschern der Vorzeit u. s. w.“ Mitte September 1878 auf einer Bergwanderung im Riesengebirge an den Rand der großen Schneegrube und fand seine Aufmerksamkeit durch die gewaltigen, in regelmäßiger Halbkreisform sich

entrollenden Trümmerwälle ihres Grundes gefesselt. Die durch die Oberflächenform wachgerufene Vermuthung lockte zur Untersuchung und diese belohnte den durch wiederholte Studien in den Alpen geschulten Beobachter bald mit untrüglichen Beweisen von einer ehemaligen Vergletscherung des Schneegrubenterrains. In einer Sitzung der geographischen Sektion der Schlesischen Gesellschaft trug Partsch am 6. November 1879 seinen Zuhörern, unter denen auch ich mich befand, die Resultate seiner Forschungen vor und ward speciell durch die geäußerten Zweifel eines Mitgliedes zu so eingehenden Deduktionen und der Mittheilung so detaillirter Berechnungen veranlaßt, daß es mir räthselhaft erschien, warum er sich begnügte, seine gut fundirten Studien in dem äußerst knapp gehaltenen Referat von einigen Zeilen niederzulegen. „Entscheidende Beweise für die glaciale Natur der Trümmerdämme in den Schneegruben — heißt es da — liefert ihre Lage, ihre Gestalt, ihre Struktur, bei dem der kleinen Grube noch das Vorkommen von Basaltblöcken an Punkten, nach welchen sie von ihrem Ursprungsort, der bekannten Basaltschlucht, weder durch unmittelbaren Fall noch durch Wassersgewalt, sondern nur durch Transport auf einem Gletscher gelangt sein können."

Partsch suchte, wie die gelegentliche Herbeiziehung der Gletscherforschungen in allen Kulturländern Europas darthut, für die Behandlung seines Forschungsobjektes einen weiteren Horizont zu gewinnen, zog sich indessen für seine Darstellung wieder engere Grenzen, indem er es sich zum Ziele setzte, in den Mittelgebirgen die Spuren einer in „isolirter Selbständigkeit" auftretenden Vergletscherung, die er als „den ungetrübten Reflex des vormaligen Klimas von Mitteleuropa" präcisirt, zu erforschen und darzulegen. Den Vorsatz „überall von leicht hingeworfenen Vermuthungen oder vereinzelten Beobachtungen durchzudringen zu dem Ziele einer nach Möglichkeit exakten Kenntniß der horizontalen und vertikalen Dimensionen" der alten Gletscher hat er mit Energie durchgeführt. Der Schwerpunkt seiner Einzeluntersuchungen liegt entschieden in den das Riesengebirge behandelnden Abschnitten. Auf einem brachliegenden Terrain ist ein mühsam fundirter Bau aus einem mit Fleiß und Umsicht völlig selbständig gesammelten Material in so festem Gefüge aufgeführt, daß kommende Entdeckungen ihn wohl ergänzen, aber niemals umwerfen können. Wir folgen bei unserer Besprechung der vom Verfasser in seinem Werke getroffenen Disposition, nach der er von Osten nach Westen weitergehend, die neben dem Böhmerwald erst später in den Kreis seiner Specialstudien gezogenen Karpathen vorangestellt hat.

Der Abschnitt über die Karpathen beschäftigt sich, entsprechend der Ausdehnung eigener Beobachtungen, speciell mit der ehemaligen Vergletscherung der hohen Tatra, dem Ostflügel jenes wilden und grotesken Gebirgsstockes, der sich inmitten des formenreichen, oberungarischen Berglandes aus den Hochthälern von Arva, Waag, Dunajetz und Poprad auf engem Raume bis zu Gipfeln von 2663 m (17 über 2400 m) aufthürmt. Spuren einer früheren Vergletscherung waren bereits von mehreren Besuchern beobachtet; Sonklar hatte die kolossalen Trümmermassen im Kohlbachthale als Moränen gedeutet[1]) und Hauer hatte in dem Berichte zu Blatt III von der geologischen Uebersichtskarte der österreich-ungarischen Monarchie — wenn auch nur kurz — darauf hingewiesen, daß sich einst Gletscher von den Flanken der Tatra hinabgesenkt hätten. Eine erste Entdeckung war hier nicht zu machen, wohl aber fehlte es an gründlicher Beleuchtung des Phänomens und an einer Untersuchung über die Art und Dimension der früheren Vergletscherung. Dieser in dem rauhen Tatragebirge nicht leichten Aufgabe unterzog sich Partsch. Schon die Hauptstraßen des Touristenverkehrs muthen den an die Pfade der Mittelgebirge und besuchteren Alpengegenden gewöhnten Ankömmling sonderbar an; der Weg der Untersuchung führt aber von ihnen oft recht weit ab in ein nur mit größter Mühe und oft nicht ohne Gefahr zu betretendes Terrain. Vielleicht bin ich kein ganz unparteiischer Zeuge, da ich in der hohen Tatra gewissermaßen erst meine Schule für das Wandern und Klettern im Hochgebirge durchmachte, vielleicht würden mir manche der (z. B. gelegentlich einer Gemsenjagd an den oberen Gehängen und Wänden des hintern Poduplaskithales) passirten Stellen heute weniger riskant erscheinen, jedenfalls wird mir jeder Tatrabesucher zugeben, daß das Gebirge an Muskulatur und Lunge ganz respektable Anforderungen stellt.

Als ich im Jahre 1877 vier Wochen in diesem Gebirge (meistens in Javorina) weilte, waren mir die oben citirten Aeußerungen über frühere Vergletscherung allerdings bekannt, da mir aber klare in den Alpen oder Skandinavien gewonnene Anschauungen fehlten, und Geist und Gemüth ganz mit den zuerst mit aller Macht auf sie eindringenden Erscheinungen der Hochgebirgswelt erfüllt wurden, trat ich dieser Frage wie so mancher anderen, für die ich mich inkompetent fühlen mußte, garnicht näher. Die mir zum ersten Male auf engem Raum übereinander entgegentretenden Vegetationszonen, die verwitterten Bergformen und die Art ihrer Schuttanhäufung, die sich vor meinen Augen vollziehende Thätigkeit der Gewässer, das Leben und Treiben der unter mir ganz fremde Naturbedingungen gestellten Bewohner führten dem Geiste des zum ersten Male ins Hochgebirge dringenden Sohnes der norddeutschen Ebene soviel Nahrung zu, daß er, anstatt sich mit halbverstandenen Problemen zu verwirren, noch volles Genügen fand im unersättlichen Anschauen und Betrachten. Die Bilder, welche sich mir bei dem mehrwöchentlichen Aufenthalt in die Seele gruben, werden mir bei manchen Detailerörterungen von Partsch so lebendig, daß ich seine Ausführungen lese wie eine Demonstration am Objekt.

Die kurzen Querthäler, welche von der nach Süden konvex ausbiegenden Kammlinie der hohen Tatra, zwischen scharfen, oft die höchsten Gipfel tragenden Gebirgsrippen niedergehen, liegen durchweg im Urgebirge und führen aus demselben unmittelbar ins Diluvium. Wohl finden sich auch in diesen Thälern, an denen die Schroffheit der schnell an Höhe wachsenden Gehänge und der terrassenförmig ansteigende, schmale Thalboden dem Besucher zunächst auffallen, untrügliche Spuren der Gletscherwirkung, demonstrativer aber — besonders für den Laien — sind die in den weniger besuchten und untersuchten Thälern der Nordseite, welche mit ihrem Einzugsgebiete im Granit liegen und einen Komplex der demselben angelagerten Sedimentärgesteine durchschneiden. Alte Seitenmoränen aus granitischem Material, freilich häufig im Mantel des Fichtenwaldes versteckt, sind auf den aus Kalkgestein bestehenden Gehängen Zeugen, deren Sprache auch dem nicht geologisch geschulten Reisenden bald verständlich wird. Für eingehende Erörterungen muß hier auf das in Rede stehende Werk verwiesen werden. Die wichtigsten Resultate ergaben die Untersuchungen im Javorinkathale, das dem vom großen Fischsee nach Norden führenden Thale der Bialka, einst dem Bette des Hauptgletschers der Tatra, von rechts her tributär wird.

[1]) Wie ich aus Partsch's Argumentation sehe — mit Recht! Einen Passus in dem Referat eines Vortrages, den ich am 10. Juni 1882 der Geographischen Gesellschaft zu Greifswald über das „Oberungarische Bergland" hielt, würde ich heute etwas anders formuliren müssen.

„Ueberblicken wir das Gesammtresultat der Untersuchung — resumirt Partsch S. 36 — so würden wir für die Eiszeit das Vorhandensein eines großen, etwa 10 Kilometer langen Gletschers anzunehmen haben, zu dessen Bildung fünf Hochthäler ihre von ausgedehnten Firnbecken gespeisten Eisströme vereinten. Die Mächtigkeit dieses Gletschers muß nach der Vereinigung aller Quellarme 100 m überstiegen haben bei einer Breite von 700 bis 800 m. Wo das Engthal der Javorinka sich zur Bildung des Thalbeckens von Javorina aufschließt, gewann der Gletscher an seinem Ende eine bis 1500 m wachsende Breite, behielt indeß eine noch so bedeutende Mächtigkeit (mindestens 70 m), daß er über den niedrigen Scheidekamm ins Bialkathal überzugreifen vermochte.“ Die 40 bis 50 m höhere Lage seines Bettes (s. S. 34) erleichterte dem Javorinkagletscher dieses Ueberfließen in den stärkern Eisstrom der Bialka, dessen Mächtigkeit Partsch etwas weiter thalaufwärts nach sicheren Anzeichen auf 240 m, dann freilich mit auffallend schneller Abnahme nur noch auf etwas über 100 m schätzen zu müssen glaubt.

Als Erörterungen von allgemein geologischem Interesse mögen noch einige über die Vertheilung der die Thäler durchkreuzenden Moränen angeführt werden. Häufig findet man sie dicht am Rande des Abbruches in eine niedrige Thalstufe. Partsch giebt für den Einfluß, den die Terrassirung der Tatrathäler auf die Vertheilung der Etappen des Rückzugs der schwindenden Gletscher ausüben mußte — denn diese werden durch die Stirnmoränen markirt — folgende einleuchtende Erklärung. „Jeder Gefällsbruch einer Thalsohle ruft im Gletscher eine Querspaltung hervor. Ob bei dieser Spaltung der Zusammenhang der Eismasse im Ganzen erhalten bleibt oder nicht, das hängt nicht nur von der Steilheit und Höhe der Thalstufen ab, welche zu überwinden sind, sondern auch von der Mächtigkeit des Gletschers. Ueber eine jähe etliche 100 m hohe Thalstufe wird ein kräftiger Gletscher herabsteigen, ohne bei der wildesten Zerklüftung seine Kontinuität zu verlieren, ein schwächlicher, schon dem Absterben naher, wird seine vordersten Theile in Eislawinen über die Felswand hinunterwerfen, aber nicht mehr in der Lage sein, in vollem zusammenhängenden Eisstrome in die tiefere Thalstufe hinabzusteigen und von ihr Besitz zu nehmen. Die Anforderung, welche diese Aufgabe an die Kraft eines Gletschers stellt, ist so bedeutend, daß ein Gletscher dieser Aufgabe nicht gewachsen sein und doch noch lange die Kraft behalten kann, die ganze obere Thalstufe, auf der er ruht, bis an den Rand zu occoupiren. So wird das Gletscherende sich naturgemäß längere Zeit auf den Rand einer Thalstufe fixiren.“ In interessanter Weise wird die Wirkung einzelner hintereinander liegender Staffeln erläutert (S. 15) und mit Anschluß an Viollet le Duc dargethan, warum wir so häufig Endmoränen in einem Hauptthale dicht oberhalb der Einmündung eines Seitenthales finden. Wenn ein vielleicht über eine steile Stufe ins Hauptthal führender Seitengletscher beim Zurückweichen nur noch einen Eiskatarakt ins Hauptthal sendet, dann muß bei der Einschränkung seiner Ernährung der Gletscher des letzteren schnell von seinem bisher unterhalb der Einmündung des Seitenthals gelegenen Ende zurückweichen bis zu dem Punkte, wo er auch bisher ohne Unterstützung des Seitengletschers subsistirte. Aus der Reihe anregender Erörterungen möge hier zum Schluß noch hingewiesen sein auf die Vorsicht, die Partsch als geboten erweist in Bezug auf die Erklärung der die Tatraseen absperrenden Schwellen als Moränenwälle. Die Hälfte der Seen liegt im festen Fels, bei anderen liegt über demselben Blockmaterial, und wo erst, wie beim Grünen See, die Wasser ohne oberflächlichen sichtbaren Abfluß durch die losen Gesteinstrümmer des stauenden Walles sich hindurchschleichen, um erst am Fuße seiner Außenseite wieder ans Tageslicht zu treten, hat man die volle Sicherheit, daß die Seebildung durch einen Schuttwall bewirkt und erhalten wird (S. 25). Unter jähen Felsmauern in engumfriedeten Thalkesseln können sich überdies Blockwälle finden, die die Gestalt der Endmoräne nur nachahmen und nicht durch die Bewegung eines Eisstromes transportirt, sondern der eigenen Schwere folgend über ein steiles Firnfeld abgerutscht sind, eine Erklärung, die sich Partsch im Angesichte einiger hochgelegener Karpathenseen als die natürlichste darbot! Nach einem Ueberblick über Beobachtungen in anderen Theilen der Karpathenwelt faßt Partsch das Resultat seiner Studien dahin zusammen, daß sich nur von der hohen Tatra eine Vergletscherung bis ins Vorland erstreckte, während in allen anderen Theilen nur in der Nachbarschaft der bedeutendsten Erhebungen sich Gletscher von geringer Ausdehnung entwickelten.

Nach einigen pflanzengeographischen, für die Gletscherforschung in den Sudeten interessanten Erörterungen und dem kurzen Hinweise, daß sichere Spuren einer ehemaligen Vergletscherung in dem Südostflügel dieses Gebirgssystems mit Einschluß des Waldenburger Berglandes bis jetzt nicht aufgefunden seien, wendet sich Verfasser im zweiten Kapitel zur eingehenden Beweisführung für die ehemalige Existenz und Ausdehnung der verschwundenen Riesengebirgsgletscher. Zuerst wird das Schneegrubenterrain behandelt. Auf die vorsichtig fortschreitende, methodisch musterhaft geführte Untersuchung soll hier nur verwiesen werden, da es mir widerstrebt, einzelne Stellen aus derselben herauszureißen, die dem Leser von dem Werthe derselben doch keine Vorstellung geben würden; das Endresultat derselben ist in der Einleitung theilweise angedeutet. Eine auf eigene Detailaufnahme basirte Karte im Maßstabe 1:10000, mit Isohypsen von 10 zu 10 m, erleichtert es dem Leser, den Ausführungen des Verfassers zu folgen, den zu der mühseligen Arbeit neben anderen Beweggründen auch die Absicht führte, durch dieselbe eine „für den Lehrer der Erdkunde sicher werthvolle Einsicht in das Verfahren einer trigonometrischen Aufnahme und ihrer Verwerthung zu kartographischer Darstellung“ zu gewinnen.

Durch eine Karte 1:20000 wird die Darstellung über das die Teiche des Riesengebirges und das Quellgebiet der Lomnitz umfassende Terrain erläutert. Da der viel betretene Pfad, der von Krummhübel über die Schlingelbaude und Hampelbaude zur Koppe hinaufführt, mitten durch diesen bekanntesten und besuchtesten Theil des Riesengebirges hindurchgeht, dürfte sich manchem Leser die Frage aufdrängen: wie ist es möglich, daß unter der Masse von Gebirgswanderern, „die doch auch Augen hatten“, Niemand diese Anzeichen des ehemaligen Lomnitzgletschers beachtet hat. Zunächst muß betont werden, daß sich so einfach, wie es nach der erläuternden Terrainskizze naturgemäß erscheinen muß, die Verhältnisse dem Auge nicht darstellen. Ich bin selbst mehrmals an Ort und Stelle gewesen. Als ich im Herbst 1879, mit den durch Partsch in den Schneegruben gewonnenen Resultaten und alpinen Gletschererscheinungen bereits bekannt, einmal nicht weit unterhalb des kleinen Teiches über dem linken Ufer der Lomnitz stand und ihrem Laufe mit den Blicken folgte, fuhr mir durch den Sinn, es sehe das vorliegende Terrain wie eine Moränenlandschaft aus, aber so flüchtig, daß mich auch ein längerer Aufenthalt in dieser Gebirgsgegend zu keiner Untersuchung irgendwie

anlockte. Dem ungeübten Blicke muß das ganze Terrain als ein regellos mit Blöcken bedecktes erscheinen! Vielleicht denkt mancher Leser, man könnte sagen: dem vorurtheilslosen! Wer sich aber nicht bloß an die Karte, sondern auch an die Beweisführung hält, die nicht etwa nur auf dem Typus der Moränenlandschaft aufgebaut oder aus dem vermeintlichen herauskonstruirt ist, der wird vielleicht einmal an Ort und Stelle über meine Kurzsichtigkeit lächeln. Die entscheidenden Beweise fand Partsch weiter unterhalb in der Lomnitz, im Osten der Schlingelbaude, die dicht vor der linken Seitenmoräne liegt. Die Seitenmoränen treten einander näher und fallen schließlich von den 982 und 972 m hoch gelegenen Köpfen steil nach vorn ab, während zwischen ihnen die Erosionsschlucht des Lomnitzbaches in die Grundmoräne eingeschnitten ist. In der bis zu 16 m tiefen Erosionsfurche des Baches sind Abrutschungen eingetreten, an denen die im lehmigen Sand ordnungslos eingebetteten größeren Blöcke und zahlreichen kleineren Geschiebe auf den Charakter der Grundmoräne hinweisen. Steigt man von den aus Granit bestehenden Seitenmoränen hinab, so findet man in der Grundmoräne auch Porphyrgeschiebe, die im Gegensatz zu der Abrundung der Bachgerölle eine einseitige oder mehrseitige Abschleifung zu geraden Flächen zeigen und hin und wieder nicht nur das auf ihnen festgebackene, bei ihrer Glättung wirksame Schleifpulver, sondern auch gelegentliche deutliche Schrammen und Kratzspuren zeigen. „In dieser Grundmoräne — sagt Partsch mit vollstem Rechte — mit ihren unzweideutigen glacialen Geschieben liegt der vortrefflichste Beweis für die vormalige Vergletscherung des Quellgebietes der Lomnitz bis hinab in ein Niveau von 920 m.“

Wie im Schneegrubenterrain der Basaltgang die Beweisführung wesentlich erleichterte und stützte, so im Lomnitzgebiete in erhöhtem Maße jener das einförmige Granitgebirge durchsetzende Porphyrgang, den die geologische Karte des niederschlesischen Gebirges von Seidorf in südsüdwestlicher Richtung verzeichnet und nach einer größeren Lücke, in Folge der Bedeckung durch die Glacialbildungen des Lomnitzgebietes, am Westende des kleinen Teiches vermerkt. Partsch hat eine Fortsetzung jenseits des Kammes auch im obern Theil des unwegsamen Weißwassergrundes entdeckt und ist dadurch in der Argumentation für eine alte Grundmoräne auf dem Thalboden desselben wesentlich unterstützt. Im obersten Elbthal blieben die Untersuchungen bisher ohne Resultat, während die Existenz eines Aupagletschers von 5 km Länge und 100 m Mächtigkeit in einer, für mich wenigstens, überzeugenden Beweisführung dargethan wird.

Es werden darauf die Resultate einer Untersuchungs-Excursion in den Böhmerwald und die Ergebnisse anderweitiger Gletscherforschungen in den deutschen Mittelgebirgen besprochen. Ueber eine Vergletscherung des Thüringerwaldes, welchen Habenicht in Petermann's Mittheilungen 1878, Tafel 6, mit mehreren blauen Pünktchen schmückte, weiß die Forschung noch nichts, wohl aber sind sichere Spuren im Harze beobachtet, wo Kayser im Oberthale entschiedene Beweise für die ehemalige Existenz eines Gletschers auffand. Nach einer kritischen Verarbeitung der über Schwarzwald- und Vogesenvergletscherung handelnden Literatur kommt Verfasser (S. 145) zu dem Schlusse, daß die Naturgesetze, welche in Europa heute die Höhe des ewigen Schnees bedingen, ihre Kraft auch im Bilde der Vorzeit bewähren. Mit dem Fortschritt in höhere Breiten und mit dem Uebergange aus dem Binnenklima in Länder, welche dem oceanischen Einfluß schon minder entrückt sind, sehen wir die Schneelinie deutlich sinken. Im Harz und im Wasgenwalde finden wir sie in weit tiefere Lagen hinabgedrückt, als die äußersten Endzungen der alten Tatragletscher. Die Sudeten standen hinter dem Schwarzwalde, dieser hinter dem Wasgenwalde an Fülle der Vergletscherung entschieden zurück!

Bei der Erörterung der Frage, ob Deutschlands Mittelgebirge einst wie die Centren groß in Skandinavien, Bergland von Großbritannien, Auvergne und Alpen von einer mächtigen Decke von „Inlandeis“ überdeckt waren, wird die Annahme „einfacher Konsequenz“ von Partsch mit Geschick widerlegt. Die Untersuchungen über diese Frage in der Rauhen Alb erscheinen nach einer ernsten Prüfung noch als unsicher fundirt, während die Entdeckungen Dathe's im Frankenwalde auf die Annahme einer zweiten älteren Eiszeit führen und diejenigen zu weiteren Studien anregen müssen, welche „nicht dem wirklichen Stande des gegenwärtigen Wissens vorauseilen“ wollen.

Ob die schließlich gezogenen allgemeinen Schlüsse wichtiger sind als die Beobachtungsresultate, etwa im Riesengebirge, mögen diejenigen entscheiden, welche für den Vergleich guter Entdeckungen und sicherer Schlüsse ein rationales Werthverhältniß kennen. Ich muß mich, da mir mein Aufsatz unter den Händen angewachsen ist, kurz fassen.

Partsch ist der sicher nicht voreiligen Anschauung, daß die von ihm gewonnenen und verwertheten Beobachtungsresultate einer Eiszeit angehören und thut dann dar, mit einem Ausblick auf die anderweitigen Gletscherstudien in Europa, daß wir in der Eiszeit dieselbe klimatische Harmonie hatten wie heute — nur einige Oktaven tiefer. Die Höhen der Gletscherenden weichen vom Wasgenwalde mit 360 und 424 m auf 500 im Harz, 750 und 920 im Riesengebirge und ca. 1000 in der Tatra. Wichtig ist die eine Ansicht Hanna's weiterführende Argumentation, daß es nicht sowohl auf den Gesammtbetrag der atmosphärischen Niederschläge als auf ihre Vertheilung, auf die „Steigerung der winterlichen Niederschläge“ ankommt. Zeigt sich diese heute auffallend an unseren Mittelgebirgen, so muß sie bei einem wenige Grade kühleren Klima, wo die Mittelgebirge naturgemäß als noch wichtigere Kondensatoren auftraten, noch weit energischer eingewirkt haben. Es ist daher begreiflich, daß die Depression der Schneegrenze der Gletscherzeit unter der heutigen im Westen viel bedeutender war als im Osten. Sie beträgt für den Wasgenwald z. B. mit 1650 m doppelt so viel als für die Tatra.

Als für die Physiognomie der alten Gletschergebiete charakteristisch werden besonders die lehnstuhlförmigen, auf drei Seiten steil umrahmten Cirkusthäler mit ihren häufig im festen Fels liegenden kleinen Seebecken besprochen. Die Argumentation ist auch hier ebenso vorsichtig als methodisch. Ihre mittlere Höhenlage und besonders die untere Grenze ihres Vorkommens bildet von W nach O eine ebenso entschiedene Stufenleiter, wie die überall etwas höher liegende Schneegrenze der Gletscherzeit. Die tiefsten, sicher bekannten liegen im Wasgenwalde 570 und steigen in der hohen Tatra auf 1500 m [1]). Diese Bildungen treten auf unabhängig von petrographischen und tektonischen Verhältnissen und zeigen eine entschiedene Vorliebe für nördliche und östliche Exposition. Sie können nicht durch Erosion des Wassers und

[1]) Mit Recht läßt Partsch für die Bildung einzelner der größeren Alpenseen die Frage offen, ob nicht spätere Faltung den See abdämmte. Vollzog sich der Vorgang schneller als die Arbeit der Erosion, so ist nicht nöthig, daß diese, wie Penck gelegentlich betont, das Hinderniß überwand und durchsägte.

nicht durch eine ſpätere Verſchiebung der frei zu Tage ſtehenden Felsmaſſen erklärt werden und müſſen in einem kauſalen Zuſammenhang zu der Vergletſcherung ſtehen!

Der Schluß der planmäßig durchgeführten Beweisführung iſt mir faſt zu knapp und ſo vorſichtig, daß auch die hartnäckigſten Gegner jeder Gletſchererоſion ihn nicht antaſten können!

Von verſchiedenen Arbeitsfeldern aus ſind Penck und Partſch für die letzte große Eiszeit und ihre klimatiſchen Grundlagen zu denſelben Reſultaten gekommen. Penck giebt, die Anſichten Collomb's modificirend, noch eine Erklärung der wechſelnden Glacialperioden, auf die ich hier nicht mehr eingehen kann. Ueberhaupt können ja dieſe Zeilen nur in einzelnen Zügen andeuten, was in den betreffenden Schriften geboten wird; wie es geboten und begründet wird, läßt ſich nur aus den Werken ſelbſt beurtheilen. Ich will die Lektüre der Werke nicht überflüſſig gemacht haben, ſondern zu dem fördernden Studium derſelben anregen und fürchte nicht desavouirt zu werden, wenn ich ſie den Freunden einer gründlich und feſſelnd zugleich geſchriebenen Lektüre empfehle. In den Bibliotheken naturwiſſenſchaftlicher und alpiner Vereine wie in denen höherer Lehranſtalten gebührt dieſen Büchern ein Platz!

Mögen die beiden Verfaſſer mit den kurzen alliterirenden Namen ſich noch öfter in ähnlicher Weiſe ergänzend begegnen und weiter ſchaffen und wirken der Wiſſenſchaft zur Förderung und ſich zur Ehre!

J. C. Hall's Beſuch in der koreaniſchen Hauptſtadt.

Die Mai-Nummer der „Proceedings of the Royal Geographical Society“ bringt einen Bericht des engliſchen Konſularbeamten J. C. Hall über ſeinen Beſuch in der Hauptſtadt Korea's im Oktober 1882, der manches zur Ergänzung des auf S. 189 Mitgetheilten enthält.

Mr. Hall landete im Hafen Nam-jang oder Ma-ſam-pho, der noch 47½ engliſche Meilen von der Hauptſtadt Sö-ul entfernt und jetzt von etwa 100 chineſiſchen Soldaten beſetzt iſt. Ebenſo liegen in und bei Sö-ul 3600 derſelben, die mit den Eingeborenen auf ſehr gutem Fuße ſtehen, und zwar 600 in dem Orte ſelbſt, die übrigen in fünf befeſtigten Lagern rings herum. Dieſer Thatſache gegenüber iſt an dem kürzlich noch beſtrittenen Abhängigkeitsverhältniſſe Koreas zu China (ſ. oben S. 62) nicht länger mehr zu zweifeln.

Die Inſel im Hafen Nam-jang war der erſte koreaniſche Boden, den Mr. Hall betrat; ſie trägt ein Dorf von 9 Häuſern der gewöhnlichen koreaniſchen Bauart, d. h. mit Lehmmauern und Strohdach. Da nach Sprache und Raſſeneigenthümlichkeiten Japaner und Koreaner verwandte Völker ſind, ſo hielt es Hall nicht für unmöglich, Spuren ihres urſprünglich gemeinſamen Kultus zu entdecken. In Japan iſt trotz dem Jahrhunderte währenden Ueberwiegen des Buddhismus der Mittelpunkt jeder Dorfgemeinde die Kapelle, in welcher der Schutzgeiſt derſelben verehrt wird; die Stelle der Gottheit nimmt nicht ein geſchnitztes Bild, ſondern ein Bündel weißer Papierſchnitzel oder -Streifen ein. Das Gegenſtück zu ſolchem Schinto-Heiligthume fand Hall in der That unweit jenes koreaniſchen Dorfes. Etwa 200 Yards vom Dorfe entfernt ſtand inmitten eines kleinen Fichtenhaines eine ca. 9 Fuß hohe und an der Baſis 9 Fuß Durchmeſſer haltende Strohhütte von der Form eines Bienenkorbes, die nach Oſten zu eine etwa 3 Fuß hohe Oeffnung hatte. Der Engländer verſuchte auf Händen und Füßen hineinzukriechen, aber die ihn begleitenden Koreaner faßten ihn bei den Rockſchößen und hielten ihn unter Anzeichen von Furcht und Beſtürzung zurück; durch Zeichen gaben ſie ihm zu verſtehen, daß er ſterben würde, wenn er hineinkröche. Doch geſtatteten ſie ihm, ſich hinzuhocken und von außen hineinzuſehen. Wenig genug war zu ſehen: Die Decke beſtand aus rohen Stangen, die ſich nach hinten ſenkten und durchſchnittlich nur 4 Fuß Abſtand vom Erdboden hatten. Hinten aber hing an einer der Stangen ein Bündel weißer Papierſtreifen, das unverkennbare Analogon zu dem japaniſchen „Go-hei“.

In der entgegengeſetzten Richtung vom Dorfe und gleichfalls in einem kleinen Fichtenhaine ſtand eine Hütte von 6 Fuß im Geviert, ein buddhiſtiſcher Tempel, welcher ein rohes Steinbild eines Heiligen von 3 Fuß Höhe enthielt. Von dieſen beiden Hütten und einem buddhiſtiſchen Kloſter abgeſehen, fand Hall auf ſeiner Reiſe weder auf dem Lande, noch in der Hauptſtadt ſonſt irgendwo religiöſe Gebäude, Mönchskutten oder raſirte Köpfe. Die große Ueberlegenheit der japaniſchen Civiliſation gegenüber der koreaniſchen möchte er dem Einfluße des Buddhismus zuſchreiben. Nirgends fand er auch Spuren einer Mittelklaſſe oder wohlhabende Leute, nur Landbauer und verhältnißmäßig zahlreiche Beamte. Die Hauptmaſſe des Volkes ſchien nur die nöthigſten Bedürfniſſe zu beſitzen und gerade vor dem Verhungern geſchützt zu ſein.

An der Seite der Straße fielen ihm Steintafeln auf, deren Inſchriften die milde Verwaltung dieſes oder jenes Beamten prieſen. Zwei oder drei ſolcher Tafeln waren auch von Eiſen — und das war die einzige Verwendungsart dieſes Metalls, die ihm vorgekommen iſt. Eiſen iſt ſo ſelten in Korea, daß es nicht einmal beim Schiffsbau verwendet wird, ſondern Dſchunken und Boote durch Holzpflöcke zuſammengehalten werden.

Das Land, welches Mr. Hall von der Küſte zur Hauptſtadt durchreiſte, war zwar zum Theil hügelig und bergig, aber kahl und unintereſſant. Bäume ſind ſehr ſelten, die Bevölkerung ſpärlich und der Ackerbau nur in den Thälern zu treffen. Hügel und Abhänge, die in Japan bis zum Gipfel hinauf terraſſirt und angebaut wären, liegen wüſt da oder ſind höchſtens hier und da mit Grabhügeln bedeckt. Die Dörfer ſind klein und gering an Zahl; ſie liegen meiſt am Fuße eines Hügels und dicht neben einem Gehölze. Am meiſten ſcheint Reis gebaut zu werden, dann Hirſe, Bohnen und Gerſte, ferner Baumwolle und viel rother Chilispfeffer, mit welchem faſt jedes Gericht ſtark gewürzt wird. Rhicinus wird viel zu Arzneizwecken gezogen, Kürbiſſe auf den Hausdächern theils zum Eſſen, theils um Schüſſeln und Schalen daraus zu machen. Von Gemüſen giebt es nur den lattichartigen Kohl und große, weiße Rettige, von Früchten nur Dattelpflaumen. Nichts iſt in dem Lande in Menge vorhanden, als Elſtern.

Das Intereſſanteſte längs des Weges ſind die Wegpfoſten und Grabhügel. In ſehr unregelmäßigen Abſtänden ſind neben der Straße hölzerne Pfähle mit Angabe der Entfernung von der Hauptſtadt aufgeſtellt; die Aufſchriften

aber, welche ſich auf der unteren, ſchmutzigeren Hälfte befinden, ſind meiſt unleſerlich, da ſie mit gewöhnlicher Tuſche geſchrieben ſind, die vom Regen bald verlöſcht wird. Sie erfüllen ihren eigentlichen Zweck alſo nur wenig; aber ſie dienen daneben auch zum Schmucke, da der obere Theil ſtets zu einem ſcheußlichen menſchlichen Geſichte ausgeſchnitzt iſt, unter welchem in großen Buchſtaben die räthſelhafte Inſchrift: „Generaliſſimus des Reiches“ zu leſen iſt. Meiſt ſtehen dieſe Pfähle in Gruppen von drei bis ſieben oder acht Stück in verſchiedenen Stadien der Auflöſung zuſammen, da wahrſcheinlich aus irgend einem abergläubiſchen Grunde bei Aufrichtung neuer die alten ſtehen gelaſſen werden.

Tief eingewurzelt im Geiſte des koreaniſchen Volkes iſt der chineſiſche Glaube des Fung-ſchin oder die Geomantie, welche in der Begräbnißſtelle ihren Mittelpunkt hat. Geſchloſſene Leichenäcker giebt es nicht und bei den Tempeln, wie in Japan, finden ſie ſich auch kaum; auch begraben die Koreaner nicht auf Ackerfeldern, wie es ſo oft in China geſchieht, ſondern nur auf einem Hügel. Zur Ermittelung eines geeigneten Punktes wird ſtets die Hilfe des Geomanten und Weisſagers in Anſpruch genommen. Ein runder Hügel von 5 bis 6 Fuß Durchmeſſer und 2 bis 3 Fuß Höhe bezeichnet das Grab, welches, von denen der Edelleute abgeſehen, weder Stein noch Epitaph, noch ſonſt irgend ein Merkmal trägt. Kurz vor Sö-ul ſah Hall einen Bergſporn, der als beſonders geeignet für Begräbniſſe gilt und deshalb mit Tauſenden von Gräbern, einem neben dem andern bedeckt iſt, die ſich gleichen wie die Erbſen und durch keinen Stein, Inſchrift, Schmuck oder dergl. unterſchieden ſind. Aber jedes iſt der Familie, der es gehört, wohlbekannt, und bei Anlegung neuer Gräber in der Nachbarſchaft müſſen die älteren Rechte ſorgfältig reſpektirt werden, daß keine Verletzung der geomantiſchen Bedingungen vorkommt. Streitigkeiten zwiſchen ſolchen, deren Angehörige an einer beſtimmten Stelle begraben ſind, und ſolchen, die neben derſelben einen Todten begraben wollen, kommen häufig vor, und wenn die Entſcheidung des Richters zu Gunſten der letzteren ausfällt, ſo wird zuweilen das ältere Grab geöffnet und die Gebeine anderswo beſtattet. Es müßte intereſſant ſein, die Grundſätze, nach welchen ſolche Entſcheidungen getroffen werden, kennen zu lernen.

Am 21. und 22. Oktober beſichtigte Mr. Hall die Stadt Sö-ul, welche ſich in Geſtalt eines unregelmäßigen Rechteckes in einem von NO nach SW ſich hinziehenden Thale erſtreckt. Auf der Nordſeite erhebt ſich eine Kette ſteiler Granitberge, deren Gipfel zu etwa 3500 Fuß anſteigen, während ſich im Süden eine halb ſo hohe, lange Hügelkette nach Oſten zieht. Ueber letztere läuft die Stadtmauer hin, weil die Steilabhänge im Norden eine künſtliche Befeſtigung überflüſſig machen. Diejenigen Theile der Mauer, welche Hall ſah, beſaßen keine Widerſtandsfähigkeit ſelbſt gegen ganz leichte Artillerie.

Die Bevölkerung beläuft ſich auf etwa 240 000. Die Häuſer ſind etwa 8 bis 9 Fuß hoch, von Stein oder Lehm gebaut und meiſt mit Ziegeln gedeckt. Eine lange c. 100 Fuß breite Hauptſtraße theilt die Stadt von Oſten nach Weſten in zwei faſt gleiche Theile. Im nördlichen liegen innerhalb einer Mauer der alte und der vor 6 Jahren theilweiſe niedergebrannte neue königliche Palaſt und die wichtigeren öffentlichen Gebäude. Die Palaſtmauer ſtößt gegen Norden unmittelbar an die erwähnten Granitfelſen und hat im Süden drei Thore. Von dem mittelſten und bedeutendſten derſelben, dem Thoi-hwa-mun, führt eine 60 Fuß breite Straße nach Süden und ſchneidet die Hauptſtraße im rechten Winkel; am Schnittpunkte ſteht der Tſchong-kak oder Glockenkioſk mit einer großen, 7 Fuß hohen Glocke, welcher als Mittelpunkt der Stadt gilt, und von wo eine dritte 100 Fuß breite Straße ſüdweſtlich zum Stadtthore Nan-tai-mun führt. Alle Morgen und Abend wird jene große Glocke geläutet als Zeichen für das Oeffnen und Schließen der drei großen Stadtthore. Eine andere Sehenswürdigkeit dieſes Stadtcentrums iſt eine Reihe großer zweiſtöckiger Waarenhäuſer, deren Erdgeſchoß in kleine Läden getheilt iſt, welche anſtatt nach der Straße ſich nach einem kleinen centralen Hofraume hin öffnen. Der Ladeninhaber kauert auf der kleinen, vorn angebrachten Veranda und bedient ſeine Kunden, die im Hofe ſtehen, denn der Laden ſelbſt iſt zu klein, als daß darin ein Mann aufrecht ſtehen und ſich herumdrehen könnte. Die hauptſächlichſten Waaren ſind ſeidene und baumwollene Zeuge, Schuhe, Papier und Meſſingwaaren (zumeiſt Hausgeräthe), alles einheimiſchen Urſprungs. Die Schuhe ſind nach chineſiſchem Schnitt, von ungegerbtem Fell, das ſo trocken, ſteif und hart wie Horn iſt; nur die dicken mit Baumwolle ausgeſtopften Strümpfe, welche die Koreaner anlegen, machen es möglich, daß ein Menſch ſie tragen kann. Das Papier wird von demſelben Material und in derſelben Weiſe gemacht, wie das japaniſche, iſt aber viel feſter und von zäherer Textur.

Dieſe Magazine ſind nicht viel über 20 Fuß hoch, aber durch den Gegenſatz zu den übrigen niedrigen Hütten der Stadt erſcheinen ſie ganz großartig; ſie gehören den Gilden, welche bisher das ausſchließliche Recht beſaßen, mit den Chineſen am Thore des Grenzzaunes Handel zu treiben. Die, wie erwähnt, etwa 100 Fuß breite Hauptſtraße wird durch rohe ſtrohgedeckte Holzſchuppen, welche faſt vor jedem Hauſe ſtehen und als Läden und Werkſtätten dienen, auf etwa 60 Fuß verengert; ihr Ausſehen iſt armſelig und elend. Zu beiden Seiten aller Straßen, der breiten und engen, ſind Rinnſteine, aber überall liegen Haufen von Unrath und Schutt herum und was noch häßlicher iſt, die Aborte der Häuſer entleeren ſich meiſt durch ein Loch in der Wand in die Straßenrinnſteine. Alles in allem iſt der Anblick von Sö-ul unintereſſant, ſchäbig und ſchmutzig.

Abgeſehen von den beiden ſchon erwähnten Paläſten im Norden beſitzt die Stadt noch drei andere, den Nam-kung oder „ſüdlichen Palaſt“ an dem großen Südthore, worin die Könige ihre Vermählung feiern, der aber gewöhnlich von dem Obergeneral und einer Abtheilung Soldaten bewohnt wird; ferner den Nam-pjöl-kung oder „ſüdlichen abgeſonderten Palaſt“, der ausſchließlich für den Empfang der chineſiſchen Geſandten, die bei großen Staatsaktionen den Vaſallenhof beſuchen, beſtimmt iſt und jetzt dem General Wu als Hauptquartier dient, und ſchließlich im Norden den feſteſten von allen, den Un-hjön-kung („Wolkenwall-Palaſt“), der jetzt unbewohnt iſt. Das äußere Anſehen derſelben beruht nicht im Bauſtile — darin gleichen ſie den einſtöckigen chineſiſchen Jamens — ſondern in der Größe des von ihnen umſchloſſenen Raumes. Die Lokale der ſechs Miniſterien oder Verwaltungsämter, die Rjul-phan-ſo ſind nur kleine Häuſer, die ſich wenig von den Privatwohnungen unterſcheiden.

Nach Angabe des dortigen japaniſchen Konſuls Kondo ergab die amtliche Zählung für ganz Korea 6 840 000 Seelen. Das Einkommen des Königs oder des Staates, was gleichbedeutend iſt, fließt ausſchließlich aus der Grundſteuer und beläuft ſich jährlich auf wenig mehr als 3 800 000 Mark.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die wendiſche Bevölkerung Sachſens iſt, wie der „National-Zeitung“ aus Dresden geſchrieben wird, im Rückgange begriffen. 1871 kamen auf 1000 Einwohner 20 Wenden, 1880 nur noch 17; 1871 war die geſammte wendiſche Bevölkerung Sachſens 52 097 Köpfe ſtark, 1880 nur 51 410. Davon leben in der Bauzener Kreishauptmannſchaft 48 525 ziemlich dichtgedrängt beiſammen, die anderen im Lande umher zerſtreut. Auch das wendiſche Sprachgebiet hat ſich verengert. In den Städten namentlich bilden die Wenden eine verhältnißmäßig kleine Minderheit (in Bauzen von 17 503 Einwohnern 3066, in Weißenburg von 1242 Einwohnern 204); aber auch von den 201 Dörfern, die man gewöhnlich als wendiſch bezeichnet, ſind nur 4 mit zuſammen 217 Einwohnern ganz wendiſch, die anderen ſind ſprachlich gemiſcht. Die wendiſche Propaganda gewiſſer Agitatoren hat wenig nachhaltigen Erfolg gehabt.

— Eine Reihe hübſcher und intereſſanter Anſichten von den wenig beſuchten, reizenden Liparifchen Inſeln enthalten die unter dem Titel „Im Reiche des Aeolus“ erſchienenen Reiſeſkizzen von Adolf Freiherrn von Pereira (mit Karte. Wien, A. Hartleben). Der Text iſt eine novellenartige Beſchreibung einer dorthin unternommenen luſtigen Dampferfahrt mit eingeſtreuten geographiſchen und geologiſchen Notizen, unterhaltend zu leſen, aber leider durch viel Druckfehler in den Namen entſtellt.

— Cartagena iſt in mancher Beziehung noch kleinſtädtiſch geblieben; hier ſorgt für die Sicherheit noch der nationale Sereno, welcher in den größeren Städten längſt dem Guardia civil, dem Konſtabler, hat weichen müſſen. Sereno (heiter) heißt nämlich in ganz Südſpanien der Nachtwächter; dieſen Biedermännern liegt die Pflicht ob, nicht nur die Stunde nebſt dem obligaten Ave Maria auszurufen, ſondern auch den Stadtbewohnern von Stunde zu Stunde den Stand des Wetters zu verkünden, und da in Südſpanien der Himmel faſt immer heiter iſt, ſo zieht der nächtliche Wächter umher und brüllt an jeder Ecke: „Ave Maria, sono los once, cielo sereno“ (Gelobt ſeiſt Du, Maria; elf Uhr; der Himmel iſt heiter); daher ſein Name. Es iſt das ja ganz amüſant, aber wenn man im erſten Stock dicht an einer Ecke wohnt und der Sereno eine ſolche Stentorſtimme beſitzt, wie der in Cartagena, iſt es doch um den Schlaf des Reiſenden ſchlecht beſtellt und man wünſcht den guten Sereno zu allen Teufeln oder doch wenigſtens hinaus in die Sierra.

(W. Kobelt, Nach den Säulen des Herkules.)

Aſien.

— Da der Transport des Naphta auf der Eiſenbahn von Baku (am Kaſpiſchen Meere) nach Poti und von dort zu Schiffe nach Batum am Schwarzen Meere den Werth der Waare etwa um das Zehnfache vertheuert (das Pud zu 40 Pfund koſtet in Baku 2 Kopeken, in Batum über 18 Kopeken), ſo hat ein Moskauer Fabrikant kürzlich die Conceſſion erbeten und erlangt, Baku mit Batum durch eine vierzöllige Röhrenleitung zu verbinden, welche eine tägliche Beförderung von 40 000 bis 50 000 Pud jenes Brennſtoffes geſtatten würde und auf 7 bis 8 Millionen Rubel zu ſtehen käme.

— Aus Taſchkend kommt vom 31. März die Meldung, daß man damit umgeht im kommenden Sommer zwei Expeditionen nach Centralaſien zu ſenden; die eine ſoll Aufnahmen und aſtronomiſche Beſtimmungen auf Pamir machen und die ruſſiſchen Aufnahmen mit denen der Engländer in Verbindung ſetzen, die andere eine Reihe von Punkten längs dem ganzen Laufe des Amu-darja aſtronomiſch feſtlegen.

Afrika.

— In Algerien entſtehen neue Anſiedelungen (nach Dr. W. Kobelt, Nach den Säulen des Herkules) nicht wie in anderen neuen Gegenden nach dem freien Willen der Koloniſten, ſondern die Regierung dekretirt: an dem Punkte wird ein Dorf von 50 oder 100 feu's errichtet. Das wird dann in den Blättern bekannt gemacht; die Regierung baut ein Schulhaus und ſtattet es mit Ländereien, durchſchnittlich 7½ ha, aus, legt, wenn nöthig, Brunnen an und baut eine Straße zum Orte. Die Koloniſten müſſen in neuerer Zeit ein Baarvermögen von 3000 Franks nachweiſen, um die Zeit bis zur nächſten Ernte aushalten zu können; dieſe Einrichtung erſchwert die Anſiedelung ſehr, denn wer in Frankreich noch ſo viel Kapital beſitzt, geht nicht leicht nach Algerien. Die meiſten Kolonien fallen ſomit gewerbsmäßigen Spekulanten in die Hände, welche nothdürftig die vorgeſchriebenen Bedingungen, Erbauung eines Hauſes und Anrodnung eines kleinen Feldes, erfüllen und ſich dann das Eigenthum definitiv übertragen laſſen. Wenn möglich, ſetzen ſie dann einen armen Spanier auf das Stück, der es fertig anroden muß; wenn er die Pacht nicht zahlen kann, wird er weggejagt, aber das Land iſt dann ſchon angerodet und findet leichter einen Käufer. Die Koloniſten werden auch ſonſt in alle möglichen Reglements eingeſchnürt, ohne die ſich der Franzoſe einmal das Leben nicht denken kann; ſie müſſen alsbald ein maſſives Haus bauen, wo andere ſich mit einer Hütte behelfen würden und dergleichen mehr. Gar oft werden ſie auch an den unpaſſendſten Stellen angeſiedelt, und im Allgemeinen ſind es nur wenige Kolonien, welche wirklich gedeihen.

Zwiſchen Lamoriciére und Sidi-bel-Abbes (ſüdlich von Oran) fuhr Dr. Kobelt ſtundenlang über faſt ebenes Terrain von braunem Lehm, dem man anſah, wie fruchtbar er ſein müſſe. Sein Reiſegefährte, ein ſehr gebildeter Franzoſe, welcher das Land bereiſte, um ſeine wirthſchaftlichen Verhältniſſe kennen zu lernen, war ganz untröſtlich über die Vernachläſſigung dieſes köſtlichen Bodens, der hunderttauſende von Menſchen ernähren könnte. Er mochte Recht haben, wenn er meinte, die franzöſiſche Regierung ſollte lieber hier oben koloniſiren, als drunten in der Gluthhitze, wo ſelbſt der Koloniſt aus Mittelfrankreich nicht mehr gedeiht.

— Nachrichten vom Kongo, vom 30. März datirt, beſtätigen, daß die Franzoſen nördlich des von den Portugieſen beanſpruchten Gebietes (das gegen Norden bis 5° 12′ ſüdl. Br. reicht) zwei Punkte beſetzt haben, Punta Negra und Loango in dem gleichnamigen Gebiete. Das Kanonenboot „Sagittaire“ ſoll unter einem falſchen Namen und ohne Flagge dort angekommen ſein und bald darauf Truppen ausgeſchifft haben. Franzöſiſche Blätter verlangen ſogar ſchon die Beſitzergreifung der ganzen Küſte von dem bereits franzöſiſchen Gabun an ſüdwärts bis zu den portugieſiſchen Beſitzungen hin. Die Beſetzung von Punta Negra und Loango iſt übrigens eine direkte Folge von Savorgnan de Brazza's Angabe, daß er im Nyari (d. h. Fluß), einem Quellfluſſe des unweit jener beiden Orte mündenden Quillu, einen bequemen Zugang zum mittleren ſchiffbaren Theile des Kongo entdeckt habe. Dieſer Anſicht iſt Dr. Pechuel-Löſche, welcher ſelbſt den Quillu eine Strecke landeinwärts aufgenommen hat, auf dem Frankfurter Geographentage entgegengetre-

ten. „Der Bau des Gebirges," — sagte derselbe — „die geologischen Verhältnisse sind derartig, daß es mehr als kühn ist, eine nur von ferne erblickte, eine andere nur eine kurze Strecke verfolgte Depression in einem solchen ausgedehnten Berglande ohne weiteres als einen künftigen bequemen Handelsweg oder gar als die Linie der gewissermaßen prädestinirten Eisenbahn anzusehen."

Australien.

— Der englische Kolonialminister Earl of Derby hat genehmigt, daß dem bekannten westaustralischen Reisenden Alexander Forrest, in Anerkennung seiner hohen Verdienste um die Erforschung von West-Australien, 5000 Acres Land = 20 qkm (anstatt 2000 Acres, wie anfänglich beschlossen war) in dem von ihm entdeckten großen und fruchtbaren Kimberley-Distrikte, wie er benannt worden ist, zugesprochen werden sollen.

— Mr. Ernest Favenc leitete in den Jahren 1878/79, wie wir seiner Zeit berichteten, die Queenslander Trans-Kontinental-Expedition von Blackall (24° 28′ südl. Br. und 145° 44′ östl. L. Gr.) nach Port Darwin (an der Nordküste von Australien in 12° 25′ südl. Br. und 130° 48′ östl. L. Gr.). Derselbe ist jetzt von der Regierung der Kolonie Süd-Australien engagirt worden, im sogenannten Northern Territory das sehr wenig bekannte Gebiet gründlich zu erforschen, welches sich südlich vom Golf of Carpentaria bis zum obern Tafellande erstreckt und von den Flüssen Calvert, in 16° 30′ südl. Br. und 137° 52′ östl. L. Gr., Robinson in 16° südl. Br. und 137° 7′ östl. L. Gr., und Mc Arthur, in 15° 55′ südl. Br. und 156° 45′ östl. L. Gr. entwässert wird.

— Das zu Süd-Australien gehörige Northern Territory, dessen Ansiedelung ungefähr 13 Jahre alt ist, hatte bislang wenig Fortschritte aufzuweisen. Jetzt scheint es endlich besser werden zu wollen. Kapitalisten haben Vertrauen gefaßt und eine ziemliche Anzahl von Plantagen, namentlich für Zuckerrohr, angelegt. Ebenso ist ein sehr großer Theil des umfangreichen Areals zu Viehweiden auf einen längern Zeitraum in Pacht genommen worden. Eine aus drei reichen Engländern bestehende Kompagnie, welche sich die Barrow's Creek Pastoral Company nennt, hat sogar einen Komplex von 20 000 englischen Quadratmeilen = 51 780 qkm übernommen und mit 10 000 Stück Rindvieh bejagt. Aber soll das Northern Territory mit Erfolg ausgenutzt werden, so muß für billige Arbeitskräfte gesorgt werden. Die Chinesen, welche den bei weitem größern Theil (3585) der dortigen, erst geringen Bevölkerung von 4110 (am 30. Juni 1882) bilden, verlangen zu hohe Löhne und sind auch überdies nicht zuverlässig, da sie sich nie auf längere Zeit engagiren lassen. Sie arbeiten lieber auf den Goldfeldern und überhaupt für eigene Rechnung. Das südaustralische Parlament hat deshalb einen Indian Immigration Act votirt, welcher jetzt auch von der Königin von England bestätigt worden ist. Nach demselben ist es gestattet, aus Ostindien Kulis für das Northern Territory zu exportiren. Sie sind zwar viel weniger intelligent als die Chinesen, aber bessere Diener und Arbeiter, weil ihnen der Ehrtrieb fehlt. Sie kommen unter Kontrakt, verpflichtet auf so und so viel Jahre zu einem sehr niedrigen Lohne, und sie arbeiten diese Zeit ab wie Lastthiere, die sie sind. Der Lohn, welchen sie im Northern Territory erhalten sollen, ist auf 1 sh. = 1 Mark pro Woche festgesetzt worden, und kann ihnen davon für Logis und Kost, welche geliefert werden müssen, noch 4 d. in Abzug gebracht werden, so daß ihnen in diesem Falle nur 8 d. = 62 Pfennig übrig bleiben. Dieser für Australien allerdings sehr niedrige Lohnsatz ist immerhin noch viel höher als der Verdienst dieser Hindus in Ostindien. Sie sollen meistens auf den Zuckerplantagen verwendet werden.

Nordamerika.

— Dr. A. Sartorius von Waltershausen hat in der „Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft" (1883 Heft 2, S. 320 bis 431) eine sehr eingehende Arbeit über „Die Chinesen in den Vereinigten Staaten von Amerika" veröffentlicht, auf welche wir unsere Leser aufmerksam machen möchten. Im ersten Abschnitte wird eine ausführliche Geschichte der chinesischen Einwanderung in die Union von ihrem Beginne im Jahre 1848 an bis zum 28. April 1882 gegeben, wo der Senat das Gesetz annahm, welches die Einwanderung chinesischer Arbeiter auf zehn Jahre verbietet. Der zweite Abschnitt, über die politische und wirthschaftliche Bedeutung der Chinesenfrage handelnd, führt dann den Nachweis, daß der Ausschluß der Chinesen aus den pacifischen Staaten allein schon durch volkswirthschaftliche Gründe gerechtfertigt ist, neben welchen noch solche der Rassenabneigung, der Religion, Politik und Moralität wirken; daß die früher unter den Amerikanern herrschenden Gegensätze in Bezug auf die Chineseneinwanderung jetzt verschwunden sind und alle produktiven Klassen des Landes nach und nach von derselben zu leiden gehabt haben. Einiges Verdienst ist den Asiaten nicht abzusprechen: ohne ihre Arme wäre der Eisenbahnbau und namentlich derjenige der Centralpacificbahn nicht annähernd so schnell durchgeführt worden, und ebenso fleißig haben sie bei landwirthschaftlichen Kulturarbeiten, bei Flußregulirungen, Kanal- und Deichbauten geholfen. Bis zur Vollendung der Pacific-Bahn hält Dr. von Waltershausen die Chinesen darum für überwiegend nützlich, von da ab aber für überwiegend schädlich. Die Verhältnisse von Californien und Oregon, welche in erster Linie in Betracht kommen, haben sich eben in den letzten drei Jahrzehnten gründlich geändert; aus dünnbevölkerten, kapitalarmen, unbebauten Territorien sind Kulturstaaten, der Charakter der Bevölkerung ist ein anderer, ruhigerer geworden; das Antichinesengesetz ist nunmehr eine berechtigte Maßregel der Bundesregierung.

— Kapitän C. E. Dutton von der geologischen Aufnahme der Vereinigten Staaten, welcher 1882 ein halbes Jahr lang in Hawaii die vulkanischen Erscheinungen studirte, und dessen Untersuchungen der Plateaus von Utah viele interessante Phasen der dortigen vulkanischen Thätigkeit aufgedeckt haben, wird nach „Nature" (Nr. 701) demnächst ein noch weit ausgedehnteres vulkanisches Gebiet erforschen, nämlich das Cascade-Gebirge. Im kommenden Sommer wird er mit seiner Abtheilung am südlichen Ende desselben in Californien, am Mount Shasta seine Arbeiten beginnen und durch Oregon nordwärts bis zu den Bergen Hood und Rainier im Washington-Territorium fortführen. So soll noch im laufenden Jahre eine vorläufige Aufnahme als Grundlage für spätere detaillirte Untersuchungen dieses weiten Gebietes durchgeführt werden, welches vielleicht die mächtigsten Ausströmungen vulkanischen Gesteins auf der ganzen Erde umschließt.

Inhalt: Das heutige Syrien XXVII. (Mit fünf Abbildungen.) — Der Reisebericht von Dr. Paul Pogge II. (Schluß.) — Dr. F. W. Paul Lehmann: Ueber neuere Resultate der Gletscherforschung und einige Erscheinungen aus ihrer Geschichte III. (Schluß.) — J. C. Hall's Besuch in der koreanischen Hauptstadt. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion 11. Mai 1883.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger Nr. 21. — 2. Prospekt: Special-Atlas der bekanntesten und besuchtesten Gegenden Deutschlands und der Alpen. Gezeichnet und herausgegeben von Eduard Gaebler.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIII. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XXVIII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Den Beschluß von Lortet's syrischer Reise bildete eine Tour nach Baalbek und seinen großartigen Ruinen, die, in gerader Richtung etwa 55 km NNO von Damaskus belegen, in zwei bis drei Tagen bequem von hier aus zu erreichen sind. Am frühen Morgen verließen die Reisenden die Stadt, um zunächst der großen französischen Poststraße Damaskus-Beirut bis wenige Kilometer jenseit des ansehnlichen Villendorfes Dûmmar zu folgen. Dann ging es eine kleine Strecke im Thale des Barada aufwärts, bis wo dasselbe durch hohe Kalksteinwände zu einer fast unpassirbaren Schlucht eingeengt wird, und dann auf der Sehne des großen Bogens, den der Fluß hier beschreibt, über die weite, öde Hochebene es-Sachra, auf deren mit Steinen übersäetem harten Boden nur kümmerliches Cistusgesträuch und Lavendel gedeihen. Von den Gazellen, die hier viel vorhanden sein sollen, war nichts zu sehen; das Thierleben wurde allein durch zahlreich über den Weg schlüpfende Eidechsen (Agama mutabilis) vertreten, die, sonst grau gefärbt, hier alle die gelbliche Farbe des ockerhaltigen Bodens aufwiesen. Nach etwa einstündigem Ritt über diese sterile, auf der rechten Seite von hohen schroffen Kalksteinfelsen begrenzte Ebene stieg man wieder zum schattigen Thale des Barada hinab, in dem man mehrere, von schönen Pappeln umgebene Dörfer passirte und am Abend den ansehnlichen Ort Sûk Wadi Barada, das alte Abila, erreichte. Inmitten herrlicher Obstgärten liegt das Dorf in einem Knie des Flusses, der hier schäumend und brausend aus einer engen Schlucht hervorbricht, die er sich durch die mächtigen Felsen gerissen hat. In den steilen Wänden, die das Thal zu beiden Seiten einfassen, befinden sich zahlreiche alte Gräbergrotten, zu deren einigen Stufen emporführen, während andere vollkommen unzugänglich sind. Auf einer Terrasse oberhalb des Dorfes ließ Lortet das Lager für die Nacht aufschlagen; und die Abendstunden, die er hier noch im Anschauen der malerischen Berglandschaft zubrachte, während das Tosen des Stromes dumpf zu ihm heraufdrang und über den steilen Bergwänden große Geier in ungeheuren Bogen durch die klare Luft schwebten, gehörten zu dem Schönsten, was ihm die Reise geboten. Zur großen Enttäuschung der Einwohner des Dorfes, die auf längeren Aufenthalt und ärztliche Behandlung Lortet's gerechnet hatten, machte man sich schon in der Frühe des nächsten Morgens wieder auf den Weg. Die Thalschlucht hinaufgehend, hielt man sich dicht am Flusse, in dessen lebhaft bewegtem Wasser hier zahllose Fische schwammen, die bei den Europäern von Damaskus als „Forellen des Barada" ungemein beliebt sind, in denen Lortet aber keine Forellen, sondern nur die aus anderen Theilen des Landes ihm schon bekannten Capoeta fratercula und Damascina zu erkennen vermochte. Das alte Abila hat wahrscheinlich etwas oberhalb des heutigen Dorfes auf dem linken Ufer des Barada gelegen; wenigstens deuten hier verschiedene große Trümmerhaufen und viele gut bearbeitete Steine eine alte Niederlassung an. Jenseit einer Brücke, die sich etwa 10 Minuten hinter dem

Dorfe mit nur einem Bogen über den Fluß ſpannt, zeigt ſich in etwa 30 m Höhe eine an der Felswand entlang geführte alte römiſche Straße. Vier bis fünf Meter breit, iſt ſie aus dem Felſen herausgearbeitet, der an einigen Stellen natürliche Bruſtwehren bildet; wo dieſelben fehlen, hat ohne Zweifel ſich eine Brüſtung aus Mauerwerk befunden.

Brücke bei Sûk Wadi Barada.

Die Straße zieht ſich in einer Länge von 300 Schritt am Berge entlang, dann bricht ſie ſo plötzlich an einer faſt ſenkrechten Wand ab, daß man nur annehmen kann, es habe ſich hier ein Viadukt angeſchloſſen, auf dem ſie zu Thale oder zu einer anderen Höhe hinüber geführt worden ſei. Eine in den Felſen gehauene Inſchrift beſagt, daß der Weg unter den Kaiſern Marcus Aurelius und Lucius Verus, alſo in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts

Ruinen von Baalbek.

n. Chr. von dem Legaten Julius Verus gebaut worden ſei, und daß die Einwohner von Abila die Koſten des Baues getragen haben. Wenige Schritte unterhalb der Straße finden ſich auch die Ueberreſte eines alten, zum Theil ebenfalls in den Felſen gearbeiteten Aquädukts vor, der mit großen, quer übergelegten Steinplatten bedeckt war.

Der heutige, längs dem Fluſſe hinführende Weg iſt äußerſt mangelhaft und durch ſeine Unebenheit für die Pferde beſchwerlich; überdies auch an manchen Stellen durch breite, an den Seiten emporragende Wälle alluvialen Kalktuffs eingeengt, den mehrere, dem Barada zufließende Quellen hier in großen Maſſen abſetzen. Allmählich wird das Thal

wieder breiter, die hohen Wände treten zurück; an ihrem Fuße und bis an den Fluß heran liegen ungeheure Felsblöcke; aus den Scharen von Vögeln, die jetzt auf denselben saßen, gelang es Lortet, manches interessante Stück für seine ornithologische Sammlung zu erlegen. Um einen Hügel herumbiegend, gelangte man plötzlich in die 4 bis 5 km breite, fruchtbare Ebene von Zebedâni, die sich, vom Barada durchströmt und von ziemlich hohen Bergen eingeschlossen, in der Richtung von S nach N erstreckt. Allem Anscheine nach ist das heute trefflich angebaute Thal einst das Becken eines großen Sees gewesen. Zwischen den reichen Feldern liegen weite, von lebendigen Hecken umzogene Obstgärten, in denen außer Aprikosen- und Nußbäumen namentlich Apfelbäume aller Art stehen. Das am obern, nördlichen Ende des Thales belegene große Dorf Zebedâni ist durch seine vorzüglichen Aepfel, sowie durch eine besondere Art langbeeriger Weintrauben besonders berühmt. Die 3000 Einwohner des augenscheinlich wohlhabenden Ortes sind ungefähr zur Hälfte Christen, zur Hälfte Mohammedaner; sie betreiben ausschließlich Obstzucht und Ackerbau. In den Gärten dieser ganzen Gegend sah Lortet hohe Stangen aufgerichtet, an deren Spitze Ochsenschädel befestigt waren. Dieser seltsame Schmuck, der nach einem alten Aberglauben den Anpflanzungen Glück bringen soll [1]), thut dies vielleicht auch dadurch, daß er die Ausrottung schädlicher Nagethiere erleichtert, die ihre Nester mit Vor-

Cyklopenmauern von Baalbek.

liebe in den Schädeln bauen sollen. In mehreren dieser Stierköpfe, die sämmtlich der seit den ältesten Zeiten in Asien verbreiteten Rasse des Bos brachyceros anzugehören scheinen, fand Lortet reichbevölkerte Nester des sogenannten Siebenschläfers (Myoxus glis). Von außen aber waren die Schädel häufig mit großen Nestern der bei uns meist an Sträuchern bauenden Wespenart (Polistes Geoffroyi) besetzt. Bald hinter Zebedâni steigt der Weg beträchtlich an; über das auf der Höhe belegene Dorf Blûdan, das von den in Damaskus ansässigen Europäern während der heißen Sommermonate vielfach bewohnt wird, ging es zu einer auf zwei Seiten von Schneegipfeln begrenzten Hochebene empor, welche die Wasserscheide zwischen dem, dem Mittelmeere zufließenden Litâni und dem Barada bildet, der sich in den Wiesenseen von Damaskus verliert. Um Mittag langte man bei dem großen, aber unsauberen Dorfe Surghâya an, das in 1370 m Höhe ü. d. M. an einem klaren, leider von unzähligen Blutegeln und Schnecken bevölkerten Wasser liegt. Das Thal des Yafufeh, eines Nebenflusses des Litâni, in das man nun in westlicher Richtung hinabstieg, ist reich an den herrlichsten Platanen (Platanus orientalis), die den inmitten großer Felsblöcke dicht am Ufer hinführenden Weg beschatten. Bei dem schön gelegenen Dorfe Yafufeh wurde das Lager aufgeschlagen und mit Anbruch des nächsten Tages die Wanderung fortgesetzt. Ein steiler, steiniger Pfad leitete zur Höhe empor, dann ging es in nördlicher Richtung über eine scheinbar endlose, wellige Ebene, deren steiniger, wasserarmer Boden an einigen Stel-

[1]) Vergl. über diesen weit verbreiteten Aberglauben den Artikel „Schädelkultus“ in R. Andree's „Ethnographische Parallelen und Vergleiche“ S. 127.

Säulen des Großen Tempels von Baalbek.

Digitized by Google

len Spuren des Anbaues zeigte. Die einförmige Oede wurde hin und wieder durch Scharen großer Störche (Ciconia nigra) belebt, die mit gemessenen Schritten längs des Wegs hinspazierten und sich bei dem Herannahen der Karawane der Reisenden auffallend wenig scheu zeigten. Nachdem man eine tiefe Schlucht, das Wadi Schabat, passirt hatte, langte man auf der jenseitigen Höhe bald auf einem Gipfelpunkte an, der einen schönen Ueberblick über die herrlichen Ruinen von Baalbek und die weit nach N und S sich erstreckende Ebene der Bekáa, das alte Cölesyrien, gewährte. Diese, in ihrem südlichen Theile noch Litáni, im nördlichen aber vom Nahr el-Asi (Orontes) bewässerte Landschaft war zur Römerzeit der bestangebaute und reichste Theil des ganzen Syriens. Dank der Gleichgiltigkeit und der schlechten Verwaltung der türkischen Regierung ist sie bis auf wenige kleine Strecken heute gar nicht oder nur in der unzweckmäßigsten Weise kultivirt, und doch zeigt die Wasserwirthschaft, die ein Franzose, Herr v. Perthuis, bei Schöra am westlichen Rande der Bekáa angelegt hat, welch' reiche Ernten der dunkelrothe schwere Boden der Ebene noch heute hervorzubringen vermag. Weizen, Mais, Baumwolle, Hülsenfrüchte und Wein gedeihen hier vortrefflich; die sumpfigen Strecken sind mit bestem Erfolge für Wiesenkultur verwerthet worden, die den Betrieb einer großartigen Viehwirthschaft gestattet. Die hohe Lage der Ebene, die in ihrem mittlern Theile bei Baalbek sich zu 1170 m ü. d. M. erhebt, giebt ihr sehr heiße Sommer und meist ziemlich strenge Winter.

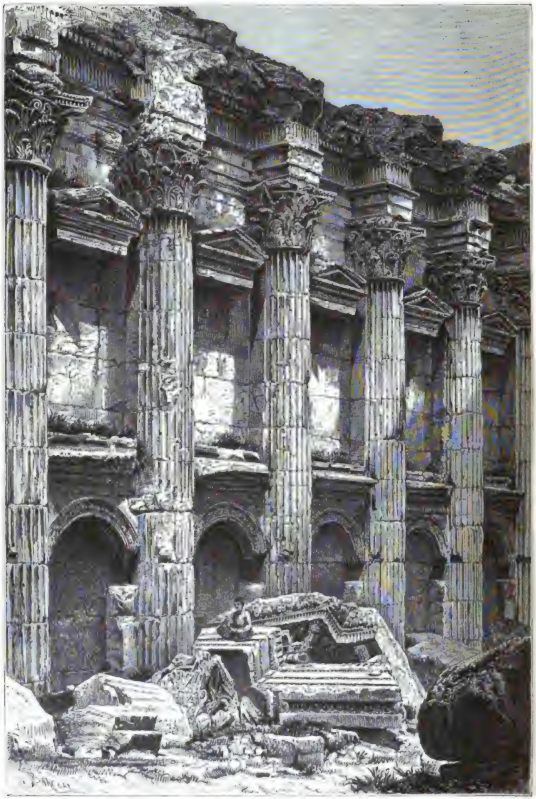
Das heutige Baalbek, das die Reisenden nach kurzem Ritte bergab erreichten, hat sich im Laufe der letzten Jahre bedeutend gehoben. Unter seinen 5000 Einwohnern, die sich ausschließlich mit Ackerbau beschäftigen, sollen viele infolge äußerst günstiger Baumwollen- und Getreideernten wohlhabend geworden sein. Die Stadt könnte aber noch um das Doppelte und Dreifache ihrer heutigen Bedeutung zunehmen, ohne doch neben den großartigen Ueberresten

Ansicht des Kleinen Sonnen-Tempels von Baalbek.

des alten Baalbek anders als unbedeutend und kleinlich zu erscheinen.

Ueber die älteste Geschichte Baalbeks, der Heliopolis der griechisch-römischen Schriftsteller, besitzen wir keinerlei Nachrichten, doch ist sehr wahrscheinlich, daß die Lage der Stadt an einem der Kreuzungspunkte der ältesten Handelsstraßen sie schon in weit vorchristlicher Zeit zu einer hervorragenden Station des phönikischen Binnenhandels und zu einem wichtigen Centrum des alten Baal- und Astartedienstes gemacht hat. Erst im 3. oder 4. Jahrhundert finden wir Baalbek-Heliopolis zum erstenmale schriftlich erwähnt, aber verschiedene, aus dem 2. Jahrhundert stammende Münzen beweisen, daß die Stadt damals schon römische Kolonie gewesen ist. Das Zeichen der Römerkolonien, das Bild eines Stierkopfes und eines pflügenden Mannes, verschwindet zu Anfang des 3. Jahrhunderts von den Münzen von Baalbek, und an seine Stelle tritt das Bild der beiden Tempel, deren Ueberreste wir heute noch bewundern. Eine Votivinschrift, die sich an den Ruinen des heute sogenannten Großen Tempels von Baalbek vorfindet, besagt, daß der Kaiser Antoninus Pius (133 bis 161 n. Chr.) denselben als ein Heiligthum für „alle Götter von Heliopolis“ erbaut habe. Ein aus viel späterer Zeit (dem 7. Jahrhundert) stammender Bericht erzählt aber, daß derselbe Kaiser zu Heliopolis in Syrien dem Jupiter einen Tempel errichtet habe, der ein Wunder der Welt gewesen sei. Da nun der Größe und der Kleine Tempel von Baalbek unverkennbar derselben Epoche angehören, so darf der letztere für den in jenem Berichte erwähnten Jupiter- oder Sonnentempel angesehen werden. Außer diesen beiden innerhalb der großen Akropolis belegenen Heiligthümern besaß die Stadt noch einen berühmten Tempel der Venus, dessen verhältnißmäßig wohlerhaltene Ruine dicht bei der heutigen Stadt, östlich von der Akropolis liegt. Es ist der sogenannte Runde Tempel von Baalbek, ein durch größte Pracht und Zierlichkeit der Ausführung hervorragender halbrunder Säulenbau, der, wie die auf den Wänden der Cella angebrachten Kreuze beweisen, eine Zeit lang als christliche Kapelle benutzt worden ist. Schon Konstantin machte den Versuch, die eminent heidnische Stadt, die sich bis dahin dem Christenthume gegenüber feindlich ablehnend verhalten hatte, zu christianisiren. Er erbaute eine Basilika, von der heute nichts mehr erhalten ist. Theodosius der Große zerstörte den großen Tempel und errichtete an

Digitized by Google



Der kleine Tempel von Baalbek.

Digitized by Google

seiner Stelle ebenfalls eine christliche Kirche. Seit jener Zeit wird Heliopolis mehrfach als Bischofssitz erwähnt. Die Araber verfuhren nicht glimpflicher mit den großartigen Bauten; sie verwandelten die Akropolis in eine Citadelle, und so behielt die Stadt mehrere Jahrhunderte hindurch noch als Festung eine gewisse Wichtigkeit. In den Kriegen der Seldschukken gegen die ägyptischen Sultane und in den Kämpfen der Kreuzfahrer wurde sie hin und her erobert und zu den Verwüstungen des Krieges kamen dann noch häufige Zerstörungen durch heftige Erdbeben. Nach der Eroberung durch Timur blieb von der einst mächtigen Stadt nur ein weites Ruinenfeld übrig, über das sich bald das Dunkel gänzlicher Vergessenheit breitete. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts erst wurde Baalbek von europäischen Reisenden wieder entdeckt, und seitdem hat es nicht aufgehört, das Ziel archäologischer Wallfahrten zu sein.

Die interessantesten Ruinen der alten Stadt sind ohne Zweifel die der Akropolis, welche, von den Obstgärten des heutigen Baalbek umgeben und die Wipfel der Bäume hoch überragend, meilenweit sichtbar sind. Die gewaltigen Cyklopenmauern, die den Unterbau stützen und umziehen, sind wohl das Kolossalste, was in dieser Art von Riesenbauten überhaupt existirt. Steine von 9 m Länge und 3 m Dicke sind zahlreich vorhanden; sie erscheinen aber klein gegen die drei berühmten Steine der westlichen Mauer, die bei einer Höhe und Dicke von 4 m eine Länge von 19 m aufweisen. Wie dieselben aus dem Steinbruche hierhergeschafft, auf welche Weise sie zu der Höhe von 6 m gehoben worden sind, in der sie in der Mauer liegen, wird wohl ewig ein Räthsel bleiben. Schon bei ihrer Eroberung von Baalbek brachten die Araber die heute noch im syrischen Volke lebende Sage auf, daß dieser gewaltige Unterbau, der an die mächtigen Cyklopenmauern des Tempelbezirkes von Jerusalem erinnert, von Salomo errichtet worden sei, natürlich unter dem Beistande von Dämonen. Soviel scheint gewiß, daß die Römer denselben vorgefunden haben, und daß ihre Arbeit daran sich auf die Anlage großartiger unterirdischer Gänge und gemauerter Säle im Innern des Unterbaues beschränkt hat. Von den großen Treppen, die zu den Thoren in der Umfassungsmauer emporgeführt haben müssen, ist heute nichts mehr zu sehen. Ohne Zweifel sind sie, wie so vieles andere, abgerissen worden, um von den Arabern als Material zum Bau ihrer Festungswerke verwendet zu werden. In dem weiten, von Osten nach Westen gerichteten Rechteck der Akropolis befindet sich der Große Tempel an der westlichen Seite. Von Osten her gelangte man durch einen von zwölf Säulen getragenen Portikus in den ersten sechseckigen Vorhof, der eine Breite und Länge von 60 m hatte. Von den Säulen, die sich vor den Exedren oder eckigen Seitennischen befanden, sind, wie von denen des Portikus, nur noch kleine Ueberreste vorhanden. Um den zweiten viereckigen Vorhof, der eine Länge von 135 m, eine Breite von 113 m hat, ziehen sich an den Seitenwänden ebenfalls große Säulennischen hin; in der Mitte befindet sich eine rechteckige, aufgestufte Erhöhung. In diesem Hofe hat sich wahrscheinlich einst die von Theodosius erbaute Kirche erhoben; wenigstens könnten die Reste alten Mauerwerkes, die sich hier zeigen, ihrer Anlage nach wohl von einer Basilika herrühren. Von dem eigentlichen Tempel, in den man aus diesem zweiten Vorhofe trat, ist nur noch wenig vorhanden; aber dieses Wenige, sechs kolossale Säulen, genügt, um einen Begriff von der ehemaligen Großartigkeit und Pracht zu geben. Fast 19 m hoch, bestehen diese Säulen aus je drei, durch große eiserne Klammern verbundene Trommeln. Auf den ziemlich mittelmäßigen Kapitälen ruht ein 5 bis 6 m hohes, überaus reiches Gebälk. Der gelbliche Stein, aus dem die Säulen, ebenso wie die oberen Schichten der Umfassungsmauer, bestehen, nimmt beim Lichte der untergehenden Sonne oft eine tiefe Goldfärbung an, die namentlich an den glatten Schäften von zauberhafter Wirkung ist. Die sechs noch vorhandenen Säulen gehörten dem Peristyl an, das an den beiden Langseiten je neunzehn, an den Breitseiten je zehn derselben hatte. Leider ist mit ziemlicher Gewißheit vorauszusehen, daß auch diese letzten Ueberreste des herrlichen Baues in nicht gar ferner Zeit umstürzen werden. Die Habgier der Türken und Araber kennt keine Grenzen, und wenn auch ein Vorgehen wie das des berüchtigten Tadmur-Pascha, der die Säulen mittels Pulvers sprengen ließ, um sich in den Besitz der eisernen und bleiernen Klammern zu setzen, heute nicht mehr möglich sein dürfte, so wird doch der Boden immer noch unermüdlich nach etwa verborgenen Metallresten durchwühlt und unterminirt.

Pronaos des Kleinen Tempels.

Bedeutend besser ist der Kleine Tempel erhalten, der, südöstlich von den sechs Säulen belegen, sich auf einem gesonderten Unterbau erhebt. Er hat keinen Vorhof, doch führte zu dem prächtigen Portal an der Ostseite eine breite, mit schöner Brustwehr versehene Treppe hinauf, die zum Theil vielleicht heute noch unter dem Mauerwerk des hier

errichteten türkiſchen Forts vorhanden iſt. Zwei Seiten der Cella ſind noch vollſtändig erhalten, ebenſo ein großer Theil des Periſtyls. Niedriger und in bedeutend kleinerem Maßſtabe gehalten als der Große Tempel, weiſt dieſes zweite Heiligthum einen unglaublichen Reichthum an herrlichſtem Skulpturenſchmuck auf. Zeigen ſchon die Kapitäle des Periſtyls, die Zwiſchengiebel und das reiche Gebälk die feinſte Durchführung, ſo werden ſie von der Kaſſettendecke des hinter den Säulen befindlichen niedrigen Vorraumes noch übertroffen; die ſechseckigen Felder, aus denen ſie beſteht, ſind mit Reliefbüſten, mit Blumen- und Laubgewinden überreich geſchmückt. Die durch zwei Reihen von Säulen gebildete Vorhalle (Pronaos) an der Oſtſeite iſt aber ohne Frage nicht nur das „Juwel“ des Sonnentempels, ſondern der ganzen Ruinen von Baalbek überhaupt.

Von Nagaſaki nach Hiogo, Kobe und Oſaka.

Aus dem als Manuſkript gedruckten Tagebuche des Herrn Dr. Hans Meyer.

I.

Von den Philippinen aus (vergl. oben S. 215) berührte Dr. Hans Meyer nur flüchtig die Küſte Chinas, landete auf kurze Zeit in Nagaſaki, machte dann die Fahrt durch die Japaniſche Binnenſee, welche nachſtehend geſchildert wird, und beſuchte Kobe, Hiogo und Oſaka. Von Yokohama aus machte er die Ausflüge nach Hakone und Nikko, welche unſeren Leſern aus Bd. 37, S. 273 und Bd. 39, S. 722 ff. durch Alfred Houette und Iſabella Bird bekannt geworden ſind. Am 6. Februar dieſes Jahres verließ er Yokohama und traf am 22. Februar in San Francisco ein.

---

30. December 1882. „Als ich am Morgen (nach der Abfahrt von Nagaſaki) aufs Deck kam, waren wir ſchon in die Straße von Korea eingetreten und hatten zur Rechten die Küſte von Kiu-ſiu und zur Linken im Nordweſten mehrere kleine, guanobedeckte Felſeneilande. Fiſcherboote mit hohen Segeln, die aus vielen ſchmalen und langen Canvasſtreifen zuſammengeſchnürt ſind, tummelten ſich auf den tiefblauen Gewäſſern. Mehr und mehr drehte das Schiff nach Oſt. Rechts öffnete ſich eine weite Bai, von deren umſchließenden Bergzügen ſich die langen dünn ſtehenden Föhrenhaine zu den dunkelbraunen ſchaumumbrandeten Uferklippen maleriſch herabſenkten, dann hob ſich gegen Nordoſten eine dunkle Bergkette über den Horizont, auf die wir in gerader Linie zuſteuerten. Dort, wo alles kompakt wie eine Felsmauer ſchien, ſollte der ſchmale Eingang zur Inland-Sea (Japaniſche Binnenſee) ſich öffnen. Je näher wir kamen, deſto häufiger wurden die Inſelchen, hier und da wurde eine wegweiſende Boje ſichtbar, auch ein weißes Leuchthaus erſchien hoch oben auf der Spitze eines Eilands und grüßte mit der japaniſchen Flagge. Allmählich löſte ſich die ſcheinbare Landmauer in einen Komplex von Inſeln auf, die ſich wie Kuliſſen hintereinander ſchoben und durch die Aufeinanderfolge von bunten niedlichen See- und Küſtenbildern, von kleinen lachenden Buchten, netten Dörfchen und Wäldchen ganz den Eindruck gelungener Theaterdekorationen machten; eine Miniaturlandſchaft, wie ſie naiver und freundlicher nur vorgeſtellt werden kann, wenn man ſommerliche Farben aufgetragen denkt.

Nach einer weitern halben Stunde erreichten wir die Einfahrt, einen Meereskanal, der völlig einer bewaldeten Bergpartie der Moſel oder des Neckar gleicht. Und von nun ab folgte eine Menge unbeſchreiblich ſchöner Flußlandſchaften ſo ſchnell, daß man nur immer zu ſchauen und wieder zu ſchauen hat und doch nicht müde wird, denn alles iſt wie aus einem Guß, nichts iſt unverſtändlich, nichts düſter. Man ſieht den Bilderreihen zu, wie man eine heitere leichte Lektüre überlieſt; man ſchaut ſie an und freut ſich an ihr wie an hübſchem Kinderſpielzeug.

Wo die Ufer am nächſten zuſammentraten, ſahen wir die Kinder am Strand entlang laufen und hörten, wie ſie uns „ohaio“ („ſei gegrüßt“) zuriefen. Kurz danach öffnete ſich das Bild zu einer breitern Bucht, und dort lag unſer nächſtes Ziel, die Stadt Shimonoſeki. Die Scenerie erinnerte mich lebhaft an Singapores Hügelinſeln; lange Häuſerreihen ziehen ſich am flachen Ufer hin, daraus ragt ſelbſtbewußt das europäiſch gebaute Kabeltelegraphenamt hervor, helle Tempeltreppen führen zum Waſſer herab und auf der Bai ſchwimmen Sampans (Flachkähne), Segeldſchunken und kleine Dampfbootchen verträglich nebeneinander. Auf unſern Signalſchuß holte ein flinkes Boot die Poſt ab und brachte ſelbſt Briefbeutel für Kobe und Yokohama mit; dann dampften wir weiter. Der Beſuch der Stadt Shimonoſeki war uns, die wir keinen Paß für die dem europäiſchen Verkehr nicht geöffneten Häfen beſaßen, ſelbſtverſtändlich unterſagt.

Wieder durchſchnitten wir eine Enge, und wieder erweiterten ſich die Ufer zu einer Bai. Ein Steamer von Yokohama brauſte auf Hörweite an uns vorüber. Plötzlich traten die Küſten in dunſtige Fernen zurück, wir waren in dem eigentlichen Binnenmeer. Ruhig glitt unſer hochbordiges Schiff über die leicht gekräuſelten kurzen Wellen.

31. December 1882. Um 7 Uhr in der Frühe liefen wir bereits drei Stunden lang in der zweiten Meerenge, der „second narrow street Suwonada“, hin. Inſelchen drängen ſich wieder an Inſelchen, viele abgeflacht und abenteuerlich geſtaltet. Dahinter treten höhere Bergzüge hervor, die zur Inſel Siko gehören. Theilweiſe ſind ſie dicht beſchneit und ſtrahlen blendend im Glanz der Morgenſonne. Eine zweite und dritte Inſelpaſſage bot neue Abwechſelung. Ueberall volles Licht und weiche Farben und reiner Aether bei allem Wechſel der Scenerie und der Beleuchtung.

Fernerhin eröffnete eine Erweiterung der Waſſerſtraße eine Reihe von Becken, in denen man ſich auf oberbayeriſchen Gebirgsſeen wähnen könnte. Als wir ſie hinter uns hatten, erhob ſich aus Nordweſten eine grimmig kalte Briſe, die uns unter den Schutz des Steuerhäuschens trieb. Dicht gedrängt ſtanden wir dort und ſcherzten mit den Japanern. Auch die letzte gefährliche Enge wurde glücklich paſſirt und wir liefen in die langgedehnte Oſakabai ein, an der das Endziel des Tages, die Stadt Kobe, liegt. Quer wurde das Becken durchſchnitten, eine lange Strecke weit die etwas eintönigere Nordoſtküſte verfolgt, und nach dem Herumbiegen um eine weit vorſpringende leuchtthurmtragende Landzunge ſahen wir plötzlich die ausgedehnte Japanerſtadt Hiogo vor uns, neben ihr die friedliche europäiſche Anſiedelung Kobe mit ihren hellen geſchmackvollen Steinhäuschen, mit ihrem Kirchthurm und Kai.

Das Oertchen ſieht aus wie ein anſpruchsloſes norddeutſches Seebad und reizte mich ſchon um ſeiner ſelbſt

willen zu Landen, auch wenn es nicht Ausgangspunkt zu Abstechern nach Osaka (Ton auf dem O), dem japanischen Lübeck (Enthusiasten meinen sogar Venedig), und nach Kioto, der alten Kaiserstadt, gewesen wäre. Zudem sah ich von einer der nettesten Villen die deutsche Konsulatsflagge wehen, und Zeit gab uns der Kapitän volle 2½ Tage; also sprang ich in eins der hilfsbereiten Sampans und betrat alsbald den Boden der europäischen „Konceſſion“ (das den Europäern eingeräumte Terrain).

Im kleinen amerikanischen Hotelchen ließ ich Mantel und Tasche zurück und eilte zum Konsulat, um so schnell als möglich einen Paß für Kioto zu erlangen, denn Osaka ist auch „Konceſſion“ und kann ohne Paß besucht werden. Ich hatte aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und die Rolle des Wirths spielten die japanischen Neujahrsfeiertage. Wollte ich deren Beendigung nicht in Kobe abwarten, so könnte ich keinen Paß haben, denn die japanischen Paßbehörden feiern die Neujahrsfeiertage so gut wie der Private, erklärte mir unser Konsul, Herr Dr. Stanius, und da ich dies nicht wollte, so begnügte ich mich mit Hiogo und Osaka, immerhin genug für 2½ Tage.

Zuerst machte ich demgemäß einen Gang durch Kobe und das angrenzende Hiogo. Beide haben eine gewinnendere Außenseite als Innenseite. Der Schmutz in den schlecht chauſſirten Straßen war in Folge der hier vorausgegangenen Regengüsse grundlos. In Kobe, wo sich höchst selten einmal ein Dschinrikischa in den einsamen Straßen sehen läßt, kann man sich wenigstens die besten Stellen aussuchen, in Hiogo aber bleibt keine Wahl. Der Japaner allein kommt mit seinen hochbeinigen Fußbrettchen sicher fort, der schuhbekleidete Europäer watet oder setzt sich in einen Dschinrikischa, und das letztere that ich. Mein „Rinsogo“ („Zugmensch“), der sich in einer rothen Wolldecke wie alle Rinsogos von Hiogo gewärmt hatte, schleppte mich unverdrossen durch den Schlamm und setzte mich bald, mehr um seinetwillen als meinetwegen, vor verschiedenen „Curio Stores“ (Kuriositätenhandlungen) ab. In einem dieser Stores hatte ich unter anderm Gelegenheit, alte japanische Lackarbeit bester Qualität in Gestalt eines überraschend kunstvoll und geschmackvoll gearbeiteten Schranks zu sehen, der für den festen Preis von 4600 Yen (ca. 16 000 Mark) zu haben war. Den Inhalt des unscheinbaren, aber mit Kostbarkeiten gefüllten Ladens schätzte ich auf mindestens 700 000 bis 800 000 Mark, und als ich dem mich herumführenden Besitzer mein Erstaunen über diese Wahrnehmung aussprach, bemerkte dieser mit höflichem Schlürfen, daß die eigentlichen Prachtstücke in seinen größeren Niederlagen in London und Paris untergebracht seien. Ich kaufte ihm eine billige japanische Rüstung ab, die in einen zweiten Dschinrikischa verpackt und an Bord geschickt wurde, und setzte meine Wanderung fort, froh, so heiler Haut aus dem verführerischen Store entkommen zu sein.

Der Aufputz und das Leben in den Straßen ist entschieden hier weit origineller als in Nagasaki. Sintemal es Vorabend des neuen Jahres ist, hat man Häuschen und Tempelchen festlich ausgeschmückt, hat Fahnen, Strohwische, Bambussplitter, Fichtenzweige, Orangen und rothe Hummerschalen allenthalben an den Häusern aufgehängt und aufgestellt, und wo man durch die offene Thür ins Innere blickte, konnte man gewiß große, hochgewölbte Teigkuchen appetitlich servirt sehen. Der Bewohner von Hiogo scheint sich weniger mit europäischen Kleidern zu schmücken als der von Nagasaki, vielleicht Hüte und Mützen ausgenommen, die bei den besseren Ständen gerade so beliebt zu sein scheinen wie beim untern Arbeitervolk wärmende rothe und grüne Wolldecken, letztere vorwiegend deutscher Fabrikation. Taschentücher sind wenig in der Mode, man bedient sich der billigen bunten Nasenpapierchen, die jeder in großer Anzahl bei sich trägt. Vom Standpunkt der Reinlichkeit, der besten Eigenschaft des Japaners, sind die Papierchen, da sie nur für einmalige Verwendung bestimmt sind, jedenfalls viel gerathener als unsere Batisttaschentücher mit fein gestickten Monogrammen. Wollte man die Papierchen aber bei uns einführen, so müßte wohl in jedem Zimmer ein „Nasenpapierkorb“ aufgestellt werden, denn sie aus Thür oder Fenster zu werfen, wie der Japaner das thut, würde unsere Polizei nicht erlauben.

Da die Straßen breiter und die Häuser niedriger sind als in chinesischen Städten, so fallen die Aushängeschilder, die dem Reisenden in Chinas Straßen überall drohend über dem Haupte schweben, nicht so sehr auf wie dort. Die Inschriften sind auch hier alle in chinesischen Lettern ausgeführt, wie ja die ganze japanische Schrift als Bestandtheil der im 6. Jahrhundert herübergenommenen chinesischen Kultur chinesisch ist. Ruhiger als in China ist auch das Nachtbild einer japanischen Straße. Um 8 Uhr sind die Straßen, mit Ausnahme der Theehausdistrikte, vereinsamt und still. Die zahllosen vor den Häusern ausgehängten Papierlaternen erhöhen den Eindruck der Einheitlichkeit dadurch, daß sie alle wie die Nationalflagge eine rothe Sonnenscheibe im weißen Felde zeigen und nur in der Größe differiren.

Einen Ausflug zum nahen Kobe-Wasserfall, den ich am Spätnachmittag besuchte, will ich nur des Tempels wegen erwähnen, der am Wege hinter alten Kampherbäumen versteckt liegt „düster wie ein Bild aus der Edda“, und dann wegen der am Wasserfall stehenden Theehäuser, aus denen haarsträubend zudringliche „Oischaws“ (Theemädchen) den Passanten zum Genuß eines Schälchens „Otscha“ auffordern. Der Wasserfall lohnt absolut nicht die Mühe.

Den Sylvesterabend brachte ich im stillen Familienkreis unseres Konsuls Dr. Stanius zu, lag aber schon vor 12 Uhr im Hotelbett und schlief tief ins neue Jahr hinein. So prosaisch wird man im fernsten Osten.

Ueber einige Gebräuche der Bewohner von Celebes.

I.

Unter dem Titel „Der wirkliche Zustand in dem Gouvernementsgebiet von Celebes und seinen Unterabtheilungen“ hat Herr P. J. Kooreman, Kontroleur erster Klasse, im „Indischen Gids“ vom Februar 1883 eine Reihe von Aufsätzen zu veröffentlichen angefangen, von denen wir mit großem Vergnügen Kenntniß genommen haben. Durch seine Stellung in der Lage, sich mit dem Volksleben bekannt zu machen, hat er von derselben, nach dieser Arbeit

zu urtheilen, eifrig Gebrauch gemacht; möge er uns noch mit mancher ähnlichen Arbeit erfreuen. Wir geben unſeren Leſern hier einen Theil des erſten Artikels im Auszuge, ſoweit derſelbe ſich mit dem Glauben und Aberglauben der Bewohner beſchäftigt.

Wer in dem Regierungsgebiet von Celebes ſich aufgehalten hat, wird bald die Bemerkung gemacht haben, daß viele Leute mit dem Titel Karaeng (Herr, Fürſt, makaſſariſch) und Arung (Herr, Fürſt, bugineſiſch) angeredet werden, einem Titel, der officiell nur den Regenten, den höchſten eingeborenen Beamten, zukommt. Wenn man auf die Sache näher eingeht, findet man, daß die in dieſer Weiſe (ohne weiteren Titel) Angeredeten durchaus keine amtliche Stellung einnehmen, ſondern daß man ihnen den Titel nur giebt, weil ſie von fürſtlichem Blute ſind. Der gleiche Titel wird auch dem Häuptling manches ſcheinbar unbedeutenden Dorfes gegeben, und wenn man die Eingeborenen nach dem Grunde fragt, heißt es: „Sie beſitzen Ornamente, Reichskleinodien; früher waren ſie ſelbſtſtändig, jetzt ‚folgen‘ ſie den Regenten.“ Dieſe ſogenannten Ornamente ſpielen eine höchſt wichtige Rolle. Die Häuſer der Beſitzer derſelben werden nicht nach dem Stande der Beſitzer, ſondern Ornamentshäuſer genannt; tritt man da ein, ſo erblickt man auf dem Gebälk des Hauſes ein kleines Häuschen, das mit einer Gardine von buntem Gewebe bekleidet iſt. In demſelben befinden ſich die Reichskleinodien. Wenn man die Erlaubniß erbittet, dort eintreten zu dürfen, begegnet man beinahe immer einer höflichen Weigerung. Wird der Eintritt aber erlaubt, ſo findet er unter einigen Ceremonien ſtatt. Ein paar alte Frauen, Pinati oder Prieſterinnen genannt, gehen vor dem Beſucher die Treppe hinauf, indem ſie mit ſcharfer Stimme ein eintöniges Lied ſingen. Sobald der Beſucher oben iſt, ſchlagen ſie auf den Gong und den Gangrang (eine Art Trommel), fahren mit ihrem Geſange fort und beſtreuen den Eingetretenen und das ganze Gemach mit gebranntem Reis. Er mag ſich glücklich ſchätzen, wenn es dabei bleibt, und ſie ihm nicht auch das Geſicht, namentlich die Stirn, mit gebranntem Oel einreiben.

Auf einer Balé-Balé, einer Art Tiſch, ſteht ein Körbchen oder Kiſtchen, welches mit Sarongs ſorgfältig zugedeckt iſt. Neben demſelben wird Dupa (Räucherwerk) entzündet und brennen einige Kerzen. Bei dem Licht derſelben entdeckt man Lanzen, Kriſſe, Badiks (eine Art Stichwaffen), manchmal ein Gewehr, ein Schild, ein Badju ranté oder Panzerhemd (eigentlich wörtlich Kettenjacke), einen Sonnenſchirm, eine Sirih- (Betel-) Doſe mit Spucknapf, allerlei Hausgeräth, wie Töpfe, kupferne Präſentirteller (Bakkaras), endlich ein paar kupferne Näpfe, einen mit gekochtem Reis, den andern mit Sirihblättern und dem andern Zubehör, welches zum Sirihkauen nöthig iſt. Dies alles ſteht und liegt auf dem Boden durcheinander oder hängt an der Wand. Man ſagt dann, daß alle dieſe Gegenſtände Ornamente ſind, und der Beſucher darf ſie beſehen, ſelbſt in die Hand nehmen. Wenn er jedoch ſich erkundigt, was in dem Körbchen oder dem Kiſtchen auf dem Balé-Balé iſt und dies auch zu ſehen wünſcht, wird er auf eine beſtimmte Zurückweiſung ſtoßen, und wenn er andringt, wird man ihm mit Ernſt ſagen, daß ſchon der bloße Anblick des Inhalts die gefährlichſten Folgen haben, ja ſelbſt den Tod veranlaſſen kann, und ihn ſo bald wie möglich zu entfernen ſuchen. Zu anderen, regelmäßigen Zeiten gehen die Pinatis (Prieſterinnen) zu den Ornamenten, um Reis und Sirih zu bringen, Kandjolis (Kerzen) anzuzünden, Weihrauch zu verbrennen und Lieder zur Verherrlichung der Macht und Größe der Ornamente zu ſingen.

Wenn irgendwo eine Seuche unter den Menſchen oder unter dem Vieh herrſcht, wenn die Ernte zu mißglücken droht, mit einem Worte, wenn ſich ein allgemeines Unheil nähert, werden die Ornamente zu Hilfe genommen. Eine große Menſchenmenge mit dem Regenten an der Spitze begiebt ſich nach dem Ornamenthaus und holt die Kleinodien unter ſehr viel Lärm hervor. Dann werden ſie mit dem Blute eines eben geſchlachteten Büffels beſpritzt und hierauf herumgetragen. Auf die Frage, warum dies gethan wird, heißt es regelmäßig, es geſchehe dies zur Abwehr der böſen Geiſter, welche das Unheil gebracht haben, zuweilen aber, daß die Ornamente erzürnt ſind und das Unglück herbeigeführt haben; es ſei nöthig, ihre üble Laune durch Opfer und Ehrenbeweiſe zu beſchwören.

Dieſer eigenthümliche Gebrauch bei einer mohammedaniſchen Bevölkerung wird ohne Zweifel die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers erregen und er wird ſuchen hierüber mehr zu hören. Selbſt bei den Regenten, welche fanatiſche Mohammedaner ſind, werden die Ornamente hoch geehrt. Da kommt ein Mann und bittet um die Erlaubniß, den Kleinodien ein Gelübde ablegen zu dürfen; geführt von einer Pinati geht er in das Ornamenthäuschen und bleibt in ehrfurchtsvoller Haltung neben der Balé-Balé ſitzen. Mit leiſer Stimme flüſtert er der Prieſterin ſein Gelübde zu, die es in derſelben Weiſe dem Körbchen oder Kiſtchen, ohne es zu öffnen, mittheilt. Dann kehrt er zurück; er hat ſein Gelübde abgelegt, welches gewöhnlich folgendermaßen lautet: „Wenn meine Frau einen Sohn bekommt, wenn meine Frau (Kind, Vater oder Mutter) beſſer wird, will ich zu Eurer Ehre ein Huhn, eine Ziege oder einen Büffel ſchlachten.“

Solche Gelübde werden peinlich erfüllt, ein auf das Ornament abgelegter Eid hat mehr Werth als ein Eid auf den Koran. Wieder ein anderer kommt dann um die verſprochene Opfergabe zu bringen.

Jeder Eingeborene, welcher ſich dem ihm gegebenen Befehle widerſetzt, verliert die Nutznießung ſeines Eigenthums, welche dem Ornament zur Verfügung geſtellt wird. Wenn der Widerſtand bis zu Thätlichkeiten gegangen war, wurde der Betreffende, manchmal mit ſeiner Familie und ſeinen Verwandten, Sklave des Ornaments (nämlich vor Einführung der direkten niederländiſchen Verwaltung). Eine Sklavin, die durch ihren Beſitzer zu ſeinem Willen gezwungen werden ſoll und die ſich dem Ornamente unterwirft, d. h. ſeinen Schutz anruft, wird Eigenthum deſſelben, ſo daß der frühere Herr alle Rechte verliert. Die Reisfelder derjenigen, welche ohne Erben verſterben, kommen an das Ornament, und wenn die demſelben gehörigen Felder einmal beſäet ſind, dürfen keine Streitigkeiten darüber mehr vorgebracht werden. Wenn die Ornamente herumgetragen oder nach einem andern Orte gebracht werden, muß jeder, der das ſieht oder aber davon gehört hat, ſich dem Zuge anſchließen.

Die Makaſſaren und Bugineſen verehren wirklich ihre Ornamente viel mehr als Allah und ſeinen Propheten. Dieſe Sitte ſtammt aus einer Zeit, als noch eine große Anzahl kleiner unabhängiger Reiche beſtand, die wahrſcheinlich gegründet wurden, als die verſchiedenen Stämme ihr Nomadenleben aufgaben. Die Ueberlieferung verbindet die Stiftung eines ſolchen Reiches mit dem Finden eines Ornaments mit Ausnahme der durch ausgewieſene Prinzen in neuerer Zeit gegründeten Reiche. Dieſe kleinen Reiche wurden durch die eingeborenen Fürſten reſpektirt, nur zur „Folge“[1]) gezwungen, aber nie ihren Beſitzungen

[1]) Dieſes Verhältniß heißt im Malaiſchen wörtlich „folgen“ (turut).

gänzlich einverleibt; erſt die niederländiſche Regierung hat denſelben größtentheils ein Ende gemacht.

Die Ornamente ſind die Reichskleinodien; doch wer einige derſelben geſehen hat, wird eingeſtehen, daß der Name „Kleinod“ unverdient iſt.

Der Eingeborene unterſcheidet zwiſchen Kalompowan (makaſſariſch Zeichen der Größe) oder Aradjang (bugineſiſch mit gleicher Bedeutung wie das vorige) und Ga'ukang (von Ga'u = thun, alſo die That). Der Ga'ukang iſt ein Stein, ein Stück Holz, eine Frucht, manchmal eine Waffe, ein Schild von beſonderer Form oder Farbe, mit einem Wort ein ungewöhnlicher Gegenſtand, der in geheimnißvoller Weiſe gefunden wurde. Der Name wird nur einzelnen Gegenſtänden gegeben; z. B. iſt der Ga'ukang von Polombanking, welcher Laſikapaya heißt, eine wilde Erdfrucht von beſonderer Form, der Ga'ukang von Galeſong ein Stück Stein, mehr oder weniger in der Form eines menſchlichen Körpers; in dem von Tanatowa meinte Herr Kooreman einen alten Farbenkaſten zu entdecken; der Ga'ukang von Bonthain, gewöhnlich der große Karaeng genannt, iſt ein goldenes Bildchen mit verhältnißmäßig großen männlichen Geſchlechtstheilen. Es hatte nur noch ein Bein, das andere ſoll geſtohlen ſein. Der Ga'ukang von Montjongkomba iſt eine Flagge, auf welcher komiſche Drachenfiguren gemalt ſind, der von Gantarangkéké beſteht aus zwei Steinen, welche die Phallus- und Yonaform haben.

Die Stelle, wo ein Ga'ukang gefunden wurde, ſah man als die angewieſene Stelle für eine Niederlaſſung von Menſchen an und dem Ga'ukang ſelbſt wurden übernatürliche Kräfte beigemeſſen; nach der Ueberlieferung iſt die Fundſtelle auch die Wiege ſpäterer Reiche. Nach dem Begriff der Eingeborenen war der Ga'ukang und nicht der, welcher ihn gefunden hatte, Stifter der erſten Kampong, und er brachte Glück und Unglück. Mit einem Wort, der Ga'ukang that alles, daher ſein Name „die That“, und er regierte auch die neue Gemeinde.

Der übernatürlichen Kraft wurden menſchliche Bedürfniſſe zugeſchrieben, man baute ihr ein Haus, das erſte Ornamenthaus, die erſte Kalompo'wan und gab dem Ga'ukang Waffen, Hausrath u. ſ. w., die alle Kalompowan waren.

Ein Theil des Geheimnißvollen, was den Ga'ukang umgab, theilte ſich in der Phantaſie des Volkes den Kalompowan mit, wodurch ſich viele wunderbare Geſchichten über die Weiſe gebildet haben, wie die Ga'ukangs in den Beſitz der Kalompowans gekommen ſind und über die Fälle, wo die natürlichen Kräfte beider ſich geltend machten. Ein ſo koſtbarer Gegenſtand, wie der Ga'ukang, hatte einen Hüter nöthig; natürlich war die erſte hierfür angewieſene Perſon der glückliche Finder deſſelben. Ihm wurde erlaubt in dem Ornamenthaus zu wohnen, von dem ein beſtimmter Theil, der Söller am vordern Giebel, dem Ga'ukang zur Verfügung geſtellt wurde. Dort bewahrte man auch die Kalompowan's. Wie ſchon mitgetheilt iſt, wurde der Ga'ukang als Gründer und Führer der Gemeinde betrachtet. Letztere Eigenſchaft machte einen Vermittler nöthig, um ſeinen Willen den Mitgliedern der Gemeinde bekannt zu machen. Auch dieſe Aufgabe ruhte auf dem Hüter; ihm wurden die Befehle und Ausſprüche durch den Ga'ukang eingegeben, und er war mit der Ausführung beauftragt. Der Hüter war alſo das weltliche Oberhaupt der Gemeinde, doch entlehnte er ſeinen Einfluß (und dies darf man nicht aus den Augen verlieren) von dem Ga'ukang.

Durch die einfache Weiſe, wie der Landbau betrieben wurde, und durch die Zunahme der Bevölkerung wurde ein Theil derſelben zur Auswanderung gezwungen. Anfänglich entfernte man ſich nicht weit von der Stelle, wo der Ga'ukang gefunden worden war, ſo daß um denſelben herum ein großes Dorf entſtand, welches man als das Mutterdorf betrachten kann. Von hier mußte man ſich immer weiter ausdehnen; man gründete neue Dörfer entweder auf den fruchtbarſten Ländereien oder auf den Stellen, welche durch das eine oder andere Zeichen, durch einen Stock, einen Stein, eine Waffe vom Ga'ukang als die geeignetſte bezeichnet worden war. Noch giebt es einige Häuptlinge von Dörfern, welche behaupten, ſich im Beſitz ſolcher Zeichen zu befinden, die man in der Regel auch Ornamenten-Kalompowan nennt; der eigentliche Name jedoch iſt Kadjannangan (von djannang = untergeordnet), und dieſer Name findet ſich auch beim Grundbeſitz.

Die neueren Niederlaſſungen breiteten ſich immer weiter aus; rund um dieſelben erſtanden neue Dörfergruppen und jede derſelben hatte ihren eigenen Häuptling, der aus der Familie des Stifters erwählt wurde; das vermittelnde Band zwiſchen denſelben war der Ga'ukang oder beſſer der Glaube an ſeine übernatürliche Kraft und ſeinen übernatürlichen Urſprung. Je mehr das Mutterdorf und die Kolonien deſſelben, um dieſen Ausdruck zu gebrauchen, ſich ausbreiteten, um ſo größer wurde auch die Anzahl der Kalompowans. Die Anzahl der Waffen vermehrte ſich, dazu kamen eine Flagge, ein Panzerhemd, ein Schild, überhaupt allerlei Geräth für Jagd und Krieg, für Hausbedarf und Vergnügungen. Alle dieſe Gegenſtände waren das beſondere Eigenthum des Ga'ukang und wurden in ſeiner Kammer bewahrt. Das genügte jedoch nicht, man legte Kalompowan-Felder und -Gärten, ja auch ſolche Fiſchweiher an und da man bei dem Ga'ukang dieſelben Liebhabereien wie bei den Menſchen vorausſetzte, bekam er auch ſein Jagdgebiet in Feld und Wald (gewöhnlich Ongko's genannt). Wie man ſagt, giebt es in Boni ſogar Stutereien, welche dem Ga'ukang gehören. Zur Unterſtützung des Hüters wurden Prieſterinnen (Pinatis) angeſtellt, die demſelben bei der Verſorgung des Ga'ukang beiſtehen ſollten; in ähnlicher Weiſe entſtand die Ornaments-Sklaverei, wozu diejenigen verurtheilt wurden, welche widerſpänſtig gegen die Befehle der Obrigkeit, die den Ga'ukang ja nur vertrat, geweſen waren. Der Hüter, der weltliche, ſichtbare Häuptling hatte das ausſchließliche Recht, die Kalompowans zu gebrauchen. Das Anſehen der Hüter ſtieg mit dem des Ga'ukang, wozu natürlich der Genuß der Kalompowans beitrug, die ja entweder materiellen Vortheil verſchaffen konnten oder mit übernatürlichen Eigenſchaften ausgerüſtet waren. So entſtanden nach und nach kleine Reiche, welche die Grundeinheit der makaſſariſchen und bugineſiſchen Geſellſchaft bilden; der Glaube an Ga'ukangs und die Verehrung, die ihnen bewieſen wurde, nahmen eine beſtimmte Geſtalt an, und einer der Nachkommen des urſprünglichen Finders machte ſich zum Fürſten, zum Herrn des Landes. Seine Macht war nicht unbeſchränkt; er beſaß dieſelbe nur als Hüter des Ga'ukang und zu dieſer Würde wurde er durch die Häuptlinge der Dörfer erwählt, die von den Gläubigen dazu ermächtigt waren. Dieſelben hatten auch das Recht ihm ſeine Würde zu nehmen.

Das eigene Intereſſe des Fürſten brachte es alſo mit ſich, mit den Wünſchen und Anſichten der Häuptlinge zu rechnen, die ja ſchon durch die Weiſe, wie ihre Dörfer entſtanden waren, eine gewiſſe Selbſtändigkeit beſaßen. Außerdem aber fühlte man das Bedürfniß Rath zu halten, wo es ſich um wichtige Intereſſen handelte, und ſo kam eine Rathsverſammlung zu Stande, deren Vorſitzer der Fürſt, deren Mitglieder die Häuptlinge der Dörfergruppen waren. Das Gewohnheitsrecht war das Geſetzbuch, welches dem Rath als Richtſchnur diente.

Viele Ga'ukangs sind im Laufe der Zeit verloren gegangen, so daß man sich jetzt mit der Ueberlieferung, dem Glauben an den übernatürlichen Ursprung und die übernatürlichen Kräfte des Kalompowan behelfen muß. Daher kommt es, daß man mehr von letzteren, als von ersteren sprechen hört, und beide wohl einmal mit einander verwirrt werden. Hier und da sind jedoch noch einzelne Ga'ukangs bewahrt geblieben. Wenn man die Eingeborenen fragt, was sie in einem Ga'ukang verehren, so bekommt man in der Regel gar keine Antwort, oder sie sagen in sehr unbestimmter Weise: einen Geist. Wenn man näher auf die Sache eingeht, bemerkt man bald, daß alles, was ihnen fremd und unerklärlich ist, auf übernatürlichen Einfluß zurückgeführt wird.

Wie Indianer messen.

Von **Alb. S. Gatschet** in Washington.

Von dem Hauptstamme der Tinné-Indianer, der fast den ganzen Norden der britischen Besitzungen in Nordamerika und das Innere von Alaska einnimmt, haben sich in vorhistorischer Zeit zwei Theile abgesondert, von denen der eine über die Rocky Mountains hinüber südlich zog und sich an und unweit der Küste des Stillen Meeres vom Columbia bis zum 39° 30′ nördl. Br. niederließ, der andere jedoch dem östlichen Rande des Hochgebirges und den Büffelherden folgend, bis nach Texas, Neumexiko, Arizona, sogar bis in den mexikanischen Staat Durango vordrang und als Apache- und Návajo-Stamm forteristirt.

Der oregonisch-californische Zweig der Tinné-Familie theilt sich in mehrere Stämme, von denen die Húpa am Trinityflusse (Nebenfluß des Klamath), die Rogue River- und die Umpqua-Indianer die bedeutendsten sind. Wie schon der Name lehrt, war der Wohnsitz der Rogue River- (früher auch: Rascal-) Indianer das Gebiet des oregonischen Rogue River, und nach einem von ihren dreizehn Stämmen, der 6 engl. Meilen nördlich von der Mündung wohnte, heißen sie auch Túttu tenó, d. h. „Männer am Wasser“ [1]). Es sind dies außer den Kénai oder Kénai-Koztána am Cook Inlet, westlich von der Kénaihalbinsel in Alaska, die einzigen Tinné-Indianer, die jemals ihre Wohnsitze bis an den Ocean ausgedehnt haben. Dieselben sind überhaupt stets ein Inlandvolk, keine maritime Rasse gewesen. Die Wohnsitze der Rogue River-Indianer erstreckten sich früher vom Sixesfluß in Oregon bis zum Smithflusse an der oregonisch-californischen Grenze, d. h. etwa von 43° 10′ bis 41° 50′ nördl. Br., doch seit dem Indianeraufstande von 1855 bis 1856 wurde der größte Theil derselben nach den Küstenreservationen gebracht und lebt jetzt auf der Siletz-Reservation am Siletzflusse [2]), unweit Kap Foulweather an der oregonischen Küste.

Einem von dem Dolmetsch W. E. Everette von dort eingesandten linguistisch-ethnologischen Manuskripte entnehme ich Folgendes über die unter diesen Indianern noch gebräuchlichen Längen-Maße, die jedenfalls aus alter Zeit datiren und mit denen vieler anderer Stämme analog sind. Ich beginne mit dem kleinsten dieser Maße, die sich sämmtlich auf den menschlichen Körper beziehen, und gebe zugleich diejenigen Aequivalente im Rogue River-Dialekte an, die übermittelt worden sind. Die Maße sind in englischen Fuß und Zoll angegeben.

1. Das kleinste aller Längenmaße ist die Dicke des flach auf einen Gegenstand gelegten Daumens, und beträgt etwa $^2/_3$ eines Zolles. Dieses Maß wird nur von den älteren Stammesgliedern noch hier und da gebraucht; die jüngere Generation kennt dasselbe gar nicht mehr. Der Daumen heißt im Dialekt die „Nase der Hand“: ktchó lá mistchu (lá: Hand).

2. Ein ebenfalls selten gebrauchtes Maß ist die Breite zweier nebeneinander liegender Finger, und beträgt circa $1^1/_2$ Zoll.

3. Ein Maß, von dem zweiten oder untern Gelenke des Daumens ausgehend quer unter dem Handrücken laufend und am dritten oder untersten Gelenke des kleinen Fingers endigend, beträgt im Durchschnitt 4 Zoll. Ist unter den Frauen im Gebrauch.

4. Die ganze Länge des Zeigefingers von der Spitze bis zum untersten Gelenke. Beträgt 4 Zoll und wird von den Frauen bei Anfertigung von Mocassins benutzt.

5. Die Distanz von der Daumenspitze bis zum Handgelenke, wo die Ulna an die Knochen der Hand (auf der Innenseite der Hand) anstößt. Dieses Maß heißt „eine Hand“ (ktchó lá thlá), beträgt durchschnittlich 6 Zoll und kommt nur selten zur Anwendung.

6. Oeffnet man die Hand möglichst weit durch Aufdrücken der Finger auf einen flachen Gegenstand, so beträgt die Distanz der Daumenspitze von der Mittelfingerspitze etwa 8 Zoll. Dieses Maß heißt eine „Spanne“ (kót thlá), wird häufig benutzt, und bildet die Einheit, auf die sich mehrere der nachfolgenden Maße zurückführen lassen.

7. Die Länge des Fußes vom Absatz zur großen Zehe, im Durchschnitt 9 Zoll messend: thlá ku ktchwē, „etwas über eine Spanne“.

8. Entfernung zwischen dem Ende des Daumens und der Innenseite des Ellbogens; beträgt circa 16 Zoll oder zwei Spannen. Heißt kaχwul sutun „vom Ellbogen weg“ und wird selten verwendet.

9. Der Abstand zwischen dem Daumenende und dem obern Ende des Biceps-Muskels am Oberarme beträgt ungefähr 24 Zoll und ist das am häufigsten gebrauchte Längenmaß. Um ein möglichst bestimmtes Maß zu haben, bringen sich alle Indianer an jener Stelle eine tatuirte Linie oder Marke bei, von welcher aus gemessen wird. Durch genaue Feststellung dieser Länge mittels dieses Zeichens wird vielen Betrügereien vorgebeugt. Dieses Maß dient zur Abmessung von Fellen, Wampumschnüren u. s. w. und heißt ktchwútime. Wampumschnüre dienen als Geldeswerth und bestehen aus aneinander gereihten weißen Muscheln des Genus Dentalium, die wie ein schwach gebogenes Füllhorn aussehen.

10. Die Distanz zwischen dem Absatz des linken Fußes und der großen Zehe des ausschreitenden rechten Fußes,

---

[1]) Von tu, reduplicirt túttu „Wasser“, und tene, ténne Männer, Volk. Der Name wird fälschlich auch Tutatamy und Lotóine geschrieben.

[2]) Siletz ist ein aus dem franz. Rivière Céleste entstandener Name.

welche 4 Spannen oder 32 Zoll beträgt und ein „Schritt“: thlá yastututhl, genannt wird.

11. Dieſelbe Länge von 32 Zoll approximativ beſitzt ein anderes Längenmaß, das durch die Diſtanz des Daumenendes (das mit dem Ende des Zeigefingers zuſammengebracht wird, wenn etwas gemeſſen wird, wie Tücher ꝛc.) vom Mittelpunkte der Bruſt beſtimmt wird. Der Arm wird dabei horizontal ausgeſtreckt.

12. Ein weiteres Maß erſtreckt ſich vom Daumenende dem horizontal ausgeſtreckten Arme entlang über die Bruſt bis zum Ellbogengelenk (Innenſeite) des andern ausgeſtreckten Armes, und wird auf 48 Zoll veranſchlagt.

13. Zum Abmeſſen von Stricken, Häuten und Tuchſtoffen dient häufig das Maß des „Fadens“, d. h. die Diſtanz der Daumenenden beider ausgeſtreckter Arme, die auf acht Spannen oder 64 Zoll geſchätzt wird. Dieſe heißt: thlútintestkúsh „ausgeſtreckt“, und gelangt von allen Maßen, mit Ausnahme von Nro. 9, am häufigſten zur Verwendung.

* * *

Bei aller Unvollkommenheit dieſer Methoden giebt uns das Naturmaß dieſes Volkes ſehr lehrreiche Fingerzeige über die Entſtehung der Maße der Griechen, Römer, ſowie der Germanen und anderer Kulturvölker der Neuzeit bis zur Annahme des Meterſyſtems. Die Maßeinheit iſt die Spanne; die kleineren Maße ſind indeß auf dieſe nicht reducirbar. Als größere Hohlmaße gelten bei den Indianern nur ſelten Gefäße, ſondern meiſt Säcke, die aus ſtarken Gräſern geflochten werden und zum Transport oder zur Aufbewahrung von Wurzeln, Körnern, Mehl oder pulveriſirten Fiſchen dienen und 50 bis 100 Pfund zu faſſen im Stande ſind. Große Wegdiſtanzen werden nach Tagreiſen zu Pferde berechnet.

Kürzere Mittheilungen.

Steppenvögel in Dänemark.

Unter den gelegentlichen Gäſten aus der Vogelwelt, welche dann und wann auf dem kleinen däniſchen Gebiete angetroffen werden, ſind die Steppenvögel verhältnißmäßig zahlreich vertreten, was um ſo merkwürdiger iſt, als Dänemark ja theilweiſe von dem übrigen Europa und dadurch von den großen, baumloſen Ebenen getrennt iſt, wo die genannten Vögel vorzugsweiſe auftreten. Bis jetzt ſind nach A. Feddersen nicht weniger als ſieben Arten von dieſen Vögeln dort gefunden worden. Von dieſen iſt das kirgiſiſche Steppenhuhn (Syrrhaptes paradoxus) eigentlich in der Wüſte Gobi und auf den kirgiſiſchen Steppen heimiſch, kommt aber doch weſtwärts bis zur Wolga vor. Im Sommer 1859 zeigte ſich plötzlich im weſtlichen Europa ein Schwarm und im Juli des genannten Jahres wurde ein einzelnes Exemplar bei Hobro in Jütland gefunden. Weit zahlreichere Schwärme zeigten ſich aber im Jahre 1863 in Europa, und verbreiteten ſich einzelne ſogar bis nach Schweden, Norwegen, Schottland und Irland. Die größte Anzahl dieſer Vögel ſcheint jedoch nach Dänemark und beſonders nach dem weſtlichen Jütland gekommen zu ſein, wo ſie ſich am zahlreichſten in der Gegend des Ringkjöbingfjord niederließen. Man beobachtete ſogar einen Schwarm von ca. 200 Stück und fand auch Eier derſelben in Jütland; viele Steppenhühner wurden übrigens ganz oben bei Skagen beobachtet, wo ſie ſich bis zum December in einzelnen Völkern aufhielten, ja im Februar 1864 wurde noch in den Dünen von Weſter-Tværſted ein Volk geſehen. Später ſind die Steppenhühner in Dänemark nicht wieder beobachtet worden, obwohl ſie in ihrer Heimath Zugvögel ſind. Die große Trappe oder die Trappgans (Otis Tarda), die ſich auf den weiten Ebenen im mittlern Rußland, einem großen Theil von Aſien, Nordweſtafrika und in einzelnen ſüdeuropäiſchen Ländern aufhält, iſt in einzelnen Exemplaren auch in Dänemark gefunden worden. Merkwürdig genug kam die Trappgans noch Ende vorigen Jahrhunderts im ſüdlichen Schweden ſehr häufig vor und brütete auch dort; jetzt iſt dieſelbe dort aber ſehr ſelten. In Jütland ſind mehrere Exemplare geſchoſſen worden; 1860 wurde ſogar bei Matrup in der Nähe von Horſens ein Weibchen auf dem Neſte gefangen. Die Zwergtrappe (Otis tetrax), in Südrußland, Ungarn ꝛc. heimiſch, wird häufiger in Dänemark angetroffen. Dieſe iſt mehrere Male in Jütland, auch auf Möen (1850), auf Amack (1864), auf Aknäs (1872) und bei Nykjöbing auf Falſter (1874) geſchoſſen worden. Pontoppidan erwähnt bereits in ſeinem „Den danske Atlas“ Bd. I. S. 625, daß dieſelbe in Jütland gefunden wird. Die Kragentrappe (Otis Macqueenii), deren Heimath in Weſtaſien von Bengalen bis zum Kaſpiſchen Meere iſt, wurde einmal in Dänemark geſchoſſen, nämlich bei Flensburg (1843); außer einem auf der Inſel Gothland (1847) geſchoſſenen Exemplar iſt ſonſt der Vogel im Norden nicht vorgekommen.

Ferner iſt in Dänemark, wenn auch nur einmal, die ſchöne Brachſchwalbe oder das Sandhuhn (Glareola pratincola) angetroffen worden. Dieſer auf den Steppen Rußlands und Sibiriens heimiſche Vogel iſt bei Ulfshale auf Möen im Jahre 1831 geſchoſſen worden. Die europäiſche Triel (Oedicnemus crepitans), welche ſich in den ſteppenähnlichen Gegenden Südeuropas, Nordafrikas und Weſtaſiens aufhält, iſt an der Weſtküſte von Bornholm (1848) und auf Stevns (1881) geſchoſſen worden.

Zu dieſen in Dänemark angetroffenen Steppenvögeln dürfte ſchließlich noch eine Art hinzuzufügen ſein, deren Vorkommen nur in den Zeitungen erwähnt worden iſt, nämlich der in Nordafrika vom Rothen Meere bis zu den kanariſchen Inſeln ſich aufhaltende afrikaniſche Wüſtenläufer (Cursorius isabellinus). Im November 1881 wurde bei Trälde in der Nähe von Fredericia und im Sommer vorigen Jahres auf einer anderen Stelle in Jütland je ein Exemplar geſchoſſen.

W. Finn.

Vom Panama-Kanale.

Ch. N. Seitdem am 7. September vorigen Jahres Panama ſo ſchwer durch Erdſchwankungen geängſtigt wurde, ſcheint der Iſthmus nicht mehr zur Ruhe kommen zu wollen. Es vergeht kein Monat, in welchem nicht neue Stöße verzeichnet werden. Die zuletzt zu unſerer Kenntniß gekommenen datiren vom 8. März, wovon der erſte, ſchwächere, um 6,35 Abends, der zweite, ſtärkere, um 11,30 Nachts erfolgte; letzterer verurſachte zwar großen Schrecken, richtete aber wenig Schaden an. Da es in Panama gänzlich an Inſtrumenten fehlt, um derartige Bewegungen zu kontroliren, ſo iſt eine Beobachtung, die der Gasdirektor bei dieſer Gelegenheit machte, immerhin erwähnungswerth: den erſten Stoß, der eine volle Minute dauerte, verſpürte man um 6,35. Durch einen Gasgeruch beunruhigt, ſuchte der Direktor die Entweichungsſtelle, da er glaubte, die Leitung mit der Stadt

ſei unterbrochen worden. Dies war nun nicht der Fall, ſondern der Geruch kam davon her, daß das Waſſer im Gaſometer hin und her ſchwankte. An der einen Seite war es, wie durch Meſſung konſtatirt wurde, drei Zoll hinaufgeſtiegen, während es an der anderen, der Abflußröhren wegen, nicht die gleiche Höhe erreichte. Zwanzig Minuten lang ſchwankte das Waſſer heftig und in gleicher Richtung von einer Seite zur anderen. Vollſtändig zur Ruhe kommen konnte es erſt lange nachher. Der Gaſometer hat 51' im Durchſchnitt und iſt 16' tief. Eine ſorgfältige Prüfung während der ſtärkſten Schwankungen zeigte, daß die Bewegung ſich von Nordoſt nach Südweſt zog. Um 11,30 wurde man wieder durch zwei Erſchütterungen aufgeſchreckt, welchen um 11,33 ein ſehr ſtarker und 12 Minuten ſpäter ein ſchwächerer Stoß folgte. Diesmal hob ſich das Waſſer bloß um einen halben Zoll. Daß der ſtärkere Stoß auf das Waſſerniveau wenig Einfluß hatte, erklärt ſich dadurch, daß der Stoß von 6,35 durch ſeine längere Dauer nachhaltiger wirken mußte.

Für die Anhänger der Falb'ſchen Erdbebentheorie mag es von Intereſſe ſein zu vernehmen, daß dem weſtindiſchen Kalender zufolge der Neumond auf den 8. März Nachts 11,21 fiel, daß alſo dieſe ſeismiſchen Erſcheinungen ſein Eintreten begleiteten.

Würde ſich die Kraftentwickelung dieſer Naturereigniſſe immer innerhalb ſolch beſcheidener Grenzen halten, ſo wären ſie für den in Angriff genommenen Panama-Kanal von untergeordneter Bedeutung, allein die ſeit kurzer Zeit ſich häufenden Anzeichen, daß auf dem Iſthmus oder in ſeiner Nähe ein ſchlummernder vulkaniſcher Herd befindlich iſt, der eines Tages jenem Unternehmen ſehr verderblich werden könnte, geben zu denken. Man erinnere ſich der Fluthwelle, die am 13. Auguſt 1868 in der Bai von Arica gräßliche Zerſtörungen anrichtete und das amerikaniſche Kriegsſchiff Wateree weit ins Land hineinſchleuderte, eine wirkliche Erdbebenwoge, hervorgebracht durch das plötzliche Bäumen und ſofortige ſich wieder Senken des Meeresbodens.

Als ob es nicht an den elementaren Revolutionen genug wäre, um das Zuſtandekommen jenes großen Werkes zu bedrohen, ſo tragen jetzt auch menſchliche Leidenſchaften dazu bei, die Lage der Unternehmer unbehaglich zu machen. Zwiſchen den kolumbianiſchen Arbeitern und denjenigen, welche aus den Antillen eingeführt werden, beſteht ein tiefer, unheilbarer Haß, der neulich in blutige Thätlichkeiten ausartete und ein erſprießliches Zuſammenarbeiten auf der ganzen Linie auch fernerhin ernſtlich gefährdet. Schlachten wurden geliefert in Obispo, Culebra, Matachin u. ſ. w., wobei es Todte, man ſpricht von zwanzig, und viele Verwundete gab. Das Militär ſtellte die Ordnung wieder her. Damit iſt aber nicht ausgeſchloſſen, daß, ſobald es wieder außer Sicht iſt, der Unfug nicht von Neuem losgehe, denn die Zuchtloſigkeit des Iſthmuspöbels iſt ſprichwörtlich.

Was den Geſundheitszuſtand auf dem Iſthmus anbelangt, ſo waren im letzten Jahre Fälle von Pockenkrankheit recht häufig. Das Fremdenſpital nahm (1882) 1151 Patienten auf, wovon allein auf Frankreich 344 entfielen. Zu den 15 386 Dollars betragenden Einnahmen ſteuerte die Kanalkompagnie 9 735 Dollars bei, welche ſie für ihre Kranken zu vergüten hatte. Das Spital, das ſie in Huerta de Galla für ihre eigene Rechnung herſtellen läßt, geht ſeiner Vollendung entgegen.

Wie ſteht es nun mit dem Kanal ſelbſt?

Bei einem im März zu Ehren der Landesautoritäten veranſtalteten Bankett drückte Charles de Leſſeps, der Sohn des Unternehmers, die Hoffnung aus, ſeine Gäſte im Jahre 1888 zur Feier der Kanaleröffnung wieder einladen zu können. Mit ihren bisherigen Leiſtungen kann ſich aber die Kanaldirektion nicht brüſten, und aller Wahrſcheinlichkeit nach dürfte ſich der citirte Ausſpruch als eine große Illuſion erweiſen. Inzwiſchen hat die nimmer raſtende Thätigkeit des Herrn von Leſſeps' ein neues Durchſtichprojekt gezeitigt. Der amerikaniſche Miniſter in Siam, General Haldermann, berichtete nämlich dem Staaten-Departement, daß Leſſeps beim König von Siam um die Konceſſion eines Schiffahrtkanals durch die malaiſche Halbinſel bei Krah eingekommen ſei, der die Bai von Bengalen mit dem Golf von Siam verbinden ſoll. Schon ſind franzöſiſche Ingenieure in Bangkok angekommen, um die nöthigen Vorſtudien zu machen, und würde ihrer Berechnung nach den zwiſchen Europa und China fahrenden Schiffen eine ſchwierige Seefahrt von 500 Meilen dadurch erſpart werden.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Beim Dörfchen Gambetta unweit Oran (ſchreibt Dr. W. Kobelt in „Nach den Säulen des Hercules") befindet ſich die Rennbahn, welche man bei allen algeriſchen Städten findet. Jährlich mehrmals finden überall Wettrennen der Eingeborenen ſtatt; während Kobelt's Aufenthalt ließen indeſſen die ausbrechenden Unruhen die Abhaltung ſolcher aufregender Schauſpiele, bei denen Tauſende von Arabern zuſammenkommen, nicht räthlich erſcheinen. Bei der dem Araber angeborenen Liebe für gute Pferde und Fantaſias haben ſich die Rennen als mächtige Beförderungsmittel für die Pferdezucht erwieſen, vorzüglich ſeitdem man nicht mehr alle Pferde zuläßt, ſondern den Nachweis edlen Blutes verlangt. Früher war es den ſtolzen Scheikhs unter ihrer Würde, ihre Pferde mit ganz gemeinen Gäulen konkurriren zu laſſen; jetzt fehlt ſo leicht keiner und jeder wendet den letzten Douro an die Beſchaffung eines edlen Pferdes. Es war allerdings auch Zeit zu energiſchen Maßregeln, denn die Pferdezucht war in Nordafrika ſehr geſunken und die Raſſe, wenn auch noch in allen Gliedern das edle arabiſche Blut zeigend, ziemlich degenerirt. Die Franzoſen haben edle Hengſte aus Arabien kommen laſſen, und Kenner verſichern, daß die guten Folgen dieſer Einführung heute ſchon deutlich erkennbar ſind. Die franzöſiſche Kavallerie bezieht jetzt ſchon einen beträchtlichen Theil ihrer Remonte für die leichteren Waffengattungen aus Algerien.

— Der Franzoſe Foureau, deſſen Abreiſe von Wargla nach dem Sudan der „Globus" auf S. 239 meldete, iſt bereits wieder nach Biskra in Algerien zurückgekehrt. Feindſeligkeiten zwiſchen den Tuareg ſcheinen der Grund davon geweſen zu ſein.

— Es iſt eine eigenthümliche Sitte in Abeſſinien (ſagt G. Rohlfs in „Meine Miſſion nach Abeſſinien" S. 264), daß die Leute, wenn ſie eſſen, trinken oder auch auf freiem Felde ihre Nothdurft verrichten, ſich von anderen eine Schama (das abeſſiniſche Nationalgewand, ein breites, weißes Umſchlagetuch von Baumwolle mit breiten rothen Streifen), eine Decke oder irgend ein Tuch oder Kleidungsſtück überhalten laſſen. Viele behaupten, es geſchehe das, um den böſen Blick von ſich abzuwehren. Rohlfs glaubt jedoch, daß das Ueberhalten eines Tuches beim Eſſen deshalb geſchieht, um nicht andere einladen zu müſſen. Rohlfs' Diener, ſtets 50 an Zahl, aßen partienweiſe. Vor dem Beginn der Mahl-

zeiten krochen jedesmal acht oder zehn, welche eine Eßgenossenschaft bildeten, unter eine Schäma. Thaten sie es nicht, was auch wohl vorkam, wenn die Sache Eile hatte, dann hielten sie sich stets verpflichtet, zufällig Nahekommende zur Theilnahme aufzufordern. Und was das Bedecken eines die Nothdurft Verrichtenden anbetrifft — es handelt sich dabei selbstverständlich nur um Vornehme — so glaubt Rohlfs dies nur auf Schicklichkeitsgefühl zurückführen zu müssen. In Tafilet (Marokko) beobachtete er eine ähnliche Sitte: am Markttage drehten alle, welche eine Speisebude betraten, das Gesicht der Wand und den Rücken dem Eingange zu, und in dieser Stellung aßen sie; offenbar auch nur, um nicht zufällig Hereintretende auffordern zu müssen, am Essen theilzunehmen.

— Ueber den „König Makoko" am Kongo, mit welchem Savorgnan de Brazza seinen bekannten Vertrag abgeschlossen hat, machte Dr. Pechuel-Lösche, der als Mitglied und zeitweiliger Leiter der Stanley'schen Expedition die Sache wohl am besten zu beurtheilen vermag, dem Frankfurter Geographentage folgende Mittheilung. Ein Makoko Nr. 1 wohnt nahe der belgischen Station Leopoldville, zu Kischascha am Südufer des Stanley Pools, mit welchem Brazza einen Vertrag abgeschlossen zu haben scheint, und welcher von dessen zurückgebliebenen Untergebenen, dem Sergeanten Malamine als König aller Bateke bezeichnet wurde — was entschieden falsch ist. Ein Makoko Nr. 2, ein zuverlässiger Freund der Stanley'schen Expedition, wohnt südwestlich von Leopoldville, und von ihm hat Stanley den großen Landstrich gekauft, der am Pool sowie weit landeinwärts Eigenthum der Expedition geworden ist. Diesen zweiten Makoko kennt Brazza überhaupt nicht; dagegen hat er Verträge mit einem dritten Makoko geschlossen, der weit im Nordosten vom Pool residiren und der König aller Bateke sein soll. Letzteres bestreitet Dr. Pechuel-Lösche entschieden; wenn er ihn auch nicht näher kennt, so steht doch so viel fest, daß er kein König in unserm Sinne ist, daß er weder ein großes Land noch dessen gesammte Bevölkerung, die Bateke, einheitlich beherrscht. Makoko ist auch kein Name, sondern ein Titel, der etwa „Beherrscher des Flusses" bedeutet. Welcher von den drei aufgeführten Makokos, zu welchen übrigens noch ein vierter, der am Norduser des Pools sitzende Buabua-njali kommt, der mächtigste ist, ist schwer zu sagen; sie sind eben nebst vielen anders betitelten Männern nichts als mehr oder minder mächtige Häuptlinge der Bateke, wie sie sich überall im westlichen Afrika zu Dutzenden finden. Besucht man sie der Reihe nach, so behauptet ein Jeder von sich, daß er der größte sei, um zu imponiren und das größte Geschenk zu erhalten. Geschlossene Reiche unter mächtigen Herrschern giebt es in jenem Gebiete nicht mehr; wo sie einst bestanden, ist nur noch die Ueberlieferung davon vorhanden. Jedes Dorf, mindestens jeder Gau hat seinen Herrscher, der keinen fernen Mächtigen fürchtet, noch ihm gehorcht und keinen von jenem vollzogenen Vertrag gutwillig anerkennt. Ein Jeder verhandelt selbständig und will möglichst reich abgefunden sein. Dies schließt jedoch nicht aus, daß die Tradition irgend einen Nachkommen ehemaliger bedeutender Herrscher noch mit der Glorie einstiger Größe schmückt. Je näher man aber solchen Größen rückt, um so kleiner werden sie, bis man sie endlich im persönlichen Verkehr als politisch oft recht ohnmächtige Häuptlinge erkennt.

(Nach der „Frankfurter Zeitung".)

Australien.

— Der unermüdliche australische Reisende Ernest Giles ist schon wieder damit beschäftigt, eine große Expedition zur Erforschung der zur Zeit noch unbekannten Theile des australischen Kontinents zu organisiren. Dabei soll auch so viel als möglich nach sicheren Spuren des verschollenen Leichhardt gesucht werden.

— Im nördlichen Australien ist die weiße Ameise (Termes flavipes), welche so ziemlich Alles, was nicht eisenfest ist, in kurzer Zeit zerstört, außerordentlich verbreitet. Zu den wenigen Holzarten, die von ihrer Gefräßigkeit zwar nicht ganz verschont bleiben, aber doch weniger zu leiden haben, gehört insbesondere das sogenannte Jarrah gum (Eucalyptus marginata), welches an der Südwestküste der Kolonie West-Australien große Wälder bildet; ferner verschiedene andere Eukalyptenarten, bekannt unter dem Namen Ironbark, Paperbark, Bloodwood und Stringybark, so wie endlich die Cyprus-Pinie. Auf der von Port Augusta, am obern Spencer Golf, durch Central-Australien nach der Nordküste (Port Darwin) laufenden Telegraphenlinie hat man bald genug den zerstörenden Einfluß der weißen Ameise an den hölzernen Pfählen kennen gelernt und sich gezwungen gesehen, anstatt derselben eiserne Stangen einzuführen. Dies war am Schlusse des Jahres 1882 bereits auf der 1881 km langen Strecke von Port Darwin bis Charlotte Waters, in 25° 55' südl. Br. und 135° 54' östl. L. Gr., geschehen, und wurden bis jetzt gegen 35 000 eiserne Stangen verwendet.

— Die Regierung von Süd-Australien hat den Mr. David Lindsay, welcher mehrere Jahre als Regierungsfeldmesser im Northern Territory thätig war, engagirt, um eine Forschungsreise in das nördlich vom Roper-Flusse gelegene und zur Zeit noch gänzlich unbekannte Gebiet zu unternehmen. (Der Roper, in 14° 44' südl. Br. und 135° 30' östl. L. Gr. mündet in den Golf of Carpentaria und ist auf 100 Miles schiffbar.) Man vermuthet dort sehr fruchtbares Land. Wie man von Eingeborenen wiederholt erfahren hat, sollen die Eingeborenen jenes Gebietes seit langer Zeit einen alten weißen Mann mit langem weißem Barte als Gefangenen mit sich herumführen. Mr. Lindsay wird von zwei Europäern und zwei eingeborenen Knaben begleitet sein, und eine Anzahl Pferde werden für den Transport dienen. Die Reise soll im Monat Juni des laufenden Jahres von Palmerston (am Port Darwin in 12° 27' 45" südl. Br. und 130° 50' 45" östl. L. Gr.) ausgehen. Man wird zunächst den Ueberlandtelegraphen auf 200 Miles verfolgen und von da ab dann die eigentliche Forschung beginnen, welche mindestens vier Monate in Anspruch nehmen dürfte.

— Der eigentliche, aber versteckt gehaltene Grund, welcher Queensland zur Annektirung von Neu-Guinea veranlaßt hat, ist, wie sich jetzt herausstellt, dieser. Man will, da sich die nöthige Anzahl Kanakas von den Südsee-Inseln nicht mehr erhalten läßt, Eingeborene von Neu-Guinea für die Zuckerplantagen im nördlichen Queensland, natürlich zu sehr billigem Lohne, importiren, was sich leichter bewerkstelligen läßt, wenn Neu-Guinea zum Gebiete von Queensland gehört.

— In Sydney hat sich eine Federal Geographical Society of Australia gebildet. Die Gesellschaft will Reisenden, welche unbekannte Gebiete des Kontinents erforschen wollen, pekuniäre Hilfe leisten, so wie auch eine besondere Expedition ausrüsten.

Inseln des Stillen Oceans.

— Am 7. Mai sprach vor der Londoner Geographischen Gesellschaft Mr. Wilfred Powell über seinen Besuch der Nordküste vom östlichen Neu-Guinea, welche er als erster Europäer betreten hat. Er gewann sich dort das Vertrauen eines Häuptlings und wurde zum Besuche des Innern eingeladen, welches terrassenförmig zu etwa 13 000 Fuß Höhe ansteigt. Flüsse giebt es in Menge, und die Plateaus sind fruchtbar und geschickt angebaut, wohl durch Sklavenarbeit. Die Felsen sind basaltisch, und an der Küste finden sich Granitblöcke. Powell erklärt, daß das Land ein Feld für europäischen Unternehmungsgeist biete, giebt aber, von Viehzucht abgesehen, nicht an, in welcher Weise die angeblich reichen und vielfachen Hilfsmittel desselben nutzbar gemacht werden könnten. Die Häuser der Eingeborenen haben die Gestalt von Bienenkörben, wie an der Astrolabe-Bai weiter im Westen. Bis jetzt sind auf Neu-Guinea keine thätigen Vulkane gefunden worden; aber die Massen von Bimsstein und die

Obsidiangeräthe, welche Powell gesehen hat, brachten ihn zu der Ansicht, daß die vulkanische Zone von Neu-Britannien sich auf Neu-Guinea in den Finisterre-Bergen fortsetzt, welche während seiner Anwesenheit von Wolken verhüllt waren. Westwärts von da wird die Küste flacher und die Eingeborenen dunkelfarbiger.

— Von Dr. Karl Emil Jung's „Der Welttheil Australien" (in dem bei G. Freytag, Leipzig und F. Tempsky, Prag erscheinenden Sammelwerke „Das Wissen der Gegenwart") sind den beiden ersten Bändchen (vergl. oben S. 16) rasch die beiden letzten gefolgt, welche die Inseln des Stillen Oceans und Neuseeland behandeln. Wir wüßten kein besseres Werk anzugeben, aus welchem sich eine so eingehende Kenntniß jener weiten Gebiete schöpfen ließe, als dieses, dessen Verfasser die geschilderten Gebiete zum Theil aus Autopsie kennt, die einschlägige Litteratur bis auf die jüngste Zeit herab verfolgt hat und sein Wissen auch in geschmackvoller Weise wiederzugeben versteht. Unter den zahlreichen Abbildungen befindet sich eine Reihe seltener und schwer zugänglicher.

Nordamerika.

— Ueber die Produktionsfähigkeit des Staates Texas theilt die „Mail" vom 26. Februar 1883 einige bemerkenswerthe Daten mit. Für 1878/79 wurde der Werth seiner Produkte auf 57 820 141 Dollars geschätzt, für 1880/81 dagegen auf 95 960 930 Dollars, eine Summe, welche sich aus den Werthen von 1 260 247 Ballen Baumwolle, 20 671 339 Pfund Wolle, 781 874 Stück Vieh, 12 262 052 Häuten, 28 175 Pferden und Maulthiere, 39 605 Wagenladungen Getreide und 278 609 542 Fuß Holz zusammensetzt. Im Jahre 1881 betrug die texanische Weizenernte 3 287 500 Bushels, 1880 nur 2 577 223. Die gesammte Ernte der Vereinigten Staaten im Jahre 1879 betrug nach der officiellen Statistik an Weizen 448 755 118 Bushels (auf 32 545 899 Acres), an Roggen 1 544 899 193 Bushels (auf 53 085 401 Acres), und die Bodenfläche, welche die neun hauptsächlichsten Ernten der Union — Baumwolle, Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Heu, Korn, Kartoffeln und Buchweizen — erzeugte, wird zu 223 763 Quadrat-Miles angegeben. Diese Schätzung als richtig angenommen, so besitzt Texas Land genug, um sämmtliche Haupternten der Union hervorzubringen, und behält immer noch ein Gartenareal von 50 000 Quadrat-Miles übrig; es hat also Aussicht, in Zukunft eine große Rolle als Ackerbaucentrum zu spielen. Seine Baumwollernte ist bereits größer, als die irgend eines andern Staates der Union, und die Faser ist länger, seidenartiger und in jeder Hinsicht besser, als sonst in Amerika. Nächst dem Ackerbau ist die Viehzucht die wichtigste Industrie in Texas. Der ganze Westen und der Bezirk Panhandle befassen sich nur mit derselben. Die jährliche Pacht für Weideland beträgt nur 2 Cents, so daß die Kosten der Zucht verschwindend gering sind, und rasch große Vermögen erworben werden. Für Schafzucht eignet sich am besten von allen Ländern das ganze Gebiet zwischen den bewaldeten Gegenden des Ostens und den Llanos Estacados im Westen, südlich bis zum Rio Grande, sowie West-Texas zwischen dem Indianer-Territorium und Mexiko. Es soll jetzt 8 Millionen Schafe im Lande geben im Werthe von 24 Millionen Dollars; das ganze Kapital, welches in der Schafzucht steckt, wird auf 47 600 000 Dollars veranschlagt.

Südamerika.

— Dr. J. Barbosa Rodrigues, welcher vor einigen Jahren beim Botanisiren am Amazonenstrome ein prähistorisches Götzenbild fand, hat aus Para die Nachricht erhalten, daß unweit seiner eigenen Fundstelle ein zweites Exemplar eines solchen gefunden worden sei. Beide gelten für Ueberbleibsel einer vorgeschrittenen Civilisation, welche vielleicht lange vor der Entdeckung der neuen Welt ihren Sitz im Amazonen-Thale hatte. Weitere Nachforschungen an gewissen Punkten würden wahrscheinlich sich reichlich lohnen; freilich hat die brasilianische Archäologie zwei große Feinde gehabt: die allgemeine Gleichgiltigkeit und den frommen Eifer der Missionare, welche in ihrem christlichen Zorne alle hölzernen Idole, welche sie fanden, verbrannten und die thönernen zerschlugen oder in die Flüsse warfen.

— Die brasilianische Regierung hat dem Dr. Schill Erlaubniß gegeben zu einer hydrographischen und geologischen Aufnahme der Lagoa dos Patos, jenes großen Haffs in der Provinz Rio Grande do Sul, und hat sich verpflichtet, ihm für einen an den Ackerbauminister zu erstattenden Bericht 3000 Milreis zu zahlen.

— Aus der Argentinischen Republik lauten die letzten Meldungen dem Fortschritte günstig. In Folge des sich mehr und mehr nach Westen ausdehnenden und den Anden sich nähernden Eisenbahnnetzes scheint die Zeit gekommen, daß die reichen Erzlager der Gebirge des Innern in größerm Umfange als bisher in Betrieb genommen werden, und daß europäische Kapitalisten sich diesen Unternehmungen zuwenden. In der Provinz Tucuman hofft man auf eine glänzende Zuckerernte, und da auch in Salta, Santiago, Corrientes und Misiones der Zuckerbau sich ausbreitet, so glaubt man bald den Bedarf der Republik mit dem einheimischen Produkte decken zu können. Auch die Weinbauer von Mendoza warten nur auf die Vollendung der Anden-Bahn, um ihre guten Sorten nach der Hauptstadt zu senden und mit den von Europa importirten gewöhnlichen Spirituosen den Kampf aufzunehmen.

— Aus Argentinien meldet „The South American Journal", daß die Expedition des Generals Villegas gegen die Indianer der Pampas den lange verlorenen Anden-Paß Bariloche (in der Nähe des Sees Nahuel-huapi) wieder aufgefunden habe. Durch denselben, der als „Fahrstraße über die Anden" bezeichnet wird, pflegten die Indianer das in Argentinien geraubte Vieh nach Chile oder umgekehrt zu treiben und sich so jeder Verfolgung zu entziehen. Seine Besetzung durch die Argentinier wird vielleicht mehr als alles bisher Geleistete dazu beitragen, den weiten bisher von den Indianern bedrohten Ländereien Frieden und Sicherheit zu schaffen.

Polargebiete.

— Am 5. Mai hat der „Willem Barents", Kapitän-Lieutenant Dalen, seine sechste arktische Fahrt angetreten, deren hauptsächlichster Zweck darin besteht, den beiden im Karischen Meere eingefrorenen Schiffen, wenn möglich, Hilfe zu bringen.

Oceane.

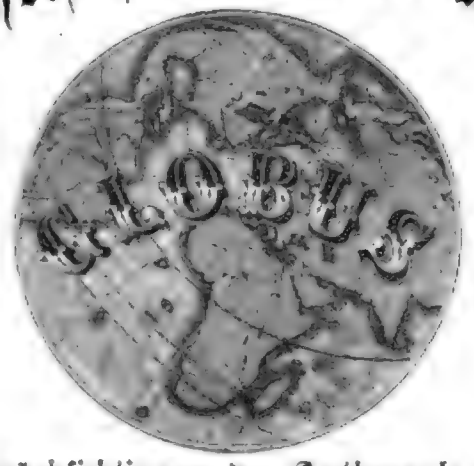
— Am 1. Juni dieses Jahres wird nach einer Mittheilung des Prof. Alph. Milne-Edwards an die Pariser Geographische Gesellschaft wiederum ein französisches Schiff Tiefseeuntersuchungen im Atlantischen Oceane vornehmen. Diesmal ist es der „Talisman", und sein Ziel ist die Westküste Afrikas bis zu den Capverdischen Inseln, dann das sogenannte Sargasso-Meer und zuletzt eine Station bei den Azoren.

Inhalt: Das heutige Syrien XXVIII. (Mit sieben Abbildungen.) — Dr. Hans Meyer: Von Nagasaki nach Hiogo, Kobe und Osaka I. — Ueber einige Gebräuche der Bewohner von Celebes I. — Alb. S. Gatschet: Wie Indianer messen. — Kürzere Mittheilungen: Steppenvögel in Dänemark. — Vom Panama-Kanale. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Südamerika. — Polargebiete. — Oceane. (Schluß der Redaktion 19. Mai 1883.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLIII. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XXIX.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Der interessanteste Punkt in der Umgegend von Baalbek ist der etwa einen Kilometer von der heutigen Stadt dicht an der Straße nach Zebedâni belegene, alte Steinbruch, der das Material zu dem größten Theil jener Riesenbauten geliefert hat. Zahlreiche Ueberreste der alten Arbeiten, zum Theil fertig behauene Pfeiler, Blöcke und Platten, finden sich hier noch vor; unter ihnen zeichnet sich durch seine kolossalen Dimensionen namentlich ein Block aus, den die Araber wohl wegen seiner Richtung von N nach S (d. h. nach Mekka oder Kibla) Hadscher el-kibla nennen und heilig halten. Seiner Form nach scheint derselbe einst für die Umfassungsmauer der Akropole von Baalbek bestimmt gewesen zu sein, deren drei größte Bausteine er freilich an Umfang noch übertrifft. An der unteren Seite noch nicht ganz vom Felsen losgelöst, übrigens aber vollständig herausgearbeitet, weist dieser gewaltige Block eine Länge von 21,35 m, bei einer Höhe von 4,33 m und einer Breite von 4 m auf, was einen Rauminhalt von 370 cbm und ein Gewicht von etwa 30 000 Centnern ergiebt. Ueber die Mittel, deren sich die alten Baumeister zur Fortschaffung so gewaltiger Massen bedient haben, ist seinerzeit viel gestritten und geschrieben worden; heute neigt man sich fast allgemein der Ansicht zu, daß dieselben einfachster Art gewesen sind: eine mit Brettern belegte Straße, Rollen von festem Holz und starke, über Winden gehende Taue. Man braucht noch nicht anzunehmen, wie de Saulcy es gethan hat, daß 40 000 Menschen zugleich zum Ziehen eines solchen Steinblockes verwendet worden seien, um doch in dem Transport der großen Monolithen von Baalbek eine der bewundernswerthesten und großartigsten technischen Leistungen des Alterthums zu sehen.

Nach zweitägigem Verweilen in der Ruinenstadt brach Lortet von Baalbek auf, um sich zunächst über den Libanon nach Dschebeil und von dort nach Beirut zu begeben. In nordwestlicher Richtung ging es zuerst über die kleinen Maronitendörfer Deir el-Ahmar und Bschetine bis zu dem hochgelegenen Dorfe Ainêta, von dem der Weg zu dem Cedern-Passe (Dschebel el-Arz) emporführt. Hatte auf der ganzen Strecke von Baalbek bis hierher die gebirgige Landschaft fast durchweg den Eindruck größter Sterilität gemacht, so boten die Höhen rings um das von nur etwa 60 armen Maroniten bewohnte Dorf Ainêta, trotz ihres entschiedenen Hochgebirgscharakters, einen freundlicheren Anblick dar. An den Wänden des schluchtartigen, engen Thales, in dem das Dorf liegt, standen schöne Nußbäume; weiter hinauf zeigten sich überall an den schroffen, gelblichgrauen Felshängen große Gruppen des stattlichen wilden Birnbaumes (Pyrus syriacus), dessen herbe Früchte von den Bewohnern der armen Gebirgsdörfer gesammelt werden. Die Ufer des eiskalten Baches, der an dem Dorfe vorbeifließt, waren von üppig wucherndem wildem Rhabarber (Rheum ribes) eingefaßt, den Lortet übrigens auch in noch weit größerer Höhe zwischen Felstrümmern dicht am Rande des Schnees wachsend vorfand. Auch die großen, tiefgefalteten und zart-

rothgeäderten Blätter dieser Pflanze bilden, als Gemüse zubereitet, einen wichtigen Bestandtheil der sommerlichen Nahrung der Gebirgsbewohner. Von kleineren Pflanzen waren namentlich Arabis albida und Thlaspi perfoliatum, sowie eine schöne Anchusa mit vergißmeinnichtblauen Blüthen reich vertreten.

In Aufstrecht der ungeheuren Schneemassen, die hier allenthalben noch die Gipfel bedecken, engagirte Yortet in Aineta vierzehn Führer, die seine zum Theil sehr schwer beladenen Maulthiere über den Paß geleiten sollten. So war es denn eine stattliche Karawane, mit der die Reisenden bald nach Mitternacht die Bergwanderung antraten, um nach Verlauf einiger in fruchtlosen Bemühungen hingebrachter Stunden unverrichteter Sache wieder zum Dorfe zurückzukehren. Unter unsäglichen Anstrengungen hatte man die Thiere glücklich über den beschwerlichsten, steilen und mit Felsgeröll bedeckten Theil des Weges hinübergebracht, als man nur wenig unterhalb des Passes an hohe, vom Winde zusammengewehte und von der Tageshitze aufgeweichte Schneehaufen kam, die jedes weitere Vordringen unmöglich machten. Alle Anstrengungen der eigenen und der von Aineta mitgenommenen Leute blieben vergeblich, die Maulthiere ließen sich nicht hindurchdrängen, und man mußte sich zur Umkehr entschließen.

Nach einigen Stunden des Ausruhens in Aineta kehrten die Reisenden nach Bscheitye zurück, um, von dem maronitischen Priester dieses kleinen Ortes geleitet, den Weg nach dem weniger bekannten, aber bei weitem bequemern Leguiapasse anzutreten. Durch ein nach Süden führendes, trockenes und steiniges Thal erreichte man in etwa anderthalb Stunden den kleinen See Yammüni, der an seiner Westseite von hohen Felswänden überragt wird. Eine Quelle, die aus einer grottenartigen Vertiefung in dieser Felswand hervorbricht und als etwa 10 m hoher Wasserfall hinabstürzt, speist den See, der zur Zeit seiner größten Ausdehnung, gegen Ende Juni und Anfang Juli, eine

Steinbruch bei Baalbek.

Wasserfläche von 3 km Länge und 2 km Breite bildet und nach der Mitte zu 15 bis 20 m tief ist. Bald nach dieser Zeit beginnt der jedes sichtbaren Abflusses entbehrende See so rapide abzunehmen, daß er zu Anfang September bis auf einige kleine Wasserlachen schon vollständig trocken ist. Diese schnelle Entleerung findet, wie man beobachtet haben will, durch eine tiefe trichterförmige Einsenkung in der Mitte des Seebeckens statt, doch ist es sehr wahrscheinlich, daß auch durch den porösen Kalkstein des übrigen Seebodens ein, wenn nicht starkes, so doch kontinuirliches Absickern des Wassers stattfindet. Der Zufluß neuen Wassers erfolgt nach den übereinstimmenden Aussagen der Einwohner des Dorfes Yammüni regelmäßig in den Tagen um den 8. März herum, d. h. frühestens drei Tage vor und spätestens drei Tage nach dem großen Feiertage der Maroniten, dem „Feste der sechzig Märtyrer“, das eben am 8. März begangen wird. Das Herannahen des Wassers soll sich stets durch ein lautes unterirdisches Getöse, gelegentlich auch durch eine Erschütterung des Bodens ankündigen. Dann bricht aus der Felsgrotte ein kolossaler Wasserstrahl hervor, der auf seinem kurzen Laufe von etwa 250 m bis zum See einen breiten, reißenden Strom bildet, und in Zeit von drei bis vier Wochen das Becken bis zum Rande füllt. Wie lange dieser mächtige Zufluß anhält, darüber konnte Yortet nichts Genaues erfahren; er selber fand nur noch einen freilich ziemlich wasserreichen, aber schmalen Bach vor, sah aber an dem tiefeingerissenen und mit fortgeschwemmtem Schutt und Gerölle bedeckten breiten Bette des kurzen Stromes, daß die Angaben der Einwohner wenigstens über den in diesem Jahre stattgehabten Erguß nicht übertrieben waren. Nach der Meinung des Volkes dieser Gegend geht das Wasser des Yammüni durch Felsengänge und Höhlen des Libanon nach Westen, um dort als Quellen des Nahr Ibrahim wieder zu Tage zu treten.

Vier Stunden nach dem Aufbruch von Yammüni, wo die Reisenden einen längeren Halt gemacht hatten, erreichten sie den Leguia-Paß, ein weites Felsplateau von 2325 m Erhebung ü. d. M. Die herrlichste Aussicht über das großartige Gebirgspanorama des Libanon entschädigte für die Beschwerden, die der letzte ziemlich steile und durch Schneefelder führende Theil des Weges gemacht hatte. Nur der letzte Theil; denn von Yammüni

aus war man lange Zeit auf ziemlich gutem Pfade ein schönbewaldetes Thal hinaufgestiegen, in dem zwischen mächtigen Eichen und großen Hagedornbäumen (Crataegus orientalis), gelbblühende Euphrosinen (Lonicera nummulaefolia) und schöne Berberizen (Berberis cretica) mit den korallenähnlichen Beerenbüschen standen. Auch der nicht ganz leichte Abstieg nach Westen, der zum größten Theil zwischen schroffen, seltsam zerrissenen Felswänden dahinführt, zeigte die Flora des Libanon in ihrer ganzen Pracht. Am Wegrande wuchsen die in unseren Gärten vielfach kultivirte Aubrietia Libanotica mit den zierlichen veilchenfarbenen Blüthen, eine schöne große Iris (Romulea bulbocodium), eine gelbblühende Lilie (Gagea Billardieri) und das große Ornithogalum montanum. Weiter abwärts kam man in einen dichten Wald kolossaler Wachholderbäume (Juniperus excelsa), die, mit unzähligen bläulichen Früchten bedeckt, in der grellen Sonnenbeleuchtung eine ganz eigenthümliche Färbung erhielten. Tas im obern Thale des südlich von Dschebeil ins Mittelmeer mündenden Nahr Ibrahim belegene Dorf Afâka, das man nach etwa fünfstündiger Wanderung erreichte, ist auch ausschließlich von Maroniten bewohnt, macht aber trotzdem den Eindruck eines nicht unbedeutenden Wohlstandes. Daß die Seidenzucht hier in großartigem Maßstabe betrieben wird, erkennt man von weitem schon an den ausgedehnten Maulbeerplantagen, die das Dorf umziehen. Schöne Wallnuß- und andere Obstbäume ragen allenthalben aus diesen Pflanzungen empor; die schroffen Bergeswände aber leuchten von dem tiefen Roth der in zahllosen großen Büschen hier wildwachsenden Päonien (Paeonia corallina), in deren Schatten Lorbeergesträuche, die eigenthümliche, bis 50 cm hohe Maiblume (Theresia Libanotica) mit den grünlichen Blüthenglocken auftrat.

Der Nahr Ibrahim, der Adonis des Alterthums, dessen Thal die Reisenden jetzt nach Westen verfolgten, bildet um diese Zeit des Jahres zwischen den Felsen, die seinen Lauf einengen, eine Menge von zum Theil bedeutenden Kaskaden und Wirbeln; so war denn auch der dicht am Flusse hinführende Pfad schlüpfrig und oft kaum zu passiren. Man mußte die Pferde vorsichtig am Zügel leiten und war froh, als man am Abend ohne einen Unfall erlitten zu haben das schön gelegene Dorf Kartaba erreichte. Nicht viel besser war der Marsch des folgenden Tages, der durch das wilde Bergthal des Nahr el-Fedar führte, zumeist dessen Mündung die Stadt Dschebeil liegt. Auch dieser Fluß weist, wie der Nahr Ibrahim und die meisten seiner Zuflüsse, eine tiefrothe Färbung des Wassers auf. Dieselbe, nach Vortet ein Lösungsprodukt des eisenhaltigen Bodens, wurde nach der Verschmelzung des phönikischen Adonisdienstes mit dem griechischen Mythos dem Blute des Adonis zugeschrieben, der in dieser Gegend des Gebirges vom Ares getödtet sein sollte.

Das alte Centrum des Adonisdienstes, das tempelreiche Gebal, von dessen als Schiffsbauer und Steinmetze berühmten Einwohnern das alte Testament berichtet (3. Kön. 5, 18 und Ezech. 27, 9), lag ja auch hier an der Küste. Zur griechisch-phönikischen Zeit erhielt Gebal den Namen Byblos, unter dem es noch lange seine alte Bedeutung behielt. Zweimal im Jahre zogen die Feste des alten symbolischen Naturdienstes Scharen von Fremden aus Griechenland und allen seinen Kolonien hierher. Zur Zeit der Kreuzzüge gewann Byblos, oder, wie es damals genannt wurde, Gibelet, noch einmal eine gewisse Bedeutung, von der mehrere, damals entstandene Kirchen noch jetzt Zeugniß ablegen. Heute ist Dschebeil ein elender Ort von nur wenigen hundert Einwohnern, dessen freilich zahlreiche antike Säulenreste der Mehrzahl nach zu arg zertrümmert sind, um für den nicht archäologischen Reisenden besonderes Interesse zu bieten. Daß ein Archäologe von Fach hier aber ein reiches und fruchtbares Feld für seine Forschungen finden kann, hat Renan bewiesen, der durch seine während mehrerer Jahre in und um Dschebeil angestellten Nachgrabungen über eine Menge wichtiger und interessanter Thatsachen, namentlich über den Zusammenhang der ägyptischen mit der phönikischen Kultur, Licht verbreitet hat.

Westlicher Abzieg vom Legnia-Passe.

Von Dschebeil aus unternahm Vortet noch einen Ausflug nach einem in den Bergen an der Bai von Dschuneh unweit des Klosters Sahil Alma befindlichen reichen Fossilienlager. Auf der an der Küste entlang führenden belebten Straße ging man bis zur Mündung des Nahr Ibrahim, wo auf den sandigen Dünen das Lager aufgeschlagen und das Gepäck zurückgelassen wurde, dann an dem felsigen Borgebirge hinauf, das die nördliche Spitze der Bai von Dschuneh bildet. Ueberall trifft man hier auf großartige Ueberreste der römischen Herrschaft in Syrien. Eine breite, wohl erhaltene Straße führt von dem Vorgebirge zum Strande der Bai hinab, in der sich über das Bett eines jetzt trockenen Flusses, bei dem heutigen kleinen Tete Maamittein eine ebenfalls aus Zeit stammende,

großartige Brücke wölbt. Die gebirgige Küstenlandschaft ist von unglaublicher Schönheit, und herrlich ist auch das Kloster Sahel Alma gelegen, das wie ein mittelalterlicher Festungsbau inmitten der bewaldeten Berge emporragt. Zehn bis zwölf Nonnen, der Mehrzahl nach alte Weiber von hexenartigem Aussehen, bewohnen unter der Aufsicht eines

Römische Brücke bei Maamiltein.

schmutzigen alten Priors die weitläufigen Gebäude, die, ebenso wie mehrere in der Nähe belegene große Maulbeerpflanzungen, Eigenthum einer reichen christlichen Familie der Umgegend sind. Wie bei den meisten syrischen Klöstern rekrutirt sich auch das Personal von Sahil Alma vorzugsweise aus der ländlichen Bevölkerung; denn gar viele dieser frommen Stiftungen, und das vor 50 Jahren gegründete Sahil Alma gehört zu ihnen, sind zugleich landwirth-

Kloster Sahil Alma.

schaftliche Etablissements, aus denen die Familien der frommen Gründer reichlichen Nutzen ziehen, und in denen während der Bestellungs- und Erntezeit die religiösen Uebungen der Klosterleute oft bedenklich in den Hintergrund treten. Für die Nonnen von Sahil Alma ist freilich die Zeit des Einsammelns der Maulbeerblätter für ihre Seidenzucht eine Zeit ersehnter Freiheit; denn eine besonders strenge Ordensregel verbietet ihnen das ganze übrige Jahr hindurch jedes Verlassen der Klosterräume.

Das Fossilienlager, das sich unterhalb des Klosters an der

Der Abſchluß des Felſencirkus von Aſka.

Digitized by Google

zur Anlegung von Maulbeerplantagen terraſſirten Bergſeite befindet, beſteht aus feinem weißem Kalkſchiefer, zwiſchen deſſen leicht von einander zu löſenden großen Platten prachtvolle Eindrücke von Fiſchen verſchiedener Arten ſich zeigten. Nachdem Lortet eine genügende Menge dieſer intereſſanten Objekte zum Mitnehmen ausgewählt hatte, wurde der Rückweg nach dem Lager angetreten, das man gegen Abend erreichte.

Bis zur Abfahrt des Dampfers, auf dem die Reiſenden von Beirut aus in die Heimath zurückkehren wollten, blieben noch einige Tage; ſo beſchloß Lortet anſtatt auf dem direkten Wege lieber in weitem Bogen durch das Gebirge nach der Hafenſtadt zu gehen, um den berühmten Felſencirkus von Afka, das alte Heiligthum Apheka, noch kennen zu lernen. Ein faſt zwölfſtündiger Ritt am rechten Ufer des Nahr Ibrahim hinauf führte durch die großartigſte Alpenlandſchaft über das ſchon einmal paſſirte Kartaba bis zu dem 1200 m ü. d. M. belegenen Dorfe el-Muneitireh. Von hier ging es am nächſten Morgen auf ſteilem, ſchmalem Pfade nach dem Grunde des gewaltigen Rundthales von Afka hinab, deſſen ſchroffe Wände faſt 700 m hoch ſind. Aus einer tiefen weiten Grotte ſprudelt hier ein mächtiger Waſſerſtrom hervor, der, nachdem er zwei von der Seite kommende Quellen aufgenommen hat, in großen Kaskaden über die terraſſenförmig ausgebrochenen Geſteinsſchichten hinabſtürzt. Es iſt dies die Hauptquelle des alten Adonis, des Nahr Ibrahim, vielleicht der Abfluß des Sees Yammûni. Eine große gemauerte Brücke führt nach dem rechten Ufer hinüber, auf dem in ungeheuren Trümmerhaufen die Ueberreſte des hochberühmten Tempels der Venus Apheka liegen. Einige 100 m von den Ruinen entfernt liegt das kleine heutige Dorf Afka. In dieſer großartigen, weltabgeſchiedenen Gebirgseinſamkeit wurden die Myſterien des Venus- und Adonisdienſtes gefeiert, die den chriſtlichen Biſchöfen ſo viel Aergerniß gaben und den Kaiſer Konſtantin zur Zerſtörung des prächtigen Tempels veranlaßten. In der Tiefe der zwiſchen den einzelnen Stufen des Waſſerfalls befindlichen Becken mögen Schätze an antikem Schmuck und Koſtbarkeiten verborgen liegen; denn hier hinein wurden, um das Schickſal zu befragen, Weihgeſchenke für die Göttin geworfen. Gingen dieſelben auf den Grund, ſo war es ein Zeichen, daß die Göttin ſie annahm und dem Vorhaben günſtig war; wurden ſie vom Strudel fortgeriſſen, ſo durfte man auf ihren Beiſtand nicht rechnen. Ein ſeltſamer Ueberreſt dieſer altheidniſchen Verehrung des Ortes hat ſich bei den maroniſchen Chriſten von Afka und den umliegenden Dörfern erhalten; ihre Weihgeſchenke und Opfergaben zur Errettung aus Krankheit u. ſ. w. bringen ſie mit Vorliebe hierher, um ſie an den Büſchen zu beiden Seiten der „heiligen“ Quelle aufzuhängen. Leider ſind dieſe Widmungsgeſchenke, den Verhältniſſen und Anſchauungen des heutigen chriſtlichen Syriens entſprechend, weder koſtbar noch ſchön: eine ganze Sammlung ſchmutziger Lumpen hängt auf den prächtigen Büſchen von Sorbus trilobata, die, mit langen Trauben weißer wohlriechender Blüthen geſchmückt, am Eingange der Quellengrotte wuchern. Die hohen ſchroffen Wände des Thales ſind vollſtändig kahl; nur ganz vereinzelt ragt von einem Vorſprunge ein hoher Wachholder, eine Fichte oder ſtachlige Eiche in die Luft. Um ſo ſchöner erſcheint durch den Kontraſt die üppige Vegetation des Thalgrundes. Neben den an den feuchten Stellen wachſenden Sorbusbüſchen zeigen ſich überall rankende und ſtrauchartige Roſen (Rosa phoenicia und Sp. nova), deren weiße Blüthen im Grunde röthlich gefärbt ſind. Ueppiges Weinlaub ſchlingt ſich um die letzten, noch emporragenden Ueberreſte des Tempels und um die herrlichen Nußbäume und Terebinthen, die das kleine Dorf Afka umgeben. Auf dem Anſtiege zu dem Dorfe Meirûba, das, durch ein tiefes Thal vom Dſchebel Sannin getrennt, in 1275 m Höhe ü. d. M. liegt, kam man durch wahre Dickichte von Rhododendren (Rhododendron ponticum), die mehrere Meter hoch und über und über mit großen, röthlichblauen Blüthen bedeckt waren. Von Meirûba ging es dann durch das tiefe, vielfach gewundene und wilde Thal des Nahr el-Kelb, des alten Lykos, zur Küſte. Die Zeit drängte: ſo konnten die Reiſenden ſich weder auf einen längern Aufenthalt bei den berühmten drei Felſengrotten im obern Theile des Thales noch auf eingehende Unterſuchungen der, übrigens von berufenſter Seite ſchon vielfach unterſuchten, Felſenſkulpturen im untern Thale einlaſſen. In wenigen Stunden wurde der Weg von der Mündung des Fluſſes nach Beirut zurückgelegt, wo man nur einen Ruhetag vor der Abreiſe genießen konnte. Ein ruſſiſches, mit unſauberen Jeruſalempilgern überfülltes Schiff brachte Lortet und ſeine Gefährten nach Jaffa, von wo aus ſie auf einem Dampfer der Meſſageries maritimes ſich nach Marſeille begaben.

Die Todas.

(Die Abbildungen theils nach Photographien, theils nach Skizzen des M. Janſſen.)

I.

Nachſtehende Schilderung des merkwürdigen, im Verſchwinden begriffenen ſüdindiſchen Volksſtammes der Todas ſtammt aus der Feder der Madame Janſſen, welche ihren Gemahl, der von der franzöſiſchen Regierung zur Beobachtung der totalen Sonnenfinſterniß 1871 nach Indien geſchickt wurde, in der Eigenſchaft als Sekretär begleitete.

In der Breite von Calicut biegen die der Weſtküſte Indiens parallel laufenden Ghattas ſcharf nach Oſten um, ziehen ſich landeinwärts und hängen dort mit dem plateauartigen Bergmaſſiv der Nilgherris oder Blauen Berge zuſammen. Daſſelbe beſteht aus Granit, hat eine mittlere Höhe von ca. 2000 m und in Folge deſſen mitten in dem heißen Indien einen Himmel, eine Flora und ein Klima, wie das gemäßigte Europa. Die Bevölkerung iſt an Zahl gering und zerfällt in fünf Stämme, die Todas, Badagas, Kotas, Kurumbas und Irulas, welche in Lebensweiſe, Sitten und Glauben von einander abweichen und niemals unter einander Verbindungen eingegangen ſind. Ebenſo verſchieden und abgeſchloſſen ſind ſie der Bevölkerung der Ebene gegenüber geblieben. Erſt um das Jahr 1860 drangen die Engländer in dieſe Wildniß ein und lernten deren Bewohner

kennen. Damals ſtieg Mr. Sullivan, Kollektor des Bezirks Coimbatoor, auf gut Glück in das Gebirge, weil er unter der feuchten Hitze der Ebene ſchwer zu leiden hatte, begegnete einem Trupp Badagas und folgte deren Einladung. Die trockenere, leichtere Luft und die ſchöne Natur des unbekannten Landes gefiel ihm dermaßen, daß er ſich für die heiße Jahreszeit dort ein Haus errichtete. Andere Beamten folgten ſeinem Beiſpiele, und ſo entſtanden die

Das Thal Schulvar auf dem Plateau der Nilgherries.

Todas vor ihren Hütten.

Digitized by Google

anziehenden Reſidenzen Dotacamund und Koonor, wahre Oaſen inmitten der glühendſten Ebenen Indiens; ſo kamen jene Stämme, welche vielleicht mehrere Jahrhunderte lang keine Fremden unter ſich geſehen hatten, in Berührung mit den Europäern und wurden bald der engliſchen Autorität unterworfen, der ſie ſich nach Kräften zu entziehen ſuchen.

Jene fünf Stämme haben nicht den gleichen Rang; vielmehr ſteht an der Spitze aller das Hirtenvolk der Todas, welches ſeine eigenthümliche Sprache, ſeine Gebräuche und ſeine Sondereriſtenz ſich gewahrt hat, aber heute kaum noch 800 Seelen zählt. Es wohnt auf der Höhe des Plateaus, die anderen Stämme auf den Abhängen. Sein Urſprung iſt unbekannt, und weder Legenden noch Ueberlieferungen hellen ſeine Geſchichte auf.

Von Koonor, Dotacamund und einigen ganz iſolirten Theepflanzungen abgeſehen, auf deren einer Herr und Frau Janſſen zwei Monate unter ziemlich dürftigen Verhältniſſen lebten, iſt die Hochebene der Nilgherris im Beſitze ihrer urſprünglichen Bewohner geblieben; man trifft weiter kein europäiſches Haus an, und die mit der Einſammlung der Steuern beauftragten Beamten ſind die einzigen Fremden [1]), welche in das Gebirge eindringen. So war denn auch die Ankunft des Janſſen'ſchen Ehepaares ein Ereigniß, von welchem man dort vielleicht jetzt noch ſpricht, und flößte zuerſt den Todas großes Mißtrauen ein; ſie ſtellten ihre täglichen Wege ein und beobachteten die Fremden aufmerkſam, bis ſie von den Kulis der Pflanzung beruhigt wurden, allmählich wieder erſchienen und zuletzt ſich ganz vertraulich benahmen. So lange die Vorbereitungen für die Beobachtung der Finſterniß dauerten, ſchenkten die Janſſen den Todas wenig Aufmerkſamkeit, obwohl dieſe an den Inſtrumenten und der Beſchäftigung der aus dem „Großen Bezirk“ (ſo bezeichnen ſie jedes fremde Land und alſo auch Europa) Gekommenen großes Intereſſe nahmen und ſie darüber befragten. Eine Verſtändigung wurde Anfangs durch die Unkenntniß der Sprache verhindert, und die Kulis der Pflanzung mußten als Dolmetſchen zwiſchen den Janſſenſchen indiſchen Dienern und den Todas dienen.

[1]) Der deutſche Miſſionar R. P. Metz hat mehrere Jahre unter ihnen gelebt und ein kleines Buch über ſie geſchrieben, dem im Folgenden einzelnes entlehnt wurde.

Von Nagaſaki nach Hiogo, Kobe und Oſaka.

Aus dem als Manuſkript gedruckten Tagebuche des Herrn Dr. **Hans Meyer**.

II.

1. Januar 1883. Noch vor zwei Jahren war der Touriſt, der von Kobe nach Oſaka und Kioto reiſen wollte, auf eine Waſſerfahrt bis Oſaka und eine Wagenfahrt oder einen Ritt von dort nach Kioto angewieſen. Heute fährt man auf der Eiſenbahn. Sie reicht bis hinter Kioto zum Biwaſee und iſt nach Yokohama hin im Bau, ſo daß man nach einigen Jahren von Kobe bis Tokio und vielleicht noch weiter hinauf wird durchfahren können. Ich fand mich gegen 9 Uhr im kleinen ziegelſteinernen Stationsgebäude ein. Ein Wartezimmer für Paſſagiere 1. Klaſſe giebt es, nicht aber eine Erfriſchungsbar. Der Zug ſtand ſchon bereit, und ich mußte eilen, denn drei Minuten vor dem Abfahrtsſignal wird der Ordnung halber niemand mehr von den Kontrolleuren zugelaſſen. Wie in Indien, ſo fährt die große Maſſe der Eingeborenen in der 3. Klaſſe ohne Rückſicht auf Stand und Vermögen, die 2. Klaſſe wird nur von ſehr Exkluſiven benutzt, und in der 1. Klaſſe trifft man außer Europäern zuweilen einmal einen hohen japaniſchen Beamten an. Die Wagen der 1. Klaſſe ſind in drei Coupés getheilt, mit rothen Federpolſtern, Fußteppichen und Wärmflaſchen; zwei Schiebethüren führen nach den Rampen hinaus. Maſchinen und Wagen kommen aus England, das Perſonal iſt durchweg japaniſch.

Wir fuhren über die Strandebene nach Oſaka hin. Rechts ſchimmerte das Meer, links verdeckte eine ſich immer gleichbleibende Hügelkette den Einblick ins Inland, und unter dem Bahndamm lagen die weiten Flächen der Getreide-, Rüben- und Gemüſefelder, alle äußerſt ſauber und ordentlich gehalten. Eine Telegraphenlinie mit fünf Drähten läuft neben der Bahntrace. Station folgte auf Station, ein Dörfchen dem andern in ſo kurzen Diſtanzen, daß ich hier ſchon an die angeblich überſtarke Bevölkerung des Landes erinnert wurde. Nach 3/4 Stunden lief der Zug in eine dichte Häuſermaſſe ein, raſſelte über eine leichte Eiſenbrücke und hielt in Oſaka. Ich ſuchte mir unter den vielen bunt lackirten und meſſingbeſchlagenen Dſchinrikiſchas den feſteſten, unter den Rinſogos den kräftigſten aus und ſah mich in kurzem vor dem japaniſchen Gaſthaus.

Das Häuschen liegt am Ufer des Oſakafluſſes „Yodo-Kawa“ und gewährt eine prächtige Ueberſicht über eine lange Strecke der „Riverpaſſage“. Das Bootgetriebe, die 3500 Brücken, die vielen Kanäle und die ins Waſſer hinabreichenden maleriſchen Häuſerfronten erinnern hier wirklich etwas an Venedig. Das Hotelchen iſt ſchon etwas von europäiſcher Kultur beleckt; es waren Betten vorhanden, Teller, Meſſer und Gabeln fehlten nicht, ein Ofen ebenſowenig, und der Koch verſtand ſich auf Beefſteak, Chops und Omeletten. Auch ſtotterte der Wirth einiges Engliſch, ſo daß ich mich mit meinem fadenſcheinigen Japaniſch nicht breit zu machen brauchte.

Bald nach dem Tiffin wurde eine Straßenpromenade per Dſchinrikiſcha unternommen. Der Wirth ſpielte den Cicerone. Es hatte auch hier ſtark geregnet, und wo nicht friſcher Kies aufgeſchüttet war, bedeckte zollhoher Koth die breiten Straßen. Aber weder Kies noch Koth beeinträchtigte den Dauerlauf unſerer Rinſogos, die natürlich nicht durch Fußbrettchen gehindert waren, ſondern dicke Strohſandalen an die Sohlen geſchnürt hatten. Weiber und Mädchen wichen vor dem aufſpritzenden Schmutz ängſtlich in die ſteinernen Rinnſale aus, das Geſicht abwendend oder uns blöde anlachend. Und wenn die Frauen lachten und die geſchwärzten Zähne in ihrer ganzen Ausdehnung fletſchten, dann war ich es, der ſich ſcheu abwendete. Unter den Mädchen fielen mir ſehr viele hübſche Geſichter auf, gewöhnlich aber ſind die Naſen zu winzig und die Backen zu bauſig oder aber das Antlitz durch dicke Puderlagen und die Lippen durch kirſchrothe Färbung (bisweilen ſogar Vergoldung) entſtellt.

Das Treiben in den Straßen variirt kaum von dem in Hiogo, vielleicht geht es hier etwas lebhafter zu. An zahlloſen mit europäiſchem Trödelkram vollgepfropften Buden, die ſich mit fehlerhaften engliſchen Aufſchriften ſpreizten, an Thee- und Seidenniederlagen eilten wir vorüber, über Brücken hinweg, die mitunter ſo ſteil waren, daß wir Vorſpann brauchten oder ausſteigen mußten. Ich ſchaute hier an und dort an und notirte, bis mir die Hand ſo weh that wie die Knie, die ich in dem engen Dſchinrikiſcha dicht anziehen mußte; aber nirgends kam mir etwas zu Geſicht, das mich wie ſo ſehr vieles in Kanton hätte denken laſſen: „wie großartig“ oder „wie frappant“; es iſt alles zu zierlich, zu kindlich und, ich möchte ſagen, zu unreif.

Am Abend ließ ich mir die Gelegenheit zum Beſuch eines der größten japaniſchen Theater nicht entgehen. Aufbau und Einrichtung ſind genau wie im chineſiſchen Theater, doch während der Chineſe auf Bänken und Tiſchchen gruppirt im Parterre ſitzt, hockt der Japaner mit Weib und Kind auf dem mattenbelegten Boden und ſchlürft dünnen japaniſchen Thee. Es wurde ein herzbrechendes Stück aufgeführt, in dem eine Mutter ihr Kind erſticht, und der Dialog muß äußerſt rührend geweſen ſein, denn das weibliche Publikum ſchluchzte vernehmlich, und die Naſenpapierchen fielen zu Boden wie Blätter im Herbſt. Auf die Pracht der Koſtüme wird offenbar nicht ſo hoher Werth gelegt wie in China; Sprache, Mienenſpiel und Geſten ſcheinen die Hauptſache, und im Mienenſpiel wurde allerdings das Erreichbarſte geleiſtet. Wenn das Publikum ſehr erregt iſt, ſoll es nach Angabe meines Wirths vorkommen, daß einzelne Zuſchauer ſich ins Spiel miſchen und offen Partei nehmen. Einige Theater, die ſich vorzugsweiſe mit Senſationsſtücken abgeben, ſollen ſich dieſe Eigenſchaft des Publikums zu nutze gezogen haben und zwei ungleiche Entrées erheben, ein niedriges von friedlichen Leuten, die ſich ruhig verhalten wollen, und ein hohes von Hitzköpfen, die mitzuſpielen gedenken. Wenn ſich die Sache wirklich ſo verhält, könnte man die Einrichtung unbedenklich unſeren deutſchen Bühnen zur Nachahmung empfehlen, falls ſie den „Geſchundenen Raubritter“ und ähnliche Juwele unſerer dramatiſchen Litteratur auf dem Programm haben.

In der Nacht ſtörte mich das weithin hallende Signal der Nachtwächter, die mit Bambusſtäbchen aneinander ſchlagen, um ihre Anweſenheit und Wachſamkeit kundzuthun, wiederholt aus dem Schlafe auf, dann führte mich das Miauen eines minnelechzenden Katers zu einem geſunden Morgenſchlummer über.

2. Januar 1883. Von luſtigem Schneegeſtöber umbrauſt fuhren wir nach dem alten Kaſtell Oſakas hinauf. Der Wirth begleitete mich. Die Ninſogos hatten herzlich ſchwere Arbeit und waren froh, als das Bauwerk in Sicht kam. Es iſt ein mächtiger, finſterer Bau; ein gewaltiges Mauerwerk ſtrebt aus dem breiten Umfaſſungsgraben auf, oben eine kleinere Citadelle tragend und nur durch ein einziges Rieſenthor zugänglich. Der Anblick rief Erinnerungen an die Forts Nordindiens in mir wach. An der Pforte ſtand ein japaniſcher Wachtpoſten mit Torniſter und aufgepflanztem Seitengewehr. Er überbrachte nach der Weiſung meines Wirths meine Viſitenkarte dem wachthabenden Officier und kam alsbald mit einer Ordonnanz zurück, die uns umherführen ſollte. Beim Durchſchreiten der Steinwälle lernte ich begreifen, daß dies Bollwerk dem Anſturm der Feinde bis 1869 hatte widerſtehen können, obwohl es von der Artillerie ſchlimm zugerichtet war. Felsblöcke von immenſer Größe ſind in das Gemäuer eingeſetzt und Erdſchanzen allerwärts aufgeworfen. Mehr aber als das Fort ſelbſt und mehr als der recht nette Ueberblick, den man von der Höhe der Citadelle auf die Stadt, auf das große Etabliſſement der Münze Japans, aus der die ſchönen Silberjen hervorgegangen ſind, auf den Fluß und das Land hat, nahmen die Bewohner des Forts mein Intereſſe in Anſpruch. Die ganze Garniſon von Oſaka iſt hier in Baracken und Kaſernchen untergebracht, Infanterie, Kavallerie und Artillerie. Die Infanterie trägt blaugraue Uniformen nach franzöſiſchem Schnitte, dazu Schuhe und Gamaſchen und als Kopfbedeckung eine preußiſche Feldmütze mit gelbem Beſatz; Artillerie und Kavallerie ſind nach gleichem Muſter dunkelblau uniformirt, tragen Korbſäbel und hohe gelbe Stulpſtiefel und variiren unter ſich nur durch unweſentliche Abzeichen. Da viele franzöſiſche Inſtrukteure in der japaniſchen Armee ſind, ſo iſt es dem Soldaten als Chique beigebracht worden, ſich außer Dienſt ſo nonchalant wie möglich zu benehmen. Und von dieſem Zugeſtändniß macht er ausgiebigen Gebrauch. Im Dienſt aber ſieht eine Truppe nicht ſo übel aus; namentlich die Reiterexercitien, die ich ſah, nahmen ſich recht vortheilhaft aus. Lächerlich erſcheint es einem deutſchen Soldatenauge, wenn der Officier, der vom Soldaten durch Handanlegen an die Kopfbedeckung gegrüßt wird, zur Erwiederung des Grußes ſeine Mütze abnimmt. Das iſt offenbar eine Umkehrung des Rangverhältniſſes.

Vom Kaſtell ging es mit Vorſpann hinaus nach dem Tempel „Tennoji“. Es war ein weiter Weg, deſſen Länge mir jedoch der Anblick langer Theeplantagen und Maulbeerpflanzungen verkürzte. Seines Thees und ſeiner Seide wegen hat Oſaka einen guten Ruf durch ganz Japan. Dann tauchte eine hohe Pagode auf, Gongſchläge wurden laut, wir waren am Ziel. Der Tempel mit ſeinen Dependenzien iſt ſehr umfangreich, es mögen 15 bis 20 Gebäude in der Gartenanlage liegen. Bettelnde Weiber und Kinder waren in Scharen vorhanden. Sie trugen Käfige voller Sperlinge umher und ſchenkten für ein Kupferſtück einem Paar der piepſenden Gefangenen die Freiheit. Mit viel Geduld erkletterte ich die fünfſtöckige Pagode, um von oben daſſelbe Bild zu ſehen, das ich bereits von der Höhe des Kaſtells geſehen. Die Holzſchnitzereien an der Pagode wie an dem danebenſtehenden gleichalterigen Bethaus ſind theilweiſe ſo originell, daß man ſie nicht wohl beſchreiben darf. Zwölf Jahrhunderte ſtehen dieſe vom Alter dunkel gefärbten Holzbauten unter freiem Himmel, ohne daß erhebliche Verwitterungen daran zu bemerken wären, und doch hat man angeblich nur die Bemalung der Schnitzereien zuweilen aufgefriſcht. Der Tempel iſt das älteſte buddhiſtiſche Heiligthum in ganz Japan. Im Bethaus vor dem ſchläfrig blinzelnden Buddhabild klingelten und polterten ununterbrochen die Geldopfer in den großen vergitterten Opferkaſten. An anderer Stelle warfen die Andächtigen die durchlöcherten Bronzemünzen (Rin, Tempo) vor das Götterbild auf den Boden und ſahen zufrieden zu, wenn der lächelnde Bonze die Gaben mit dem Beſen zuſammenkehrte. Die Andacht ſelbſt iſt ſehr ſchnell abgemacht. Man läßt ſich auf die Knie nieder, berührt mit der Stirn den Boden, klatſcht in die Hände, um den Gott aufmerkſam zu machen, und bringt dann mit gefalteten Händen murmelnd ſein Anliegen vor; damit iſt's abgemacht. Traut man der Gedächtnißſtärke des Gottes nicht recht, ſo hängt man einen Zettel mit Angabe ſeiner Wünſche ans Tempelportal, und von ſolchen Wunſchzetteln iſt die ganze Pforte bedeckt.

Am Nachmittag wurde ein zweiter Tempel beſichtigt, deſſen Haupteigenthümlichkeit mir die Schwärme halbwilder Tauben zu ſein ſchienen, die dort unbehelligt niſten und von den Beſuchern des Gotteshauſes gefüttert werden. Die Prieſter halten Körnerfutter feil und machen gute Geſchäfte damit. Uebrigens hat man ſehr auf der Hut zu ſein, daß

man unter dieſem Taubengezücht nicht zu einem modernen Tobias werde.

In der Nähe dieſes Tempels beginnt jener Bezirk, den man füglich als den oſakaſchen Wurſtelprater bezeichnen könnte. Eine Art japaniſchen Vogelſchießens mit Zuckerbäckerbuden, Schießſtänden, Seiltänzern ꝛc. iſt dort das ganze Jahr zu finden; jetzt während der Neujahrsfeiertage geht es aber doppelt hoch her. Sieht man ein bischen von dem ſpecifiſch japaniſchen Anſtrich ab, ſo hat man ein vollſtändiges deutſches Kirmeßbild; bloß getanzt wird nicht. In Schießbuden wird mit Pfeil und Bogen (ein Hauptſport der Japaner) nach Popanzen geſchoſſen, hinter einem Verſchlag zeigt ein Jongleur ſeine tauſend Künſte, in Zuckerbäckerbuden ſtehen kichernde Mädchen und rufen dem Paſſanten Neckworte zu, hier wird ein lebensgroßer Elephant aus Papier gezeigt, der mit menſchlicher Stimme redet, dort iſt eine Bude voll kleiner Affen zu ſehen, die man gegen Bezahlung mit Mohrrüben füttern darf, und die ob all der Mohrrüben, die ſie im Leben gefreſſen, ſchon ſelber wie leibhaftige Mohrrüben ausſehen, Panoramas und Rieſendamen ſind ebenfalls vorhanden, kurz, es iſt alles zu ſehen, was man daheim gleichfalls auf Vogelſchießen ſieht. Nur geht es hier noch etwas ungenirter zu, und die japaniſchen kleinen und großen Kinder ſind rückſichtslos ausgelaſſen und froh.

Nach Berichtigung meiner Gaſthofsrechnung, deren Poſten vorwiegend aus Phantaſiepreiſen zuſammengeſetzt waren, fuhr ich nach Kobe zurück, kaufte dort von einem japaniſchen Photographen raſch einige Photographien der geſehenen Dinge, verabſchiedete mich beim Konſul und kehrte an Bord zurück.

Wir ſaßen zur Feier der verſäumten Sylveſternacht in der Kapitänskajüte bei einem Glaſe Punſch und warteten den Austritt in den Großen Ocean ab. Es dauerte bis nach Mitternacht, dann fühlten wir an den wuchtigen Wogenſchlägen, die den „Genkai Maru“ trafen, daß wir den Kuro Siwo, den ſchwarzen Strom, erreicht hatten, und krochen in die Kojen.“

Ueber einige Gebräuche der Bewohner von Celebes.

II.

An den Glauben an Ga'ukangs und Kalompowans ſchließt ſich auch ſofort der Glaube an Kula'us (Amulette) oder vielmehr er iſt wahrſcheinlich nur eine Folge deſſelben.

Man verſteht unter einem Kula'u gewöhnlich einen Stein oder einen dem Steine ähnlichen Gegenſtand, welcher im Magen oder den Eingeweiden von Fiſchen, Vögeln, Büffeln, manchmal auch von Menſchen gefunden wird, einen harzigen Baumauswuchs von beſonderer Geſtalt, eine Muſchel, Baumwurzel oder einen Stein von auffallender Form oder Farbe, eine Frucht, welche durch Krankheit eine eigenthümliche Form angenommen hat, manchmal einen Fruchtkern von abſonderlicher Geſtalt, mit einem Wort, jeder Gegenſtand, der auf unerklärliche Weiſe an einer Stelle gefunden wird, wo man ihn nicht erwarten ſollte. Jeder Eingeborene beſitzt einen oder mehrere Kula'us und trägt ſie immer bei ſich. Je nach der Stelle, an der man ſie gefunden hat, betrachtet man ſie als Arzneimittel, Schutzmittel gegen Krankheit und Unfälle, Vorzeichen des kommenden Glücks. Auch giebt es ſolche Kula'us, welche den Eigenthümer unverwundbar machen, ſei es gegen alle Waffen, ſei es gegen Kriß oder Lanze oder Gewehr allein. Andere ſchützen den Seemann gegen Ertrinken, den Hirſchjäger gegen den gefährlichen Sturz vom Pferde; ſie verſchaffen dem Fiſcher einen guten Fang, dem Kaufmann Gewinn, dem Dieb gute Beute. Sie beſitzen alſo wie die Ga'ukangs und Kalompowans eine übernatürliche Kraft, die ſich jedoch nur in ganz beſtimmter, enger oder weiter begrenzter, Richtung äußern kann, während ſie bei den letzteren ſich in verſchiedener Weiſe, in allen möglichen Formen zu offenbaren im Stande iſt. Alles Außergewöhnliche iſt ein Gegenſtand des Aberglaubens für den Makaſſar und den Bugineſen. Ein rieſenhafter Baum, ein Baum, welcher in beſonderer Weiſe gewachſen iſt, z. B. in zwei Stämmen, die ſich in gewiſſer Höhe vereinigt haben, zwei Bäume, die in einander verſchlungen aufgewachſen ſind, ja ſelbſt in der Nähe von Takalar ein großer Mangabaum, deſſen Stamm voll von Neſtern weißer Ameiſen ſitzt, ſind nach Anſicht der Eingeborenen der Sitz eines Geiſtes und man kann mit Sicherheit darauf rechnen, bei derartigen Bäumen ein Miniatur Häuschen zu finden, ähnlich dem, in welchem der Ga'ukang bewahrt wird, worin dem Geiſt regelmäßig Opfer gebracht werden. Iſt dagegen ein Baum verkrüppelt, von niedrigem Wuchs, ſo glaubt man, daß ein böſer Geiſt in demſelben hauſt. Bei einem ſolchen Baume befindet ſich kein Opferhaus, doch gewöhnlich bleiben die Vorbeigehenden in einigem Abſtand von demſelben ſtehen und ſchleudern einen Stein gegen den Gegenſtand ihrer Furcht. Hier und da ſieht man Bäume, die beinahe bis obenhin durch die geworfenen Steine bedeckt ſind, doch kaum wird es einer der Vorübergehenden unterlaſſen, noch einen weitern Stein dazu zu werfen. Was hier von Bäumen geſagt iſt, gilt auch von Steinen, Felſen, Grotten und Bergſpitzen von ungewöhnlicher Form.

Die ſchrecklichſten Erzählungen ſind über die Geiſter und rieſenhaften Schlangen im Umlauf, die den eigenthümlich geformten Gipfel des Sinalu bewohnen, und im Norden, der ſo reich an Grotten iſt, glaubt man, daß jede derſelben der Aufenthaltsort eines Geiſtes, gewöhnlich eines ſagenhaften Prinzen iſt. Wo ſich eine für Seefahrer gefährliche Stelle befindet, wie z. B. einzelne Vorgebirge, da kann man auch ſicher ſein, daß ſie durch böſe Geiſter bewohnt wird; man ſichert ſich gegen dieſelben, indem man einen Hahn von genau beſtimmter Farbe an Bord des Schiffes nimmt. Praktiſch wirkſamer iſt wohl der Aberglaube, daß, wenn dergleichen Stellen paſſirt werden, das Schiffsvolk nicht ſprechen, nicht ſchlafen darf. Als vor einiger Zeit in dem Fluß von Kaſimpurang einige mit Kaffee beladene Schiffe verunglückten, ſchrieb man dies dem Umſtande zu, daß man ſeit einigen Jahren verſäumt hatte dem Flußgeiſt Opfer zu bringen, und man beeilte ſich dies nachzuholen. Einige Jahre vorher war ein Regent in dem Fluß von Sapirie durch ein Krokodil gebiſſen worden; ſofort wurde ein großes Opferfeſt gefeiert, um den Geiſt des Fluſſes zu verſöhnen.

Wenn die Ernte in einem Diſtrikt mißglückt, ſo iſt dies ein ſicheres Zeichen, daß in demſelben Blutſchande geübt iſt und die Geiſter darüber erzürnt ſind. Gewöhnlich wird dann der eine oder andere des Frevels beſchuldigt und ſchuldig oder nichtſchuldig, die Angeklagten ergreifen die

Flucht, denn sie wissen recht gut, daß ihre Landsleute kein Bedenken tragen, gegen sie die Hadat- (Gewohnheits-) Strafe anzuwenden, welche darin besteht, daß der Mann und die Frau zusammen in einen Sarong gesteckt und im Meere ertränkt werden. Die Strafe wurde noch 1875 in Sampulungan zur Anwendung gebracht. Als der Westmusson von 1877 auf 1878 ganz ausblieb und die Reisernte ganz mißglückte, auch tausende von Büffeln an der Rinderpest starben, befand sich im Gefängniß zu Takalar ein dort wegen eines Vergehens Verurtheilter, welcher im Verdacht gestanden hatte, mit seiner Stiefschwester Blutschande verübt zu haben. Ein Theil der Bevölkerung des Distrikts, dem er angehörte, begab sich zum Kontrolleur und erbat die Auslieferung des Uebelthäters, da, wie sie meinten, das Unglück kein Ende haben würde, bis der Verbrecher die durch den Hadat bestimmte Strafe erlitten hätte. Alle Ueberredungskunst des Beamten war nöthig um die Bittenden zu bewegen, ruhig in ihre Dörfer zurückzukehren, und als die Strafzeit des Verbrechers kurz nachher abgelaufen war, gab man ihm auf seine Bitte Gelegenheit, sich in einem Boote nach Sumbawa zu flüchten. Der Aberglaube giebt zuweilen Veranlassung zu merkwürdigen Erscheinungen. Als im Jahre 1875 die Cholera in Bangkala herrschte (wo Herr Kooreman Kontrolleur war), wüthete sie am heftigsten zu Palingu und Garasikang; eines Tages wurde bekannt, daß eine Frau zu Palingu der Bevölkerung kund gethan habe, der Geist des großen Upu (Regent) von Saleier sei in sie gefahren, und eine andere erklärte gar vom Geist des großen Opferberges Karebossi besessen zu sein; beide kleideten sich wie Männer, trugen ein Kopftuch, waren mit einem Kriß bewaffnet, und beide behaupteten, die Cholera beschwören zu können und zwar durch Umzüge in den Dörfern und das Murmeln von Zaubersprüchen. Die Menge glaubte an die Gewalt dieser Frauen, machte ihnen Besuche und natürlich gleichzeitig Geschenke an Geld, Eßwaaren, Sirih u. s. w. und rief ihre Hilfe gegen die Cholera an.

Im Allgemeinen heißt der Geist, welcher ansteckende Krankheiten unter Menschen und Thiere bringt, Puah. Betrüger, welche zum Theil vorgeben vom Himmel gekommen zu sein (Tu-manurung), wissen die Bevölkerung in Schrecken zu setzen und sich Anhang zu verschaffen, da sie angeblich im Stande sind, die Cholera zu beschwören.

Sobald eine Puah herrscht, dürfen keine Büffel, Pferde, Ziegen und Hühner getödtet werden, kein Bambu, kein Baum gefällt, keine Frucht gepflückt oder eingeerntet werden. Der gewöhnliche Preis eines Huhnes schwankt in Bangkala zwischen 0,20 und 0,30 Gulden; im Cholerajahr 1875 konnte man sich dieselben nur mit Mühe gegen einen Preis von 2,50 Gulden und dann nur unter der Bedingung verschaffen, daß man sie selbst einfangen ließ.

In dieser Zeit kam auch ein vornehmer Eingeborener zu dem Kontrolleur und erzählte ihm, er habe geträumt, daß er ein Schutzmittel gegen die Cholera aus seinen Händen erbitten solle. Choleramedicin und Carbolsäure wurde ihm angeboten, aber zurückgewiesen; es sollte etwas sein, was dem Kontrolleur persönlich zugehört habe. Darauf hin bekam er — etwas anderes war nicht zur Hand — einen Federhalter; er war hierüber sehr erfreut; das Geschenk wurde in kleine Stücke geschnitten und diese von dem Eingeborenen und allen Mitgliedern seiner Familie an einer Schnur um den Hals getragen, als Amulett gegen die Puah.

Einen eigenthümlichen Aberglauben haben die Makassaren und Buginesen in Bezug auf die Pocken. Nach ihrer Meinung ist die Nachgeburt ein Bruder oder eine Schwester des neugeborenen Kindes und kommt den auf der Erde lebenden Bruder (Schwester) in der Form von Pocken zu besuchen. Dieser Besuch ist unumgänglich nöthig und unvermeidlich; daher heißen die Pocken auch Kasuwgang (verpflichteter Dienst), manchmal mit dem Zusatz „puru“ (Geschwüre). Wenn die Pocken in der Nähe herrschen, heißt die Krankheit Masagalla, d. h. „selten“ in der Bedeutung von „seltene Gäste“, und man bereitet sich vor, die Gäste oder Geister so zu empfangen, wie es sich gehört, indem man eine neue Matte, einen neuen Topf u. s. w. vorbereitet. Zeigen sich die Pocken in einem Hause, dann werden zu Ehren der Masagalla Lieder gesungen, in denen der Nachgeburt oder dem Geist derselben allerlei schöne Namen gegeben werden, um ihn günstig zu stimmen. Stirbt der Kranke, so ist dies ein Zeichen, daß die Nachgeburt nicht länger ohne ihren auf Erden lebenden Bruder (oder Schwester) leben will [1]). Manchmal sieht man auch am Abend mitten auf dem Wege einige Kandjolis brennen und dabei ein Körbchen mit Reis, Sirih und Gebäck. Es ist dies ein Beweis, daß sich in der Nähe ein Kranker befindet, für den man kein Heilmittel mehr weiß, so daß man seine Zuflucht zu einem Opfer für die Geister genommen hat. Makassaren sowohl als auch Buginesen glauben an Hexen, d. h. alte Frauen, welche durch einen bösen Geist besessen sind und durch ihren Besuch Krankheit und anderes Unglück herbeiführen. Selbst neue Sachen werden durch Geister bewohnt. Noch vor Kurzem wurde bei dem Bau eines neuen Dammes ein Büffel geschlachtet, zu Ehren des Ortes und um den Geist, der da wohnte, zu bitten Wasser für die Reisfelder zu schenken. Wenn ein Eingeborener ein neues Haus baut, so giebt er, wenn die Pfosten aufgestellt werden, wobei ihm Freunde und Verwandte helfen, ein Fest, und wenn die Pfosten im Boden stehen, werden Kerzen und Räucherwerk verbrannt und Sirih geopfert.

Jedes Dorf hat ein eigenes Opferhäuschen, ähnlich dem, worin die Ga'ukangs und Kalompowans bewahrt werden. Kein Fest findet im Dorfe statt, ohne daß in demselben auch Opfer gebracht werden; außerdem bestimmt wenigstens ein jährliches Opferfest. Dabei opfert der, welcher Reis gepflanzt hat, dem Damme seiner Wasserleitung, der, welcher ein Haus baut, dem Geist der Stelle, wo er dasselbe errichtet hat; der Dorfbewohner dem Geist seines Dorfes oder, was dasselbe ist, dem Geist des Bodens, auf dem sein Dorf steht. Man kann daher wohl annehmen, daß in dem Ga'ukang der Geist des Ortes, wo er gefunden wurde, verehrt wird. Man hört noch jetzt von bejahrten Leuten die Behauptung, daß der Ga'ukang oder Kalompowan der eigentliche Besitzer des Bodens ist [2]). Ihrer Angabe nach ist der Regent nur der Vertreter der Heiligthümer und in dieser Qualität zu Gebrauch und Nutznießung derselben berechtigt. Es scheint, als ob die Autorität auf das Engste mit den Ornamenten verbunden sei. Herr Kooreman erzählt, daß 1876, als er stellvertretender Assistent-Resident der südlichen Distrikte war, der Regent von Bonthain starb. Alsdann wurden alle Ornamente in seinem (Kooreman's) Hause bewahrt; er wurde als der Hüter betrachtet und die Bevölkerung bewies ihm mehr Ehrfurcht und Gehorsam, als je

[1]) Nach Dr. Jacobs (Eenigen tijd onder de Baliers, Batavia 1883, S. 9) glauben die Balier, daß die Nachgeburt (Ari-ari) ein Bruder oder eine Schwester des Kindes ist, und wenn jemand stirbt, ihm auf halbem Wege entgegenkommt, um ihm den Weg nach dem Himmel Indra's zu zeigen.

[2]) Wenn kein Ornamentshaus besteht oder dasselbe nicht bewohnt werden kann, befinden sich die Ornamente immer in dem Hause, wo die Regentin wohnt. So kam es vor, daß im Jahre 1874 der Regent in Bangkala im Streit mit seiner Frau lebte. Diese verließ ihn, siedelte sich in einem andern Dorfe an und nahm die Ornamente mit.

vorher und nachher. Dieſelbe Erſcheinung wiederholte ſich, als 1879 die Ornamente von Montjongkomba auf ſeinem Bureau niedergelegt waren; es war dies um ſo auffallender, als ſich die Bevölkerung vorher widerſpenſtig bewieſen hatte. Bei jedem Aufſtande zur Vertreibung eines Fürſten ſucht man ſich zuerſt der Ornamente zu bemächtigen; glückt dies, ſo hat man ihm thatſächlich ſeine Autorität genommen. Hiervon giebt es verſchiedene Beiſpiele. Je größer im Allgemeinen die Autorität eines Fürſten iſt, um ſo größer iſt ſein Gefolge, doch das Gefolge der Ornamente iſt gewöhnlich viel größer als das des Regenten.

Die Zeit der Tu-manurungs — der Leute, welche behaupten, ſie ſeien vom Himmel gekommen — iſt noch nicht vorbei. Immer noch gelingt es denſelben ſich Anhang zu verſchaffen; noch im Jahre 1881 glückte es einer Frau, welche vorgab, ſie ſei aus dem Himmel gekommen, ſich im Bulekomba'ſchen viele Freunde zu erwerben, und im Jahre 1867 kam in Goa und Bonthain ein ſehr intereſſanter Fall vor. In dem Theile von Goa, welcher an Bonthain grenzt, zeigte ſich ein ſchön geſchmückter Mann, welcher behauptete, J. Pelo, ein Sohn des 1767 nach Ceylon verbannten Fürſten von Goa — Battara Goa — zu ſein. Er gab vor, er ſei aus dem Himmel niedergeſtiegen, um das Unrecht, welches damals gegen ſeinen Vater verübt worden ſei, zu rächen und wieder gut zu machen. Seine Lügen fanden allgemein Glauben und in kurzer Zeit erwarb er ſich einen ſo großen Anhang, daß der König von Goa es für nöthig hielt, ſeine Autorität in jenem Landſtriche wiederherzuſtellen. Der vorgebliche J. Pelo war nicht im Stande ſich gegen die anſehnliche Macht, welche der König von Goa mitgebracht hatte, zu halten, verließ das Goaſche Gebiet und ließ ſich in der Nähe von Lokka (Bonthain) nieder, wohin ihm ein Theil ſeiner Anhänger, die bald durch bonthainiſche Bergbewohner vermehrt wurden, folgte. Nun traf die Regierung Maßregeln, um dieſen Unruhen ein Ende zu machen. Der vorgebliche J. Pelo wurde in einem Hauſe zu Lokka durch den Regenten von Bonthain und deſſen Leute umzingelt und getödtet. Und nun ergab ſich, daß dieſer vom Himmel heruntergeſtiegene J. Pelo, der Sohn von Battara, eigentlich ein entflohener javaniſcher Zuchthäusler war.

Wir ſchließen hieran die Beſchreibung einer Kur, wie ſie durch Walians in dem wenig beſuchten kleinen Reiche Bolaöng Magondo an der Nordküſte von Celebes vorgenommen wurde (Tydſchr. Aardr. Gen. VII, 1). Die Walians (nicht zu verwechſeln mit den Balians der Dajaker) ſind eine Art Prieſterinnen, meiſt bejahrt; jüngere werden wohl zugelaſſen um ihre Kunſt zu verſuchen, doch iſt lange Uebung nöthig, ehe ſie als Meiſterinnen anerkannt werden. Man ſah eine große Menſchenmenge und hörte, daß Walians dort im Begriffe ſeien einen Patienten zu heilen. Der Patient ſollte Sakit mogando ſein, d. h. etwa ſoviel wie vom Teufel beſeſſen. Es iſt dies ein heftigeres allgemeines Auftreten des Unwohlſeins, denn jede Art, ſelbſt die unbedeutendſte, wie Leib- oder Kopfſchmerzen, wird auch einem beſondern Teufelchen zugeſchrieben. In dem Hauſe, wo der Patient lag, hatte ſich eine Menge Menſchen zuſammengedrängt; viel Schönes war da nicht ſichtbar, denn die jungen Mädchen laſſen ſich nur ſelten außer dem Hauſe ſehen.

An einer Seite lag der wichtigſte Kranke, zu deſſen Ehren das Feſt gegeben wurde, an einer anderen Seite einige Frauen und Kinder, deren Krankheit für weniger ernſtlich gehalten wurde, und die daher nur beiläufig, gegen Hergabe einiger Eßwaaren, die Gelegenheit benutzen wollten, um ſich von ihren Leiden zu befreien. In dem freien Raume waren die Zuſchauer zuſammengedrängt; auf einem erhöhten Platz hatte ſich die Muſik niedergelaſſen; ſie war allerdings nur durch eine Trommel (Tiſa) vertreten.

Auf dem Boden lag eine Matte von quadratiſcher Form und einer Seitenlänge von etwa vier bis fünf Fuß, darauf an einer Seite ein ziemlich langer, dunkel gefärbter glatt geriebener Balken; darüber hingen an den Balken des Hauſes einige Zweige vom Tawaanbaum; unter einem Korbe ſaß ein einſames Huhn. Unter den Frauen, die ſich um den Kranken zuſammengedrängt hatten, befanden ſich auch die beiden Walians; die ältere ein halbblindes, altes, häßliches Weib, ſah hin und wieder ſtarr vor ſich hin, gerade als ob ſie entfernte Stimmen hörte oder etwas bemerkte, was den Ohren und Augen der Zuſchauer verborgen blieb; die jüngere war kräftig und gut gewachſen. Beide betheiligten ſich hin und wieder am Geſpräch der Zuſchauer. Dann wurden in einer Ecke des Hauſes hinter einem ausgeſpannt gehaltenen Sarong die Vorbereitungen für das Feſt getroffen. Nach einiger Zeit erſchienen beide Walians in ihrem eigenthümlichen Anzug. Der Oberkörper der Jüngeren war mit einem gewöhnlichen, ziemlich tief ausgeſchnittenen Frauenhemde bekleidet, die Aermel gingen bis eben über die Ellbogen, über jede Schulter hing ein Sarong, ſo daß ſich beide auf der Bruſt kreuzten und durch den Gürtel, welchen die Walian wie alle Frauen um die Hüften trug, etwas aufgenommen wurde. Ein Paar feine, ſilberne Armbänder vervollſtändigten den Ausputz. Das Haar war in einen Knoten geſchlungen, der nicht, wie bei den meiſten Frauen in dieſer Gegend, ſich an der linken Seite, ſondern oben auf dem Kopfe befand; in jeder Hand hielt ſie einige verſchiedenfarbige aneinander geknüpfte Tücher von der Größe kleiner Taſchentücher; der Knoten, mit dem ſie verbunden ſind, liegt an der inneren Seite der Hand, zwiſchen dem kleinen und dem Ringfinger.

Die Kleidung der älteren Walian war etwas anders. Hieraus und aus vielen anderen Umſtänden ergab ſich, daß die Alte viel mehr Einfluß als die Junge hatte; letztere war denn auch, wie man hörte, nur kurze Zeit bei dem Fache. Außer den Sachen, welche auch die Jüngere trug, hatte die Meiſterin noch ein kleines Brett mit langem Stiel, verziert mit Federn, Bändern, Haar, Glasperlen u. ſ. w; über den Ellbogen ſind Bänder befeſtigt, an denen einige Tücher hängen, wie die Jüngere ſie an den Ellbogen trug. Die anderen Tücher wurden ihr erſt durch eine Frau, welche ihr bei der Toilette geholfen hatte, in die Hand gegeben. Während die Walians ihre Prieſtertracht anlegten, hatte die Hausfrau auf den Söller einige Gegenſtände niedergelegt: Sarongs, Stoff für andere Kleider, Slandangs u. ſ. w.

Die Beſchwörung fängt an; es iſt ein Streit zwiſchen dem Teufel und der Walian, welche ſich bemüht ihn auszutreiben und die entflohene Seele in den leidenden Körper zurückzuführen. Die Alte tritt auf, die Trommel begleitet ſie mit melancholiſchen Tönen. Sie nähert ſich dem Stück Holz, welches auf dem Flur liegt, es kommt Ausdruck in ihr Geſicht, ſie ſtellt einen Fuß nach dem andern auf den Balken, dann geht ſie von einem Ende zum andern; ſie ſcheint ſich mit einem unſichtbaren Geiſt zu unterhalten, während ſie ihren Spaziergang fortſetzt; dann beginnt ſie einen phantaſtiſchen Tanz, auf und neben dem Balken; ihre Bewegungen ſind ſo heftig, daß man ſich über ihre Kraft verwundern muß, der Schweiß läuft in großen, ſchweren Tropfen von ihrem Geſicht und ihren Händen, auch an ihren Kleidern verräth ſich die erhöhte Körperwärme. Das Geſicht verzerrt ſich, verräth nicht nur die körperliche Anſtrengung, ſondern auch Verzückung; was es auch ſein mag, Ehrfurcht, Angſt, Glauben an die Sache, es iſt mehr in dieſem zitternden Körper als bloße Ermüdung. Sie

hält einen Augenblick an um auszuruhen, ſie ſtöhnt. Sie ſcheint nicht mehr die Frau zu ſein, die ſie kurz vorher war; ſie hört nicht mehr auf die Worte, die zu ihr geſagt werden, ſie ſpricht vor ſich hin, ſie zittert und bebt. Einige Frauen nähern ſich, welche ihr Speiſen bringen; wenn ſie dieſelben annimmt, wird dies Segen über das Haus bringen, wo ſie ihr angeboten werden; ſie ſcheint dieſelben zurückzuweiſen, ſtammelt unzuſammenhängende Worte, ſingt, wie wenn es ein Grablied wäre. Die anderen Frauen, fünf oder ſechs an Zahl, jede mit etwas anderem in der Hand, fordern ſie in geſungenen Worten auf ſich der Speiſen zu bedienen. Es geſchieht in einer fremden Sprache (wie ein Alfuriſcher Häuptling verſichert, ſollen viele mogondoreſche Worte darin vorkommen). Die Walian antwortet in klagendem, weinendem Tone, der unangenehm berührt. Die Frauen murmeln ſacht vor ſich hin; man hört nur verwirrte Worte, ſcheinbar ohne Zuſammenhang. Endlich nimmt ſie Sirih von den Frauen an; ſie kaut, ſpuckt, wobei ſie ſich in Acht nimmt den Balken nicht zu berühren. Sie wird ruhiger, ſcheint ſich zu erholen. Die jüngere Walian hat den Tanz fortgeſetzt, ohne jedoch ſcheinbar zu einem ſolchen Grad der Erregung, wie ihre Genoſſin, zu kommen. Letztere fährt nun wieder in ihren Handlungen fort, die Erregung erreicht den höchſten Grad, der Teufel iſt in ſie gefahren und bleibt bei ihr, ſo lange ſie ſelbſt das will. Jetzt wird ſie eine der Kranken vom Fieber befreien; dieſelbe wird neben den Balken niedergeſetzt; ein Tuch am Söller befeſtigt, wo die Gaben, von denen oben geſprochen wurde, niedergelegt ſind, wird über ſie ausgebreitet und ihre Seele jetzt zurückgerufen.

Dies Zurückrufen iſt ſehr zuſammengeſetzt; es wird erſt Reis ausgeſtreut und dann läßt ſie den Lockruf ertönen; er gleicht dem Tone, mit dem wir Verwunderung oder Unzufriedenheit ausdrücken. (Auch um einen Hund zu locken gebrauchen die Eingeborenen dieſer Gegend einen Ton, den wir anwenden, um ihn zu verjagen.)

Die jüngere Walian greift nun die Henne bei den Füßen und ſchwingt ſie herum. Das Thier fängt begreiflicherweiſe an zu klagen und zu ſchreien; alles dieſes geſchieht um die Aufmerkſamkeit der Seele zu erregen und ſie zur Zurückkehr zu veranlaſſen; dazu dienen die Geſchenke, die aufgehäuft ſind, dazu das Singen, das Geſchrei des Huhnes, das Streuen von Reis; der Platz, den der Teufel eingenommen hatte, iſt ja wieder offen. Vielleicht befindet ſie ſich ſchon bei den Opfergaben. Die Alte nimmt nun einen Stock, an dem einige Tawa'an-Blätter befeſtigt ſind, und fegt damit in der Gegend, wo ſie die Seele glaubt, wobei ſie fortfährt zu rufen und zu tanzen; die jüngere Walian ahmt das Beiſpiel der älteren nach, die ihr mit einem Tuche, einer Art Schärpe, folgt; das Huhn hat ſie mittlerweile in Ruhe gelaſſen. Endlich ſcheint die Seele in die Tawa'an-Blätter gefahren zu ſein; die Walian nähert letztere behutſam dem Kopfe der Kranken; auf einmal wirft die jüngere Walian ein Tuch um die Blätter und hält dieſelben gut feſt, ein Schrei der Walian ertönt, das Tuch fällt über den Kopf der Kranken, eine letzte Beſchwörung und die Seele iſt wieder in ihrer alten Wohnung. Die Kranke wird nun unterſucht und dieſe entweder für geſund erklärt oder die Beſchwörung fortgeſetzt, bis die Seele zurückkommt.

Merkwürdig war es, wie die Kranke, eine ſehr gläubige Frau im mittlern Alter, nach der Feierlichkeit beſſer und aufgeräumter ausſah als vorher und ganz heiter ſchien; die Jüngere heilte nun noch mehrere Kinder, die alle unter ein Tuch geſteckt wurden. Leider konnte man der Behandlung des ärgſten Patienten nicht beiwohnen, da der Teufel, der in ihm war, zu den böſeſten gehörte, dem man nur in der Nacht beikommen konnte und es dem Berichterſtatter unmöglich war, ſo lange zu bleiben.

Auf der Oſtküſte Luzons.

Aus dem Nachlaſſe des verſtorbenen **G. Wallis.**

I.

Im Juni 1871 langte Wallis an der Oſtküſte Luzons im Pueblo Mauban[1]) an, um von dort aus die Fahrt nach der von wiſſenſchaftlich gebildeten Europäern ſelten beſuchten Inſelgruppe Polillo[2]) anzutreten. Es galt vor Allem ein Boot zu miethen. Nach langem Unterhandeln gelang es dem deutſchen Reiſenden, ein leichtes Segelboot, eine „Panca“[3]), für 20 Tage zu chartern. Die Preiſe waren nicht übermäßig theuer; der Pilot ſollte 6 Dollars, jeder der vier Matroſen 3 Dollars erhalten, außerdem ſollten zur Anſchaffung von Reis 3 Dollars ſofort ausgezahlt werden.

Am 15. verließ er Mauban, als es ſchon zu dunkeln anfing. Die See war etwas bewegt; trotzdem überließ Wallis ſich einem geſunden Schlafe, aus dem er erſt erwachte, als das Boot bei hellem Sonnenſcheine vor Polillo Anker warf. Laſſen wir den Reiſenden mit ſeinen eigenen Worten reden: „Ein Stoß rüttelte mich aus dem Schlafe und wohl hatte ich mir die Augen zu reiben über das, was ſich um uns her dem Blicke darbot. In den ſchönſten Metall- und Regenbogenfarben breiteten ſich auf dem ſeichten Grunde des Meeres unzählige Muſchelthiere aus und zwar von jener unter dem Namen der Venusmuſchel bekannten Art. Da ſie meiſt in ſo ſonderbarer, ja myſteriöſer Weiſe von Korallenſtauden eingeſchloſſen waren, ſo wußte ich zuerſt nicht recht, was für Thiere ich vor mir hatte. Gerade wollte ich mit einem Finger die räthſelhaften Geſtalten betaſten, als man mich noch rechtzeitig warnte, das Thier hätte zwiſchen ſeinen Schalen mir denſelben zerquetſcht. Nächſt dieſen Muſcheln feſſelten meine Aufmerkſamkeit die eigenthümlichen Holothurien (Balate der Spanier), all die langarmigen Weſen, deren tauſendfüßige Glieder ſternartig aus Löchern hervorſproſſen. Sie züngeln damit nach verſchiedenen Richtungen und kaum hat man die Hand nach ihnen ausgeſtreckt, ſo ſind ſie auch ſchon im Loche verſunken. Wie das alles ſpielt und ſchillert in den herrlichſten Farben der Iris! Mein Entzücken ſtieg aber auf das höchſte, als

---

[1]) Gemeinde der Provinz Tayábas mit 9005 Einwohnern. Mauban wurde 1871 von Dr. A. B. Meyer beſucht.

[2]) Die geſammte Inſelgruppe zählte im Jahre 1870 nur 1109 Einwohner.

[3]) So ſchreibt Wallis; die richtige Schreibweiſe iſt: Panco (ein leichtes Segelboot von 3 bis 35 Tonnen Gehalt).

ich über all dies an den Boden feſtgeheftete Gewürm andere Weſen ihre Straße ziehen ſah: mit dem tiefſten Blau unausſprechlich ſchön gefärbte Fiſchchen, 1½ Zoll lang, welche die Pracht der gerühmten Gold- und Silberfiſche weit hinter ſich zurückließen! Aehnliches gilt von anderen roſaroth gefärbten Fiſchlein. Am Strande einer kleinen Inſel — Calovian — fing ich ſonderbare aſſelartige Thierchen, die in dem Sande herumkrochen und ſich in denſelben zu verbergen ſuchten. Sie ſammelten ſich um kleine Fleiſchſtückchen, die ſie begierig fraßen, ja ihre Gefräßigkeit iſt wahrhaft mörderiſch zu nennen; die ins Waſſer ausgeſtreckte Hand beſtürmten ſie und ſuchten gleich anzubeißen. Ebenſo fing ich einmal auf dieſe Weiſe winzig kleine Krabben, welche ebenfalls ſofort anbiſſen."

Die Vegetation in der nächſten Umgebung des Pueblo Polillo auf der gleichnamigen Hauptinſel dieſer kleinen Eilandgruppe erſchien dem Reiſenden dürftig, denn er ſtieß vorwiegend auf milchende und überhaupt mit ſcharfen Säften erfüllte Gewächſe. Der Strand ſelbſt wies Convolv. littoralis auf, dann folgten Asclepias, Ficus, Euphorbien, ja auch Vinca rosea wucherte überall, die Mauern der Kirche und anderen Gebäude bekleidend. Alle derartige Gewächſe verkünden gemeiniglich ſchlechten und dürren Boden. Da Wallis um Pflanzen — womöglich neue unbekannte Arten — zu ſammeln dieſe Reiſe unternommen hatte, ſo brach er von dem nichts verſprechenden Pueblo Polillo auf, um die Inſel bis zur Gegenküſte durchſtreifend das kleine Dorf Burdeos[1]) zu erreichen. Wallis ſchreibt hierüber: „Ich dachte, es ſei eine leichte Mühe ein Inſelchen zu durchſchneiden, muß aber geſtehen, daß es eine der ſchwierigſten Excurſionen war, die ich je unternommen. Ein Marſch von 6 Leguas auf den ſchlechteſten unwegſamen Pfaden bergauf, bergab ſollte etwas bringen die Mühe zu entgelten und doch fand ich mich trotz all der Waldespracht nur wenig befriedigt." Auf dieſem Zuge fand Wallis eine geographiſche Meile weit landeinwärts Korallenfelſen, in denſelben bizarren Spitzen und Riffen, wie man ſie wohl in der See findet. In Burdeos angelangt, fand er das Dorf gänzlich leer, wie ausgeſtorben; alle Einwohner, ein Dutzend ausgenommen, hatten ſich nach dem benachbarten Inſelchen Calovian begeben, um Trepang (Balate) zu fiſchen. Es gelang Wallis ein ſegelfertiges Boot zu miethen und mit dieſem ſetzte er nach Calovian über, von wo er ſich nach der Isla Mocha-mayor begab. Beiden und auch wohl den umliegenden Inſeln iſt ein weiter, flacher und ſteiniger Strand eigen. Auch hier waren die zum Tagalen-Stamme gehörigen Fiſcher damit beſchäftigt, Trepang zu ſammeln und über dem Feuer die Nacht hindurch zu dörren. Sie ſelbſt genießen dieſe widerliche Speiſe nicht, ſondern verkaufen ſie an Zwiſchenhändler, welche die Waare auf den Markt von Manila bringen, wo ſie ein von den Chineſen geſuchter Handelsartikel iſt. Der Picul Trepang koſtete damals auf Polillo 5 bis 6 Dollars, in Mauban 8 bis 9 Dollars, in Manila 20 Dollars und in China 36 bis 50 Dollars. Wallis fand hier an Muſcheln Cypraea tigrina, Venusmuſchel, ſowie andere Cypraeen. Auf den Felſen wuchs eine Chamaesistis (Cephalotaxis?). Tagalen brachten Vogeleier von blauer Farbe herbei; nach ihrer Ausſage ſtammten ſie von einem Vogel her, welcher von ihnen „Le-par" genannt wurde, der am Strande lebt und von ſchwarzem Gefieder ſein ſoll. Von Mocha-mayor kehrte Wallis nach Polillo zurück und widmete nun ſeine Aufmerkſamkeit deſſen Bewohnern. Laſſen wir den Autor ſelbſt reden:

„Die Leute leben in Einfachheit und Dürftigkeit; ich ſah, was ich noch nie geſehen, hier die Früchte der Mangle (Rizophora-Species) als Speiſe verwenden; man kocht ſie nämlich und ſchneidet ſie mit einem Bambuſtäbchen in lange Streifen, wonach man ſie an der Luft trocknet und mit Reis oder Fleiſch vermengt ißt." Unter den Früchten fiel ihm der Halupát auf; er kommt von einer Anonacea, iſt ſehr wohlſchmeckend und einſamig, das Korn iſt groß und ſchwarz mit weißlichem Nabel, ſowie von einem weißen Mantel umgeben, der jedoch ungleich aufliegt. Bei einiger Kultur müßte dies eine vorzügliche Frucht abgeben, das Fleiſch ſchmeckt ähnlich wie Sapotaceen. Das Aeußere der Frucht erinnert an die Anona (Fruta de Conde), nur iſt es ein Diminutiv, ſo groß wie eine Wallnuß."

Bei ſtürmiſcher See verließ Wallis Polillo, um das auf der Oſtküſte Luzons liegende Binangonan[1]) zu erreichen. Die weite Bucht dieſes Namens bot ein ganz eigenthümliches Schauſpiel. Ganz im Gegenſatze zu den gewöhnlich die Küſte bekleidenden Mangle-Dickichten war hier das Waſſer ringsum von hohen Caſuarinen umſäumt, Pflanzen, die durchaus nicht zu dieſer tropiſchen Küſte paſſen und auch in der That ihr nicht als autochthon angehören. Sie ſind Eingewanderte, fern über das Meer von Auſtralien her Verirrte, die hier einſt eine Heimath ſuchten und in dem lockern groben Sande der gaſtlichen Küſte auch anſcheinend fanden. Zwiſchen den Stämmen der Caſuarinen erkennt man deutlich Crinum und Convolvulus marinus, der auch in Südamerika den Strand überzieht. Hat man die Barre des Fluſſes hinter ſich, ſo treten erſt die Manglares (Mangle-Dickichte) auf und ziehen ſich dann auch ſtundenweit in das Land hinein.

Wallis ſchreibt dann weiter: „Hier befanden wir uns auf einem Fluſſe, in einer Lage, die in Amerika mich eine ſchreckliche Nacht hätte fürchten laſſen; in dieſer Weltgegend ſind aber die Moskitos ſo geringzählig, daß ein von ihnen Geprüfter wenig durch ſie beläſtigt wird. So brachte ich die Nacht ruhig im Boote zu. Binangonan liegt zehn Minuten weit einwärts in einer fruchtbaren, freundlichen Ebene. In einem reinen großen Gebäude wohnt der Kommandant (der Küſtenwache), in welchem ich einen vortrefflichen Mann kennen lernte, wie es deren nur wenige giebt. Er benahm ſich gegen mich ſo liebenswürdig und gaſtfreundlich, daß ich bedauerte nur kurze Stunden in ſeiner Geſellſchaft weilen zu können. Er iſt in Afrika geboren, jedoch von ſpaniſcher Abkunft und obſchon er ſein ganzes Leben in den tropiſchen Beſitzungen Spaniens verbracht hat, ſo bewahrte er doch eine Energie und eine Thätigkeit, die mich wirklich in Erſtaunen ſetzten. Von ſeinen theils in Weſtindien, theils auf den Philippinen geborenen Kindern läßt ſich daſſelbe ſagen; es waren ſo muntere Springinsfelde, wie ſie unter der Sonne der Tropen nur ſelten zu finden ſind. Außer vielen anderen Aufmerkſamkeiten überraſchte er mich durch ein Ehrengeleite von berittenen Soldaten unter der Führung eines Fähnrichs."

[1]) Bildet mit Polillo eine Gemeinde.

[1]) Zählte im Jahre 1870 6387 Einwohner (incl. einiger entfernter gelegenen Dörfer).

Kürzere Mittheilungen.

Elsässische Hausſprüche und Inſchriften.

Aus den „Mittheilungen des Vogeſenklubs" liegt uns ein Separatabdruck vor: Hausſprüche und Inſchriften im Elſaß, geſammelt von Kurt Mündel (Straßburg 1883). Es ſind Inſchriften an Häuſern, in Wirthsſtuben, auf Geräthen, Ofenplatten, Grabſteinen und Glocken, die der Herausgeber auf langjährigen Wanderungen durch das Land zuſammengebracht hat und durch deren Veröffentlichung er zur Nachahme, zur Aufzeichnung der noch fehlenden Inſchriften anregen möchte. „Sollte durch dieſes Zuſammenarbeiten ein möglichſt vollſtändiges Inventarium der elſäſſiſchen Hausſprüche entſtehen, ſo würde dadurch ein Beitrag für die Kulturgeſchichte des Landes geliefert ſein, klein, aber intereſſant, wie ihn meines Wiſſens noch kein Theil Deutſchlands beſitzt." Wir können uns nicht verſagen, einige charakteriſtiſche Sprüche zur Probe hier anzuführen. So trägt ein Hofbrunnen in Kayſersberg folgende Inſchrift vom Jahre 1618:

„Drinkſtv waſer in beim Kragen
Vber Diſch es kalt din Magen
Drink maſig alten ſvbtilen Wein
Rath ich vnd las mich waſer ſein."

Ebenda an der St. Michaelskapelle, dem Beinhaus:

„So iſt's recht
Da liegt der Meiſter bei ſeinem Knecht."

oder etwas anderes an der St. Arbogaſtkirche zu Rufach:

„Gont her und ſehent das Recht.
Hie liet der her bi dem Knecht
Nun gont für bas in
Und luget wer mag der here ſin."

Aus Straßburg greifen wir folgende heraus: Inſchrift von 1588 an einem Hauſe der Drachengaſſe (jetzt verſchwunden):

„Wo Landsknecht ſieden und braten
Pfaffen zu weltlichen Dingen rathen
Und d' Weiber führen das Regiment
Do nimmt's ſelten ein guts End."

Ebenfalls verſchwunden iſt folgende Inſchrift am Hauſe der Seilerfamilie Kammerer in der Kaufhausgaſſe:

„Die kleinen Diebe hängt man auf
Die großen läßt man laufen.
Wär dies nicht der Welten Lauf
Würd ich mehr Sträng verkaufen."

Auch franzöſiſcher Witz hat ſich in Form eines Rebus dort verſucht. Am Eſtaminet du Pêcheur in der Schiffleutſtaden Nr. 4 lieſt man über der Thür:

0. 20. 100. 0!
(d. h. Au vin sans eau.)

An einem Hauſe in Obermodern, Kreis Zabern, ſteht:

„Wer da aus und eingeht
und ſein Sinn zum ſtehlen ſteht
der bleib dranſen.
Unſere Katzen können ſelbſt manſen."

Und über einer Gartenthür zu Zinsweiler, Kreis Hagenau:

„Und wenn Du in mi Gärdle geeſchd
So wirf i di mit Steine
Und triff i di, ſo iſcht's ſchon recht
Ein andermal blieb d'heime."

Etwas derb ſind folgende Aufſchriften auf Schüſſeln in Salm, Kreis Molsheim. Unter einem Vogel ſteht:

„Wann dieſer Vogel thut ſtiegen
So wird unſer Magd einen Mann kriegen."

und auf einer zweiten Schüſſel:

„Gott allein die Ehr
Unſer Magd die iſt kein Jungfer mehr."

Und zum Schluſſe folgende Inſchrift von 1773 auf einem Faſſe im Spital zu Straßburg:

„ſechs hundert ohmen werd ich allzeit faſſen
was aber drüber iſt nicht in mich gießen laſſen.
O leſer! nimm mich ſtets zu deinem Beiſpiel an,
ein ſchelm wer mehr verſchluckt als er vertragen kann."

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der eben erſchienene „Illuſtrirte Führer durch Dalmatien" (Wien, A. Hartleben) iſt der erſte in ſeiner Art und wird darum gewiß vielfach willkommen geheißen werden. Für den praktiſchen Gebrauch wäre es aber wohl vorzuziehen, wenn die vielen Bilder, ſo hübſch dieſelben auch ſind, fortblieben und dafür den Karten mehr Sorgfalt und dem Vokabelverzeichniſſe (Italieniſch, Serbiſch, Griechiſch, Türkiſch) mehr Raum eingeräumt würde. Im Anhange werden auch Korfu, die Joniſchen Inſeln und die albaniſche Küſte kurz behandelt.

Aſien.

— Ingenieur Leſſar iſt mit einer Expedition nach Tſchardſchui abgegangen, um das dort vom Amu-daria abzweigende alte Flußbett näher zu unterſuchen.

— Mancherlei Projekte zur Schaffung neuer Waſſerſtraßen tauchen jetzt auf, die wenig Ausſicht auf Verwirklichung haben, aber die geringſte von allen ſcheint uns doch dasjenige zu haben, welches jetzt in England auf das Tapet gebracht worden iſt: der Paläſtina-Kanal. Der Plan iſt folgender: einen Kanal von 200 Fuß Breite und 40 Fuß Tiefe von Haifa am Vorgebirge Karmel durch die Ebene von Jesreel nach dem Thale des Jordan zu graben und einen zweiten vom Todten Meere ſüdlich zum Golfe von Akaba; dann ergöſſen ſich die Wogen des Mittelländiſchen Meeres in den Jordan, ſetzten deſſen Thal unter Waſſer und dieſer See böte Raum für die größten Schiffe. Dieſer ſchon in den dreißiger Jahren auftauchende Plan hat zunächſt aber den Haken, daß man über die phyſiſchen Verhältniſſe des Gebietes zwiſchen dem Todten und dem Rothen Meere, des Wadi Araba, nicht ganz im Klaren iſt, und um dieſes wiſſenſchaftlich unterſuchen zu laſſen, hat ſich in England unter dem Vorſitze des

Herzogs von Marlborough eine kleine Gesellschaft gebildet. Liegen die Verhältnisse dort günstig, so sollen die Aufnahmen nach dem Mittelländischen Meere hin fortgesetzt, andernfalls das Projekt fallen gelassen werden. — Wir bemerken dazu nur Folgendes: Der Kanal von Haifa nach dem Jordanthale hätte eine Länge von ca. 40 engl. Meilen (nicht 25, wie es in dem Projekt heißt, s. „Mail" vom 18. Mai 1883) und sein höchster Punkt unweit des alten Jesreel (heute Zera'in) käme etwa 70 m hoch zu liegen. Der zweite Kanal vom Todten zum Rothen Meere aber würde mindestens 110 engl. Meilen lang, und sein höchster Punkt, die Wasserscheide unweit von Ain Gharandel soll nach Vigne 240 m über dem Meere liegen. Die technische Möglichkeit davon zugegeben, so erhielten wir einen Binnensee, welcher das ganze Jordanthal von irgend einem Punkte im Süden des Todten Meeres an bis fast zum Südufer des Merom-Sees erfüllte. Die englische Gesellschaft will „die spärlichen Bewohner des Gebietes" mit einer Million Pfund Sterling entschädigen. Aber ein Blick auf die neue englische Aufnahmekarte von Westpalästina und die dort eingetragene blaue Linie, welche alles Land unter dem Meeresspiegel einfaßt, zeigt, daß dieser See Orte von solcher historischen Bedeutung wie Kapernaum, Magdala, Tiberias, Skythopolis (Beisan) und Jericho verschlingen würde — und ob sich das bibelgläubige England dies von einigen spekulirenden Rhedern und Kaufleuten gefallen ließe, wäre doch abzuwarten. Wir vermögen darum das Projekt nicht ernst zu nehmen, aber es sollte uns freuen, wenn bei diesem Anlasse der Wadi Araba aufgenommen würde.

Afrika.

— Dr. Colin hat sich im Auftrage der französischen Regierung nach Westafrika begeben, besonders um die Goldminen von Bure und Wassallah im Quellgebiete des Bachoy (rechter Zufluß des obern Niger) zu untersuchen und dieselben eventuell für Frankreich mit Beschlag zu belegen. Colin, welcher die Zukunft des dort sich bildenden französischen Kolonialreiches für hoffnungsvoll hält, befürwortet die Einführung chinesischer Kulis.

— P. Roblet, ein auf Madagaskar stationirter katholischer Missionar, hat dort Material für die Karte der Provinz Imerina gesammelt und unter anderem den Tsiafajavona (d. h. nie ohne Wolken), die höchste Spitze des Gebirges Ankaratra und zugleich der Insel, bestiegen und zu 2632 m bestimmt. Ein anderer Missionar, P. Caussèque, hat eine malgassische Grammatik des Französischen veröffentlicht. Am 1. Juli 1882 gab es 80 905 Katholiken auf der Insel mit 48 Priestern, 8 Schulbrüdern, 20 Schwestern und 530 Lehrern. Die Schulen wurden von 19 103 Kindern (9134 Knaben und 9969 Mädchen) besucht.

Australien.

— Nach einem officiellen Berichte des Government Resident, Mr. E. W. Price, zählte die zu Süd-Australien gehörige Ansiedelung am Port Darwin an der Nordküste am Schlusse des Jahres 1882 eine Bevölkerung von 4262, gegen 4073 am 30. Juni desselben Jahres. Davon waren 517 Europäer, 3725 Chinesen und 20 Malaien. Die Revenue aus den Eingangszöllen ergab für das Jahr 20 000 Pfd. St. Die Goldfelder, auf welchen 60 Europäer und 1500 Chinesen beschäftigt waren, lieferten einen Ertrag von 23 016 Unzen im Werthe von 80 721 Pfd. St. Die jungen Zuckerrohrplantagen schienen günstig fortzuschreiten, hatten aber auch von der weißen Ameise zu leiden. Die Chinesen hatten sich auf Reisbau gelegt und wollten denselben in großem Umfange betreiben, um dadurch den hohen Eingangszoll auf Reis — ½ P. = 4,16 Pfennig pro Pfund — los zu werden.

— Victoria besaß am Schlusse des Jahres 1882 in runder Zahl eine Bevölkerung von 900 000, gegen 882 232 im Vorjahre. Die Eingeborenen zählten nur noch 780, 460 männliche und 320 weibliche, und davon lebten 556 auf den sechs Missionsanstalten der Kolonie. Die Revenue des Jahres 1882 ergab 5 697 894 Pfd. St. gegen 5 428 939 Pfd. St. im Vorjahre. Es flossen 1 780 509 Pfd. St. aus Eisenbahnen, 1 757 420 Pfd. St. aus Eingangszöllen, 791 234 Pfd. St. aus Kronland, 577 559 Pfd. St. aus Inlandzöllen, 312 334 Pfd. St. aus dem Post- und Telegraphenwesen u. s. w. Die Ausgaben wurden durch diese Revenue überreichlich gedeckt. Die öffentliche Schuld hatte die Höhe von 22 121 202 Pfd. St. erreicht oder 24 Pfd. St. 22 Sh. 6 P. pro Kopf der Bevölkerung. Dazu würde dann noch eine neue vierprocentige Anleihe von 4 000 000 Pfd. St. kommen, welche Ende Januar 1883 auf dem Londoner Geldmarkte kontrahirt ward. Der Import des Jahres bewerthete 18 659 179 Pfd. St. gegen 16 718 521 Pfd. St., und der Export 16 159 835 Pfd. St. gegen 16 252 104 im Vorjahre. Die Goldfelder erwiesen sich ergiebiger als in den letzten Jahren und lieferten einen Ertrag von 1 066 533 Unzen, im Werthe von 4 266 132 Pfd. St. Es wurden 353 788 Unzen exportirt, 688 438 in der Melbourne-Münze verprägt und der Rest befand sich im Depot der Banken. An Wolle wurden 344 203 Ballen verschifft, gegen 327 549 im Vorjahre, und die Ausfuhr an Weizen und Mehl bewerthete 917 081 Pfd. St. Victoria hatte am Schlusse des letzten Jahres 1402½ Miles gleich 2257 km Eisenbahnen im Betrieb, aus deren Einnahmen sich das Anlagekapital mit ziemlich 4½ Procent verzinste. Eine sehr beträchtliche Anzahl neuer Bahnen war theils im Bau, theils vom Parlament genehmigt worden. Für die hohe Bedeutung, zu welcher sich die australischen Kolonien in der verhältnißmäßig kurzen Zeit ihrer Existenz aufgeschwungen haben, spricht ein Erlaß des jetzigen Kolonialministers Earl of Derby, nach welchem vom 1. Januar 1883 ab die Generalagenten der Kolonien Victoria, Neu-Süd-Wales, Süd-Australien, Queensland und Neu-Seeland zu dem Range fremder Gesandten erhoben sind.

Südamerika.

— Als Dr. E. R. Heath im Jahre 1880 den Rio Beni hinabfuhr (vergl. „Globus" Bd. 41, S. 64), traf er in Santa Ana, dem letzten und nördlichsten Lagerplatze von Kautschuksammlern, eine Familie von Pacavara-Indianern, welche den Bolivianern beim Sammeln und bei der Bestellung von Reis-, Yuca-, Bananen-, Zuckerrohr- u. s. w. Feldern half. Beide Geschlechter durchbohren die Nasenscheidewand und stecken von beiden Seiten Federn hinein, so daß es von weitem aussieht, als hätten sie dicke Schnurrbärte. In den Ohren tragen sie die Augenzähne von Alligatoren. Ihre Hautfarbe ist fast weiß, und ihre Frauen würden, in civilisirter Weise gekleidet, fast durchweg als Schönheiten gelten können. Merkwürdig ist ihre Art zu zählen: sie schließen die Hände und sagen bei jedem Finger, den sie ausstrecken, „nata". Beim zehnten Finger sagen sie „etschasu". Brauchen sie eine höhere Zahl, so wiederholen sie bei jedem Zehen ihr „nata" und beim zehnten und letzten „etschasu". So fahren sie im Benutzen von Fingern und Zehen fort, bis sie bei der gewünschten Zahl angekommen sind.

Inhalt: Das heutige Syrien XXIX. (Mit fünf Abbildungen.) (Schluß.) — Die Todas I. (Mit zwei Abbildungen.) — Dr. Hans Meyer: Von Nagasaki nach Hiogo, Kobe und Osaka II. (Schluß.) — Ueber einige Gebräuche der Bewohner von Celebes II. (Schluß.) — G. Wallis: Auf der Ostküste Luzons I. — Kürzere Mittheilungen: Elsässische Hausprüche und Inschriften. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Südamerika. (Schluß der Redaktion 26. Mai 1883.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIII. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Die Todas.

(Die Abbildungen theils nach Photographien, theils nach Skizzen des M. Janssen.)

II.

Die Todas glauben, wie so viele andere Wilde und auch civilisirtere Völker, daß die Verfinsterung der Sonne das Werk eines großen Drachen ist, welcher das Gestirn verschlingen will. Sie fragten die Franzosen, ob sie mit ihren Instrumenten diesen Kampf gesehen hätten, und auf deren bejahende Antwort unterhielten sie sich sehr lebhaft: ein unter ihnen befindlicher Priester bezog sich nämlich auf die Autorität der Fremden, um seine Lehren zu bekräftigen. Dieser kleine Vorfall gestaltete die Beziehungen zu den Todas freundlicher, und Janssen benutzte das, um sie zu zeichnen und Schädelmessungen anzustellen, während seine Frau Aufzeichnungen machte. Einige Tage später erhielten sie auch die Erlaubniß, eine Niederlassung der Eingeborenen, die in unserer Abbildung dargestellte, zu besuchen. Dieselben liegen stets an einer wohl ausgewählten Stelle, auf dem höhern Theile der Berge und so viel wie möglich durch natürliche Terrainfalten vor den Blicken des Reisenden verborgen. Das „mund“ oder Haus der Todas hat, wie man sieht, eine spitzbogenförmige Front, ist etwa 10 Fuß hoch, 18 Fuß lang und 9 Fuß breit. Die als Thür dienende Oeffnung ist nur 32 Zoll hoch und 18 Zoll breit und wird durch ein Stück Holz geschlossen, welches zwischen zwei starken, im Innern der Hütte tief in die Erde getriebenen Pfählen auf und nieder gleitet. Die Häuser sind sehr reinlich, bestehen aus Bambu, der mit Rotang zusammengebunden ist, und sind von oben bis unten mit Stroh bedeckt. Das Innere ist ein einziger Raum von 15 bis 18 Fuß im Geviert, in dessen Mitte ein großer Mann aufrecht stehen kann. An der einen Seite befindet sich eine kleine, mit einem Büffelfelle und einer Matte bedeckte Erhöhung von Erde, die Schlafstelle; gegenüber ist die Feuerstelle und der Aufbewahrungsort für Geräthe, wie Kupferschüsseln, Maße aus Bambu, ein Beil u. s. w., und im Hintergrunde ist Brennholz aufgeschichtet. Der Stößel zum Stampfen des Kornes ist mit einem Rotang an der Wand befestigt — denn hier werden weder Nägel noch Seile verwendet — und der Mörser besteht einfach aus einem runden, 7 bis 8 Zoll im Umfange haltenden Loche im Boden, das durch den Gebrauch ganz fest geworden ist. Die Hütte umgiebt ein Raum von etwa 30 m im Geviert, welcher von einer 3 bis 4 m hohen Mauer aus losen Steinen eingefaßt wird. Dort wohnt die ganze Familie; diejenige, welche die Reisenden besuchten, bestand aus zwölf Köpfen. Neben der Haupthütte stand eine zweite, viel kleinere, deren Besichtigung ihnen nicht gewährt wurde. Dort wohnte der Varshali oder Familienpriester, von welchem später die Rede sein wird. Etwas weiterhin stand eine dritte Hütte, zur Aufnahme junger Büffel bestimmt, und noch entfernter ein kreisrunder Zaun, in welchen zur Nachtzeit die Büffelherde getrieben wird. Dies alles zusammen bildet ein Dorf.

Die Todas haben eine hohe Meinung von sich und ihrem Stamme und betrachten sich als Urbewohner der Nilgherries, als Eigenthümer und Herren des Bodens, weshalb die anderen Stämme ihnen Grundzins zahlen müssen. So liefern ihnen die ackerbauenden Badagas jährlich etwa den sechsten Theil der Ernte ab. Vortrefflich ist der

Toda-Typen. (Nach Photographien.)

Digitized by Google

Eindruck, welchen der ſchöne Wuchs der Todas, die edlen Züge und die Leichtigkeit ihrer Bewegungen machen, und vortrefflich ſitzt ihm auch ſein eigenthümliches Kleid, der weite Mantel von dicker ungebleichter Baumwolle. Die Männer ſind von lichterer Hautfarbe als die Indier; ein dichter, ungepflegter Bart bedeckt das ganze Geſicht und ein mächtiger Haarwuchs den ſtets bloßen Kopf. Viele tragen am Knöchel einen ſilbernen Ring.

Nach ihrem einfachen Leben und ihrer Bedürfnißloſigkeit zu ſchließen, ſind die Todas ſehr arm; aber bei Anläſſen, wo ihre Religion es fordert, z. B. bei Begräbniſſen, haben ſie ſchon wahre Schätze zum Vorſchein gebracht, die ſie dann vergraben, wahrſcheinlich um ſie vor ihren Beſiegern zu verbergen. Ihr Reichthum beſteht in Vieh; nicht ſelten beſitzt eine Familie 70 bis 80 Büffel, welche unter Aufſicht der Eigenthümer den ganzen Tag im Freien weiden. Die ganze Beſchäftigung dieſer Menſchen beſteht überhaupt nur darin, ſich in den Bergen umherzutreiben. Sitzend oder auf ſeinen Stab gelehnt, majeſtätiſch in ſeinen Mantel gehüllt, ſtill und ſchweigſam, erinnert der Toda an Figuren des Alterthums — hat man ſie doch für Abkömmlinge von Römern gehalten, weil ſie die Toga tragen! Tag für Tag verſtreicht ihm in dieſer Einöde und Thatenloſigkeit, in Geſellſchaft ſeiner Herde, welcher er mehr nachgeht, als daß ſie ihm folgt. Sie iſt ſein Ein und Alles, auf ſie concentriren ſich alle ſeine Wünſche und ſeine Liebe: ja er hat ſie zu einem Gegenſtande ſeines Kultus gemacht.

Toda-Typus.

Die dortigen Büffel unterſcheiden ſich von denen der Ebene und ſcheinen eine den Nilgherries eigenthümliche Art zu ſein. Sie haben einen rieſigen Körper, kurze, aber ſehr kräftige Beine, einen ſehr ſtarken Kopf und gewaltige, ſehr nach innen gekrümmte Hörner. Es ſind ſtolze, wilde und für den Fremden ſehr gefährliche Thiere. Wenn irgend etwas ſie erſchreckt, ſo ſenken ſie den Kopf, rücken in Maſſe vor und rennen alles, was ihnen in den Weg kommt, über den Haufen. Ihren Herren gegenüber aber ſind die Thiere völlig zahm und gehorſam. Wenn Abends die Herde in ihre Umzäunung gebracht wird, ſo verſammeln ſich alle Einwohner des Dorfes, begrüßen die Thiere achtungsvoll, indem ſie die Hand zur Stirn erheben und ſprechen „Möge alles gut gehen!“ und ziehen ſich nicht eher zurück, als bis die Büffel für die Nacht eingehegt ſind.

Ein ſo unthätiges und träumeriſches Volk hat natürlich nur wenige Bedürfniſſe und begnügt ſich mit einfacher Nahrung, mit Milch, wildwachſenden Früchten und einer Art Kuchen, die aus geronnener Milch und dem von den Badagas gelieferten Mehl beſtehen. Salz wenden ſie nur alle drei oder vier Tage an.

Trotz der Ueberwachung Seitens der engliſchen Behörden iſt bei ihnen der Kindermord in Uebung: jede Familie läßt nur eine Tochter am Leben und erſtickt die ſpäter geborenen. Bei Heirathen muß nur eine Bedingung beobachtet werden: die Gatten müſſen derſelben Klaſſe, deren es fünf giebt, angehören. Sonſt aber entſcheidet nur die Neigung: das junge Mädchen bittet ihre Mutter, ſie in die erwählte Familie zu führen; iſt dies geſchehen, ſo bezahlt der Bräutigam ſeinem Schwiegervater 20 bis 30 Rupien, und damit iſt die Ehe geſchloſſen. Dem Gebrauche gemäß wird die junge Frau zugleich die Gattin aller Brüder ihres Mannes; ihr erſtes Kind gilt als das des älteſten Bruders, das zweite als das des zweiten und ſo fort. Dieſe Verbindung iſt auch keineswegs unlöslich: wenn es der Frau in der Familie ihres Mannes nicht gefällt, ſo kann ſie dieſelbe verlaſſen, ſich eine andere ſuchen und dies Verfahren mehrmals wiederholen. Der Mann genießt daſſelbe Recht. Er betrachtet ſich indeſſen als den Beſchützer ſeiner Frau, ſorgt für ſie und begleitet ſie bei ihren wenigen Ausgängen; naht ihre Entbindung heran, ſo führt er ſie in eine kleine, von ihm im Walde erbaute Hütte und bringt ihr täglich ihre Nahrung dorthin. Dort lebt ſie in völliger Zurückgezogenheit und unterhält Verkehr nur mit einigen Freundinnen, welche ihr bei der Geburt des Kindes Beiſtand leiſten müſſen. Vor Fremden zeigen die Frauen etwas Scheu. Ihre Kleidung unterſcheidet ſich in nichts von derjenigen der Männer. Sie haben ebenfalls regelmäßige Züge, und ihre ſchönen ſchwarzen glänzenden Haare, in der Mitte der Stirn geſcheitelt, bilden oft prächtige Locken. An Schmuckſachen tragen ſie nur ſilberne oder kupferne Armringe und um den Hals eine Art Amulett; Gliedmaßen und Bruſt werden tatuirt. Sie ſind ſanft, ihren Männern gegenüber unterwürfig, verlaſſen ſelten das Haus und arbeiten wenig, da ihre einzige Obliegenheit in der Bereitung der Speiſen beſteht. Leidenſchaftlich lieben ſie den Chorgeſang und laſſen ſich gern vor Fremden hören; aber angenehm ſind die gutturalen Stimmen, die ausdrucks- und modulationsloſen Geſänge durchaus nicht.

Ueber Religion der Todas läßt ſich faſt ebenſo ſchwer etwas ſagen, wie über ihre Geſchichte. Die Engländer glaubten bei ihrem Eindringen in das Land bei den geringſten Spuren auf Reſte alter Tempel zu ſtoßen. Dieſelben ſind aber ſehr ſelten und jetzt exiſtiren ihrer nur drei. Die vorhandenen Ruinen, welche noch kleine irdene Rinderfiguren enthalten, waren wahrſcheinlich Begräbnißſtätten einer Familie. Soweit ſich urtheilen läßt, beſteht die Religion der Todas nur aus Aberglauben und ſonderbaren Gebräuchen; vielleicht aber vermögen wir den tiefern Sinn derſelben nicht zu verſtehen, vielleicht ſind es entartete Ueberbleibſel eines einſt höher ſtehenden Kultus. Ein Hauptgegenſtand des Kultus iſt die „heilige Glocke“, welche der ſchönſte Büffel um den Hals trägt, und die den Hauptgott Hiriadeva vorſtellt; ihr bringt der Prieſter Spenden an Milch dar und an ſie richtet er ſeine Gebete. Außerdem giebt es noch einen beſondern Gott, der vor einer Tigerjagd angerufen wird. Jeder Tempel beſitzt einen geweihten Büffel mit einer heiligen Glocke; er dient zugleich dem Palaul oder Prieſter zur Wohnung. Doch betreten die Todas niemals den Tempel um zu beten. Jede Familie unterhält bei ihrer Wohnung einen Prieſter geringern Grades, einen Barſhali, welcher an Stelle aller übrigen die hauptſächlich in der Sorge für die Herde beſtehenden religiöſen Pflichten

zu erfüllen hat. Sein Amt kann er niederlegen; während desselben darf er keine Milch, sondern nur Getreide genießen, das er von den Badagas erhält. Doch macht man ihm einen Büffel zum Geschenk. Die Frauen betreten seine Wohnung nie. Was der Bartholi für die Familie, das ist der Palaul für den ganzen Stamm. Derselbe erfreut sich, wie die indischen Fakirs, großer Macht und gewisser Privilegien, muß aber vor Antritt seines Amtes sich ziemlich harten Proben unterziehen und hat sehr strenge Verpflichtungen. Es kommt vor, daß ein Palaul trotz seinen abgelegten Gelübden auf sein Amt verzichtet; er setzt sich aber dadurch der Mißachtung des ganzen Stammes aus, denn er wird nur schwer ersetzt. Trohungen und Unartereien ihre Zuflucht nehmen, um den Erwählten ihren Wünschen geneigt zu machen. Der Palaul muß in vollständiger Abgeschlossenheit leben, getrennt selbst von seinem Gehilfen, dem Kalvaul, und darf niemals das heilige „mund", den Tempel, verlassen; dort bringt er seine Zeit mit Betrachtungen und Gebeten zu und muß sich ausschließlich von Milch nähren. Zum Ersatz dafür ist sein Ansehen und seine Macht sehr groß und erstreckt sich nicht auf die Todas allein, sondern auf alle Stämme der Nilgherries. Ein jeder beweist ihm die höchste Achtung, wirft sich vor ihm zu Boden und darf ihn nur nach erhaltener Erlaubnis und aus einer gewissen Entfernung anreden. Niemals trifft eine Forderung des Palaul auf Widerspruch.

Das Volk schreibt an Zauberei zu glauben und schreibt in dieser Hinsicht dem Palaul übernatürliche Macht zu; die Furcht vor ihm ist eine der Ursachen ihrer Unterwürfigkeit und ihres Glaubens. Wenn unter dem Volke oder den Herden Krankheit herrscht, wenn die Ernte der Badagas schlecht war, so wird solches Unglück einem Feinde oder einem andern Stamme, mit welchem man sich entzweit hatte, zugeschrieben und der Palaul mit der Rache beauftragt. Entsteht im Stamme selbst ein Streit über die Frauen oder Herden, so entscheidet sein Ausspruch. Um sich größeres Ansehen zu verschaffen, giebt er vor, vom Gotte Hiradewa befehlen zu sein. Er schlägt sich, stößt Schreie aus, gestikuliert in schrecklicher Weise, und wenn er so die Anwesenden genügend in Schrecken gesetzt hat, thut er seinen Ausspruch, der fast stets zu Gunsten des Reichsten lautet.

Die Todas glauben an ein zukünftiges Leben, das sie „das Leben in dem andern Dorfe" nennen; hasselbe ist für sie aber nicht vollkommener oder gesitteter, als das jetzige, sondern erscheint ihnen nur als die Fortsetzung des letztern. Die Todas sollen selbst zu

Toda-Frau.

Beim Tode eines der Ihrigen opferten sie früher dessen ganze Herde, damit er sich auch weiterhin der Gesellschaft und des Anzens dieser Thiere erfreuen konnte, ohne welche das Leben für den Toda ein Nichts ist. Diese Todtenfeierlichkeiten sind zweierlei Art, die „frischen" gleich nach dem Tode und die „trockenen" ein Jahr später. Die Leiche wird in einen Baumstamm gelegt, vor der Hütte ausgestellt und mit Blättern bedeckt, dann von den Freunden nach dem zur Verbrennung ausgewählten Platze getragen. Alle Verwandten und Freunde folgen, mit Holz und Reis beladen, nach, errichten einen Scheiterhaufen und stecken ihn in Brand. Zuletzt sammelt man die Knochen und die Asche in dem Gewande des Verstorbenen und hebt das Ganze für die „trockene" Leichenfeier auf. Nach einem Todesfalle rasiren sich die Männer der Familie den Kopf und die Frauen schneiden sich die Hälfte der Haare ab. In diesem Zustande werden sie von den Freunden besucht, wobei alle Trauerlieder singen; einige Tage später vertauscht die ganze Familie ihre alte Bekanntschaft mit einer inzwischen von den Männern neu errichteten.

Früher wurde, wie gesagt, bei der „trockenen" Leichenfeier die ganze Herde geopfert; jetzt gestattet indessen die Regierung nur das Opfer eines Büffels für einen gewöhnlichen Toda und von zwei für einen Häuptling. Deshalb warten jetzt die Todas mit der Ceremonie, bis mehrere gestorben sind, und schlachten dann fünf bis sechs Thiere auf einmal, tragen auch die größte Sorge, die Feier geheim zu halten. Dieselbe dauert drei Tage, und es werden dazu die Kotas eingeladen, um Musik zu machen. Eine vorher erbaute, provisorische Hütte wird mit alten Gold- und Silbermünzen, welche dem Todten gehörten, ausgeschmückt. Ein Fest findet unter freiem Himmel statt und zum Beschlusse desselben werden die am nächsten Tage zu opfernden Büffel mit Gewalt in ein dazu bestimmtes Gehege getrieben. Der zweite Tag, der für das Opfer bestimmt ist, wird mit Tänzen und Gesängen zu Ehren des Verstorbenen eröffnet; darauf treten die stärksten Männer in das Büffelgehege und beginnen die Thiere zu reizen, mit Stöcken zu stoßen und grausam zu schlagen, bis sie wild werden. Dann springen die dazu bestimmten Todas mit bewundernswerthem Muthe und großer Kühnheit den Büffeln auf den Rücken und klammern sich dort fest, während die Thiere zu den Gebeinen des Verstorbenen geführt werden. Dort tritt ein Freund des Todten hinzu und versetzt dem Büffel mit einem Beile den Todesstoß, so daß das Blut auf den Mantel und die darauf liegenden Gebeine spritzt — eine mystische Vereini-

Digitized by Google

gung des Herrn mit ſeinem geliebten Thiere. Sofort ſtimmt die Verſammlung einen Trauergeſang an zu Ehren der Todten und der geopferten edlen Thiere, und bald ſtürzen ſich die Theilnehmer über die todten Büffel her, liebkoſen ſie, ſchreien verzweiflungsvoll, und umarmen zärtlich den Kopf derſelben, um ihnen ihre ganze Liebe zu beweiſen, und als könnten die getödteten Thiere den Verſtorbenen Nachricht geben von dem Schmerze und der Zuneigung der Ueberlebenden. Nach vollbrachtem Opfer wird das Fleiſch den untergeordneten Stämmen der Kotas und Korumbas, welche ſehr gierig danach ſind, überlaſſen. Die Franzoſen hatten einmal Gelegenheit, dieſelben von einem ſolchen Opfer heimkehren zu ſehen; ſie ſtanden gegen Sonnenuntergang vor der Thür ihrer Wohnung, als ſich in der Ferne ein-

Kotas. (Nach einer Photographie.)

tönige Geſänge hören ließen und allmählich näher kamen. Bald erblickten ſie auch eine Schar Menſchen und erkannten den Geſang der Kotas. Dieſelben waren mit blutigen Stücken Büffelfleiſch beladen, die wie abgeriſſen, nicht wie abgeſchnitten ausſahen. Der Weg, den die Leute entlang zogen, führte bei dem Hauſe vorbei, ſenkte ſich dann in eine der zur Ebene hinabführenden Schluchten und hob ſich ſcharf von dem rothgefärbten Abendhimmel ab. Einer nach dem andern von den Kotas zeichnete ſich ſchwarz auf dem glühenden Hintergrunde ab, nahm phantaſtiſche Umriſſe an und verſchwand dann mit ſeiner bluttriefenden Laſt in der Tiefe — ein faſt unheimliches Schauſpiel, das etwa zehn Minuten dauerte und die Sinne der Zuſchauenden ganz gefangen nahm.

Ein Beſuch auf Okinawa-ſhima (Liu-kiu-Archipel).

Das ſüdliche Ende des japaniſchen Archipels iſt mit Formoſa bekanntlich durch eine ununterbrochene Kette von Inſeln und Felſen verbunden, die, einer großes Anſehen genießenden Theorie zufolge, den Eroberern malaiſchen Urſprungs und Gründern des Reiches der aufgehenden Sonne als Straße gedient haben ſoll.

Im Mai 1877 fuhr der franzöſiſche Kreuzer „La Clocheterie“ dieſe lange Schnur von gefährlichen Klippen hinab und ankerte vor Naſa-kiang, dem Haupthafen der größten jener Inſeln Okinawa-ſhima oder „der großen Liu-kiu“. Dieſer Archipel beſteht aus etwa 50 größeren und kleineren Inſeln und bildet drei verſchiedene, durch größere Zwiſchenräume von einander getrennte Gruppen: die nördliche, denen der Admiral Cécille (1846) ſeinen Namen gegeben, war wohl immer ein integrirender Theil des japaniſchen Reiches; die beiden anderen, der Liu-kiu-Archipel und die Meiako-ſhima, bildeten bis 1611, wo ſie vom Fürſten von Satſuma erobert wurden, ein unabhängiges Reich; ſeit 1871 iſt die Oberherrſchaft auf den Mikado übergegangen, der den Inſelbewohnern aber ihren König, ihre innere Organiſation und ihre Sitten ließ und ſeine Gewalt nur mittelbar durch einige Beamte ausübt, die im Lande reſidiren.

Okinawa-ſhima liegt unter dem 26. Breitengrade und hat, wovon auch ihr japaniſcher Name, die Geſtalt einer langen Spindel; in ihrer ganzen Länge von 50 Meilen (auf eine mittlere Breite von 6 bis 7) zieht ſich ein Kamm kleiner, von Thälern durchſchnittener Hügel entlang, deren Höhe 400 m nicht überſteigt, und deren Krönung durch enorme Korallenblöcke über die vulkaniſche Bildung keinen Zweifel läßt. Dank der geographiſchen Lage und den beſtändigen Seebriſen iſt das Klima gleichmäßig ſchön und geſund; die Vegetation der Tropen und die der gemäßigten Zone zeigt ſich hier in herrlichſter Eintracht; neben der Banane, der Areka- und Kokospalme wächſt die Fichte, Orange und der Bambu. Die wichtigſten Erzeugniſſe des

Ackerbaues sind (nach einem Aufsatze L. Döderleins im Juliheste 1881 der „Mitth. der deutschen Gesellsch. für Natur- und Völkerkunde Ostasiens“, dessen Angaben im Folgenden auch sonst benutzt worden sind) Süßkartoffeln, Reis und Zuckerrohr; daneben wird auch sehr viel Hirse und Bohnen, dazu etwas Weizen gebaut. Auch Cycadeen oder Sagobäume finden sich, häufig sind sie aber nur in den ärmeren Gegenden der Insel, wo sie auf die steileren, sonst kaum verwendbaren Bergwände beschränkt sind; übrigens ist der gewonnene Sago keineswegs eine beliebte Speise und wird nur von den ärmsten Leuten gegessen, wenn die übrigen Nahrungsmittel mißrathen sind. Da der Anbau dieser für gewöhnlich wenig benutzten Pflanzen leicht vernachlässigt würde, ihr Vorhandensein aber zu Zeiten der Hungersnoth von äußerster Wichtigkeit ist, so sind besondere Beamte angestellt, welche den Anbau der Cycadeen zu überwachen haben. Auch die Bananen werden nicht der Früchte wegen gezogen, sondern als Gespinnstpflanzen; der daraus gewonnene Hanf dient zu Kleidern, die vielfach exportirt werden.

Nafa-kiang liegt an der südwestlichen Ecke der Insel. Ein Gürtel von Korallenriffen bildet den einzigen Schutz des Ankerplatzes gegen das hohe Meer, macht aber die Durchfahrt schwierig und gestattet nur einer beschränkten Anzahl von Fahrzeugen Aufenthalt. Das Panorama, welches sich vom Meere aus dem Blicke darbietet, ist überaus malerisch: die senkrechten Felsgestade rahmen wie feste Schlösser die Oeffnung frisch grünender Thäler ein; wie eine europäische Provinzialstadt liegt Nafa in einer Ecke zwischen Mauern da; nach chinesischem Muster gebaute Dschunken glänzen in ihren schreienden Farben und mit den ockergelben Segeln; eine Unmenge Muschelfischer bedeckt die Felsbänke; nach Norden zu erstreckt sich eine unabsehbare Reihe kleiner, reich bewaldeter Anhöhen, auf deren einer halb im Dickicht versteckt die Hauptstadt des Reiches, Shiuri, thront.

Gruppe von Liu-kiu-Insulanern. (Nach einer Photographie.)

Kaum hatte „La Clocheterie“ Anker geworfen, als in zwei großen Barken eine Schar Eingeborener sich dem Schiffe näherte, und auf die Einladung der Besatzung an Bord stieg. Zeichneten sie sich nicht durch eine ganz besondere Anordnung der Haare aus, so würde man sie auf den ersten Anblick für Japaner halten. Ihr langes, sehr schwarzes Haar wird ganz auf den Scheitel hochgenommen und hier in einen etwas komplicirten Knoten geschlungen; diesen durchbohren zwei kupferne Nadeln, deren eine löffelartig ausläuft, die andere aber, der „Kansaschi“, an seinem vordern Ende mit einem kleinen Stern geschmückt ist; so wenigstens frisiren sich die Vornehmeren, während die anderen Liu-kiuaner ihr Haar ziemlich vernachlässigen. Uebrigens lassen sich sowohl auf Okinawa als auch auf den anderen Inseln zwei verschiedene Typen unterscheiden: die einen sind offenbar echte Japaner, die hauptsächlich von Satsuma nach den Liu-kiu-Inseln herübergekommen sind, die anderen die eigentlichen Liu-kiu-Leute. Bei den letzteren ist das Gesicht oval, die Augen groß, selten schief oder geschlitzt, Nase ziemlich hübsch und proportionirt, die Backenknochen nicht stark vorstehend, der Mund ziemlich breit, das Kinn zierlich und häufig mit starkem schwarzem Bart versehen. Wie in China, so bleiben auch hier die vornehmeren Frauen allen Blicken verborgen, während die der unteren Stände fast allen Geschäften obliegen. Als einzige Kleidung tragen sie eine lange, gürtellose Bluse; ihr Haar frisiren sie ungefähr wie die Männer, aber mit weniger Sorgfalt. Es ist bei ihnen Sitte, die Handrücken zu tatuiren: meist im 13. Jahre werden von besonderen Leuten, die diese Kunst verstehen, mit drei zusammengebundenen Nadeln Reihen von Einstichen gemacht und darauf chinesische Tusche eingerieben; je älter die Frauen aber werden, desto häufiger und enger werden die Punkte und Zeichen, so daß Greisinnen schließlich ganz schwarze Hände haben.

Die Sprache der Okinawaner ist ein Dialekt der japanischen und steht zu derselben etwa wie das Holländische zum Hochdeutschen; ihre Schrift hingegen ist rein chinesisch. Im Gegensatz zu anderen Liukiuanern, die von einem Gott oder von Göttern, zu denen sie beten sollten, nichts wissen, und als einzigen Gegenstand der Verehrung ihre Vorfahren haben, besitzen die Einwohner von Okinawa festungsähnliche Tempel und Priester, freilich auch nicht in großer Anzahl; die buddhistische Religion ist die vorherrschende; gegen das Christenthum, dessen Einführung auch hier versucht wurde, verhält sich das Volk ganz passiv.

Die Häuser, abgesehen von den ziemlich elenden Strohhütten des niedern Volkes, aus Korallensteinen erbaut und mit rothen, halbcylindrischen Ziegeln bedeckt, erinnern von außen an chinesische Landhäuser, zeigen aber im Innern mehr den japanischen Typus. Die Straßen der Städte gewähren den Anblick langer, nur selten durch Thüröffnungen unterbrochener Mauerreihen; Läden sind unbekannt, die geringste Kleinigkeit muß man auf dem Markte holen.

Der Kommandant der „La Clocheterie“ ging an Land,

um in der Reſidenz dem Miniſter ſeine Aufwartung zu machen, da der König Shodai, an einer langjährigen Krankheit leidend, für Niemanden zu ſprechen war. Letzterer iſt 36 Jahre alt und beſitzt ebenſo viele Frauen, hat aber trotzdem erſt drei Kinder, eine Tochter und zwei Söhne, deren älterer 18 Jahre alt iſt. Die eine Stunde lange und durchweg 5 bis 6 m breite Straße nach Shiuri iſt ganz gepflaſtert und überſchreitet verſchiedene Gewäſſer auf zierlichen Steinbrücken; zahlreiche Fußgänger, Laſtpferde und Reiter, welche der ſilberne Kanſaſchi und der im Nacken ſteckende Fächer als Vornehme kenntlich machen, beleben den Weg. Bald gelangt man an eine maſſive Mauer mit drei kleinen Thoren; faſt begraben liegt ſie unter dichtem Gebüſch, über deſſen tropiſch brennendem Grün enorme Korallenbäume ihre ſchönen rothen Blüthen ſtreuen und Bambus ihr luftiges Blätterwerk im Winde wehen laſſen. Dieſe Mauer ſchließt einen in der Geſchichte des Landes berühmten Ort ein, das Sinfuſhi: hierhin begaben ſich früher die Miniſter des Königs um die Geſchenke zu empfangen, die weither Geſandtſchaften vom Hofe zu Peking brachten; heute iſt das Monument ein Bonzenkloſter geworden.

Je höher die Straße ſteigt — Shiuri liegt 200 m hoch — deſto entzückender wird die Ausſicht. Ohne große Ermüdung gelangt man zu einem weiten chineſiſchen Bogen von bedeutenden Proportionen, der den Eintritt in die Stadt bezeichnet. Hier erwarteten zwei Beamte die Rei-

Straße auf Okinawa-ſhima mit dem Sinfuſhi. (Nach einer Photographie.)

ſenden und geleiteten ſie in ein benachbartes Haus, um ihnen, der Hofetiquette gemäß, Thee zu reichen. Breiter wird die Avenue, größer die Zahl der Neugierigen, zwei fernere Portale werden durchſchritten, und man ſteht vor dem Schloſſe, einem Rieſenbau von übereinander geſchichteten Mauern. Auf der Höhe von 40 Stufen erhebt ſich mitten unter mächtigen Cycadeen, welche ſämmtliche Böſchungen bedecken, und von zwei enormen ſteinernen Thierfratzen bewacht, das Hauptthor, „Tokinomon“ oder „Stundenthor“, ſo genannt, weil es auf einen Hof führt, auf dem eine ziemlich verwitterte Sonnenuhr ſich befindet. Hinter noch zwei Thoren erſt liegt der große Schloßhof, in deſſen Hintergrunde der eigentliche Palaſt oder „Otera“, d. h. Tempel, ein weitläufiges, rechtwinkliges Holzgebäude, auf gemauerter Plateform ruht; für gewöhnlich iſt es jedoch verſchloſſen und wird nur zu großen Ceremonien geöffnet; der König bewohnt einen Nebenhof. Vor 500 Jahren, zur Zeit der größten Blüthe des Königreiches errichtet, als liukianiſche Dſchunken noch bis in den malaiſchen Archipel hinein Handel trieben, iſt das Schloß von Shiuri in der That ein hochbedeutendes Baudenkmal. Auch der Park, der es umgiebt, harmonirt glücklich mit ſeinem Stil: im nächtlichen Dunkel ſeines Dickichts ſchlingen Rieſen-Epheu und -Lianen ihre Ranken um uralte, moosbedeckte Stämme, und geheimnißvolle Wälder von Bambu, Fichte, Piſang und Lorbeer verdecken die Wege, die an den Rand eines lotosbedeckten Teiches und, über eine ſchlanke Brücke, auf ein Inſelchen mit einem Juwel von Tempel führen; dieſer iſt der „Kwanin“ heilig, der Göttin der Harmonie und des Meeres, der poetiſchſten Schöpfung der buddhiſtiſchen Mythologie, unter deren ganz beſondern Schutz die Liu-kiu-Inſeln ſtehen.

Das Stundenhaus im Königsschlosse zu Shuri. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

Die Fremden wurden in einen Seitenſaal geführt, den eine goldene Aufſchrift auf rothem Grunde als „Saal der Friſche“ bezeichnet, weil ſeine ſüdliche Lage ihn den ganzen Sommer hindurch der Seebriſe ausſetzt; hier waren kleine Tiſche mit Thee und Reiskuchen ſymmetriſch aufgeſtellt; von der Decke herab hing ein ſchwarzes Seidengewebe, welches das Wappen des Königs in Weiß zeigte, der Fußboden aber war mit Matten bedeckt. Sofort erſchien auch der „Monobunjo“, der erſte Miniſter, ein 60jähriger Greis, mit einigen Officieren. Die Unterhaltung begann mit den üblichen Komplimenten, und wurde nur, wie es das Ceremoniell vorſchreibt, von häufigem Thergenuß unterbrochen. Auf die Bitte des Kommandanten, ſeine Karte dem König zu überreichen, verſchwand der Monobunjo, kehrte jedoch faſt un-

Das königliche Schloß in Shiuri. (Nach einer Photographie.)

mittelbar wieder zurück und überbrachte eine Liſte von Geſchenken, die der König am nächſten Tage an Bord ſenden wollte; es waren dies 500 Hühner, 200 Eier, zwei Bund Gemüſe und zwei Säcke Pataten. Damit hatte die Audienz ein Ende.

Natürlich erfolgte Tags darauf ein Gegenbeſuch des Monobunjo mit zahlreichem Gefolge. Er zeigte ein großes Intereſſe für die geſammte Einrichtung des Schiffes, nur ein abgefeuerter Schuß jagte ihm einen furchtbaren Schreck ein. Das Mahl aber, welches er an Bord einnahm, dünkte ihm göttlich und Freude verklärte ſein Antlitz, als ihm für den König verſchiedene Flaſchen Wein übergeben wurden, die dieſem vielleicht dazu verholfen haben mögen, ſeine beſtändige Furcht vor der vollſtändigen Vernichtung ſeiner Scheinherrſchaft durch die Japaner für einige Augenblicke zu vergeſſen.

Auf der Oſtküſte Luzons.

Aus dem Nachlaſſe des verſtorbenen **G. Wallis.**

II.

Wallis machte ſich dann auf, um in den Wildniſſen des Hinterlandes (nachdem er wieder einen Abſtecher von Polillo zurück gemacht) Pflanzen zu ſammeln. Hier lernte er die Ueberlieferung der Philippinen, die Negritos kennen. Wie Semper unterſcheidet er eigentliche Negritos und Dumagats oder Dumagas, wie er ſie ſelbſt nennt. Erſtere ſind die im Inneren in den Bergwaldungen in den kümmerlichſten Verhältniſſen lebenden Tribus, die Dumagats wohnen dem Meere näher, ſteigen ſogar bis an die Küſte des Meeres ſelbſt herab und leben in beſſeren Umſtänden. Woher der Name der letzteren ſtammt, läßt ſich ſchwer ſagen: in der Enſenada de Dingala mündet zwar ein Rio de Dumagas; es iſt aber wahrſcheinlicher, daß dieſer Fluß ſeinen Namen von jenen Tribus, die umgekehrt, erhalten hat.

Wallis beſchreibt die Negritos wie folgt: „Das krauſe

Digitized by Google

wollige Haar, die dunkle, ſchwarzbraune Hautfarbe ſind ihnen wie den Negern eigen; dazu kommt noch der Bartwuchs: die alten Männer ſind mehr oder weniger mit regelmäßigem, aber nicht gepflegtem Barte verſehen, auch der Körper iſt theilweiſe ſtark behaart. Die die Neger ſo charakteriſirende Bildung des Oberkiefers, ja ſelbſt der ihnen eigenthümliche ihrer Haut anklebende Geruch findet ſich hier. Von den Negerzügen iſt auch die Naſe erhalten, welche breitflügelig und aufgeſtülpt iſt. An einzelnen Individuen ſah ich ſogar deutlich gebogene Naſen, welche ihnen ein fremdartiges Ausſehen verliehen. Nicht bei allen fand ich eine eigenthümliche Friſur: der Kopf war ganz kahl geſchoren (beſonders bei Kindern) bis auf zwei Büſchel hinter den Ohren, was ganz „pudelmäßig“ ausſah [1]). Keinen dieſer Wilden habe ich ſich bemalen ſehen [2]), wohl aber behängen ſie ſich, namentlich die Männer, mit allerlei Zierrathen, den weißen Perlſamen der Coix lacrymae christi, mit blendend weißem Baſte, rothen Fäden u. dgl. m. Was ihre Kleidung anlangt, ſo ſah ich oft bei unſerm Kommen, daß ſchnell ein Baſtgürtel oder eine Schärpe umgelegt wurde, dem dann natürlich Glasperlen und anderer Schmuck bald folgte. Ihre Pfeile ſind ſchlecht und unanſehnlich, nicht einmal rein erhalten und der Köcher, welcher zur Aufnahme der vergifteten [3]) Pfeilſpitzen dient, beſteht aus einer Blätterdüte oder einem Bambuſtück. Eine Waffe war aber neu für mich: eine lange ſchlanke Ruthe, an 20 Fuß lang, die dazu beſtimmt iſt, Fiſche zu fangen. An dem einen Ende befindet ſich ein mittels einer Schnur aufgeſetzter knöcherner Widerhaken und um die Fiſche zu fangen, geht der Mann ihnen nach, indem er die Ruthe lang über das Waſſer hinhält; hat er nun einen Fiſch aufs Korn genommen, ſo wirft er ſchnell die Waffe nach ihm aus. Habe ich auch wohl dieſer Art Fiſchjagd beigewohnt, ſo kann ich mich doch nicht weiter darüber äußern, da ſie ohne Erfolg blieb; doch ſieht man dieſe Waffe neben jeder Hütte der Dumagas.

„Wie ihre Arbeiten kunſtlos und ohne jeden Anklang an Geſchmackſinn ſind, ſo ſchläft dieſes bedauernswerthe Volk auf Kieſelſteinen, auf dem harten Bette, das ihnen der nackte Strand bietet, und der Menſch thut nichts dazu, ſeine Lage und ſein Daſein ſich zu erleichtern. Ein Strohdach [4]), — und das iſt's kaum — iſt, was ihn gegen die ärgſten Unbilden der Witterung ſchützen ſoll. Mitunter bedienen ſie ſich einer Baſtdecke als Unterlage. Wie alle Wilden ſich nur ungern von ihrem geringen Eigenthume trennen, ſo hatte auch ich beſondere Schwierigkeiten in den Beſitz zweier dieſer Decken zu gelangen. Ihr Leben iſt ein ſehr unſtätes, nomadiſches zu nennen, ſie halten ſich ungerne lange an einer und derſelben Stelle auf und ziehen ſich ſcheu in die Waldwildniſſe zurück. Dieſe unſtäte Lebensweiſe und die angeborene Trägheit bringen es mit ſich, daß ſie keine Pflanzungen anlegen. Umſomehr überraſchte es mich, einmal eine Ausnahme von dieſer traurigen Thatſache zu finden. Ich fand nämlich an den Ufern eines Fluſſes eine von Dumagas angelegte Pflanzung von Convolvulus batatas. Obſchon alle Dumagas am Waſſer wohnen, ſo ſieht man doch ſelten ein Fahrzeug bei ihnen, das Anſpruch auf den Namen Canoe machen könnte. Gewöhnlich bedienen ſie ſich eines armſeligen Floßes aus Bamburohr. Sechs bis acht Stangen werden durch Querſtäbe einfach verbunden und fertig iſt das Ding, das ſie über das Waſſer tragen ſoll [1]). Bei all dieſer Geſunkenheit dieſes Volkes rührte es mich gewiſſermaßen, Empfänglichkeit für Muſik anzutreffen. Das Bamburohr iſt es hier wieder, was die Luft in Schwingung verſetzend Töne hervorbringt, während der offene Mund des Negritos als Reſonanzboden dient. Man erräth ſchon, daß ſich's hier um eine Maultrommel handelt; das ganze Inſtrument iſt nicht größer als ein Bleiſtift und bewirkt denſelben Schall, wie ihn eine metalliſche Feder erzeugt. Es hat noch Niemand daran gedacht, durch Vereinigung mehrerer Bambuſtückchen es zu einer Tonleiter zu bringen [2]). Bei ihrer an und für ſich großen Dürftigkeit nehmen ſie ſich um ſo beklagenswerther aus, als ſie oft mit den empfindlichſten Hautkrankheiten behaftet ſind, welche nicht allein in Flechten, ſondern auch Geſchwüren, Krätze ꝛc. beſtehen. Ich erfuhr, daß die Negritos weder Speck noch fettes Eſſen überhaupt genießen, ebenſowenig das Fleiſch von Hausthieren, wovon ſelbſt die Hühner nicht ausgenommen ſind, ja ſogar die Eier der letzteren werden verſchmäht. Mir ſelbſt brachten ſie einmal einige Eier, ſo groß wie von Gänſen, nur ſchmäler, faſt walzenförmig, ſchmutzig weiß mit einzelnen rothen Flecken. Der Vogel ſoll nicht größer ſein, als eine ſtarke Henne; es führt den Namen „Tabon“ [3]). Mit ebenſo großem Bedauern als auf ihre Herren ſieht man auf die ausgehungerten Hunde, die ringsumher lungern und welche von dieſen Leuten in übergroßer Zahl gehalten werden. Sie müſſen freſſen, was jene übrig laſſen, oder was ſie im Buſche liegen laſſen und wie viel das betragen mag, kann jeder leicht errathen. Bei dieſer ſchmalen Koſt ſind es doch biſſige Köter und wegen ihrer Gier nach beſſerm Fraße doppelt gut zur Rehjagd zu gebrauchen, was auch als die Haupturſache anzuſehen iſt, weshalb die Negritos ſie halten. Ich hatte viel von dieſen Vierfüßlern zu ertragen, wegen ihres jammervollen Geheules, einer Folge von Streit und Hieben. Sie ließen ſo wenig Ruhe als in den Häuſern der Indier [4]) die Kampfhähne [5]), die ihr Gekräh auch nie einſtellen.“

Pflanzen ſammelnd überſchritt Wallis die Cordillere, welche die Laguna de Bay von dem Stillen Ocean trennt, und kehrte von da nach Manila zurück, um von dort aus nach anderen Theilen des Archipels aufzubrechen. Zum Schluſſe ſei es noch geſtattet, eine Stelle aus Wallis' Tagebuche anzuführen, welche ſich auf die religiöſe Anſchauung der von ihm beſuchten Negritos bezieht; ſie lautet: „Wie doch die Leute überall Vorſtellungen von einem höhern mächtigen Weſen haben! Bei den Dumagas iſt dies der Balendic, ein Weſen von menſchlicher Geſtalt, jedoch mit einem Pferdefuße und ſo hochbeinig dabei, daß die höchſten Männer nur bis zu ſeinen Knien hinaufragen. Er ſoll auf den Bäumen leben; ich erhielt von dieſem Glauben Kunde erſt dann, als ich einen großen Baum beſteigen wollte, um in der Krone nach paraſitiſchen Gewächſen zu ſuchen.“ Dieſe Notiz iſt ungemein intereſſant,

[1]) Dieſe Art von Friſur iſt von keinem andern Forſcher bei den Negritos gefunden worden.

[2]) Auffallend iſt, daß Wallis die Sitte des Tatuirens gar nicht erwähnt, obwohl die von ihm mitgebrachten Photographien die Tatuirungsmuſter deutlich erſichtlich machen. A. B. Meyer, Semper und Schadenberg haben bei dieſem Volke dieſe Sitte allgemein verbreitet gefunden.

[3]) Vgl. Petermann's Mitth. Ergänzungsheft Nr. 67, S. 7.

[4]) Prof. Semper ſpricht von beweglichen Schirmen.

[1]) Bisher war es gänzlich unbekannt, daß die Negritos Transportmittel über das Waſſer beſäßen.

[2]) Auch dieſe Notiz bringt etwas ganz Neues; bisher wußte man nur, daß die Negritos vom Mte. Camachin eine Art von Guitarre beſäßen. Dr. Schadenberg fand bei den Negritos von Zambales keine anderen Muſikinſtrumente als Muſchelhörner vor.

[3]) Ein Großfußhuhn, Megapodius Cumingii Dillw.

[4]) Die Spanier nennen die zum Chriſtenthum bekehrten Malaien Indios, zum Unterſchiede von den Heiden (Igorrotes oder Infieles) und Mohammedanern (Moros).

[5]) Die Tagalen, Pampangos, Zambalen, Pangaſinanen, Ilocanen, Ibanags, Bicol und Biſayer (ſämmtlich Malaienſtämme des Philippinen-Archipels) ſind leidenſchaftliche Liebhaber des Hahnenkampfes.

denn dieſer Negrito-Gott Balendic hat in ſeiner Geſtalt Pferdegliedmaßen aufzuweiſen; daſſelbe iſt bei dem Dämon der Tagalen: Tigbalan oder Tigbalang der Fall. Nun haben erſt die Spanier im XVI. Jahrhunderte das Pferd nach den Philippinen gebracht; es muß daher dieſer den Negritos und Tagalen gemeinſame Dämon (auch der Tigbalang wohnte in den Kronen der Bäume) erſt nach der Conquiſta die Körperbeſtandtheile eines Pferdes ſeinem Aeußern einverleibt haben. Die Namen Balendic und Tigbalang gehen übrigens auf dieſelbe Wurzel zurück, ſowie denn auch der Name des Balan-Tiquis[1]) mit dieſem verwandt ſein dürfte. F. Blumentritt.

[1]) Ein Vogel, von welchem die Tagalen vor ihrer Bekehrung zum Chriſtenthum Augurien erhielten. Er wird auch Balititi oder Bolatiti genannt. Nach Dr. A. B. Meyer iſt es vielleicht eine Kukuksart.

Der Nordrand des Nil-Deltas.

Die „Mail“ vom 21. v. M. bringt einen intereſſanten Bericht ihres ägyptiſchen Korreſpondenten, dem wir die nachſtehenden Einzelheiten über den wenig bekannten Nordrand des Deltas entnehmen.

Vergleicht man Unterägypten nach bekannter Weiſe mit einem Fächer, an deſſen Griff Kairo liegt, ſo ſtellt die Region des Landes, von der hier die Rede ſein ſoll, den Spitzenrand und den daran grenzenden dichten Theil des Fächers, im Ganzen etwa ein Drittel des Radius, dar. Das allgemeine Ausſehen dieſes Gebietes läßt ſich mit wenigen Worten ſchildern. Der Meeresküſte entlang zieht ſich eine Reihe niedriger Sandhügel hin, die an einigen Stellen kaum hoch genug ſind, um die ſchwere, ſchäumende Brandung abwehren zu können, welche der winterliche Nordwind von der Südküſte Kleinaſiens herübertreibt. Dieſe Sandhügel ſind an ihrer ſüdlichen Seite von einer Kette ſeichter braliſcher Seen — Mareotis, Abukir, Edku, Brulos und Menzaleh — begrenzt, und wieder unmittelbar ſüdlich von den Seen liegt ein Streifen niedrigen, ſumpfigen Landes, das ſogenannte Berari, das ſich in einer durchſchnittlichen Breite von etwa 20 engl. Meilen von Wüſte zu Wüſte quer durch das Delta erſtreckt. Dies iſt im Allgemeinen der Charakter jenes „unterſten Aegyptens“, das den reichen, fruchtbaren Theil des Deltas vom Mittelmeere trennt.

Die Sandhügel an der Küſte ſind, wenn auch unwirthlich genug, doch keineswegs ſo gänzlich öde und unbewohnt, wie ſie aus der Entfernung wohl erſcheinen mögen. Längs der Küſte und an den Ufern der Seen liegen zahlreiche kleine Gruppen von Fiſcherhütten, und in den Thalſenkungen, namentlich da, wo ein Kanal oder ein Arm des Nil den Sand durchſchneidet, finden ſich auch größere Niederlaſſungen und eine verhältnißmäßig reichliche Vegetation vor. Nach einem langen Ritt über unfruchtbaren gelben Sand kommt der Reiſende hier manchmal unvermuthet an ein Dorf, das im Schatten herrlicher Dattelpalmen und von ſorgfältig kultivirten Gärten umgeben, wie in Grün eingebettet daliegt; der Reichthum an Brodmelonen, Waſſermelonen, Feigen, Weintrauben und Gemüſen, der ſich in dieſen Gärten vorfindet, iſt indeſſen nur das Ergebniß einer ganz eigenthümlichen und ſehr mühevollen Kulturmethode. Wollte man den Boden, deſſen Oberfläche es hier überall an Dürre und Armuth mit jedem Theile der Sahara aufnehmen könnte, in der gewöhnlichen Weiſe anbauen, ſo würde von einem Erfolge nie die Rede ſein. Der Landmann, der hier Obſt oder Gemüſe ziehen will, muß dazu lange, tiefe Gräben anlegen, die er an beiden Seiten durch ſtarke Rohrzäune gegen das Eindringen des vom Winde aufgewehten Treibſandes ſchützt. Der Boden dieſer Gräben, in denen er ſeine Pflanzungen anlegt, muß auf ungefähr gleicher Höhe mit dem Meeresſpiegel liegen; denn nur hier findet ſich der nöthige Feuchtigkeitsgrad vor. Dieſe Höhe richtig zu treffen, iſt eine mühſame und doch ungemein wichtige Sache; werden die Pflanzen etwas zu hoch geſetzt, ſo verdorren ſie unfehlbar; geht man dagegen auch nur ein wenig zu tief, ſo faulen die Wurzeln leicht infolge überreichlichen Waſſerzufluſſes. Wird jedoch die richtige Tiefe getroffen und der Boden gut mit dem einheimiſchen Taubenguano gedüngt, von dem bedeutende Quantitäten alljährlich aus Oberägypten hierhergebracht werden, ſo gedeihen Melonen, Tomaten und anderes Obſt und Gemüſe auf das Ueppigſte und erlangen, wie es heißt, gerade hier ein Aroma, durch das ſie die Gartenprodukte des ganzen übrigen Landes bei weitem übertreffen. Ihren Hauptunterhalt ziehen die Bewohner der hieſigen Gegend jedoch aus dem Meere und den Seen. Unter den Meerfiſchen iſt der beſte hier eine Art Kabliau, die Seen aber liefern eine unglaubliche Menge grauer Barben von vortrefflichem Geſchmack. Dieſelben werden auf eine höchſt primitive und unvollkommene Weiſe eingeſalzen, wodurch nicht nur die Luft ringsum, ſondern ſpäter wohl auch noch ſo mancher Konſument vergiftet wird, und dann in ungeheuren Quantitäten nach den größeren Städten gebracht, wo ſie einen wichtigen Theil der Nahrung für die ärmeren Klaſſen bilden. Die durch dieſe Induſtrie erzielten Einkünfte ſind ſehr beträchtlich; den Löwenantheil derſelben nimmt aber die Regierung; und von dem, was übrig bleibt, geht ein bedeutender Theil noch für die Engroshändler und die Krämer ab, ſo daß die Fiſcher ſelber nur einen äußerſt geringen Ertrag von ihrer angeſtrengten Arbeit haben. Nach der Annahme einiger gelehrter Ethnologen ſollen dieſe Fiſcher Nachkommen der alten Hykſos ſein, jener nomadiſchen Stämme, die ſo lange über Unterägypten geherrſcht haben; ſie ſelber ſind ſich aber augenſcheinlich einer ſo hohen Abſtammung nicht mehr bewußt, und der Korreſpondent muß auch geſtehen, daß er in ihrem Aeußern nichts entdecken konnte, was ſie etwa von den gewöhnlichen Fellachen unterſchieden hätte.

Wenn man, von den Sandhügeln kommend, auf dem landesüblichen lecken und gebrechlichen Boote über einen der Seen fährt, oder auch zu Pferde die verrätheriſchen Sümpfe paſſirt, die ſich zwiſchen den Seen ausbreiten, ſo gelangt man in das ſogenannte „Berari“, das heißt wörtlich „die Wüſten“. Trotz dieſes Namens iſt der Landſtrich aber keine eigentliche Wüſte, oder wenigſtens nicht das, was wir eine Wüſte zu nennen pflegen; denn der Boden iſt weder dürr noch ſteinig. Faſt das ganze Jahr hindurch befindet ſich der größte Theil deſſelben unter Waſſer oder iſt wenigſtens mit einer dicken Lage weichen Schlammes bedeckt, aus dem eine dichte Vegetation von Schilf, groben, geilen Gräſern und ähnlichen unnützen amphibiſchen Pflanzen empor-

wuchert. Dann und wann, meist nach langen Zwischenräumen, kommt man an kleine Kulturoasen, bei denen ein Dorf von sechs bis höchstens zwanzig Häusern liegt — von diesen größeren Dörfern sind im Ganzen vier oder fünf vorhanden — und so verfolgt man von einer Oase zur andern seinen Weg auf den holperigen und oft auch schlüpfrigen Deichen der Kanäle. Wehe dem unerfahrenen, unvorsichtigen Reisenden, der einen kürzern Weg einschlagen will! Durch die Trockenheit und scheinbare Härte des Bodens an einigen Stellen verführt und voller Ungeduld, endlich ein Dorf zu erreichen, das in gerader Linie nur noch einige hundert Meter entfernt zu sein scheint, wird er vielleicht die Warnungen der Eingeborenen verachten und direkt darauf losgehen. Und wahrscheinlich wird er nur zu bald seinen Leichtsinn bereuen; denn wieder und immer wieder wird er in den tiefen Schlamm einsinken, der unter der dünnen, harten Kruste liegt; er kann von Glück sagen, wenn er schließlich sich und sein Pferd wieder glücklich auf festen Boden bringt, ohne über einen andern Schaden klagen zu können, als etwa über den dicken Ueberzug zähen Schlammes, der ihn von unten bis oben einhüllt. Gewöhnlich ist erst ein mehrmaliges klägliches Mißgeschick dieser Art nöthig, um den Reisenden von neuen Versuchen der Wegkürzung abzubringen. Es ist eben zu verführerisch, das schon vor Augen liegende Ziel in gerader Richtung, anstatt auf mehrstündigem Umwege zu erreichen. Aber selbst wenn man sich hierin fügt und auch streng die übrigen guten Rathschläge der Eingeborenen befolgt, ist das Vorwärtskommen oft noch mit den größten Schwierigkeiten verknüpft. So mußte der Korrespondent z. B., um nach dem berühmten koptischen Kloster Sitte Demiane zu gelangen, sich mehr als einmal von stämmigen Zweifüßern tragen lassen; auf dem letzten Theile des Weges aber zogen ihn vier nackte Fellachen, die zum Glück auch an andere, als nur zu gesundheitlichen Zwecken genommene Schlammbäder gewöhnt waren, fast eine Meile weit in einem flachen Boote durch den Schlamm. Tritt, wie dies in Unterägypten so häufig ist, ein ein- bis zweistündiger Regen ein, so wird jeder Verkehr hier vollkommen unmöglich; denn die abschüssigen Deiche, auf denen der Weg entlang führt, werden dann glatt wie Eis, und weder Pferde, noch Maulthiere oder Esel können auf ihnen vorwärts kommen, ohne fast bei jedem Schritte auszugleiten und zu fallen.

Die Lage der Landbevölkerung in diesem Mittelgebiete zwischen dem Wasser und dem trockenen Lande ist durchaus nicht so elend, wie man wohl voraussetzen könnte. Wo der Boden gut drainirt und richtig bewässert worden, ist er auch sehr fruchtbar und zur Getreide- und Baumwollenkultur geeignet; daneben ist auch ein Ueberfluß an freilich nicht besonders gutem, rohem Weidelande für Schafe und Rinder vorhanden. Auf den Strecken, wo der Boden für andere Kulturen zu salzhaltig geworden ist, wird viel Reis gebaut. Das urbare und halburbare Land bildet indessen nur einen kleinen Theil des ganzen Areals, und die weitere Urbarmachung wüster Strecken schreitet nur sehr langsam vorwärts. Ohne Zweifel ist der Boden früher einmal viel produktiver und die Bevölkerung auch viel zahlreicher gewesen, als heute. Dafür sprechen nicht nur die hier zahlreich vorhandenen sogenannten Koms oder Hügel, welche die Ueberreste alter Städte von beträchtlicher Größe sind, sondern auch das direkte Zeugniß des Mas'udi und anderer zuverlässiger arabischer Schriftsteller, die alle diesen Theil des Landes als fruchtbar und dicht bevölkert schildern. Ein alter Scheich, der im Rufe großer Geschichtskenntniß steht, sagte dem Berichterstatter, daß das ganze Gebiet zur Zeit Diokletians durch Hereinleitung des Meerwassers zu Grunde gerichtet worden sei; er behauptete, diese Angaben bei keiner geringeren Autorität, als Makrizi, gefunden zu haben, doch kann der Korrespondent nicht umhin, einige Zweifel in die Richtigkeit jener Thatsache zu setzen. Sein gelehrter Freund war in Bezug auf Chronologie etwas im Unklaren; er ging bei allen seinen Beweisen von der Annahme aus, daß Diokletian nach den Kreuzzügen gelebt und regiert habe, und diese kleine Ungenauigkeit seinerseits läßt den Engländer auch daran zweifeln, ob Makrizi, den er zu citiren vorgab, wirklich jene Angabe gemacht hat. Aber selbst, wenn dem so wäre, würde er noch immer Bedenken tragen, sie für wahr anzunehmen, da die Theorie einer Ueberschwemmung durch Meerwasser sich nicht gut mit dem Umstande in Einklang bringen läßt, daß das in Rede stehende wüste Land etwas höher liegt, als der Meeresspiegel.

Die allein richtige Erklärung muß darin gesucht werden, daß die Drainirungs- und Bewässerungskanäle seit Jahrhunderten in der wahnsinnigsten Weise vernachlässigt worden sind. Die großen Flecken weißer salpetriger Salze, die den Boden bedecken und in der Sonne wie frischgefallener Schnee glänzen, sind nicht etwa durch Verdunstung von Meerwasser, wohl aber durch jene aufwärtsgehende Infiltration aus dem untern Erdreich entstanden, die immer stattfindet, wenn die obere Schicht lange übersättigt wird und das durch keine Entwässerungsvorrichtungen abgeführte Ueberschußwasser auf dem Boden verdampft. Dieser Proceß der Perforation oder „Infiltration" kommt nicht im Berari allein vor, sondern findet auch in größerm oder geringerm Umfange im ganzen übrigen Aegypten (wie auch in Indien) statt, wenn die Drainirung des bewässerten Landes vernachlässigt worden ist. Für die Verbesserung des Bodens wird im Berari nur wenig gethan, dafür aber desto mehr für seine Verschlechterung. Die um die Wohlfahrt späterer Generationen wenig besorgten Landleute durchschneiden nicht selten einen der Kanaldeiche, um einen flachen künstlichen See zu erhalten, dessen Becken nach der Verdampfung des Wassers einen Weideplatz für ihr Vieh abgeben soll. Während der Zeit der Verdampfung dient der See zugleich als Jagd- oder vielmehr Fanggebiet; Scharen von wilden Enten und anderen Wasservögeln, deren Verkauf eine wichtige Nebeneinnahme für die Bevölkerung bildet, sammeln sich auf der Wasserfläche. Viele von ihnen werden auf die gewöhnliche Weise mit Netzen, die meisten aber vermittels sinnreicher Vorrichtungen gefangen, die der Berichterstatter bis jetzt nirgend anderswo angetroffen hat. An den Stellen, wo die Vögel sich in dem seichten Wasser zu versammeln pflegen, werden sie in zahlreichen Fallen einfachster Art gefangen; dieselben bestehen nur aus einer Pferdehaarschlinge, die mit einem kurzen Stock im Boden befestigt wird. In den großen, bedeutend tieferen Seen wird der Fang auf andere Weise bewerkstelligt. Bis an den Hals im Wasser watend, den Kopf in einer ausgehöhlten und mit Augenlöchern versehenen Wassermelone verborgen, nähert sich der Jäger vorsichtig dem als Schildwache ausgestellten Vogel. Mit einem raschen Griffe zieht er denselben, ehe er noch Zeit gehabt hat, die anderen zu alarmiren, an den Beinen unter das Wasser; wenn so die Schildwache glücklich beseitigt ist, lassen sich die übrigen leicht auf dieselbe Weise fangen. Der Reichthum an Wasservögeln ist hier so groß, daß selbst ein Fremder auf den Dorfmärkten ein Paar schöner lebender wilder Enten für nur einen Franken erhalten kann. Auch Schnepfen, die freilich nicht ganz so leicht zu erbeuten sind, kommen fast ebenso häufig vor. Von anderm Wild finden sich im Berari nur wilde Schweine vor, die sich oft durch ungeheure Größe auszeichnen sollen.

Ein Gebiet dieser Art, in das, infolge der schwierigen

Verkehrsverhältniſſe, nur ſelten einmal ein Vertreter der Sicherheitsbehörden gelangt, wird natürlich mit Vorliebe von Deſerteuren, entſprungenen Sträflingen und anderen Leuten, die aus ähnlichen guten Gründen von den Behörden geſucht werden, als Zufluchtsort gewählt. Trotzdem iſt der Zuſtand der öffentlichen Sicherheit im Ganzen ziemlich befriedigend; denn das Regiment der Dorfſcheichs, die de facto hier Herren des Landes ſind, zeichnet ſich ſelten durch zu große Milde oder Schwäche aus. Die Bekanntſchaft dieſer berühmten Dorfſcheichs zu machen, die oft „die kleinen Könige des Berari“ genannt werden, und ihr primitives Regierungsſyſtem zu ſtudiren, war einer der Hauptzwecke der Reiſe des Korreſpondenten nach dieſem wenig beſuchten Diſtrikt geweſen; ſo hielt er ſich denn auch einige Zeit in einem der größeren Dörfer auf, in welchem drei ſolcher „kleinen Könige“ reſidiren, und verſuchte theils durch eigene Anſchauung, theils durch zahlreiche Erkundigungen ſich ein Bild von der Stellung und Bedeutung dieſer Miniaturherrſcher zu machen.

Der Einfluß der drei Scheichs iſt faſt gleich groß; jeder von ihnen beſitzt nicht nur ein großes Stück des unmittelbar am Dorfe belegenen Landes, ſondern auch noch eine Anzahl der in den Sümpfen verſtreuten kleinen Kulturoaſen. Und gerade in dieſen abgelegenen Oaſendörfern iſt die Macht der Scheichs am unumſchränkteſten; denn die Bewohner derſelben, die nie eigenes Land beſitzen, ſtehen in einem jederzeit kündbaren Pachtverhältniß zu dem Eigenthümer und befinden ſich deshalb gänzlich in ſeiner Gewalt. Wenn ſie an Markttagen in die großen Centraldörfer kommen, ſo verſäumen ſie nie, dem großen Manne ihre Aufwartung zu machen, um ihm zum Zeichen der Lehnstreue und Ergebenheit die Hand zu küſſen. Die fluktuirende Bevölkerung von Deſerteuren und entſprungenen Verbrechern, die ſich, wenn möglich, noch mehr in der Gewalt der Scheichs befindet, iſt gewöhnlich ebenſo unterwürfig; denn wenn ſie ſich hier durch irgend ein Vergehen ſtraffällig machen, ſo werden ſie entweder den Behörden ausgeliefert oder nach patriarchaliſcher Weiſe mit größter Strenge beſtraft. Unter dem Volke ſind zahlreiche Geſchichten im Schwange von Einwanderern und Eingeborenen, die ſich durch eine beliebige Unvorſichtigkeit einem oder dem andern dieſer kleinen Könige unbequem gemacht haben und darnach auf räthſelhafte Art verſchwunden ſind. Niemand in der ganzen Gegend iſt im Zweifel darüber, wer die ſelbſtbeſtellten Richter geweſen ſind, die dieſe formloſen Todesurtheile geſprochen haben. In einigen Fällen ſind auch die geheimen Vollſtrecker derſelben nicht minder wohlbekannt — aber in dem wilden Berari nimmt eben keine Behörde je Notiz von derartigen kleinen, natürlichen Vorfällen.

Es könnte nach dem Vorhergeſagten leicht ſcheinen, als müßten dieſe kleinen Könige, die in ihren eigenen Gebieten ſo mächtig und unabhängig ſind, eine politiſche Gefahr für den Staat bilden; doch würde eine derartige Annahme entſchieden irrig ſein. Beſitzen ſie auch innerhalb der Grenzen ihrer eigenen Gerichtsbarkeit unumſchränkte Macht, und pflegen ſie die von ihnen abhängigen Leute auch in willkürlichſter Weiſe zu bedrücken, ſo haben ſie doch alle daneben eine ſehr heilſame Scheu vor den regulären Behörden, und der Gedanke an einen offenen Widerſtand gegen die Landesregierung oder auch nur gegen den Gouverneur ihrer Provinz liegt ihnen vollkommen fern. Das plötzliche Erſcheinen irgend eines kleinen Unterbeamten, der nur mit einer Inſtruktion zur Vornahme amtlicher Erhebungen ausgerüſtet, ohne jede Begleitung auf einem friedlichen Eſel in das Dorf einreitet, verſetzt ſie in die größte Aufregung. Augenblicklich werden alle etwa zwiſchen ihnen beſtehenden kleinlichen Streitigkeiten und Eiferſüchteleien begraben — nicht etwa, um einen gemeinſamen energiſchen Widerſtand zu organiſiren, ſondern nur, um mit vereinten Kräften Maßregeln zur Beſtechung des unwillkommenen Eindringlings zu treffen. Kurz vor dem Beſuche des Engländers in dem Dorfe hatte ſich ein derartiger Fall ereignet. Ein Beamter, der behufs Regulirung der Steuerregiſter Nachforſchungen über die Grundbeſitzverhältniſſe des Bezirks anſtellen ſollte, war nach dem Dorfe gekommen, und die Scheichs, die wohl wußten, daß ſie viel mehr Land beſtellten, als in den Liſten angegeben war, hatten beſchloſſen, die Regulirung durch das gewöhnliche probate Mittel zu verhindern. Nach einer langen Berathung war man übereingekommen, daß jeder der drei großen Scheichs 1000 Mark nach unſerm Gelde bezahlen, und daß die anderen Grundbeſitzer noch einmal 3000 Mark unter ſich aufbringen ſollten; für ein ſo anſehnliches Bachſchiſch würde, das wußte man nur zu gut, der Beamte ſich vollkommen berechtigt fühlen, höhern Orts zu berichten, daß die Steuerregiſter durchaus richtig ſeien.

Außer dieſen drei großen Scheichs beſitzt das glückliche Dorf noch zehn kleinere; und ſeltſamerweiſe wird aus der Mitte dieſer kleineren der ſogenannte Oberſte oder Präſident der Scheichs gewählt. Der Grund dieſer ſcheinbaren Anomalie liegt darin, daß der Präſident, der das verbindende Glied zwiſchen der Dorfgemeinde und den Regierungsbehörden vorſtellt, ſich öfter zu Konferenzen mit dem Untergouverneur nach den Bezirksſtädten begeben und noch mancherlei andere langweilige Amtsgeſchäfte beſorgen muß, deren Verwaltung nach der Anſicht der „kleinen Könige“ mit ihrer Würde und ihrem behaglichen Leben unvereinbar wäre.

Die Zukunft des Berari und ſeiner kleinen Könige hängt gänzlich von der Zukunft der Bewäſſerung Aegyptens ab. Könnte für das Land im Allgemeinen ein wirkſames Bewäſſerungs- und Drainage-Syſtem in Anwendung gebracht werden, ſo wäre nur ein verhältnißmäßig geringer Aufwand an Arbeit und Kapital nöthig, um einen großen Theil dieſer jetzt öden Landſtriche in einen ebenſo reichen und hochproduktiven Ackerbaubezirk umzuwandeln, wie es der obere Theil des Deltas iſt.

Südamerikaniſche Schatzſucherei.

Ch. X. Es iſt eine ziemlich bekannte Thatſache, daß manche Niederlaſſungen, welche von den Spaniern in den erſten Zeiten ihrer Kolonialherrſchaft in Südamerika gegründet wurden, ſich, wenngleich ſie es während einer kürzeren oder längeren Periode zu hoher Blüthe gebracht hatten, nicht zu halten vermochten. Auf zu exponirten Punkten angelegt, mußten ſie den erbitterten Eingeborenen eines Tages in die Hände fallen, da die ſelbſt mit Schwierigkeiten aller Art kämpfende Centralgewalt ihnen rechtzeitige und nachhaltige Unterſtützungen nicht gewähren

konnte. Die Tradition umgiebt alle jene untergegangenen Ansiedelungen mit dem Nimbus eines fabelhaften Reichthums, der sich einst durch das Wiederauffinden der von den vertriebenen oder getödteten Spaniern vergrabenen Schätze offenbaren müsse. Zu den Mythen oder Unwahrscheinlichkeiten darf dieser Volksglaube nicht gerechnet werden.

In jenen Zeiten konnte ein Sammelplatz der Spanier nur gedeihen, wenn er eine reiche Gold- oder Silberausbeute in Aussicht stellte. Daß bei Unruhen und Aufständen die Besitzenden ihr Gold und Silber versteckten und verscharrten, ist sehr erklärlich, ebenso, daß ein glücklicher Finder unvermuthet wieder darauf stößt, wenigstens in bewohnten Gegenden. Die Schatzgräberei ist daher in manchen Theilen Südamerikas ein durchaus nicht unbekanntes Handwerk, welchem, wie in Europa, Aberglaube und Beschränktheit ihren Tribut zahlen. Dennoch gehört das Auffinden verborgener Schätze nicht zu den Seltenheiten, stets aber nur durch ein Spiel des Zufalls, soweit nicht huacas in Betracht kommen, d. h. uralte Indianergräber, die in gewissen Gegenden theilweise allerdings Kostbarkeiten enthielten, wohl aber beinahe überall schon ihres Inhalts beraubt sind.

Während dem großen Indianeraufstande in Peru im Jahre 1780 und beim Ausbruch des Unabhängigkeitskampfes wurden in den opulenten Minenstädten der Anden große Beträge in Gold und Silber allen erdenkbaren Schlupfwinkeln anvertraut, und sehr oft ging das Geheimniß mit dem plötzlichen Ableben des Eigenthümers verloren.

Schreiber dieses kann aus eigener Erfahrung über einen solchen Fund berichten, da er nicht nur das betreffende Haus, in welchem der tapado — eigentlich „verdeckt", der generische Name für verborgene Schätze — gefunden wurde, sondern auch die Personen, denen er zufiel, kannte. In einer der größten Städte des Hochgebirges gelegen, bedeckte das Haus, wie alle aus den Zeiten der Eroberer stammenden Wohnungen, ein großes Areal, hatte aber nur ein Erdgeschoß. Zum innern Hofe führte ein mächtiges Thor, über dessen Bogen ein verwittertes Wappen Zeugniß davon ablegte, daß die ehemaligen Besitzer dem altspanischen Adel angehört hatten, der zu Anfang dieses Jahrhunderts von den Patrioten vertrieben oder vertilgt worden war. In einem der Gemächer, in welchem sich gewöhnlich die Dienerschaft aufhielt, befand sich eines Abends die Ama de llaves (Beschließerin) mit ihren beiden Söhnen, als zur großen Bestürzung der ruhig Plaudernden einer jener alten spanischen Silberthaler von der Decke des Gemachs herabfiel. Diesem folgte ein anderer, dann mehrere, zuletzt eine ganze Legion, wie wenn Jupiter über die häßliche gelbbraune Danaë einen Silberregen hätte ausschütten wollen. Augenscheinlich war das Geld in kritischer Zeit dort versteckt worden. Das zähe Rohr (caña hueca), aus welchem die Plafonds bestehen, vermoderte mit den Jahren, und bedurfte es zuletzt nur eines geringfügigen Umstandes, des nagenden Zahnes einer Maus, um das vielleicht seit achtzig Jahren dort ruhende Silber ans Tageslicht zu ziehen.

Die kühnsten Hoffnungen knüpfen sich natürlich an Plätze, auf die seit Menschenaltern schon kein anderes Wesen mehr den Fuß gesetzt hat, als der ursprüngliche Bodenbesitzer, der Indianer. Viel interessanter sind sie aber dem Forscher durch die Spuren, welche das trotzige Geschlecht der ersten Eroberer dort zurückgelassen haben mochte, als durch die möglicherweise sich vorfindenden Schätze — soweit nicht die Indianer selbst für deren Hebung besorgt waren!

Einer dieser Punkte nun, welchen die geschäftige Phantasie mit einem Netz bunter Legenden umwoben hat, ist das im Gebiet der Araucaner gelegene Villarica (die reiche Stadt). Im Jahre 1692 fiel diese reiche und bevölkerte Stadt nach einer Belagerung von zwei Jahren und elf Monaten in die Hände der Indianer, welche die noch Uebriggebliebenen niedermetzelten. Chile ist mit Peru und Bolivien in einen hartnäckigen Kampf verwickelt. Dessenungeachtet verliert es seine Südgrenze nicht aus den Augen, und machen seine Kolonnen sogar Vorstöße in das Gebiet, welches die Araucaner immer als ihr unbestrittenes Eigenthum angesehen hatten. Wenn die Chilenen einstweilen nur geringen Widerstand gefunden haben, so müssen sie sich doch auf ernstliche Zusammenstöße gefaßt machen. Allein auf die Dauer sind die gefürchteten Lanzen den Hinterladern nicht mehr gewachsen und mit dem Friedensschluß im Norden wird zugleich das Schicksal der Araucaner, deren Unterwerfung oder Ausrottung besiegelt werden.

Die jetzt schon neu erschlossenen Gegenden sollen über alle Beschreibung prächtige Landschaftsbilder bieten. Eine jener chilenischen Kolonnen, welche bis zu dem sagenhaften Villarica vordrang, berichtet über dessen Anblick: Die Ruinen sind dicht bedeckt mit hochgewachsenen Eichen. Leicht erkennbar sind noch die Straßen, unter welchen es welche giebt, die eine Viertelstunde lang sind. Wie es in den meisten der durch die Spanier gegründeten Städte Gebrauch war, schneiden die Seitenstraßen die Hauptstraßen in einem rechten Winkel, wodurch die Stadt in Häuserquadrate von 150 Varas Front getheilt wurde. Die noch in gutem Zustand befindliche Stadtumwallung zeigt eine Höhe von drei bis sechs Fuß, in jenen Tagen ein genügender Schutz gegen einen gewöhnlichen Indianerangriff. Die aufgefundenen Ziegel haben seit der Zeit, wo sie stumme Zeugen der Zerstörung von Villarica waren, die Härte des Steins erlangt. Den in der Nähe liegenden See gleichen Namens belebt die zahlreiche Nachkommenschaft des durch die Spanier eingeführten europäischen Wassergeflügels. Die Umgebung von Villarica ist sehr reich an Goldminen, deren Bearbeitung wieder aufgenommen werden wird. Auch andere zu gleicher Zeit zerstörte Niederlassungen werden durch diese Expeditionen dem Vergessen entrissen werden, und darf man bald auf interessante und vollständigere Berichte hoffen.

In Centralamerika begegnen wir ähnlichen Verhältnissen, über welche ein Herr Marchena in Costarica das Material zusammengetragen hat, das hier und da allerdings ein wenig ans Romanhafte streift. Es lautet:

An der Grenze, welche die Republik Costarica vom Staate Panama trennt, befindet sich das zu letzterm gehörige Departement Chiriqui, das die unter den Namen Tisingal, Quebrada aucha, Quebrada del Oro u. s. f. bekannten reichen Golddistrikte in sich schließt. Die zuerst genannte Mine wurde während einer kurzen Periode durch eine spanische Kolonie ausgebeutet, welche in deren unmittelbaren Nachbarschaft im Jahre 1601 die Stadt Concepcion de la Estrella gründete. Die Goldgier der Eroberer war aber so groß, daß sie die Eingeborenen mit unmenschlicher Härte zu ununterbrochenem Frohndienst in den Goldwäschereien zwangen. Im Jahre 1611 standen die Indianer auf und ließen keinen Spanier am Leben. Nicht lange dauerte es, so wurden die Indianer aufs Neue unterjocht und mit der früheren Grausamkeit behandelt. Am 28. September 1709 brach ein neuer Aufstand los, in welchem die Indianer alles massakrirten, was nicht ihrer Rasse war, die Zugänge zu den Minen zerstörten und mit Steinen, die sie von weit her herbeischafften, auffüllten und die Stadt so vollständig dem Erdboden gleich machten, daß heute nur noch eine Glocke und die Grundmauern der

Kirche als einzige Ueberbleibſel von Concepcion anzutreffen ſind.

Die Kunde von dem Untergang dieſer Stadt, ihrer Einwohner und der Eigenthümer von Tiſingal erreichte mit der Zeit Cartago, welches dazumal die Hauptſtadt der Provinz Coſtarica war, und es wurde beſchloſſen für dieſes Blutbad Rache zu nehmen. In den erſten Tagen des folgenden Jahres brach der Gouverneur von Cartago, Don José de Granda y Balbina mit 200 Mann gegen die Indianer auf. Er nahm ſeinen Weg über Buruca und Fuis, und in San José de Cabaguez, einer im Weſten von Concepcion und 15 Stunden von Cartago gelegenen Stadt, gelang es ihm 500 Indianer beiderlei Geſchlechts zu überraſchen, welche er als Sklaven unter die Einwohner von Cartago vertheilte. Alle anderen, die aufgegriffen wurden, wurden ohne Rückſicht auf Alter oder Geſchlecht ſofort getödtet. Seit jener Zeit führen dieſe Indianer ein unſtätes Leben in ihren Wäldern und Bergen, die eine Fläche von 17 geographiſchen Meilen bedecken. Sie ſind geſchworene Feinde der Spanier geblieben, zu welchen ſie jeden Weißen zählen.

Mit Concepcion und der Tiſingal-Mine wurden gleichzeitig auch die Städte Fuis, Atirre, Torrealba und San José de Cabaguez zerſtört. Die Wege, die ohnehin ſtets ſchlecht geweſen waren, waren nach etlichen Jahren vollſtändig verwachſen und unzugänglich. Vierzig Jahre ſpäter konnte in Cartago Niemand gefunden werden, der ſich der Lage von Concepcion erinnert, noch Jemand, der die Tiſingal-Mine beſucht hätte, und da die Grauſamkeit und Wildheit der Indianer und das ungeſunde Klima der Gegenden, die zu durchkreuzen waren, von der Tradition ſehr übertrieben wurden, ſo fiel alles der Vergeſſenheit anheim.

Im Anfang dieſes Jahrhunderts ſchien es, als ob ſich die Aufmerkſamkeit wieder jenen Regionen zuwenden wollte. Aber der dazumal ausgebrochene Kampf gegen das Mutterland, deſſen Folge dann die Gründung der Republik Coſtarica war, zog zum Schaden der meiſten induſtriellen Unternehmungen alle thatkräftigen Männer in ſein Getriebe. Später in den Jahren 1833/34 ſtieß ein Einwohner Cartagos in den Archiven auf alle auf die Tiſingal-Mine bezüglichen officiellen Dokumente. Allein nicht eine der vier auf einander folgenden Expeditionen, die ſich, geſtützt auf dieſe Enthüllungen, die Erforſchung der Tiſingal-Mine und ihres Gebiets angelegen ſein ließen, erreichten ihr Ziel.

Im Jahre 1860 ankerte die Vereinigte-Staaten Korvette Broklyn in Bocas del Toro, welche eine wiſſenſchaftliche Kommiſſion unter der Leitung von Dr. Evens an Bord hatte, deren Zweck, im Auftrage der Regierung, die Erforſchung des Iſthmus zwiſchen der Chiriqui-Lagune und David war. In ſeinem officiellen Report ſagt Dr. Evens von dieſer Region, daß ſie viel größere mineraliſche Reichthümer beſitzt, als Kalifornien und Oregon. Der ausbrechende Seceſſionskrieg und der Tod des Dr. Evens ließ dieſes Dokument in Vergeſſenheit gerathen.

Im Jahre 1865 zettelten die Blancos-Indianer in Coſtarica eine Verſchwörung gegen die unter ihnen lebenden Weißen und Meſtizen an und brachten ſie alle um, mit Ausnahme eines gewiſſen Raimundo Rovira von Caldera (im Diſtrikt von David), der mit einem Weibe der Blancos zuſammenlebte. Sie rettete ihm das Leben, indem ſie ihn auf einem langen Umweg, der ſie über die Tiſingal-Mine führte, bis zum Vulkan von Chiriqui brachte. Rovira ſah die Glocke, die Grundmauern der Kirche und — hier ſtreift der Bericht etwas ans Unglaubliche — die Goldader, von welcher er nur ungefähr ein Pfund abſprengte, weil ſeine Führerin ihm nicht erlaubte mehr davon zu nehmen.

Noch andere Individuen werden angeführt, welche von Tiſingal Kenntniß haben müßten, da ſie in David maſſives Quarzgold zum Verkauf brachten; ja, einer derſelben erklärte, einige Pfund von einem Blocke abgelöſt zu haben, welchen zehn Männer nicht von der Stelle zu lüpfen im Stande ſeien.

Im Jahre 1859 wurden die Huacas von Chiriqui entdeckt, und bis zum Jahre 1860 entnahm man denſelben Gold im Werthe von mehr als einer Million Thaler. Seit jener Periode bis heute ſtoßen die Bewohner von Chiriqui fortwährend auf Gold, und unzweifelhaft giebt es noch Tauſende von Indianer-Gräbern, die noch nicht berührt worden ſind. Das Queckſilber war den Indianern unbekannt; auch fehlten ihnen die Mittel, um das Quarz zu zerkleinern. Es iſt demnach augenſcheinlich, daß die Goldgewinnung ihnen nicht viel Mühe verurſachen mußte, und wahrſcheinlich, daß das Meiſte von Tiſingal kam. Trotz alle dem muß Concepcion und ſeine Mine erſt wieder entdeckt werden, was wohl mit enormen Schwierigkeiten verknüpft ſein muß, ſonſt wären ſie längſt ſchon überwunden, denn es giebt kein leichtgläubigeres, zugleich aber auch unternehmenderes Weſen, als einen regelrechten minero.

Es mag hier noch ein ähnliches Faktum Platz finden, über welches dem Schreiber dieſes an Ort und Stelle Perſonen von ſo hoher Glaubwürdigkeit berichteten, daß er nicht anſteht, deren Mittheilungen als ganz authentiſch wiederzugeben.

In den Yungasthälern von Bolivien finden ſich nicht nur alle Repräſentanten der tropiſchen Bodenerzeugniſſe vor, ſondern auch eine Fülle von reichen Erzgängen, die aber nur zum kleinſten Theil bearbeitet werden können, aus Gründen, welche mit den ſchwierigen Transportverhältniſſen zuſammenhängen. Die dort lebenden Indianer ſind ſeit den Zeiten der Spanier unterworfen, bekennen ſich zum Chriſtenthum und ſtehen zu den Grundeigenthümern in einem dienſtbaren Verhältniß.

In den vierziger Jahren brachte, unter der Adminiſtration des Generals Ballivian, ein ſolcher Indianer ſehr oft Gold zum Verkauf nach der Hauptſtadt Boliviens, und zwar Quarzgold, welchem man es ſogleich anſah, daß es von einer maſſiven, daumensdicken Ader herrührte. Die ſcharfen Kanten und die noch daran hängenden Quarzſplitter bewieſen es zur Genüge. Hier handelte es ſich um einen unberechenbar großartigen Reichthum. Ballivian, dem die Sache zu Ohren kam, ließ bei der erſten Gelegenheit den Indianer feſtnehmen. Wie behauptet wird, verſtand Letzterer ſich erſt nach langen Mißhandlungen dazu, die Mine ſeinen Peinigern zu zeigen. Mit Riemen gefeſſelt langte er in Begleitung eines Kommiſſärs, eines Officiers und einiger Soldaten an dem von ihm bezeichneten Punkte an. Man befand ſich in einer tiefen, zwiſchen den zwei kleinen Ortſchaften Chulumani und Coroico gelegenen Schlucht. Zu beiden Seiten waren die ſteil abfallenden Felſen mit dichter Vegetation bedeckt. „Hier, hoch oben an der Felswand ſtreicht die Ader durch“, ſagte der Indianer. „Ohne mich könnt Ihr ſie aber nicht entdecken. Bindet mich los, ſonſt iſt es Euch nicht möglich mit mir die Wand zu erklettern.“ Nur halb trauten ihm ſeine Begleiter, allein es blieb ihnen keine andere Wahl, als ſeinem Verlangen zu willfahren, und richtig, den ihm nachgeſandten Schüſſen zum Trotz, gelang es dem Indianer unterwegs in dem Labyrinth des dicht verwachſenen Unterholzes zu entſchlüpfen und er „ward nicht mehr geſehen“. Von einer goldführenden Ader fand ſich ſelbſtverſtändlich keine Spur vor.

Viel ſpäter, in den ſechziger Jahren, wurde einem in der Hauptſtadt anſäſſigen ſchweizeriſchen Uhrmacher manch-

Digitized by Google

mal Gold zum Kauf angeboten, das die ganz gleichen Merkmale an sich trug. Niemand wird sich darüber wundern, daß auch er das Geheimniß zu ergründen trachtete, aber ganz ohne Erfolg. Der indianische Verkäufer war zu schlau und zu gewitzigt und nur soviel brachte er an den Markt, als er für seine geringen Bedürfnisse nöthig hatte. Weder Ueberredungskünste noch das geliebte Aguardiente vermögen ihm ein Geheimniß zu entreißen, das sich vom Vater auf den Sohn vererbt. Zuviel des Elends hatte die Goldgier der Conquistadoren über seine Vorfahren gebracht, als daß er die über ihm stehenden Weißen und Farbigen jetzt noch mit der früheren Bereitwilligkeit zum goldenen Fließe führen würde.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Berliner Akademie der Wissenschaften hat aus der Humboldt-Stiftung folgende Bewilligungen beschlossen: 5000 Mark für Dr. O. Finsch zur Bearbeitung der auf seiner Reise in Polynesien angelegten Sammlungen; 6000 Mark für Dr. Ed. Arning in Breslau zum Behuf von Studien über den Aussatz auf den Sandwich-Inseln; 6000 Mark für Dr. P. Güßfeldt zur weiteren Ausdehnung der Forschungsreise in den chilenischen Anden, auf welcher derselbe seit Ende vorigen Jahres begriffen ist.

— Nach dem färöischen Blatte „Dimmalätting“ nehmen die Eidergänse auf den Färöer ebenso stark ab, wie sie auf Island, Dank den dort streng beobachteten Schonbestimmungen, zunehmen. Im Jahre 1812 brüteten die Eidergänse auf Kirkeböholm auf den Färöern zum ersten Male. Vor dieser Zeit brüteten sie in Kirkeböhavgen zu Hunderten und meistens ganz oben auf den Klippenspitzen. Während der ersten 30 Jahre nach 1812 wurden die Eidervögel stark verfolgt und viele Nester ihrer Eier beraubt. Trotzdem waren im Jahre 1850 noch 70 Nester vorhanden. Nun wurde der Werth der Eiderdaunen den Bewohnern der Inseln klar und viele begannen eigene kleine Bruthäuser auf beschützten Stellen anzubringen. Im Jahre 1860 brüteten ungefähr 230 Vögel, aber ungeachtet in jedem Jahre ca. 1000 Junge ausgebrütet wurden, begann von jenem Jahre an ihre Zahl doch abzunehmen; 1877 wurden noch 200 Nester gezählt, 1881 nur 160 und im vorigen Sommer war ihre Zahl auf 109 herabgegangen. Man nimmt an, daß nach drei Jahren keine Eidergänse mehr auf den Färöern brüten werden.

— Im „Annuaire de statistique de la ville de Paris“ macht Dr. J. Bertillon in einem Aufsatze über die Ergebnisse der Volkszählung von 1881 folgende Angaben über die Anzahl der Fremden in Paris. Von je tausend Einwohnern der Stadt sind 322 daselbst geboren, 38 in anderen Gemeinden des Departements Seine, 565 im übrigen Frankreich und den Kolonien und 75 im Auslande. (In Berlin entfallen auf 1000 Einwohner nur 13, in Budapest 14 Fremde.) 1881 gab es in Paris 45 281 Belgier, 31 190 Deutsche, 21 577 Italiener, 20 810 Schweizer, 10 789 Engländer, 9250 Niederländer, 5927 Amerikaner, 5786 Russen, 4982 Oesterreicher und 3618 Spanier. Die Zahl der Deutschen hat seit 1876, wo sie nur 19 024 Köpfe zählten, bedeutend zugenommen; die meisten wohnen in den äußeren Arrondissements, besonders im neunzehnten. Belgier und Holländer wohnen überall zerstreut. Die Italiener haben sich seit 1876 fast verdoppelt; sie wohnen besonders im 11. und den benachbarten Arrondissements, die Schweizer meist in den handeltreibenden Quartieren des Centrums. Im Jahre 1876 betrug die Anzahl der Fremden 119 347, 1881 dagegen 164 038. Diese Vermehrung um 43 689 Köpfe macht ungefähr den fünften Theil des ganzen Zuwachses der Pariser Bevölkerung aus.

Asien.

— Am 9. Mai haben die Herren Humann und Puchstein Smyrna verlassen, um im Auftrage der Berliner Akademie der Wissenschaften von Alexandrette aus eine neue Untersuchungsreise nach dem Grabmale des Nimrûd Dagh (s. „Globus“ Bd. 43, S. 76 und 89) anzutreten. Dorthin waren der begleitende Arzt Dr. von Luschan und der Direktor des Kaiserl. Ottomanischen Museums zu Konstantinopel, Hamdi-Bey, welcher sich der Expedition anschließt, bereits vorausgegangen.

— Wie der Wiener „Politische Korrespondenz“ aus Konstantinopel gemeldet wird, ist die weibliche Bevölkerung Kurdistans durch den Versuch, sie zu zählen, in lebhafte Aufregung versetzt worden. Auf Befehl der Regierung sollte die Zählung mit Hilfe von Soldaten durchgeführt werden, aber es sammelten sich 500 kurdische Weiber und trieben letztere in die Flucht. In Folge dessen ist der Census bis zum Eintreffen militärischer Verstärkungen verschoben worden.

— Die Indus-Brücke bei Attock, deren Vollendung die unmittelbare Eisenbahn-Verbindung zwischen Calcutta und Pischawar ermöglicht, ist am 24. Mai dieses Jahres dem öffentlichen Verkehre übergeben worden.

— Die Zeitung „Sibir“ theilt mit: Gegenwärtig bereist der Artilleriekapitän Tarnowski den östlichen Theil der Mandschurei. Er richtet seine Aufmerksamkeit insbesondere auf die Verwaltung und die Kriegsmacht Chinas; überdies nimmt er die durchwanderten Gegenden topographisch auf. Er begann seinen Marsch an dem russischen Grenzposten Poltawa und wandert weiter in der Richtung auf Ninguta und Hun-tschun. Von chinesischer Seite werden neuerdings an der russischen Grenze drei befestigte Städte gegründet: Udanu, Hunt-schun (die Stadt existirte schon und wird gegenwärtig nur befestigt) und San-tschi-heu. Der erste Ort ist der wichtigste; er ist nahe dem Busen von Slawjänsk gelegen und wird, wie man vermuthet, dem chinesischen Kriegsgouverneur zur Residenz dienen. San-tschi-heu giebt wahrscheinlich einen strategisch wichtigen Punkt. Die Befestigungsarbeiten werden von 2500 Soldaten ausgeführt, welche später ebendaselbst die Garnison bilden werden.

Afrika.

— Vor Kurzem ist Señor Bolivar von einer längeren Reise in Marokko nach Madrid zurückgekehrt. Er hat dort über 1000 Species von Insekten, Reptilien und Vögeln, sowie ein großes Herbarium mit vielen ganz neuen Pflanzen zusammengebracht.

Inhalt: Die Todas II. (Mit vier Abbildungen.) (Schluß.) — Ein Besuch auf Okinawa-shima (Liu-kiu-Archipel). (Mit vier Abbildungen.) — G. Wallis: Auf der Ostküste Luzons II. (Schluß.) — Der Nordrand des Nil-Deltas. — Südamerikanische Schatzsucherei. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. (Schluß der Redaktion 1. Juni 1883.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google